THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
NEU
v.4

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.
Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.
University of Illinois Library

FEB 1? 1967

L161— O-1096

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk

Herausgegeben

unter der

Redaktion von Bruno Geiser in Leipzig.

Vierter Band.

Leipzig 1879

Druck und Verlag der Genossenschafts-Buchdruckerei.

LIBRARY UNIVERSITY OF ILLINOIS URBANA

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Romane, Novellen, Skizzen von Natur- und Gesellschaftsleben.

Naturwissenschaftliche Abhandlungen.

Geschichtliche, kulturwissenschaftliche und literar-historische Aufsätze.

Biographien.

Studien und Skizzen aus den Gebieten der Länder und Völkerkunde.

Kleine Aufsätze vermischten Inhalts.

285703

Gedichte.

Räthsel u. dergl.

Correspondenz.

Illustrationen.

Die Neue Welt.

Gerechtigkeit Gleichheit

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 1. Jahrg. IV. 1879

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

Seekirchen war ein kleines, aber wunderliebliches Städtchen. Seine hohe, gesunde Lage in den österreichischen Alpen, der herrliche See, an dessen Nordende es lag, die ausgedehnten Nadelwaldungen, die es umgaben: alles berechtigte es zu dem Anspruch, ein klimatischer Kurort zu werden, gleich anderen österreichischen Gebirgsstädten, deren wachsende Bedeutung und noch mehr deren wachsender Reichthum für die unternehmungslustigeren Bewohner unseres Städtchens ein Gegenstand des Neides zu werden begann. Auch sie hielten sich für geschickt und pfiffig genug, um das, was ihnen die Natur so freigebig gespendet, in materiellen Gewinn umzusetzen. Auch sie wollten die kräftige Luft, das Wasser ihres Sees, den Harzduft ihrer Wälder in eine Quelle des Reichthums verwandeln und, die physische Herabgekommenheit der reichen Großstädter möglichst ausbeutend, sich selbst dadurch in die Höhe bringen.

Aber freilich, das waren fromme Wünsche. Seekirchen war und blieb ein reizender, aber vergessener Winkel auf Gottes Erdboden.

Etwelche kühne Touristen hatten sich wohl zu verschiedenen malen hierher verirrt und dann über diese köstliche Entdeckung Wunder berichtet und zum Besuche aufgefordert. Sie hatten von der Ruhe und Stille des Städtchens erzählt, sie hatten von dem unvergleichlichen Zauber des grünen Sees geschwärmt, von den dunklen, weiten Wäldern und den schneebedeckten Bergen, die dieses Thal abschließen vor dem Gebrause und Getriebe der Welt. Hier wäre noch wahre, heilige Waldeinsamkeit zu finden, sagten sie, hier könne man sich ungestört versenken in die Schönheiten der Natur. Aber eben dieses Versenken und diese Stille und Waldeinsamkeit sind nicht jedermanns Sache, und die Schwärmer waren selbst nicht wiedergekommen.

Nur einer, der Oberbaurath von Schwertner, war abenteuerlich genug gewesen, daselbst für sich und seine Familie zum bleibenden Sommeraufenthalt eine Villa zu erbauen; ein kleines, wunderhübsches Häuschen mit einer Terrasse, die grade auf den See hinausging. Ihn schreckte nicht die große Entfernung von der Residenz, noch die schlechte Postverbindung und mühevolle Reise, und der Frühling des Jahres 1842 war kaum angebrochen, als er mit seinen zwei Töchtern hier seinen Einzug hielt. Bertha, die jüngere, damals ein lebhaftes, allerliebstes, dreizehnjähriges Mädchen, des Vaters Liebling, war von dem Aufenthalt in Seekirchen fast ebenso entzückt, als dieser selbst. Hier lebte sie in völliger Freiheit; ihre Gouvernante war ihr nicht immer auf den Fersen, und welch' eine Fülle von ihr ganz neuen Freuden boten die Gondelfahrten auf dem See, und das Schwimmen und die hübschen Spazirgänge und noch lustigeren Spazirfahrten, die sie mit ihrem Papa jetzt täglich unternehmen durfte. Die ältere Johanna hatte nicht das aufgeweckte, sanguinische Temperament ihrer Schwester; sie war, obwohl sie erst zwanzig Jahre zählte, äußerst indolent, ja man konnte sie träge nennen. Seit einem Jahre mit dem Major Baron von Wachtler verheirathet, befand sie sich überdies in einem Zustande, in welchem die meisten Frauen von Distinktion einer übermäßigen Bequemlichkeit huldigen und ein völliges Nichtsthun für zuträglich und passend halten. Ihr Mann war in einem abscheulichen Neste in Krain in Garnison, sie hatte ihm dahin, eben aus Rücksichten für ihre Bequemlichkeit, nicht folgen wollen, jetzt sehnte sie sich nach ihm, soviel sie sich eben sehnen konnte.

Er hatte ihr versprochen, Urlaub zu nehmen und sie in Seekirchen zu besuchen; sein Kommen sollte mit einem andern freudigen Ereignisse zusammentreffen. So geschah es auch. Der Major war kaum zwei Tage in Seekirchen, als seine Frau ihn mit einem gesunden Knaben beschenkte. Alles war überglücklich. Großvater Schwerdtner wurde zu Gevatter gebeten und er gab seinem ersten Enkel den romantischen Namen Ewald. Das Wort, fand er, stimmte so hübsch zu dem waldumdufteten Orte seiner Geburt.

Der alte Herr pflegte überhaupt alles zu demselben in Beziehung zu bringen, und er begann jetzt, die guten, kräftigenden Wirkungen seines neuen Aufenthaltes besonders hervorzuheben und anzupreisen.

Auch seinem Schwiegersohn gefiel es hier. Obwohl er als ächter Militär durchaus keinen Sinn für Naturschönheiten besaß, so interessirte ihn doch die Jagd und die Fischerei; und dann setzte er auch eine gewisse Bravour darein, hie und da die nahe an 6000 Fuß hohe Alpe zu besteigen und dort in einer der Sennhütten zu übernachten. Kurz, alle waren von Seekirchen und Umgebung gar sehr befriedigt, und es tauchte sogar das Projekt auf, die dortige Herrschaft Hohenwang mit ihren bedeutenden Liegenschaften an Wald und Feld und dem hübschen, neuen Schlosse, anzukaufen. Der jetzige Besitzer, ein Graf Reinhold, stand finanziell nicht zum besten und wäre sie gerne um jeden Preis losgeworden. Als jedoch zwischen dem Baurath und dem Major die Frage aufgeworfen wurde, welche von beiden Familien hier ihren ständigen Aufenthalt nehmen sollte, erklärte

sich keiner dazu bereit. Der Major wollte den Dienst nicht verlassen, ehe er nicht General geworden war, wozu er, obwohl man sich im tiefsten Frieden befand, die größte Aussicht hatte, denn er genoß einer hohen Protektion. Der Oberbaurath hingegen war seiner Individualität nach viel zu sehr an das Leben in einer Großstadt gewöhnt, als daß er es hätte gänzlich und für immer missen können. Uebrigens zog er es vor, das Landleben als Liebhaber zu genießen und nicht von dem ganz veränderten Gesichtspunkt eines Gutsherrn und Oekonomen. Das Projekt zerfiel somit von selbst, und es war gut so, denn die jungen Damen, die man damals nicht befragte, hätten gar bald ihr Veto eingelegt. Frau Johanna zuerst. Als sie den nächsten Sommer einen zweiten Jungen aufzuweisen hatte, der, da Großpapa keinen weiteren Namen mit Wald im Kalender fand, ganz simpel und einfach Hans getauft wurde, fand sie die Luft und das Wasser hier allzu kräftig, und nachdem ihr Gatte in eine größere Garnison versetzt worden, zeigte sie keine Lust mehr, den Sommer in der Villa ihres Vaters zuzubringen. Sie hatte Angst vor allzu reichlichem Kindersegen, der ihrer Bequemlichkeit und ihrem Ruhebedürfniß gefährlich zu werden drohte.

Bertha begleitete noch einige Sommer mit Vergnügen ihren Vater nach Seekirchen und vertheidigte im Winter mit Wärme die Vorzüge ihres Landaufenthalts all' den großstädtischen Zweiflern gegenüber; als sie aber siebzehn Jahre alt geworden war, fand sie, daß diejenigen, die eine solche Abgeschiedenheit, ein solches Aufgeben aller Geselligkeit höchst langweilig und für die Dauer unerträglich nannten, sehr recht hatten. Sie hatte jetzt Bälle und Konzerte und andere schöne Dinge kennen gelernt, von denen sich ihre Schulweisheit bisher nichts träumen ließ, sie hatte die Huldigungen der Männerwelt gekostet und sie fand dies sehr nach ihrem Geschmack. Das lebenslustige, vergnügungssüchtige Mädchen wollte den Gedanken, den nächsten Sommer abermals nach Seekirchen zu gehen, garnicht mehr in Betracht ziehen, und sie bestürmte ihren Papa, wenn er nun doch einmal Alpenluft und Alpenseen haben wolle, mit ihr einen jener eleganten Kurorte zu besuchen, wo man nebst Schwimmen und tiefem Athemholen auch noch anderer Vergnügungen theilhaftig werden könne. Aber in diesem Falle war Papa unerbittlich. Er wollte den liebgewordenen Aufenthalt mit keinem andern vertauschen, seinen smaragdnen See nicht lassen, bis er, durch allzuhäufiges Baden in eben diesem See, sich einen Gelenkrheumatismus zuzog, der leider durch unrichtige Behandlung des dortigen Arztes sich derart verschlimmerte, daß er nach der Residenz gebracht werden mußte, wo er sein Krankenzimmer nimmer verließ, da eine bleibende Lähmung eintrat. —

Bertha war darüber trostlos. Sie liebte ihren Vater wirklich, aber sie hatte bisher an seiner Seite nur Tage der Freude verlebt, und nun, wo sie, in voller Blüthe stehend, heftiger als je nach Genuß und heiterer Zerstreuung verlangte, sah sie sich zu völliger Einsamkeit verurtheilt und genöthigt, einen großen Theil des Tages im Krankenzimmer zu verbringen. Ihr Vater nahm nur selten Besuche entgegen, und sie selbst empfing nur solche von Damen. Bälle, Konzerte, Soiréen, alles was junge, empfängliche Sinne reizt und entzückt, war ihr versagt. Aber ein sanguinischer Charakter verzweifelt nicht, er sucht auf die eine oder die andere Weise Entschädigung für sein unfreiwilliges Entbehren, und weiß sie gewöhnlich bald genug zu finden. Da Bertha nicht in den Ballsaal kam, so ging sie in die Kirche. In der Augustinerkirche in Wien waren damals die nachmittägigen, in französischer Sprache gehaltenen Predigten eines jungen Jesuitenpaters ungeheuer besucht. Die Zuhörerschaft bestand fast nur aus Damen, aber aus der Crême der Gesellschaft, und der Andrang wurde bald so stark, daß, wie im Theater, Karten ausgegeben wurden. Bertha war eine der Frömmsten unter den Frommen, sie fehlte bei keiner Predigt und man konnte sie stets in den Sitzreihen der Kanzel gegenüber bemerken, wo ihre schönen Augen unverwandt an den feinen, geistvollen Zügen des Paters hingen, der, ein Provençale, durch seinen beredten Ausdruck, die Fremdartigkeit und Weichheit seiner Sprache und die wahrhaft südliche Gluth seiner Darstellungsweise nicht nur Bertha, sondern das gesammte Auditorium hinzureißen und zu elektrisiren wußte.

Aber Bertha genoß bald einer gewissen Bevorzugung. Seine Augen suchten die ihrigen und es kam ihr vor, als richtete er die schönsten, rührendsten Stellen seiner Rede direkt an sie. Sie war glücklich und gläubig. Eines Tages kam sie, um seinen geistlichen Rath und Beistand zu erbitten. Sie beichtete ihm; und nach einiger Zeit fand es sich, daß auch Papa Schwerdtner in seinem traurigen Zustand nach den Tröstungen der Religion sich sehnte. Der junge Jesuitenpater besuchte ihn einigemale, aber der Oberbaurath mußte bald herausgefunden haben, daß dies feurige, südliche Temperament noch allzusehr im Weltlichen stecke, denn er verzichtete auf weitere Tröstungen und verbot Maxime Rival sogar das Haus.

Die Seekirchner hatten, seitdem der Herr Oberbaurath fortgezogen war, nichts mehr von ihrem einzigen Sommergast gehört, und die liebliche Villa am See war seit zwei Jahren unbewohnt geblieben. Baron Wachtler war einmal im Herbste mit Graf Reinhold nach Seekirchen gekommen, um dort einer großen Jagd beizuwohnen, aber er bewohnte damals, als Reinholds Gast, Schloß Hohenwang und sprach nur einmal in der Villa vor, um nachzusehen, ob Reparaturen nöthig geworden, und ob die daselbst wohnende Inspektorin, Frau Therese, auch alles in guter Ordnung halte.

Es überraschte diese daher nicht wenig, als sie plötzlich, mitten im Winter, den Befehl erhielt, die Zimmer für die Herrschaft in Stand zu setzen. Die Nachricht davon verbreitete sich bald im ganzen Städtchen und wirkte sensationell. Was hat das zu bedeuten? fragte man sich. War der Oberbaurath besser geworden oder wollte er hierher gebracht werden, um zu sterben? Als einige Tage später die Extrapost vorfuhr und statt des erwarteten Oberbaurathes zwei Damen ausstiegen, in deren einer man Fräulein Bertha erkannte, während die ältere eine hier noch nicht gesehene Persönlichkeit war, steigerte sich die Neugierde der sämmtlichen seekirchner Einwohnerschaft noch mehr. Die Bürgermeisterin, Frau Säuerling, konnte am nächsten Tage diese Ungewißheit nicht mehr ertragen und ließ sich soweit herab, Frau Therese im Unterstübchen der Villa einen Besuch abzustatten, um über ihre Zweifel, Befürchtungen und Ansichten in's Reine zu kommen.

Frau Therese berichtete denn auch getreulich den ganzen Sachverhalt. Das gnädige Fräulein hätte sich mit der Wartung und Pflege ihres Vaters überanstrengt, sie sei nervös und leidend geworden, und da hätten ihr die Aerzte zur Stärkung ihrer angegriffenen Gesundheit Alpenluft verordnet.

Die Bürgermeisterin schlug entsetzt die Hände zusammen. „Alpenluft im Februar! O, diese wiener Aerzte, diese wiener Aerzte! Im Sommer schicken sie uns ihre Patienten nicht heraus, aber im Winter, und dann nur das Fräulein allein, den Oberbaurath, den behalten sie sich drinnen, natürlich — eine so gute Kundschaft! Aber was wird sie denn allein hier machen, sie, die sich schon im Sommer hier gelangweilt hat?"

Da ihr Frau Therese darauf keine befriedigende Antwort zu geben vermochte, rückte sie mit einer andern Frage heraus.

„Sagen Sie mir nur, liebe Frau Therese, wer ist denn die Person, die mit dem Fräulein angekommen ist?"

„Das ist ihre Begleiterin."

„Nun ja, natürlich, aber sonst?"

„Ihre Aufsichtsdame."

„Aha, nun ja. Glauben Sie, daß das Fräulein eine Einladung zu unserm Kränzchen annehmen wird? Mein Mann, der Bürgermeister, veranstaltet es selbst. Es wird glänzend, und das wäre doch eine sehr angenehme Zerstreuung für das arme Fräulein."

„Das Fräulein hat mir bereits auf das bestimmteste erklärt, daß sie der äußersten Ruhe bedürfe," erwiderte Frau Therese sehr bestimmt. „Ihre Aerzte haben ihr das zur Pflicht gemacht. Sie wird, soviel ich weiß, keine Besuche annehmen und keine machen."

„O, diese wiener Aerzte!" jammerte auf's neue Frau Säuerling, aber sie mußte sich damit zufrieden geben, und mit ihr das ganze Städtchen.

Man sah in der That das schöne Fräulein Bertha fast garnicht. Nur wenn mittags die Sonne recht warm schien, trat sie, in einen weiten Pelz gehüllt, auf die Terrasse und schaute gelangweilt oder träumerisch, das war nicht ganz zu entscheiden, lange gegen den See und die schneebedeckten Berge.

Frau Säuerling hatte das Glück, sie einigemale daselbst beobachten zu können, und sie wollte finden, daß sie zwar etwas blässer, aber ganz und garnicht krank aussehe. „Ja ja, das ist so mit den Nerven, ich weiß das von mir," erklärte sie. „Man wird dick und fett, und ist dabei so fein und zärtlich wie Spagat."

Die Säuerlings hatten nämlich ein Spezereigeschäft, das erste in Seekirchen, wie sie voll Selbstgefühl versicherte, und die Frau hatte die Gewohnheit, ihre Vergleiche unter den Waaren zu wählen, mit denen sie am häufigsten hantirte.

Aber wenn auch Fräulein Bertha, zum Aerger der Seekirchner, viel zuhause blieb, so machte ihre sogenannte Aufsichtsdame hingegen recht häufige Ausflüge. Sie besuchte die naheliegenden Dörfer, ja sogar die entfernteren Gräben; so nennt man dort die schmalen Thaleinschnitte, wo einzelne, vereinsamte Hütten stehen. Die alte Frau, sie hieß Wurm, trat in die Hütten, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand ein; sie ließ sich auf der Ofenbank nieder und suchte mit den Häuslern ein Gespräch anzuknüpfen. Sie erkundigte sich theilnahmsvoll nach den Verhältnissen der Familie, fragte nach den lieben Kindern, wie groß die Zahl derselben, und ob nicht bald wieder ein Zuwachs zu erwarten sei. Sie ertheilte dann gewöhnlich gute Lehren und gefüllte Kuchen aus, und gab nicht selten noch ein hübsches Kopftuch darauf. Kurz, sie war so freundlich und geschickt, und die dadurch geschmeichelten Bäuerinnen so harmlos und gesprächig, daß sie, ehe sie schied, die genauesten Einblicke in diese Häuslichkeiten gewonnen hatte. Aber Frau Wurm war nicht befriedigt, sie hatte noch immer nicht gefunden, was sie suchte, denn absichtslos waren diese mühevollen Pilgerungen keineswegs. Wahrlich, nicht vergnügungshalber trotzte sie Wind und Wetter, wagte sie sich allein in diese entlegenen Orte, watete sie oft bis an die Knöchel im Schnee; es mußte ein wichtiger Grund sein, der sie dies unternehmen ließ, und ihr ein hoher Preis dafür gezahlt werden, denn Frau Wurm gehörte zu jener Klasse von Frauen, die sich ihre Visiten theuer bezahlen lassen. Endlich schien ihr Herumspüren von Erfolg gekrönt. Sie kehrte eines Nachmittags mit freudiger Geschäftigkeit in die Villa zurück und begab sich, ohne zu klopfen, in Berthas Zimmer. Eine lange, flüsternde Unterredung folgte, dann traten die beiden Frauen auf die Terrasse, die untergehende Sonne beleuchtete Berthas stark geröthetes und erregtes Antlitz.

„Dort, Sie können den Weg sehen, der längs des Hügels fortläuft," erklärte Frau Wurm mit heiserer Stimme, und mit der Hand die Richtung bezeichnend; „man hat eine starke Stunde zu gehen, ehe man an den Graben kommt."

„Es ist der Feistritzgraben," nickte ihr mit hastiger Ungeduld Fräulein Bertha zu, „aber bleiben Sie bei der Hauptsache, weiter."

„Ja, ja, ganz recht, der Feistritzgraben," erwiderte mit ihrer ganzen Umständlichkeit Frau Wurm. „So nannten sie ihn. Das Thal wird da gar enge, und der Weg steigt an, ach, so beschwerlich, und überall der tiefe Schnee, — o, wie das ermüdet! Ich dachte oft, ich brächte die Füße nicht mehr vorwärts, aber was thäte ich nicht um Ihretwillen!" Sie machte eine Pause, wie vor Erschöpfung.

„Weiter, weiter!" drängte das junge Mädchen. „Sie wissen, daß ich Ihre Mühe reichlich belohnen werde, aber vollenden Sie."

„Nun, ich ging also den Graben entlang, wohl eine halbe Stunde lang, es führt nur der eine Pfad, links und rechts hohe Berglehnen, aber der Weg drehte sich, ich sah endlich die mächtige Hochalpe grade vor mir, und jetzt bemerkte ich zur Rechten ein stattliches Bauernhaus."

Ein „Ah!" entfuhr den halbgeöffneten Lippen ihrer Zuhörerin.

„Ja," fuhr die Alte fort, „und es gehört dem Vinzenz Huber, sie nennen ihn den Stadtbauer, ich wußte das schon, und aus dem Kirchbuche wußte ich auch, daß er sich vor einem Jahre erst verheirathet hatte. Ich vermutheie, ein junges Paar zu finden. Das traf nun wohl nicht ein. Der Mann mochte seine vierzig am Rücken haben, und seine Ehehälfte war sicher auch nicht weit davon entfernt, aber nach einem zweiten Blick auf dieselbe wußte ich, daß meine Voraussetzungen dennoch richtig gewesen."

„Und Sie entdeckten Ihnen . . ."

„Ich sondirte erst, ich forschte und fragte, ich erfuhr, daß die Frau in einigen Tagen ihr erstes Kind erwarte, und daraufhin rückte ich mit meinem Anliegen hervor."

„Sie sagten Ihnen also grade heraus . . .?"

„Nun, ich mußte es doch, und da ich überdies hier alles Wünschenswerthe erfüllt fand, sah, daß die Leute anständig und ziemlich wohlhabend waren, dennoch aber die Gier nach mehr hatten und den Ehrgeiz, reich zu heißen, so war ich im voraus des Gelingens sicher. Ich hatte mich auch nicht geirrt; als ich die Summe von dreitausend Gulden nannte, die ihnen baar ausbezahlt würde, waren sie wie geblendet davon und gingen mit Freuden auf meinen Vorschlag ein."

„O, das ist gut!" rief Bertha erleichtert, „aber Sie sagten doch nicht, in wessen Auftrag Sie handeln, Sie nannten doch nicht meinen Namen?!"

„Noch nicht, aber der Stadtbauer will ihn kennen lernen, er will Sie sehen und mit Ihnen persönlich unterhandeln."

„Unmöglich!"

„Er will die versprochenen dreitausend Gulden von Ihnen selbst in Empfang nehmen, und zugleich auch das . . ."

„Nein, niemals!" fiel Bertha mit Heftigkeit ein; ihr Körper bebte in zitternder Erregung. „Was wäre denn gewonnen? Ich wäre in die Hände dieses Mannes gegeben, ich wäre keinen Augenblick sicher vor Entdeckung!"

„Ach, was Sie doch für überspannte Einbildungen haben! Beruhigen Sie Sich, die Leute müssen schweigen, in ihrem eigenen Interesse schon. Denken Sie doch, sobald die Kinder als Zwillinge in das Kirchenbuch eingetragen sind, muß ihnen selbst alles daran liegen, daß dieser Betrug nicht entdeckt werde, denn nur sie würden sich darüber zu verantworten haben. Ueberdies haben sie mir bei der heiligsten Jungfrau strengstes Stillschweigen gelobt, und diese Leute halten ihren Schwur."

„Sie werden mich insgeheim mit ihren Ansprüchen, mit ihren Forderungen verfolgen," stöhnte Bertha.

„Auch dafür ist gesorgt. Die Hubers wollen es Ihnen schriftlich geben, daß sie, außer dem jetzt Empfangenen, niemals weitere Ansprüche erheben oder irgendwelche Entschädigung beanspruchen würden, selbst dann nicht, wenn das ihnen Anvertraute einmal zurückgefordert werden sollte."

„Aber ich will den Mann nicht sehen!" rief Bertha in stets wachsender Erregung. „Ich willige sonst in alles, ich will zahlen, was man verlangt, aber lassen Sie mich aus dem Spiele. Die Leute sollen mich nicht kennen, sie sollen nicht einmal meinen Wohnort erfahren."

Frau Wurm zuckte ungeduldig die Achseln. „Wenn Sie so eigensinnig sind, wird alles in die Brüche gehen, und Sie wissen doch, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Uebrigens erscheint mir jetzt, nachdem die beiden Huber soviel wissen, ein Abbrechen dieser Verhandlungen das Allergefährlichste."

„Reden Sie mit dem Manne, er wird sich fügen."

„Der Bauer ist starrköpfig, und er besteht darauf, Namen und Stand derjenigen zu erfahren, von der er ein so kostbares Vermächtniß übernimmt. Ueberdies dächte ich, müßte es Ihnen nur selbst zur Beruhigung dienen, wenn Sie den Mann kennen lernen, der . . ."

Das junge Mädchen schlug verzweifelnd die Hände vor ihr Gesicht. „Gott, Gott!" wimmerte es. „Soviel habe ich gewagt, soviel gelitten, um Verschwiegenheit zu erkaufen, um eine Entdeckung zu verhüten, die mich tödten würde, und nun soll ich immer fürchten, ewig zittern müssen!"

Frau Wurm wollte sie beruhigen, aber sie bemerkte, daß Fräulein Bertha einer Ohnmacht nahe war, und sie brachte sie sorglichst in das Zimmer zurück. (Fortsetzung folgt.)

Die Bildungsvereine, deren wesentliche Aufgabe und thatsächliches Wirken.

Von **A. Reichenbach.**

Die Behauptung, daß die Wissenschaft nur um ihrer selbst willen gepflegt werden solle, und daß daher eine Geistes- oder Gelehrtenaristokratie als von der übrigen Gesellschaft abgeschlossene Kaste vollkommen berechtigt sei, ist eine so irrige und grundfalsche, wie nur eine es sein kann. In unserem Menschenleben bezieht sich alles nur auf den Menschen. Alles um uns, was ist und was geschieht, hat nur Werth und Bedeutung insofern es von Einfluß auf den Menschen ist. Was für menschliches Leben und Streben keinen Werth hat, das existirt nicht für uns, wir kümmern uns nicht darum. Das menschliche Ringen und Mühen, die ganze menschliche Entwicklung spricht diese Wahrheit aus. Selbst Dinge, welche als seiend erdichtet und als in einer andern Welt vorhanden geglaubt werden, haben im menschlichen Bedürfniß ihren Entstehungsgrund. So dreht sich die ganze jüdisch-christliche

Schöpfungsgeschichte sammt der Lehre von einer Erlösung, Heiligung u. s. w. nur um den Menschen; um des Menschen willen ist alles geschehen und geschieht noch. Man sagt daher mit vollem Rechte: Der Mensch ist sich selbst das Wichtigste. Die Ansicht, daß z. B. ein Staat oder überhaupt eine geordnete Gesellschaft sich selbst Zweck, der Mensch ihretwegen da sei und ihr zum Opfer fallen müsse, welche Ansicht Plato seiner Staatstheorie zugrunde gelegt hat, ist ebenso falsch. Ein geordnetes Gesellschaftsleben ist nur da und kann nur da sein, kann überhaupt nur begründet und berechtigt sein, weil dadurch es dem Menschen leichter werden soll, seine naturgemäße Lebensbestimmung und die daraus hervorgehende sittliche Lebensaufgabe zu erfüllen, d. h. im möglichst guten und vollkommenen Sinne Mensch zu sein. Es ist daher auch ganz natürlich, daß alles menschliche Streben und Wirken auf die Hebung und freie Entwicklung des Menschengeschlechts hinzuarbeiten hat. Jede Thätigkeit, welche mittelbar oder unmittelbar nicht darauf hinzielt, hat in unserm gesellschaftlichen Leben keine Berechtigung. Und von dieser Verpflichtung kann die Pflege der Wissenschaft und die wissenschaftliche Forschung nicht ausgenommen werden. Ja, von diesem Standpunkte aus ist sogar die Methode der Behandlung der Wissenschaft, z. B. das Studium der alten Sprachen und ähnliches zu bestimmen. Man muß daher sagen: auch der Gelehrte hat für das Menschengeschlecht zu arbeiten, auch er hat das Wohl und die Fortentwicklung der menschlichen Gesellschaft sich zum letzten Ziel zu setzen. Allein wenn er auch nicht eine für sich bestehende Kaste darzustellen hat, welche die Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegt, so bildet er doch einen Stand wie jeder andere Beruf, der besondere Anlagen und Fähigkeiten, sowie ein bestimmtes Erlernen voraussetzt und bedingt. Es ist daher der Gelehrtenstand vollkommen berechtigt. Es fragt sich nur, wie soll und kann das Ergebniß der wissenschaftlichen Arbeit für das Gemeinwohl nutzbar gemacht werden? — Die eine Seite ist bekannt. Tausenderlei Erfindungen, man braucht nur an Eisenbahnen, Telegraphen, Maschinen u. a. zu denken, sind nur die Verwirklichung und praktische Anwendung erkannter Naturgesetze, diese Erkenntniß selbst ist ein Ergebniß des wissenschaftlichen Arbeitens. Aber der Mensch hat auch noch ein anderes Interesse, nämlich das geistige. Der größte materielle Besitz und die größte Bequemlichkeit erhalten für ihn erst ihren höheren Werth, wenn er zugleich auch in geistiger Hinsicht sich auf eine höhere Stufe der Entwicklung und des Daseins emporgeschwungen hat. Der materiell Arme, aber geistig mehr Entwickelte hat als Mensch einen viel höheren Werth, als der rohe Dummkopf, der tausende im Vermögen besitzt, Namen und Ahnen hat und auf dem Parquetboden raffinirten Genüssen fröhnt. Darum müssen auch alle diejenigen Ergebnisse des wissenschaftlichen Arbeitens, welche sich nicht wie Naturgesetze durch Maschinen und andere ähnliche Einrichtungen zur Anwendung bringen lassen, ebenfalls zum Wohle der Gesellschaft zur Geltung gebracht oder, mit andern Worten, Gemeingut des Volkes werden.

Es fragt sich nach all' diesem nur, wer das Vermittleramt der wissenschaftlichen Resultate an das Volk übernehmen soll und will. Es verdient gewiß die höchste Anerkennung, wenn der Gelehrte es selbst thut, falls er kann; aber gefordert kann es von ihm nicht werden. Denn einestheils hieße es, ihn seinem eigentlichen Beruf entziehen, anderntheils aber besitzt lange nicht jeder Gelehrte die Fähigkeit, die Ergebnisse wissenschaftlichen Forschens in Rede oder Schrift gemeinverständlich für das Volk darzustellen. Man kann und darf sich daher keineswegs darauf verlassen, daß die Gelehrten diese Vermittlung selbst besorgen werden; und grade der Umstand, daß das lange nicht immer geschehen kann, noch geschieht, mag viel dazu beigetragen haben, den Gelehrtenstand als die bezeichnete Kaste erscheinen zu lassen. Es muß sich also schon ein anderer finden, der es auf sich nimmt, das durch wissenschaftliche Arbeit Errungene zum Eigenthum des Volkes zu machen.

René Levasseur. Für die „Neue Welt“ gezeichnet und geschnitten. (Seite 10.)

Diese Aufgabe nun haben sich schon früher und besonders in neuerer Zeit eine Anzahl von Vereinen gestellt, mit Hülfe von Männern, welche sowohl wissenschaftliche Bildung, als auch die Fähigkeit besitzen, durch Rede und Schrift das vom Gelehrten Erarbeitete und vorerst nur seinen Fachgenossen zur Kenntniß Gebrachte dem Volke in gemeinverständlicher und faßbarer Weise mitzutheilen. Diese Vereine führen verschiedene Namen: Bürgerverein, Handwerkerverein, Gewerbeverein ꝛc., und bestehen manche von ihnen schon dreißig bis vierzig Jahre; besonders sind aber hier die in den letzten zehn Jahren entstandenen sogenannten „Bildungsvereine“ und die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ zu nennen. Darauf wollen wir denn auch einen kritischen Blick werfen.

Wie bekannt, knüpft sich die Entstehung dieser Vereine sowie der genannten Gesellschaft größtentheils an die Feier des hundertjährigen Geburtstages Alexanders von Humboldt im September 1869*). Diese Feier hatte eine dreifache Bedeutung. Sie galt

*) Der Verfasser bezieht sich in diesem Aufsatze durchweg auf die von liberaler Seite zu Parteizwecken gegründeten Vereine. D. Red.

Die Vestalin. (Seite 11.)

in erster Linie dem großen Gelehrten und Forscher. Dann galt sie aber auch dem Manne, der selbst es nicht unter seiner Würde hielt, in freien Vorlesungen die Ergebnisse seines Forschens dem Volke vorzutragen. Allein diese beiden Punkte würden dem Feste doch nicht die Höhe des Glanzes und diese Allgemeinheit verliehen haben, wenn es nicht zugleich im Geiste der Zeit gelegen hätte, die Naturwissenschaft zu verherrlichen. Die Verherrlichung der Naturwissenschaft ist daher die dritte Bedeutung jener Humboldt-Feier.

Bevor wir nun auf die nähere Beziehung dieses Festes und seine Bedeutung für die genannten Vereine eingehen, wollen wir erst noch eine Frage aufwerfen und zu beantworten suchen. Die Frage heißt: Wozu sollen dem Volke die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit mitgetheilt werden? — Die Antwort, welche darauf ertheilt wird, lautet: Um das Volk zu bilden. Aber was heißt bilden? Was meint man damit? Was ist überhaupt unter dem Begriff Bildung zu verstehen? — Bilden heißt, gestaltend eine Idee zur Darstellung bringen. So sprechen wir von bildenden Künstlern und bildender Kunst. Allein, während ein solcher Künstler die darzustellende Idee in seinem eigenen Kopfe trägt und seinem Gebilde einverleibt, sodaß sie durch dasselbe hindurchscheint, als ob sie es ganz durchdränge und belebe, und nur wenn dieses der Fall ist, überhaupt von Schönheit des Bildes und von Kunst die Rede sein kann, — verhält es sich ganz anders mit organischen Lebewesen. Diese tragen die Idee, welche in ihnen und durch sie zur Darstellung kommen soll, in sich, sie ist ihnen Wesensidee sowie Inbegriff ihres Lebens- und Entwicklungsgesetzes. Hier ist also die Idee nicht erst einzuverleiben, sondern hier kann der Mensch nur durch Einflüsse von außen fördernd oder hemmend einwirken. Zu diesen organischen Lebewesen gehört nun auch der Mensch selbst. Auch er trägt die Idee, welche durch sein Leben und Handeln zur Darstellung und Verwirklichung kommen soll, als seine Wesensidee in sich, und wir nennen sie die Menschheitsidee, den Inbegriff des reinen Menschenthums oder auch das Urbild der Menschheit. Soll nun von einem Bilden des Menschen in Beziehung auf den Menschen die Rede sein, so kann darunter nur ein Einfluß verstanden werden, welcher von dem einen auf den andern ausgeübt und durch welchen die Menschheitsidee im Menschen geweckt und in ihrer Entfaltung gefördert wird. Eine solche Einwirkung soll nun, wie kaum erst hervorgehoben zu werden braucht, zu allererst bei der Erziehung in Familie und Schule stattfinden. Allein von der meistens mangelhaften oder gar verkehrten Familienerziehung ganz abgesehen, wissen wir recht gut, daß die Schule heutzutage, vom Standpunkte des reinen Menschenthums aus, lange das nicht leistet, was sie leisten sollte. Es findet also diese erforderliche Einwirkung auf den Menschen, um seine Wesensidee in ihrer Entfaltung zu fördern, lange nicht in genügender Weise statt. Das nun nachzuholen, soll ebenfalls Aufgabe der Volksbildungsvereine sein. Die Aufgabe dieser Vereine und aller, welche sich deren Streben selbst zur Aufgabe gemacht haben, kann also nur darin bestehen, auf das Volk möglichst einen solchen geistigen Einfluß auszuüben, daß einestheils das in der Schule Vernachlässigte nachgeholt, als auch eine weitere geistige Entwicklung angeregt, unterstützt und geregelt, im Prinzip mithin die Entfaltung der Menschheitsidee gefördert werde. Nur in diesem Sinne kann dann von einem bildenden Einfluß auf das Volk oder von einer Volksbildung die Rede sein.

Nun entsteht die Frage, in welcher Weise hat sich dieser Einfluß zu gestalten und zu vollziehen? Da sagt man zuerst: durch Mittheilung oder Vermittlung der Resultate des wissenschaftlichen Forschens. Aber das sowohl, als wenn wir sagen, durch Mittheilung des durch menschliche Geistesarbeit geförderten Wahren und Besten, klingt immer noch zu allgemein. Diese Antwort ist an sich ganz gut, aber man möchte sie etwas handgreiflicher haben. Wir wollen daher noch näher darauf eingehen.

Soll nach dem von uns hier bereits Gesagten im wahren Sinne des Wortes von einer Menschenbildung, von einem bildenden Einflusse auf das Volk die Rede sein, so ist es unseres Erachtens die allererste Aufgabe dieser Vereine und der sie leitenden Männer, dem Volke eine klare Kenntniß seiner selbst, dem Menschen einen klaren, wahren und gesunden Begriff vom Menschen beizubringen. Und da wäre denn, wie jeder sofort einsehen muß, vor allem sehr viel verkehrtes, phantastisches und verderbliches Zeug hinwegzuräumen. Das, meinen wir, müßte das Allererste sein. Menschenkenntniß auf Grund der wissenschaftlichen Forschung, der Erfahrung und der Geschichte und Beseitigung alles den Menschen Erniedrigenden, Drückenden, Hemmenden und Lähmenden. — Geht man nun vom Menschen aus, wie es sich nach unserer Meinung geziemt, wenn es sich um Menschenbildung handelt, so eröffnet sich ein großes, weites Arbeitsfeld für solches Wirken. Denn die Anthropologie oder Lehre vom Menschen umfaßt heute viel mehr als früher und bezeichnet eigentlich den Inbegriff alles für den Menschen Wissenswürdigen und Wissensnöthigen. Voran steht die Lehre vom Bau des menschlichen Körpers, also Anatomie; dann folgt die Lehre vom Organismus und seinen Funktionen, von Ernährung, Stoffwechsel u. s. w., also Physiologie; daran mag sich eine gemeinverständliche Gesundheitslehre, d. h. Behandlung des Körpers, Einfluß von Kleidung, Wohnung, Bewegung &c. knüpfen; schließlich gehört noch hierher, was als Hausarzneikunde dem Volke mitgetheilt und anvertraut werden kann. Das wäre etwa die eine Seite der Lehre vom Menschen. Die andere beginnt mit der Psychologie oder Lehre vom Geistesvermögen des Menschen, welcher Wissenszweig nach dieser Seite unmittelbar der Physiologie zu folgen hat. Durch eine populär-wissenschaftliche und vernünftige Behandlung dieses Themas kann unsagbar viel gewirkt, besonders aber einem Wust von Aberglauben Grund und Boden entzogen werden. Denn, daß die Ansicht, welche der Mensch von seinem eigenen Geistesvermögen besitzt, von unermeßlich großem Einflusse für sein ganzes Leben ist, wird niemand in Abrede stellen. Die Lehre vom Tode in seinem ganzen Umfange mag dann die Lehre vom Menschen beschließen.

Ist durch Behandlung dieses Themas ein fester Grund gelegt, so ist aus der Natur des Menschen und aus den allgemeinen Naturgesetzen die naturgemäße Bestimmung desselben herauszulesen und auszusprechen, welche in nichts anderem bestehen kann als, wie schon bemerkt, in der möglichst vollkommenen Entfaltung und Verwirklichung der Menschheitsidee. Daraus ergeben sich die im Wesen des Menschen begründeten Grundrechte desselben, welche, falls er seine Bestimmung erfüllen soll, geltend gemacht und geachtet werden müssen. Den Grundrechten gegenüber stehen alsdann die Grundpflichten und beide ergeben die Grundsteine einer gerechten gesellschaftlichen Ordnung und führen nothwendig zur sozialen Frage, ihrer Klärung und möglichen Lösung. Die naturgemäße Bestimmung und die Grundrechte des Menschen gestalten sich ferner zum Maßstab dessen, was recht oder unrecht, gut oder bös für den Menschen ist und sein muß. Wir kommen zur Moralfrage, zur Ethik und zum Wesen der Religion. Dieselbe Lehre von des Menschen Bestimmung und seinen Grundrechten, von Recht und Unrecht u. s. w. führt zur Lehre von der öffentlichen Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit, zur Lehre vom Wesen und der Aufgabe des Staates und seinem Verhältniß zur Pflege anderer Seiten des menschlichen Lebens; sie führt aber auch in weiterer Linie zur Erörterung eines menschenwürdigen Verhältnisses zwischen den Völkern, zur Verwerflichkeit, weil Unmenschlichkeit, des Krieges, zur Klärung der Begriffe von national und international und schließlich zur Definirung der Aufgabe des ganzen Menschengeschlechtes selbst.

Eines greift in das andere. Wissenschaft, Sittlichkeit, Volkswirthschaft, Politik; auch das Gebiet der Kunst müßte nach und nach in Betracht kommen und für das Volk verständlich behandelt werden, soweit dieses überhaupt möglich ist. In dieser Weise das Volk belehren, aufklären, es zum selbstständigen Denken anregen, ihm die entsprechenden empfehlenswerthen Schriften in die Hand geben, heißt dasselbe von Wahn und Aberglauben befreien, heißt es zum Bewußtsein seiner Menschenwürde bringen, heißt in ihm selbst Muth und Vertrauen auf die eigene Kraft und Macht erwecken, heißt es zu einem frischen, freien und selbstständigen Geschlechte zu machen; heißt die Menschheitsidee zur schönen Entfaltung und zur heilsamen Verwirklichung bringen, — heißt in Wahrheit das Volk bilden.

Frägt man nun, wirken die vorhandenen Bildungsvereine in diesem Sinne und in dieser Weise, so muß mit einem entschiedenen Nein geantwortet werden. Alle diese Vereine haben von vornherein aus Mangel an Gründlichkeit und Entschiedenheit, also aus Zaghaftigkeit, Feigheit, die religiöse und politische Frage von ihren Bestrebungen und Erörterungen ausgeschlossen und haben sich somit den eigentlichen Lebensfaden ihrer Wirksamkeit für Volksbildung selbst abgeschnitten. Mehr als je sehen wir es heutzutage, daß wer nicht religiös aufgeklärt und selbstständig ist, sich für alle freiheitlichen Bestrebungen auf anderen Gebieten als unzugänglich und unempfänglich erweist. Aber man muß allerdings Logik kennen, um zu beweisen, daß ein strenggläubiger Katholik, Protestant oder Jude unmöglich im wahren und vollen

Sinne ein Demokrat oder überhaupt nur freigesinnt sein kann. Was die Bildung solcher Leute betrifft, so dürfte es jedem sofort einleuchten, daß dieselbe unmöglich eine durchgreifende, den ganzen Menschen erfassende, sondern nur eine halbe sein kann, weil „der Glaube" in ihnen immer noch den besten Theil besetzt hält und die Menschlichkeit nur soweit gehen darf, als es dieser Glaube erlaubt; sobald jedoch dieser angetastet wird, kommt sofort das glaubensfanatische Ungethüm zum Vorschein.

Als man vor Jahren einem gefeierten liberalen Volksmanne und bekannten „Löser" der sozialen Frage die Zumuthung stellte, als Abgeordneter für die Lösung der religiösen Frage etwas zu thun, da wies er diese Zumuthung mit den Worten von sich: „Laßt uns dem Volke erst Brot geben!" — Sehr schön gesagt, nur schade, daß es — eine Phrase ist. Die baierischen Maßbrüder, eine gewisse Sorte des schönen Geschlechtes, die ehrsamen Gründer unsrer glorreichen Kulturperiode u. a. haben Brot, sehr gutes Brot, besseres als mancher, der sich in ehrlich mühsamer Weise mit der Lösung der Zeitfragen und der Weiterentwicklung des Menschengeschlechtes abgibt, aber — wie sieht es unter der Decke aus? — Allein nicht genug, daß man von Anfang an über Religion und Politik das „Noli me tangere" („Rühre mich nicht an!") schrieb, in neuester Zeit hat man sogar den thätigen Organen für Volksbildung die Zumuthung gestellt, im Volke für „Treubleiben der Kirche" zur wirken, „weil das Volk doch einen Halt haben, doch an etwas glauben müsse" — !!! Wie es mit der Politik dieser Herren beschaffen ist, weiß jeder der offene Augen hat. Und diese Herren wollen von ihrem hohen Sitze herab dem Volke „Bildung" spenden! — Aber was wird in den Bildungsvereinen denn nun gethan? — Nun, es werden sehr viele öffentliche Vorträge gehalten, und auch manchmal eine Frage oder sonstige Angelegenheit besprochen, die Zuhörer erhalten löffelweise etwas aus der Chemie, Botanik, Zoologie, über Sekundärbahnen, Telephon und Scioptikon, über Zahntechnik, Kinderkrankheiten, Anwendung des Kochsalzes, Central-Afrika, Haarpflege u. s. w., u. s. w. — Themata, die alle soweit ganz gut wären, wenn sie anders geboten würden. Sodann müssen diese Vereine oft nur zur Gelegenheit dienen, daß Schönredner und sonstige seichte Köpfe sich können hören lassen. Dazu kommt dann noch, daß die Leitung solcher Vereine vielfach, wenn nicht meistentheils, als Monopol einer bestimmten Clique behandelt und festgehalten wird; ferner, daß die nationalliberale Partei als solche sich großentheils dieser Leitung bemächtigt hat, und wo dieses der Fall, da darf man keine Angst haben, daß irgend eine Frage mit Gründlichkeit und Entschiedenheit behandelt würde. So entsteht dann in den Köpfen sonst ganz gutwilliger und lernbegieriger Menschen jenes Chaos von einzelnen aufgeschnappten Wissensbrocken, vielfach unverstanden, unklar und unverdaut. Und von diesem Gesichtspunkte aus hat man nicht ganz mit Unrecht auf das gefährliche solcher Vielwisserei und Halbbildung aufmerksam gemacht. Ist nun durch das Ausschließen der Behandlung religiöser und politischer Fragen grundsätzlich eine höchst verderbliche Halbheit erzeugt, hat durch das Anknüpfen an Humboldt und seine Bedeutung das naturwissenschaftliche Element die Oberhand gewonnen und sind es daher besonders die Herren Lehrer dieses Zweiges der Wissenschaft, welche als Vortragende zur Geltung kommen, so ist es in den allermeisten Vereinen die Verwaltung und die unter der Decke steckende politische und religiöse Richtung, oder vielmehr Verkrüppelung, welche mit Aengstlichkeit darüber wacht, daß ja keine prinzipiellen und in das Menschenleben tiefeingreifenden Fragen zur Sprache gebracht oder gar in einer Rede gründlich beleuchtet werden. Nur wenige dieser Vereine machen von dem hier Gesagten eine anerkennenswerthe Ausnahme, indem sie mehr systematisch zu Werke gehen und in zusammenhängenden Vorträgen möglichst ein Ganzes bieten. Aber Religion und Politik ist auch in diesen ausgeschlossen. Werfen wir noch einen prüfenden Blick auf die entsprechende Literatur, so begegnen wir ganz derselben Krankheit. Die seichtesten, inhaltslosesten Sachen sind dem Volke geboten worden. In der Regel müssen solche Schriftchen zwei Eigenschaften haben, um beliebt zu werden, nämlich von einem Genossen derselben wasserblauen Farbe verfaßt und dann noch billig sein. Aehnlich verfährt man meistens bei Beschaffung von Werken für die Bibliotheken. Was aber die Schriften über Zeit- und Streitfragen betrifft, so halten sie nicht, was sie versprochen. Auch da scheut man sich, das Volk auf den Grund und zur Entschiedenheit zu führen. Wieweit der einen oder andern dieser Unternehmungen noch etwas Gründerliches anhaftet, wollen wir nicht näher untersuchen.

So kranken diese Vereine, welche einen so edlen Gedanken zum Untergrunde haben, an der verhängnißvollen und grundverderblichen Halbheit unserer Zeit.

Thatsachen und Wissenschaft.

Abhandlungen über naturwissenschaftliche Gegenstände in mehr oder weniger allgemein faßlicher, oder wie sie in der Absicht, sich einer allgemein wohlwollenden Voreingenommenheit zu versichern, gewöhnlich überschrieben werden, „populärer Form", gehören heute zu den alltäglichen Dingen. Noch interessanter, als der Stoff, den sie bringen, ist häufig die Einsicht in die Gründe, aus denen die gegebene Auswahl und in der bestimmten Form dargeboten wird: Jedenfalls gehört zu einer kritischen Werthung des popularisirten Wissenswerthen von der Natur die Frage nach dem Standpunkt des Verfassers. Denn nur zu häufig steht die Hinsicht auf wirklichen Nutzen für das nach Wissen begehrende Publikum dem Zwecke nach, dies offenbare Bedürfniß möglichst geschickt einem besondern, einem Parteistandpunkt dienstbar zu machen. Die Naturwissenschaft ist heute eine Großmacht, der alle Huldigung erweisen; viele, mit besonderer Devotion, thun es doch nur in der Absicht, ein Stückchen dieser Macht sich zum Privatgebrauch handlich zu machen. So bekommt die populär-naturwissenschaftliche Darstellung ein andres Gesicht, jenachdem sie von oder zum besten des Theologen, des Geschichtsschreibers, dieser oder der gegensätzlichen philosophischen Schule, des Mathematikers, des konservativen oder liberalen Politikers geschrieben ist. Das Popularisiren des Wissens ist solcherweise faktisch nichts anderes als die Kunst, es in eine bestimmte Livrée zu zwängen.

Wäre dem nicht so, so könnte wohl kein Streit entstehen über das, was aus den Naturwissenschaften ausgewählt werden dürfe, was geeignet, was gut genug sei, um es jedermann aus dem Volke zugänglich zu machen. Uns scheinen die Grenzen populärer Darstellung wesentlich nur gezogen durch die Möglichkeit, die Befähigung derer, die sich dies Ziel gewählt haben, ihren Gegenstand allgemein und zwingend verständlich darzustellen. Aus welchem Grunde sollte sonst alles, was wir von der Natur wissen und wissen können, nicht für alle denkfähigen Menschen geeignet sein?

„Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben": dieser Ausspruch kann mit Fug und Recht auf diejenigen Zunftgelehrten Anwendung finden, die, während sie die Popularisirung des Wissens mit Wort und That zu fördern vorgeben, für diesen Zweck doch nur die unumstößlichen Resultate, und diese auch nur bei sorgfältiger Auswahl, geeignet halten. Indem sie sich nur an die Auffassungsfähigkeit des Volkes wenden und — wenn sie solches überhaupt nöthig finden — das Nachdenken der von ihnen erläuterten Theorien und ihrer Begründung als höchste Leistung der geistigen Thätigkeit ihres Publikums beanspruchen, handeln sie nur als interessirte Diener ihres Standes und derjenigen Leute, denen nur an dem Schein und Ruf, Bildungsförderer zu sein, gelegen ist.

Sicher schmeichelt es der unter Gelehrten nicht eben schwach entwickelten Eigenliebe mehr, durch blendendes Hervorheben des in ihrem Fach unbestritten Erreichten die staunende Bewunderung der Menge über solches leistende, erleuchtete Köpfe zu wecken — einer Bewunderung, die zugleich nicht den Gedanken aufkommen läßt, daß auch ein profaner Verstand sich an derartige Aufgaben wagen könne — als durch Preisgeben der schwachen Seiten ihrer Geheimnisse, durch Aufzeigen dessen, was noch der geistigen Bearbeitung harrt, dessen, was sozusagen noch Rohmaterial ist, den eignen Nimbus erblassen zu lassen, die selbstvorgehende Verstandesthätigkeit der gering geachteten Masse zu wecken und am Ende gar unberufne Mitarbeiter — Konkurrenten nach üblicher Anschauung — sich erstehen zu sehen! So treten diese Gelehrten nur mit Erbansprüchen auf die vormals der Priesterschaft vorbehaltne höchste, unnahbare Würde hervor. Sie handeln gleichzeitig, bewußt oder nicht, im Interesse der Leute, die mit der

materiellen Ernte und dem Schein der Großmuth zufrieden sind; denn das bloße Ueberschüttetwerden mit Thatsachen, verbunden mit dem niederdrückenden Bewußtsein, diese Wissensgaben als unverdientes Geschenk unendlich höher stehender — doch aber Mitmenschen — empfangen zu sollen, muß gerade den Theil des Volkes völlig zurückstoßen, für den das Selbsterwerben, auch auf geistigem Gebiet, keine bloße Redensart ist. — Daher die auf diesem Wege, im Verhältniß zu dem Aufwand an Papier und Worten, so kläglich geringen Resultate der Popularisirung des Wissens!

Das Hypothetische, noch Ungewisse als Wahrheit dem Volke aufschwatzen wäre allerdings vom Uebel; von ebenso großem Nutzen kann es aber werden, das noch Dunkle in der Wissenschaft anzudeuten, Annahmen und Vermuthungen darüber mitzutheilen und so jedem arbeitslustigen Kopfe einen Weg zur Selbstbethätigung zu weisen und, vielleicht zwar zu Irrthümern, jedenfalls aber zum Selbstdenken anzuregen; zu jenem Selbstdenken, das doch wohl nicht mehr dem einen Menschen zum Ruhme, dem andern zum Vergehen angerechnet werden kann! Oder soll es auch hier heißen: Quod licet Jovi, non licet bovi? Sollte es nur dem Gelehrten und dem, der mit von jenem mühlos erhandelter Bildung prahlt, wohl anstehen, das stolze Wort: ich schaffe Gedanken, darum fühle ich mich ein Mensch!?

Hinfällig wäre auch der Einwand, daß dem Laien ja doch die wesentlichen Mittel zu selbstständigem Forschen in der induktiven Wissenschaft fehlen, die Möglichkeit, selbst Beobachtungen und Versuche anzustellen: denn einmal sind schon manche Resultate höchsten Werthes von mit beschränktesten Mitteln arbeitenden Nichtgelehrten oder durch Aufmerksamkeit und Denken bei praktischer Berufsarbeit gefunden worden, und dann sind in vielen Zweigen der Naturwissenschaft auf induktivem Wege gefundene Resultate in reicher Fülle vorhanden, aber noch thut es noth, sie zusammenzufassen, sie in Zusammenhang mit bereits feststehenden Gesetzen zu bringen, oder nur aus ihnen zu folgern. Zu den Mißverständnissen der heutigen Naturforschung gehört die Ueberschätzung der Thatsachen. Ihren Nutzen, ja ihre Unentbehrlichkeit wird kein Naturforscher in Abrede stellen. Eine höhere geistige Würde aber muß oft der geistigen Arbeit zugestanden werden, die durch Aufschwingen zu einem allgemeinen Ueberblick, durch einen kühnen Griff des Gedankens sie ordnet, ihre Gesetzmäßigkeit lehrt und dadurch die Einzelarbeiten vieler Jahre abschließt, erledigt.

Von den vielen Thatsachen zur Begründung unsrer Ansicht nur einige! Wie der englische Geschichtsschreiber Macaulay des weiteren ausführt, war nach Newton die Beschäftigung mit induktiver Naturforschung in England förmlich Mode geworden. Es darf uns daher nicht wundern, daß ein englischer Prediger, Priestley, sich gleichfalls mit ihr befaßte und der Entdecker des Sauerstoffs wurde. Er stellte ihn durch Erhitzen von rothem Quecksilber dar. Bald nachher entdeckte auch der Schwede Scheele diesen Stoff; er hatte ihn auch durch Erhitzen von Braunstein gewonnen. Der eine neue Aera begründende neue Stoff war gefunden, aber nicht erkannt. Noch waren die Geister in einem das Vorschreiten verhinderndem Irrthum befangen. Trotzdem die Thatsachen bekannt waren, daß die durch Verbrennen von Metallen, von Blei, Zinn, Kupfer entstehenden Körper schwerer waren, als die Metalle, so hielt man doch an dem alten Aberglauben fest, daß beim Verbrennen aus den brennbaren Körpern ein unbekannter Flammenstoff, das Phlogiston entweiche, und nahm keinen Anstoß an der unsinnigen Erklärung, daß das Phlogiston eine negative Schwere besitze. Da löste, ohne einen neuen Versuch anzustellen, Lavoisier den Knoten. Er erkannte mit Bestimmtheit den Sauerstoff als einen einfachen Körper und den Verbrennungsvorgang als eine Verbindung, ein Zutreten des Sauerstoffs zu dem brennenden Körper. Hiermit trat der Begriff eines Elements in die Chemie und wurde der Ausgangspunkt einer neuen, exakten Wissenschaft. Die Entdecker des Sauerstoffs, Priestley und Scheele, blieben Gegner des neuen Systems bis an ihr Ende. Können wir zweifelhaft sein, wem von den dreien der Preis gebührt?

Vor Newton waren schon viel Thatsachen bekannt, die mit der Gravitation im Zusammenhang standen, die Gesetze des freien Falls der Körper, der Pendelbewegung, die elliptischen Bahnen der Planeten u. a., aber Newton faßte sie erst durch einen Gedanken zusammen und schuf dadurch ein neues Lehrgebäude.

Arago hatte beobachtet, daß eine Magnetnadel, die über Kupfer oder einem andern nicht magnetischen Metalle schwinge, schneller zur Ruhelage zurückkehre, als eine solche, in deren Nähe keine derartige Platte vorhanden war. Ferner entdeckte er die Thatsache, daß eine rotirende Kupferscheibe eine vollkommen eingeschlossne Magnetnadel in der Richtung der Drehung mit herumführe. Arago bemühte sich viel mit diesen Versuchen, ohne die Ursachen der beobachteten Erscheinungen ergründen zu können. Das gelang erst Faraday mehrere Jahre später; er fand den Zusammenhang darin, daß jeder Elektrizität leitende Körper, der in der Nähe eines Magneten bewegt wird, elektrische Ströme senkrecht auf die Richtung der Bewegung in sich entwickelt. Durch Lösung dieses Problems schuf er die Lehre von der Magneto-Elektrizität, die sich zu einem wichtigen Theil der neueren Physik gestaltete. Der Beobachter der Thatsachen, Arago, wurde durch den ihn geistig bemeisternden Faraday sehr in Schatten gestellt.

Die Praxis des Ackerbaues hatte seit undenklichen Zeiten schon Thatsachen aufgehäuft über den Nutzen der Düngung, über Brache, Fruchtwechsel, über Erschöpfung des Bodens und dergleichen mehr. Ein lichter Gedanke Liebigs, den aber ebenso gut ein zum Nachdenken über das selbst Erfahrne angeregter Landmann hätte fassen können, daß nämlich die Aschenbestandtheile nicht zufällige Bestandtheile der Pflanzen, sondern daß sie zum Wachsen derselben nöthig seien und daß durch jede Ernte ein Theil des davon im Boden enthaltnen beschränkten Vorraths demselben entzogen würde: dieser Gedanke schuf die ganze so eminent wichtige Agrikulturchemie.

Eine Menge Thatsachen von Nervendurchschneidungen und deren Wirkungen waren längst bekannt, als der Gedanke, daß die Nerven zur Fortpflanzung von Schwingungen dienten, die Grundlage der Nervenphysik legte.

Daguerre entdeckte durch Zufall das nach ihm benannte Verfahren, Lichtbilder durch Quecksilberdämpfe auf Silberplatten zu erzeugen. Wenn er auch durch Beobachtung einer Thatsache Veranlassung gab zum Entstehen einer so kolossalen Industrie, als die Photographie heute ist, so bleibt sein wissenschaftlicher Ruhm doch nur gering. Der Nutzen einer Thatsache kann nicht das Maß der Anerkennung bedingen!

Umgekehrt ist der Werth einer Geistesarbeit, welche neue Theorien begründet, nicht dadurch herabzusetzen, daß man einzelne oder viele schon vorher bekannte Thatsachen entgegenhält als berechtigt, ihn zu vermindern. Wenn die Thatsache das Ergebniß einer geistigen Arbeit ist, erhebt sie sich zum Werth, zur Anerkennung einer solchen; oft aber ist sie nur das Ergebniß des Zufalls, des Glücks und erst in ihrer Verwerthung zeigt sich das Genie!

Nach dem Ausgeführten dürfte unser Standpunkt, die Tendenz, die den in der Folge beabsichtigten physikalischen und chemischen Abhandlungen zugrunde liegt, wohl keinem Mißverstehen weiter ausgesetzt sein: nicht mit neuen Posaunenstößen allgemeiner Redensarten den Ruhm der Wissenschaft oder ihrer hohen Priester auszurufen, noch auch das Gedächtniß des Lesers durch Ueberhäufung mit Thatsachen zu verwirren, oder aber durch Verdecken und Uebergehen der Lücken in unserm Wissen den Schein des fertig Abgeschlossnen zu wecken und dadurch vom Selbstdenken abzuschrecken — ist unsre Absicht, sondern wesentlich gerade die Förderung desselben und zwar des Nachdenkens über alle zugänglichen körperlichen Gegenstände und Vorkommnisse. Hierdurch vielleicht erreichte neue Resultate stellen sich dann als Gewinn für die ganze Menschheit dar! R.-L.

Die Trollhättan-Fälle.

Von Dr. **Max Traufil.**

Während meines siebenmonatlichen Verweilens in Schweden wurde ich nicht ein einziges mal angebettelt, trotzdem es dort keine Asylhäuser für Obdachlose gibt. Dafür steht dem Kriegsminister ein geringeres Budget zur Verfügung, als dem Kultusminister. Jeder Skandinavier, ohne Ausnahme, besitzt wenigstens ein paar Stiefel und kann lesen, was man von verschiedenen Romanen und Slaven nicht behaupten kann. Die Errungenschaften des Jahres 1848, welche in Deutschland noch immer jedem

Konservativen eine Gänsehaut verursachen, sind in Schweden längst in Fleisch und Blut aller Stände übergegangen; deshalb hat es 75 Prozent weniger Auswanderer wie Mecklenburg und 35 Prozent weniger Verbrecher wie Oesterreich. Die unerbittlichen Ziffern der statistischen Tabellen sind strenger als Cato's Sentenz: „Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam!"*) Der Regent, der seine vielen Freistunden mit Erfolg zu Reitstudien auf dem Pegasus verwendet, ist eine allbeliebte Persönlichkeit, obwohl seine Urgroßmutter nur eine französische Putzmacherin war und er weder eine Schlacht verloren, noch gewonnen hat. Die von Mutter Natur karg bedachten Fluren werden rationell bewirthschaftet und ernähren, mit Handel und Industrie, die Einwohner reichlicher, als das im Ueberfluß erstickende Ungarn seine sporenklirrenden Faullenzer. Die Städte, wahre Schmuckkästchen, wimmeln von rührigen, reinlichen, wohlgekleideten Insassen, die nur an einem allzugroßen Durst laboriren. Trotz dieses Lasters könnte aber manches Volk, dem alle Idealität unter Kohlenrauch und Wasserdampf abhanden gekommen ist, die Schweden um das feine Ausfühlen des Richtigen und Falschen, um das Verständniß für das Gute und Schöne beneiden. Dem menschlichen Geiste sind eben bestimmte Denkformen eigen, die er sich nicht durch die Erfahrung erwirbt, sondern die schon in ihm schlummern und durch die Eindrücke von außen geweckt werden, worauf sie jeder Wahrnehmung, jeder Erkenntniß ein bestimmtes Gepräge geben. Beweis dafür die Strandbewohner desselben Meeres, der aufgeweckte Schwede und der gedrückte Russe, von welch' letzterem Börne behauptet, daß er selbst im Auslande eine Kette nachschleppt. Mit dem Korporalstock kann man keine Intelligenz einbläuen. Die Norweger, diese nordischen Tyroler ohne Pfaffenseuche, sind biedere Kirchthurmpolitiker. Die beschränkten Lappen der Finnmarken sind wie die Indianer Nordamerikas, auf dem Aussterbeetat. Für Nomaden ist dies- und jenseits der Atlantis kein Raum.

Es war im September des folgenschweren Jahres, in welchem die „feindlichen Brüder" Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich dem „tapperen Landsoldaten" am Danewirke die Uniform ausklopften. Der schlaue Preuße behielt bekanntlich die Schöße der Uniform als Faustpfand und ließ dem gemüthlichen Oesterreicher das Nachsehen. Ich warf die Korrespondentenmappe, wie einst der König von Thule seinen Becher, in's Meer. Der alte, frische Wandermuth sollte mir des Herbstes Wehmuth verscheuchen. Ich reiste über Korsör und Kopenhagen nach Gothenburg. An der Wiege des Prinzen Hamlet, Helsingörs Kronenborg vorbei steuerten wir aus dem Sund, dem ehemaligen diplomatischen Klingelbeutel, in das Kattegat.

Grüngolden lag die ruhige Fläche des sonst ungeberdigen Gesellen, nur hie und da flimmerte ein weißer Wogenkamm, und wie in den Lüften schwebend erschien in der Ferne die leichte Linie der jütländischen Küste. Doch wie mit einem Zauberschlage veränderte sich die Szene, als wir uns dem Hafen von Gothenburg näherten. In grauer Vorzeit durch Wasser und Feuer aus der Tiefe emporgehoben, gleicht die schwedische Küste einer ungeheuren, düsteren Arche, die unter verstreuten Felsentrümmern, Scheeren genannt, schwimmt. Wie die ungleichen Zähne eines Krokodilrachens ragen zahllose Riffe und Zinken aus dem Meer, an denen sich schäumend die Brandung bricht. Galerien in die Felsenwand gebrochen, Tunnels wie von Menschenhand gebohrt, Brücken von Klippe zu Klippe geworfen, kurz ein sturmzernagtes Steingeripp, nur spärlich mit der grünenden Moosdecke überkleidet. Gurgelnd rollt die See zwischen den tausend und abertausend Hindernissen, um, in den Höhlungen verschwindend, im nächsten Augenblicke den zischenden Gischt durch andere Spaltungen mit Donnergetöse in die Höhe zu schleudern. Und in diesem Aufruhr der Elemente folgt dem Winke des Lootsen das Schiff wie ein denkendes Wesen.

Nach einigen Tagen behaglichen Stilllebens brach ich an der Seite des lustigen Präses des gothenburger Schillervereins nach den Trollhättanfällen auf.

Die Fahrt nach Junsered im Hotelwagen von „Götha Källare" durch die engen Waldthäler, in welche im siebenfarbigen Strahle die Gießbäche stäubend herniedersprühen, um das weite, unendliche, leuchtende Meer zu gewinnen, bleibt mir zeitlebens unvergeßlich. In Junsered beginnt der Dahlgreensche Kanal.

Dem weltverwüstenden Korsen Napoleon stellte eines Tages in Trianon Marschall Bernadotte, der nachmalige König von Schweden, einen ärmlich gekleideten Arbeiter aus Amerika, Namens Fulton, vor, der die Entdeckung gemacht hatte, Schiffe zu konstruiren, die gegen Wind und Strömung segeln, mit deren Hilfe der Amerikaner England für Napoleon erobern wollte. Der übermüthige Buhle der Frau Fortuna lachte dem Erfinder in's Gesicht und drohte, den Zudringlichen in's Bicêtre einsperren zu lassen. Als die Sonne Napoleons in Blut untergegangen war und der Verbannte nach St. Helena geführt wurde, bemerkte er auf der Höhe der Insel Aszension einen Dunststreifen und fragte seinen Kammerherrn Las Cases, was das zu bedeuten hätte. „Das ist eines der von Fulton gebauten Dampfschiffe, die gegen Wind und Strömung segeln," war des Kammerherrn Antwort. „Also doch!" murmelte der zahnlose Löwe.

Ein ähnliches Schicksal drohte dem Schweden Drahlgreen, als er vom stockholmer Storthing die Mittel zur Erbauung des Trollhättankanals verlangte. Man lachte über den Narren, der mit Schiffen über Berge fahren wollte, und nach zehn Jahren war die Idee verwirklicht. Der geniale Schwede, der auch im Sezessionistenkrieg Amerikas die ersten Panzerschiffe aus Eisenbahnschienen konstruirte und nebenbei noch sinnreiche Menschenvertilgungsmaschinen erfand, baute einen Kanal, der die Trollhättanfälle in einem Bogen von 3500 Ellen umschreibt und durch elf Schleusen die 100 Fuß hohe Berg- und Thalschiffahrt ermöglicht.

Die neueste Zeit fügte zu dem Verbindungswasserweg zwischen Stockholm und Gothenburg noch den Schienenweg hinzu. Mein Begleiter fand im Bahnhof von Junsered lustige Kumpanei und bald artete das Abendessen in ein mit unendlich langen, und Hurrah-hipp-hipp endenden Reden gewürztes Bacchanal aus. Von den Zechern unbemerkt, stahl ich mich fort und eilte zum See, der 20 Schritte vom Bahnhofsgebäude wie ein Juwel von Gold, dem Buchenwald im herbstlichen Farbenschmuck, eingefaßt dalag. Seit meiner Kindheit mit dem schwankenden Element vertraut, band ich einen Kahn los und ruderte in den See hinaus. Die blinkende Klarheit, der kühlende Aushauch des Gardasees, an dessen Ufer meine Wiege gestanden, hat oft des Jünglings sturmtrotzigen Sinn beschwichtigt, und der Mann, der Länder und Meere dreier Welttheile gesehen und, ein zweiter Ahasver, nirgends Ruhe noch Rast gefunden, empfindet das volle, beglückende Bewußtsein der tiefsten Einsamkeit nur auf den Wellen eines Bergsees.

Im Westen verblaßte das gelbe Gewölk, allmählich leuchteten die Sterne hervor, am Waldessaume das Bild des Orion, rechts der Sirius, links die Venus, zu Häupten der Jupiter, eine Konstellation von wunderbarer Schönheit, wie ich sie nur einmal noch vom Monte Cavo im Albanergebirge gesehen habe. Sie schauten herab, ruhig und mild, die alten Götter, obwohl ihr Reich vergangen war. Ich zog das Ruder ein und träumte. Die Riesenschatten versunkener Welten stiegen empor; wie ein Chor des Jubels und Triumphes, des Jammers und Todesschmerzes tönte es aus den Jahrtausenden zu mir. Was soll da das Leid des Einzelnen?

Da rief mich der heisere Schrei eines Käutzchens in die Wirklichkeit zurück.

Tiefes Dunkel deckte den See, eine große Seltenheit im September unter diesen Breitengraden. Mitternacht war nahe. Nur aus den Bahnhofsfenstern glomm ein Licht und küßte ein zweites wach im schwarzen Spiegel darunter. Allmählich begann sich die eine Uferseite zu erhellen, scharf und weiß traten die Felsenstreifen hervor, wie silberne Wasserfälle stürzten sie hinab in den See und dort wiederholte sich dasselbe aus der Tiefe herauf. Kein Lufthauch ist wach, kein Laut ist hörbar, außer dem leisen Ton des plätschernden Ruders; langsam treibt der Kahn dem Ufer zu und jetzt mit einem male tritt er aus der Nacht, und er scheint aufzuflammen im zitternden Lichte sprühender Brillanten.

Wie ein bleicher Flammenball trat der Vollmond über den Wipfeln des Waldes hervor, und wo sein langer, flimmernder Strahl den See traf, lag ein ruhiger, heller Streifen weit über das Wasser gedehnt. Vom erhobenen Ruder rannen Silbertropfen und dem Schlage folgten, immer weiter auseinanderziehend, Myriaden von Funken zu hüpfenden Zeilen verbunden.

Noch vor Sonnenaufgang erreichten wir mit dem Postzug Trollhättan, das Dorf in der Nähe der Wasserfälle.

Mit einem male übertönte das Brausen des Bahnzuges ein Getöse wie von sturmgehobenen Schollen des Eismeers.

Mein Begleiter schnarchte seinen Punschrausch aus, ich eilte

---

*) Im übrigen meine ich, daß Karthago zerstört werden muß.

nach einem kräftigen Imbiß zu dem Wasserfall. Dieser mißt in seiner Länge 2000 Ellen und wirft in jeder Sekunde 400 Kubikklafter Wasser 100 Fuß tief hinunter. Ebensowenig wie man ein Gewitter in Musik setzen und einen Sonnenaufgang malen kann, wird es mir gelingen, das wohlthuend von der Ruhe schattiger Wälder umrahmte Bild seiner wilden Majestät mit Worten wiederzugeben. Der erste Eindruck ist überwältigend, die Füße zittern, die Arme greifen nach einem Halt und die Augen glauben die Riesenarbeit eines Schöpfungstages zu sehen. Hundert Fuß weit öffnet ein grauenhaftes Ungethüm seinen zischenden Rachen und verschluckt die kochenden Wasserberge, zu Schaum und Blasen zermalmt. Wie im Todeskampf bäumt sich die Fluth, daß der blitzende Staub ringsum Wald und Wiese benetzt. Feuer und Wasser scheint sich zu vermählen und stürzt von Fels zu Fels im rasenden Wirbeltanz; im Augenblick entstehen tiefe Schluchten, steigende Wasserkegel, eins das andere gebärend und vernichtend zugleich. Und dort in der Mitte, im wildesten Kampfe ein Ruhepunkt, im moosigen Fels, von grünem Strauchwerk umrankt, der eigentliche Trollhättan (Zauberkappe), an welchem sich in ohnmächtigem Zorn der rebellische Gothaelf in zwei Arme bricht, um tief unten in den letzten Zuckungen sich auszutoben und als ruhiger Fluß im Urquell alles Lebens, im Ozean zu verschwinden — nein, nicht zu verschwinden, sondern um als Wolke das alte Heim befruchtend, den neuen Kreislauf zu beginnen. Die reibende Rotirung der Wasserkraft ist so gewaltig, daß ein in den kochenden Gischt mit Wurzeln und Aesten geworfener Tannenbaum in wenigen Augenblicken wie ein blankgehobelter Mastbaum zum Vorschein kommt. Die Nebenarme des Flusses mit geringerem Fall treiben Sägemühlen.

Bezeichnend für die Anschauungen unserer Vorfahren in grauer Vorzeit ist die Art und Weise, wie sich dieselben das Naturereigniß symbolisch zurechtstutzten.

Als das neue Göttergeschlecht der Asen mit Wotan an der Spitze die alten Wächter der Stürme, die Riesen, bezwang und sie an die Wurzeln der Weltesche Yggdrasil schmiedete, warf der Himmelsstürmer Ymir seine Zauberkappe (Trollhättan) der ihn bezwingenden Fluth entgegen, und siehe da, sie trotzte dem Wogenprall und trotzt ihm heute noch, während Wotans Reich längst versunken ist, denn das alles bezwingende Schicksal (Wala) rief die Middgardschlange (das Christenthum), welche die Asen vom Throne vertrieb, und der Fenrirswolf (das Ende aller Dinge) wird ihre letzten Spuren vertilgen.

Findest du nicht, lieber Leser, daß dieses dreitausendjährige Märchen lebensfähiger ist als die „heiligen“ Dogmen, die der „heilige“ Vater in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in die Welt setzt?

René Levasseur (Porträt Seite 4), Mitglied des französischen Konvents, „Republikaner von 1793“, wie er sich selbst in seinen Memoiren nennt, wurde in den ersten fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts zu Mans geboren (Datum ist unbekannt). Seine Jugendgeschichte ist in Dunkel gehüllt. Wir wissen nur, daß seine Eltern wenig bemittelt waren, daß er Medizin studirte, und sich mit seiner Familie — er hatte drei Kinder — in Mans als Wundarzt und Geburtshelfer ernährte. Tüchtig in seinem Beruf, gelangte er bald zu Ansehen unter seinen Mitbürgern, die ihn in verschiedener Weise auszeichneten. Wie alle gebildeten Franzosen jener Zeit studirte er mit Eifer die Schriften Rousseau's, Voltaire's und der Encyklopädisten, und erstrebte, von der Unhaltbarkeit der herrschenden sozialen und politischen Zustände überzeugt, eine Umgestaltung der Staats- und Gesellschaftsverhältnisse auf freiheitlicher und gerechter Grundlage. Er hatte in St. Domingo einen Onkel, namens David, einen reichen Plantagenbesitzer, der kinderlos war und ihn zum Erben ausersehn hatte. Im Jahre 1779 kam David auf Besuch zu seinem Neffen, in der Absicht, sein Testament zu machen.

Aber die 500 Sklaven, deren „Eigenthümer“ er war, wurden bald zum Stein des Anstoßes. Levasseur erklärte, daß das Institut der Sklaverei durch und durch verwerflich sei, und daß er dasselbe unmöglich durch Annahme der Erbschaft sanktioniren könne. „Lieber den Reichthum geopfert als das Prinzip“ — das war sein letztes Wort. Der „amerikanische Goldonkel“ entfernte sich erzürnt, reiste nach St. Domingo zurück und hinterließ sein auf 700,000 Francs geschätztes Vermögen weitläufigen Verwandten; dem „unpraktischen“ Neffen wurde blos ein Legat von 15,000 Francs, „als Belohnung seiner Philanthropie“, ausgesetzt. Diese Episode kennzeichnet Levasseurs unbestechliche Rechtlichkeit und Prinzipientreue, die bis in das späteste Alter den hervorspringendsten Zug seines Charakters bildet.

Die Revolution kam. Mit lebhaftester Theilnahme folgte er dem Gang der Ereignisse. Nach der Erstürmung der Bastille wurde er zum Gemeindebeamten gewählt und an die Spitze der Polizei von Mans gestellt. Es war ein schwieriges Amt. Die alte Feudalwelt lag in Trümmern, und aus dem Chaos gestaltete sich unter heftigen Geburtswehen die neue bürgerliche Welt. Ueberschwängliche Hoffnungen, Sturm und Drang auf der einen Seite, auf der andern die letzten krampfhaften Anstrengungen der besiegten reaktionären Elemente. Da war es nicht leicht, die Ordnung zu bewahren, ohne der Freiheit untreu zu werden. Levasseur gelang es, sein Amt so zu verwalten, daß allgemeines Vertrauen ihm zutheil ward. An tumultuarischen Auftritten fehlte es freilich nicht, und mehr als einmal schwebte sein Leben in Gefahr, sodaß nur die kaltblütigste Besonnenheit ihn retten konnte. Seine Hauptaufgabe, neben Erhaltung des öffentlichen Friedens, war die Regelung der Brotfrage, die Lösung der Magenfrage, die damals, wie jetzt, in erster Linie auf der Tagesordnung stand. Die französische Revolution wird nur von oberflächlichen Köpfen als rein politische Revolution aufgefaßt. In Wirklichkeit war sie, gleich jeder weltgeschichtlichen Revolution, eine soziale Revolution. Abgesehen von dem naturgemäßen Streben des Bürgerthums, die Schranken der mittelalterlichen Produktionsweise zu durchbrechen und sich eine seiner ökonomischen Stellung entsprechende politische Stellung zu erkämpfen, und abgesehen von der unerträglich gewordenen ökonomischen Lage der Bauern — befand sich Frankreich bei Ausbruch der Revolution in einer durch Mißernten hervorgebrachten Hungersnoth, welche durch die mangelhaften Verkehrsmittel und künstlich geschaffenen Verkehrshindernisse noch wesentlich gesteigert ward. Es fehlte buchstäblich an Brot, und die Gemeindebeamten der meisten französischen Städte, Paris obenan, hatten alle Hände voll zu thun, um den ärmeren Theil der Bevölkerung vor dem Hungertod zu beschützen. Daß der furchtbare Nothstand den revolutionären Geist anfachen mußte, erfordert keine längere Auseinandersetzung: ein Blick auf die Geschichte der französischen Revolution zeigt, wie mit dem Steigen und Fallen der Brotpreise die revolutionäre Sturmfluth stieg und fiel, sodaß wir in der Skala der Brotpreise einen untrüglichen Gradmesser des „Revolutionsfiebers“ haben.

Die Geschicklichkeit und Energie, mit der Levasseur sich damals seiner Aufgabe entledigte, bilden vielleicht die schönste, wenn auch nicht glänzendste Partie seines politischen Lebens. Dank ihm war Mans eine der bestverwalteten Gemeinden Frankreichs. Von der richtigen Maxime ausgehend, daß Almosen den Menschen herabwürdigen, bot er den Armen durch gemeinnützige Arbeiten Gelegenheit, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und erreichte dadurch zweierlei: Beseitigung der Noth und Hebung des allgemeinen Wohlstands.

Im Herbst 1792 wurde er in den Nationalkonvent gewählt, wo er der Montagne (dem „Berg“) beitrat. Was er als Konventsmitglied geleistet, kann hier nicht des näheren geschildert werden; wir müßten sonst viele der wichtigsten Episoden jener „Titanenzeit“, in denen er eine hervorragende Rolle spielte, erzählen. Kein Mann der Worte, sprach er nur selten, aber, wenn er sprach, wußte er den Nagel auf den Kopf zu treffen. Seine Thatkraft, sein praktischer Sinn erwirkten ihm das Amt eines Civilkommissärs, in welcher Eigenschaft er, mit unbeschränkten Vollmachten ausgestattet, vom Wohlfahrtsausschuß 1793 zur Nordarmee geschickt wurde. Es gelang ihm in kurzer Zeit, die durch den Verrath und die Unfähigkeit der alten Berufsgenerale demoralisirte Armee wieder kampffähig zu machen und sie zum Sieg zu führen. Die Schlacht von Hondsschooten z. B. wurde durch Levasseur gewonnen, der sich persönlich an die Spitze der schon weichenden Truppen stellte. Diese entscheidende Waffenthat des republikanischen Bürgers werden wir gelegentlich nach seiner eigenen, durch die amtlichen Berichte bestätigten Schilderung unseren Lesern vorführen.

Der Thermidor kam; Levasseur war nicht unter den Geächteten. Aber er ergriff ihre Partei, weil es die Partei der Gerechtigkeit war, und wurde von der triumphirenden Reaktion in den Kerker geworfen. Nach jahrelanger Gefängnißhaft erlangte er die Freiheit wieder. Die Republik war vernichtet, der Abenteurer Bonaparte hatte ihre Erbschaft angetreten. Levasseur zog sich nach Mans zurück und lebte wieder seinem Beruf als Arzt. Aber die „restaurirten“ Bourbonen wußten ihn zu finden: 1815 wurde sein Name auf die Proskriptionsliste gesetzt und der fast 70jährige Greis aus Frankreich getrieben. In Köln sperrte man Levasseur in's Gefängniß; da aber kein Verbrechen ihm nachzuweisen war, mußte er aus der Haft entlassen werden, und flüchtete nun nach Brüssel, wo er seine Memoiren schrieb. Die ersten zwei Bände derselben erschienen 1829 in Paris, wurden aber, nach einem skandalösen Prozeß, verboten und (die vorhandenen Exemplare) eingestampft, und der Herausgeber Roche zu vier Monaten Gefängniß und 300 Francs Geldbuße verurtheilt. Zu Anfang der dreißiger Jahre — das Datum seines Todes ist so wenig bekannt, wie das seiner Geburt — starb er, mehr als achtzig Jahre alt, bis zum letzten Hauch seinen Grundsätzen treu, und froh in dem Bewußtsein, durch seine „Memoiren“*) Zeugniß abgelegt zu haben für die Reinheit der Sache, welcher sein Leben geweiht war.

*) Memoires de R. Levasseur (de la Sarthe), Ex-Conventionel (mit Porträt), die zwei ersten Bände Paris 1829 bei Rapilly, Libraire, die zwei letzten Paris 1831 (nach der Julirevolution) bei A. Levasseur, Libraire. Das Werk, — das einzige über die französische Revolution, welches von einem Mitglied der Bergpartei herrührt, — ist sehr selten und im Buchhandel garnicht mehr zu haben.

Die Vestalin.

(Siehe die Illustration auf Seite 5.)

Seht — ein Bild — ein schreckensvolles — aus dem Buche der Geschichte,
Wie es düstrer nie besungen, nie gemalt ward im Gedichte.
Dort die Gruft, die grabesdüstre, hält ein junges Weib gefangen —
Das sich wider todte Satzung lebensfreudig hat vergangen.

Noch ein Kind von zehen Jahren ward als Priest'rin sie erkoren,
An dem Vestafeuer hat sie heil'ger Keuschheit Eid geschworen.
Doch was Kindesunschuld harmlos leicht für ew'ge Zeit versprochen,
Jugendüpp'ger Jungfrau Sehnen hat's vergessen und gebrochen.

Mit der Liebe süßer Allmacht hat vergeblich sie gerungen,
Von des Heißgeliebten Flehen ward der Priest'rin Stolz bezwungen.
Für die Priesterin der Vesta war's ein todeswerth' Vergehen —
Für das Weib, das menschlich reine, ein vom Tode Auferstehen.

Doch der Buchstab' des Gesetzes spottet jener wahren Rechte,
Die Natur in Herz und Sinne grub dem menschlichen Geschlechte.
War's auch edle nur und ächte Liebe, die dich ließ entflammen,
Doch zum Tod, dem schreckenreichsten, konnten Menschen dich verdammen.

Ha, die Gruft, wie ist sie schaurig, kalt und feucht sind ihre Wände,
Nach der Leiter, die sie aufzieh'n, krampfen zitternd sich die Hände.
Wo der Himmel einschaut, kreisen schon die Geier und die Raben,
O die grauenvolle Wahrheit: Lebend bist du, Weib, begraben.

*

Und so ist's bis heut geblieben, wie in grauer Vorzeit Fernen —
Nimmer haben noch die Menschen menschlich milde fühlen lernen.
Mancher Satzung altersgrauen Wahnwitz wahren Schergenhorden,
Die natürlich Thun und Trachten wild verfolgen und ermorden.

Maximilian Dittrich.

Unterschätzung der Abstammungslehre in der Volkswirthschaft. Es ist kein Zufall, daß jedes Individuum seine besondere Physiognomie, seinen persönlichen Gesichtsausdruck hat. Jedes Gesicht ist durch ein Naturgesetz, durch ein Vererbungsgesetz zu Stande gekommen, es ist in seinen Grundlinien streng genommen nicht persönlich individuell, sondern nur familien-individuell; und da mit dem vererbbaren und ererbten Gesichtsausdrucke die übrigen vererbbaren Eigenschaften erfahrungsgemäß zusammengehen, so haben wir in dem Ausdrucke des Gesichtes den best erkennbaren, best fixirbaren Anhaltspunkt zur Erforschung der Vererbungsthatsachen, zur Feststellung der natürlichen Vererbungslinien.

Ein Blick in die Ahnengallerien „alter Geschlechter" läßt uns aus der wechselnden Wiederkehr bestimmter Familienzüge schon ermessen, daß nur eines jeden Ahnen es waren, welche jedem nach den dunklen Vererbungsgesetzen gerade diejenige äußere Erscheinung und denjenigen inneren Werth zugetheilt haben, die er zeitlebens in seiner Physiognomie zur Schau zu tragen gezwungen ist und auf seine Nachkommen wieder weiter vererben kann. Bilden wir uns aber nicht ein, daß etwa nur unsere 4 Groß- oder 16 Ururgroßeltern es seien, auf deren Physiognomienbereich unsere Suche nach dem Ursprunge unserer persönlichen Physiognomie sich beschränken dürfe. Viel höher hinauf müssen wir steigen in den Ahnentafeln, um den Faden der Physiognomievererbung verfolgen zu können. Jedes Individuum hat schon beim 14. Grade seiner Ahnen nicht weniger als 32,766 Voreltern, in welchen sein Ich wurzelt — und diese seine Stammwurzeln liegen in dem kurzen Zeitraume von 300 Jahren. Diese Thatsache sollte jeder, der sich mit Kulturgeschichte befassen will, sich fest einprägen. Wenn — um nicht noch weiter hinaufzugehen — von diesen 32,766 Ahnen unserer nächsten vierzehn Ahnenreihen nur ein einziger ausgefallen wäre oder einen anderen Ehepart bekommen hätte, oder zu einer anderen Stunde, als geschehen, seinen nächsten Nachkommen gezeugt hätte, dann würde unser persönliches Ich nicht als ein solches, als welches es sich darstellt, zu Tage getreten sein; jeder von uns würde nicht der geworden sein, der er ist, er würde überhaupt als solcher nicht existiren. Wir sehen also, daß unsere persönliche Physiognomie, unsere ganze Individualität milliardenfach in der Gesammtheit unserer Vorfahren wurzelt und von dem einen derselben mehr, von dem anderen weniger bestimmt wird. Der jeweilige Charakter eines Individuums, der jeweilige soziale Zustand eines Volkes ist erst dann erklärt, sobald wir, dort aus den Familientraditionen, hier aus der Völkergeschichte, die Züchtungsverhältnisse und Züchtungshindernisse, Züchtungseingriffe kennen gelernt haben. Eine Kulturgeschichte, von diesem Gesichtspunkte der unabänderlichen Aufeinanderfolge von Züchtung, Charakter- und Physiognomiebildung der Völker aufgefaßt, dürfte gerade so wie das Studium der Reinzucht der einzelnen Familien eine dankbare Aufgabe der modernen Staatswirthschaft sein. — Ein vergleichender Seitenblick auf die Rennkalender und Heerdbücher läßt uns schon erkennen, daß der jedesmalige Charakter, die jedesmalige Leistungsfähigkeit einer Generation nur das ausdrückt, was die voraufgehenden Generationen im natürlichen Vererben geleistet und gesündigt haben, daß die Generation nur das Erzeugniß der voraufgehenden Züchtungsgebräuche und Züchtungsmißgriffe im großen ist. Verdanken doch alle Lebewesen, im Thierreich sowohl wie im Pflanzenreich, ihr Dasein und die Gestalt, das Individuelle ihres Daseins — nur dem Gesetze der erblichen Formenfolge.

Diese Andeutungen erklären schon zur Genüge das hohe Interesse, welches der Staat und jeder einzelne Mensch an der Erforschung der Vererbungsgesetze und dem Zustandekommen einer anschaulichen Vererbungsstatistik haben müßten. Die exakte Erforschung der Vererbungsgesetze fordert aber als Hauptunterlage exakte Beobachtung und zwar Massenbeobachtung; das Beobachten aber fordert das Vorhandensein von Beobachtungsmaterial. Hiernach dürfte eine Physiologie und Pathologie der Erfolge, eine illustrirte Statistik der Abstammungsgesetze und ihrer Verirrungen, eine Aetiologie (Erforschung der Ursachen) der Physiognomieen dasjenige Kapitel der Menschenkunde bilden, welchem in Bezug auf Wissenswerth und praktische Verwendung für die Volks- und Staatswirthschaft der erste Rang gebührt. Hoffentlich gelingt es uns, die Grundzüge einer praktischen, sozialistischen Vererbungslehre aufzustellen und ein photographirtes Porträtmaterial von Blutsverwandten in Form von Gesichterstammbäumen als Illustration für eine spätere Anschauungsstatistik der Vererbungsvorgänge anzulegen. —

Dr. H. Oidtmann.

Eine spanische Thronkandidatur im Jahre 1868. Wie nahe ihnen auch das Gute liegt, — die Menschen und vornehmlich die Politiker, haben nun einmal die unüberwindliche Neigung, in die Ferne zu schweifen und dort das Zweifelhafte zu holen. Unmittelbar nach dem Sturz der „Tugendrose" Isabella (anno 1868) begannen die Herren Prim und Konsorten ihre berüchtigte Königsucherei, welche den gräßlichen Krieg von 1870 zur Folge hatte. Ein Prinz von Hohenzollern sollte Spaniens Thron besteigen und diese Hohenzollern-Kandidatur brachte das offizielle Frankreich so aus dem Häuschen, daß Herr Louis Bonaparte sofort die Richtungen „bis auf den letzten Hosenknopf" eröffnete.

Während in Madrid die unblutige Revolution sich vollzog, weilte daselbst ein junger französischer Maler, Henri Regnault. Er studirte die spanische Kunst und schilderte das ihn umgebende Treiben in Briefen an seine Freunde, auf recht hübsche Weise. (Correspondance de Henry Regnault, Paris 1872.) Ohne Sympathie für die Sache der Republik zu empfinden und als guter Anhänger der Ordnung, gesteht der junge Künstler doch unumwunden ein, daß sich das Volk der Straße bewunderungswürdig halte. Volle vierzehn Tage lang, schrieb er, sei die „Canaille" bis an die Zähne bewaffnet gewesen, aber während der ganzen Zeit habe man auch nicht von einem einzigen Exzeß gehört. Ein Individuum, das einem Engländer eine Uhr gestohlen, sei sofort von einem Posten erschossen worden und man habe den Kadaver mit der Uhr auf der Brust in der Gasse liegen lassen, bis der Eigenthümer des Objektes sich endlich meldete.

Regnault verkehrte viel mit den leitenden Kreisen und verherrlichte Prim auf einem großen Bilde. Er wußte um den Eifer, mit dem man nach einem Fürsten angelte und scherzend frug er einen pariser Freund, ob er nicht einen wüßte, gleichviel, ob derselbe schön oder häßlich, gescheidt oder dumm sei. Unterm 21. Oktober meldete er sogar — und dieses Faktum ist meines Wissens bei uns nur wenig oder nicht bekannt — es sei beim Ministerrath vom Sultan von Marokko ein in wundervollem Tone gehaltenes Schreiben eingelaufen, worin dieser sich um die spanische Königswürde bewerbe. Die Spanier und die Mauren, führte der schwärzliche Herrscher aus, hätten früher ein Volk gebildet, das einig und glücklich war. Der Fanatismus einer früheren Isabella habe die Mauern aus der Halbinsel vertrieben, jetzt da ein Umschwung erfolgt und die Freiheit der Kulte proklamirt sei, anerbiete er sich zur Uebernahme des verwaisten Thrones.

Wäre man doch auf diese edelmüthige Offerte eingegangen — Spanien hätte nur gewinnen können!

R. R.

Die sühnende Macht der Liebe fand selbst in den Zeiten des finstersten Mittelalters in mancher Beziehung eine Anerkennung, wo wir heute zarte Rücksichten ganz vergeblich suchen würden. So führt uns Carus Sterne in einem Aufsatze: „Ein hochpoetischer Zug im hochnothpeinlichen Verfahren" verschiedene Fälle an, in welchen die Begnadigung von Verurtheilten bewirkt wurde durch das Anerbieten eines Mädchens oder, wo es sich um verurtheilte Mädchen handelte, das Anerbieten eines Mannes, den oder die Verurtheilte zu heirathen. Während die von Sterne erwähnten Fälle hauptsächlich Frankreich angehen, liefert die sächsische Strafrechtspflege gleichfalls Beispiele, daß „dem heiligen Ehestande zu Ehren" zum Tode verdammte Verbrecher dem Heirathserbieten einer Frau gegenüber straffrei gelassen wurden. Freilich wurde wohl in den meisten Fällen derart die Bedingung gestellt, daß der Verurtheilte sich mit den Hinterbliebenen seines Opfers gütlich vergleiche, welche Bedingung in einem Begnadigungsreskript Kurfürst Augusts vom 2. November 1579, aufbewahrt im sächsischen Hauptstaatsarchiv, enthalten ist in den Worten: „wofern er sich mit des Entleibten Vater und Freundschaft durch Abbitte oder sonst zu ihrem Genügen abfindet." Die Abfindung wird wohl in einem Wehrgelde von 20 Thalern für einen getödteten Mann und 10 Thalern für ein getödtetes Weib bestanden haben, ein Preis, der sonst nach der da-

maligen Gesetzgebung schon bei fahrlässiger Tödtung zu zahlen war. Daß es nicht nur ein Recht fürstlicher Gnade war, wonach Todesverurtheilte durch Eheanerbieten straffrei wurden, beweist ein richterliches Erkenntniß aus der Zeit des Kurfürsten Johann Georg I., wonach Peter Mebus „wegen der an Xaver Dümmels begangenen Entleibung' der Todesstrafe durch das Schwert, sowie der Gefangenschaft ledig wurde, weil eine Magd sich erbot, ihn zu heirathen. Beide wurden auf gerichtlichen Befehl zusammengegeben und dann gemeinschaftlich des Landes verwiesen.
A. G.

Literarische Umschau.

Der Jugendführer zum edlen Menschenthum. Ein Leitfaden für Lehrende und Lernende von A. Reichenbach und E. Kattner. Leipzig, Verlag von Hermann Frey. 1878. „Das vorliegende Schriftchen soll den Anfang eines Versuchs bilden, sowohl dem Lehrer, den Eltern, als auch dem Schüler selbst einen Leitfaden in die Hand zu geben, sich zum sittlichen Menschen heranzubilden, ohne zugleich mit konfessioneller und für die Jugend nicht zu empfehlenden Dogmatik sich abzuquälen," so kennzeichnen die Verfasser in ihrer Vorrede, was sie gewollt. Der Versuch, solch' einen Jugendführer zur wahren, rein menschlichen Sittlichkeit zu schaffen, ist gewiß anerkennenswerth und darf in diesem speziellen Falle, soweit die mir vorliegende „1. Stufe: Kindesweisheit" in Betracht kommt, wohl als trefflich gelungen bezeichnet werden. In einfacher, ungekünstelter Sprache manifestirt sich eine milde, aber keineswegs weichliche Gesinnung, als Ausfluß einer auf gesunden, irdischen Grundlagen fußenden Moral, die nur dadurch zu Mißverständnissen Anlaß gibt, daß sie sich religiös nennt und unter Religion die Beziehung des Menschen zum sinnlich gedachten Weltganzen verstanden wissen will. Wollten die Verfasser auf die dem Schiffe ihrer Moral ganz ohne logische und praktische Nothwendigkeit angeheftete religiöse Flagge verzichten, unter der bekanntlich die Piraten der frommen Immoralität Jahrtausende hindurch ihr Wesen getrieben haben, so würde der Schreiber dieser in der Hauptsache sich vollkommen mit ihnen einverstanden erklären können. In der Form des Gebotenen erscheint nur Unbedeutendes verbesserungsbedürftig. So z. B. könnten die entschieden lustig klingenden Verse

„Was ist das? Wen führen sie dort in's Gericht?
Ein Räuber, ein Mörder, ein Bösewicht!
Bis dahin zu kommen, das dacht' er wohl nicht —"

u. s. w. ein weniger leichtfüßiges Metrum sehr gut vertragen. — In der Ueberzeugung, daß es den Verfassern sehr ernst ist um ihre schöne Aufgabe, hoffen wir, daß der vorliegende Versuch auf der ersten Stufe nicht stehen bleiben wird.

Der arme Konrad, 1879, Illustrirter Kalender für das arbeitende Volk. Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig. Dieser sich gleich in seiner Vorrede als Parteiwerk ankündigende Kalender bietet auch diesmal dem äußerst billigen Preise von 40 Pfennig zum Trotz reichen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung. Die Eintönigkeit des Kalendariums würzt in erfreulicher Weise eine Menge von theilweise wenig bekannten Sentenzen und Sprüchwörtern, wirklich neubackenen, garnicht üblen Scherzräthseln u. s. w. Dann folgt ein Blatt aus dem unerschöpflichen Schatze der Erinnerungen Johann Philipp Beckers, darauf eine Abhandlung „Woher und wohin mit den Kuli's?" als ein „Kapitel über den besonderen Zusammenhang der Chinesenfrage mit der heutigen Produktion", ein kleiner naturwissenschaftlicher Aufsatz von L. Friwitzer „Wie entstand unsere Welt?", eine Biographie Heines von einem Porträt begleitet und mit Citaten aus seinem Buche der Lieder versehen, eine Erzählung von Heinrich Friedmann „Im Hinterhause", eine Abhandlung „Sonne, Erde und Mond," von Emil Roßbach, ausgestattet mit einer Reihe die fraglichen Gegenstände der Belehrung veranschaulichender Figuren, „Weihnachtsbilder aus einem Proletarierleben", von F. W. Fritzsche, eine Beschreibung des Lebens und der Lehren Babeufs, gleichfalls mit Porträt, ein Kapitel aus der politischen Oekonomie „Produktive und unproduktive Arbeit", von Heinr. Oldenburg, statistische Mittheilungen, einen Aufsatz „Die Vergiftung des Volkes" durch die Nahrungsmittelverfälschung, und eine kulturgeschichtliche Kleinigkeit unter dem Titel „Aus alten Papieren". Das in der Mannigfaltigkeit des populär belehrenden Theils zu Tage tretende Streben der Kalenderredaktion, fördernd auf den Volksgeist einzuwirken, ist gewiß anerkennenswerth, aber wir können den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte bei allen derartigen Unternehmungen künftighin die Auswahl des Stoffes von etwas höherem, weiteren Ausblick gestattendem Standpunkt aus getroffen werden. Der eminenten Wichtigkeit der Kalenderliteratur für das Geistesleben des eigentlichen, sogenannt niederen Volkes scheint uns eine von großen Gesichtspunkten ausgehende Behandlung möglichst bedeutender und beziehungsreicher Stoffe aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Kulturgeschichte, der Literatur u. s. w. dringend an's Herz zu legen. Die in der Volksschule vernachlässigten Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntniß systematisch ausbauen helfen, die großen Errungenschaften der neueren und neuesten wissenschaftlichen Forschung fortlaufend zu registriren und zu popularisiren — soweit solches in dem engen Rahmen eines Kalenderwerkchens überhaupt möglich — das möchte wohl die würdigste und nicht unlösbare Aufgabe unsrer Kalendermacher sein.
Bruno Geiser.

Rösselsprung von A. F.

sein	was	am	wer	muß	denkt	doch	wahr=
zü=	ben	schon	hört	und	die	heit	liebt
der	pferd	gel	fy	der	der	heit	singt
ha=	wer	muß	ben	za	wahr=	heit	spricht
schon	volks=	schaf=	hab'n	me	der	mir=	die
lügt	gel	ha=	muß	im	ha=	ar=	wahr=
mund	den	muß	flü=	wer	statt	wer	gel
prü=	gel	spricht	fuß	ben	bü=	die	der

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. G. St. Durch Waschungen der Füße mit kaltem Wasser können nur dann Nachtheile entstehen, wenn Sie die Vorsichtsmaßregel außer Acht lassen, nach der Waschung die Füße recht gut abzutrocknen und mit einem Flanelllappen wieder warm zu reiben. Der sogenannte Schweißfuß ist weiter nichts als ein Produkt unserer zum Theil unzweckmäßigen Fußbekleidung und des nebenhergehenden Mangels an Reinlichkeit. Der Barfüßermönch ist mit diesem Leiden nicht behaftet, sondern nur der „Kulturmensch", der den Schmutz an seinen Füßen durch blankgeputzte Stiefeln zu verdecken meint. Muß er letztere unvorhergesehenerweise einmal ausziehen, wie z. B. in einem ärztlichen Sprechzimmer, so ist man hinterher Thür und Fenster zu öffnen genöthigt, um den pestilenzialischen Geruch zu verscheuchen. Fürchten Sie Sich also nicht vor der Fußwäsche, sondern bedenken Sie, daß schon der griechische Dichter Pindar sagte: „Das Beste aber ist das Wasser," womit er wohl angedeutet haben mag, daß man sich waschen solle. — R. W. Sie ersuchen uns per Postkarte um ein Mittel gegen Warzen an Ihren Händen, und zwar entweder „mit Wendung der Post" oder „unbedingt in der nächsten Nummer der ,Neuen Welt'". Hat denn das so große Eile? Wir haben bereits früher darauf die Antwort ertheilt, daß es das Einfachste ist, Warzen mit rauchender Salpetersäure vorsichtig, ohne Berührung der dieselben umgebenden Haut, zu ätzen; Sie hätten uns also, da Sie die „N. W." doch wohl schon länger lesen, die Antwort ersparen können.

Zur Beantwortung ungeeignet sind die Briefe von: Bernhard E. in Leipzig; J. D. in Nürnberg; Wenzel in Reichenberg; A. D. in Liegnitz; A. O. in Karlsbad; A. L. in Breslau; Wilh. Sch. in Elberfeld; Ab. in Kesselstadt; Frau S. in Langenbielau; M. K. in Gera; R. R. in Lawrence (Amerika). Die betreffenden Briefschreiber müssen entweder am Orte befindliche Aerzte in Anspruch nehmen oder sie gehören zu jener Kategorie von Kranken, mit denen wir uns wiederholt öffentlich beschäftigt haben. Achtzehn anderen Kranken ertheilten wir direkte Antwort.
Dr. Resau.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 2. Jahrg. IV. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Während der folgenden Nacht hätte man in dem sonst so stillen Hause einige Unruhe bemerken können. In Bertha's Schlafzimmer brannte Licht bis gegen Morgen, und der Schatten einer geschäftig hin- und hergehenden Frau wurde an den niedergelassenen Gardinen sichtbar. Am Tage blieb alles um so ruhiger, niemand zeigte sich am Fenster, niemand am Balkon, und es war schon wieder Abend geworden, als Frau Therese die Hausthür ein wenig aufthat, um einem kräftig aussehenden Mann in bäuerlicher Tracht Einlaß zu gewähren. Die nahe Thurmuhr schlug die zehnte Stunde, als derselbe in Begleitung von Frau Wurm, die ein Packet auf dem Arme trug, das Haus verließ. Rasch schritten sie durch die dunkle Nacht, einen kleinen Seitenweg wählend, der Kirche zu, die am Ende des Städtchens auf einem freien Platze sich befindet. Hinter derselben wartete ein bäuerliches Gefährt; die beiden stiegen ein, und der Wagen fuhr mit schrecklichem Gerassel, heftig hin und her sich schwingend, die finstere Straße entlang, dem Feistritzgraben zu.

Vier Wochen später, als die Sträucher grüne Knospen bekamen, Schneeglöckchen und Veilchen reichlich sproßten und alles den nahen Frühling verkündete, verließ Fräulein Bertha ihren ländlichen Aufenthalt. Es hieß, ihr Uebel habe sich verschlimmert, sie könne das rauhe Klima nicht vertragen. Es mußte wohl so sein; die wenigen, die sie flüchtig sahen als sie abfuhr, wollten bemerkt haben, daß sie blaß und abgemagert sei.

„Ja, die wiener Aerzte!“ klagte Frau Säuerling, die das natürlich nicht zuletzt erfuhr; „die stellen, nach ihrer neuen Mode, die Welt auf den Kopf. Gebt acht, was ich sage, die bringen den alten Herrn auch noch in die Grube. Hätten sie beide von meinem jerusalemitischen Balsam genommen, den ich ihnen so dringend angerathen habe, es wäre ihnen heilsamer gewesen, als all' die Verordnungen von ihren großstädtischen Quacksalbern, das sage ich.“ Sie beschloß indeß, bei Frau Therese noch genauere Nachfrage zu halten, sie hoffte, diese werde nach der Abreise ihres Fräuleins weniger zurückhaltend sein. Als sie gegen Abend in die Villa kam, fand sie dieselbe versperrt. Das kluge Fräulein hatte nicht nur die „Aufsichtsdame“, sondern auch Frau Therese mit sich genommen, und die letztere bekleidete fortan bei ihr die Stelle einer Kammerfrau.

Eine andere Beschließerin und Inspektorin ward nach einigen Wochen von der Residenz hierhergesandt. Die wußte von den alten Verhältnissen nichts, nach Jahresfrist konnte sie jedoch den Seekirchern die neue, sehr interessante Mittheilung machen, daß Fräulein Bertha soeben Frau Gräfin geworden sei. Die Tochter des Herrn Oberbauraths von Schwertner hatte eine sehr angemessene Partie gemacht, indem sie sich mit dem zwar ältlichen, aber wohlhabenden Grafen Brandis vermählt hatte.

Seitdem waren Jahre vergangen.

Seekirchen hatte in dieser langen Zeit kaum in etwas seine Physiognomie geändert. Auch seine Bevölkerungsziffer hatte nur mäßig zugenommen, trotz der kräftigen Luft, die die ehemalige Majorin Wachtler so bedeutend zu geniren schien; der immer gehoffte Fremdenzufluß blieb aus, keine weiteren Villen wurden gebaut, und die einzig vorhandene, die des Bauraths, wurde zwar gewissenhaft in Stand gehalten, aber auch nicht einmal flüchtig besucht. Der alte Herr, dem sie soviel Freude gemacht hatte, war gestorben, und die Frau Gräfin, welche sie von ihm geerbt hatte, schien keine Lust zu haben, jemals wieder hierher zu kommen. Die Seekirchner fühlten sich darüber gekränkt; und als der Grundbesitz derer von Hohenwang zerstückelt zu werden und in schlechte Hände zu kommen drohte, nachdem der seitherige Besitzer Konkurs angesagt und kein Käufer sich finden wollte, da schien es, als ob all' ihre spekulativen Hoffnungen zu Wasser werden sollten.

Indeß kam auch über Seekirchen der unerwartete Segen der fortschreitenden Civilisation. Eine neue Bahn wurde gebaut, Seekirchen ward in die neue Bahnlinie mit einbezogen, und im Herbste des Jahres 60 wurde die neue Bahnstrecke, noch über unser Städtchen hinaus, eröffnet.

Welche Aussichten, welcher Jubel!

Eine neue Aera war für das Städtchen angebrochen, es stand dem Weltverkehre offen. Sogleich mit den ersten Zügen kamen eine Masse Neugieriger hierher.

Man photographirte den See und seine Umgebung, und diese Ansichten prangten bald in den Schaufenstern der Residenz, während man in allen Zeitungen spaltenlange Berichte lesen konnte über dieses „neuentdeckte Juwel“ in dem Strahlendiadem der österreichischen Alpen. Die Bürger von Seekirchen blähten sich vor Stolz und Selbstbewußtsein. Jetzt war es Spätherbst, der Winter vor der Thür; dies Jahr konnte man füglich nichts mehr beginnen, aber im nächsten Frühjahr da wollten sie die Sache gleich großartig anfassen. Man plante die Errichtung eines Kurhauses und einiger Pensionen und man berechnete schon im voraus

die Ergebnisse der verschiedenen Taxen, die man erheben wollte, als da sind: Badetaxe, Verschönerungstaxe, Kurtaxe. Und als das Frühjahr 61 heranrückte, begannen die vorsorglichen Hausbesitzer des Städtchens, ihre ungebrauchten und oft auch unbrauchbaren Stuben für die zu erwartenden Sommergäste herauszuputzen. Sie wurden tüchtig gescheuert, die Gardinen gewaschen und ausgeflickt, über das wacklige und verschossene Canapé eine neue, rohleinene Kappe gestülpt und hierauf dem bisherigen Mobiliar noch ein Waschtisch und ein Spucknapf hinzugefügt, um allen Bedürfnissen der verwöhnten Residenzler Rechnung zu tragen. Nachdem dies geschehen, erkundigten sich die Vermiether in spe angelegentlich nach den Preisen eines Zimmers in Ischl, Gmunden und Salzburg, und hingen hierauf Zettel mit: „Hier ist eine schöne Sommerwohnung, mit und ohne Pension, zu vermiethen," an ihre Thüren.

Nachdem auch noch ein Fremdenbuch angeschafft worden war, legten die biederen Kleinstädter ihre gefalteten Hände über die rundlichen Bäuche und warteten der Dinge, die da kommen sollten.

Aber sie kamen nicht so schnell, als sie erwartet wurden. Das Kurhaus wurde weder im zweiten, noch im dritten, noch im vierten Sommer erbaut, aus dem einfachen Grunde, weil bisher noch keine Kurgäste sich eingefunden hatten, auch die Pensionen standen leer. Es kamen wohl Fremde ab und zu; sie kamen, schnüffelten überall herum, fragten nach den Preisen; als sie aber sahen, daß noch keine Niederlassung der Wiener hier stattgefunden hatte und daß alles gar so primitiv und dabei theuer war, fuhren sie mit dem nächsten Zug wieder weiter. Die Seekirchner ärgerten sich und schimpften, dann wurden sie unruhig und endlich nahmen sie sich vor, klein beizugeben. „Ihr müßt eure Preise niedriger stellen," belehrte sie der Bürgermeister. „Was wollt ihr? Wir müssen sie zuerst locken, nur locken, das ist die Hauptsache; haben wir sie nur erst hier, und fängt unsere Stadt an, wie andere, in die Mode zu kommen, dann können wir ebenso unverschämt sein, wie die andern."

Es wurde beschlossen, diese weisen Ermahnungen nach Thunlichkeit zu beherzigen. Das Jahr 1866 war so allmählich herangekommen und mit ihm neue Hoffnungen und neue Erwartungen. Es zeigten sich diesmal günstige Auspizien. Gründe wurden verkauft und mit dem Bau von zwei Villen begonnen. Ein Photograph zog in's Städtchen, um sich hier dauernd zu etabliren, und bald darauf verbreitete sich die Nachricht, das in den letzten Jahren immer mehr vernachlässigte Gut Hohenwang sei soeben an einen neuen adeligen Besitzer übergegangen, und dieser sei niemand anders, als der den Seekirchner bereits wohlbekannte Baron Wachtler selbst. Er hatte, nachdem er sein Ziel erreicht und in Ruhe und Frieden zum General avancirt war, berechtigterweise seinen Abschied genommen und mit seiner Gemahlin den Beschluß gefaßt, nachdem letztere nichts mehr davon zu fürchten hatte, sich in dieser kräftigenden, gesunden Gegend, die überdies fisch- und wildreich war, zur Ruhe zu setzen. Auch ihre Söhne, beide Militärs, sollten in diesem Sommer ihre Urlaubszeit hier zubringen. Durfte man da nicht annehmen, daß auch Gräfin Brandis nach fünfzehnjähriger Abwesenheit sich ihrer Villa erinnern oder doch wenigstens zu einem kurzen Besuch bei ihrer Schwester hier eintreffen werde?

Man hatte sich nicht getäuscht. In dem hübschen Häuschen am See wurde es lebendig, die lange niedergelassenen Persiennes wurden in die Höhe gezogen und die Fenster geöffnet: die Sonne drang in die dumpfigen Gemächer. Sie sollten wieder freundlich und wohnlich werden. Die Säuberungsarbeiten wurden mit großer Eilfertigkeit fortgesetzt, und die Seekirchner erfuhren, daß die seit einigen Monaten verwitwete Gräfin Brandis Mitte Mai, noch vor ihrer Schwester, hier eintreffen werde.

Die Honoratioren rieben sich vergnügt die Hände. Welche vielversprechende Perspektive eröffnete sich ihnen da mit einemmale! Einen Baron sammt Gemahlin, eine Gräfin, junge Militärs, adelige Lebemänner! Das ist nicht nur so, das bedeutet was. Welche noblen Besuche, welche Gäste würde das in Aussicht stellen, — das mußte ziehen.

Und richtig: vierzehn Tage später kam Professor Wust, der seit zwei Jahren in dem nahen Lindau wohnte, herüber, und besah sich die zwei Zimmer, welche Herr Säuerling in seinem Hause affichirt hatte. Er sagte, er sei beauftragt, für einen Anverwandten von sich, für den pensionirten Hauptmann von Tiefenbach, welcher mit Frau und Tochter von Graz hierher übersiedeln wolle, eine passende Wohnung zu miethen, aber vorerst müsse er den Preis wissen. Herr Säuerling, dem schnell der Kamm schwoll, nannte einen ziemlich hohen. Der kleine Professor empfahl sich, indem er sagte, er werde dem Hauptmann alles mittheilen und weiterer Instruktionen harren.

Der Hauptmann zog es indeß vor, die weiteren Verhandlungen selbst zu leiten. Er schrieb an Herrn Säuerling, um ihm ohne Umschweife zu sagen, daß er ihn für einen Räuber halte. Er bot ihm hierauf die Hälfte des geforderten Preises, hinzufügend, daß er diesen für ein solches Nest noch viel zu hoch halte, und ihn nur bezahlen würde, weil sein Freund und Waffengefährte, Baron Wachtler, nach seiner neuen Besitzung Hohenwang ziehe, und weil sie beide des gewohnten Umgangs sich noch weiterhin erfreuen möchten. Willige Herr Säuerling ein, so hätte ihn dieser sogleich davon zu benachrichtigen, und er würde dann in den ersten Tagen des Mai mit seiner Gemahlin und seiner einzigen Tochter bei ihm einziehen, im entgegengesetzten Fall verbitte er sich alle weiteren Schreibereien.

Der determinirte Ton imponirte Herrn Säuerling gewaltig. Der Herr Hauptmann wär grob und ein intimer Freund der neuen Gutsherrschaft, es schien ihm ausgemacht, daß dieser daher selbst eine bedeutende Persönlichkeit sein müsse. Das Angebot war zwar klein — aber, locken, nur locken, dachte er, und so schrieb er denn sehr devot an den Herrn Hauptmann zurück, ihn versichernd, daß er nur der Ehre wegen, eine so illustre Persönlichkeit in seinem Hause zu haben, sich dazu entschließen könne, die schönste Wohnung in Seekirchen um diesen Spottpreis herzugeben.

Frau Säuerling aber nahm eigenhändig und mit triumphirender Miene den Wohnungszettel, der jahrelang an die Hausthür geheftet gewesen, herunter, und alsbald verbreitete sich im ganzen Städtchen die überraschende Kunde: Der Bürgermeister hat vermiethet!

Im hohenwanger Schlosse ging es lebhaft zu. Handwerker aller Branchen waren aufgenommen und mit den ersten und nothwendigsten Restaurirungen betraut worden. Der General wurde morgen erwartet. Seine Söhne waren indeß schon vor einigen Tagen hier eingetroffen und bemüht gewesen, in den Wohnräumen wenigstens einige Behaglichkeit herzustellen. Auch die Gartenwege vor dem Schlosse wurden gesäubert, und das weithin sich erstreckende Parterre vor der Mittelfassade vorerst von dem jahrelang hier wuchernden Unkraut befreit. Alles übrige wollte der General bis auf seine persönliche Ankunft verschoben wissen. Es war gegen Mittag, die Sonne brannte von dem nur wenig bewölkten Himmel heiß hernieder. Alle Fenster standen offen und heraus erscholl Klopfen und Hämmern; der Geruch von frischen Farben und Firniß machte sich ebenfalls bemerkbar. Vor dem Schlosse und in dem nahen Wirthschaftshofe wurde gefegt und gescheuert; dazwischen ertönte der schrille Ton mehrerer Sägen. Ein mächtig aufgepackter Wagen war von der Bahn gekommen und wurde abgeladen, während die Ochsen, die ihn gezogen, ausgespannt wurden. Laute Befehle und gegenseitige Zurufe kamen von allen Seiten, dann wieder Lachen und müssiges Geplauder, Scheltworte und Gegenrede. Ein Hin und Her, ein Kommen und Gehen, kurz, Bewegung und Thätigkeit allüberall.

Vor dem Portal, auf dem breiten, mit frischem Kies bestreuten Weg stand ein leichter, eleganter Wagen mit zwei Schimmeln bespannt; ein junger, schlanker Mann von Mittelgröße, in der kleidsamen Offiziersuniform eines österreichischen Cavalerieregiments, erschien unter der Thür. Er warf einen prüfenden Blick umher, während er seine lichten, engschließenden Handschuhe zuzuknöpfen versuchte. Der Verwalter, der ihn bemerkt hatte, sprang an seine Seite.

„Sobald ich zurückkomme," sagte Ewald von Wachtler in einem nachlässigen und doch sehr bestimmten Tone, „werde ich Ihnen noch weitere Instruktionen hinsichtlich des Empfanges geben. Er muß solenn werden, verstehen Sie." Der Verwalter machte eine tiefe, zustimmende Verbeugung. „Die Leute sind zwar von einer unglaublichen Tölpelhaftigkeit," fuhr der Oberlieutenant fort, „aber ich hoffe, sie werden sich drillen lassen. Uebrigens erwarte ich, daß auch die Stadt einiges thun wird, um die neue Gutsherrschaft in gebührender Weise zu bewillkommnen."

„O gewiß, Herr Baron," versicherte der Verwalter sehr devot. „Ich habe bereits mit dem Bürgermeister darüber gesprochen. Sie wollen Triumphbogen aus Reisig errichten, Teppiche sollen zu den Fenstern herausgehängt werden und weißgekleidete Mädchen

haben wir auch schon, die der gnädigen Frau Baronin einen Strauß überreichen werden."

Der junge Offizier lächelte befriedigt. „Meine gute Mama wird gewiß diese kleine Huldigung freundlich entgegennehmen, und auch der General wird davon Notiz nehmen. Uebrigens finde ich es nur wohlanständig und gehörig, wenn die Einwohnerschaft eines so kleinen Ortes sich von vornherein ihre Gutsherrschaft geneigt zu machen sucht."

„Gewiß, gewiß," sagte der Verwalter; „es ist überdies eine althergebrachte Sitte, die Seekirchner haben sie schon vor Jahrhunderten geübt, und ich glaube, seither nie vernachlässigt."

Ewald nickte. „Es gibt gewiß gute, alte Sitten, die niemals aufgehoben werden sollten. Diese hier hat ihre Berechtigung, sicher, sie hat ihre Berechtigung." Er strich mit einem Finger zierlich und behaglich über seinen lichtbraunen, parfümirten Schnurrbart. „Sehen Sie nur zu," sagte er dann, „daß unsere Leute ein gutes Aussehen haben, sie sollen Tannenreisig auf ihre Hüte stecken; doch ich spreche noch über diese Details mit Ihnen. Wir müssen den General zufriedenstellen, er ist ein alter Militär, an Ehrerbietung und strenge Subordination gewöhnt. Sie verstehen mich. Adieu, auf Weiteres!" Er winkte dem Verwalter leicht mit der Hand zu. Dieser verabschiedete sich mit einem tiefen Bückling.

Ewald trat zu den Pferden, die ungeduldig mit den Hufen scharrten, und klopfte ihnen liebkosend das weiche Fell. „Wo ist mein Bruder?" fragte er den elegant livrirten Kutscher, der seit dem Erscheinen des Herrn Barons steif und unbeweglich auf dem Kutschbock gesessen, die Zügel in der einen Hand, die Peitsche, kerzengrade vor sich hin haltend, in der andern. Dieser wußte es nicht zu sagen.

„Halten zu Gnaden, Herr Baron," meldete ein Diener, der soeben aus dem Flur trat und die Frage gehört hatte, „der Herr Lieutenant befindet sich noch im Bibliothekzimmer."

Ewald stampfte mit dem Fuße, murmelte etwas von einem langweiligen Pedanten, ging aber nach kurzem Bedenken wieder in das Haus zurück, rasch und unmuthig die breite Treppe hinansteigend. Das Bibliothekzimmer lag im zweiten Stock, Ewald stieß die Thür desselben auf, trat ein und sah sich in dem Gemach nach dem Bruder um.

Da, dem großen Fenster gegenüber, stand er auf den Sprossen einer Doppelleiter, eben beschäftigt, die Bände eines stattlichen Werkes der Nummer nach in dem obersten Fache des Kastens zusammenzustellen. Er hantirte in aller Gemächlichkeit und pfiff dazu allerlei selbst komponirte Variationen eines alten Volksliedes. Er hatte den eintretenden Ewald entweder nicht bemerkt oder er kümmerte sich nicht um ihn.

Dieser sah einige Augenblicke mit einem keineswegs freundlichen Ausdruck zu ihm hin, dann rief er laut und gebieterisch: „Hans!"

Hans sah zu ihm hinab. „Du bist's!" nickte er.

„Ja, ich," erwiderte der andere mit einiger Heftigkeit, „und ich finde es sehr liebenswürdig von dir, daß du hier ganz unbekümmert unter deinen Büchern herumwühlst, indeß ich mit dem Wagen unten auf dich warte; oder willst du nicht mit mir der Tante entgegenfahren? Gut, dann fahre ich allein."

Ewald wandte sich der Thür zu, indeß sein Bruder in keineswegs übermäßiger Geschwindigkeit von seinem hohen Standpunkt herabstieg.

„Nun, nun, sei nur nicht gleich so hitzig," sagte Hans mit sanfter, angenehm klingender Stimme, die zu seiner großen, vierschrötigen Gestalt nicht recht paßte, und, seine Uhr ziehend, fügte er hinzu: „Wir haben Zeit, und da du selbst kutschirst, so werden wir in zwanzig Minuten an Ort und Stelle sein."

„Zwanzig Minuten brauchst du allein, um dich, aus diesem reglementswidrigen Zustand heraus, in einen anständig adjustirten Menschen zu verwandeln." Dabei musterte Ewald den Bruder von oben bis unten mit einem strengen Blick. Dieser stand vor ihm in einem grauen, kurzen Civilrock, die Halsbinde hatte er abgelegt, das weiße Hemd stand auf der Brust etwas offen, und das dunkelblonde Haar, das sicher um einige Linien die vorgeschriebene Länge überschritt, hing in Verwirrung über die breite, weiße Stirn; Ewald hatte Recht, er sah höchst reglementswidrig aus. Ueber das volle, gutmüthige Gesicht des Jüngeren flog ein lustiges Lächeln, das von Spott nicht völlig frei war: „Meinst du denn, ich brauche solange wie du, um mich ‚schön' zu machen? Gib acht, in zwei Minuten bin ich fertig. Ich knüpfe die Halsbinde um — so — setze den Hut auf — gut ist's."

„Du willst mit mir in Civil fahren?"

„Natürlich, ich werde doch, wenn ich auf Urlaub bin, keine Uniform tragen."

„Dein Rock ist voll Bücherstaub, es ist unerhört," brach jetzt Ewald zornig los, und hierauf einem im Nebenzimmer beschäftigten Diener zurufend: „Josef, he da, der Herr Lieutenant will seinen Rock ausziehen, sei ihm dabei behilflich; nimm ihn fort und bürste ihn aus, aber sauber; ich möchte es dir gerathen haben. Du wirst miserabel bedient," wendete er sich wieder an den Bruder, „dein Bursche kennt keine Ordnung und Pünktlichkeit, das kommt davon, weil du seine Nachlässigkeiten duldest, weil du ihm alles nachsiehst, ich wollte ihn schuhriegeln, den Kerl!"

Hans zuckte die Achseln und antwortete nicht, er machte sich jetzt in Hemdärmeln mit der größten Ruhe daran, Bücher aus einer Kiste auszupacken, Ewald, dadurch noch mehr gereizt, ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab. Sein Unmuth trieb ihn zu einem direkten Angriff. „Du bist unverbesserlich!" rief er, und er zog in seiner Entrüstung die Spitzen seines parfümirten Schnurrbarts zwischen die Zähne. „Papa hatte sehr unrecht, als er glaubte, im Dienst würdest du schon strammer und tüchtiger werden, würdest du an Disziplin dich gewöhnen müssen. Hahaha! du nicht, du niemals! Du bist jetzt seit einem Jahr Militär, seit vier Wochen Offizier, aber bei Gott, ein Rekrut vermag sich einen vortheilhafteren militärischen Anstrich zu geben, als du, und ich erlaube mir, dir zu sagen, daß du mir ganz und gar untauglich für diesen Stand und seine Würde scheinst."

(Fortsetzung folgt.)

Moosbranntwein, Brotstoff und Klein-Malthus.

Es ist wohl nur der Absurdität wegen, daß der selige, geistliche Herr mit Brot und Schnaps in der Ueberschrift zu einem Kleeblatt vereinigt worden ist? Durchaus nicht! Wir haben bittern Ernst im Sinne um eine bedeutsame Sache, und indem wir uns dagegen verwahren, daß wir dem „großen Malthus" etwa nachträglich noch Uebles nachreden wollten, erklären wir unsre Meinung näher dahin, daß, wenn ein Malthusjünger, etwa Herr Viktor Böhmert, nur einmal die richtigen Beziehungen zwischen den in der Ueberschrift genannten Dingen sich recht klar machen wollte, er — abgesehen von andern Beweggründen — Anstand nehmen müßte, seinem Herrn und Meister in alle bedenklichen Theorien gläubig nachbetend zu folgen.

Um unsern Bekehrungsversuch — diese Absicht wollen wir nicht verheimlichen — recht geschickt anzufangen, beginnen wir mit einem ganz harmlosen Thier, dem Rennthier nämlich, das für unsre Erkenntniß bahnbrechend gewirkt hat, indem es durch sein Dasein bewiesen, daß Moos und Brot gleichbedeutend sein können. Wenn wir in Schilderungen aus dem eisigen Norden lesen, daß dieses Hauptnutzthier jener Gegenden sich aus dem Schnee seine Nahrung, das „kärgliche Moos" herausscharre, so fühlen wir recht inniges Mitleid mit ihm und seinen Herren, den Eingebornen. Trotzdem lebt das Thier nicht nur von dem Moos, sondern wird auch häufig recht fett davon. — Nachdem man erst Einsicht in die Erfordernisse der Ernährung des thierischen Organismus gewonnen hatte, mußte man aus dieser Thatsache schließen, daß das scheinbar so schlechte, trockne Futtermittel nicht nur reichlich genug stickstoffhaltige Bestandtheile enthalten müsse, sondern auch stärke- oder zuckerartige. In den fünfziger Jahren wurden diese dann auch von einem schwedischen Chemiker nachgewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß das Rennthiermoos (Cladonia rangiferina) mit Vortheil zur Branntweinfabrikation zu benutzen sei. Zu Anfang der sechziger Jahre wurde in Schweden die erste Moosbrennerei angelegt und — wie garnicht zu verwundern — folgte der russische Nachbar alsbald dem gegebnen Beispiel. Jetzt fabrizirt man in den Gouvernements Archangel, Pskow, Nowgorod, in St. Petersburg und vielen

andern Städten Rußlands Branntwein aus Rennthiermoos; auch besteht in St. Petersburg seit längerer Zeit schon ein Etablissement, das Bier aus diesem Material braut. Anfänglich schien es, als wenn der Ertrag aus dieser neuen Industrie ein wenig lohnender werden würde; das lag aber nur daran, daß für dieselbe, wie für jede im Entstehen begriffne, die vortheilhaftesten Apparate, Einrichtungen und Erfahrungsweisen erst ausprobirt werden mußten. Zu Pinega angestellte vergleichende Versuche zwischen Moos, Getreide und Kartoffeln fielen entschieden zu Gunsten des ersteren aus, es ergab die höchste Alkoholausbeute. Da das Produkt sich außerdem noch durch große Reinheit auszeichnen soll, indem es frei ist von Amylalkohol (Fuselöl) und ähnlichen unangenehmen Beimengungen, die zumal dem Kartoffelspiritus hartnäckig anhängen und dessen Genuß so schädlich machen, so wird ihm die Konkurrenz auf dem Weltmarkt sehr erleichtert. Deutsche, englische und französische Raffineure und Händler kaufen es gleich gern.

Der Verbrauch an Moos überstieg schon vor einigen Jahren weit eine Million Pud (etwa 32 Pfund) und es entstehen immer neue Fabriken, da der Gewinn ein recht ermunternder geworden ist. Er beträgt im Norden Rußlands 100 Prozent, in den inneren Gubernien, die ihre Waare weit transportiren müssen, 40 bis 100 Prozent. Das Geheimniß dieses glänzenden Profits ist auch hier nicht schwer zu enthüllen. Es heißt zwar in dem uns vorliegenden Bericht: „Die Einsammlung des Mooses ist eine sehr lohnende (!) Arbeit und wird von der Bevölkerung deshalb gern verrichtet; sie wird hauptsächlich von Frauen und Kindern besorgt." Für wen die Arbeit lohnend ist, ersieht man daraus, daß der Tagelohn für eine Frau 6 bis 10 Kopeken (etwa 20 bis 32 Pfg.) beträgt — die Akkordarbeit ist natürlich noch viel lohnender! Eine „rasche Frau" kann an einem Tage (solch nordrussischer Sommertag ist bekanntlich 20 Stunden hell genug zur Arbeit!) bis 12 Pud Moos sammeln, wofür die Ankäufer 3 Kopeken per Pud bezahlen, während die Brennereien es mit 10 bis 12 Kopeken willig kaufen. Man sieht, daß in der That nicht blos Rennthiere von diesem Moos fett werden können!

Auch der Abfall aus den Moosbrennereien bietet ihren Eigenthümern noch einen nicht unbedeutenden Nutzen, insofern er ein werthvolles Viehfutter darstellt. Gerade wie in den Abgängen der Kartoffelbrennereien ist nämlich auch hier das Verhältniß der stickstoffhaltigen Nährstoffe zu den stickstofffreien ein noch günstigeres als im rohen Rennthiermoos.

Wenn wir sonach einen fortschreitenden Verbrauch dieses Materials als wahrscheinlich annehmen müssen, könnte uns um die Erhaltung der ursprünglich Nutzungsberechtigten, der Rennthiere, bange werden, wenn nicht die Verbreitung dieses Mooses eine ungeheuer große wäre; die gebirgigen Gegenden von ganz Nordeuropa und Sibirien sind damit bedeckt!

Die Unerschöpflichkeit dieses Rohstoffs zur Spiritusbereitung, verbunden mit dem Umstand, daß die Pflanze in Gegenden gedeiht, in denen wegen des Klimas nie eine Kultur andrer Nähr- oder Nutzpflanzen stattfinden kann, verleihen dieser Industrie eine einschneidende Bedeutung zunächst für die Zukunft von Europa. Wenn wir die Theorie gelten lassen, daß jede Waare dort hergestellt werden solle, wo dies am besten und billigsten geschehen könne, so wird die Alkoholbereitung sich künftig nur in den nordischen Rennthiermoos-Distrikten ansiedeln müssen.

Nun sind aber bekanntlich in allen einzelnen Ländern Europas (und Nordamerikas) mit entwickeltem Ackerbau sehr erhebliche Bodenflächen zur Kultur von Stärke oder Zucker enthaltenden Gewächsen bestimmt, aus denen Alkohol hergestellt wird; es sind das allemal Nährungspflanzen, die als solche dem Konsum der Bevölkerung entzogen werden. Es werden z. B. in der einzigen Provinz Schlesien bei mittelmäßiger Ernte etwa 4½ Million Hektoliter Kartoffeln, Getreide und Mais den vorhandenen etwa 1200 Brennereien zugeführt. Was würde nun ein Uebersiedeln der Alkoholindustrie nach jenen nordischen Gegenden bedeuten? — Offenbar dasselbe, als ob all' die vielen tausende von Hektaren Landes, die bisher zu Gunsten der Spiritusfabrikation bebaut wurden, jetzt erst zur Produktion von Nährpflanzen für die einheimische Bevölkerung urbar gemacht, neu gewonnen worden wären. Man wende uns nicht ein, daß der Hauptzweck der Brennereien auf großen Gütern oft nur sei, durch die Abgänge (Schlempe) mehr Vieh zu erhalten, dessen Fleisch ja doch ein ebenso wichtiges Nahrungsmittel sei, als Getreide als Brotstoff betrachtet! Die Wirkung oder der Zweck, der seitens unsrer Großgrundbesitzer durch Anlage von Brennereien angestrebt wird, ist derselbe, den die englischen Landlords verfolgen, indem sie ihre Pächter austreiben und deren Aecker in Wiesen und Viehweiden verwandeln: weniger Brotstoffe fabriziren und dafür Vieh für den Export zu züchten, beides nur einer größern Rente ihrer Güter wegen. Bei uns ist die Umwandlung von Acker in Wiese des zu trocknen Binnenklimas wegen nur selten ausführbar: man kommt auf dem Umweg durch die Brennereien zum selben Ziel als in England.

Robert Meyer. Für die „Neue Welt" gezeichnet und geschnitten. (Seite 23.)

Man sieht also, selbst wenn in der Gegenwart die Produktion von Brotfrüchten zur Ernährung der Bevölkerung nur eben ausreichte, brauchte uns um Erhaltung des natürlichen Zuwachses noch keineswegs bange zu werden — wenn nur die Interessen der großen Landherren unserer Bodenkultur nicht einen andern, gefährlichen Weg wiesen! —

Ein amerikanischer Statistiker, Herr Delmar, berechnet nun aber, daß jetzt in den dem Verkehr und Handel leichter zugänglichen Theilen der Erde sogar zuviel Brotstoffe produzirt würden, das heißt mehr als verbraucht werden, so daß ein Theil immer absichtlich, oder aus Nachlässigkeit wegen unbefriedigender Verwerthung, vernichtet werde. Nach den Berichten von 1870 produzirte von den Kulturländern: Europa mit 302 Millionen Menschen 5,335 Millionen Bushel Getreide oder 17,7 per Kopf; Asien (russisches und türkisches) auf 27 Mill. Seelen 250 Mill. oder 9,3 Bushel per Kopf; Aegypten mit 8 Mill. Bevölkerung 80 Mill. oder 10 Bushel per Kopf; die zwei Mill. Australier 30 Mill. oder 15 Bushel per Kopf; Nordamerika mit 52 Millionen Menschen 1725 Mill. oder 33,2 Bushel per Kopf; Centralamerika bei 3 Mill. Menschen 20 Mill. oder 6,7 Bushel per Kopf; Südamerika mit 28 Mill. Seelen 127 Mill. oder 7,8 Bushel per Kopf; Westindien mit 4 Mill. baut keinerlei Getreide; alle übrigen Länder mit 26 Mill. Menschen produziren etwa 200 Mill. oder 8 Bushel per Kopf. Nehme man noch 2 Mill. zerstreut wohnende Konsumenten und 70 Mill. Bushel Import aus der Nichtkulturwelt hinzu, so habe man für 448 Mill. Menschen 7727 Mill. Bushel

Edelmarder und Rehkitze. (Seite 23.)

Brotfrüchte zur Verfügung, oder mehr als 18 Bushel für den Kopf. Im Durchschnitt werden nun 10 bis 12 Bushel von einem Menschen jährlich verzehrt, der Rest wird zu Saaten, Futter, Zucker, Stärke, Getränken (also der Verbrauch für Spiritusbereitung ist hier mitgerechnet) und zu Brennmaterial benutzt. Während die ersten Arten der Verwendung nöthig oder doch ökonomisch sind, ist die letztere doch nur Vernichtung von Ueberfluß. England, das bestverpflegte Land, verbraucht, die enormen Quantitäten zur Bereitung von Stärke und Spiritus, sowie zu Futterzwecken schon eingerechnet, doch nur 16 Bushel per Kopf, wovon es 10 Bushel selbst produzirt.

Unleugbar wird also mehr Brotstoff produzirt als verbraucht, trotzdem es in der zugänglichen Kulturwelt noch ungeheure Flächen unbebauten Landes gibt. Aus Mangel an Nahrungsstoffen brauchten also, wie es scheint, nicht soviel Hände und Magen leer zu bleiben, soviel ungenügend ernährte Menschen langsam hinzusiechen; und auch, wenn all' die jetzt „unersättlichen" Proletarier in Zukunft einmal dazu gelangen, ihren Sättigungsgelüsten vollkommen zu fröhnen, eröffnen sich wieder neue Quellen zu reichlicher Versorgung mit Nahrung, ohne daß sie genöthigt sein werden, bei Ehrenmalthus und seinen Nachbetern um guten Rath anzuklopfen.

R.-L.

Der Ursprung der Pockenimpfung im Aberglauben des Mittelalters.

Von Dr. H. Oidtmann.

„Das zufällige Verschwiegenbleiben einer so wichtigen Sache ist mir ebenso unwahrscheinlich, wie das vorsätzliche Verschwiegenhalten lieblos wäre." Marcus Herz, „Brutalimpfung".

In meinem siebenjährigen Kriege gegen den Impfaberglauben habe ich wenigstens das gelernt: Spricht man mit jemanden, sei er Arzt oder Laie, über Pocken und Impfung, oder schreibt über einen dieser Gegenstände, so kann man sich den, mit welchem man sich über die Impffrage unterhält, nicht unwissend genug vorstellen. An dieser allgemeinen Unerfahrenheit ist nun die fünfzigjährige Unterbrechung der Pockenbeobachtungen während der großen Seuchenferien von 1809 bis 1860 schuld; denn während dieser langen, epidemiefreien Zeit ist nichts gelernt und nichts — daher auch das Impfen nicht — vergessen worden. So hat sich, wie die Milbe in den Pelz, in die Volksmeinung die Ansicht eingebissen, das Sinken der Pockensterblichkeit datire von der Zeit der Einführung der Impfung, und nimmt man dabei stillschweigend an, das Impfen sei erst in dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts durch die Jennerianer erfunden worden. So allgemein verbreitet diese Ansicht bei Gelehrten und Ungelehrten auch sein mag, so grundfalsch ist sie. Der Impfzauber ist über dreihundert Jahre alt und hat, wie die Praxis der blutentziehenden Methode, mit Aderlaß, Schröpfen, Blutegeln, im Verlaufe dieser Jahrhunderte nur die Form gewechselt. Der Ursprung der Impfzauberei liegt im Mittelalter, sie wurzelt in dem finstersten Aberglauben wundersüchtiger Generationen. Gar ergötzliche Dinge erzählen uns die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts über die Impfhexereien der Menschen und — was sehr wichtig ist — der Schafe.

Geschichtlich lassen sich für die Menschenimpfung vier Hauptarten des Impfens unterscheiden, welche im Verlaufe der Jahrhunderte eine aus der andern hervorgegangen sind: die erste ist das Pockenkaufen bei Schaf und Mensch (von 1500—1720), die zweite ist das Inokuliren oder Pfropfen, d. h. das Einimpfen von Menschenblatterngift in Menschen und von Schafpockengift in Schafe (von 1720—1800), die dritte ist das hochberühmte Vacciniren oder die Kuhpockenimpfung, von Jenner eingeführt (von 1800—1810); die vierte das humanisirte Kuhpockenimpfen, d. h. das Impfen mit dem Pockeneiter eines Individuums, welches mit Kuhlymphe geimpft worden war. Das schwache Geschichtsgedächtniß der Aerzte hat von diesen vier Impfweisen nur die zwei letzteren, harmloseren, die Kuhpockenimpfungen, behalten; über die Greuel der zwei älteren Impfmethoden decken die Aerzte wohlweislich den Schleier der Liebe. — Zwischen diesen vier Hauptimpfmethoden gibt es auch geschichtliche Uebergänge, d. h. Zeitabschnitte, in welchen die Anhänger der älteren mit denen der neueren Methode scharf konkurrirten, und die Aerzte bei ihren Kunden den Mantel nach dem Winde hängen und, je nachdem diese dem alten oder dem neuen Impfen anhingen, die Kinder bald inokuliren, bald vacciniren mußten.

Vom Gesichtspunkte des angeblichen Schutzes vor den Pocken gibt es, wie nur eine einzige Blutentziehungstheorie, so auch nur eine einzige Impftheorie; die oben erwähnte Eintheilung in „Pockenkaufen", „Inokuliren", „Vacciniren" (Oviniren) und „Humaniren" ist für die vorliegende Frage über den Ursprung der Impfung nur eine ausweichende Wortspielerei.

I. Das Pockenkaufen, die allerälteste Impfweise.

Ein altes, frommes Büchlein, betitelt „Christliche Erinnerung aus Gottes worte von den Pocken, damit in diesem einundachtzigsten Jare fürnemlich die zarte Jugend als zum Vorboten itzt folgender Pestilentz, heuffiger und abscheulicher weise fast an allen örten befallen ist. Geschehen durch M. Johannem Cunonem, Pfarrherrn zu Saltzwedel, Magdeburg 1582"! — gibt uns ein Bild von dem damaligen Pockensterben und — Pockenimpfen. Auf der 34. Seite schreibt der fromme Herr:

„Daher denn mancher Mensch die Pocken mit lachendem Munde anschawet vnd seine kurtzweile oder gespöt damit hat. Ja, wenn mancher dem andern im schertz was wünschen oder fluchen will, so müssen es die Pocken sein."

„Item wie viel treiben jren schertz damit, also das einer dem anderen die pocken abkeufft, der meinung, das man jrer hernach desto weniger haben werde. Aber es ist one not Gelde darumb außzugeben, ein jeder hat one das mehr Materien zu den Pocken bey sich, als er für sie raum am Leibe haben kan. Solches heißt vnrecht vnd alberweis ja vnchristlich hievon gehalten."

„So ist auch das zu wenig, daz man die Pocken allein vor ein natürlich ding ansiehet, weil jrer kein Mensch kan vberhaben sein, Sondern ein jeder die Materie mit sich auff die Welt bringet, zum teil ratione immundae conceptionis (unreine Empfängniß!), zum teil durch vnordich essen und trinken, daraus eine böse feuchtigkeit in des Menschen Cörper entstehet."

„Nun ist's wol war, Es hat die scabie oder räudigkeit, die allen Menschen anhenget, ihre vrsachen in der Natur. Dieses pruritum, welches am Leibe ausschlüge, wird aber ja so wol mit unter die straffen der Sünde gesetzt, als die ander abschewliche vnreinigkeit."

Die Pocken eine Strafe der angeborenen Sünde; die Taufe das erste unfehlbare Vorbeugungsmittel gegen die Pocken, der Vorläufer der Impfung.

Ich scherze nicht, wenn ich hier die Sünde als die Ursache der Pocken, die Pocken als eine Art Strafe des Herrn Zebaoth und die christliche Taufe als die geschichtliche Wurzel der Impfung bezeichne, und der Scherz, der unlängst durch die Blätter ging, ein Schulknabe habe im Religionsunterrichte auf die Frage, welches Sakrament nach der Taufe komme, die Impfung genannt, hat in der That einen geschichtlichen Boden. Zum Beweise führe ich wieder meinen Gewährsmann, den Pfarrherrn Cuno von Salzwedel an. Er predigt auf Seite 8 seiner gesammelten Pockenstudien Buße wie folgt:

„Derwegen, weil unser lieber Gott, unter andern Straffen, auch die Kinderrute, nemlich die Pocken, hat sehen lassen, das sie in allen Heusern dermassen gespürt worden, das manches Kind das Leben dabey hat lassen müssen.

„Und aber die Welt also blind und unbesunnen ist, daß sie nichts desto weniger sölche Straffe, die dah manchen das Leben nimpt, verlachet, ja nichts weniger denket, als das sie der Sünden Straffen sein solten, geschweige denn, das sich jemand dadurch bessern solte.

„Als habe ich meines Ampts zu sein erachtet, hiervon, was Gottes Wort uns davon zu halten vorschreibt, Erinnerung zu thun. Damit niemand mit Verachtung den Herrn zu grösserem Zorn verursachen möchte, das er an der Pocken Stat die gifftige Pestilentz herein schicken müsse.

„Darzu mich denn auch dies bewogen hat, weil die Pocken, nicht allein so heuffig und gefehrlich, als fast zuvore niemals

gefallen sein, sondern elend den Anfang der achtzigsten Jare machen müssen, von welchem vor langer Zeit ist geweissaget worden, das man sie wohl in Acht nehmen möchte, wie denn bald darauff, immer ein herters und scherffers Jar gefolgt ist. Denn was sich in verschienem achtzigsten Jare in geistlichen Sachen mit Religionshändeln, deßgleichen mit hoher Potentaten Sachen zugetragen, dabeneben was vor Landstraßen mit Theurung, Mißwachs, neuer Krankheit, welche als ein fliegender Pfeil gantz Europam durchstrichen und fast keinen Menschen verschont, auch mit vielfeltigen Zeichen, wie im Herbst an dem feurigen Chasmate, und jetzt mit dem schrecklichen Cometengesichte, der des abends und morgens mit verkerten Spitzen, nach dem die Sonne vor oder hinter ihm ihres Lauffs hallen gewesen, gesehen, sich zugetragen, das darff nicht viel Erinnerns, und wird das achtzigste Jar genug dadurch bekandt werden, das man seiner so balde nicht vergessen wird, wie es denn auch, wie der Anfang mit den Pocken war, also hat es das Ende mit dem schrecklichen Erdtbeben, umb den andern Advents Sontag genommen, welches saget der Prophet: Die Erde bebet, denn der Herr zürnet.

„Derwegen habe ich, zum ersten, was von den Pocken zu halten, zweiten, woher sie kommen, dritten, warumb Gott der Herr den Menschen damit belegt, vierten, wie man ihrer zur Lehre, Trost und Vermanung gebrauchen sol, in Druck verfertigen lassen.

„Mit Bitte, weil es der lieben Jugend, die am meisten mit den Pocken befallen, fürnemlich zum Nachdenken verfertiget, sölches im Besten aufzunemen."

„Von den Pocken.

„Also schreibet Moses im 28. Kapitel des 5. Buchs:

„Der Herr wird dich schlagen mit Drüsen Egypti, mit Grindt und Kretze, das du nicht kannst heil werden. Darzu alle Krankheiten und alle Plage die nicht geschrieben sind in dem Buche dieses Gesetzes, wird der Herr über dich kommen lassen, bis du vertilget werdest, und wird euer wenig Pöbels überblicken, die ihr vorhin gewesen seid, wie die Stern am Himmel, darumb das du nicht gehorchest hast der Stimme des Herrn deines Gottes."

„Von den Pocken.

„Weil denn der Herr Zebaoth, der starke Eiferer, jetzo von fernen und frembden Landen die bißher mit mancherley Straffen, durch sein Heer, wegen der Sünde heimgesucht und gezüchtiget worden, auch zu uns gleich ankamnen, und ist über unsere Landwehre ja an das Stadtthor*) geschritten, ja an das Stadthor und hat vor unsere Heuser sich gelagert, und dieselben mit Pocken dermassen begunt zu überschütten, daß unsere Gassen und Wonungen fast beginnen ehnlich zu sehen dem egyptischen Zustande, da in allen Heusern ein todter Leichnam zu finden war.

„So gebüret mir, weil der Allmechtige Gott mich euch Christlichen liebe Pfarkinder, auch zu diesem schweren Wechterampt gesetzet hat, sölches nicht zuverschweigen, sondern öffentlich einem jedean anzukündigen, das der Herr unser Gott, der ein starker Eiferer ist, und die Missethat der Veter an den Kindern pfleget bis ins dritte und vierdte Glied heimzusuchen, selbst vorhanden sey. Und weil er durch die unzehliche Sünde, ja durch die verharliche Unbußfertigkeit entrüstet und erzürnet ist, so sey er nun in Harnisch gebracht, ist auffgezogen, und habe neben einem zornigen Muthe seinen Arm voller Ruten, da immer eine scherfer und schrecklicher ist, als die ander, hebe aber an, am ersten die geringste und schwachste zu gebrauchen und sölches der Meinunge, das wenn man sich an dieselben keret, er die herteren nicht dürffe angreiffen.

„Daher denn jetzo unsere kleinen Kindlein, die mit den gefehrlichen Pocken heuffig beladen sein, den ersten Schilling auch unserthalben empfahen müssen vor unsern Augen zu gewisser Anzeigung, dieweil die kleine unschuldige Jugend also herhalten muß, das er der Alten viel weniger schonen werde, sondern wo man ihme nicht bei Zeiten in die Ruten oder in den Arm mit einer wahrhafftigen Busse fallen wird, so werde er die scharffern Ruten herfür nehmen und an Stat der Pocken die Hungerruthe, wie sie denn wie für Augen zimlichen geschwenckt wird, in dem alles in die Theurunge leuffet. Wil die auch nicht helfen oder durchhauen, so wird er für die Hand nemen die scharffe Pestilentzruthe, wie sie denn jetzo hin und wider gespüret wird. Sönderlich weil die Alten bekennen müssen, da die Kindlein, die auch kaum eines Tages alt sein, Sünder sein, sie dagegen mit unzehlichen Sünden, die auch mit dem Sande des Meers oder mit den Haren des Haupts kaum zu vergleichen, beladen sein.

„Denn wie in diesem Capitel unter anderm stehet, das die Juden wie die Vogel sollen geschüchtert werden: also wenn Gott der Herr die Ruten seiner Straffe nur beginnt zu regen, so fliehen Gesundheit, wolfeile Zeiten, Friede, gut Wetter und dergleichen zeitliche Güter hauffenweise hinweg.

„Sondern neben diesem haben die Kirchenwechter auch einen solchen Befehl, das sie nach Anmeldung der Not auch Raht und That geben söllen, wie man den Feind verjagen und schlahen sölle, ja weisen die Wehr und Waffen darzu. Item wo man Letter, Wasser und Eimer nemen sol, damit das Feuer geleschet, oder der Not gewehret werden möge.

„Und daher haben alle treue Lehrer ihr Ampt auff beyde Stücke allzeit gerichtet, das sie nicht allein die Not vermeldet haben, sondern auch Raht darzu gegeben, wie ihm zu thun sey, als das Christus der Herr und Ertzhirte also predigt, neben Johanne dem Teuffer: Wo ihr nicht Busse thun werdet, so werdet ihr also umbkommen. Item S. Petrus saget: Der Teuffel gehet umb uns herumb wie ein brüllender Lewe und suchet, welchen er verschlinge &c. Setzet aber also balde hinzu, was ihm zu thun sey, nemlich, das man ihm widerstehen sol, so werde er sich packen. Ja der Herr Christus weiset zwo Wehren darzu, nemlich, da er saget: Die Art der Teuffel fehret nicht aus, denn durchs Gebet und Fasten.

„Die Priester hatten ein Befehl (Levit 14), das sie über allerley Grind, Beulen, Kretz und Eiterweiß erkennen und richten mußten, was daraus zu befürchten were auch dabeneben Raht geben, wie es zu traktiren. Daher der Herr auch im neuen Testament den zehen Aussetzigen befihlt: Gehet hin und zeiget euch den Priestern &c.

„Also ob wol den Dienern des neuen Testaments sölche inspectio et cura morborum nicht befohlen, viel weniger das sie sich vor Ertzte ausgeben oder sich sachten in frembde Stende einmenge, denn ob wol Esaias der Prophet in der Krankheit des Königs Ezechin Raht gibt, was man für ein Pflaster machen und auflegen solt. So ists doch nicht zum Exempel gesetzt, daß ein Prediger auch möge ein Medicus sein.

„Aber nichts desto weniger haben rechte Lehrer auch ein Befehl, der sich auff die Medicin erstrecket, nemlich, was die Seele belangt, das sie als denn aus den Straffen Anmeldung thun, was dem Leib und Seele zu befürchten stehe, wo man sich nicht bekehret.

„Also weil allhie Moses die Unreinigkeit als eine straffe der Sünden setzet: So wird dieselbe rendigkeit (Pocken) auch vor eine straffe zu achten sein. Ja wie viel die Pocken vor einer gemeinen Kretze schaden können, so viel mehr sind sie vor eine straffe der Sünden zu achten.

„Wie Adam vnd Eva ohne Sünde erschaffen: Also waren sie auch rein von solcher Materien, daraus Pocken sich verursachen köndten. — Hie muß man nicht denken, es gehe so natürlich zu, das des Menschen Körper voller Pocken wird, als das ist, das ein Apfel auff dem Baum faulet. Zu vierzehn mahlen wird in der Strafpredigt des Herrn gedacht, das Er die Menschen werde heimsuchen, auf daß mans niemand anders zumesse, noch bey jemand anders hülffe süche. Es sey gleich eine probirung oder eine straffe der Sünde oder ein zeugnis, so geschihet es alles mit seinen Willen und Anordnung.

„Zwar hat Gott der Herr den Todt nicht geschaffen, hat auch nicht lust an Krankheiten, sondern thut auch ein Eyd dafür, das man ihn mit solchen beschüldigungen verschonen sol, als hette er seine lust an des Menschen vnglücke.

„Aber was die straffe der Sünden belanget, darunter auch die Pocken gehören, das schreibet ihme Gott der Herr zu, das es von ihm herkomme, wie denn die Sprüche heißen, Es ist kein Vnglück in der Stadt, das der Herr nicht gemacht hette.

„Fellet uns kein Herlein von vnserm Haupt, es geschihet mit Gottes willen, Ey, so mus viel weniger ein Mensch mit Rendigkeit, Kretz oder Pocken beleget werden, Er mus darumb wissen. Ein trefflicher Spruch stehet Jeremie im dreissigsten Capitel: Was schreyestu vber deinen schaden vnd schmertzen, Hab ich dir doch sölches gethan, vmb deiner grossen Missethat vnd vmb deiner

*) Aus diesen Worten erkennen wir, wie aus vielen Stellen der Geschichte der Pocken, daß die Pocken in alter Zeit, solange die Menschen sich in die pockenschweißige, ungewaschene Wolle und Felle pockenkranker Schafe kleideten, in erster Linie stets eine Krankheit der Bauern, der Schafbauern, war und erst von diesen in die Städte eingeschleppt wurde.

starcken Sünden willen. Es brauchet wol vnser Herr Gott zu sölchen straffen des Sathans vnd anderer böser Leute Boßheit, der mus entweder den Lufft vergifften, die Gewechse mit schedlichen Nebel, Geschmeisse und dergleichen Vngewitter vberschütten vnd anstecken, das sich Mensch vnd Vieh vngesundt daran essen. So vberschüttet der Sathan Job durch Gottes verhengnis mit den Pocken von der Scheittel bis auff seine Fußsolen. Aber dennoch mus solches alles mit Gottes zulassung geschehen, Sönsten mus der Sathan nicht einer Saw schaden thun, geschweige das er einem Menschen sölte böses zufügen. — Sönsten kan man liderlich dahin gerathen, das man wie die Heiden neben Gott auch den Teufel zu ehren auffwerffe, welche sagten, Sie ehreten vnsern Herrn Gott darumb, das er jnen guts thete, den Teuffel aber darumb, das er jnen nichts böses thete.

„Was hat denn vnser Herrgott für vrsache, das er die Menschen mit Pocken beleget, vnd gleich wie mit Flocken heuffiger weise beschneiet?

„Er schicket manchem eine plage zu als eine probe, wie man sich in Creutz und in der not gegen jm erzeigen vnd ob man es gedültig tragen wil, gleichwie dem gedültigen Job seine Pocken, Lazaro seine schweren eine solche probirung waren.

„Doch muß von den Pocken oder Kretz oder Masseln auch also geschlossen werden, das es vnser Herr Gott den Menschen vmb der Sünden willen zuschickt, die an denen die sie am Leibe haben, klebet; vnd wer daran zweifeln wolt, der were werdt, das er alle Krankheit vnd Gebrechen auff dem Halse haben solt.

„So gedenket's Moses sechsmal, warumb vnser Herr Gott die Pocken vnd andere Kretze dem Menschen zuschicke, auf das man desto weniger zweifle. Also aber lauten Moses seine wort, die ihm der Herr selbst in den Mund geleget hat.

„1... 2. Darumb daß du nicht haltest seine Gebot; ... 5. darumb das du nicht fürchtest den schrecklichen Namen des Herrn deines Gottes." ...

„Da stehet es, lieben Zuhörer, lieben Veter, lieben Mütter, lieben Söne, lieben Töchter, was die vrsach sey, das vnser Kinder so voller Pocken oder Masseln sein, Nemlich das wir Gottlos gewesen sind vnd haben mißgehandelt mit vnsern Vetern.

„Darumb hat der Herr sich auch verhalten müssen als ein Furman; denn wenn demselben die Pferde nicht gehorchen wöllen, wenn er sie anschreyet, so nimpt er den Stecken zur Hand vnd schleget damit zu ... also hat Gott auch die Ruten zur Hand nemen müssen, vnd hat vnsere liebe Jugend am ersten vbergezogen, anzuzeigen, das beydes sie vnd wir gesündiget haben; er hat uns gezüchtiget, damit wir vns nicht für unschüldig halten. Ein Kindlein kann nimmer so voller Pocken sein, ein jeder Mensch ist viel voller von Sünden.

„Weil denn auch die Pocken als straffe der Sünden von Gott geschicket werden, So wird der Barmhertzige Gott auch der jungen Kinder vnd Seuglinge Opffer nicht verschmehen.

„Gleichwie die Pocken gemeiniglich in der Jugend sich finden, also ist's ein anzeigen, das die Kinder (sie sein reich oder arm, denn Pocken schonen keines nicht) von den Eltern eine sündenvolle Natur zu erben haben.

„Gleichwie die Pocken allen Menschen anhengen: Also ist dz ganze Menschliche Geschlecht durch die Sünde verunreiniget, vnd ist nicht einer Sünden frey, Sondern der Mensch der nur eines Tages alt ist, ist so wol ein Kind des Zorns als der ander.

„5. Item gleichwie nicht allein der Vnchristen, sondern auch der Christgleubigen getauffte Kinderlein mit den Pocken behaftet werden: also ist es auch nicht allein mit denjenigen, die außerhalb der Christlichen Kirchen sein, oder als Heuchler darinnen mit vnterlaufen, Sondern auch mit den besten Heiligen also geschaffen, das sie Sünder sein. Nun aber die Kinder wol am ersten mit den Pocken beladen werden, daher abzunemen, das sie voller Sünde sein;

„Also sol man auch mit jnen je ehr je lieber das vornemen, das zu der abwaschung der Sünden vns von Gott aus Barmherzigkeit verordnet ist, Nemlich sie zu dem Borne, das ist zur heiligen Tauffe mit einem gleubigen Gebet tragen vnd der Kirchen einverleiben.

„Welche Lehre man brauchen sol wider die, die die Erbsünde verleugnen, vnd auch wider die böse gewohnheit, da man hoffartshalber oder das man mit fremden Gefattern vnd Pancketen prangen möge, die Kindlein etzliche Wochen vngetaufft last ligen, oder da man sie mit Trummeln vnd Pfeiffen zur Kirchen tregt, da man dagegen in demut kommen solte, sintemal man allda ein Kind des Zorns vor Gott den Herrn bringet vnd wil gnade (gegen die Pocken als Sündenstrafe) bitten. Gleichwie auch die Kindlein selbst mit jrer ersten stimme, die mit weinen geschicht, vmb verzeihung jrer Unreinigkeit bitten*).

„Desgleichen sol man die Jungen vermanen, das sie sölches Spiegels, der jnen in den Pocken am Angesicht geweiset ist, niemals vergessen, sondern sich allezeit erinnern, wie sie in den Pocken außgesehen, welches dazu dienen sol, das sie sich desto mehr bekümmern vmb die Sünde, vnd hüten sich auch dafür, in betrachtung, das sie leichtlich also wieder können zugerichtet werden, als sie in den Pocken gewesen sein.

„Item es dienet auch wider jene gedanken, durch die Tauffe werde die Sünde dergestalt abgewaschen, das man sich jhrenthalben nicht mehr bekümmern dörffte.

„Gleichwie aber ein Mensch für den andern völler ist von Pocken: Also erreget offt einer mit der vielfaltigkeit seiner Sünden desto mehr vom Zorn oder Straff Gottes wider sich.

„Im 4. Psalm stehet: Es haben mich meine Sünde ergriffen, das ich nicht sehen kann. Daher die Pocken auch offt die Augen einnehmen, ja wohl gar verderben.

„Wie ein Vater oder Mutter, denen ihre Kinderlein vor die Augen mit Pocken beladen gestellet werden, die gedancken haben söllen, das nicht die Kinder vor jre Person allein gesündiget haben, sondern sie entgelten der Eltern mit: Also sol ein Nachbar gedencken, dz im von Gott ein schwerer straff, die Pestilentz, werde zukommen lassen, vnd das jhn sein Nechster daran mus erinnern. (Schluß folgt.)

*) Hier sehen wir, neben dem eingangs erwähnten „Abkaufen der Pocken" von pockigen Menschen, die Taufe, diese Abwaschung der sündigen Materie als das erste Präservativ vor den Pocken, im Jahre 1582 erwähnt werden!

Der Segen der Arbeit.

Ein Stück aus dem Leben.

An einem trüben Herbsttage saß der Schreiber dieser Zeilen im „Salon" des vornehmsten Gasthauses einer kleinen Stadt und blätterte, weidlich gelangweilt, in den zwei oder drei Zeitungen, welche das tägliche Lesebedürfniß der Honoratioren des Städtchens zu befriedigen hatten. Ich war lange Zeit ganz allein gewesen und hätte mich schon längst in mein Zimmer zurückgezogen gehabt, wenn mir der „Herr Oberkellner" nicht verrathen hätte, daß die Stammgäste — eben jene Honoratioren, die Crême der kleinstädtischen Gesellschaft — sich allabendlich um die lange Tafel, vis-à-vis vom Eingange des Salons, zu versammeln pflegten. Und unter dieser Crême stellte ich mir ein Kränzchen behäbiger, in ihrer Selbstgefälligkeit komischer Spießbürger vor und erhoffte von der Beobachtung dieser interessanten Exemplare des Genus homo (Menschengeschlecht) einiges Amusement.

Aber als erst so ein halb Dutzend der Herren Stammgäste bei einander war, sah ich, daß ich mich doch ein wenig getäuscht. Ich hatte da eine Gesellschaft vor mir, die wenig Spießbürgerliches zur Schau trug. Auf dem Sopha, rechts in der Ecke, lehnte eine mächtige, aristokratische Figur mit angenehmen, ja sogar interessanten Gesichtszügen, neben ihr saß ein weißköpfiger Herr mit strengem, aber gleichfalls nicht unsympathischen Gesicht, gegenüber streichelte ein wohlgenährtes, freundlich und lustig dreinschauendes Pfäfflein die gefällige Rundung seines Leibes, und rechts und links von diesem saßen ein paar Herren, von denen der eine den scharfsinnigen Juristen schon im Aussehen nicht verleugnen konnte, während den andern fast jeder Satz, den er sprach, als einen für seinen Beruf begeisterten jungen Mediziner verrieth.

Eine so beschaffene Gesellschaft hätte mich interessirt, auch wenn sie mir an sich gleichgiltige Themata verhandelt, diese aber

fesselte mich umsomehr, da sie auf ein Gesprächsgebiet kam, das ich zwar sehr häufig schon anderwärts, nie aber noch in dem erlesenen Kreise solcher Honoratioren-Gesellschaft hatte abhandeln hören.

„Sie sind also dabei, eine große Fabrik zu gründen, Herr von Rittberg?“ hatte der Mediziner den Aristokraten in der rechten Sophaecke gefragt. „Und man sagt, sie thäten es, weil, wie Sie selbst erklärt, Ihnen das müssige Leben des reichen Rittergutsbesitzers gründlich leid wäre und Sie Sich fortan durch eine allgemein nützliche Thätigkeit Ihre Existenz *verdienen* wollten?“

Der Mediziner hatte mit einer Schelmerei im Tone gesprochen, die nicht verfehlte, am Stammtische Heiterkeit hervorzurufen.

„Herr von Rittberg ist wahrscheinlich neulich, als er in Berlin war, von irgendeinem Apostel des Zukunftstaates zum Evangelium der Arbeit bekehrt worden,“ lachte der Jurist.

„Wenn ich überhaupt an ein Evangelium glaubte, so wäre es das der Arbeit,“ erwiderte sehr ruhig der Herr von Rittberg. „Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer,“ so wandte sich der Sprecher an sein Gegenüber, „aber ich habe nun einmal kein Organ für übersinnliche Freuden, Ereignisse, Wesen, für Religion überhaupt. Ich theile diesen Mangel mit Millionen, — nur mit dem Unterschied, daß ich mir immer darüber klar war und niemals ein Geheimniß daraus gemacht habe, während die Millionen bewußt oder unbewußt in Scheinreligiosität dahinleben.“ Der Pfarrer schien in seinem riesigen Stammglase verschwinden zu wollen, einen so tiefen Zug that er eben. „Aber wie ich an die religiösen Evangelien *nicht* glaube,“ fuhr Herr von Rittberg fort, „trotz der größtentheils ja wohl hochachtungswerthen Priesterschaft (der Sprecher neigte sich verbindlich nach dem Pfarrer hin), so würde ich, der Aristokrat, an das Evangelium der Arbeit glauben, wenn ich es überhaupt vermöchte, trotz der Apostel, von denen unser verehrter Herr Kreisrichter gesprochen.“

Herr von Rittberg hielt ein wenig inne; er hatte wohl rasch wieder fortfahren wollen, aber der geistliche Herr hatte sein Unbehagen glücklich in seinem Humpen ertränkt und tauchte nun, vergnüglich lächelnd, aus demselben wieder empor mit den Worten: „Der Saulus des Besitzes und Lebensgenusses wird zum Paulus der Arbeit und wohl auch der — Enthaltsamkeit?!“

Bevor der aristokratische Apostel der Arbeit noch antworten konnte, fügte der weißköpfige Herr mit vielem Nachdruck hinzu:

„Ich kann gewiß nicht in den Verdacht kommen, daß ich von der Arbeit nichts wissen wollte, aber ich bin der Ansicht, daß man mit solchen Schlagworten, wie Evangelium der Arbeit, lieber sein Spiel *nicht* treiben sollte. Es scheint mir unklug gehandelt, wenn Leute aus den besitzenden und gebildeten Klassen in unserer erregten Zeit die Aufsässigkeit des niederen Volkes noch vermehren, indem sie gelegentlich in sein Horn stoßen. Es genügt, meine ich, vollkommen, wenn man *das* Thema immer und überall erledigt mit der Sentenz, die mir mein braver, seliger Lehrprinzipal, der alte Mohrenapotheker Krämer, fest in's Herz geprägt hat: Wer es noth hat, der arbeite, und wer arbeitet, der wird nicht Noth haben!“

„Ihre Sentenz,“ lächelte Herr v. Rittberg, „ist auch nicht viel mehr, als ein Spiel mit Worten, und zwar ein trügerisches. Gestatten Sie mir, zum Beweise eine Geschichte zu erzählen. Während meiner ersten Studiensemester wohnte ich bei der Wittwe eines Regierungsraths Schmeller, der ihr bei seinem Tode nichts weiter hinterlassen hatte, als seinen Titel nebst einer passablen Wohnungseinrichtung und drei Kinder. Die Frau fristete nun ihr und ihrer Kinder Leben durch den geringen Nutzen, welchen ihr ein paar Pensionärinnen und zwei Zimmer, die sie möblirt vermiethete, gewähren konnten. Von den Kindern waren zwei Knaben; der jüngere ein hübscher Taugenichts, der ältere ein stiller, ernster, arbeitsamer Bursche. Der letztere absolvirte das Gymnasium und wurde, da seine arme Mutter das Geld zum Studium nicht auftreiben konnte, Buchhändler. Der Taugenichts brachte es bis Sekunda, diente dann sein Freiwilligenjahr ab, während dessen er der Mutter mühsam ersparte 500 Thaler bis auf den letzten Heller zusetzte; außerdem machte er Schulden wie ein Major, und ging nach Beendigung seines Dienstjahres, da Ehrenwort- und faule Wechselschulden unangenehm zu werden drohten, mit der goldenen Uhr und dem Brautgeschmeide seiner Mutter, und der Kleiduug und der geringen Baarschaft seines Bruders auf und davon. Mutter, Bruder und Schwester arbeiteten nun, um durch Bezahlung der Schulden des Durchgebrannten ihren Namen zu retten, Tag und Nacht; Mutter und Schwesier stickten für ein Tapisseriegeschäft zierliche, aber augenzerstörende Perlen- und Wollenstickereien, der Bruder gab jungen Gymnasiasten in seinen Abendstunden Nachhilfeunterricht, schrieb gelehrte Manuskripte ab, machte Gelegenheitsgedichte, kurz, alle jene Arbeiten, die reiche Leute den Bettlern um lohnende geistige Beschäftigung als Almosen hinwerfen und die auch bei aufreibendster Thätigkeit eben nicht viel mehr als Bettelbrot einbringen. Den vereinten Kräften gelang indeß die Abzahlung; freilich erst, nachdem die Mutter sich fast ganz blind gestickt hatte und in die Brust der Tochter der Keim zur Schwindsucht gelegt war. Dafür kam zunächst eine Reihe verhältnißmäßig sorgenloser Jahre. Der Sohn ward wegen seiner Tüchtigkeit erster Commis in einer Buchhandlung, die Mutter hatte Pensionäre und Abmiether soviel sie brauchte, und die Tochter bemühte sich, jeden Sommer bei Freundinnen auf dem Lande ihre schwache Gesundheit zu stärken. Wieder sparte die Mutter im Laufe von 5—6 Jahren eine kleine Summe, und damit, sowie auf Grund bereitwillig gewährten Kredits, gründete der Sohn selbst eine kleine Buchhandlung und erwarb sich und der Mutter allgemach ein für ihre bescheidenen Verhältnisse nicht unbedeutendes Vermögen. Nun gab er den Buchhandel, der ihm schon lange nicht mehr behagt hatte, auf, um wenigstens noch als älterer Mann sich wissenschaftlichen Studien widmen zu können, und legte sein und der Mutter Vermögen in ein paar Häusern, die er kaufte, und in Staatspapieren an. Da kam der Geldtaumel nach dem siebziger Franzosenkriege. Alles wollte Millionär werden, alles wollte seine Kapitalien so hoch wie möglich verzinsen. Auch der ehemalige Buchhändler vermochte nicht einzusehen, warum er sich mit einer Verzinsung seines in Papieren angelegten Geldes von 3 und 3½ Prozent begnügen sollte. Er kaufte Industriepapiere, natürlich anscheinend ganz sichere, und war einer jährlichen Dividende von wenigstens 10 Prozent völlig gewiß. Aber Sie wissen, der Milliardenregen war kein Milliardensegen für Deutschland! Noch gründete man toll darauf los, da begann es in allen Ecken der Industriewelt zu krachen; überall trat die Ueberspekulation und der nackte Schwindel zu Tage. Auch die angeblich ganz sicheren Aktienunternehmungen, die den größten Theil des Vermögens unserer Beamtenwittwe und ihres Sohnes verschlungen hatten, zahlten im ersten Jahr gar keine Dividende und machten im zweiten Bankerott, die Gläubiger des mehrere millionen Thaler betragenden Aktienkapitals konnten sich an einigen ebenso großen als baufälligen Fabrikgebäuden, an altem Maschinengerümpel, ein paar ertraglosen Kohlengruben und dergleichen schönen Sachen mehr, schadlos halten. Bei dem gerichtlichen Verkauf kam noch nicht ganz der dreißigste Theil des Grundkapitals heraus, und Schmeller erhielt statt 30,000 Thaler nach Abzug der Gerichtskosten u. s. w. baare 600 und einige 50 Thaler. Das war ein sehr harter Schlag, aber noch blieben ihm und seinen Angehörigen die Ueberschüsse seiner beiden Häuser im Betrage von etwa 1600 Thaler jährlich. Da folgte auf den Industriekrach der Häuserkrach. Drei, vier der Wohnungen in seinen Häusern wurden leer, und es fanden sich keine neuen Miether. Der Ausfall der Einnahmen betrug mehr als der Ueberschuß. Um nur die Hypothekenzinsen zahlen zu können, hätte er etwas zuzusetzen haben müssen. Anfangs lieh er in der Hoffnung auf bessere Zeiten bei seinen Freunden. Inzwischen hatten die Hypothekengläubiger sehr wohl bemerkt, daß der Mann nicht mehr in den früheren guten Verhältnissen war. Um sich selbst aus der Affaire zu ziehen, kündigte der eine und der andere sein Kapital. Wieder sollten Freunde helfen, aber sie konnten nicht, oder hatten den Glauben an eine bessere Zukunft des immer mehr Zurückkommenden verloren. Die Subhastation der Grundstücke stand in ziemlich sicherer Aussicht — da fiel von ganz unerwarteter Seite ein Hoffnungsstrahl in die beinahe ganz verzweifelnden Gemüther der Familie. Ein preußischer Offizier, der in einer der französischen Schlachten spurlos verschwunden war und auf der Liste der „Vermißten“ gestanden hatte, war schwerverwundet in französische Gefangenschaft gerathen und nach einiger Zeit als Rekonvaleszent nach Algier geschafft worden. Die Strapazen der Ueberfahrt zogen ihm ein Nervenfieber zu, von dem er zwar körperlich genas, aber nur um einer hartnäckigen Geistesstörung zu verfallen. Erst nach Jahren war er soweit hergestellt, daß er endlich die Heimreise antreten konnte. Gerade zur Zeit, als sich die Schmeller in äußerster Bedrängniß befanden, langte der ihm wohlbekannte, längst todtgeglaubte Lieutenant in Breslau an. Einer seiner ersten Besuche galt der Familie Schmeller. Er hatte ihnen Allerwichtigstes mitzutheilen. Kurz vor seiner Abreise in Algier hatte er einen kolossal reichen Deutschen dort kennen gelernt, der als ganz junger Bursche in die französische Fremdenlegion eingetreten und infolge seiner, die

Bildung der meisten übrigen Legionäre weit überragenden Kenntnisse und des Umstandes, daß er preußischer Einjährig-Freiwilliger gewesen, bald zum Offiziersgrade avancirt war. Der bildhübsche Offizier hatte unbegrenztes Glück bei den Damen in Algier; die Tochter eines der reichsten Banquiers gehörte zu denen, deren Herz er im Sturm eroberte. Diese entführte er, heirathete sie und ward auf diese höchst einfache Weise Millionär. Auf den Militärdienst verzichtete er nun selbstverständlich und lebte fortan nur seiner Frau und seinen noblen Passionen. Dieser Glückliche war niemand sonst, als der einst durchgebrannte jüngere Schmeller. Die Begegnung mit dem preußischen Offizier und die Entdeckung, daß derselbe ein Freund seiner von ihm, dem gehätschelten Lieblingssohn, schnöde verlassenen Familie sei, hatten in dem übermüthigen Egoisten für einen kurzen Augenblick edlere Herzensregungen hervorgerufen; er beauftragte den Scheidenden mit herzlichen Grüßen und band ihm auf die Seele, über den Eindruck zu berichten, den die Kunde von dem Wiederfinden des längst verschollenen Sohnes und Bruders auf die daheim hervorrufen würde. Daß nun des älteren Schmeller erster Gedanke kein anderer war, als der Wiedergefundene werde Mutter, Schwester und Bruder vor dem drohenden Ruin retten, war gewiß natürlich. Es kam ihm zwar schwer genug an, den brüderlichen Verkehr mit einem Hülferuf zu eröffnen, aber es blieb keine Wahl. Er schilderte dem Bruder seiner Mutter und seine eigenen Schicksale, vermied alles sorgfältig, was den Bruder hätte verletzen können, und bat nur um die leihweise hypothekarische Ueberlassung von 10,000 Thaler, die ihn bestimmt über Wasser halten mußten. Die Antwort traf bald ein, aber sie lautete ganz anders als erwünscht. Der Bruder schrieb ganz kühl, er freue sich, seiner Familie eine gesicherte Zukunft bieten zu können, aber er halte eine Unterstützung, wie sie verlangt sei, für wenig ersprießlich. Mutter, Bruder und Schwester möchten ihre Grundstücke ruhig den Gläubigern überlassen und zu ihm nach Algier übersiedeln. Das Reisegeld werde er sehr gern senden. Den Brief begleiteten ein paar kleine Geschenke und ein unverkennbar sehr kühler Gruß der Gemahlin des Schreibers, und das war alles. Dem älteren Schmeller war der herzlose Brief, als er ihn gelesen, aus den Händen gefallen; die alte Mutter hatte ihn mit zitternder Hand aufgehoben, vor das eine, noch ein wenig sehende Auge gehalten und wieder und wieder, immer angstvoller und verzweifelter gelesen, dann war sie lautlos zusammengebrochen.

„Was soll ich Ihnen noch viel erzählen," unterbrach sich Herr v. Rittberg, „Frau Schmeller stand vom Krankenlager nicht mehr auf, dann kam die Subhastation, beide Häuser wurden so billig losgeschlagen, daß auch noch die Inhaber der dritten und vierten Hypotheken um ihr Kapital oder einen Theil desselben kamen; Schmeller konnte den eignen Ruin und den seiner Mutter, und den Gedanken, Leute, die ihm vertraut hatten, schwer geschädigt zu haben, nicht ertragen; er jagte sich am Abend des Subhastationstages eine Kugel in's Herz. Und vergangenen Sonntag, meine Herren," schloß Herr von Rittberg seine Erzählung, „habe ich, der ich die Familie Schmeller in den letzten 10 Jahren ganz außer Augen gelassen und nur in einer Zeitung einen Theil ihrer Leidensgeschichte gelesen hatte, mit einem todesbleichen, fast unaufhörlich hustenden und mehr als erbarmenswerth schluchzenden alten Mädchen in einem vernachlässigten Kirchhofswinkel am offenen Grabe eines braven, überaus arbeitsamen und tüchtigen Mannes gestanden, der sich und den Seinen trotz aller Arbeit nicht mehr zu erwerben vermochte, als Noth, Schmach und Grab."

Die Hörer waren sichtlich erschüttert, sie schauten ernst und schweigend vor sich hin. Auch mich hatte die wohl absichtlich ganz schmucklos vorgetragene Erzählung tief ergriffen. Ich wollte die ungewohnte Seelenbewegung mit einem tüchtigen Schluck Rothwein hinunterspülen, aber das Rebenblut mundete mir auf einmal nicht mehr und mich litt's auch nicht mehr im dumpfen Kneipzimmer — ich mußte hinaus in's Freie.

Richard Wagners Tetralogie auf dem leipziger Stadttheater. Richard Wagner hat in seinen Werken das musikalische Gebäude, welches jedes Jahrhundert mit neuen Schnörkeln verunzierte, über den Haufen geworfen, um aus seinen Trümmern ein neues aufzuführen. Die alten Bausteine wußte er, wie die himmelstürmenden Titanen im Reich der Töne, Gluck und Beethoven, zur harmonischen Grundsteinlegung auf's neue zu verwenden, und den Schutt des Recitativs und der Cantilene modelte er zu der neuen Gesangssprache um, ohne welche sein Musikdrama unmöglich wäre, aber seine ureigenste Schöpfung ist das Leitmotiv, eine Phrase, welche, das poetische und musikalische Element verbindend, sich nicht nur der Empfindung mittheilt, sondern auch vom Verstande begriffen wird, und demnach nicht nur Gefühle, sondern auch Gedanken musikalisch illustrirt. Der Musiker Wagner hat nicht nur einen Federkrieg, sondern auch eine Schule hervorgerufen, aber er hat leider keinen Rivalen, denn seine Schüler, wenn man das kümmerliche Krummholz unter dem hochstämmigen Baume so nennen kann, ahmen nur seine Formen nach — des Meisters Genie ist ihnen versagt. Aber auch der Dichter Wagner hat seine Vorgänger, Fouqué, Raupach und Hermann, ja selbst Oehlenschläger, übertroffen. Sie alle stiegen hinab zu dem Staub der Sarkophage, um die versunkene Welt der nordischen Mythe auszubeuten, brachten aber im glücklichsten Falle nur die verblichenen Gewänder an's Licht, um Automaten damit zu bekleiden. Erst Wagner gelang es, im neuen Guß die mährumkränzte Vorzeit mit frischer Farbenpracht und Formenfülle zu enthüllen. Durch seine „Nibelungen" dringt die Kenntniß der verschollenen arischen Weltanschauung, welche das semitische Christenthum verdrängt hat, selbst in jene Schichten der Gesellschaft, die sich bisher um die Völsunga-Saga und andere uralte Dichtungen der germanischen Literatur wenig oder garnicht gekümmert haben. Dadurch ist er ein Lehrer des Volkes geworden. Der Schauplatz seiner Tetralogie ist das Weltall, und die Handlung vermittelt alles, was zwischen Himmel und Erde lebt und webt, Götter und Riesen, Elfen und Zwerge, Menschen und Thiere. — Glaube aber ja nicht, lieber Leser, daß man einen germanischen Lehrkursus absolviren muß, um Wagners Dichtung zu verstehen. Es sind nur allgemein menschliche Willensregungen und Ideen, welche der Meister mit dem glücklichen Griff eines Genies aus der vielverschlungenen Götterwelt hervorgeholt hat. Daß er die tiefsten Fragen der Mythologie und die dunkelsten Geheimnisse der Symbolik mit dem heute so beliebten Pessimismus der Philosophen Schopenhauer und Hartmann in Uebereinstimmung brachte, macht sie selbst dem blasirten Feinschmecker pikant.

Der Inhalt des Vorspiels „Rheingold" ist folgender: Von den Nixen bewacht, ruhte einst das unbegehrte Gold auf dem Grunde des Rheins, bis es der tückische Zwerg Alberich, ein Sprosse aus dem Geschlecht der Nibelungen, ersah. Als ihm die Rheintöchter die fluchtragende Bedeutung des Goldes verrathen, daß, wer der Liebe entsage, mit ihm die Welt beherrschen könne, flucht er der Liebe und entreißt dem Felsen den Hort. Der Rheingrund versinkt in ewige Nacht, aber auf den Bergesgipfeln erstrahlt im Lichte der Sonne Wotans, des obersten der Götter, neuerbaute Götterburg Walhall. Die Erbauer der Burg, die Riesen Fasolt und Fafner, fordern den bedungenen Lohn, Freia, die Göttin der Jugend und Schönheit; aber ihr Besitz ist für Walhalls Götter eine Lebensfrage, denn sie bereitet die goldenen Aepfel, deren Genuß den Unsterblichen ewige Jugend verleiht. Um sie für Walhall zu erhalten, erweckt der verschlagene Flammengott Loge in den Riesen die Begier nach Alberichs Golde. Wotan und Loge steigen hinab in das feuerklüftige Nibelungenreich, wo Mime, Alberichs Bruder, mit den Zwergen das Rheingold zum Glühen bringt, um daraus den Ring zu schmieden und den unsichtbarmachenden Tarnhelm zu wirken, der seinem Besitzer die Macht verleiht, jedwede Gestalt anzunehmen. Alberich verwandelt sich auf Loges Wunsch in eine Kröte, der Wotan auf den Rücken tritt, indeß ihr Loge den Tarnhelm vom Kopfe zieht. Entzaubert muß Alberich auch Hort und Ring ausliefern. Der darauf lastende Fluch fällt auf die Götter und Riesen zurück, denn trotz der warnenden Mahnung der Seherin Erda erschlägt Fafner den Bruder Fasolt, um den Schatz allein zu behalten, den er, in einen Drachen verwandelt, in der Neidhöhle bewacht. Die Götter schreiten auf einer Regenbogenbrücke der Wolkenburg zu; nur Loge zaudert und lauscht dem Gesange der Nixen, die das verlorene Rheingold beklagen.

Die Handlung der „Walküre" beginnt in Hundings Behausung. Die Hütte des grimmen Recken ist um eine Esche gebaut, welche, das Dach durchdringend, ihre Aeste darüber hinbreitet. Zu Tode erschöpft, stürzt der waffenlose Siegmund herein und wird von Sieglinde, Hundings Gattin, gelabt. Der eintretende Hunding, Siegmunds Feind, beherbergt ihn für die Nacht und kündet ihm Fehde für den kommenden Morgen. Als sich Hunding zur Ruhe begeben, schleicht Sieglinde herein und zeigt Siegmund das in der Esche steckende Schwert, welches einst ein Wanderer (Wotan) hineingestoßen. Trotzdem sie sich als Wälsungenblut (von göttlicher Abkunft) und Zwillingsgeschwister erkennen, lieben sie sich und der doppeltsträflichen Umarmung entsprießt Siegfried. Wagner hat diese, der Völsunga-Saga entnommene Episode mit so naiv zwingender Genialität behandelt, daß man sich kaum eines sittlichen Mißbehagens bewußt wird, aber Wotans Frau, Fricka, die Beschützerin der Ehe, denkt anders darüber, und so muß Wotan gegen seinen Willen dem Paare seinen Schutz entziehen. Siegmund fällt von Hunding erschlagen. Brünhilde, eine der von Wotan mit Erda erzeugten Walküren (Wunschjungfrauen), hat Sieglinde gerettet und wird zur Strafe dafür von Wotan, der Göttlichkeit entkleidet, auf einem Felsen in Schlummer gebannt, bis ein Mann, der den Muth hat, zu ihr durch's Feuer zu dringen, sie erweckt. Das ist der Inhalt des ersten Tages des Nibelungenringes.

Der zweite Tag führt uns in Mimes Höhle, worin Sieglinde

sterbend den Siegfried gebar, den sich der schlaue Albe zum Drachentödter erzogen, um, wenn er durch ihn Hort, Ring und Tarnhelm gewonnen, den lästigen Erben durch Gift zu tödten. Siegfried haßt den mißgestalteten Pflegevater, und kaum hat er das Erbe Siegmunds, das wunderthätige, aber zerbrochene Schwert „Nothung“ zusammengeschmiedet, erschlägt er den Drachen und Mime mit, ohne sich um den Hort zu kümmern. Erst auf den Rath der Waldvögel nimmt er ihn mit und eilt, von der Sehnsucht nach Liebe getrieben, um Brünhilden zu befreien, was ihm auch gelingt.

Der letzte Tag spielt an Gibichs Hof, wo Hagen, Alberichs Sohn, dem König Gunther und seiner Schwester Gutrune die Abenteuer Siegfrieds erzählt. Da naht der Held selbst, der Brünhilde verlassen, um auf neue Abenteuer auszuziehen. Gutrune reicht ihm zum Willkommen einen Zaubertrank, wodurch er vergißt, was ihm zuvor lieb und heilig gewesen. Von ihrer Schönheit berauscht, verspricht er, in Gunthers Gestalt die von diesem ersehnte Brünhilde zu gewinnen, bezwingt sie und entreißt ihr den Ring, den er ihr jüngst selber gegeben. Verzweifelnd klagt ihn diese, als er sie nicht erkennt, des Verrathes an und beschwört mit Gunther und Hagen seinen Tod, den Hagen auf der Jagd vollführt. An seiner Leiche erschlägt Hagen den Gunther im Kampfe um den Ring, erst Brünhilde zieht ihn dem Todten vom Finger und wirft ihn in den Rhein. Nach dieser erlösenden Sühne sprengt sie auf Granes Rücken in die Flammen, um mit dem geliebten Gatten zu enden. Die Nixen ziehen Hagen in die steigenden Fluthen des Rheins, und ferne dämmert das sinkende Walhall — das Ende der alten Welt.

Die Direktion des leipziger Stadttheaters hat bewiesen, daß die Vorführung der „Nibelungen“, trotz ihres komplizirten szenischen Apparates, im Rahmen eines gewöhnlichen Theaters ohne dessen fundamentalen Umbau möglich ist, und die sich herandrängenden und beifallslustigen Leipziger haben das Sprüchwort, daß der Prophet nichts im Vaterlande gelte, glänzend zu schanden gemacht, indem sie die Frucht vierzigjähriger Arbeit ihres Landsmanns Richard Wagner nach Verdienst und Gebühr gewürdigt haben. Zu den heimischen Kräften, welche uns im Frühjahr „Rheingold“ und „Walküre“ mustergiltig vorgeführt haben, sind im „Siegfried“ und in der „Götterdämmerung“ zwei neue Acquisitionen hinzugetreten, Frau Wilt, die Besitzerin der schönsten Stimme mit tadelloser Ausbildung, und der berühmte Wagnersänger Herr Unger. Frau Wilts Brünhilde besitzt zwar nicht die hinreißende Tragik, die uns erhebt, während sie uns zermalmt, mit welcher sie Frau Materna, die Vertreterin dieser Rolle in Bayreuth, ausgestattet hat, dafür ist aber der Frau Materna das rührende Lächeln durch Thränen versagt, welches die „Liebeserlösung“ verklärt. Der Siegfried des Herrn Unger, den wir schon in Bayreuth mit kritischer Sonde untersuchten, hat merklich an Schliff im Vortrag gewonnen. Er ist das Prototyp männlicher Kraft, ein Held vom Scheitel bis zur Sohle; schade, daß der Zahn der Zeit an dem oberen Theil seines Heldentenors zu nagen beginnt. Uneingeschränktes Lob verdienen die Sänger Schelper und Rebling, sowie der Kapellmeister Sucher. Des letzteren Marschallstab kommandirte das Heer von Tönen, das da bewältigt werden muß. Unter Suchers umsichtiger Leitung kam im Orchester alles klar, sicher und schön zum Ausdruck. Nur den Herren vom Blech wäre etwas Mäßigung anzurathen. Auch die Chöre, deren die „Götterdämmerung“, im Gegensatz zum „Siegfried“ und zur Freude der Zuhörer, einige recht wirkungsreiche bringt, wurden vortrefflich gesungen. Minder lobenswerth hielt sich das Thierreich, worunter auch Fräulein Schreiber als „Vogelsang“ gehört. Das Alpha und Omega der Wagnermusik ist ein klares Vokalisiren, wovon Fräulein Schreiber wenig Ahnung hat. Der Lindwurm der Neidhöhle hat hier wie in Bayreuth unbeabsichtigte Heiterkeit hervorgerufen. Das lendenlahme Götterroß Grane scheint ein Aschenbrödel in Walhalls Marstall zu sein, und Wotans Rabenpaar hatte das Stichwort verpaßt.

Das Publikum zeigte trotz der fünfstündigen Anspannung nicht mit seinem Beifall und rief die Vertreter der Hauptrollen zu wiederholten malen vor die Rampe. Der Schluß der „Götterdämmerung“, wo der eherne Schritt des Geschickes Götter und Menschen zermalmt, um sie unter den Trümmern des im gluthrothen Nordlichtschein zerfallenden Walhall zu begraben, hat, wie in der „Walküre“, der Feuerzauber einen sensationellen Erfolg errungen. Dekorationen und Beleuchtungseffekte ließen nichts zu wünschen übrig; kurz: die Direktion Förster-Neumann hat mit Wagners Tetralogie einen von allen Seiten so unbestritten glänzenden Erfolg errungen, wie er in den Annalen der Theatergeschichte nur selten zu verzeichnen ist, und Wagners Jugendtraum tritt verkörpert aus dem Rahmen der Exklusivität vor das große Publikum, wohin jedes epochemachende Kunstwerk gehört.

Dr. Max Trausil.

Afghanistan, der Kriegsschauplatz der nächsten Zukunft. Afghanistan, welches der Schlüssel zu Indien von der Landseite ist, ist zugleich dasjenige Gebiet, welches die mächtigen Rivalen in Asien, England und Rußland trennt. Es bildet sowohl geographisch als geschichtlich und sprachlich den Uebergang von Indien zum westlichen Asien. Es wird, ein etwas unregelmäßiges Viereck bildend, im Osten von dem Pendschab (englisch-indische Provinz), im Süden von Beludschistan (souveränes Fürstenthum), im Westen durch Persien und im Norden durch turkmanisches Gebiet (russische Provinz) begrenzt. Speziell von Indien, worauf bei der gegenwärtigen kriegerischen Verwicklung viel ankommen wird, ist Afghanistan durch das Suleiman-Gebirge getrennt, dessen westlicher Abfall besonders öde, wild und schroff ist. Nur sehr wenige Querthäler bilden die Verbindung des Industhales und Afghanistans, und von einiger Bedeutung für den etwaigen Einmarsch indo-englischer Truppen nach Afghanistan sind nur die engen Kheiberpässe und der steile, schwer passirbare Gomalpaß. Die Ausdehnung des Landes ist bei der Unsicherheit der Grenzverhältnisse nicht sicher zu bestimmen, sie wird bis auf circa 14,600 Quadratmeilen angegeben und die Einwohnerzahl beträgt zwischen 5—9 Millionen. Das Klima ist in dem von zahlreichen Gebirgen durchstrichenen Lande überaus mannigfaltig. In einigen Theilen herrscht die Wärme des nördlichen Indien, in andern die Nordafrikas, und im Norden wird das Land sogar von schneereichen Winterstürmen heimgesucht. Dem entsprechend ist auch in dem Thier- und Pflanzenleben in den entgegengesetzten Theilen Afghanistans die größte Verschiedenheit. Hier wachsen die Getreidesorten Europas, dort wächst Baumwolle, Feigen, Granaten und Wein; hier in den tropischen Wäldern haust der Löwe und der Tiger, dort in den schneeigen Gebirgen der Wolf, der Bär, der Schakal. Auch die Bevölkerung des Landes ist keine einheitliche. Die verschiedensten Stämme bewohnen das ausgedehnte Gebiet, die aber alle in Abhängigkeit von den jedem einzelnen Stamm an Zahl überlegenen Afghanen gehalten werden. Der Afghane ist kräftig von Körper, trotzig, stolz, aber im ganzen ein der Verstellung und des Truges sehr fähiger und zur Rachsucht geneigter nomadisirender Räuber. Diese Naturanlage der Afghanen ist selbst zu einer für asiatische Verhältnisse früh schon angewandten militärischen Ausbildung entwickelt worden, und so ist das Heer jenes Landes durchaus ein nicht zu unterschätzender Gegner. Auch haben die Engländer die Tüchtigkeit, den Muth und die Verwegenheit der Afghanen schon schwer empfunden. Im Jahre 1839 war ein anglo-indisches Heer nach ungeheuren Verlusten endlich durch den Bolanpaß in Afghanistan eingedrungen und nach kurzer Zeit war dann freilich auch das Land ziemlich unterjocht, aber 1841 brach mitten im Winter eine allgemeine Verschwörung aus und während ein Theil des indischen Heeres von den Aufrührern niedergemacht wurde, ging der andere bei seinem Rückzug durch Kälte, Hunger und Ueberfälle zugrunde. England unternahm darauf einen Revanchezug und stellte auch einigermaßen sein Ansehen wieder her, aber hütete sich wohl, in der Folgezeit sich von neuem in gefahrvolle Verwicklungen mit Afghanistan einzulassen. Durch sein Protektorat in Kleinasien kann es freilich jetzt den hartnäckigen Feind von zwei Seiten fassen und so erfolgreicher den natürlichen Hindernissen widerstehen. Jedenfalls ist die Mine, welche Rußland den Engländern in Afghanistan gelegt hat, dazu angethan, die alte Feindschaft zwischen dem Eisbär und dem Walfisch zur Explosion zu bringen.

T.

Julius Robert Mayer. (Porträt Seite 16.) So oft der Isisschleier von einer Naturerscheinung schwindet, werden die Marksteine des menschlichen Könnens und Wissens verschoben und alle Welt ist darüber erstaunt, daß eine so klare Thatsache nicht schon längst konstatirt worden ist, d. h. es wiederholt sich die Geschichte von dem Ei des Columbus. Die Bewegung der Erde, die Cirkulation des Blutes ꝛc. findet heute jedermann selbstverständlich, und Galiläi und Harvey, die Entdecker dieser Naturgesetze, haben längst andern Berühmtheiten des Tages weichen müssen. Das finstere Mittelalter trieb die Undankbarkeit gegen die Fackelträger der Kultur sogar noch weiter und belohnte das mühselige Forschen der Gelehrten mit Folter und Scheiterhaufen. Licht und Wärme waren den Menschen seit jeher treue Wohlthäter und jedermänniglich bekannt, und doch hat es Jahrtausende gedauert, bis man ihr Verhältniß zu einander festgestellt hat. Dem jüngst verstorbenen Julius Robert Mayer (den 25. November 1814 in Heilbronn geboren, den 20. März 1874 gestorben), von dessen Wirken die „Neue Welt“ nächstens eine umfassende Schilderung bringen wird, war es vorbehalten, die Gesetze der „Mechanik der Wärme“ zu entdecken und dadurch dem menschlichen Forschungstrieb ein neues Gebiet zu eröffnen, dessen Grenzen unabsehbar sind.

T.

Edelmarder und Rehkitze. (Bild Seite 17.) Jeder unserer Leser hat sich wohl schon gefragt, warum es im Haushalt der Natur Räuber gibt. Da ihre Verdauungswerkzeuge sie ausschließlich auf Fleischnahrung verweisen, so sind sie auch zu ihrem blutigen Handwerk berechtigt, denn sie vergießen das Blut ihres Opfers nicht aus Grausamkeit, sondern um ihren Hunger zu stillen. Der Hecht im Karpfenteich und der Edelmarder im Walde sind außerdem Regulatoren der Populationsskala, d. h. ihr Magen sorgt dafür, daß nicht eine Thierspezies auf Kosten der andern überhand nimmt. Damit aber die Fleischfresser immer den Tisch gedeckt finden, sind ihnen die Pflanzenfresser numerisch überlegen. Unser Bild ist eine Wiederholung des schwungvollen Gedichtes von Freiligrath „Der Löwenritt“. Es stellt den Würger des Waldes unserer gemäßigten Zone, den Edelmarder, während der Mahlzeit vor. Die Natur hat ihn trefflich für sein blutiges Handwerk ausgerüstet. Mit der Schärfe seiner Sinne kann nur der Luchs konkurriren, den der Marder an Schlauheit noch übertrifft. Aber es ist nicht Blutdurst, was auf unserem Bilde aus seinen grünlichen Augen funkelt, sondern die causa movens der gesammten lebenden Wesen, die bewegende Ursache der Schöpfung, der Hunger. Mit einem Sprunge aus dem ihn bergenden Geäst hat er ein schmächtiges Rehkitzchen, das sich

von seiner Mutter entfernte, in das hohe Gras gestreckt, um ihm mit seinem haarscharfen Gebiß den Halswirbel zu zermalmen. Das wehrlose Reh ist unter dem schlimmen Reiter zusammengebrochen. Zum Glück dauert der Todeskampf nicht lange und das brechende Auge mit dem unsäglichen Schmerz ist bald für immerdar geschlossen. T.

Dem Aberglauben im Volke, der noch viel größer ist, als man gemeiniglich annimmt, ist sehr schlecht mit der theoretischen Belehrung beizukommen und besonders dort, wo das Volk in Dörfern und kleinen Städten mehr das ihnen noch versiegelte Buch der Natur betrachtet, als sich in anderen Büchern Aufklärung sucht. Der Hexenglauben ist noch immer stark, und manche gute, alte Frau, die zufällig mehr Runzeln im Gesicht hat, als ihre Nachbarinnen, wird verdächtigt, das Vieh in dem betreffenden Orte behext zu haben, wenn, durch irgend eine unbekannte Ursache veranlaßt, die Kühe nicht reichlich genug Milch geben. Diesem Aberglauben wird nun der ärgste Stoß versetzt, wenn eine solche Ursache bekannt wird und derartig ist, daß sie viel von sich reden macht.

Ich will ein kleines Geschichtchen erzählen. In einem westfälischen Städtchen mit überwiegend katholischer Bevölkerung herrschte im Sommer 1834 eine gradezu fieberhafte Aufregung. Auf den prächtigen Weiden dicht am Flusse waren nämlich alle Kühe „behext"; die Mägde bekamen von ihren Herrschaften Schelte und die Ermahnung, nicht so dumm zu sein, an solche Hexerei zu glauben. Dumm oder nicht dumm — es blieb aber dabei, mehrere Monate hindurch gaben die Kühe des Morgens wenig oder keine Milch, während sie des Abends das zu erwartende Quantum den Milchmädchen spendeten.

Die klugen Leute in der Stadt munkelten allerdings von Diebstahl, doch war auch das nicht recht einleuchtend, weil man nicht wußte, an wen die Milch verkauft wurde. Doch unternahmen einzelne Personen, der Sache auf den Grund zu kommen. Sie wachten in der Nähe der Weiden mehrere Nächte hindurch. Frühmorgens wurden die Kühe plötzlich unruhig. Da hörten die Wächter ein Schnaufen — auf schwarzem Thiere, ob es eine Kuh, ein Pferd, oder gar ein Elephant war, das wußten sie nicht zu erzählen, auf schwarzem Thiere also saß eine Riesengestalt, die über die Weiden sich bewegte; die Wächter flohen in die Stadt. Dort angekommen, schlugen sie Allarm. Man konnte recht gut auf die niedriger gelegenen Weiden hinblicken. Richtig — im Morgengrauen auf schwarzem Thiere eine Riesengestalt.

Des andern Morgens wollte keine Magd allein auf die Weide zum Melken gehen. So dauerte der Spektakel noch längere Zeit fort, bis sich endlich einige beherzte, vorurtheilslose Männer, deren es im Städtchen nur sehr wenige gab, fanden, welche ernstlich dem Hexenspuk zu Leibe gehen wollten.

Mit Jagdflinten bewaffnet und von einigen tüchtigen Jagdhunden begleitet, legten sie sich auf die Lauer. Richtig — da naht eine hohe, weiße Gestalt, besteigt eine schwarze Kuh und reitet über die Weide — ihr nach schleichen mehrere dunkle, kleinere Gestalten mit Milchgefäßen bewaffnet. Die Hunde werden losgelassen, einige Schüsse in die Luft gefeuert, ein kräftiger Hurrahruf — und drauf auf die Gespenster. In wenigen Minuten waren sie eingefangen. Die eigentliche „Hexe" hatte ein Bettuch übergehangen und mit einem Haarbesen in die Höhe gehalten, um dadurch die unnatürliche Höhe zu erzielen.

Aus einem Nachbarorte hatten unter Führung einer ältlichen Frau, die in ihren jungen Jahren herumziehende Akrobatin und Kunstreiterin gewesen war, allnächtlich die Spitzbuben den Weiden und den darauf befindlichen Kühen einen Besuch abgestattet; sie benutzten eine Furth in dem kleinen Flusse, an welchem die Weiden lagen, und vermieden so jegliche Berührung mit der Stadt. Jenseits des Flusses hatten sie ihren Wagen, auf welchem sie mit ihren vollen Milchgefäßen den nahen Wald erreichten und noch vor dem völlig angebrochenen Morgen in den Nachbarort gelangten. Nachträglich fiel es den Bestohlenen ein, daß in Regennächten oder wenn der Fluß angeschwollen war, die Kühe nicht „behext" worden waren.

Die darauffolgende Gerichtsverhandlung, welcher die Abergläubigen selbst beiwohnten, zerstreute unbarmherzig den letzten, noch vorhandenen Rest von der Behexung des Rindviehs. Seit jener Zeit ist thatsächlich der sogenannte grobe Aberglaube dort in dem Städtchen verschwunden, was nicht ausschließt, daß noch manche schüchterne Jungfrau, wenn sie abends sich zu Bett legt und das im Mondscheine scheinbar sich bewegende Handtuch erblickt, vor Grausen den Kopf unter die Bettdecke steckt und so dem Spuk rasch entflieht. h—.

Literarische Umschau.

„Die intelligente Hausfrau in ihrem häuslichen Wirkungskreise." Ein zuverlässiger und unentbehrlicher Rathgeber für Familie, Küche und Haus, von C. F. C. Karlowa, Apotheker, Salzwedel, Verlag von Gustav Klingenstein, 1879. Die erste, drei Bogen starke Lieferung dieses auf circa 5 Lieferungen berechneten Werkes bringt „Belehrung und Rathschläge für die Hausfrau, betreffend Küche und Haus", und enthält viel des für jedermann, in der That aber besonders für unsre Hausfrauen Wissenswerthen. So tüchtig die letzteren im allgemeinen sind, so wenig haben sich doch die meisten unter ihnen von dem in der Küche ihrer Mütter und Tanten Althergebrachten emanzipirt. Manch' gutes Stück Rindfleisch, manche schwer genießbare Tasse Kaffee dankt der in Küchenangelegenheiten erst recht unschuldige Herr des Hauses einzig und allein dem Vorurtheil und der naiven Unwissenheit, die an seinem Kochherde ihr unerbittliches Regiment führen. Wenn also Herr Karlowa über die rationelle Bereitung des Kaffees, über die Prüfung des Kaffees und seiner Surrogate, über Brotsurrogate, Mehlprüfung, Milchprüfung, Schutz der Milch vor dem Sauerwerden, Fleischpökeln und Räuchern, Fleischkonservirung, Rindfleischkochen 2c. 2c. Belehrung ertheilt, so bildet er des Lesens- und Dankenswerthen genug. Freilich wäre in Rücksicht des gewaltigen Umfanges, welchen das von dem Verfasser betretene Gebiet der Belehrung aufzuweisen hat, zu wünschen gewesen, daß mehr als nur drei Bogen der ersten Lieferung seiner Beleuchtung gewidmet und systematische Ordnung beobachtet worden wäre. Außerdem erscheint die im Prospekt ausgesprochene Behauptung, der Verfasser habe „größtentheils seine selbstgemachten Erfahrungen niedergeschrieben", angesichts der mit anerkennenswerther Offenheit geschehenen Angabe der Quellen (Polytechnisches Notizblatt, Artus' Vierteljahrsschrift 2c.), aus denen viele der interessanteren Mittheilungen geschöpft sind, als eine Ungenauigkeit, die leicht hätte vermieden werden können. B. Geiser.

Redaktions-Korrespondenz.

Liegnitz. Ingenieur K. Es freut uns, daß die „N. W." sich nunmehr Ihre „vollste Anerkennung" erworben hat, und wir vergessen gern, daß es derber Carambolagen bedurfte, um uns in die rechte Stellung zu einander zu bringen. Herrn Lavant werden wir von der begeisterten Aufnahme, welche sein Roman bei Ihnen gefunden, Mittheilung machen; wir denken, es wird ihm Spaß machen, dafür zu sorgen, daß Sie im Genusse seiner nächsten novellistischen Arbeit auch nicht einmal mehr der Schatten eines langen Schnurrbarts stört. Wollen Sie mit dem Verfasser der „Irdischen Massenbewegnng" eine Lanze brechen, so sollen Sie auf unserm Turnierplatz des Geistes willkommen sein, doch seien Sie vorsichtig: auch dieser Gegner sitzt sehr fest im Sattel. — Die Honorarsätze bestimmen wir je nach dem Werthe, welchen uns die fraglichen Einsendungen zu haben scheinen, sehr verschieden.

Berlin. E. P. In einer der nächsten Nummern! — Tischler H. S. Das Buch D's ist zu dem Zwecke, dem Sie damit dienen wollen, nicht zu verwenden. — H. Tr. Sie wollen „gegen ein Gratisexemplar der ‚N. W.'" alle (!!) darin enthaltenen wissenschaftlichen Artikel „vom Sachverständigen-Standpunkte aus" kritisiren? Sie müssen ein Universalgenie sein, aber Sie sind uns zu — billig! — Dr. J. L. Ihre Kritik der fragl. Arbeit hat uns angenehm berührt; wir möchten Ihnen brieflich mittheilen, weshalb. Wollen Sie uns Ihre genaue Adresse angeben? Bis dahin frdl. Gr.

Waldenburg. J. Lst. Schon in einer der nächsten Nummern hoffen wir eine Arbeit über Zimmerpflanzen bringen zu können. — Der Adel entstand im Mittelalter, in Deutschland etwa seit dem 10. Jahrhundert, und war auf den auch erst allmählich erblich gewordenen Grundbesitz gegründet, wie schon die vom alten Worte od, odal, sächsisch edel — welches soviel als Land, Gut bedeutet — abstammende Bezeichnung beweist. Insbesondere waren es die Beamten der Könige — Ministerialen —, welche ihren höfischen Einfluß zur Erwerbung von Lehen, zur beständigen Erweiterung ihrer Rechte und schließlich zur ständischen Trennung von dem gemeinen Volke brauchten, resp. mißbrauchten. Nach ihrem Grundbesitz nannten sich die Adeligen die Herren (Besitzer) von X-, Y- oder Z-berg oder -dorf u. s. w.

Breslau. Fr. M. und **Berlin.** Rob. K. Das Schachspiel wird, da uns ruhigere Zeiten bevorzustehen scheinen, als die jüngstvergangenen waren, wohl nächstens wieder Berücksichtigung finden können.

Altona. B. S. Allerdings ist in dem Artikel „Kunst und Revolution" von niemanden anders als dem weltbekannten Komponisten Richard Wagner die Rede.

Bremen. W. L. Sie ärgern Sich über die „kurzabgeschnittenen Haare, welche so viele Mädchen und Frauen über die Stirn hereingestrichen tragen"? Nun, Sie haben recht, schön ist's nicht, aber Sie können Sich trösten — der Aerger ist Jahrhunderte alt. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts räsonnirte Friedrich von Logau:

„Die Stirn ist sonst der Thron, darauf Ehre sitzt empor; —
Was hat für Ehre die, die Haare hängt davor?"

Kappel. E. G. K. Ihr Wunsch, daß noch öfter Preisräthsel in der „N. W." erscheinen mögen, wird wahrscheinlich erfüllt werden. Schilderungen aus dem Thier- und Pflanzenleben, sowie Reisebilder u. dgl. sollen gleichfalls künftig öfter gebracht werden als bisher.

Oberlungwitz. H. Sch. Gegen den Holzwurm, der sich in Möbeln eingenistet hat, gibt es kein Mittel.

Fürstenfeld. Lr. Was sollte es für einen Zweck haben, sich für eine Sache zu opfern, der durch solch' ein Opfer entweder nur sehr wenig oder garnichts genützt ist? Die Größe eines Opfers muß im Verhältniß zu der Größe seines Erfolges stehen, wenn es vernünftig sein soll. — Ueber die Unzweckmäßigkeit der Respiratoren lesen Sie in dem ärztlichen Briefkasten der letzten Nummern nach. Die Anpreisung von Airys „Naturheilmethode" in den Inseratenspalten anständiger Blätter finden wir nicht gerechtfertigt.

Magdeburg. O. F. Warum nicht? — M. Kn. Ihr Gedicht ist nicht verwendbar.

Berlin. P. S. und R. Kr., **Bielefeld.** Frl. (oder Frau?) H. Sp. und andere: Räthsel aller Art sind willkommen, falls sie uns gelungen erscheinen. Ganz vorzügliche können auch auf Honorar rechnen. Die Namen lebender Männer oder den der „N. W." selbst bitten wir jedoch nicht zu den Auflösungen verwenden zu wollen.

(Schluß der Redaktion: Donnerstag, den 3. Oktober.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 3. Jahrg. IV. 1879

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Hans arbeitete ruhig weiter. „Das wußte ich längst, mein Lieber," sagte er dann. „Ihr waret es, du und der Vater, die mich gezwungen haben, gegen meine Neigung in diesen Stand zu treten."

„Und was hättest du denn sonst werden sollen?" fragte Ewald, indem er vor ihm stehen blieb und ihn mit einem hämischen Blick streifte. „Für die diplomatische Laufbahn bist du zu — gestatte mir, es dir gerade herauszusagen, zu — harmlos, dein juristisches Examen hast du nicht gemacht, ebenso wenig theologische Studien, also, was bleibt dem Sohn aus einer altadeligen Familie übrig, als die Armee, wo wir überdies einer fast allmächtigen Protektion uns erfreuen."

Hans verzog sein Gesicht zu einer Grimasse. „Ich glaub's wohl, und der beste Beweis dafür ist der, daß sie mich zum Offizier gemacht haben; aber ich wollte lieber —"

„Nun, was denn? Vielleicht ein kleiner Beamter sein, oder — ein Schulmeister?"

„Ach, laß mich in Ruhe," machte Hans mit einer unnachahmlichen, halb gutmüthigen, halb verdrießlichen Geberde. „Sie haben mich, nachdem Sie mich zum Lieutenant befördert, sogleich auf Urlaub geschickt, und das war sicher das Vernünftigste, was sie thun konnten, glaube auch, daß sie meinen Urlaub recht gern verlängern werden, und da will ich denn diesen Sommer ganz meiner Neigung für die Natur und ländliche Arbeit leben. Ich freue mich auf die schöne Zeit, aber ich möchte sie ungestört genießen." Er betonte die letzten Worte merklich stärker, und nach dem Blick, den er dabei gegen Ewald sandte, konnte man nicht im Zweifel sein, was er damit meinte. Dieser lächelte boshaft.

„Ich fürchte gar sehr, daß du, ganz gegen meine Absicht, in diesem Genusse gestört werden wirst. Ehe drei bis vier Wochen vergehen, wirst du bei der Armee sein."

„Oho! mein Urlaub, wenn sie mir ihn auch nicht verlängern, lautet auf 3 Monate."

„Im Kriegsfalle werden alle Urlauber einberufen."

„Wir leben im Frieden, und Oesterreich muß die Erhaltung desselben wünschen."

„Trotzdem werden zwischen Wien und Berlin die heftigsten Noten gewechselt."

„Kleinliche Eifersüchteleien, dynastische Streitigkeiten!"

„Preußen hat Oesterreich empfindlich beleidigt, es maßt sich im Holsteinischen Rechte an, die ihm nicht gebühren."

„Wohl wahr, aber war Oesterreich nicht der Bundesgenosse Preußens, als es im Holsteinischen eingefallen? Haben wir nicht zu dieser ungerechten Eroberung mitgeholfen?"

„Du verstehst mich niemals," rief Ewald in seinem überlegenen Ton. „Hier ist nicht von der Verletzung der sogenannten Volksrechte die Rede, sondern von der Nichtbeachtung der Ansprüche, die unsere Regierung, eben für diese geleisteten Dienste, zu stellen sich berechtigt fühlt. Es ist eine Machtfrage."

„Die Völker Oesterreichs haben kein Geld für einen neuen, unnützen Krieg, auch Preußen wird von seinem Abgeordnetenhause für Rüstungskosten keinen Heller erhalten."

Ewald lächelte sarkastisch. „Mögen sie es immerhin verweigern, eine Regierung, die Krieg führen will, weiß sich das Geld hierzu schon zu verschaffen. Gott weiß, sie müssen zu dem Zweck irgendwo geheime Schätze aufgestapelt haben; wie dem auch sei, gewiß ist, daß Preußen die umfangreichsten Rüstungen bereits begonnen hat —"

„Unmöglich!"

„Daß es nach Böhmen eine Unzahl von Offizieren schickt, um die Terrainverhältnisse zu studiren. Ein Graf Wellersee wurde unlängst verhaftet, da er unsere Festung Theresienstadt so interessant fand, daß er sie in sein Album aufgenommen hatte."

„Und Preußen betont heute noch seine Friedensliebe?"

„Ein altbekannter und immer wieder angewendeter Kniff, wir betheuern gleichfalls, und doch werden bedeutende Truppenmassen nach Böhmen dirigirt."

„Der Judenhetzen wegen, die daselbst vorfallen?"

„Das wird dem dummen Pöbel weiß gemacht," sagte Ewald, mit rohem Ausdruck dabei den Bruder fixirend. „Etwas weitersehende Leute lassen sich dadurch nicht täuschen."

Hans senkte den Kopf. „Unser armes Land wird durch diesen Krieg finanziell ruinirt."

„Wir werden ihm mit den preußischen Kontributionen wieder auf die Beine helfen."

„Und wenn wir geschlagen werden, wenn Oesterreich verliert?"

Ewald schlug eine helle Lache auf. „Das ist unmöglich, mein Lieber. Die Mittelstaaten halten es alle mit uns, wir werden zusammen eine Million Streiter in's Feld stellen; dann wehe Preußen! Wir erdrücken es, wir vernichten es, aber selbst wenn wir an Streitkräften ihnen nicht überlegen wären, so brauchte uns wahrlich nicht zu bangen. Graf Grünne sprach es unlängst im Klub aus: Wir werden die Preußen mit nassen Fetzen davonjagen!"

Hans schüttelte mißbilligend den Kopf. „Wir sollen gegen unsere deutschen Brüder kämpfen, mit denen uns so viele Interessen verbinden, die edelsten Bestrebungen vereinigen?"

„Es sind unsere Feinde; um das Uebrige hat sich ein Soldat nicht zu kümmern. Freilich, wenn viele so dächten wie du, aber, Gott sei Dank, es herrscht in der Armee noch der alte, bewährte Geist, es herrscht noch Ehre, Muth und Zuversicht, und die österreichische Tapferkeit ist noch nicht zur Mythe geworden. Wir freuen uns auf einen frischen, fröhlichen Krieg, und es ist nur zu wünschen, daß er das faule Bürger- und Professorenthum, diese stagnirenden Elemente, etwas aufrüttele."

„Ein Krieg ist eine Abscheulichkeit, eine Unsittlichkeit, eine Roheit!" rief Hans, und er sprach diese seine Ueberzeugung mit auflodernder Heftigkeit aus, die gegen seine ruhige, sanfte Weise stark kontrastirte.

Ewald fuhr auf, auch er hatte ein heftiges Wort auf den Lippen, aber er besann sich eines besseren. „Ich rathe dir, solche Gesinnungen nicht laut werden zu lassen," sagte er dann mit einem Ton der Ueberlegenheit, der zugleich etwas Verächtliches hatte. „Sie würden dich nicht nur als Offizier kompromittiren, sondern auch von deiner geringen politischen Begabung Zeugniß geben. Ein Krieg ist eben eine politische Nothwendigkeit."

Nachdem er diesen gewichtigen Ausspruch gethan, der, wie er meinte, Hans niederschmetternd erscheinen mußte, drehte er sich geschmeidig auf dem Absatz um und wandte dem Bruder den Rücken zu. Jetzt brachte der Diener den Rock und die Handschuhe des Herrn Lieutenants, welche dieser jedoch sogleich in den Sack steckte. Nachdem er sich noch die Stiefel hatte überbürsten lassen und sich mit der Hand einigermaßen das Haar zurechtgestrichen, verließen die Brüder das Haus und bestiegen den Wagen. Es war die höchste Zeit, wenn sie noch zum Zug zurecht kommen wollten, mit dem ihre Tante, Gräfin Brandis, hier eintreffen sollte. Hans hatte im Coupé Platz genommen, während Ewald sich auf den Bock geschwungen. Er entnahm Zügel und Peitsche den Händen des Dieners, der, die Arme über der Brust kreuzend, neben ihm sitzen blieb. Der Herr Oberlieutenant ließ die Pferde noch einige graziöse Kourbetten machen, und brachte sie hierauf in einen leichten Trab. Man fuhr durch die schöne Allee, und dann ein gutes Stück die Landstraße entlang. Jetzt kamen sie in die Stadt; das abscheuliche Pflaster entlockte Ewald einen Fluch, er trieb die Pferde schärfer an. Der Wagen rasselte über den Platz. Als sie beim Hause des Herrn Bürgermeisters vorüber kamen, stürzte Frau Säuerling an das Schaufenster ihres Ladens, aber auch im ersten Stock wurden zwei Fenster rasch geöffnet und an jedem zeigte sich ein Frauenkopf, der, sich weit herausbeugend, ihnen nachsah. Einige Minuten später waren sie am Bahnhof. Der wiener Zug war noch nicht angekommen, er hatte eine Verspätung, die jungen Männer sprangen vom Wagen und begaben sich auf den Perron.

Ewald zündete sich eine Cigarre an, dann schlenderten sie langsam auf und nieder.

„Hast du sie bemerkt?" fragte der Aeltere, indem er die Augen zusammenkniff und hierauf den Mund rundend, kleine Wölkchen daraus hervorstieß.

„Natürlich, ich sah zurück und grüßte ebenfalls."

„Die Alte und die Junge, beide sahen uns nach, ich glaubte, sie würden herabstürzen."

„Ich dachte gleich, als ich das Fenster klirren hörte, daß es die Frau Hauptmann sein müsse. Weißt du, Ewald, ich bin Papas wegen sehr froh, daß er hier einen alten Kameraden findet, das ist ein glücklicher Zufall."

Ewald lachte. „Dieser glückliche Zufall sieht einem gut kombinirten Plan so ähnlich, wie ein Ei dem andern." Hans sah betroffen und fragend auf. Ewald fuhr fort: „Hauptmann Tiefenbach hat höchst wahrscheinlich die Jagden und die häufigen Einladungen in unserm Hause in kluge Berechnung gezogen, als er den so plötzlichen Entschluß faßte, zugleich mit Papa der Pensionopolis Graz den Rücken zu kehren und in dieses Nest zu übersiedeln. Mein Gott, für einen Hungerleider, der nur von seiner lumpigen Pension lebt, ist ein geschenktes Mittagessen eine wahre Wohlthat; überdies hat dieser Mensch eine hübsche Tochter, wirklich, ein ganz reizendes Mädchen, das mir schon in Graz manch' schwärmerischen Blick zugeworfen hat. Die Kleine ist bis über die Ohren in mich verliebt, und da haben die erfahrenen Eltern, welche wußten, daß ich hier meinen Urlaub zubringe, auf die mich hier unfehlbar erfassende ländliche Langeweile spekulirt, und auch auf die ländliche Vertraulichkeit, die sich hier zwischen mir und ihr entwickeln würde, und sie hofften, die hübschen, unschuldigen Augen ihres Nesthäkchens sollten das übrige thun, um damit den Oberlieutenant Baron Wachtler zu ködern. Nicht übel, aber sehr durchsichtig, — was meinst du?"

Hans war roth geworden. „Ich meine," antwortete er, und er bemühte sich dabei, seine etwas zitternde Stimme zu festigen. „Ich meine, Fräulein Valerie ist so schön und sittsam, daß sie es nicht nöthig hat, sich einen Gatten durch dergleichen unwürdige Mittel zu erobern."

„Ah, du kennst sie also? Seht doch den Duckmäuser! Und davon sagt er mir kein Sterbenswort."

„Ich versichere dich," erwiderte Hans rasch und fast ängstlich betheuernd, „daß ich sie nur zweimal ganz flüchtig gesehen, aber nie gesprochen habe."

„Und darüber erröthest du wie ein Schulmädchen, dem man unter den Hut sieht? Du bist köstlich, aber ich bekomme immer größeren Respekt vor Papa Tiefenbachs Kombinationstalent: ist's der eine nicht, so wird's der andre sein. Haha! Du sollst sehen, ich bin ein guter Kerl, ich verzichte darauf, dir hier eine gefährliche Konkurrenz zu machen; ich trete sie dir gleich in vorhinein ab. All' diese Liebeleien und Koketterien interessiren mich nicht mehr, ich will jetzt Carrière machen."

Das Zeichen mit der Glocke ertönte und einige Sekunden später fuhr der Zug ein. Da die Gräfin erste Klasse fuhr, so hatten ihre Neffen sie sogleich bemerkt. Ewald war der erste, der ihr entgegeneilte, sie begrüßte und ihr beim Aussteigen aus dem Wagen behülflich war. Hans blieb es vorbehalten, die Ausfrachtung der Zofe, Frau Therese und einer Unmasse Gepäcksstücke zu überwachen. Indeß geleitete Ewald die Tante in den Wagen. Die Familien hatten sich in den letzten Jahren nur selten und flüchtig gesehen, da die Gräfin ihren bleibenden Aufenthalt in Wien hatte. Ewald schien entzückt, sie wiederzusehen. Er fand sie schön und jugendlich aussehend, und war noch in zarter Sorge um sie bemüht, als sie schon im Wagen Platz genommen hatte. Tante Bertha sah mit Wohlgefallen auf den hübschen Neffen, dem die Uniform wie angegossen saß und der sich so gewinnend und liebenswürdig zu geben wußte. Sie mußte über den Kontrast lächeln, als jetzt Hans herangeschritten kam, plump und schwerfällig, in einem Civilanzuge, der viel zu kommod war, um elegant zu sein, und zum Ueberfluß mit ihrem Reiseplaid und einer Handtasche beladen. Er war wohl ein herzensguter Mensch, dieser Hans, aber dem zierlichen, aristokratischen Bruder gegenüber sah er wie ein Hausknecht aus. Tante Bertha hatte viel zu viel Schönheitssinn, als daß nicht der Hauptantheil ihrer Neigung sogleich dem ersteren zugefallen wäre. Nichts bezaubert ein Weiberherz so schnell als Grazie.

Bald hatte man die Villa erreicht, die Gräfin verfärbte sich, als sie ihrer ansichtig geworden, und als jetzt die Hausthür sich öffnete und sie im Begriff war, einzutreten, durchfuhr es sie wie ein Zittern, und sie mußte sich schwer auf Ewalds Arm stützen. Im Wohnzimmer angekommen, brach sie in Schluchzen aus. Ihre Neffen suchten sie zu beruhigen, zu trösten; sie begriffen es wohl, daß die Erinnerung an den dahingeschiedenen Vater in diesem Augenblick sie überwältigte. Sie wollten ihr Zeit lassen, sich zu fassen. Sie empfahlen sich, versprachen jedoch, um fünf Uhr wiederzukommen, um mit der Tante zu diniren. Sie gingen.

Die Gräfin war allein. Sie hatte sich in ein Sopha geworfen und ihr Gesicht in die seidnen Kissen vergraben; so blieb sie lange, völlig unbeweglich, nur hie und da schien ein krampfhaftes Schluchzen ihre Brust zu heben. Sie erhob sich endlich langsam, zögernd, und warf einen langen, ängstlichen Blick um sich. Es war alles wie vor fünfzehn Jahren, als sie das letztemal hier gewesen, nicht ein Möbel war verrückt worden. Sie trat von dem Zimmer auf die Terrasse. Da lag der See, tiefgrün, ruhig, spiegelglatt, an seinen Ufern schien ihr nichts verändert. Friedlich schön, prangend im ersten Frühlingsgrün, war die Landschaft vor ihr ausgebreitet. Sie empfand kaum diesen Zauber, ihre Augen starrten nach der Ferne; unwillkürlich hob sie den Arm und ihr Zeigefinger deutete nach der westlichen Richtung des Thales. „Dort, dort!" entfuhr es wie ein Seufzer ihren Lippen. „Ich muß hin, ich muß sie sehen," sagte sie nach einer Weile laut und mit ziemlicher Entschiedenheit, und dann wieder nur in Gedanken zu sich sprechend: „Was geschehen muß, muß gleich geschehen, ehe mein Schwager, ehe meine Schwester hier eintreffen; heute muß es sein, noch ehe Ewald wiedergekommen." Sie trat mit raschem Entschlusse in das Zimmer zurück und klingelte. Ihre Kammerfrau trat ein. „Therese," sagte die

Gräfin, „gehen Sie zur Post, lassen Sie mir dort einen leichten Wagen einspannen, ich will eine kurze Spazirfahrt machen."

Therese machte eine stumme aber verständnißvolle Geberde, sie schien es wohl zu verstehen, daß das eilig sei, und sie entfernte sich sogleich, um den Befehl ihrer Gebieterin in Ausführung zu bringen. Sie hatte kaum das Zimmer verlassen als die Gräfin nach der Thür stürzte, um dieselbe abzuschließen, dann näherte sie sich dem Schreibtisch, einem massiven Möbel, das nahe dem Fenster stand; sie zog einen kleinen Schlüssel aus einem Etui, das sie in dem Oberkleid verwahrt trug, und öffnete damit das große Mittelfach des Tisches. Im Begriff die Lade herauszuziehen hielt sie zögernd inne: „Soll ich alles wieder erwecken, was ich längst begraben habe, soll ich die Stürme einer vergangenen Zeit auf's neue entfesseln? — Und vermag ich sie länger zu bannen? Läßt dieser Ort nicht alles auf's neue vor mir entstehen? Wird nicht all die Qual wieder lebendig, die ich damals erduldet, und muß ich nicht alles dies gewaltsam zurückrufen, wenn ich ausführen will, was ich mir vorgenommen, muß ich nicht selbst auf das Schlimmste gefaßt sein? Ja, ich will es wagen, alles wagen, aber erst will ich ihn sehen! Jetzt darf ich es!" Sie riß die Lade heraus: sie enthielt das meisterhaft in Aquarell gemalte Porträt eines jungen Mannes. Die Gräfin nahm es entgegen in banger Neugier, in zitternder Aufregung.

Es war ein schöner Kopf, ein feingeschnittenes, geistvolles Antlitz, das sie jetzt vor ihre thränenumflorten Augen hielt. In Kolorit und Ausdruck verrieth es den Südländer, zugleich einen feurigen, energischen. Die dunkle aber elegante Kleidung deutete nur in kleinen Einzelheiten darauf hin, daß der Mann dem Orden der Jesuiten angehörte. „Maxime!" rief Bertha mit einem Ausdruck von wirklichem Gefühl, „ich habe dich geliebt!"

Ihr Kopf sank auf das Bild, und die reichlich hervorquellenden Thränen netzten dasselbe. Es dauerte eine Weile ehe sie ruhiger wurde, sie stellte dann dasselbe vor sich hin, und den Kopf in die aufgestützte Hand legend, betrachtete sie es lange in gedankenvoller Zärtlichkeit. „Wo mag er sein? Lebt er auch noch? Ich hatte es ihm verboten, mir zu schreiben, mir irgend welche Nachricht zukommen zu lassen. Mein Gatte war heftig, mißtrauisch, es kam mir immer vor, als hätte er eine Ahnung von diesem früheren Verhältniß; es war eine krankhafte Einbildung, jetzt bin ich dessen sicher, aber der Gedanke peinigte mich 14 Jahre hindurch. Ach, was war das für ein Leben! Ewig zittern zu müssen, zu wissen, daß eine zufällige Entdeckung hinreicht, um von der Höhe unfehlbarer Frauenwürde herabgestürzt zu werden, das ist entsetzlich! Und jetzt? Was will ich thun? Will ich nicht jetzt diese Entdeckung geradezu hervorrufen, will ich nicht selbst auf ihre Spur hinleiten? — Aber muß ich es nicht thun? Ist es nicht meine Pflicht? Ich habe solange gezögert sie zu erfüllen, mein Wille war gebunden, jetzt bin ich frei. — Frei?! Ist das nicht eine Täuschung, ist eine Frau denn jemals frei? Und die öffentliche Meinung, und meine Verwandten? Mein stolzer Schwager, der schöne Ewald, der jetzt so ehrfurchtsvoll zu mir hinaufblickt, sie alle würden, wenn sie die Wahrheit wüßten, mich verhöhnen, mich verachten — nein, ich kann nicht — ich kann meinen Ruf nicht hinopfern, ich kann mich selbst nicht preisgeben!" Sie stand auf und ging in heftiger Bewegung im Zimmer auf und nieder. Dann stützte sie sich wie ermattet auf die Lehne des Sessels, der vor dem Schreibtisch stand, und sah wieder auf das Bild hernieder. „Ob sie ihm ähnlich ist? Ich möchte sie nur sehen, nur ein einziges mal, die arme kleine Maximiliane." Ihre Stimme war weich. „Ich brauchte mich ja nicht zu erkennen zu geben, die 15 Jahre haben mich wohl verändert." Sie trat zu dem Spiegel und sah hinein, sie lächelte trotz ihres Kummers. „Die Zeit ist gnädig mit mir verfahren," sagte sie, indem sie zugleich ordnend über ihr hübsches braunes Haar fuhr, „ein geübtes Auge müßte mich wohl wieder erkennen." Sie senkte mit feiner Grazie den Kopf und nahm jetzt langsameren Schrittes ihre Promenade wieder auf. „Ich werde dennoch hingehen, ich werde mich an das Haus schleichen, Kinder spielen ja meistens vor demselben, ich werde Maximiliane sehen, ich werde sie ausfragen, ich werde erfahren, wie es um sie steht, ob sie meiner bedarf. Ist sie glücklich, gesund, zufrieden mit ihrem Loos, so soll sie bleiben wo sie ist, warum soll ich diesen Frieden stören?" Sie sah wieder auf das Bild. „Ich hätte sie gerne dem Himmel geweiht, sie hätte sollen für uns beten." Dieser Gedanke wirkte erhellend, beruhigend auf ihr Gemüth. „Ja," rief sie, „der Himmel leiht mir wohl selbst seinen Beistand zu diesem frommen Vorhaben, und durch seine gnädige Schickung werde ich sie zurückerhalten, ohne daß ich mich zu nennen brauche!" Sie athmete auf, sie fühlte sich dieses Beistandes fast sicher, ihr „frommes Vorhaben" gab ihr Muth und neue Kraft. Sie schloß das Bild wieder in das Fach, verwahrte den Schlüssel und wendete sich dann mit wiedererlangter Ruhe der Thüre zu, die sie öffnete. Im nächsten Augenblick trat Frau Therese mit der Meldung ein: der Wagen warte, fügte aber sogleich die Bitte hinzu, der Frau Gräfin möge es belieben, vor dieser Spazirfahrt noch eine kleine Stärkung zu sich zu nehmen.

Diese warf ihrer vorsorglichen Zofe einen dankbaren Blick zu, sie war wohl selbst von ihrem Stärkungsbedürfniß überzeugt, denn sie trat sogleich in das Speisezimmer, wo das Dejeuner bereits servirt war. Sie trank ein Glas Wein und aß ein Stück Pastete, welche Frau Therese noch von Wien mitgebracht hatte, mit gutem Appetit. Dann setzte sie ihren Hut auf, warf eine leichte Mantille über ihre Schulter, und nachdem sie mit ihren spitzigen Fingerchen in den Weihkessel gegriffen, der neben der Thür hing, und sich ein bischen Weihwasser in das Gesicht gesprengt, trat sie mit einem andächtigen Seufzer ihre bedeutungsvolle Fahrt an. Sie hatte dem Kutscher die Weisung gegeben, nach dem Feistritzgraben zu fahren. Als sie nach halbstündiger Fahrt an dem Thaleinschnitt anlangte, wo derselbe seinen Anfang nahm, stieg sie aus und befahl dem Kutscher zu warten. Das Wetter war prachtvoll schön, ein Spazirgang in dieses enge Thal, aus dem der Duft des Nadelwaldes und der frisch sprossenden Gräser ihr so würzig entgegendrungen, mochte wohl sehr natürlich und durchaus nicht auffällig erscheinen. Die Gräfin schlenderte langsam dahin, sie betrachtete die Landschaft, sie horchte dem Gesang der Vögel, sie pflückte hie und da eine Blume, sie that ihrer brennenden Ungeduld Gewalt an, alles, um dem ihr nachsehenden Wagenlenker so unbefangen wie möglich zu erscheinen. Als sie aber bemerkte, daß sie in einer Biegung des Wegs seinen Augen entschwunden war, nahm sie sogleich ein überrasches Tempo an. Was sie durch fünfzehn Jahre völlig unberührt gelassen, das ersehnte sie jetzt fast mit Ungestüm. Den Weg konnte sie nicht fehlen, es gab nur den einen. Von beiden Seiten schlossen allmählich ansteigende Berglehnen ihn ein, sie kannte ihn überdies. Wie oft war sie ihn als Kind mit ihrem Vater gewandelt, lustig und guter Dinge, heute erschien er ihr so lang, so mühevoll. Sie begegnete niemand, es blieb lauschig still, und doch war die Natur voll Geräusch. Die Quellchen, die hier reichlich von dem Gebirge herabströmten, plätscherten und gluckten, wenn sie durch Steine beengt sich ihren Weg suchen mußten; aus dem Walde rechts und links ertönten durch das Zwitschern der Vögel hindurch vereinzelte Schreie, und dann gab's wieder ein Knistern und Rasseln, ein Stein kam gerollt, jetzt schwirrte ein Maikäfer surrend an ihr vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heuschrecken.

Eine Studie von **Hugo Sturm.**

„Hoch am Himmel kommen sie geflogen,
Zahllos, zahllos wie des Meeres Wogen,
Wie der wildempörten Wogen Schwall;
Rastlos ziehen weiter sie und weiter,
Schild und Schwerter tragen jene Reiter,
Ihren Angriff hemmt nicht Thor noch Wall."
(Heinrich Zeise.)

Der Mensch nennt sich zwar stolz den Herrn der Schöpfung, aber nicht ohne Kampf unterwirft sich ihm die Natur. Feinde umgeben ihn allüberall, fortwährend muß er darauf sinnen, dieselben zu beseitigen, immer muß er gerüstet sein zu dem schweren „Kampfe um's Dasein".

Sowohl im Pflanzen- als auch im Thierreiche sind diese zu finden. Und in letzterem sind es nicht nur die größeren Arten, die uns entgegenstreben, sondern grade die kleineren und kleinsten sind die gefährlichsten. Millionen derselben drohen beständig

unseren Speisevorräthen, unseren Kleidern, unseren Wohnungen, ja selbst unserm eigenen Körper Zerstörung und Vernichtung, und eine Menge unserer Gewohnheiten und Lebenseinrichtungen sind nur ein bewußtloser Kampf gegen diese stets auf uns eindringende kleine, ja sogar unsichtbare Thierwelt. Gern würden die meisten von uns auf Honig, Wachs und Seide, die wichtigsten Produkte dieser niederen Thiergruppe, verzichten, wenn wir uns dadurch von den lästigen und verderblichen Eingriffen der Raupen, Motten, Heuschrecken, Mücken und des ganzen Heeres, das wir mit dem Namen „Ungeziefer“ bezeichnen, loszukaufen vermöchten.

Und doch würde die Gesammtheit die größte Noth leiden, wenn wir diese niedere Thierwelt aus dem Bereich der Natur strichen.

Das Leben von millionen der höheren Thiere ist wieder an ihr Vorhandensein geknüpft. Es läßt sich eben kein Glied aus der Kette der organischen Wesen ablösen, ohne das Ganze zu zerreißen.

Freilich ist die Ordnung des Haushaltes der Natur oft vielfach gestört, sodaß ein oder das andere Geschlecht sich durch Uebergriffe besonders bemerkbar macht und dann unseren Kampf gegen sich herausfordert. Dazu gehören auch die Heuschrecken, mit denen nachfolgende Zeilen sich beschäftigen werden. Sie zählen zur Klasse der Insekten oder Kerfe und sind der Ordnung der Gradflügler oder Helmkerfe (Orthoptera) eingereiht. Ihre nächsten Verwandten sind die Grashüpfer, Haus- und Feldgrillen, von denen die Werre oder Maulwurfsgrille (Gryllotalpa) am verrufensten ist. Durch ihre Freßgier und die unendliche Zahl der Individuen sind sie unseren Feldern, Obst- und Weingärten verderbenbringend. Sie sind die besten Springer ihrer Familie und schnellen sich ungefähr um das Zweihundertfache ihrer Körperlänge fort. Von dieser Eigenschaft soll daher auch der Name Heuschrecke herstammen, denn das alte Wort schrecken heißt soviel wie springen. Andere leiten fälschlich „schrecken“ von „schreien“, „schwirren“ oder „knarren“ ab und finden in dem Namen eine Hinweisung auf das Musiziren der Heuschrecken, von dem wir später sprechen werden.

Zum Springen sind die Thiere vortrefflich eingerichtet. Der Rumpf ist an den Seiten merklich zusammengedrückt und erscheint so mehr hoch als breit. Der Kopf steht senkrecht und ist pferdekopfähnlich verlängert. Zwei mittellange Fühler ragen hervor und vermitteln wahrscheinlich das Gefühl. Die beißenden Kauwerkzeuge verrathen auf den ersten Blick das stets freßlustige Thier. Sie bestehen aus der hornförmigen Oberlippe, die mit dem Kopfschilde in Verbindung steht und die Mundöffnung nach oben schließt. Nach unten zu liegt ihr die Unterlippe gegenüber, die mehrfach zusammengesetzt ist. Ihr horniger Theil wird das Kinn genannt, während man unter dem häutigen sich die Zunge denkt. Diese liegt also nicht, wie bei den Säugethieren, zwischen Ober- und Unterkiefer, sondern zwischen Unterkiefer und Unterlippe, an der

Schwarm der Wanderheuschrecke.

Der Lago maggiore mit Isola bella. (Seite 36.)

sie angewachsen ist. Der Oberkiefer, auch Kinnbacken genannt, besteht aus zwei gebogenen, nach innen vielfach gezähnten und sich wagerecht bewegenden Häkchen. Der Unterkiefer ist hornig und mit mehrgliedrigen Tastern oder Freßspitzen versehen, mit denen auch die Unterlippe besetzt ist.

Zwei glänzende, länglichrunde Augen stehen zu beiden Seiten des Kopfes fast halbkugelförmig hervor. Ja sie stehen in des Wortes wahrster Bedeutung, denn auch nicht die geringste Bewegung kann das Thier mit ihnen vornehmen. Aber dessen ungeachtet ist das Gesichtsfeld der Heuschrecken vielleicht größer als das der meisten Wirbelthiere, denn nach allen Seiten hin reicht die Sehkraft des Insektenauges. Schon bei mäßiger Vergrößerung löst sich nämlich dasselbe in unzähliche kleine sechseckige Flächen auf, die der Naturforscher Fassetten nennt. Ihre Zahl schwankt zwischen 2000 bis 6000, die nach allen Richtungen stehen und so den ungeheuren Gesichtskreis des Insektes vermitteln. Außerdem sind unsere Heuschrecken noch mit drei sogenannten Punktaugen versehen, die sich mit einer zarten Perle vergleichen lassen.

An den Kopf schließt sich das Bruststück an, das aus drei Brustringen besteht, die je ein Beinpaar tragen. Das Halsschild ist von bedeutender Größe, während die beiden hinteren Bruststücke mit einander verwachsen sind. Der Hinterleib, der aus neun Ringen besteht, ist sitzend und beim Weibchen mit einer zweiklappigen verlängerten Legescheide versehen.

Die Heuschrecken haben zwei Paar ungleichartige, netzadrige Flügel, die dachförmig aneinander und über dem Leibe liegen. Die vorderen sind nur schmal und können nicht gefaltet werden. Sie sind pergamentartig und dienen den Hinterflügeln zur Decke. Diese sind häutig und können der Länge nach fächerartig zusammengefaltet werden. Die Beine, die aus dem Oberschenkel, dem Schienbein und dem Fuße bestehen, werden Springbeine genannt, weil die Oberschenkel merklich verdickt sind.

Wie bei allen Insekten, so geschieht auch bei den Heuschrecken die Athmung auf eigenthümliche Art und Weise. Ein System unendlich feiner Luftröhren, Tracheen genannt, durchzieht den ganzen Körper. Die Verbindung mit der atmosphärischen Luft wird durch äußerlich sichtbare und durch eine Klappe verschließbare Luftlöcher vermittelt.

Die Heuschrecken sind, wie schon oben angedeutet, getrennten Geschlechts und lassen sich sehr leicht von einander unterscheiden. Meist sind die Männchen zahlreicher vorhanden als die Weibchen. Erstere bringen ein singendes, schwirrendes Geräusch hervor, durch welches sie die Weibchen anlocken. Manche Naturforscher suchen die Ursache hiervon in einem besondern Singapparat, welcher aus einer runden, zellenleeren Trommelhaut am Grunde der Oberflügel und aus einem, am ersten Hinterleibssegmente befindlichen Kanale besteht, in welchem zwei Häutchen ausgespannt sind. Durch das Reiben der Flügel und das Ausströmen der Luft durch diesen Kanal sollen die lauten Locktöne entstehen. Nach Ratzeburg und Taschenberg dagegen rührt dies allein von der Reibung der Hinterschenkel gegen die Flügel her. „Betrachtet man nämlich die Innenseite der Schenkel genauer, so bemerkt man eine ringsum laufende Leiste, deren unterer Theil sich etwas erhebt. An den Flügeldecken springen die Längsadern, besonders eine, kantig hervor. Durch sehr rasche Reibung der Schenkel an den Flügeldecken werden diese als dünne Haut in Bewegung gesetzt und tönen nach denselben Gesetzen, wie die mit dem Bogen gestrichene Saite.“ Auch v. Siebold ist derselben Ansicht und sucht in dem oben erwähnten „Singapparat“ die Organe des Gehörs.

Wie alle Insekten, machen auch die Heuschrecken eine Verwandlung, Metamorphose, durch. Diese ist jedoch nur eine unvollkommene, d. h. die Larve und Puppe sind dem vollkommenen Insekt schon sehr ähnlich und leben ganz nach der Weise desselben. Ich komme weiter unten noch einmal auf die Entwicklung der Heuschrecken zurück und kann es hier also mit dem Gesagten bewenden lassen.

Unter den vielen Heuschreckenarten sind nicht wenige, die durch prächtige und glänzende Färbung sich bemerkbar machen. So z. B. die Kammheuschrecke mit rothen, grünen und gelben Flecken, die rothe und bläuliche Schnarrheuschrecke mit zinnoberrothen und bläulichen Hinterflügeln. Auch die Zug- oder Wanderheuschrecke ist nicht unschön gefärbt, so daß das grüne Kleid unserer Grashüpfer wie ein Alltagsgewand dagegen erscheint. Aber auch der bunteste Farbenumhang wird uns kaum mit diesen Thieren befreunden können, denn gleich auf den ersten Blick verräth sich uns das gierige Raubthier.

Schon seit den ältesten Zeiten steht deshalb der Mensch mit den Heuschrecken im Kampfe, wie schon in der Bibel und von Plinius und Pausanias berichtet wird. Namentlich die südafrikanische Wanderheuschrecke (Gryllus devastator nach Lichtenstein) ist die größte Verwüsterin, die man sich denken kann. Wenn sie herangezogen kommt, so glaubt man das Rauschen eines großen Wasserfalles zu vernehmen. Die Sonne wird durch diese Thiere wie durch eine Wolke verdunkelt; wo sie sich niederlassen, da ist in wenigen Minuten alles, was grünt und blüht, kahl gefressen. Ihre Freßgier verschont sozusagen nichts, macht die Schilfrohre und Maisstämme zu Stümpfen und die grünenden Sommerbäume zu Winterbaum-Gerippen. Nicht Feuer und Wasser, nicht Berg und Thal vermag ihren Zug aufzuhalten. Wenn sie weiterziehen, lassen sie eine Wüste zurück. Wie ein Schlachtfeld erscheint das Gefild ringsumher. Unzählige, die flügellahm oder sonst verwundet sind, bedecken den Ort der Vernichtung. Die Nachzügler finden nichts mehr zu fressen und verzehren deshalb ihre eigenen schwächeren Genossen. Kommt dann die Zeit ihres Sterbens, so bedecken ihre Leichname oft meilenweit das Land mehrere Dezimeter hoch. Ringsumher wird durch die verwesenden Kadaver die Luft verpestet, so daß sich zu der Hungersnoth noch epidemische Krankheiten, die Tausende dahinraffen, gesellen.

Wenn sich nun bei uns auch die Heuschrecken nicht in solchem Maße vermehren, so kommt es doch häufig genug vor, daß durch sie ganze Länderstrecken vernichtet und verwüstet werden. Früher hielt man unsere Heuschrecke mit der südafrikanischen für identisch und glaubte, daß sie von dem Oriente aus die Reisen unternehme. Aber in neuerer Zeit hat es sich erwiesen, das man es bei uns mit einer anderen Art zu thun hat. Der Forscher nennt dieselbe Acridium migratorium, Wander- oder Zugheuschrecke. „Wenn diese auch bis in den Orient einheimisch sein sollte, so sind doch die Individuen, welche in gewissen Jahren so große Verwüstungen bei uns anrichten, gewiß nicht von dort zu uns herübergeflogen, sondern bei uns oder wenigstens in unserer Nähe geboren und erwachsen. In der Regel zeigen sie sich nicht häufig und werden dann eben nicht bemerkt; wird nun ihre Vermehrung einmal durch äußere Umstände sehr begünstigt, daß sie in großer Menge erscheinen, so glaubt man, sie seien aus der Ferne zu uns gezogen.“ Besonders häufig kommen sie im südlichen Rußland vor, wo in diesem Jahrhundert allein schon über 25 Heuschreckenjahre zu verzeichnen sind. Doch bleiben sie nicht auf diesen Kreis beschränkt, sondern verbreiten sich nicht selten auch bis nach Deutschland, Holland und Frankreich. Körte gibt für Deutschland als Jahre der Heimsuchung folgende an: 1333—38, 1475, 1527 und 43, 1636, 86, 93 und 96, 1712, 14, 15, 19, 27—31, 34, 46—50, 52—54, 59, 63, 1803 und 25—30. Besonders verheerend muß der Zug 1693 gewesen sein, da uns aus diesem Jahre noch einige Denkmünzen aufbewahrt sind, die man zum Andenken an diese Landplage geschlagen. In der Mark Brandenburg erschien die Wanderheuschrecke zu Anfang der funfziger Jahre mehrere male, dann auch 1856 in Schlesien (bei Breslau) und 1859 in Hinterpommern. Vereinzelte Züge hat man auch zu verschiedenen malen schon in Schweden, England und Schottland beobachtet. In der neuesten Zeit hat sie sich in der Provinz Brandenburg (in der Umgegend von Berlin) in nicht geringer Menge wieder gezeigt und auf den Feldern der Dörfer Genshagen, Löwenbruch, Ludwigsfelde und Kerzendorf — im Kreise Teltow gelegen — ungeheure Verwüstungen angerichtet. Verfasser hatte da genugsam Gelegenheit, ihr verderbenbringendes Thun und Treiben aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Unsere Zugheuschrecke ist die größte der europäischen Heuschrecken; die ausgewachsenen Weibchen werden bis 56 Millimeter lang, während die Männchen nur durchschnittlich die Größe von 45 Millimetern erreichen. Die Färbung und Zeichnung der einzelnen Thiere ist höchst verschieden. Doch herrscht meistentheils auf der Oberseite graugrün, unten fleischroth vor; jedoch sah ich auch Individuen, die oben hellgrün und unten mehr oder weniger roth oder gelb gefärbt waren. Im August fand ich fast durchweg hellere Thiere als in der spätern Zeit, woraus also der Schluß zu machen ist, daß die Thiere mit zunehmendem Alter auch dunkler gefärbt werden. Gleichfalls fand ich eine verhältnißmäßig weit größere Zahl hellerer Männchen als Weibchen. Der Kopf ist verhältnißmäßig dick, vorn stumpf und etwas breiter als der Hals. Die Kinnladen sind bläulich gefärbt und die Unterseite der Brust ist mehr oder weniger dicht behaart. Das Halsschild ist von etwas hellerer Farbe und mit einem starken Längskiele versehen. Die schuppenförmig gereiften Hinterschenkel zeugen von

Kraft und Stärke und sind auf der Innenseite mit zwei dunklen Querbinden gezeichnet. Die Länge der Springbeine ist der des ganzen Thieres, ausschließlich der Flügeldecken, fast gleich; die Farbe derselben ist gelbroth, zeigt aber in den Gelenken und dem Oberschenkel dunklere Schattirung. Die Flügeldecken sind bräunlich und vielfach mit gelblichen und dunkeln Flecken geziert. Sie glänzen im Sonnenschein in den verschiedensten Nüancen und verleihen dem Thiere ein nicht unschönes Aussehen. Als im Jahre 1828 die Heuschrecken die Küstenländer des schwarzen Meeres heimsuchten, hielten die Landleute die Zeichnung auf den Flügeln für Buchstaben und geheimnißvolle Zeichen vom Himmel und wagten anfangs kaum, eines dieser Insekten zu tödten. Von den andern Heuschrecken läßt sich die unsrige bei genauerer Betrachtung leicht unterscheiden. Die Fühler sind fadenförmig und kaum länger als der Kopf. Das sicherste Merkmal sind jedoch die bläulichen Kinnbacken und die beiden dunkeln Querbinden auf der Innenseite der Schenkel der langen Springbeine. Der Hinterleib des Männchens endigt in eine aufwärts gerichtete Spitze, der des Weibchens in eine zweiklappige Legeröhre.

(Schluß folgt.)

Der Ursprung der Pockenimpfung im Aberglauben des Mittelalters.

Von Dr. **H. Oidtmann.**

(Schluß.)

„Gleichwie ein Mensch, der voller Pocken ist, vnlieblich anzuschawen ist, ja man helt wol vor dem Kindlein Mund und Augen zu, und hat bedenken, es anzuschauen, nebendem das die Pocken auch vnleidlichen stank vnd eiter von sich geben: Also heßlichen richten uns auch die Sünden zu, dz wir vor Gott ein hesslicher, stinkender Grewel sein, dafür man die Augen pflegt zuzuhalten.

„Gedenk ich doch meine tage nicht, das die Pocken so heufig und so gefehrlich den Menschen vberfallen hatten, als jetzo. Vorzeiten, da ich sie hatte, spricht ein betagter Mensch, da ging's mit lachen zu, man trieb damit noch kurtzweil vn war so wol one gefahr, als wenn etwan einer ein Ader schlagen lest.

„Also gedenke ich, der ich doch Gott von Ewigkeit her bin, nicht sieder Menschen auff Erden gewesen sind, das laster, schand und allerley Sünde so gewaltig im schwang gegangen waren, vnd ohne allen schew von jung vnd alt getrieben weren, wie es mit fressen, sauffen, Ehebruch u. s. w. zugehet, vnd da man so one alle Buße gelebet hatte als eben jetzo in dieser Welt, vngeacht ich durch meine Prediger auff der Cantzel schreye, das man sich bekere.

„Derwegen wie jhrs mir zuviel mit der Sünden machet: Also mus ichs wider seltzam scharff mit der straffe machen, dz, da ich bißher habe nur Besemreiß gebrauchet, mus ich nun beginnen Tradt darein zu flechten, ob ich also durch die dicke Haut vnd eysernen Nacken könne durchhawen; vnd da ich zuvor lecherliche vnd leidliche Pocken geschickt, mus ich nun weinerliche vnd sterbliche schicken. Wird man denn dieß auch nicht achten, So mus ich an stat der riemen Peitzsche, Scorpion zur hand nemen....

„So nimpt der Herr erst ein kleines Rütlein zur handt, vnd wie er diß Jar gethan, steupet damit die kleinen Kindlein am ersten, ob sich die Alten daran keren wolte, damit er des Eysern Scepters nicht bedürffte. Denn wo die Pocken verachtet werden, so wird aus jnen eitel Pestilentz werden.

„Gleichwie die heilunge der Pocken nicht stehet in der Ertzenei, sondern in Gottes Henden: Also vnd viel weniger stehet in vnserm vermögen die tilgung der Sünden, Sondern allein das Blut Jhesu Christi reiniget vns.

„Gleichwie in der zeit, wenn ein Mensch mit Pocken befallen ist, man ihn vor großer kelte verwahren mus, sonsten schlagen sie in die Glieder: Also sol man in der Sünde sich auch vor der kelte, das ist dafür hüten, das die Sünde weder erkandt noch bekandt werden kan. Denn wo die Pocken nicht außschlan, so wird man auch des vnflats nicht loß: Also wo die Sünde nicht erkannt wird, da bleibet sie mit dem Zorn Gottes vnd mit der straffe auf dem Sünder beligen. —

„Gleichwie die Materia, daher die Pocken sich verursachen, dem Schlunde oder geschmack angenehm ist, denn sie ist saltzig und dürre, hernacher aber misfelt sie dem Menschen also, das es jhm selbst zustinket: Also hat's auch mit der Sünden, das sie erstmal lieblich vnd süß scheinet, lest sich so schlecht vnd einfältig ansehen, als ein glattes Kätzlein, Aber wenn sie gethan ist, wird sie nicht allein bitter, sondern wird zu einem grewlichen Wolff vnd Beer. Welches denn dazu dienen soll, das man lerne des Sathans art kennen, Nemlich er pfleget vber seinen vnflat der Sünden zucker zu strewen....

„Gleichwie die Alten gemeiniglich vollerer Pocken sein, als die jungen, denn sie haben auch der Pocken Materie mehr bey sich: Also haben die Alten auch mehr Sünden-Bürde auff sich geheuffet.

„Wie auff das außbrechen der Pocken eine reinigung folget: Also folget auff die erkentnis der sünden vergebung.

„Es ist am allersichersten, das man dem Herrn Christo, dem Leibes vnd der Seelen Artzte folget. Denn ob er wol nicht mit leiblichen Pocken beladen gewesen ist, denn weil er ohne Sünden empfangen vnd also ein reinen Leib gehabt, noch mit einer Sünde können bezichtigt werden, so ist er auch billig frey gewesen von der materien, daraus Pocken entstehen. Dennoch hat er auch der Pocken nicht gentzlich wollen befreyet sein, doch nach seiner art....

„Ist also dieser medicus der allerbeste, als der versucht ist auch in den Pocken oder Masseln noch viel schwererer art; er hat auch die besten öle. Er wird vnsere vnreinigkeit mit seinem langen Kleide bedecken vnd vnsere blute und Carmensinfarbe Sünde also waschen, das sie wie Schnee vnd Wolle weis werden mus....

„Vnd wie? wenn man diese gedancken also vmkeren köndte: dieser Mensch ist mit Pocken behafft, derwegen hat ihn der Herr lieb; vrsach, denn wen Gott lieb hat, den züchtiget er.... Diß mag war sein von denen, die aus den Pocken errettet werden, die mögen wol Gott bey sich gehabt haben. Wie aber, wenn einer drinnen verscheidet? Antwort: So wenig eine Krankheit den Menschen von Gott scheidet, so wenig auch der Todt. Derwegen so hinderts niemand an seiner Seligkeit, in den Pocken also verscheiden, wo man nur Christo durch die heilige Tauff eingeleibet ist, vngeacht, daß manches Kind also in der Jugend hingerissen wird.

„Derhalben ist solches mit nichten vor ein Zeichen der verstoßung zu halten, oder vor das größte Creutz, das Eltern begegnen könne, wenn jnen die Kinderlein wegen der Pocken oder Masseln also hinscheiden. Denn die Mütter zu Bethlehem ein viel schwerer Creutz gehabt haben, indem jhnen jhre kleine Kinderlein durch Herodis des Tyrannen Knechte jemmerlich durchstochen worden. Wieviel tausend mal lieber würden sie gewolt haben, daß sie an einer gifftigen Pestilentz oder an hesslichen Pocken hetten mögen jhr ende schließen.

„Viel schrecklicher ist das gewesen, das die armen Eltern in Egyptenland auf Pharaonis Befehl ihre Kinder ins Wasser werffen mußten. Diß ist erst ein jammer vber jammer. Und ob wohl durch solche erseuffung die armen Kinderlein jhrer qual ehe sind abkommen, als etwa in Pocken geschehen kann? Es stehet darinnen, das man weis, es habens nicht Menschen, sondern Gott selbst gethan.

„Darumb ist nichts daran gelegen, das einer plötzlich von seiner Marter abkömpt. Darumb ein Christlicher Vater vnd Mutter viel mehr vrsach haben, Gott zu danken, wenn er jre Kinderlein also mit gnaden in Pocken hinweg nimpt, Sintemal viel schrecklichere Exempel sich mit kleinen Kinderlein zugetragen haben. Freylich kann sich dennoch Menschliche vernunft nicht darin schicken, darumb nichts besser als Gott allein die Ehre geben, das er alles wol machet....

„Aber da ist fast niemand, der sich daran keret, darumb wird der gnedige Herr gezwungen, das er hertere straffe schicke, darumb hat er auch auff die Pocken diß Jar die Thewrung folgen lassen, daneben oben in der Lufft die fewrigen Stralen sehen lassen. Darnach, weil man nach sölchen Zeichen auch nicht fraget, ist er neher zu vns gerückt vnd hat mit der newen Krankheit, die den Stralen dieser örter auffm Fuße gefolget, gantz Deutschland als

mit einem fliegenden Pfeil durchschossen vnd fast nicht einen Menschen dafür lassen sicher sein.

„Ist also Gott der Herr von den Kindern zu vns Alten gerücket vnd hat es doch so gnedig gemacht, das der mehrer teil in kurtzen tagen wieder aufffkommen ist. Aber ein Muster ist es, das wie heuffig er vns jetzo vberfallen, ehe mans gedacht: Also werde er einmal mit einer gifftigen Pestilentz kommen, das man, wie die Bletter von den Beumen heuffig dahinfalle, das es balde an denen mangele, die die Todten bestetigen.

„Doch ehe der gnedige Vater im Himmel sölches geschehen ließ, hat er sich lieber mit der straffe vnd warnung von vnsern Kinderlein mit den Pocken in die Höhe wieder geschwungen vnd allda uns abermal einen brennenden Besem, an dem Cometen, welcher auff den Abend gesehen ward, vnd streckete seine Strahlen gegen Morgen, vor die Augen ausgestackt, das, wo man sich an jetzt ergangene straffe nicht wil keren, so werde er endlich einen Brand müssen in der Welt gebew stecken vnd ein solches Fewer anzünden, das wie mit einem Besēm alles könne weggefegt werden. Daher er denn, das man wissen möchte, es sey jhm ein ernst, hat er Morgens vnd Abends sölchen fewrigen Besem oder Rute sehen lassen.

„Wie denn neben solchen Fackeln auch die Heertrummel abermal am andern Advents Sontag, das ist das Erdbeben in Meissen gehöret ist zum Zeichen, der Herr werde bald zum Gerichte kommen. Denn das ist Gottes art, das er, ehe er den Menschen angreiffet, erst allerley versucht mit Zeichen, ehe noch straffen folgen; wils denn nicht helfen, so mus endlich der garaus gespielet werden."

Ich habe dieses Zeitgemälde aus dem 16. Jahrhundert hierher gesetzt, um zu zeigen, wie der kulturgeschichtliche Boden beschaffen war, auf welchem die Idee des am Eingange erwähnten Pockenkaufens und des Pockenimpfens entstehen und dreihundert Jahre lang unter allerlei Metamorphosen bis auf die Jetztzeit fortwuchern konnte. — Ueberspringen wir in unseren Impfstudien das ganze 17. Jahrhundert und treten an dem Faden des „Pockenkaufens" in die zweite Periode, die der Pockeninokulation, um die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ein. Da haben wir u. a. den alten Dr. Kirkpatrick, welcher die Inokulation, das Lanzettimpfen mit Menschenpockengift damit entschuldigt, daß dasselbe nur eine mildere Variante des Pockenkaufens, also eigentlich schon damals garnichts Neues, sondern nur eine mit der Lanzette bewirkte Art des Ankaufens von Pockengift für Gesunde sei. Kirkpatrick schneidet jedem Versuche der neueren Impfenthusiasten, das älteste Impfverfahren, das Pockenkaufen, aus der Gesammtheit der Impftheorie wegzuleugnen, von vornherein die Spitze ab, er ist eine der ältesten Autoritäten für die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Impfweisen.

III. Kirkpatricks Erläuterung der Einpfropfung der Kinderblattern. Uebersetzt Leipzig 1756.

Weitere Entwicklung der Impfung.

„Es wird überflüssig sein," schreibt Kirkpatrick im Jahre 1756, „wenn ich diese dem menschlichen Geschlechte so heilsame Sache mit vielem Gepränge anpreisen wollte. Sie thut dieses selbst, absonderlich bei denen, welche sich über die Handlungen des gemeinen Mannes zu erheben suchen. Der gemeine Mann hat auf eine gewisse Art, die mit dunklen Begriffen verknüpft ist, das Einpfropfen der Blattern, ob er gleich wider die jetzige, wahre Art der Einpfropfung Einwürfe macht, schon seit einiger Zeit ausgeübet.

„Oder ist die Einpfropfung der Blattern etwas anderes, als die Ueberbringung dieser Krankheit von dem kranken Körper auf einen gesunden? Geschiehet dieses aber nicht auch und sucht man dieses nicht zu bewerkstelligen, wenn man auf folgende Weise die Blattern seinem Kinde zu verschaffen sucht?

„Herr Pauli, Prediger der reformirten Gemeinde zu Magdeburg, hat mir folgende Nachricht, wie dorten die gemeinen Leute ihren Kindern die Blattern mittheilen, überschrieben: Die gemeinen Leute allhier sagen zu einem Kinde, das die Pocken noch nicht gehabt, aber bei einem ist, das daran krank lieget: Gehe hin und kaufe dem Kinde Pocken ab. — Das Kind nimmt zwei Groschen oder etwas Geld, gehet zu dem Kranken und saget: Ich kaufe dir hiervor Pocken ab. — Der Kranke fragt: Wieviel willst du? Und das gesunde Kind fordert eine willkürliche Anzahl. Alsdann heißt es, das gesunde Kind bekäme so viele Pocken, als es von dem Kranken gekauft hätte. — Ein Arzt wird aber hier, wenn es geschiehet, daß das gesunde Kind die Pocken bekommt, leicht die Ursache, wodurch sie bei demselben entstanden, ergründen."

Da haben wir die primitive Form des Impfens, welcher wir schon im Jahre 1580 begegnet waren: das „Pockenkaufen" auch noch im Anfange des 18. Jahrhunderts in voller Blüthe. Bei den Schafen, welche damals den Menschen die Rohwolle und Felle zur Bekleidung lieferten, war genau das Nämliche in Brauch: Die Schäfer züchteten durch den Ankauf pockenkranker Kadaverfelle zum Einlegen in die Spreu der gesunden Heerden das Impfgift in der Wolle massenhaft. Ich habe diesen Impfunfug im Schafstalle, welcher ganze Länder durchseuchte, an anderer Stelle beschrieben.

Also im Anfange des 18. Jahrhunderts tritt die Lanzettimpfung mit Menschenblatterngift, die berüchtigte Inokulation, in Konkurrenz mit dem viel älteren „Pockenkaufen" und verdrängt dieses. Das ist die Periode des Uebergangs vom Pockenkaufen zum Inokuliren.

Eine andere Methode des Pockenkaufens war nach Professor Murray die folgende: Es werden 5 bis 7 Stücke Geld (oboli) dem pockenkranken Kinde je auf eine aufgebrochene reife Pustel in einer Anzahl, über welche man übereingekommen war, aufgelegt. Die so mit Eiter beschmierten Geldstücke werden sodann auf die vorher scharf roth geriebenen Beine des zu impfenden Kindes fest aufgebunden, von wo dann das Gift sich durch die dünngeriebene Epidermis aufsaugt. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß bei diesen Pockenkaufgeschäften die Einathmung der Dunstzone des Erkrankten mehr als die aufgelegten, besudelten Geldstücke die Schuld tragen, daß die gesunden Kinder nicht nur die örtlichen Pusteln am Bein, sondern einen gewünschten vollständigen Pockenausbruch über den ganzen Leib bekommen.

In Ost- und Westgothland, und noch mehr in Deutschland, war auch dieses abscheuliche Pockenkaufen schon lange vor Einführung der Inokulation im 17. Jahrhundert im Schwunge und blieb neben dieser lange Zeit fortbestehen.

Methode der „Inokulation" und der „Einpfropfung". (Aus Dr. Kirkpatrick's Schrift.)

„In Ganderkesee, einem ohnweit von Bremen gelegenen Orte, hat es dieselbe Bewandniß. Diese Art, die Blattern zu kaufen, ob sie gleich mit vieler Gefahr verknüpft ist, kann dennoch nicht gänzlich getadelt werden, weil die Absicht dabei etwas gutes zum Grunde hat. Allein auf die nachfolgende Weise wollte ich noch weniger jemand anrathen, die Blattern bei seinem Kinde zu erwecken, obgleich der Endzweck ebenfalls undatelhaft gewesen. Der gelehrte Herr Doktor Möhring hat diese den Namen der Inokulation verdienende traurige Geschichte einem seiner hiesigen Freunde kürzlich folgendermaßen mitgetheilt: ‚Im Ammerlande ist vor etwa zwölf Jahren ein Bauer aus Edewecht nach Frisoit gereiset, daselbst höret er von der Inokulation der Blattern, er nimmt Materie von einigen dortigen Blattern mit sich. Nachdem er in seiner Behausung wieder ankommt, gibt er seinem einzigen Sohn diese Materie in Bier ein, welcher aber nach einigen Tagen den Weges alles Fleisches gehet, welches den Vater auf ein halb Jahr von Sinnen gebracht.'

„Ist es also nicht besser, da man doch Regungen in sich verspührt, die Seinigen vor den Folgen der heftigen Pockenkrankheit zu beschützen, den vernünftigsten und deutlichsten Weg zu erwählen? Wie glücklich dieses hiesigen Ortes bereits geschehen ist, und wie groß die Dankbarkeit unserer Einwohner dieserwegen gegen den Grafen von Linar, eine scharfsinnige Reichshofsräthin von Brinz, und eine gottesfürchtige Baronesse von Lilienburg, welche unerschrocken ihre vornehmen Kinder der Impfung unterworfen, sein muß, solches ist meiner Feder zu beschreiben unmöglich.

„Diese verdienen gewiß in Deutschland die Stelle, welche sich in England eine Mountague erworben. Der Arzt, welcher diese vornehme (Impf-) Kranke bedienet, ist mein werthgeschätzter Amtsgenosse Herr Doktor Johann Runge. Es hat mir derselbe folgende Nachricht von seinen Verrichtungen mitgetheilt. ‚Die Einpfropfung, so von mir an der Gräfin von Linar, dem Junker von Brinz, zweien Fräulein und einem Junker von Lilienburg, verrichtet worden, verhält sich folgendermassen: Es sind die Kranken zwischen sieben und dreizehn Jahr alt; die Vorbereitung hat bis in die fünfte Woche gedauert. Im Anfang entwöhnte man dieselbe bei denen nothwendigen Arzneimitteln, nach gerade des Fleisches, Weines, Gewürzes. Die junge Gräfin von Linar wurde den neunten November zur Ader gelassen, welches bei den übrigen nicht nöthig war; den dreißigsten verrichtete ich die Einpfropfung an beiden Armen.'"

Kirkpatrick beschreibt nun das Impfen von damals und erwähnt dabei Folgendes:

„Einer hatte kaum sechs Blattern von der Impfung, die übrigen von hundertfünfzig bis sechshundert. Nach glücklich zu Ende gebrachten Impfblattern hat man gesucht, den Körper ferner durch Laxiermittel zu reinigen. Am siebenzehnten des Wintermonats des Jahres 1755 wurden sechs arme Kinder zur Einpfropfung der Blattern aufgenommen. Der Ort, welchen wir ihnen zu ihrem Aufenthalte angewiesen, war ein geräumiger Saal. Er wurde durch einen Windofen erwärmet, und ein daselbst angebrachter Luftbeweger (Ventilator) befreite die Stube von faulen Dünsten und verdorbener Luft.

„Wir erachten uns verpflichtet, hier anzumerken, daß die Art der Vorbereitung zum Impfen, welche wir gewählet, von derjenigen Burgers sehr verschieden gewesen sei.

„In der letzten Woche der Vorbereitung wurden die Kinder einige mahl über den ganzen Leib mit warmem Wasser gewaschen; nach der Einpflanzung aber, bis daß die Blattern ausgebrochen waren, mußten sie sich alle Abend eines warmen Fußbades bedienen. Fünf Tage vor der Operation entzog man den Vollblütigen durch ein Aderlassen ihren Ueberfluß, man verordnete ihnen auch von dieser Zeit an etliche mahl des Tages ein aus Mittelsalzen bestehendes Pulver zu gebrauchen. Nach der Einpfropfung haben jene wenig Mittel zu gebrauchen gehabt, wir haben uns sonst keiner Arzneien als eines Brechmittels und einiger weniger Grane Kampfer bedient. Den dreißigsten des Wintermonats wurde die Operation bei allen sechsen, an beiden Armen, mit einem vor vier Monaten in London aufgenommen und bis daher in einem verschlossenen Glase bewahrten Faden verrichtet.“

Sodann schimpft Dr. Kirkpatrick über die ungläubigen Impfgegner:

„Wenn Leute angereizt gewesen, sich dieser so heilsamen Ausübung der Impfung zu widersetzen, so müssen sie schlechte und blöde Menschen gewesen sein. Der theologische Streiter (Massay) hat gewiß wieder die Einpfropfung mit mehrerem Eifer als Erkenntniß gestritten, wenn er frei heraus bekräftigt, daß der Teufel den Hiob damit eingepfropfet.“

Dr. Kirkpatrick fährt fort:

„Massey (in seiner Rede gegen die Impfung, pag. 6) vermuthet, daß die (Pocken-) Krankheit, deren zusammenfließende Bläschen nunmehr die meisten Menschen bekommen, zu ihnen durch die Einpfropfung möchte gebracht werden. Er nennt das Impfen eine teufelische Operation, die Impfer teufelische Operateurs, Giftmischer, und die, so an geimpften Pocken krank liegen, Gottesleugner u. s. f. Massey's Rede nebst einer Abmachung von der Einpfropfung wurde 1751 hierselbst gedruckt, und eine Rede, so zu Canterbury dawider 1753 gehalten worden, ebenfalls. Die Predigt bekräftigt buchstäblich auf der achten und neunten Seite den Satz: ‚Man wird schwerlich aus dem großen Umfang schädlicher Erfindungen jemals ein Beispiel aufzeigen können, das mit mehreren Unglauben und Gottesverleugnung als diese Impfung angefüllet ist.‘

„Aber mit was für einer Bosheit und Falschheit eine Entdeckung des Lebens dem Teufel zuschreiben, da man doch niemals das erste menschliche Werkzeug derselben hat ausspüren können! Hat denn das böse Wesen, welches die Schrift einen Mörder von Anfang nennt (der Teufel), so seine Natur verändert, daß er (durch Erfindung der Impfung) ein Wohlthäter der Menschen geworden? Oder wenn dieses die versuchende Erfindung des Satans wäre, will DER denn, der selbst gesagt, daß er ein eifersüchtiger Gott sei, in dessen Hand die Quellen des Lebens sind, zulassen, daß diese Erfindung so offenbar über die Krankheit triumphirt, welche als seine gerechte Strafe angesehen wird?

„Wir wollen hier nicht eine Vergleichung zwischen den Gegnern der Impfung und den blutigen Antireformatoren anstellen; wir sind auch nicht geneigt, die Teufelei auf sie selbst zurückzuschieben, welche die Gegner der Einpfropfung uns zugeschrieben haben. Es scheint, daß man verhüten wolle, durch ein Mittel das Leben zu erhalten, wenn es nahe an dem ist, zerstöhret zu werden.“

Modernes Leben.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Weltzufriedenen.

I. Haute finance*).

Wir saßen unsrer vier im elegantesten Weinrestaurant der Haupt- und Residenzstadt X. und ließen es uns wohlgehen. Zu letzterem hatten wir auch alle Ursache, dieweil wir uns allesammt bereits so große Verdienste um die Menschheit erworben, daß wir die heilige Pflicht gegen uns selbst fühlten, von Zeit zu Zeit bei Austern und Chablis auf unseren Lorbeeren auszuruhen. Der Aelteste in der kleinen Gesellschaft war auch der Verdienteste, und gleichzeitig der einzige, welcher schon vor zehn Jahren zu der Ueberzeugung gekommen war, es gäbe eine Grenze für die Wohlthaten, welche der Einzelmensch seiner Mitwelt zu erweisen berufen sein kann. Er hatte sich darum auch aus der sorgenvollen Position eines vielbeschäftigten Banquiers in den traulichen Schatten einer bescheidenen Rentierexistenz zurückgezogen, und kämpfte gegenwärtig nur noch mit dem einen Kummer, die 30000 Mark seiner Rente alljährlich standesgemäß unterzubringen — ein Kummer, der dadurch recht drückend wurde, daß ihn unserm hagestolzen Exbanquier weder Kind noch Kegel tragen half. Die beiden anderen Mitglieder meiner Gesellschaft waren noch auf der Fahrt nach dem Hafen begriffen, in den jener längst eingelaufen war; indeß zeugte der Umstand gewiß für die Energie ihres Strebens, daß sie nach eigener Erklärung dem Ruheport bereits ganz nahe waren, obgleich der eine — der Inhaber eines Produktengeschäfts, noch nicht vierzig, und der andre — der Besitzer einer großen Oelfabrik — eben erst dreißig Jahre alt war. Ich selbst war damals noch etwas jünger, als der jüngste von den dreien, und erfreute mich der besondern Ehre, von Profession so eine Art deutscher Schriftsteller zu sein, als welcher ich mich auf dem Wege zu der Gewißheit befand, daß die Sentenz vom Werthe unserer Hausfrauen, wonach diejenige die beste ist, von der man am wenigsten redet, auch auf die literarische Welt ihre Anwendung findet. Ich gehörte also schon damals zu den besten und zähle mich mit deiner Erlaubniß, freundlicher Leser und gütige Leserin, unter feierlicher Berufung auf die Thatsache, daß du nie etwas von mir gehört oder gelesen, noch immer dazu.

Man kann sich denken, daß uns vieren, die mit der Welt im allgemeinen ebenso zufrieden waren, als diese Ursache hatte, es mit uns zu sein, die Austern und der Burgunder vortrefflich mundeten. Aber wir hätten auch entsetzlich zur Unzufriedenheit geneigt sein müssen, wenn in solcher Situation auch nur der Schatten eines Mißvergnügens unsere Laune verdüstert hätte. Das altberühmte Restaurant Jensen strahlte und strahlt heute noch in solider, behaglicher Pracht; seine Küche liefert von den indischen Vogelnestern und der ächten Schildkrötensuppe bis zum ägyptischen Spargel und steirischen Kapaun alles, was sich die Gastrosophie — die Lehre von der wissenschaftlichen Pflege des Bauches und der Geschmacksbläschen — nur träumen läßt; seine Riesenkellereien vereinigen die Perlen aus dem Meere des Traubenbluts aller fünf Welttheile — — was wunder, daß die Gäste von Behagen ebenso strahlen, als die Salons von Silber und Gold. —

Am intensivsten konzentrirte sich dieses Wohlbehagen auf dem runden, pausbäckigen, mädchenhaft rosigen Antlitz des Geheimen Kommissionsraths Lausitzer, der uns gegenüber in einer magisch beleuchteten Wandvertiefung saß und eben nach gewissenhafter Vertilgung eines Berges von Hummermayonnaise, der sich Ente mit Orangensauce, etwas Blumenkohl mit Krebsen und ein gutes Drittel eines in Champagner gebratenen Fasans angereiht hatte, mit einem Stück Haselnußtorte sein bescheidenes Abendessen beschloß.

Der Mann interessirte mich recht lebhaft, und zwar, weil [illegible] ein redender Beweis für die vielbestrittene Behauptung ist, [illegible] es auch der Aermste durch Fleiß, Intelligenz und Sp[illegible] hienieden zu einer auskömmlichen und ehrenvollen Eri[illegible] kann.

Der Geheime Kommissionsrath Lausitzer, o[illegible] anspruchslose Mann lieber nennen hörte, der G[illegible]

*) Sprich: hoht finangs (Geldaristokratie).

hatte nämlich wirklich dereinst zu den Aermsten gehört. Als dreizehnjähriger polnischer Judenjüngling, aller verwandschaftlichen oder freundlichen Unterstützung baar, zerlumpt und unsauber in der Kleidung — so hätte er eines Tages in X. seinen Einzug gehalten. Noch am selbigen Tage hatte er sich in's Geschäft gestürzt; mit dem ganzen Reste seiner zusammengebettelten Baarschaft, einem polnischen Viergroschenstücke, das, wie die böse Welt wissen will, bei näherer Untersuchung einen merkwürdig blechernen Klang gegeben haben soll, erstand er von einer wahrscheinlich mit wenig kaufmännischem Talente ausgestatteten Köchin mehrere Hasenfelle, mit denen er den Grund zu einem schwungvollen alten Kleiderhandel legte. Aus dem Schacher mit alten Kleidern ward ein stattliches Geschäft mit neuen und mit Kleiderstoffen. Aus dem Hasenfell- und Kleiderhändler entwickelte sich ein Armeelieferant, aus dem Armeelieferanten ein Kommissionsrath und Banquier, aus dem Kommissionsrath ein mehrfacher Rittergutsbesitzer und Geheimer Kommissionsrath.

Diesem glänzenden Lebens- und Strebenserfolg hatte Herr Lausitzer nach seiner eigenen durchaus zuverlässigen Versicherung neben der aus den kleinen Aeuglein förmlich hervorstechenden Intelligenz, dem eisernen Fleiße und der ledernen Sparsamkeit, welch' letztere er erst in neuester Zeit und auch nur den Anforderungen seines Magens und Herzens gegenüber aufgegeben hatte, vorzüglich seiner unbändigen Reellität und Humanität zu danken. Schon für die Hasenfelle und die alten Kleider hatte er die allerhöchsten Preise gegeben, Preise, die ihn unfehlbar ruinirt hätten, wenn der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, bei dem er vor jeder Köchin seine Reellität und ungeheure Aufopferungsfähigkeit für die Interessen seiner Mitmenschen hoch und theuer beschwor, nicht allezeit seine schützende Hand über den frommen Borger gehalten hätte. Dem Handel mit neuen Kleidern hatte seine Menschenfreundlichkeit in X. geradezu neue, großartige Bahnen gewiesen. Seiner scharfsinnigen Gutmüthigkeit war es bald klar geworden, daß die armen X..er ihre Kleidungsstücke, sofern sie sich ungebrauchte zu kaufen im Stande waren, viel zu theuer bezahlen mußten. Von Stund' an hatte er auf Abhülfe gesonnen und sie mit genialer Raschheit gefunden. Ganz urplötzlich verkaufte Koppel Baruch Lausitzer — der Geheimrath von heute gebraucht statt der beiden klangvollen jüdischen Vornamen nur das schlichte, konfessionslose Jacques — elegant und dauerhaft aussehende Röcke und Hosen für die Hälfte des Preises, den alle anderen Kleiderhändler und er selbst bislang bezahlt genommen. Das war ein Wunder, welches hunderte von Käufern in K. B. Lausitzers Laden führte; ein Wunder, das sich erst einigermaßen erklären ließ, als in den Kreisen der Konkurrenten von Lausitzers bedeutenden Einkäufen an Mungo und Shoddy, jenen famosen englischen Kunstwollenfabrikaten, etwas verlautete und als die Herbstregengüsse die billigen und schönen Anzüge auf den Leibern ihrer glücklichen Besitzer in Wohlgefallen und Lumpen auflösten.

Da unser Held mit seinen spottbilligen Waaren sehr vielen armen Leuten einen großen Theil von seinem Verdienste schenkte, fühlte er sich berechtigt, einigen wenigen Armen einen kleinen Theil des ihrigen zu nehmen. Diese Wenigen wurden übrigens dadurch auch nicht allzu arm — denn nachdem Herr Lausitzer sie — seine Schneidergesellen und Nähmädchen nämlich — allgemach um die Hälfte ihres früheren Arbeitslohn gekürzt hatte, verdienten sie immer noch, wenn sie nur 16 bis 18 Stunden täglich fleißig waren, so um die drei oder zwei Thaler herum, d. h. wöchentlich, einen Lohn, der vollkommen ausreichte, um den bekannten besten Koch für alle Zeit an ihre Küche zu fesseln.

Aber nicht allein auf das bei ihm kaufende Publikum konnte Herr Lausitzer seine Wohlthaten beschränken, seine sich immer mehr auf das Große, Allgemeine richtenden Blicke enthüllten ihm bald ein neues Gebiet des menschlichen Elends, bei dem eines so edlen Menschen Hilfe gewiß dringend geboten war. Die deutschen Befreiungskämpfer von 1813 und 15 hatten bekanntlich eine große Zahl von Invaliden hinterlassen, welche nicht alle so vorsichtig waren, frühzeitig in das Land der ewigen Freude einzugehen. Diese menschlichen Ruinen erfreuten sich nun, wie gleichfalls männiglich bekannt, meistentheils keines sonnigen Lebensabends — im Gegentheil, die Wolken bitterster Armuth verdüsterten ihre Tage, und wenn nicht mitleidige Leierkästen für sie zum Himmel geschrieen und gekreischt hätten um Barmherzigkeit, fürwahr das dankbare Vaterland hätte sie — gemüthlich langsam — verhungern lassen. Das konnte Herr Lausitzer nicht mit ansehen; daher erbat er sich hin und wieder von der Xer Polizeibehörde die Adresse von 10, 20, 50, ja schließlich einmal auch von 100 Invaliden, und speisete die Hungrigen und tränkte die Dürstenden. Solcher Edelsinn mußte Aufsehen erregen — zumal Lausitzers sinnige Aufmerksamkeit sich zu seinen Wohlthätigkeitsakten die Geburtstage und Vermählungsfeste höchster und allerhöchster Personen heraussuchte. Der Lohn blieb nicht aus: derselbe wurde zunächst gewährt in Gestalt von Aufträgen, für das eine der in X. garnisonirenden Regimenter beträchtliche Quantitäten Tuch zu liefern. Auch hierbei mußte sich Herr Lausitzer ungemein edel und liebenswürdig benommen haben. Nachdem er dem Regimentszahlmeister nur ein einziges mal die Hand gedrückt, drückte der sie ihm in freundschaftlicher Zärtlichkeit wieder, wo er ihn traf, und selbst der Herr Oberst nickte freundlich herablassend, wenn der wackere Geschäftsmann seine tuchhändlerische Zugehörigkeit zu dem soundsovielten Infanterieregimente auf der Straße dadurch bethätigte, daß er vor dem Regimentskommandeur mit dem Hut in der Hand Front machte.

Nach alledem ist es leicht erklärlich, daß beim Ausbruche jedes Krieges Lausitzer zu den Armeelieferanten gehörte und auch da stets seine Schuldigkeit in so hohem Maße that, daß der Segen nicht ausblieb. Titel, Orden und so ein Milliönchen an Geld war der schließliche Ertrag von Lausitzers Thätigkeit im Felde. Und die Millionen sind Gesellschaftsthiere — eine bleibt nicht lange allein: entweder verkrümelt sie sich bald wieder oder sie zieht die Gesellschaft anderer Millionen herzu. Das letztere that des Geheimrath Lausitzer erste Million auch, schon nach einem Jährchen warens ihrer zwei, und die beiden hatten zusammen eine kaninchenhafte Millionenzucht angelegt, die dem Geheimrath manchmal bange machte um das zweckmäßige Unterbringen all' des leidigen Geldes.

„Aber sagen Sie mir nur, wie ist eine so rasche und konsequente Vermögenszunahme möglich?“ fragte ich meine Tischgenossen.

„Wenn sich das vierte Dutzend mit meinem Magen vermählt hat“ erwiderte mein Exbanquier, indem er einen zärtlichen Blick auf die noch übrigen Austern warf und von der vierzigsten sorgfältig den „Bart“ mit der Austerngabel abschälte, „dann will ich Ihnen erzählen, wie's gemacht wird heutzutage. Und damit sich die beiden andern Herren, welche der Börsenwelt ein wenig näher stehen, als Sie, unschuldiger Jüngling von der Feder, dabei nicht gar zu sehr langweilen, will ich ein paar pikante Histörchen einstreuen, welche die Geschäftspraxis meines Freundes Lausitzer in einer bisher auch Ihnen unbekannten Weise illustriren werden.“

Ich zündete mir eine Havanna an und harrte in Geduld, bis besagte Vermählung vollzogen sein würde.

(Schluß folgt.)

Zur Zeitungsliteratur in Deutschland.

In einem früheren Artikel haben wir die politischen Zeitungen behandelt. Heute wollen wir unsern Lesern die belletristische und fachliche Zeitungsliteratur in Deutschland vorführen. Dieselbe steht der politischen Tagesliteratur nur wenig nach. Wenngleich die politischen Tagesblätter vielfach in ihrem Feuilleton den Roman und die Novelle [illegible]ltiviren, auch sich mit allerlei Fachfragen beschäftigen, so scheint das [illegible]rfniß nach besonderen belletristischen Blättern und nach Fach[illegible] doch noch ein derartiges zu sein, daß die Abonnentenzahl [illegible] der politischen Tagesblätter wohl fast erreichen dürfte.

[illegible] der belletristischen und Fachblätter ist allerdings viel [illegible] der politischen Zeitungen, aber während bei letzteren [illegible] Zeitung“ und vielleicht noch das „Berliner Tageblatt“ sich über eine Abonnentenzahl von 30,000 erheben, ist diese Zahl bei den belletristischen und Fachzeitungen durchaus keine Seltenheit.

Die „Gartenlaube“ hat zum Beispiel, und hier folgen wir wieder den Angaben des „Hamburgischen Korrespondent“, an 350,000 Abonnenten; ihr zunächst steht „Ueber Land und Meer“ mit 140,000, „Das Buch für Alle“ mit 100,000 und „Der Bazar“ gleichfalls mit 100,000 Abonnenten — die vier verbreitetsten Zeitungen Deutschlands; außerdem haben aber noch einige, und nicht nur belletristische Journale, sehr namhafte Auflagen; so „Der Hausfreund“ circa 80,000, „Die Illustrirte Welt“ 80,000, „Daheim“ 60,000, „Modenzeitung“ 60,000, „Die Neue Welt“ in Leipzig 45,000, die „Bunte Welt“ in Dresden 45,000, „All' Deutschland und für alle Welt“ in Stuttgart 45,000, „Gewerbliche Mittheilungen für Kleidermacher“ 45,000; von theologischen Zeitungen: das „Evangelische Sonntagsblatt“ in Stuttgart 87,000, das „Wochen-

blatt für das Katholische Volk" in Augsburg 36,000, das „Katholische Volksblatt" in Mainz 40,000. — Die „Fliegenden Blätter" in München mögen 80,000 Abonnenten besitzen, der „Kladderadatsch" erscheint in 50,000, seine Hauptkonkurrenten, die „Berliner Wespen" in 32,000, der „Ulk" in circa 30,000 Exemplaren.

Von besonderer Einwirkung auf das geistige Leben Deutschlands waren stets seit der Gründung der „Acta eruditorum", der im Jahre 1688 von Thomasius herausgegebenen deutschen Gelehrtenzeitung, die Literaturzeitungen. Die besten Namen sind mit ihnen verbunden und ihr Einfluß war stets ein sehr bedeutender, trotz der verhältnißmäßig geringen Auflage derselben. Die bekanntesten Literaturzeitungen sind: „Magazin für Literatur des Auslands" (1500 Auflage), „Jenaer Literaturzeitung" (1000), „Preußische Jahrbücher" (2200), „Deutsche Rundschau" (10,000), „Gegenwart" (6500), „Münchener liter. Anzeiger" (5000), „Leipziger literarische Korrespondenz" (1500) u. m. a.

Die gelesensten Blätter in den einzelnen Fächern sind: Bau- und Maschinenwesen: „Berliner deutsche Bauzeitung" (7500), „Der praktische Maschinenkonstrukteur" (5000); Bergbau: „Glück auf" in Essen (5800); Technologie: „Dinglers polytechnisches Journal" (3000), „Manufakturist" in Hildesheim (13,000); Handel und Verkehr: Stuttgarter „Anzeiger für Handel und Verkehr" (20,000), „Neues Finanz- und Verlosungsblatt" (10,000), und des vielfach geschätzten, wenn auch in geringerer Auflage erscheinenden „Frankfurter Actionär" (2500) nicht zu vergessen. Landwirthschaft: „Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins für Rheinpreußen (17,500), „Landwirthschaftliche Mittheilungen" in München (16,000), „Wochenblatt des landw. Vereins in Karlsruhe" (15,600), „Allgemeiner landw. Anzeiger" in Neudamm (18,000), „Fühlings Landwirthschaftliche Zeitung" (3000), „Sächsische landwirthschaftliche Zeitung" in Dresden (3000), „Der Landwirth" in Breslau (2700), Heilbronner „Landwirthschaftliches Wochenblatt (7500) ꝛc.; Forstwesen: „Der Waidmann" (6000); Gartenbau: „Generalanzeiger für alle deutschen Gärtner" in Leipzig (9500), „Zeitschrift für Wein-, Obst und Gartenbau" in Straßburg, „Frauendorfer Blätter" (4000).

Von den anderen Gewerben hat nahezu jedes seine Fachorgane: Schneider, Bäcker, Konditoren, Friseure, Uhrmacher, Färber, Gerber, Tischler, Fleischer, Töpfer, Hutmacher, Schuster — kurz alles hat seine eigenen Organe, in welchen die Interessen und Fortschritte des Handwerks besprochen werden.

Die Philosophie hat nur zwei besondere Organe in Leipzig und Halle mit zusammen 700 Abonnenten; nicht viel besser ergeht es der Philologie und Mathematik. Die Naturwissenschaften hingegen haben schon über eine stattlichere Anzahl von Zeitschriften zu verfügen, so zum Beispiel: „Die Natur" in Halle, 3500 Abonnenten, das astronomische Journal „Syrius" 2000. Wo aber die Naturwissenschaften als angewandte, daher den praktischen Lebensinteressen dienende Organe auftreten, zeigt sich sofort die gesteigerte Theilnahme des Publikums in der Zahl der erscheinenden Zeitungen und der wesentlich größeren Auflage. Auch die Geschichte und Geographie weisen zahlreiche Blätter auf; es sei hier der in Stuttgart erscheinenden „Das Ausland", dieser der „Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" dienenden Wochenschrift, dann der Münchener „Historischen Zeitschrift" (5500) und der „Mittheilungen aus Perthes' geographischer Anstalt" in Gotha (4000) Erwähnung gethan, die wohl die bedeutungsvollsten und gelesensten sind; am meisten Abnehmer (7000) zählen aber die „Mittheilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins".

Ueberblicken wir die nichtpolitische, literarische und Fachliteratur, so finden wir unter den mehr als 1100 Zeitschriften nur wenige täglich erscheinende Blätter; die meisten — mehr als 350 — erscheinen wöchentlich einmal; nahezu 250 einmal im Monate; mehr als 150 zweimal monatlich oder vierzehntägig; die übrigen in längeren Zeiträumen.

So haben wir denn so ziemlich das gesammte Bild der deutschen Zeitungsliteratur vor Augen.

Es erübrigt noch, die wirthschaftlichen Verhältnisse der Zeitungsliteratur zu betrachten. Vom Lumpensammler bis zum Schriftsteller finden hunderttausende von Menschen bei derselben ihren Unterhalt.

Der „Hamburgische Correspondent" berechnet nämlich, wieviele Bogen gedruckten Papiers jährlich durch die Presse unter das Volk in Deutschland kommen und findet, daß dies bei den täglich zweimal erscheinenden Zeitungen, deren Zahl 40 mit 390,000 Abonnenten beträgt, nicht weniger als 200,000,000 Bogen oder 400,000 Ries Papier gibt. Dies sind aber nur 40 Zeitungen, während ihrer im ganzen 3500 erscheinen! Stellt man nun nach Maßgabe des Erscheinens, der Abonnentenzahl und des Formats die Berechnung für das ganze deutsche Zeitungswesen an, so ergibt sich ein Minimaljahresverbrauch an Papier

bei den politischen Zeitungen von . . . . . 1,260,000,000 Bogen,
bei den belletristischen und Fachblättern von 340,000,000 „

Zusammen 1,600,000,000 Bogen,

oder 3,200,000 Ries Papier! — Der Preis per Ries mit 8 Mark angesetzt, ergibt schon eine Jahressumme von . . . . . 25,600,000 Mark,
der Druck per Ries billigst mit 2 M. berechnet, macht 6,400,000 „
der Satz von mindestens 400,000 Druckbogen jährlich,
nur mit 25 Mark per Bogen angesetzt, ergibt . . 10,000,000 „

sodaß allein durch Satz, Druck und Papier der Zeitungen jährlich mindestens . . . . 42,000,000 Mark
in Umlauf kommen.

Hierzu kommen noch die übrigen Auslagen: Schriftstellerhonorare, Redaktions- und Verwaltungsauslagen, Miethzins, Porto, Depeschen, Postaufschlag, Buchhändlerprovisionen, die mindestens die Höhe von 60—70 millionen Mark betragen, während sich die Gesammteinnahme der Zeitungen an Abonnentengeldern nur circa auf 80—85 millionen Mark beläuft. Es bliebe somit ein Defizit von gegen 30 millionen Mark, wenn nicht die Inseratenquelle so reichlich flösse, daß neben der Deckung des Defizits noch die Unternehmer reichlich gesättigt werden können, und so die deutsche Presse für die Verleger die „milchende Kuh" wird. —

An Abonnentengelder entfallen auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland nur 2 Mark jährlich — ein Beweis, daß trotz der großen Zahlen und Summen, denen wir in den vorstehenden Artikeln begegnen, in Deutschland sehr wenig gelesen wird.

Noch wollen wir bemerken, daß die für das Volk bestimmte Presse in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen hat, so daß die Hoffnung nahe liegt, daß in nicht allzuferner Zeit die traurigen Lokal- und Annoncenblätter und die noch jammervollere Kolportagelektüre durch eine gesundere Presse verdrängt sein wird.

Die „Neue Welt" aber ist ganz besonders dazu berufen, in diesem Kampfe die Fahne der Aufklärung und der Vernunft voranzutragen.

—r.

Ueber den Gesundheitszustand und die herrschenden Krankheiten im deutschen Reiche während des Jahres 1877 berichtet Professor Franz Seitz (München) in der bei Otto Janke erscheinenden „Deutschen Revue für das gesammte nationale Leben der Gegenwart". Er bezeichnet den Gesundheitszustand für den erwähnten Zeitraum als im allgemeinen günstig, d. h. als nicht schlechter oder vielleicht sogar eine Wenigkeit besser als man nach den Durchschnittsrechnungen für die früheren Jahre erwarten konnte. Die höchste wöchentliche Sterblichkeitsziffer für die Monate Mai bis Dezember fiel auf die Anfangswoche des Juli und betrug $31\frac{1}{2}$ (auf ein Jahr und 1000 Bewohner berechnet). Die stärkere Sterblichkeit des Juli war der Vermehrung der Darmkatarrhe und Brechdurchfälle geschuldet, welchen Krankheiten besonders leicht die Kinder im Säuglingsalter zum Opfer fallen. Im September begannen sich die Darmkatarrhe bei den Kindern zu vermindern und damit fiel auch die Sterblichkeitsziffer allgemach bis zu ihrem niedersten Stande, 22,3 pCt., in der Woche vom 27. Oktober bis 4. November. Ein durch die Abkühlung der Temperatur hervorgerufenes unbedeutendes Steigen bis zu 24,6 pCt. war erst wieder im Dezember festzustellen. An Darmkatarrh kamen 1877 nicht weniger als 9985 Todesfälle vor, d. i. 5,1 pCt. der Gesammtsterblichkeit; an Brechdurchfall 8259, gleich 4,2 pCt.; an Ruhr 5141, gleich 0,3 pCt. Nur die Lungenkrankheiten hatten, wie gewöhnlich, noch höhere Sterblichkeitsziffern aufzuweisen, nämlich die Lungenschwindsucht 27027, gleich 13,8 pCt.; die übrigen akuten Erkrankungen der Athmungsorgane 18710, gleich 9,5 pCt. Oertliche, besonders in großen Städten zu findende Uebelstände sind Ursache, daß im Sommer soviel Darmkrankheiten vorkommen und tödtlich verlaufen. Berlin, München, Augsburg und einige andere werden den zarten Säuglingsorganismen in der heißen Jahreszeit am gefährlichsten. Für Berlin und München ist nachgewiesen, daß die Stadtviertel der armen Bevölkerung ein unverhältnißmäßig größeres Kontingent zu den Opfern jener Sommerseuche stellen, als die der reichen, daß also ungünstige Lebensverhältnisse, Zusammendrängung vieler Menschen in engen Räumen mit ihrem Gefolge von schlechter Luft und Unreinlichkeit, sowie Nahrungsmangel dem Tode tüchtig in die Hände arbeiten. Von den vermeintlichen Ursachen der Sommerdiarrhöen, der Vergiftung durch Bodengase, durch mit Pilzen geschwängertes Trinkwasser oder durch die Zersetzung der Milch durch die Sommerhitze erscheint dem Professor Seitz die ersten beiden als nicht erwiesen und die letzte als durchaus unwahrscheinlich. Dagegen neigt er sich der Meinung der Referenten über die Frage der Sommerdiarrhöen auf dem September 1877 zu Chicago abgehaltenen hygienischen Kongresse zu, wonach die unmittelbare Einwirkung der Hitze auf die Cirkulation des Blutes und auf gewisse Gährungsvorgänge in letzterem allerdings unter Mitwirkung atmosphärischer Fäulnißstoffe als Hauptursache dieser gefährlichen Kinderkrankheit betrachtet werden soll. Die vermehrte Schweißbildung und Verdunstung bei andauernder Temperaturhöhe und die geringe Sauerstoffaufnahme, welche eine Folge der Luftverdünnung bei warmen Tagen ist, unterstützen den Säfteverlust infolge der Diarrhöe und erschöpfen rasch die kindliche Nervenkraft. Sorge für den Luftwechsel und thunlichste Abkühlung der Zimmerluft im Verein mit erfrischendem Getränk dürfte sonach als Mittel gegen solche Erkrankungen anzuempfehlen sein. Auf dem Kongresse zu Chicago legte man auch auf die Anwendung von kühlen Bädern und kalten Waschungen zum Zwecke der Verhütung und Heilung dieser Darmkrankheiten Gewicht. In Nordamerika versucht bereits eine Anzahl von Vereinen dem Uebel entgegenzuarbeiten, indem sie Kinder der ärmeren Stadttheile während des Hochsommers in Kinderasylen oder Kolonien, angelegt an kühlen Orten auf dem Lande, unterbringen. Ein derartiges Kinderasyl befindet sich in Chicago auf dem Michigansee; die Umgegend von Neuyork hat eines mit 80 Häusern aufzuweisen. Boston hat am Seestrande eine Kinderfarm gegründet u. s. w. — Von Infektionskrankheiten herrschte 1877 in Deutschland besonders die Diphterie, welche in den Städten von 15000 Einwohnern und darüber 7522 Todesfälle, gleich 3,8 pCt.

der Gesammtsterblichkeit verschuldete. Demnächst brachte es das Scharlachfieber auf 4452 Todte (2,3 pCt.), der Keuchhusten auf 3331 (1,7 pCt.), Masern und Rötheln auf 2719 (1,1 pCt.). Ueber die Ursache der allgemein gefährlichen Diphterie, welche von Vielen in einem Pilze einer Bakteriumform gesucht wird, hat wissenschaftlich immer noch nichts endgültig festgestellt werden können. Bei der Behandlung derselben soll besonders auf Mäßigung des Fiebers und Erhaltung der Kräfte durch China und Chinin (dafür auch salicylsaures Natron), Wein, Eisen und gute Ernährung gesehen werden. Pocken und Typhus haben im vergangenen Jahr Deutschlund ziemlich verschont. Berlin mit 612 und München mit 173 Sterbefällen stehen in der Reihe der Typhusorte an der Spitze. Reiche Ernte hielt der Typhus in Paris, in einigen Städten Italiens, in Barcelona und auf den europäischen und asiatischen Kriegsschauplätzen. Hier grassirte neben dem Typhus noch die Ruhr. Diese letztere wüthete im Verein mit der asiatischen Brechruhr am ärgsten in Ostindien. In Mesopotamien und einer persischen Stadt herrschte die Pest. Das gelbe Fieber richtete in mehreren amerikanischen Städten, am schlimmsten im August und September in Veracruz, große Verheerungen an. A. G.

Der Lago maggiore mit Isola bella. (Bild Seite 29.) Unter den zahlreichen berühmten Alpenseen des nördlichen Italien — den Seen von Iseo, Idro, Lugano, Garda, Como u. s. w. — ist der Lago maggiore, der lange See, der berühmteste. Von dem italienischen Sesto windet er sich in einer Länge von 15 Stunden durch einen Kranz üppig belaubter Hügel und wild romantischer Felsenpartien hindurch bis zu dem an den Uferfelsen sich amphitheatralisch aufbauenden Locarno im schweizerischen Kanton Tessin und noch ein Stück darüber hinaus. Eine lange Reihe von kleinen Städten und Dörfern zieht sich an seinen Ufern dahin, und eine Menge geschmackvoller, oft prächtiger Villen erhöht den Schmuck des grünen Rahmens, welcher das krystallklare Himmelblau der Fluthen umfaßt. Hinter den Gartenhügeln der Gestade erhebt sich ein fruchtbares Mittelgebirge und über dieses ragt in der Ferne die Kette der penninischen Alpen mit dem Bergkoloß des Monte Rosa zum Himmel empor. Neben dem Tessin, der durch den Lago maggiore hindurchströmt, wird dieser noch durch das Wasser von über 20 Bächen gespeist, von denen die aus dem Thale von Domo d'Ossola kommende Toccia oder Tosa einen der prachtvollsten Wasserfälle bildet, der in drei Absätzen 80 Fuß breit in eine Tiefe von 400 Fuß hinabstürzt. In einer westlichen Bucht des Sees, welche bei Mergozzo die Toccia aufnimmt, liegt die Gruppe der borromeischen Inseln und das schönste dieser reizenden Eilande ist die Isola bella, welche unser Bild zeigt. Bis zum Jahre 1671 warfen an dieser Stelle todte Felsenmassen ihre düsteren Schatten auf die schillernden Wellen des Sees; da ließ die altberühmte Familie der Borromeer, — aus der eine Unzahl hoher geistlicher und weltlicher Würdenträger hervorgegangen sind, in Carlo Borromeo gar ein Heiliger, — die nackten Steine mit terrassenförmiger, theilweise auf Pfahlrosten im See ruhenden Gemäuer umgeben, mit fruchtbarer Erde bekleiden und diese mit den besten Erzeugnissen des italienischen Bodens bepflanzen. Gleich einem Rosenbouquet entsteigt, nach Schubert's Worten, Isola bella dem See. In hohe Felsenhallen schreitet man und hundert Fuß des Terrassenkegels empor. Auf der Spitze desselben prangt in riesenhafter Größe das Wappenthier der Borromeer, ein Einhorn. Hinter der höchsten Terrasse liegt der Lago maggiore und ein mit gleich verschwenderischer Pracht ausgestatteter borromeischer Palast, welcher kostbare Originalgemälde von Raphael, Correggio, Perugino und anderen italienischen Großmeistern der Malerei enthält. Den Palast umringt die überreiche farbenprächtige Vegetation des warmen Südens. Weinrebe und Aloë, Lorbeerbäume und Cypressen wechseln in bunter Mannigfaltigkeit mit einander ab. Stolz aber erheben ihr Haupt über die minder imposante Umgebung eine Ceder von Libanon und die beiden gewaltigsten Lorbeerbäume, welche Europa kennt. Von diesen beiden Lorbeerbäumen, deren jeder 9—11 Fuß im Umfange mißt, zeigt die Rinde des einen das Wort Battaglia — Schlacht —, welches Napoleon I. einige Tage vor der Schlacht von Marengo eingegraben haben soll. A. G.

Grenze für die Leistungsfähigkeit der Mikroskope. Die Grenzen, welche man in der Gegenwart für künftige naturwissenschaftliche Entdeckungen nach der derzeitigen Auffassungs- und Unterscheidungsfähigkeit des menschlichen Verstandes stecken will, sind wir berechtigt, als nur eingebildete zu betrachten, da künftige Jahrhunderte sie sicher ebenso wenig respektiren werden, als wir uns durch die von denkenden Menschen früherer Jahrhunderte als äußerst möglich gehaltenen beengt fühlen. Dagegen dürfen wir nicht vergessen, daß dem Forscher jeder Zeit zunächst äußere beengende Schranken gesetzt sind durch die Leistungsbeschränkung der Apparate und Werkzeuge, mit denen er arbeitet. — Ueber die Grenze der Leistungsfähigkeit des Mikroskops haben Abbé und Helmholtz gleichzeitig Untersuchungen ausgeführt; beide kommen zu dem Schluß, daß dieselbe nahezu erreicht sei. Der berliner Physiker findet für weißes Licht die Größe der kleinsten wahrnehmbaren Distanz $^1/_{3636}$ Millimeter. Die Größe der von Harting mit einem Hartnack'schen Mikroskop wahrgenommenen kleinsten Distanz ist nun aber $^1/_{3313}$ Millimeter. Ferner kam Dippel bei seinen zahlreichen Messungen von Diatomaceen bis $^1/_{3500}$ Millimeter. Die Idee von Helmholtz, daß die Leistungsfähigkeit der Mikroskope durch die Anwendung von blauem Licht noch derartig gesteigert werden könne, daß die kleinste wahrnehmbare Distanz bis auf $^1/_{4654}$ Millimeter herabgehe, ist von Hartnack bei den auf der wiener Weltausstellung ausgestellten Instrumenten bereits verwirklicht worden. Abbé kommt gleichfalls zu dem Schluß, daß mit den heutigen Mikroskopen die Grenze für direktes Sehen erreicht sei, daß man aber durch photographische Aufnahme mikroskopischer Bilder wohl werde weiter kommen können. R.-L.

Geschwindigkeit ist keine Zauberei. Fernando Garrido erzählt uns in seinem Buche: „L'Espagna religiosa" nach authentischen Quellen, daß die Inquisition im Jahre 1484 nur in der Stadt Ciudad Real allein 3377 Menschen verbrennen ließ, und zwar: am 13. Januar 750, am 2. April 800, am 7. Mai 750, am 16. August 27 und am 12. September 950. Nach unsäglichen Folterqualen ließ man die Opfer „bei langsamem Feuer lebendig verbrennen, damit die armen Sünder mehr Zeit zur Bereuung ihrer Sünden hätten". Dr. M. T.

Die Auflösung des Preisräthsels und die Veröffentlichung der Namen der Preisgewinner, sowie der übrigen Löser, erfolgt in nächster Nummer. Red. d. „N. W."

Redaktions-Korrespondenz.

Chemnitz. C. H. B. Soviel Raum, als Sie beanspruchen, indem Sie den vollständigen Abdruck Ihrer Zuschriften an uns verlangen, können wir einem Unternehmen, dessen Erfolg nach Ihrer eigenen Meinung sehr zweifelhaft ist, nicht widmen.

Mährisch-Schönberg. Frl. H. P. Allerdings gibt es einen, wenn im großen betrieben, ziemlich lukrativen Briefmarkenhandel, und zwar werden die gebrauchten Marken für Briefmarkensammlungen angekauft, welche kleinen und großen Kindern viel Spaß machen und vielleicht auch hie und da einiges Interesse für geographische Belehrung wecken mögen.

Dresden. L. L. Nach dem neuen Civilehegesetz können Sie in der That Ihre Tante heirathen, während Sie zur Zeit der Herrschaft des alten sächsischen Gesetzes erst bei dem Ministerium um einen Dispens hätten nachsuchen müssen. Wenn die Tante in der That so hübsch und nur zwei Jahr älter ist, als Sie, so können wir es Ihnen auch garnicht verdenken.

Berlin. H. C. Ihre Arbeit „Das Schadchen" ist acceptirt und zu gelegentlicher Verwendung bereitgelegt. Lassen Sie gefälligst mehr von sich hören. — Unus pro multis. Mit dem Porträt des Wirklichen Geheimen Regierungssozialisten Bucher wollen wir selbst unsern Korrespondenzwinkel nicht verunzieren. Tessendorf, dem wir dereinst ein bescheidenes Eckchen eingeräumt, ist zwar auch weder ein großer, noch ein besonders edler Mann, aber er ist doch wenigstens kein Renegat. — Frl. Marie D. Wenn wir Ihre Gedichte gut finden, sollen wir Ihnen im Briefkasten unter Marie D.... antworten, für den Fall aber, „daß Sie Sich ein wenig über meine Verse lustig machen wollen, antworten Sie, bitte, unter Frl. Anna D...., — — — das ist nämlich der Name meiner Tante." Nun, liebes Fräulein, so boshaft wie Sie, sind wir nicht. Ihre Verse wickeln wir in einen Zipfel des Mantels unserer christlichen Nächstenliebe, und von Ihrem und Ihrer Tante Namen veröffentlichen wir nur den Anfangsbuchstaben.

Winzeldorf. H. W. Sie können recht haben. Damit auch noch andere unserer Leser zum Nachdenken über diese interessante Frage, resp. zur Mittheilung ihrer Erfahrungen angeregt werden, setzen wir Ihre Zuschrift hierher:

„Geehrte Redaktion! In Nr. 44 der „N. W.", Seite 526, bringt Herr Kruhl eine kurze, ganz vortrefflich geschriebene Geschichte: Zum Seelenleben der Thiere. In den Schlußzeilen sagt der Verfasser: Ich behaupte nun fest, daß unser wachsamer, aber vernachlässigter Hund, infolge langer Uebung die Glockenschläge zu zählen verstand. Da sonstige Anzeichen zur Mittagspause nicht vorlagen, so hatte sich der Hund gemerkt, daß nach zwölfmaligem Schlagen u. s. w. — Ich behaupte nun, das ist Irrthum. Meine Ansicht ist die: Zu zählen versteht nur ein Hund, der dazu dressirt ist, z. B. Hunde, die im Affentheater und im Cirkus auftreten müssen. Dieser Hund wußte nur von der Zeit — wie auch in ähnlichen Fällen andere Hunde — daß um elf Uhr noch nicht Mittag war, sondern erst später, und wenn statt zwölf, die Uhr nochmals elf geschlagen hätte, so hätte der Hund ganz dasselbe gethan und auch gewußt, daß es Mittag wäre. So gut wie mancher Hirtenknabe, der jeden Tag unter freiem Himmel Vieh weidet, die Zeit des Tages auf ungefähr eine Stunde weiß, so wissen auch manche andere Thiere, z. B. Pferde und Kühe, die Zeit des Tages ziemlich genau: Pferde, wann sie ausgespannt, Kühe, wann sie gemolken und umgetrieben werden. Der Hund hatte sich nicht gemerkt, daß nach zwölfmaligem Schlagen das Zeichen zur Mittagpause gegeben wurde, sondern, wenn er den ersten Schlag von Zwölf hörte, wußte er genau, daß dies das Zeichen zur Mittagpause war."

(Schluß der Redaktion: Donnerstag, den 10. Oktober.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 4. Jahrg. IV. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Bertha blickte einen Moment in die Höhe, sie sah über sich den tiefblauen Himmel, dann spähte sie wieder zu beiden Seiten des Weges. Die Luft war dünn und klar, sodaß die Waldesschatten tief schwarz erschienen und daneben blendender Sonnenglanz über den Wiesen lag. Keine Spur von Dunst oder Nebel; alle Gegenstände hoben sich infolgedessen in ihren Konturen scharf ab, das Haus des Stadlbauers hätte man von weitem erkennen müssen; es wollte sich jedoch noch immer nicht zeigen, und doch mußte es hier herum sich befinden.

Der Graben wurde jetzt breiter, und dann verengte er sich abermals, der Weg machte eine Biegung und plötzlich hatte sie die hochaufragende Bergwand der Hochalpe vor sich, die das Thal wie eine Mauer abschloß. Es war ein schöner und doch beängstigender Anblick. Der Bergriese war bis zur Hälfte mit dunklen Tannen bekleidet, dann kam dünnes Knieholz, dazwischen schon einzelne Schneeflächen, der übrige Theil war eine steile, starre Felsmasse, in deren Vertiefungen und Schluchten glitzernde Schneefelder sich ausdehnten, wodurch ihre Zerrissenheit und Zerklüftung erst recht sichtbar wurde. Da aber war traurige Oede. Es lag etwas Geisterhaftes in dieser aufstrebenden in Licht getauchten Masse, über welcher das Himmelsblau des wolkenlosen Firmamentes dunkel sich abhob. Und so nahe erschien es, und immer näher rückte dies schneeige Ungethüm, als drohte es herabzustürzen und alles hier Lebende unter seiner eisigen Umarmung zu begraben. Die Gräfin blieb keuchend stehen, ein Grauen überkam sie, ein entsetzliches Gefühl des Verlassenseins. Sie fürchtete sich, weiter zu gehen, sie fürchtete sich, dem Berge näher zu kommen. „Hier kann nichts Lebendes mehr sein, hier ist das Ende," sagte sie halblaut, und sie erschrak dabei über den eignen Ton ihrer Stimme. „Ich will zurück!"

Sie dachte nicht daran, daß tausend Fuß höher die Alm war und daß die Sennerin daselbst den ganzen Sommer über verweilen mußte; aber ein Weiter gab es in der That nicht, als 6000 Fuß über den Berg hinüber, gegen den man von hier aus langsam hinanstieg. Die Gräfin zog ihr Sacktuch und führte es gegen die feuchte Stirn. In dem Augenblick vernahm sie einen pfeifenden, hohen und schrillen Ton, er kam aus den Lüften. Ueber ihr kreiste mit langsamem, mächtigen Flügelschlag ein Geier. Sie stieß einen Schrei aus und fing an zu laufen, thalab gewendet. Sie war noch nicht weit gekommen, als sie abermals horchend stehen blieb. Was war das? Sie hatte einen dem vorigen ähnlichen Ton vernommen, diesmal näher, schärfer, schien er von der Seite zu kommen. Verfolgte sie der Geier? Nein, nein, sie täuschte sich nicht, sie hörte es jetzt ganz deutlich, es war das Schreien eines kleinen Kindes. Ihr Herz klopfte. „Hier muß das Haus sein!" rief sie. Und ohne sich zu besinnen, ohne sich von diesem neuen, sprungartig sie erfassenden Gefühle Rechnung zu geben, rannte sie der Stelle zu, von wo die Laute ihr entgegendrangen. Ein schmaler, kaum sichtbarer Pfad führte über eine kleine Wiese, der nahen, bewaldeten Berglehne zu, und da, von einer Gruppe von Bäumen halb versteckt, sah sie jetzt ein ansehnliches Bauernhaus, das bereits im tiefen Schatten lag, indeß der kleine Brunnen unweit davor noch theilweise beleuchtet war. Die Gräfin warf einen Blick auf das kristallhelle Wasser, das seiner dünnen Röhre unaufhaltsam entquoll und silbern erglänzte; es bot ihr einen willkommenen Vorwand, hier einzutreten. Die Hausthür stand offen, sie überschritt die Schwelle.

Neugierig sah sie sich um. Sie befand sich in einer Art Vorraum, in den mehrere kleine Thüren mündeten; durch ein Guckloch in einer derselben sah ein volles Gesicht, und gleich darauf trat ein ältliches Weib, ein Kind auf dem Arm, daraus hervor.

„Was will denn die Frau?" fragte die Bäuerin in einem fast unverständlichen Dialekt.

Die Gräfin stützte sich, zurückprallend, gegen einen großen Tisch, der in einer Ecke stand, sie vermochte nicht zu antworten, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, indeß ihre Augen wie in jähem Entsetzen sich erweiterten und unverwandt nach dem Kinde sahen, dessen Thränen sein kleines, braunes Gesicht überströmten und den reichlichen Schmutz desselben nun rinnsalähnlich ausgebreitet hatten. Aber jetzt änderte die Gräfin plötzlich ihre Miene, es erfaßte sie wie ein Krampf und sie vermochte kaum, das unwiderstehlich hervorbrechende Lachen zu unterdrücken. Es war auch gar zu komisch; wie war ihr nur der absurde Gedanke gekommen, dieses kleine Scheusal da könne Maximiliane sein, ihre Maximiliane!? Es war zu thöricht, diese mußte eine fast erwachsene Jungfrau sein; aber es ist wahr, sie hatte sich dieselbe immer nur als Kind gedacht. Sie hatte sich endlich soweit gefaßt, daß sie antworten konnte:

„Ich habe mich bei meinem kleinen Ausfluge echauffirt, liebe Frau, ich möchte Sie bitten, mir ein Glas Wasser zu reichen."

„Wollen's ein Trunk?" fragte die Bäuerin, der das, was die Gräfin sagte, so fremdartig vorkam, daß sie sich vergewissern wollte, ob sie auch recht verstanden hatte.

Diese nickte.

„Na, den können Sie schon haben, Wasser haben wir, Gott sei Dank, im Ueberfluß. Halt, ja! Aber eher will ich das kleine Mensch in die Wiege legen, sie will schlafen.“ Sie ging und kam mit einem Kruge zurück, den sie, vor das Haus tretend, am Brunnen ausspülte und dann, bis zum Rande vollgefüllt, hereinbrachte und vor ihrem Gast auf den Tisch hinsetzte.

Die Gräfin hatte jede ihrer Bewegungen aufmerksam verfolgt. „Sie sind die Stadlbäuerin doch, nicht wahr?“ fragte sie jetzt.

„Halt ja,“ antwortete kurz die andere.“

„Und wo ist Ihr Mann?“

„Im Feld, der muß arbeiten. Halt ja.“

Die Gräfin athmete, gleichsam von einem Druck befreit, auf. Der Mann war nicht zuhause, die Frau hatte sie nie gesehen, sie hatte keine Entdeckung zu fürchten; sie fühlte sich augenblicklich sicherer, aber auch ungeduldiger, an's Ziel zu kommen. Dennoch wagte sie keine direkte Frage. Sie führte den Krug zum Munde und netzte die heißen Lippen.

„Ich bin müde,“ sagte sie dann mit ihrer gewinnenden Stimme, „darf ich ein wenig Platz nehmen?“

„Halt ja, freilich,“ meinte die Bäuerin, indem sie sogleich mit ihrer Schürzenecke die Bank abwischte. „Thun's nur niedersitzen, thut mir schier leid, daß ich nichts zum Vorsetzen hab', aber die Küh' sind auf der Alm und die Geis hat der Bub auch fortgetrieben.“

„Ihr habt also mehrere Kinder?“ fragte die Gräfin weiter, zugleich einen erwartungsvollen Blick nach der kleinen Thür, ihr gegenüber, werfend, die, wie sie vermuthete, nach dem Hofe hinausging. Ihr war, als müsse sie sich jeden Augenblick öffnen und eine jugendlich-schlanke Gestalt daraus hervortreten.

„Halt ja, so ein Stück vier. Machen Sorg' und Verdruß g'nug.“

„Nun, Eure Töchter müssen Euch im Hause schon unterstützen. Sind sie nicht brav und tüchtig?“

„Meine — Töchter?“

„Man sagte mir, Ihr hättet . . . (die Gräfin stockte) . . . Ihr hättet vor fünfzehn Jahren — Zwillinge gehabt.“

Die Bäuerin fuhr, wie von der Tarantel gestochen, in die Höhe. Ihr Gesicht wurde kirschbraun vor Zorn und ihre Stimme kreischend. „Wer sagt das, wer untersteht sich, das zu sagen? Gott verzeih mir's! Na, die schlechten Leut', die Bösmäuligen, sie können die Nachred' nicht lassen. Und wenn's wahr wär'? (Die erboste Frau schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte.) Ich sag', und wenn's, so brauchen die Sakermenter das einem ordentlichen Weib nicht nicht immer um die Nasen zu reiben, einem Weib, das mit dem ihrigen seit acht Jahren in einer friedlichen Ehe lebt.“

Die Gräfin hatte erschreckt und betroffen diesen Zornesausbruch mit angehört. Jetzt, bei dieser unerwarteten Lösung, zuckte es wieder wie ein Lachen über ihre Lippen. „Ihr sagtet doch, daß Ihr die Stadlbäuerin wäret?“

„Die bin ich, halt ja, und die bleib' ich, und justament — (und wieder schlug die Frau auf den Tisch) — und meinetwegen sollen die Teufelsmäuler behaupten, daß ich zehn Zwillinge vor der Hochzeit g'habt hab'; Gott sei Dank, so was braucht ein ehrlich's Weib nicht zu geniren.“

Die Gräfin preßte ihr Sacktuch an den Mund, um nicht helllaut aufzulachen. Sie hatte entschieden Malheur mit ihren Voraussetzungen. „Beruhigt Euch, gute Frau,“ sagte sie dann. „Ich sehe schon, Ihr seid nicht die Rechte, Ihr seid keineswegs Katharina Huber, die vor fünfzehn Jahren dieses Haus bewohnte.“

„Die Huber?“ fragte die andere gedehnt. „Sie thäten wohl die Huberin meinen? Nein, die bin ich nöt, Gott sei Dank. Mein Mann ist kein Säufer, wie der Huber ihrer einer g'west ist, kein solcher Faulpelz und elendiger Lump, Gott hab' ihn selig, der die Tausender verjuxt hat und seiner Wittib nur Schulden hinterlassen hat.“

„Michael Huber ist gestorben, arm gestorben?“

„Halt ja, bettelarm.“

„Und wo lebt seine Wittwe?“

„Da unten in Lindau, mein' ich, könnt' man's schon derfragen.“

„Sie hat die Kinder, die beiden Mädchen bei sich?“

Die Bäuerin blickte von der Seite erstaunt nach der fremden Frau hinüber, die so eindringliche Fragen stellte, als ob sie das was anginge. „Die Huberin hat nur eine Dirn', dös ist schon g'wiß,“ berichtete sie, absichtlich langsamer sprechend, als es sonst ihre Gewohnheit war, „die andre ist g'storben.“

„Gestorben — todt!“ fuhr die Gräfin in jähem Schrecken auf. „Und an was starb dieses Kind? Warum mußte es sterben?“

„Aber ich bitt' Sie, das ist doch nichts B'sonderes. Ein Zwilling — was wollen S' denn? Da lebt immer eins auf Kosten des andern, und das Stärkere bringt das Schwächere um. Nur zwei Monate hat's g'lebt, wie mir die Huberin erzählt hat, dann war's aus mit dem armen Hascherl.“

„Aber welches von beiden starb?“ fragte die Gräfin immer erregter, während ihr die Thränen in die Augen kamen. „Sie sahen das Ueberlebende, — war es schön, war es fein und zart gebaut?“

„Das Schönere ist g'storben,“ versicherte die Bäuerin. Die Gräfin zuckte schmerzlich zusammen. „Es sterben immer die Bravsten und die Schönsten,“ fuhr die erstere fort, „das ist eine alte G'schicht', aber natürlich; im Himmel mögen's auch nicht den Ausschuß, und der Huberin ihre Dirn', die hätten's da oben sicher nöt brauchen können, denn die ist so schwarz und so häßlich, als ob's der Teufel selber ausgebrütet hätt'!“

„Häßlich!“ rief die Gräfin fast entsetzt. Sie wußte in dem Augenblick nicht recht, was sie wünschen sollte, aber es schien ihr unmöglich, zu denken, daß Maximiliane hätte häßlich sein können.

„Häßlich und bösartig und faul, halt ja!“ wiederholte die Bäuerin. Sie war zu nix zu brauchen, denn sie ist in der Früh' in den Wald g'laufen und oft erst wiederkommen, wenn's finster worden ist, und wenn man sie g'fragt hat, was sie dort than, hat sie's nöt sagen wollen, und wenn man's noch so fest prügelt hat. Im Haus da hat sie's halt nimmer nicht ausg'halten, und wenn sie's in die Stuben g'sperrt haben, hat sie schon g'wußt, wie sie's anzustellen hat, um ihren dünnen Leib durch die klein' Fenster durchzuzwängen, und wie sie der Vinzenz Huber einmal auf'n Heuboden auffi g'sperrt hat, hat's erst zwei Bündel Heu 'runterg'worfen und hat sich ihnen hernacher nachg'stürzt.“

„Die Wahnsinnige!“

„Halt ja! Die Huberin hat's immer g'sagt, die Dirn' hätt' den Satan im Leib', und es sei schier nix mit ihr anzufangen. Sie hat sie endlich gehen lassen und hat sich nicht viel mehr um sie kümmert.“

„Und das Kind ward in keine Schule geschickt?“

„Das ist halt bei uns in den Gruben nicht der Brauch.“

„Aber Ihr hörtet doch gewiß den Namen dieses Kindes, — wie hieß es? Sagt es mir, ich bitte Euch.“

„Der Nam'? Der will mir jetzt nicht beifallen.“

„Nannte man es Maximiliane, oder Maxi, oder Maxmilia? Besinnt Euch.“

„B'hüt', ein' so spaßigen Nam' gibt's im ganzen Kalender nicht, die Dirn' hat ganz ganz g'wöhnlich g'heißen. Wie hat man's denn nur glei' g'rufen? Die — die — Nandl! Richtig! Halt ja! Nandl hat's g'heißen.“

Die Gräfin lehnte sich zurück und bedeckte mit ihrem feinen Tuch die Augen, ihre Thränen strömten reichlich. Es waren Thränen der Eleichterung, Wehmuthsthränen wohl, aber einer sanften, ergebenen Wehmuth. Es war entschieden, die kleine, arme Maximiliane war todt! Aber war dies nicht weit besser, als wenn sie unter solchen Verhältnissen gelebt hätte? Gott wußte, was er that, als er den süßen Engel zu sich genommen, — sein Wille geschehe!

Die Bäuerin betrachtete abermals mit erstaunten, neugierigen Blicken die weinende Frau; selbst diesem schlichten Verstande war diese Theilnahme verdächtig erschienen, und sie dachte wohl: dahinter steckt etwas!

Als die Gräfin aufblickte, erschrak sie vor dem lauernden Blick, der auf ihr ruhte. Sie fühlte sich dadurch gedemüthigt und erzürnt, ihre Thränen versiegten vor dem augenblicklichen Aerger. Gewiß, wenn es Gott gefallen hätte, ihr die kleine Maximiliane zu erhalten, sie wäre dem Höchsten dankbar dafür gewesen, und hätte, was sie bisher versäumt, in jeder Weise wieder gutzumachen gesucht; aber im Rathe des Höchsten war es anders beschlossen, und sie war nun frei! Ihre Schuld war getilgt, denn der Beweis derselben existirte nicht mehr, sie hatte nichts mehr zu fürchten. Wie konnte dieses Weib es wagen, sie so anzublicken? Sie erhob sich voll stolzer Würde.

„Das Schicksal des armen Huber hat mich tief betrübt,“ sagte sie mit einer gewissen Herablassung. „Dieser Mann hatte einst meinen Vater, der während einer Jagd in einen Abgrund gestürzt war, mit eigener Lebensgefahr gerettet, seitdem nahm ich den innigsten Antheil an seinem und seiner Familie Wohl und Wehe. Ich hatte gehofft, ihn noch rüstig und im Wohlstand wieder-

zufinden, indeß ist er gestorben, die Seinigen in der Verarmung zurücklassend."

Die Bäuerin starrte sie mit offenem Munde an, aber jetzt schien ihr doch alles so ziemlich klar. „Sie müssen gar ein weiches Herz haben, halt ja," sagte sie, gleichsam sich damit die Sache selbst zurechtlegend. Dann setzte sie hinzu: „Na ja, der Huber war auch früher ein ordentlicher Mensch g'wesen, ehe er das viele Geld geerbt hat; über 3000 Gulden wären's gewesen, sagt man; das hat ihm den Kopf verdreht, das hat ihn schwindlig g'macht, halt ja, er hat 'g'laubt, weil er so reich ist, so braucht er nichts mehr z'arbeiten, und der Branntwein, den er sich jetzunder im Fassel hat anschaffen können, der hat ihm den Garaus g'macht. Halt ja! Die Huberin hat mir's, noch eh' sie von hier fortzogen ist, gestanden: Das verfluchte Geld, hat's g'sagt, das wär' allein ihr Unglück g'wesen, und das hätt' ihnen der Satan selber in's Haus bracht."

Die Gräfin fand sich durch diese weiteren Erklärungen unangenehm berührt. Wie? Diese dreitausend Gulden, das Geld, das sie den Leuten gegeben, wäre die eigentliche Schuld ihres Elends geworden? Aber sie gab es, um den Wohlstand der Familie zu vergrößern, damit die Kinder ordentlich erzogen werden könnten; konnte sie dafür, daß der Bauer es so schlecht verwendet? Aber sie wußte genug, sie wollte nichts weiter hören, sie legte ein Silberstück in die Hand der Bäuerin und verließ hierauf eiligen Schrittes das Haus, in dem ihr eine so traurige Auskunft geworden war.

Am nächsten Morgen fand sich die Gräfin in der Sakristei der Pfarrkirche ein. Sie verlangte das Kirchenbuch. Aufmerksam blätterte sie in dem Verzeichniß der im Jahre 51 in diesem Kirchsprengel Verstorbenen nach. Es war keine allzu lange Liste; bald blieben ihre Augen auf zwei Zeilen haften. Sie las: „14. Mai. Maximiliane Huber, 2 Monate und 8 Tage alt, gestorben an Marasmus." — Welch' sonderbarer Zufall: es war war heute der 14., der Todestag der kleinen Maximiliane. Und wieder weinte sie einige aufrichtige Thränen. Dann warf sie aber einen dankbaren Blick nach oben und verließ erhobenen Hauptes die Kirche. Kein Irrthum war mehr möglich, sie hatte hier die kirchliche Bestätigung der gestern erhaltenen Nachricht gefunden, sie hatte damit auch den Frieden, die ruhige Heiterkeit ihres Gemüthes wieder zurückerlangt.

Die folgenden vierzehn Tage wurden in der seekirchner Pfarrkirche täglich drei heilige Messen gelesen, sie galten dem Seelenheil eines armen, frühverstorbenen Kindes.

Seekirchen hat zwar nur eine Straße, aber diese mündet nach der einen, der Kirche entgegenliegenden Seite, auf den „Platz", wie die biederen Kleinstädter das Viereck zu nennen beliebten, auf dem zarte Grashälmchen sproßten, was den hier täglich vorübergetriebenen Gänsen von großem Interesse schien, der aber nichtsdestoweniger, wie andere Plätze auch, rechts und links von den stattlichsten Gebäuden der Stadt umsäumt war, in deren Bewohnern sich sozusagen alle Weisheit und Intelligenz des Ortes konzentrirte. Unter den acht einstöckigen Häusern, die hier prangten, war das des Bürgermeisters Herrn Säuerling das größte und in architektonischer Hinsicht jedenfalls das hervorragendste. Schön weiß angestrichen, besaß es sechs Fenster, die um ein gut Theil höher und auch ein klein wenig breiter waren, als die gewöhnlich hier vorkommenden, und hinter welchen sich die weißen Gardinen der Frau Bürgermeisterin höchst vortheilhaft ausnahmen; aber das unbestritten hervorragendste war sein Balkon. Ein ächter und wirklicher Balkon, mit einer eisernen Balustrade, der zwar nicht ganz, aber doch so beiläufig in der Mitte der Fassade angebracht war, und der nur den einzigen Uebelstand hatte, daß man, seiner unglücklichen Konstruktion wegen, es nicht wagen durfte, ihn zu betreten. Er machte nichtsdestoweniger von der Straße aus einen imposanten Eindruck. Ueber dem Hausthor befand sich ein heiliger Johannes von Nepomuck, zu dessen Füßen ein ewiges, rothes Lämpchen brannte, welches nur an gewissen Tagen, an denen die Bürgermeisterin schlechter Laune war, ausging, da sie dann die nöthige Oelfüllung für den kostspieligen Heiligen verweigerte. Im Erdgeschosse, rechts von der Hausthür, befand sich die Wohnung des Herrn Säuerling, links davon war der Laden mit den gemischten Waaren, welche, um diese Bezeichnung gehörig zur Anschauung zu bringen, in denkbar buntester Mischung in und um den Eingang aufgestapelt waren und selbst noch an der Außenwand des Hauses, in sinnreich kombinirter Dekoration, ein neugieriges Publikum anlocken und seine Kauflust erregen mußten. Man konnte daselbst die bäuerliche Lederhose in den kühnsten Stellungen aufgehängt sehen, mit einem Kranze von Feigen gekrönt, daneben im Winde flatternde Schürzchen und Kopftücher, die mit den darüberhängenden Holzschuhen und Birkenreisern die verwickeltsten Verbindungen eingingen. Am Fenster sah man einen Sack mit gutgeschlissenen Gänseflaumen neben Honig und Stiefelwichse. Käse und Zündhölzchen, Wagenschmiere, Stärke, Nägel, Haubenbänder, Zucker und Kaffee, und eine stattliche Reihe Fläschchen mit dem famosen jerusalemitischen Balsam, kurz, alles war hier zu haben und präsentirte sich in dem geschmackvollsten Arrangement. Ueber der Eingangsthür wölbten sich in mächtigem Bogen eine Anzahl Borstenbesen, die aber, den Unbilden der Witterung ausgesetzt und vom Zahn der Zeit benagt, bereits alle Borsten verloren hatten, welche man jedoch, wenn man nur nachgeschaut hätte, zum größten Theil in den beiden unter ihnen lagernden offenen Häringsfässern hätte wiederfinden können. Aber das geschah nicht, die Häringe waren ebenso alt wie die Borstenbesen, und waren, wie die letztern, nurmehr zur Zierde da, überdies den Eingang verengend und schützend.

Im ersten Stock sah ein hübsches, blondes Mädchen aus dem Fenster. „Man kann unmöglich mehr von einem Hause verlangen," sagte dieses Mädchen, das mit weit vorgestrecktem Kopfe und lachender Miene alles gemustert und angesehen hatte. Es war Valerie von Tiefenbach, des Hauptmanns Tochter und seit einigen Tagen glückliche Mitbewohnerin des Säuerling'schen Hauses. Sie zog jetzt das Köpfchen ein wenig zurück, um, nach dem Zimmer gewendet, ihrer Mama die gemachten Entdeckungen eingehender zu schildern.

Aber Mama war nicht zum Scherzen aufgelegt, sie saß vor dem Spiegel und sah nichts weniger als lustig aus. Sie hatte ihr vierzigjähriges Gesicht stark mit Weiß getüncht und war nun bemüht, das Gypsartige desselben durch einen sanften Hauch von Rosenroth zu mildern und zu beleben, aber sie konnte die gewohnte Nüance in der neuen Wohnung, bei der veränderten Beleuchtung, nicht treffen und gerieth dadurch in große Aufregung. „Diese Morgensonne ist entsetzlich," klagte sie in einem weinerlich hohen Ton. „Sie beleuchtet so grell und läßt alles so unangenehm erscheinen, ich weiß nicht, was das ist, aber ich komme mir ganz verändert vor; ich war an Nordlicht gewöhnt. Sieh nur her, Valerie, die rechte Wange ist fleckig, nicht wahr? Und unter dem Auge, sieh doch nur, sieht es nicht aus, als ob ich eine Runzel hätte?"

„I bewahre, Mama, es ist schon gut so, du bist schön genug für uns."

„Ja, ja," jammerte diese, in einen noch höheren Diskant übergehend, „du tändelst leichtsinnig über alles hinweg, aber daß wir grade eine Wohnung mit Morgensonne bekommen mußten, das kann nur mir passiren, ach, ich habe in allem Unglück!"

„Mama, ich finde es sehr hübsch hier, namentlich die Aussicht aus unserm Zimmer ist reizend; hier ein Stückchen von dem See, darüber hinweg den sanftansteigenden Berg mit dem dunklen Tannenwald, und an seiner Spitze die Ruine des alten Schlosses Hohenwang. Das gehört mit zu der Besitzung des Generals Wachtler, Mama. Es soll uralt und ganz verfallen sein, bis auf die Kapelle, die erst später hinzugebaut wurde; es soll darin spuken, das sagte mir alles die Bürgermeisterin. Es sei gefährlich in jeder Hinsicht, das alte Schloß zu betreten, meinte sie; ich möchte dennoch einmal dahin und mir das Gerümpel ansehen."

„Du Unglückskind," rief die Frau Hauptmann, „daß dir ein Unfall dabei zustieße! Ich kenne mich, ich würde mir darüber die Augen roth weinen, — rothe Augen, wie abscheulich! Nein, Valerie, du darfst mir nicht nach der Ruine; aber bitte, stecke mir hier die blaue Schleife in's Haar. Findest du sie hübsch so?"

„Sehr kleidsam, Mama."

„Ach, wenn nur ein Verlaß auf dich wäre, — ist es nicht besser so?"

„Gewiß, Mama, so ist es noch besser."

„Nun ja, so oder so, ich weiß, das ist dir alles eins. Ach, wenn du nur einmal widersprechen würdest, aber du und Papa behandeln mich wirklich schmachvoll."

„Mama!" sagte Valerie sanft, mit leisem Vorwurf.

„Ihr seid gegen mich von einer Gleichgiltigkeit, die mir das Herz zerreißt."

„Liebe Mama," sagte Valerie noch zärtlicher, und sie beugte sich zu der Sitzendenden, um sie zu küssen.

Mama aber wehrte sie erschreckt ab und rief fast weinend: „Aber Kind, was fällt dir ein, wenn ich einmal den Kopf gemacht habe!" Sie erhob sich jetzt rasch. „Uebrigens muß ich sehen, daß ich meine Toilette völlig beendige; es ist elf Uhr, und ich vermuthe, daß Baron Wachtler mit seinen Söhnen heute seine Etikettsvisite machen wird. Ach Gott, und du siehst auch noch so unfertig aus!"

„Mama, ich habe ein neues Sommerkleid angelegt, bin ich nicht gut so?"

„Gar zu einfach, Valerie; freilich, dir steht Einfachheit noch wohl an, du bist noch so jung."

„Ich bin neunzehn Jahre alt, Mama."

„Du bist ein wahres Kind, sage ich dir, — wenn es nach mir ginge, dürftest du noch garnicht unter erwachsene Leute, aber Papa, dem es ein Vergnügen ist, mich älter zu machen, hat dich bereits vor einem Jahre in die Gesellschaft eingeführt, und da dies nun einmal der Fall ist, mußt du auch standesgemäß darin auftreten. Stecke diese Schleifen vor, nimm diese Spitzen-Unterärmel, das putzt, lege auch eine elegantere Chaussure an."

„Aber Mama..."

„Gehorche, mein Kind, du weißt, Papa verlangt von seiner Gattin und seiner Tochter Repräsentation." Die Frau Hauptmann richtete sich voll selbstbewußten Stolzes kerzengrade in die Höhe. „Gott sei Dank, ich habe es in den zwanzig Jahren unsrer Ehe niemals daran fehlen lassen. Wir sind arm (ihr Ton nahm wieder den gewöhnlichen weinerlichen Ausdruck an), es ist uns kümmerlich genug gegangen, wir haben oft genug gefastet und gedarbt, aber wir haben es uns niemals merken lassen, ich wußte stets mindestens den Schein der Wohlhabenheit zu wahren, und mein Anstand, mein Geschmack, meine Toilette, kurz alles, was zur Repräsentation nöthig, war derartig, daß ich damit Obersten- und Generalsgattinnen in den Schatten gestellt." Sie lächelte. „Dein Papa war auch seiner Frau wegen vom ganzen Regiment beneidet." Sie warf einen koketten Blick nach dem Spiegel.

Man durfte es ihr glauben, diese Frau mußte schön gewesen sein; gleichwohl war ihr Gesicht nicht sympathisch, man konnte den schwachen, geistesträgen Charakter daraus entnehmen, man konnte aus diesen koketten, blinzelnden Augen, diesen weinerlich herabgezogenen Lippen errathen, daß all' ihr Denken und Fühlen nie weiter als auf die eigene verehrte Persönlichkeit sich erstreckte und daß sie für dieselbe eine krankhafte Empfindsamkeit und ein ewiges Mitleid in Bereitschaft hielt.

Die Toiletten der Damen waren beendigt und sie begaben sich in den Salon. Babette, die vom Hauptmann wohldressirte Magd, hatte ihn bereits vollständig in Ordnung gebracht. Die Familie hatte, wie schon erwähnt, nur zwei Zimmer, davon war das eine, größere, der Salon, mit der herkömmlichen Garnitur von gelber Seide, einem großen Spiegel sammt vergoldetem Spiegeltisch und einem bereits sehr abgespielten Pianino; das zweite Gemach war Schlaf-, Ankleide-, Speise- und Arbeitszimmer zusammen und zeigte in seiner wirren Anhäufung von Möbeln und Utensilien die Merkmale seiner vielfachen Bestimmung. Die Frau Hauptmann nahm auf dem gelben Sopha Platz und zog eine niedliche Häkelarbeit aus einem Körbchen; sie machte stets nur feine, niedliche Arbeiten, wie dies für eine Offiziersfrau paßte, Hauptmann Edler von Tiefenbach hätte es für eine Erniedrigung gehalten, wenn seine Frau oder Tochter einmal eine nützliche Arbeit vornehmen oder wenn sie gar für Geld hätten arbeiten müssen. Jetzt häkelte die Dame an Schutztüchelchen, welche über die bereits ziemlich defekten Stellen der gelben Garnitur gebreitet werden sollten. Diese hatte schon eine gute Menge solcher elegant aussehenden Pflaster erhalten, und diesmal wenigstens konnte man die Arbeit nicht als eine nutzlose bezeichnen. Valerie hatte sich wieder zu dem offenen Fenster gesetzt und sah hinaus, es war dies ihre liebste Beschäftigung. Plötzlich lachte sie herzlich auf und winkte grüßend mit beiden Händen einem Untenstehenden zu.

„Wachtlers — nicht wahr? Der General und seine Söhne — sie kommen!" rief die Mama in einiger Erregtheit, noch schnell einen Blick in den gegenüberhängenden Spiegel werfend; „aber nicke doch nicht so anhaltend, Valerie, du mußt dich vornehmer geben lernen."

„Aber Mama, es ist ja nur der Professor; der kleine Onkel Wust steht unten und er macht mir ebenfalls Zeichen, jetzt lacht er und wirft mir eine Kußhand herauf, ach er ist so komisch, Mama, aber dabei seelengut. Sieh, die armen Leute drängen sich um ihn, ich glaube gar, er ordinirt ihnen auf der Straße, wirklich, der eine zeigt ihm die Zunge."

„Der Narr, er ist stets von einer Unschicklichkeit, die empörend ist; Valerie, entferne dich vom Fenster, er könnte sonst eine Veranlassung finden, heraufzukommen, und ich wünschte das jetzt, da wir den General erwarten, am allerwenigsten."

Das Töchterlein zog sich gehorsam zurück. „Ich sah, daß er dem einen zerlumpten Burschen, demselben, der ihm die Zunge gezeigt, Geld gegeben hat," bemerkte es noch.

„Wahrscheinlich aus Dankbarkeit, daß er sich von ihm kuriren läßt," erwiderte spitz die Mama. „Von den anständigen Leuten hier, von denen, die einen Doktor bezahlen können, will niemand von ihm etwas wissen; er hat ein abscheuliches Renommé in dem Städtchen, ich schäme mich wahrlich, mit ihm verwandt zu sein, und ich wollte, er verschonte uns gänzlich mit seinen Besuchen."

„Aber Mama, er ist doch ein Gelehrter, ein Professor."

Nikolaus Kopernikus. (Seite 47.)

Das Brockengespenst. (Seite 48.)

„Ohne Professur," höhnte diese. „Man hat ihn trotz seiner Gelehrsamkeit von der Hochschule weggejagt; ja, ja, er hat sich dort unmöglich gemacht, und ich habe gehört, daß er sich nahezu skandalös betragen hat; nun, das sieht ihm ähnlich. Jetzt ist er seit zwei Jahren in Lindau, in diesem Nest; er hat es weit gebracht mit seiner Praxis."

„Mama, du vergissest, daß es ihm garnicht um die Praxis zu thun ist, er war nur im Anfange seiner Laufbahn, und da ganz kurze Zeit, ausübender Arzt. An der Hochschule lehrte er vergleichende Anatomie, wie er mir sagte, und nun hat er sich selbständigen gelehrten Forschungen ergeben, und er hat sich hierher zurückgezogen, um hier in Ruhe sein neuestes wissenschaftliches Werk zu vollenden."

„Ja, das sagt er, aber die Wahrheit wird wohl sein, weil sie ihn nirgends brauchen können."

In diesem Augenblicke vernahm man Säbelgerässel von der Treppe her. Die Frau Hauptmann sprang, wie durch eine Feder emporgeschnellt, in die Höhe. „Sie sind's!" rief sie. „Valerie, nimm ein Buch, oder nein, diese Handarbeit, das sieht so sittig aus, oder setze dich an's Piano, da repräsentirst du dich am besten." Aber ehe Valerie noch das verstimmte Instrument öffnen konnte, hörte man bereits die Stimmen der Heraufkommenden im Vorzimmer und gleich darauf öffnete Hauptmann von Tiefenbach die Thür seines Salons und lud den General und seine Söhne ein, bei ihm einzutreten. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Heuschrecken.

Eine Studie von **Hugo Sturm.**

(Schluß.)

Die Begattung geschieht meist im Sonnenschein. Wenige Tage nachher verspürt das Weibchen das Bedürfniß, seine Eier abzusetzen. Im letzten Herbst ist es mir einmal gelungen, das Thier hierbei beobachten zu können. Ich will meine Wahrnehmung mittheilen, ohne jedoch damit sagen zu wollen, daß das Eierabsetzen immer in dieser Weise geschieht. Erst eine mehrfache Beobachtung könnte zu solchem Schlusse berechtigen. Das Weibchen saß auf einem Stoppelfelde und lief lebhaft auf der Erde hin und her. Hierdurch aufmerksam gemacht, blieb ich ruhig stehen, um dem ferneren Treiben zuzuschauen. Endlich schien es dicht neben einer Stoppel den geeigneten Platz gefunden zu haben. Erst strich es mehrmals mit den langen Springbeinen abwechselnd die Flügeldecken und bewegte dabei die Fühler ununterbrochen hin und her. Mit dem Hinterleibe drückte es sodann gegen die Erde, mit dem Vorderleibe die Form eines Halbkreises hin und her beschreibend. Der Boden war nur lose, und in weniger denn fünf Minuten hatte sich das Thier bis fast an die Springbeine auf diese Weise hineingebohrt. Wenige Augenblicke saß es jetzt regungslos da, dann bewegte es lebhaft die Fühlhörner und auch hin und wieder die beiden vorderen Füße. Etwa sechs Minuten hatte es so gesessen, als es plötzlich sich erhob und davonflog. Ich eilte ihm nach und ergriff es auch glücklich. Die Ursache des plötzlichen Aufflugs war wohl eine kleine Bewegung meinerseits gewesen, die mich leider um den Verlauf eines so interessanten Aktes brachte. Das Thier hatte nämlich noch nicht vollständig seine Eier abgesetzt, wie die nachfolgende Untersuchung sogleich ergab. Von dem plötzlichen Auffluge war die Grube fast ganz verschüttet worden, so daß es mir nachher, trotzdem ich den Ort ganz genau gemerkt hatte, doch nicht gleich gelingen wollte, das Eierpäckchen aufzufinden. Als ich endlich den Ort entdeckt, entfernte ich vorsichtig die Erde und fand etwa 20—30 Eier in einem Päckchen von circa 8 Centimeter Länge. Eine gelbliche und noch weiche Masse umgab dasselbe, wurde jedoch an der Luft sehr schnell hart und nahm graubraune Färbung an. Da die Weibchen gewöhnlich 40—50 Eier in ein Pack zusammenfügen, so vermuthete ich sogleich, daß das Thier noch nicht alle Eier abgesetzt habe, welche Vermuthung die nachfolgende Sektion auch bestätigte. Es fand sich nämlich im Innern des Thieres noch ein Theil völlig entwickelter Eier, die ohne die Störung dem aufgefundenen Päckchen gewiß noch zugefügt worden wären.

Von verschiedenen Seiten wird behauptet, daß das Weibchen die Eiergrube nach dem Legen verscharre. So sehr ich auch die Meinung Anderer respektire, so kann ich doch nicht umhin, auch auf eine von meinem Freunde Bruno Dürigen*) und mir gemachte Beobachtung hinzuweisen. Wir hielten nämlich in einem großen Beobachtungsglase (1½ Fuß im Durchmesser) gegen zwanzig Heuschreckenweibchen. Eines Morgens fanden wir zwölf offene Löcher in dem Sande, in welchem je ein Eierpäckchen lag. Zwar befand sich ein wenig Sand auf den meisten Päckchen, doch war dieser offenbar nicht von dem Weibchen heraufgescharrt worden, sondern beim Herausziehen des Hinterleibes hineingefallen. Wenn man im Freien keine offenen Eiergruben findet, so ist dies leicht erklärlich. Meist legt das Weibchen seine Eier in lockern Sandboden, wo also leicht beim Legen selbst und nachher Erde auf die Päckchen fällt. Sodann haben wir im Herbst meist Wind, so daß von ihm die kleine Grube mit Leichtigkeit zugeweht werden kann. Ueberhaupt ist wohl die Art und Weise der Eierablegung eine verschiedene. So fanden wir in dem oben erwähnten Beobachtungsglase ein Eierpäckchen an einen Maiskolben angeheftet, obgleich doch auch Erde genug vorhanden war, in die das Thier die Eier hätte scharren können. Auch im Freien fanden wir an den trockenen Blättern einer Kartoffelstaude ein Eierklümpchen.

In der Erde liegen nun die Eierpäckchen, deren jedes Thier 2 bis 3 absetzt, bis zum nächsten Frühjahr. Je nach der Witterung schlüpfen die jungen Heuschrecken Anfangs oder Ende Mai aus. Sie sind dann etwa so groß, wie die Waldameise, mit welcher sie auch die meiste Aehnlichkeit haben. Von Flügeln sieht man bei ihnen keine Spur, ihre Färbung ist fast schwarz. Nach 3 bis 4 Wochen erfolgt die erste Häutung, deren das Insekt fünf durchmacht. Die anderen Häutungen erfolgen in kürzern Zeiträumen (etwa 14 Tagen). Nach der vierten Häutung (im Juli) zeigen sich die Flügelansätze und mit der fünften ist das Thier vollständig ausgewachsen. Die ungeflügelten Heuschrecken sind aber nicht weniger gefräßig als die ausgewachsenen. Gierig fallen sie über die Korn- und Haferfelder her, und in wenig Stunden ist alles kahl gefressen. Sie sind zwar keine Kostverächter und verschmähen auch andere Felder nicht, scheinen jedoch dem Roggen und Hafer den Vorzug zu geben. Der Schaden, den sie in diesen beiden Getreidearten in den Ortschaften Genshagen, Löwenbruch, Ludwigsfelde und Kerzendorf angerichtet haben, ist durchaus kein geringer. Auf dem Gute Löwenbruch allein schätzt man denselben auf circa 2400 Mark.

Solange die Thiere noch nicht vollständig ausgewachsen sind, bewegen sie sich durch Springen und Hüpfen fort. Später gebrauchen sie die Flügel, die sie oft viele Meilen weit forttragen helfen. Nicht nur bei Tage geschieht dieses Schwärmen, sondern ist auch hin und wieder bei Nacht zu bemerken; namentlich lieben die Heuschrecken warme, mondhelle Nächte. Das Hauptheer bleibt immer beisammen, selbst die Zurückgebliebenen schließen sich diesem wieder an. Solchen Heuschreckenzug in den südrussischen Steppen schildert der Reisende J. G. Kohl in folgender Weise: „Alles ist wie bei einem Schneegestöber von gierigen kleinen Ungethümen umhüllt und überschwemmt. Himmel und Erde verschwinden; die Dächer, die Mauern, der Boden sind mehrere Zoll hoch mit krabbelnden Geschöpfen bedeckt, und die Luft ist unermeßlich tief damit angefüllt. Alles rauscht, klappert, zischt und schnurrt. Man muß alle Thore und Oeffnungen verschließen und verstopfen; denn sie fallen in Massen in die Schornsteine herab und schlagen wie Hagel an Thüren und Fenster. Auf dem Boden liegen sie stellenweise zwei- bis dreifach übereinander, sich um das Futter — alle grünen Blätter, welche auf der Flur oder in Gärten wachsen — zankend." Ihre Freßgier verschont sozusagen nichts, so daß die südrussischen Bauern nicht mit Unrecht von ihnen sagen: „Die Heuschrecken haben ein Gebiß wie die Pferde, einen Hunger und eine Freßgier wie die Wölfe und eine Schnelligkeit der Verdauung wie kein zweites Thier auf Erden." — Neuerdings will man bemerkt haben, daß an den Eisenbahnwagen die

*) Mitherausgeber der „Isis", Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien. Berlin, L. Gerschel.

Thiere oft in nicht geringer Zahl sitzen und die Reise mitmachen. Auf diese Weise wäre es also zu erklären, wie die Heuschrecken sich auf so weite Strecken hin und so schnell verbreiten können.

Wo sich nur die Vorposten des Heuschreckenschwarmes blicken lassen, müßte man sogleich die Thiere auf alle mögliche Art und Weise zu tödten sich bestreben. Häufig sucht man sie durch Geräusch und Geklapper vom Niedersitzen abzuhalten. Mit Glocken, Kesseln, Flinten, Pistolen, Peitschen, Trommeln und anderen Dingen zieht man ihnen entgegen, aber nicht immer gelingt es, sie vom Einfall hierdurch abzuhalten. Man zündet auch wohl ein Feuer an, um sie durch den Rauch, Qualm und Dampf zu vertreiben, aber wenn der Schwarm groß ist, so fallen sie in solcher Unzahl auf dasselbe, daß es erstickt wird. In der Nähe des Meeres sucht man sie in's Wasser zu treiben. Dies Beginnen kann bei günstigem Winde von gutem Erfolge sein, wie schon im zweiten Buche Mosis, Kapitel 10, 19 zu lesen ist, andernfalls schwimmen sie aber gleich einer lebenden Thierinsel wieder dem Lande zu. Solange die Heuschrecken noch nicht vollständig ausgewachsen sind, lassen sie sich leicht in tiefe Gräben treiben, in denen man sie mit gelöschtem Kalk übergießt und so leicht tödtet. In Rußland treibt man zahlreiche Massen Vieh, Pferde und Ochsen auf die mit Heuschrecken bedeckten Felder, die mit ihren Hufen dieselben zerstampfen. Bei Temesvar in Ungarn trieb man 1748 an 15,000 Schweine zusammen, welche die Heuschrecken fast ganz verzehrten. Auch benutzt man große Walzen, an die man noch lange Dornbüsche bindet, und fährt mit ihnen auf den Feldern hin und her. Dadurch werden die Heuschrecken nicht nur von der Walze gedrückt, sondern auch noch gerissen, geschleift und so viel leichter getödtet. Am leichtesten und erfolgreichsten ist diese Kampfesart beim Regenwetter anzuwenden, oder auch des Morgens, wenn der Thau noch ihre Flügel bedeckt. Alsdann wird ihnen das Fliegen beschwerlich und sie bleiben am Boden kleben, so daß sie kaum dem zertretenden Fuße ausweichen. Wenn an solchen passenden Tagen die Gemeinden sich zusammenthäten, so könnten mit Leichtigkeit hunderte von Heuschrecken gefangen und getödtet werden. Da nun jedes Weibchen etwa 140 bis 150 Eier ablegt, so ist leicht ersichtlich, welch' ungeheure Zahl von Nachkommenschaft auf diese Weise vernichtet werden würde.

In Cypern, dem klassischen Heuschreckenlande, wendet man ein Mittel gegen die ausgewachsenen Heuschrecken an, das sich zum Versuche auch bei uns empfehlen würde. Zuerst war es der Großgrundbesitzer Balso Mathei in Larnaka, der auf dasselbe aufmerksam machte, und seitdem ist Cypern von dieser Plage so gut wie befreit. Man zieht in der Entfernung von 50—80 Schritt hintereinander einen halben bis einen Meter tiefe Gräben. Die herausgehobene Erde wird nach außen zu einem Walle aufgeworfen. Auf demselben erhebt sich eine Wand von Leinwand, Wachstuch, glatten Tafeln und Brettern. Meist genügen drei solcher Wände hintereinander. Man hat nämlich bemerkt, daß die Heuschrecken nur kurze Strecken fliegen und auch an glatten Gegenständen nur sehr schwer emporklettern können. Sind die Vorbereitungen soweit gediehen, so müssen die Heuschrecken (am besten bei regnerischem Wetter oder früh morgens im Thau) gegen die Wände getrieben werden. Freilich erfordert dies Vorsicht und vor allen Dingen eine geordnete Leitung. Langsam darf nur vorgeschritten und muß namentlich jedes unnütze Geschrei vermieden werden. Die Zweige der Schwarzpappel erregen Geräusch genug, um die Heuschrecken aufzutreiben. Tritt eine Stockung im Zuge ein, so müssen die Treiber stillstehen oder wohl gar einige Schritte zurücktreten, weil sich sonst die Thiere leicht rückwärts wenden und alle Mühe vereiteln. Fallen sie in die Gräben, so suchen sie vergeblich die Wand zu erklimmen und werden dann mit Erde beworfen, wodurch Tausende getödtet werden. Die über die erste Wand fliegen, fallen bei der zweiten oder dritten den Treibern zum Opfer. Freilich läßt sich auch von diesem Mittel, das nebenbei mit bedeutenden Kosten verknüpft ist, keine Radikalkur versprechen, aber zum Versuche möchte ich es auf kleinern Feldgrundstücken schon empfehlen.

Allein ein ausreichendes Mittel zu ihrer Bekämpfung ist bisjetzt noch nicht gefunden worden. Am empfehlenswerthesten wird es wohl sein, fleißig den Eiern nachzustellen und diese zu zerstören. Schon 1749 suchte man allein auf den Feldern des anspach'schen Stiftsamtes 92 Metzen solcher Eierklumpen, die nach einer ungefähren Schätzung über 70 Millionen Eier enthielten. Das Eiersuchen muß im Spätsommer, jedenfalls mit dem September beginnen. Von verschiedenen Seiten wird dasselbe als eine kinderleichte Arbeit bezeichnet, meiner Erfahrung nach ist es aber keineswegs so leicht, die verdeckten Eiergruben aufzufinden. Ich habe schon oft stundenlang vergeblich gesucht, obgleich die umherliegenden todten Weibchen sicher auf das Vorhandensein der Eierpäckchen schließen ließen. Am besten wird es sein, wenn vor der Bestellung der Wintersaat Schweine, Gänse und Enten auf die Felder getrieben werden. Erstere sollen zur Vertilgung der Eier viel beitragen, indem sie dieselben aufwühlen und zerstören. Gänse und Enten laufen den Thieren nach und fressen sie sehr gern. Auch öfteres Umpflügen und Durcheggen der Felder kann viele Brutstätten zerstören helfen. Die hierbei sich vorfindenden Eierpäckchen müssen sorgfältig aufgelesen und vernichtet werden. Vom Staate sind für die Sammler Prämien ausgesetzt worden.

Zum Schluß kann ich es nicht unterlassen, den freundlichen Leser auf eine Sitte der Völker Asiens und Afrikas aufmerksam zu machen, welche die Heuschrecken theils als Leckerbissen, theils als wirkliches Nahrungsmittel verzehren. Schon die Bibel erzählt uns von dem Täufer Johannes, daß er in der Wüste von Heuschrecken und wildem Honig gelebt habe, und noch heute essen die Beduinen der Wüste diese Thiere theils schwach am Feuer geröstet, theils auch nur an der Sonne getrocknet. Unglaubliche Mengen, oft an 200 Stück, verzehren sie davon, nur Flügel und Hinterbeine, oft auch garnichts übrig lassend. In Persien und Marokko kommen sie sogar als Eßwaare in den Handel, so daß dadurch die Fleischpreise bedeutend fallen. Auf Madagaskar hat man sogar besondere Apparate, um den Heuschreckenfang mit Erfolg betreiben zu können. Doch eignen sich die Heuschrecken keineswegs als Nahrungsmittel, denn ihr Nährstoff ist nur ein geringer, wozu noch der widerliche Geschmack kommt. Auch die Pferde fressen die Heuschrecken und sollen dabei dick und fett werden.

Künstliche Herstellung von Edelsteinen und anderen Mineralien.

Einem spekulativen Kopf, würdig, im Bildniß, mit einer Strahlenkrone geziert, in all' unsren Börsensälen aufgehangen zu werden, war es einst gelungen, einem ebenso reichen als dummen und profitgierigen Engländer eine Grube zum Ankauf aufzuschwatzen, aus der durch Tagebau schier unerschöpfliche Mengen eines Metalloxydes gewonnen werden konnten, das, wie er nachwies, etwa 50 pCt. eines Metalls enthielt, dessen Preis zwischen dem des Kupfers und Silbers stand; der Gewinn des Verkäufers war „reell" verdient, denn er hatte keine falsche Angabe gemacht; daß die Herstellungskosten — die des Rohmaterials also nicht eingerechnet — des Metalls reichlich neun Zehntel von dem Verkaufspreise desselben betrugen, das — hätte der Käufer selbst wissen sollen! Das Silikat des Oxyds, das Rohmaterial zu dem fraglichen Metall, dem Aluminium, wird gemeinhin Pfeifenthon genannt, die Gruben von solchem sind nicht grade selten und werden auch in Anbetracht der sonstigen Verwerthung nicht sehr hoch bezahlt. Da die Fabrikation von Aluminiummetall, auch wenn sie nach weiterer Vervollkommnung sich billiger gestalten sollte, sich doch wahrscheinlich nie so ausbreiten wird, um eine der obigen entsprechende geschäftliche Ausbeute des Rohstoffs zu ermöglichen, so möchten wir hier noch eine andere Verwendung dieses Materials empfehlen, einen Veredlungsprozeß im wahren Sinne des Wortes: die Herstellung von Edelsteinen aus Thonerde.

Abgesehen vom Kostenpunkt liegt der Ausführung dieser Idee in der That kein Hinderniß im Wege. Die Versuche, das edle Element Gold aus minderwerthigen andren Stoffen herzustellen, hat die Chemie längst aufgegeben, dagegen hat sie es in neuerer Zeit unternommen, Gesteinsarten, auch Edelsteine, aus ihren, durch Analyse der natürlich vorkommenden, gefundenen Einzelbestandbestandtheilen zusammenzusetzen, und in sehr vielen Fällen mit Erfolg. Um dahin zu gelangen, genügte häufig allerdings nicht die bloße Kenntniß der einzelnen Stoffe, die in einem Mineral enthalten sind, sondern man mußte bei der oft sehr großen Zahl auch ihre Gruppirung und den Weg herausfinden, auf dem die

Natur ihre Vereinigung zu diesem bestimmten Körper bewirkt hatte. Ob ein Mineral pyrogenetisch oder hydrogenetisch (d. h. durch Hitze oder aus Lösung in Wasser entstanden) sei, oder ob durch Zusammen- oder Nacheinanderwirken beider Agentien: darüber geht noch heftiger Streit unter den Gelehrten. Ein Eingehen darauf würde uns auf hier nicht statthafte Abwege in das Gebiet der Geologie führen. Jedenfalls hat zur künstlichen Herstellung von Mineralien der Weg durch's Feuer die meisten Resultate ergeben. Er ist der kürzere und darum für uns oft allein mögliche. Wenn die Natur nämlich daran arbeitet, Gesteine aus dem Wasser zu bilden, hat sie so riesenmäßig viel Zeit und Geduld — indem sie ganz winzig kleine Mengen fester Stoffe im Wasser löst und dann wieder absetzt —, daß wir kurzlebende Menschen ihr dies Verfahren höchst selten nachmachen können.

Zur Kennzeichnung der Mittel, die wir anwenden können, sei hier die Darstellung einiger Edelsteine geschildert. Wir meinen natürlich nicht die immerhin ganz interessanten bunten Glasflüsse, durch die man Edelsteine imitirt, die aber, außer der mehr oder weniger gelungenen Farbe, in ihren Eigenschaften nichts mit jenen gemein haben.

Thonerde bildet den Hauptbestandtheil des Minerals, das, wenn es krystallisirt, durchsichtig und von rother Farbe sich findet, als Rubin, blau gefärbt als Saphir, sonst als Korund und undurchsichtig, in unregelmäßigen, scharfen Körnern vorkommend, als Smirgel bekannt ist. Die rothe Färbung des Rubin rührt von ganz wenig darin enthaltenem Eisenoxyd her. Reine Thonerde gehört bekanntlich zu den am schwersten schmelzbaren Körpern, sie schmilzt nur im Knallgasgebläse; und in der That kann man auf diesem Wege durch Schmelzen von Thonerde, die eine Spur Eisenoxyd enthält, den edlen Rubin herstellen. Seiner ungemein großen Härte wegen, die nur von der des Diamant übertroffen wird, findet er auch technische Verwerthung in der Uhrenfabrikation als Zapfenlager für die Rädchen, da er keine Abnutzung erfährt; seine künstliche Darstellung gewinnt dadurch erweitertes Interesse.

Ferner hat man noch auf dieselbe Weise künstlich hergestellt die auch Thonerde enthaltenden Edelsteine Spinell und Beryll, der, durch einen kleinen Chromgehalt grün gefärbt, als Smaragd hochgeschätzt ist; ferner gehört hierher das Chrysoberyll genannte Mineral.

Wie zu erwarten, hat man sich besondre Mühe gegeben, den König der Edelsteine, den Diamant, herzustellen. Man begreift aber, daß dies weder durch Schmelzen, noch aus einer Lösung geschehen konnte, da der Stein aus nichts weiter als dem Element Kohlenstoff besteht, das in keiner Hitze schmilzt und für das wir auch kein Lösungsmittel haben. Das schmelzende metallische Eisen, das sich mit reinem Kohlenstoff vereinigt, und das man allenfalls als Lösungsmittel betrachten kann, scheidet den nicht gebundenen Kohlenstoff leider immer nur als Graphit, niemals als Diamant aus. Da hat man nun hier noch ein anderes Agens zu Hülfe gezogen, nämlich die Elektrizität! In einen Cylinder aus reiner Kohle ließ man die beiden Pole einer starken elektrischen Batterie münden, und zwar bestanden diese aus Büscheln von Platindraht. Nach tagelangem Ueberschlagen des elektrischen Funkens hatten sich wirklich Diamanten abgesetzt, aber nur ganz winzig kleine, mit der Lupe als Krystalle erkennbare: Diamantenstaub! Wohl möglich, daß es auch noch gelingen wird, große zu machen! Nicht als ob wir glaubten, daß durch reichliches Vorhandensein dieser blendenden Steinchen das Glück der Menschheit nur um eines Sandkorns Werth vermehrt würde! Im Gegentheil, welch' eine Unsumme von Fluch und Schande klebt oft an einem einzigen derselben! Wenn aber der Hauptzweck und -Werth ihrer jetzigen Zurschaustellung an darauf eitlen Menschen, nämlich Reichthum zu zeigen und Neid zu erregen, längst gegenstandslos sein wird, kann eine möglichst billige Herstellung immer noch von Interesse für die Technik sein. Man verwendet die brasilianischen schwarzen und darum billigeren Diamanten schon jetzt zu vielerlei technischen Zwecken, zum Schneiden und Sägen von Steinen und harten Körpern, zum Abdrehen von Hartguß- und Stahlwalzen, von Schmirgelscheiben, sowie zu Tiefbohrungen durch hartes Gestein, und zwar mit mancherlei Vortheil gegen das ältere Verfahren. Während bei diesem das zu durchbohrende Gestein durch das Herabfallenlassen eines schweren Meißels völlig pulverisirt wurde, schneiden bei dem Diamantbohrverfahren die an der Umkreisfläche eines sich rasch drehenden Cylinders befestigten Diamanten volle cylindrische Stücke aus dem Gestein heraus, und gestatten so nicht nur ein rascheres Eindringen, sondern auch ein genaueres Beobachten der durchbohrten Schichten.

Vollkommener als die der Kohlenstoffdiamanten ist schon jetzt die Herstellung von Bordiamanten gelungen. Das Bor ist das dem Kohlenstoff in den meisten Eigenschaften ähnliche Element. Es ist aber viel seltener zu finden; am bekanntesten ist das borsaure Natrium oder der Borax. Wöhler und Deville entdeckten ein Verfahren, aus Borsäure oder aus amorphem (d. h. nicht krystallisirtem, unserm gewöhnlichen Kohlenstoff entsprechenden) Bor krystallisirtes, Bordiamanten herzustellen. Wenn man Borsäure mit Natriummetall unter einer Decke von Kochsalz in gußeisernem Tiegel schmilzt, die Masse dann in salzsäurehaltigem Wasser löst und den Rückstand mit eben solchem auswäscht, so hat man in diesem reines, amorphes Bor. Dies wird zuerst auf porösen Steinen gut getrocknet, dann in einem Schmelztiegel eingedrückt und mitten hinein eine Stange Aluminiummetall gesteckt. Darauf glüht man einige Stunden bei einer Hitze, welche Nickelmetall zu schmelzen hinreicht. Das Aluminium spielt gegen Bor dieselbe Rolle als Eisen gegen Kohlenstoff, nur mit dem Unterschied, daß es das Bor zum Theil krystallisirt, als Diamant abscheidet. In der That findet man nach dem Erkalten der, wie angegeben, im Tiegel erhitzten Masse schon an der Oberfläche der Aluminiumstange Diamanten, mehr noch nach dem Auflösen derselben in Salzsäure im Inneren neben Borgraphit.

Die Bordiamanten sind durchsichtig, meist granatroth oder honiggelb, aber auch wasserhell, von der Krystallform der gewöhnlichen Diamanten, von hohem Glanz und Lichtbrechungsvermögen und einer Härte, welche der des Diamants kaum nachsteht, jedenfalls aber die des Korunds (Rubins) übertrifft.

Das Verfahren ist, wie man sieht, nicht ganz einfach; bei dem Verbrauch von theurem Natrium- und Aluminiummetall auch nicht gerade billig, sollte sich der letztere Umstand aber günstiger gestalten, so wäre es wohl möglich, die Kohlenstoffe durch Bordiamanten zu ersetzen.

Auf solchen und ähnlichen Wegen hat man eine große Menge natürlich vorkommender Mineralien und Edelsteine auch künstlich hergestellt. Außer den schon erwähnten seien noch angeführt von Oxyden und Erzen: der Magnetkies, Periklas, Eisenglanz, Rothzinkerz, Rothkupfererz, Brookit, Beryllerde; von Silikaten (Kieselerdeverbindungen): der edle Granat, ferner Olivin, Chrysolith, Vesuvian, Humboldtonit, Helenit, Glimmer, Kieselmanganerz, Augit, Wollastonit, Hornblende; ferner die feldspathartigen Minerale, Orthoklas und Labrador, der fluorhaltige Edelstein Topas, endlich die chlorhaltigen: Kochsalz und Hornerz.

Auf nassem Wege hat man weniger Erfolge in künstlicher Darstellung von Mineralien gehabt, doch hat man z. B. den Kalkspath in seinen beiden Krystallformen hergestellt.

Zu den Mineralien, für deren Bildung aus und durch Wasser die größte Wahrscheinlichkeit spricht, gehören die wesentlich aus Kieselsäure bestehenden Chalcedone. Der gewöhnliche Chalcedon ist ein ziemlich durchsichtiger, weißer Stein, den man wegen seiner Härte und des scharfkantigen Bruchs im fernen Alterthum zu Lanzen- und Pfeilspitzen benutzte, in neuerer Zeit aber zu Flintensteinen. Wo dieser Stein dem Einfluß vulkanischer Wärme ausgesetzt war, findet man ihn auch gefärbt, meist roth oder braun. Diese Farbe rührt von einem Gehalt an Eisen her; auch andre Metalloxyde können in kleinen Mengen in ihm enthalten sein und färbend wirken, außer roth und braun auch gelb oder grün; er erhebt sich dann in die Klasse der Edelsteine, als Jaspis, Chrysopras. Oft auch wechseln weiße oder helle Schichten mit dunklen, wir kennen den Stein dann als Onyx, Achat oder Karneol.

Des Chalcedons nun hat sich die Kunst schon in alten Zeiten bemächtigt und denselben verschönert, veredelt. Die edlen Chalcedone Indiens waren schon im Alterthum berühmt und gesucht wegen ihrer Schönheit. Die Indier fanden sie auch nur als bräunliche, trübe Steine; sie erhitzten dieselben, um zu hohe Temperatur und Springen desselben zu vermeiden, in einer Umhüllung von Kameel- oder Kuhdung bis zu einem Wärmegrad, der diese Substanzen verkohlte. Es geht dabei derselbe Prozeß vor sich, wie beim Ziegelbrennen: das gelb-bräunliche Eisenoxydhydrat geht in das lebhaft rothe Eisenoxyd über und das bewirkt die erhebliche Verschönerung des Steines. Dieselbe Methode wird noch heutzutage beobachtet in Oberstein an der Nahe, wo jetzt diese Industrie wohl am schwunghaftesten betrieben wird; um die Temperatur genau beobachten zu können, geschieht das Erhitzen in besondren Oefen. Bestehen die Chalcedone aus ganz reiner Kieselerde, so werden sie durch die Hitze schneeweiß, welcher Vorgang nur auf einer Texturänderung beruht; sind in dem Steine abwechselnd Schichten reiner und Metalloxyd enthaltender Kiesel-

säure vorhanden, so tritt nach dieser Operation der Kontrast der rein weißen und dunklen Schichten schön und lebhaft hervor. Es werden so die vom Kameenschneider hochgeschätzten Steine hergestellt.

Da man rein weiße Steine am wenigsten verwerthen kann, so tritt die Kunst noch weiter helfend ein, indem sie durch nachträgliches Einführen der fehlenden Metalloxyde die Farben hervorruft — und oft noch effektvoller, als die Natur dazu im Stande gewesen ist. Die Farbe wird entweder durch einfaches Erhitzen einer in den Stein eingedrungenen Lösung oder durch chemische Zersetzung und einen färbenden Niederschlag im Innern des Steins bewirkt. Um grauen Chalcedon roth zu färben, ihn in edlen zu verwandeln, legt man ihn je nach der hellern oder dunklern Färbung, die man ihm zu geben beabsichtigt, auf kürzere oder längere Zeit in eine Lösung von salpetersaurem Eisen, das durch Auflösen von rostigen Eisenstückchen in Salpetersäure bereitet ist. Wenn der Stein ungleich durchscheinende Schichten enthielt, so zeigt er nach dem Erhitzen auch verschieden schattirte Bänder.

Eine citrongelbe Färbung läßt sich in Chalcedonen erzeugen, die nahezu durchsichtig sind und auf natürlichem Wege schon etwas Eisenoxyd aufgenommen haben, indem man sie einige Zeit der Einwirkung von Salzsäure aussetzt. Orange und Gelbbraun aber erzielt man durch Eintauchen der Steine in eine neutrale Lösung von salpetersaurem Eisen und nachheriges Einwirkenlassen des Sonnenlichts.

Einen künstlichen Chrysopras von schön blaßgrüner Farbe stellt man aus durchscheinendem Chalcedon her, dadurch, daß man ihn längere Zeit — drei bis vier Wochen — in eine gesättigte Auflösung von salpetersaurem Nickel legt. Man hat gefunden, daß ein nicht ganz reines, sondern noch etwas Kobalt enthaltendes Nickelsalz den besten Erfolg ergibt.

All' diese künstlichen Farben sind durchaus dauerhaft. Nicht ganz im gleichen Maße ist das der Fall bei der blauen, die zwar leicht herzustellen ist. Der Farbstoff ist hier das bekannte Berlinerblau. Es wird als Niederschlag im Steine selbst hervorgerufen, indem man entweder das mit salpetersaurem Eisen — nach obigem Verfahren — durchdrungene Mineral in eine Lösung von Blutlaugensalz einlegt, oder umgekehrt zuerst das Blutlaugensalz einführt und dann die Eisenauflösung einwirken läßt. Der Effekt soll nach letzterem Verfahren noch etwas besser sein.

Die schwarzen Onyxe, d. h. solche, die schwarze und reine weiße Bänderung zeigen, sind immer künstlich hergestellt. Die Färbung geschieht auf die Weise, daß der Stein erst mit einer organischen Substanz völlig durchtränkt und diese dann verkohlt wird, sei es durch Hitze, nach der Methode der Alten, oder wie man jetzt verfährt, durch Schwefelsäure. Die alten Orientalen kochten die Steine — oft wochenlang — in Honig oder Oel und erhitzten sie dann solange, bis die organische Substanz in den Poren des Steins verkohlte, was je nach der Menge des aufgesaugten Stoffes eine braune bis schwarze Färbung hervorbringt. Das auf diese Weise erzeugte Schwarz ist zwar das feinste und durchaus dauerhaft, die Steine können aber beim Erhitzen leicht Risse bekommen und werthlos werden; man läßt das Verkohlen daher jetzt sicherer und vortheilhafter durch Schwefelsäure bewirken. Dieses Schwarz wird zwar durch Einwirken von starker Salpetersäure zerstört, welche, wie man lange Zeit glaubte, dem orientalischen Schwarz, das man für natürliche Färbung hielt, nichts anhabe, es hat sich indeß gezeigt, daß nach genügend langer Zeit auch diese Farbe angegriffen wird.

Der Chalcedon ist das bevorzugte, weil geeignetste Material für den Steinschneider. Er ist hart, ohne bei der Arbeit zu bröckeln, nimmt eine feine und dauerhafte Politur an, zeichnet sich durch schöne und oft scharf kontrastirende Farben aus, oder nimmt dieselben durch geeignetes Verfahren an und zeigt uns in zahlreichen, zum Theil sehr schönen Exemplaren geschnittner Steine die technische Fertigkeit und den Schönheitssinn der Alten auch in der Kleinkunst. Wenn einst die Kostbarkeit nicht mehr Motiv zum Erwerben und Tragen von Edelsteinen sein wird, wenn einst die Einbildung gewichen sein wird, daß am Körper hier und da aufgehängte bunte und glänzende Steinchen und Läppchen die menschliche Gestalt verschönern könnten, wird man vielleicht wieder zu erhöhter Schätzung der Chalcedone zurückkehren, an denen Fleiß und Kunst des Menschen sich durch schöne Gebilde verewigt haben.

R.-L.

Modernes Leben.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Weltzufriedenen.

I. Haute finance.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Als das letzte Exemplar der letzten Zwölf mit Hülfe des feurigen Burgunderweins langsam und bedächtig über die Zunge des Seniors unserer Gesellschaft hinabgespült war, lehnte dieser sich in den dunkelgrünen Sammet seines Fauteuils zurück, öffnete den untersten Knopf der blendendweißen Weste und begann:

„Sie kennen alle die Vorgeschichte des Herrn Geheimrath Jacques Lausitzer. Er ist eine von den nicht seltenen Finanzgrößen, die in der Armee der Schacherer von der Pike auf gedient haben. Ich habe Ihnen auch oft genug erzählt, daß er seine glänzenden finanziellen und sonstigen Erfolge hauptsächlich seinem merkwürdigen Wohlthätigkeitssinn zu danken hat. Heute will ich nun ein paar Episoden hinzufügen, welche diese meine Behauptung von neuem bestätigen werden. Hören Sie, was man sich seinerzeit in ebenso unterrichteten als exklusiven Finanzkreisen von den Gründen der Beförderung Lausitzers zum Kommissionsrathe für eine amüsante Geschichte erzählt hat. Lausitzer wohnte eines Abends dem bekanntlich immer in ziemlich großem Stile gefeierten Stiftungsfeste unseres Feuerwehrvereins bei, zu dem auch die Spitzen der königlichen und städtischen Behörden geladen wurden und theilweise auch kamen. Bei diesen Herren war unser Mann damals noch nicht besonders wohl gelitten; man konnte ihm den Alten-Kleiderhandel immer noch nicht vergessen, und schenkte selbst den Versicherungen des Obersten v. Z., daß er ‚auf Ehre! ein verflucht ehrlicher Kerl' wäre, nicht unbedingten Glauben. Nun suchte Lausitzer sich bei allen öffentlichen Festivitäten in die Nähe jener vielvermögenden Herrschaften zu drängeln, um sie durch seine Liebenswürdigkeit und Biederkeit da zu erobern, wo man am zugänglichsten und menschenfreundlichsten zu sein pflegt — bei der Tafel und beim Weine. Lange wollte das nicht gelingen; und auch bei dem Feuerwehr-Stiftungsfeste hatte unser Lausitzer anfangs wieder das abscheulichste Pech. Weil er früher bei solcher Gelegenheit von den Festordnern fast immer an das Ende der Tafel zwischen einflußlose Leute placirt worden war, hatte er sich diesmal an das Vorstandsmitglied des Feuerwehrvereins, welches den Tafelgästen die Plätze anzuweisen hatte, mit der Bitte gewandt, er möge ihn doch zum mindesten neben einen Mann von Amt und Würden setzen, denn er fühle sich einmal nur wohl ‚unter die feinen Leut''. Das Vorstandsmitglied schien die Berechtigung von Lausitzers Wunsch eingesehen zu haben, zumal Lausitzer seine eigne Feinheit dem Herrn Festarrangeur dadurch bewies, daß er ihm einen Korb Rheinwein als Geschenk in's Haus schickte; und so versprach er ihm denn, sein Möglichstes zu thun. Am Festabende selbst konnte er nun dem vor Freundlichkeit und Fett strahlenden Lausitzer bei dessen Eintritt in den Festsaal zuflüstern: ‚Sie haben einen der besten Plätze, Herr Lausitzer. Sie sitzen zwischen unserm zweiten Bürgermeister, dem Geheimen Regierungsrath Pletter, und dem Geheimen Medizinalrath Dr. von Krause. Ich gratulire!' Lausitzers kühnste Wünsche waren übertroffen. Der Geheime Regierungsrath Pletter ist ein Mann, der hohe Protektionen genießt, und der Geheime Medizinalrath von Krause galt damals noch für einen der in den höchsten Cirkeln berühmtesten Aerzte. Lausitzer konnte den Beginn des Festessens kaum erwarten; er mußte wenigstens ein halbes dutzendmal die ganze Tafel umkreisen und immer wieder den Platz aufsuchen, auf dem das Kärtchen mit seinem Namen zwischen dem des Bürgermeisters und des Medizinalraths lag. Sein Platz hatte zwar verschiedene Schattenseiten: er befand sich an einem jener inneren Winkel der hufeisenförmigen Tafel, welche ihren Insassen höchstens gestatten, sich in aller Bequemlichkeit mit dem einen ihrer Nachbarn zu unterhalten; außerdem stand grade vor ihm ein riesiger Tafelaufsatz und neben diesem ein fast nicht minder riesiges Blumenbouquet, welche Lausitzers rosiges Antlitz, wenn er saß,

seinem Vis-à-Vis total verbergen mußten. Aber Lausitzer war nicht undankbar genug gegen sein gütiges Geschick, um mit ihm über diese untergeordneten Uebelstände zu hadern. Die angenehme Nachbarschaft des in derselben Tafellinie neben Lausitzer placirten Geheimen Medizinalraths von Krause war allein schon hinreichend, ihn über alles sonstige Mißgeschick zu trösten.

„‚Erlauben der Herr Geheimrath, mich unterthänigst vorzustellen!' hatte Lausitzer sich gleich nach Eröffnung der Tafel an seinen unheimlich dicken Nachbar unter unaufhörlichen Komplimenten gewandt, indem er ihm eine mächtig große Visitenkarte überreichte.

„Der Geheime Medizinalrath war ganz ruhig sitzengeblieben und hatte Lausitzer zuerst angeschaut, als ob er eine ihm wildfremde Sprache redete, dann hatte er aber doch die Karte genommen und mit einer Stimme, die, laut wie die Posaune des jüngsten Gerichts, von einem Ende des Saals bis zum andern klang, ihn nicht angeredet, sondern buchstäblich angebrüllt: ‚Ach so! Sie heißen Lausitzer; nun und ich bin der Doktor von Krause!'

„Lausitzer war tödtlich erschrocken auf seinen Stuhl gesunken, der Medizinalrath aber langte kaltblütig über ihn weg nach einer Schüssel mit italienischem Salat und eröffnete ganz auf eigene Faust, noch bevor die Bouillon herumgereicht wurde, das Souper, indem er einen ganzen Salatberg auf seinem Teller aufhäufte und wie ein Halbverhungerter darauf einhieb.

„Ein zweiter Versuch Lausitzers, mit dem Medizinalrath ein Gespräch anzuknüpfen, scheiterte wie der erste. Lausitzer flötete hin, der berühmte Arzt brüllte her — offenbar, ohne seinen höflichen Nachbar auch nur verstanden zu haben.

„‚Geben Sie Sich keine Mühe, verehrter Herr Lausitzer,' hörte dieser eine wohlbekannte Stimme neben sich sagen. ‚Der Herr Geheimrath von Krause sind ein wenig taub.'

„Ganz erschrocken wandte sich Lausitzer um und gewahrte an dem Platze des Herrn Bürgermeisters den Zeitungsreporter T., der als Kaufmann bankrott gemacht hatte und seitdem durch Zeilenschreiberei eine höchst fragwürdige Existenz fristete. Zuerst suchte sich der feine Mann von dem bedenklichen Nebenmann zu befreien, indem er ihm mittheilte, daß er — jedenfalls aus Versehen — einen reservirten Platz eingenommen, — ‚unser Herr Bürgermeister wollen nämlich Platz nehmen an meiner Seite' — fügte Lausitzer mit vielem Stolze hinzu.

„‚Der Bürgermeister muß aber leider, Familienverhältnisse halber, auf das Vergnügen verzichten. Mein Schwager — Sie wissen, lieber Herr Lausitzer, der hier den Festordner spielt — hat mir eben den Entschuldigungsbrief des Herrn gezeigt und mich an seinen Platz geschickt, damit Sie bei Tafel doch wenigstens einen vernünftigen Menschen zur Unterhaltung haben. Daß der dicke Krause taub ist, das hatte ich nämlich eben meinem Schwager erzählt. Prosit, Herr Lausitzer!' schloß der gemüthliche T. seine Erklärung und stieß mit Lausitzer an, nachdem er sich höchst ungenirt aus dessen Flasche ein Glas Wein eingeschenkt.

„Lausitzer war in gelinder Verzweiflung. Ein Dutzend Flaschen Wein aufgewendet zu haben, um seine Gesellschaft zu erkaufen, und dann auf einen lumpigen Reporter angewiesen zu sein — das war bitter. Der letztere gab sich indeß die erdenklichste Mühe, seinen unglücklichen Nachbar, dem kein Bissen schmecken wollte, aufzuheitern. Er hatte das Amt des Einschenkens übernommen — natürlich immer aus Lausitzers Flasche — und waltete dieses Amtes unermüdlich. Erst wollte Lausitzer nicht trinken — schon um T. gleichfalls zur Mäßigkeit zu zwingen; aber da wurden Toaste ausgebracht, — auf Seine Majestät den König, auf Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen und das ganze königliche Haus, auf die königliche Regierung, auf Seine Exzellenz, den das Fest mit seiner Anwesenheit beehrenden Corpskommandeur, auf die städtischen Behörden, auf den Direktor des Vereins, auf die Gäste des Vereins, auf sämmtliche Mitglieder des Vereins, — kurz, es wurden unaufhörlich Reden gehalten, die mit dreimaligen Lebehochs endeten und bei denen T. unserm Lausitzer klar machte, daß er, grade wie der Medizinalrath und er, T., mit vollem Glase anstoßen und es regelmäßig bis zur Neige leeren müsse, wenn er sich nicht eines Verstoßes gegen die feine Lebensart schuldig machen wolle. So gelangte denn Lausitzer rasch in einen ziemlich aufgeregten Zustand, in dem er schließlich seinem theilnahmsvollen Nachbar seinen Kummer anvertraute darüber, daß ihn der Zufall immer um die Gelegenheit, vornehme Bekanntschaften zu machen, prelle.

„‚Wenn es weiter nichts ist,' meinte T., ‚so kann Ihnen schon geholfen werden. Sie verstehen Sich doch sonst auf die Schwächen der vornehmen Herrschaften, lieber Herr Lausitzer. So wüßte ich zum Beispiel ein unfehlbares Mittel, das Herz unseres Herrn Corpskommandeur zu erobern.'

„Sie können Sich denken, daß Lausitzer die Ohren spitzte und schließlich den pfiffigen Zeitungsschreiber für die Mittheilung des unfehlbaren Mittels seiner klingenden Dankbarkeit versicherte.

„‚Sehen Sie,' sagte der, ‚der General ist bekanntermaßen der Busenfreund der alten und bei Hofe sehr einflußreichen Prinzessin A. und sammelt mit der jahraus jahrein Geld, um Hottentotten- und Kaffernkinder zum Christenthum bekehren und christlich erziehen zu lassen. Nun habe ich eine funkelnagelneue Nachricht in der Tasche, wonach der Missionsdirektor Klappermann wieder einmal um Christi willen alle gläubigen Seelen auffordert, nicht zu erlahmen in dem guten Werke, weil das Bekehrungswerk garnicht vorwärts will und es immer noch an Geld fehlt. Wenn Sie nun hier um's Wort bitten — ein angesehener Mann, wie Sie, Herr Lausitzer — und von dem Elend der armen Hottentottenkinder erzählen, dann zur sofortigen Geldsammlung auffordern und selber so mit einem Hundert Thälerchen den Anfang machen und zum Schluß auch noch auf die wohlthätige Prinzessin A. ein dreimal donnerndes Hoch ausbringen, so verliebt sich der General förmlich in Sie — das steht bombenfest.'

„Unserm angeheiterten Lausitzer schien die Idee zwar famos, aber er hatte doch noch allerlei Bedenken. Zunächst würde man sich doch wundern, daß er, der Jude, sich für die Bekehrung der Hottentotten und Kaffern zum Christenthum so lebhaft interessire, zweitens hätte er in seinem ganzen Leben noch keine Rede gehalten, u. s. w.

„T. wußte die Bedenken aber kinderleicht zu widerlegen. Daß der Jude Lausitzer sich für Heidenbekehrung zum Christenthum interessire, werde von allen als ein Beweis für seine edle Selbstlosigkeit aufgefaßt werden — vielleicht käme sogar der General oder die Prinzessin schließlich auf den sublimen Gedanken, an Lausitzer selbst sei noch eine arme Seele für die ewige Seligkeit zu retten; und die Rede, nun, die wolle T. schnell in ein paar kurzen, aber schönen Worten zu Papier bringen und dann brauche sie Lausitzer eben nur abzulesen, um alle Welt, und besonders den General, zu begeistern.

„Und so geschah's denn auch richtig. Auf den Gesichtern der Festgäste malte sich maßloses Erstaunen mit komischen Entsetzen gemischt, als sich Herr Jacques Lausitzer erhob, tapfer mit der Gabel an seinem Weinglas herumhämmerte und ‚Meine Herren, ich bitte um's Wort!' rief.

„Kaum waren die Wogen der schon sehr lebhaft gewordenen Unterhaltung einigermaßen besänftigt, so schrie der weinmuthige Lausitzer los, als wenn er die Donnerstimme des tauben Medizinalraths übertönen müßte:

„‚Meine hochzuverehrenden Damen und Herren!' Allgemeine Heiterkeit! ‚Damen sind ja garnicht da, Lausitzer,' flüsterte T. lachend. Den hatte aber ein wahrer Löwenmuth ergriffen, nachdem er die ersten Worte glücklich über die Lippen gebracht. Die scharfen Augen fest auf das vor ihm liegende Tafellied geheftet, auf dessen breiten, weißen Rand ihm T. die Rede notirt hatte, fuhr er, unbekümmert um alle Unterbrechungen, fort:

„‚Der im allerhöchsten Grade menschenfreundliche Verein, dessen Stiftungsfest ich heut mitzufeiern die große Ehre habe, hat die erhabene Aufgabe, unglückliche Mitmenschen oder deren Hab' und Gut zu retten aus Feuersgefahr. Ich kenne nur noch eine einzige erhabenere Lebensaufgabe, meine hochzuverehrenden Herren, und das ist diejenige Aufgabe, seine Mitmenschen zu retten aus den Gefahren der geistigen Blindheit, das heißt, der Unwissenheit und des Unglaubens. Ja, meine Herren, ich kann mir nichts Schöneres und Edleres denken, als hinauszuziehen in die weite Welt und die armen Heiden und besonders die kleinen, unschuldigen Heidenkinder zu retten aus den Krallen der Gottlosigkeit, zu retten für die Civilisation und den Glauben. Wenn ich auch selbst nicht bin Christ, so bin ich doch ein civilisirter Mensch und glaube an denselben Gott, und habe immer bewundert die großartige Aufopferungsfähigkeit, mit der die geehrten Herren von den Missionsgesellschaften herumgereist sind in Asien und Afrika und haben getauft die großen und die kleinen Heiden, und haben sie gelehrt, zu lesen und zu schreiben und zu rechnen, — ach, es ist großartig, meine Herren, was die Herren Missionäre alles gethan haben für die Heiden. Aber was ist die frömmste Mission, wenn sie hat nicht genug Geld, meine Herren? Zwanzig millionen Heiden sind allein zu bekehren um's Kap der guten Hoffnung 'rum, und zwanzig tausend Thaler hat die arme Missionsgesell-

schaft nur geben können dem verehrten Herrn Missionsdirektor Klappermann. Frag' ich Sie, meine Herren, kann man bekehren tausend Heiden mit einem Thaler? Nein, habe ich mir gesagt, ich, Jacques Lausitzer, und habe mir unterthänigst und ergebenst erlaubt, zu die hochverehrten Herren zu sprechen, und erlaube ich mir jetzt, Sie aufzufordern, eine Sammlung zu veranstalten für die Mission unter den Kaffern und unter den Hottentotten. Verzeihen Sie mir, wenn ich mir erlaube, den Anfang zu machen' — damit legte er so ostensibel als möglich einen Hundertthalerschein auf einen Teller — ,und Sie auffordere, auszubringen ein dreimaliges Hoch auf die hohe Frau, welche in der Unterstützung der erhabenen Zwecke von der Mission uns allen vorangeht mit so glänzendem Beispiele. Die Frau Prinzessin A., die jedem bekehrten Kaffernkinde eine Bibel und ein Gebetbuch schenkt, und die höchsteigenhändig Strümpfe strickt für die Heiden, sie lebe hoch — und nochmals hoch — und zum drittenmal hoch!!'

Die laute Heiterkeit, welche die ersten Sätze Lausitzers begleitet hatte, war allmählich leiser und leiser geworden. Es war männiglich bekannt, daß die Heidenmission die schwache Seite des Corpskommandeurs war, der, als das vornehmste Ehrenmitglied des Vereins, unbändigen Respekt genoß, und man schaute nun, als man allmählich zu merken anfing, worauf der selbstlose Geschäftsmann zusteure, von allen Ecken und Enden her auf den General, um zu sehen, wie er die merkwürdige Rede auffassen würde. Und der General war in dem Momente, als Lausitzer die Banknote auf den Teller legte, der Ueberzeugung worden, daß es dem Manne um die armen Heidenkinder ernst sein müsse — er hatte mit gnädigem Lächeln zu Lausitzer hingeschaut, dessen Glatze allein über den Tafelauffatz hinwegragte, und als Lausitzer das Hoch ausbrachte, hatte er sich erhoben und beinahe gerührt — die drei Flaschen Johannisberger Kabinet, welche der Kriegsheld bei der Tafel geleert, mochten das Ihrige zu der Rührung beitragen — mit eingestimmt. So mußte denn auch die übrige Gesellschaft ernst scheinen und mithochen, obgleich wohl die Hälfte krampfhaft hustete oder sich im mühsam gebändigten Lachkrampf drehte und wand und die Serviette in den Mund stopfte, um eine gewaltsame Lachexplosion zu verhindern.

„Jacques Lausitzer aber hatte wirklich erreicht, was er wollte. Der General stieß eigenhändig mit ihm an und stellte ihn vier Wochen drauf der Prinzessin vor, und nach einem Vierteljahre war Lausitzer, dessen Interesse für die Heidenkinder seit der Zeit stets wachgeblieben ist, — Kommissionsrath." (Schluß folgt.)

Albanien. Kein Land Europas hat der Invasion der Kultur so siegreichen Widerstand geleistet wie Albanien, die größte, aber auch die unruhigste Provinz der europäischen Türkei. Es grenzt nördlich an Montenegro, die Herzegowina und Serbien, wird östlich durch das Pindusgebirge von Macedonien und Thessalien getrennt, stößt südlich mit den Landmarken der griechischen Provinz Livadien zusammen und im Westen bespült das Adriatische Meer seine Gestade. Trotz aller Völkerstürme sind seine Bewohner seit unvordenklichen Zeiten bis zu dem blutigen Rassenkrieg der Gegenwart eigenartig in all' ihren Kundgebungen geblieben. Die Pracht und Herrlichkeit, welche einst Römer und Venetianer in den Hafenstädten Antivari, Durazzo und Butrinto entfalteten, ist spurlos verschwunden. In der undurchdringlichen Gebirgswildniß, die schweigsam in die schwüle Bläue des südlichen Himmels aufragt, herrschen heute wie vor Jahrtausenden die homerischen Ansichten der Blutrache. Hier ergehen sich energische, freiheitsliebende Geschlechter, wahre Musterbilder antiker Tapferkeit, die Söhne einer alten, patriarchalischen Familiengemeinschaft, welche die abendländische Kultur weniger fürchten als hassen, da sie das tausendjährige, nationale Gebäude vernichten könnte. Auf diesem großartigen Gebirgsschemel des „illyrischen Dreiecks", der höchsten Massenerhebung im Südosten Europas, wo niemals die Streitaxt begraben und die Friedenspfeife geraucht wird, hat sich der aktive Widerstand gegen die Regierung des Sultans und gegen die Beschlüsse des berliner Kongresses unter dem Namen der albanesischen Liga konstituirt. Die Zahl der Bewohner dieses fast unzugänglichen Gebirgslandes beträgt eine und eine halbe Million, wovon sich 900,000 zum Islam, 500,000 zur griechisch-katholischen und 100,000 zur römisch-katholischen Kirche bekennen. Die Mohamedaner, Arnauten oder Skipetaren genannt, nehmen hauptsächlich das zentrale Hochland und die nordöstlichen Gebiete ein, die griechischen Albanesen (toskischen Stammes) den Süden (Epiros), die katholischen Miriditen endlich die um Skutari gelegenen Bergdistrikte. Bei allen drei Stämmen war die Regierung des Sultans seit jeher nur eine geduldete, denn die Miriditenfürsten (der jetzt regierende heißt Prenk Bib Doda) sowie die Paschas von Janina zahlten gleich Serbien, Montenegro und den Donaufürstenthümern einen Tribut und zwar nur in den Friedensjahren. In einem Lande, wo das Menschenleben soviel wie nichts gilt, wo nach des Orienterforschers Lejean Berechnung jährlich 3000 Menschenleben der Blutrache zum Opfer fallen, darf es auch nicht Wunder nehmen, daß man die anderswo durch das Völkerrecht geschützten Abgesandten der Regierung nicht schont. Kurz hintereinander haben die Albanesen den türkischen Marschall Mehemed Ali (einen geborenen Magdeburger) mit seiner aus zwanzig Personen bestehenden Suite und den Delegirten der Pforte, der laut Berliner Vertrag die Festung Podgorizza an die Montenegriner ausliefern wollte, mit seinen 136 Begleitern ermordet. Solange die türkische Regierung nicht die Macht hat Ordnung im Lande zu schaffen und die renitenten Albanesen zu den Gebietsabtretungen an der Bojana, Drina und in Thessalien zu zwingen, solange bleibt auch die am berliner Kongreß konzedirte Vergrößerung von Serbien, Montenegro und Griechenland illusorisch. Die Pforte, welche weder an der Ausführung der Friedensartikel von San Stefano noch an der Verwirklichung der berliner Kongreßbeschlüsse ein Interesse hat, unterstützt im geheimen mit Geld und Waffen die Bestrebungen der albanesischen Liga und schürt das Feuer zu einem neuen Rassenkampf. T.

Nikolaus Kopernikus. (Porträt Seite 40.) Unser Bild stellt den Großmeister der ältesten Wissenschaft, der Sternkunde, dar. Um seine epochemachende Entdeckung, daß sich die Erde um die Sonne bewege, in's rechte Licht zu stellen, müssen wir einen Lebensabriß der Astronomie, dieser Mutter aller Kenntnisse, skizziren. Die in Mesopotamien an den Ufern der Flüsse Tigris und Euphrat herumziehenden Hirtenvölker, Chaldäer genannt, haben lange vor der Periode der biblischen Erzväter Abraham, Isaak und Jakob die Betrachtungen ihres klaren Sternenhimmels in ein System gebracht und so den Grund zur Astronomie gelegt. Wohl mögen auch ihre Zeitgenossen, die Arier, diese Ahnen der europäischen Völkerfamilie, von ihrem Ursitz, der Hochebene des nördlichen Himalaiaabhangs, den nächtlichen Himmel, „das schimmernde Meer, drin wunderbare Zauberinseln schwimmen," beobachtet haben, aber ihren slavischen und germanischen Nachkommen sind diese Erfahrungen in dem Nebel der europäischen Urwälder abhanden gekommen. Desto größere Fortschritte machte die Sternkunde in China, Indien und Aegypten. Leider blieb sie in allen drei Ländern das Monopol der Priesterkaste, welche dem Volk über die Entstehung und Beschaffenheit des Erdkörpers die unsinnigsten Märchen erzählte, während sie selbst, soweit es ihre mangelhaften Beobachtungsinstrumente gestatteten, ziemlich im Klaren über die Ursache von Tag und Nacht sowie der Jahreszeiten war. Beweis dafür, daß der französische Aegyptologe Champollion in Denderah (Süd-Aegypten) auf einem Sarkophagdeckel aus der Zeit des Rhampsinit ein Kalendarium eingemeißelt fand, dessen Bestimmungen in Betreff des Eintritts der Mondfinsternisse seit siebzehnhundert Jahren vor Christi Geburt bis auf den heutigen Tag passen und auf die Minute zutreffen. Das jugendfrische Griechenland beerbte das alternde Aegypten, um den durchgesiebten Inhalt des Wissens an Rom abzutreten. Die nordischen Barbaren zerstampften während der Völkerwanderung Roms Weltherrschaft sammt seinem Wissen und das Christenthum rettete nur diejenigen Trümmer, die in sein System paßten, und deren waren herzlich wenige. Da erstand den Naturwissenschaften, namentlich der Medizin und Astronomie, ein unerwarteter Pfleger unter den Anhängern Mohameds, die das Riesenzelt ihrer Weltherrschaft über sämmtliche Uferländer des Mittelländischen Meeres gespannt hatten. Die arabische Benennung des Drittheils der Sterne, die Worte Algebra, Alchimie, Zenith und Nadir u. a. m. liefern noch heute den Beweis dafür. — Mit dem Schwinden der Finsterniß des Mittelalters nahmen auch christliche Gelehrte das Studium der Astronomie wieder auf, leider nur, um den Spiegelfechtereien der Astrologie zum Opfer zu fallen. — Einer der hervorragendsten Astronomen, welcher sich nicht durch das Irrlicht des astrologischen Aberglaubens von dem Wege der astronomischen Wahrheit locken ließ, ist Nikolaus Kopernikus. Er ist im Jahre 1473 in der damals polnischen Stadt Thorn geboren und im Jahre 1543 zu Frauenburg gestorben. Er studirte in Krakau und Bologna Philosophie, Medizin und Mathematik und wurde nach einem sehr bewegten Jugendleben Priester, wie fast alle großen Geister des Mittelalters, um in der klösterlichen Ruhe ungestört den Studien obliegen zu können. Ein hervorstechender Charakterzug des beharrlich strebenden Forschers war die Bescheidenheit. Alle seine wissenschaftlichen Arbeiten, Regulirung des Münzwesens, Berechnung der Planetenbahnen, denen er auch den bisherigen „Fixstern" Erde zugesellte, die für seine Zeit erstaunlich exakten trigonometrischen Tabellen hat er nur auf dringendes Bitten seiner Freunde veröffentlicht, und so ist es auch gekommen, daß ihm wenige Stunden vor seinem am 21. Mai 1543 in Frauenburg erfolgten Tode das erste Exemplar seiner unsterblichen Werke überreicht wurde. Sein vierhundertjähriger Geburtstag hat zu einem unerquicklichen und höchst überflüssigen Streit die Veranlassung gegeben, nämlich, ob er der deutschen oder polnischen Nationalität angehört. Seine Gesichtszüge, wie sie unser Bild darstellt, tragen den Typus der goralischen Mazuren, eines slavischen Hirtenvolkes der Karpathen. Uebrigens war

seinen gelehrten Zeitgenossen, ob sie in Krakau, Prag, Paris, Salamanca oder Bologna studirten oder dozirten, die Nationalität eine sehr gleichgültige Sache, weil sie alle nicht in ihrer Muttersprache, sondern in der lateinischen ihre Werke verfaßten. Die Hauptsache ist, daß Kopernikus die Unhaltbarkeit des ptolemäischen Weltsystems, welches unsere Erde als Mittelpunkt des Universums, um die sich die Sonne dreht, annahm, bewiesen hat und dadurch nicht nur den Kalender verbesserte, sondern auch den Weg zu allen astronomischen Entdeckungen seiner Nachfolger ebnete. Wohl sind durch Herschel, Leverrier, Mädler und andere mit den durch Frauenhofer verbesserten Beobachtungsinstrumenten große Resultate erzielt worden, aber maßgebend für alle Zeiten sind die Berechnungen des Kopernikus. T.

Das Brockengespenst. (Bild S. 41.) Der Brocken oder Blocksberg ist zwar der höchste Berg des Harzes, jenes Gebirgsstocks, der den nördlichen Ausläufer des mitteldeutschen Gebirgslandes bildet, aber er ist mit seinen 3510 Fuß Höhe doch nur ein Zwerg im Vergleich mit den Riesen des süddeutschen Hochgebirges. Und dennoch wurde er von den Bewohnern des deutschen Flachlandes allezeit als ein Riese angestaunt und hat eine reichere Geschichte als jeder von jenen Bergkolossen. Zur Zeit als noch die nordischen Religionssagen die Gemüther der germanischen Völker beherrschten, wohnten auf der nebelumhüllten Spitze des Mons bructerus, wie die Römer den Brocken nannten, die Götter, und in seinen Thälern und Schluchten standen ihre Altäre, um welche sich die Schaaren der Gläubigen versammelten und auf denen die Priester und Zauberer ihre Opfer darbrachten. Und noch lange nach dem Siege des Christenthums über den altgermanischen Heidenglauben war der Brocken eine feste Burg für die alte Götterwelt. Hier war jahrhundertelang die Stätte eines von den christlichen Priestern verbotenen und als gotteslästerlich verfolgten Kultus, der zu verschiedenen Festzeiten, besonders aber am 1. Mai, große Volksmassen zu geheimnißvollem Opferdienste vereinigte. Die Götter, welche die im Herzen gut heidnisch gebliebenen Christen der deutschen Vorzeit im geheimen feierten, wurden von der christlichen Priesterschaft als die Mächte der Finsterniß, als sinnberückende böse Geister verschrieen, und so bildete sich die uralte Sage vom Teufelsspuk auf dem Blocksberg, die diesen im 16. und 17. Jahrhundert sogar als den vornehmsten Tummelplatz satanischen Unwesens und den Mittelpunkt des teuflischen Reiches auf Erden in Acht und Bann that. In der Nacht vom 30. April bis zum 1. Mai, der Walpurgisnacht, hielt der Fürst der Hölle auf der Brockenspitze sein Hofgelage, da kamen die Hexen und Zauberer aller deutschen Gauen auf Besenstielen und Ziegenböcken sausend durch die Luft hergeritten, um sich miteinander in höllischen Belustigungen zu ergötzen und ihrem infernalischen Gebieter ihre Reverenz zu machen. Was das Christenthum nicht vermochte, das that die Aufklärung der neuesten Zeit. Die alten Götter sowohl, als ihre Erben, die christlichen Teufel, sind endlich zur wohlverdienten ewigen Ruhe eingegangen — kein Mensch verehrt, kein vernünftiger Mensch fürchtet sie mehr. Aber eines ist geblieben vom alten Spuk — das Brockengespenst, und wer nicht mehr an Gespenster glaubt, der ersteige den Blocksberg und schaue, wie bei untergehender Sonne sich ungeheuer lange, unheimliche Schatten menschenähnlicher Gestalt auf düsterem Wolkenhintergrunde im Osten abmalen, oder wie sich auch wohl ein Haus, den Wolkenmassen schattenhaft aufgeheftet, zeigt. Freilich jagt heutzutage auch das Gespenst des Blocksberges keinen Menschen mehr in das Bockshorn. Ein jeder weiß, daß es nichts weiter ist, als das in's Kolossale vergrößerte Schattenbild irgend eines sehr irdischen und greifbaren Gegenstandes — wenn man's auch nicht immer so bequem hat, wie auf unsrem Bilde, welches uns die gespenstigen Schatten und ihre menschlichen Urbilder in einer alles Räthselhafte bannenden Gemeinsamkeit vorführt. A. G.

Eine Eisenbahn in den Wolken. Die schweizerische Zeitschrift für Bau- und Verkehrswesen, „Die Eisenbahn“, bringt eine Beschreibung der peruanischen Cordillerenbahn, welche nach ihrer Vollendung den Küstenstrich Perus am Stillen Ozean mit den unermeßlichen Niederungen des Amazonenstromes und seiner Zuflüsse verbinden wird. Für die Leser der Tagesblätter bietet die hauptsächlich für Techniker berechnete Beschreibung darin besonderes Interesse, daß dieser kühne Eisenbahnbau im peruanischen Gebirgsland annähernd so hoch geführt ist, wie die Spitze des Montblanc, was eben nur die tropische Lage des Landes gestattet. Die Cordilleren bestehen aus zwei parallelen Gebirgszügen, West- und Ostcordilleren, die durch ein Hochplateau unter sich verbunden sind. Zwei Drittheile Perus liegen in den Ostabhängen der Cordilleras de los Andes in den Quellengebieten des Amazonenstromes, und es haben natürlich diese von der Residenzstadt Lima so entlegenen Landschaften großes Interesse, in den Bereich einer Verkehrslinie zu kommen, die in nicht gar ferner Zeit den Stillen mit dem Atlantischen Ozean verbinden wird. Bereits ist der eine Theil der Gebirgsbahn vom Stillen Meer bis auf die Hochebene des Titikakasees fertig. Bei Alto del Crucero überschreitet die Bahn den Kamm der Westcordilleren in einer Höhe von 15,250 Fuß. Die 172 Kilometer lange Strecke kostete 161 millionen Franken, so daß der Kilometer auf 936,000 Franken zu stehen kam. Leider ist seit der Vollendung dieser Linie der Staatsschatz von Peru einer augenblicklichen Abmagerung anheimgefallen, so zwar, daß die gar noch großartigere, auch den zweiten Wall der Anden überschreitende Linie Lima-Oraya, eben die „Eisenbahn in den Wolken“, noch der Vollendung harrt. Dr. M. T.

Um Pflanzen aus Senkern zu ziehen, ist zunächst zu beachten, daß dazu eine hohe Temperatur gehört. Sie werden schwerlich Wurzeln schlagen, wenn das Thermometer weniger als 15,5 Grad C. zeigt, und das ist wohl der Grund so vieler Mißerfolge. Das beste Material, Senker aller Art zum Wachsen zu bringen, ist reiner, gewaschener Sand; pflanzt man sie in die Erde, so fülle man das Loch, das 3—6 Centimeter im Quadrat hat, mit Sand. Weinsenker brauchen anfangs nichts als Sand und Wasser. Erst wenn Wurzeln vorhanden sind, kommen die Pflanzen in andere Töpfe mit weichem Dünger. Dr. B.-R.

Bandwurmmittel. Ein moderner furchtloser Ritter Georg, ein unermüdlicher Bandwurmtödter ist Herr Richard Mohrmann in Sachsen. In Verfolgung seines Befreiungswerkes liegt er dieser Art der niedern Jagd sowohl persönlich auf seinen Rundfahrten ob, als auch durch die Macht seines geschriebnen Worts. Nur ist uns nicht bekannt, daß er eine Gebühr für Ertheilung des Jagdscheins entrichtete: wenn das Umgekehrte geschieht, so ist es sicher nur, um die theuren, spaltenlangen Reklamen erschwingen zu können, in denen allen Bresthaften das Heil verkündet wird. Die Mohrmann'schen Mittel, aus zwei Arzneien bestehend, wurden von Schädler schon vor einigen Jahren untersucht und erwiesen sich die eine als 10 Gramm Wurmfarnextrakt, die andere aus je acht Gramm Himbeersaft und Ricinusöl zusammengesetzt. Die Anwesenheit geringer Mengen Granatwurzelrindenextrakt wurde damals von Mohrmann selbst zugestanden. Heut annoncirt er seine Mittel als gänzlich frei davon. — Mooks Bandwurmmittel besteht nach Hager aus 400 Gramm einer Abkochung von etwa 110 Gramm Granatwurzelrinde mit 1 Gramm Wurmfarnextrakt versetzt. Ueber den Werth dieser Mittel gibt vielleicht der ärztliche Rathgeber der „Neuen Welt“ Auskunft. R.-L.

Die Lösung der viersilbigen Preischarade in Nr. 50 vorigen Jahrgangs lautet:

Leibeigenschaft.

Wir setzen eine kurze Erläuterung hinzu, weil sich auch bei Einsendern, welche das Wort der Lösung gefunden haben, verschiedene Mißverständnisse geltend gemacht haben. Also: Die erste sowohl (Leib), als die zweite, dritte und vierte (Eigenschaft), sind dir die zweite und dritte (eigen); doch während die eine (der Leib) nur einfach dir zweite und dritte (eigen), müssen's die anderen (die Eigenschaften) sein in vielfacher Mehrzahl. Obgleich allerdings die erste (der Leib) nirgend mehr zweite und dritte (eigen — im Sinne von einem andern zu eigen gehörend) und die Mehrzahl der zweiten, dritten und vierten (die Eigenschaften) es gleichfalls dir nicht sind (eigen — im Sinne von eigenthümlich), weil sie (die Eigenschaften) es (eigen, im Sinne von zugehörig) anderen sind und gleichzeitig nicht sind (eigenthümlich). Daß du dem Ganzen entflohen (der Leibeigenschaft), das dank' du deinem Jahrhundert, welches die erste (den Leib) gemacht zu deiner zweiten und dritten (deinem Eigen) und gesorgt, daß fortan sie die zweite und dritte (eigen, einem andern gehörig) nie mehr wird.

Lösungen sind eingegangen 534, darunter 315 richtige, aus 97 verschiedenen Orten. Bei der Auslosung unter den zuerst gekommenen hat Frau **Johanna Schott** in Rödelheim bei Frankfurt a/M. den ersten Preis, einen Jahrgang der „Neuen Welt“ in Prachtband, und Herr **Pechteck** oder **Peiteck** in Berlin den zweiten Preis, eine Kollektion lehrreicher Broschüren, gewonnen. Beide Preisgewinner werden gebeten, der Redaktion der „Neuen Welt“ baldmöglichst ihre genaue Adresse anzugeben, damit die Zustellung der Preise stattfinden kann. Von der ursprünglich beabsichtigten Veröffentlichung der Namen aller Löser zwingt uns die große Zahl derselben Abstand zu nehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 5. Jahrg. IV. — 1879

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Der General schritt voran. Er war ein Sechziger, von kleiner Statur, der jedoch durch seine äußerst aufrechte Haltung und überhaupt durch sein martialisches Auftreten diesen Fehler wettzumachen suchte. Sein Gesicht hatte etwas Hartes, Hochmüthiges, und war überdies von Blattern entstellt, der Gesammteindruck war beiläufig so angenehm, wie der eines Bullenbeißers, der ewig knurrt, der aber auch zuschnappt, wenn man es wagt, ihn zu reizen. Er war bekannt und berüchtigt gewesen wegen seiner Strenge im Dienst und der ihm so geläufigen Weise, seine Untergebenen zu drangsaliren. Zugleich besaß er aber auch den Ehrgeiz und die Zähigkeit, sich selbst starken, freilich meist ganz unnöthigen Strapazen auszusetzen; bei Uebungsmärschen und Manövern leistete er seinerzeit ganz Erstaunliches, verlangte aber noch Erstaunlicheres von der Mannschaft. Eine Schlacht hatte er nie mitgemacht, er war nur einmal, im Jahre 59, nahe daran gewesen, gleichwohl wurde behauptet, er müsse ein vorzüglicher Befehlshaber und unverwüstlicher Haudegen sein. Er war natürlich ganz derselben Meinung, wie denn überhaupt dieser kleine Mann auf seine körperliche Kraft und Abhärtung, seine physische Widerstandsfähigkeit, sich am meisten zugute that. Wahr ist's, er hatte sich durch übermäßige Intelligenz nicht verweichlicht, und er gestand es zuweilen mit einem gewissen, wegwerfenden Ton selbst ein, daß er von nichtmilitärischen Dingen nicht allzuviel verstehe; aber, wie gesagt, das geschah nur zuweilen, oder wenn er faktisch einmal in die Enge getrieben ward, gewöhnlich sprach er über alles und jedes, wie es andere Menschen auch thun, und kritisirte und verwarf mit großer Kühnheit und Anmaßung dasjenige, von dem er garnichts verstand.

Hauptmann von Tiefenbach (die beiden dienten in einem Regimente) war so ziemlich sein grades Gegentheil. Er war groß und von unglaublicher Schlankheit, man hätte ihn kantig nennen können; er mochte um zehn Jahre jünger sein als der General, aber er sah neben demselben wahrhaft jugendlich aus; er wollte es auch sein, und er wandte, wie seine Gemahlin, all' die Kunst der neuen Kosmetik an, um diese Jugendlichkeit nach Kräften zu unterstützen. Seinen Ansichten nach wollte er zu den Neuerern zählen; er gab sich gern als Freigeist; er bestand aber in seiner klugen Art niemals auf seinen Meinungen, und er war ein viel zu disziplinirter Soldat, als daß er sich unterfangen hätte, einem Vorgesetzten gegenüber, auch außer dem Dienste, Recht behalten zu wollen. Diese liebenswürdige Art machte ihn dem General sehr werthvoll; er war der einzige, mit dem dieser auskommen konnte und eine Art Freundschaft geschlossen hatte. Der Hauptmann war auf dieses Verhältniß stolz und that alles, um es zu festigen; vielleicht hatte Ewald nicht so ganz unrecht, als er bei dem Hauptmann gewisse Absichten voraussetzte. Die Tiefenbachs waren jedenfalls der Ansicht, daß ihre Valerie es mehr als jede andere verdiene, Baronin Wachtler zu heißen: sie waren von ebenso altem Adel als jene, freilich waren sie arm; das Vermögen der Frau Hauptmann bestand nur in der Kaution, aber Valerie hatte Hoffnung, dereinst eine reiche Tante zu beerben, die Schwester des Hauptmanns, bei der sie erzogen worden war. Wie dem auch sei, die Frau Hauptmann zeigte sich jetzt von ihrer besten Seite. Sie empfing die Herren mit vollendeter Liebenswürdigkeit, und nachdem sie ihr Töchterchen dem General, der das Fräulein noch nicht kannte, vorgestellt hatte, zog sie diesen, trotz seines wenig entgegenkommenden Wesens, an ihre Seite, und wußte durch die schmeichelndsten Aufmerksamkeiten dem Gesichte des alten Bullenbeißers einen freundlichen Zug zu entlocken.

Der Hauptmann war entzückt von den Zauberkünsten seiner Frau; sie waren ihm schon zum öftern von großem Nutzen gewesen, er lächelte befriedigt, und ließ dabei unter seinem wohlgepflegten dunklen Schnurrbart seine schönen weißen Zähne hervorleuchten, was ihn besonders einnehmend erscheinen ließ. Ewald hatte sogleich neben Valerie Platz genommen, die erröthend und mit einer völlig unbewußten Koketterie, aber mit sichtlichem Vergnügen seine Banalitäten entgegennahm.

Hans wurde wenig beachtet; auch er war heute, wie alle übrigen, in Uniform, und er hielt jetzt den Säbel zwischen den Beinen, damit er nicht klirre. Er sah bald auf den Knopf desselben, bald warf er einen verlegenen, fast ängstlichen Seitenblick auf Valerie und seinen Bruder Ewald. Er wußte, daß diesem das liebliche Mädchen gleichgiltig war, daß er über dasselbe gespöttelt hatte, und dennoch sprach Ewald jetzt so angelegentlich mit ihr, sah so tief in ihre Augen, daß sie die ihrigen senken mußte, und schließlich wagte er es sogar, mit einer gewissen Vertraulichkeit ihre Hand zu ergreifen. Das erzürnte ihn und machte ihn beherzt, er hätte dem jungen Mädchen zurufen mögen: „Ich bitte, hören Sie nicht auf ihn und verlieben Sie Sich nur ja nicht in ihn, es fällt ihm garnicht ein, sie wieder zu lieben und noch viel weniger, Sie zu heirathen." Aber das ging nicht an, und so mußte er denn schweigen und das ihm ungehörig Scheinende geschehen lassen. Er hörte jetzt seinen Namen aussprechen, und aufsehend bemerkte er, daß die Frau Hauptmann soeben zu ihm

gesprochen; er hatte nichts davon verstanden, gleichwohl stotterte er eine Erwiderung. Sie mußte nicht gepaßt haben, denn Ewald schnitt eine Grimasse, und als er es darauf wagte, seine Augen gegen Valerie zu wenden, glaubte er zu bemerken, daß sie gleichfalls ihr Mündchen recht malitiös verzog, und daß sie sich Gewalt anthun mußte, um nicht über ihn zu lachen. Er fühlte, wie es ihn heiß überströmte, wie Flammen in sein Gesicht stiegen; er wäre am liebsten aufgestanden und davongelaufen, das ging aber auch nicht; sein Unbehagen ward noch vermehrt, als er jetzt die grimmigen Blicke gewahr wurde, wahre Brandraketen, die sein Vater ihm zuschleuderte, und wie dieser ein „Donnerwetter, aufpassen!" zwischen seinen gelben Zähnen zermalmte.

Glücklicherweise für ihn ging plötzlich die knarrende Salonthür auf, ohne daß man vorher ein Klopfen gehört hätte, und ein kleines Männchen mit einem großen Kopf, in dem hinter Brillen ein paar kecker, lustiger Aeuglein glänzten, huschte herein und stand sofort mitten im Zimmer.

„Guten Morgen, Kinder!" rief er laut und fröhlich. „Ei, ihr habt schon Gesellschaft gefunden, seid bereits mit anderen Individuen in Verkehr getreten? Ja, ja, der Mensch ist ein soziales Thier!" Und er rieb sich über diese Entdeckung vergnügt die kleinen Hände.

Die Hausfrau hatte dem Ankömmling einen Blick des Entsetzens zugeworfen, während die übrigen sich über die Art und Weise desselben auf's höchste verblüfft zeigten.

Das schien jedoch den kleinen Mann durchaus nicht zu rühren. Er hatte seinen abgetragenen Ueberzieher bereits abgelegt und präsentirte sich nun, in dem Salon der Frau Hauptmann, in einem außerordentlich abgeschabten Hausrock von zweifelhafter Farbe, an dem mehrere Knöpfe fehlten, indeß die übrigen, die nur noch an einem Faden hingen, melancholisch ihrem nahen Falle entgegensahen.

Der Hauptmann faßte sich zuerst und stellte den Gliedern der Familie Wachtler Herrn Professor Wüst vor, medicinae Doctor, der ein naher Verwandter seiner lieben Frau sei. Diese senkte die Augen und zog die Mundwinkel tief herab, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie in Thränen ausgebrochen. Ach, ihr schlug doch alles zum Unglück aus, — mußte ihr Mann, der ewig Rücksichtslose, auch dieser Verwandtschaft vor dem General Erwähnung thun; sie fühlte sich höchst unglücklich. Wüst aber lachte ihr zu und rief:

„Ja, wir sind Geschwisterkinder und wir liefern den besten Beweis von dem Variiren der Nachkommenschaft; weder unser Aussehen, noch unser Charakter erinnert mehr an die gemeinsame Abstammung, dächte ich, wir haben uns bereits stark modifizirt, wir begegnen uns nur mehr in der einen Neigung zu dieser Kleinen da." Dabei hob er Valeriens Kopf in die Höhe und küßte sie auf die Stirn.

Die Frau Hauptmann ließ ein leises Aechzen hören. Der General warf sich in die Brust und machte sich noch strammer. „Sie sind nicht der Stadtdoktor?" fragte er dann kurz und barsch, als wenn er einen Delinquenten vor sich hätte.

„Ich habe nicht die Ehre," erwiderte der Gefragte.

„Ich glaube, ich habe schon von von Ihnen gehört. Sie sind in Lindau ansässig, — ist's nicht so?" fuhr der General in seinem Verhöre fort.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, ja."

„Und da kuriren Sie die Bauernlümmel?"

„Ganz recht, kurire die Bauernlümmel, bin deshalb einigermaßen an die Lümmelhaftigkeit gewöhnt." Und er lachte wieder, aber garnicht herausfordernd, sondern eher gemüthlich; und er rieb sich dabei die Hände, als ob ihn dies ganz außerordentlich freute.

Der General maß ihn von unten nach oben. „Sie scheinen viel zu lachen, Herr!"

„Jawohl, ich kann auch lachen, und das kann nicht jeder."

„Oho!"

„Sie können's nicht."

„Wer sagt Ihnen das? Herr."

„Ihr Zwerchfell ist einer solchen Anstrengung nicht mehr gewachsen."

„Was wissen Sie von meinem Zwerchfell?"

„Ich weiß, daß es durch starke Herabdrängung gelähmt ist und seine Elastizität verloren hat."

„Herr, das ist —"

„Das ist bei allen Emphysematikern der Fall," unterbrach ihn, wie beruhigend, der Professor, und zwar mit einer Unbefangenheit, die auf den Nichtbetheiligten höchst komisch wirkte.

„Sehen Sie, Ihre Lungenzellen sind widernatürlich erweitert und mit Luft gefüllt, infolge dieser Auftreibung sind die übrigen Organe herabgedrückt; Ihr Herz klopft Ihnen bereits im Magen."

„Herr, das ist eine unverschämte Behauptung," rief der General. „Sie werden mir das zu beweisen haben." Er wurde in seiner hastigen Entgegnung durch einen kurzen, trocknen Husten unterbrochen.

„Da haben Sie den Beweis," sagte der Professor trocken, fügte aber sogleich mit einem gutmüthigen Lächeln hinzu: „Verhalten Sie Sich nur hübsch ruhig, Herr General, und ärgern Sie Sich nicht über Ihr Emphysem, es thut Ihnen nichts, es ist ganz und gar ungefährlich."

„Ich habe kein Emphysem, ich verwahre mich dagegen," rief der General in einem sehr entschiedenen Ton; „meine Lunge ist von jeher eine der gesündesten gewesen."

„O, das will ich gern glauben, aber die Lunge ist ein Organ, welches durch die Lebensweise des Menschen ungeheuren Veränderungen unterliegt, überhaupt die ungeheuersten Modifikationen schon durchgemacht hat. Unsere Lunge ist ja nichts anderes, als eine modifizirte Schwimmblase; ich möchte deshalb behaupten, daß die Urzeuger des Menschen, daß unsere Urahnen Wasserthiere waren."

„Wüst, ich bitte dich!" wimmerte die Hausfrau, indem sich ihre Hände flehentlich gefaltet ihm entgegenstreckten.

Der General aber stieß seinen Säbel gegen den Boden und erwiderte in seinem hochmüthigsten Tone: „Möglich, daß das bei Ihren Urahnen der Fall war, die meinen kenne ich, das waren Wachtlers."

Der Professor schnitt ein Gesicht, aber ehe er etwas erwidern konnte, winkte ihm der Hauptmann mit den Augen zu, das unliebsame Thema abzubrechen, und sich an den General wendend, meinte er scherzend:

„Sie wissen ja, Herr General, was unsere Gelehrten für wunderliche, ketzerische Ansichten zu Tage fördern; nun, ich meine, wir hätten das Recht, darüber zu lachen, solange sie nichts als Hypothesen sind."

Hans trat jetzt rasch und geschickt in die Konversation ein. „Sagen Sie mir, Herr Professor, sind Sie mit dem Physiologen Wüst verwandt, oder wären Sie am Ende selbst derjenige, dessen unlängst veröffentlichtes Werk: ‚Ueber Darwin' so großes und gerechtes Aufsehen gemacht?"

„Sie haben es gelesen?" fragte etwas verwundert der kleine Mann.

„Nein," antwortete Hans, „noch nicht; aber ich habe viel darüber gehört, die Schrift hat einen Sturm der verschiedensten Meinungen entfesselt. Nicht nur in der Gelehrtenwelt, auch unter den Laien wurde erbittert für und gegen gekämpft, aber ich darf wohl sagen, die Unabhängigen, die Vorurtheilslosen und namentlich die Jugend war es, die sämmtlich sich für Wüst erklärt hatte."

Hans war jetzt nicht mehr verlegen, er sprach mit Wärme, und er schien der unzufriedenen Blicke seines Vaters nicht zu achten.

Der Professor betrachtete ihn mit Interesse. „Ja, die Jugend, das ist unser Hort und unsre Hoffnung," sagte er jetzt mit einem Ausdruck voll tiefinnerlicher Ueberzeugung. „Wohl dem, der für die Jugend schreibt und von ihr begrüßt und verstanden wird! Sie ist der Fortschritt, sie ist die Zukunft, ihr gehört die Erde, und es ist ein Glück, ihr Bildner zu sein und ihr Freund."

„Das ist Wüst im vollsten Sinn des Wortes," rief Hans. „Seine Schüler sind ihm enthusiastisch zugethan, sie haben seinen Abgang von der Universität wahrhaft bedauert, und sie sagen, sie hätten keinen Ersatz zu hoffen."

„Sie müssen sich an seinen Werken genügen lassen, vorausgesetzt, daß sie das Geld haben, sich diese anzuschaffen, und die Zeit, sie insgeheim und für sich zu studiren, denn an der Universität und in allen öffentlichen Bibliotheken sind seine Werke gradeso mit dem Interdikt belegt, wie er selbst."

„Wäre das möglich?!"

„Bei unserer Lehrfreiheit ist alles möglich," lachte der Professor.

Der General hatte sich schon wiederholt geräuspert, jetzt brach er los: „Sollte der Staat, sollten die Hochschulen etwa auch diesen Umstürzlern Thür und Thore öffnen, sollen Sie die Meuterei besolden? Ihre Aufgabe ist es, die anerkannten Wahrheiten zu erhalten und die Loyalität zu fördern, Punktum."

„Aber Onkel," mischte sich jetzt Valerie ein, die es verdroß, daß der General immer in demselben groben Ton fortfuhr; „lieber Onkel, du hast die Frage des Herrn Lieutenant noch immer nicht

beantwortet, aber ich halte es wirklich nicht für angezeigt, daß du dein Inkognito länger fortsetzest, und darum will ich es Ihnen nur gleich selbst verrathen, meine Herren: Professor Wüst, der gelehrte Anatom, der Vielgerühmte und — auch Vielgeschmähte, er steht hier vor Ihnen."

Die Wachtlers blickten erstaunt auf den kleinen, unscheinbaren Mann in dem schlichten Rock mit den abgerissenen Knöpfen. Hans ging auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen. „Wie freue ich mich, Herr Professor, Sie persönlich kennen zu lernen." Und als er bemerkte, wie dankbar und freundlich ihm Valerie zulächelte, fügte er mit erhöhter Wärme hinzu: „Ich würde es mir zur besonderen Ehre rechnen, weiterhin mit Ihnen verkehren zu dürfen."

„Schöne Ehre das!" knurrte der General in sich hin hinein. „Ein wegen Insubordination Bestrafter."

Man hörte dieses Brummen nicht. Ewald neigte sich dem Professor zu und sagte ihm gleichfalls einige Artigkeiten, vielleicht wollte er sich bei Valerien auch ein Lächeln verdienen. Der Hauptmann aber, der mit Vergnügen sah, daß Wüst von den beiden jungen Wachtlers für eine immerhin bedeutende Persönlichkeit angesehen wurde, schloß den kleinen Mann in seine langen, dünnen Arme und sagte dann mit möglichstem Affekt: „Er ist unser lieber, lieber Vetter, dieser berühmte Wüst!"

Selbst die Hausfrau lächelte versöhnt bei diesen Worten ihm zu. Hans sprach noch weiter von der Bedeutung seines Werkes, Wüst lehnte aber bescheiden weiteres Lob ab. „Mir fällt dabei nur ein geringes Verdienst zu," sagte er. „Ich bin nur der Interpret eines großen Mannes: Darwin ist unser Herr und Meister, der durch seine Geistesthat uns eine neue Welt erschlossen hat; wir tragen nun emsig die Steinchen herzu zu dem ungeheuren Werk, das er begonnen hat. Aber besuchen Sie mich einmal," fügte er freundlich gegen Hans gewendet hinzu, „Sie sollen mich bei der Arbeit sehen."

„O, ich komme gewiß, Professor."

„Sie werden finden, daß ich mir in Lindau ein ganz erträgliches Nest geschaffen; hab' auch ein paar Junge darin."

„Was hör' ich, Wüst? Du hättest? Ich will nicht hoffen...!" fuhr jetzt die Frau Hauptmann entsetzt in die Höhe.

„Ach, du glaubst, Thekla, ich hätte wirkliche Junge?" kicherte der Professor. „Na, das wäre garnicht übel, aber die meinen sind nur ausgeborgt, leider! Die Weibchen haben sich niemals um mich gerissen, mein Gefieder war nicht verlockend genug."

„Pfui! Wie kannst du nur so etwas sagen." Die Mama wies mit vorwurfsvollem Blick auf Valerie, die aber sehr ungenirt darüber lachte und dann, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, ausrief:

„Aber, Mama, da fällt mir ein, wir haben den Onkel auch noch garnicht besucht, und ich möchte so gerne einmal zu ihm, ich möchte ihn auch bei der Arbeit sehen, und dann möchte ich seine Häuslichkeit kennen lernen und auch seine Jungen!"

„Da haben wir's," stöhnte die Mama.

Hans beugte sich rasch und etwas unbeholfen gegen Valerie. „Mein Fräulein, da der Professor auch mich eingeladen hat, so könnten wir ja zusammen ..." Er brach kurz ab, er erröthete über seine Kühnheit.

Die Frau Hauptmann hatte die Gnade, über diese spontane Erklärung zu lächeln, aber sie entgegnete doch etwas geziert: „Ich muß vor allem selbst sehen, wie es bei meinem Cousin aussieht und was es für eine Bewandtniß mit den — mit den — nun ja (sie brachte das Wort nur mühsam heraus) — mit den Jungen hat."

„Ich mache den Vorschlag," rief jetzt der Hauptmann in seiner jovialen Weise, „daß wir alle zusammen diesen kleinen interessanten Mann in seinem Tuskulum besuchen; ich weiß, wir werden dir willkommen sein, Wüst?" Dieser verneigte sich. „Nun, was sagen Sie dazu, mein General, und Sie, meine Herren?" Er wandte sich der Reihe nach an sie.

„Mich laßt aus dem Spiele," brummte der General.

„Ich wäre sehr glücklich," versicherte Hans.

„Wenn die Damen dabei sind, könnte dieser Ausflug ganz charmant werden," meinte Ewald, „wir werden zugleich Lindau und Umgebung kennen lernen. Ich hole natürlich die Damen im Wagen ab."

„Warum nicht gar," unterbrach der Professor; „Sie werden doch nicht die langweilige Landstraße dahin fahren, einen Umweg von einer Stunde machen und überdies noch im Staube ersticken, indeß ein angenehmer Fußpfad erst dem Seeufer entlang und weiterhin durch den frischen, grünen Wald führt."

„Ja, ja, wir gehen durch den Wald," entschied Valerie, „und bei dir, Onkel, nehmen wir dann den Kaffee ein."

Die Mama warf ihr einen strafenden Blick zu. „Du hast noch gar keine Stimme, vorlautes Kind," sagte sie, „dem Herrn General sei die Entscheidung darüber anheimgestellt." Sie verneigte sich in schmeichelnder Liebenswürdigkeit vor diesem.

„Mir?" fragte dieser barsch. „Was geht es mich an, wenn Sie diesem Manne einen Besuch machen wollen? Was mich betrifft, versichere ich Sie, daß ich nicht halb so neugierig bin, als meine Söhne, und daß ich dem Herrn Professor für seine Einladung danke."

Trotz dieser kategorischen Erklärung folgte ein schmeichelndes Zureden von Herrn und Frau Tiefenbach, und Ewald fügte hinzu, daß er die Tante und Mama ebenfalls für diese Partie zu gewinnen suchen werde, und wenn Mama und die Gräfin dafür seien, könne Papa sich auch nicht länger weigern. Er suchte ihm auch zu beweisen, daß jedes Vergnügen nur halb sei, wenn er dabei fehle, und die Tiefenbachs betheuerten dies gleichfalls in der nachdrücklichsten Weise.

Aber der General grollte noch immer. „Ich kann keine Partien machen, ich kann nicht, ich habe ein Emphysem, fragen Sie nur den Professor da."

„Nun, Sie könnten immer im Wagen nachkommen, wenn Ihnen der Weg zu beschwerlich ist," meinte dieser gutmüthig.

„Ich im Wagen!" polterte der General. „Sie glauben also wirklich, Sie Mann der Gelehrsamkeit, daß es so weit mit mir ist? Haha! Ich werde Ihnen das Gegentheil beweisen. Ich werde Ihnen das Gegentheil beweisen; ich werde zu Ihnen kommen, zu Fuß! Hören Sie, Sie voreiliger Diagnostiker? Ich werde Sie in Ihrem Neste aufsuchen, ja, ich werde sogar die andern dahin führen, und ich werde euch allen voranmarschiren, hin und zurück, trotz meinem Emphysem!" Er schlug sich mit der Hand auf die Brust. Es dröhnte dumpf. „Lächerlich, höchst lächerlich! Wenn man einen so prächtigen, herausgewölbten Brustkasten hat, braucht man sich vor keinem Emphysem zu fürchten."

„Wir Mediziner kennen das, eine faßartige Auftreibung," schmunzelte der Doktor.

Glücklicherweise hörte dies niemand. Der General war aufgestanden und seine Söhne mit ihm. Sie empfahlen sich. Der Lärm, der dadurch entstand, deckte die gutgemeinte, aber unziemliche Aeußerung des Professors der vergleichenden Anatomie.

Die zweite Hälfte des Maimondes trug schon ganz das Gepräge des Sommers. Die Temperatur stieg ungewöhnlich hoch und die Vegetation begann, sich infolge dessen in ihrer vollen Schöne und Ueppigkeit zu entfalten. Für einen dieser schönen Nachmittage war die Partie nach Lindau verabredet worden. Frau von Tiefenbach hatte mit ihrer Tochter der Frau Baronin ihre Visite gemacht und war sehr liebenswürdig aufgenommen worden. Die Frau Generalin war sodann mit ihnen zur Gräfin Brandis gefahren, um sie dort vorzustellen. Daselbst trafen sie Ewald an, der seine Tante soeben mit der Beschreibung des kleinen Professors unterhalten hatte. Die Idee, ihm einen Besuch abzustatten und ihn bei seinen Arbeiten zu überraschen, hatte sogleich ihren höchsten Beifall gefunden. Die Gräfin war noch immer eine sehr lebhafte Person, die für alles Interesse zeigte; sie war, da sie immer in einer Großstadt gelebt, weder kleinlich noch prüde. Sie hatte überdies von dem Professor und seinem Werke gehört; auch der Konflikt, in den er gerathen und der seine Entlassung zur Folge hatte, war ihr nicht fremd geblieben, und sie war nun förmlich ungeduldig, den Mann persönlich kennen zu lernen. Sie schlug vor, die Zusammenkunft aller Betheiligten müsse bei ihr stattfinden; unmittelbar nach dem Diner, das sie für diesen Tag schon für zwei Uhr bestellen werde, und sie würden dann gemeinschaftlich ihre Wanderung durch den Wald antreten.

„Wären Sie nicht auch damit einverstanden, Frau Gräfin, daß wir den Kaffee bei meinem Onkel nehmen?" fragte Valerie, die sich sogleich zur Gräfin hingezogen fühlte und sie bereits als eine Bundesgenossin betrachtete.

„Gewiß," sagte die Gräfin, „das wird ja reizend."

„Ich fürchte nur — es wäre mir schrecklich, wenn —" ließ sich die Frau Hauptmann in ihrer kläglichen Weise vernehmen.

„Fürchten Sie garnichts," fiel die Gräfin munter ein. „Wenn wir auch den Professor mit unserem Damenbesuch ein wenig in Verlegenheit bringen, so wird mich das nur noch mehr amüsiren. Johanne muß auch mit, gewiß, sie muß auch dabei sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Hradschin in Prag. (Seite 59.)

Verfehlter Beruf. (Seite 59.)

Kraft und Leben im Kleinsten der „todten“ Materie.

Ein bezeichnendes Merkmal unsrer Zeit ist die Aufmerksamkeit, die dem Einzelnen, dem Kleinen gewidmet wird im Gegensatz zu früheren Geschichtsepochen, da man sich wesentlich mit den Massenerscheinungen und deren Wirkungen beschäftigte. Abhandlungen über Volksreichthum und Völkerglück sehen wir nur mehr als bloßes Phrasenthum an und verlangen dafür zu wissen, was denn das einzelne Individuum besitze und genieße von der ganzen Summe der vorhandenen Güter! Und wie es mit der Zufriedenheit jedweden Bürgers stehe! Dadurch beginnt die geschichtliche Entwicklung ein andres Aussehen zu gewinnen, sich ganz andre Zwecke und Ziele zu setzen.

In der exakten Wissenschaft sind durch die auf das nach unsern Begriffen Kleine und Kleinste gerichteten Forschungen bereits so große Resultate erreicht, soviel neues ist enthüllt worden, daß über dem dadurch hervorgerufnen Staunen nur zu leicht ein Uebersehen der vielen uns in derselben Folge aufgegebnen neuen Räthsel bewirkt wird. Gilt das schon für die kleinsten Formgebilde der Pflanzen und Thiere, die Zellen, über welche uns mit Hilfe des Mikroskops so überraschende Aufschlüsse geworden sind, so noch mehr für die kleinsten Theilchen aller Körper, die Moleküle und Atome der Physiker und Chemiker: Vieles wissen sie uns davon mit Sicherheit zu sagen, sehr vieles andre aber ist noch durchaus problematisch.

Für den Laien ist schon der Begriff des Moleküls ein keineswegs so selbstverständlicher, als man nach dem häufigen Gebrauch desselben in populären Schriften versucht sein könnte anzunehmen. Die Zelle ist durch das Mikroskop für jedes Auge noch sichtbar zu machen, ein Molekül und Atom aber hat noch niemand gesehen: wir sind zu deren Annahme nur durch Schlüsse aus dem Verhalten der Körper gezwungen.

Um die Möglichkeit einzusehen, daß die Körper sich aus Molekülen, das heißt denkbar kleinsten, aber doch materiellen, in gewissem Maße selbständigen und mit ihnen eignen Bewegungen und Kräften ausgestatteten Theilchen zusammensetzen können, müssen wir davon ausgehen, daß unsre Sinneswahrnehmungen — obschon sie unsre einzige Erkenntnißquelle bilden — uns immerhin nur relative Erkenntnisse verschaffen können, das heißt, daß der einzelne Sinn uns noch nicht die Gewißheit des körperlichen Vorhandenseins der durch ihn gemachten Wahrnehmung gibt, sondern daß dieselbe nur der Eindruck des beobachteten Gegenstandes auf den Sinn ist. Was wir Grün oder Roth, Kälte oder Wärme, Ton oder Harmonie nennen, ist nichts Gegenständliches, sondern nur Wirkung eines Gegenstandes auf eins unsrer Sinnesorgane. Indem wir ein Objekt unter verschiedenen Verhältnissen oder mit Hilfe der verschiedenen Sinne studiren, gelangen wir erst dazu, Schein von Wahrheit zu unterscheiden.

Wir können täglich die Erfahrung machen, daß Gegenstände, die wir nach dem ersten Ansehen als einheitliches Ganze betrachten, sich bei genauerem Erforschen in eine Menge zusammengehöriger Einzeldinge auflösen. So sind die schon seit langer Zeit am Sternhimmel beobachteten Nebelflecken mit Hilfe verbesserter Instrumente in Systeme getrennter Weltkörper aufgelöst worden. Einen sich in der Luft nähernden dunklen Klumpen erkennen wir schließlich als Vogelschwarm; eine, von fern betrachtet, grüne Fläche erweist sich in der Nähe als eine Unsumme einzelner Grashalme einer Wiese. Daß die Theilbarkeit, oder was dasselbe ist, die Zusammengesetztheit ganz ungeheuer die Wahrnehmungsgrenzen unsrer unbewaffneten Sinneswerkzeuge überschreiten kann, sehen wir zum Beispiel daran, daß in einem Kubikmillimeter Blut etwa eine Million von Bluttheilchen enthalten ist, ein Kubikzoll Tripel oder Polirschiefer gar aus den Resten, den Kieselpanzern von etwa vierzigtausend millionen Infusorien besteht. Wenn wir uns nun auch der Vorstellung von der Möglichkeit ungeheuer kleiner Massentheilchen durch die Kenntniß solcher Theilbarkeit nähern, so verstehen wir doch immer noch nicht, wie alle Körper aus solchen Molekülen bestehen, das heißt sie immer und nothwendigerweise schon als Einzelkörperchen, getrennt, enthalten müssen! Die Zusammenhangsfähigkeit, die Festigkeit gleichartiger Körper scheint dieser Möglichkeit entgegenzustehen; ebenso wie die Forderung, daß wir uns die Moleküle noch stets mit Bewegung begabt, Schwingungen im engsten Raume ausführend denken sollen, auch naturgemäß den Einwand hervorrufen muß, daß man doch nur Massenbewegung und deren Wirkung zu beobachten im Stande sei.

Unsre einheitlich wirkenden Muskeln als eine Anhäufung von innerhalb gewisser Grenzen selbständigen Zellen wahrzunehmen bedurfte es schon der Hilfe des Mikroskops. Daß eine solche Zelle wiederum noch aus einer festeren Hülle und einem flüssigeren Kern bestehe, daß Stoffe ein- und austreten, daß sie noch aus verschiednen Elementen zusammengesetzt seien, erscheint uns glaublich, auch wenn wir es nicht sehen, solange wir sie uns als Theile eines lebenden Organismus denken, — daß aber die Moleküle der Zelle noch leben, d. h. sich bewegen und Kräfte aufnehmen und abgeben, wenn kein sogenanntes organisches Leben mehr diese Grundform eines organisirten Körpers „beseelt“, diese Behauptung muß besonders gerechtfertigt werden.

Den Beweis für die Unmöglichkeit des mechanischen Perpetuum mobile werden die meisten Leute, die sich einigermaßen mit Naturwissenschaften beschäftigt haben, dem Physiker gern erlassen; viel auffallender aber muß es erscheinen, wenn man behauptet, daß eigentlich jedes Ding ein Perpetuum mobile sei! Und doch ist dem so, wenn jeder Körper, ein ohne sichtbare Bewegung vor uns stehender Liter Luft, ein Stück Eisen oder Eis aus einer Unmasse von Molekülen besteht, die innerhalb sehr kleiner Räume in beständiger Bewegung begriffen sind, einer Bewegung, die wir herausziehen, übertragen und dann schließlich in veränderter Form sichtbar machen können.

Zur Annahme von Molekülen, die mit ungemein kleinen Zwischenräumen unter einander alle Körper zusammensetzen, nöthigen uns eine Reihe von Thatsachen. Die Möglichkeit, Körper durch Druck zu verdichten, spricht für diese Theorie. Die meisten Gase lassen sich so zusammenpressen, daß sie flüssig, viele sogar fest werden; ebenso lassen sich Flüssigkeiten durch Druck zu starren Körpern verdichten; auch die uns als am gleichmäßigsten fest bekannten Körper, die Metalle, nehmen durch Hämmern eine größere Dichte an, was nicht möglich wäre, wenn keine Zwischenräume zwischen den kleinsten Theilchen vorhanden wären. Ebenso ist bekannt, daß flüssige Körper andre ohne Raumvergrößerung in sich aufnehmen können. Das geschieht zum Beispiel bei Auflösung von Salzen in Wasser oder einer andern Flüssigkeit, wobei der Raum der Lösung zumeist kleiner ist als der, den beide Theile vorher einnehmen. Starre Körper, wie z. B. Steine, nehmen Wasser, Oele ohne Raumveränderung in sich auf. Mittels starken Drucks kann man einen Luftstrom durch einen Stein treiben, so daß er ein hinter demselben stehendes Licht verlöscht. Während es zwar für alle Metalle ein Maximum der Dichte gibt, die wir durch Hämmern erreichen können, beweist doch die Thatsache, daß wenn Wasser unter hohem Druck in eine hohle Metallkugel gepreßt wird, diese sich an der Außenfläche mit einem Hauch von Wasserkügelchen beschlägt, daß diese Dichte nicht in einem absoluten Aneinanderliegen der Massentheilchen bestehen kann.

Außer der Nothwendigkeit ihres Daseins wissen wir über die Natur der Moleküle durchaus nichts zu sagen; weder über ihre Größe, oder die Anzahl, die in einem Kubikmillimeter enthalten ist, noch über ihre Farbe oder Form, — denn daß sie in Krystallen gleichsam als deren Grundformen scharfkantig, in Flüssigkeiten rund sein müßten, sind willkürliche Annahmen. Die Ausdrücke Molekül und Atom finden wir häufig als ganz gleichbedeutend gebraucht; dem gegenüber sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß dieselben neuerdings in getrennter Bedeutung gebraucht werden. Der Chemiker betrachtet das Molekül als einen immer noch zusammengesetzten Körper, nämlich als das auf mechanischem Wege herstellbare kleinste Theilchen, welches aber immer noch aus mehreren chemischen Stoffen bestehen kann; so enthält z. B. jedes Molekül Salzsäure einen Theil Wasserstoff und einen Theil Chlor. Diese in einer chemischen Verbindung vorhandnen kleinsten Theile nennt der Chemiker Atome, im Gegensatz zu den kleinsten frei vorkommenden, die er als Moleküle bezeichnet. Ob diese Anschauung der Wirklichkeit entspricht, ist keineswegs erwiesen, die Unterscheidung findet mehr einem System und der Aufstellung der sogenannten typischen Formeln zuliebe statt.

Es muß sich nun naturgemäß die Frage aufdrängen, wie bei der Annahme von Molekülen denn die Cohäsion, oder der Zusammenhalt der Körper, der Widerstand gegen das Eindringen fremder Massen, die Festigkeit, zu erklären sein? Man schrieb früher jedem Molekül den Besitz zweier ureigner Kräfte zu, einer anziehenden und einer abstoßenden. Nachdem aber die Anziehung im Großen sich als unhaltbar erwiesen hat, liegt kein besonderer

Grund vor, sie im Kleinen zu retten. Man könnte vermuthen, daß die Cohäsion eine Folge des durch die kosmische (strahlende) Wärmebewegung hervorgebrachten Druckes sei: das Wie? aber wäre erst noch klar zu ergründen! Die abstoßende Molekularkraft hingegen sollte nach jener Anschauung die Ursache sein sowohl dafür, daß die Moleküle sich nicht berühren, als auch für den Widerstand einer Masse gegen das Eindringen einer andern.

Und da doch eine Kraft nicht ohne Vermittlung eines Stoffes wirken kann, mußte man — eine Hypothese durch eine zweite vermeintlich stützend — die Moleküle in einer Wärmehülle schwimmen lassen. Das ging aber nur an, solange man die Wärme selbst für einen Stoff hielt. Die darauf an die Stelle gesetzten Aetherhüllen konnten ebenso wenig zu einer die Vernunft befriedigenden Anschauung helfen; da wir einen besondren, Aether zu nennenden Stoff bisher noch auf keine Weise haben nachweisen können, ist eine zurückstoßende Eigenschaft desselben gegen angeblich sich anziehende dichtere Körper durchaus nicht zu begreifen.

Man nennt die Cohäsion eine Kraft; als solche müßte sie durch Bewegung entstehen und gleichfalls auch Bewegung veranlassen können. Wir sehen aber sowohl Vermehrung der Cohäsion innerhalb gewisser Grenzen, als auch Verminderung durch Einwirkung von Bewegung auftreten. Das ausgeglühte Stück Silber wird durch den Stoß des Prägestempels hart (d. h. erhält vermehrte Cohäsion) und warm und setzt als geprägte Münze der Abnutzung einen größern Widerstand entgegen, als wenn sie gegossen wäre. Ein ähnlicher Vorgang findet beim Einrammen von Pfählen in den Erdboden statt. Ein Theil der Bewegung des Rammbärs wird als solche auf den Pfahl übertragen und von diesem als Wärme auf den widerstrebenden Erdboden, zugleich erhält derselbe größere Cohäsion. Es ist aber nicht einzusehen, wie in beiden Fällen die Cohäsion wieder in Bewegung umgesetzt werden könne! Ob nicht die auftretende Wärme das einzige Aequivalent für die Bewegung sei, ist experimentell nicht nachzuweisen. Wie aber der Zusammenhang von Cohäsion und Bewegung zu verstehen sei angesichts der Thatsache, daß ein Eisenstab durch Hämmern erst dichter und fester, durch lange Fortsetzung desselben oder wenn er häufige Stöße erfährt, wie bei Wagenaxen, aber erhebliche Strukturveränderungen erleidet und ganz spröde wird, darüber lassen sich nur Vermuthungen anstellen.

Im Gegensatz dazu sehen wir eine Vermehrung der Cohäsion bei gleichzeitigem Austritt von Wärmebewegung beim Erstarren flüssiger Körper (dem Gefrieren von Wasser, beim Festwerden geschmolzner Metalle), sowie beim Flüssigwerden von Gasen. Diese Cohäsion wird durch Zuführung von Wärme beim Schmelzen und Vergasen zum Theil wieder vernichtet. Manche Körper aber, z. B. Glas, sind bei gewöhnlicher Temperatur am sprödesten, bei Zuführung von Wärme werden sie fester, cohärenter und erst bei höheren Temperaturgraden, dem Schmelzpunkt näher, nimmt ihre Cohäsion wieder ab.

Vielleicht also ist die Cohäsion nur bedingt durch eine bestimmte Art oder einen bestimmten Grad der Molekularbewegung? L. Mann stellt in seinen „Bemerkungen zur Bewegungslehre" die Behauptung auf, daß ein Körper ohne Bewegung gar keinen Widerstand leisten könne, was durch den Versuch nicht erweisbar ist, da Stoff und Bewegung untrennbar sind; ferner aber behauptet er, gestützt auf diese letztere Thatsache, daß die Wirkung von Kräften auf bewegte Massen immer entweder eine Aenderung der Geschwindigkeit oder der Bewegungsrichtung bezwecke. Unter der Voraussetzung, daß eine ewige Bewegung der Moleküle stattfindet, die als in sich zurückkehrende nach allen Seiten gerichtet sein kann, läßt sich diese Anschauung auch auf die Cohäsion anwenden. Es würde nach dieser Hypothese die Cohäsion, der Widerstand eines Körpers gegen Formveränderung, nichts andres sein als die Summe der Stöße der von einem bewegten Körper getroffnen Moleküle gegen denselben in entgegengesetzter Bewegungsrichtung.

Man sieht, daß die uns so geläufige Thatsache der Cohäsion noch sehr viel Räthselhaftes einschließt. Was wir wissen, läßt sich kurz dahin zusammenfassen. Die Cohäsion besteht zwar nicht in unmittelbarer Berührung der Moleküle, äußert sich aber nur auf die denkbar kleinsten Entfernungen. Beispiele dafür sind: das feste Zusammenhaften zweier sehr genau eben geschliffner Glasplatten; ferner das Zusammenschmelzen von Körpern, das Löthen, Kitten, Leimen. Ebenso scheint die Cohäsion die Ursache der Kapillarität (des Aufsteigens von Flüssigkeiten in Haarröhrchen) zu sein. Vermehrung der Cohäsion kann durch Massenbewegung (Hämmern) hervorgebracht werden. Im allgemeinen ist Zunahme von Cohäsion mit Freiwerden von Bewegung (Wärme) verbunden und dieselbe wird verbraucht um Cohäsion aufzuheben. Aus Cohäsion können wir keine Bewegung erzeugen, dagegen ist sie die Bedingung, um Massenbewegung übertragen zu können. Vielen Metallen ist ein hoher Härtegrad und ein hoher Schmelzpunkt gleichzeitig eigen, jedoch ist diese Uebereinstimmung nicht beständig. Stahl ist härter und schmilzt leichter als Eisen. Von den Mineralien ist der Diamant der härteste und schwerst schmelzbare Körper, aber Granit ist härter wie Quarz, wenn schon er leichter schmilzt.

Ein absolutes Maß für Cohäsion können wir nicht gewinnen, solange wir nicht im Stande sind, sie ganz und völlig in eine meßbare Bewegung überzuführen. Das ist aber unmöglich, da selbst die Gasarten, die am wenigsten cohärenten Körper, immer noch erhebliche Cohäsion besitzen, die so ungemein dünne Weltathmosphäre sogar noch immer genügende, um in rascher Bewegung befindliche Weltkörper, wie zum Beispiel den Biela'schen Kometen, durch ihren Widerstand zertheilen zu können. Zu praktischen Zwecken hat man die Festigkeit einer großen Zahl von Körpern, die in der Maschinenbautechnik und Architektur Verwendung finden, durch Versuche bestimmt. Der wissenschaftliche Werth der gewonnenen Resultate ist jedoch wenig erheblich, insofern man unter Festigkeit von Körpern nur Cohäsion gegen mechanische Angriffe unter besondren Bedingungen versteht, die bei den erwähnten Versuchen den Nutzen für die interessirten Gewerbe im Auge haben; allenfalls gewinnt man eine Vorstellung des Verhältnisses der Festigkeit von verschiednen Materialien untereinander. Man unterscheidet hierbei die Festigkeit nach viererlei Hinsicht. Zunächst, absolute Festigkeit wird bezeichnet durch die Zahl von Kilogrammen, durch welche die Querschnittseinheit (man nimmt als solche einen Quadratcentimeter) eines Körpers von regelmäßiger Form auf Zug in Anspruch genommen werden kann, so daß gerade ein Zerreißen stattfindet. Unter relativer Festigkeit dagegen versteht man die Belastung in Kilogramm für einen Quadratcentimeter eines regelmäßig geformten Körpers, welche gerade ein Zerbrechen bewirkt; dabei ist vorausgesetzt, daß der Körper an beiden Enden unterstützt und die Last in der Mitte aufgelegt wird. Unter rückwirkender Festigkeit ferner ist das Gewicht zu verstehen, welches nöthig ist, um einen Körper zu zerdrücken. Endlich Torsions- oder Drehungsfestigkeit ist die Grenzzahl in Kilogramm an Kraft, welche bei Körpern, die an einem Ende befestigt sind, ein Zerdrehen bewirkt.

(Schluß folgt.)

Der „Schadchen".

Eine Skizze aus dem jüdischen Leben.

Wie Abraham seinen Knecht Elieser aussandte, um für seinen Sohn Isaak unter den Töchtern seines Geburtslandes eine Frau zu suchen, so wandte und wendet sich der jüdische Familienvater, der seine heirathsfähige Tochter unter die Haube bringen will, wenn sich sonst nicht unvermittelt ein Bewerber findet, an einen Mann, der vermöge seiner ausgebreiteten Kundschaft in der Lage ist, ihm eine passende Parthie für seine Tochter in Vorschlag zu bringen. Konvenirt der so gemachte Vorschlag, so werden alsbald Anstalten zur Vermählung der Brautleute getroffen und das Geschäft ist gemacht. Im andern Falle versieht der Unterhändler seinen Klienten solange mit desfallsigen Anträgen, bis sich ein Bewerber findet, der alle gewünschten Eigenschaften in sich vereinigt und Gunst in den Augen seiner zukünftigen Donna, oder richtiger in denen seiner Schwiegereltern, findet.

Der solchergestalt Beauftragte und in dieser Aktion die Rolle des Zwischenträgers, des Ehestifters Spielende, der sogenannte

„Schadchen" ist es, den wir heute in flüchtiger Skizzirung unsern Lesern vorführen wollen.

Die Institution des „Schadchenthums" ist eine uralte. Ohne Ansehen der als „Schadchen" dienenden Person, gibt es kein Volk, welches sich nicht ihrer bei Eheschließungen bedient hätte, sei es nun, daß der vermittelnde Theil eine anverwandte oder fremde Person war. Die Juden jedoch haben in ihrer alles von der praktischen Seite anschauenden Weise auch diese so überaus poesiereiche Beschäftigung zu einem Erwerbszweige ausgebildet und zu einem Geschäft erniedrigt, dem indessen auch heute noch nicht alle Poesie geraubt ist.

Betrachten wir den „Schadchen" in der Ausübung seines Berufes.

In einem gewissen, ziemlich fest umgrenzten Umkreise ist er offizieller Heirathsvermittler und Ehestifter der gesammten jüdischen Bevölkerung. In diesem Kreise ist er bekannt, wie ein „bunter Hund", wie er selbst alles kennt, was ihm eine Anwartschaft auf sein Eingreifen entweder gibt oder geben könnte. Er kennt die Verhältnisse der resp. Familien besser, als sie die Inquisition von ihren Opfern jemals gekannt hat, und er weiß ganz genau, wenn irgend eine Umgestaltung in den Vermögenslagen seiner Klienten eintritt, selbst wo dies gewöhnlichen Menschenaugen noch verschlossen ist. Er hat keine Agenten, keine Helfershelfer, wenigstens keine, deren er sich stetig bediente; er ist überall selbst, bald an diesem, bald an jenem Orte. Er ist überall gern gesehen, theils weil er immer Neuigkeiten und Ueberraschungen in petto hat, theils weil man es um jeden Preis vermeiden will, vor ihm in einem ungünstigen Lichte zu erscheinen, denn wer wäre einflußreich genug, um vor der üblen Nachrede eines „Schadchens" sicher zu sein, und welcher Familienvater dürfte es wagen, den Zorn und Trotz des Allmächtigen herauszufordern!

Indessen unterscheidet man auch hier den anständigen, den „feinen" Schadchen, von dem gewöhnlichen „Lauf"-Schadchen, wie man ihn namentlich in den größeren Gemeinden Polens und Rußlands zu Dutzenden und in den mannigfachsten Gestalten antrifft. Der letztere zeichnet sich namentlich durch eine körperlich wie geistig gleich bewundernswerthe Beweglichkeit und Biegsamkeit aus; durch seinen reporterhaften Beruf, seine Eigenschaft, in alles und jedes seine Nase zu stecken, immer seine Heirathsprojekte im Auge, immer sondirend, aushorchend, ermunternd, zieht er den Spott der Gemeinde auf sich, macht er sich zum Hofnarren der gesammten Judenschaft, die ihn zwar verachtet, aber nicht entbehren kann. Da er sich beständig auf der Landstraße umhertreibt, von einem Haus in's andere geht und nirgends Ruhe findet, so ist auch seine äußere Physiognomie eine entsprechend reduzirte und schadhafte, woher es denn kommt, daß man auch andere Leute, die sich eines ähnliches defekten Aussehens erfreuen, kurzweg mit dem Epitheton „Schadchen" zu belegen pflegt, eine Auszeichnung, die mit dem ebenso charakteristischen „Schlemihl" auf gleicher Rangstufe steht.

Der „feine" Schadchen unterscheidet sich von dem Schadchen niederen Ranges zunächst dadurch, daß er sich nur mit größeren, einträglicheren Geschäften befaßt. Er vermittelt nur „Parthieen" zwischen wohlhabenden Leuten, genießt darum auch ein größeres Ansehen und besitzt nicht selten ein beträchtliches Vermögen. Häufig betreibt er das „Schadchenen" nur als Nebenberuf, er ist in vielen Fällen Gemeindebeamter, Vorbeter, Schachter, Rabbiner oder dergleichen und betrachtet dasselbe gewissermaßen als Ehrensache, als ein religiöses Verdienst, dessen ihm in einem besseren Leben gedacht wird. Es entspringt diese Anschauung aus der rabbinischen Auffassung, die dem Juden die Mitwirkung an dem Zustandekommen einer Ehe in jeder Form, sei es durch Ausstattung der Bräute, durch Theilnahme an den Hochzeitsfeierlichkeiten oder sonstige Betheiligung zur Pflicht macht, eine Pflicht, die indeß den Schadchen nicht verhindert, sich für seine Mühewaltung anständig honoriren zu lassen, was man ihm umsoweniger zur Last legen kann, als ihm zumeist durch Hin- und Herreisen, durch zeitraubende Schreibereien u. s. w. nicht unbedeutende Ausgaben verursacht werden.

Hat der Schadchen entweder direkt Auftrag bekommen, seine Vermittelung eintreten zu lassen, oder aber hat er sonst irgendwo Wind bekommen, daß für ihn ein „Geschäft" zu machen, so läßt er zunächst seine Klienten vor seinem inneren Auge Revue passiren, sondirt genau das beiderseitige Terrain und macht sodann seine resp. Vorschläge. Konvenirt einer der Vorgeschlagenen, was in der Regel nicht ohne vorhergegangene umsichtige Erkundigungen und Nachforschungen von beiden Seiten der Fall zu sein pflegt, und ist über den Kardinalpunkt, die Geldfrage, eine Einigung hergestellt worden, so wird eine Zusammenkunft der „jungen Leute" veranstaltet, in der Weise, daß der künftige Bräutigam in Begleitung des Schadchens seinen offiziellen Besuch macht und sich seiner Schwiegereltern und seiner Braut feierlich präsentirt. Sind beide Theile mit dieser Vorstellung zufrieden, so resolvirt man sich kurz: man veranstaltet die Feier der Verlobung, macht Hochzeit und die Sache ist erledigt. Das ist der gewöhnliche Gang, der nur dann eine Aenderung erleidet, wenn, was freilich nicht selten ist, die Angaben des Schadchens hinsichtlich der materiellen Verhältnisse eines der Betheiligten sich hinterher als eitel Dunst und Uebertreibung herausstellen. Dann sind allerdings noch vielfache Schwierigkeiten zu überwinden, Kompromisse zu schließen, neue Versprechungen zu machen, neue Vorzüge zu erfinden und neue Fehler zu bemänteln — alles Schwierigkeiten, an denen das Talent des „gewiegten" Schadchens niemals zu Schanden wird. Eine ernstere Schwierigkeit aber entsteht für den Schadchen, wenn nach vollzogener Trauung die Eltern der Braut oder des Bräutigams sich weigern, den bedungenen Preis an ihn zu zahlen, oder wenn Ansprüche an dieselben herantreten, die sie nicht erfüllen zu sollen glauben. Dann muß häufig die richterliche Entscheidung angerufen werden, die dann ähnlichem Streite ein Ziel setzt. Schreiber dieses erinnert sich eines Falles, wo dem Sohne eines bekannten jüdischen Gelehrten von mehreren Seiten Vorschläge zu einer sehr reichen „Parthie" gemacht wurden, die sich sonderbarerweise alle auf dieselbe Person vereinigten. Als das Geschäft zu Stande kam, machte ein ganzes Heer von Vermittlern seinen Anspruch auf Honorirung geltend und wurde klagbar, als ihm dieselbe verweigert wurde. Die Sache machte damals gerechtes Aufsehen, es ist uns aber nicht erinnerlich, wie die Entscheidung des Gerichtes gelautet hat.

Wenn man vielfach der Meinung ist, daß die aus so äußerlichen Einflüssen resultirenden Ehen kaum jemals die Bedingungen einer glücklichen Ehe erfüllen könnten, so ist das in gewissem Sinne richtig, insofern man sich auf den radikalen Standpunkt stellt und das leider auch anderwärts selten anzutreffende Glück in der Ehe im Sinne hat. In der That sind die Ehen unter den Juden, namentlich in den von der Kultur noch nicht beleckten Gegenden, wo die Ausbrüche der rohen Natur durch keine konventionellen Schranken gehemmt werden, selten vollkommen glücklich, aber auch ebenso selten vollkommen unglücklich. Der Jude ist eben ein viel zu praktischer Kopf, als daß er irgend welche Anlage und Neigung zur Schwärmerei haben sollte, er ist aber auch zu wenig störrisch und eigenwillig, um sich nicht den Launen einer herrschsüchtigen oder koquetten Frau zu fügen. Daß die Ehescheidungen unter den Juden Deutschlands verhältnißmäßig äußerst selten sind, ist eine statistisch nachweisbare Erscheinung, wie es auch andererseits feststeht, daß die Zahl der unverheiratheten Jungfrauen unter den Juden eine überaus geringe ist. Daß die Verhältnisse in den unzivilisirten Distrikten Polens und Rußlands anders liegen, wie hier, ist weniger eine Folge der individuellen, als der sozialen Verhältnisse. Dort ist es allerdings eine gewohnte Erscheinung, daß der Mann nach mehrmonatlicher oder mehrjähriger Ehe plötzlich ausspannt und sich heimlich aus dem Staube macht, um in fernen Gegenden dasselbe Schauspiel von neuem zu wiederholen. Wie anders ist hier aber auch die Art der Verheirathung selbst! Ist schon bei uns das gegenseitige Gefallen der Brautleute nicht gerade Hauptsache, das „Finden des Herzens zum Herzen" nur selten bemerkbar, so hat man dort gar keine Ahnung davon, daß die Ehe noch einen anderen Zweck haben könne, als die Erhaltung der Art und die Erfüllung eines religiösen und sinnlichen Gebotes. Wie leichtsinnig und thöricht häufig die heterogensten Elemente zusammengethan werden, einzig mit Rücksicht auf die materiellen Interessen und äußeres Ansehen, dazu in einem Alter, das von selbst jede selbständige Regung des Gefühls ausschließt, davon haben wir gar keine Vorstellung. Was Wunder, wenn nach gewonnener Einsicht die lose zusammengekitteten Gegensätze aufeinanderplatzen, die Verhältnisse unerträgliche werden und die Trennung über kurz oder lang in Szene gesetzt wird! —

H. C.

Modernes Leben.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Weltzufriedenen.

I. Haute finance.

(Schluß.)

„Die Geschichte ist nicht übel," meinte der Produktenhändler lachend, „und sie ist auch wohl Ihnen unbekannt gewesen?" wandte er sich an den Oelfabrikherrn, der bei der Erzählung unseres gemeinschaftlichen Freundes hin und wieder etwas blasirt gelächelt hatte.

„Unbekannt — ja!" erwiderte dieser. „Aber sie ist mir viel zu harmlos! Wer den Koppel Baruch Lausitzer, den Herrn Geheimen Kommissionsrath, kennt, wie ich ihn kenne, dem thut es ordentlich weh, den Mann einmal als den Helden einer gewissermaßen gemüthlichen, verhältnißmäßig kindunschuldigen Geschichte schildern zu hören."

„Sie ist," fügte ich hinzu, „so sehr sie mich amüsirt hat, auch wohl keine Beantwortung meiner Frage. Ich wollte wissen, auf welche Weise der Herr Geheimrath dort, der — da sehen Sie! — nach den Strapazen seines Nachtessens eines wohlthätigen Schläfchens genießt, so rasch reich und immer reicher werden konnte. Ich möchte das Geheimniß gern der ganzen Welt verrathen, damit dereinst alle Menschen Millionäre werden können."

„Auch 'ne Lösung der sozialen Frage," lachte der Oelfabrikant.

„Ein gut' Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen," sagte beinahe salbungsvoll unser Banquier a. D. mit einem Blick auf den selig schmunzelnden Schläfer in der Nische. „Nun, wenn Sie hören wollen, wie Jacques Lausitzer zu seinen Millionen gekommen ist, so kann ich Ihnen auch das erzählen. Warum sollte ich ihn aber nicht zuerst in seiner Naivetät, seiner kleinen Eitelkeit, seiner — glücklichen — Bornirtheit zeigen, welche ihn, während er eine kolossale Dummheit begeht, doch grade das richtige Mittel zu seinem Zwecke ertappen läßt? Beim Geldverdienen hört Lausitzers Naivetät völlig auf, darin ist er groß — da beherrschen nicht die Umstände ihn, sondern er beherrscht die Umstände."

„Nun denn, so werden Sie jetzt dem Manne gerecht; lassen Sie den kleinen Lausitzer schlafen und schildern Sie uns den großen."

„Entsinnen Sie Sich noch, W.," fragte unser Senior den Produktenhändler, „jener Zeit, als Lausitzer an die Börse kam? Nun, es war kurz vor 1870. Damals lief die berliner Börse grade der frankfurter und hamburger den Rang ab. Fremde Fonds überschwemmten den einheimischen Geldmarkt, aus dem bis dahin großentheils noch soliden Börsengeschäft entwickelte sich rasch das unsolideste Börsenspiel und der Schwindel wurde eine internationale Macht."

„Debutirte Lausitzer nicht mit Türken an der Börse?" fragte W.

„Ganz richtig. Und den Türken folgten die ärgsten aller Spielpapiere; die Lombarden, das sind die Aktien der österreichischen Südbahn, sowie die der französisch-österreichischen Staatsbahn — die Franzosen. Lausitzer zeigte sich als der geborene Jobber — Sie brauchen mich garnicht so verschmitzt anzulächeln, lieber Freund," wandte sich der Exbanquier an mich, „ich war zwar beinahe ein Vierteljahrhundert lang Börsianer, aber nie im Leben Jobber, denn Jobber heißt mit Recht nur der, welcher nicht ernstlich mit Effekten handelt, sondern durch Scheinkäufe oder Scheinverkäufe um die Kursdifferenzen Hazard spielt. Und dieses Hazardspielen verstand unser Mann ganz ausgezeichnet. Dabei leistete er verschiedenen großen Bankhäusern so eine Art Schlepperdienst. Wenn irgendein recht faules Papier dem Publikum angeschmiert werden sollte, war Lausitzer immer unter den ersten Käufern, und zwar kaufte er an den Tagen der Einführung des betreffenden Effekts dasselbe in verschiedenen Partien und stets sehr geräuschvoll. Im Momente z. B., als Alabama-Chattanaoga-Eisenbahnprioritäten zum Kurse von 71 zum erstenmal an die Börse gebracht wurden, brüllte Lausitzer aus einer entfernten Ecke des Börsengebäudes so laut, daß die Wände zitterten: ‚Ich nehme Alabama zu 71½.' Eine Stunde darauf brüllte der pfiffige Bursche schon wieder nach Alabama-Prioritäten, und während sie bis dahin von keinem Menschen, außer von ihm selbst, zu einem höheren Kurse als 71 bezahlt worden waren, zahlte er jetzt schlankweg 72. Derlei machte Lausitzer bald zum Wohlthäter, resp. Liebling etlicher in der Wahl der Mittel zur Heranlockung des Publikums nicht grade wählerischen Banken. Ihm selbst brachte die Manie, theurer zu kaufen, als die Papiere angeboten wurden, auch keinen Schaden. Sein ganzer Kalkül war auf das Sprüchwort gebaut: Ein Narr macht viele. Und wenn er durch sein Geschrei auch keinen nur einigermaßen Börsenkundigen zum Kaufe der fraglichen und immer äußerst fragwürdigen Effekten verleiten konnte, so fielen doch immer pensionirte Offiziere oder Rittergutsbesitzer, Bierbrauer oder Bäckermeister, die sich zur Ruhe gesetzt hatten, kurz, ein Theil jener Börsendilettanten auf das Gebrüll des ‚wohlhabenden und soliden Geschäftsmannes' hinein, und was er heut mit 1 Prozent zu theuer gekauft hatte, wurde er schließlich immer infolge der unverschämten Kurstreiberei, an welcher er sich so hervorragend betheiligte, zu drei, vier oder zehn Prozent mehr wieder los. Schließlich engagirte ihn das große Bankhaus Löwenstein Söhne direkt zum Brüllen, und dafür wurde er am Profite in ganz respektabler Weise betheiligt. Bald sah er sich aber nach einem größeren Wirkungskreise um. Die glorreiche Gründerära bot ihm den gewünschten Boden. Löwenstein Söhne fühlten das Bedürfniß, eine große Gründung vom Stapel zu lassen und brauchten dazu einen verläßlichen Mittelsmann. Das war ein Posten für Lausitzer. Eines schönen Tages erschien derselbe bei dem Grafen Etzel von Königsmark, der seine bruchberger Berg- und Hüttenwerke zu verkaufen beabsichtigte, und fragte nach dem Preise der Werke im Namen eines vorläufig noch nicht genanntseinwollenden Consortiums großer Financiers. Der Graf verlangte den unverschämten Preis von drei millionen Thaler. Daß die königsmark'schen Berg- und Hüttenwerke bestenfalls nur zwei millionen Thaler werth waren, konnte Lausitzers edelmüthige Neigung, alles theurer zu bezahlen, als es ihm angeboten wurde, nicht zähmen.

„‚Gott der Gerechte!' schrie er. ‚Was sind der Herr Graf für e nobler Herr. Drei millionen Thaler — 's is e Schand und e Spott. Vier Millionen sind die Werke werth, unter Brüdern, sag' ich, unter Brüdern.'

„Der Graf hielt den Mann zuerst für verrückt und hatte nicht übel Lust, ihn an die frische Luft befördern zu lassen. Lausitzer aber schwor hoch und theuer, daß er's nicht mit ansehen könne, wie so'n nobler Mann, wie der Graf, sein schönes Hab und Gut an wildfremde Leute beinahe verschenke. Für den Grafen aber, der nicht allein Berg- und Hüttenwerke, sondern nebenbei auch zwei millionen Thaler Schulden hatte, war das Gold keineswegs Chimäre. Und als der gutmüthige Lausitzer eine längere Rede mit den an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassenden Worten geschlossen hatte: ‚Wenn der hochgeehrte Herr Graf am Tage, wo er bekommt die vier millionen Thaler, mir abgeben will aus Dankbarkeit, daß ich gemacht hab' das Geschäft, und aus Freundschaft, so e halbes Milliönchen, wer' ich auch nich' so sein,' — da hatte der Herr Graf begriffen und war mit den lächelnd gesprochenen Worten: ‚Sie scheinen ja ein sehr gewandter Geschäftsmann zu sein, mein lieber Herr Lausitzer,' auf das famose Geschäft eingegangen.

„Als Lausitzer den beiden Löwenstein Bericht erstattete über den vollzogenen Kauf, drohte ihm Löwenstein senior schelmisch lächelnd mit dem Finger und sagte: ‚Scheinen da wieder in Ihre alte Schwäche verfallen zu sein, Lausitzerchen, und haben so 'ne kleine halbe Million mehr bezahlt, als unbedingt nöthig war — wie?' Lausitzer, der von seiner Gutmüthigkeit nicht gern viel Worte machen hörte, zuckte indignirt mit den Achseln, und Löwenstein junior erledigte die Sache mit den Worten: ‚Was geht das uns an. Die konstituirende Generalversammlung würde genehmigen den Kauf und wenn die Kaufsumme noch um 'ne halbe Million höher wäre. Die bruchberger Werke sind ein Objekt, was gegründet werden kann mit wenigstens sechs Millionen — was kommt's da an auf 'ne Kleinigkeit?'

„Und es geschah, wie Löwenstein junior gesagt. Die konstituirende Generalversammlung bestand außer dem unvermeidlichen Notar aus acht oder neun theilweise wirklich vermögenden, theilweise damals ungerechterweise als reich verschrieenen Leuten. Zu den letzteren gehörte der ehemalige Pferdehändler und jetzige Rentier Silbermann, der, wie man sagt, nur einen Vorzug aufzuweisen hatte, und das war eine schöne Tochter, mit der Lausitzer einmal in zarten Beziehungen gestanden haben soll. Die anderen waren sammt und sonders Menschen, von denen die Eingeweihten wußten, daß sie mit der Firma Löwenstein Söhne schon seit

Jahren in engen Beziehungen standen. An der Spitze stand als Gründungscomité der Amtsrath von Bergen und Herr Amschel Hirsch, ein Schwager der Löwensteins. Dieses Gründungscomité setzte das Aktienkapital richtig auf sechs millionen Thaler fest und erfreute die konstituirende Generalversammlung mit der angenehmen Nachricht, daß es ihm gelungen sei, die bruchberger Berg- und Hüttenwerke von Herrn J. Lausitzer für den bescheidenen Preis von fünf millionen Thalern zu erwerben. Zur Belohnung für dieses gemeinsam vollbrachte gute Werk wurde nun Lausitzer von der Generalversammlung zum ersten Direktor der Bergwerk- und Hüttengesellschaft ‚Harmonie‘ mit dem bescheidenen Jahreseinkommen von 10000 Thalern ernannt, während der Amtsrath von Bergen zum Präsidenten des Aufsichtsraths und Amschel Hirsch zum zweiten Direktor gemacht ward. Die Mitglieder der konstituirenden Generalversammlung waren selbstverständlich auch die ersten Zeichner, und ihre einzige Thätigkeit bei dem ganzen Geschäft bestand eben auch im Zeichnen, denn die 600000 Thaler, d. h. 10 Prozent des Grundkapitals, welche nach unserm berühmten Aktiengesetze eingezahlt werden mußten, schoß das gefällige Bankhaus Löwenstein Söhne bereitwillig vor. Es übernahm natürlich auch die Mühe, die 6 Millionen Aktien an die Börse zu bringen. Der Einführung mußte selbstverständlich das Spektakelstück der öffentlichen Subskription vorangehen. Ich glaube, es war grade an einem wundervollen ersten Mai, als Lausitzer so freundlich war, die Aktien seiner ersten großen Gründung zur öffentlichen Zeichnung aufzulegen. Dem Publikum war vorher durch die Zeitungen verrathen worden, daß an der ausnahmsweise reellen Gründung der Bergwerk- und Hüttengesellschaft ‚Harmonie‘ für die Aktionäre sehr viel zu verdienen sein werde — erstens, weil die Werke sich so rentirten, daß eine hohe Rente unvermeidlich sei, zweitens, weil sich dieses Publikum selbst um die Aktien gradezu reißen und diejenigen, welche gleich im Anfang das Glück der Betheiligung genießen würden, eine Verdopplung und Verdreifachung ihres bei diesem herrlichen Unternehmen angelegten Kapitals gewärtigen müßten. Und richtig: am ersten Mai drängte und preßte und prügelte sich ein kolossaler Haufen eleganter Herren auf der Straße vor dem Eingange zu dem Geschäfte von Löwenstein Söhne. Als wenn Tod und Leben von einer der Lausitzer'schen Harmonie-Aktien abhinge, so machten sich die Herrschaften in schwarzem Gesellschaftsanzuge und Angströhre den Eingang zu den Pforten des Löwenstein'schen Finanzparadieses streitig."

„Da sah sich der Herr Lausitzer ja wirklich von unserm lieben Publikum an Edelmuth übertroffen," unterbrach ich ganz begeistert den Erzähler. „Lausitzer läßt zwar auch andere Leute nach Kräften verdienen, aber ganz so selbstlos, wie die guten Leute, welche sich um Lausitzer'sche Aktien prügeln und prügeln lassen, wollte er mir doch nie erscheinen."

„Ganz so naiv, als Sie glauben, war das Publikum wenigstens in diesem Falle doch nicht. Hören Sie nur: Als ich mir den Trubel so mit dem Opernglase vor den Augen betrachte, bemerke ich mitten drin, wo der Knäuel am dichtesten war, einen Herrn, der mir auffällig bekannt erschien. Der Herr war mein Diener. Er war so ziemlich der eleganteste von allen und konnte das leicht sein, denn er hatte meinen Cylinderhut, meinen Frack, meine weiße Weste, meine schwarzen Beinkleider auf dem Leibe, und er hatte sich — Noblesse oblige! — aus meinen Garderobeschränken mit großer Gewissenhaftigkeit das Feinste und Neueste herausgesucht. Als ich ihn zuhause noch etwas genauer untersuchte, — ich machte ihm, als er von Löwenstein Söhne wieder herauskam, gleich auf der Straße mein Kompliment wegen des Eifers, mit dem er sich an genialen Finanzoperationen betheilige, und geleitete ihn selbst per Droschke nach Hause, — da fand ich, daß er auch ein goldenes Pincenez*) von mir und eines meiner Hemden — natürlich von denen, die im Dutzend 150 Thaler kosten — zu benutzen so liebenswürdig gewesen war. Ich ließ mir nun Näheres über diesen Maiausflug berichten und fand bestätigt, was ich erwartet hatte, daß nämlich fast alle, die ich um Lausitzers Aktien sich reißen sah und die dafür gesorgt hatten, daß das Aktienkapital sofort viermal überzeichnet wurde, Vettern und Freunde der Gründer oder deren bezahlte Helfershelfer waren, bankerotte Kaufleute, Commis, Markthelfer, Diener und Dienstmänner, Leute, denen zum Theil der anständige Anzug extra zu diesem Zwecke aus einem Kleiderleihinstitut für einen Thaler besorgt worden war. Mein Christian hatte 10000 Thaler gezeichnet, und für diese gute That, sowie für die vielen Püffe, die er zu seinem Privatvergnügen im Gedränge ausgetheilt, fünf Thaler bekommen. Um ihn in seiner Carriere nicht zu hindern, entließ ich ihn sofort und habe ihm damit einen guten Dienst geleistet, denn er verlegte sich fortan ganz auf die Unterstützung solider Finanzunternehmungen und brachte es durch Fleiß und Sparsamkeit innerhalb eines Jahres soweit, daß er in einer Vorstadt eines jener Volksbildungsinstitute übernehmen konnte, welche man Tingeltangel nennt. Ebenso glänzend als die Subskription, verlief die Einführung der Harmonieaktien bei der Börse. Die Löwensteine erschienen in höchsteigner Person, gefolgt von ihrem Generalstabe, Prokuristen, Commis, Agenten und Kommissionären, und dieser Generalstab wurde in einer selbst auf unserer Börse beinahe beispiellosen Weise umschwärmt und umtobt von Differenzbengeln aller Art, jener niedersten Sorte des Börsenpublikums, die nur vom Differenzenspiel und von der Schlepparbeit bei Schwindelunternehmungen lebt. Gleich am ersten Tage trieb dieser Börsenmob, der natürlich nicht einen Heller Geld zum Kaufen von Aktien anlegte und hatte, die zu dem fabelhaft kecken Kurs von 111 eingeführten Aktien auf 125, und nun blieb das mäßig besitzende Publikum an dem sauberen Unternehmen hängen, wie die Fliegen an der Leimruthe, und nach vier Wochen waren alle Aktien bis auf kleine Reste zu einem Preise von 125—210 aus den Händen der Gründer fort. Freund Lausitzer, der bei dem Geschäfte mindestens 1,500000 Thaler ‚verdient‘, gab nach Vertheilung der ersten Dividende, die zum Entzücken des Publikums 15 Prozent betrug, aber ganz gemüthlich vom Kapital genommen wurde, wegen ‚Arbeitsüberlastung‘ den Direktorposten auf, und als die Kurse fielen und schließlich auf 35 hängen blieben, räsonnirte der gute Lausitzer fürchterlich auf die schlechten Zeiten im allgemeinen und die schlechte Verwaltung, welche nach ihm bei der ‚Harmonie‘ eingerissen wäre, im speziellen, und jammerte, daß es einen Stein hätte erweichen mögen, über seine großen Verluste, die blos durch seine ungeheure Gutmüthigkeit und Anständigkeit verschuldet worden wären. Viel zu edel wäre er gewesen, sich durch den Verkauf seiner Aktien ganz von dem so schön angelegten und durch den Unverstand der Menschen ruinirten Unternehmen zurückzuziehen. Und er soll wirklich für 20000 Thaler Harmonie-Aktien übrig behalten haben, der gutmüthige Lausitzer."

So schloß der Exbanquier. Die beiden anderen Herren, welche die Börse damals noch besser kannten, als ich, zuckten die Achseln: „So haben's die Gründer alle gemacht."

Maximilian Dittrich.

*) Sprich: Pängsneh — Augenglas, Klemmer.

Kreta. „Aus deinem Lächeln, o Zeus, hast du die Götter gemacht und aus den Thränen die Menschen." Nirgends bewährt sich der Spruch der Orphiker so traurig-wahr wie bei den griechischen Stämmen, welche der türkischen Herrschaft unterworfen sind.

Die Insel Kreta, auch Kandia genannt, des Mittelländischen Meeres kostbarstes Kleinod an landschaftlicher Schönheit und Fruchtbarkeit, ist der grauenvollste Kriegsschauplatz Europas, den seine Bewohner im zähen Kampfe gegen Römer, Araber, Venetianer und Türken seit vielen Jahrhunderten mit ihrem Blute benetzen. Man müßte Folianten füllen, um die Heldenthaten der Anwohner des Berges Ida, der Sphakioten, zu schildern.

Die letzten Eroberer der Insel, die Türken, haben die natürliche Citadelle Kretas, Anapolis, die Zufluchtsstätte der Sphakioten, niemals bezwungen, trotzdem sie dazu die besten Heerführer, wie Blum Pascha, Omer Pascha, Mehemet Pascha und Hussein Awni Pascha, mit ihren Kerntruppen verwendeten.

Die Unabhängigkeitskriege von 1821 und 1866—69 haben zwar die Insel furchtbar verwüstet und halb entvölkert, aber auch die bleichenden Gebeine von 50000 Türken in ihren Schluchten verstreut. Gegenwärtig haben die Türken die Insel bis auf die drei befestigten Hafenstädte Kanea, Rethymno sowie Kandia geräumt, und 12000 mit Chassepots bewaffnete Sphakioten stehen kampfbereit, um die Forderung der provisorischen Regierung von Apokorona, Anschluß an Griechenland, zu unterstützen. Die Kriegsrüstungen Griechenlands haben jeden Gedanken an Versöhnung mit der Pforte vernichtet, Kreta appellirt an das Schwert und hat die Unterhandlungen mit dem „Friedensapostel" Mukhtar Pascha abgebrochen. Da durch den Friedenschluß von San Stephano und den Kongreß von Berlin die türkischen Streitkräfte am Festland disponibel geworden sind, wird sie die Hohe Pforte, trotz des Rathes von Midhat Pascha, Kreta an Griechenland abzutreten, zur Niederwerfung der verhaßten Sphakioten verwenden. Die heißen Wünsche des tapferen Bergvolkes werden sich ohne das Wohlwollen der Groß-

möchte troß aller Opfer an Gut und Blut niemals erfüllen, weil die Insel, von der türkischen Flotte blokirt, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden kann. Im Alterthume war der Ruhm der als Lügner verrufenen Kretenser nur gering, und doch ist es heute derjenige griechische Stamm, der troß des türkischen Joches am frischesten seine Glieder regt. Auch die althellenische Sprache und Sitte, sowie die klassische Körperbeschaffenheit hat sich hier am reinsten erhalten.

Da die Ausläufer des schneeglänzenden Ida an der Südküste steil, oft mehrere tausend Fuß senkrecht in's Meer abfallen, ist die Insel gegen Afrika völlig abgeschlossen und größeren Schiffen nur von Norden zugänglich. Die Suda-Bay und die Bucht von Kyssamo, welche des Meeres Wogenprall in den sanftabfallenden Nordstrand gerissen, bieten geräumige und sichere Häfen, welche die größten Flotten aufnehmen können. In den befestigten Hafenstädten Kanea, Rethymno und Kandia haben sich die Abkömmlinge der eingewanderten Türken festgesetzt, um hier, wie überall, die Rajah (christliche Bevölkerung) bis auf's Blut auszusaugen. Dieser Zustand der Dinge wird sich niemals ändern, weil er sich eben nicht ändern kann. Die Türken müßten aufhören, Türken zu sein, und darin steckt eben die Unmöglichkeit. Das beste, was sie haben, was ihr Volk brav und ehrlich, ihre Soldaten in Lumpen zu Helden macht, das ist der Islam, der nur einen Fehler hat, welcher alle seine guten Eigenschaften vernichtet, daß er den Türken verbietet, Christen als ebenbürtig anzuerkennen. Deshalb ist es troß der berliner Kongreßbeschlüsse und der englisch-türkischen Konvention reine Thorheit, auf ein gedeihliches Zusammenleben von Christen und Türken in wahrer Rechtsgleichheit und gemeinsamer Kulturentwicklung zu hoffen. Der Türke kann nur bleiben, was er ist, und herrschen muß er, um sich seiner Haut zu wehren. Weil er aber der Herrscher bleiben muß, kann er keine christlichen Soldaten in seine Heere aufnehmen, und weil er selbst die Geld- und Kulturmittel, die jedes Staatswesen in unserer Zeit braucht, weder mehr erobern, noch selbst erarbeiten kann, so muß er zehren von dem Fleiß und Gut und Blut seiner Rajah. Fortschritt kann in der Türkei nur aufblühen, wo die europäische Kulturströmung ihre Küsten und Grenzen bespült; ein paar Stunden davon in's Innere gibt es naturgemäß nur Stillstand und Rückgang, und kann fort und fort nichts zunehmen als Elend und Verderben, bis alles menschenleer und öde geworden. Dr. M. T.

August Petermann, der berühmteste Geograph der neuesten Zeit, ist am 25. September dieses Jahres verschieden, wie man behauptet freiwillig — als ein Opfer unglücklicher Familienverhältnisse. Zahlreiche Auszeichnungen waren ihm zutheil geworden: schon während seines Aufenthaltes in England (von 1845 bis 1854) hatte ihm die Königin von England den Titel Geographer of the Queen (Geograph der Königin) verliehen, der Herzog von Coburg-Gotha ernannte ihn 1854 zum Professor und 1855 verlieh ihm die Universität Göttingen die Ehrendoktorwürde. In seinen letzten Lebensjahren war er wohl aller auf unsrer Erde bestehenden geographischen Gesellschaften Ehrenmitglied, mit Medaillen und Diplomen wurde er von den Jurys aller großen Ausstellungen und mit einer sehr großen Anzahl Orden von den Fürsten Europas bedacht. Unter allen Ehrenbezeugungen schätzte der Mann der Wissenschaft nur eine besonders hoch, und das war die große goldne Medaille der londoner geographischen Gesellschaft, welche nur für ganz außerordentliche Leistungen auf dem Gebiete der Entdeckungsreisen verliehen zu werden pflegt. — In aller hervorragendster Weise hat sich Petermann um die Erforschung des Innern von Afrika und noch mehr um die Erforschung der Nordpolargegenden verdient gemacht. Lange Zeit leitete er wie ein Herrscher die Afrikaexpeditionen und von 1865 an begann er mit solchem Erfolge für die Wiederaufnahme der Polarreisen zu wirken, daß sich bei allen Kulturvölkern zeither lebhaftes Interesse für die Erkundung der öden Polarwelt geltend gemacht hat, und eine große Anzahl von Expeditionen ausgerüstet worden sind, und allesammt unter Petermanns Oberleitung ihre Ziele verfolgt haben. Rückhaltlos wurde er von allen Nationen, auch von den auf ihre Seetüchtigkeit stolzen Engländern und Amerikanern, als die erste Autorität auf dem Gebiete der Polarkunde anerkannt. Dabei waren seine den ganzen Erdkreis umfassenden Kartenwerke, die er unaufhörlich durch die neuesten Entdeckungen richtig stellte und bereicherte, die besten, die es gab. Als F. v. Richthofen das unendliche Reich der Mitte nach allen Richtungen durchwandert hatte, schrieb er an Petermann, daß seine Uebersichtskarte von China der Wirklichkeit besser entspreche in ihrer allgemeinen Auffassung, als irgend eine andre ihrer Art. Ebenso wird seine Karte von Australien, zu der ihm die australischen Behörden sowohl, als viele australische Privaten das Material geliefert haben, in Australien selbst für die beste erklärt; und die Nordamerikaner erkennen der Petermann'schen Sechs-Blattkarte der Vereinigten Staaten vor allen den im eignen Lande entworfenen freimüthig den Vorrang zu, und sie haben alles, was sie an neuen Feststellungen und Vermessungen ihres Landes während der letzten zehn Jahre aufzuweisen hatten, gewissenhaft und möglichst rasch Petermann gemeldet, damit die vielfältigen Details des Neuerforschten unter seiner Hand mit dem bereits Feststehenden zu einem allseitig vollkommenen Ganzen vereint werden könnten. Die Riesensumme von Arbeiten schwieriger wissenschaftlicher Art, welche von allen Seiten auf ihn einstürmten, hätte auch Petermanns bedeutende Arbeitskraft nicht zu bewältigen vermocht, wenn er sich nicht einen Kreis von fähigen Schülern heranzubilden gewußt hätte, die ihn in seinen Leistungen unterstützten, und unter seiner Anleitung Fachkenntnisse sammelten, reich genug, um bedeutende selbständige Arbeiten zu liefern und jetzt das Werk vereint fortzusetzen, was der Meister allein begonnen hat. — Geboren wurde Petermann im Jahre 1822 in Bleicherode als Sohn eines Beamten, der ihn das Gymnasium in Nordhausen besuchen ließ und ihn 1839 der geographischen Kunstschule des Professor Berghaus in Potsdam übergab, weil schon der Knabe eine unüberwindliche Neigung zu geographischer Lektüre und zum Kartenzeichnen an den Tag legte. Der Unterricht in der Anstalt des Professor Berghaus erstreckte sich auf Vermessung und Aufnahmen, Kartographie, Kupferstich und Lithographie, mit welchen technischen Uebungen wissenschaftliche Arbeiten stets Hand in Hand gingen. A. G.

Der Hradschin in Prag. (Bild Seite 52.) Die Krone der hundertthürmigen Siebenhügelstadt an der Moldau, der prager Hradschin, wird an Größe nur von der Residenz der Päpste in Rom, dem Vatikan mit seinen tausend Zimmern, übertroffen. Gleich dem Eskurial bei Madrid hat die Burg der böhmischen Könige die stattliche Anzahl von tausend Fenstern in der Front aufzuweisen. An architektonischer Schönheit wird sie zwar vom Pallazzo Pitti, dem florentiner Absteigequartier der italienischen Könige, und den Lustschlössern Versailles (Frankreich) und Windsor (England) übertroffen, aber was die malerische Lage anbelangt, kann nur die budapester Hofburg mit ihr konkurriren, denn beide spiegeln ihre stolzen Zinnen in einem mächtigen Flusse und beherrschen ein Häusermeer. Obzwar ziemlich viel Weltgeschichte in Hradschins Mauern fabrizirt wurde, sind diese Mauern in ihrer jetzigen Gestalt von verhältnißmäßig jungem Datum, denn die meisten Beherrscher Böhmens wohnten am rechten Moldauufer. Wo die Führer der mythischen Bojer, die dem Lande den Namen Bojerheim-Böheim-Böhmen gegeben haben, ihr Hoflager hielten, ist nicht bekannt. Ihre Ueberwinder, die Markomannen, errichteten um das Jahr 500 nach Christi Geburt am rechten Moldauufer, in der Gegend der heutigen Judenstadt, ein befestigtes Lager nach dem Muster der Römer und nannten es nach ihrem gefeierten Helden Marbod, dem Nebenbuhler des Cherusker-Fürsten Hermann, Marobudum. Was die Stürme der Völkerwanderung davon übrig ließen, erweiterte die erste czechische Fürstin Libussa um das Jahr 723 zur Stadt, welche sie nach dem slavischen Worte Praha (die Schwelle) Prag nannte. Auch sie und ihre Nachfolger, die Przemysliden, wohnten am rechten Moldauufer in der Veste Wyssehrad. Als sich ihr Ländergebiet von der Adria bis zur Ostsee dehnte, wurde es ihnen auf dem Felsenhorst Wyssehrad zu enge und sie bauten im Thal den „Königshof“ (jetzt Kaserne). Erst die deutschen Kaiser aus dem Hause Luxemburg hielten ihr Hoflager auf dem Hradschin. Den Habsburgern verdankt die Burg ihre jetzige Gestalt. In ihrem Thronsaal versöhnte sich Karl der Fünfte mit Philippine Welser, der heimlich angetrauten Gattin des Erzherzogs Ferdinand, und von ihren Thürmen betrachtete Kaiser Rudolph mit Tycho-de-Brahe, dem dänischen Astronomen, die Sterne. Am Fuße des Hradschin steht der Pallast des Generalissimus des dreißigjährigen Krieges, des Grafen Waldstein, den Schillers poetische Lizenz in Wallenstein umgetauft hat. Den Bau der steinernen Brücke, welche im Mittelpunkte unseres Bildes steht, begann der Luxemburger, als deutscher Kaiser Karl der Vierte, im Jahre 1358. Der mächtige Quadernbau, der heute noch dem Eis- und Wogendrange trotzt, wurde erst im Jahre 1503 vollendet. Die Häuser rechts im Hintergrunde sind ein Theil der Altstädter Mühlen, welche im Jahre 1848 Feldmarschall Windischgrätz in Grund und Boden schoß und die, neu aufgebaut, vor einigen Tagen neuerdings durch Fahrlässigkeit eines Müllerburschen ein Raub der Flammen wurden. — Inmitten der ausgedehnten Höfe, Gallerien und Bastionen steht die Domkirche zu Sankt Veit, eines der schönsten Denkmale der gothischen Baukunst, welches man im Jahre 1553 anfing und heute noch nicht vollendet hat. Das Schiff der imposanten Metropolitankirche beherbergt außer zahllosen Reliquien und Ueberresten der Könige die Gebeine des „heiligen“ Johannes von Nepomuk. Das Mausoleum in Form eines geschmacklosen Katafalks von Engeln getragen wurde im Jahre 1736 aus 36 Zentnern Silber aufgerichtet. Es ist ein wahres Wunder, daß diese Unmasse Silber, die böhmischen Kroninsignien und der Kirchenschatz der Lorettokapelle mit seinen 6666 Edelsteinen, noch vorhanden ist, denn zu wiederholten malen haben hier die Hussiten, Schweden, Bayern, Franzosen und Sachsen „Revision“ gehalten. Unzählige mal hat der Glaubenshaß das Marmorpflaster der Kirche mit Menschenblut gefärbt. Die krenelirten Thürme der Rückseite des Schlosses steigen aus einer wildverwachsenen Schlucht, dem Hirschgraben, empor. Im sogenannten spanischen Saal begann das blutige Vorspiel der Tragödie des dreißigjährigen Krieges mit dem Fensterhinauswurf in den Hirschgraben der böhmischen Landstände Slawata und Martinitz und des Landtagsschreibers Fabricius. T.

Verfehlter Beruf. (Bild Seite 53.) Es bedarf wohl nicht vieler Worte der Erläuterung, unser Bild; in seiner drastischen Lebendigkeit kommentirt es sich selbst ebenso gut, als das die Feder thun kann. Nimrod, der Ziehhund, hat seinen Beruf verfehlt, er war zu etwas Höherem geboren, als den Milchkarren tagtäglich nach der Stadt zu

schleppen. Für das edle Waidwerk hatte ihn Mutter Natur bestimmt und dafür mit den hoffnungsvollsten Anlagen ausgestattet. Aber ein grausames Geschick spannte den feinnasigen, leichtfüßigen Jagdhund an den plumpen Karren, und Annemarie, seine unmittelbare Vorgesetzte, das Milchmädchen von Peterwitz, hat kein Verständniß für die Neigungen und Ideale ihres Nimrod. Solange sie — sehr festen Schrittes — neben ihm am Karren herschreitet, weiß sie ihm die Jagdgelüste auszutreiben; aber auch sie hat höhere Bedürfnisse, als Karrenziehen und Milchverkaufen! Dort unter den Pappeln hat sie die Gablern getroffen, eine ungemein neuigkeitskundige Frau, die mit Gemüse zu Markte geht, und noch eine andere Freundin, welche gleichfalls allerlei Interessantes mitzutheilen hat, und da hatten sie denn ein Weilchen verplaudert. Auf einmal aber hatte der Nimrod den Jäger in seiner Brust nicht länger bändigen können — wie hätte er auch mit anzusehen vermocht, daß zwei auf der Hasensuche befindliche Jäger ganz in seiner Nähe Meister Lampe aufjagen, ohne ihnen, dem Milchwagen zum Trotz, hilfereich beizuspringen. Der Karren purzelt um, die Milch fließt in Strömen zur Erde, Annemarie kommt zeterud herzugerannt, den Freundinnen bleibt vor Schreck der Mund offen stehen, Lampe kneift aus, der böse Jägersmann aber lacht — — und die geneigten Leser und Leserinnen der „Neuen Welt" lachen wohl auch, angesteckt von dem glücklichen Humor des hübschen Bildes. A. G.

Russische Zustände. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" enthält die Rezension eines Werkes „Nach Sibirien in die Strafarbeit" von Eugen Lwow, welche interessante Streiflichter auf die in Grund und Boden hinein verdorbenen Zustände des russischen Czarenreichs enthält. Ein Verbrecher, Mostowski, neben dem, nach den Worten des Rezensenten Albin Cohn, Schillers Franz Moor noch wie ein Schwächling erscheint, tritt in jenem Werke nicht als ein etwa in seiner Art einziges Ungeheuer auf, sondern als eine „typische Figur", welche Albin Cohn an die eigenen in den russischen Gefängnissen gemachten Erfahrungen an ganz ähnlichen Charakteren erinnert. Dieser Typus Mostowski — ein Mann von altem Adel — denunzirt fälschlich seinen Vater, um sich in den Besitz seines Vermögens zu setzen; er erhält später eine Beamtenstelle, begeht als Beamter Doppelmord und Postraub, wird entlarvt und verhaftet und begeht bei dieser Gelegenheit wieder einen Mord, wird nach Sibirien transportirt, entflieht von dort, um Mordbrenner und in einem Gefängniß Lithauens das Haupt der schwersten Verbrecher zu werden, u. s. w. Die übrigen Verbrecher, welche Lwow schildert, sind eben solche typische Figuren, wie man sie nach A. Cohn in allen russischen Gefängnissen findet, und sie beweisen, daß Rußland auch in seinen Schurken auf dem Wege zur gänzlichen Sittenverrohung allen übrigen zivilisirten Staaten wirklich noch voraus ist. Von noch höherem Interesse aber als diese Schilderungen der russischen Verbrecherwelt ist das Charakterbild eines russischen Gefängnißvorstehers, der wiederum nach der aus der eigenen Erfahrung geschöpften Anschauung Cohns gleichfalls auf die russischen Gefängnißinspektoren überhaupt von der Westgrenze des Reichs bis an den stillen Ozean hin paßt. Faul, roh, ungebildet, nur auf seinen Nutzen bedacht, dem Kartenspiel mit Leidenschaft obliegend, hart gegen die Gefangenen, welche er gemeinschaftlich mit den Lebensmittellieferanten betrügt, Säufer, kurz, Schurke wie er im Buche steht, so schildert der Verfasser des erwähnten Buches seinen Gefängnißinspektor; dem mit den russischen Zuständen vertrauten Rezensenten ist das aber noch nicht genug. Häufig spielten zum Beispiel noch die Gefängnißwärter die Vermittler bei schweren Verbrechen, welche von den Gefangenen verübt werden. In den großen Gefängnissen von Petersburg, Moskau, Tomsk ist es unter anderem vorgekommen, daß sich im Gefängniß eine große Falschmünzerbande organisirt hat, bei der die Gefängnißinspektoren die Aufgabe übernommen hatten, das falsche Papiergeld unterzubringen. Auch Offiziere, welche als Wachthabende der Gefängnisse mit gemeinen Verbrechern gemeinsame Sache machen, Gefängnißärzte, die von Medizin und Chirurgie keine Ahnung haben und dergleichen erbauliche Dinge mehr schildert der Russe Lwow unter ausdrücklicher Zustimmung des deutschen Rezensenten. Daß bei solchen Zuständen, in solchen Gefängnissen, unter den Händen von Beamten, die an Verworfenheit mit den schlimmsten Verbrechern ihrer Anstalt wetteifern, die politischen Gefangenen in Rußland nicht wie Menschen, sondern wie wilde Thiere behandelt werden, und desto schlimmer daran sind, je unantastbarer sie in moralischer Beziehung sind, kann sich nun wohl jeder vernünftige Mensch denken. A. G.

Ueber den Einfluß verschiedenfarbigen Lichts auf den Athmungsprozeß von Thieren. In der Kunstgärtnerei hatte man schon früher die Beobachtung gemacht, daß man vorher nur wild vorkommenden Pflanzen zum Zweck der Züchtung und Veredlung nicht allein dieselben Bedingungen in Bezug auf Bodenmischung, Feuchtigkeit und Temperatur, sondern auch in Bezug auf die Farbe des Lichts gewähren müsse, als sie ihnen die Natur geboten hatte. Pflanzen, die unter dem Schutze von Laubholzwaldungen gediehen waren, beanspruchen auch im Treibhaus dasselbe grüne oder gelbliche Licht, wie es durch die frischen Laubmassen strahlend, den Waldboden erreicht. Von nicht minderem Interesse sind die neuerdings beobachteten Wirkungen von verschieden gefärbtem Licht auf die Athmung von Thieren. Man benutzte Hunde zu diesen Versuchen, indem man sie in einen Respirationsapparat brachte, der luftdicht verschlossen und durch gefärbtes Glas erleuchtet war. Der Apparat war derartig konstruirt, daß man beständig bestimmte Mengen frischer, von Kohlensäure befreiter Luft einleiten und ebenso die von den Thieren ausgeathmete Luft zum Zweck der chemischen Untersuchung auffangen konnte. Sie wurde auf ihren Kohlensäuregehalt geprüft. Da man die Bedingungen der Versuche ziemlich genau in der Hand hatte, stimmten auch die Resultate bei mehrmaliger Wiederholung derselben gut überein. Wenn man den Kohlensäuregehalt der unter normalem, d. h. weißem Licht ausgeathmeten Luft des Thieres gleich 100 setzt, so ergab gelbes Licht die Verhältnißzahl 126,83, grünes Licht ergab 106,03, blaues 103,77, rothes 92,00, violettes 87,73 und ganz dunkel, fast schwarz gefärbtes Glas ergab nur 82,07. Da nun die Menge der ausgeathmeten Kohlensäure ein sicherer Maßstab ist für die Intensität des Athmungsprozesses und zugleich für den Stoffverbrauch im Organismus, so zeigt sich derselbe hiernach im gelben Licht sehr erheblich, um reichlich $1/4$ gegen normales, um mehr als $1/3$ gegen violettes Licht gesteigert. Die Folgerung, daß beim Menschen auch das psychophysische Leben durch die Farbe des Lichts, in dem er athmet, beeinflußt werde, scheint hiernach naheliegend. Ebenso findet die günstige Einwirkung, welche man von rothem Licht auf den Zustand von Geisteskranken beobachtet und nutzbar gemacht hat, in der gegen weißes um 8 Prozent verringerten Lebhaftigkeit des Athmens eine natürliche Erläuterung. R.-L.

Die Neger in Portugal. Bekanntlich besteht die Bevölkerung Portugals zum Theil aus Negern, welche bereits seit 1826 gleiche Rechte mit der weißen Bevölkerung genießen. Die infolge der großen Kindersterblichkeit der letzten Jahrzehnte stehen gebliebene Zahl derselben beträgt 3000, von denen 2000 in der Hauptstadt Lissabon leben. Eine Vermischung der weißen Bevölkerung mit der schwarzen findet trotz der politischen Gleichberechtigung so gut wie garnicht statt, vielmehr ist die Trennung so schroff, daß innerhalb der letzten vierzig Jahre nur zwei Neger weiße Frauen und nur elf Negerinnen weiße Männer geheirathet haben. A. G.

Zwei Afrikareisen sollten im Monat Oktober dieses Jahres begonnen werden. Der eine der Reisenden ist der seit langem rühmlich bekannte Afrikaforscher Gerhard Rohlfs. Derselbe gedenkt von Tripolis aus nach Wadai vorzudringen und nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, den östlichen Theil der Sahara zu durchforschen. Die Reise soll im ganzen achtzehn Monate dauern. Der zweite der Reisenden ist ein Major von Mechow, dem die Afrikanische Gesellschaft in Berlin zu diesem Zwecke die für deutsche Freigebigkeit nicht unerhebliche Summe von 20000 Mark zur Verfügung gestellt hat. A. G.

Redaktions-Korrespondenz.

Lansigk. H. P. Es ist leicht möglich, daß sich das Material, von dem Sie eine Probe eingesandt, zu einer Arbeit für die „N. W." verwerthen läßt. Alles, was Sie uns zur Benutzung überlassen, können Sie nach einiger Zeit wieder zurückerhalten.

Hamburg. A. W. Seemännische Kenntnisse von einem Zeilenschreiber der berliner „Post" zu verlangen, ist ein wenig ungerecht. Daß der Betreffende, welcher das Sozialistengesetz poetisch mit einem Schiffe vergleicht, das „wohlgefugt und festgepanzert aus der Werft des Bundesraths vom Stapel gelaufen", aber „im Wogendrange der Reichstagsdiskussion manch' werthvolles Stück der Vertheidigungsfähigkeit" verloren und „zwei gefährliche Lecke in den Wanten" davongetragen hat, ein denkender Federkünstler ist, werden Sie nicht bestreiten; er hat von Wanten einmal etwas gehört und ist wahrscheinlich durch ernstes Nachdenken auf den plausiblen Gedanken gekommen, daß es mit Wangen oder Wand eines Stammes sein muß. Daß sich sein Scharfsinn irrt und daß die Wanten Strickleitern sind, die vom Schiffsbord zum Mast führen — wer kann für Pech!

Solothurn. R. S., **Geilsheim.** K. B. und viele andere: Zu spät. Drängen Sie Ihre Kolporteure, daß sie Ihnen künftig die Hefte der „N. W." nicht erst vierzehn Tage nach dem Erscheinen liefern.

Berlin. H. C. Weitere Einsendungen willkommen. — Fräulein L. T. Wenn die „N. W." Ihrem Schatz in Amerika nachforschen soll, so müssen wir doch mindestens seinen Namen wissen. — M. R. Was geht uns der auf das Niveau des Hofnarren degradirte „Kladderadatsch" an?

Kl.-Tschansch. F. Daß Sie die Preischarade ganz übersehen, ist in Anbetracht des Umstandes, daß Sie ein „aufmerksamer Leser" der „N. W." sind, ein Kunststück.

(Schluß der Redaktion: Donnerstag, den 24. Oktober.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 6. Jahrg. IV. — 1879

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Johanne aber fand dies Ansinnen so abenteuerlich und den Besuch bei einem Junggesellen so außer allen Regeln der Etikette stehend, daß sie dasselbe fast erschreckt zurückwies. Als aber Ewald ebenfalls dafür plädirte und ihr, als sie später allein mit ihm war, vorstellte, daß sie auf dem Lande auf ihrer Gutsherrschaft allein tonangebend sei, willigte sie endlich ein. Der Tag war endgiltig bestimmt worden. Er war nun herangekommen. Kein drohendes Wölkchen zeigte sich am Himmel, und alle Theilnehmer hatten sich rechtzeitig in der Villa der Gräfin versammelt.

Die Herren waren sämmtlich in Uniform. Der General wünschte das; er wußte wohl, daß dies dem Volke imponirte, und da er sich selbst nicht einmal im Hause die bequemere Civiltracht erlaubte, so litt er dies auch nicht bei seinen Söhnen. Er hatte eine Generalstabskarte mitgebracht und verkündete es nun zum zwanzigsten mal, daß er den Führer machen werde. Er hatte Ordre gegeben, daß sein Wagen nachfahren solle, um die Damen nach Hause zu bringen, für die der Weg hin und zurück jedenfalls etwas weit sein dürfte. Die Gräfin ordnete hinwieder an, daß in demselben der Obst= und der feine Kuchen, den sie backen ließ, untergebracht werde. Sie hatte die Idee, den Kaffee bei dem kleinen Professor zu nehmen, nicht wieder fallen lassen. Man machte sich auf den Weg. Alle waren in der besten Stimmung, sogar der General; er wollte sich als Touristen zeigen, und er schritt wacker aus und pustete dabei und blähte seinen Brustkasten noch mehr auf als gewöhnlich. Die Gräfin war voll munterer Laune, Valerie gradezu entzückend, Hans selig.

Sie, diejenige, die heute in ihrem weißen, leichten Kleide, und dem lichten Strohhute, der wie ein Glorienschein ihr Haupt umgab, so wunderlieblich aussah, sie hatte schon mehreremale ihn angeblickt und sogar mit ihm gesprochen. Er wußte garnicht, wie er das verdiente. Bald kam es so, daß die Damen und Herren gesondert gingen. Die Herren, den General als Wegweiser an der Spitze, natürlich voraus. Sie sprachen von der neuen Erfindung der Torpedos und von Gußstahlkanonen, ein Thema, das den unkriegerischen Hans ganz und garnicht interessirte. Er blieb zurück, er wäre gar zu gerne mit Valerie gegangen, aber er getraute sich nicht. Die älteren Damen debattirten ziemlich laut und lebhaft. Sie besprachen die durch das Landleben bedingten Veränderungen in ihrer Lebensweise, und sie kamen schließlich darin überein, daß man sich hier wohl mit einem einzigen Modejournal genügen lassen könne. Da auch dieses Gespräch nicht nach dem Geschmack unseres Hans war, so blieb er stehen und sah der leicht und graziös dahinschreitenden Valerie nach, bis sie, um das Försterhaus biegend, das hier im Walde stand, seinen Blicken entschwand.

Er folgte langsam. Die Bäume standen hier schon ziemlich dicht und verbreiteten einen süßen, harzigen Duft. Er sah um sich. Es ist schön hier, dachte er. Wie frisch die Gräser stehen, wie ein leichter Wind sie einander zuneigt! Sie berühren sich sanft, es ist wie eine Liebkosung, — und all' die knospenden Blüthen, so zart noch, so jung! Es kommt mir vor, als sähen sie unendlich glücklich aus. Hans seufzte. Nur der Mensch ist niemals glücklich, er wünscht immer am meisten das, was ihm unerreichbar ist. Seine Gedanken wurden jetzt von seiner Umgebung abgezogen und richteten sich nach innen, er suchte seine eigenen Gefühle und Empfindungen sich klar zu machen. Er war so in Selbstschau versunken, daß er es garnicht merkte, wie der Weg aus dem Walde herausführte und nun am Seeufer, längs einer steilen und doch üppig bewachsenen Berglehne sich hinzog, und daß dieser Weg theilweise recht schmal wurde, da starke Bergabrutschungen und Gerölle denselben verengten. Er strauchelte plötzlich, und nur ein rascher Sprung seitwärts bewahrte ihn vor dem Hinabstürzen in die Tiefe.

Aufathmend blieb er stehen. Er sah jetzt erst, daß auch das Ufer hier steil gegen den See abfiel und wohl an zwanzig Fuß über das Niveau desselben sich erhob; daß an diesen gefährlichen Stellen der Rand des Weges ziemlich abgetreten war und keine Barrière auch nur theilweise Schutz gegen ein hier leicht mögliches Ausgleiten gewährte. Er bemerkte diese Vernachlässigung mit tiefem Unwillen. Erschreckt sah er nach den Damen. Sie hatten den Uferweg fast zurückgelegt, er sah nur noch das weiße, flatternde Kleid Valeriens, die wohl zuletzt ging; einen Augenblick schien es ihm, als schwebe es bereits über dem Wasser. Sein Herz begann zu klopfen, er wollte ihr zurufen, aber er besann sich. Würde sie nicht darüber erschrecken? O, gewiß, sie würde sich rasch umwenden, und grade dadurch könnte herbeigeführt werden, was ihn mit so banger Angst erfüllte; sie konnte in den See stürzen. Er fing an zu laufen, um ihr näher zu kommen; aber schon in der nächsten Minute sah er, daß ihr Weg vom Ufer ab, wieder in den Wald hineinführte. Sie ist außer Gefahr, dachte er, sich erleichtert fühlend, und nun selbst seine Aufregung belächelnd. Aber gewiß, der Weg muß ausgebessert werden, und hier muß eine Barrière her, und wenn es die Gemeinde nicht thut, so muß Papa dies herstellen lassen. Wie leicht könnte ein Unglück

geschehen, wie leicht ein Wanderer in der Dunkelheit von hier hinabstürzen! Er trat vorsichtig bis an den Rand und sah prüfend hinab. Es ging fast senkrecht hinunter. Der See war etwas bewegt und kleine Wellen schlugen gegen die Felsen. Ein Sturz von hier konnte lebensgefährlich sein. Er trat wieder zurück, denn unter seinen Füßen kollerten neue, vom Regen erweichte Erdmassen hinunter. Kopfschüttelnd ging er weiter, bald umgaben auch ihn die hohen Tannen, und die Kühle des Waldes erfrischte seinen erhitzten Körper. Ein kleines Bächlein, das es nicht erwarten konnte, sein klares Wasser mit dem des Sees zu vereinigen, floß rasch dahin. Lustig plätscherte es über große, verwitterte Steinblöcke, an deren Seiten sich dunkles Moos angesetzt hatte. Wunderhell und lieblich stachen gegen diese ungeschlachten, dunkelfarbigen Massen die zarten, blauen Blüthen des Vergißmeinnicht ab, die dieser günstigen Stelle in großer Menge entsprossen waren. Dieser Kontrast fesselte ihn, vielleicht dachte er auch sonst noch etwas, genug, er bückte sich und pflückte die zierlichen Blumen.

Das Rauschen des Wassers verhinderte es, daß er die leichten Fußtritte vernahm, die hinter ihm herkamen; jetzt fuhr er auf, er hatte eine ihm wohlbekannte, jugendliche Stimme nahebei vernommen, er wandte sich rasch um und sah Valerie stehen. Sie sah erhitzt aus, denn sie war rasch zurückgelaufen, auch sie hatte die Blumen im Vorbeigehen bemerkt, aber erst später war in ihr der Wunsch aufgestiegen, sie zu besitzen.

„Ah, Sie hatten mit mir den gleichen Gedanken," rief sie jetzt dem jungen Manne zu, und ein gar fröhliches, reizendes Lächeln verschönte noch ihr liebliches Gesichtchen. „Bitte, pflücken Sie welche auch für mich, ich will einen Kranz daraus machen."

„Gern," sagte er. Er war verwirrt, er beugte sich tiefer herab, als es nöthig gewesen, und riß eine ziemliche Menge Vergißmeinnicht aus dem feuchten Boden, einige sogar mit der Wurzel.

„Ich habe schon genug, Herr Lieutenant, gewiß, das sind mehr, als ich brauche."

Er reichte ihr die Blumen entgegen und pflückte dann noch einige besonders schöne Blüthen, die er zu einem Sträußchen ordnete. Sie hatte seine Absicht erkannt und kam ihm zu Hülfe. Sie zog einen seidenen Faden aus der Franse ihres blauen Sonnenschirms und bedeutete ihm, er möge es damit zusammenbinden. Mit sehr viel Eifer, aber noch größerer Ungeschicklichkeit schlang er den Faden um dasselbe. Es dauerte lange, bis er hielt, aber dann hielt er gut. Sie sah ihm lächelnd zu und meinte: „Den will ich mir besonders bewahren."

Es klang so schelmisch von ihren Lippen, so süß. Sie trat noch etwas näher heran und nahm die Blumen sachte aus seiner Hand, sie bemerkte jetzt, daß diese zitterte; rasch und neugierig blickte sie empor. Sein Blick traf voll den ihren, es lag etwas Inniges, Unnennbares darin, sie wußte es von dem Augenblick an, daß Hans sie liebte. Ein kurzes, halb unbewußtes Seufzen entrang sich ihrer Brust. War es ein Seufzer der Befriedigung, des Glücks, oder des Mitleids? Das war schwer zu entscheiden, und ihr sicher selbst nicht klar. Einen Augenblick blieben sie vor einander stehen, dann lächelte sie wieder und, nach der Seite zu ihm hinschielend, sagte sie leise: „Wollen wir nicht gehen?" Er nickte zustimmend. Er wollte sprechen, er hätte ihr so vieles zu sagen gehabt, aber seine Befangenheit schloß ihm den Mund. Stumm gingen sie neben einander her, bis sie die Gesellschaft erreicht hatten.

* * *

Lindau liegt an dem Südende des Sees. Es ist ein ziemlich verwahrlostes Dorf, obwohl es dort einige reiche Bauern gibt, die ansehnliche Besitzungen haben. Aber der Bauer kennt noch nichts vom Gemeinwohl; für die moderne Philanthropie findet er in seinem konservativen Schädel kein Verständniß, und um das, was ihn nicht unmittelbar angeht, kümmert er sich niemals, außer er wird dazu gezwungen. Lindau war indeß von der Natur sehr begünstigt. Vom See langsam aufsteigend, zwischen duftigen Auen, auf der einen Seite vom Walde begrenzt, hatte es eine herrliche Lage und konnte in seiner Gesammtwirkung sowohl als in Einzelheiten das Auge eines Malers entzücken. Die Häuser hierzulande sind in ihrer Bauart charakteristisch genug. Der Unterbau allein ist von Stein, welcher jedoch meist nur auf einer Seite zutage tritt und das Erdgeschoß bildet, die übrigen Wände sind aus Holz, das durch die verschiedensten Einflüsse eine äußerst kraft- und saftvolle Färbung erhalten hat: dunkelroth, in seinen tiefsten Nüancen fast in schwarz übergehend. Das Hauptgesimse tritt weit vor, gleichsam das Haus beschattend; der Giebel ist keck aufgesetzt und mit rohen Holzschnitzereien geziert. Ist das Haus stockhoch, so hat es nicht selten eine hölzerne Galerie, die um dasselbe herumläuft und zu der eine von außen angebrachte Treppe führt. Die Fenster sind winzig, lukengleich, ein Kinderkopf kann sich grade durchzwängen, trotzdem sind sie mit kleinen, blühenden Topfgewächsen angefüllt. Gewiß, das sieht alles sehr malerisch aus, aber wenn man dann näher hinsieht, findet man das Schindeldach durchlöchert und die Stützbalken vermorscht. Die Treppe ist wackelig und das Holz an der Brüstung der Galerie dermaßen durchgebrochen, daß ihre Bestimmung illusorisch geworden ist. Betritt man aber die Galerie, so zittert und wankt sie so bedenklich unter den Füßen, daß nur die indolente Sorglosigkeit eines Gebirgsbauers sich darüber hinwegsetzen kann. Der Urahn hat das alles so gebaut und so bleibt es. Zu einer Restaurirung entschließt er sich nur sehr schwer, zu einer Verbesserung, zu einem Umbau fast niemals. Unmittelbar vor einem solchen Hause, die Vorderseite deckend, oder es auch oft ganz wie ein Wall umgebend, prangt der Düngerhaufen, quasi das Schild der Wohlhabenheit. Je höher und ausgedehnter ein solcher ist, desto reicher natürlich der Bauer. Es fällt ihm nicht ein, ihn etwas weiter vom Hause anzulegen; solange er denken kann, ward der Mist grade an dieser Stelle aufgehäuft, und so häuft er ihn gleichfalls auf. An der Eingangsthür sieht man eine bedeutende Anzahl kleiner Kreuze angeheftet, sie sind aus dem Holze gemacht, welches am Charsamstag geweiht wurde und welches deshalb vor dem Einschlagen des Blitzes schützen soll. Auch dem Hexenvolk soll durch diese wohlthätigen Zeichen der Eingang ein- für allemal verwehrt sein.

Betritt man das Haus, so ist's der große Vorplatz, der einem mit seinen mittelalterlichen Reminiscenzen vorerst ganz interessant erscheinen mag, etwa als Bild. Für einen längeren Aufenthalt dürfte er minder angenehm sich erweisen. Alle häuslichen Arbeiten werden daselbst verrichtet. Die verschiedensten Geräthschaften hängen an den Wänden, stehen und liegen auf dem Steinboden herum; altes Gerümpel, das zu nichts mehr gut ist, wird da aufbewahrt. Hier steht ein schön geschnitzter, alter Kasten und auf demselben die Hühnersteige. In der einen Ecke befindet sich der große Eßtisch mit den Bänken rundherum. Ihm gegenüber der Waschzuber, in einer dritten Ecke der Backofen und gleich daneben der offene Herd, über den, wie ein Baldachin, der riesige, geschwärzte Mantel des Rauchfanges sich wölbt. Röthliche, saftige Schinken lugen daraus hervor, aber man wird sie nicht gewahr, denn der Raum ist mit einem erstickenden Qualm erfüllt, und wogend und wallend durchziehen ihn die Dunst- und Rauchwolken, alle Konturen nur hie und da in zarter Unbestimmtheit hervortreten lassend. Kein Wunder, das Holz verbrennt frei auf dem offenen, steinernen Herde. Der Bauer kennt zwar sehr gut die heutige Einrichtung der geschlossenen Sparherde, die besser heizen, weniger Material verbrauchen und vor allem nicht rauchen, aber was geht das ihn an? An diesem alten Herd haben seine Großeltern schon gekocht und seine Eltern, und er selbst hat, seit er auf der Welt ist, beständig den Rauch geschluckt, warum sollen ihn seine Kinder nicht ebenfalls schlucken?

Aus diesem Vorhause führen zwei entgegengesetzte Thüren in die Stuben. Man bückt sich stark und kommt in ein kleines Gemach, unter dessen hölzerner Decke ein hochgewachsener Mann nicht grade stehen kann, aber die Stube ist, seiner Ansicht nach, auch nicht da, um darin zu stehen, man sitzt oder schläft darin. Die winzigen Fenster bleiben immer geschlossen, ja, sie sind meistentheils garnicht zum Oeffnen eingerichtet, es herrscht deshalb auch hier ein gewisser muffiger Geruch, der alle Gegenstände so imprägnirt hat, daß, wenn man ein Stück Bettzeug oder ein Möbel einer solchen Stube entnimmt und in eine andere gutgelüftete bringt, dies noch monatelang dasselbe durchdringende Aroma behält. Erkranken die Kinder und findet der, meist zu spät herbeigerufene Arzt die Atmosphäre tödtlich, drängt er den reichen Bauern, seine Fenster zu vergrößern, die Decke zu heben, Luft und Licht hereinzulassen, so schüttelt er den Kopf, aber er lächelt gar pfiffig und meint: „Z'wegen was denn? Mir san do a kräftigerer Schlag, als wie ös Stadtleut', und g'sünder san ma obendrein." Werden die Kinder trotzdem schlechter, erscheint ihr Zustand hoffnungslos, so thut er ein frommes Gelöbniß, verspricht eine Wallfahrt zu unternehmen oder spendirt ein schönes Heiligenbild der Kirche, im übrigen bleibt's beim Alten, und wenn ihm auch alle Kinder sterben: es war dann Gottes Wille.

Man nennt dies Festhalten an dem Hergebrachten die Pietät des Bauern und hat ihm ein großes Verdienst daraus gemacht. Gewiß ist, daß der Konservatismus im Bauern seine größte Stütze hat, und daß nichts schwieriger ist, als ihn dem Fortschritt zugänglich zu machen. Aber allmählich wird es doch gelingen, und — es ist schon theilweise gelungen. Nur in Gebirgsdörfern herrschen noch die alten, schönen, frommen Sitten von ehedem. Lindau gehörte zu diesen bevorzugten, welche die alte Bauernart treu bewahrt hatten. Freilich, vor einiger Zeit begann sich auch hier unter der jüngeren Generation ein freierer Geist zu regen. Diese Regungen hatte der alte Schulmeister Dietrich auf dem Gewissen. Er war es, der diese ungehörigen Keime der Aufklärung gesäet, und sie waren in einigen Köpfen aufgegangen. Aber diese gefährliche Saat mußte schnell unterdrückt, die Gefahr beseitigt werden. Es war nicht schwer: der revolutionären Ideen huldigende Schulmeister Dietrich wurde mit einem jährlichen Gehalt von achtzig Gulden pensionirt; er zog es vor, zu sterben. Der Neuernannte war ein loyaler, pflichtgetreuer Mann, der mit dem Pfarrer im Vereine die ihm anvertraute Heerde wieder zu dem alten, ehrwürdigen Aberglauben zurückführte. Die Lindauer schienen vor den zersetzenden Einflüssen des modernen Geistes gesichert! —

Dieses Dörflein hatte die Gesellschaft nun betreten. Die Hitze erschien, nachdem man den Wald verlassen, drückend; das Tempo des Marsches hatte sich sehr verlangsamt; auch der General schien ermüdet, nichtsdestoweniger waren er und Hauptmann Tiefenbach allen übrigen voraus, was ihn nicht wenig zu befriedigen schien. Sie kamen an ein Gehöft, das durch die vorerwähnten Merkmale des Wohlstandes den Sinnen der Vorübergehenden schon aus ziemlicher Entfernung wahrnehmbar wurde. Das Haus schien eines der stattlichsten. Ein alter, aber noch robuster Mann, der die herkömmliche Lederhose und eine große, bunte Weste trug, saß in Hemdärmeln vor dem Zaune auf einer aus einem Brette und mehreren Holzpflöcken zusammengenagelten Bank, die von einer alten, seitwärts stehenden Linde beschattet war. Sein Haupt war trotz der Hitze mit einer schweren Pelzmütze bedeckt, er hatte die Pfeife im Munde, obwohl sie längst ausgeraucht war, und sah gleichmüthig vor sich hin. Die Offiziere machten einige Schritte vor ihm Halt, der Schatten zog sie offenbar an. Der General pustete stark, er wolle hier die Damen erwarten, sagte er. Der Alte, dem die glänzende Uniform wohl imponirte, rückte ein wenig an seiner Pelzmütze, blieb jedoch ruhig sitzen. Die Herren traten an ihn heran; sie wollten das Wohnhaus des Professors erfragen und bei der Gelegenheit einige freundliche Worte mit dem Bauern wechseln. Der Adelige sowie der Militär wissen es ganz gut, daß die Bauern eine Macht sind, auf die sie sich zu stützen vermögen, sie sind ihre verläßlichsten, ja, ihre einzigen Bundesgenossen in dem Kampfe gegen die soziale Bewegung, sie waren es hauptsächlich, die dem Ueberfluthen der neuen revolutionären Ideen einen Damm entgegengesetzt, der noch eine Zeitlang vorhalten wird. Es gehört somit zu ihrer Politik, sich ihre Bundesgenossen zu erhalten, wie es zur Politik selbst des am wenigsten weitsehenden Gutsbesitzers gehört, seine Knechte zwar in Respekt zu halten, aber sich ihnen niemals zu entfremden.

„Nun, Alter, schmeckt's?" fragte der General mit jener biedern Barschheit, die den Soldaten charakterisiren soll.

„Mein's wohl," entgegnete der andere kurz.

„Ein stattliches Gehöft das, wie nennt man es?"

„Das heißt bei mir der Grillenhof."

„Seid wohl der Bauer selbst?"

„Na, wer denn sonst?"

„Hab' schon von Euch gehört, seid einer von den Reichsten hier."

Der Bauer sah den Sprecher mißtrauisch von der Seite an. „Ich hab' mein Auskommen," sagte er dann kurz und wie ausweichend, und fügte erst nach einer Pause nachlässig hinzu: „Hof und Wirthschaft g'hören übrigens mein ält'sten Buben."

„Lorenz Grillhofer der Zweite, nicht so?" fragte der General mit freundlich lächelnder Herablassung. „Ganz, wie bei den Dynastien," wendete er sich an den Hauptmann und dann wieder zu dem Alten: „Ich habe davon gehört, daß Er seine Besitzung neuerdings arrondirt habe."

Der Bauer blinzelte noch argwöhnischer nach ihm hin. „Mit Verlaub zu fragen, die Herren thäten wohl von der Wienerstadt kommen, wo's alles wissen müssen. Wir Bauer denken aber: ‚Viel Wissen macht Kopfweh.'"

„Ich bin der Gutsbesitzer von Hohenwang," sagte streng der General.

Lorenz Grillhofer erhob sich und rückte abermals die schwere Mütze, behielt die Pfeife jedoch nach wie vor im Munde. „Ah," sagte er, „das läßt sich hören; ich wollt's nur wissen, mit wem ich die Ehre hab'; kommen oft so lumpige, windige Stadtleut' (er sah dabei auf den Hauptmann) und fragen uns aus, und glauben, wir sind so dalket und werdet ihnen alles auf die Nase binden. Ja, anpumpt! Wir kennen uns aus!" Er machte ein ungeheuer schlaues Gesicht, und versuchte dann einen etwas verspäteten Kratzfuß. „Na, es thät mich recht freuen, daß Sie der Gutsherr sind; dem kann ich's schon vertrauen, daß der Lorenz, mein Aeltester, ein hübsches Sacherl beieinander hat, das meiste freilich hat er von seiner seligen Mutter geerbt, das war eine Entenhuberische, wissen's!" fügte er mit einem stolzen Augenzwinkern hinzu. „Und das sind die Reichsten hier herum, na, und dann hat der Lorenz halt selber eine Dirn' g'nommen, die ihm was zubracht hat, und so läppert sich das zusammen. Hat's g'scheiter ang'fangen, der Lorenz, als ich alter Esel, der von seiner Ersten nichts überkriegt hat, weil's im Kontrakt festg'stellt war, daß dem Sohn alles gehören soll, und von meiner Zweiten hab' ich erst recht nichts kriegt, — na ja, weil's nichts g'habt hat. So eine Schulmeisterische, wo soll's da herkommen! Die Tochter vom alten Dietrich war's, ein armes Hascherl."

„Warum habt Ihr sie geheirathet?"

„Warum? Na, weil mich halt der Teufel g'ritten hat, und weil ich mich in ihre hübsche Larven völlig verschamerirt hab', na, und weil ein' andre, auf die ich auch ein Aug' g'habt hab', mich nicht mögen hat, na, und so is halt kommen, und so macht halt der Mensch schon manchmal a Dummheit. Na, ich will ihr nichts Böses nachsagen, sie ist schon lang todt, aber a sakrische Dummheit war's halt doch g'wiß."

„Und habt Ihr auch von dieser Zweiten Kinder?" fragte der Hauptmann, der doch auch etwas sagen wollte.

„Ein' Buben hab' ich, hol' ihn der Kukuk, der ist ganz nach ihrer Art, der Steffel, der hat auch ein Radel zuviel im Kopf."

„Ein fauler, ungeberdiger Bursche wohl?" meinte der General.

„Bewahre, er ist mehr so ein Heimlicher, so ein Duckmäuser; aber arbeiten kann er, wenn er will, für zwei. Es ist der Sägemüller da unten." Er wies mit der Hand nach einem nahen Hügel, an den ein unförmliches Brettergebäude sich lehnte. Kein Lärm tönte herüber, auch das eigenthümliche Aechzen, das die Säge verursacht, war nicht vernehmbar: die Mühle stand still. „Er hat jetzt wenig Arbeit," erklärte Grillhofer, „und er wird weiterhin noch weniger haben, da die gnädige Herrschaft ja selber, wie ich hör', eine Sägemühle baut, eine mit Dampf noch dazu. Ja, ja, diese neuen Erfindungen, die hat der Teufel in die Welt g'setzt, um uns Bauern damit zu Grund zu richten. Dem Steffel bricht's das Genick, er ist ohnedies ein Habenichts (er machte eine verächtliche Geberde); das Geringe, was ich hinterlasse, das hab' ich mein' Aeltesten zuschreiben lassen, damit das Sacherl doch hübsch beieinander bleibt."

„Ja, es ist wahr," erwiderte der General mit einiger Lebhaftigkeit, „hier existirt noch in vielen Gemeinden die gute, alte Sitte der Majorate, die allein der Güterzersplitterung vorbeugen kann, aber gesetzlich ist sie nicht und euer Sohn könnte gegen diese Bestimmung protestiren."

„Ah, das gibt's nicht, da müßt' er prozessiren, und ein Mensch, der kein Geld hat, laßt das lieber bleiben, und dann hat er, nachdem ich ihm sein Sachen geben hab', erklärt, vor Zeugen erklärt, daß er keine weitern Ansprüche macht und daß er damit zufrieden ist."

„Und weshalb seid Ihr denn unzufrieden mit ihm?"

„Na, weil er nichts Rechtes ist und weil sein Lebtag aus ihm nichts Rechtes mehr wird. Zum Bauer ist er verdorben und mit der Säg' kann er sich allein nicht fortbringen; zur Kopfsach' wär' er schon tauglich, aber studirt hat der Kerl auch nichts Ordentliches. Freilich, ich hab' selber Schuld an der ganzen Unordnung, warum hab' ich ihn aus dem Haus geben, wenn ich was Tüchtiges aus ihm haben wollt. Aber da war's halt so: Der Lorenz hat sich mit ihm nicht vertragen können, und da is mir mein Weib in den Ohren g'legen, ich sollt' den Kleinen zum Großvater schicken, zum Schulmeister, zum Dietrich, sonst könnt' ihn der Lorenz in sein' Zorn einmal erschlagen, ich hab' nachgeben, aber das ist ein Fehler, wenn der Mann nachgibt, und ein Fehler ist's auch, wenn der Bauer nicht zum Bauer in die Lehr' geht, sondern zum Schulmeister; aber ich hab' mir gedacht, meinetwegen, wenn's einmal schon soweit ist, soll er studiren, er kann Kaplan werden, und kann's vielleicht sogar bis zum Herrn Pfarrer

bringen, hätt' doch unsereiner dafür im Himmel ein' Stein im Brett, ist auch was werth. Na gut; aber wie der Bub' vor lauter Gescheidtheit schon grad' damisch war und wie er hätt' sollen in's Seminar kommen, da hat er nicht wollen, da hat der verdammte Kerl erklärt, er will von der Geistlichkeit nix wissen, und hat mit dem Davonlaufen gedroht und mit dem Auswandern nach Amerika, und meiner Seel', ich glaub', er hätt's ausgeführt. Ich aber wollt' die Schand' nicht haben, und der Lorenz hat mir selber zug'red't, ich soll ihm das Bissel geben, was er zu kriegen hat, damit er sich seßhaft macht, und da hab' ich ihm die Säg'mühl geben und ein paar Aecker und Wiesen dazu, und der Bub' war fleißig und hat gut than eine Weile lang. Da führt der Teufel sein' leiblichen Bruder her, Professor laßt er sich nennen, der grausliche Hexenmeister, der in seinem Haus eine förmliche Zucht ang'legt hat von den giftigsten Viechern, die ein' andern ehrlichen Christenmenschen schon mit dem bloßen Hauch vergiften können, der die Kröten zerschneiden thut und die Salamander. Pfui Teufel! Der hat den Steffel gut brauchen können, der hat ihn zu dem saubern G'schäft gedungen, und der Steffel ist gleich dabei g'west, und der Professor, der hat ihm seine schwarze Kunst g'lehrt und seine Wissenschaft, und der Steffel ist sein G'sell 'worden und ist ihm seitdem verfallen mit Leib und Seel'."

Der Hauptmann lachte, eigentlich verdroß es ihn aber, daß sein Verwandter in dieser Gegend eines so schlechten Leumunds genoß.

„Ihr steckt noch sehr in dem alten Aberglauben," sagte er, „aber mein Guter, laßt Euch sagen, der Professor ist kein Schwarzkünstler, er ist ein Mann der Wissenschaft, ein Gelehrter, der die Natur studirt, und Euer Steffel kann sich nur gratuliren, wenn er von ihm etwas lernen kann; und wenn ein Bauernjunge auch mehr weiß als ihr andern alle im Dorfe, so ist das noch lange kein Unglück."

Da riß der Alte zornig die Pfeife aus dem Mund. „Das ist kein Unglück, sagen Sie, das ist kein Unglück? So! Was wissen Sie davon? Ich sage Ihnen, das ist das größte Unglück! Ein Bauer soll nicht mehr wissen, als der andere; wir müssen alle gleiche Gedanken haben und den gleichen Sinn, das kittet uns zusammen; übrigens hat es uns der Herr Pfarrer schon g'sagt, was das ist, eure Wissenschaft, das ist der Antichrist, das ist der höllische Unglaube, und wenn ein Bauer sich mit der Wissenschaft abgibt, dann ist er kein Bauer mehr, dann ist er die Pest im Dorf! Haben's das verstanden?"

„Der Mann hat recht," fiel der General mit lebhafter Zustimmung ein. „Das Landvolk war bisher gesund, es war noch nicht angesteckt von der Fäulniß moderner Zustände, es soll uns auch gesund erhalten bleiben. Wahrlich, es fehlte uns nichts, als daß der Bauer auch schon mit der Wissenschaft begänne, daß auch er zu philosophiren anfinge, ich sage euch aber, wo so ein entarteter Bauer sich zeigt, dann hinaus mit ihm, er ist ein Sauerteig, der nicht schnell genug entfernt werden kann, wenn er nicht alles in Gährung setzen soll."

Der Bauer verzog den großen, ausdrucksvollen Mund zu einem Lächeln: „Ich sehe schon, der gnädige Herr versteht mich."

„Ja, ich verstehe Ihn vollkommen, Grillhofer. Er muß sich den Kerl vom Halse schaffen."

„Der Lorenz meint schier auch, es wär' das beste, wenn er ging, und ich wär' schon grad' auch der Meinung, seit ich weiß, daß 's mit der Säg'mühl' kein' Bestand mehr hat, aber —"

„Sage Er doch, Grillhofer, wie alt ist der Bursche?"

„Na, er wird halt seine zwanzig Jahr haben."

„Dann kommt er dies Jahr noch zur Assentirung."

„Freilich, er hat schon im März seine Nummer gezogen. Aber trotzdem glaubt' der Bub' nicht dran, daß er genommen wird."

„Ist er ein Krüppel?"

„Na, warum nicht gar, hoch und schlank ist er, dabei kräftig und stark wie ein Stier, ein prächtiger Kerl!"

Der Alte schnalzte mit der Zunge. Ueber die physischen Eigenschaften seines Sohnes schien er eine stolze Genugthuung zu empfinden.

„Nun also, dann wird er Soldat, denn Er wird nicht so dumm sein, ihn loszukaufen."

„Schon g'wiß nicht, wär' er anders, hätt' ich's gethan, wie ich's beim Lorenz gethan hab', aber so nicht. Aber — (der Alte lächelte wieder boshaft) — aber ich mein' immer, der Professor hat ihm versprochen, ihn durchzubringen, verstehn's, so unter der Hand, weil der Steffel gar so sicher thut."

„Das wäre Unterschleif!" schrie der General. „Nun, gebt Acht, dem werden wir das Handwerk legen, und wegen des Steffels sei Er unbesorgt, der wird Soldat, den wird die Fuchtel kuriren, und gebessert kommt er Ihm wieder heim. Ich kenne das, wir sind mit andern fertig geworden!" Der General lachte, — es war ein hartes, grimmes Lachen. „Auch die Gelehrtheit werden wir ihm gründlich abgewöhnen, und wenn er seine sieben Jahre abgedient hat, wird er ein gehorsamer, wohldisziplinirter Mensch sein."

„Mein Seel', ich mein' auch, das wär' das sicherste Mittel."

„Verlaßt Euch darauf; ich habe es bei meinem eigenen Sohn angewendet; das ist auch einer, der seine eigenen verrückten Ideen hat, aber der Dienst wird ihn davon kuriren, er kurirt alle. Es ist was eigenes um die Dressur, und wenn mein Junge im nächsten Halbjahr etwas anderes als sein Dienstreglement studirt und Rekruten exerzirt, so will ich —"

Er vollendete den Satz nicht: die übrige Gesellschaft war nahe herangekommen. Alle sahen echauffirt aus, die Damen klagten über die Hitze und den weiten Weg, sie sehnten sich, an's Ziel zu kommen.

(Fortsetzung folgt.

Grillparzer. (Seite 71.)

Ein blinder Bildhauer.

Bekanntlich hat Lessing den kühnen Grundsatz aufgestellt, daß Raphael auch dann ein Maler geworden wäre, wenn er ohne Hände das Licht der Welt erblickt hätte. Die merkwürdige Entdeckung des Feuilletonisten der pariser Zeitschrift „Temps“ rivalisirt mit dem Lessing'schen Ausspruch. Er schreibt Folgendes:

„Der Einladung eines meiner Freunde folgend, begab ich mich mit demselben in die Rue Denfert Nr. 22, um dort den blinden Bildhauer Vidal aufzusuchen, und bereicherte bei diesem Besuche meine Erfahrungen in überraschender Weise. — Vidal ist in Nimes 1831 geboren, ist seit dem Alter von 21 Jahren blind. Seine Blindheit ist unheilbar, denn sie ist durch eine Lähmung des Sehnervs verursacht. Diese schreckliche Katastrophe trat ganz plötzlich ein. Am Tage vor derselben sah der Bedauernswerthe noch, und als er am nächsten Morgen erwachte, war er der Sehkraft beraubt. Vidal hatte bisher unter Kunstkollegen gelebt, er war bei Pradier und Baryi gern gesehen — und nun traf ihn plötzlich dieses Unglück! Seine Studien waren sehr weit vorgeschritten; er wußte der Entmuthigung zu widerstehen. Nach einigen Wochen, während welcher er Versuche und Uebungen anstellte, schritt er zur Wiederaufnahme der unterbrochenen Arbeiten — seine Finger hatten seine Augen ersetzt. Bevor ich den Künstler aufsuchte, wollte ich mich überzeugen, ob dieser Ausnahmsfall ganz vereinzelt dastehe. Im Alterthum finden wir wohl ein Beispiel eines blinden Bildhauers, doch beschränkte sich derselbe blos auf's Kopiren. Anna von Bretagne ließ sich auch einen von Blindheit betroffenen Bildhauer vorstellen und von demselben eine Münze untersuchen. Der Blinde betastete dieselbe und erkannte sogleich das auf derselben befindliche Königsbild, worauf dem Blinden eine Pension aus der königlichen Privatschatulle zugesprochen wurde.

Im Gegensatz zu seinen Vorgängern befaßt sich Vidal ausschließlich mit originalen Schöpfungen. Er hat von 1855 bis 1875 ausgestellt und 1861 eine Medaille erhalten. Mit Vorliebe beschäftigt er sich mit Thiersujets; der Staat hat mehrere seiner Werke in Bronze und Marmor erworben. Die Subtilität, welche die Erfahrung den Blinden verleiht, war mir nicht unbekannt. Hatte mich doch selber ein blinder Russe in Straßburg gebeten, ihn nach den Kartonmodellen von Auzoux in der Anatomie des Gehirns zu unterrichten. Ich wußte wohl, welche Wunder eine geübte Hand wirken könne, — aber ich muß gestehen, daß die Wirklichkeit im Atelier Vidals alles übertraf, was ich bisher erfahren hatte und voraussetzen konnte. Der Künstler arbeitet in jeder Stunde des Tages, doch zieht er die Nacht vor, da sie ihn vor Störungen sichert. Einer meiner Kollegen erzählte mir, daß er eines Abends gegen 10 Uhr Vidal auf dem Boulevard St. Michel begegnet sei. Vidal lud ihn zu einem kurzen Besuch in seinem Atelier ein. Der Blinde fand seinen Weg ohne Schwierigkeit, und machte sich, einmal zuhause, allsogleich an die Arbeit, ohne zu bedenken, daß sein Gast nicht eine Spanne weit vor sich sehen konnte. Vidal konnte nicht umhin, auf eine diesbezügliche Bemerkung seines Gefährten herzlich zu lachen, und holte selber eine Kerze und Zündhölzchen herbei, Dinge, welche er stets nur für seine Gäste braucht.

Meine erste Frage an Vidal war, wie er denn bei seiner Arbeit zu Werke geht. Ich begriff wohl, daß die Betastung es erlauben mag, einer Linie zu folgen, eine Kontur festzustellen. Aber die Dicke, die Tiefe, die Beziehungen unter einander? Dies waren für mich ebenso viele Räthsel. Einer meiner Freunde hatte Vidal Tags vorher einen prächtigen Windhund gebracht. Während Vidal denselben streichelte, studirte er die Formen des Thieres; er hatte durch das ganz spezielle Gedächtniß, das seinen Fingerspitzen innewohnt, alle charakteristischen Züge seines Modells registrirt, und unternahm es nun, das Thier in meiner Gegenwart aus seinem Gedächtnisse wiedererstehen zu machen. Wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, würde ich es nicht glauben; aber mit meinen Augen sah ich aus dem Thonblock die erstaunlich genaue Silhouette des Hundes wachsen. Wohl war es vorerst nichts als ein Gemenge von Knochen und zarten Muskeln, etwas wie jene unbestimmten Skizzen, welche die Maler entwerfen, bevor sie an die Einzelheiten der Ausführung schreiten. Bald aber entwickelten sich die Muskeln, das fleischlose Thier nahm Gestalt an, seine eigenartige Physiognomie kam zum Ausdruck — ich war überzeugt. Nicht vergessen darf werden, daß die Raschheit dieser

Das antike Rom. (Seite 71.)

Arbeit nicht deren geringste Merkwürdigkeit ist. Selbstverständlich nimmt die Ausführung der Details viel Zeit in Anspruch; es ist dies der langwierigste und schwierigste Theil seiner Arbeit. Doch sollte ich noch nicht am Ende meines Staunens angelangt sein. Von Fragen gedrängt, vertraute mir Vidal an, daß er in der Lage sei, die Werke Anderer so genau beurtheilen zu können wie seine eignen. Er war auf der Ausstellung, wo sich sein Löwe in Lebensgröße vom Jahre 1875 befindet, und durchschritt die der Skulptur gewidmeten Säle. Selbstverständlich beschränkte er sich blos auf Büsten, welche seine Hände erreichen konnten. Nach Aussage jener Personen, welche ihn auf diesen Rundgängen begleiteten, soll sein Urtheil stets richtig und zutreffend gewesen sein. Vidal hat sein eigenes Bildniß in Medaillonform angefertigt, und er würde es auch unternehmen, nach jeder Physiognomie eine Büste zu liefern, obwohl seine Spezialität die Thierdarstellung ist. — Er besucht auch das Theater. Bei dieser Angabe konnte ich einen Ausruf des Unglaubens nicht unterdrücken. Doch setzte er mir auseinander, daß er je nach dem Klange der Stimme, der Richtigkeit der Intonation bald den Werth des betreffenden Darstellers errathe. Sein Gehör ist dermaßen geschärft, daß er die Bewegungen der Schauspieler auf der Szene verfolgt; er weiß genau den Ort und die Situation zu bezeichnen, in der sich dieser oder jene befinden. Am liebsten geht Vidal bei Nacht aus; die Wagen sind dann selten, die Menschenmenge hat sich verlaufen. Bei Tage pflegt er nur dann auszugehen, wenn trübes Wetter ist. Das Sonnenlicht beirrt ihn, er ist dann seiner Bewegungen nicht mehr sicher und vermeidet es daher an sonnenhellen Tagen das Haus zu verlassen. Gleich den meisten seiner Unglücksgenossen sagt Vidal stets: ‚Ich sehe!‘ Kommt er in die Nähe einer Mauer, eines Baumes, eines Gaskandelabers, so erräth er rasch deren Vorhandensein. Seine Bewegungen verrathen nur selten Zögern oder Ungewißheit. Die Blinden sind im allgemeinen lustig und aufgeräumt. Es ist dies eine Beobachtung, welche die Philosophie nicht erklärt, die aber fast immer begründet ist. Ich habe Vidal über diesen Gegenstand befragt. Die Frage war eine delikate, denn das Privatleben eines Blinden muß doppelt geachtet werden.

Man weiß, daß die Bildhauerei selten bereichert; der Rohstoff ist theuer, und außer den Ankäufen des Staats und ausnahmsweiser Generositäten einiger vom Glück begünstigter Privaten sind die Absatzwege sehr spärlich. Man kann daher wohl denken, daß unser blinder Bildhauer nicht in die Kategorie der ‚Glücklichen‘ gehört. Trotzdem hat sich bis jetzt sein Muth nicht verleugnet; er findet Trost in seiner Arbeit und Freude in seiner Kunst. ‚Bisher‘, sagte er mir nicht ohne rhetorischen Schwung, ‚kenne ich blos die äußere Nacht; ich verlange nichts mehr, als daß es mir erspart bleibe, die innere Nacht kennen zu lernen.‘“

Dr. M. T.

Kraft und Leben im Kleinsten der „todten“ Materie.

(Schluß.)

Wir geben nachstehend eine Tabelle der Festigkeiten für wichtigere Materialien, die eine vergleichsweise Uebersicht gestattet und zeigt, wie je nach dem zu erfüllenden Zweck das geeignetste Material auszuwählen ist.

	absolute Festigkeit	relative Festigkeit	rückw. Festigkeit
Stahl, gehärtet	10820	—	—
Schmiedeeisen	4380	1252	2500
Gußeisen	1340	1076	10000
Eisendraht	6430	—	—
Kupfer	2325	—	4090
Messing	1265	471	10830
Messingdraht	5000	—	—
Zinn	421	—	—
Zink	198	—	—
Blei	62	—	—
Glas	192	—	—
Eichenholz, Kern	1819	272	255
Weißbuche	1395	166	—
Weißtanne	957	255	—
Rothtanne	—	302	—
Hanfseile	615	—	—
Granit	—	—	526
Kalkstein	—	—	505
Marmor	—	—	520
Sandstein, harter	—	—	544
Mauerziegel	—	—	52

Ausführlichere Tabellen sind in allen Lehrbüchern für Architektur und Maschinenbau zu finden. Die unsrige gestattet recht interessante Vergleiche z. B. zwischen verschiedenem Eisenmaterial. Während gehärteter Stahl gegen Zug mehr als die doppelte Festigkeit des Schmiedeeisens zeigt, ist Gußeisen wenig mehr als ein Drittel des letzteren im gleichen Fall zu leisten im Stande; dagegen zeigt es gegen Druck (also etwa bei Verwendung als Säulenträger bei Bauten) die vierfache Leistungsfähigkeit als Schmiedeeisen. Wir sehen ferner, daß Eisendraht einen um die Hälfte größeren Zug aushält, als Schmiedeisen, Messingdraht gar den vierfachen gegen gegossenes Metall, während seine rückwirkende Festigkeit das achtfache der absoluten ist. Und so ergeben sich noch viele Beziehungen.

Es ist aber einzusehen, daß diese durch Versuche gewonnenen Zahlen keineswegs ein Maß für die ganze Cohäsion der Körper sind; es handelt sich dabei immer nur um Formveränderungen; nach geschehener Trennung eines Körpers behält jeder Theil seine Cohäsion, und wenn auch zu den Versuchen möglichst gleichmäßiges Material genommen wurde, so zeigt doch der Umstand, daß, wenn beim Erproben der absoluten Festigkeit einer Eisenstange das Zerreißen nur an einer Stelle geschieht, dort die Cohäsion schwächer gewesen oder geworden ist, als im ganzen Stab.

Von noch größerer praktischer Wichtigkeit, als die Kenntniß der Belastungsgrenzen, bei denen Körper zerstört werden, ist es, die Grenzen zu kennen, bis zu denen dieselben auf Druck oder Zug in Anspruch genommen werden können, ohne eine Formveränderung zu erleiden, innerhalb deren sie also dauernd dieselbe Leistung verrichten. Sie wurden auch nur durch Einzelversuche gefunden, und es beträgt z. B. die Tragfähigkeit für Metalle nur den vierten, für Hölzer den dritten Theil der obigen Zahlen, bei Bewegungsmaschinen ein Fünftel und noch weniger. Würde man die Eisendrähte eines Drahtseils mit mehr als ein Viertel der absoluten Festigkeit dauernd spannen, so verlängern sich dieselben im Verhältniß mit der Zeit, werden dadurch schwächer und würden dann nur entsprechend geringere Belastung vertragen, so daß endlich durch die gleichbleibende ein Zerreißen herbeigeführt wird. Es darf im allgemeinen die Inanspruchnahme eines Werkstücks nicht so groß sein, daß eine bleibende Formveränderung die Folge ist, wenn genügende Sicherheit gewahrt bleiben soll.

Dies führt uns auf die besondre Wirkungsweise der Cohäsion, welche Elektrizität genannt wird. Man versteht darunter die Eigenschaft von Körpern, die Einwirkung einer Massenbewegung unter Formveränderung als Spannung aufzunehmen, diese nachher als Bewegung vollständig wieder zu verausgaben und dabei die frühere Form genau wieder anzunehmen. Man unterscheidet elastische und unelastische Körper, — das ist aber nur dem Grade nach zu verstehen. Auch für diejenigen, welche wir als die hervorragendst elastischen kennen, wie Federharz (Gummi), Elfenbein, gefärbter Stahl, gibt es eine Grenze der Elektrizität, d. h. wenn sie stärker ausgedehnt, oder zusammengedrückt werden, so erleiden sie eine bleibende Formveränderung und vermögen danach die Spannung nicht vollständig in Bewegung zurückzuverwandeln. Andererseits aber ist auch kein Körper vollständig unelastisch, obschon wir als solche diejenigen bezeichnen, welche bei Aufnahme von Bewegung eine bleibende oder keine sichtbare Formveränderung zeigen und keine nachweisbare Spannung besitzen.

Die praktisch wichtigsten Elastizitätsgesetze lassen sich kurz so formuliren:

1) Die Spannungen für die Flächeneinheit der Querschnitte von Stäben, welche durch äußere Kräfte verlängert oder verkürzt werden, nehmen mit den spannenden Kräften im gleichen Verhältniß zu und ebenso mit dem zunehmenden Querschnitt der Stäbe ab.

2) Innerhalb der Elastizitätsgrenze stehen die Längenveränderungen eines Stabes durch eine ziehende oder drückende Kraft im graden Verhältniß zur Größe derselben.

3) Innerhalb einer Grenze, die im allgemeinen kleiner als die Elastizitätsgrenze ist, sind bei demselben Stabe die Verlängerungen gleich den Verkürzungen, wenn sie durch gleich große Kräfte erzeugt werden.

4) Die durch dieselben Kräfte innerhalb der Elastizitätsgrenze erzeugten Längenveränderungen von Stäben nehmen in gleichem Verhältniß mit deren Länge zu und mit dem zunehmenden Querschnitt ab.

Die Elastizität kommt, wie schon gesagt, innerhalb gewisser Grenzen allen Körpern zu, und zwar ist ein jeder um so vollkommner elastisch, je kleiner die durch einen Stoß bewirkte Entfernung seiner Massentheilchen aus der Gleichgewichtslage ist. Erleidet also ein Körper den Angriff einer Massenbewegung, so daß er sie nicht als solche aufnehmen kann, so ist einleuchtend, daß er die nun gehemmte Massenbewegung in eine derartige andre umsetzen muß, für welche alle Körper innerhalb gewisser Grenzen vollkommen elastisch sind. Trifft also ein fallendes Gewicht auf einen unelastischen Körper, nämlich einen solchen, der nicht im Stande ist, es auf seine Fallhöhe zurückzuschnellen, so muß die angreifende Bewegung in Molekularbewegung übergehen; es geht dabei nicht, wie in vielen Lehrbüchern zu lesen ist, Bewegung („lebendige Kraft") verloren, wenn auch beide Körper in Ruhe bleiben, sondern die Massenbewegung des Gewichts wird durch vermehrte Zahl der Schwingungen der Moleküle des getroffnen Körpers ausgeglichen. Diese Molekularbewegung äußert sich in solchen Fällen erfahrungsmäßig immer als Wärme. Aus dem angeführten Grunde werden elfenbeinerne Kugeln selbst an der Aufschlagstelle nicht erwärmt, wohl aber hölzerne. Wir können uns also einen warmen Körper als einen solchen vorstellen, dessen Moleküle durch Cohäsion zusammengehalten werden und dabei innerhalb sehr enger Grenzen, die wir als die seiner vollkommnen Elastizität betrachten müssen, Schwingungen nach allen Seiten des Raumes ausführen. So wie nun dieselbe Arbeit geleistet wird durch Heben von hundertmal einem Pfund auf ein Fuß Höhe, als durch einmaliges Heben von hundert Pfund auf ein Fuß Höhe, so müssen wir uns auch vorstellen, daß, wenn Massenbewegung so gehemmt wird, daß sie sich nicht gradlinig fortpflanzen kann, ihr Verlust ausgeglichen wird durch eine im kleinsten Raume stattfindende, in sich zurückkehrende Bewegung kleinster Theilchen eines Körpers von ungeheurer Schwingungszahl.

Dadurch verliert die, wie man glauben könnte, so riesige Größe des mechanischen Aequivalents der Wärme den Anschein des Unverhältnißmäßigen, und wir können uns einen Begriff machen von der großen Zahl der Schwingungen, die als Bewegungsgröße in einem Pfund warmen Wassers stecken, wenn wir erfahren, daß durch den Fall von 1400 Pfund von ein Fuß Höhe, also durch eine Bewegungsgröße von 1400 Fußpfund ein Pfund Wasser nur um ein Grad Celsius erwärmt wird. Wenn wir uns die Größe der Wärmebewegung nur nach der Zahl unserer Thermometergrade vorstellen, ohne ihr eigentliches Wesen zu berücksichtigen, so muß uns die aus Massenbewegung hervorgegangene Wärme allerdings ungeheuer klein erscheinen. Wären wir aber im Stande, die Wärmemenge, welche die Temperatur eines Pfundes Wasser um einen Grad erhöht, ohne Verlust herauszuziehen, diese Bewegung sozusagen zu strecken und in eine kontinuirlich gradlinige zu verwandeln, so würden wir damit wieder ein Pfund Last auf 1400 Fuß Höhe, oder 1400 Pfund auf ein Fuß Höhe heben können. Wenn wir nun auch in unsern besten Maschinen immer einen unvermeidlichen, sehr großen Verlust von ungenützt entweichender Wärme haben, so ist doch der ungeheure Vortheil der Verwendung von Wärme, die sich als Konzentration einer großen Bewegung im kleinen Raum darstellt, und die wir als Triebkraft in Dampfspannung oder Luftspannung in der kalorischen Maschine umwandeln, einzusehen.

Ein Eisenbahnzug von 1000 Zentner Gewicht, der sich mit 40 Fuß Geschwindigkeit bewegt, enthält eine Bewegungsgröße von 2,580,645 Fußpfund. Wird der Zug durch Bremsen zum Stillstehen gebracht, so setzt sich diese Bewegung in den Rädern und Schienen in Wärme um, und zwar, da 1400 Fußpfund eine Wärmeeinheit ergeben, in 1843 Wärmeeinheiten. Diese ganze Massenbewegung also würde nur hinreichen, um 1834 Pfund Wasser um einen Grad zu erwärmen, oder um 18,34 Pfund Wasser von 0 Grad bis zum beginnenden Sieden zu bringen: diese $18^1/_3$ Pfund Wasser enthalten ebensoviel Bewegung, wie der ganze Eisenbahnzug!

Welch eine Masse von Arbeit muß der Wilde nach unsern Begriffen verschwenden, wenn er durch Reiben zweier Holzstücke bis zum Glühen das lebensnothwendige Feuer sich erarbeiten muß!

Es ist hier auch der Ort, den für die Technik so wichtigen Begriff der Reibung festzustellen. Reibung ist allemal Widerstand gegen Bewegung, den die Cohäsion der Theilchen der Oberflächen von Körpern verursacht, gleichviel ob sich die Körper nur an geringen Theilchen der Oberflächen berühren, wie Räder und Schienen der Eisenbahn, oder ob die Berührung an den ganzen oder einem großen Theil der Oberflächen stattfindet, wie beim Ueberwinden der Kohäsion der Luft- oder Wassertheilchen seitens fliegender oder schwimmender Körper. Mit Hinsicht auf die Wirkung der Reibung können wir jedoch schädliche und nützliche unterscheiden. Die letztere sucht man hervorzurufen und zu vergrößern, wenn es sich um beabsichtigte Hemmung der Bewegung handelt, wie beim Bremsen der Wagenräder; ebenso ist sie Bedingung für die Uebertragung der Bewegung in vielen Fällen, wie die der Lokomotivenräder, wenn der Zug in Bewegung gesetzt werden soll, oder bei der Bewegungsübertragung durch Riemen, Seile oder sogenannte Friktionsräder. Bei unsern Bewegungsmaschinen sind gewöhnlich beide Arten gleichzeitig in Betracht zu ziehen, und da ihre Größe zunächst abhängt von der Cohäsionskraft der an der Oberfläche der Körper hervorragenden Theilchen, so muß diese bald mehr, bald weniger geglättet und geebnet werden. Ragen keine Theilchen sichtbar hervor, ist also die Oberfläche glatt, glänzend, polirt, so ist auch die Reibung unbedeutend. Da aber bei sehr genauer Berührung zwischen festen Theilen derselben Art, besonders bei Metallen, Cohäsion entsteht, die dann als vermehrter Reibungswiderstand erscheint, und deren Ueberwindung Verlust an Massenbewegung durch Entstehung von Wärme verursacht, so gibt man eine geringe Menge eines schlüpfrigen Stoffes, ein Schmiermittel zwischen die Flächen, welches die Berührung der festen Oberflächen durch sein Dazwischenlagern verhindert und, da nun blos die Cohäsion flüssiger Theilchen zu überwinden ist, die Reibung sehr verringert. Zwischen den Oberflächen fester und flüssiger Körper findet eine besondre Art von Cohäsion, die man als zwischen ungleichartigen Stoffen sich äußernd, mit dem besondern Namen Adhäsion bezeichnet hat, statt. Wenn zum Beispiel eine glatte Glas- oder Metallscheibe — deren Dicke gleichgiltig ist — in Berührung mit einer Wasserfläche gebracht wird, so bedarf es einer meßbaren Kraft, sie wieder loszureißen. Diese Adhäsion hält das Schmiermittel zwischen den Flächen. Bei sehr großem Druck auf kleine Flächen würde es jedoch zwischen denselben herausgedrückt werden, wenn man nicht das Schmiermittel dem Druck und der Größe der Fläche anpaßte, bei kleinem Druck auf große Flächen ein dünnflüssiges Oel, bei großem Druck die halb- oder ganz festen Fette nähme, bei stärkstem Druck Wachs.

Bei dem die Reibung ausmachenden senkrechten oder schiefen Anprall hervorragender, sich berührender Theile, der auch bei polirten Flächen noch stattfindet, wird immer ein Theil Massenbewegung als solche vernichtet, indem sie sich in Wärme umsetzt; bei unsern Maschinen darf die Reibung bewegter Theile jedoch nicht größer werden, als daß die erzeugte Wärme durch die sie leicht leitenden Metalle beständig ausgestrahlt werden kann, so daß keine Temperaturerhöhung der Maschinentheile eintritt.

Es verwandelt sich also sowohl die durch Stoß, als die durch Reibung ganz oder theilweis gehemmte Massenbewegung in Wärme und zwar in dem genannten festen Verhältniß. Die Kenntniß dieser Thatsache gibt über manche lange mißverstandenen Erscheinungen Auskunft. Ein solches Mißverständniß hat in vielen Fällen die Erbitterung zwischen als „Erbfeinde" gegeneinander kämpfenden Nationen gesteigert: wir meinen die bei durch Bleikugeln Verwundeten öfters gemachte Beobachtung, daß die Ränder ihrer Wunden nicht nur wie verbrannt aussahen, sondern daß sich auch der eine Eingangskanal im Körper in drei, vier und mehr Nebenkanäle verzweigte und in jedem Bleistückchen gefunden wurden. Jeder streitende Theil beschuldigte den andern unter steigender Erbitterung, Sprengkugeln oder gehacktes Blei verwandt zu haben. — Die Erklärung ist aber viel einfacher und entlastet genügend. Wenn sich die bedauernswerthen Menschenbrüder aus großer Nähe Geschosse aller möglichen Arten in die Körper jagen, so entwickelt die gehemmte Bewegungsgröße derselben an der Aufschlagstelle soviel Wärme, daß die zerrissnen Gewebtheile durch

das heiße Metall auch noch versengt werden, zugleich wird dieses so erweicht, daß der Widerstand schwacher Knochen, ja selbst der fester Muskeln genügt, die halbgeschmolzne Kugel in mehrere Stücke zu zertheilen.

Ein Beispiel, wie die aus gehemmter Massenbewegung hervorgehende Molekularbewegung sich bis zum Glühen und Leuchten steigert, bieten die Meteoriten, welche mit ihrer durch die Nähe der Erde noch vermehrten planetarischen Geschwindigkeit in die dichtern Theile der Atmosphäre eindringen und hier durch den Luftwiderstand genöthigt einen Theil ihrer Massenbewegung in Wärme umsetzen müssen. De entstandne Hitze ist, wie man beobachtet hat, so groß, daß Eisen und Gesteinstheile geschmolzen werden. Der Verlust an Geschwindigkeit und Bewegungsgröße, den jedes Meteor erleidet, das in unsrer Atmosphäre geleuchtet hat, nöthigt es dann, seine Bahn in einem größern Kreise um die Sonne zu ziehen.

Da sich, wie später ausführlicher zu erweisen, Wärme und Licht nur der Anzahl der Molekularschwingungen, oder als Strahl betrachtet, der Wellenlänge nach unterscheiden, so daß die des Lichts die zahlreicheren und seine Wellen kürzer sind, so wird man unter einem selbstleuchtenden Körper ohne Schwierigkeit einen solchen verstehen, dessen Moleküle in lebhafterer (intensiverer) als Wärmeschwingung begriffen sind. Ein Eisenstab ist zuerst warm und dunkel, beim Glühen, also nach weiterer Erwärmung, leuchtet er auch. Das Beispiel des Meteors zeigt, daß durch umgewandelte Massenbewegung nicht nur Wärme, sondern auch Licht hervorgebracht wird.

Schwieriger ist die Affinität, chemische Bewegung oder Differenz, d. h. die Eigenschaft der Körper, sich nach bestimmten Gewichtsverhältnissen zu neuen Körpern, von andern Eigenschaften, als die einzelnen Bestandtheile besaßen, zu vereinigen, als eine Art der Molekularbewegung zu begreifen; um so schwieriger, als wir sie den Molekülen neben den Wärmeschwingungen anhaftend uns denken müssen. Wärme und chemische Affinität sind die beiden Arten von Molekularbewegung, ohne welche wir keinen Stoff kennen. Sie haften an demselben stets gleichzeitig. Wir können einem Körper Wärme entziehen (ihn abkühlen), ohne seine chemische Affinität dadurch im mindesten zu verringern. Wenn aber Stoffe sich chemisch verbinden, so wird allemal Wärme frei und zwar eine solche Menge, die vor der Vereinigung garnicht nachweisbar war und die, da sie unmöglich aus nichts entstanden sein kann, vorher in andrer Form, als sie die Wärmebewegung darstellt, in den Stoffen vorhanden gewesen sein und durch den Vorgang der chemischen Verbindung sich in die bekannte Form der Wärme umgewandelt haben muß. Die chemische Bewegung ist als solche nicht nachweisbar und untrennbar von einem Körper, solange er die gegebne Erscheinungsform behält; sie kann aber jederzeit durch den Vorgang der chemischen Verbindung zum Theil frei gemacht werden und tritt dann gewöhnlich sofort als Wärme auf; unter gewissen Bedingungen jedoch erst in andrer Form.

Leitet man die chemische Aktion in einem Apparat ein, den wir Zelle nennen, und dessen Einrichtung es ermöglicht, die freiwerdende chemische Bewegung im Moment des Entstehens durch ein Metall sozusagen aufzufangen und abzuleiten, so nimmt dieselbe erst die Form des elektrischen Stromes an, ehe sie sich in Wärme auflöst, und es stellt sich jene hiernach gleichfalls als eine Form der Molekularbewegung dar. Unter Umständen kann die elektrische Bewegung erst noch als Licht auftreten, ehe der Uebergang in Wärme geschieht. Elektrizität und Licht stellen zwei Formen der Molekularbewegung dar, welche nicht nothwendig jedem Körper eigen sind, die nur vorübergehend an ihnen wahrgenommen werden. Beide können ebensowohl aus Wärme und Affinität hervorgehen, als auch sich wiederum in diese Bewegungsarten umwandeln.

Einen Beweis dafür, daß den Molekülen der Körper noch eine andre Bewegungsform als Wärme eigen ist, liefert die Diffusion genannte Erscheinung bei Gasen und Flüssigkeiten. Wenn man zwei Gasarten von ganz gleicher Temperatur, die durch bloßes Mischen keine chemische Verbindung eingehen, in einem Gefäß so übereinander schichtet, daß die schwerere unten, die leichtere oben ist, so mischen sie sich nach und nach doch so, daß an jeder Stelle gleiche Mengen von jedem Gase enthalten sind. Das geschieht auch, wenn man die Gase durch eine dünne Membran (ein Pergamenthäutchen) von einander getrennt hatte. Da, wie nochmals ausdrücklich hervorgehoben sei, die Ausgleichung weder durch die ausdehnende Wirkung einer höhern Temperatur des einen Gases, noch durch die Schwere des oberen nach den angegebnen Bedingungen stattfinden kann, so kann das Mischen durch innere Bewegung der kleinsten Theile geschehen sein. Derselbe Vorgang findet bei Flüssigkeiten statt: eine zuerst unten befindliche schwerere und auf sie geschichtete, spezifisch leichtere durchdringen sich schließlich vollständig.

Wie ungeheuer groß die Bewegung ist, welche als chemische Differenz dem Stoff anhaftet, im Vergleich mit der Wärme, welche wir demselben durch Abkühlen entziehen können, beweist die Thatsache, daß wenn wir 1 Gramm Wasserstoff mit 8 Gramm Sauerstoff verbrennen, nicht weniger als 34462 Wärmeeinheiten frei werden. Dabei behält das daraus entstehende Wasser noch sein eignes Maß an chemischer Bewegung; die als Wärme frei gewordne bezeichnet nur die Menge, welche es gegen die vorher getrennten Gasarten weniger besitzt (das ist eben die chemische Differenz)!

Die Affinität unterscheidet sich von der Wärme dadurch, daß sie nicht ohne Formveränderung übertragen werden kann: erst nachdem sie in Elektrizität oder Wärme übergegangen, kann sie andern Körpern mitgetheilt werden. Das geschieht z. B. in der Zersetzungszelle, wo durch Elektrizität Wasser in seine Bestandtheile, Sauerstoff und Wasserstoff, zerlegt wird, oder wenn man Wasserdampf durch eine weißglühende Porzellanröhre leitet, wobei dieselbe Zersetzung vor sich geht. Die beiden Gase nehmen dabei wieder genau 34462 Wärmeeinheiten als chemische Differenz oder Bewegung in sich auf. Der andre Unterschied ist durch die letzterwähnte Thatsache schon angedeutet, nämlich daß jeder Körper nur ein bestimmtes Maß von chemischer Bewegung enthält, das in ihm nicht, wie die freie Wärme, der Vermehrung oder Verminderung fähig ist*).

Wo also Stoff ist, da ist auch Bewegung, allüberall, und zwar niemals nur in einer der einfachen Formen, in welche wir die unter diesem Allgemeinbegriff verstandnen Thatsachen des Studirens wegen zerlegen. Jedes Theilchen, jedes Molekül unsrer Erde bewegt sich zugleich um die Sonne und um die Erdaxe, besitzt Wärme und chemische Bewegung, ist unter Umständen leuchtend und elektrisch, wird durch Cohäsion mit andern zu Gruppen vereinigt, die wir dann als besondre Körper betrachten und die uns dann noch in verschiednen Erscheinungsformen des Stoffs und der Bewegung entgegentreten.

Diese Vielgestaltigkeit kann so verwirrend für unser Fassungsvermögen sein, daß wir den Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen nicht zu erfassen vermögen, daß uns die Einheit der Bewegungen und Verwandlungen unterbrochen erscheint. Jedenfalls können wir an zahlreichen Beispielen ersehen, daß kein Widerspruch darin liegt, wenn wir ein und dasselbe Molekül als verschiednen Bewegungssystemen unterworfen betrachten. Die Bewegung ihrerseits kann unter sehr verschiednen Formen erscheinen, bald als Massenbewegung allen Augen sichtbar sein, bald nur dem kombinirenden Verstand erkennbar als übertragbare Wärme oder als Affinität. Sie kann als solche Jahresmilliarden in demselben Körper unsichtbar vorhanden sein und ihr plötzliches Hervortreten uns dann — je nach uns! — als Wunder, als unergründbare Erscheinung geistig zu Boden strecken, oder zu einem freudigen Heureka!**) veranlassen darüber, daß ein lang vermißtes Glied in der Kette der uns schon bekannten Gesetze, ein genau hineinpassendes und unentbehrliches, aufgefunden ist.

Der Umstand, daß von streng zusammenhängenden natürlichen Vorgängen der eine, ursächliche, oft lange vor unsrer Zeit oder ganz außerhalb unsres Gesichtskreises sich vollzogen hat, ferner das Nichtbeachten oder die Unkenntniß der im kleinsten Raum und an den kleinsten Körpertheilchen haftenden Bewegungen und Kräfte, die durch ihre Summirung und Wandlung erst zu augenfälligen Wirkungen gelangen, endlich und nicht zum mindesten die kindliche Lust vieler Leute, — die selbständiges Denken mehr scheuen, als den ärgsten geistigen und materiellen Druck — am Erstaunen, an vermeintlichen selbst erlebten Wundern, an Taschenspielerstückchen gröbster oder feinerer Art — kurz die Freude an Richtigkeit und Nichtswissen: all' diese Umstände sind als die Veranlassung zu betrachten, daß das Mährchen von „Kleine Ur-

*) Die sogenannten Allotropien, d. h. die Fälle, wo ein einfacher Körper, ein Element, unter zwei oder mehreren verschiedenen äußeren Formen auftritt (weißer und rother Phosphor), bilden nicht, wie es scheinen könnte, eine Ausnahme dieser Regel, sondern bestätigen sie, wie bei eingehenderer Betrachtung der chemischen Bewegung erweislich zu machen ist. D. V.

**) Ich hab's gefunden!

sachen und große Wirkungen" noch auf allen Gebieten seine große Schaar von Gläubigen findet.

Wer sich auf dem Gebiet der Naturerscheinungen noch nicht zur Ueberwindung dieses Glaubens aufgeschwungen hat, für wen der Fundamentalsatz, daß Ursache und Wirkung immer genau gleich groß sich, noch irgend welchen Zweifel zuläßt, für den sind alle Erklärungen der Wissenschaft überflüssig, denn eine Wirkung aus nichts, oder das Entstehen oder Vergehen einer Kraft oder Bewegung ist mit Gesetzlosigkeit und Willkür im ganzen Reich der Natur gleichbedeutend!

Wann und wo wir auch Vorgänge beobachten, bei denen die Wirkung dem Anschein nach viel größer ist, als die Ursache, ist für uns eben nur eine schärfere Aufmerksamkeit, ein umfassenderes Forschen oder weiteres Zurückgehen auf das Vorhergegangne angezeigt, und geschieht das ohne Erfolg, so behalten wir ein Problem zu lösen und überlassen es anderen, vor dem „sichtbaren Hereingreifen des Uebernatürlichen" in den Staub zu fallen.

Ein Beispiel aus der Mechanik vermag die große Menge derartiger Erscheinungen zu erläutern. Wenn wir eine genügend starke Eisenstange auf einer Kante balanciren, so sind wir im Stande auf jeder Seite vom Unterstützungspunkt eine große Last, vielleicht je 50 Centner aufzulegen und dabei das Gleichgewicht zu erhalten. Legen wir nun auf eine Seite noch 1 Pfund auf, so schlägt diese Seite der Stange herunter und sämmtliche 100 Centner fallen herab und üben eine große Wirkung aus. Die Bewegung, welche das Gleichgewicht störte, das Auflegen eines Pfundes ist allerdings außer allem Verhältniß kleiner als die Wirkung. Es ist aber hierbei auch einleuchtend, daß dieselbe durchaus nicht durch diese kleine Kraft verursacht wird, sondern daß sie durch das vorgängige Erheben der ganzen 100 Centner bedingt ist. Die Veranlassung — nicht Ursache — zum Wirksamwerden der ganzen Kraft ist allerdings das eine Pfund: es hat die Auslösung bewirkt. — Ist der Vorgang wesentlich verschieden, wenn durch ein sich lösendes Steinchen, ja durch die Lufterschütterung, welche der Schrei eines Vogels hervorbringt, der Absturz einer Wälder und Dörfer verwüstenden Lawine bewirkt wird? Doch nicht, außer daß das unter entsprechend großem Verbrauch an Bewegung (Wärme) geschehene Aufsteigen des Wasserdampfs und seine Ablagerung als Schnee und Eis lange Zeit vorher geschehen ist. Der Bruch eines Bergwerks durch Wegschlagen einer morsch gewordnen Stütze; das vielleicht durch eine Maus geschehene Wegwühlen einiger Hände voll Erde, das Dammbruch und furchtbare Ueberschwemmungen veranlaßt: das sind ebenfalls nur Auslösungen. Die Wirkung aber ist durch Kräfte verursacht, deren Aufbau Jahrtausende gedauert haben kann, so daß ihre Größe uns erst aus ihrer Wirkung zur Erkenntniß kommt. In der angewandten Mechanik haben wir es häufig mit Auslösungen zu thun. Das Oeffnen des Sperrventils, das den Dampf vom Cylinder der Dampfmaschine abschließt, das Aushaken des gehobnen Dampfhammers von vielleicht 1000 Centner Gewicht, sind eben solche Vorgänge: wer würde behaupten wollen, der Arbeiter, der diese Wirkungen durch einen Ruck veranlaßt, sei die Ursache derselben?

Auch die nach ihrer Umwandlung in Wärme und Gasspannung häufig durch ungeheure großartige Wirkungen sich dokumentirende chemische Bewegung verdankt ihr plötzliches Hervortreten sehr oft dem ganz unscheinbaren Vorgang einer Auslösung. Die uns im allgemeinen ja sehr geläufigen Vorgänge eines Flinten- oder Kanonenschusses bieten Beispiele dafür. Im Pulver oder der Schießbaumwolle der Ladung ist eine große Menge chemischer Bewegung aufgehäuft, welche sich in den einzelnen Bestandtheilen seit Jahrhunderten und Jahrtausenden verborgen erhalten haben kann. Durch den schwachen Feuerstrahl, den die durch den Stich einer Nadel, also durch Massenbewegung, die sich in Wärme umgesetzt hat, entzündete Zündpille auf ein Körnchen des Pulvers wirft, wird das Gleichgewicht jener Molekularbewegungen gestört, es entstehen neue Formen der Vertheilung und Raumerfüllung und — wir kennen die Wirkung der zuerst in Gasspannung umgesetzten chemischen Molekularbewegung dieser Explosivstoffe. Die Veranlassung zum Wirksamwerden, die Auslösung, hat der Schütze gegeben, indem er ein kleines Quantum seiner Muskelkraft als Spannung in einer Feder niedergelegt und diese durch Berühren des Stechers wieder in Massenbewegung (der Zündnadel) umgewandelt hat. Es gibt bei dieser Operation nicht weniger als drei Auslösungen, die der Federspannung durch den Stecher, die der chemischen Affinität in der Zündpille durch den Stich und die des Pulvers durch den Feuerstrahl; dabei ist Kraft in Bewegung, diese in Kraft, Massenbewegung in Wärme, chemische Bewegung in Wärme, Gasspannung, Licht und wieder in Massenbewegung umgesetzt worden.

Es gibt zahlreiche chemische Verbindungen (wie z. B. Chlorstickstoff), die, wie man sagt, „von selbst" explodiren und zwar mit ungeheurer Gewalt. Hier ist, sozusagen, der chemische Stecher zu empfindlich, zu fein gestellt, so daß wir die zur Auslösung nöthige, höchst kleine veranlassende Bewegung meist garnicht zu entdecken vermögen. Aber auch hier haben wir gar keine Berechtigung, die Veranlassung zur Auslösung als Ursache der riesigen Wirkung anzusehen!

Wer aber in dieser Beziehung einigermaßen mit dem Wesen und Wirken der Naturkräfte vertraut ist, für den ist es auch unmöglich, auf dem Gebiet der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft den Aberglauben von „kleinen Ursachen und großen Wirkungen" festzuhalten, der muß die Auffassung Ranke's und seiner Schule, wonach die Weltgeschichte von den außer Zusammenhang mit der breiten Menge des Volks auf den Parkets der Ministerhotels sich tummelnden Leuten gemacht werde, nur als für den Lustspieldichter willkommenes Phantasiespiel halten. Große Fragen, die das ganze Volk bewegen, werden weder von einem Einzelnen, und sei er geistig noch so bedeutend, aus sich heraus erfunden, noch auch wartet, wenn die geistige Bewegung, die Spannung all' der Moleküle einen gewissen Grad erreicht hat, die Auslösung darauf, bis einer jener Herren Zeit und Lust hat, einmal nach ihren Ursachen zu forschen und den Versuch zu machen, die zu erwartende Massenbewegung in ihm erwünschte Bahn zu leiten. Auch hier vollzieht sich die Auslösung meist wie bei den erwähnten chemischen Verbindungen von selbst: nur durch der Parteien Gunst oder Haß werden die zufällig Anstoß gebenden Personen zu Verursachern, zu Genies oder Schuldigen gemacht!

R.-L.

Rumänien und die Rumänen.

Eine kulturhistorische Skizze von **E. vom Pruth.**

Rumänien wäre das Land, wo Milch und Honig fließt, wenn die Bewohner dieses reich gesegneten Landes nicht — Rumänen wären. Sie sind es aber leider, und als Orientalen im vollsten Sinne des Wortes faul und indolent, und so leidet dieses volkswirthschaftlich ganz und gar vernachlässigte Land Mangel an dem Nothwendigsten.

Rumänien exportirt ungeheure Massen Getreide in's Ausland, und obgleich dies fast der einzige Artikel ist, der das bischen Geld in's Land schafft, findet man da kaum ein ordentlich bischen Mehl, kein halbwegs genießbares Brot, da weder Mahlmühlen noch Bäckereien in genügender Anzahl vorhanden sind. Das Wenige, was davon im Betriebe ist, befindet sich zumeist in Händen von Ausländern, die beim Mangel irgendwelcher nennenswerthen Konkurrenz ganz und gar ihrem Vortheil leben und nur darauf bedacht sind, so rasch als möglich ein Vermögen zu sammeln, um es dann im Auslande zu genießen, — denn stabil hier zu bleiben, daran denkt keiner, selbst der Einheimische nicht, der sich nur einigermaßen „draußen in Europa" umgethan und an den geordneten Zuständen der Kulturländer Gefallen gefunden hat.

Bei einem vorzüglichen Viehstand kennt man hier kein wirklich kerniges Stückchen Fleisch, keine gute, genießbare Milch, und Butter wird fast ausschließlich von den deutschen Ansiedlern in der benachbarten Bukovina, von Siebenbürgen, ja sogar von der Krim hereingebracht, denn da, wo es sich darum handelt, Hand anzulegen, zu arbeiten und thätig zu sein und etwas hervorzubringen, ist der Rumäne viel zu bequem und überläßt das anderen. — Aehnlich verhält es sich mit dem Holze, dem einzigen

hier bekannten Feuerungsmaterial; ungeheure, weit ausgedehnte Waldstrecken sind vorhanden, und doch ist das Holz verhältnißmäßig nicht billig, weil die mangelhaft beschaffenen Straßen keine leichte Zufuhr gestatten und der Bauer lieber auf dem Faulpelz liegt, als an's Arbeiten und Verdienen denkt.

Er hat es aber auch garnicht nöthig, denn er ist polizeiwidrig mäßig und genügsam, sein ganzer Bedarf erstreckt sich auf ein wenig „Mamaliga", einen Maisbrei, und ein wenig Schnaps oder Wein, und das findet er bei noch so wenig Arbeit in reichlichem Maße; freilich bedarf er auch noch etwas Kleingeld für Steuern, und die Steuerschraube wird da gehörig angesetzt, aber das genirt ihn nicht gar so sehr, denn kann er nicht zahlen, nun — so bleibt er sie eben schuldig, und Steuerrückstände bilden eine bedeutende Rubrik im rumänischen Staatsbudget. Doch weiß sich auch da eine gute Finanzverwaltung zu helfen.

Der Gutsherr bedarf der Feldarbeiter, die Regierung der Steuern, und so miethet der Gutsherr die Leute, soweit er sie nur aufzutreiben vermag, leistet ihnen Vorschüsse, indem er die Zahlung der Steuern auf sich nimmt, und wenn die so ermietheten und zum großen Theil schon bezahlten Bauern zur Arbeit gehen sollen, sind sie schwer aufzufinden, denn sie haben sich entweder auch noch anderwärts engagirt und Vorschüsse erhoben oder sie suchen sich auf irgendeine andere Weise der Verpflichtung und der Arbeit zu entziehen.

Dann regnet's Prozesse, der Gutsherr gegen die Bauern, die Regierung gegen den Gutsherrn. Die Advokaten, deren es vielleicht in keinem Lande so viele gibt als hier, machen gute Geschäfte und das Land geht dabei zugrunde.

So liegen ungeheure Landstrecken und fast mehr als ein Drittheil des besten und ergiebigsten Bodens ganz brach, und das Wenige, was angebaut wird, geschieht in so urwüchsiger, lässiger Weise, daß das Ergebniß auch darnach ist. Großer Beliebtheit erfreuen sich die rumänischen Produkte im Auslande nicht, und doch könnte bei gesunder, sachmäßiger Bewirthschaftung der so herrliche Boden das Beste hervorbringen.

Reiche Naphtaquellen sind vorhanden, werden aber nur in sehr geringem Maße und auf die allerprimitivste Weise ausgebeutet, der Boden birgt einen reichen Schatz von Kohle und aller Art Erze, aber kein Mensch geht daran, irgend was zu Tage zu förden und die Regierung, stets mit hoher Politik beschäftigt, glaubt sich nicht berufen dafür zu sorgen, daß etwas nach dieser Richtung hin geschieht.

Im Gegentheil, alle ihre Maßnahmen, von hoher, streng nationaler Politik diktirt, sind darauf berechnet, daß ja alle diese im hohen Maße vorhandenen Hilfsquellen des Landes nicht ausgebeutet werden, denn — es könnten es ja doch nur Ausländer mit ihrem ausländischen Gelde thun, und diese um Gotteswillen ferne zu halten, ist das eifrigste Bestreben der streng national gesinnten Regierung. Nur keinen Ausländer festen Fuß fassen lassen, das ist oberstes Regierungsprinzip, denn wie leicht könnte da das national-rumänische Element zurückgedrängt werden, dagegen muß man sich mit aller Macht wehren, und dann -- wenn einmal eine größere Einwanderung ausländischer Intelligenzen stattfinden würde, wie könnte die den Einheimischen eingewurzelte Bequemlichkeit, recte Faulheit, darunter leiden und, was die Hauptsache ist, wie würde es dann schwer werden, im Schatten der bisherigen Gemüthlichkeit — zu regieren, zu administriren und dabei noch etwas zu verdienen?!

Und das Geschäft ist ja so einträglich! Ob die „Weißen", ob die „Rothen" am Ruder sind, bleibt sich in der Regel gleich, zu verdienen und lustig und in Freuden zu leben, ist das Bestreben jeder Partei. Da werden bis zum letzten Nachtwächter, hier der Sergeant, die Rollen mit Anverwandten und Freunden bis zum niedrigsten Parteigänger herab besetzt und solange innebehalten, bis wieder die andre Partei an's Ruder kommt, um es ebenso zu machen.

Die Staatsgüter werden an die willfährigen Kammermitglieder, an Verwandte und Freunde zu Spottpreisen verpachtet und diese auf das äußerste reduzirten Pachtpreise werden mit der allergrößten Nachsicht eingehoben oder — gestundet. — Die äußerst freisinnige, demokratische Verfassung gestattet der Presse die weitgehendsten Freiheiten, und diese eifert, wenn sie in der Opposition ist, in der rücksichtslosesten Weise gegen den von der Regierung beliebten Schlendrian, den frechen Nepotismus, die oppositionellen Kammermitglieder schleudern die heftigsten Angriffe gegen die Mißwirthschaft, um, wenn sie die Regierung zu Falle gebracht, es genau so zu machen.

Daß eine größere Einwanderung fremder Elemente eine unangenehme Störung in diese gemüthliche Wirthschaft hereintragen könnte, das ist es, weshalb sie sich alle, welcher Partei sie immer angehören mögen, dagegen mit aller Macht sträuben, und das ist der eigentliche und einzige Grund der sogenannten rumänischen Judenfrage! — — Der Jude gilt hier, und wird mit aller Gewalt dazu gemacht — als der Fremde, und den Juden schlägt man, den Ausländer meint man.

So wird die niedere Volksklasse, die bei ihrer Indolenz auch gutmüthig und harmlos von Natur ist, beständig gegen die Fremden, die Juden, gehetzt und in Aufregung gehalten, und so weist man im Auslande auf die im Lande gegen die Juden herrschende Stimmung hin, um sich einerseits zu entschuldigen, andererseits nur in der Hauptsache vor neuem Zuzug zu warnen. — So bleiben sie hübsch unter sich und wirthschaften nach Gutdünken.

Blutsauger, Wucherer, mit diesen Ehrentiteln werden die Juden belegt, und wenn sie sich der Landwirthschaft zuwenden wollen, wenn sie industrielle Unternehmungen in's Leben rufen sollen, dann werden ihnen alle nur denkbaren Hindernisse in den Weg gelegt, man verringert ihnen den Erwerb von Grund und Boden und chikanirt sie auf jede mögliche Weise und drängt sie so auf einen Weg hin, den die wenigsten aus freien Stücken suchen.

Gerade die Juden sind es, die hier am fleißigsten und arbeitsamsten sind, man findet hier fast alle Gewerbe ausschließlich in Händen der Juden, vom Wasserträger bis zum Architekten durchweg sind es Juden; Schneider, Schuhmacher, Holzschneider, Maurer und Zimmerleute, alle, alle sind es Juden, und kein Rumäne, der irgend eine Arbeit, eine Dienstverrichtung benöthigt, möchte den jüdischen Arbeiter entbehren, denn die wenigen vorhandenen rumänischen Arbeiter sind rein nicht zu brauchen; solche langsame, langweilige und ungeschickte Leute, wie sie einmal sind, bringen nichts fertig; — mit der Cigarette im Munde verfaullenzen sie im gedankenlosen Hinstarren und laben sich ab und zu mit einem Schluck Wein oder Schnaps. — Natürlich befindet sich auch der Handel meist in Händen der Juden, und beim Juden wird am liebsten gekauft, weil man da noch am besten behandelt wird. — Am Sonnabend und an sonstigen jüdischen Feiertagen sieht es in den Straßen der meisten Städte ruhig und still aus, und der Rumäne geht an solchen Tagen, wo er seine Einkäufe nicht besorgen kann, selten aus. Natürlich macht die Hauptstadt Bukarest darin eine Ausnahme, weil die dortigen Juden ihre Feiertage weniger respektiren, ferner die Hafenstadt Galatz, wo Griechen und Bulgaren einen Theil der Geschäfte in Händen haben, — aber die andern kleineren Städte und Städtchen werden an solchen Tagen zu ausschließlich jüdischen Städten gestempelt.

Die niedere Volksklasse der Rumänen vermietet sich am liebsten zu Hausdiensten, und ein rumänisches Haus bedarf gar vieler solcher dienstbaren Geister. Die Dame vom Hause, gleichviel ob die Verhältnisse es gestatten oder nicht, kümmert sich um ihr Hauswesen so gut wie garnicht, muß aber doch mindestens ein halb Dutzend und häufig sogar ein Dutzend und mehr Leute um sich haben, nebst der Wirthschafterin, dem Kammermädchen Hausmädchen, Koch und Diener noch Wäscherin und dergleichen, und bei dieser streng durchgeführten Arbeitstheilung thut keines mehr als die unvermeidliche Cigarette rauchen, gut essen und trinken und ein bischen stehlen. Was aber die Zeit stehlen heißt, das ist hier ein ganz unbekannter Begriff selbst bei Leuten, die schon etwas gelernt haben und bei denen man einige Intelligenz voraussetzen darf. Das müssige Herumlungern liegt schon den Leuten in Fleisch und Blut und selbst der beschäftigtste Arbeiter, und wenn er noch so sehr mit Noth und Sorgen zu kämpfen hat, kennt nicht Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl, wenn es sich um's Arbeiten handelt; ab und zu pausenweise, stoßweise, so beginnt und so vollendet er seine Arbeit und danach ist sie auch beschaffen. Es machen das die vielen Feiertage, die hier mit der größten Pünktlichkeit gehalten werden, und die griechisch-orthodoxe Kirche hat deren gar viele — und auch dem Judenthum fehlt es nicht daran.

Der Tag beginnt hier spät, und vor 9 bis 10 Uhr ist kein Comptoir, keine Ladenthür geöffnet, sieht man keinen Arbeiter bei einer Arbeit, freilich dauert der Tag dafür auch viel länger als anderswo, weil man bis spät in die Nacht hinein bei seiner Beschäftigung verbleibt — aber wie? Siehe oben — und so wird auch nichts zur rechten Zeit und am rechten Ort fertig, so arbeitet man länger als anderwärts und hat viel weniger davon als bei sonst geregelter Thätigkeit. Sie wissen eben nicht, wann anzufangen und wann aufzuhören.

Dagegen werden die Nächte lustig und in Freuden verjubelt, der spottbillige Wein und die ebenso billigen anderen nächtlichen Belustigungen für Jung und Alt, für kleine und große Herrschaften gestatten ein Leben in dulci jubilo, und so schleichen sich dann die halb verbummelten Gestalten tagsüber bei der Arbeit lustlos und verdrießlich herum.

Die beispiellose Sittenlosigkeit in den oberen Schichten der Gesellschaft steckt das untere Volk an, und es wird alles, alles sklavisch nachgeahmt, die elegante Toilette, Puder und Schminken und Pomade, und die mittlere und niedere Klasse bietet dabei einen ekelerregenden Anblick.

Sieht man sie da einherschreiten in diesen schlecht nachgeahmten pariser Modells, mit ihren eigenthümlich auffälligen Frisuren, bis zum Exzeß dekolletirt, mit bunten Bändern verputzt, das Gesicht nicht von des Gedankens, aber von der Schminke Blässe angekränkelt, man glaubt sicherlich eine Phryne vor sich zu haben, und es sind — anständige Frauen, Mütter und Töchter, die mit ihren stark duftenden pomadisirten, mehr oder weniger kostspieligen Zöpfen und Chignons auf Augen und Nase der harmlos Vorübergehenden ein förmliches Attentat verüben.

Bei der Mittelklasse, die eigentlich hier meist durch das jüdische Element repräsentirt wird, widert das an, bei den untern Volksklassen sieht man dasselbe Bild, nur in etwas gröberen Zügen, und die Wirkung ist mehr eine komische, man wird daher weniger empfindlich berührt. — Da zieh' ich schon das in ihrer Karosse daherjagende vornehm hingegossen liegende Original vor, denn Chic haben sie, die rumänischen Damen der besseren Klasse, ein feines, etwas dunkel gebräuntes Gesichtchen, ein feurig-schwarzes, wenn auch matt und gleichgiltig blickendes Auge, die griechische Nase und der kleine schnippische Mund läßt ihnen gar gut, dabei sind sie nicht ohne Esprit und voller Lebenslust.

Und sie genießen das Leben in vollen Zügen, lassen sich von keiner Engherzigkeit leiten, geben und nehmen auf der Börse des Lebens ganz so wie auf jeder Geschäftsbörse ohne kleinliche Bedenken, wo, wie und was sich eben darbietet, wenn es nur eine heitere Stunde verspricht.

Verhältnisse, die hier geschlossen und gelöst werden, werden mit der größten Noncholance freimüthig besprochen, als wenn es sich um die einfachsten und gleichgiltigsten Dinge handeln würde.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Grillparzer (Porträt Seite 64) wurde zu Wien am 15. Jänner 1791 (nicht 1790) als Sohn eines hochgeachteten Advokaten geboren. Nach Vollendung seiner rechtswissenschaftlichen Studien (1811), trat er 1813 in den österreichischen Staatsdienst, hatte es zehn Jahre später zum „systematisirten Hofkonzipisten“ gebracht und avancirte 1832 zum Archivdirektor bei der kaiserlichen „Hofkammer“ (dem jetzigen Finanzministerium). Trotz dieser tönenden Titel lebte Grillparzer indessen in sehr bescheidenen Verhältnissen, zu deren Illustration wohl schon der eine Umstand genügt, daß er zeitlebens genöthigt war — Bräutigam zu bleiben. Von 1819 bis 1843 war es ihm wenigstens vergönnt, einige Reisen, nach Italien, Deutschland, Paris, Athen und Konstantinopel, unternehmen zu können, denn es ziemt sich dem Dichter, Vieles zu wissen, Vieles zu schauen. An äußeren Erlebnissen ist Grillparzers Lebenslauf dennoch sehr arm und darin wird selbst durch die auf den Alternden und Greis gehäuften Ehrenbezeigungen nichts geändert. Denn allerdings, seit 1850 fing man in der engeren Heimath des Dichters ungefähr zu ahnen an, welche poetische Kraft man in ihm besitze. Da wurde er denn 1847 zum Mitglied der wiener Akademie der Wissenschaften, 1859 anläßlich der Schillerfeier von der Universität Leipzig zum Ehrendoktor, 1861 zum lebenslänglichen Mitglied des österreichischen Herrenhauses — mit Halm und Anastasius Grün, die indessen von hohem Adel waren, die bekannte Dichtertrias darin bildend — 1864 endlich zum Ehrenbürger Wiens ernannt. Nachdem sodann schon sein 50. Geburtstag von einem auserlesenen Kreise wiener Dichter solenn begangen worden war, wurde sein 80. in unerhört glänzender Weise gefeiert und sein Ruhegehalt, den er seit 1856 als „Hofrath“ bezog, bedeutend erhöht. Nur daß ein sanfter und plötzlicher Tod „Dichters Erdenwallen“ schon ein Jahr darauf (am 21. Januar 1872) ein Ziel setzte! —

Seinen ersten, plötzlichen Ruf verdankt Grillparzer der „Ahnfrau“, seinem Erstlingswerke (1816), einer sogenannten „Schicksalstragödie“, in Nachahmung der Müllner'schen „Schuld“ und ähnlicher damals im Schwange gehenden Dramen, die das antik-klassische Fatum verzerrt-kleinbürgerlich darstellten; aber mit ungleich mehr Geist und poetischem Ingenium gedichtet, wie man sofort hätte bemerken sollen. Die „Ahnfrau“ machte Furore und alsbald die Runde über sämmtliche deutsche Bühnen, wurde aber für Grillparzer nichtsdestoweniger verhängnißvoll — er ist, einmal zu den Schicksalsdichtern geworfen, nie wieder ganz von denselben losgekommen, ja in Norddeutschland galt er als längst mit diesen abgethan und war geraume Zeit geradezu verschollen, während ihn A. W. v. Schlegels burlesk-bissiger Witz:

> Wo sich die Grillen mit den Parzen einen,
> Da müssen grause Trauerspiel' erscheinen,

gerade auch nicht besser zu akkreditiren geeignet war. Und doch hatte Grillparzer, zu beweisen, daß etwas ganz anderes hinter ihm stecke, schon 1818 seine „Sappho“ geschrieben, ein Drama, dem wir, bei allem Abstande, nur Goethes „Iphigenie“ an die Seite zu setzen wüßten. Sehr lehrreich ist der Vergleich des letzten Theils der Trilogie „Das goldene Vließ“ (1822), „Medea“, mit dem gleichnamigen Stücke des Euripides. Man hat gesagt, Grillparzers Hauptstärke bestehe in der Entwicklung des Liebesgefühls zu einer dramatischen Handlung, und das hat seine Richtigkeit, wenn man „Sappho“ und „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (Sage von Hero und Leander) als seine Hauptdramen ansieht, in denen eine selten feinpoetische Ader mit großer Innigkeit pulst, doch bekunden „König Ottokars Glück und Ende“ (1825) und namentlich „Der Traum ein Leben“ (1834), eine geistvolle Umkehrung des Calderon'schen Gedankens in „Das Leben ein Traum“, auch dramatische Schlagkraft überhaupt. Auch als Lyriker wirkte Grillparzer, doch ragte er hier nicht hervor. Für seine epische Begabung dagegen spricht wenigstens das Novellenmeisterstück „Der arme Spielmann“. Was aber insbesondere nicht übergangen zu werden verdient, weil die Literaturgeschichte ihn hier und da als einen für unsere Zeit allzu unpraktisch Weichmüthigen aufgefaßt hat, das ist die bedeutende epigrammatische Schärfe, die ihm eignete, für welche allerlei Sinngedichte, Xenienartiges und dergleichen hinreichend Zeugniß ablegen. Und wenn es dem Schreiber dieses Abrisses gestattet ist, sich persönlich einzumengen, so sei mitgetheilt, daß er selbst den hohen Siebziger in der wiener Hofbibliothek einmal allerliebst improvisiren hörte:

> Richard Wagner und Friedrich Hebbel
> Leiden beide an ästhetischem Nebbel;
> Und gefällt das doppelte b euch nicht,
> So denkt — der Nebel sei gar zu dicht!

In Summa: beschränkt auf den Dramatiker und speziell auf seine der griechischen Welt angehörenden Tragödien, darf man Gottschalls Ausspruch zugeben, daß von allen Epigonen Grillparzer das „meiste klassische Blut“ habe. —

Eine posthume Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke“, von H. Laube und Jos. Weilen herausgegeben, ist 1872 in 10 Bänden bei Cotta erschienen.

S. W.

Das antike Rom. (Bild Seite 65.) Keine Stadt des weiten Erdenrundes theilt mit Rom den Ruhm, die Wiege eines Weltstaates zu sein, aber auch keine hat die Wandlungen der Siebenhügelstadt durchgemacht. Zur Zeit der Herrschaft ihrer sagenhaften Gründer Romulus und Remus erstreckte sich ihr Gebiet nicht einmal über die sieben Hügel, deren Fuß der Anio und Tiber bespült. Auch unter den Königen und während der Kindheit der Republik war Rom ein Dorf von spartanischer Einfachheit, welches 390 Jahre vor Christi Geburt die wilden Horden des gallischen Brennus verbrannten. Nicht wie ein Phönix, sondern wie ein Drache, der in 112 Jahren alle Völker Italiens fraß, erhob es sich aus der Asche. Kein Blutverlust schien die Spannkraft dieses Ungeheuers zu lähmen, denn nach den drei blutigen Kriegen mit Karthago streckte es seine Krallen nach Korsika, Sardinien und Hispanien aus. In diese Periode der Blüthezeit Roms fällt die Errichtung der ersten Prachtbauten nach hellenischem Muster. Durch Unterjochung Macedoniens und Syriens wurde Griechenland und Kleinasien der unersättlichen Roma zinsbar, welche Griechenlands und Asiens Pracht, und nach der Zerstörung Karthagos auch Afrikas Reichthümer in ihren Mauern aufspeicherte.

Als der Besieger Karthagos, Scipio Aemilianus, die dunkelrothe, himmelanstrebende Lohe der untergehenden Stadt sah, die länger als ein halbes Jahrtausend das Meer beherrscht hatte, und nun in Asche sank, sprach er, mit einem ahnenden Blick auf das künftige Schicksal Roms, zu dem ihn begleitenden Geschichtsschreiber Polybios die homerischen Verse:

> „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
> Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!“

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Obwohl Rom nach der Niederwerfung des achäischen Bundes und der Zerstörung Korinths der Träger der Weltgeschichte wurde, begann der aus einem Senfkorn entsprossene Riesenbaum, dessen Aeste drei Welttheile beschatteten, an seinen Wurzeln zu faulen und der Borkenkäfer „Zwist“ nistete sich in seiner Rinde ein.

Die geraubten Schätze verschönerten Rom, zerstörten aber dessen Sittenreinheit und entfesselten jene furchtbare Reihe bürgerlicher Kriege, die mit der Vernichtung republikanischer Freiheit abschlossen. Wie ein

Polyp schlang Rom mit unzähligen Fangarmen alles in sich hinein, und wuchs trotz des blutigen Zwistes von Marius und Sulla, Cinna und Octavius, Pompejus und Crassus und der fürchterlichen Sklavenkriege unter Spartacus. Aber der glänzende Purpurmantel, mit welchem die siegreichen Feldherren den römischen Staat vor den Augen der Welt schmückten, deckte einen krankhaften und seiner Auflösung entgegengehenden Körper. Der Ehrgeiz des Julius Cäsar gab ihm den Todesstoß und doch dauerte sein Todeskampf unter den Kaisern noch volle 500 Jahre.

Die Urbs aeterna (ewige Stadt), welche der wahnsinnige Cäsar Nero aus Uebermuth anzünden ließ, um sie neu aufzubauen, war die reichste Mutter und für ihre Kinder in allen Welttheilen Heimath, Vaterland, Vaterstadt. Während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung wurde sie die größte und schönste Stadt der Erde. Sie hatte mit ihren Vorstädten einen Umfang von zehn deutschen Meilen. Ihre Mauern waren stark befestigt und gethürmt. Ueber sieben Tiberbrücken und durch 37 Thore ging man hinaus in die weite, weite Welt, die der Königin Roma unterthänig war, die ihrem Wink gehorchte und getreulich ihre Schätze, ihre Kunstwerke, Schlacht- und Cirkusthiere, Früchte und Getreide, Sklaven, Soldaten, Fechter und Schauspieler — kurz, alles was der Tyrannin behagte — in Hülle und Fülle lieferte.

Gegen drei millionen Menschen bewohnten die Stadt und ließen sich panem et circenses (Brot und Spiele) wohlgefallen, welche die gute Roma immer reicher bot, um die Quiriten (Bürger) bei guter Laune zu erhalten. Für die beliebten Spiele der Thier- und Menschenhetze sorgten das flavische Amphitheater des Vespasian, das wir heute Kolosseum nennen, das Amphitheatrum castrense der Prätorianer, die Theater des Marcellus und Pompejus, die Cirkus des Sallustius, Nero und Domitian, Hadrian, Flaminius, Maxentius und vor allen der Cirkus Maximus. In fünf großen Naumachien gab es Seegefechte als Gratisschauspiele.

Elf prachtvolle Wasserleitungen führten die Quellen der Albanerberge meilenweit nach Rom, speisten fünfzehn Riesenspringbrunnen und 1352 kleinere Brunnen in allen Theilen der Stadt und des weiten, lichten Marsfeldes, sowie die glänzenden, marmorgepflasterten Thermen (Bäder) des Sallustius, Agrippa, Nero, Titus, Trajan, Alexander Severus, Caracalla, Diokletian, Konstantin nebst sieben öffentlichen und 856 Privatbädern.

In diese Zeit potenzirten Größenwahns versetzt uns unser Bild. Der feiste Schlemmer wankt von einem Gastmahl, wo man an einem Abend die Jahreseinkünfte einer Provinz in Nachtigallenzungen und Straußenlebern verpraßte. Der frühgealterte Wüstling empfindet beim Anblick der schlanken Formen des thyrsusschwingenden Dionysos, welchen Rom in den unförmlichen Weinschlauch Bacchus transfigurirte, so etwas wie Gewissensbisse über seine sittliche Verkommenheit. Vielleicht denkt er in der mondbeglänzten Zaubernacht der Tugenden seiner Ahnen; wenn er aber am Morgen mit schwerem Kopfe erwacht, erwacht auch das Thier im Menschen und treibt ihn zu neuen Ausschweifungen, um die alten wettzumachen. Doch bald erstirbt sein Evoë im Todesröcheln, denn die Vergeltung schwingt den eisernen Besen des Krieges, um diese Bestialität, der alles Menschliche fremd war, von der Weltbühne zu fegen. Das riesenhafte Rom, des inneren Gleichgewichts verlustig, sinkt wie ein seelenloser Leichnam, während die Faust der Völkerwanderung an den Schranken des Weltreiches rüttelt, und als diese brachen, stürmten aus unbekannten Himmelsstrichen ungezähmte Barbaren von Aufgang und Mitternacht her. Nachdem Alarich mit den Gothen und Genserich mit den Vandalen die alte Buhlerin Roma geplündert, gab ihr Odoaker, ein Fürst aus dem Stamme der Rugier, den Gnadenstoß. Der Sitz der Regierung wurde nach Ravenna verlegt. Auf dem Forum Romanum weiden Kühe und geben dem stolzesten Platze der alten Römer den Namen Campo Vaccino — Kuhfeld. In den Ruinen der Kaiserpaläste des Palatin, im Kolosseum, in den Thermen des Caracalla und des Diokletian und auf dem Kapitol springen Ziegen umher. Auf den pflasterlosen Straßen wuchert Gras und die sieben Hügel starren in Trümmern. Menschenverlassen ist die Urbs maxima (größte Stadt) von 3 millionen auf 15000 Einwohner gesunken, und diese sind ein Volk von Bauern, Hirten und Straßenräubern.

Noch einmal steigt der Schatten der alten, verblühten Schönen aus dem Grabe, wirft sich der Frömmigkeit in die Arme und verwandelt sich unter den Päpsten in die Urbs sanctissima (die frömmste), um die Welt zum zweitenmal zu beherrschen. Dr. M. T.

Was für Wissen wir zur Schau tragen, ohne es zu wissen. In einem hochinteressanten Aufsatz im „Ausland“, überschrieben „Wortreichthum und Wortarmuth“, spricht Dr. Rudolf Kleinpaul u. a. über den Ursprung der Beziehungen einer Menge von Gegenständen, die wir im täglichen Verkehr hundert- und tausendmal erwähnen. Dr. Kleinpaul fordert uns auf, einmal die Baronin auf ihrem Einkaufswege in der Stadt zu begleiten. In einer Schnittwaarenhandlung kauft sie Damast, der kam ehemals von Damaskus, der Perle des Morgenlandes. Auch Musselin hat sie nöthig, der ist bezeichnet nach der Stadt Mossul in Mesopotamien. In einem Glaswaarengeschäft fragt die Gnädige nach dem Preise einiger Fayencevasen und Majoliken. Die Fayence kommt von Faenza und die Majoliken von der Insel Majorka. Bei dem Schuhmacher schwankt die Dame, ob sie für ihre Hausstiefeletten Maroquin- oder Corduanleder wählen solle. Maroquin heißt also nach Marocco und Corduan nach der Stadt der Cordonniers, der spanischen Schusterstadt Cordova. Dann muß dem Baron noch eine kleine Freude bereitet werden, darum kauft ihm die aufmersame Gattin ein paar schöner Pistolen (Pistojea, die italienische Stadt Pistojia ist der Geburtsort des Namens) und eine prachtvolle Cravatte von neuester Konstruktion. Letztere hat von dem interessanten Lande Croatien ihre Bezeichnung überkommen. Lassen wir nun die Baronin in ihrem Landauer (nach der Stadt Landau benannt) oder auch in einer Berline abfahren und plaudern wir ein wenig mit unsrer Obst- und Gemüsefrau. Sie bietet uns Kirschen an, die wunderschön sind, wenn sie auch nicht aus der Kirschenstadt Kerasunt am Schwarzen Meer herstammen. Gleichzeitig möchte uns die Gute auch Quitten und Brünellen aufhalsen, die ersten sind zwar benannt nach der kretischen Stadt Kydon und die letzteren nach dem französischen Brignoles, aber wir nehmen sie doch nicht. Auch auf ihre Pfirsichen und Kastanien macht sie uns aufmerksam; der Gedanke, daß wir in denselben „persische“ Aepfel und „kastanische“ Nüsse, wie sie früher genannt wurden, vor uns haben, verlockt uns richtig zu nochmaligem Griff in den Geldbeutel. Nicht wahr, liebe Leserin, was wir alles wissen, ohne es zu wissen? A. G.

Eicheln als Nahrungsmittel. Mr. King, der als Arzt die amerikanischen Truppen auf den Streifzügen gegen die Indianer begleitete, beschreibt in einem medizinischen Journal das Verfahren der Indianer in der Sierra Nevada, die Eicheln genießbar zu machen, die sie sorgfältig in großen Haufen, gesichert vor Plünderung durch die Bären, sammeln. Die Eicheln sind nämlich für die Indianer die Wintermonate hindurch fast die einzige Mehlnahrung, die sie zu sich nehmen. Wenn sie eine Wanderung vorhaben, so versorgen sie sich möglichst reichlich damit, und falls ihnen unterwegs der Vorrath knapp wird, sind die Frauen gezwungen, viele Tagereisen zu den Aufbewahrungsorten zurückzukehren, um neuen Proviant zu holen. — Bei der Zubereitung werden die Eicheln ihrer Schalen entkleidet und mit spitzen Steinen zermalmt, eine für die Frauen, denen ja jede häusliche Verrichtung obliegt, sehr mühsame und zeitraubende Arbeit. Das Pulver wird gegen eine Matte geworfen, wo das Feinste hängen bleibt, mit einer Bürste abgefegt und gesammelt wird, während das Gröbere von neuem zerstampft wird, bis es dieselbe feine Beschaffenheit angenommen hat. Alsdann wird ein 1 bis 2 Meter langes, bis 40 Centimeter tiefes Bassin gegraben, dessen Seiten festgestampft werden. Dieser Erdkessel wird mit Wasser angefüllt, das durch hineingeworfene glühende Steine kochend heiß gemacht wird; dann wird das Eichelmehl hineingebracht, stundenlang sorgfältig herumgerührt und schließlich absetzen gelassen. Wird das Wasser jetzt abgelassen, so haftet das Mehl, das eine schlammige Beschaffenheit angenommen hat, den Wandungen an; es wird abgeschabt und in dünne Scheiben ausgerollt, die noch einige Zeit in fließendem Wasser ausgewaschen werden. Durch das anhaltende Kochen haben die Eicheln gänzlich ihren bitteren Geschmack verloren, und das aus diesem Mehle bereitete Brot schmeckt nach Kings Angabe vortrefflich. — Vielleicht dürfte die Nachahmung dieses Verfahrens auch bei uns ein brauchbares und wohlfeiles Mehl liefern, namentlich in Zeiten von Hungersnoth. Dr. B.-R.

Türkische Briefadressen. Daß es im türkischen Reiche keine Familiennamen gibt, ist gewiß fatal. Man denke in einer Stadt gibt es vielleicht tausend Ismaels, Osmans, Omars — was thun, wenn man an seinen Freund Osman — einen von den tausend — den von einem öffentlichen Schreiber höchst geistreich abgefaßten Brief absenden will? Nun, da muß man sich eben zu helfen wissen! Entweder adressirt man: „An Osman Effendi mit den krummen Beinen“, oder „mit der großen Brille“, oder noch besser „mit dem rothen Barte“ und dergleichen. Und nun kann die Post unsren Osman schon herausfinden. A. G.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 7. Jahrg. IV. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Der General that jetzt, was er anfänglich thun wollte: er fragte, wohinaus das Häuschen des Professors liege, und erhielt von dem auf's höchste erstaunten Alten die Auskunft: dasselbe läge zunächst dem Walde, und sie müßten wieder bergauf gehen. Wie fatal! Wären sie am Waldsaum etwas weiter gegangen, anstatt gleich in's Dorf herabzusteigen, würden sie es bereits erreicht haben. Man war sichtlich mißvergnügt, obwohl die Entfernung dahin kaum fünf Minuten betragen konnte. Man hielt sich nicht länger auf und folgte dem bezeichneten Pfade. Grillhofer hatte diesmal seine Mütze abgenommen, und als er den Damen seinen Kratzfuß machte, hatte er sogar seine Pfeife aus dem Munde genommen. Er sah den Dahinwandelnden eine Weile nach, dann setzte er sich wieder auf die Bank, zog den Tabaksbeutel aus Schweinsblase, der ihm rückwärts im Riemen steckte, hervor und stopfte sich eine frische Pfeife. Er murmelte dabei zwischen dem Rohre, das er im Munde behalten, unzusammenhängende Worte, wobei seine großen, grauen Augen befriedigt aufleuchteten: „Hab's ihm eingebrockt — unter die Soldaten — recht so! — Spaß vergehen, dem Bücherleser — Besserwisser — sind wir los."

Der Professor saß in seiner großen Studirstube auf dem braunen Ledersopha und arbeitete trotz der ungewöhnlichen Hitze mit liebevoller Hingebung an seinem neuesten wissenschaftlichen Werk. Auf die Descendenztheorie Darwins sich stützend, die damals in der Gelehrtenwelt eben erst bekannt geworden, das größte Aufsehen erregte und die heftigste Polemik hervorrief, behandelte dies Werk nach meist selbständigen Beobachtungen die Entwicklungsgeschichte (Ontogenie) der niederen Wirbelthiere. Besondere Aufmerksamkeit widmete er den Lurchen, deren Mehrzahl man bisher fälschlich mit den Kriechthieren zusammengeworfen, während man einige von ihnen wieder, ebenso falsch, den Fischen zugezählt hatte.

Wüst hatte die wunderbaren Veränderungen studirt, die in den inneren Organen dieser Thiere stattfinden, und ihre endliche Verwandlung aus kiemenathmenden in lungenathmende Thiere. Auch über die Lebensweise und die Art der Fortpflanzung dieser Thiere, von der man bisher wenig oder so gut wie nichts wußte, hatte er neue, hochwichtige Beobachtungen gemacht und vervollständigte diese noch täglich. Das Werk ging seiner Vollendung entgegen, er hoffte, es in einigen Monaten beendigt zu haben. Nachdem dies geschehen, wollte er sich einer wissenschaftlichen Expedition anschließen, die eine Forschungsreise nach Südamerika antrat. Die Aufforderung dazu war ihm von London aus, von einem Privaten, zugegangen, der diese Expedition bis zum Herbst, und zwar auf eigene Kosten, ausrüstete. Der Zweck derselben war die Aufnahme der Küstenstriche des Amazonen- und Madeirastromes in geologischer Hinsicht, aber auch ein Naturforscher sollte dieselbe begleiten, und Wüst war von Darwin selbst in Vorschlag gebracht und angenommen worden. Er seinerseits hatte begierig die herrliche Gelegenheit ergriffen, um einen sehnlichen, langgehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen. Wüst hatte außer einer kleinen Revenue, die kaum ausgereicht hätte, um seine leiblichen Bedürfnisse zu decken, kein Vermögen, er war auf den Ertrag seiner gelehrten Arbeiten angewiesen; aus eigenen Mitteln hätte er niemals eine solche Reise bestreiten können, und da er sicher sein durfte, daß die Regierung seinen Bestrebungen keine Unterstützung angedeihen lassen würde, so hätte er mit den Lurchen und Kriechthieren von Südamerika, die ihn so mächtig interessirten und anzogen, und von denen bisher nur fabelhafte Berichte existirten, wahrscheinlich noch lange nicht Bekanntschaft gemacht. Jetzt, in bälde, sollte dieser Herzenswunsch des kleinen Mannes sich verwirklichen. Er dachte nur daran. Die dunklen, sumpfigen Urwälder Brasiliens waren das Land seiner Sehnsucht geworden; die Molche und Molchfische, die Riesenkröten und singenden Frösche, die dort schwammen und krochen und quakten, sie waren der Gegenstand seiner Träume! Welche Entdeckungen waren ihm in diesem Wunderlande, wo die Natur alles in's Große und Ungeheuerliche treibt, noch vorbehalten! Besonders angeregt fühlte er sich, nachdem er unlängst eine sehr interessante Beobachtung an dem mexikanischen Kiemenmolch, Axolotl genannt, gemacht hatte. Der londoner Akklimatisationsgarten hatte hundert Exemplare dieser merkwürdigen Thiere, die in Europa erst durch ein von Humboldt mitgebrachtes Paar bekannt wurden, erhalten. Man sandte an Wüst vier von diesen Thieren, um damit Versuche und Beobachtungen anzustellen. Er sezirte das eine Thier auf das sorgfältigste und behielt die anderen in aufmerksamer Beobachtung. Da ereignete es sich, daß das eine davon häufig an die trockenen Stellen seines Behälters kam, und Wüst konnte bald an ihm eine auffallende Veränderung bemerken. Die Kiemenquasten und der Kamm auf Rücken und Schwanz schrumpften ein, der Kopf veränderte sich etwas und auf der schwarzen Haut traten kleine, gelblichweiße Flecken hervor: die Molchlarve hatte sich in ein vollkommnes Thier umgewandelt. Wüst hatte hiermit den großen Sprung von einem wasserathmenden zu einem luftathmenden

Thier genau verfolgt, und zwar bei einem solchen, das man dieser Entwicklung nicht für fähig hielt, da man bisher (und selbst Cuvier glaubte dies) die Larvenform für seine bleibende gehalten hatte.

Wüst war glücklich; er setzte das liebe, vollkommene Thier nun in ein eigenes Becken, worin er eine künstliche Höhle mit allerlei Schlupfwinkeln aufgeführt, und stellte dasselbe auf den großen Tisch, an dem er zu arbeiten pflegte, um das herzige Geschöpf beständig vor Augen zu haben. Freilich war ihm hier dieses herzige Geschöpf sehr im Wege. Es stand und lag auf diesem Tisch schon so viel und so mannigfaltiges umher, und es kamen immer neue Gegenstände hinzu. Wüst konnte nach Art der meisten Gelehrten das Aufräumen nicht ausstehen; er wollte alles bei der Hand haben, sagte er; da er aber täglich anderes und neues brauchte, so häuften sich die Geräthschaften und Werke und Hefte, und eins lag über dem andern, und er fand endlich garnichts. Rathlos stand er dann zwischen den bergartigen Ablagerungen und dieser wirren Durcheinandergeworfenheit von allerlei, und dann ging's nicht anders, dann mußte ihn Stefan, sein Famulus, aus der Verlegenheit reißen, indem er gründlich Ordnung machte, was freilich dann bedeutende Zeit in Anspruch nahm. Alles kam in die Kasten zurück, und der Professor war selbst herzlich froh, einmal des Wustes ledig zu sein. Aber nach acht oder zehn Tagen war alles wieder in demselben chaotischen Zustand.

Auch heute mußten die Dinge sich nahe dem Zeitpunkt befinden, wo eine energische Einmischung Stefans sich als dringendes Bedürfniß herausstellte, wenigstens sah es in dem großen, luftigen, hellen Gemache kunterbunt genug aus. Nahe den weitgeöffneten Fenstern, die nach dem großen, grasbewachsenen Platz mit der Unkengrube, den der Professor seinen Garten nannte, hinausgingen, waren zwei große Aquarien angebracht, die diese Seite des Zimmers fast vollständig einnahmen. Die üppigsten Wasserpflanzen, einheimische und exotische, entwuchsen denselben, und man konnte wohl annehmen, daß die zahlreichen Familien der Frösche und Kröten, der Feuer-, Kamm- und Teichmolche und Salamander mit dieser Wasserlandschaft ganz zufrieden waren. Sie schwammen gar lustig hinter einander her, verfolgten oder neckten sich zwischen den unterseeischen Wurzeln und Stämmen umher oder hockten behaglich oder liebeglühend auf den kleinen Inselchen herum. In dem zweiten Behälter entwickelten sich jene niederen, wurmähnlichen Fische, von denen es fraglich ist, ob sie noch zu den Wirbelthieren gezählt werden dürfen, und bei denen man ebenfalls ganz eigenartige Verwandlungen beobachten kann.

Rund um diese Aquarien herum befanden sich die mannichfaltigen Apparate und Gefäße, die zur Füllung und zum Ablassen des Wassers und zur Pflege und Wartung der darin befindlichen Thiere nöthig waren. In einer Ecke stand eine Elektrisirmaschine, in einer andern das Gerippe eines Schimpansen. Zu den Füßen dieses Urahnen des Menschengeschlechts lag ein Häufchen Kehricht. Die alte Hausmagd, Jungfer Kathrein, der es in früher Morgenstunde, während der Professor sich wusch und ankleidete, vergönnt war, hier einzutreten, um, natürlich mit den größten Beschränkungen, die nöthigen Säuberungen durchzuführen, hatte ihre Zeit schlecht benutzt; der Professor kam in sein Arbeitszimmer, als sie grade beschäftigt war, den Kehricht zusammenzufassen; er wies ihr sofort die Thür, und sie ging stracks hinaus, noch einen letzten, bedauernden Blick nach dem sorgfältig zusammengescheuerten Häuflein werfend, das sie gleichwohl nicht mitzunehmen wagte.

Auf den Kästen und Etagèren, die hier aufgestellt waren, befanden sich außerordentlich sorgfältige, anatomische Präparate, meist in Spiritus bewahrt, und dazwischen, hie und da, ein ebenso sorgfältig ausgearbeitetes Gerippe eines kleinen oder kleinsten Wirbelthieres, das seiner endgiltigen Aufstellung in der Sammlung entgegenharrte. Flaschen und Fläschchen, Töpfe und Töpfchen, Phiolen und Tiegel ohne Zahl und Wahl, mit organischen Stoffen und Chemikalien gefüllt, mehr oder minder lehrreichen, mehr oder minder appetitlichen Inhalts, füllten überdies jede Lücke. Auffallend erschien dagegen die Symmetrie der auf einem kleinen Tischchen sich präsentirenden sechs Gläser von bauchiger Form, welche in zwei Reihen nach einer gewissen Methode aufgestellt waren. Sie waren in gleicher Höhe mit einer gelblichen Flüssigkeit gefüllt, und es befanden sich sechs, sich vollkommen ähnelnde Körperchen darin. Die in diesem Gemache angebrachten Stühle waren, gleichwie das Sopha, mit dunklem Leder überzogen, was übrigens nicht leicht ersichtlich war, denn der Sitzplatz auch nicht eines einzigen derselben war unbelegt geblieben und hätte seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß benutzt werden können. Der gute Professor war wahrscheinlich noch nicht in der Lage gewesen, hier auf seiner Stube jemandem sagen zu müssen: Bitte, nehmen Sie Platz! denn es war, außer neben ihm auf dem Sopha, durchaus keiner vorhanden. Die Stühle waren mit dem Verschiedensten bedeckt, und, je näher dem Arbeitstische, je höher bepackt erschienen sie. Die zwei Fauteuils neben seinem Sopha waren bis über die stark bestaubte Lehne hinauf mit riesigen Büchern, die meisten aufgeschlagen oder mit Zeichen versehen, mit illustrirten botanischen oder zoologischen Werken, broschirten Heften, Photographien und einzelnen anatomischen Zeichnungen beladen. Aber da diese Fülle des Materials, das der Professor bei der Hand haben wollte, je näher dieser Hand, um so mehr wuchs, so war es ganz natürlich, daß auf seinem Tische selbst die wichtigsten Schätze aufgestapelt waren, aber zugleich auch all' die kleinen Geräthschaften, die ein Mensch; der stundenlang geistig arbeitet, für sein körperliches Behagen und Wohlbefinden braucht.

Der Professor schrieb. Er hatte der Hitze wegen den Rock ausgezogen und ihn neben sich geworfen, auch das Halstuch war gelöst. Seine Hand fuhr rasch über das Papier, als hätte sie Eile, die sich drängenden Gedanken zu fixiren. Dann hielt er inne, er schlug in einem Buche nach und suchte dann nach einer selbstgemachten Notiz. Er war vielleicht über die Zahl der Rückenwirbel eines Molches nicht ganz im klaren, oder war ihm das Verhältniß der Gehirnmasse eines solchen Lurches zu seinem Rückenmark nicht bis auf ein Milligramm erinnerlich. Während des Herumstöberns sah er mehreremal voll Interesse nach dem schwarzen Axolotl, der zu oberst auf seiner Höhle saß und mit weit heraussstehenden Augen nach ihm glotzte; er langte dann ein Würmchen aus einem Glase und fütterte damit das Thier. Er warf wohl auch inzwischen einmal einen forschenden Blick nach den Aquarien hinüber, ob nicht dort indeß etwas Beachtenswerthes sich ereignet, und nachdem er endlich nach einigem Herumwühlen die fragliche Notiz gefunden und sich aus einer großen Wasserflasche den letzten Rest in sein Glas geschenkt, tauchte er die Feder wieder in sein großes Dintenfaß und schrieb emsig weiter. Es war ungemein ruhig in dieser Studirstube, aber es war keine unheimliche Stille. Durch das offene Fenster drang der muntere Gesang der Vögel herein; aus den Aquarien tönte einzelnes Gequake und noch andere eigenthümliche Laute, und wenn die Molche, um Luft zu athmen, nach oben kamen, so hörte man beim Ausstoßen der Luftblasen ein gluckſendes Geräusch. Allüberall zeigte sich fröhliches Leben, und der kleine Mann, der es studirte, hatte ein fröhliches Herz. Es war kein mittelalterlicher Faust, den die Scholastik und der Mystizismus zu grübelnden Spekulationen und endlich zur Verzweiflung getrieben, und dessen Jammer in dem Satze gipfelt: „Ich sehe, daß wir nichts wissen können, — das will mir schier das Herz verbrennen." Es war ein kühner, fortschrittlicher Geist, der hier dachte und beobachtete, und der durch seine eigenen Erfahrungen weiß, daß wir viel, sehr viel wissen können, daß die Natur ein offenes Buch ist für alle, deren Sinne ungetrübt und klar, deren Herz nicht todt ist für das sie umgebende, vielgestaltige Leben. Wir brauchen keine Geister, wir brauchen keine übernatürlichen Mächte, um uns alles erklären zu können, was auf Erden vorgeht und was allein dem Menschen zu wissen nöthig ist. Wollen wir nur einmal die Wahrheit schauen, ihr Anblick tödtet nicht, wenn auch eine barbarische Zeit diejenigen getödtet hat, die sich dies hohe Ziel gesteckt, und wenn auch heute noch Verfolgungen aller Art diejenigen zu gewärtigen haben, die keck den dichten Schleier abzureißen suchen, den Unwissenheit und Aberglauben über alle Erkenntniß geworfen. Wagen wir es immerhin, — in der Erkenntniß allein ist alles Glück und alles Heil! Glauben wir nur einmal an die Möglichkeit, die Wahrheit allmählich zu ergründen, zu erforschen, glauben wir an den Fortschritt, er ist der alleinseligmachende Glaube für alle Erdenkinder, ohne Ausnahme.

Der kleine Mann mit dem großen Kopfe war von diesem Glauben erfüllt, und er arbeitete unermüdlich dafür. Er hatte nur geringe Aussicht auf materiellen Gewinn, aber ihm war die Arbeit allein schon Genuß und Belohnung genug. Heute freilich wurde ihm gewaltig heiß dabei. Er zog, nachdem er schon den Rock abgelegt, nun auch die Weste aus und schleuderte sie in einen Winkel. Dann rief er plötzlich mit seiner hellen, munteren Stimme: „Kathrein, ein Butterbrot!"

Er legte die Feder weg und wühlte ein bischen unter seinen Sachen, bis er ein broschirtes Heft herausgeangelt; er schlug es

auf und begann mit einer gewissen Gier sogleich darin zu lesen. Da öffnete sich ein wenig die Thür und ein dunkles Kopftuch erschien in der Spalte.

„Käs auch?“ kam es fragend unter diesem Kopftuch hervor.

„Meinetwegen auch Salami,“ war die Antwort.

Das Kopftuch verschwand. Der Professor wandte sich mit dem Kopfe der Thür zu, die nach seiner Bibliothek führte und die nur angelehnt war. Stefan arbeitete darin. Bisher hatte kaum hie und da ein leises Geräusch seine Anwesenheit verrathen.

„Stefan, mein Junge,“ schrie der Professor, „soll ich dir auch eine kleine Kollation zukommen lassen?“

„Danke bestens, Professor,“ antwortete eine tiefe Stimme mit einem sehr jugendlichen Timbre. „Ich zeichne noch nach dem Mikroskop und da muß ich mir alle Butterbrotgelüste einstweilen vergehen lassen.“

„Hast du schon die Milz?“

„Ich habe jetzt die Froschhaut unter dem Glas,“ rief es fröhlich zurück. „Professor, ein wahres Sieb. Es ist nun ganz erklärlich, daß durch diese poröse Haut nicht nur die Ausdünstung, sondern auch die Einsaugung stattfindet.“

„Wir werden darüber Versuche anstellen, mein Junge,“ sagte der Professor mit einem der Thür zugewendeten Nicken.

Dann sprach niemand weiter und Wüst vertiefte sich wieder in seine Lektüre. Nach einer kleinen Weile trat die Magd ein. Sie war nicht mehr jung, ziemlich groß und sehr mager, überdies so derb in Knochen und Zügen wie ein Mann, und da sie die Westen und Hemden ihres Gebieters trug, so glaubte man viel eher einen Mann im Weiberrock, als ein dem schönen und zarten Geschlecht angehörendes Individuum vor sich zu haben. Sie trug ein riesiges Butterbrot auf der flachen Hand, wie auf einem Präsentirteller. Mit einem furchtbar ernsten Gesicht legte sie dasselbe sammt Käse und Salami, die in ein Papier zusammengewickelt waren, vor dem Herrn auf den Tisch hin. Hierauf ergriff sie die Flasche, um sie mit frischem Wasser zu füllen, und entfernte sich stillschweigend, aber mit dröhnenden Schritten, die um so schwerfälliger wurden, jemehr die gute Person sich Mühe gab, leise aufzutreten. Der Professor kannte ihre Tritte und ihre Art, er las unbehindert fort und sah auch nicht einmal vom Buche auf. Er tastete mit den Fingern der linken Hand solange nach dem Butterbrote, bis er mit denselben die fette Oberfläche berührte, dann nahm er es auf und biß ein großes Stück herunter; er tastete weiter nach dem Papier, er fühlte Salami unter den Fingern und schob das Stück in den Mund, ein weiteres Umhergreifen brachte ihn auch auf die Käsespur, und so, immer essend und lesend, Buchstaben und Salami verschlingend, entwickelten sein Gehirn und seine Kaumuskeln gleichzeitig die anerkennenswertheste Thätigkeit.

Da klopfte es an die Thür. Er beachtete es nicht. Hierauf ein zweites, stärkeres Pochen. Er meinte, es wäre Ajax, der Hund. „Ein höfliches Thier,“ murmelte er, „mach' dir selber auf.“ Aber in dem Augenblick vernahm er mehrere Stimmen, und als er verwundert aufsprang und schnell noch seine fetten Finger in seinen Hemdärmeln abwischte, ging die Thür auf und er konnte auf seinem Flur eine Anzahl Personen sehen, die, Kopf an Kopf gedrängt, zu ihm hereinblickten. „Was gibt's?“ rief er, auf's höchste überrascht.

Der männliche Theil der Gesellschaft trat ein, der Hauptmann, als der Verwandte, voraus. „Die Damen sind draußen!“ rief er mit wichtiger Miene und Geberde. Aber er prallte zurück, als er den kleinen Mann in Hemdärmeln und in dem äußersten Derangement vor sich sah. „Um Gotteswillen, wie siehst du aus!“

„Wie denn?“ fragte sehr unschuldig Professor Wüst.

Ewald kicherte. Der General aber ging in strammer Haltung auf ihn zu, und als wenn er Musterung hielte, rief er barsch: „Adjustirung in Ordnung bringen, schnell, lassen Sie die Damen nicht warten!“

„Ja, was wollt ihr denn alle von mir, und erst gar die Damen?“ rief halb lachend halb ärgerlich der kleine Mann.

„Du hattest uns doch eingeladen,“ entgegnete der Hauptmann.

„Ich eingeladen? Ja so, — ja, ich erinnere mich, ja, das ist etwas anderes.“

„Und ich wollte Ihnen beweisen, Herr Diagnostiker,“ bemerkte der General höhnisch und mit vorgeschobener Brust, „daß so ein kleiner Spaziergang für mich eine wahre Lappalie ist.“

„Das ist durchaus nicht —“

Ewald ließ glücklicherweise den Professor nicht ausreden. „Ich bitte, ziehen Sie nur vorerst Ihren Rock an,“ meinte er.

„Ja freilich, ja natürlich.“ Die Augen des Professors irrten suchend umher; er entdeckte den fraglichen Gegenstand unter dem Sopha. Auch Hans hatte ihn bemerkt, und er brachte ihn rasch hervor und hielt ihm denselben entgegen. Wüst schlüpfte behend in die Aermel.

„Halt, bringe doch erst dein Hemd in Ordnung,“ schrie ganz desperat der Hauptmann.

„Und die Weste, und die Halsbinde, Donnerwetter!“ befahl der General.

Wüst lachte. „Sehen Sie, meine Herren, wenn man darunter nicht ganz in Ordnung ist, so macht man kurzen Prozeß und knöpft sich bis an den Hals zu, und das sieht dann ganz gentil aus.“

Gegen diese Gentilität hätte sich nun wohl manches einwenden lassen, um so mehr, da bei dieser lockeren Haltung der Knöpfe die Mysterien des Innern plötzlich in beunruhigender Weise enthüllt werden konnten. Man wollte Einwendungen machen, als aber jetzt Valerie ihr Köpfchen zur Thür hereinsteckte und in schelmischer Weise fragte, ob denn der Hausherr noch immer nicht visible sei, da wagte man es nicht länger, die Damen warten zu lassen, und bat sie, einzutreten.

Wüst ging ihnen mit einer sehr unternehmenden Haltung entgegen.

„Willkommen meine Damen, willkommen!“

Hauptmann Tiefenbach übernahm es, den Professor der Gräfin Brandis und Baronin Wachtler vorzustellen.

Wüst verbeugte sich ganz flott. „Bedaure unendlich — aber ein Junggeselle — Sie wissen, bei der Arbeit —“

„Wir müssen Sie um Entschuldigung bitten, wenn wir Sie darin gestört haben,“ sagte die Gräfin freundlich, „aber ich will es Ihnen nur gestehen, lieber Herr Professor, ich hatte die kleine, boshafte Absicht, Sie eben bei der Arbeit zu überraschen.“ Sie sah sich gleich den anderen Damen rasch und neugierig in dem Gemache um, sie vermochten jedoch nichts zu unterscheiden, da ihre Augen von dem draußen liegenden grellen Sonnenlicht noch ganz geblendet waren. „Ach, wie kühl und angenehm ist es hier,“ riefen sie jetzt im Chor, und sie nahmen ihre Tücher und Mantillen und warfen sie über den Tisch, dem einzigen Gegenstand, der ihnen in seinen Umrissen deutlich geworden. Die seidenen Gewänder breiteten sich baldachinartig über das Wasserbecken. Der Axolotl, der zuoberst auf seiner Höhle saß, zuckte erschreckt zusammen, und das schwarze, molchartige Thier tauchte in das Wasser zurück; das Butterbrot und einige Salamireste mußten sich aber diese schützende Hülle wohl gefallen lassen.

„Der Weg zu Ihnen, lieber Professor, ist doch beschwerlicher, als wir dachten,“ sagte hierauf mit ihrem graziösesten Lächeln die Gräfin, die sich schier verwunderte, daß dieser seine Gäste noch immer nicht zum Sitzen eingeladen hatte.

„Ach, und es ist so heiß,“ klagte Thekla. „Wenn ich mich im Sommer zu einem Spazirgang entschließe, dann ist es gewiß immer so; ach, ich habe in allem Unglück.“ Auch sie sah sich nach einem Sitz um.

„Ich bin übermüdet, ich habe mir zuviel zugetraut,“ kam es gleichzeitig über die Lippen der Frau Baronin.

„Bitte doch die Damen, Platz zu nehmen,“ flüsterte ihm der Hauptmann ziemlich laut und ziemlich aufgebracht zu.

„Platz — wo denn?“ fragte Wüst sehr verlegen.

„Nun, wir werden einige von diesen Sesseln freimachen.“

„Halt!“ rief Wüst entsetzt und dem Hauptmann noch rechtzeitig in die Arme fallend. „Das geht nicht, das wäre hübsch, so kostbare Werke mir da untereinander werfen, und es ist ja auch garnicht nöthig. Ich bitte, meine Damen, nehmen Sie doch auf meinem Sopha Platz, das schickt sich auch am besten. Tiefenbach, hilf mir nur den Tisch etwas abrücken — aber langsam, so — damit nichts herunterfällt. Und nun, meine Damen —“ Der kleine Mann, voll Geschäftigkeit, zog rasch sein Sacktuch und peitschte damit über das Ledersopha hinweg, daß der Staub aufflog, er nannte das abwischen. „So, wenn's gefällig ist.“ Er führte selbst die Baronin nach dem Sopha, und diese ließ sich ohne viele Umstände hineinfallen; auch die Gräfin setzte sich sogleich.

Der Professor versuchte es jetzt, die Krinolinen dieser Damen noch etwas mehr zusammenzuschieben. „Wenn Sie Sich ein bischen enger machten, so könnte hier noch sehr gut ein Plätzchen für Thekla herauskommen.“

„Warum nicht gar,“ rief diese in klagender Empörung. „Das würde uns schön heiß machen.“

„Ja, du hast recht, Thekla, diese gepolsterten Sitze sind ganz besonders heiß, ein Holzsessel ist bei dieser Temperatur viel kühler. Kathrein!" wendete er sich an die jetzt mit der Wasserflasche hereintretende Magd, „bringe doch schnell einige Holzstühle aus der Küche herein."

Noch ehe Kathrein diesem Befehle nachkommen konnte, waren Valerie und die beiden jungen Offiziere hinausgelaufen, um diese selbst zu holen. Als sie hierauf rund um den Tisch aufgestellt wurden, nahm auch der General mit allem soldatischen Anstande Platz. Nur Thekla schnitt, als sie sich auf dem hölzernen Stuhl niederließ, eine wahre Jammermiene, ihr war der ungepolsterte Sitz wirklich als eine Zurücksetzung erschienen; aber sie war entschlossen, auch diese Härte des Geschickes mit Ergebung hinzunehmen. Valerie in ihrer fröhlichen Geschäftigkeit sagte nun, sie wolle sich in der Küche ein wenig umsehen und den Kaffee selbst kochen, und sie hoffe, baldigst mit der gewünschten Erquickung zu erscheinen. Sie huschte hinaus.

Der Professor sah ihr lächelnd nach. „Ich weiß zwar nicht, ob sie draußen etwas Erquickendes finden wird," meinte er, „aber wenn's der Fall ist, so soll's mich freuen. Ich werde recht gerne ebenfalls eine Tasse hinunterschütten, und auch ein tüchtiges Butterbrot —" Er sah plötzlich mit einem forschenden Blick, gleichsam als suche er etwas, nach seinem Arbeitstisch.

Die Gräfin bemerkte es. „Das ist Ihr Arbeitstisch?" fragte sie.

„Jawohl."

„Es ist Ihnen vielleicht unangenehm, daß wir unsere Tücher hierher geworfen, — man könnte sie wo anders unterbringen."

„O, bitte sehr, lassen Sie das nur, Frau Gräfin," versicherte Wüst auf's nachdrücklichste, „es genirt mich ganz und garnicht." Und er drückte die seidenen Stoffe mit der Hand noch fester auf den Tisch. „Sie können da liegen bleiben, es ist mir sogar ganz angenehm."

Er lächelte pfiffig. „Auf diese Weise kommen meine Salamireste wenigstens nicht zum Vorschein," dachte er.

Die beiden Konkurrenten. (Seite 83.)

„Was haben Sie doch gegenwärtig in der Arbeit?" fragte die Gräfin.

„Ich suche die Ergebnisse meiner Studien über die niederen Wirbelthiere zusammenzustellen."

„Ach, und die schönen Aquarien, die Sie haben?"

„Sind Goldfische darin?" fragte die Baronin.

„Nein, die Goldschleihe ist ein träges, langweiliges Thier, da sind meine Lurche interessanter."

„Was sind denn das, Lurche?" fragte der General ungeduldig.

„Nun, Molche, Salamander, Kröten, Frösche —"

Der Professor kam nicht weiter. Die Damen schrieen auf vor Abscheu, und selbst der General konnte ein Pfui! nicht unterdrücken. „Wüst, wie hast du nur so etwas thun können," klagte die Frau Hauptmann. „Wie kann man sich nur mit so ekelhaften Thieren abgeben."

„Mit so schädlichem, giftigen Ungeziefer," fügte die Baronin hinzu, während sie schauderte.

„Nun," meinte die starkgeistige Gräfin, „so ein Gelehrter hat eben vor nichts einen Abscheu, aber aus Ihrem Zimmer sollten Sie sie mindestens entfernen."

„Schon ihrer giftigen Ausdünstung wegen," fiel der General mit einem höchst unzufriedenen Tone ein, „und auch um den bösen Leumund zu vermeiden, den Ihnen das in der Gegend macht."

„Ach ja, Wüst, du stehst in furchtbar schlechtem Ruf," klagte Thekla.

Der Professor lachte. „Ja, gegen die Dummheit kommt man nicht auf, es ist nur unbegreiflich, daß halbwegs vernünftige Leute noch einen solchen Unsinn nachsprechen können. Es sind dies ganz liebe, harmlose, unschädliche Thierchen, sie sind sogar sehr nützlich, und alles das Nachtheilige, was im Volke über sie verbreitet ist, ist pure Verleumdung und Lüge."

Valerie kam jetzt wieder zurück und sie unterbrach die weitere Diskussion über diesen Gegenstand, die leicht hätte unangenehm werden können, denn der General richtete sich bereits zu einer Replik her. Valerie erzählte in drastischer Weise, wie es mit dem Geschirr des Herrn Professors so gar schlecht bestellt sei, daß aber die alte Kathrein trotzdem versichert habe, sie werde sich schon behelfen und der Kaffee solle gewiß ausgezeichnet sein, und daß sie es daher für das Klügste gehalten, diesen sorglichen Hausgeist des Professors ungehindert schalten und walten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mikroskop

ist jeder der geneigten Leser in der Lage sich selbst kostenlos herzustellen, wenn er die kleine Mühe nicht scheut, die damit verbunden ist, und wenn ihm überhaupt daran gelegen ist, die Wunder der Welt des Kleinen kennen zu lernen. Freilich, wer nach dem Grundsatz lebt „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß," kümmert sich wenig darum, aber zu seinem eignen Schaden. Abgesehen davon, daß ihm eine unendliche Fülle reiner und herrlicher Genüsse fremd bleibt, wie dem blind Geborenen die Pracht des Regenbogens, so beraubt er sich auch des materiellen Nutzens, den die Erkenntniß der Welt und der Gesetze, die alle Vorgänge regeln, gewähren. Seit, allgemein betrachtet, das Wesen der Elektrizität soweit erkannt, daß sie sich mit kaum faßbarer Schnelligkeit mittheilt und weiterpflanzt, seit man damit ein Mittel gefunden hat, Nachrichten mit unglaublicher Schnelligkeit weiter zu befördern, seit andrerseits die Gesetze der Luftströmungen näher erforscht sind, ist es möglich, an einem gegebenen Orte zu wissen, daß nach Ablauf von 24 Stunden ein Sturm losbrechen wird. Die goldenen Garben mit unserm lieben Brot auf dem Felde können rechtzeitig eingeheimst und vor Zerstörung bewahrt werden; das Schiff, das uns den belebenden Kaffee bringt, kann sich und seine Ladung in Sicherheit bringen.

Ohne die Erkenntniß der Welt und ihrer Gesetze wären wir Menschen gar armselige, dumpfe Geschöpfe und jemehr wir davon erkennen, desto mehr, freudiger und glücklicher kann sich unser Leben gestalten. Ist nun aber diese Erkenntniß für uns von so außerordentlichem Segen, so geziemt es uns auch alles voll zu würdigen, was uns dieselbe erweitern hilft. Ein solcher Helfer aber ist uns das Mikroskop. Es ist ja klar, daß all unser Wissen von der

Traunkirchen. (Seite 83.)

Außenwelt sich auf Wahrnehmungen und Beobachtungen gründet, die wir mit Hilfe der uns verliehenen Organe entweder selbst gemacht haben oder die uns von anderen schriftlich oder mündlich mitgetheilt worden sind. Je genauer solche Beobachtungen sind, je logischer die daraus abgeleiteten Folgerungen, desto richtiger und wahrer die Erkenntniß. Alles, was unseren Organen zu Hilfe kommt, so daß sie eingehendere, genauere Wahrnehmungen machen können, muß uns daher sehr willkommen sein. Eins unserer Hauptorgane, mit dem wir Wahrnehmungen machen, ist unser Auge. Es ist jedem bekannt, daß dessen Befähigung zu sehen ziemlich enge Grenzen gesteckt sind. Weder sehr Fernes, noch sehr Nahes läßt sich genau damit beobachten. Es liegt dies im Bau des Auges selbst. Da dessen Bau und somit die Ursache des beschränkten Sehvermögens sich nicht in den wenigen Zeilen, für die heute Raum ist, besprechen lassen, so bleibt es vorbehalten, ein anderes mal darauf zurückzukommen. Deshalb heute nur über die Hilfsmittel des Sehens selbst.

Gegenstände, die zu weit entfernt sind, als daß das Auge sie noch deutlich erkennen könnte, betrachtet man mit dem Fernrohr oder Teleskop, das heißt Fernseher. Gegenstände, die, obgleich dem Auge nahe, doch zu klein sind, um in Form und Gestalt erkannt zu werden, betrachtet man mit dem Mikroskop, das heißt Kleinseher. Beide Vorrichtungen können sehr einfach und sehr komplizirt und von sehr verschiedener Leistungsfähigkeit sein. Das Mikroskop, zu dessen Herstellung nur eine kleine Anleitung gegeben werden soll, kann augenscheinlich nicht zu jenen massiven, kostbaren, zusammengesetzten Instrumenten gehören, deren Gewicht die Herren Optiker so gern sich mit Gold aufwiegen ließen. Aber immerhin wird es ganz mit Recht ein Mikroskop genannt werden können, denn es wird Gestalt, Form und Einzelheiten von Gegenständen erkennen lassen, die das bloße Auge nur als formlose Punkte wahrnimmt.

Taucht man den Kopf einer Stecknadel in reines Wasser, so bleibt beim Herausziehen etwas Wasser daran hängen. Läßt man dieses auf ein beliebiges, vorher gereinigtes Stückchen Fensterglases abtropfen, so nimmt bei einiger Vorsicht das Wasser auf dem Glas die Form eines Kugelabschnitts, einer Calotte, an, deren Fläche auf dem Glase aufliegt, während die Wölbung nach oben steht. Dreht man das Glas behutsam um, so daß der Tropfen nicht auseinanderfließt, und hält das Glas nun wagerecht über Druckschrift zum Beispiel, so wird man beim Nähern oder Entfernen bald eine Lage finden, in welcher die Buchstaben,

die unter dem Wassertropfen sind, vergrößert und doch scharf zu sehen sind. Das Mikroskopchen ist fertig in seiner primitivsten Gestalt.

Die erhaltene Vergrößerung und die Entfernung vom Papier hängen von der größeren oder geringeren Wölbung der Wassertröpfchen, bei gleichen Durchmessern, ab. Je voller und strotzender und je runder man die Tröpfchen macht, je wagerechter man das Glas hält, desto näher kann man an die Schrift herangehen, desto mehr wird aus einem Punkt des Druckes ein unförmlicher, vielfach gezackter schwarzer Klecks. Wollte man indeß bei diesem bleiben, so hätte sich die, zwar nur geringe, angewandte Mühe doch kaum verlohnt. Aber anders ist es schon, wenn man ein Insekt, zum Beispiel eine Fliege tödtet, flach drückt, auf weißes Papier legt und nun die einzelnen Theile nacheinander betrachtet. Man sieht dann schon, daß die Borste, die am letzten dicken Fühlergliede sitzt, gefiedert ist; man sieht die feinen Fußhäkchen und die Fußballen; man sieht die Form und Gestalt des wundervollen Rüssels und schon Andeutungen des Verlaufs der Tracheen oder Luftröhren in demselben; man sieht, daß das Auge nicht eine glatte, gewölbte Fläche ist, sondern aus Reihen von zierlichen Vielecken, deren, beiläufig gesagt, etwa 5000 auf jedem Auge sich befinden, besteht; man sieht die Schwingkölbchen und deren Deckschuppen. Die Flügel zeigen ihren zierlichen Bau. Drückt man die Eingeweide heraus und läßt sie in Salzwasser schwimmen, so unterscheidet man schon die einzelnen Theile. Eine große Fülle interessanter Beobachtungen lassen sich schon an dieser einzigen Art von Geschöpfen, unter so vielen millionen anderen, machen. Pflanzen und deren Theile, Krystalle, kurz unzählbare Wunder der Welt des Kleinen zeigen sich schon in ihrer Schönheit mit diesem einfachsten primitivsten Mikroskop, dessen Vergrößerung je nach den Tröpfchen zwischen 2 bis 20 linear variiren kann. Bei einiger Uebung bringt man es bald dahin, den Tropfen recht rund und voll zu machen, und mit Hilfe von etwas Nachdenken findet man bald vieles heraus, wodurch die Leistungsfähigkeit erhöht wird. Nimmt man statt Wasser Glyzerin, dicke, reine Lösung von Gummi arabikum, oder Kanadebalsam, überhaupt schwer flüssige Substanzen, so erhält man noch bessere Resultate. Macht man auf zwei verschiedene Stückchen Glases auf jedes ein Tröpfchen und hält diese wagerecht übereinander über einen Gegenstand, so verdoppelt man die Vergrößerung und kann sie leicht bis auf 30 linear bringen. Nur der mittlere Theil des Tropfens gibt, wie jedes Mikroskop, ein gutes Bild des beobachteten Gegenstandes, und wenn man auf das obere Gläschen ein mit einer Stopfnadel durchlochtes Papier über den Tropfen legt, so kann man die ein schlechtes Bild gebenden Randstrahlen abblenden. Schlägt man in ein Holz- oder Pappplättchen vier Stecknadeln ein, so daß sie gleich hochstehen, und bringt ein Stück Spiegelglas dazwischen, daß es schief nach oben steht und man beim Daraufsehen von oben das Fensterkreuz darin erblickt, so lassen sich auch die Infusorien, die in jedem Wasser leben, in welchem sich thierische oder pflanzliche Stoffe zersetzen, sehr schön beobachten. Denn legt man auf die Stecknadel ein Stück Glas, befeuchtet es mit Wasser obiger Art, so sieht man, wenn man den Tropfen nun durch das Wassermikroskop betrachtet, die Infusorien im Wassertropfen wie in einem Teich lustig herumschwimmen.

Die wahren Entdecker Amerikas.

Im skandinavischen Norden hat sich die altgermanische Freiheitsliebe, dieser Dorn im Auge der Römlinge, bis auf den heutigen Tag erhalten, freilich nur als schwacher Abglanz ihrer einstigen Allgewalt. Ein absolutes Königthum hat dort niemals existirt. Im Volke galt kein Ansehen der Person. Alle waren frei und gleich. Allerdings gab es neben den „Bonden“ (Bauern) auch „Jarle“ (Edelinge), die durch besondere Tapferkeit hohes Ansehen erworben — an Trotz und Stolz standen aber jene diesen völlig gleich. Als dann einzelne Jarle nach höherer Macht strebten, entspannen sich erbitterte Kämpfe, von denen die alten Sagen und Lieder noch heute zu erzählen wissen. Auch Tells Apfelschuß ward hier 500 Jahre früher als in der Schweiz besungen. Wer mag entscheiden, ob und wo er wirklich stattgefunden?

Harald Harfager (Schönhaar) war ein sturmgewaltiger Recke, der sich Viele unterthan machte und damit die alte Freiheit des Landes zu untergraben begann. Dennoch erhielt sich der altgermanische Geist dort frischer und mächtiger, als im Süden, dem eigentlichen Deutschland, wo er von römisch-christlicher Kultur beeinträchtigt wurde. Erst als das Christenthum sich auch im höchsten Norden ausbreitete, begann die alte Freiheit zu wanken — die christlichen Priester erwiesen sich, wie allenthalben, als ihre Todtengräber. Und doch fehlte es nicht an unbeugsamen Gemüthern, die lieber mit Weib und Kind und fahrender Habe die Heimath verließen, als daß sie vor den fremden Göttern oder vor einem Menschen ihr Knie gebeugt hätten. Aus diesem Trotz gegen heimische Unterdrücker entstanden die Seezüge der Vickinger, die freilich nichts anderes als Piratenzüge waren, aber dem herabgekommenen romanischen Volkskörper frisches germanisches Blut zuführten. Zur Unterdrückung hatten sich Uebervölkerung und Mangel gesellt, und wer irgend vermochte, der verließ das rauhe, karge Vaterland, um in den Ozean hinauszusteuern und jenseits desselben freiere, gastlichere Gestade zu erreichen. Die langgestreckten Schnabelschiffe steuerten, von Segel und Ruder getrieben, durch den Kanal La Manche an Frankreichs und Spaniens Strand entlang in das Mittelländische, ja selbst Schwarze Meer, überall die blutigen Spuren der hünenhaften Nordlandssöhne hinterlassend.

Selbst die Schrecken der Polarwelt vermochten diese kühnen Seefahrer vom Vordringen nicht abzuhalten. Eine Menge wichtiger Entdeckungen sind ihnen zu danken, die jedoch zum Theil wieder dermaßen verloren gingen, daß man zum Beispiel den Engländern die Entdeckung des Nordkaps von Europa (1553) zuschrieb, während doch bereits Ottar, ein norwegischer Edeling, dasselbe 871 umsegelt hat und auf dieser Fahrt bis zur Dwina gelangte. Sieben Jahre früher war von einem vielgenannten Viking, Noddodd, das ferne Island entdeckt worden. Auf der Fahrt nach den Faröern wurde sein Schiff „Drache“ von einem gewaltigen Sturm ergriffen und weit gegen Nordwesten verschlagen. Endlich tauchte eine fremde Küste auf, ein gebirgiges Land, dessen Berggipfel sämmtlich mit Schnee bedeckt waren, weshalb es Snooland (Schneeland) genannt wurde. Als die Kunde von dieser Entdeckung nach der Heimath gelangte, machte sich sofort ein anderer kühner Seefahrer, Floke, auf, um das neuentdeckte Land genauer kennen zu lernen. Er landete an der Südwestküste, wo jetzt Skalholt gelegen ist. Obschon die Insel damals noch reichlich mit Wald bedeckt und infolge dessen das Klima bedeutend milder war, wollte es Floke doch hier nicht behagen. Er kehrte 872 zurück und schilderte die Insel als ein unwirthliches Eisland, woher denn auch ihr Name rührt.

Zwei innig befreundete Bonden, Ingulf und Leif, ließen sich jedoch nicht abschrecken, 874 das neue Eis- und Schneeland aufzusuchen und sich dort anzusiedeln. Bald folgten ihnen andere nach, denen die Heimath enge zu werden begann. Die Auswanderer brachten Waffen und Geräthschaften, Vieh und Saatfrüchte, sowie heimische Erde von der Stelle mit sich, wo in der Heimath der Opferaltar ihres Gottes gestanden. In immer größerer Anzahl steuerten sie dem an Wundern reichen Eislande zu, wo inmitten unabsehbarer Gletscherwüsten rothglühende Lavaströme (Hekla) hervorbrachen und das unterirdische Feuer mächtige Säulen siedenden Wassers (sogenannte Geiser) hoch in die Luft schleuderte.

Friedlich bestand hier die nordische Mythe neben dem südlichen Christenthum, und als nach vielhundertjährigem Gedankenkampf die schmerzverzerrten Heiligen Walhalls kraftstrotzendes Asengeschlecht verdrängt hatten, war es ein christlicher Bischof, Swen Sturleson, der in der Edda die Götterdämmerung verewigt hat.

Von Island aus mußten nothwendig neue Entdeckungen in der Polarwelt erfolgen. Schon im Jahre 877 berichtete Gunbjörn, Ulf Krakes Sohn, dessen Schiff durch einen Sturm weit nach Westen verschlagen worden war, daß er von den nach ihm benannten Klippen, zwischen Island und Grönland, in der Ferne eine weithin gestreckte, unbekannte Küste erschaut habe. Aber es vergingen noch volle hundert Jahre, bis ein Viking den der neuen Welt angehörenden Boden des damals bereits gesehenen Landes betrat.

Erik der Rothe, der würdige Sprößling eines unbändigen Geschlechtes, war mit seinem Nachbar Eyjulf Saur in Streit gerathen, der sich zu einem so hartnäckigen gestaltete, daß sich 981 das Folkething (Landtag) in's Mittel legte und Erik auf 3 Jahre für „friedlos" erklärte, d. h. ihn von der Insel verbannte. Dem Friedlosen blieb eben nichts übrig, als sein Schiff zu rüsten und in unbekannte Fernen zu schweifen. Bei seiner Abreise erklärte er, das Land, welches Gunbjörn, Ulf Krakes Sohn, vor Zeiten geschaut, aufsuchen zu wollen. Erik der Rothe landete in der That bei jenem Vorgebirge, welches die englischen Seeleute heute Kap Farewell und die Holländer Staatenhoek nennen. Die Zeit seiner Verbannung benützte er zu einer eingehenden Erforschung des weit ausgedehnten Landes. Schlau berechnend gab er, um seine Landsleute zur Auswanderung zu verleiten, dem neuentdeckten Lande den verlockenden Namen „Grönland", das heißt das grüne Land. Und daß dieser Name, so seltsam er uns bei einem so hoch nördlich gelegenen Lande erscheint, dessen Küsten während eines großen Theiles des Jahres von ungeheuren Eisgletschern umlagert sind, ein keineswegs unverdienter, haben neuere Besucher des Polarmeeres, namentlich auch die deutschen Nordpolfahrer Wilczek und Heuglin, denen es gelang, den mächtigen Eiswall zu durchbrechen und den geheimnißvollen Boden Grönlands zu betreten, vollkommen bestätigt. Inmitten der Eiswelt fanden sie grüne Wiesen, reife Heidelbeeren, Birken und Weidengestrüpp, Alpenvegetation und auf den einladenden Matten große Heerden von Rennthieren und Moschusochsen, wie sie in der Urzeit auf deutschen Boden heimisch, Polarhasen, Schneehühner und sonstiges Geflügel.

Erik der Rothe hatte sich nicht verrechnet. Nachdem die Kunde seiner Entdeckung nach der Heimath gelangt, folgten ihm bereits im Sommer 986 vierzehn Schiffe, gefüllt mit seinen wanderlustigen Landsleuten. So entstand in der von Kap Farewell gebildeten Bucht zu Hrottahlied eine ansehnliche Kolonie, die während der folgenden Jahrhunderte mit Island in steter Verbindung blieb. Noch zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts lebten die Nachkommen Eriks und seiner Gefährten im äußersten Nordlande. Mit dem fünfzehnten Jahrhundert verschwinden plötzlich alle Nachrichten über die Kolonie, angeblich weil der schwarze Tod sich auch dorthin verbreitet oder, wie andere meinen, weil die Skrälinger (Eskimos), die damals noch weit zahlreicher und kriegerischer waren als heute, die normännischen Ansiedler überfallen und erschlagen.

Mit Grönland hatte man die letzte Station zwischen der alten und der neuen Welt erreicht und die Entdeckung der letzteren ließ in der That nicht mehr lange auf sich warten.

Als Björn, Herjulfs Sohn, im Jahre 1000 mit seinem Langschiff vom mittäglichen Seezuge zurückkehrte, hörte er, daß sein Vater während seiner Abwesenheit Erik dem Rothen nach Grönland gefolgt sei. Sofort ließ er die Anker wieder lichten und, den Bug seines Schiffes nach Westen kehrend, steuerte er hinaus in das Weltmeer, um den Winter, wie er es stets gewohnt war, bei seinem Vater zu verbringen. Nachdem man mehrere Tage den westlichen Kurs verfolgt hatte und noch immer kein Land erblickte, wußte man nicht, wo man sich befand und segelte auf gut Glück weiter. Endlich, nachdem Wochen vergangen, kam Land in Sicht. Es zeigten sich aber weder Schneeberge, noch Gletscher, wie sie doch die Küste Grönlands kennzeichnen sollten. Freilich war es nicht Grönland, sondern ein neuer Kontinent, der erst fünf Jahrhunderte später den Namen „Amerika" empfing. Es war die Küste Neuschottlands, die Björn in Sicht gekommen, und an welcher er in nördlicher Richtung entlang steuerte, bis er Labrador erreichte. Von der Sehnsucht nach den Seinen getrieben, wendete er sich von hier nordwärts, da er ganz richtig vermuthete, in dieser Richtung Grönland finden zu müssen. Und wirklich gelang es ihm, die normännische Kolonie auf der Südspitze desselben zu erreichen.

Nicht wenig staunten die Freunde über die wunderbaren Berichte der Heimgekehrten von einem großen neuen Lande im Südwesten. Leif, Eriks des Rothen, des Patriarchen vom „grünen Lande", erstgeborner Sohn, brannte vor Begier, dasselbe zu erreichen. Mit 135 muthigen Begleitern schiffte er sich im Jahre 1001 ein und steuerte gegen Südwesten. Unter dieser Reisegesellschaft — den ersten Europäern, die den Boden Amerikas betraten — befand sich ein „Südmann" (Deutscher), Tyrker mit Namen. Man erreichte nach mehreren Wochen die Küste Neufundlands und landete daselbst. Wegen seiner steinigen Beschaffenheit nannte man dies Land „Helluland" (Steinplattenland). Dann steuerte man südlich, wo die Küste flach und mit unabsehbaren Wäldern bedeckt war; es war dasselbe Land, welches Björn gesehen hatte, das heutige Neuschottland, dem man den Namen „Markland" (Waldland) beilegte. Und immer weiter wurde die Fahrt gegen Süden fortgesetzt, bis man eine Insel erreichte, die sich in geringer Entfernung von dem Festlande ausbreitete, das heutige Nantucket. Man fuhr in die Neuport-Bucht hinein und gelangte an den Taunton-River. Hier bewerkstelligte man eine Landung und beschloß, auf's angenehmste überrascht durch die Milde des Klimas, das üppige Wiesengrün, die stattlichen Wälder und den ungeheuren Fischreichthum der Gewässer, den Winter daselbst zuzubringen.

Sowohl die Normannen, wie die 600 Jahre später eintreffenden puritanischen Pilgerväter, landeten an der Küste von Massachussets, und merkwürdigerweise lagen beide Landungsstellen nicht allzuweit auseinander. Die „Mayflower", das bekannte, vielbesungene Schiff der Briten, segelte in die große Bucht von Kap Cod, während das Langschiff der Normannen an dem Kap vorüber etwas weiter nach Südwesten steuerte. Die streit- und wanderlustigen Normannen durchstreiften die Gegend, wo sie ihre Hütten errichtet, bis tief in das Land hinein, um dasselbe recht gründlich kennen zu lernen. Da ereignete sich eine Geschichte, die dem Lande zu einem Namen verhalf und heute noch in einem Yankeesprüchwort fortlebt: „Wenn jemand verloren geht, so ist es ein Deutscher." Tyrker war abhanden gekommen und wurde stundenlang von seinen Gefährten vergeblich gesucht. Mit Einbruch der Nacht stellte er sich ein, aber in solch' freudiger Extase, daß die übrigen glaubten, er müsse plötzlich übergeschnappt sein. Er theilte seinen Gefährten mit, daß er eine ungeheure Menge von Rebstöcken voll reifer Trauben gefunden, aus denen sich ein herzstärkender Wein keltern lasse. Es war freilich nur die wilde Rebe, die heute noch in Neuengland wächst. Da dieser herbe Zwillingsbruder des Essigs den Gaumen der Recken mundete, müssen sie wahrlich nicht verwöhnt gewesen sein. Der Fund schien ihnen so wichtig, daß sie das Land „Weinland" benannten. Trotz der Feindseligkeit der Eingebornen setzten sich die Normannen in Weinland fest und wurden durch immer neuen Zuzug verstärkt. Im Jahre 1005 langte der dritte Sohn Eriks des Rothen, Thorstein dort an; zwei Jahre später führten Thorfin und Karlsofer 160 Männer von Grönland nach Weinland hinüber, die sich dauernd daselbst niederließen. Fünf dieser Männer hatten ihre Frauen bei sich. Snorre, der Sohn Thorfins und Gudrids, war der erste Abkömmling von Europäern, der auf dem Boden der neuen Welt geboren wurde. Die Lage jener Kolonie am Taunton, oder wenigstens die Stelle, wo Thorfin seinen Sitz aufgeschlagen, wird noch heute durch eine Runeninschrift nachgewiesen. Sie lautet: „Note Thorfins" (Grundstück Thorfins). Mit der Zeit gelangte immer spärlichere Kunde von Weinland nach Grönland, so daß in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts jede Nachricht aufhörte.

Der Grund dieses gänzlichen Erlöschens einer anscheinend blühenden Kolonie liegt wohl darin, daß die Mutterkolonie in Grönland selber in ähnlicher unaufgeklärter Weise verschwand. So ist denn die Niederlassung der Normannen auf dem Kontinent der neuen Welt ohne alle Folgen geblieben.

Ein halbes Jahrtausend später, im März 1477, war ein Genuese, Christobal Colon (Columbus), als einfacher Seemann mit einem Stockfischfahrer von Bristol nach Island gekommen. Daß er hier von den früheren Vikingfahrten nach Weinland, Markland und Helluland Kunde erhalten, hat der schlaue Italiäner niemals geäußert. Nach Ausführung seiner hier gefaßten Reisepläne verwahrte er sich aber entschieden dagegen, einen neuen Welttheil entdeckt zu haben; er sprach nur von einem westlichen Seeweg nach Indien, wozu die märchenhaften Reiseberichte des Marco Polo über das Wunderland Kathay im Innern von Asien, die dortige goldschimmernde Stadt und den fabelhaften Reichthum des Tartarenkhans den Anstoß gegeben hatten.

Uebrigens hat auch Columbus das Festland von Amerika nicht entdeckt, sondern vierzehn Monate nach ihm José Cabot, ein Venezianer, der sich in Bristol niedergelassen hatte und für König Heinrich den Siebenten von England auf Entdeckungsreisen zog. Er kalkulirte: hat Columbus im Südwesten Land gesehen, so müsse solches auch im Nordwesten liegen und hat sich nicht getäuscht. Am 24. Juni 1497 erblickte er den Kontinent von Nordamerika, dieselbe Küste, an welcher ein halbes Jahrtausend vorher bereits die Normannen gehaust hatten.

Dr. Max Traußl.

Rumänien und die Rumänen.

Eine kulturhistorische Skizze von **C. vom Pruth.**

(Fortsetzung.)

Unter so gearteten Verhältnissen wie steht es da mit der Erziehung der Jugend? Natürlich nicht zum Besten. Das Kind wird erst der Amme, dann der Kindsmagd oder der französischen Bonne übergeben und die von der Toilette, den Liaisons und sonstigen gesellschaftlichen Pflichten in Anspruch genommene Mama hat wenig Zeit und Lust, sich um das kleine Ding zu kümmern; ab und zu wird das Baby in's Boudoir oder in den Salon gebracht, gehätschelt und mit allerhand Süßigkeiten, deren es in keinem Hause fehlen darf, gefüttert; hat man so seiner Mutterpflicht genügt, dann wird das kleine niedlich herausgeputzte Ding fortgeschickt, und es kann weit weg, in der dritten oder vierten Stube in Gesellschaft der Dienstleute alle beliebigen Unarten nach Herzenslust treiben, die Leute tyrannisiren, um von ihnen dagegen gelegentlich einen mehr oder weniger sanften Puff einzutauschen.

Ist es ein Mädchen, so wird es, wie es das schulpflichtige Alter erreicht hat, in eine der feinen hier massenhaft vorhandenen französischen Pensionen gesteckt, von wo es nur an Sonn- und Festtagen auf ein, zwei Stunden in's Elternhaus auf Besuch kommt; in der Pension lernt es einen salonmäßigen Knix machen, tanzen, auf dem Klavier klimpern; erhält dort Anleitung zum dereinstigen Romanlesen, ein zierlich Billet-doux schreiben, Geographie mit besonderer Berücksichtigung Frankreichs, d. h. Paris, der Hauptstadt der Welt, erfährt, daß die feinsten und besten Seidenstoffe von Lyon, die kostbarsten Spitzen von Belgien kommen, und so bildet es sich aus und lernt all' die nützlichen Dinge, die eine Dame von Welt unbedingt wissen müsse. So ein kleiner Knirps von 8—10 Jahren, und bei den unteren Ständen ebenso wie bei den vornehmsten Bojarenfamilien, kennt schon den feinen Ton und darf man ihm beileibe nicht den Titel „Fräulein“ vorenthalten. Wagst du es gar es mit „Du“ anzusprechen, so hast du dir alle Gunst verscherzt, bei den Eltern sowohl, die hierin gar empfindlich sind, als bei dem „Fräulein“; niemals wird sie dir das verzeihen und du kannst sicher sein auf so eine Ansprache hin entweder keine Antwort zu erhalten oder daß dir das tief verletzte „Fräulein“ in der ostensibelsten Weise — den Rücken kehrt. Ja, die „Bildung“ wird hier den Kindern gar frühzeitig beigebracht. — —

Mit 15, 16 Jahren wird die junge Dame, die wie ein edler Stein gar zierlich und glatt zugeschliffen ist, aus der Pension genommen, um in die Welt eingeführt zu werden. Wie pocht das junge, ahnungsvolle Herz all den Herrlichkeiten, die es erwartet, entgegen! Da sind Bälle, Konzerte, Theater und Spazirfahrten, und überall, überall sind junge und ältere fein geschniegelte und gebügelte Herren mit ein und zweierlei Tuch mit dem Pince-nez bewaffnet, die die herrlichsten Dinge von der Welt in gar so liebenswürdiger Weise vorzubringen wissen.

Und in der That in so einer feinen Karosse — und die Miethwagen sind hier zu Lande nicht minder fein wie die Privatequipagen — auf einem weichgepolsterten Sitz malerisch hingestreckt, von feurigen Rossen gezogen, fährt es sich gar herrlich, wenn man von allen Seiten gegrüßt und bewundert wird.

Bei so prächtigen Herbsttagen, wie man sie nur hier zu Lande hat, bietet so eine Spazirfahrt, ob in oder außerhalb der Stadt, gar viel Vergnügen, man steigt aus, promenirt in heiterer Gesellschaft, lacht und scherzt und auf der Rückfahrt amüsirt man sich damit, die Pferde zum schärfsten Galopp anfeuern zu lassen, um von den zu Wagen und zu Pferde hinterherjagenden galanten Herren nicht eingeholt zu werden.

Es ist ein gar lustiges Völkchen, das um ein raffinirtes Vergnügen nicht in Verlegenheit ist.

Nun wird aber möglichst bald dafür gesorgt, daß so eine junge Dame ihren Eheherrn und Beschützer erhält.

Ob deshalb, weil sie so frühzeitig reif werden, oder aus anderen Ursachen, das bleibe dahingestellt, genug, sehr früh und auch sehr rasch werden die Ehen geschlossen, natürlich mit voller Berücksichtigung der Geld- und Konvenienzfrage, dafür aber auch ebenso rasch gelöst, meist im freundschaftlichen Einvernehmen beider Theile. Zwar leben die Gatten jedes in seiner Weise ungenirt, lassen sich von keinen engherzigen Rücksichten leiten, im Gegentheil sind sie sogar sehr, sehr weitherzig und von der liebenswürdigsten Liberalität gegeneinander, aber kommt doch dem einen oder anderen Theil das Bedürfniß an, aus einer vorübergehenden Liebschaft ein dauerndes Bündniß zu machen und für Geld und gute Worte ist der andere Theil bereit, seine Rechte zu opfern. Nicht selten finden sich die getrennten ehemaligen Gatten nach einiger Zeit wieder zusammen, ob vor dem Altar oder seitwärts desselben, das ist Nebensache.

Thatsache ist, daß man nirgend so viele und so häufig geschiedene Eheleute vorfindet, als in Rumänien. — — Eine besondre Chronique skandaleuse kennt man hier nicht, weil die täglichen Vorkommnisse des gesellschaftlichen Lebens ein einziger fortgesetzter Skandal sind, und kommt es niemandem bei, den geringsten Anstoß daran zu finden. Man bespricht gewisse Arten von Tagesneuigkeiten wie jedes andere gewöhnliche Alltagsthema. Unsittlichkeit ist ein ungekannter Begriff, alldieweil und allzumal man sich über den Unterschied von Sittlichkeit und Unsittlichkeit hier garnicht den Kopf zerbricht. — — —

— — Würde so ein Hotelkellner oder Lohndiener aus der Kriegszeit seine Beobachtungen und Erlebnisse zum besten geben, man könnte da die pikantesten Dinge erfahren, aus Civil- und Militärkreisen, über Civil- und die vornehmsten Cruce-rosa-Damen*). — — — — Aber auch anderen Leuten wird es jetzt und zu keiner Zeit gar so schwer, hierüber sich genauer zu informiren. Man thut sich keinen Zwang an, man gibt sich nicht besser als man ist. Hier ist das anders, da wird auf niemand mit den Fingern gewiesen und es gehört nicht zu den außerordentlichen Ereignissen, wenn jemand seine Geschichte — oder „Geschichtchen“ hat.

Damen, die eine noch so stürmische Vergangenheit oder Gegenwart haben, wenn sie sonst nur toilettenmäßig salonfähig sind, finden überall die beste Aufnahme. Nicht einmal zu den interessanten Erscheinungen gehören sie. — Geld haben oder davon recht viel schuldig sein, das ist die Hauptqualifikation für den Salon, für die Gesellschaft. — — Ob mit lautern oder unlautern Mitteln erworben, das ist völlig gleichgiltig, aber haben muß er es und jemehr desto besser, und um so höher steht man in der Achtung seiner Mitbürger.

Ganz vorzüglich gilt jener Grundsatz bei den hiesigen Juden, die bezüglich des Gelderwerbes natürlich zunächst in Betracht kommen, denn der Bojar hat eigentlich mit Gelderwerb wenig zu schaffen, er betrachtet es als seine Aufgabe, das selten erworbene, meist ererbte Vermögen auf gute Manier an den Mann zu bringen, dabei sind ihm die Juden nach Kräften behilflich — und erfüllen damit einen doppelten Zweck, sie rächen sich für die ihnen vorenthaltenen bürgerlichen und politischen Rechte und — machen noch ein gutes Geschäft. Der Besitzwechsel vollzieht sich da ungemein rasch und können die neuen Gutseigner die erworbenen unbeweglichen Güter auch nicht offiziell auf ihren Namen eintragen lassen, den faktischen Besitz haben sie doch. Man gestattet den Juden nicht ländliche und städtische Grundstücke zu erwerben und auf ihren Namen eintrage[illegible] zu [illegible] laubt [illegible], weiß Gott, welche pfiffige volkswi[illegible] Maßrege[illegible] getroffen zu haben, und das gerade Gegen[illegible] mir [illegible] Juden, in allen ihren Bewegungen geh[illegible] das Schachern, Handeln und Wi[illegible] viele gegen ihre eigene Neigu[illegible] und [illegible] zeugung, und so beherrschen [illegible] Land, da die Bojaren in Ge[illegible] haupt nichts weniger als gute Oe[illegible] Jahre bringen den Gutsbesitz[illegible] mangel zu kämpfen hat, in [illegible] zwangsweisen Verkauf gebrac[illegible] ausgeschlossen, wird es zu [illegible] Mann fällt der Familie zur [illegible] ledigen sucht, daß man ihn [illegible] bringt. Besondere Qualifika[illegible] gehö[illegible] bischen Protektion; dann sucht der „[illegible]“ in seiner amtlichen Stellung seinen ganzen Haß gegen [illegible] kehren, chikanirt ihn, wo er [illegible]

*) Die Damen mit dem rothen [illegible] Verwundeten beschäftigten „Sa[illegible]

viel braucht und die Regierung nur sehr unregelmäßig zahlt, bei ihnen und mit ihnen Geld zu verdienen.

Doch wollen wir vorläufig von dem besonderen Krebsschaden des rumänischen Beamtenthums absehen und zu den hiesigen Juden zurückkehren.

Der junge Mann, kaum der Schule entwachsen, wird bald verheirathet, erhält Kost und Wohnung bei Eltern oder Schwiegereltern und etwas Geld, das er — verzinsen soll. Das kleine Kapital vermehrt sich in nicht gar zu langer Zeit, indem man es ausleiht auf 3 auch 4 Prozent per Monat und ein Pfand dabei nimmt. Kleine Kaufleute, Beamte, die ihre Mandate, die Zahlungsanweisungen an die nicht regelmäßig zahlenden öffentlichen Kassen, nicht versilbern können, sind beständig in Verlegenheit und geben gute Kunden ab. Mit zwanzig Jahren hat der junge Mann etliche Kinder und schon ein größeres Kapital, womit er sich auf den Getreidehandel werfen kann, am liebsten aber auf das Waarengeschäft, das ihm Gelegenheit gibt, in's Ausland zu gehen, Einkäufe zu machen. Aber ohne rechtes Verständniß, ohne jede Fachkenntniß hat er nach garnicht langer Zeit abgewirthschaftet — muß akkordiren und nochmals anfangen. Jetzt glaubt er schon sich besser orientirt, aber der beschränkte Kredit und wenig Mittel treiben ihn bald in die Arme der Wucherer, und er wird nochmals und dann gründlich fertig. Nur wenige bringen sich vorwärts, die meisten kommen ganz herunter und gehen dann zu der hier massenhaft vertretenen Maklerbranche über. Getreide-, Geld-, Waaren- und was weiß ich sonst noch für Makler lungern in hellen Haufen in den Straßen herum und strengen ihr Gehirn an, um Geschäfte ausfindig zu machen; da es aber weit mehr Makler als Geschäfte gibt, so ist das Bemühen gar oft ein vergebliches und so führen die meisten eine äußerst prekäre Existenz.

Andere wieder verbinden mit dem Wucher noch ein kleines Wechslergeschäft, das hier und ganz besonders in früheren Zeiten, wo im Lande noch weit mehr fremde, meist österreichische, russische und türkische, Münzen in Cirkulation waren, in eigener Art betrieben wird und durch gewisse wenig reinliche Manipulationen ziemlich einträglich wird. Es gehört dazu vorzüglich ein gewandtes Zählen und Rechnen, wobei man gegen den in diesen Dingen wenig bewanderten Rumänen stets im Vortheile ist, zumal wenn man mit der Hand rasch und geschickt zu manipuliren weiß. Dann bedarf man einiger Münzkunde — und ein richtiges Verständniß, die Geldstücke, besonders den hier meist verbreiteten Dukaten, zu beschneiden und mit Vortheil in die richtigen Hände zu spielen. Derartig geschickt operirende kleine Wechsler, die in der primitivsten Weise ihr Geschäft an einem kleinen Tischchen mitten auf der Straße, auf dem Trottoir, in einer offenen Hausflur betreiben, haben es oft schon weit, mit der Zeit sogar bis zum Banquier gebracht. Diese Leute sind in vielen Fällen nicht ohne Ehrgeiz und erwerben sich nachträglich einige Kenntnisse im Deutschlesen und -schreiben, fühlen sich dann zu etwas „Höherem" geboren, schwärmen für die „Bildung" — und finden sich da im ewigen Widerstreit mit ihrer Vergangenheit; am meisten leidet in solchen nicht seltenen Fällen die arme Frau, welche aus ihren Gewohnheiten nicht herausgehen kann und sich den „gebildeten" Anforderungen ihres Gemahls nicht anzupassen vermag.

Wie wird da so ein Haus durch den „gebildet gewordenen" Mann zur Hölle gemacht, beide Theile leiden darunter und am meisten die Frau und die bejammernswerthen Kinder. Der Mann fühlt in sich ein „unnennbares Sehnen", die schlichte, einfach gebliebene Frau, wenn auch noch jung, aber mit schon gramdurchfurchtem Gesicht, kann ihn nicht mehr befriedigen, sie ist noch gar so „fromm und dumm", und er geht von Zeit zu Zeit über die Grenze nach Czernovitz, zuweilen gar bis nach Wien, wo er sein liebe- und bildungbedürftiges Herz — sein „Sehnen und Verlangen" stillen kann.

Natürlich hat er inzwischen die alte jüdische Tracht und damit den alten Adam abgelegt und spricht nur — deutsch, aber was für eins!

Endlich ermannt er sich, macht seinem qualvollen Zustand ein Ende, fertigt die Frau mit einigen hundert Dukaten ab und sieht sich draußen, meist in der benachbarten Bucovina oder in Galizien um ein anderes, ihm besser zusagendes Weib um. Nun wird schon weniger auf Geld gesehen, mehr auf „feine" Familie und — „Bildung". — — Es wird ein Haus gemacht, aber der jungen Frau — obwohl es ihr an Bewunderern nicht fehlt, wenn sie geistreich ist, und für „geistreich" gilt man hier leicht genug, wenn man Schiller kennt und — Eugen Sue und ein gewandtes Zünglein zum Plaudern hat — behagt es hier im „wilden Lande" nicht und auch sie sehnt sich fort, weit fort von hier, am liebsten nach Deutschland, wo die „Bildung" zu Hause und man „daitsch" spricht. — „Gott, was ist das für ein Land!" — Ja, aber wohin? Man muß doch auch an's Geschäft denken, und da muß man einen Platz wählen, wo Chancen dafür vorhanden. — Es kann also nur ein Handels- und Meßplatz sein. — Es vergehen kaum einige Jahre, und wenn wir im Gewühl der Messe uns durch die Straße drängen, das bunte Leben und Treiben beobachten, die Auslagen mustern, die an den Häusern in die kreuz und quer angebrachten Schilder und Firmen besehen, gerathen wir in das von ausländischen, meist polnischen und rumänischen Juden wimmelnde Viertel, und richtig gewahren wir in einem Eckhaus auf einem Balkon des ersten Stockwerkes eine bekannte Gestalt, auf das bunte Meßgewühl in der weitgestreckten, breiten Straße blicken und nach Landsleuten und Kunden spähen.

Ein freundliches Grinsen, ein Lächeln vorstellend, begrüßt uns, die große, plumpe Hand winkt uns heraufzukommen, wir nähern uns dem Hause und lesen das von beiden Seiten des Balkons angebrachte Schild „Kommissions-, Speditions- und Bankgeschäft", an der Hausflur ein zweites Schild „Agentur" 2c. 2c. — —

„Also richtig — deutscher Bürger!" mit diesen Worten begrüßen wir unsern alten Freund, den ehemaligen Wechsler, der es mit seiner Geschicklichkeit gar soweit gebracht.

(Schluß folgt.)

Ueber die Verpflegung auf den Kriegsschiffen. Solange es Kriege gibt und wir dieselben weder durch Wünsche noch Dekrete, noch auch durch den Beitritt zur „Friedensliga" plötzlich aus der Welt zu schaffen vermögen, solange liegt es selbstverständlich in allseitigem Interesse, daß die möglichste Humanität bei Führung derselben obwalte. Dasselbe Interesse aber sollte auch vorhanden sein dafür, daß die Behandlung und vor allem die Verpflegung der Soldaten sich zu einer möglichst guten gestalte.

Und wie dies Interesse bei der Verpflegung der Landsoldaten obwalten muß, so sollte dasselbe in Bezug auf die Verpflegung der Marinesoldaten und Matrosen ein noch erhöhteres sein, weil letztere während der langen Seereisen aus eigenen Mitteln oder durch Beihülfe anderer Menschen sich in keiner Weise Verpflegungszuschüsse zu verschaffen vermögen, welche in das ewige Einerlei der „Menage" einige Abwechslung bringen könnten.

Betrachten wir nun die Verpflegung der Mannschaften auf den Flotten der einzelnen Nationen, und machen wir mit der deutschen Marine den Anfang.

Nach den für dieselbe geltenden Bestimmungen wird ein Unterschied gemacht zwischen „stationären" und „seegehenden" Schiffen, also zwischen solchen, welche ausschließlich im Hafen bleiben (zum Wachtdienst 2c.) und solchen, die jederzeit seebereit sein müssen und sich nur vorübergehend in einem Hafen aufhalten. Der Unterschied in der Verpflegung besteht darin, daß die Leute der Schiffe der ersteren Kategorie eine geringere Quantität an Fleisch erhalten, als die der zweiten. Im übrigen gilt als Grundsatz, daß an Bord der deutschen Schiffe auf allen Stationen der Erde die gleiche Verpflegung verabreicht wird.

Das englische Reglement (das amerikanische ist demselben ganz ähnlich) kommt dem deutschen am nächsten, es verfolgt dasselbe Prinzip: die gleiche Verpflegung in allen Gegenden der Erde. Aber einen Paragraphen enthält das englische Reglement, welcher die allgemeinen Bestimmungen wesentlich modifizirt. Der Mannschaft ist nämlich gestattet, das ganze Verpflegungsquantum „in natura" zu empfangen oder nur einen Theil desselben, und an Stelle des Restes eine Geldentschädigung. Und diesen so gewährten freien Spielraum benutzen die englischen Matrosen sehr ausgiebig, indem sie in allen Landungshäfen selbständige Einkäufe an frischem Fleische, Geflügel, Fischen, Gemüse 2c. machen und so die sehr nöthige Abwechslung in der Ernährung des menschlichen Körpers in etwas herzustellen suchen.

Das Verpflegungsreglement der österreichischen Marine (das der italienischen ist fast dasselbe) zeigt nun, daß dort grade die entgegengesetzten Prinzipien verfolgt werden. Die Speisekarte wechselt nämlich nach den Jahreszeiten, sie ist verschieden für die Schiffe im Hafen und auf der See, sie verändert sich auch noch nach dem Aufenthalte in warmen und kalten Gegenden. Im Winter und in kälteren Gegenden steigt der Fleischkonsum, und es wird des Morgens Kakao ausgegeben; in wärmeren Gegenden und des Sommers erhalten die Matrosen bei geringerer Fleischration des Morgens Käse und Rum.

In der französischen Marine macht man einen Unterschied, ob das Schiff sich in einem inländischen Hafen befindet oder nicht; im

letzteren Falle erhält die Mannschaft eine viel größere Portion Brot und Fleisch. Besondere Extrarationen erhalten die Matrosen auf den überseeischen Stationen; und zwar fallen dieselben ganz verschieden aus, nach der geographischen Lage dieser Stationen, sodaß auch in der französischen Marine, ähnlich wie in der österreichischen, das Prinzip waltet, die Verpflegung den klimatischen Verhältnissen gemäß einzurichten.

Welches Prinzip nun das bessere ist: das englisch-deutsche oder das österreichisch (italienisch)-französische, das wollen wir nicht untersuchen.

Jedenfalls ist das Menschenmaterial auf diesen entgegengestellten Marinen ein sehr verschiedenes, sodaß auch wohl daraus die verschiedenen Prinzipe entstanden sind. Der derbere Nordländer verträgt überall, besonders wenn er sich nicht sehr lange in einem anderen Klima aufhält, dieselbe schwere Kost, während der weichere Südländer den Einflüssen des Klimas mehr ausgesetzt zu sein scheint und demgemäß durch die verschiedene Verpflegung davor geschützt werden muß. Stellen wir nun einen Vergleich der einzelnen Mahlzeiten in den vier genannten Marinen an, so finden wir, daß zum Frühstück in der deutschen und französischen Marine zu dem Brote stets Kaffee, in der österreichischen Kakao oder Käse mit Rum und in der englischen Chokolade gereicht wird. Der Mittagstisch besteht in der deutschen Marine wöchentlich aus zweimal Erbsen mit Schweinefleisch, zweimal Bohnen mit Rindfleisch, zweimal Pflaumen, Klöße und Schweinefleisch und einmal Reis mit Rindfleisch. Die Oesterreicher erhalten viermal Erbsen mit verschiedenem Fleische, dreimal Mehlspeisen nebst Obst und Fleisch, die Franzosen bekommen täglich Fleisch, Bouillon und Brot, außer Freitags, wo es Fisch und Montags, wo es eine Eierspeise gibt. Den Engländern werden zweimal Rosinen mit Klößen, zweimal frisches Gemüse und einmal Reis, natürlich jedesmal mit Fleisch, verabfolgt. Zum Abendbrot erhalten Deutsche und Engländer Thee, die Oesterreicher Kaffee, und die Franzosen bekommen, da sie des Mittags noch keine derbere Kost genossen haben, zweimal wöchentlich Erbsen, einmal Bohnen, einmal Linsen und dreimal Kartoffeln.

Vergleichen wir nun die Summe der in einer Woche für einen Mann zur Verausgabung gelangenden Quantitäten der einzelnen Verpflegungsgegenstände, so erhalten wir folgendes Resultat:

Für Fleisch nehmen die Engländer die erste Stelle ein mit 3,178 Kg.,
es folgen die Deutschen mit . . . . 2,350 „
die Oesterreicher mit . . . . 2,275 „
und die Franzosen mit . . . . 1,620 „

Ein nahezu umgekehrtes Verhältniß finden wir bei Brot; die Franzosen stehen hier obenan, denn auf der See kann der Kommandant das wöchentliche Quantum von 5,250 Kg. als Minimum bis auf das Doppelte erhöhen, also bis zu . . . . 10,500 Kg.,
in zweiter Reihe kommen die Deutschen mit . . . 5,250 „
hiernach die Engländer mit . . . . 4,767 „
und schließlich die Oesterreicher mit . . . . . . 4,620 „

Werden die übrigen Zuthaten, als Mehl, Hülsenfrüchte, Reis 2c. pro Woche und Mann zusammengerechnet, so beträgt die Gesammtsumme
bei den Deutschen . . . . 2,070 Kg.,
bei den Franzosen . . . . 1,875 „
bei den Engländern . . . . 1,505 „
und bei den Oesterreichern . . . . 0,980 „

Bei Verausgabung der Getränke endlich stehen die Franzosen obenan
mit . . . . 0,42 Liter Rum
und 3,22 „ Wein,
es folgen dann die Oesterreicher mit . . . 0,18 „ Rum
und 2,79 „ Wein,
hierauf die Engländer mit . . . . 0,49 „ Rum
nnd schließlich die Deutschen mit . . . . 0,14 „ Rum.

Die Quantität des verausgabten Kakaos, Thees, Kaffees dürfte sich bei den genannten Marinen so ziemlich die Wage halten, und nur zu Gunsten der Engländer fallen in etwas die Theerationen aus.

Daß die Deutschen ein so geringes Quantum Rum erhalten, dürfte darin seinen Grund haben, daß in den heimischen Häfen nur bei schlechtem und kaltem Wetter, und dann auch nur bei anstrengender Arbeit während desselben Rum verabreicht wird; auf hoher See auch nur, wenn es der Kommandant anordnet. Für eigenes Geld aber trinken die deutschen Matrosen trotz den Engländern und Franzosen.

Noch ist zu bemerken, daß die Franzosen auf den Dampfschiffen für das Maschinenpersonal während der Fahrt eine ganz besondre Fürsorge, und zwar im Interesse der Marine selbst und der Menschlichkeit getroffen haben. Diesen vor dem Feuer beschäftigten Leuten werden Extrarationen an Kaffee, Brot, Fleisch und Wein gegeben. Das englische Maschinenpersonal erhält während der Fahrt einen Lohnzuschuß, das deutsche als Extraration eine Theeabkochung oder einen Aufguß von Hafermehl.

Daß in Bezug auf die Verpflegung der Matrosen und Marinesoldaten noch manches zu thun übrig bleibt, ist aus vorstehenden Angaben zu ersehen. Nirgends fast findet bei den Menschen eine größere Verausgabung von Kräften statt, als auf hoher See, nirgends ist deshalb eine rationelle und auskömmliche Verpflegung nothwendiger.

Besser allerdings wäre es, wenn der so oft unterzeichnete „ewige Friede“ einmal in Wahrheit angebrochen wäre, sodaß die Verpflegung von Soldaten und Matrosen dem Kreise auch unserer Berachtungen für immer entrückt würde. h.

Ein Opfer der Spiritisten. Der Tod einer vornehmen Dame, welche Hungers gestorben, bildet — wie man dem „Nemzeti Hirlap“ aus Rom vom 26. September schreibt — in der ewigen Stadt den Gegenstand allgemeiner Aufregung. Die Details des sensationellen Falles lauten wie folgt: Gräfin Grosmenille war eine reiche Dame, welche es liebte, in der römischen vornehmen Gesellschaft mit ihrem Geist und ihrer Bildung — vielleicht auch ein wenig über das Maß ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse hinaus — zu glänzen. Sie kultivirte den Gesang, die Literatur, die Malerei, und ihr Haus war ein von der glänzendsten Gesellschaft, besonders aber von Dichtern und Künstlern mit Vorliebe aufgesuchter Sammelplatz. Sie hatte eine schöne, junge Tochter, die aber, wie es scheint, nicht bei der Mntter wohnte. Die Gräfin wurde plötzlich von einer schrecklichen Leidenschaft ergriffen: von der Schwärmerei für Magnetismus und Spiritismus. Da sie Geld genug hatte und reichlich ausgab, schaarten sich bald zahlreiche Spiritisten um sie, welche der armen Dame absichtlich oder unwissentlich noch mehr den Kopf verrückten und ihre Leidenschaft und ihr Vermögen ausbeuteten. Soviel ist gewiß, daß Gräfin Grosmenille sich in den Kopf gesetzt hatte, daß sie dazu berufen sei, die ganze Welt durch eine wunderbare Leistung in Erstaunen zu versetzen. Sie glaubte, wenn es ihr gelänge, den materiellen Widerstand des Körpers zu besiegen, dadurch in Stand gesetzt zu werden, zu fliegen, schneller zu reisen als der Geist und in einem Nu riesige Entfernungen zu durchmessen. Um dies jedoch erreichen zu können, durfte sie den Körper nicht nähren, damit sie leicht werde wie eine Flaumfeder. Sie begann also vor zwei Monaten damit, ihre tägliche Nahrung von Tag zu Tag auf ein geringeres Maß herabzusetzen, bis sie in der letzten Woche nur mehr einige Löffel Suppe und ein paar Gläser Eiswasser während 24 Stunden zu sich nahm. Seit jener Zeit blieb ihr Haus dem gewöhnlichen Kreise ihrer Bekannten verschlossen, und nur den in den Spiritismus Eingeweihten wurde der Zutritt gestattet. Der Dienerschaft wurde auf's strengste aufgetragen, nichts von der gegenwärtigen Lebensweise der Gräfin und ihrem Zustande zu verrathen. Am 24. September wurde der Gräfin plötzlich schlecht; sie fiel in Ohnmacht und kam nicht mehr zur Besinnung. Die erschreckte Dienerschaft schickte um einen Arzt, der, nachdem er die Kranke untersucht hatte, sofort die Symptome des Hungertodes erkannte und wenig Hoffnung zu ihrer Rettung gab. Es gelang ihm zwar, die unglückliche Dame, welche bis auf die Knochen abgemagert war und um zwanzig Jahre gealtert aussah, ein wenig wieder zu sich zu bringen, ihre Lebenskraft war jedoch infolge der ungenügenden Ernährung schon ganz erschöpft, und am 25. September starb die Gräfin in den Armen ihrer Tochter, welche man telegraphisch herbeigerufen hatte. Im ganzen Hause waren weder Geld noch Werthpapiere zu finden, während es doch bekannt war, daß die Gräfin zu den reichsten Mitgliedern der französischen Kolonie in Rom gehört hatte. Das ist die Erklärung der traurigen Geschichte. Die Angelegenheit wurde dem Staatsanwalt übergeben, und wie man hört, harren bereits mehrere in's Kühle gebrachte Spiritisten dort der weiteren Entwicklung der Sache. T.

Der Toilettenluxus auf der Bühne, so lautet der Titel eines augenscheinlich gutgemeinten und sehr zeitgemäßen Artikels von F. Groß in den von Otto Hamann und F. Groß herausgegebenen „Dramaturgischen Blättern“. Der Verfasser behauptet mit Recht, der Kleiderluxus auf den deutschen Bühnen steige von Jahr zu Jahr, sodaß man heute auf dem besten Wege sei, auf diesen „Kunstinstituten“ den Dichter hinter den Schneider zurücktreten zu lassen. „Die Operette und das Sittenbild bezeichnen die Bekleidungsextreme,“ schreibt Groß, „in jener ein paradiesischer Mangel an Toilette, im Sittenbild zur Revanche ein jedes bessere Gefühl peinigendes Prunken mit den bizarrsten Gebilden der Schneiderphantasie.“ Den Grund, warum das ein auf das entschiedenste zu verdammendes Uebel sei, erläutert er folgendermaßen: „Erniedrigt sich die Bühne zur Kleiderausstellung, dann wird der Sinn des Hörers von der Dichtung abgelenkt, und das ohnehin zur Oberflächlichkeit hinneigende Publikum lernt gar schnell sich mit neuen Schnitten zu beschäftigen, anstatt mit neuen Ideen. Man könnte die Uebel, die sich ergeben, in Reih und Glied aufstellen und hätte damit eine geraume Weile zu thun. Der Dichter scheut sich, ein Thema zu ergreifen, dessen Ausführung der Schneiderphantasie keinen Spielraum übrig ließe. Er fürchtet die Kälte der Direktoren, den Mangel an Interesse auf der Szene und im Parquet. Der Dramaturg flieht alle Stücke, welche keine Gelegenheit bieten, die tausend Wunder des ‚Bazar‘ und der ‚Frauenwelt‘ in die Wirklichkeit zu übersetzen. Die Darstellerin kommt dahin, die Herrlichkeiten, mit denen sie sich behängt, für wichtiger zu halten, als die Auffassung ihrer Rollen. — In großen Städten hat sich ein Typus herausgebildet, der noch lange nicht genug gegeißelt wurde: Die Schauspielerin, die lediglich wegen ihres Voraths an glänzenden Toiletten engagirt wird, und welche sich den Direktoren mit ausdrücklicher Betonung dieses Vorzugs anbietet; die Direktoren hingegen entblöden sich nicht, offen einzugestehen, Fräulein H. oder G. sei ihnen nur als Kleiderkraft ersten Ranges willkommen. — — Der theatralische Kleiderluxus verfehlt nicht, seine destruktive Wirkung auf bürgerliche Kreise auszuüben; in's Grenzenlose ausartend, benimmt er Frauen und Mädchen jeden Sinn für das Angemessene, das Zulässige. — — Das Dienstmädchen äfft die Bürgersfrau nach; diese leidet an der fixen Idee, eine vornehme Dame zu sein,

so daß man sich hie und da nach den Zeiten der Kleiderordnung zurücksehnt.“ Mit diesem Satz trifft F. Groß offenbar den Nagel auf den Kopf; insbesondere für diejenigen deutschen Großstädte, in denen 4, 5 und mehr Theater den Geschmack des großen Publikums nicht bilden, wie sie sollten, sondern verbilden, und soweit überhaupt welcher vorhanden war, schließlich wohl auch ganz ruiniren. Der Kleiderluxus auf der Bühne ist nicht jungen Datums, schon im 15. Jahrhundert traf Philipp II. dagegen strenge, auf die Dauer aber wenig fruchtende Maßregeln. Dennoch gab es um den Anfang dieses Jahrhunderts zum Beispiel Schauspielerinnen, welche in der Toilette, wie sich gebührt, nur eine Nebensache sahen. So erzählt Jules Claretin von der Mars, sie habe ihr ganzes Repertoir mit vier oder fünf Kleidern gespielt, das heißt mit etwa ebensoviel als jetzt verschiedene Schauspielerinnen ersten Ranges — ersten Ranges weniger in der Kunst als in der Gunst eines urtheilsschwachen Publikums — an einem einzigen Abend auf ihrem Leibe ausstellen. Eine der ärgsten Verderberinnen guter Sitten war in dieser Beziehung, nach Groß, Frau Marie Kierschner, ehemals in Wien, dann in Berlin, und Wien soll gegenwärtig in Elisabeth Heißler eine würdige Nachfolgerin der Kierschner besitzen. Das wiener Burgtheater überschreitet selten, meint Groß, die Grenzen des guten Geschmacks; „die übrigen wiener Bühnen dagegen — der Gott der Aesthetik erbarme sich ihrer! Marie Geistinger spielte Jahre hindurch die Bauerndirne nur in Sammet und Seide, Brillantringe an den Fingern. Katharine Frank sah ich neulich die ‚Preciosa‘ in kostbaren pariser Strümpfen, in welche Spielkartenmuster eingestrickt waren, spielen.“ Die Schuld an diesem geschmackvernichtenden Treiben schiebt das Publikum auf die Direktoren und Schauspielerinnen, die Direktoren und Schauspielerinnen schieben sie auf das Publikum. Den ersten Schritt zur Besserung verlangt Groß von den Direktoren. „Sie können Publikum und Darsteller erziehen. Sie können die entweihte Szene ihren bessren Zwecken wiedergeben. Die Direktoren bezeichnen Toilettenpracht als nothwendigen Faktor der Ausstattung, gleich Dekorationen, Möbel u. s. w. Nun hat man aber nie gehört, daß der Darsteller sich Dekorationen oder Möbel mitbringen muß. Fordert man, daß Richard der Zweite einen Thron besitze, oder daß Maria Stuart auf ihre Kosten den Park von Fotheringhay machen lasse? Gewiß nicht! Warum soll Marguerite Gauthier oder Sidonie Risler also eine Reihe kostbarer Toiletten besitzen, die nur Bestandtheile der für die „Kameliendame“ oder „Fromont junior und Risler senior“ nöthigen Ausstattung bilden? Die Direktoren liefern historische Kostüme, die in der Regel billiger zu beschaffen sind, warum entziehen sie sich sophistisch der Beistellung von Salontoiletten? Warum treiben sie mittelmäßig bezahlte Mitglieder auf diese Art direkt in's Maitressenthum oder in Schulden hinein? Ein Direktor, der es ehrlich mit der Kunst meint, mache den Beginn. Er liefere alle Damentoiletten, verringere dafür die Gagen der weiblichen Mitglieder, und die anständige Schauspielerin wie der vernünftige Theil des Publikums werden ihm Dank wissen.“ Dieses, von F. Groß empfohlene Mittel zur Besserung der Theatertoilettenmisère wäre sehr gut, wenn — es viele Direktoren gäbe, die „es mit der Kunst ernst meinten“. Zum mindesten aber könnte man von den Direktoren königlicher Bühnen, die also sowohl vom Publikum, als von der Laune ihrer Schauspielerinnen am wenigsten abhängen, verlangen, daß sie auf diesem Gebiete, dessen Wirkungssphäre weit in das bürgerliche Leben hineinreicht, den Weg der Reform endlich und energisch beschreiten. A. G.

Notentaubheit, eine der Farbenblindheit entsprechende Erscheinung im Gebiete des Gehörsinnes. Einem Berichte von Francis Darwin in der „Revue internationale des sciences“ über eine Mittheilung Grant Allens entnimmt die „Gäa“ (1878, Heft 10) folgendes: Herr Grant Allen hat an einem jungen Manne physiologische Untersuchungen vorgenommen, der 30 Jahre alt und wohl unterrichtet ist und der alle Fragen psychologischen und physiologischen Inhalts sehr gut beantworten kann. Läßt man am Piano zwei beliebige benachbarte Noten ertönen, so kann er selbst bei der größten Aufmerksamkeit keinen Unterschied herausfinden und hält sie für durchaus dieselben. Gibt das Piano gleichzeitig zwei sich folgende Noten, so kann er die Dissonanz nicht erkennen. Er vermag auch keinen Unterschied zu erkennen zwischen C und E, oder C und H. Noten, die um eine Oktave und darüber von einander entfernt sind, vermag er zu unterscheiden, und wenn das Intervall (der Zwischenraum) zwei Oktaven beträgt, hat er das Gefühl eines deutlichen Unterschieds. Spielt man eine Tonleiter, so empfindet er den Eindruck einer Reihe ineinander verschwimmender Töne, von denen er keinen zu unterscheiden vermag. Natürlich hat der Mann in seiner Kindheit ganz erfolglos Musikunterricht gehabt. Er singt jedes Lied mit einer Reihe von Noten, welche mit denen seiner Melodie nichts zu schaffen haben. Dabei ist sein Gehör sonst gut; er unterscheidet die hohen und tiefen Töne, wie jeder andre Mensch und sein Ohr ist sehr empfindlich gegen das Ticken einer Uhr. Auch Melodien erkennt er sehr gut, aber an ihrem Takte, und es macht ihm Vergnügen, diese oder jene rythmische Melodie zu hören; in welchen Noten man sie spielt, ist ihm jedoch gänzlich gleichgiltig. In seinen geistigen Arbeiten wird er weder durch Leierkasten, noch Straßensänger irgendwie gestört, doch ist es ihm unmöglich einem Konzerte beizuwohnen. A. G.

Die beiden Konkurrenten. (Bild Seite 76.) Eine hoffnungslose Konkurrenz, in die unseren wackeren Fuhrmann die grausame Zeit hineingezwungen hat! Was hat die Maschine, welche in rasender Eile ihren Eisenweg dahinqualmt, nicht alles voraus vor dem Gefährte, dessen Lenker und Herr den einsamen Dorfweg mißmuthig fürbaß trottet! Während Vater Kilian mit seinem durch die Last der Jahre mehr, als durch die der Ladung gedrückten Gaule und dem von der trostlosen Langeweile und langweiligen Trostlosigkeit gegenwärtigen Fuhrmannslebens schier weltschmerzlich angekränkelten Spitz, den vier deutsche Meilen langen Weg von Adorf bis Ustadt mühevoll überwindet, ist der Bahnzug durch ganze Provinzen und Länder, von Hauptstadt zu Hauptstadt, so etwa 50 Meilen weit, dahingerast, und hat zehnmal mehr Centnerlasten mitgeschleppt, als Kilians Lastwagen an Pfunden von Ort zu Ort führen konnte. Da soll der Henker Fuhrmann sein! Was war das dagegen früher für ein Leben auf der Landstraße! Da fuhr unser Mann nicht mit spärlich beladenem Einspänner, sondern mit bergehoch belastetem Vierspänner desselbigen Weges; wohlgemuth, riesenkräftig und muthig schlugen die Rosse den Kies der Straße, daß die Funken stoben, der Spitz saß im erhebenden Gefühle seiner Wichtigkeit als Wächter kostbarer Schätze, langgerecktem Halses vorn auf dem Wagen und bezeigte jedem Vorübergehenden durch keifendes Bellen Verachtung und Mißtrauen, und an der Seite der Pferde schritt, das Haupt stolz in den Nacken geworfen, dicke Rauchwolken aus der Stummelpfeife hervorstoßend und sich darein hüllend, wie Zeus in die Wolken des Himmels, der Fuhrherr, ein Herrscher der Landstraße. Auch diese schönen Tage sind vorüber, beendet vom Fortschritt des menschlichen Wissens, der respektlos und unbarmherzig dem guten Alten mit dem besseren Neuen den Garaus macht. Gegen den Fortschritt ist aber kein Kraut gewachsen, und wenn er einem die liebgewordenen Gewohnheitswege kreuzt, so kann man sich nicht besser und würdiger dagegen wappnen, als es der Spitz auf unserm Bilde thut — mit wehmuthvoller Resignation. A. G.

Traunkirchen. (Bild Seite 77.) Freudig glitzert die Sonne durch das Gezweige der hochaufstrebenden Tannen, der tiefdunkeln Fichten und Föhren und wirft ihre leuchtenden Strahlen hinunter in die hellgrünen und wieder weiß aufschäumenden Wellen des Gmundner oder Traunsees, welcher die Pforte in das alpine Heiligthum des Salzkammergutes verherrlicht. — Immer höher und höher geht es den steinigen Pfad zum Sonnenstein, dem Aufnahmspunkte unseres heutigen Bildes. Mit jedem Schritte aufwärts gestaltet sich die Alpenwelt majestätischer und bewältigender. Ein Gemälde baut sich vor unsern Blicken auf, das Herz und Sinne, Wesen und Gemüth erhebt, erschüttert, belebt und ergreift. — Endlich ist die Kanzel erklommen, ein kahler Felsenkoloß im schattigen Walde. Tiefe Stille liegt über dem grünen, dämmerigen Revier; nur die Käfer summen ihre Weise im gaukelnden Reigen, ein Specht hämmert und pickt am Stamme einer Buche und hoch über uns kreist ein Adler wie ein schwarzer Punkt im blauen Aether. Ein leichter Windhauch bewegt die Wipfel, daß es wie kosendes Flüstern durch den vielverschlungenen Waldesdom zieht. — Das Pusten des Maschinen-Sudwerks der Saline Ebensee bringt uns in die Wirklichkeit zurück. — Der Traunsee theilt mit dem Genfersee die Eigenschaft, daß zwei grundverschiedene Halbkreise seine weite, goldglänzende Fläche umrahmen. Beginnen wir mit dem linksseitigen Halbkreis, der den Vordergrund unseres Bildes ausmacht. Am Ausflusse der Traun aus dem See liegt das anmuthige Städtchen Gmunden, das Eldorado der Depossedirten, denn hier brachten der ehemalige König von Hannover, der König beider Sizilien nebst dem Großherzog von Toskana und eine Depossedirte von Apollos Gnaden, die berühmte Schauspielerin Friederike Goßmann, verehlichte Gräfin Prokesch-Osten, den Sommer zu. Auf der Straße nach Ischl liegt Schloß Ebenzweyer, welches Graf Chambord bewohnt, den Frankreichs Legitimisten Heinrich den Siebenten nennen. Dann folgt der Mittelpunkt unseres Bildes Traunkirchen, ein originelles Oertchen, das zur Hälfte aus glänzenden Villen der wiener Geldaristokraten und zur Hälfte aus ärmlichen Hütten der eingebornen Holzhauer besteht. Den Abschluß bildet am Einfluß der Traun in den See das schon obenerwähnte Salinenwerk Ebensee. Der Hintergrund unseres Bildes, die letzten vorgeschobenen Posten der Alpenriesen vorstellend, bildet den andern Halbkreis am Traunsee. Den Reigen beginnt der gleichsam über dem Wasser hängende Traunstein. Er ist 1688 Meter hoch und schwer zu besteigen. Seine Umrisse zeigen gegen Norden (von Linz aus) eine frappante Aehnlichkeit mit der Todtenmaske des französischen Königs Ludwig des Sechzehnten. Von seinem Nachbar, dem Erlakogel, ist er durch eine tiefe Rinne, Seilerstiegen genannt, getrennt. Die Matten dieser schauerlichen Schlucht sind ein beliebter Weideplatz der Gemsen. Auch die südliche Bruchseite der Schlucht bietet eine Nachahmung menschlicher Formen, schlafende Griechin genannt. Der 1539 Meter hohe Erlakogel beherbergt in seinem Innern den Röthelsee, der sich im Hochsommer durch eine Felsenspalte als Wasserfall in den Traunsee ergießt. Die Bewohner des Röthelsees, Amphibien und Fische, sind gleich denen der adelsberger Grotte blind. Weiter rechts im Hintergrunde ragt der Wilde Kogel 2091 Meter hoch empor. Zwischen dem Wilden Kogel und dem Höllengebirge hat das muthwillige Alpenkind, die Traun, ein tiefes Rinnsal gegraben. Bei der Station Roitham macht die Traun, bevor sie in das Flachland tritt, um in der Donau zu verschwinden, ihren letzten tollen Sprung, den Traunfall. T.

Viele Gebräuche im heutigen gesellschaftlichen Leben sind nur Reste aus alter Zeit, die theilweise ihre frühere Bedeutung behalten, theils diese aber auch gänzlich verändert haben.

Der Gebrauch, den Hut abzunehmen, stammt von dem Gebrauche der Ritter, den Helm abzunehmen, wenn sie sich der Gnade ihres Gegners ergaben. Deshalb nimmt der höfliche Deutsche vor jedermann den Hut ab, der Amerikaner aber nur vor der Frau, der er sein Herz ergeben, und grüßt sonst mit bedecktem Kopfe.

Das Ausziehen des Handschuhs deutete früher ein Freundschafts-Anerbieten an, und noch heute gilt es für ungebildet, die Hand eines andern zu schütteln, ohne den Handschuh auszuziehen.

Die Handreichung vor dem Kampfe war die gegenseitige Versicherung eines ehrlichen Kampfes, weshalb ein malitiöser Mensch bemerkte, davon schreibe sich der Gebrauch her, daß Brautleute bei der Trauung sich die Hand reichen müssen. — Ein französischer Gefangener in der älteren Zeit Englands zog einst einen eigenthümlichen Nutzen aus dem Gebrauche des Händereichens. Er sollte zur öffentlichen Schau gegen einen Neger-Boxer kämpfen, da er aber vom Boxen nichts verstand, faßte er beim Beginn des Kampfes des Negers rechte Hand und zerbrach sie mit einem eisernen Drucke der seinigen.

Die Verbeugung stammt von dem alten Gebrauche der Gefangenen, ihren Nacken dem Streiche des Gegners zu bieten.

Die Haarnadeln der Damen sind nur verkleinerte Dolche, wie sie die Italienerinnen der Vorzeit trugen, und in einigen Theilen von Sizilien werden noch jetzt Haarnadeln in einer Größe benutzt, die sie leicht in Waffen verwandeln läßt.

Die Ohrringe waren in den ältesten Zeiten Zeichen der Sklaverei und so geschlossen, daß sie nicht von dem Ohr entfernt werden konnten. An dem Ohrringe befand sich das Zeichen des Herrn des Sklaven. Deshalb trugen auch bei vielen barbarischen Völkern die Frauen Ohrringe als Zeichen der Unterthänigkeit gegen ihre Männer, und noch heute sind sie ein Zeichen der Sklaverei unserer Damen, wenn auch nicht den Männern gegenüber, doch der Sklaverei der Putzsucht, die sie zwingt, sich dem Wilden gleichzustellen, der sich Nase und Ohren durchbohrt.

Dr. B.-R.

Tasimeter, Teleoskopophon und neueste Blindenschrift. Der amerikanische Erfinder Edison fügt zu der Zahl seiner interessanten und überaus wichtigen Erfindungen unermüdlich neue hinzu. Die eine derselben, der Tasimeter, ist ein Instrument, welches eine Messung der Wärme von Sternenstrahlen möglich macht. Auch gestattet das Instrument, genau zu messen, um wieviel eine Eisenstange sich bei dem Prozesse des Magnetisirens verlängert, bei dem des Demagnetisirens verkürzt. Das Instrument ist nach demselben Prinzip konstruirt, wie das Telephon. Man legt ein rundes Stück Kohle an das eine Ende eines Gummibandes; die Wärme auf dem letzteren wird der Kohle mitgetheilt, und diese merkt durch Elektrizität den Grad der Hitze in einem Galvanometer vor. Man stellt das Instrument vor ein Teleskop, das mit einem Deckel zur Ausschließung des Lichtes versehen ist. Schiebt man nun den Deckel fort, daß also das Licht in das Teleskop fallen kann, so wirken die Sonnenstrahlen auf das ungemein empfindliche Gummiband und werden, wie beschrieben, gemessen. Mit noch größerem Erfolge als das Gummiband verwendet Edison auch Gelatine. Noch neuer als diese Edison'sche Erfindung ist die des Teleoskopophon. Dasselbe stellt eine Art von Ohrentrompete dar, welche bis zu einer Entfernung von einer Meile in gewöhnlicher Tonstärke gesprochene Worte deutlich hörbar macht und sogar dem Harthörigsten ermöglichen soll, in einer Theatervorstellung jedes auf der Bühne gesprochene Wort deutlich zu vernehmen. Außer alledem ist Edison gegenwärtig bemüht, eine Flüssigkeit zusammenzusetzen, welche die auf ein in bestimmter Weise präparirtes Papier geschriebenen Schriftzeichen reliefartig hebt und sie so auch dem Blinden leicht leserlich, weil fühlbar, macht.

A. G.

Der Handel Deutschlands mit Siam, Königreich auf der Halbinsel Hinterindien, soll, wie die dortigen deutschen Konsulen berichten, beständig im Steigen sein. 1873 kamen in Bangkok an und liefen von dort wieder aus 46 deutsche Schiffe, 1874 53, 1875 66, 1876 100, darunter 18 Dampfer und 82 Segelschiffe. An Anzahl und Tonnengehalt wurden die deutschen Schiffe nur durch die siamesischen selbst und durch die englischen übertroffen und haben seit 1873 die holländischen und französischen darin überholt. Leider nur, daß mit Ausnahme des Verkehrs mit Siam von einem Aufschwunge der deutschen Handelsverhältnisse nicht, wohl aber vom Gegentheil die Rede sein kann.

A. G.

Literarische Umschau.

Aus dem literarischen Nachlasse von Carl Rodbertus-Jagetzow. Herausgegeben von H. Schuhmacher-Zarchlin und Adolph Wagner.

I. Briefe von Ferdinand Lassalle an Carl Rodbertus-Jagetzow. Mit einer Einleitung von Adolph Wagner. Berlin 1878, Puttkammer-Mühlbrecht. Diese Briefe liefern einen ausnehmend werthvollen Beitrag zu der Geschichte der sozialreformatorischen Anschauungen unserer Zeit, wie sie in den streng wissenschaftlichen Arbeiten der beiden berühmten und hochbedeutenden Männer so geistreich formulirt, begründet und großentheils auch geboren worden sind. Der Name der als wissenschaftliche Autoritäten anzuerkennenden Herausgeber bürgt für gewissenhafte Wiedergabe des Inhalts der Lassalle'schen Briefe, welcher besonders geeignet ist, über Lassalles theoretische Stellung zu den von ihm empfohlenen großen Produktivassoziationen Aufklärung zu geben.

Das neue Babylon, von Eugen Pelletan. Aus dem Französischen von Dr. Th. Wildberg. Fünfte, wohlfeile Volksausgabe. Bremen 1878. Verlag von J. Kühtmanns Buchhandlung. Ein Buch voller Gedanken und Esprit, wenn auch in Bezug auf den Gegenstand seiner Schilderung, in Bezug auf Paris, das Herz und den Kopf Frankreichs, sicherlich gar zu pessimistisch gehalten. Denn wenn auch die Gedankenperspektive, welche die erste Abtheilung, „Das materielle Paris", eröffnet, uns durchaus nach dem rechten Ziele gerichtet erscheint, so müssen wir doch zur Ehre der französischen Nation annehmen, daß es ganz so schlimm, ganz so hoffnungslos, wie der Verfasser das häusliche Paris sowohl, als das geistige und moralische schildert, doch um dasselbe nicht bestellt ist. Jedenfalls ist es anerkennenswerth, daß die Verlagshandlung ein kulturhistorisch beziehungsreiches Buch, wie dieses, durch eine wohlfeile Ausgabe weiteren Leserkreisen zugänglich gemacht hat.

Deutscher Jugendschatz. Vom 1. Januar 1879 an erscheint im Kommissionsverlage von R. E. Höhme in Leipzig*) eine Wochenschrift „Deutscher Jugendschatz" mit einer Beilage: „Hausgesundheitspflege und Jugenderziehung". Dieselbe wird herausgegeben von Wilhelm Hasenclever und Bruno Geiser und ist der Jugend und deren Freunden gewidmet. In dem von der Verlagshandlung bereits versandten Prospekt wird die Aufgabe, welche der „Deutsche Jugendschatz" zu erfüllen haben wird, wie folgt gekennzeichnet: Der „Deutsche Jugendschatz" mit der Beilage: „Hausgesundheitspflege und Jugenderziehung" stellt sich die Aufgabe, die deutsche Jugend reiferen Alters — d. h. denjenigen Theil unserer jungen Welt, der an der Schwelle des Jünglings- oder Jungfrauenalters steht oder diese vor kurzem erst überschritten hat, — zur Einsicht, zur Schönheit, zur Gesundheit und mit diesem allen zur Sittlichkeit erziehen zu helfen. — Um dieser hohen Aufgabe zu genügen, wird er interessante und gute Unterhaltungslektüre darbieten, — Novellen, Gedichte, Sinnsprüche 2c., die bei fesselndem Inhalt und gefälliger Form, im Gegensatz zu der den Markt der Jugendliteratur beherrschenden Oberflächlichkeit und Ideenarmuth die besten Gedanken und Bestrebungen der edelsten Geister in Vergangenheit und Gegenwart unserer Jugend zugänglich und lieb machen, nachdenkens- und nachstrebenswerth erscheinen lassen sollen. — Daneben werden biographische Studien das Leben und Wirken großer, um den Kulturfortschritt verdienter Menschen aus allen Zeitepochen schildern und in diesen Schilderungen eine innerlich zusammenhängende Reihe kulturhistorischer Skizzen zu geben suchen. — Für das Haus und die Familie werden in der Beilage „Hausgesundheitspflege und Jugenderziehung" systematisch und leichtverständlich die Grundzüge einer rationellen Gesundheitspflege, sowie die Bedingungen eines vernunftgemäßen Erziehungswesens — ohne Prüderie und Vorurtheile, ausschließlich die Gesundheit des Leibes und Geistes als das einzige und unentbehrliche Fundament wahrer Sittlichkeit fördernd, entwickelt und erörtert werden. Der „Deutsche Jugendschatz" wird somit auch durch eine äußerliche Trennung in einen vorzugsweise der Unterhaltung und einen vorzugsweise der Belehrung gewidmeten, auch stofflich von dem ersten unterschiedenen Theile den Abonnenten die gewiß willkommene Gelegenheit bieten, am Jahresschluß ihre Bibliothek um zwei durchaus selbständige Bücher zu bereichern, die weit über den Augenblick hinaus ihren Werth behalten werden.

*) Elisenstraße 1. Bezugsbedingungen: pro Quartal, 13 Wochennummern in Groß-Oktav, 1 M. 20 Pfg. Allvierzehntägig erscheint ein Heft, zwei Nummern enthaltend, mit Umschlag, für den Preis von 25 Pfg. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Die Probenummer erscheint am 15. Dezember.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Gerechtigkeit

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 8. Jahrg. IV — 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

„Ich vermöchte in diesem Zimmer nichts zu genießen," versicherte die Baronin.

„O, ich gleichfalls nicht," stimmte Thekla bei.

„Das ginge ja ohnedies nicht an," sagte der Professor, „ich lasse im Garten decken, wenn es Ihnen gefällig ist, meine Damen."

„Ja, im Garten," rief die Gräfin, „Professor, das ist eine herrliche Idee!"

„Bis dahin wird auch die Nandl zurück sein."

„Wer ist denn die Nandl?"

„Das ist eine von meinen Jungen."

„Wüst!" ermahnte Thekla.

„Eine Nandl also," bemerkte Ewald, nicht ohne Neugier. „Und wie alt, wenn man fragen darf?"

„Ich weiß es nicht so genau, und vielleicht weiß es die Kleine selbst nicht, aber sie dürfte nicht weit von sechzehn sein."

„Ei, und wo steckt denn dies holde Wesen?"

„Ich habe Nandl auf den Fang geschickt."

„Auf den Fang?" wiederholten alle.

„Ja, sie ist es, die mir all' die netten, kleinen Thierchen nach Hause bringt (der Professor wies nach dem Aquarium hin) und auch die Nahrung für dieselben."

„Das ist ja eine reizende Beschäftigung für ein junges Mädchen," scherzte Ewald.

„Nun, und das zweite von deinen Jungen," ließ sich jetzt der Hauptmann vernehmen, „welche Beschäftigung hast du diesem zugetheilt, und unter welchem Rang und Titel?"

„Stefan ist mein Schüler, mein Freund und Gefährte."

„Der verdorbene Bauernjunge," fuhr der General heraus, „der Sohn des Grillhofer?'

„Ich wollt', es wär' der meine, ich wünschte mir keinen bessern Sohn," entgegnete der kleine Mann voll Wärme. „Stefan ist voll Geist und Talent, seine Leute aber verstehen ihn nicht und quälen ihn noch obendrein."

„Wir werden ihn doch zu sehen bekommen, diesen vielverheißenden jungen Mann?" fragte die Gräfin. „Sie haben mich neugierig gemacht, Professor."

„O, mich auch," versicherte Valerie.

„Auch ich möchte ihn kennen lernen," sagte Hans, der bisher ein stiller Beobachter gewesen; „ich nehme bereits Interesse an ihm, ohne ihn zu kennen."

„Wie ein mauvais sujet für das andere," brummte der General.

„Stefan arbeitet in meiner Bibliothek hier nebenan."

„Wirklich!" rief Valerie. „Dann rufe ihn doch schnell heraus, Onkel, du siehst, wir brennen förmlich vor Ungeduld."

„Ich möchte ihn nicht gern stören, mein Kind."

„Das sollen Sie auch nicht," sagte die Gräfin, „wir wollen zu ihm hineingehen. Sind Sie damit einverstanden, Professor? Ich möchte auch Ihre Bibliothek mir besehen; bei Ihnen ist alles so originell und die Bibliothek eines berühmten Gelehrten muß doch gewiß sehr interessant sein."

„Ich bleibe zurück," sagte die Baronin.

„Ich werde Ihnen Gesellschaft leisten, Frau General," flüsterte Thekla.

Der Professor hatte galant der Gräfin seinen Arm geboten und führte sie nach der Bibliothek. Die übrigen folgten. Die Thüre war nur angelehnt und man trat ein.

Ein „Ah!" der Ueberraschung entfuhr allen Lippen nach dem ersten flüchtigen Umsehen in diesem Zimmer. Die Ordnung und Nettigkeit, die hier in allem und jedem so auffällig sich kund that, die geschickte Zusammenstellung und das geschmackvolle Arrangement des Ganzen kam allen unerwartet. Die Abendsonne fiel durch zwei Fenster in das mittelgroße Gemach und ließ es noch heller und freundlicher erscheinen, als es ohnedies war. Ueber den blankgescheuerten Dielen lag ein breiter Teppich, der von einem Ende des Zimmers bis zum andern reichte. In der Mitte desselben stand ein glatt polirter Tisch von Nußholz, auf dem eine Karte von Südamerika und eine prachtvoll illustrirte Zoologie aufgeschlagen lagen. Auf einem kleinen Tischchen, nahe dem Fenster, war ein Reißbrett aufgestellt, an dessen aufgespannter Zeichnung noch vor kurzem gearbeitet worden war. Ein Mikroskop stand daneben. Das bemerkenswertheste aber waren die Bücherschränke, die eine ganze Wand einnahmen und in denen alle Werke mit musterhafter Genauigkeit einregistrirt waren. Nach der flüchtigsten Durchsicht schon konnte man die Reichhaltigkeit und den Werth derselben erkennen.

„Das ist ein Sanktuarium, ein wahrer Tempel der Gelehrsamkeit!" rief Hans.

„Aber wo ist der junge Priester dieses Heiligthums?" forschte die Gräfin.

„Es ist niemand hier!" rief Valerie, sehr enttäuscht.

„Dann ist der Bursche zum Fenster hinaus entwischt," schmunzelte Wüst, den es offenbar ergötzte, daß die Neugier der Damen unbefriedigt blieb. „Der Stefan ist zwar sonst nicht blöde, aber

das unvermuthete Eintreffen so vieler Damen, meine ich, das kann einen schon in's Bockshorn jagen."

„Das ist schade," sagte Valerie in einem wahrhaft betrübten Tone.

„Tröste dich," neckte der Professor, „wenn du ihn auch nicht zu sehen bekommst, so kannst du doch wenigstens seine Arbeiten betrachten." Er zeigte gegen den kleinen Tisch, auf dem das Reißbrett lag. Alsbald drängten sich alle zu demselben.

Der Hauptmann hielt sich für einen Kenner. „Das ist garnicht so übel," sagte er, „und das zeichnet ein Bauernjunge?"

„Nach dem Mikroskop," ergänzte Wüst. „Dieser Bauernjunge hat übrigens mehr Verstand und Beobachtungsgabe als mancher Professor, er hat auch etwas gelernt und sein Fleiß hat das übrige gethan."

„Er hat eine fertige Hand."

„Das glaube ich, eine fertige, geschickte Hand in allem. Er würde auf einer Klinik die Professoren in Erstaunen setzen; ich konnte mir bei den schwierigsten Präparaten von ihm helfen lassen; er weiß einen Nerv herauszuarbeiten und bloszulegen, daß es eine wahre Freude ist, und was das Verbinden anbelangt, ach, da muß ich mich vor ihm verstecken. Das Praktische ist wohl überhaupt nicht meine starke Seite, aber er ist zum Chirurgen wie prädestinirt, er hat eine so feine Empfindung in seinen Fingerspitzen, wie nur eine Fledermaus in ihren Flügeln."

Man lachte über den sonderbaren Vergleich.

„Sie sollten den jungen Menschen gehörig ausbilden lassen, bester Professor," sagte die Gräfin.

„Wenn ich nur das Geld dazu hätte!" erwiderte dieser. „Aber zum Herbst muß etwas für den Burschen geschehen, das sage ich nun selbst. Ich bin es ihm ja schuldig, und wenn alles so geht, wie ich es wünsche und erwarte, dann schicke ich ihn nach Wien, auf die Universität."

„Sie wollen ihn zum Mediziner machen?" fragte die Gräfin.

„Ja, oder zum Anatomen, oder zum Chemiker, er hat Talent für alles Positive. Aber ich glaube, er hat sogar auch einige Anlagen für die Kunst, er hat Geschmack und Empfindung, einen richtigen Blick und eine fertige Hand." Der Professor lachte. „Ach, es ist eigentlich ein rechtes Unglück für einen Menschen, wenn er so mannichfaltige Anlagen hat."

„Er muß ein wahres Wunderthier sein," spottete der General. „Aber es wäre immerhin möglich, daß alle Ihre Voraussetzungen sich nicht erfüllten. Es ist glücklicherweise dafür gesorgt, daß nicht alle diese Bäume in den Himmel wachsen."

„Aber wo mag er denn nur hingegangen sein? Und kommt er heute nicht mehr zurück?" fragte Valerie, die nach alledem, was sie gehört, nun ganz erpicht schien, die persönliche Bekanntschaft dieses Vielversprechenden zu machen."

„Kaum," erwiderte ihr der Professor. „Es ist heute Samstag und da geht er immer nach Seekirch hinüber. Er hat dort einen Freund, es ist ein Schneidergeselle, glaube ich, auch so ein ursprüngliches Talent, ein braver, fleißiger Junge ebenfalls, und sie kommen an einigen Abenden in der Woche zusammen, um mit einander ihre Ideen zu tauschen und neues zu lernen."

„Ach, wenn man dich hört," scherzte der Hauptmann, „da müßte man wirklich denken, alle Genies, an denen es bekanntlich in der Welt sehr mangelt, hätten sich's in den Kopf gesetzt, an den Ufern dieses Sees auf die Welt zu kommen."

„Eine Annahme, gegen die ich nichts einzuwenden finde," erklärte Ewald, „da ich gleichfalls zu den Eingebornen zähle."

„Genies gibt's überall," sagte der Professor ernst, „mehr als man denkt. Aber grade im Volke schlummern die herrlichsten Kräfte, und hier zeigt sich eine Frische und Originalität, welche die in unseren Schulen Gedrillten, den höheren Ständen Angehörenden nur höchst selten sich bewahren können."

Es entspann sich nun ein Wortwechsel für und gegen diese Meinung. Indeß hatten die beiden zurückgelassenen Damen ihre Zeit nicht verloren. Einige Minuten zwar waren sie ganz ruhig geblieben, dann rückten sie einander näher und tuschelten sich in die Ohren: „Finden Sie es nicht sehr sonderbar hier, liebe Frau Hauptmann?"

„Ach, ich kann mich garnicht hineinfinden."

„Haben Sie Sich schon gehörig umgesehen, haben Sie bemerkt, was da alles herumsteht und herumliegt?"

„Ich fürchte, Frau General, Sie werden es mir sehr verübeln, daß ich einen solchen Verwandten habe."

„Was fällt Ihnen ein, meine Liebe, Sie können doch nichts dafür."

„Freilich nicht, aber ich fühle mich doch sehr beschämt; er hat auch wirklich so abscheuliche Ideen, — sehen Sie nur das Gerippe dort."

„Und haben Sie dieses schon bemerkt?" Die ausgestreckte Hand der Baronin zeigte auf das Häufchen zurückgebliebenen Kehrrichts. „Shocking!" machte sie und schüttelte sich dabei.

„O Gott," stöhnte Thekla, „das werde ich Wüst niemals vergeben."

Die Baronin war aufgestanden und sah nach den Schränken. „Ich möchte doch wissen, was er in all' diesen Gläsern und Flaschen und Tiegeln hat, — doch nicht Eingesottenes?"

„Wer weiß es denn?"

„Wissen Sie, Frau Hauptmann, daß ich neugierig wäre, einmal in seine Laden zu gucken?"

„O, ich auch."

„Man bekäme doch einen Einblick in die häuslichen Verhältnisse dieses Menschen, man wüßte doch, wie so ein Mensch lebt."

„Freilich, und da überall die Schlüssel stecken —"

„So könnte man ja ein bischen nachsehen."

„Es ist niemand hier und da drinnen sprechen sie noch sehr eifrig."

Thekla hatte bereits die Lade eines kleinen Kastens herausgezogen. Beide steckten zugleich den Kopf hinein.

„Nichts ist darin, alles leer."

„Natürlich, wenn er alles außen herumliegen läßt."

„Sehen wir in der zweiten nach."

Sie fanden darin ansehnliche Stücke weißen, alten Linnens, zumeist schon in Streifen geschnitten.

„Wenn das seine ganze Wäsche ist —" spöttelte die Generalin.

„Das ist, glaube ich, Verbandzeug," meinte die andere. Sie wühlte darin herum, um zu sehen, ob nichts darunter läge. „Eh!" machte sie plötzlich.

„Was schreien Sie denn?" fragte die Generalin erschrocken.

„Ach Gott, ah, ich habe mich an einem spitzen Gegenstand gestochen; ach, der Entsetzliche, der Heimtückische, es ist grade, als ob er das mit Fleiß hineingelegt, damit ich mich daran stechen solle."

„Ich bitte, jammern Sie nur nicht so," bat die Baronin ängstlich, indem sie rasch die Lade zuzog.

„Sie dürfen nichts davon sagen, der Professor darf doch nicht erfahren, daß wir — daß Sie eigentlich — es war sehr unpassend, ich kann es Ihnen nicht verhehlen."

„Ich will gewiß bei ihm nie wieder Untersuchungen anstellen," versicherte die Frau Hauptmann, indem sie mit ihrem Taschentuch den Tropfen Blut abwischte, welcher der kleinen Stichwunde entquollen war. Sie wendete sich voll Unmuth von dem Schranke ab und stieß dabei an das Tischchen an, auf dem die sechs Gläser in schöner Ordnung aufgestellt waren. „Was ist denn das wieder?" rief sie, indeß sie voll Neugierde sich etwas herunterbückte, um besser in die Gläser hineinsehen zu können; der Kopf der Frau Baronin wäre bald mit dem Theklas zusammengestoßen, so rasch hatte sie sich gleichfalls nach den Gläsern gebückt.

„Es sind junge Vögel darin," erklärte sie mit großer Bestimmtheit.

„Es sieht fast so aus."

„Aber zu welchem Zweck bewahrt er sie hier auf?"

„Wer weiß es denn, diese Naturforscher haben so sonderbare Einfälle."

„Nun, junge Vögel legt man ja in die Beize, und man macht dann eine schwarze Sauce über sie, und ich versichere Sie, Frau Hauptmann, sie schmecken dann sehr pikant."

Jetzt ward die Thür des Bibliothekzimmers so rasch geöffnet, daß die beiden Frauen, im Bewußtsein ihrer Indiskretion, erschreckt zusammenfuhren. Der Professor, der mit den übrigen hereingetreten war, stand im nächsten Augenblick neben ihnen.

„Aha!" rief er, auf die Gläser deutend, „das hat Ihre Neugierde erweckt, das hat Ihr Interesse wachgerufen, ich kann mir das denken, es ist auch sehr interessant —"

„Und da es doch eigentlich in unser Fach schlägt, als Hausfrauen —" fiel Thekla, gleichsam entschuldigend, ein.

Der Professor lächelte. „Das schlägt schon mehr in dein Fach als Mutter, dächte ich, aber das ist alles eins, es ist jedenfalls sehr lehrreich. Du siehst hier eine Thatsache vor dir, deren allgemeine Bedeutung man nicht hoch genug anschlagen kann. Treten Sie nur näher, meine Damen, und auch du, Valerie, Sie haben hier die Lösung eines der höchsten Probleme in der Natur."

Die Damen drängten sich mit erregter Neugier um den Professor. Dieser fuhr fort: „Betrachten Sie jetzt aufmerksam und vergleichend diese sechs verschiedenen Körperchen, die in diesen Gläsern sich befinden." Alle starrten hinein. „Sie werden hier die Entstehung und Entwicklung der höheren Wirbelthiere und damit diejenige Ihres eigenen Organismus kennen lernen."

„Wieso?" fragten alle erstaunt. Auch die Herren sahen mit einiger Spannung über die Köpfe der Damen nach den Gläsern.

„Finden Sie diese sechs geschwänzten Körperchen nicht ähnlich?"

„Ganz gleich finde ich sie," sagte die Gräfin.

„Es sind gerupfte Vögel," versicherte die Baronin abermals.

„Was fällt dir ein, Johanna, sie sehen so abscheulich aus. Das sind molchartige Wasserthiere."

„Meine Damen, Sie sehen in diesen sich völlig gleichenden Keimen die Embryonen eines Huhns, einer Schildkröte, eines Hundes und eines Menschen."

Ein Schrei des Entsetzens erfolgte. Dann ergriff die Frau Hauptmann die Hand ihrer Tochter und floh mit ihr der Thüre zu. Die Baronin folgte ihr, auf's höchste entrüstet. Der Hauptmann und Hans versuchten, sie zurückzuhalten und zu beruhigen, umsonst. Auch die Gräfin wußte nicht recht, solle sie gehen oder bleiben, lachen oder gleichfalls die Prüde spielen. Sie sah zwar noch aufmerksamer nach den Dingerchen im Spiritus, aber dabei schlug sie die Hände zusammen und schüttelte den Kopf.

„Nein, Professor, das ist doch zu arg gewesen," rief sie.

Der kleine Mann sah ganz verblüfft aus. „Was habe ich denn gethan?"

Seine unschuldsvolle Miene wirkte zu komisch, sie versöhnte die Gräfin. „Hätten Sie doch nur auf Valeriens Gegenwart einige Rücksicht genommen; aber Sie bringen alles so — so unverhüllt, Sie wären der rechte Vortragende für eine höhere Töchterschule."

„Gibt es für höhere Töchter eine besondere Wahrheit, meine Gnädige?"

Der General trat zu ihnen. „Sagen Sie mir, was Sie eigentlich damit beweisen wollten?"

„Daß der Mensch sich noch jetzt ganz wie die andern Wirbelthiere entwickelt," sagte Wüst; „wir haben in der Ontogenie diese Entwicklungsgeschichte vor Augen und sie kann nicht mehr hinweggeleugnet werden."

„Herr, Sie meinen also, daß auch ich —"

„Ich meine, daß alle menschlichen Embryonen, adelige oder bürgerliche, während der ersten beiden Monate der Entwicklung von den geschwänzten Embryonen des Hundes und anderer Säugethiere kaum zu unterscheiden sind."

„Herr, das ist eine Injurie."

Die Gräfin ergriff rasch den Arm des Professors. „Sie sind unverbesserlich," sagte sie lächelnd, „aber kommen Sie, entschuldigen Sie Sich wenigstens bei den Damen. Sie sehen ja, sie kommen nicht wieder zurück."

Die Baronin und Thekla hatten wirklich die Absicht, sogleich nach Hause zu fahren. Sie befanden sich im Garten, wohin ihnen die andern gefolgt waren. In das Zimmer würden sie um keinen Preis wieder zurückkehren, hatten die Baronin und Thekla erklärt.

„Aber das ist auch garnicht nöthig, Mama," sagte Valerie. „Sieh nur, Kathrein hat bereits hier im Garten für uns gedeckt."

Die Baronin sah sich um. „Das ist also der Garten?" rief sie mit einem diesmal gerechtfertigten Erstaunen. Das, was der landläufige Begriff unter einem Garten versteht, war freilich hier nicht zu finden. Sie hatten ein sehr großes, ebenes, aber ganz ungepflegtes Terrain vor sich, auf dem hie und da ein junges, schüchternes Kastanienbäumchen stand, dessen Boden aber von üppig aufsprießendem Gras und wildwachsenden Pflanzen aller Art, die man gemeiniglich mit dem Namen Unkraut zu bezeichnen beliebt, dicht überwachsen war. Diese saftig grüne Fläche mit dem daranstoßenden Walde als Hintergrund, sah jedoch garnicht unangenehm aus. Die weiterhin angebrachte große Unkengrube sah man glücklicherweise nicht, und die Damen ahnten nicht einmal ihre Nähe. Ueberdies erschien es hier verhältnißmäßig kühl, das Häuschen warf bereits weithin seinen Schatten, und die Sonne selbst war zeitweise hinter aufsteigenden Wolken verborgen. Die Gräfin war mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit sogleich zu dem Tisch getreten, der, wie Valerie schon bemerkt hatte, bereits gedeckt stand. Ein sehr weißes Tischtuch war über ihn gebreitet und neun Gläser, sehr verschieden in Größe und Aussehen, standen in einer zierlichen Reihe neben einander; daneben ein Teller mit einer Anzahl Butterbrote von dem ganzen Umfange des Brotlaibes, so wie sie der Herr Professor liebte, und dahinter zwei elegante Körbe mit dem Obst und dem feinen Kuchen der Gräfin, welche der ankommende Kutscher sogleich in der Küche abgegeben hatte. Die Gräfin schlug vergnügt die Hände zusammen: „Ach, das ist ja herrlich!" Und als jetzt die geschäftige Kathrein die Stühle, welche sie vorhin in das Zimmer geschafft, wieder heraus brachte und um den Tisch herum aufstellte, nahm sie sogleich auf einem derselben Platz.

„Das sieht alles höchst appetitlich aus," rief sie voll guter Laune, „und ich versichere Sie, mes dames, daß ich nicht von hier weiche, ehe ich nicht meinen Hunger gestillt habe, denn Sie müssen wissen, daß ich einen ganz abnormen Hunger habe."

„Ich gewiß keinen geringern," meinte Valerie, indem sie sich lächelnd hinter den Stuhl der Gräfin stellte, gleichsam damit anzeigend, daß sie sich zu ihrer Partei schlage.

Die Gräfin übte einen dominirenden Einfluß auf ihre Verwandten aus, sie wußte dies wohl, sie galt als eine der liebenswürdigsten und feingebildetsten Damen der Residenz, und sobald sie etwas billigte, getraute sich nicht leicht jemand, andrer Meinung zu sein, übrigens hatten sie alle Hunger, und Thekla fand die Kuchen höchst verführerisch, und von diesen wenigstens könne man sans gêne genießen. „O, wir werden auch dem Kaffee der guten Kathrein alle Ehre anthun," versicherte die Gräfin, der es offenbar Spaß machte, hier die Resolute zu spielen. „Bringen Sie ihn nur gleich, Kathrein," wandte sie sich an diese.

Alle hatten inzwischen Platz genommen, die jungen Männer scherzten und lachten mit Valerie, die sich über den Sieg der Gräfin höchst vergnügt zeigte.

Auch der Professor war wieder ganz in seine gute Laune hineingekommen. „Geh Sie nur, Kathrein," sagte er, „bringe Sie schnell den Kaffee; den Zucker habe ich aus der Küche im Vorbeigehen gleich mitgenommen. „Er zog eine große Düte aus seiner Rocktasche, öffnete sie und reichte sie mit der gutmüthigen Einladung herum, jeder möge sich seinen Bedarf selbst herauslangen.

Die Gräfin griff mit ihren spitzen Fingerchen zuerst in die Düte; sie nahm zwei Stücke heraus und warf sie in ihr Glas. Die andern folgten ihrem Beispiel, die Frau Baronin hielt jedoch die ihren noch zögernd in der Hand zurück.

„Professor," fragte sie zagend, „das ist doch hoffentlich ein ganz gewöhnlicher Zucker, kein Experimentalzucker, den Sie zu ihren — Saucen verwenden?"

„Ich verwende niemals Zucker, meine Gnädige."

„Das ist beruhigend," meinte diese und auch sie legte hierauf ihre zwei Stücke in ihr Glas.

Jetzt brachte Kathrein zwei große Töpfe mit Milch und Kaffee. Sie stellte sie auf den Tisch und blieb dann verlegen stehen, ihr stets ernstes Gesicht nahm jetzt einen fast tragischen Ausdruck an. „Ich habe — wir haben — keine Schöpflöffel," hauchte sie mit tiefer, tonloser Stimme.

„I, warum nicht gar," sagte der Hausherr. „Glauben Sie das nicht, meine Damen. Kathrein, gehe Sie nur in meine Stube, dort findet Sie Schöpfapparate in Hülle und Fülle."

„Nein, nein!" schrien alle. „Wir wollen nicht Ihre Schöpfapparate, wir werden uns ohne dieselben behelfen. „Gehen Sie, Kathrein, wir werden uns schon selbst bedienen."

„Ich will einschenken," sagte Valerie und griff rasch entschlossen nach dem Kaffeetopfe, aber der Professor kam ihr zuvor.

„Ich kann unmöglich erlauben, daß du dir deine zarten Finger verbrennst, der Henkel ist heiß, da will ich doch lieber selbst den Damen einschenken." Schon hatte er denselben ergriffen, ließ ihn aber sogleich wieder los. „I, das brennt, verfluchte Geschichte, aber das thut nichts, ich weiß mir zu helfen, Sie werden gleich bedient sein." Er zog den Rockschoß rasch in die Höhe und faßte nun mit diesem den Henkel an. Das brannte nun freilich nicht, aber all' die Nachlässigkeiten seiner Toilette, die er vorher verschämt zu verhüllen bestrebt war, kamen jetzt zum Vorschein.

Ewald hustete, um ihn aufmerksam zu machen, der Hauptmann machte ihm Zeichen, Thekla und die Baronin schlugen die Augen nieder und selbst die Gräfin kam aus der Fassung. Der kleine Mann aber hob in dem Maße, als der Kaffee abnahm, den Rockschoß immer höher. Der unterste Knopf riß, Gott weiß, welche Enthüllungen noch bevorstanden, da griff Valerie, die einzig Unbefangene, rettend ein.

(Fortsetzung folgt.)

Dintenfische im berliner Aquarium. (Seite 94.)

Der Nahrungsbedarf des menschlichen Körpers.

Schon seit längerer Zeit ist es das Bestreben der Nationalökonomen gewesen, die Minimal- und Maximalmengen von Nahrung kennen zu lernen, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus nothwendig sind; die Ergebnisse dieser Bemühungen, anfangs roh empirisch, gewannen an Zuverlässigkeit, als Physiologen und Chemiker ihre Kenntnisse der Statistik und Nationalökonomie zur Verfügung stellten, denn man begnügte sich nun nicht mehr damit, zu erforschen, was der Mensch unter den verschiedensten Lebensverhältnissen bislang thatsächlich an Nahrungsmitteln genossen, beziehentlich noch genießt, sondern man strebte vielmehr — und mit Recht verdient dies anerkannt zu werden — nach der Erkenntniß, wie groß das Nahrungsquantum in jedem einzelnen Falle sein müßte, um dem Individuum eine gedeihliche und ersprießliche Existenz zu ermöglichen.

Um nun auch den Laien einigermaßen zu befähigen, klare Beobachtungen hierüber anzustellen, habe ich im Folgenden versucht, die Größe des Nahrungsbedarfes für die verschiedensten Verhältnisse kurz zu erörtern.

Es ist möglich, die während irgend einer Periode zersetzte Menge menschlicher Körpersubstanz — welche Zersetzung erfolgt durch Oxydation mittels des durch Athmung aufgenommenen Sauerstoffs der Luft — zu kontroliren, und zwar durch Wägung der im Athem abgegebenen Kohlensäure und des auf anderem Wege abgeschiedenen Stickstoffs. Unsere bedeutendsten Physiologen, wie Voit, Pettenkofer, Forster, Stohman haben derartige Versuche angestellt, indem sie die Einnahmen und Ausgaben des menschlichen, respektive thierischen Körpers unter verschiedenen Verhältnissen genau bestimmten. Auf derartige Experimente stützen sich die folgenden Angaben besonders. Da jedoch die subtilsten Hilfsmittel der Wissenschaft zu ihrer Durchführung erforderlich und sie somit nur in kleinerem Maßstabe ausführbar sind, so ist man genöthigt, auch die durch rohere Beobachtung der Ernährungsweise größerer gleichmäßig verpflegter Menschenmengen (zum Beispiel in Gefängnissen, auf Landgütern) und deren Wirkung erlangten Schlußfolgerungen in Berücksichtigung zu ziehen.

Porta nigra in Trier. (Seite 95.)

Eine Beobachtung, die wir hier vorausschicken müssen, hat man dabei bis zur Evidenz bestätigt gefunden, nämlich die, daß der weibliche Organismus unter sonst gleichen Umständen genau dasselbe an Nahrungsstoffen zersetzt, als der männliche. Es ist dieser Punkt hier besonders zu betonen, da diese Betrachtungen vorzugsweise für die Schichten der Bevölkerung bestimmt sind, in denen das Weib theilnimmt an der Arbeit des Mannes. Man findet in vielen derartigen Familien die Ansicht verbreitet, als ob dem Manne der größere Theil der Nahrung gebühre. Nichts ist irriger; denn abgesehen von dem einem Falle, wo der Mann schwere Arbeit zu verrichten und infolge dessen ein größeres Nahrungsbedürfniß zu befriedigen hat (Soldaten im Felde, Schmiede u. a.), ist die Frau stets in gleichem oder womöglich höherem Maße thätig als der Mann. Sie steht dem Hauswesen vor — und diese Arbeit ist nicht so spielend gethan als man gewöhnlich glaubt —; sie geht selbst auf Erwerb aus, in oder außer dem Hause; sie gebärt Kinder, eine Kraftleistung, die sie in den letzten Monden der Schwangerschaft allein dem thätigen Manne gleich stellt. Und doch sieht man nur zu häufig eine also geplagte Frau bleich und welk, während ihr sorgsamer Gatte mit rothem, Gesundheit strotzenden Gesicht einhergeht. Wir müssen es wiederholen: die Arbeit der Frau ist meist gleichwerthig einer mittleren Mannesarbeit, und der weibliche Organismus zersetzt nicht, wie man häufig fälschlich glaubt, langsamer und weniger energisch die zugeführten Nahrungsstoffe.

Für die nunmehr folgenden Angaben über den Bedarf der arbeitenden Organismen an Nahrungsmitteln ist der Grundsatz maßgebend: je größer das geforderte Maß von Arbeit, desto größer muß die Nahrungsmenge sein. Wächst die letztere nicht proportional der erstern, so tritt allmähliches Verhungern ein, ein Zustand, in dem die Bewohner mancher Industriebezirke sich seit Jahrzehnten befinden, und der um so gefährlicher ist, als er sich auch auf die diesen Arbeitern entsprossenen, schwächlich zur Welt kommenden Kinder überträgt und so eine allmähliche Degeneration zur Folge hat. Es sind dies geringere Grade von

Inanition, eines Zustandes, der durch Nahrungsentziehung hervorgerufen sich in der Abnahme des Körpergewichtes äußert. Hierbei verlieren die verschiedenen Bestandtheile des Organismus verschieden schnell an Substanz. In einer gewissen Zeit wurden, bei Mangel jeder fremden Nahrung, vom Eigenfett 93, vom Blut 75, von den Muskeln 42, den Knochen 16, der Augensubstanz 1, der Nerven 0,2 Prozent verbraucht, der Körper also um soviel leichter. Die geringe Abnahme der Nervensubstanz erklärt die im Hungerszustande gesteigerte Empfindlichkeit.

Wir unterscheiden nun Ernährung bei mittlerer Arbeit, bei schwerer Arbeit, Erhaltungsdiät und Ernährung der Kinder.

Bezüglich der Ernährung bei mittlerer Arbeit kommt in Betracht der gewöhnliche Arbeiter, der Handwerker, der Soldat im Frieden, der Gelehrte, der Beamte und im allgemeinen die Frau.

Die erforderlichen Mengen von Nährstoffen sind nun für den Tag nach

	Forster	Moleschott
Eiweiß	131,2 Gramm	130 Gramm
Fett	88,4 „	84 „
Kohlenhydrate	392,3 „	404 „

Diese Quantitäten können auf verschiedene Weise gedeckt werden. Man kann Eiweiß einführen in Form von Fleisch, Eiern, Hülsenfrüchten, Brot; Fett als Butter, Oel, fettes Fleisch, Milch; Kohlenhydrate im Brot, Kartoffeln, Mehl, Reis u. a. m.

Es ist wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß in der That dieses Nahrungsquantum für sehr viele geistig wie physisch Arbeitende nur ein frommer Wunsch ist. Ich führe hier zum Beleg nur die Nähmädchen Londons an, welche nach Playfair täglich genießen 54 Gramm Eiweiß und 320 Gramm Kohlenhydrate!

Einen ungefähren Anhalt zur Bemessung des Verbrauchs an Körpersubstanz bei schwerer Arbeit möge folgende Angabe geben: 160 Gramm Eiweiß, 100 Gramm Fett, 700 Gramm Kohlenhydrate.

Einige Beispiele werden dies besser erläutern. Es betrug:

1) Die Tageskost deutscher Soldaten im Felde während des Krieges 1870/71 (reglementsmäßig, wenn auch nicht in der That) 750,0 Brot, 500,0 Fleisch, 250,0 Speck, 30,0 Kaffee, 500,0 Wein, resp. 1000,0 Bier oder 100,0 Branntwein, 60,0 Tabak oder fünf Cigarren.

In den erstgenannten Nahrungsmitteln waren enthalten 157 Gramm Eiweiß, 285 Gramm Fett, 331 Gramm Kohlenhydrate.

2) Gegenwärtige tägliche Kriegsration im deutschen Heere: 750,0 Brot, 375,0 rohes Fleisch — oder entsprechend viel gesalzenes oder 250,0 geräuchertes Rind- oder Hammelfleisch oder 170,0 Speck. Ferner 125,0 Reis, Graupen oder Grütze, oder 250,0 Hülsenfrüchte oder Mehl, oder 1500,0 Kartoffeln, 25,0 Salz und 25,0 Kaffee.

3) Tagesration in der französischen Marine: 750,0 Brot, 300,0 frisches Fleisch oder entsprechend Salzfleisch und Bohnen, 120,0 Bohnen oder Erbsen oder entsprechend Reis, Fleisch oder Käse, 21,0 Fett, 20,0 Kaffee, 25,0 Zucker, 10,0 Sauerampfer oder 20,0 Sauerkraut, resp. Essig, Pfeffer, Senf, 460,0 Wein oder entsprechend Bier oder Branntwein, 60,0 Branntwein, 22,0 Salz.

Hierin sind enthalten 141,0 Eiweiß, 33,5 Fett, 755,0 Kohlenhydrate.

4) Tägliche Kost lombardischer Arbeiter: 1520,0 Maismehl, 30,0 Käse, 2 Liter leichten Wein.

Hierin 173,0 Eiweiß, 141,0 Fett, 1116,0 Kohlenhydrate.

5) Tageskost irischer Arbeiter: 6350,0 Kartoffeln, 500,0 Milch.

Hierin 116,0 Eiweiß, 24,8 Fett, 1328,0 Kohlenhydrate.

6) Tageskost englischer Arbeiter in Frankreich: 660,6 Fleisch, 750,0 Weißbrot, 1000,0 Kartoffeln, 2000,0 Bier.

Hierin 199,0 Eiweiß, 22,0 Fett, 815,0 Kohlenhydrate.

Zu diesen Angaben, welche zum Theil dem deutschen Armeeverordnungsblatt, zum Theil Paynes „Substances alimentaires“ entnommen sind, ist zu bemerken, daß die unter 1—3 angeführten Sätze wohl als authentisch anzusehen sind, wenigstens liegt es offenbar im Willen und Interesse der betreffenden Militärbehörden, durch Darreichung einer reichlichen Nahrung ein brauchbares Material für ihre Zwecke zu schaffen und die dadurch in ihren zu kriegerischem Zwecke verfügbaren Untergeordneten angehäuften Spannkräfte in möglichst hohem Grade zu verstärken und auszunützen. Die Daten unter 4—6 jedoch scheinen mir entschieden zu hoch gegriffen, selbst die Kost irischer Arbeiter, welche in einem freilich enormen und schwer von den Verdauungsorganen zu bewältigenden Quantum eine immerhin nicht immer gerade unzureichende, wenn auch weniger als mittelmäßige Nahrung gewährt.

Näher werden dieser jedenfalls Playfairs Angaben*) kommen, der für englische ländliche Arbeiter anführt, daß in ihrer täglichen Nahrung enthalten seien in Gloucestershire 110 Gramm Eiweiß und 435 Gramm Kohlenhydrate und Fett; in Dorsetshire 84 Gramm Eiweiß und 299 Gramm Kohlenhydrate und Fett. Indische Arbeiter erhalten nur etwa 58 Gramm Eiweiß und 573 Gramm Kohlenhydrate und Fett.

Jedermann ersieht nun doch aus den gewählten Beispielen zur Genüge einestheils, wie dem ungefähren Nahrungsbedarf bei verschiedener schwerer Arbeit, — zwar häufig, oder meist in nicht ausreichendem Maße, trotz der schönmalenden offiziellen und halboffiziellen Angaben, — genügt wird, und anderntheils wird von der großen Mannichfaltigkeit der Befriedigung jenes Bedarfes ein Begriff gegeben. Diese Art und Weise ist oft eine möglichst irrationelle (unzweckgemäße), aber durch die Nothlage bedingte. Welch' kolossaler Unterschied zwischen der Ernährung des irischen und des englischen Arbeiters! Wie ungeheuer werden, abgesehen von dem sehr bedeutend geringern Gehalt an Nährstoffen, die Eingeweide des Iren angestrengt durch seine voluminöse Nahrung! Diese Anstrengung entzieht dem Körper eine Quantität Kraft, die weit besser auf andere Arbeit verwendet werden könnte.

Ueber die Erhaltungsdiät in Gefängnissen und sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten können wir uns hier nicht verbreiten. Es genüge zu bemerken, daß im Gegensatz zu früheren Zeiten, während welcher die Ernährungsweise in den Gefängnissen mitunter den Namen einer mörderischen verdiente, jetzt, besonders von Bayern aus, eine humanere und rationellere Praxis sich Bahn bricht**). Was überhaupt nicht arbeitende Individuen betrifft, so gibt Voit an, daß als Minimum in der Nahrung enthalten sein müssen 85,0 Eiweiß, 30,0 Fett, 300,0 Kohlenhydrate. Wenn dieser Betrag nicht erreicht wird, so bedingt dies ebensosehr eine allmähliche Inanition, wie die nur zu häufig in öffentlichen Anstalten beliebte allzu einförmige und reizlose Kost, die schließlich trotz allen Hungers zum ausgeprägten Widerwillen, zum Zurückweisen der Nahrung, schließlich zu ernsthaften Krankheitserscheinungen der Verdauungsorgane führt, welche zeitweise den Charakter von Epidemien tragen können.

Wird dagegen dem ruhenden Organismus ein Ueberschuß über jenen Minimalsatz zugeführt, so wird dieser — und es gilt dies auch von dem besser als erforderlich ernährten arbeitenden Individuum — zu der Verbesserung der die Gewebe durchtränkenden Säfte, zur Bereicherung derselben mit Eiweißkörpern, verwendet: die Organismen werden leistungsfähiger. Ferner wird Fett an verschiedenen Orten abgelagert, jedoch nur dann, wenn gleichzeitig Kohlenhydrate aufgenommen werden — also Brot, Kartoffeln 2c. —, die durch ihre leichtere Verbrennbarkeit vermöge des Sauerstoffs der Luft sowohl das zugleich aufgenommene, wie das durch die Zersetzung des Eiweißes entstandene Fett vor der Oxydation schützen.

Was die Ernährung der Kinder anlangt, so ist für diese allgemeine Regeln aufzustellen viel schwieriger, als für die der Erwachsenen, weil, wie schon früher bemerkt, das Kind sich nicht allein auf seinem Bestande zu erhalten, sondern noch für sein Wachsthum zu sorgen hat. Zudem treten hier in viel höherem Grade als beim Erwachsenen Unregelmäßigkeiten und Störungen ein. Das Kind bedarf einer steten Aufsicht; es ist sozusagen fortwährend zur Krankheit disponirt, die geringste Ursache kann eine solche veranlassen. Auch sind die individuellen Verschiedenheiten im kindlichen Alter bedeutend hervortretender. Es kann aus diesen und anderen Gründen an dieser Stelle nur weniges gesagt werden; im einzelnen Falle ist stets ein Arzt zu Rathe zu ziehen, wenn die Erfahrung oder Einsicht der Mutter nicht ausreicht.

Der hauptsächlichste Punkt, in dem sich die Ernährung der Kinder von der des Erwachsenen unterscheidet, ist das verhältnißmäßig bedeutend größere Nahrungsbedürfniß. Der Grund hierfür liegt theils in dem schon erwähnten nothwendigen Mehr im

*) Im „Edinburg new philosophical Journal“ (1854): On the food of man under different conditions 2c.

**) In den englischen Armenanstalten erhalten die dort verpflegten alten Armen täglich in ihrer Nahrung im Durchschnitt 89,7 Gramm Eiweiß und 410 Gramm Fett und Kohlenhydrate. Im einzelnen finden aber hier die größten Schwankungen statt.

Interesse des Wachsthums, theils in der großen Kraftleistung des Kindes infolge seiner ungemeinen Beweglichkeit, die vielleicht den Kraftverbrauch des Erwachsenen noch übertrifft. Ein Kind von 4 bis 5 Monaten braucht an Eiweiß fast das Doppelte, an Fett das Dreifache, an Kohlenhydraten ebenfalls das Dreifache von dem, was auf gleiches Körpergewicht berechnet der erwachsene Mensch bedarf. In der frühesten Jugend ist dieser Unterschied am bedeutendsten.

Die beste und naturgemäßeste Ernährung geschieht durch die Muttermilch, und zwar gesunde Milch, die wiederum nur von einem gesunden, gut und reichlich genährten Weibe erwartet werden kann. Wird hier in gewissenloser oder unverständiger Weise gespart, so leiden beide gleich, Mutter und Kind.

Einen gewissen Ersatz für die Frauenmilch bietet Kuhmilch mit Liebig'scher Kindernahrung (einem konzentrirten, mit kohlensaurem Kali neutralisirtem Malzaufguß) gemischt. Weniger gerühmt werden kondensirte Milch und Kindermehl. Doch muß hier, wie schon gesagt, auf erfahrene Aerzte verwiesen werden.

Zum Schluß und zur Erheiterung des Lesers führe ich hier noch die sonst nicht gut klassifizirbare Diät verschiedener unzivilisirten Völkerschaften, und zwar gemäß den Berichten glaubwürdiger Reisender, wie Roß, Perry, Cochrane, Richardsen u. a., an. Jene bewundernswerthen Leutchen fühlen sich nur wohl bei folgenden Nahrungsquanten:

	Eiweiß	Fett und Kohlenhydrate
Eskimos . . .	1004 Gramm	5307 Gramm
Jakuten . . .	4184 „	2658 „
Buschmänner	2378 „	1625 „
Hottentotten .	1757 „	1711 „

Beneidenswerthe Existenz!

Die Dechenhöhle*).

(Tropfsteinhöhle bei Iserlohn in Westfalen.)

Von W. H.

I.

Weitab von den gewöhnlichen Touristenwegen liegt das „romantische" Westfalen, der Theil der „rothen Erde", wo vorzugsweise die Raubritter einst ihr Unwesen trieben und die „heilige Vehme" ihre blutigen Urtheilssprüche fällte.

Bei einer Wanderung durch die Thäler der Ruhr, der Sieg und der Lenne und besonders bei dem Eindringen in die Nebenthäler dieser Flüsse starren von den steilen Bergrücken vielfach noch die verwitterten Ruinen alter Burgen und Schlösser auf uns herab, häufiger allerdings noch die von der Natur gebildeten grotesken Kalksteingebilde, die gleichfalls zerklüftet auf den Bergspitzen thronen und bei flüchtigem Beschauen zu der Annahme verleiten, daß auch sie die Ueberreste alter Gebäude seien.

Betrachten wir uns die westfälischen Kalkgebirge aufmerksam, so erblicken wir fast überall eine fast senkrechte Stellung der Steinschichten, die nach oben hin durch zahlreiche Spalten zerrissen sind. Die Korallen- und Schalthierversteinerungen, die man an den Felsen massenhaft findet, deuten darauf hin, daß dieselben im Wasser und zwar im Meere entstanden sein müssen und wahrscheinlich ursprünglich wagerecht übereinander lagerten, bis sie durch vulkanische Kräfte nach und nach, ruckweise emporgeschoben, theilweise eine senkrechte oder eine schräge Lage erhielten, anderntheils aber, wenn auch verbogen und zerbrochen, in wagerechter Lage emporgedrängt wurden.

So entstanden die zahlreichen Zwischenräume, Spalten, Sprünge und Risse, von denen wir heute das ursprünglich feste Gestein unterbrochen und durchzogen sehen, so entstanden auch die Zwischenräume im Innern des Gebirges, welche gerade in dem westfälischen Kalksteinfelsen so vielfach sich finden.

Diese Zwischenräume sind nun durch Hineinsickern von Wasser und zwar Jahrtausende hindurch nach und nach ausgewaschen worden, so daß sich vollständig leere Steinhöhlen gebildet haben.

Das Hineinsickern des Regenwassers, das Ausspühlen des Schlammes erklärt sich aus der oben angedeuteten Stellung des Gesteins von selbst. Aber auch die Wände der Höhlen, auch wo sie nicht mit Tropfstein bedeckt sind, zeigen uns die Arbeit des niedersickernden Wassers, welches das Gestein nach und nach vollständig geglättet hat.

Die Macht des eindringenden Wassers allein würde aber doch nicht eine derartig große, umgestaltende gewesen sein, wenn nicht noch ein anderer Faktor derselben zu Hilfe gekommen wäre: die Berührung des Wassers mit Kalkstein, dessen chemische Zusammensetzung die Zerstörung und Aushöhlung wesentlich befördert. Der westfälische Kalkstein besteht nämlich fast nur aus kohlensaurer Kalkerde, die im Wasser löslich ist, wenn dasselbe Kohlensäure enthält; und diese Eigenschaft hat ja bekanntlich das Regenwasser. Dieses aber ist es, welches in die zerklüfteten Felsmassen eindringt. Die Cirkulation des Wassers im Kalkgestein findet also unter beständiger Auflösung und Abführung des letzteren statt; es trennt sich ein Theilchen nach dem andern von der festen Masse ab und sinkt, in dem Wasser sich auflösend, immer mehr nach unten. Klüfte, Spalten, Rinnen, in denen das Wasser cirkulirt, erweitern sich schließlich zu großen Hohlräumen.

Sehen wir uns nun die innere Ausstattung dieser Hohlräume an, so finden wir in den meisten westfälischen Kalksteinhöhlen mehr oder weniger zahlreiche Tropfsteingebilde; überaus zahlreich sind diese Gebilde aber in allen denjenigen Höhlen, über welchen große Massen zerklüfteten Gesteins zu Bergen aufgethürmt lasten.

Wie bei der Bildung der Höhlen selbst, so spielt natürlich auch das Wasser bei dem Schmucke derselben die Hauptrolle.

Da finden wir zunächst in den Tropfsteinhöhlen an den Wänden gletscherähnliche Sintermassen, die hügelartig aufgethürmt sich dort anlehnen, dann die auf breiter Basis ruhenden, nach oben kegel- oder pyramidenförmig aufstrebenden Säulen mit gewellter oder streifenartiger Oberfläche, die einzeln oder paarweise theilweise selbst bis zur Decke der Höhlen reichen und dort die herabfallenden Tropfen solange auffangen, bis sie sich mit der Decke verbinden. Die Säulen haben eine bräunlich-graue Färbung — ein Beweis ihres Alters —; vielfach zerborsten liegen sie auch schon in Trümmern am Boden, ein fernerer Beweis, daß lange nach ihrem Entstehen noch unterirdische, vulkanische Zuckungen in den Kalkgebirgen Westfalens stattgefunden haben.

Zwischen und über diesen uralten Säulen aber finden wir einen prächtigen Nachwuchs, der sich durch eine zarte weiße Färbung auszeichnet. Dieser Nachwuchs hängt theils in glasähnlichen Röhrchen, oder in eiszapfenähnlichen Stengeln gruppenweise von der Decke herab, theilweise schmückt er in allerlei Falten und Vorhängen die Wände, oder er strebt auf den alten Säulen und Stumpfen vom Boden in allerlei Formen empor. So frisch und zart alle diese jungfräulichen Gebilde auch aussehen mögen, hunderte, ja tausende von Jahren sind dennoch über den meisten derselben schon dahingegangen.

Zum Verständniß der Entstehung der Tropfsteingebilde muß man diesen jüngeren Nachwuchs nun besonders in's Auge fassen.

Schon vorhin bemerkten wir, daß auch bei der Tropfsteinbildung das Wasser die Hauptrolle spiele. Auch die Feuchtigkeit der Wände in allen Tropfsteinhöhlen deutet darauf hin; aber namentlich die zahlreichen Tropfen, die wir an den nach unten gerichteten Rändern und Spitzen der einzelnen Tropfsteingebilde wahrnehmen.

Daß das in den Kalkgebirgen cirkulirende Wasser fortwährend eine Menge aufgelöster Kalkerde mit sich führt, sagten wir schon. Diese Kalkerde scheidet sich nun bei der Verdünstung der Wassertheilchen in den ziemlich luftigen Räumen der Höhlen aus und bleibt als fester Körper zurück. So wird also überall, und hier wollen wir den Forschungen des Professors Dr. Fuhlrott

*) Den eigenthümlichen Namen „Dechenhöhle" hat die dicht bei Iserlohn gelegene Höhle erhalten, um den für das Bergwerkswesen in Rheinland und Westfalen verdienten Oberberghauptmann a. D. von Dechen zu ehren.

folgen, der über die Entstehung des Tropfsteins eingehende Studien gemacht hat — so wird also überall, wo dünne Wasseräderchen herabrieseln und wo ein Tropfen sich sammelt, bis er zu Boden fällt und da, wohin er fällt, auch in den Behältern und Rinnen, in welchen sich das Wasser sammelt und abfließt, die Kalkerde in äußerst zarten Schichten sich absetzen, sodaß erst nach längerer Zeit das Produkt dieser Ausscheidung vom Wasser wahrnehmbar zu Tage tritt. Es entstehen zunächst, wie schon oben angedeutet, glasähnliche Röhrchen aus unzähligen an derselben Stelle sich sammelnden und senkrecht fallenden Tropfen; aus ihnen bilden sich die kräftigeren, an der Oberfläche meist höckerigen Zapfen, wenn das Wasser bei stärkerem Zuflusse an der Außenseite derselben herabzurieseln beginnt. Diese senkrecht herabhängenden Zapfen — Stalaktiten genannt — verlängern sich langsam nach unten und nähern sich allmählich den vom Boden in derselben Richtung aufstrebenden Säulenstumpfen — diese heißen Stalagmiten — bis sich beide schließlich einander erreichen und nun zu jenen schlanken, mehr oder weniger walzenförmigen Säulen gleichsam zusammenfließen, die zu den Hauptzierden einer Tropfsteinhöhle zählen.

Alle diese aus tropfendem Wasser entstehenden Gebilde, welche Gestalt sie auch haben, führen den besonderen Namen Tropf- oder Drüppelsteine, obwohl sie ihrem inneren Gehalte nach vollständig mit dem sogenannten Kalksinter übereinstimmen, womit man diejenigen Kalkausscheidungen bezeichnet, die auf breiteren Flächen an den Wandungen der Klüfte vor sich gehen, oder aus dem am Boden der Höhle sich sammelnden und vertheilenden Wasser erfolgen und oft Lagen von ansehnlicher Dicke bilden. Der häufig aus verschiedenfarbigen dünnen Schichten zusammengesetzte Kalksinter ist besonders dann beachtenswerth, wenn er die Schuttablagerung des Bodens überdeckt oder in horizontale Schichten theilt und alles darin Befindliche gegen äußere Einflüsse abschließt.

Bemerkenswerth ist noch, daß die eben erwähnten verschiedenfarbigen Streifen des Kalksinters, wie man sie auch an Tropfsteingebilden, namentlich an den durchsichtigen Vorhängen bemerkt, von Metall-, hauptsächlich von Eisenoxyden herrühren, die ebenfalls im Wasser aufgelöst mit der Kalkerde ausgeschieden wurden.

Je einfacher sich das Gesetzmäßige, das heißt die natürlichen Vorgänge und Bedingungen herausstellen, die der Entstehung der Tropfsteingebilde zugrunde liegen, destomehr wird vielleicht die räthselhafte Mannichfaltigkeit in Erstaunen setzen, die sich in der Gestalt und Richtung, besonders aber in der Gruppirung dieser Gebilde ausspricht. Aber auch dieses Räthsel löst sich in etwas, wenn wir annehmen, daß die einfachen Vorgänge einer Reihe von Modifikationen unterworfen sind, die theils in der periodischen Ab- und Zunahme des Wassers, in der Verstopfung und Verlegung seiner Austrittspunkte, theils auch in Umständen ihren Grund haben, die sich der direkten Beobachtung entziehen. — —

Ehe wir nun den Leser zu der Dechenhöhle selbst führen, sei noch erwähnt, daß in allen westfälischen Kalksteinhöhlen sich eine Unmasse von fossilen Thierresten gefunden haben, die mit den eingeschwemmten Schuttmassen, welche an den niederen Stellen der Höhlen lagerten, sich vermischt hatten. Diese Knochen stammen von verschiedenen, völlig ausgestorbenen Thierarten, dem Höhlenbär, der Höhlenhyäne, dem urweltlichen Pferde und einigen Hirscharten, ab. Reste vom Mammuth hat man besonders in einer Höhle, der Grürmannshöhle bei Letmathe, in geradezu erstaunenerregender Menge gefunden.

Da nun die meisten dieser westfälischen Höhlen höher liegen, als die benachbarten Thäler, die Annahme aber berechtigt ist, daß die fossilen Thierknochen mit den Schlammmassen von außen her, resp. von oben herab in die Höhlen eingeführt worden sind, so hat man längere Zeit sich diesen Widerspruch nicht erklären können. Regenwasser allein konnte diese Einführung der großen Schlammmassen in die Höhlen nicht bewerkstelligt haben; regelmäßige Ueberschwemmungen aber schienen angesichts der Höhe, in welcher die Höhlen sich befinden, außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen. Jetzt sieht man sich zu der Annahme genöthigt — und so haben wir eine natürliche Erklärung —, daß die Gewässer in jenen Gegenden bei starken Fluthgängen doch in einer früheren Periode die Höhe der Höhlen erreichten, daß aber die Tiefe der angrenzenden Thäler damals nicht dieselbe war, wie jetzt, daß diese Thäler vielmehr bedeutend höher gelegen waren, da die heutigen Umrisse derselben erklärlicher Weise aus einer allmählichen Auswaschung und Verwitterung hervorgegangen sind. — — —

Doch jetzt auf nach der Dechenhöhle!

Station Hagen. — Am hellen Tage umgeben uns schwarze Rauchwolken, die den hundert Fabrikschloten und den zahlreichen Eisenbahnlokomotiven entstiegen sind, wenn wir auf diesem Knotenpunkte der Bergisch-Märkischen Bahn, in welchen sieben verschiedene Eisenbahnzüge einmünden, den Wagen wechseln und nach dem Zuge uns erkundigen, der nach Iserlohn fährt.

Wir nehmen Platz und rasch führt uns der Schnellzug der Ruhr-Sieg-Bahn aus dem stinkenden Kohlenrauch in das freundliche Lennethal über Limburg, dort, wo auf steilem Hügel das prächtige Schloß des Fürsten gleichen Namens thront, nach Letmathe. Wagenwechsel nach Iserlohn — der Hauptzug geht nach Altena und Siegen. Langsam bewegt sich der kleine Zug an einem imposanten Doppelfelsen, Pater und Nonne genannt, vorbei an dem Rande des Berges empor; das Dampfroß schnaubt und stöhnt, um die bedeutende Steigung zu bewältigen. Nach einer Fahrt von circa zehn Minuten hält der Zug — Station Dechenhöhle, um die im Sommer sehr zahlreichen Besucher der Höhle abzusetzen. Der Zug fährt weiter nach der bekannten Fabrikstadt Iserlohn, die mit Lennep und Krefeld im vorigen Jahrhundert hauptsächlich die Industrie des nordwestlichen Deutschlands repräsirte. Iserlohn ist Endstation und liegt auf der Höhe des Berges, an dessen Seite der Eingang zur Dechenhöhle sich befindet.

Wir sind dort ausgestiegen und ruhen uns in der kleinen Restauration von der Reise aus, stärken uns durch einen frischen Trunk und begeben uns dann mit dem Führer in die Höhle, um die märchenhafte unterirdische Pracht anzustaunen.

(Schluß folgt.)

Modernes Leben.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Weltzufriedenen.

II. Haute volée*).

„Das ist aber garnicht lieb von dir, daß du grade heut so entsetzlich zerstreut bist," flüsterte mir im Tone ernstlichen Vorwurfs das blondgelockte Mädchen zu, mit dem ich traulich Arm in Arm geschlungen durch die menschenerfüllten Parkanlagen des deutschen Badeortes T. promenirte. „Ich gebe mir alle Mühe, den bösen Menschen zu unterhalten, zeige ihm unsere schönen, blauen Berge, erzähle ihm die poesiereiche Sage von dem Burgfräulein von Klingenstein, lade ihn sogar zu einem Spaziergang nach der prachtvollen Ruine Klingenstein ein und erobere mir mit alledem keine andere Antwort, als: Sehr schön! und Wie du willst, mein Kind!"

„Aber Ellen, du bist ungerecht — —"

„Nein, ich bin nicht ungerecht! Seit acht Tagen sind wir verlobt, heute gehe ich zum erstenmal hier in T. öffentlich als deine Braut Arm in Arm mit dir spazieren, die ganze furchtbar neugierige Badegesellschaft schaut auf uns, prüft jede Miene von uns und bekrittelt sie nach Herzenslust, und du, der so dreinsehen sollte, als ob ihn blos der gute Ton vom Himmelhochjauchzen abhalten könnte, schreitest einher so still und steif, als läge dir das zu Tode Betrübtsein tausendmal näher. Geh', du Böser, du verdirbst mir noch die ganze Freude!"

„Muß man wirklich so ausschauen, wie dort der endlos lange Lieutenant, dessen semmelblondes Haupt geschmeidig und rastlos, wie die vom Winde bewegte Aehre eines Getreidehalmes um das hohe Toupée seiner Dame herumnickt, wenn man glücklich ist, Ellen?" erwiderte ich. „Ich juble freilich nicht laut hinaus in die Welt, meine Laune schäumt nicht übermüthig empor, mir ist wirklich ein wenig ernst, fast möchte ich sagen feierlich, zu Muthe, da ich als dein Verlobter vor die Welt trete. Ich bin mir der

*) Vornehme Gesellschaft.

Verantwortlichkeit, die jeder Mann auf sich nimmt, wenn er ein Weib an sich und ein zweifelhaftes Loos kettet, wohl bewußt und bin nicht leichtfertig genug, um heute lustig zu sein. Und unser Verhältniß ist ja keines von jenen gewöhnlichen Schlages, welche Menschen einer von vornherein gleichen Lebensstellung, gleicher Erziehung und gleichen Lebensgewohnheiten und Lebensansprüchen mit einander verbindet. Ich, der von seines Kopfes Arbeit und nur von dieser lebende Plebejer, übernahm eine viel schwerere Verantwortung, als die meisten Männer sonst, indem ich dich, die Aristokratin, als Gefährtin erkor; ich —"

„Nein, sprich nicht weiter, Max, ich bitte dich," unterbrach sie mich. „Ich will nichts weiter wissen, als daß du mich liebst und daß du glücklich bist. Und wenn du dein Glück nun einmal hinter einer Miene verbergen mußt, gleich der des Pastors beim Abendmahle, so will ich doch mein Glück in meiner Weise zum Ausdruck bringen und will lustig sein für zwei, für dich und mich zugleich. Und, nicht wahr, du glaubst deswegen nicht, daß ich ein leichtfertiges Geschöpf bin, wenn ich nicht so steif vor mich hinsehe und ein Gesicht mache, wie du, sieh 'mal so —" Und sie zog das neckische Gesichtchen in höchst ernsthafte Falten und kniff die rothen Lippen fest auf einander.

Nun mußte ich doch lachen, so ernst mir auch zu Muthe war.

„So gefällst du mir," rief sie rasch. „Und vielleicht gelingt es mir, dich in solcher Stimmung zu erhalten. Da, schau einmal, dort kommt Papa, und neben ihm hüpft ein kleines, komisches Männchen einher, schwenkt unaufhörlich den Hut und thut, als ob es sich halbtodt freuen müßte. Der ist vergnügt, nimm ihn dir zum Vorbild!"

Und damit trieb sie mich zu rascherem Vorwärtsschreiten an, um ja recht bald die erheiternde Gesellschaft des beregten komischen Männchens genießen zu können.

„Ah, schön, daß ihr kommt!" rief uns die sonore Stimme des Vaters meiner Braut entgegen. „Ich habe euch hier einem alten, lieben Bekannten vorzustellen, der mir seit einem Vierteljahrhundert regelmäßig dann den Weg kreuzt, wenn mir entweder eben ein großes Glück oder ein großes Unglück begegnet ist. Doktor Zwickel heißt dieser merkwürdige Nachzügler meines Schicksals. Und hier, mein lieber Doktor," wandte sich der Sprechende an den kleinen Mann, der wieder in fabelhafter Beweglichkeit seinen auffällig und altmodisch hohen Cylinderhut schwenkte, „hier sehen Sie meine einzige Tochter Ellen und da Herrn Maximilian D., ihren Verlobten."

Ehe wir uns nur einmal in freundlicher Höflichkeit verneigen konnten, hatte der kleine Doktor mit dem verzwickten Namen ein Dutzend der tiefsten Bücklinge fertig gebracht und mit einem Zünglein, das so wundersam gelenk wie sein ganzer Körper zu sein schien, versichert, daß, wie er für unsern „hochverehrten Herrn Papa" der Nachzügler eines leider nicht immer günstigen Schicksals sei, er diesen für sich als den Vorboten oder besser den Bringer großer Freude zu betrachten sich erlaube. Jetzt, wie immer, sei das der Fall. Er käme direkten Weges aus Kleinasien, um hier die Kur zu gebrauchen, habe hier in dem Lande seiner Heimath weder Freunde noch Bekannte mehr und sei überglücklich, am ersten Tage seines Badeaufenthalts sofort die beste und interessanteste Gesellschaft gefunden zu haben, welche er sich jemals im Leben gewünscht hätte.

„Der Nachzügler von Papas Schicksal?" hemmte Ellen endlich die Redefontäne, welche über die Lippen des kleinen Mannes hervorsprudelte. „Das klingt zu interessant, als daß ich über die Ursachen dieser Bezeichnung nicht Näheres hören möchte. Kommen Sie, lieber Herr Doktor, mit uns beiden; dort steuert eben der fürchterlich langweilige Rittmeister von den Kürassieren, der Graf Gölzen, auf Papa zu, um ihm wahrscheinlich irgendeine ungeheuerliche Jagdgeschichte aufzubinden. Da ist's am gescheidtesten, wenn wir unser Väterchen der Gnade des Himmels empfehlen und uns in irgendeinen verborgenen Winkel der Anlagen zurückziehen, wo Sie uns dann erzählen, wie und wann Sie mit Papa so schicksalsschwere Begegnungen gehabt. Nicht wahr, du erlaubst, Papachen?"

Der Papa lächelte seinem übermüthigen Töchterchen zu:

„Nun, so überlaßt mich denn meinem Verhängnisse. Der Graf Gölzen hat übrigens vielleicht Neuigkeiten für mich in petto, die mich interessiren. Auch eine Art Jagdgeschichten, aber eine besondere Art. Und somit bis nachher, meine Lieben. Auf Wiedersehen, Doktor! Sie nehmen heut Abend bei uns den Thee, nicht wahr?"

„Mit Vergnügen, mein verehrtester Herr Oberst, mit Vergnügen," erwiderte der Eingeladene. „Aber, aber, darf ich erzählen, wie und wann wir uns bisher getroffen haben?"

„Sie dürfen erzählen, was Sie von meinen Schicksalen nur immer wissen, lieber Freund," gab der Gefragte mit besonderem Nachdruck auf dem „wissen" zurück. „Und — nicht mehr!" fügte er lächelnd hinzu.

„Sie fürchten, meine Phantasie könnte hie und da mit der Wahrheit durchgehen, bester Herr Oberst? Gott soll mich behüten! Bei Ihren Erlebnissen kann sich auch die ausschweifendste Phantasie an der nackten Wiedergabe des Thatsächlichen genügen lassen, ma foi!"

„Lassen Sie uns nun aber von hinnen eilen, Herr Doktor, rasch, rasch!" drängte jetzt Ellen. „Ich theile Papas Geschmack an den Geschichten des Grafen Gölzen nicht und will der Langeweile heute durchaus nicht zum Opfer fallen. Da drüben am Mühlbache entlang führt der Philosophensteg — so genannt, weil es darinnen so düster ist, nicht wahr, Max? — nach der Aussicht zur schönen Frau. Dort promeniren am Tage sehr wenige, weil in den tiefen Schatten der dichten Hecken die Toiletten nicht zur Geltung kommen; da plaudert's sich für uns am ungestörtesten."

Damit zog sie mich auf einen Seitenweg, der direkt auf den Philosophensteg zuführte, und der kleine Doktor hüpfte mehr, als er ging, neben uns her.

„Wissen Sie, geehrtester Herr D.," wandte er sich an mich, „daß ich nicht nur ein alter Bekannter des Herrn Obersten, sondern auch ein intimer Freund Ihres liebenswürdigen Fräulein Braut von altersher bin?"

„Ich soll von altersher intime Freunde besitzen?" lachte Ellen. „Herr Doktor, Sie halten mich doch nicht etwa für einen weiblichen Methusalem?"

„Selbst wenn ich bei Ihrer Taufe nicht dabei gewesen wäre, mein gnädigstes Fräulein, würde mir das wahrhaftig nicht passiren können —"

„Bei meiner Taufe?" rief Ellen auf's höchste überrascht.

„Im November des Jahres 1854, in der wundervollen Kaiserstadt Brasiliens, grad' als die erste brasilianische Eisenbahn fertig geworden war, an der Ihr Herr Vater als kaiserlich brasilianischer Ingenieur hatte bauen helfen. Gewiß, meine Gnädigste, gewiß!"

„So sind auch Sie wohl in Südamerika und sonst in aller Welt umhergeworfen worden?" rief ich gleichfalls erstaunt und ein wenig neugierig geworden aus, indem ich mir den kleinen Herrn noch aufmerksamer als bisher betrachtete. Es war wirklich ein Mensch, wie man ihn selten zu sehen bekommt. Kohlschwarzes Haupthaar war tadellos glatt und spiegelblank über seine Schläfen gestrichen und ein ungewöhnlich starker, nach ungarischer Art in steifgewichste Spitzen auslaufender schwarzer Schnurrbart saß in einem winzigen, fast kreisrunden, gelbbraunen Gesicht, aus dem ein Paar kleiner, aber funkelnder und tiefschwarzer Augen in einer beinahe unheimlichen Lebendigkeit und Lustigkeit herausschauten. Und über dieses gelbbraune Gesicht zuckte es unaufhörlich, wie von tausend verschiedenen, einander wirr kreuzenden und jagenden Gedanken und Einfällen; bald schien es, als ob der Mann mit Mühe ein lautes Lachen unterdrückte, bald lag das Gesicht in so ernsten, fast traurigen Falten, daß es einem hätte ganz wehmüthig um's Herz werden können. (Fortsetzung folgt.)

Die Erfindung des Schießpulvers. Die Arbeiten von Oberst Favé, von Lalanne, Rainaud und Dr. Hoefer lassen keinen Zweifel übrig, daß die Chinesen bereits 200 Jahre vor Christi Geb., unter der Regierung des Kaisers Kong-Ming, verschiedene explodirende Mischungen kannten: das Schießpulver, Raketen, Feuerwerk u. s. w. Ebenso weiß man, daß etwa um das Jahr 673 nach Christi Geb. lebhafte Verbindungen zwischen den Chinesen und den Römern bestanden. Die ersteren trieben Handel nach Indien und kamen bis an die Ufer des Rothen Meeres. Ohne Zweifel erlangte Callinicus auf diesem Wege die Kenntniß des berühmten Kriegsmittels, welches er nach Konstantinopel brachte, und das später „Griechisches Feuer" benannt wurde. Dieses „Griechische Feuer" war nichts anderes als Schießpulver in Raketenform. Es steht fest, daß die Araber, welche sich desselben gegen die Kreuzfahrer bedienten, es nur unter den Namen „Chinesische Räder, Blumen oder Pfeile" kannten. Der Gebrauch des Pulvers für Kanonen datirt erst aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Zum erstenmal erscheint es in dieser Weise bei der Belagerung von Niebla in Spanien (1257); dann 1323 bei der Belagerung von Baza durch den König von Granada,

und bei der Belagerung von Cividale in Italien (1331) durch die Republik Florenz. Von dieser Zeit an wird der Gebrauch allmählich allgemeiner. — Man hat die Erfindung des Pulvers Roger Bacon und Albertus Magnus zugeschrieben, weil man in den Werken dieser Gelehrten ähnliche Rezepte gefunden hat, wie sie heute im Gebrauch sind. Allein dieselben sind einem Werke von Marius Graecus, einem Schriftsteller des 9. Jahrhunderts, entnommen. Der Titel dieses Werkes lautet: „Liber ignium ad comburendos hostes" (Buch der Feuer zum Verbrennen der Feinde). Der deutsche Mönch Barthold Schwarz hat ebenso wenig das Pulver erfunden, aber ihm bleibt das Verdienst, eine Metallmischung für Kanonen entdeckt zu haben. Endlich wird auch Johann Tilleri als Erfinder genannt. Sein Verdienst beschränkt sich auf Vervollkommnung der Feuerschlünde und deren Handhabung, woher denn auch der Name „Artillerie" stammt (art de Tilleri), Kunst des Tilleri).

Dr. B.-R.

Chinesisches Gefängniß- und Gerichtswesen. Der Chinareisende Alexander Freiherr von Hübner besuchte im Jahre 1871 das Gefängniß zu Kanton, der großen, $1^1/_4$ million Einwohner zählenden chinesischen Hafenstadt, die dem europäischen Handel geöffnet ist, und schreibt darüber, wie nachfolgend auszugsweise mitgetheilt ist. Das große Gefängniß bildet ein oblonges Viereck, das mehrere Höfe enthält und von einer der Länge nach getheilten Gallerie umgeben ist. Der innere Theil der Gallerie dient den männlichen, der äußere Theil den weiblichen Gefangenen als Aufenthaltsort. Der Mehrzahl der Sträflinge steht im nächsten Frühjahr oder Herbst der Tod bevor. Zu diesen Zeiten nämlich, zweimal im Jahre, finden in China die Hinrichtungen statt, ausgenommen sind nur die der Mörder, welche niemals Aufschub erleiden. Alle Gefangenen sind in schwere Fesseln geschmiedet. In einem fensterlosen Raume, dem nur schwache Lichtreflexe aus dem Vorgemach eine sehr spärliche Erhellung gewähren, erdulden hinter einem massiven Holzgitter mehrere Menschen die furchtbare Strafe des Kang. Welcher Art das also genannte Marterwerkzeug ist, beschreibt Hübner nicht, er erwähnt nur, daß es die damit Bestraften, welche fluchend, weinend, seufzend sich am Boden wälzen, oder langsam im Kreise umhergehen, niemals zu einem Ausruhen kommen ließe. Die äußere Gallerie, welche den Weibern vorbehalten ist, soll dem Beschauer das äußerste Maß des Entsetzlichen darbieten. Ein enger Raum vereint allen Jammer und alle denkbare moralische Verworfenheit. Und in diesem entsetzlichen Kerker sind mit völlig entmenschten Scheusalen anständige Mädchen und Frauen zusammengesperrt, denen keine andere Schuld zur Last gelegt werden kann, als daß sich ihre Männer, Väter, Brüder oder Söhne irgend einer gerichtlichen Untersuchung durch die Flucht entzogen haben. Vor dem Gefängnißthore bemerkte Hübner einige lebendige Skelette, welche hölzerne Tafeln auf der Brust trugen mit der Inschrift „dem öffentlichen Gelächter preisgegeben" und gezwungen sind, komisch sein sollende Stellungen anzunehmen. Im großen Vorhof lagen etwa 30 eben angekommene Gefangene, Jünglinge, Männer, Greise, im Schatten einer Sykomore. Dieselben wurden angeblich als Menschenjäger oder Hexer auf frischer That ertappt. Sie sind, immer zu vier, mit ihren Zöpfen und mit Stricken aneinander gefesselt. Da jeder Chinese das Strafgesetzbuch auswendig weiß, so können sie sich darüber nicht täuschen, daß sie Folter und Tod erwarten. Die Gerichtshalle, ein länglicher Hof, liegt in der Nähe des Gefängnisses. In einer offnen Gallerie, hinter einem mit Aktenstücken beladenen Tische, sitzt der Richter und zu dessen rechter Seite der Gerichtsschreiber, sowie zur Linken der Dollmetsch. Inmitten einer Hecke von 5—6 Dienern des Tribunals, dem Tische gegenüber, kniet der Angeklagte, während der Henker und seine Knechte mit ihren blutbefleckten Marterwerkzeugen an der Wand lehnen. Das Verhör nimmt der Schreiber vor, der Richter hört nur mit der grauenerregenden Miene grausamster Unerbittlichkeit zu. Ein Untersuchungsgefangener wird in einem Korbe hereingetragen. Er ist nur ein Bündel von Haut und Knochen, denn gestern wurden ihm an dieser Stelle die Fußgelenke zermalmt. Dann wird ein junger Mensch aus dem Volke zum ersten Verhör hereingeführt. Er gibt, als ihm mit dem Henker gedroht wird, zu, aus Hunger 16 Dollar gestohlen zu haben. Als er aber gestehen soll, daß er dabei einen Mord begangen, leugnet er. Nun stürzen sich der Henker und seine Knechte auf den Mann, werfen ihn zu Boden, strecken ihn der Länge nach aus und entblößen ihn theilweise, um dem entsetzlich Heulenden ungefähr hundert Bambusstreiche zu geben. Die dem Inquisiten auch noch zugedachte Zermalmung der Knöchel ließ der Zustand des Unglücklichen nicht zu, er mußte hinausgeschafft werden. Freiherr von Hübner schließt die schauerliche Schilderung mit der Bemerkung: Dies Prätorium ist eine wohlorganisirte Hölle.

A. G.

Ueber die Schwaben vor beinahe 300 Jahren steht in einem kulturhistorisch sehr werthvollen und ebenso seltenen Buche, betitelt: „Teutscher Nation Herrlichkeit. Ein außführliche Beschreibung des gegenwertigen alten und vhralten Landts Germanien u. s. w. durch Mathis Quaden von Kinkelbach. Köln 1509. In Verlegung Wilhelm Lützenkirchens", zu lesen wie folgt: Zu diesen unsern Zeiten geben sich die wolvermögende Swaben fast alle auf die kauffmannschaft und schlagen sich viel zusammen in eine gesellschaft und legt ein jeder ein bestimmte Summa gelts zu einem Hauffen, damit sie nicht allein gewürz, seiden, sammet und andere köstliche wahr, so vber Meer hiehin kompt, einkauffen, sondern auch andere schlechte Ding als löffel, streel, nadeln, spiegel, messer, nestelen vnd andere kleine Ding, davon sie trefflich reich werden. Sie fürkaufen auch Wein und Korn den Hantwerksleuten, und denen, die es erarbeiten, zu großem Nachtheil. Dann dieselbige ganz unbedacht das ihrige für der Zeit verkauffen (so kan einen das bare gelt verblenden), werden danach vnverhuts mit Mangel vnd gebrecht überladen, müssen den vorigen kauffern wider doppelgelt dafür geben. Das gemeine Volk in Swabenland bekümmert sich mit keiner Arbeit soviel als mit Leinwath, dem liegen sie also stark ob, das die Menner an etlichen Ortern und besonders in Argöw so fast spinnen als die Weiber. Sie machen auch Parchet, der ein leinen zettel hat und ein Baumwollen Einwurf. Sie machen auch ein ganz leinen Tuch das man Golsch nennt und ist am tag, das binnen Vlm alle Jahr dieser zweyerlei Tücher dann 100,000 gemacht werden, daraus man ermessen und leichtlich abnehmen kann wieviel im ganzen lande derselben in's Werk gericht vnd verfertiget werden. Man sagt auch von den Swaben das sie gar nahe zur vnkeuschheit geneigt vnd die Weiber lassen sich gar leichtlich von den Mennern überreden jnen zu willfahren vnd daher ist das kurzweilig sprichwort entstanden, daß das Swebenlandt dem gantzen Teutschland thorechter Weiber genug gebe, wie das Frankenland räuber vnd bettler, das Beyerlandt dieb, Schweizerlandt krieger, Sachsen seuffer, Westphalen vnd Friesland Eidbrecher vnd der Rheinstrom Fräß.

Man zählt in China sechs schöne Künste: 1) Beobachtung der Prinzipien gesellschaftlicher Ordnung, 2) Musik, 3) Bogenschießen, 4) Wagenlenken, 5) Schreiben, 6) Rechnen. Das Rechnen wurde bis in die neueste Zeit wenig geübt, da bis zur gegenwärtigen Dynastie ein strenges Verbot bestand, sich mit Astronomie zu befassen; der Gelehrtenneid hatte diesen unsinnigen Erlaß hervorgerufen. Als am 26. Februar 1868 der Kaiser den Plan einer Universität zu Peking, unter Ausländern als Lehrern, bestätigte, enthielt das Universitätsstatut folgende Bestimmungen: 1) die „klassischen" Studien müssen absolvirt sein; hierunter wird das Studium jener Massen gelehrter, fast heilig gehaltener Bücher verstanden, welche den Prüfungsgegenstand für die Staatsmänner bilden. Wer diesen Stoff innehat, ist befähigt, die Universität zu besuchen, was überdies noch von einem besondern Examen bedingt ist. 2) Die Studirenden wohnen im Universitätsgebäude; sie haben vom Morgen bis zum Abend daselbst anwesend zu sein, um die Lehrer über schwierige Punkte, auf welche sie beim Arbeiten stoßen, befragen zu können. 3) Monatlich werden Prüfungen angestellt; Semestralprüfungen entscheiden über das Aufsteigen. 4) Nach drei Jahren ist die Austrittsprüfung; nicht Bestehende haben das Studium fortzusetzen; die Bestehenden erhalten aber, außer Einreihung in die höheren Klassen der Staatsgelehrten, besondere Auszeichnungen. 5) Jeder Studirende erhält freie Station, dabei noch „eine einträgliche Remuneration, um schwermüthiger Betrachtungen überhoben zu sein". Dieses Taschengeld wurde vorläufig auf 10 Tael (à 6 Mark 80 Pf.) monatlich festgesetzt.

Dr. B.-R.

Die Sonnenwärme industriell zu verwerthen wird jetzt mehrfach versucht. Zu diesem Zweck hat man Metallspiegel konstruirt, welche die Sonnenwärme zum Zwecke der Verwendbarkeit zu sammeln haben. Mouton fand, daß zu diesem Behufe die Spiegel aus Silberplatten oder aus galvanisch versilberten Messingplatten gebraucht werden müssen, welche die Sonnenwärme sehr gut reflektiren, nicht zu theuer sind und sich sehr wenig unter der Einwirkung der Sonne verändern. Ein Sonnenkocher, den Mouton an verschiedenen Orten in Algier und zu verschiedenen Jahres- und Tageszeiten probirte, ergab das Resultat, daß man mit solchem Apparat, der einen Reflektor von einem Quadratmeter besitzt, in weniger als zwölf Minuten einen Liter Wasser von 20 Grad Wärme zum Sieden bringen und stündlich 778 Gramm oder 1322 Liter Dampf vom normalen Druck erzeugen kann. Mit größeren Reflektoren wird man noch um ein Drittel größere Heizerfolge erzielen können. Ein Apparat zum Kochen mit Sonnenwärme, wie er in der ostindischen Armee angewendet wird, beschreibt der „Metallarbeiter". Er besteht aus einem konischen (kegelförmigen) Reflektor aus Holz von 710 Millimeter Durchmesser, der mit 8 geschliffenen Glasspiegeln belegt ist und in dessen Innern ein mit einem Glassturz bedeckter kupferner Kessel sich befindet. Der Apparat ist durch eine keilförmige Unterlage gegen die Sonne zu richten und muß allhalbstündlich der Sonnenbewegung entsprechend von Ost nach West gedreht werden. Eine Ration Fleisch und Gemüse für sieben Soldaten soll im Januar, dem kältesten Monat in Bombay, daselbst mit diesem Sonnenkocher binnen zwei Stunden gargekocht werden.

A. G.

Dintenfische im berliner Aquarium. (Bild Seite 88.) Ein merkwürdiges Thier, das unser Bild darstellt! Die gemeine Sepie, der Dinten-, Kuttel- oder Blackfisch, kaum einen halben Meter lang und mit weißlicher, rothpunktirter glatter Haut, gehört zur Klasse der Mollusken oder Weichthiere und ist in allen Meeren, welche die Küsten Europas umspülen, zu Hause und besonders häufig an dem Strande der Nordsee und des Adriatischen Meeres. Seinen Namen hat er von einer braunen Flüssigkeit, die er in dem sogenannten Dintenbeutel beherbergt und dazu benutzt, sich verfolgenden Feinden oder verfolgter

Beute gegenüber unsichtbar zu machen, indem er sie in das Meerwasser ausspritzt und dasselbe dadurch so dunkel färbt, daß ihn der Feind aus den Augen verliert. Diesen selben Saft weiß auch der Mensch sich nutzbar zu machen; er bereitet daraus die unter dem Namen Sepia bekannte braune Malerfarbe. Aus der 12 bis 25 Centimeter langen spröden Rückenplatte, die hauptsächlich aus kohlensaurem Kalk besteht, und weißes oder Dintenfischbein genannt wird, bereitet man Absorbentien, d. h. Arzneimittel zur Verzehrung von Säuren, welche sich infolge von krankhaften Zuständen im menschlichen Magen bilden. Auch brennt oder pulverisirt man das Dintenfischbein, um es zu Gießformen für Goldarbeiter oder zu Polirmitteln und Zahnpulver, gleich pulverisirten Austerschalen, zu verwenden. Das Fleisch der Sepie ist wie das der meisten Mollusken, z. B. der Austern, Schnecken u. s. w., genießbar, steht aber an Wohlgeschmack hinter dem der Austern weit zurück; auch verhindert seine Zähigkeit und Schwerverdaulichkeit, daß es ein allgemein beliebtes Nahrungsmittel wird, und nur auf dem Tische des armen Volkes in Italien hat es sich Bürgerrecht erobert. Dagegen sind die Dintenfische gesuchte Leckerbissen für die Meersäugethiere, Walfische, Delphine, Seekühe. Auch verschiedene Landsäugethiere, welche an den Meeresküsten hausen, wie Füchse und Waschbären, verschmähen die wunderlich gestalteten Mollusken nicht, wenn sie sie erreichen können. A. G.

Porta nigra in Trier. (Bild Seite 89.) Unser Bild geleitet uns in die älteste Stadt Deutschlands, in die Augusta Trevirorum, wie die Römer das an den Ufern der Mosel malerisch gelegene Trier nannten. Der blaue Morgen seines Ursprungs dämmerte in jenen vorgeschichtlichen Tagen der Urzeit, als die Kelten oder Gallier die westliche Hälfte Europas, von den Säulen des Herkules (Gibraltar) bis zum Belt (Ostsee), innehatten. Eine wenig glaubwürdige Inschrift im Rathhause schreibt Triers Gründung sogar einem Sohne der assyrischen Königin Semiramis zu. Der goldene Abend seiner Ruhmesepoche fällt in die Aera des Imperators Theodosius, welcher als Beherrscher der gesammten damals bekannten Erde in Byzanz (Konstantinopel) residirte. Zu dieser Zeit war Trier die dritte Stadt der Welt, denn während der erste Mitregent des Theodosius, Valentinian genannt, von Rom aus die Provinzen Italien, Illyrien (die heutige Türkei) und Afrika verwaltete, hielt der zweite Mitregent, Gratian, als Beherrscher der Provinzen Britannien, Gallien und Spanien, sein Hoflager in Triers Mauern. Der römische Dichter Ausonius, ein Freund des Gratian, entwirft uns ein farbenreiches Bild von dem regen Treiben in den Bädern und Theatern der Augusta Trevirorum, in welches der Kampf zwischen dem Heidenthum und Christenthum den einzigen Schatten wirft. Die epheuumrankten Ruinen des Amphitheaters, der Bäder, Wasserleitungen und der Porta nigra (schwarzes Thor), welch' letztere unser Bild treulich wiedergibt, erregen noch heute unsere Bewunderung. Als im Jahre 463 die Franken Roms Weltherrschaft erschütterten, nahmen sie von Trier Besitz und gestalteten die Präfektur der Porta nigra zur Pfalz ihrer Könige. Die christlichen Mönche des Mittelalters machten eine Kirche und die französischen Republikaner ein Museum des Mosel- und Rheindepartements daraus. Trotz der architektonischen Verballhornungen, mit welchen sich alle Jahrhunderte an dem ehrwürdigen, sturmgeschwärzten Denkmal versündigten, ist die Porta nigra noch heute das imposanteste Bauwerk der Römer diesseits der Alpen und die wirksamste Straßendekoration in dem gebäulichen Kunterbunt der herabgekommenen Königin der Städte, die trotz ihrer Kleinheit (21849 Einwohner) ein Wallfahrtsort aller Kunstfreunde ist. Obzwar die Universität (1473—1798) aufgehoben ist, bleibt doch für alle Zeiten der Anblick der Basilika (jetzt Spitalkirche) mit ihrem Nachklang byzantinischer Formen, der im sechsten Jahrhundert auf den Ruinen eines Jupitertempels erbauten Domkirche St. Peter (bekanntlich Aufbewahrungsort des ungenähten Rockes Jesu Christi), der im Jahre 1227 errichteten Liebfrauenkirche, eines Prachtstückes der Frühgothik, der Paulinerkirche, im französischen Rokoko, und der Mathiaskirche, im spanischen Barokstil, nebst den unzähligen römischen Bauresten, lehrreicher als alle Lehrbücher der Baukunst zusammengenommen. Eine Stunde von der Stadt, auf der Straße nach Luxemburg, steht im Hofe einer Meierei, inmitten eines Düngerhaufens, die sogenannte Igelsäule (von aquila: Adler), eines der großartigsten Grabmonumente, welches dem tausendjährigen Sturme getrotzt hat. Dr. M. T.

Ein Nachkomme des Propheten Mohamed. Dem „Pungolo" wird von Tunis (Nordafrika) geschrieben: Am Sonntag den 20. Oktober traf hier mit dem französischen Dampfboot „Constantine" der große Scheich-Scherif Muley Taib aus Marocco, ein Nachkomme des Propheten Mohamed, ein. Eine ungeheure, enthusiastisch erregte Menge mit Bannern und Fahnen in den islamitischen Farben begrüßten den heiligen Sprößling Mohameds schon im Hafen von Goletta (eine Stunde vor Tunis), wohin ihm der Bey eine Deputation zur Begrüßung entgegengesandt hatte. Von der jubelnden Menschenmasse geleitet, welche seinen Weg mit Blumen bestreute und ihn selbst wetteifernd mit duftenden Essenzen besprengte, hielt der Scheich-Scherif in der festlich geschmückten Stadt Tunis seinen Einzug. Muley Taib, etwas plump von Gestalt, trägt einen schon etwas in's Gräuliche spielenden Vollbart; er kleidet sich auf europäische Art, hat aber die türkische Kopfbedeckung beibehalten. Seine Gemahlin, eine blonde, hübsche Engländerin, welche sich nach der neuesten pariser Mode zu kleiden pflegt, begleitet ihn stets auf seinen Reisen. Sie ist der protestantischen Religion treu geblieben und hat dem Scherif nur ihre Hand gereicht, nachdem er ihr das eidliche Versprechen gegeben hatte, von dem ihm durch den Koran eingeräumten Rechte der Polygamie (Vielweiberei) niemals Gebrauch zu machen. In welch' hohem Ansehen dieser sonderbare Heilige sowohl bei muselmännischen als auch bei christlichen Regierungen steht, mag eine Aufzählung der Orden darthun, welche seine Brust schmücken: Neben dem Großkreuze des türkischen Osmanje-Ordens trägt er das des Ordens Isabellas der Katholischen, sowie das des russischen Ordens vom heiligen Michael und Georg und endlich das Großoffizierskreuz der französischen Ehrenlegion. Sogleich nach seiner Ankunft in Tunis machte er dem Bey seine Aufwartung, der sich tief vor dem Groß-Scherif verneigte, um dessen Segen zu empfangen und ihn zum Danke mit dem Großkreuz seines Ordens Nischam Iftikar auszeichnete. Nachdem Muley Taib den ihm vom Bey angewiesenen Palast bezogen hatte, stellte sich der erste Minister Mustapha ben Ismain bei ihm ein, bezeugte dem Heiligen die gebührende Ehrfurcht, indem er den Saum seines Gewandes und seine Brust küßte, und lud ihn zu einem großen Gastmahl ein, das im Palais des Ministers zu Ehren des hohen Besuchs bereitet worden war. Von hier aus begab sich der große Scheich-Scherif zu dem Heiligthum der Manubia, um daselbst sein Gebet zu verrichten. Nach acht Tagen verließ der „heilige" Hausirer unsere Stadt, um seine noble Bettelei mit ähnlichem Gepränge in Tripolis und Alexandria zu wiederholen. T.

Kinkels „Nimrod" am leipziger Stadttheater. Zwanzig Jahre hat es gedauert, bis Kinkels Tragödie „Nimrod", hinter den Eisengittern Spandaus ersonnen, das Licht der — Lampen erblickte. Der durch „Otto der Schütz" u. a. m. bekannte Verfasser hat keinen glücklichen Griff in die Bibel mit dem „gewaltigen Jäger vor dem Herrn" gethan. Es fehlt dem Nimrod, welcher die Ackerbauer und Hirten, Meder und Chaldäer in einem Staatswesen mit der von ihm erbauten Hauptstadt Ninive vereinigt, das Zeug zu einem interessanten Tyrannen. Sein Sohn Assur, seine Schwiegertochter Ada, der schlaue Priester Obed Baal, der seine Protektion an den Meistbietenden verschachert, und die andern Widersacher Nimrods, welche seine Monarchie zerstückeln, sind flüchtig gezeichnet und ihre Handlungsweise nicht motivirt — kurz, trotz der vielen poetischen Schönheiten der Diktion ist und bleibt Nimrod ein Buchdrama, dessen gereimte Jamben sich besser lesen wie sprechen. Trotz vieler schmackhaften Sachen, welche Kinkel dem Publikum servirt, hat er die Hauptsache der Tragödie — das Salz, den Konflikt vergessen. Die Musik des Herrn Nikisch ist im zweiten Akte, wo sie sich nicht an andere Meister anlehnt, charakteristisch, in den andern Akten Imitation mit Gounod'schen und Wagner'schen Etiketten. Die Durchführung und Ausstattung des Stückes verdient alles Lob. In erster Linie nennen wir die Herren Johannes (Nimrod) und Grube (Assur). Fräulein Wessely streifte zu Gunsten der Heldin die Liebhaberin mit großem Erfolg ab. Herr Pettera machte aus der schablonenhaften Figur des Dutzend-Intriganten Assarak, was daraus zu machen war. Die andern verdarben nichts. Zum Schlusse ein Wort an die Regie: Warum waren die Ensembleszenen so salopp in der Haltung und die Tutti-Reden so zerfahren? Wir verlangen nicht die Automaten-Akuratesse der Meininger, die unter Umständen, wie z. B. in Schillers „Fiesko", des Guten zuviel thut, fordern aber mindestens soviel Präzision, daß die verworrenen Massen der Choristen nicht den Eindruck verderben, den der Schauspieler mühsam hervorgebracht. Ist es nicht möglich, die Krieger Nimrods so zu kostümiren, daß sie nicht zu sehr an Verdis Oper „Aïda" erinnern? Unseres Wissens liegen zwischen Nimrods Epoche und der Pharaonenzeit ebensoviel Jahrhunderte, wie zwischen Ninive und Memphis geographische Breitengrade. T.

Für Afrikaforschungen werden außerhalb Deutschlands noch viel größere Summen ausgesetzt als hier zu diesem Zweck aufgebracht werden. So haben die portugiesischen Cortes für Erforschung von Westafrika jenseits der Grenzen des portugiesischen Kolonialbesitzes nicht weniger als 400,000 Mark bewilligt. Auch die Franzosen und Belgier verwenden große Summen zu diesem Zwecke. Die ersteren gewährten 100,000 Francs für zentralafrikanische Forschungen. In Belgien hält die internationale Gesellschaft für die Afrikaerforschung ebensoviel zur Verfügung. Die Engländer sind gegenwärtig in dieser Richtung weniger splendid. Dem Afrika-Explorationskomitee, welches von der Royal geographical Society (der königlichen geographischen Gesellschaft) eingesetzt worden ist, sind von dem Vorstand der Gesellschaft 1000 Pfund Sterling (20,000 Mark) zur Verwendung überwiesen worden; und auf dem Wege der Subskription sind dieser Summe noch 1000 Pfund hinzugefügt worden. A. G.

Ueber eine in nächster Zeit in Aussicht stehende Afrikareise seitens des Majors a. D. von Mechow berichteten wir kurz in einer der vorhergehenden Nummern dieses Blattes. Nun lesen wir, daß der Major von Mechow von der deutschen Reichsregierung entsendet und mit 30,000, nicht, wie früher angegeben, 20,000 Mark ausgerüstet worden sei, welche Summe der vom Reichstage für die Erforschung Afrikas bewilligten Summe von 100,000 Mark entnommen worden ist. Die

Bewilligung des Reichstages erfolgte auf Antrag der berliner afrikanischen Gesellschaft und in der Debatte darüber war ausdrücklich betont worden, daß die Verwendung dieses Fonds der genannten Gesellschaft zustehen solle. Ehe indeß noch der Vorstand derselben mit der Ausarbeitung eines Gutachtens behufs sachgemäßer Vertheilung der bewilligten Gelder fertig war, hatte das Reichskanzleramt aus eigner Machtvollkommenheit und ohne irgend welche Sachverständige zu Rathe zu ziehen den Major von Mechow in der angegebenen Weise ausgestattet. Diese Verfügung hat in den unmittelbar berührten Kreisen umsomehr Aufsehen und Befremden erregt, als der Major für seine schwierige Aufgabe nicht befähigt genug gehalten wird, und als außerdem die begründete Ansicht herrscht, das neben diesem amtlich bestellten Afrikaforscher die Reisenden der Geographischen Gesellschaft bei den Portugiesen, die hohen Werth auf Aemter und Würden legen, einen schweren Stand haben und viel weniger Förderung finden werden. Man beabsichtigt, das Verfahren der Reichsregierung in dieser Angelegenheit während der nächsten Session des Reichstags mit zur Sprache zu bringen. A. G.

Elektrische Beleuchtung auf der Post in Berlin. Mittwoch, den 31. Oktober d. J., wurde in der am folgenden Sonntag zur Eröffnung gelangten neuen Gepäckannahmehalle für das berliner Hofpostamt in der Spandauer Straße eine Probe mit den Jabloschkoff'schen Kerzen gemacht. Die durch neun korinthische Säulen geschmückte prächtige Halle, in der jetzt ein Oberpostbeamter mit 14 Beamten und 60 Unterbeamten thätig ist, war von 49 Gasflammen beleuchtet, als plötzlich wie mit einem Schlage vier dieser Jabloschkoff'schen Kerzen entzündet wurden und ihr blendendes Licht tageshell über die Hallen und weit über deren Grenzen hinaus in Straßen und Höfe bei der Post verbreiteten. Die Gasflammen erschienen daneben wie schlechte Oelflammen in röthlich-grauer Färbung, und ihr Verlöschen bewirkte nicht die geringste Abnahme der Beleuchtung. Proben mit Lesen und Schreiben in den entferntesten Winkeln der Halle wurden durch den glänzendsten Erfolg gekrönt, und es kann schon jetzt als höchst wahrscheinlich betrachtet werden, daß alle größeren Arbeitssäle der deutschen Post nach und nach elektrische Beleuchtung erhalten werden. A. G.

Die Alten dachten sich die Gestalt der Erde bekanntlich anders, als wir sie erkannt haben. Die Hebräer hielten ursprünglich die Erde für eine runde, vom Okeanos, dem Weltmeer, umflossene Scheibe. Die griechischen Philosophen der späteren Zeit waren jedoch mit dieser Anschauung nicht zufrieden und machten sich die verschiedenartigsten Vorstellungen von der Gestalt unseres Planeten. Nach Thales war der Himmel eine Hohlkugel, welche die auf dem Wasser schwimmende, walzenförmige Erde umschloß, wie die Schale das Ei. Auch Alexander von Milet erklärte sie noch genauer als eine flache Walze, die aber nicht vom Wasser, sondern von der Luft getragen werde. Empedokles behauptete, die Erde sei eiförmig. Daneben hielten sie andere auch für einen Kegel, eine Pyramide, ja sogar für einen Würfel. A. G.

Lebensweisheit aus der guten alten Zeit. In dem 1715 zu Bremen erschienenen „Rituale nuptientium oder Beschreibung der Hochzeitsgebräuche, welche unter den bekanntesten Völkern üblich sind", finden sich folgende Weisheitssprüche:

> Eine harte Nuß, ein stumpfer Zahn,
> Ein junges Weib, ein alter Mann,
> Zusammen sich nicht reimen wol,
> Seines Gleichen ein jeder nehmen soll.

Ferner:

> Wenn du willst das Mägdlein han,
> So schau zuvor die Mutter an;
> Ist dieselb' von guten Sitten
> So magst du um die Tochter bitten.

Als ein Beleg für die derbe Art des Verkehrs und die untergeordnete Stellung der deutschen Frau in vergangenen Jahrhunderten nachfolgenden prosaischen Satz: „Ich halte meine Frau, sagte jener vor dem Richter, wie ein anderer seinen sammeten Pelz. Wenn der nicht zum längsten über den dritten Tag ausgeklopft wird, so kommen gar bald die Motten hinein, und wird er gar bald verdorben." A. G.

Mittheilung.

Nachdem Herr Dr. Resau wegen Ueberhäufung mit größeren wissenschaftlichen Arbeiten die Redaktion unseres ärztlichen Briefkastens niedergelegt hat, ist es der Unterzeichneten nach längeren Verhandlungen mit mehreren Herren Aerzten gelungen, in Herrn Dr. Meierstein einen Nachfolger zu gewinnen, der diesen schwierigen Theil der Redaktion unseres Blattes mit derselben Gewissenhaftigkeit und eminenten Sachkunde weiterführen wird, wie Herr Dr. Resau zur hohen Befriedigung so vieler Leserkreise es gethan. Red. der „Neuen Welt".

Aerztlicher Briefkasten.

Um dem Wunsche vieler Leser der „Neuen Welt" Genüge zu leisten, hat der Unterzeichnete die Redaktion des „Aerztlichen Briefkastens" übernommen, nachdem Herr Dr. Resau wegen überhäufter Geschäfte darauf verzichten zu müssen erklärte. Die Grundsätze bei Beantwortung ihm überwiesener Anfragen werden im wesentlichen mit denen seines Vorgängers übereinstimmen. Unbedingt ausgeschlossen von der öffentlichen Beantwortung sind Geschlechts- und Frauenkrankheiten, sowie solche Fälle, die nur für den Fragesteller Interesse haben. Die private Beantwortung derartiger Anfragen bleibt besonderen Vereinbarungen vorbehalten. Korrespondenzen werden unter der Adresse der Redaktion der „N. W." mit der Aufschrift: „Für den ärztlichen Briefkasten" erbeten.

Bremen. H. F. J. Gegen Ihren chronischen Rheumatismus dürfte sich der regelmäßige Gebrauch von römisch-irischen Bädern bewähren. Der äußerliche Gebrauch von Einreibungen, z. B. mit Fichtennadeläther, Opodeldok u. s. w. lindert zwar die Schmerzen, aber das Leiden selbst wird nicht geheilt, wenn nicht die Hautthätigkeit energisch angeregt wird.

Naunhof. Arthur L. Es kommt bei Flechten immer auf die Art derselben an, wenn man ein Heilmittel dagegen empfehlen soll; denn es gibt Bläschenflechten, Gürtelflechten, Ringflechten, Schmutzflechten, Kleienflechten, Schuppenflechten u. s. w. So gern wir also Ihre Frage beantworteten: „Welches ist das beste Heilmittel für Flechtenkrankheit?" so unmöglich ist uns dies.

Hamburg. C. H. Bei Mastdarmvorfällen der Kinder nützt das Aufstreuen eines Pulvers, welches aus gleichen Theilen Gummi arabikum und Kolophonium (feingepulvert) besteht. Nach dem Aufstreuen drängt man den Vorfall vorsichtig zurück. Zweckmäßig ist es, wenn Sie das Kind nicht auf den Topf, sondern den Stuhl in horizontaler Stellung in ein Stechbecken entleeren lassen. Wegen Ihres ältesten Sohnes müssen Sie dortige Aerzte fragen.

Rhoda. W. S. Da jener „Haardoktor" nicht allzu unverschämt mit seiner Forderung für sein Geheimmittel ist, so können Sie ja den Versuch machen, ob Sie Ihr Haupthaar, welches durch Trichophytonwucherungen zugrunde gegangen ist, dadurch wiedererlangen. Wir glauben, beiläufig gesagt, nicht daran, denn der Haarpilz (Trichophyton tonsurans) zerstört bei längerer Dauer des Leidens auch die Haarkeime.

Mülsen. C. F. Auch im Rindfleisch findet sich mitunter eine Finne, welche, in den menschlichen Körper gelangt, zur Entstehung eines Bandwurms Veranlassung geben kann. Und zwar ist dies der sogenannte unbewaffnete Bandwurm oder Kanalwurm, welcher viel schwerer abzutreiben ist, als der Kürbisbandwurm. Es ist also besser, kein rohes Rindfleisch zu essen.

Berlin. P. M. Sie fragen uns, ob die Folgen gewisser Jugendsünden so schrecklich seien, wie sie in den Büchern „Der persönliche Schutz" und „Der Jugendspiegel" geschildert sind? Wir antworten Ihnen darauf, daß wir diese Bücher für schrecklicher halten und Ihnen rathen, keine Quacksalberei zu brauchen, sondern keusch und züchtig zu leben, dann werden jene unangenehmen Erscheinungen bald verschwinden.

Die öffentliche oder private Beantwortung folgender Briefe erscheint uns nicht recht thunlich: von A. M. in O. bei Zürich; Frau E—e, R. B. und K. E. in Berlin; Johann M. in Hamburg; W. M. in Barmen. Dr. Meierstein.

Zur Beachtung.

Der Unterzeichnete ersucht die Abonnenten der „Neuen Welt" hiermit zu wiederholtem male, in Angelegenheiten des Vertriebs, d. h. in Sachen, welche in erster Linie die Expedition des Blattes angehen, wie mit Bestellungen, Sendung des Abonnementsbetrages oder dergleichen, sich **nicht** an ihn, sondern zur Vereinfachung der bei einem so weit verbreiteten Blatte, wie die „Neue Welt", ohnehin sehr umfänglichen und mannichfach komplizirten Geschäfte sich nur an die Expedition, Färberstraße 12, wenden, alle Briefe und Sendungen in Redaktionsangelegenheiten dagegen immer direkt an ihn (Plagwitzerstraße 20) adressiren zu wollen. **Bruno Geiser,**
Redakteur der „Neuen Welt".

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 9. Jahrg. IV. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Valerie hatte rasch einen Handschuh angezogen und nahm nun ohne Umstände dem Onkel den Kaffeetopf aus der Hand. „Die Fortsetzung besorge ich," sagte sie mit ihrem graziösen Lächeln, und damit waren natürlich alle zufrieden. Die Baronin hatte sich vorgenommen, den Kaffee heimlich auszugießen, als aber die Gräfin ihn lobte, versuchte sie ihn ein wenig und fand, daß er wirklich gut war. Anerkennung erfolgte hierauf von allen Seiten. Selbst der General schien zufrieden. Valerie reichte den Kuchen herum und das Obst, und man griff wacker zu. Man begann sich behaglicher zu fühlen und der Professor kam in die liebenswürdigste Stimmung. Der Kuchen schmeckte ihm besonders, er hätte noch niemals einen so ausgezeichneten zu essen bekommen, sagte er; er vertilgte auch ganz unglaubliche Quantitäten davon, und als er hörte, die Gräfin wäre es, der man diesen guten Einfall zu verdanken gehabt habe, wurde er gegen die muntere Frau ganz besonders galant. Der General bot nun Cigarren herum und die Herren begannen zu rauchen.

Die Frau Baronin war die erste, welche bat, man möchte doch nach dem Wagen sehen, sie wünsche, bald nach Hause zu fahren. Dienstfertig sprangen der Hauptmann und Ewald zugleich auf, aber der erstere bestand darauf, den Wunsch der Frau Baronin allein in Ausführung zu bringen, und er setzte es durch, daß Ewald zurückblieb. Der Hauptmann entfernte sich und bald darauf kam Kathrein heraus, um das Geschirr abzutragen.

Man machte ihr Komplimente über den ausgezeichneten Kaffee, den sie bereitet hatte; die gute Person gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit. Sie schlug die Augen nieder und betrachtete bald ihren rechten, dann ihren linken Stiefel, endlich steckte sie die ganze Faust in den Mund und begann daran zu kauen, alles mit dem unverrückbarsten Ernst in Haltung und Mienen. So stand sie noch, als im Hause eine helle, jugendliche Stimme ihren Namen rief. Die Gäste des Professors blickten erstaunt und fragend auf, dieser nickte befriedigt.

„Es ist die Nandl," sagte er, „möchte nur wissen, ob sie einen guten Fang gethan."

„Kathrein," rief es drinnen abermals, „Kathrein, du allerschönstes Wirbelthier, wo steckst du denn? Ich habe dir einen Aal gefangen, hörst du, einen Aa—a--al!" Mit der Bravour einer Primadonna wurde dies letzte Wort, nachdem es staccato die Skala durchlaufen, herausgeschleudert.

Alles lachte, Kathrein aber lief rasch in's Haus.

„Diese Nandl hat eine gesunde Brust," meinte Ewald.

Im nächsten Augenblick erschien ein kleines, zartes Wesen auf der Schwelle, das in raschen, fliegenden Sätzen herankam. Als es die fremden Personen, die glänzenden Uniformen erblickte, blieb es mit einem Ruck wie angewurzelt stehen und starrte mit seinen großen, braunen Augen alle der Reihe nach an.

Auf den Gesichtern der also Betrachteten spiegelten sich Neugier und Erstaunen in einem kaum geringeren Grade. Sie blickten auf das kleine Mädchen, das ihnen abstoßend und anziehend zugleich erschien. Es mochte nicht über fünfzehn Jahre alt sein, der kleine Körper war eckig und unausgebildet, und man konnte dies sehr wohl bemerken, denn ihre Tracht zeigte nicht die Prätension, darüber hinwegzutäuschen. Nandl trug ein grobes, weißes Hemd, dessen um den Hals gelockerter Zug dasselbe auf einer Seite herabfallen ließ, sodaß die zarte, bräunliche Achsel sichtbar wurde. Ein dunkler, wollener Rock schloß knapp und eng um ihre schlanken Hüften; da sie stundenlang im Wasser herumgewatet war, hatte sie ihn, um ihn nicht zu beschmutzen, hinaufgezogen und ihn rückwärts mit einer Nadel zusammengesteckt, er ließ die nackten Füße hervortreten, die trotz ihrer Magerkeit von untadelhafter Form waren, was wohl seltener ist, als man gewöhnlich glaubt. Dennoch bot der Anzug dieses Mädchens nichts Absonderliches. Dergleichen schlechtbekleidete Kinder sieht man auf dem Lande während des Sommers häufig genug herumstreichen, aber die Haltung, die ungewöhnliche Zartheit der Formen, und namentlich der Kopf dieses jungen Geschöpfes in seinem malerischen phantastischen Aufputz waren auffallend und wirkten in der That befremdend. Dieser Kopf zeigte den vollkommenen Typus einer Südländerin, und nur ein Kind des Südens weiß ihn auf diese Weise zu schmücken. Das große, schöne Blatt des Huflattich war wie ein Hut auf dem blauschwarzen Haar befestigt und beschattete Stirn und Augen, die aus diesem Halbdunkel feurig hervorblitzten. Ueber die zarten, kaum gerötheten Wangen und die untere Partie des Gesichts, mit dem etwas zu stark hervortretenden Kinn, legten sich Sonnenreflexe und verliehen dem dunklen Teint eine goldige Färbung, das Entzücken des Südländers, die aber einem nordischen Auge zu braun und deshalb unschön erscheint. In eine lange Flechte ihres Haares hatte sie die verschiedensten federartigen Gräser und Farren gewunden, die von jedem Windhauch bewegt, über der entblößten Schulter sich schaukelten. So stand sie; in der einen Hand die lange, dünne Angelruthe, auf die sie sich etwas stützte, in der andern einen Halbstiefel, der seiner Größe wegen nicht der ihre sein konnte, und den sie an seinem

oberen Theile fest zusammenhielt. „Nun, Nandl,“ fragte der Professor, „hast du mir eine hübsche Anzahl Würmer gebracht? Hast du vielleicht auch eine Lamprete erwischt?“ Sie nickte ein klein wenig mit dem Kopfe. „Ist alles drinnen?“ Ihre Augen wendeten sich nicht von den Uniformen ab. „Wirklich, Kind, die Lamprete auch? Wo hast du sie denn gefunden?“

„Im Quellsande.“

„Heißen Sie doch Nandl näher kommen,“ äußerte sich die Gräfin gütig; „die Kleine scheint sehr furchtsam zu sein.“

„Das habe ich bisher noch nicht an ihr bemerkt,“ versetzte Wüst humoristisch.

„Was ist denn das für ein Geschöpf?“ riefen Thekla und die Baronin. „Das ist ein Zigeunerkind!“

„Wohl möglich,“ lachte Ewald, „sie hat einen so aparten Reiz. Ich für meinen Theil finde die kleine Sonnverbrannte höchst pikant.“

„Sie erscheint mir, als wäre sie aus einem Bilde von Murillo getreten,“ bemerkte Hans.

„Phantastisch genug sieht sie aus,“ ergänzte die Gräfin, „und dennoch erscheint alles so ungesucht, so unabsichtlich bei ihr.“

Der Professor fing zu lachen an. „Sie meinen doch nicht am Ende gar, die Nandl hätte sich absichtlich schön gemacht? Nein, soweit sind wir mit ihr noch lange nicht, die hat noch keine Berechnungen, die hat einstweilen nur Instinkte. Aber, komm doch näher, Nandl, rühre dich!“

Aber Nandl rührte sich nicht von der Stelle; nur mit der Angelruthe deutete sie gegen die Herren hin. „Die da?!“ sagte sie in einem ungewissen Tone, der zwischen erschreckter Neugier und fragender Verwunderung die Mitte hielt.

„Die Uniform sticht ihr in die Augen,“ bemerkte mit einigem Wohlgefallen der General.

„Das pflegt bei Halbwilden der Fall zu sein,“ scherzte die Gräfin.

„Bei Mädchen überhaupt,“ betonte Ewald, indem er einen aufmunternden Blick der Kleinen zuwarf.

„Was heißt das, ‚die da‘?“ fragte der Professor, Nandl in Ton und Geberde nachahmend. „Was willst du damit sagen? Sprich, bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen.“

„Wen wollen sie denn fangen?“ platzte Nandl heraus.

Man sah sich verdutzt an. Was meint sie damit, fragte man sich gegenseitig.

Aber Ewald sprang auf sie zu: „Dich möchte ich fangen, du kleiner Kobold.“

Nandl that einen Satz zurück. „Ich bin keine Diebin, ich habe nichts gestohlen!“ rief sie in energischer Zurechtweisung.

„Meinst du, ich laufe Diebinnen nach?“ lachte Ewald.

„Ich weiß schon, ihr habt stets mit dem schlechtesten Gesindel nur zu thun. Deshalb tragt ihr ja auch den Säbel an der Seite.“

„Das ist köstlich, das ist unbezahlbar!“ schrie der Professor auf, und er schlug sich dabei vor Vergnügen auf die kleinen Beine. „Meine Herren, die Nandl hält Sie allesammt für Gendarmen.“

„Oho!“ machte der General, wie in seiner Würde verletzt. „Wir sind Offiziere der Armee, mein Kind.“

„Ich glaube, sie hat ihr Lebtag nichts von ihnen gehört und gesehen.“

„Ich bin General!“

Die Kleine betrachtete ihn mit höchstem Mißtrauen, dann wendete sie sich mit einem raschen Blick an den Professor: „Warum sind sie denn mit ihren Waffen hierher gekommen, sie haben doch nichts Böses gegen Sie oder gegen das Haus im Sinn?“

Alle lachten; aber der General erhob sich mit Würde: „Mit diesem guten Degen schützen wir das bedrohte Vaterland, mein Kind.“

„Dann schützt es, wo es bedroht ist, aber hier bei uns ist garnichts bedroht, und keinen Krieg gibt's hier auch nicht, und (sie wandte sich wieder an den Professor) ich an Ihrer Stelle thät' es garnicht leiden, wenn die mit ihren Mordwaffen in ein friedliches Haus eindringen.“

„Schweig' Nandl,“ sagte der Professor, „das sind meine Gäste, und das übrige verstehst du nicht.“

Nandl drehte sich um und schritt dem Hause zu.

„Sie sprach ein großes Wort gelassen aus,“ meinte Hans, indem er ihr lächelnd nachsah.

„Das ist ein netter Racker, den Sie Sich da großgezogen haben, Herr Professor,“ sagte der General in einem ziemlich aufgebrachten Ton. „Die hätte uns, glaube ich, am liebsten gleich alle zur Thür hinausgeworfen.“

„Ich finde sie höchst ergötzlich, lieber Henri,“ versicherte die Gräfin.

Der Professor aber schüttelte bedeutsam den Kopf. „Sie dürfen mir keine Vorwürfe machen, Sie haben es wohl noch nie erfahren, wie schwer es ist, einen Kopf wie diesen da, mit soviel gesundem Verstand und so wenig Kenntniß der Welt, für unsere Begriffe und Anschauungen zurechtzusetzen; ich komme mir ihr gegenüber manchmal recht dumm vor; und dann ist sie so schartig, und ich habe nicht die Zeit, sie zu glätten. Der Stefan hat es unternommen, ihm gehorcht sie auch, aber er zweifelt selbst daran, diesem Wildfang jemals etwas von den Tugenden der Demuth und Sanftmuth beizubringen.“

„Sie ist wohl entsetzlich verwahrlost,“ klagte Thekla.

„Schauerlich unwissend,“ polterte der General.

Der Professor zuckte die Achseln. „Sie ist niemals in eine Schule geschickt worden, die hat noch nicht viel aus Büchern gelernt.“

„Sie hat doch Eltern?“ fragte die Gräfin.

„Nur eine Mutter, die schlägt sie wohl tüchtig, sonst kümmert sie sich jedoch nicht viel um sie. Die Kleine war von Kindesbeinen an sich selbst überlassen.“

Die Gräfin schlug die kleinen, weißen Händchen zusammen. „Es ist unglaublich, daß es Mütter gibt, die ihre Kinder in dieser Weise vernachlässigen.“

„O, in diesen niederen Klassen herrscht eine schreckliche Gemüthsroheit,“ wimmerte Thekla, indem sie die Augen verdrehte.

„Der Vater dieses Mädchens ist vor einigen Jahren gestorben, die Mutter ist gänzlich mittellos, sie wollte die Kleine zum Betteln anhalten, aber es steckt viel Stolz und Trotz in diesem Kinderkopf, sie bettelte niemals, aber da sie nichts gelernt hat und Schläge bekommt, wenn sie des Abends weder Geld noch Brot nach Hause bringt, so hatte sie eine eigenthümliche Industrie ersonnen: Sie fing Blutegel und zwar in großer Anzahl. Der Apotheker in Seekirchen, dem sie sie brachte, versendete sie weit und breit, und ich glaube, er hat kein schlechtes Geschäft dabei gemacht, obwohl er der Nandl nur einige Kreuzer zahlte. Stefan, der sie beobachtete, konnte die jämmerliche Existenz des Kindes endlich nicht länger mehr mit ansehen. Sie hatte stets die Beine wund von den Bissen der Egel, die sich daran gehängt und die ihr Blut sogen, sie kam auch merklich herunter, und da brachte er sie denn eines Tages zu mir und bat mich, ich möchte mich ihrer annehmen. Nun, ich kann sie schon brauchen, sie ist anstellig und gelehrig, sie fängt mir die Thierchen zusammen, die ich haben will, sie versteht es, sie in ihren Schlupfwinkeln aufzugreifen, sie verschafft mir auch das Futter für sie, dann unternimmt sie Botengänge nach Seekirchen, und die Kathrein hat in der Küche hie und da ebenfalls für sie zu thun. Sie benimmt sich klug bei allem, aber zahm —“ Ein zorniger Aufschrei Nandls unterbrach ihn. Ewald war ihr nachgegangen, und, eben als sie in das Haus treten wollte, hatte er sich vor die Thür gestellt und ihr scherzend den Eingang verweigert. Sie forderte ihn wiederholt auf, sie vorbeizulassen, als er aber mit einigen derben Späßen antwortete, warf sie die Angelruthe nach ihm. Er lachte und versuchte ihre Hand zu fassen, sie aber wandte sich von ihm ab und kam nun gegen den Tisch herangelaufen, auf die Personen zu, die sich soeben von ihren Schicksalen unterhalten hatten.

„Er soll mich in's Haus lassen!“ rief sie in einem zornigen Tone. „Ich will hinein, und er muß mich hineinlassen! Befehlen Sie es ihm, Professor.“

„Sei nicht gleich böse, du kleines Ding,“ sagte die Gräfin begütigend. „Komm her, nein, noch näher, er hat ganz recht, der hübsche Offizier, wenn er dich nicht fortläßt, wir wollen dich ja erst ansehen, ganz genau, von allen Seiten wollen wir dich betrachten, du bist so wunderbar!“ Die Gräfin lachte und ergriff die Näherkommende, die sie ihrerseits ebenfalls neugierig, aber mit einem nicht grade freundlichen Blicke ansah, bei der Hand. „Du gefällst uns sehr gut, hast dich aber auch ganz prächtig herausgeputzt mit diesem Grünzeug.“

Nandl riß den Huflattich vom Kopf und zerrte mit unbarmherzigen Griffen die verschiedenen Gräser aus ihren Haaren. Die Damen schien das zu ergötzen, sie lachten.

„Sie hat die rapiden Bewegungen einer Katze,“ bemerkte die Gräfin. „Du willst also nicht schön für uns sein? Du willst uns nicht gefallen?“

„Ihr gefallt mir auch nicht.“

„Eine reizende Offenherzigkeit; aber Nandl, ich hoffe, dich zu versöhnen. Wir haben hier feinen, süßen Kuchen (die Gräfin

brachte ihr, als wollte sie sie locken, ein Stück davon vor die Augen), du sollst davon haben, soviel du willst, aber vorher sollst du uns noch einen ächten und rechten Gebirgsjodler hören lassen. Du kannst doch singen?"

„Sie soll uns dazu mit ihren nackten Beinen einen G'strampften tanzen," befahl der General.

„Ja, ja, einen G'strampften!" riefen die Damen, „das kann lustig genug aussehen."

„Also, vorwärts, marsch, heb' deine Beinchen!" kommandirte der alte Wachtler. Dann nahm er aus seiner Tasche ein Zwanzigkreuzerstück und warf es ihr vor die Füße. „Da, schwarzer Racker, damit wird deine Kunst doch fürstlich belohnt sein."

Nandl kreuzte die Hände sammt ihrem Stiefel, den sie bisher noch nicht losgelassen hatte, auf dem Rücken und musterte mit feindseligen Blicken einen nach dem andern.

„Nun, willst du keinen Kuchen haben?" — „Willst du keinen Zwanziger dir verdienen?"

„Nein," sagte Nandl kurz und barsch.

„Ah, die Nandl ist stolz!"

„Die Nandl ist unbestechlich!"

„Boshaft ist der kleine Racker und eigenwillig und keck."

„Meine Damen, wollen Sie Sich nicht die neueste Frisur betrachten?" scherzte Ewald, der von rückwärts nahe an Nandl herangetreten war, und nun auf ihren Hinterkopf zeigte.

„Was hat sie denn? Was ist's mit ihr?" fragten sogleich sämmtliche ältere Damen.

„Jedenfalls etwas höchst Originelles, etwas in den Annalen der Frisirkunst noch nie Dagewesenes. Sehen Sie nur, sie hat aus dem einen Theil ihres Haares eine lange Flechte gemacht und den andern kurz verschnitten."

„Wo denn?" — „Wie denn?" — „Drehe dich doch um, das müssen wir sehen!" riefen die Damen, und als Nandl unbewegt stehen blieb, standen sie auf, um diese Sonderbarkeit in der Nähe zu betrachten.

Auch Valerie, die bisher zurückhaltend sich gezeigt und das junge Mädchen in keiner Weise belästigt hatte, kam neugierig nun gleichfalls an sie heran. „Ach, das ist merkwürdig," sagte sie.

„Ewald hat recht, — nein, es sieht zu komisch aus!" riefen die andern.

„Sage mir nur, Kind, was du gemacht hast, und weshalb du die ein Hälfte deines Haares abgeschnitten?" fragte die Gräfin, indem sie das Mädchen fast gewaltsam zu ihrem Sitz heranzog.

„Antworte doch," begann Valerie freundlich und sanft, „die Frau Gräfin hat dich gefragt, und auch ich möchte gerne wissen, was du mit deinem Haar angefangen."

„Ich habe es verkauft," sagte Nandl, indem sie mit einer gewissen Vertraulichkeit sich an Valerie allein wandte.

„Verkauft, weshalb denn?"

„Meine Alte brauchte einmal Geld, und der Jude hat mir zwei Gulden dafür gegeben."

„Da hättest du schon das Ganze abschneiden und verkaufen sollen, es wäre besser gewesen," bemerkte die Baronin trocken.

„Das wird sie auch thun, sobald sie wieder einmal zwei Gulden braucht," polterte der General dazwischen.

Nandl warf ihm einen raschen, ärgerlichen Blick zu. „Oho, das gibt's nicht!" entgegnete sie entschieden. „Den Zopf gebe ich nicht her, weil ich ihn selber brauche."

„So, zu was denn?"

„Ich flechte mir die Leine für die Angel daraus."

„Wie, du benützest dein eigenes Haar als Leine?"

„Das reißt niemals, und ich habe nicht erst nöthig, die kecken Knechte um Roßhaare zu bitten."

„Das Bitten fällt dir wohl sehr schwer? Und da schneidest du stets einige Haare heraus?" fragte Valerie.

„Ich reiße sie heraus, es thut nicht sehr weh."

„Nandl, das ist barbarisch, das darfst du nicht thun," sagte Valerie theilnehmend, und sie ergriff freundlich deren Hand, „schon deshalb nicht, weil du dein Haar schonen sollst, es ist so schön."

„Schön?" wiederholte Nandl, wie für sich, dann sah sie forschend in Valeriens Augen, als wolle sie erkunden, ob diese trotz ihres sanften Tones sie nicht gleichfalls zum besten halten wolle.

„Du siehst so ungläubig aus," scherzte Ewald, der ihr wieder ganz nahe getreten, „aber auch ich finde dein Haar bewundernswerth."

„Es ist grob wie Roßhaar," bemerkte Thekla naserümpfend, und die Flechte, die sie soeben prüfend untersucht hatte, hinwegschnellend.

„Deshalb erscheint dies Haar eben so dicht, so dicht. Man könnte die Hand darein vergraben."

Ewald versuchte es thatsächlich. Nandl warf den Kopf zurück und schlug mit der Hand nach ihm, zugleich einen zornigen Schrei ausstoßend. „Er soll mich nicht anrühren, der da! Ich will es nicht, und ich brauche dies von einem Manne nicht zu leiden! Der Stefan hat es mir gesagt."

Ewald sah ihr keck in die Augen. „Ein strenger Moralist, dein Stefan."

Nandl biß die Zähne übereinander und stampfte mit dem Fuße auf.

Der General brach über die ohnmächtige Wuth des kleinen Dinges in Lachen aus. Die Damen kicherten. Hans, der lautlos dagesessen, aber mit tiefem Unwillen der ganzen Szene gefolgt war, erhob jetzt, die ihm eigene Schüchternheit überwindend, seine Stimme: „Ich dächte, es wäre nun genug des Scherzes mit diesem armen Kinde; Professor, schicken Sie sie doch hinein."

Wüst, den dies Gebahren ebenfalls peinlich berührt hatte, rief sogleich: „Entferne dich, Nandl, du hast hier nichts mehr zu thun, du bist zu unartig!"

„Nicht doch, Professor, lassen Sie sie uns noch," bat die Gräfin in ihrem muntern Tone. „Sie ist ja so drollig, und je zorniger sie wird, desto possirlicher erscheint sie mir. Die Kleine hat Leidenschaften, ich versichere Sie; sehen Sie nur, wie grimmig sie mich anblickt, wie sie ihre Zähnchen aufeinander beißt, hahaha, es ist zu komisch!"

Ewald faßte sie beim Kinn. „Sie hat ein festes Gebiß, die Nandl."

Diese aber wandte sich blitzschnell um und, ihren Stiefel erhebend, führte sie mit demselben einen tüchtigen Hieb nach ihm, der ihn, obwohl Ewald ebenso schnell zurücksprang, doch an die Schulter streifte.

„Du Teufelsrange, nach einem Offizier schlägt man nicht!" rief der General wüthend.

Die Damen aber, über die sich plötzlich ein Sprühregen ergossen hatte, kreischten auf. „Sie hat Wasser in ihrem Stiefel, es kann nicht anders sein, unsere Kleider sind davon durchnäßt!"

„Wie, du hast Wasser im Stiefel?" fragte der Professor.

„Ja, freilich habe ich Wasser darin und hübsch viel, und dann habe ich noch etwas darin." Ueber die eben noch zornig erregten Züge der Nandl zuckte es plötzlich wie ein Strahl heimtückischer Schadenfreude.

„Und so behandelst du deine gute Beschuhung?" sagte der Professor, halb lachend, halb ärgerlich.

„Es ist nicht die meine."

„Ich glaube es wohl, aber ich habe meine besten Stieflettchen dir geschenkt, damit du nicht baarfuß herumlaufen sollst, wie ein Bettelmädchen."

„Sie haben Sie mir geschenkt, weil sie Ihnen die Zehen wundgedrückt haben, Professor, mir sind sie aber deshalb doch noch viel zu groß, und ich danke schön für eine Beschuhung, in der ich niemals laufen, sondern nur humpeln kann und dabei noch Gefahr laufe, den Fuß zu brechen."

„Es ist schon gut, Nandl, du sollst eigene Stiefeln bekommen, aber jetzt geh, geh, sag' ich dir."

„Nein, jetzt bleibe ich!" rief die Nandl keck, und wieder leuchtete es recht boshaft in ihrem Gesichte auf.

„Die schönen Madamen da, die bei mir alles so neugierig bis auf den Grund untersuchen, die müssen doch auch sehen, was ich da drinnen habe, nicht wahr? Freilich, Sie müssen es sehen, es ist etwas sehr Hübsches, — warten Sie nur!" Sie hielt ihnen den Stiefel entgegen. „Etwas sehr Lustiges, gucken Sie her! Sie lachen gern, aber ich auch! Komm, komm!" Sie stülpte den Stiefel, den sie an seiner Oeffnung bisher krampfhaft umschlossen gehalten, plötzlich um und schlug auf die Sohlen. „Heraus mit dir, Quaker!"

Ein grüner, riesiger Wasserfrosch sprang hervor und froh, seinem Gefängnisse entronnen zu sein, mit einem mächtigen Satz über den Kopf der zunächst sitzenden Gräfin hinweg auf Theklas Schulter und fiel, von dieser hinweggeschleudert, in den Schoß der Baronin.

(Fortsetzung folgt.)

Lagerplatz einer afrikanischen Expedition auf der Flußreise nach dem oberen Ogowé. (Seite 107.)

Zwei Afrikareisen.

In Ausführung einer früheren Ankündigung, von Zeit zu Zeit Musterung über die wichtigsten, interessantesten und hervorragendsten Erscheinungen der neuesten englischen Literatur zu halten, wollen wir diesmal bei zwei Werken verweilen, die sich beide auf den neuerdings so eifrig durchforschten und gleichwohl noch so geheimnißvollen afrikanischen Kontinent beziehen.

„A Thousand Miles up the Nile" („Tausend Meilen nilaufwärts"), in zwei Bänden, betitelt sich das erste, von der Schriftstellerin Amelia (Amalie) B. Edwards, der die englische Literatur schon eine ganze Reihe guter Werke verdankt, deren eines übrigens („Untrodden Peaks and unfrequented Valleys", „Unbestiegene Gipfel und unbesuchte Thäler") uns dieselbe als ebenso erfahrene als sinnige Reisende zeigt. 964½ Meilen (englische nämlich) müßte es eigentlich, genau genommen, heißen, von Alexandria nämlich bis zum zweiten Katarakt. Mit Recht frägt man sich zunächst, wozu die beschreibende Literatur über Aegypten noch um ein Werk vermehren? Nun, die Antwort darauf hat zu lauten, daß dieses Werk grade das Justemilieu ist zwischen den gelehrten Darstellungen der selten selbst reisenden eigentlichen Aegyptologen und gewerbsmäßigen Reisebeschreibungen, deren Verfasser Sinn und Geschichte der von ihnen geschilderten Gegenstände nicht kennen. Bei Fräulein Edwards hingegen macht alles den Eindruck des Erlebten und durchaus wahrheitsgetreu Dargestellten, gleichmäßige Sauberkeit der Ausführung bildet den wohlthuenden Rahmen des Ganzen, während ein reichliches Material gelehrter Fußnoten den Respekt vor dem weiblichen Autor nur erhöhen kann. — Die Veranlassung zu dieser Reise war eine höchst originelle: buchstäblich die Suche nach schönem Wetter! Mit einer Freundin nach Mittelfrankreich zu Skizzirzwecken ausgeflogen und von andauerndem Regen verfolgt, ging's südlicher und südlicher, ganz Italien entlang, bis man nach — Kairo kam! Einmal aber da, übte Aegypten seinen ganzen Zauber aus! Denn in Aegypten, so merkwürdig unverändert auch seit Jahrtausenden die Landessitten — so z. B. wird noch mit demselben Pfluge gepflügt, wird der Kopf eines geschlachteten Schafes den Armen gegeben, ist die mit Hackefleisch gefüllte Gurke noch das Lieblingsessen, tragen Knaben noch dieselben Seitenlocken, die des jugendlichen Ramses II. Stirne schmückten 2c. — alles wie vor 6000 Jahren! — so staunenswerth Vieles in kürzester Zeit auch entdeckt und enthüllt worden — — in Aegypten bleibt doch immer noch genug des Unerforschten übrig (wie sich denn z. B. der eigentliche Sinn des alten Kultus noch immer hartnäckig unserer Kenntniß entzieht), des Unerforschten, das dem Lande den Charakter des Mysteriösen verleiht. Ja, Aegypten ist so recht das Land der Alterthumsforschung und ein über alle Maßen ergiebiges Gebiet.

Der Gothenkönig Fridigern und Kaiser Valens. (Seite 108.)

Der erste Ausflug von Kairo aus galt natürlich den zu Wagen etwa 1½ Stunden entfernten Pyramiden des Cheops und Chephren. Schon mancher Reisende, der diese Wunderwerke nur von der Eisenbahn aus gesehen, rief enttäuscht: „Das also sind die berühmten Pyramiden!“ Man muß eben erst ganz nahe herangekommen sein, um den wahrhaft überwältigenden Eindruck zu erfahren, den sie, namentlich die große des Cheops, bereiten: Himmel und Sonnenlicht buchstäblich verfinsternd und in der Seele für nichts Raum lassend, als für bewunderndes Grauen! Von den Größenverhältnissen derselben ist vielleicht mehr als jede Angabe von Maßen, einen Begriff zu geben, die Mittheilung geeignet, daß die Araber vor 500 Jahren die Pyramiden ihrer äußeren Steinverkleidung beraubten und davon allein — Paläste und Moscheen erbauten. Der ägyptische Kalkstein wird durch die Sonnenglut prachtvoll goldbraun, und bei gewissen Beleuchtungen sehen die Pyramiden daher wie eine einzige Masse Gold aus. Ueber 60 Jahrhunderte, im siebenten Jahrtausende stehen diese Kolossalbauten, — wer vermag dies zu fassen! Auf dem Rückwege werden wir noch einmal hier zu verweilen haben.

Die eigentliche Nilfahrt wird am besten, wenn auch nicht grade am schnellsten und billigsten*), auf einer „Dahabijeh“, einem altmodischen, aber auf dem Nil hochpraktischen Holzschiffe unternommen. Auch in topo- und geographischer Hinsicht ist Aegypten ein höchst interessant zu bereisendes Land, denn während man auf andern Reisen immer nur auf einer gewissen, mehr oder weniger schmalen Linie das Land durchzieht, übersieht der Nilreisende, der Breite nach, stets ganz Aegypten. — Die Reise geht über Bedreshayn weiter nach Sakkara, wo das Plateau mit Marmorbruchstücken, Topfscherben, Alabastertrümmern, gebleichten Gebeinen, bunten Gewandfetzen und einer verdorrten, schwammähnlichen Substanz weit und breit bedeckt ist. Eine so gründliche, vielhundertmalige Durchsuchung dieser Stätte nach Alterthümern hat stattgefunden, daß nichts irgendwie Werthvolles mehr zu finden ist. Gleichwohl — immer wieder wird dieses Gefild durchstöbert. Plötzlich entdeckte die Reisegesellschaft, daß jene verschrumpfte Masse einst lebendes Fleisch gewesen und daß man geschändete Gräber vor sich habe! Und gleichwohl abermals! Die Manie des Reliquiensuchens überkommt jeden nach dem ersten Schauder, der dort herumstreift. Hier steht übrigens die erste Pyramide, des Königs Uenephes, das älteste Baudenkmal der Welt, gegen 700 Jahre vor der des Cheops bei Gizeh erbaut, bei Abrahams Geburt 2000 Jahre alt! Ihr Thor, von Professor Lepsius entführt, befindet sich bekanntlich im Museum zu Berlin.

*) Preis für Beköstigung, Schiffsmiethe, Kataraktfahrt, Dolmetscherlohn pro Tag ungefähr 10 Pfund Sterling (200 Mark) — Wein ausgenommen!

Die Farbensymphonie der Umgegend ist wahrhaft überschwänglich: die rostgoldigen lybischen Felsen, die etwas helleren Sandwehen, der warme Maiston der nächsten Pyramiden, in den rosigen Reif einer Aprikose übergehend, die Stufungen der Töne des Firmaments, sanft perlgrau am Horizonte, tiefblaue Glut im Zenith, dazu die opalisirenden Schatten — blaßblau, violett, grünlichgrau — die in den Felsenhöhlen nisten, mit dem kräftigen Vordergrunde der seeartigen Fläche, von Kornfeldstrecken und Palmenwäldern unterbrochen. Der nächste nennenswerthe Punkt ist die uralte Königsstadt Memphis, von der freilich, außer einigen riesigen Schutthaufen und etlichen zerbrochenen Bildsäulen, nichts mehr zu sehen ist. Wo ist sie hin, die älteste Hauptstadt der Welt, das Memphis Herodots und Strabos, das zu bauen jener Menes den Nil ableiten ließ, das sich „eine halbe Tagereise nach jeder Richtung“ ausdehnte? Wo ist sie hin, die Stadt, 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung gegründet, die Perser-, Griechen- und Römerherrschaft überdauernd?! Sie ist buchstäblich stückweise von den Arabern weggetragen und das alte Cairo (Fostat) und auch das neue ist davon erbaut worden. Hier könne man lernen (wenn man's noch nicht wüßte!) „wie die armen Leute arbeiteten.“ Jeder gebildete Reisende führt da übrigens seinen Herodot mit sich, dessen oft so fabelhaft klingende Angaben durch die moderne Forschung in ihrer Genauigkeit auffallend bestätigt werden.

Reiseregel am Nil ist, so rasch als möglich stromaufwärts zu eilen, die tausenderlei Ruinen rc. zu gemächlicher Beschauung für den Rückweg aufsparend, denn die Geschichte Altägyptens geht gegen den Strom: die ältesten Denkmale liegen zwischen Cairo und Siut, die jüngsten Tempel sind in Nubien. Nichtsdestoweniger hat Verfasserin den Tempel zu Denderah, eins der allerbedeutendsten Baukunstwerke Aegyptens, schon auf dem Hinwege ausführlichst beschrieben. Der Portikus desselben ist von imponirendster Erhabenheit. Hunderte von Basreliefs, tausende und abertausende von sorgfältigst ausgearbeiteten hieroglyphischen Inschriften bedecken jeden Fußbreit dafür verwendbaren Raumes an Wänden, Decken, Säulen u. s. w., die vor 50 Jahren keine (noch so gelehrte) Seele entziffern konnte. Diese außerordentlich kostbaren Inschriften enthalten einen enormen Reichthum „indirekter Geschichte“.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Vereinfachung mathematischer Operationen im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Leben.

Messen heißt vergleichen mit einer gewählten Einheit, untersuchen wie oft dieselbe in einer zu messenden Größe vorhanden ist. In Bezug auf das Resultat der Größenbestimmung ist es gleichgiltig, welche Maßeinheit ihr zugrunde liegt, auch die Art und Weise der Maßeintheilung hat hierauf keinen Einfluß.

Anders aber verhält es sich, wenn danach gefragt wird, wie die verschiedenen Maßeinheiten und Maßeintheilungen den Bedürfnissen des gesellschaftlichen Verkehrs entsprechen.

Diese Frage läßt sich allgemein dahin beantworten, daß es besser wäre, wenn alle Völker sich nur eines und desselben Maßes mit gleicher und möglichst bequemer Eintheilung bedienten, weil dann keine Zeit mit Maßverwandlungen verloren ginge und eine Menge von Irrungen nicht vorkäme. Als eine solche bequeme Eintheilungsweise ist die der Zehntheiligkeit zu betrachten.

Wir unterscheiden Raum-, Kraft-, Werth- und Zeitmessungen. Während Raum-, Kraft- und Zeitmessungen eine physikalisch-mathematische Grundlage haben, ist die Werthmessung, respektive -Schätzung auf rein menschliches Erwägen zurückzuführen.

Dem allgemeinen Prinzip internationaler Einheit Rechnung tragend, ist bezüglich der Raummessung das französische Maßsystem, welches in Frankreich seit 1799 gilt, seit 1803 in Italien, seit 1821 in Belgien und Holland, seit 1859 in Spanien, seit 1872 im deutschen Reiche und seit 1876 in Oesterreich-Ungarn gesetzlich eingeführt.

Das französische Maß und nicht irgend ein anderes ist deshalb gewählt, weil der Meter seiner ursprünglichen Definition nach ein Naturmaß ist, während die früheren Maße, als: Fuß, Elle, Zoll, Linie, Klafter u. s. w. ganz zufälligen Dingen entlehnt sind.

Anderntheils ist eben noch die Dezimaleintheilung der Maßeinheit ungleich vortheilhafter, als die sonst meistens übliche Duodezimaleintheilung.

Von der Verwirrung, die durch die Willkür des Systems in Verbindung mit der Duodezimaleintheilung entstand, kann man sich keinen besseren Begriff machen, als mittels einer Durchsicht einer der älteren, namentlich deutschen Maßtabellen.

Der allgemeinen Einführung des Metermaßes in allen Kulturstaaten dürften keinerlei Schwierigkeiten erwachsen.

Durch Einführung desselben, speziell bei uns in Deutschland, haben sich alle Rechnungen des täglichen Lebens wesentlich vereinfacht, namentlich noch mit Rücksicht auf Gewichtsberechnungen unter Zuhilfenahme des Körpermaßes und des spezifischen Gewichtes der zu messenden Massen.

Da die Gewichts- wie die Geldeintheilung gleich der Längentheilung eine zehntheilige ist, so gestalten sich alle im gesellschaftlichen Verkehr vorkommenden, hierauf bezüglichen Rechnungen der vier Spezies zu Operationen, ähnlich solchen mit ganzen Zahlen.

Jemehr dieses Prinzip der Einheit ein internationales wird, je einfacher und sicherer muß sich der Welt- und Tauschverkehr gestalten.

In diesem Sinne ist es zu bedauern, daß das deutsche Reich bei sonstiger Einführung des französischen Maßsystems nicht auch die französische Geldwährung einführte, da dieselbe doch ganz dem Dezimalsystem sich anschließt.

Noch ungleich weniger im wissenschaftlichen, als im gesellschaftlichen Leben ist indessen das Prinzip der Zehntheiligkeit zum Durchbruche gelangt, wenn auch hinsichtlich der Wahl der Maßeinheiten keine derartigen Differenzen bestehen.

In der Winkelmessung bildet in allen Ländern der rechte Winkel die Einheit. Er wird aber nicht überall gleich eingetheilt, indem theilweise das Dezimalsystem, nach welchem der rechte Winkel in hundert Grade, jeder Grad in 100 Minuten und jede Minute in 100 Sekunden getheilt wird, weit mehr aber noch das Sexagesimalsystem, wonach der rechte Winkel in 90 Graden, jeder Grad aus 60 Minuten, jede Minute aus 60 Sekunden besteht, in Uebung ist. Selbst in Frankreich konnte die Dezimaleintheilung nicht ganz durchdringen, weil die Astronomen sie nicht annahmen, indem die heutigen Vergleichungen älterer und neuerer Beobachtungen zu bedeutende Reduktionen veranlassen würden.

Für die Rechnung wie für die Schreibweise bietet das Dezimalsystem der Winkelmessung für diese die gleichen Vortheile, wie die Centesimaltheilung bei Längen, Flächen und Körpermaße u. s. w. Ein Winkel von 38 Graden, 16 Minuten und 79 Sekunden wird ganz einfach geschrieben $38{,}1679^0$.

Für astronomische Berechnungen, die schließlich doch auf Operationen mit den vier Spezies hinauslaufen, gestaltet sich die Behandlung derselben gleichfalls ähnlich einer solchen mit ganzen Zahlen, während nach dem Sexagesimalsystem man fortwährend mit Bruchumwandlungen zu thun hat.

Wenn nun auch dem einzelnen Astronomen es wegen der Schwierigkeit der vorgenannten Reduktionen mit Rücksicht auf die dem alten System angepaßten astronomischen und logarithmisch-trigonometrischen Hilfstabellen unmöglich ist, die Centesimaltheilung des Winkelmaßes für sich in Anwendung zu bringen, so dürfte es sich doch der Mühe lohnen, den Einzelnen dieser Arbeit durch Niedersetzung einer Kommission zu entheben, welche nichts weiter zu thun hätte, als alle früheren von Bedeutung erscheinenden astronomischen Beobachtungen, sowie die genannten Hilfstabellen dem Dezimalsystem entsprechend umzurechnen.

Diese Vorarbeit, zum Zwecke einer allgemeinen Einführung der Centesimaltheilung des Winkelmaßes in die praktische Astronomie, Geodäsie und Mechanik 2c., dürfte am zweckmäßigsten einen internationalen Charakter, ähnlich der gegenwärtigen internationalen europäischen Gradmessung, erhalten, so daß alle modernen Kulturstaaten sich an der Arbeit selbst, oder doch an den Kosten derselben zu betheiligen hätten.

Der Kraftmessung liegt in allen Ländern die Erdacceleration zugrunde, allein Größe wie Eintheilung der Einheit in denselben ist höchst verschieden; aus bekannten Gründen dürfte das Kilogramm sich zur allgemeinen Einführung empfehlen, besondere Schwierigkeiten können hierdurch nicht erwachsen.

Auch in der Messung der mechanischen Arbeit*), welcher Begriff überall derselbe ist, dürfte sich die Einführung des Kilogrammes und des Meters unter Berücksichtigung der Centesimaleintheilung bei gleicher Zeiteinheit empfehlen.

Es ist in der That nicht einzusehen, weshalb in Frankreich die Pferdekraft noch, wenn einmal dieser Name beibehalten werden soll, 75 sekundliche Meterkilogramme hält, anstatt 100.

Bei der Durchführung eines internationalen Einheitsprinzipes, auch in Bezug auf das Maß der mechanischen Arbeit, wäre allerdings noch zu überlegen, ob nicht der zu wählenden Einheit ein Naturmaß, ähnlich wie der Meter ein solches in der Raummessung bildet, zugrunde zu legen wäre.

Ehe jedoch eine Wahl der mechanischen Arbeitseinheit getroffen werden kann, müßte man sich noch über die Zeiteinheit einigen, da auch der Zeitbegriff im Arbeitsbegriffe enthalten ist.

Zwar haben alle Länder sich gegenwärtig auf die Einheit der Sekunde geeinigt, allein die Eintheilung des Zeitmaßes ist eine solche nach dem Sexagesimalsystem, und es muß als fraglich betrachtet werden, ob dieselbe noch fernerhin beizubehalten, da entschieden das Dezimalsystem auch hier in Anwendung gebracht, entsprechende Vortheile darbieten würde.

In uralten Zeiten hat man nach Mondjahren gerechnet, allein sehr bald wichen diese dem Mondjahre, dieses theilte man in 12 Monate und den Monat wiederum in 30 Tage. Dem entsprechend theilte man das Firmament in 12 · 30 = 360 Theile und nannte jeden Theil einen Grad. Der Zwölftheilung des Jahres entsprechend theilte man den natürlichen Tag gleichfalls in zwölf Theile (Stunden) und desgleichen die natürliche Nacht, man erhielt also veränderliche Stunden.

In der astronomischen Rechnung aber war diese Eintheilung eine unbrauchbare und schritt man zunächst zur Eintheilung gleicher Aequinoktialstunden zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen, man kam so zu unseren gleichförmigen Stunden, gleich $^1/_{24}$ des bürgerlichen Tages.

Die Eintheilung der Zeit nach siebentägigen Wochen entspricht den vier Stadien des Mondwechsels.

Die Eintheilung des Tages nach veränderlichen Stunden kam von den Babyloniern auf die Griechen und weiter von diesen zu den Römern, die Hebräer lernten sie in der babylonischen Gefangenschaft kennen.

Aus diesen Daten ergeben sich die Gründe für die Sexagesimaleintheilung, welche bei allen Vermessungsarten zur Anwendung gelangte.

Der Zeitrechnung an sich liegen astronomische Thatsachen zugrunde, die sich nicht wohl abändern lassen, es muß folglich das Jahr mit 12 Monaten und 365 mal einem Bruchtheil bürgerlichen Tagen in der Zeiteintheilung beibehalten werden.

Die Eintheilung des bürgerlichen Tages aber, d. i. die Zeit, in welcher die Erde sich einmal um ihre Achse dreht, respektive durch andere Ursachen um dieselbe gedreht wird, ist eine rein willkürliche und kann hier sehr wohl das Dezimalsystem in Anwendung kommen.

Die Eintheilung des Jahres in 12 Monate hat für die rechnende Astronomie keine Bedeutung, da 12 Mondumläufe nur annähernd der siderischen Erdumlaufszeit um die Sonne gleichkommen. Monate und Wochen haben eine mehr bürgerliche Bedeutung. Für die Rechnung hat man sich an die mittlere siderische Umlaufszeit der Erde um die Sonne zu halten. Diese ist nach der gegenwärtigen christlichen Zeitrechnung gleich 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden, wobei der Tag zu 24 Stunden, die Stunde zu 60 Minuten und die Minute zu 60 Sekunden angenommen wurde.

Wieviel einfacher gestaltet sich nun sowohl Rechnung als Schreibweise, wenn hierfür gesetzt wird: 365,242234 Tage, wobei der jetzige Tag zu 100 Stunden, die Stunde zu 100 Minuten und die Minute zu 100 Sekunden gerechnet ist. Allerdings ist es noch als fraglich hinzustellen, ob der Tag anstatt in 100 vielleicht zweckmäßiger in 10 Stunden einzutheilen wäre. Hierüber müßte gleichfalls ein internationaler Kongreß entscheiden. Selbstverständlich würden unsere Uhren eine entsprechende Konstruktionsänderung erfahren müssen.

Eine radikale Umgestaltung der Zeiteintheilung in dem hier dargelegten Sinne wird verhältnißmäßig die größten Schwierigkeiten verursachen und ihrer Natur nach erst dann um sich greifen können, wenn alle Kulturstaaten sich werden für das metrische Raum-Maßsystem und die Centesimaleintheilung des rechten Winkels 2c. entschlossen haben.

Besonders schwierig wird die Umgestaltung der Zeitrechnung auch noch dadurch, daß $^1/_{10}$ sowohl als auch $^1/_{100}$ der astronomischen Tageslänge allzusehr sich von $^1/_{24}$, gleich einer heutigen Stunde, derselben entfernen.

Mit Rücksicht hierauf könnte man den Gedanken fassen, den halben Tag in 10 anstatt in 12 Stunden zu theilen, im übrigen aber die Centesimaleintheilung für Minuten und Sekunden in Anwendung zu bringen.

Dies wäre ganz praktisch, allein für die Rechnung würden wir nicht mehr die Zeit der Erdaxendrehung als Maßeinheit, sondern die Hälfte derselben anwenden müssen, wenn sonst die Vortheile des Dezimalsystems nicht sollten wiederum illusorisch werden.

Wir bekämen also das Jahr anstatt zu 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden nach der Sexagesimaleintheilung zu 730 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden, wobei der Tag zu 12 Stunden, die Stunde zu 60 Minuten und die Minute zu 60 Sekunden gerechnet ist. Stunden-, Minuten- und Sekundenlänge würden hiernach keine Veränderung erfahren.

Es ist vorhin gezeigt worden, daß bei der Einführung der Centesimaleintheilung unser astronomisches Jahr 365,242224 Tage erhalten würde, theilt man aber den Tag anstatt in hundert in zehn Stunden, so wird man die Länge des Jahres schreiben

*) Mechanische Arbeit ist das Produkt aus der Kraft in die in der Richtung derselben liegende Verschiebung ihres Angriffspunktes.

365,24223 Tage, nehmen wir nun aus den angeführten Gründen den halben astronomischen Tag zu 10 Stunden als Maßeinheit, nehmen wiederum die Stunde zu 100 Minuten und die Minute zu 100 Sekunden, so erhalten wir das Jahr zu 730,24223 Taglängen oder zu 730 Taglängen 2 Stunden 42 Minuten 23 Sekunden.

Denkt man sich das Zifferblatt der Uhr anstatt in 12 in 10 Theile getheilt, im übrigen aber die Umlaufszeit gelassen, so würde eine solche Eintheilung wirklich der Tageszeit entsprechen, indem jeder Umlauf der in Rechnung zu ziehenden Maßeinheit des Tages entspräche, während gegenwärtig ein Umlauf des Uhrzeigers nur der Hälfte der in Rechnung zu ziehenden Maßeinheit entspricht.

Unsere gegenwärtige Eintheilung der Uhr ist dem natürlichen Tage und der natürlichen Nacht angepaßt, freilich nicht wie in uralten Zeiten dem veränderlichen Tage und der veränderlichen Nachtzeit, sondern zur Zeit der Aequinoktien oder der Tag- und Nachtgleichen.

Diese Eintheilung ist historisch und durch astronomisch-tellurische Thatsachen begründet, ebenso sehr wie die Zeit der Erdaxendrehung, diese selbst ist erst in späteren Zeiten, nachdem man die veränderlichen Stunden abstreifte, als Maßeinheit gewählt, in der Wahl dieser Maßeinheit und der Wahl der gegenwärtigen Uhreintheilung ist ein gewisser Dualismus zur Herrschaft gelangt, den man unseres Erachtens ausmerzen sollte.

Machen wir den Begriff des Tages zu einem einheitlichen, nicht aber zu einem solchen, der einmal den natürlichen Tag, ein andermal aber die Axenumlaufszeit der Erde darstellen soll.

Schon die Bezeichnung oder das Wort „Tag" hat an sich nichts mit der Axendrehung der Erde zu schaffen, es zeigt nur an, daß Licht und Helle unseren Augen sich zu erkennen gibt.

Halten wir hieran fest und bringen auch die Zeitdauer der natürlichen Helle und der natürlichen Finsterheit zur Zeit der Aequinoktien als Maßeinheit der Zeit in Anwendung. Da Tag und Nacht mit einander wechseln, so dürfte es sich der Korrektheit des Ausdruckes halber empfehlen, für „Tage" „Tageslängen" zu setzen.

Zunächst muß die Einführung der Centesimaleintheilung des rechten Winkels als eine logische Konsequenz des metrischen Raum-Maßsystems aufgefaßt werden; wird man sich weiter einmal hierfür entschieden haben, so ergibt sich auch die Anpassung der Zeiteintheilung dem allgemeinen Prinzip der Zehntheiligkeit als eine desgleichen logische Konsequenz.

Als ein Hemmniß des rechnenden Weltverkehrs muß ferner noch die Datirung der verschiedenen Zeitrechnungen von ungleichen Zeitmomenten betrachtet werden.

Die spezifisch christliche, die spezifisch mohamedanische Zeitrechnung u. s. w. haben keine wissenschaftliche Berechtigung, mit religiösen Momenten verschone man die Wissenschaft und wenn sie als Fakten vorliegen, merze man sie aus.

Entscheide man sich auch hier für das Prinzip der Einheit und bemühe sich, einen natürlichen, durch astronomische Vorgänge gegebenen Zeitmoment zu bestimmen, von welchem fortan alle Kulturvölker den Zeitverlauf zu registriren hätten.

Wir sprechen die feste Ueberzeugung aus, daß früher oder später eine einheitliche Zeitrechnung wie ein gleiches Maßsystem aller Vermessungsarten nach einfachsten Prinzipien von allen Kulturvölkern eingeführt werden. W. F.

Die Dechenhöhle.

(Tropfsteinhöhle bei Iserlohn in Westfalen.)

Von W. H.

II.

Ein breiter Gang öffnet sich, erst spärlich beleuchtet; wir biegen etwas seitwärts, da strömt uns das Gaslicht, welches sich an den meisten Tropfsteingebilden bricht, entgegen, und wir müssen das Auge zunächst an den eigenthümlichen Schimmer gewöhnen, ehe dasselbe all' die erschlossene Pracht und Herrlichkeit aufnehmen kann.

Es ist ein Stück aus der Märchenwelt von „Tausend und eine Nacht"; die glitzernden Tropfsteine strahlen in dem hochgewölbten, in verschiedenen Abstufungen aufgebauten Raum, den unser Auge nur zum kleinsten Theile auf einmal erfaßt.

Die Schönheit dieser Räume besteht vor allem in der Jungfräulichkeit der herrlichen Tropfsteinformen, deren Mannichfaltigkeit in ihren Bildungen eine sehr große ist. Es haben sich in den Jahrtausenden durch die fallenden und sickernden Tropfen Bauten, Figuren und Gestaltungen gebildet, wie sie die kühnste Phantasie nicht besser und reicher schaffen könnte. Felsgrau, krystallglitzernd, lebhaft roth, braun und milchweiß sind die Gebilde in reizender Abwechslung gefärbt.

Zunächst fallen bei den vielfachen Gebilden die Aehnlichkeiten mit den Werken der Bau- oder Bildnerkunst uns in das Auge; da sind Pfeiler und Säulen aller Art, glatte und kannellirte, zerbrochene Stümpfe und schlanke, emporragende Pfeiler, die theils das Gewölbe zu tragen scheinen. Dort sind Pyramiden und Dome, da wiederum sehen wir eine Orgel und hier einen mit Schnee bedeckten Tannenwald. Sarkophage und Altäre, Wasserfälle und ägyptische Mumien liegen am Wege.

Pflanzenreich und Thierreich sind vertreten; Cypressen und Palmen; dort sitzt ein grinsendes Aeffchen auf einem eisähnlichen Throne und hier lagert ein drohender Löwe, zum Sprunge bereit.

Aber auch der Herr der Schöpfung fehlt nicht; gedankenvoll lehnt er dort unbeweglich an einem grauweißen Felsen.

Es ist wunderbar, welche Gestaltungskraft der Natur bei diesen Tropfsteingebilden innewohnt, welche Weichheit und Duftigkeit der Formen sie hervorzaubert. Dort sieht man an den Wänden Draperien und Faltenwürfe, welche einem Meister der Bildhauerei Ehre machen dürften; hier sogar einen Vorhang, so durchsichtig und fein gewoben, daß, wenn des Führers Licht hinter demselben leuchtet, die Illusion vollständig wird.

Doch wenden wir uns ab von dem Gesammteindruck, den der Besuch der Höhle bei jedem hinterläßt, und folgen pflichtgemäß dem Führer, der uns durch die einzelnen Gänge und Grotten leitet und uns näher mit den vielen Herrlichkeiten vertraut macht.

Wir betreten zunächst die sogenannte **Vorhalle**, die circa 20 Meter lang ist und deren Tropfsteingebilde meist älteren Datums sind, aber von hoher Formenschönheit. Besonders finden sich an der Decke und den Wänden zahlreiche Eiszapfenmassen.

Es folgt dann die **Gletschergrotte**. Eine mächtige, gletscherähnliche Sintermasse bedeckt die Wandungen steil und düster. An der linken Seite, auf der etwas geneigten Seitenfläche, ist eine Stelle mit einem netzartigen Geflecht von Tropfsteinstengelchen bedeckt, dessen Entstehung aus fließendem oder tropfenden Wasser sich nicht beobachten läßt und noch unbekannte Bedingungen voraussetzt, durch welche auch an mehreren anderen Stellen der Höhle in Gestalt und Richtung seltsame und auffällige Gebilde hervorgerufen worden sind.

An die Gletschergrotte schließt sich die **Laube**, ein herrliches, 6 Meter hohes Gewölbe, ausgezeichnet durch eine Reihe schlanker, blendendweißer Säulen, welche die rechte Seite des Gewölbes zu stützen, und durch zarte Bekleidungen, die wie gebundene Wasserstrahlen an der gegenüberliegenden Wandfläche herabzufluthen scheinen.

Die **Orgelgrotte** ist wohl der Glanzpunkt der Höhle; eine breite Wand ist hier in drei Stufen übereinander von einer zusammenhängenden Sintermasse bekleidet, die, einem schäumenden Strome ähnlich, aus einem Gewölbe hervorbricht und in Wasserfällen niederstürzt — man glaubt das Rauschen und Brausen zu vernehmen. In den untern Stufen löst sich der Strom in zahlreiche, wie Orgelpfeifen geordnete Säulen auf, denen man durch Anschlagen verschiedenartige, angenehme Klangtöne entlocken kann. Auf der rechten Seite der Säulen erblickt man einen erstarrten Wasserfall und auf der linken Seite einen mit Schnee bedeckten Tannenwald.

Aus der Orgelgrotte gelangen wir an einer altersgrauen, borstenen, kolossalen Tropfsteinpyramide vorbei in die **Vorhangsgrotte**. Dort an der linken Seite, welch' herrliches Gebilde! hört man den entzückten Beschauer rufen. Eine vorspringende Wandkante ist mit einem schneeweißen, zierlich gefalteten Tropf-

steingehänge geschmückt und wie mit einem Vorhange geschmackvoll drapirt.

Am Eingange der **Königshalle** stehen zwei kräftige, altersgraue Pyramiden, gleich einem kolossalen Doppelposten anzuschauen. Die Grotte selbst hat 21 Meter Länge und 7 Meter Höhe und Breite. Am Ausgange steht wieder ein Tropfstein-Doppelposten.

An die Königshalle schließt sich die **Kanzelgrotte** mit einer Deckenhöhe von 9 Metern und prachtvoll umkleideten Wänden. An der Gewandung rechts springt deutlich die Kanzel hervor von holzartiger graugelber Farbe, mit röthlicher Bekleidung an dem oberen Rande, ähnlich dem Sammetpolster auf der Kanzelbrüstung in einer Dorfkirche. Und auf der Brüstung erhebt sich in weißerer Färbung der Halter des aufgeschlagenen Kirchenbuchs.

Auf einer Steintreppe empor gelangt man zu dem **Venusbad**, einem kesselförmigen, einen Meter tief mit krystallhellem Wasser angefüllten Becken, dessen Ränder mit Doppelsäulen umstellt sind. Ueber der Wasserfläche, von den Seitenwänden ausgehend, zieren horizontal in den verschiedenartigsten, seltsamsten Formen die Tropfsteingebilde, ähnlich den Eiszacken an den Rändern eines gefrierenden Flusses, das Venusbad. Dieses also wunderbar geschmückte unterirdische Wasserbecken hat wohl kaum irgendwo seines gleichen; es kann unbedingt als das bewundernswertheste Prachtwerk nicht allein der Dechenhöhle, sondern auch aller bis jetzt bekannten Tropfsteinhöhlen bezeichnet werden.

Vom Venusbad ist der Weg nicht weit zur **Grufthalle**. Dort ruht ein mittelalterliches Grabmonument, eine umgestürzte Säule, auf der ein Sarg steht, dunkelgraue Vorhänge wallen hernieder — der Wanderer, der eben noch voller Bewunderung das prachtvolle Krystallbecken, das Urbild ewigen Lebens beschaut hat, steht unwillkürlich, betreten und still, wie an der Schwelle eines Grabes. Das Monument wird von kandelaberartigen Säulen umgeben, auf denen man die jüngeren Gebilde, wie halbniedergebrannte, abgeträufelte weiße Wachskerzen erblickt.

Doch neben dem Tode blüht wieder das frische Leben. Wir treten in die **Palmengrotte**. Eine schlanke, hoch hinaufreichende Tropfsteinsäule mit gereifter Oberfläche, über welcher zahlreiche, eiszapfenähnliche Tropfsteine hängen, von denen die Säule das Wasser auffangt, erinnert lebhaft an einen Palmbaum mit einigen lang herabhängenden und vielen kürzeren, aufstrebenden Blättern, zwischen denen krauser Palmkohl und Datteln zu schauen sind. Diese Säule gehört zu den Hauptzierden der Höhle.

Und nicht weit von derselben erblickt man eine wahre Säulenpracht, fünfzehn bis zwanzig auf einmal, eine schlanker und schöner als die andere, das ist die **Säulenhalle**, Alhambra bezeichnet sie der Führer, und wahrlich, ein passenderer Name konnte nicht gefunden werden. Die etwas matte Beleuchtung, die eigenthümlichen Schattenbildungen, die bogenförmig gewölbte Decke, die zwischen den Säulen stehenden Figuren, Bänke, Mönche mit Kreuzen in den Händen, schlanke Damen — ein Bild, wie wir es ähnlich schon mehr oder weniger glücklich ausgeführt gesehen haben, schöner aber selten, als in diesem Augenblicke.

Die **Krystallgrotte** liegt etwas tiefer, man gelangt zu ihr auf etwas abschüssigem und schlüpfrigem Boden. Zahlreiche, mit Wasser gefüllte flache Vertiefungen finden sich dort vor. Die Bodenfläche derselben und die Ränder sind theils mit ausgeschiedenen, theils noch in der Bildung begriffenen Kalkspathkrystallen bedeckt. Ueber eine, die größte und schönste dieser Vertiefungen, hat man zum Schutze der Krystallbildungen ein leichtes, enges Eisengitter gedeckt.

Dicht neben der Krystallgrotte befindet sich die **Pyramidenhalle**. Vorn steht ein auf breiter Basis ruhender kolossaler Sinterkegel, ein Meter im Durchmesser und circa zwei Meter Höhe, mit einer wellen[illegible] Außenfläch[illegible] der Mitte der Halle befinden sich vi[illegible]len, von denen zwei bis zur Decke r[illegible] Neubildungen verbunden sind. Ei[illegible]ngen verziertes Portal führt zu dem [illegible]halle.

Das monumentale Standbild [illegible] gewaltiger Größe emporragt, bezeichnet [illegible] Tropfsteinsäule von so großartigen D[illegible]ellung millionen Jahre erforderlich sin[illegible]gen haben, findet man kaum in irgend [illegible] der Wand rechts zieht sich in horizon[illegible] farbig gestreifter Vorhang von ungem[illegible]

Nahe am Ausga[illegible] welche circa 280 Meter lang ist, befindet sic[illegible] **Felsenmeer** genannt, eine große aber ziemlich schmucklose Grotte, deren Boden mit zahlreichen, wahrscheinlich erst in jüngerer Zeit von der Decke herabgestürzten Felsblöcken und Sintermassen chaotisch bedeckt war.

Durch einen engeren, ausgemauerten Gang gelangt man an den Ausgang, der an derselben Seite des Berges, aber die ganze Länge der Höhle entfernt vom Eingange, dicht an der Restauration der Station „Dechenhöhle" liegt. —

Kein Besucher wird die Zeit und Kosten, welche er aufgewendet hat, bereuen, denn an Großartigkeit im ganzen, aber **besonders** an Schönheit im **einzelnen** steht die „Dechenhöhle" fast unerreichbar da und keine Vorstellung wird die Wirklichkeit erreichen. — — —

Ehe uns der von Iserlohn kommende Zug wieder aufnimmt, können wir noch einen Blick auf den Bergrücken werfen, in welchem die „Dechenhöhle" sich befindet. Dieser Bergrücken heißt: die **Sunderhorst** und ist durch ein von der Eisenbahn überbrücktes Seitenthälchen vom **Burgberge** getrennt. Sie bildet die Fortsetzung eines überall höhlenreichen Kalkgebirges, welches sich ungefähr von Düsseldorf bis weit in das westfälische Sauerland, bis Brilon hinzieht. Bei näherer Betrachtung der Sunderhorst finden wir, daß alle Kalksteinschichten, aus welchen sie gebildet wird, fast senkrecht stehen und eine Menge mit allerlei Schutt angefüllte Klüfte von meist großen Dimensionen zeigen, die, wie wir schon im ersten Artikel nachgewiesen haben, wesentlich zur Aushöhlung des Gebirges beigetragen haben und darauf schließen lassen, daß in der Sunderhorst noch zahlreiche ähnliche Höhlen sich befinden, welche besonders in den tieferen Lagen noch zu interessanten Funden und Entdeckungen führen dürften.

* * *

Zum Schlusse wollen wir nun nach dem Briefe eines iserlohner Freundes die nicht uninteressante Entdeckungsgeschichte der „Dechenhöhle" unsern Lesern mittheilen.

Die Höhle wurde anfangs Juni 1868 bei einer Reparatur der Zweigbahnstrecke von Letmathe nach Iserlohn durch Arbeiter entdeckt. Dieselben hatten ein vorspringendes Felsstück gesprengt, wodurch sich eine Oeffnung in der Felswand bildete, in welche einem Arbeiter die Kopfbedeckung fiel. Der Arbeiter zwängte seinen Oberkörper in die Oeffnung hinein, um die Mütze wieder herauszuholen. Als er derselben durch Umhertasten in dem völlig dunkeln innern Raume nicht habhaft werden konnte, zündete er seine Bergmannslampe an, um beim Scheine derselben seine Kopfbedeckung aufzusuchen. Unbeschreiblich war das Erstaunen des Arbeiters, welches sich seiner bemächtigte, als er plötzlich in einen Feentempel blickte, dessen wundervolle Krystallformen, wenn auch nur spärlich, von dem Lichte seiner Bergmannslampe beleuchtet wurden. Theils um den verlornen Gegenstand wieder zu erlangen, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, erweiterten die Arbeiter die Oeffnung in der Felswand und stiegen mittels Leitern in die Höhle hinab, in welcher sich nun ihren Blicken eins der merkwürdigsten Prachtwerke der Natur darbot. Bevor die Direktion der Bergisch-Märkischen Eisenbahn in Elberfeld von der Entdeckung der Höhle Kenntniß erhielt, wozu auf dem Schneckenwege der Bureaukratie etwa 14 Tage erforderlich waren, und bevor die Direktion die nöthigen Vorkehrungen zur pekuniären Ausbeutung des Naturwunders getroffen hatte, wurde die Höhle mancher herrlichen Tropfsteingebilde beraubt, und es war namentlich ein sogenannter „Kunstfreund" in Iserlohn, welcher sich eine prachtvolle Tropfsteinsäule von circa 10 Fuß Höhe aneignete.

„Bekanntlich expropriiren die Eisenbahngesellschaften den zur Bahn erforderlichen Grund und Boden nur in einer Breite, welche absolut zur Herstellung nothwendig ist. Dies war auch an der Stelle geschehen, an welcher die Höhle entdeckt wurde, so daß derjenige Theil des Kalksteingebirges, in welchem die Höhle sich befindet, noch Eigenthum der bisherigen Besitzer war. Es kam deshalb der Direktion darauf an, den nicht expropriirten Theil des Gebirges so rasch als möglich zu erwerben, was ihr um so leichter gelang, als die beiden Eigenthümer keine Ahnung davon hatten, welcher Schatz in dem nur mit spärlichem Holzbestande bewachsenen Steingebirge verborgen war. — Das Kaufgeschäft kam zum Gesammtpreise von 1000 Thalern flott zustande. Die Eisenbahndirektion nahm sofort Besitz von dem Terrain und richtete dann bequeme Zu- und Durchgänge in der Höhle ein, legte eine besondere Gasanstalt zur Beleuchtung der Höhle an und sorgte dann durch tausendfältige Reklame für massenhafte Herbeiziehung von Besuchern, welche denn auch jährlich zu Tausenden herbeiströmen.

Die Eisenbahnstrecke von Letmathe nach Iserlohn, welche lediglich auf Betreiben und im Interesse einiger Industriellen und eines Rittergutsbesitzers mit einer bedeutenden Steigung in ihrer jetzigen Richtung angelegt ist, würde sich niemals rentirt haben. Die Entdeckung und der Erwerb der Tropfsteinhöhle aber hat die Zweigbahn zu den lukrativsten Acquisitionen der Bergisch-Märkischen Eisenbahngesellschaft gemacht. Jeder Besucher der Höhle muß ein Eintrittsgeld von 75 Pfennig zahlen. Alljährlich wird die Höhle von durchschnittlich 50,000 Personen besucht. Die Höhle allein bringt demnach der Gesellschaft jährlich mindestens 12,500 Thaler ein. Dazu kommt noch, daß die meisten Besucher derselben die ganzen Strecken der Bergisch-Märkischen Eisenbahn durchfahren müssen, um zur Dechenhöhle zu gelangen, so daß also gerade die Tropfsteinhöhle auch die Einnahme der Gesellschaft an Fahrgeldern in erheblicher Weise steigert.

* * *

Die Leser der „Neuen Welt" aber, welche, angeregt durch unsere Beschreibung, die Dechenhöhle besuchen, werden später gern und freudig bezeugen, daß nicht nur unsere Feder, sondern auch jede Feder zu schwach ist, die Eindrücke vollständig wiederzugeben, welche der Anblick dieser wunderbaren Naturschöpfung dem Beschauer hinterlassen hat.

Modernes Leben.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Weltzufriedenen.

II. Haute volée.

(Fortsetzung.)

„Freilich, freilich," nickte und zwinkerte der kleine Doktor Zwickel. „Habe mich so eigentlich auf dem ganzen, angeblich weiten Erdenrund herumgetrieben. Hab's aber, im Vertrauen gesagt, klein, lächerlich klein und eng gefunden. Sehen Sie, mein gnädigstes Fräulein, — und Sie, bester Herr D., wissen das ja so gut, als ich, — erstens kommt man zu leicht 'rum: setze ich mich z. B. eines schönen Frühlingsmorgens hier in T. auf die Eisenbahn und fahre mit der Westbahn ab, so kann ich spätestens im Hochsommer mit der Ostbahn von einer Reise um die ganze Erde, da, wo sie am dicksten ist, zurückkehren; zweitens kann man sich nicht 'mal, wo man auch hinkommen mag, so in seiner ganzen Persönlichkeit ausdehnen und ausleben — überall stößt man sich gründlich an's enge Irdische — —"

„Sie möchten doch dafür nicht etwa die Unbegrenztheit des Himmels eintauschen, Herr Doktor?" scherzte Ellen.

„Danke recht sehr — das Unbegrenzte genirt mich nicht minder als das Engbegrenzte. Immer habe ich leben wollen, menschlich leben, und immer hat's mich schwer geärgert, wenn ich mich im Prokrustesbett der althergebrachten Satzungen, Gesinnungen und Gesittung von meinen lieben Mitmenschen nach Belieben strecken oder zusammenquetschen lassen mußte. Deshalb habe ich lange herumgesucht nach einem vernünftigen Fleckchen Erde, hab's aber zu nichts weiter gebracht, als daß ich während eines Menschenalters in einem halben Dutzend größter Kreise um die Erdkugel herumgekommen bin und nun so ungefähr wieder auf dem Fleck stehe, wo ich meine Ahasveruswanderungen angefangen. Und nun können Sie Sich denken, meine verehrten Herrschaften, daß ich mich wie ein Schneekönig gefreut habe, wenn ich auf meinen Kreuz- und Querzügen immer wieder — alle drei oder vier Jahre etwa — einem Manne begegnet bin, der grade so ruhelos die Welt durchstreifte, als ich, der meine Anschauungen im wesentlichen stets getheilt hat, d. h. von derselben Welt- und Menschenverachtung erfüllt war und ist, der aber die Menschen besser zu behandeln, sich mit der Welt besser abzufinden, ihre Güter besser zu genießen wußte, mir überhaupt in allen Dingen ein Vorbild war, ein Ideal. Sehen Sie, das ist Ihr Herr Vater gewesen, meine Gnädigste, den ich zuerst als jungen Studenten im Jahre 1843 in Breslau, bei dem alten Nees von Esenbeck, dem Naturphilosophen und Präsidenten der Leopoldinischen Akademie der Wissenschaften, und zuletzt heute hier in T. als glücklichen Familienvater getroffen habe."

„In der Zeit zwischen 1843 und jetzt," entgegnete Ellen, „liegt nun aber das bewußte Menschenalter, während dessen Sie Papa, wie Sie sagen, alle drei oder vier Jahre, also wenigstens wohl 7 oder 8 mal, als ‚Nachzügler seines Schicksals' begegnet sind, und darüber sollen Sie uns genau berichten, liebster Herr Doktor; wir geben Sie nicht frei, bevor Sie nicht erzählt haben, nicht wahr, Max?"

„Der Herr Doktor muß erzählen, selbstverständlich," bestätigte ich. „Abgesehen davon, daß es sich dabei um zwei uns so werthe Personen handelt, kommen wir vermuthlich dabei auch zu einer Reise um die Welt, — die, wenn auch nur in Gedanken gemacht, doch sowohl ihrem Inhalte als der Art nach, wie Herr Doktor Zwickel zu berichten versteht, ebenso belehrend als unterhaltend sein wird."

„Nun, so will ich Sie denn einen Blick in das Raritätenkabinet meiner Erinnerungen thun lassen, meine Verehrtesten," begann der kleine Herr, über dessen Gesicht es wieder wetterleuchtete, als ob der Ausdruck einer tiefinnerlichen Wehmuth mit dem einer mehr äußerlich aufgehefteten Lustigkeit sich um den Vorrang stritte. „Von meinem ersten Zusammentreffen mit dem jungen Baron von Walden in der schlesischen Hauptstadt ist noch am wenigsten Interessantes zu berichten. Damals traf ich den jungen Herrn so glücklich, wie ich ihn später selten wiedergesehen. Ihr Großvater, mein gnädiges Fräulein, der ehemals reichsunmittelbare Majoratsherr von Walden, wollte seinen jüngsten Sohn in der österreichischen Armee zu den höchsten Ehrenstellen avanciren sehen, — er haßte Preußen und wäre stolz darauf gewesen, wenn bei dem dereinstigen, schon damals vorauszusehenden Entscheidungskampfe zwischen Preußen und Oesterreich um die Herrschaft in Deutschland aus seiner Familie ein siegreicher Feldherr für das habsburgische Kaiserthum erstanden wäre. Ihr Herr Papa war aber so einigermaßen aus der Art geschlagen und wollte vorerst von dem edlen Waffenhandwerk wenig wissen; ihn dürstete nach Erkenntniß — er wollte wissen und schaffen und erkämpfte sich nach langem Widerstande die Erlaubniß, die Universität zu beziehen. Doch das wissen Sie ja alles jedenfalls selbst. Was Sie aber vielleicht nicht so genau wissen, ist, daß es der alte Nees war, der den jungen Aristokraten mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt hat — um mit Uhland zu reden. Nees von Esenbeck war nämlich nicht blos ein großer, weltberühmter Gelehrter, Präsident einer wissenschaftlichen Akademie und Mitglied von 77 gelehrten Gesellschaften, sondern auch ein Freund des Volkes und ein Feind aller Vorrechte und Vorurtheile. Sie können Sich denken, daß Ihr Papa mit seinen hohen Geistesgaben und dem Feuer des edelgesinnten Jünglings die Lehren des Meisters erfaßte und gar bald sein Macedonien — unser Preußen — für seine weltenstürmenden Pläne zu klein fand. Wohin er von Breslau verschwand — ich weiß es nicht — vielleicht bin ich auch vor ihm verschwunden. Ein paar Jahre lang hörte ich von ihm keine Silbe; ich trieb mich in Warschau und Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, Metz und Paris, London und Liverpool herum und kümmerte mich — Egoist, wie ich bin! —" wieder zuckte es so wunderlich über das Gesicht des sonderbaren Männchens, „so ausschließlich um meine eigenen Angelegenheiten, daß ich garnicht merkte, wie sich verschiedene Völker in Europa zu einem Sturm — im Glase Wasser — vorbereiteten. Die Portugiesen, mit denen ich mich im Jahre 1847 zu befreunden suchte, waren damals mit einer großen Revolution grade fertig geworden. Sie hatten sich so ein halbes Dutzend Jährchen mit ihrer Regierung herumgeschlagen, waren dabei unterschiedliche male Sieger, noch öfter aber Besiegte geblieben, und endlich war vom Oktober 46 bis zum Juni 47 ein ziemlich regulärer Krieg zwischen den Septembristen, d. h. den portugiesischen Demokraten, und den königlichen Truppen geführt worden, der dadurch recht bunt wurde, daß sich England, Frankreich und Spanien zu Gunsten der bedrängten Landesmutter, Donna Maria da Gloria, in's Spiel mischten und ihr schließlich auch Ruhe verschafften. So promenirte es sich denn im August 47 wunderschön an den Ufern der Rada de Lisboa*) — alles athmete Frieden und Ruhe, die Königin hatte — sie wußte auch, warum! — ein Versöhnungsministerium eingesetzt, und die guten Portugiesen hofften wieder

*) Bai von Lissabon.

einmal auf Besserung. Eines schönen Abends schlenderte ich von der königlichen Bibliothek her über die Praça do Commercio*), um auf dem Tejo zu gondeln, da fühle ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter. Ich sehe mich um — hinter mir steht ein hochgewachsener junger Mann mit sonnenverbranntem Gesicht, der mich in gutem Deutsch, wie ich es lange nicht gehört, begrüßte: ‚Alle Teufel, Zwickel, wie kommen Sie hierher? Haben Sie etwa auch den Septembristen helfen wollen, und sind blos um zwei Monate zu spät gekommen?'

„Wer war's? Ihr Herr Papa! Der schnöde Verdacht, in dem er mich hatte, paßte auf ihn. Er hatte 1845 und 46 seine große Tour durch Frankreich, Italien und Spanien gemacht und hatte sich in diesem letzteren Lande, von seinem Thatendrang getrieben, in einer Weise an den Bestrebungen der Progressisten betheiligt, die es ihm beinahe unmöglich gemacht hätte, Ihr Papa zu werden, gnädigstes Fräulein!"

Wir lachten. Ellen drohte mit dem Finger: „Herr Doktor, Ihre Phantasie wird meinen Papa doch nicht etwa zum spanischen Mönche machen wollen!"

„Meine Phantasie hat mit den spanischen Abenteuern des Freiherrn von Walden nicht das Geringste zu thun, meine verehrten Herrschaften," versicherte der kleine Doktor mit großem Eifer. „Meine Phantasie war sogar lange nicht kühn genug, um zu errathen, was für ein Loos dem jungen Herrn im schönen Spanien geblüht hatte.

„‚Rathen Sie, Zwickel, wo ich herkomme, und wo ich jetzt eigentlich sein müßte, wenn nicht an mir ein Wunder geschehen wäre?' fragte er mich. Ich bekam's nicht heraus. ‚Wie Roller in Schillers Räubern,' fuhr er fort, ‚recta via**) vom Richtplatz.' — Ich sah ihn natürlich mit offenem Munde an. Er lachte: ‚Sie hat wohl noch niemand erschießen wollen, bester Zwickel, daß Sie mich so entsetzt anstarren. Nun, ich habe das Vergnügen soeben gehabt. In einem Haare war ich mausetodt, und zwar nicht etwa so par hazard***) erschossen, wie man einen tollen Hund erschießt, wenn er einem über den Weg läuft, sondern hübsch mit Vorbedacht, ja, nach langer, weislicher Ueberlegung und nach Urtel und Recht. Ist das nicht ein unbezahlbares Abenteuer, Zwickel?' Ich wußte zuerst nicht recht, ob der junge Herr auch vollkommen bei Sinnen war. Aber er war's wirklich. Er hatte den Progressisten bei ein paar Putschen gegen die junge Königin Isabella und ihren Minister Isturiz geholfen, war gelegentlich gefangen genommen worden und sollte als Aufrührer — mit den Ausländern, besonders den Deutschen, machte man damals noch viel weniger Federlesen als mit den eigenen Landeskindern — durch Pulver und Blei vom Leben zum Tode befördert werden. Zwar gelang es ihm, durch die Berufung auf seine Eigenschaft als Mitglied des hohen deutschen Adels die Vollstreckung des Urtheils auf mehrere Monate hinauszuschieben, schließlich wurde ihm aber eines Morgens bei Sonnenaufgang die angenehme Kunde gebracht, daß nun sein letztes Stündlein geschlagen. Das Urtheil ward ihm noch einmal vorgelesen, er durfte einen letzten, kurzen Gruß an seine Eltern schreiben, und dann ging es hinaus vor die Mündungen der Gewehre."

„Aber von diesem schrecklichen Abenteuer hat Papa ja nie gesprochen!" rief Ellen halb entsetzt, halb ungläubig dazwischen. „Ich weiß wohl, daß er etwa um jene Zeit in Spanien und Portugal war, aber daß er dort an Kämpfen theilgenommen und in so entsetzlicher Gefahr war, davon hat er nie gesprochen."

„Ihr Herr Papa, meine Gnädigste," meinte der Doktor, „liebt, wie ich früher oft genug erfahren, das Erzählen jener alten Geschichten überhaupt nicht. Darum war ich heute lebhaft erstaunt, daß er mir so bereitwillig die Erlaubniß dazu gab. Zudem ist sein Töchterchen, wie er mir mitgetheilt, ja lange Jahre von ihm getrennt gewesen und jetzt erst seit kaum einem Vierteljahre mit ihm vereint, — da hat sich vielleicht die Anregung noch nicht gefunden, grade jene halbvergessenen Abenteuer aus dem Geheimschranke eines an merkwürdigen Erlebnissen überaus reichen Gedächtnisses hervorzusuchen."

„Sie haben recht, bester Herr Doktor, Sie haben recht," meinte Ellen. „Ich wollte Papa auch nicht etwa einen Vorwurf machen. Aber erzählen Sie weiter, ich bitte, — wie wurde mein armer, lieber Papa vom Tode — vom Tode durch Henkershand gerettet?"

„Er kniete bereits 15 Schritt vor der Front des Exekutionspelotons und sah mit jener bewundernswerthen Kaltblütigkeit, die ihn wohl nie verlassen hat, dem Tode in die Augen. Die Binde um seine Augen hatte man ihm erlassen, er hatte sich das als letzte und einzige Gnade erbeten. Da — ein paar Sekunden ehe ‚Feuer!' kommandirt wurde, kam ein höherer Offizier ein weißes Tuch schwenkend dahergesprengt. Er brachte die Begnadigung, welche endlich auf Verwendung des österreichischen und des preußischen Gesandten hin erfolgt war. Die Hinrichtungsvorbereitungen waren nur eine Farce gewesen, welche auf ausdrücklichen Befehl der gnädigen Königin dem jungen, hochadligen Tollkopf die Lust, Revolutionen mitzumachen, austreiben sollte."

(Fortsetzung folgt.)

*) Einer der schönsten Plätze in Lissabon.
) Gradenwegs. *) Zufällig.

Lagerplatz einer afrikanischen Expedition auf der Flußreise nach dem oberen Ogowé. (Bild Seite 100.) Der Südwesten von Afrika gehört zu den Theilen des gewaltigen afrikanischen Kontinents, welche in neuester Zeit mehrfach Gegenstand kühner Entdeckungsreisen und eifrigster wissenschaftlicher Forschungen waren. Zu den damit erzielten Erfolgen gehört die Erforschung des Ogowé oder Ogowai, eines Stromes, der neben dem Congo und Niger der bedeutendste Strom von Westafrika ist. An seiner Mündung verzweigt er eine Menge von Armen in ein Delta von beinahe 120 Kilometer Breite, welches entsprechend viele große und sumpfige Inseln enthält, die zu passiren nicht allein durch die sumpfige Bodenbeschaffenheit, sondern mehr noch durch die hohen Luftwurzeln der üppig emporwuchernden, immergrünen Mangrovebäume gehindert wird. Je schwieriger und unbehaglicher aber auf diesen Erdstrecken der Aufenthalt für den Menschen ist, desto sicherer und gemüthlicher ist er für alles, was da kräucht: Schlangen, Krokodile und Gewürm der verschiedensten Art. Auch die Mündungszweige des Stromes setzen dem Eindringen des Menschen in ihren Sandbänken, Untiefen und Barren mannichfache, für größere Fahrzeuge fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, und die umwohnenden Neger machen es sich ebensowohl zum Vergnügen als zum Geschäft, Europäern, die hier gestrandet, die Entdeckungslust für allezeit auszutreiben. Während indeß die vom Juli bis September dauernde trockene Jahreszeit den ganzen großen Strom bis auf etliche seichte und unpassirbare Wasseradern zusammenschrumpfen läßt, spendet ihm die im Oktober beginnende Regenzeit eine solche Ueberfülle von Wasser, daß es trotz aller Hindernisse zeitweilig sogar kleinen Dampfern gelingt, bis 20 Meilen weit in's Innere der die Stromufer bedeckenden Urwälder einzudringen und die Mündung des Nebenflusses Rembo Ngunié zu erreichen. Hier hat auch schon der europäische Handel seine festen Stationen etablirt; hamburger und liverpooler Faktoreien treiben von dieser Stelle aus seit 1873 einen ziemlich schwungvollen Export an Kautschuk, Elfenbein und Ebenholz, und das ganze Mündungsgebiet des Ogowé bis zum Ngunié nennen die Franzosen ihr Eigenthum, deren Kontreadmiral du Quilio, 1873 hier die französische Fahne aufpflanzte. Die Bewohner der Ogowéufer sind barbarische Negervölker, die in eine sehr große Anzahl kleiner Stämme zersplittert und großentheils noch der Menschenfresserei ergeben sind. Die thatsächlichen Gebieter in dem dem Namen nach französischen Lande am unteren Ogowé sind die Orungus, die mit den an der Mündung des Rembo Ngunié hausenden Inengas Sklavenhandel treiben. Das Gleichgewicht zwischen den sonst ungefähr gleich starken seßhaften Negerstämmen haben in neuester Zeit auf dem rechten Stromufer die aus dem Innern Afrikas kommenden, unter dem Namen der Fans oder Oschebas bekannten grausamen Kannibalen zu stören gewußt, denen auf dem linken Ufer die Akelles nachzuahmen versuchen, ein Unterfangen, das bei der Feigheit der eingesessenen Neger nicht ohne Erfolg bleibt. Die europäischen Handelshäuser am Ogowé stehen weder mit den räuberischen Fans und Akelles, noch mit den ungefährlicheren Orungus auf gutem Fuße, da sich die letzteren durch jene beeinträchtigt sehen in ihren Handelseinnahmen an Rum, Schießgewehren, Pulver, Salz und Zeug, die sie früher allein in's Innere beförderten. Ueber die Mündung des Rembo Ngunié hinaus landeinwärts zu dringen, war die Aufgabe einer Expedition, die der Deutsche Dr. O. Lenz führte. Derselbe hatte den alten und blinden Inengahäuptling Remoki gewonnen, der sich als Zauberer unter seinen abergläubischen schwarzen Brüdern einen großen Einfluß erworben, aber trotz seiner eigenen Hexenmeisterschaft den Zaubermitteln des deutschen Reisenden, bestehend in einem großen Rumfaß, mehreren alten französischen Artillerieuniformen und einem glänzenden Pompierhelm nicht widerstehen konnte. Dieser biedere Zauberer nahm den weißen Mann unter den Schutz seiner Zauberglocke und drang mit ihm, besagte wunderthätige Schelle kräftig schwingend und alles mögliche Unheil durch feierliche Beschwörung bannend, durch die das Thor von Lepo genannte Stromenge in das Okandeland ein. An landschaftlicher Abwechselung war die Reise lange nicht so reich, als an Mühen und Gefahren, denn bis dicht an die Stromufer drängen sich die hochstämmigen, dichten Urwälder heran, dunkelgrünen Mauern gleich, welche jeder Fernsicht trostlos eintönige Schranken setzen. Endlich wird einmal eine Lichtung erreicht, in deren Nähe sich meistens kleine Negerdörfer finden. Hier wird ein Biwack aufgeschlagen und rasch entwickelt sich ein so reges Treiben, wie es unser nach einer Skizze des Dr. Lenz ausgeführtes

Bild zeigt. Die gewinnsüchtigen und fürchterlich neugierigen Neger der Ansiedlung schleppen allerhand Gegenstände herbei, die sie gern verschachern möchten: Hühner und Palmwein, Ziegen, Bananen, Fische 2c. Links im Vordergrunde des Bildes ist ein an einen Pflock befestigtes Canoe zu sehen, das 21 und mehr Meter lang sein kann und das einzige auf dem oberen Ogowé mögliche Beförderungsmittel darstellt. Zur Bemannung desselben sind bis 30 Mann nöthig, deren vereinte Kraft bei den Stromschnellen und Wirbeln oft nicht zum Vorwärtsrudern des Canoes ausreicht. Dieses muß alsdann mit 4—5 Meter langen Stangen am Ufer hin weitergestoßen werden. Der Stamm der Okandes besteht aus 3—4000 in kleine Dörfer vertheilten Menschen. Jedes Dorf hat zum Oberhaupt seinen Aeltesten und in Lope haben sie eine Art gemeinschaftlichen Königs, der in einem beständigen, für ihn nicht immer glücklichen Kulturkampfe mit dem unter den Okandes angesehendsten Oganga, d. h. Priester, lebt, welch letzterer in dem Distrikt von Aschuka residirt. Die Okandes sind Sklavenhändler. Sie beziehen ihre Sklaven von Stämmen, die weiter im Innern wohnen, und verkaufen sie an die mehr seewärts sitzenden Iningas und Galloas, das ist ihre ganze Beschäftigung. Ihre sich durch Schönheit nicht gerade auszeichnenden Frauen paradiren mit höchst sonderbaren Haartouren, sind jedoch gleich ihren Männern etwas mehr bekleidet als viele andere Negerstämme, indem sie ein großes Stück eines aus Bastfäden gewobenen Mattenzeuges um die Hüften geschlungen tragen. A. G.

Der Gothenkönig Fridigern und Kaiser Valens. (Bild Seite 101.) Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß in früherer Zeit die Geschichtsschreibung häufig Dinge in den Vordergrund rückte, deren Bedeutung eine sehr fragliche war. Von Herodot, dem Vater der Geschichte, bis auf den noch lebenden Historiker Ranke ist durch Einseitigkeit viel gesündigt worden. Erst in den Augen der Kulturhistoriker vom Schlage des Engländers Buckle sind James Watt (Entdecker der Dampfkraft) und Stephenson (Erfinder der Lokomotive) gewichtiger als der makedonische Alexander und der korsische Napoleon, aus dem Grunde, weil der ersteren Thaten mehr zur Umgestaltung der inneren Verhältnisse unserer Gesellschaft beigetragen, mithin einen nachhaltigeren Einfluß ausgeübt haben als jene der letzteren. Aber jedermann, selbst der eifrigste Anhänger der Richtung, welche in der Weltgeschichte blos die Geschichte der Herrschaft des Menschen über die Materie erblickt, wird zugeben müssen, daß es kaum ein historisches Ereigniß von gleicher Tragweite geben dürfte, wie die Völkerwanderung, deren Hauptfaktor die Gothen waren. Und doch sind die Schicksale dieses edelsten deutschen Stammes, der die Sturmfahne der Germanen durch ganz Europa trug und zwei Königreiche, das ostgothische Italien und das westgothische Spanien gründete, dem großen Lesepublikum so gut wie unbekannt.

Vorstehende Skizze soll den Ostgothen gewidmet sein, die auf dem europäischen Welttheater wie ein Meteor auftauchten und ebenso verschwanden.

Die gothische Inschrift: Ek hleva gastim haurna tavidô (Ich reiche den Gästen das Horn der Bewirthung) an einem goldenen Trinkhorn, welches man in einem Grabmahl bei Tondern in Schleswig gefunden hat, bestärkt die Geschichtsforscher in der Vermuthung, daß die Ursitze der Gothen im nördlichen Europa lagen und daß ihr Aufenthalt in der südrussischen Ebene nur eine Etappe auf ihrem Römerzuge war. Der Hunger trieb sie zu den sonnigen Gefilden des Südens, woher nach uralten Sagen ihre Götter gekommen waren. Die ersten geschichtlich verbürgten Nachrichten datiren aus der Zeit des Kaisers Caracalla (211—217 nach Christi Geburt). In den Legionen dieses gekrönten Wüstlings finden sich Gothen als geworbene Söldner, welche mit den Prätorianern (eingeborene Krieger) in kurzer Zeit eine solche Macht errangen, daß sie einen aus ihrer Mitte als Kaiser Maximinus (235—238) auf den Imperatorenthron setzten. Der Länderstrich zwischen der Weichsel, Donau und dem Schwarzen Meer hieß damals Gothia. Seit dem Jahre 247 überschritten sie fast jährlich die Donau und plünderten das oströmische Gebiet. Auf einem dieser Raubzüge drangen sie bis zum Adriatischen Meer, bestiegen leichte Fahrzeuge und fuhren nach Kleinasien hinüber. Die Zerstörung des Dianentempels in Ephesus ist ihr Werk.

Unser Bild stellt den Gothenführer Fridigern vor, der nach der Niederwerfung seines Rivalen Athanarich im Jahre 369 mit Kaiser Valens einen Frieden auf der Donau in der Nähe des heutigen Semlin schloß und das Christenthum, und zwar dem Kaiser zuliebe, nach arianischem Ritus annahm. Die ihm von Kaiser Valens, seinem Bundesgenossen im Kampfe gegen Athanarich, diktirten Friedensbedingungen waren ein hartes Joch für ihn und das Gothenvolk, welches ihn bald zur Empörung und zum bewaffneten Widerstande zwang. Im Jahre 378 brach er den Frieden und schlug die Römer bei Adrianopel auf's Haupt, wobei Kaiser Valens das Leben verlor. Im Jahre 395 tritt der größte Held der Gothen, Alarich, auf. Athen, Korinth, Argos und Sparta mußten bald die Schwere seiner Hand erfahren. Nach vielem, wechselvollem Ringen mit dem im Römersolde stehenden Vandalenführer Stilicho drang Alarich bis Rom, welches er dreimal zur Kapitulation zwang. Sein Schwager Athaulf gründete das westgothische Reich in Spanien. Trotz Alarichs frühzeitigem Tode befestigte sich die Macht der Ostgothen in Italien, weil sie für die Kulturschätze der römischen Welt empfänglich waren und die überwundenen Einwohner schonend behandelten. Mit ihrem König Theodorich (420), der als Dietrich von Bern in der deutschen Heldensage unsterblich fortlebt, hat ihre Macht den Kulminationspunkt erreicht. Rom trat für dreißig Jahre in den Hintergrund. Das Herz Italiens, ja des Abendlandes schlug in Ravenna, wo Theodorich sein Hoflager hielt. Hier blühte der glänzendste Hof des Westens; hierher kamen die Gesandten der Franken, der Avaren, der byzantinischen Kaiser. Von den bayrischen Alpen bis nach Sizilien herrschten die Ostgothen. Der Ruhm ihrer Thaten, der Glanz ihres Namens drang bis zu den fernsten Völkern, ihr Reich schien fest und dauernd begründet. Aber es war nur der Geist eines einzigen Mannes, der dies seltsame Staatsgebäude zusammenhielt. Mit Theodorichs Tode brach der Pfeiler, auf den es sich stützte, und alles Heldenthum des Gothenvolkes vermochte das Verderben nicht abzuwehren. Was das Schwert erworben, ging durch das Schwert verloren und achtundzwanzig Jahre nach der Sterbestunde des großen Königs zogen die letzten Gothen, eine kleine, tieftraurige Schaar, flüchtig und heimathlos über die Alpen. So schön und groß aber war ihr Untergang, daß ihre Ueberwinder von Bewunderung und Wehmuth erfüllt wurden und der trockene Geschichtsschreiber Prokopius von Cäsarea ihrer mit begeisterten Worten gedenkt. Sie erlagen nicht der Ueberzahl ihrer Gegner, den Legionen des Kaisers Justinian, vielleicht nicht einmal dem Feldherrngenie des kranken verschnittenen Narses, sondern dem bösen Erbkrebs deutschen Volksthums: der innern Zwietracht, der Verrätherei einzelner Ehrgeizigen. Um so erschütternder wirkt ihr Schicksal, das uns wie eine große Tragödie ergreift. Solche Trauerspiele schreibt die Geschichte nur einmal in vielen Jahrhunderten, dann ruht sie aus und liefert durch lange Menschenalter hindurch blos kleine Arbeit.

Sehen wir uns den Schauplatz des letzten Aktes, wie ihn der Schreiber dieser Zeilen nach den Angaben des Geschichtsschreibers Prokopius von Cäsarea zwischen Neapel und dem Vesuv aufzusuchen bemüht war, etwas näher an. Der Weg von Neapel nach Salerno ist, wie nur irgend einer in Italien, mit historischen Erinnerungen getränkt. Ueber Herculanum und Pompeji hinweg, wo sich die zerstörenden Gewalten der Natur mit den Mächten der Menschengeschichte verbanden, um dem forschenden Geiste der Nachlebenden auf jahrtausende hinaus ein entsetzlich interessantes Studienmaterial aufzuspeichern, gelangt man in die Nähe des Ortes Lettere am Fuße des alten Mons Lactarius, wo der Heldenstamm der Gothen in furchtbarem Kampfe sein Ende fand. Die Erde konnte wohl den unsterblichen Heroen keinen schönern Punkt zum Schlachtfelde bieten. Hier muß die durch spätere Ausbrüche der Lava ausgefüllte Steilschlucht gewesen sein, an deren Mündung König Teja einen halben Tag mit erhobenem Schilde den stürmenden Griechen wehrte. Das lachende blaue Meer vor sich, die herrliche Stadt Neapolis zu Füßen, den rauchenden Vesuv zu Häupten, noch einmal die ganze Schönheit Italiens mit einem Blicke umspannend — so fiel der letzte Gothenkönig. Seine und seiner Streiter Asche ruht tief unter erstarrten Feuerströmen. Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Köln. T. G. Daß die Form der Bruchbinden trotz vieler Verbesserungen in der Neuzeit noch immer eine unvollkommene ist, steht fest; und mit dem Rathe, sich ein passendes Band anzuschaffen, ist daher nicht jedermann gedient, weil es eben nur wenige Bandagisten gibt, die das Band den individuellen Verhältnissen des Bruchkranken entsprechend anzufertigen verstehen. Die meisten Bandagisten stehen auf demselben Niveau wie die Schuhmacher: diese arbeiten nach dem Leisten und nicht nach dem Fuß. Aus diesem Grunde müssen wir aber auch Anstand nehmen, die von Ihnen empfohlene Bruchbandform, bei der die Pelotte nicht oval, sondern dreieckig ist und in eine sich tief in die Leistenbeuge einschmiegende Spitze ausläuft, zu allgemeinem Gebrauche zu empfehlen. Was Ihnen geholfen hat, das wird eben vielen andern nicht helfen. Die durch das Band gerötheten Hautstellen bestreicht man mit Citronensaft; tritt völliges Wundsein ein, so wendet man Bleisalbe an.

Dr. Meierstein.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 10. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Die drei Damen erhoben ein Zetergeschrei. Wie besessen sprangen sie von ihren Sitzen auf, die Sessel fielen um, sie setzten behend über dieselben hinweg, immerwährend sich schüttelnd vor Ekel und sich betastend und ihre Kleider schwingend; denn der Frosch war jetzt am Boden, und ach! wie leicht war es möglich, daß er unter eine ihrer breiten Krinolinen geschlüpft wäre. Die Herren wollten ihnen zu Hülfe kommen, den Frosch fangen, dieser aber wurde durch die Verfolgung zu immer kühneren Sprüngen angeeifert, die Verwirrung wurde nur ärger, und Nandl, der boshafte Kobold, der dies angerichtet, schrie vor Entzücken, klatschte in die Hände und hüpfte wie toll um die kreischenden und um sich schlagenden Frauen herum, ihnen den Weg versperrend.

„Hahaha! Seht doch, ihr könnt ja auch ein Liedchen singen, ihr versteht ja auch, zu jodeln. Und wie schön sie springen können, die Madamen, hahaha! Wie possirlich! Ach, ich lache mich todt darüber." Sie bückte sich, hob den Zwanziger auf, den ihr der General zugeworfen, und warf ihn nun ihrerseits den Damen vor die Füße. „Da, das schenke ich Ihnen, meine schönen Madamen für den Spaß, den Sie mir vorgemacht haben; ich will auch nichts umsonst haben, theilt euch darein!"

„Frecher Satan!" schrie der General. Er ergriff einen Knüppel, der am Boden lag, und kam mit demselben auf Nandl zu, um ihr die wohlverdiente Züchtigung angedeihen zu lassen.

Aber Nandl dachte sogleich an Widerstand. Sie bückte sich nach Erdschollen, und als jetzt der General gegen sie heranrückte, empfing sie ihn mit wohlgezielten Würfen. Er versuchte trotzdem vorzudringen, aber Nandls Geschosse wurden immer dichter, so-daß der Herr General pustend und fluchend den Rückzug antreten mußte; auch die Damen hatten sich bereits nach dem Hause geflüchtet und Nandl behauptete siegreich den Platz. Im Flur kam den Sichzurückziehenden der Hauptmann entgegen, der von nichts wußte. Er meldete, daß der Wagen angespannt vor der Thür stände und fügte hinzu, es wäre vielleicht gut, wenn die Damen sich beeilen würden, denn es stiegen sehr drohende Wolken auf, und nach der drückenden Schwüle wäre vielleicht gar ein Gewitter zu fürchten.

„O, wir wollen sogleich fort," riefen Thekla und die Baronin, „fort, nur fort von hier!"

Die Gräfin hatte den feinen Takt, über das Intermezzo mit dem Frosch jetzt, nachdem es vorüber war, zu lachen. Nichtsdestoweniger schien sie ebenfalls sehr zufrieden, fortzukommen. Die Baronin hatte Hans in die Wohnstube geschickt, ihre Mantille und die der Frau Hauptmann zu bringen; die Gräfin hatte die ihre im Wagen zurückgelassen und der Bediente brachte sie soeben. Jetzt waren alle vor dem Hause versammelt, und nachdem sie prüfende Blicke nach den Wolken gesendet, theilten sie die vom Hauptmann ausgesprochene Ansicht, daß ein Gewitter im Anzuge sei.

„Wir hätten zwei Wagen bestellen sollen," meinte die Gräfin; „wir Damen müssen alle fahren, aber Henri wird ebenfalls ermüdet sein."

Auch der Professor, der seine Gäste vor die Thüre geleitet hatte, war der Ansicht, der General solle den Wagen benutzen. Dieser aber sagte in seinem übellaunigsten Ton, er werde gehen, er sei durchaus nicht müde, und der Professor verstehe sich ganz und garnicht auf seine Konstitution. Die Baronin bestand jedoch darauf, einer der Herren müsse zu ihrem Schutze mit ihnen fahren, und wenn der General nicht wolle, müsse Ewald mit. Es entstand nun die Frage, wie man fünf Personen in einem Wagen unterbringen könne. Die Lösung schien bei den enormen Krinolinen sämmtlicher Damen nicht leicht, da brachte sie Valerie in der einfachsten Weise, indem sie erklärte, sie werde mit ihrem Papa zu Fuße gehen. Das wollte man nun durchaus nicht zugeben, aber sie bestand darauf. Sie sagte, sie freue sich, des Abends durch den Wald zu gehen, es wäre das seit langem ihr Wunsch gewesen; und da der Hauptmann auch dafür stimmte, und der General der Meinung war, daß sie, da sie durch den Wald den näheren Weg hätten, jedenfalls vor den Fahrenden ankommen würden, und, wenn sie sogleich aufbrächen, gewiß noch vor dem Gewitter nach Hause kämen, so acceptirte man endlich allgemein das Auskunftsmittel.

In diesem Augenblicke kam Hans mit den verlangten Hüllen. Er warf sogleich seiner Mama die Mantille um, einige runde Scheiben, die daran geklebt waren, lösten sich ab und fielen zu Boden. „Was ist denn das?" rief die Baronin erschreckt.

„Haben Sie keine Angst, Frau Baronin," begütigte Wüst, „das ist etwas ganz Ungefährliches und Unschuldiges, es ist nur Salami; ich hatte es wohl bemerkt, als Sie die Tücher über meinen Tisch warfen, daß sie grade auf mein Butterbrot und auf die Salami zu liegen kamen."

Die Baronin sagte nichts; sie biß die Lippen übereinander und warf dem Diener die Mantille, dem armen Professor aber einen wüthenden Blick zu. Die Gräfin lachte, sie lachte sehr gern, wenn ein anderer den Schaden hatte.

„Professor," sagte sie, „Sie sind der liebenswürdigste Mann von der Welt, aber ich gebe Ihnen den guten Rath, bitten Sie niemals wieder Damen zu sich, es ist das ein schweres Unglück für beide Theile."

„Wüst! Wüst!" jammerte Thekla. „Was du mir heute angethan, dessen hätte ich dich niemals für fähig gehalten; aber ich bin resignirt, heute überrascht mich nichts mehr --" Ein Schrei des Entsetzens schloß den Satz. „Ein Thier — ein Thier! Ein schwarzes Ungeheuer — oh!" Sie wies mit entsetzter Geberde auf die Mantille, die ihr der gutmüthige Professor soeben um die Schulter gelegt, — und wirklich, da saß ein kleines Scheusal mit weitglotzenden Augen.

„Mein Axolotl!" rief der Professor. „Mein vollkommenes Thier, mein Schatz!" — Er stürzte auf ihn zu, erfaßte ihn mit beiden Händen und nahm ihn behutsam von dem Oberarm Theklas hinweg. „Thekla, wenn du mir den Axolotl davongetragen hättest, es wäre ein Verbrechen gewesen." Er rannte mit dem Thiere, ohne sich um die übrigen mehr zu bekümmern, in's Haus, nach seiner Stube, um ihn in seinem Behälter in Sicherheit zu bringen.

Ewald hatte indeß seiner Mama in den Wagen geholfen und Tiefenbach hob, auf Andrängen der Gräfin, die ganz gebrochene und geknickte Thekla nun gleichfalls auf ihren Sitz. Die Gräfin und Ewald nahmen rückwärts Platz. „Einen schönen Gruß an den Professor und sein sämmtliches Gezüchte!" rief die letztere noch lachend zurück. „Wir werden dies Ensemble nicht so bald vergessen." Der Wagen rollte davon.

„Mag den Gruß überbringen, wer will," grollte der General; „ich sehe, daß ich fortkomme, ich mag mit diesem ekelhaften Gelehrten nichts mehr zu thun haben." Er murmelte noch einiges zwischen den Zähnen, und nachdem er unmuthig mit der Hand auf seinen Säbel geschlagen, daß er klirrte, machte er sich ungesäumt auf den Weg. Der Hauptmann und Valerie begleiteten ihn, während Hans in das Zimmer des Professors trat, um sich im Namen aller übrigen zu empfehlen. Erst am Waldsaume hatte er die Vorangehenden wieder eingeholt. Er wandte sich sogleich an seinen Vater und an Tiefenbach, die beiden auf die Gefährlichkeit des Uferweges aufmerksam machend, indem er auf die Nothwendigkeit hinwies, bei hereinbrechender Dämmerung den Waldweg zu wählen, der, wie er glaube, sogar näher sei und an der Ruine Hohenwang vorüberführe.

„Wem sagst du das?" fuhr der General übellaunig auf. „Der Uferweg ist sehr schlecht, ich habe das gleichfalls bemerkt, kein vernünftiger Mensch wird ihn des Abends betreten. Es ist ganz selbstverständlich, daß wir den Waldweg nehmen, ich werde euch schon führen; ich kenne das Terrain genau, und ihr könnt euch ganz beruhigt meiner Führung überlassen." Der General ging denn auch voran. Er schritt wacker aus, und bei jeder Schwenkung kommandirte er. Uebrigens war er keineswegs so sicher, als er vorgab, es zu sein. Es kam vor, daß er sich im Wege irrte, und man mußte dann kleine Strecken zurückgehen, um wieder auf den rechten Pfad zu kommen. Das Terrain ging jetzt stark bergauf, der General blieb plötzlich stehen. Er pustete stark. „Ich denke doch, es wäre leichter, wenn wir zu Zweien gingen," sagte er, sichtlich erschöpft. „Hauptmann, geben Sie mir Ihren Arm. Mein Sohn kann Ihre Tochter führen."

Der Hauptmann beeilte sich, dem Befehle nachzukommen. Hans trat zu Valerie. „Sie erlauben mir, an Ihrer Seite zu bleiben?" fragte er schüchtern.

„Ich bitte Sie darum, Herr Lieutenant," antwortete an ihrer Statt der Vater, „aber Valerie muß dann etwas rascher gehen, sonst werden sie mit ihr weit hinter uns zurückbleiben."

„Nun, ich dächte doch," brummte der General, „der große Junge wird auch ohne Führer den Weg nach der Stadt finden."

„Unbesorgt, mein Vater."

Der General und der Hauptmann gingen also voran. Hans und Valerie hinter ihnen. Nach einer Weile blieb das junge Mädchen plötzlich stehen.

„Ah!" machte sie und schlug sich dabei auf die Stirne.

„Was ist Ihnen, mein Fräulein?"

„Wie vergeßlich ich doch bin, ich habe den kleinen Vergißmeinnichtstrauß, den ich mir bewahren wollte, bei dem Professor zurückgelassen."

„Bedauern Sie dies?"

„Gewiß, er war so hübsch, und er wäre mir eine Erinnerung an unsern ersten Ausflug gewesen. Jetzt wird er verwelken."

„Nicht doch, mein Fräulein. Als ich zuletzt in das Zimmer des Professors trat, bemerkte ich ihn auf einem kleinen Tische in einem Glase. Die sorgsame Kathrein war es wohl, die ihn in's Wasser gesetzt."

„O, dann ist's gut, dann bleibt er mir erhalten."

Hans fühlte sich in diesem Augenblick sehr glücklich gestimmt, er hätte es gleichwohl nicht gewagt, dies dem jungen Mädchen gegenüber mit einem Worte auszudrücken. Jetzt drehte sich auch der Hauptmann um, er hatte mit dem General bereits einen bedeutenden Vorsprung.

„Valerie," rief er, „was zögerst du?"

„Beunruhige dich nicht, Papa, wir kommen nach."

„Das dürfte Ihnen nicht so leicht werden, mein Fräulein, mir nachzukommen," gab der General zurück; „aber haltet nur die Richtung ein; eine Strecke geht es so fort, immer nach rechts, dann, sobald der Weg breiter wird, verlaßt ihr diesen und wendet euch wieder nach links."

„Ja, Herr Lieutenant, halten Sie nur die Richtung ein," wiederholte Hauptmann Tiefenbach im jovialsten Tone. Es schien, daß ein tête-à-tête seiner Tochter mit Hans Wachtler ihn nicht besonders beunruhigte.

„Wir werden übrigens die Ruine bald erreichen," erläuterte, sich noch einmal umwendend, der General, „und von da läuft ein grader Weg nach Seekirchen."

Die beiden alten Herren gingen unbekümmert vorwärts, bei der ersten Biegung des Weges kamen sie ihren Kindern aus den Augen. Diese folgten jedoch pünktlich der ihnen gegebenen Weisung. Nach einer Weile sagte Hans: „Es ermüdet Sie wohl, mein Fräulein, wenn wir rascher gehen? Sonst würde ich es unbedingt anrathen."

Valerie, anstatt diesem Wink nachzukommen, blieb stehen und sah ihn lächelnd an. „Finden Sie es denn nicht hübsch, so gemächlich durch den Wald zu lustwandeln?"

„Ich finde es wunderhübsch, ich kann nicht sagen, wie, aber ich höre nicht mehr die Schritte und die Stimmen der uns Vorangehenden, und ich fürchte, wir könnten am Ende doch den rechten Weg verfehlen."

„Sie fürchten? Das Wort nimmt sich in dem Munde eines Offiziers gar seltsam aus."

„Ich fürchte ja nicht für mich, sondern für Sie, mein Fräulein."

„Das ist ganz unnöthig, ich versichere Sie."

„Ich getraue mich ganz allein aus diesem Walde herauszukommen."

„Bei Tage wohl, aber es wird bald Dämmerung eintreten, und werden wir noch überdies vom Regen überrascht, — Sie sind so leicht bekleidet, mein Fräulein."

„Sie haben vielleicht recht, wir wollen rascher gehen, geben Sie mir Ihren Arm."

Hans empfand eine Art Wonneschauer, als sie ihren Arm nun leicht in den seinen schob, so leicht, Hans verspürte ihn kaum, aber er wagte es nicht, ihn fester an sich zu ziehen. In seiner glückseligen Verwirrung war es wohl kein Wunder, wenn er auf die gegebene Richtung nicht so genau achtete, als er sich vorgenommen hatte. Valerie plauderte munter mit ihrem Führer eine Weile fort, dann schwiegen plötzlich beide, wie durch eine Einwirkung von außen dazu bestimmt. Es war um sie herum jetzt so merkwürdig still geworden. Die Sonne war untergegangen, die Vögel und alles übrige Gethier hatte sich bereits, wie von einem bangen Vorgefühl beschlichen, in die dichtesten Zweige versteckt oder in seine Höhlen verkrochen. Kein Lüftchen regte sich, die zartesten Halme standen kerzengrade, wie erstarrt. Wie ein Bann lag es über der Natur, und den beiden schien es nun auf einmal, als wären sie mit einbezogen in diesen Bann. Valerie fühlte, daß ihre Füße schwer wurden und ihr nachgrade den Dienst versagten.

„Haben wir denn noch weit, ehe wir zur Ruine kommen?" begann sie leise.

Hans blieb stehen. Besorgt sah er sich nach allen Seiten um. „Wir haben den rechten Weg verfehlt," sagte er; auch seine Stimme klang gedämpft. „Es ist sicher, wir müßten sonst längst schon an der Ruine vorbeigekommen sein."

„Dieser Weg muß uns doch gleichfalls nach Seekirchen führen."

„Gewiß, aber es wäre möglich, daß er uns nach dem Ufer brächte, das wir vermeiden wollen."

„Was sollen wir aber thun?"

„Ich glaube wohl, es wäre das Beste, wir gingen wieder zurück, wir finden vielleicht bald einen Fußsteig, der mehr nach links sich wendet."

„Aber ich bin müde," sagte Valerie mit einem etwas ungeduldigen Tone, „und es wäre möglich, daß wir dann kreuz und quer gingen und doch wieder hierher zurückkehren müßten; dieser Weg ist breit und viel begangen, der führt sicher nach Seekirchen. Sind Sie so ganz sicher, daß es der unrechte ist?"

„Ich vermuthe es nur."

In diesem Augenblick brach ein wüthender Windstoß durch die Bäume, der sausend und brausend weiter zog.

„Das ist der Sturm!" rief Valerie.

„Jetzt bleibt uns keine Wahl, wir müssen schleunigst vorwärts," erklärte Hans. Er zog Valeriens Arm nun doch etwas fester an sich und sie schritten rasch auf dem eingeschlagenen Wege fort. Aber schon nach einigen Schritten mußten sie abermals Halt machen. Der Wind hatte den leichten Hut von Valeriens Kopf gerissen, und er mußte besser angesteckt werden. Von Minute zu Minute wuchs der Sturm. Hier, unter den Bäumen waren sie noch einigermaßen geschützt, aber in den Wipfeln raste er mit stets zunehmender Heftigkeit. Es stöhnte und dröhnte und die Kronen schlugen hart aneinander, leichtes Geäst herunterschleudernd. Angstvoll sahen sie nach oben. Jetzt begann auch das Firmament sich rasch zu verfinstern, es war mit einemmal von schwarzen, schweren Wolken bedeckt, und die Dunkelheit nahm von Minute zu Minute zu. Vor kurzem herrschte unter den dichten Tannen noch eine angenehme Dämmerung, jetzt umgab sie bereits völlige Nacht, sodaß sie die entfernteren Gegenstände nicht mehr zu unterscheiden vermochten. Valerie strauchelte über die Hindernisse des Weges, sie stieß sich an den spitzen Steinen die Füße wund und dann glitt sie wieder auf dem glatten, mit Nadeln besäeten Waldboden aus. Es erschien ihr fast unmöglich, bei noch stärkerer Dunkelheit durch den Wald zu kommen. Abermals brauste ein heftiger Windstoß über sie hinweg und zog heulend und pfeifend weiter. Aber in diese Melodie des Sturmes mischten sich jetzt noch andere Töne. Anfänglich nicht klar zu unterscheiden, lösten sie sich in ihrer eigenthümlichen Monotonie immer deutlicher ab von der in allen Tonarten wühlenden Symphonie der bewegten Luftgeister.

Hans und Valerie blieben wie auf Verabredung stehen und horchten. „Das ist nicht der Wind," sagte Valerie, „es klingt wie Rauschen des Wassers."

„Das ist der See!" rief Hans.

„Der See!" wiederholte Valerie.

„Ja, hören Sie nur, wie empört die Wogen gegen das Ufer schlagen. Sie sehen, ich hatte richtig vermuthet."

„Jawohl; aber ich erinnere mich, daß es von hier aus nicht mehr weit nach dem Städtchen ist."

„Gewiß nicht, wir könnten es in fünfundzwanzig Minuten erreicht haben."

„Dann lassen Sie uns vorwärts gehen."

„Aber der Weg am Ufer ist höchst gefährlich, da die Böschung theilweise herabgetreten ist; ich habe dies selbst gesehen, und doch wüßte ich mich nicht mehr zu erinnern, an welchen Stellen."

„Was sollen wir thun?"

Hans stand rathlos. Die Brandung war ihrem lauschenden Ohr, so oft eine momentane Windstille eintrat, immer deutlicher vernehmbar. Sie waren jetzt nur wenige hundert Schritte von dem Ufer entfernt, und doch vermochten ihre Augen durch den sich hier allmählich lichtenden Wald den See nicht zu erblicken. Dunkel und schwarz erschien alles rings umher. Da — ein Blitz, und bald darauf dröhnte ein dumpfer, langgedehnter Donnerschlag.

„Hier können wir nicht bleiben," rief jetzt Hans mit einiger Entschlossenheit, „wir dürfen das Ungewitter nicht mit all' seinen Schrecknissen erwarten. Wir werden einzeln und vorsichtig längs des Ufers hingehen. Wir brauchen ja nur zehn Minuten, dann haben wir das gefährliche Stück passirt und befinden uns wieder im Walde. Ich werde vorausgehen, Sie unmittelbar hinter mir, mein Fräulein. Vielleicht (er zögerte) vielleicht könnten Sie Sich etwas an mich halten. Sobald wir nur ganz aus den Bäumen heraus sind, wird es weniger dunkel sein. Wir werden, wenn wir eilen, den Weg am Ufer noch ziemlich deutlich sehen können."

Valerie antwortete nicht, aber sie hängte sich fester an ihren Begleiter, und abermals ging es vorwärts. Immer näher drang das Rauschen und Anschlagen der wild anstürmenden Wellen. Der See schien in Aufruhr, von dem Sturm aufgewühlt bis in seine Tiefen. Als sie jetzt über das letzte, sie einigermaßen schützende Dickicht hinaustraten, erfaßte er sie mit einer Heftigkeit, vor der Valerie zurückwich. „Es raubt mir den Athem," rief sie, ihren Kopf hinter den breiten Schultern ihres Führers bergend.

„Solange ich Sie festhalten kann, hat es keine Gefahr, aber wenn wir einzeln gehen müssen, und anders können wir nicht über die abschüssigen Stellen hinweg, könnten Sie von einem solchen Windstoß erfaßt und in die Tiefe geschleudert werden. Es wäre entsetzlich, mein Fräulein!"

Valerie glaubte in diesem Augenblicke zu fühlen, daß sein Arm zittere. Es war diesmal nicht Angst. Sie hatte sich, um sich vor dem Winde zu schützen, an ihn gelehnt, und es war ihre Nähe, die Nähe dieses reizenden Geschöpfes, die ihn mit einem süßen Schauer erfüllte und ihm vielleicht selbst in dieser Lage als die größere Gefahr erschien. Valerie ahnte dies natürlich nicht. Sie glaubte, er fürchte sich, und in dem Maße, als sie über diesen Mangel an Muth sich erzürnte, wuchs der ihrige. Sie glaubte überdies nicht ernstlich an Gefahr; sie war diesen Nachmittag so leicht und ungefährdet diesen Weg gegangen, sie konnte sich nicht vorstellen, daß er nun weniger leicht zu passiren.

„Und Sie wollten also wieder zurückkehren, Baron?" fragte sie ungeduldig, fast verdrießlich.

„Wenn ich des Weges nur einigermaßen kundig wäre, würde ich das Wagniß unternehmen und vorwärts gehen; aber so wäre es höchst unklug. Es bleibt nichts anderes übrig, wir müssen nach Lindau zurück."

„Und meine Eltern, die sich um mich ängstigen würden, — nein, das geht nicht, durchaus nicht. Aber ich weiß ein anderes Auskunftsmittel, Baron. Gehen Sie allein nach der Stadt. Für Sich werden Sie doch nicht bangen. Sie können schnell und ohne Gefahr dahin zurückkehren. Bringen Sie von dort Laternen mit und einen oder zwei verläßliche Führer, die den Weg genau kennen. Ich will indeß hier warten, bis Sie mich abholen."

Hans schüttelte den Kopf. „Welchen Einfall, Fräulein Valerie, ich kann Sie unmöglich allein hier zurücklassen."

„Warum nicht?"

„Es wäre das Gefährlichste von allem."

„Durchaus nicht, ich bin hier ganz sicher; was sollte mir auch geschehen? Ich will mich unter einen Baum stellen, hier unter diesem da bin ich vor Sturm und auch vor Regen hinlänglich geschützt, hier will ich ruhig warten, bis Sie wiederkommen."

„Unmöglich! Und wenn indeß das Gewitter losbräche?"

„Und wird das nicht auch geschehen, wenn Sie bei mir bleiben?"

„Wenn nur hier in der Nähe ein Häuschen, eine Unterkunft zu finden wäre?" sagte Hans, in dringender Besorgniß den Waldboden mit dem Fuße stampfend, als könne er eine rettende Idee daraus hervorstampfen. „Ah!" machte er jetzt, und er schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. „Daß mir das auch nicht früher einfiel, das Försterhaus ist ja ganz in der Nähe!"

„Ja, ja," fiel Valerie ein, „ich bemerkte es ebenfalls, als wir diesen Nachmittag vorübergingen; aber den Uferweg müssen Sie dennoch passiren, ehe Sie dahin kommen."

„Allein werde ich in weniger als zehn Minuten dort sein und ebenso rasch wieder zurück."

„Und dort werden Sie den Förster und seine Leute finden, mit denen kommen Sie dann hierher, mich abzuholen."

„Gewiß, das ist das Beste, das Ausführbarste!" rief Hans, sichtlich erleichtert; aber, schon im Begriffe, zu scheiden, schienen doch wieder Bedenken ihn zurückzuhalten. „Kann ich, darf ich Sie allein hier zurücklassen? Wenn Leute hier vorüberkämen?"

„Nun, das wäre ja gut."

„Wenn es rohe Burschen wären?"

„Ich glaube, daß bei diesem Unwetter so leicht niemand durch den Wald kommt; übrigens ist es hier ganz dunkel, sehen kann man mich nicht und hören gewiß auch nicht; sobald ich Schritte vernehme, will ich mich so ruhig verhalten, daß niemand meine Gegenwart ahnen soll."

„Ja, das wäre wohl das Räthlichste, aber —"

„Gehen Sie doch," bat Valerie noch dringender, als sie sah, daß er noch immer zögerte. „Ich versichere Sie, daß ich keine Angst haben will, und wenn Sie nicht aus Besorgniß für Sich selbst den Weg scheuen —"

„Das sollen Sie nicht glauben, Fräulein Valerie, ich gehe."

„Auf baldiges Wiedersehen, Baron Hans. Bitten Sie auch die Frau Försterin, Ihnen ein Umhängetuch für mich mitzugeben, damit ich nicht naß werde, wenn es zu regnen anfängt."

„Ich eile," sagte Hans. „Leben Sie wohl!" Unwillkürlich streckte er die Hand nach der ihren aus, er wollte sie erfassen, zum Abschied noch einmal leise drücken; aber da er kein Entgegenkommen fühlte, glaubte er sich zu einer solchen Kühnheit nicht berechtigt, und er verabschiedete sich nur mit einem Seufzer.

Dante Alighieri. (Seite 119.)

Der gute, bedächtige Hans vergaß jetzt, wo die Gefahr nur mehr seiner Person allein drohte, alle Vorsicht und er rannte den schmalen Weg entlang hinaus, dem stürmenden See entgegen. Valerie hörte seine Schritte sich entfernen und unter dem Sturmgebrause bald gänzlich verhallen. Sie war allein. Das Gefühl der Oede, der Verlassenheit fiel ihr mit einemmale schwer auf's Herz. Hatte sie sich nicht doch zuviel zugetraut? All' der Muth, den sie vor ihrem ängstlichen Führer soeben noch entfaltet und der sie in ihren eigenen Augen nicht wenig erhoben hatte, er war jetzt dahin, verschwunden ganz und gar. Sie zitterte, sie sagte sich, für ihn, aber sie zittterte noch viel mehr für sich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Melonenmarkt in Budapest. (Seite 120.)

Zwei Afrikareisen.

(Fortsetzung.)

Weiter geht's nach Luxor, Karnak, Theben, dem — einst! — hunderttorigen, den klassischen Stätten ägyptischer Kunst. Der Tempel zu Karnak ist hundertmal beschrieben worden, immer vergeblich! Die große Halle desselben, eins der edelsten Bauwerke, nimmt einen Raum von der vierfachen Größe der Notre-Dame-Kirche in Paris ein. Unwillkürlich sagt man sich: Ja, die Menschen, die dies erbauten, waren Giganten! Welches Pathos predigt diese menschliche Arbeit, deren Produkt „seine Wurzeln durch 6000 Jahre der Geschichte schlägt". Es ist berechnet worden, daß jeder Stein dieser Bauten — mindestens ein Menschenleben gekostet hat! .... In Karnak wird ein schwunghafter Antiquitätenhandel betrieben, zugleich ist da große Kameelvermiethung.

Bei Assuan überschreitet man die nubische Grenze. Nubiens Klima ist wundervoll, es gibt keine Morgen- und Abendkühle, es regnet nie. Gleichwohl ist es bei Nordwind sogar empfindlich kalt. Assuan selbst indessen hat die heißeste Temperatur auf dem Erdball. Von hier aus pflegt man die arabische Wüste per Kameel zu besuchen. Einen solchen Ritt, wie das Thier überhaupt, schildert Verfasserin höchst launig und gesteht schließlich, es sei das eine Strafe, zu der sie „keine Sorte von Menschen verurtheilt sehen möchte".

Assuan gegenüber liegt die eine halbe Stunde lange Insel Elephantine, herrlich begrünt, mit besonders schönen Uferrändern. Auf ihr stand vor 4000 Jahren Aegyptens Hauptstadt, jetzt in Ruinen. Hier fanden sich haufenweise griechisch beschriebene, aber unentzifferbare, Topfscherben, die sich endlich als antike Steuerquittungen herausstellten, seinerzeit den römischen Steuerzahlern von den Steuereinnehmern ausgestellt, die heutzutage unter den Gelehrten zu einer großen Wichtigkeit gelangt sind. In griechischer (übrigens ausgesucht schlechter) Sprache wurden diese Zahlungsbestätigungen lediglich deswegen ausgefertigt, weil die Römer das Odium dieses volksunbeliebten Amtes von ihren Landsleuten abwälzen wollten. Dem Aegypter dienten solche Scherben, anstatt Papyrus, zu kurzen Notizen überhaupt.

Auch die Nubier sind ihren Urgewohnheiten noch ziemlich treu geblieben, wovon eine der urwüchsigsten, gleich alt mit den Pyramiden, das Reiten auf Palmstämmen im Wasser, ein höchst primitives, aber ungemein gewandt betriebenes Surrogat des Bootfahrens.

Es kommt der erste Katarakt, der übrigens gar kein eigentlicher Wasserfall ist, sondern eine Reihenfolge von Stromschnellen, wo der Nil, aus seinem ursprünglichen Bette abgelenkt (der Ursache dieses Umstandes ist vielfach wissenschaftlich nachgeforscht worden), zwischen zahllosen Inseln und Inselchen und über ein wahres Labyrinth von Steinblöcken seine schäumenden Wogen dahinwälzt. Nur der Shellalee (arabische Kataraktdörfler) besitzt den Schlüssel zu dieser nicht ungefährlichen Fahrt. Die Schönheit des sich hier seeähnlich erweiternden Nils ist einzig! Die Inseln sind theils grün, theils goldsandig, theils blütenüberschneit, oder bestehen aus gethürmten Felsstücken, manchmal festungsartigen, nur wie loose zusammenhängenden Baus. Die Felsen, spiegelglatt geschliffen im Laufe unendlicher Zeiträume, reflektiren den Himmel! Das Ganze bildet ein Panorama sondergleichen, wo buchstäblich „jede neue Wendung des Steuers neue Ansichten bietet". Den Katarakt hinauf wird das Schiff gezogen; die Nubier aber verstehen sich auf den Gelderwerb — durch's Nichtsthun. Denn alsbald stellten sie ihre Schlepparbeit ein und da lag das Schiff. Man machte dem „Scheik" Vorstellungen — vergebens. Nun hatte sich der Maler der Gesellschaft ein Taschenwörterbuch auserlesener arabischer Flüche angelegt und zu diesem nahm er jetzt Zuflucht. Mit dem Finger suchend, äußerte er das gefundene passende Citat. Der Scheik erbleichte unter seiner schwarzen Haut vor Wuth, sprang in sein Boot und ruderte davon. Den nächsten Tag aber kam er mit nicht weniger als 200 Leuten und einer Menge von Tauen wieder, ausnehmend höflich gegen seine „theuersten Freunde"; der Maler war sein „Bruder". Und so wie diese Nubier jetzt daran gingen, versicherte der Dragoman (Dolmetsch), habe er noch keine arbeiten gesehen.

Fünf Meilen von Assuan liegt Philä, das „heilige Eiland", die angebliche Begräbnißstätte des Osiris (laut Diodorus Siculus, während Herodot, 400 Jahre früher, nichts davon weiß), das nicht betreten werden durfte. Hier stand ein großer Tempel, dessen Säulenkapitäle noch heute in unglaublichster Farbenfrische prangen, als sei die Zeit stillgestanden — 22 Jahrhunderte lang! Ueberhaupt ist alles, was von diesen Ruinen erhalten, z. B. auch der Mosaikboden, so gut erhalten, daß man zu glauben geneigt ist, das Werk sei nicht zerstört, sondern — noch nicht fertig! Heutzutage ist die Insel öde und verlassen. Ihr Obelisk war eins der für Entzifferung des hieroglyphischen Alphabetes allerwichtigsten Monumente.

Weiter über Korosko nach Abu Simbel. Hier der riesenhafte, theilweise in den Fels gehauene Tempel, mit den vier, ebenfalls aus dem Felsen gemeißelten Kolossalsteinbildern des Ramses II. oder des Großen. Diesem Herrscher sind alle Thaten eines Osymandias, Sesostris 2c., überhaupt aller ägyptischen Regenten 300 Jahre vor, bis 400 Jahre nach ihm von der Sage zugeschrieben worden. Wie die Hauptfigur der ägyptischen Geschichte, so ist er die Hauptfigur der ägyptischen Kunst. Sein Antlitz, insonderheit auf diesen vier Kolossen, ist das schönste, das eine ägyptische Künstlerhand gebildet. Die Kolosse sind von großartigster und doch ebenmäßigster Stylisirung; ihre Bildner waren große Künstler, die sich auf die höchste künstlerische Berechnung und Wirkung verstanden. Wundervoll ist das Schauspiel ihres Anblicks bei Sonnenaufgang: wie sie aus starrem Tode allmählich zu so täuschendem Leben übergehen, daß man jeden Augenblick gewärtig ist, sie würden sich erheben und sprechen! Sie messen, ohne Piedestal, 66 Fuß; die Brustbreite beträgt 25 Fuß 4 Zoll, der Mittelfinger hat eine Länge von 3, die Nase von 3½ Fuß 2c. Die Nasenflügel, so zart, daß sie vom Athem bewegt zu werden scheinen, haben gleichwohl eine Nasenlochweite von 8 Zoll. Zu bemerken wäre übrigens noch, daß der günstige Standort nicht leicht zu finden ist: bald ist man den Kolossen zu nahe, bald zu fern; von der Insel aus sind sie nur im Profil sichtbar. Ihre ideale Schönheit macht einen unvertilgbaren Eindruck. — An der Nordseite der großen Tempelhalle ist ein 57 Fuß langes, 25 Fuß hohes Schlachtgemälde angebracht, das gegen 1200 Figuren enthält. Es ist vielmehr ein ganzer Feldzug, eine Art gemaltes Epos. — Den Matrosen während des Aufenthaltes in Abu Simbel die Zeit zu vertreiben, beschloß man, die Kolosse von den Gipsflecken, die ihnen von dem vor 50 Jahren veranstalteten Abgusse, der sich im britischen Museum befindet, noch anhafteten, zu reinigen. Auf einem aus Segelstangen, Rudern und dergleichen improvisirten Gerüste arbeiteten die Leute drei Tage lang und übertünchten die Klecke zur Herstellung eines gleichmäßigen Tons mit — Kaffee, der, zur großen Bestürzung des Schiffskochs, viel gallonenweise verbraucht wurde. — Aber zu Abu Simbel ereignete sich etwas, was es allein der Mühe werth erscheinen ließe, dies Werk geschrieben zu haben. Man entdeckte nämlich eine wahrscheinlich durch ein Erdbeben vollständig verschüttete Grotte (Speos), oder Krypte, oder (wie Dr. Birch in London will) vielleicht auch die Bibliothek des Tempels. Sowohl die zahlreichen Inschriften als die Malereien waren ausgezeichnet erhalten. Verfasserin, der das Hauptverdienst der Entdeckung gebührt, hat alles mit größter Genauigkeit beschrieben. Obwohl noch ganz neuerdings an der bewußten Stelle nachgeforscht worden, so war sie doch jedermann, selbst den scharfen Augen eines Lepsius, entgangen.

Vier Meilen oberhalb Abu Simbel finden sich merkwürdige Bergkegel, „wie die Steine auf einem Schachbrete aus der Wüste ansteigend," alle in ungefähr gleicher Höhe und mit einer Kappe aus glänzend schwarzem Gestein. Endlich kommt der zweite oder große Katarakt, eine vermehrte Auflage gleichsam des ersten. Der Strom, zwischen einem Labyrinth von Felseilanden in hunderte von Kanälen und Armen gespalten, von Krokodilen (die aber der Reisegesellschaft unsichtbar blieben) durchwimmelt, hat eine Breite von über 16 (englischen) Meilen. Vor allem schön, wie nirgends wieder in ganz Aegypten, so zart, so durchsichtig, so harmonisch, ist die Farbenwirkung der Gegend. Der ambrafarbene Sand, die nelkenrothen und perlgrauen Felsen, die Kataraktfelsen schwarz und purpurn, glattgeschliffen, das lebhafte Grün der Tamarinden und Granatäpfelbäume, der grünlich-braune, schaumgefleckte Nil, darüber die glutvolle Himmelsbläue, sonnenscheindurchzittert! Die Fernsicht in der Luftlinie erstreckt sich auf 145 Meilen, wie geisterhafte Silhouetten erscheinen die fernen Berge von Dongola. Keine Spur von Leben, Wohnungen ringsum, nur die hier schier ge-

spenstig sich ausnehmenden Telegraphendrähte sind zu sehen. Die Gegend ist so recht geeignet, eine Vorstellung von der Größe des Nil zu geben, wenn man bedenkt, daß man bis hierher beinahe 1000 Meilen gefahren, eine Welt von Wüste überschaut und über sie hinaus den Strom immer noch aus unbestimmbaren Fernen heranwallen sieht!

Und jetzt beginnt die Heimreise. Gewöhnlich haben die Reisenden die Tempel u. s. w. hier schon gründlich satt — Fräulein Edwards indessen beschaut sie alle, ohne uns jedoch mit den reichlichen Notizen, die sie sich darüber gemacht, zu behelligen. Fesselnd beschreibt Verfasserin das Herunterschießen über den Katarakt. Auf den ersten Anblick scheint es unmöglich, daß eine Dahabijah das Experiment wagen könne, ohne zerschellt zu werden. Aber da zeigt sich der praktische Bau dieser Fahrzeuge. Wie unter den Füßen weg fällt den Passagieren das Schiff im Absturze, von bis auf das Oberdeck spritzendem Gischt wild umbraust. Dem Steuer und im übrigen der Stromfluth muß alles überlassen bleiben, während die eingezogenen Ruder gegen die Wände der engen Felsengasse knacken. Der „Scheik des Katarakts" steht majestätisch ruhig mit erhobenem Arm da — dort unten geht's scharf um die rechte Ecke — wird das 100 Fuß lange Schiff glücklich herumkommen? Plötzlich schwenkt der Scheik seinen Arm, donnert „Steuer!", mit musterhafter Präzision und Kaltblütigkeit entspricht die Mannschaft dem Gebote, so daß das Schiff a tempo im richtigen Augenblicke um die Ecke schießt. Jetzt bricht allgemeiner Jubel aus, nur der Scheik bleibt unbewegt, setzt sich hin, steckt seine Pfeife in Brand und „sieht uhumäßiger denn je aus". — Zu Edfu steht der schönste Tempel Aegyptens, doch war er bis vor zehn Jahren kaum sichtbar, da erst 64 (!) Häuser von seinem Dache weggerissen werden mußten, sodann noch 28 andere, die zu nahe standen. Er und der Tempel zu Denderah, seine Kopie, sind sozusagen Zwillingstempel. Die religiösen Legenden als Wandinschriften bilden geradezu ein vollständiges Handbuch ägyptischer Mythologie. Ueber Theben schreibt Verfasserin das stärkste Kapitel ihres Werkes, das wir eben deswegen übergehen müssen, namentlich da sie versichert, darüber allein noch ein ganzes Buch schreiben zu können.

Aus den letzten Wochen dieser Reise nur noch zwei Mittheilungen, nämlich über den Besuch des Boulakmuseums in und der Pyramiden bei Cairo. Jenes Museum ist das jüngste (seit 13 Jahren), aber reichhaltigste an ägyptischen Alterthümern, mit den aus ihren Gräbern ausgegrabenen Porträtstatuen eines Chephren, des Erbauers der zweiten Pyramide u. s. w., darunter die allerältesten der Welt, aus einer Zeit, wo selbst die Gizeh-Pyramiden noch nicht standen. Der Augapfel besteht aus weißem Quarz, unter ein Lid von Bronze eingesetzt, und einer Iris (Regenbogenhaut), aus Bergkrystall, die Pupille (Augenstern) aus hellglänzendem Metall, welches Ensemble dem Blicke einen gewissen feuchten Glanz, einen Schein der Intelligenz verleiht, der geradezu unheimlich ist. — Zuerst und zuletzt, wenn man nach Cairo kommt, wandert man hinaus nach den Pyramiden, deren man nie müde wird. Die Besteigung derselben schildert Verfasserin trotz der meterhohen Stufen als sehr leicht, ganz entgegen anderen Berichten darüber. Drei überaus dienstbeflissene und höfliche Araber geleiteten sie, mit der ganzen Lebhaftigkeit dieser Orientalen von Stufe zu Stufe „in allen Zungen Europas sie umschwatzend". Die oberste Fläche, 30 Fuß im Geviert, gewährt bei der klaren Luft, der Flachheit des Landes und der Isolirtheit des Standpunkts eine wahrhaft unendliche Aussicht. Ein wenig südlicher ragt das aus Alabaster- und rothen Granitblöcken gefertigte Ungethüm der Sphinx hervor, vielleicht sogar älter als die Uenephes-Pyramide; man hält dieses räthselhafte Bauwerk heutigen Tags für eine Art Votivkapelle Chephrens, zu seiner zweiten Pyramide gehörig. Noch einen Blick auf diese „größte Grabstätte mit den größten Grabdenkmälern der Welt" und wir sagen dem uralten Märchenlande Aegypten Valet! — —

(Schluß folgt.)

Moritz Heß' Dynamische Stofflehre.

„Der Demokratie und ihren würdigen Vertretern" gewidmet ist das oben genannte naturwissenschaftliche Werk, dessen erster, „kosmischer Theil", handelnd von allgemeinen Bewegungserscheinungen und dem ewigen Kreislauf des kosmischen Lebens, uns gegenwärtig vorliegt. Ohne zu wissen, welche Kriterien die Zuerkennung der Würdigkeit nach der Ansicht des Verfassers (oder rührt die Widmung nicht vom Verfasser her?) bedingen, meinen wir uns im gegenwärtigen Falle der berufnen Demokratie am würdigsten dadurch einzureihen, daß wir über den Inhalt des uns dargebotenen Werkes ohne Vorurtheil für oder wider, nach dem alleinigen Maßstab unsres so objektiv als möglich gehaltenen Urtheils, die Diskussion eröffnen. Wir glauben so jedenfalls am meisten im Sinne des uns als Mensch, und mehr noch als nach gleichem Ziel strebender Mann, sympathischen Verfassers zu handeln.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß alle wahre Wissenschaft Naturwissenschaft sei, theilt Heß deren Gesammtinhalt in drei Abtheilungen, die das kosmische, das organische und das selbstbewußte soziale Leben zum Gegenstand haben. Er meint, daß sich in jedem dieser Zweige eine kleine Gruppe unbestreitbarer, für alle übrigen maßgebender Thatsachen finde, genügend, um nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft eine streng wissenschaftliche Synthese darauf zu gründen. Der vorliegende Theil des Werkes soll dieselbe für die kosmische Lebenssphäre geben und zwar in Befolgung einer streng induktiven Methode. Trotz dieser, „von der dialektischen so sehr abweichenden Methode" gelangt Heß am Ende seines Weges „dennoch zur monistischen und genetischen Weltanschauung der modernen Philosophie". Er konstatirt einen spiritualistischen und einen materialistischen Dualismus, im Gegensatz zu welchen beiden er seine dynamische Stofflehre aufstellt, welche die jenen Weltanschauungen anhaftenden Widersprüche vermeiden soll.

Die „widerspruchsvolle Weltanschauung" des materialistischen Dualismus findet der Verfasser in der Annahme eines unerschaffnen und doch bestimmten, in Atome differenzirten Stoffes und einer ebenso unerschaffnen, und doch bestimmten, wirksamen Kraft, welche beide getrennt aufgefaßten Existenzen doch als untrennbar verbunden angesehen werden müßten.

Die Erklärung der Widersprüche des spiritualistischen Dualismus erkennt Heß darin, daß derselbe erst von der Natur einen sogenannten Geist trennt und es daher freilich „wunderbar" findet, daß aus dem angeblich „Leblosen, Geistlosen" das Bewußtsein hervorgehe!

Dagegen setzt Heß die Garantie der Dauer alles wirklichen Daseins in einen Kreislauf des Entstehens, Vergehens und Widererstehens, der Reproduktion. Einen solchen Kreislauf theilt er in drei Epochen, nach der Blüthe der drei Lebenssphären, der kosmischen, der organischen und der sozialen, von denen jede folgende die höhere Entwicklungsstufe der vorhergehenden ist, jedoch so, daß die kosmische Epoche die beiden andern der Dauer nach einschließt, sowie innerhalb der organischen die ganze Entwicklung der sozialen stattfindet, so daß also das soziale Leben zuerst wieder abstirbt. Der Höhepunkt alles Lebens und also auch der sozialen Entwicklung sei noch lange nicht erreicht, übrigens aber nicht das Ziel einer unendlichen — also unerreichbaren! — Entwicklung, sondern einer solchen, der ganz gewisse Grenzen ihrer eignen Natur nach gesetzt seien. Die Idee eines unendlichen und gar keines wirklichen Fortschritts seien auf dieselbe Stufe zu setzen, als phantastische Glaubenssätze!

Nachdem Heß so seinen naturphilosophischen Standpunkt im allgemeinen präzisirt hat, gibt er in ausgedehnterer Einleitung zunächst eine Zusammenfassung desselben in Beziehung auf die Grundlagen seiner dynamischen Stofflehre im besonderen. Er hält die letztere berufen, Aufschluß zu geben über Probleme, welche die materialistische Richtung der Naturforschung nach seiner Ansicht nur umschreibt und umgeht, indem sie sage: „Die Kräfte, die wirklichen und wirksamen, haben ihre Quelle in der Kraft, oder die Stoffe in dem Stoff, das heißt in einem von den wirklichen Kräften und Stoffen abstrahirten Gedankendinge, welches man hinterher für deren Quelle erklärt." Er vergleicht diese Erklärungen mit der „Eselsbrücke" der weiland Lebenskraft und dem Wärmstoff. „Die Erscheinungen der Schwere können ebenso wenig einem ‚wägbaren', wie jene der Wärme einem ‚unwägbaren' Stoffe zugeschrieben werden. Erklärt sind jene Phänomen erst dann, wenn sie auf Bewegungsformen reduzirt sind, welche nach

mechanischen Gesetzen wirken"! Heß versucht nun, uns diese Erklärungen auf Grund seiner dynamischen Stofflehre zu geben. Die Quelle der Stoffe und aller Kräfte ist nach ihm eine aktive und eine reaktive Bewegung, welche erstere er die zusammenziehende, die letztere die ausdehnende nennt. Je nach dem Ueberwiegen der zusammenziehenden — ein solches der ausdehnenden scheint ausgeschlossen! — gehen aus ihr die Stoffe in ihren drei (oder vier? Oder fünf? Wir sprechen noch darüber!) Aggregatzuständen, sowie die einzelnen Kräfte (resp. Bewegungen) hervor.

Da wir uns mit diesen physikalischen Grundanschauungen von Heß nicht einverstanden erklären können und wir bei dem Mangel zwingender Beweise für dieselben viele seiner darauf gebauten Ausführungen und Folgerungen als klar und richtig nicht zu erkennen vermögen; so müßten wir, um deren Eigenthümlichkeiten und Abweichungen von andern erschöpfend ersichtlich zu machen, ausführlichere und längere Stellen zitiren, als der Raum uns hier gestattet. Wir müssen uns auf Herausheben und Beleuchten einzelner wesentlicher Punkte beschränken.

Als uns befremdend müssen wir zunächst die Wahrnehmung konstatiren, daß einestheils die Einwände von Heß gegen die Naturphilosophie, die er bekämpfen will, an die Adresse schon überwundner Zeiten gehören, andererseits aber offenbar Inkonsequenzen, die allerdings in manchen Köpfen existiren mögen, ganz irrigerweise dem „Materialismus", der „dualistisch" sein soll, auf Rechnung gesetzt werden.

Was zunächst den Dualismus anlangt, so finden wir gerade in Heß's Grundformel: Aktion — Reaktion, oder zusammenziehende Bewegung — ausdehnende Bewegung, „die sich gegenseitig hervorrufen," den vom ihm perhorreszirten Dualismus auf's deutlichste ausgeprägt; mit viel mehr Recht verdient sie diese Bezeichnung, als der materialistische, ewig bewegte, ewige Stoff, der mit der unvernichtbaren Bewegung eine friedliche Einheit bildet, während jene Urbewegungen ewig diametral streitende Gegensätze sind. Jedoch würden wir um den Namen, den Heß seinem System geben will, kein Wort verlieren, wenn er den vermeintlichen materialistischen Dualismus nicht als die Ursache „dieser widerspruchsvollen Weltanschauung" ansähe, und „die ganze dynamische Stofflehre eine Widerlegung dieser" sein sollte.

Einem denkenden Naturforscher der Jetztzeit (welcher naturphilosophischen Richtung auch immer) kann Heß nicht mehr mit Grund den Vorwurf machen, daß er einfach den Stoff für ponderabel (wägbar) erkläre, um die Ursachen der Wägbarkeit nicht erforschen zu brauchen.

Die materialistische Weltanschauung aber denkt auch in der That garnicht daran, den Stoff als Ursache (das soll Heß's Ausdruck „Quelle" doch wohl bedeuten?) der uns bekannten 63 Grundstoffe, die Kraft als Ursache der uns bekannten Kräfte anzusehen. Sie stellt der Naturforschung garnicht einmal die Aufgabe, nach Quellen von Kraft (oder Bewegung) und Stoff zu suchen. Beides sind ihr eben empirische Grundbegriffe, und der Ausdruck Stoff ist nur Abkürzung für die Gesammtheit der uns jetzt bekannten Elemente, wobei allerdings garnicht ausgeschlossen ist, daß diese vielleicht sämmtlich nur Erscheinungsformen für einen einzigen Urstoff seien; der Ausdruck Kraft ist nur Abkürzung für die Gesammtheit der uns bekannten Bewegungen und Kräfte, die wir als eine Einheit schon jetzt insofern betrachten müssen, als sie nach bestimmten Größenverhältnissen die eine in die andre übergeführt werden können, und die auch in beständigem Kreislauf begriffen sind, so daß in der That ein „Beharren im Dasein, welches den Tod verewigen würde" und welches Heß der bekämpften Richtung als konsequente, aber ungeheuerliche Folgerung vorwirft, unbeschadet der Ewigkeit des Stoffes nicht stattfindet. — Als wirkliche, abstrakte „Gedankendinge" aber von Kraft und Stoff können wir nur die Begriffe Zeit und Raum gelten lassen!

In Verfolg seiner vorgesetzten Aufgabe, die „nachweislichen Quellen jedes wirklichen Stoffes, wie jeder wirklichen Kraft" aufzufinden, gelangt Heß zur Aufstellung verschiedner Hypothesen, die, weit entfernt davon, unsre physikalischen Anschauungen zu vereinfachen, unerklärte Thatsachen zusammenzufassen, sogar zu einer Viertheilung der schon als einheitlich erkannten Kräfte und Bewegungen führen und den Verfasser in häufige Widersprüche verwickeln.

Heß konstruirt nämlich einen vierten Aggregatzustand, „der aber kein stofflicher, sondern ein dynamischer ist;" und er definirt ihn als denjenigen, wo die zusammenziehende Bewegung noch gar kein Uebergewicht über die ausdehnende habe, wo auch noch gar kein Stoff existire, der erst durch das Uebergewicht der ersteren entstehe und identisch sei mit der Schwere.

Nun ist aber dieser vierte Aggregatzustand — ganz abgesehen davon, daß der Verfasser vielleicht den Namen unglücklich gewählt hat, da Aggregatzustand nichts andres heißt als der Gleichgewichtszustand stofflicher Moleküle, — für uns ein ganz unfaßbarer, da wir keinerlei Erfahrung davon haben und bei bestem Willen nicht über den Begriff eines sehr verdünnten Gases hinauskommen können. Heß meint zwar an einer Stelle, die strömende Elektrizität sei „der innerhalb der stofflichen Aggregatzustände zum Vorschein kommende vierte Aggregatzustand", aber wir wissen durch diese Bemerkung weder, was Elektrizität ist, da wir eben jenen nicht kennen, noch auch kann der Verfasser den sogenannten vierten Aggregatzustand überhaupt als strömende Elektrizität angesehen wissen wollen, da er sonst wohl diesen Namen gewählt hätte, der doch an bekannte Erscheinungen anknüpft, die aber zu Erläuterung sonst nirgend erwähnt werden. Und nun dieser Dualismus zweier entgegengesetzter, sich bedingender und hervorrufender Bewegungen ohne stoffliche Unterlage! —

In der That können wir uns gar keine Bewegung vorstellen, als die, welche unentrinnbar am Stoff haftet. Wenn man nicht schon den vierten Aggregatzustand als verschleiernden Namen für ein unbekanntes, aber doch stoffliches Etwas, für dissozirte, aber doch immer stoffliche Atome ansehen will, so bleibt uns gar kein andrer Ausweg als dieser angesichts der Einführung von Zentren: „Alle vier Gleichgewichtszustände müssen zu ihren kleinsten Bestandtheilen Gleichgewichtszentren haben;" — kleinste Bestandtheile des vierten Aggregatszustandes und Zentren desselben: kann sich das überhaupt nur auf im vollständigen Gleichgewicht befindliche Bewegungen (besser gesagt Kräfte!), also eigentlich-garnicht wirksame, beziehen? Aller Logik nach doch nicht, sondern nur auf etwas Stoffliches, sei das nun eins oder alle uns bekannten Elemente oder auch ein angenommener uns noch erfahrungsgemäß unbekannter dissozirter Zustand derselben. Dagegen hilft durchaus nicht, wenn Heß ermahnt, „daß dynamische Atome oder Zentren noch keine stofflichen sind"; oder an andrer Stelle wieder versichert: „Die kleinsten Bestandtheile, welche zugleich die einfachsten des Stoffes, sind die stofflosen dynamischen Zentren des vierten Aggregatzustandes." Eine zusammenziehende Bewegung, im stofflosen Weltraum wirksam, — Heß spricht oft kurzweg vom Weltraum, der sich kondensirt, — die aus einem stofflosen Zentrum ein Atom schafft: beansprucht nach unserm Dafürhalten denselben starken Glauben, als die mosaische Schöpfungsgeschichte.

„Wenn ein Aggregatzustand durch irgendeine Ursache bestimmt (sic!) wird, sich zusammenzuziehen, zu kondensiren," also z. B. der vierte, so entsteht nach Heß der dritte und ein Ueberschuß an ausdehnender Bewegung, welcher, auf den nicht kondensirten Theil übergehend, einen fünften Aggregatzustand hervorbringen müßte, wo die ausdehnende Ursache das Uebergewicht haben müßte; entsprechend wie aus flüssiger Kohlensäure theils feste, theils gasförmige entsteht. Entweder also geht Kraft in der Natur verloren, wird vernichtet, oder aber unsere erkannten Gesetze gelten für den vierten Aggregatzustand nicht, dann können wir die Induktion und Erfahrung als Grundlage der Wissenschaft getrost verabschieden.

„An den Grenzen, wo der vierte Aggregatzustand in den stofflichen übergeht, fehlen eben für unsre Vorstellung noch jede Unterscheidung von stofflichem und dynamischem Aggregatzustand," sagt Heß, und wir können nur hinzufügen, wenn das schon an der Grenze der Fall ist, da müssen uns natürlich im Reich des vierten Aggregatzustandes alle Begriffe verloren gehen!

Zu seiner Theorie stoffloser Zentren scheint Heß durch Ueberschätzung und Verkennung des Wesens der Mathematik mit ihren Abstraktionen gekommen zu sein: „Der Stoff kann nicht anders als unendlich theilbar gedacht werden. Die kleinsten Bestandtheile des Stoffes können kein Stoff sein, da sie sonst theilbar, folglich nicht die kleinsten Bestandtheile wären." — Auf diesem Wege kann der Stoff zwar mathematisch verflüchtigt werden, aber nicht physisch! Aber an anderer Stelle sagt er in richtigerer Erkenntniß, daß „die Wirklichkeit die Unendlichkeit, wie diese die Wirklichkeit ausschließt". Eine Ueberschätzung der Mathematik aber müssen wir in der uns im übrigen ziemlich räthselhaft gebliebenen Stelle finden (Pag. 156): „Ohne Zweifel werden durch diese Resultate der mathematischen Astronomie bedeutende Wirkungen auf die Entwicklung des organischen Lebens hervorgebracht;" wogegen uns doch scheint, daß das organische Leben sich ganz unabhängig von den Resultaten oder Resultatlosigkeiten der mathematischen Astronomie entwickelt.

Ein weiterer Grund zur Nichtanerkennung der soeben gekennzeichneten Hypothese liegt für uns darin, daß sie keine Vereinfachung unsrer Naturanschauung zuwege bringt, sondern im Gegentheil eine ganze Reihe von neuen Kräften in das durch die bisherigen Bemühungen der Naturforschung schon sehr durchsichtig gewordne Verzeichniß von solchen wieder einführt: außer der zusammenziehenden, aktiven oder zentripetalen Bewegung, die, wie Heß selbst sagt, „nicht mit der anziehenden zu verwechseln ist," und der ausdehnenden, reaktiven, oder zentrifugalen, sowie den sonst in der Physik allgemein bekannten Bewegungen und Kräften, finden wir ferner noch Wärme in dem Sinn von Temperaturerhöhung, Kälte für Temperaturerniedrigung gebraucht, sowie besondre Natur- und Triebkräfte angeführt als Rotations-, Hebungs- und Wurfkräfte.

Ueber das Verhalten all' dieser Kräfte und Bewegungen können wir unmöglich klar werden durch Erläuterungen, wie folgende: „Geht man näher auf dieses Gegentheil, auf die nichtstofflichen Bewegungen ein, so zeigt es sich, wie wir gesehen haben, daß es reaktive, zentrifugale, ausdehnende Bewegungen sind, und daß ihr Gegentheil (!) der Stoff die zentripetale, zusammenziehende Bewegung, oder richtiger das Uebergewicht derselben über die andere, daß mit einem Wort der Stoff die Ponderabilität selbst ist;" gleich darauf heißt es noch „der Stoff und die Schwere". Und ferner: „Nennen wir der Kürze halber die ausdehnende Bewegung — diese einzige (!) Quelle aller Natur- und Triebkräfte — absolute Wärme (obgleich diese Bezeichnung insofern ungenau, als Wärme nur Temperaturerhöhung ist, in welche sich die reaktive, ausdehnende Bewegung erst unter gewissen Umständen zum Theil verwandelt);" wogegen vorher: „Die einzige Wärmequelle, die existirt, und die sich nur in mannichfacher Weise durch die Beziehungen der Aggregatzustände und der stofflichen Elemente modifizirt, ist die zusammenziehende, stoßende, reibende, zentripetale Bewegung, welche einen Gegendruck, die reaktive, zentrifugale, ausdehnende Bewegung hervorruft."

Dem müssen wir entgegenhalten, daß wir in Wirklichkeit keine Erfahrung von einer ausdehnenden Bewegung haben, die sich unter gewissen Bedingungen in Wärme umsetzt, wohl aber davon, daß Wärme sich durch Ausdehnung von Stoff (das heißt durch Erweiterung der Amplitude der schwingenden Moleküle) in Massenbewegung umsetzt, — immer aber ist Wärme die vorhergehende, also ursächliche Bewegung!

Die Rotation (Axendrehung) der Weltkörper erläutert Heß aus der Wirkung der Molekularbewegungen innerhalb derselben, — wir müssen gestehen, daß uns diese Erklärung so problematisch geblieben ist, wie Münchhausens Sichherausziehen aus dem Sumpf am eignen Zopf. Das Prinzip bei unsern Dampfmaschinen, die Heß beispielsweise erwähnt, auch bei den Lokomotiven, ist doch ein ganz andres, indem der Dampf immer durch Ausdehnung nach einer Seite, gegen einen beweglichen Theil, Bewegung erzeugt, aber sich nach den andern Richtungen gegen unbewegt feste Theile sozusagen anstemmt; (bei der Lokomotive ist deren Gewicht wesentlich!) dagegen geschieht die Ausdehnung, wie Heß sie in den Weltkörpern vom Mittelpunkt ausgehend annimmt, bei deren Kugelform nach allen entgegengesetzten Richtungen gleichzeitig und ließe sich daraus ein Grund zur Rotation nicht einsehen. Der Standpunkt des alten Archimedes scheint uns hier noch immer der richtige: ein fester Punkt (oder eine schwere Masse) außerhalb der Erde als Stützpunkt, von wo aus sie bewegt werden könne!

Es sei hier noch darauf aufmerksam gemacht, daß Heß bei Bestimmung der relativen Rotationsenergie von Sonne, Erde und Jupiter irrthümlicherweise das einfache Verhältniß ihrer Massen in Vergleich zieht, während doch rotirende Körper sich im Verhältniß ihrer Trägheitsmomente ersetzen, d. i. in dem der Massen mal den Quadraten der Radien; die Rechnungen gestalten sich sonach komplizirter als angegeben.

Infolge seiner eben nicht recht begreiflichen Hypothese gelangt Heß noch zu mancherlei Widersprüchen, deren Auffinden keine Schwierigkeit hat, weshalb wir sie hier nicht weiter einzeln aufführen.

Mit dem bisher Angeführten wollten wir hauptsächlich unser zusammenfassendes Urtheil über die „dynamische Stofflehre" motiviren, das dahin geht, daß sie als ein viel interessanten Stoff und viel anregende Einzelheiten bietendes Werk zu bezeichnen ist, das aber mit kritischer Vorsicht studirt werden muß. Seine Schwäche finden wir im wesentlichen darin, daß der Verfasser durch sein Bemühen, ein vollständiges, abgeschlossenes, systematisches Ganze zu geben, sich vom festen Boden induktiven Aufsteigens, — wobei er allerdings in seinem Plan erhebliche Lücken hätte offen lassen müssen — sich zuweilen zu allzuweitfliegenden Hypothesen hat hinreißen lassen. Einen beneidenswerthen Optimismus bezeugt gleich die erste Seite seiner Einleitung in den Worten: „Wenn in der That, wie es in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts zum großen Nutzen der jüngern Generation der Fall ist, der menschliche Geist nur mit gesunden, den Thatsachen entsprechenden Ideen genährt wird, so verbinden sich diese ebenso natürlich, wie die Stoffe in den Organismen, zu einem lebendigen Ganzen." — Ja, wenn dem so wäre! Da könnten wir wohl den Kopf hoch, den Nacken steif tragen, statt daß wir ob all' dem in der jüngsten Zeit dieses neunzehnten Jahrhunderts selbst erlebten Unglück viel öfter mit unseren Blicken den Boden suchen möchten! Diesen Optimismus finden wir auch in den rein naturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen, insofern er den Verfasser die seiner Theorie widersprechenden Thatsachen übersehen oder unterschätzen läßt.

Was wir dem Werk zu besondrem Verdienst anrechnen, ist das konsequente Betonen und Festhalten der Geltung aller Naturgesetze durch alle Sphären hindurch, von seinen stofflosen Bewegungskeimen an bis in die komplizirtesten Organismen, sodaß wir die scholastische Frage: wann tritt die Seele in den Embryo? als Absurdität bei Seite lassen können.

Ferner erwähnten wir schon, daß Heß den Glauben an ein unendliches und an gar kein Fortschreiten der sozialen Entwicklung als gleich irrige Ansicht gleichstellt. Dagegen gibt er seine Meinung dahin: „Auch die selbständige Entwicklung der sozialen Sphäre, die heute erst beginnt, kann es selbstredend zu keiner höhern Vollkommenheit bringen, als zu einer solchen, die in den Grenzen der Wirklichkeit liegt. Diese Grenzen werden ohne Zweifel während der selbständigen Entwicklung, die noch vor uns liegt, erweitert, aber nicht in's ‚Unendliche', da die Unendlichkeit die Wirklichkeit, wie diese die Unendlichkeit ausschließt." Da wir in der That eine unendliche Entwicklung als vorzusetzendes Ziel garnicht brauchen können, wohl aber ganz bestimmte endliche Ziele noch unverwirklicht vor uns sehen, so können wir dieser Theorie nur beistimmen, als einer solchen, die einem festen, selbstbewußten Vorwärtsstreben sehr wohl zur Grundlage dienen kann.

Recht interessante Gesichtspunkte bietet alsdann des Verfassers einleitende Uebersicht der allgemeinen sozialen Entwicklung, besonders der menschlich-paläontologischen Epoche. Uebrigens datirt Heß den Beginn der modernen, sich selbständig entwickelnden Gesellschaft in sehr junge Zeit, er läßt sie erst mit der französischen Revolution beginnen, die er zugleich gegen die Auffassung verwahrt, daß sie nur eine bürgerliche gewesen sei, da sie „mit souveräner Humanität ausgestattet" nur die Arbeit und die Wissenschaft als Grundlage für die Gesellschaft anerkannt habe. — Wie aber sollte man eine Revolution nennen, welche ideale Prinzipien aufstellt nur darum, um ihnen bei späterem Wiederbegegnen als durchaus unpraktischen Jugendeseleien hochmüthig oder verlegen lächelnd aus dem Wege zu gehen — wenn nicht eine bürgerliche?

Ganz neu und im Gegensatz gegen die landläufige Meinung fanden wir in diesem Theil den Nachweis — zwar auch aus der Bibel, aus der uns schon zu vielerlei „bewiesen" worden ist, als daß wir gerade gern aus ihr argumentiren hörten — daß die Juden durchaus nicht das rein monotheistische Volk waren, als das man sie später auszugeben für gut befunden hat, sondern daß diese Auslegung der vielgöttrigen jüdischen Mythologie erst der spekulativen Philosophie späterer Zeit zu verdanken ist. Auf diese Ausführungen sei besonders aufmerksam gemacht!

In dem Kapitel über Kosmographie bekommen wir ein recht deutliches Bild von der Anordnung und gegenseitigen Stellung der Sternsysteme bis in die weitesten, überhaupt noch dem bewaffneten Auge zugänglichen Fernen; Darstellungen, denen sich Erläuterungen über die Kometen, die Nebelflecken, die Milchstraße, die Doppelsterne, über unser eignes Planetensystem und die Meteoriten in derselben lichtvollen Ausführung anschließen.

Wenn aber Heß in der im letzten Kapitel gegebnen Geschichte unsres Planetensystems zuliebe seiner Theorie von der „todten Materie", von durch Erschöpfung der zusammenziehenden Bewegung absolut starr gewordnen Weltkörpern, den Mond als trauriges Exempel anführt und nachdem er von seinem „letzten Aufflackern eines im Absterben begriffnen Weltkörpers," gesprochen,

ihm auch Luft und Wasser, also eine Atmosphäre, kurz jedes kosmische Leben aberkennt, so hat er allerdings den bisher wohl allgemeinen Glauben für sich. Aber Thatsachen machen die schönsten Theorie leicht zu schanden, und so scheinen die alten, jetzt erst mehr geschätzten Beobachtungen von Schröter, sowie die neuen von Klein, Schmidt und Neison, die sowohl atmosphärische Vorgänge, — die natürlich bei einer mehrhundertmal dünneren Atmosphäre, als welche die Erde einhüllt, nicht so auffällig sein können — als auch sehr lebhafte vulkanische Thätigkeit beobachtet haben, dazu bestimmt, einer vielleicht sehr abweichenden Anschauung Bahn zu brechen.

Durch das oft zu lebhafte Ueberwiegen der Phantasie gewinnt das Werk in manchen Hinsichten, besonders in der Behandlung der naturphilosophischen Grundprobleme, Aehnlichkeit mit E. Rénan's neuem Werk „Philosophische Dialoge und Fragmente“; aber den Liebhaber einer stofflich interessanten Lektüre, bei der er die Kritik als Geistesübung zugleich gern ausübt, wird es in vieler Beziehung belehren und befriedigen. R. L.

Modernes Leben.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Weltzufriedenen.

II. Haute volée

(Fortsetzung.)

Man kann sich denken, daß uns die schmucklos vorgetragene Erzählung des wunderlichen Doktors auf das lebhafteste interessirt und ergriffen hatte. Ellen vermochte sich nicht sobald zu beruhigen — ihre außergewöhnlich regsame Phantasie zauberte ihr die Gefahr der Hinrichtung, in welcher der geliebte Vater geschwebt hatte, in voller Greifbarkeit vor Augen.

„Damit sich freundlichere Bilder Ihrer Seele bemächtigen, mein liebes, gnädiges Fräulein,“ nahm der Doktor seine Erzählung wieder auf, „will ich unverweilt von meiner dritten Begegnung mit dem Herrn Papa berichten. Hören Sie nur: Im Jahre 1850 war ich wieder einmal nach Deutschland zurückgekehrt. Ich war inzwischen so eine Art berühmter Mann geworden,“ — er machte eine Pause, als wenn ihm plötzlich der Athem ausgegangen wäre, und in seinem Gesicht zuckte es noch viel heftiger als gewöhnlich, — dann fuhr er, leiser als vorher, so etwa, als spräche er nur zu sich selbst, fort: „eine vertrackte Art, eine ganz vertrackte Art von Berühmtheit.“ Sofort bemerkte er aber auch, daß wir ihn befremdet anschauten, und so fiel er denn rasch und gewandt wieder in den alten Ton: „Meine Herren Landsleute in Schöppenstedt und Schilda, wollte sagen: in Berlin und Breslau, waren neugierig geworden, mich kennen zu lernen, und so zog ich denn von London heimwärts mit dem löblichen und redlich durchgeführten Entschlusse, die Herrschaften meine Bekanntschaft so theuer als möglich bezahlen zu lassen. Auf meiner Reise hielt ich in dem bescheidenen Mittelstädtchen Z. eines Sonntags Rast. Ich wußte nicht, was anfangen, und schlenderte gelangweilt in den menschenleeren Gassen umher. Da, an einer Straßenecke angekommen, bemerkte ich plötzlich ganze Schaaren von Menschen sich ziemlich eilig nach einer und derselben Richtung bewegen. Als ich näher kam, sah ich Leute aller Stände, jeden Alters und Geschlechts, im Sonntagsstaate und mit feierlicher Miene auf ein Gasthaus zusteuern, in dessen erster Etage sechs riesige Fenster einen für eine so kleine Stadt auffallend großen Saal vermuthen ließen. Aha! eine Versammlung — aber was für eine? Einen älteren Landmann, dem die sonst nicht grade kleidsame Bauerntracht jener Gegenden stattlich zu Gesichte stand, bat ich um Aufklärung. Der sah mich verwundert an: ‚Das wissen Sie nicht? Unser neuer Prediger, Herr, wird heute zum erstenmale zu uns sprechen. Und ein ausgezeichneter Prediger soll's sein und eine sehr wichtige Sache ist's obendrein, über die er predigt, über die Vereinigung unserer, der freien religiösen Gemeinde mit der deutschkatholischen, wissen Sie.‘ Dabei sah mir der offenbar auf seine Zugehörigkeit zur freien Gemeinde stolze Bauer prüfend in's Auge, als wollte er erforschen, ob ich auch ein Freigeist wäre, wie er, oder vielleicht ein Frommer, als welcher ich mir auf seine Hochachtung gewiß nicht hätte Rechnung machen können. Ich beruhigte ihn jedoch schleunigst — der freireligiöse Vortrag versprach mir eine Abwechslung — und wenn ich auch von der bereits seit 1841 in der Luft liegenden freireligiösen Bewegung, ebenso wie von der 1845 mit großem Gepolter auf die Bühne der Oeffentlichkeit gesprungenen deutschkatholischen nie viel gehalten hatte, weil mir dieselbe im allgemeinen und mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, wie z. B. Wislicenus in Halle eine gemacht, viel zu tief im Glauben stecken geblieben war, so war ich doch auf den Vortrag eines freireligiösen Predigers schon darum neugierig, weil ich noch nie einen gehört hatte und mir nicht vorstellen konnte, welchen Eindruck eine rational[illegible] verwässerte und vernüchterte Gläubigkeit auf die von des [illegible] Blässe sicherlich nicht angekränkelte Ein- und Umwohnerschaft eines kleinen deutschen Städtchens ausüben müsse.“

Der Doktor machte eine kurze Pause, wie um nach dem letzten langen Satze erst frischen Athem zur Weitererzählung zu schöpfen, — dann fuhr er fort:

„Ich betrat von dem sich nach dem Thore des Gasthofes hin immer mehr verdichtenden Menschenstrome geschoben den Saal, er war geräumig nach Länge, Breite und Höhe, aber von hunderten von Menschen bereits dicht gefüllt. Auf der Stelle sah ich, daß ich mich leichtsinnig in eine nicht grade behagliche Situation gestürzt hatte. An ein Sitzen war garnicht zu denken; ob überhaupt andere Sitzplätze als eine Reihe von Stühlen und Bänken an den Wänden herum vorhanden waren, konnte ich, dicht an der Eingangsthür ‚eingekeilt in drangvoll fürchterliche Enge‘, nicht sehen. Um mich herum standen vierschrötige Bauern oder dickbäuchige Städter, alle mich Knirps wenigstens um eines Hauptes Länge überragend und mir jegliche andere Aussicht, als die auf sanftgewölbte, vor meiner Nase sich erhebende Buckel, abschneidend. Ich wäre am liebsten gleich wieder entflohen, aber der Rückzug war mir durch einen undurchdringlichen Menschenkeil, der durch die Thüre hindurch und über die Treppe hinweg bis auf die Straße reichte — wie ich nachher erfuhr — in der hoffnungslosesten Weise abgeschnitten. Ich verzichtete in gelinder Verzweiflung auch schon auf die ganze Predigt; denn ich sah nicht ein, auf welchem Wege die Schallwellen in die Tiefe meines lebendigen Grabes hinabdringen sollten, ohne daß das von ihnen getragene Wort bis zur Unverständlichkeit abgedämpft sein müßte. Aber ich hatte mich gründlich getäuscht. Auf einmal rollte es wie der Ton des Donners über die Versammlung. Die vielen Hunderte, welche da zusammengepfercht waren und vorher durch Husten, Schnauben, Pusten, Zischeln ein sinnverwirrendes Getöse gemacht, waren ganz urplötzlich mäuschenstill geworden — der neue Prediger hatte ohne alle Vorbereitungen, ohne daß auch nur ein Eröffnungszeichen mit einer Glocke oder dergleichen gegeben worden war, seinen Vortrag begonnen. Und ich verstand jedes Wort. Es war ein merkwürdig lautes und dabei äußerst wohlklingendes Organ, das ohne jene Salbung, welche die meisten freireligiösen Sprecher bis auf den heutigen Tag noch nicht losgeworden sind, zum Herzen der Hörer zu dringen verstand. Ebensosehr als die Stimme mich überraschte, welche ich hörte und welche mir einen einigermaßen bekannten Klang hatte, überraschte mich das, was sie sprach. Nicht jener gemüthserkältende, inhaltsleere Rationalismus, der die Welt des Stoffes und des Geistes nach den kurzen Maßen eines superklugen und tugendhaften Philisterthums zurechtschneidert, trat da schulmeisternd zutage, sondern es predigte ein glühender, gemüthvoller Idealismus begeistert und begeisternd das Evangelium einer reinmenschlichen, die Menschheit von allem Uebel erlösenden Moral. Ich war schon damals Pessimist, als welcher ich dereinst auch in die Grube fahren will, aber so wenig dieser Vortrag mich zu bekehren vermochte, so entschieden hielt er doch meine Spottsucht im Zaume. Als der Vortrag zu Ende war, versuchte ich zu dem Prediger vorzudringen. Das war aber kein leichtes Stück Arbeit — der Mann ward belagert und bestürmt von seinen zu fieberhaftem Enthusiasmus hingerissenen Zuhörern. Sie umarmten ihn und küßten ihm die Hände, sie jauchzten um ihn her und weinten, als wenn es der Erzengel Michael wäre, der ihnen am Tage des [illegible]gsten Gerichts ihre Begnadigung zur ewigen Himmels[illegible] verkündet hätte. Ich wäre auch wirklich seiner nicht an[illegible] geworden, wenn der biedere Landmann, welchen ich auf

der Straße nach dem Zwecke der Versammlung gefragt, nicht plötzlich an meiner Seite aufgetaucht wäre und, während ihm die hellen Freudenthränen über die wetterharten Züge rannen, mir zugerufen hätte: ‚Haben Sie gehört? Gelt, das ist ein Mann, den muß man in der Nähe sehen, und Sie auch — nun quetschen Sie Sich nur durch — die da vorn sollen ihn nicht allein haben!‘ Und damit stieß er mich in's dichteste Gedränge hinein und quetschte und drehte sich und mich durch die Massen hindurch, bis wir glücklich dicht vor dem Platze des Predigers angekommen waren. Als ich diesem in's Gesicht sah — können Sie Sich mein sprachloses Erstaunen denken — mein gnädigstes Fräulein und Sie, verehrtester Herr D.? — da entdeckte ich im Rahmen eines mächtigen blonden Vollbarts das leben- und luftsprühende Antlitz des Freiherrn Carl von Walden — ihres Papas, der in der Heimat seiner Väter, nicht allzuweit von dem Stammsitze der strenggläubigen, reichsunmittelbaren Ahnen zum Apostel der Kirchenfeindlichkeit, zum Freunde und Genossen der Mühseligen und Beladenen sich gewandelt hatte.

(Schluß folgt.)

Die Meininger*). Die Werke großer Meister der dramatischen Kunst haben mit den Gemälden bedeutender Künstler oft das Schicksal gemein, durch die Unbill der Zeit und die Ungeschicklichkeit der Galerie-Kustoden zu leiden. Die Bilder werden hie und da übermalt, die Dramen bearbeitet. Die Direktion der „Meininger“ hat es sich nun zur Hauptaufgabe ihres Wirkens gestellt, diejenigen Stücke der Klassiker aller Länder und Zeiten, welche ihr beschränktes, aber sorgfältig gewähltes Repertoire bilden, zu restauriren, d. h. fremde Uebermalungen und Zusätze zu entfernen und die Werke in ihrer Reinheit, Schönheit und ursprünglichen Farbenpracht wiederherzustellen.

In unserer traurigen Zeit, wo selbst die größten Kunstinstitute in eine Strömung gerathen, die sie von den Höhen der wahren Kunst weit hinwegführt, wo der Luftzug der Geldmacherei durch die Fugen der Theaterwände seinen Weg gefunden und die freche Lüsternheit an die Thore des Tempels des Schönen pocht, verdient das gewagte Unternehmen der „Meininger“, die gedankenlos genießende Menge zur unverfälschten klassischen Kost zurückzuführen, ein doppeltes Lob. Es ist nachgrade Mode geworden, daß die hausirenden Schauspiel-Virtuosen zum Behufe ihrer Effekthaschereien unsere Lieblingsdichter von ihrer geistigen Höhe herabzerren. Die „Meininger“ kultiviren zwar auch das Virtuosenthum, aber nur das des Ensembles, des Zusammenspiels. Keine Hauptrolle darf dominiren. Dadurch wird jedes Stück ein Stimmungsbild mit charakteristischer Lokalfärbung, in welchem jede Figur, auch die kleinste Episode nicht ausgenommen, zur Geltung kommt und mit der ihr vom Dichter verliehenen Kraft das dramatische Gerüste stützt. Daß die Regie die szenische Wirkung durch schöne Dekorationen und blendende Beleuchtungsapparate möglichst zu heben sucht und in der Garderobe und den Waffen und Requisiten historische Treue anstrebt, ist kein zu unterschätzender Faktor des finanziellen Erfolges**). Der Dialog und die Tuttireden sind deutlich und klar und fließen in den meisten Fällen frei vom hohlen Pathos und doch bewegt von dem gesteigerten Pulsschlag der Leidenschaft, weil sie nicht auf die Nachhülfe des Souffleurs angewiesen sind. Bis zur Komparserie, der stummen Trägerin der Statistenrollen, ist alles mit Geschick und liebevoller Sorgfalt ausgearbeitet, doch ist selbe immer nur als Arabeske, die nie zur Hauptsache werden soll, behandelt und verwerthet. Man hat mit den wohlgedrillten Massen ungeahnte Erfolge erzielt. Aber die Sucht, mit diesen wohlgedrillten Massen zu prunken, beeinflußt das Repertoire und schließt davon die herrlichen, hochpoetischen Gestalten des großen Briten: den Romeo und Lear, die Julia und Cordelia, die Imogene und Miranda aus, weil man in den betreffenden Stücken die Massen nicht verwenden kann.

Schließlich noch ein paar Worte über die Darstellung der beiden „Staatsaktionen“, Shakespeares „Julius Cäsar“ und Schillers „Fiesco“, in deren Rahmen das starke Geschlecht auf Kosten des schönen in den Vordergrund gedrängt wird.

Der Todeskampf der römischen Republik ist von dem unerreichten Seelenmaler Shakespeare so klar vorgezeichnet, daß die darzustellenden Charaktere von dem Schauspieler nicht leicht vergriffen werden können. Die Verschworenen gegen den siegverwöhnten Usurpator Julius Cäsar, den Herr Godeck prägnant wiedergab, konnten garnicht anders sein, wie sie der Dichter schildert und wie ergreifend, durchdacht und durchempfunden die Herren Hellmuth-Bräm (Brutus), Teller (Cassius) und Kober (Casca) sie verkörperten. Calpurnia und Portia wurden ihrer untergeordneten Aufgabe nach Kräften gerecht. Ein Meisterstück natürlicher Bewegung erregter Volksmassen war die forensische Szene an Cäsars Leiche, in drastischer Weise durch die tiefeinschneidende Rede des Herrn Nesper als Marc Anton geleitet. Ergreifend wirkte die magisch beleuchtete Geistererscheinung im Zelte des Brutus bei Sardes. Minder gelungen waren die Kampfszenen der Schlacht bei Philippi. Wenn, wie hier, Römer den Römern gegenüberstanden, so war, trotz persönlicher Bravour und schonungsloser Härte der Gegner, der Hergang des Gefechtes glatt und gemessen, wie ein Manöver, und man mußte sich streng nach Polybius oder Julius Cäsar an diese Entwicklung der Veliten, Hastaten und Triarier halten und nicht ein planloses Jagen und Schlachten vordringender und zurückgedrängter Massen inszeniren. Auch die beschriebenen Papierstreifen, welche Cassius dem Brutus in die offenen Fenster wirft, und die Papierdepesche, welche letzterer in seinem Zelte in Sardes liest, kamen uns in sehr bedenklicher Weise anachronistisch vor; doch der Eindruck des wohlgelungenen Ganzen verwischt solche Einzelheiten. Schiller hat es dem Darsteller in seiner Jugendarbeit „Fiesco“ nicht so leicht gemacht wie der gereifte Verfasser des „Julius Cäsar“. Die Titelrolle, von dem Herrn Nesper trefflich gezeichnet, ist ein Chamäleon, das stets die Farben seiner Umgebung widerspiegelt. Die Rückseite der Medaille des Grafen von Lavagna, den Quadrathallunken Muley Hassan, spielte Herr Teller in ächt Hogarth'scher Manier und erntete stürmischen und wohlverdienten Beifall und Hervorruf. Gleich uneingeschränktes Lob verdient Fräulein Pauli für die seelenvolle Wiedergabe der Gräfin Lavagna. Gräfin Imperiali und und ihr Bruder Gianettino Doria sind realistische Ausschreitungen, die man dem „jungen“ Schiller zugute halten muß. Leider haben die Darsteller dieser höchst gewagten Figuren nichts zu ihrer Veredlung beigetragen. Auch Herr Hellmuth-Bräm hat die Würde des unbeugsamen Republikaners Verrina durch falsch angebrachte Leidenschaftlichkeit und übertriebene Heftigkeit geschädigt. Der alte Doria und die sekundären Rollen wurden mustergiltig vorgeführt. Daß die Dekorationen und Kostüme sowie die Gefechtsszenen mit den berühmten „deutschen Hieben“ nichts zu wünschen übrig ließen, ist bei dem tadellosen Arrangement und Ensemble der Meininger selbstverständlich.

Dr. M. T.

*) Die Schauspieler des herzoglichen Hoftheaters von Meiningen, welche sich unter der Leitung des Direktors Herrn Chronegk seit Jahren auf Gastspielreisen befinden, werden kurzweg die „Meininger“ genannt, und obiges Referat bespricht ihre Leistungen am Alten leipziger Stadttheater im Herbst 1878.

**) „Thatsachen beweisen.“ Die „Meininger“ haben im Sommer 1878 in Prag in 27 Aufführungen eine Einnahme von 43,000 Gulden erzielt. Nach Abzug der Miethe für das Neustädter Theater (10,800 Gulden) und sämmtlicher Unkosten, die Gagen mitgerechnet, verbleibt ein Reingewinn von 18,000 Gulden.

Dante Alighieri. (Porträt S. 112.) Der größte Epiker Italiens, 1265 in Florenz geboren und 1321 in Ravenna gestorben, der zu dem Siebengestirn Homer, Sophokles, Shakespeare, Dante, Cervantes, Goethe und Schiller gehört, war, wie die Maler Michel Angelo Buonarotti und Peter Paul Rubens oder wie die neueren Schriftsteller Emilio Castelar und Viktor Hugo, Gelehrter und Politiker zugleich und in letzterer Eigenschaft Zeit seines Lebens Feind der Päpste und Anhänger des Kaisers, d. h., im politischen Jargon des 13. Jahrhunderts ausgedrückt, ein Welfe. Der Inhalt seiner „göttlichen Komödie“ ist ein Spazirgang durch den Himmel und die Hölle, und die Grundfarbe seiner für alle Zeiten mustergiltigen Dichtung Grau in Grau. Als Jüngling liebte Dante die schöne Tochter Folco Portinaris, Beatrice; aber jeder Mensch verliert einmal, wie Vater Adam, sein Paradies, und wenn er nicht aus diesem Paradiese getrieben wird, so schleicht er beschämt selbst hinaus. Das ist das Erkenntnißweh der Nichtigkeit des Lebens. Jede Zeit nennt diesen moralischen Katzenjammer anders. Unsere Großväter nannten ihn Frömmigkeit, unsere Väter Weltschmerz und wir nennen ihn Pessimismus. Mit dem bitteren Gefühl unserer Blößen stehen wir in der weiten Einöde des Lebenslabyrinthes und forschen nach der Pforte des Paradieses — nach der Auflösung des Daseinsräthsels. Einzelne Pfadfinder sind dieser Pforte etwas nähergekommen, ja, einer so nahe, daß, wenn sein Donnerruf durch unsere Seelen mit Sturmesklängen rauscht, wir beinahe das wiedergefundene Paradies empfinden, und dieser eine heißt Dante, der den Wermuthskelch des Lebens bis auf die Neige leerte. Ein Wunder übermenschlicher Ausdauer muß es genannt werden, daß der geächtete und verbannte Mann, der niemals die Kosten zum Doktortitel erschwingen konnte, sich eine universelle Bildung anzueignen wußte, die ihn befähigte ein Werk zu schreiben, welches die Quintessenz des Wissens seiner Zeitgenossen repräsentirt. — Italiens Apotheken waren in jener barbarischen Zeit der Welfen und Waiblingerfehde nicht nur Verkaufslokale der Heil- und Verschönerungsmittel, sondern auch Bibliotheken, deren Handschriftensammlungen nicht so billig wie Brombeeren waren, gleich unsern heutigen Zeitungen und Büchern. Der Besuch und die Benutzung dieser Bibliotheken war aber nur Aerzten und Apothekern gestattet. Um seinen Wissensdurst zu löschen ließ sich Dante Alighieri in die Zunft der Apotheker aufnehmen. Immer unterwegs, heute als Verbannter am Fuße des Monte Baldo in Trient, morgen als fahrender Schüler in Paris, galt sein erster Besuch in jeder Stadt der Apotheke, um mit seinen geliebten Büchern Umgang zu pflegen. — Der große Dichter, der unter Entbehrungen aller Art sein Leben fristete, gehört zu den Vorläufern des Kolumbus, weil er in seiner Streitschrift „De aqua et terra“ (Von dem Wasser und der Erde) gegen die Ansichten seiner Zeitgenossen auf der jenseitigen Erdhälfte einen Kontinent sich ausdehnen läßt, über den er aber einen mystischen Schleier zieht. Der Inhalt der Streitschrift, welche im Jahre 1320 entstanden, aber erst nach 180 Jahren aufgefunden und veröffentlicht wurde, belehrt uns, daß Dante ganz

klare Begriffe davon hatte, wie man auf astronomischem Wege zu der Kenntniß der Längen- und Breitenausdehnung gekommen sein konnte, nicht aber die wirklich vorhandenen Beobachtungen kannte. Wir lesen darin, daß die größten Gelehrten des Mittelalters, wie Ristoro von Arezzo, Albertus Magnus und Roger Bacon, sich die gewöhnlichsten Naturerscheinungen nicht erklären konnten, deren Entstehung heute jeder Schulknabe anzugeben weiß. — Es lohnt sich, die Entwicklung der Vorstellungen von der Beschaffenheit der Erde bei den verschiedenen Völkern zu verfolgen. Den Chinesen war seit unvordenklichen Zeiten die Kugelform der Erde bekannt, die gleich Sonne und Mond frei im Weltraume schwebt, von einem Drachen bedroht, dessen Heißhunger einst das Weltende herbeiführen wird. Nach der Schöpfungslegende der Inder trägt ein Elephant, von einer Schildkröte geleitet, die Erde auf seinem Rücken. Die Aegypter glaubten, daß Kneph, das Urbild des Lichtes, die Welt erschaffen habe und die Erde wie ein Ei im Munde trage. Die Weltweisen Griechenlands stellten sich das Festland schwimmend auf dem Meere wie eine Schale vor. Den Gelehrten des Mittelalters galt der Erdkreis als geschlossen. Seine Ostgrenze ist die Gangesmündung (Ostindien), seine Westgrenze sind die Säulen des Herkules (Gibraltar in Spanien), die Nordgrenze Thule (Skandinavien). Die christliche Welt verlegte seinen Mittelpunkt nach Jerusalem, der heiligen Stadt des Christenthums. Zugleich wurde die Längsaxe des Mittelmeeres weit nach Osten hin ausgedehnt und dadurch ein Irrthum begangen, der erst von Keppler aus der Welt geschafft wurde, nachdem er seit Ptolemäus die Geister verwirrt. Neue Anschauungen führten die arabischen Geographen herbei. Diese hatten die Wissensschätze der Alexandriner in sich aufgenommen und sie durch reichliche, eigene Beobachtungen vervollständigt. Nun mußte der Erdmittelpunkt wieder nach Osten weiter wandern, zuerst nach Mekka, dem Jerusalem des Islam, dann nach der sagenhaften Kuppel von Arin oder Azin weiter im Osten, die das ganze Mittelalter hindurch in den Köpfen spuken sollte. — Dante ist nebst dem im Jahre 1316 in Padua verstorbenen Naturforscher Petrus de Abano einer der ersten, welcher das bewohnte Festland nach Zonen einzutheilen begann und von dem Einflusse des Klimas auf das Völkerleben eine Ahnung hatte. Wir sehen in Dantes Vorstellungen einen trefflichen Kern eingehüllt von einer Schale von teleologischen und astrologischen Träumereien. Sein höchst bezeichnender Ausspruch: „Der Sinneswahrnehmung durch Induktion entnommene Grundwahrheiten müssen das Fundament jeder Diskussion sein“ brach der freien Forschung freie Bahn.

Dr. M. T.

Der Melonenmarkt in Budapest. (Bild Seite 113.) Auf den Märkten der stolzen Magyarenhauptstadt herrscht stets ein reges Leben; der budapester Handel und Wandel ist gerade so lebhaft als es die Menschen dort selbst sind. Zu den ergiebigsten Quellen ungarischen Reichthums gehört nach dem Getreide- und Weinbau die Obstproduktion, die von dem Statistiker Keleti auf die kolossale Masse von über zwei millionen Metzen im Jahr geschätzt wird. Und unter den Obst- oder obstähnlichen Fruchtarten nimmt die von der Wissenschaft zur Gattung Gurke gezählte kürbisartige Frucht, welche im fernen Alterthum von der griechischen Insel Melos den Namen Melone erhalten hat, eine der hervorragendsten Stellen ein. Die Melone ist ein empfindliches Gewächs, das eines warmen Klimas und sorgfältiger Pflege bedarf, um zu gedeihen. Im Freien kommt sie nur in Persien, Südrußland, Italien, Spanien, Frankreich und Ungarn zur vollen Reife. So wie es in dem von der Natur mit einem Füllhorn reichster Gaben überschütteten Magyarenlande ganze weite Kastanien- und Pflaumenwälder gibt, so gibt es da auch ganze unabsehbare Melonengegenden, Felder von 800 Morgen Ausdehnung und mehr, die man in der Melonenzeit mit den kürbisähnlichen, grünen und gelben Riesenköpfen der Melonen bedeckt findet. Und zur Zeit des Augustimarktes erblickt man an den Donauquais entlang mächtige Pyramiden, von derselben Bauart wie die Kugelpyramiden in Festungen, allein und ausschließlich aus Melonen erbaut. Ihre ungemeine Beliebtheit verdankt die Melone dem gelben oder rosigrothen, saftreichen, kühlenden und köstlich schmeckenden Fleische, das, wenn es gut ist, — wie Maurus Jokai sagt, „süßer als Zucker ist, auf der Zunge wie Eis zerschmelzen und den allerfeinsten Geschmack von Ambra auf der Zunge nachspüren lassen muß.“ Der Preis der allbegehrten Früchte ist nach ihrer Güte sehr verschieden; der ungarische Bauer auf unserem Bilde kann, wenn er nicht mehr darauf verwenden will, schon für 6 Kreuzer eine von den schweren Obstbomben erhandeln, die gnädige Frau dagegen scheut auch das Opfer eines Guldenzettels nicht, um in den Besitz einer recht saftigen Frucht zu gelangen. Während man das Fleisch der in Scheiben geschnittenen weniger guten Exemplare mit Zucker versüßt, bestreuen die Feinschmecker das der besten Melonen am liebsten mit Salz, Pfeffer oder Ingwer, um den süßen Geschmack in pikanterer Weise hervortreten zu lassen.

Ueber die Weinbehandlung in hygienischer Beziehung hielt Herr Dr. Neubaur aus Wiesbaden in der vom 6. bis 10. September dieses Jahres zu Dresden stattgehabten Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege einen schon deshalb beachtenswerthen Vortrag, weil der Vortragende als der erste Kenner auf dem Gebiete der Weinchemie gilt. Derselbe ging von zehn Thesen aus, von denen folgende hier Platz finden mögen. Erste These: Der Name Wein kommt allein dem Getränke zu, welches entsteht, sobald man den Saft der Trauben nach den Regeln der Kunst und Wissenschaft vergähren und sich klären läßt. a) Das in der Weintechnik übliche Schwefeln ist, sobald dasselbe mäßig und mit arsenfreiem Schwefel ausgeführt wird, als kaum entbehrlich zu gestatten; über die Schädlichkeit des zu gleichem Zwecke empfohlenen unterschweflig-sauren Kalks, welcher bei den damit gefütterten Thieren schweren Darmkatarrh erzeugt haben soll, sind genaue Untersuchungen dringend zu empfehlen. b) Gegen die Anwendung der Gelatine, Hausenblase rc. zum Klären und Schönen des Weins ist nichts einzuwenden. — Die zweite These erklärt das Versetzen des Mostes geringer Jahrgänge mit chemisch reinem Zucker für statthaft, nicht aber die Verwendung von unreinem Kartoffelzucker. Die dritte These lautet: Das Alkoholisiren der Moste und Weine, sobald dasselbe in mäßigen Grenzen bleibt und mit fuselfreiem Weingeist ausgeführt wird, dürfte kaum zu beanstanden sein, da im anderen Falle alle Südweine, wie Sherry, Portwein rc., die nie ohne Alkoholzusatz in den Handel kommen, gesetzlich zu verbieten wären. Die vierte These wünscht, es möge der zulässige Gehalt des Weins an Kalk, Magnesia und Kali gesetzlich bestimmt werden. Dasselbe verlangt These fünf für den Gypsgehalt in gegypsten Weinen, wie sie aus Frankreich, Spanien, Griechenland, Italien u. s. w. in den Handel kommen. These sechs führt aus, daß man die physiologischen Wirkungen von Glyzerin und Salicylsäure noch nicht genau genug kenne, um deren Verwendung in der Weintechnik als gesundheitsschädlich zu verbieten. These sieben sagt: Zusätze von Alaun und Schwefelsäure sind als gesundheitsschädlich gesetzlich zu verbieten. Die achte These beginnt: Die künstliche Darstellung rother Weine aus weißen durch Zusatz fremder Farbstoffe, als Tannin u. s. w., ist gesetzlich zu verbieten. Die neunte These: Die mit Zusätzen von Zucker, Alkohol u. s. w. versehenen Weine müssen ebenso wie alle Kunstweine beim Verkauf mit einem Namen belegt werden, welcher über die Art ihrer Bereitung keinen Zweifel läßt. Die zehnte These: Die Kommission des Reichstags hat den Paragraph 9 der Gesetzesvorlage über den Verkehr mit Nahrungsmitteln u. s. w. mit dem Zusatz versehen „oder den bestehenden Handels- und Geschäftsgebräuchen zuwider mit dem Schein einer besseren Beschaffenheit versieht.“ Es sind in Betreff des Weines diese erlaubten Handels- und Geschäftsgebräuche auf das bestimmteste zu bezeichnen, widrigenfalls dieser Zusatz dazu angethan ist, der Weinfälschung rc. erst recht, und zwar unter dem Deckmantel des gesetzlichen Schutzes Thor und Thüren zu öffnen. Am Schlusse seines Vortrages wies Dr. Neubaur darauf hin, daß es schon im Jahre 1852 in nicht weniger als 244 Fällen pariser Chemikern gelungen sei, Weinfälschungen unbestreitbar nachzuweisen und eine gerichtliche Bestrafung derselben zu ermöglichen. Wenn man mit Eifer an die weitere Ausbildung der in der Weinchemie üblichen Prüfungsmethoden gehen wolle, würde man das Gebiet der Weinbereitung und des Weinhandels gründlich von Betrug zu säubern im Stande sein.

A. G.

Aerztlicher Briefkasten.

Berlin. R. „Was wir vom ‚Hafertrank‘ bei Brustkrankheiten halten?“ Er ist nach unseren Erfahrungen ein den Appetit vermehrendes und das Fieber milderndes Mittel. Doch dürfen Sie dazu nicht Hafergrütze verwenden, sondern grobgeschrotenen Hafer. Nehmen Sie von letzterem 100 Gramm, schütten Sie ihn in 700 Gramm lauwarmes Wasser und fügen Sie unter stetem Umquirlen einen Theelöffel voll Sauerteig zu. Dann stellen Sie das Gemisch an einen warmen Ort, decken es zu und lassen es gähren. Nachdem der Gährungsprozeß beendet ist, was schon in wenigen Tagen geschieht, gießen Sie die obenstehende klare Flüssigkeit ab und füllen sie auf Flaschen, die unverkorkt an einen kühlen Ort gestellt werden. Der Kranke trinkt davon täglich 2—3 Tassen in nicht zu großen Schlucken. Der Geschmack dieses Trankes ist säuerlich.

Dr. Meierstein.

Inhalt.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 11. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Valerie umfaßte den Stamm des Baumes mit beiden Armen, sie mußte eine Stütze haben. Aus dem nächtlichen Wald kam jetzt ein klagender, langgezogener Schrei; es war der Ruf der Eule. Valerie fuhr zusammen, und wieder brauste der Sturm über ihrem Haupte dahin, alle anderen Töne verschlingend. Sie schüttelte sich, — es war so unheimlich. Jetzt raschelte etwas im Grase, — sie schrie laut auf und nun war es mit all' ihrer Festigkeit zu Ende. Sie begann zu rufen: „Hans! Baron Hans!" Er war schon weit, er konnte sie nicht mehr hören, ihre kleine, zarte Stimme verhallte in diesem Aufruhr.

Aber, was war das? Aus dem Walde antwortete es ihr wie ein Echo. Das war eine Menschenstimme, gewiß! Aber nicht von der Seeseite, aus den Tiefen des Waldes kam sie, — jetzt — ganz deutlich, — in immer volleren, kräftigeren Tönen drang es in Intervallen zu ihr herüber. Es war unzweifelhaft, es kam jemand des Weges daher, und nach dieser Stimme, nach diesen frischen, aufjubelnden Tönen zu urtheilen, die im kecken Uebermuth in die Waldesnacht hinausschallten, wie dem brausenden Sturmwind zum Trotz, war es ein junger Mann. Valerie erinnerte sich der Worte ihres Begleiters: Wenn jemand käme, währenddem ich fort bin, und wenn es rohe Burschen wären! — Ihr Herz klopfte. Sie klammerte sich noch fester an den Baumstamm. Thränen traten in ihre Augen. „Warum habe ich ihn fortgeschickt," schluchzte sie. „Warum ist er auch gegangen, er hätte vernünftiger sein sollen, als ich, er hätte nicht meinem thörichten Einfalle nachgeben, er hätte mich nicht allein lassen sollen." Sie versuchte gleichwohl, dieses Schluchzen zu unterdrücken, sie sagte sich, sie müsse jetzt vor allem ruhig sein, so ruhig, daß der Vorüberkommende sie nicht entdecken könne. Sie lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Eine Minute verging so in banger Erwartung, sie hörte nichts mehr, alles war stumm. „Er kommt nicht hierher!" sagte sie aufathmend und sich selbst Trost einsprechend. „Ich höre nichts als das Pfeifen des Windes, er hat wohl einen andern Weg eingeschlagen." Sie fühlte sich merklich erleichtert; auch der Wald hatte für sie seine Schrecken verloren. Sie vermochte ihre Gedanken zu sammeln, sie stellte sich vor, wie der Baron nun bald das Försterhaus erreicht haben werde, es handelte sich also nur mehr um Minuten. Sie war überzeugt, daß Hans eilen würde, soviel wie möglich. Nachdenklich lehnte sie ihr schönes Köpfchen gegen den Stamm. Er ist gewiß ganz gut und theilnehmend, dieser Hans, sagte sie sich, er scheint mir viel besser als sein Bruder, der sich heute um mich garnicht gekümmert hat, der Launenhafte! Aber — er hat keine Energie, und dann, er ist so plump in allem, so — fast lächerlich ungeschickt, — sie lächelte jetzt selbst. Im nächsten Augenblick stieß sie einen Schrei aus. Sie hatte schwere Fußtritte nahebei vernommen. Was nutzte es ihr, daß sie sich vorgenommen hatte, durch keinen Laut sich zu verrathen, der plötzliche Schreck hatte diesen guten Vorsatz über den Haufen geworfen.

„Wer ist da?" fragte eine tiefe, männliche Stimme grade vor ihr.

Sie antwortete nicht, ihr Herz stand stille. Da zuckte ein greller Blitz durch den Wald, und in seinem kurzen, aber hellen Lichte sah sie in ein so schönes, herrliches Jünglingsantlitz, das ihr in dem goldigen Haargewoge, das es umgab, wie das eines Seraphs erschien. Der Seraph selbst aber schien an keine Visionen zu glauben. Er hatte sogleich des Mädchens Hand ergriffen und er hielt sie in sehr materieller Weise fest.

Schon war alles wieder in tiefe Nacht gehüllt. Der Donner grollte noch lange nach.

„Sie sind allein hier?" fragte der Seraph.

„Ja — nein — das heißt —" stotterte Valerie.

„Sie haben ihre Begleitung verloren," ergänzte er. „Sie sind voll Angst und wissen Sich nicht zurechtzufinden. Ich kann mir das wohl denken. Nehmen Sie die meine an, fürchten Sie nichts, Fräulein, ich bringe Sie, wohin Sie wünschen." Dies alles war rasch in einem kurzen, entschiedenen Ton gesprochen, der Jüngling schien über diese unvermuthete Begegnung keineswegs verwundert oder verlegen.

Valerie war es in einem viel höheren Grade. „Ich darf mich von hier nicht entfernen," sagte sie, indem sie behutsam ihre Hand aus der seinen zog, „mein Begleiter, Baron Wachtler, kann jeden Augenblick hierher zurückkehren. Er ist nach dem Försterhause geeilt, Leute und Laternen herbeizuholen, in dieser Dunkelheit schien ihm der Weg längs des Sees für uns beide zu gefährlich."

„Nun, die Laternen werden, ehe sie zehn Schritte weit getragen worden, verlöscht und zertrümmert sein; rechnen Sie lieber nicht auf die Beleuchtung."

„Der Förster wird als Führer mit ihm kommen."

„Der ist mit seinem Gehülfen nach Waldau gegangen, Holz anmerken. Ich traf sie spät am Nachmittage, sie können noch nicht zurück sein."

„Ach, wie unangenehm! Dann geht er vielleicht bis nach der Stadt, um mir Hülfe zu bringen."

„Warum verschmähen Sie die meine? Vertrauen Sie Sich mir an, ich bringe Sie hinüber."

„Der Weg ist so gefährlich."

„Für einen Fremden wohl, für jemand, der ihn so gut kennt, wie ich, der ihn so oft zur Nachtzeit schon gegangen, durchaus nicht."

„Nun denn, Sie sollen mich führen, sobald Baron Wachtler zurückgekehrt ist, — es kann nicht mehr lange dauern."

„Sie irren Sich, er wird nicht sobald hier sein; die vom Försterhaus, von der Nordseite des Sees, herkommen, die haben gegen den Sturm anzukämpfen, und ich zweifle, daß, sowie er jetzt wüthet, dieses Mannes Kraft dafür ausreicht."

Valeriens Augen waren voll Thränen, als sie jetzt fragte: „Auf diese Art bliebe mir also wirklich nichts andres übrig, als mit Ihnen zu gehen?"

„Es wäre jedenfalls das Vernünftigste." Eine Pause erfolgte, man hörte nur den Sturm. „Ziehen Sie es vor, allein hier zu bleiben, so will ich mich entfernen, Fräulein von Tiefenbach."

Valerie fuhr erstaunt auf. „Sie kennen mich, Sie kennen meinen Namen?"

„Professor Wüst hat mir schon oft von Ihnen gesprochen und ich vermuthete, daß Sie Valerie sind. Ich saß heute Nachmittag im Bibliothekzimmer des Professors, als Sie mit Ihren Eltern und Ihren Freunden dort eintraten."

Ein Freudenruf kam über Valeriens Lippen. „Sie sind Stefan! Ach, wie gut und herrlich sich das trifft! Sie kennen mich also auch? Sie haben auch schon von mir gehört?'

„O, das will ich meinen."

Ihre Hände fanden sich jetzt, trotz der Dunkelheit, zu einem herzlichen Drucke zusammen, ihr war, als begrüßte sie einen alten Freund.

„Wissen Sie, daß ich heute nichts sehnlicher wünschte, als Ihre Bekanntschaft zu machen, als Sie zu sehen?" rief Valerie mit liebenswürdiger Gradheit. Ich war fast verdrießlich darüber, daß Sie Sich heimlich aus dem Staube gemacht hatten, meine Neugierde so zum besten hielten; und nun kommt die Erfüllung unter so unerwarteten Umständen." Sie dachte an das Lichtbild, das ihr eine Sekunde lang erschienen und das sich doch all' ihren Sinnen so fest eingeprägt hatte. Das war also der Stefan! So schön hatte sie sich ihn nicht gedacht.

„Und Sie haben jetzt keine Furcht mehr, Fräulein Valerie, Sie werden nicht länger zögern, mit mir zu gehen?" fragte er.

Sie sah zu ihm auf. Wie schade, daß es so dunkel war, sie konnte sein Gesicht nicht sehen, aber sie merkte, daß er sie hoch überragte; sie glaubte die Umrisse einer schönen, kräftigen Gestalt zu unterscheiden. „Ich gehe mit Ihnen ohne Zagen, ich weiß, der Freund und Schüler Professor Wüsts wird seine Nichte nach besten Kräften schützen und bewahren."

„Das wird er," sagte Stefan kurz und bestimmt.

Er zog hierauf ihren Arm fest in den seinen, und ohne ein Wort weiter zu reden schritten sie langsam, aber festen Fußes vorwärts. Der Sturm hatte eher zu- als abgenommen; die Luft hatte sich bedeutend abgekühlt, sie wehte kalt und rauh vom See herüber; die Wogen rauschten mächtig stark, es war, als wollten sie heraufschlagen und alles mit sich fortreißen. Als die beiden aus dem Gehölze heraustraten, fiel der Sturm sie wüthend an, er verfing sich in Valeriens dünnen, flatternden Gewändern, und einen Augenblick fürchtete sie wirklich, auf Windesflügeln davongetragen zu werden. Aber schon fühlte sie sich fest an ihres Begleiters Brust gedrückt, und sie fühlte, wie er sich über sie beugte, sie auf diese Weise mit seinem eigenen Leibe vor dem Winde schützend. Gleichwohl suchte sie in mädchenhafter Verschämtheit ihn abzuwehren, sich von dieser allzuengen Umschlingung loszumachen. Er merkte es wohl, aber er gab sie nicht frei. „Was wollen Sie?" fragte er, seinen Kopf noch tiefer zu dem ihren herabsenkend, um ihr seine Stimme inmitten dieses Tosens vernehmlich zu machen.

„Sie halten mich zu fest," sagte sie fast bittend. „Nehmen Sie mich doch lieber an der Hand, ich möchte an Ihrer Seite einhergehen."

„Das ist unmöglich," sagte er in seinem entschiedenen Tone. „Sie vermögen Sich nicht gegen den Wind zu halten, und ich vermöchte es auch nicht, sobald er Sie einmal erfaßt und sich in Ihre Kleider eingewühlt hat."

„Aber — ich kann nicht zugeben --"

„Dann kehren wir um."

„Sie wollen wieder in den Wald zurück?"

„Ja, es ist das beste."

„Warum denn?"

„Sobald Sie solche Bedenken haben, sobald Sie Sich mir nicht ganz und mit vollem Vertrauen überlassen, kann ich Sie nicht hinüberbringen. Hier ist der Weg noch breit, aber es werden Stellen kommen, wo ich das Gewicht Ihres ganzen Körpers auf mich nehmen, wo ich Sie möglicherweise tragen muß."

„Tragen?" wiederholte Valerie schüchtern und bange.

„Nun ja, tragen; aber sobald Sie mir dann Widerstand entgegen setzen, sobald Sie Sich sträuben, vermag ich Sie nicht zu erhalten. Ich vermag nicht gegen den Sturm anzukämpfen und zugleich eine widerstrebende Last und mich im Gleichgewicht zu erhalten; wenn Sie Sich also vor mir fürchten, wenn Sie vor meinen Armen zurückschrecken, dann kehren wir um." Er wendete sich bei diesen Worten und drehte hierauf Valerie wie eine Puppe ebenfalls um.

Sie rief ihm aber, durch seine kräftige Entschlossenheit besiegt, zu: „Nein, nein, nur vorwärts! Ich will nicht mehr zurück, ich werde mich nicht rühren, ich verspreche es Ihnen."

In diesem Augenblicke blies der Sturm so heftig und anhaltend, daß das Manöver des abermaligen Umdrehens nicht sogleich unternommen werden konnte; sie mußten, fest aneinandergedrängt, eine Weile ruhig ausharren, dann fand eine abermalige Schwenkung statt. Es ging jetzt ziemlich rasch vorwärts, an seinen festen, gleichmäßigen Schritten ersah Valerie, daß der Weg noch immer gut war und daß er überdies genau wissen mußte, wohin er trat. Mit einemmale wurden seine Schritte vorsichtiger, tastender, und jetzt zog er das Mädchen von seiner linken Seite, wo sie bisher gegangen, an seine rechte, sodaß nun sie am Uferrande zu gehen kam. Sie glaubte, unter ihren Füßen lockeres Erdreich zu fühlen. Sie sah um sich, es war so finster, daß sie nicht erspähen konnte, wo der Weg aufhörte und wo es abwärts ging, schwarz und abgrundtief lag alles vor ihr. Ein entsetzlicher Gedanke stieg in ihr auf: Wenn er mich hier in den See schleuderte! Aber sogleich trat wieder das holde Lichtbild vor ihre Seele, das schöne, jugendliche Antlitz. Nein, nein, von ihm habe ich nichts zu fürchten, sagte sie sich. Jetzt fühlte sie, wie er seinen Arm noch enger um ihren Leib legte; zugleich flüsterte er ihr zu: „Valerie, fürchten Sie nichts." Sie fühlte sich sanft gehoben. Jetzt begriff sie seine Absicht. Sie waren jetzt an die schmale, gefährliche Stelle gekommen, und während er für sich die Seite gewählt, wo er noch festen Fuß fassen konnte, hob er sie leicht mit einem Arm über all' die Fährlichkeiten des Terrains hinweg. Er ging langsam, schwer und bedächtig auftretend, sein Athem ging tief und seine Brust hämmerte. Jetzt beugte er abermals den Kopf gegen sie, und mühsam kam es über seine Lippen: „Wir sind über das Schlimmste sogleich hinweg." Ein Gefühl tiefer, unsäglicher Dankbarkeit quoll in ihr auf. Sie war also jeglicher Gefahr entronnen durch seinen Muth, durch seine Geschicklichkeit. Kein anderer hätte das gewagt, was dieser wagte, kein anderer hätte das zustande gebracht.

Der Wind hatte, während sie schwebend gehalten wurde, fast ganz nachgelassen. Sie hatten ihn bisher im Rücken und von der Seite gehabt. Jetzt aber fuhr ein jäher Stoß, von Norden kommend, pfeifend und brausend gegen sie an. Der Wind hatte sich gewendet, er blies ihnen nun grade entgegen. Der junge Mann wankte unter dieser heftigen, unerwarteten Berührung. Aber schon ward sie von seinen kräftigen Armen emporgezogen, und in ihrer Angst, sie wußte selbst nicht, wie es kam, legte sie die ihren um seinen Hals. Sie merkte sogleich, daß dies eine Erleichterung für ihn war, aber es galt trotzdem einen harten Strauß. Jeder Schritt mußte dem rauhen, ungestümen Gesellen, der sich mit aller Macht ihnen entgegenstellte, abgerungen werden. Valerie empfand gleichwohl keine Besorgniß mehr, alle Furcht war von ihr gewichen, fest hielt sie den weichen, jugendlichen Hals umschlungen, und es erfaßte sie wie ein süßer Schwindel, eine Empfindung von Wonne, die sie nie gehabt. Stefan keuchte, aber allmählich wurden seine Schritte schneller, behender, und jetzt waren sie wieder unter den Bäumen, und nach einigen weiteren Schritten hatten sie den See im Rücken.

Stefan hielt jetzt an, und Valerie verspürte wieder festen Boden unter ihren Füßen. „Ueberstanden!" jubelte sie. „Glücklich, ohne jeden Unfall, haben Sie mich herübergebracht, aber wahrlich nicht ohne Mühe; o, ich danke Ihnen herzlich."

„Ich freue mich ja selbst darüber, daß es mir so gut gelungen, es war gefährlicher, als ich dachte, und wenn der Wind nicht grade während der gefährlichsten Passage sich ruhig verhalten, so

weiß ich nicht —, aber jetzt ist's vorüber, und wir werden sogleich beim Försterhaus angelangt sein."

Bald hätte Valerie mit einem „schon" geantwortet, aber sie besann sich noch zu rechter Zeit und sagte mit ihrem süßen, kindlichen Ton: „Baron Hans wird Augen machen, wenn er mich jetzt ankommen sieht!" Alle Angst, all' der überstandene Schrecken lagen hinter ihr, sie erinnerte sich nur mehr des süßen Schauers, den sie empfunden.

Er erfaßte wieder ihre Hand und sie gingen weiter in den Wald hinein. Sie glaubte zu bemerken, wie er den Arm hoch über sie erhoben hielt, um sie vor den herabfallenden Aesten zu schützen. Jetzt erblickte sie die rotherleuchteten Fenster der Försterstube. Es schien dort alles in Bewegung zu sein. Gleich darauf drang aus der geöffneten Thür der Ton verschiedener Stimmen.

„Das ist mein Vater!" rief Valerie entzückt. „O, nun ist alles gut, — kommen Sie, Herr Stefan, ich will Sie ihm sogleich vorstellen, er sollen Ihnen danken."

„Erlassen Sie mir das, Fräulein, es würde mich nur in Verlegenheit bringen; übrigens möchte ich mich nicht gerne länger aufhalten, ein Freund erwartet mich; aber sehen möchte ich noch einmal das Mädchen, das ich in meinen Armen getragen!" Er zog sie bei diesen Worten rasch in den Lichtkreis des Fensters und blickte einen Augenblick in das schöne, aber fassungslose Antlitz des jungen Mädchens. „Leben Sie wohl!" sagte er dann mit einem fröhlichen Nicken, und nachdem er die kleine Hand nochmals in ziemlich derber Weise gedrückt, war er mit einem Sprung in dem nahen Gebüsch und ihren Augen entschwunden.

Sie lehnte sich an das Fenster, wie ermattet, und sah in dem Dunkel ihm nach. „Das war also Stefan!"

Im Hause wurden abermals Stimmen laut. Sie hörte, wie ihr Vater und Hans einen Dritten drängten, sich zu beeilen, und wie dieser, wahrscheinlich ein Knecht, gleichmüthig antwortete: „Ich kann nicht g'schwinder, die sakrische Latern' will nicht brennen." Jetzt trat ihr Vater vor das Haus und Hans folgte ihm.

„Wenn wir das arme, gute Kind nur noch an Ort und Stelle finden," jammerte Tiefenbach.

„Ich weiß es nicht," klagte Hans. „Ich hatte ihr versprochen, sogleich zurück zu sein, und nun ist mit all' diesen Vorbereitungen eine so lange Zeit verstrichen."

„Papa, da bin ich!" rief jetzt Valerie und sprang ihrem Vater entgegen und fiel ihm um den Hals.

„Kind, Gott sei Dank, da bist du ja, aber — du kamst doch nicht allein?"

„Ganz allein, Papa."

„Herrgott, du unvorsichtiges Kind!"

„Fräulein Valerie," rief Hans ganz entsetzt, „das war Tollkühnheit!"

Jetzt erschien auch der General auf der Schwelle. Er war mit dem Hauptmann nach dem Försterhause gekommen, um hier vor dem Unwetter Schutz zu suchen, sie waren mit Hans fast gleichzeitig eingetroffen. „Bravo, Kleine!" rief er. „Das Mädchen lobe ich mir, das ist ein ächtes Soldatenkind!"

Einige Tage später war Hauptmann Tiefenbach und Gemahlin nach Hohenwang zum Diner geladen. Für den Abend war eine Whistpartie verabredet. Valerie war allein zu Hause. Sie saß am Fenster und sah auf die Straße. Sie langweilte sich. Auf dieser Straße gab es auch garnichts zu sehen; während der heißen Tageszeit wagte sich schier niemand aus den Häusern. Sie fand, daß Seekirchen das langweiligste Nest auf der Welt sei. Lindau erschien ihr viel hübscher, und namentlich viel interessanter, schon des Onkels wegen, und sie dachte nun mit einem Seufzer daran, daß ihr jeder weitere Besuch bei ihm streng verboten war. Mama war entsetzlich aufgebracht gegen den Onkel, sie hatte es mit allen Eiden geschworen, daß weder sie noch Valerie jemals wieder einen Fuß über die Schwelle dieses Cynikers setzen sollten, und selbst Papa sprach nicht in sehr freundlichen Ausdrücken von ihm, und er hatte Valerie ernstlich gewarnt, ihre Schritte gegen Lindau zu wenden. Der Weg dahin wäre allzu gefährlich. Valerie mußte heimlich lächeln, als sie jetzt wieder daran dachte. Gefährlich war er allerdings dieser Weg, und was würden ihre Eltern erst gesagt haben, wenn sie alles gewußt, wenn Valerie ihre Abenteuer eingestanden? Aber sie hatte sich wohl gehütet, und sie wünschte nichts lebhafter, als daß dies Zusammentreffen im Walde für immer ein Geheimniß bleibe zwischen ihr und ihm. Und wieder trat das schöne Bild des blonden Seraphs vor ihre Seele, und sie schloß die Augen, um es sich deutlich und deutlicher zu vergegenwärtigen. Ihr schönes Köpfchen beugte sich etwas zurück, die schwellenden Lippen öffneten sich leicht. Sie lächelte. So saß sie lange, einem ihr bisher unbekannten, träumerischen Entzücken hingegeben. Dann warf sie sich in ihrem Fauteuil, wie von einem plötzlichen Gedanken beunruhigt, auf die andere Seite. Wird er aber gleichfalls schweigen? fragte sie sich, wird er das Geheimniß bewahren?

Warum sollte er es? Sie hatte ihn ja nicht einmal darum gebeten. Vielleicht hat er es schon verrathen, vielleicht hat er dem Professor bereits alles erzählt, sich mit seiner Heldenthat gebrüstet, und Wüst konnte dann heute oder morgen hierher kommen, in seiner burlesken Weise davon plaudern, er würde darüber spötteln und scherzen und es wäre dann viel, viel ärger, als wenn sie alles gleich selbst gestanden hätte. Sie schlug vor Scham und Aerger beide Hände vor ihr erröthendes Gesicht. Was sollte sie thun! Zehnmal seit diesem ereignißvollen Abend war sie im Begriff gewesen an Onkel Wüst zu schreiben, ihn um Stillschweigen zu bitten. Aber wie, wenn er doch von nichts gewußt, wie lächerlich hätte sie sich dann gemacht. Nein, nein, das ging erst recht nicht, umsomehr da sie doch im Innersten eigentlich davon überzeugt war, daß Stefan, ebenso wie sie, das Geheimniß im tiefsten Herzen bewahrte.

Kann man dergleichen dem anderen, Unbetheiligten mittheilen? fragte sie sich immer wieder. Was sie erlebt, in Nacht und Sturm, das sollte ewig nur zwischen ihnen bleiben. Es schien ihr wie eine Entweihung, wenn auch nur ein dritter davon gewußt hätte.

Aber dem folgten wieder ernüchternde Reflexionen. Wer weiß, ob der gleiche Vorgang auf Stefan auch denselben Eindruck gemacht. Ihm erschien er vielleicht ganz unbedeutend, und vielleicht hatte er alles schon vergessen! Warum war er denn nicht einmal in dieser Zeit an ihren Fenstern vorbeigegangen? Und es war ihr dies zwar nicht völlig klar — aber es schien ihr doch so, daß er gekommen wäre, ja daß er hätte kommen müssen, wenn er sie eben so gerne wiedergesehen hätte, wie sie ihn. Aber er muß doch einmal nach der Stadt gehen, er kann doch nicht ewig in Lindau bleiben, und da es nur eine Straße in Seekirchen gibt, so muß er hier durch, folgerte sie, und da ich jetzt immer am Fenster sitze — folgerte sie weiter — so werde ich ihn bemerken.

Da hallten Schritte, es ging jemand über die Straße. Obwohl dieses plumpe Auftreten durchaus keinen Seraph verkündete, sah Valerie dennoch rasch in die Höhe.

Es war ein alter Bauer, der schwerfällig vorüberhumpelte.

Unmuthig wandte sie den Kopf. Es gibt in dieser Stadt nur Greise, sagte sie gereizt. Nach einer Weile seufzte sie abermals auf. Es ist so langweilig jetzt; wie interessant, wie aufregend war hingegen jener Abend. Und Gedanke reihte sich an Gedanke, und sie fing den schönen Traum wieder von vorne an.

Nach einer Weile fuhr sie abermals in die Höhe. Wieder hatte sie Schritte vernommen, die vom Platze herauf hallten. Es war ein altes Weib. Schon wollte sie abermals verächtlich den Kopf zurückwerfen, als ihr der eigenthümliche Gang des Mütterchens auffiel. Es war ein Hüpfen, stetig unterbrochen, es war, als wäre es dabei aus seinen Schuhen herausgekommen und müsse sich erst wieder in dieselben hineinfinden. Unwillkürlich fiel ihr dabei die Nandl ein, und jetzt, als diese Gestalt näher kam, war es ihr, als wäre sie es wirklich; aber in welchem Anzuge! Die feine, zarte Gestalt der Nandl ging in dem unförmlichen Gewande ganz verloren. Sie trug einen langen Rock, der den Boden berührte, und eine unendlich weite Schürze, die rückwärts übereinanderschlug; eine dicke, braune Flanelljoppe legte sich um den kleinen Körper in alle möglichen Falten und gab ihm ein wahrhaft verkrüppeltes Aussehen. Die Aermel waren umgeschlagen und doch waren sie noch immer viel zu lang und hingen in einer nichts weniger als anmuthigen Weise über die Hand. Ein blaues Kopftuch war nach rückwärts geschlagen und über dieses noch ein großes, braunes Tuch unter dem Kinn gebunden, das dachartig über die Stirne hing, sodaß unter diesen Hüllen das schmale Kindergesichtchen kaum hervorsah. „Sie ist es, es ist dennoch die Nandl!" rief jetzt Valerie. „Und sie kommt auf unser Haus zu, was will sie von uns, bringt sie mir vielleicht eine Botschaft — von ihm?" Sie sank erröthend in den Stuhl zurück. Die widerstreitendsten Gefühle erhoben sich in ihr. Sollte sie es wünschen oder nicht?" Sollte sie sie annehmen oder als eine Indiskretion zurückweisen? Sie sah wieder nach der Straße, aber Nandl war nicht mehr zu sehen, sie war bereits in die

Hausthür getreten. Valerie erhob sich rasch und ging nach dem Vorzimmer, ihr entgegen. Sie wartete, sie sah nach dem Drücker, niemand klopfte, niemand rührte ihn. Sie kann in ihren Stiefeln nicht vorwärts kommen, sagte sie sich. Aber sie war zu ungeduldig, um länger zu warten. Sie öffnete die Thür, trat in das Vorhaus und sah über die Stiege hinunter. Auch da war keine Nandl zu sehen. Wo war sie hingekommen? Valerie schlug sich besinnend auf die Stirne. Es war ihr eingefallen, daß die Kleine auch Botengänge verrichte, und sie war wohl h[illegible] gekommen, um in Herrn Säuerlings Laden etwas zu k[illegible]. Da sie nun einmal hier war, wollte sie sie sprechen. Sie r[illegible] das Dienstmädchen und befahl ihm, sogleich hinunterzugehe[illegible] Laden nach der N[illegible] aus Lindau zu fragen und sie dann mi[illegible] aufzubringen. Si[illegible] blieb im Vorzimmer, um die Nandl sogleich in Empfang neh[illegible] zu können. Sie wartete eine geraume Zeit, sie horchte, es kam niemand über die Treppe; endlich hörte sie unten sprechen. Schnell trat sie selbst wieder auf den Vorplatz. „Nandl, Nandl," rief sie hinunter, „komm doch herauf!"

„Ich habe es ihr schon gesagt, gnädiges Fräulein, aber sie will nicht," rief das Dienstmädchen von unten.

„Nandl, hörst du, warum willst du nicht kommen?" fragte Valerie freundlich, sich weit über das Geländer beugend.

Jetzt tauchten die unendlichen Kopftücher Nandls auf, und darunter leuchteten die dunkeln Augen schlau und spitzbübisch hervor.

„Was soll ich denn oben?" fragte sie.

„Ich will dir Grüße für den Onkel mitgeben."

„Nun, die hab' ich jetzt und die will ich ihm getreulich hinterbringen. Adje!"

„Nandl!" rief Valerie fast flehend. „Sei doch nicht so kurz angebunden, höre doch auf mich, ich habe dir noch mehr zu sagen, aber ich kann nicht alles über die Stiege hinunterschreien, komm herauf!"

Die Nandl hüpfte einige Stufen hinauf, lehnte sich dann mit dem Rücken an das Stiegengeländer, und den Kopf weit zurückbiegend, während sie die dünnen Arme von außen durch die Sprossen steckte, sah sie der Obenstehenden grade in's Gesicht. Sie lachte ihr zu und zeigte dabei ihre weißen Zähnchen. „Glauben Sie, ich bin so dumm?"

„Was meinst du, liebes Nandl?"

„Ja, liebes Nandl," spottete diese, „ich weiß schon, daß da oben die Madamen sind, auf die ich neulich den Frosch losgelassen habe, und glauben Sie, ich lasse mich da hinauf locken, damit sie ihren Aerger an mir auslassen und mich recht durchprügeln könnten?"

(Fortsetzung folgt.)

Piave di Cadore. (Seite 131.)

Wilhelm Hauff.

Zwei Afrikareisen.

(Schluß.)

Haben wir bislang einen Theil Nordafrikas durchstreift, so entführt uns das andere der Eingangs erwähnten Werke nach der äußersten Südspitze des afrikanischen Festlandes, bei welcher Gelegenheit übrigens gleich noch eines dritten Werkes „Across Africa" („Quer durch Afrika") Erwähnung gethan sei, das den durch seine heroische Reise durch Centralafrika von einem Weltmeer zum andern — von Sansibar bis Loango — berühmt gewordenen Verney Lovett Cameron zum Verfasser hat. — Der Verfasser von „South Africa", Anthony Trollope, ist ein Veteran der Literatur, der dutzende von Bänden, darunter namentlich auch einige vorzügliche Romane (zum Beispiel The Vicar of Bullhampton, The Prime Minister, The American Senator), außerdem von größeren kulturhistorischen Reisewerken „Nordamerika, Australien und Neuholland, Westindien." Trollope, der schon alle englischen Kolonien bereist hatte, wollte eben auch einmal Südafrika sehen. Der erste Band behandelt das Kapland, die Kapkolonie, indessen weniger touristisch als historisch und namentlich in politischer Beziehung, zuletzt folgen statistische Angaben. Trollope suchte sodann Gegenden auf, über die es im allgemeinen und besondern noch sehr wenig Reiseberichte gibt, zunächst das seit 1864 zur Ostprovinz der Kapkolonie gerechnete Britisch-Kaffernland, das drei blühende englische Städte hat, nämlich King-Williamstown, die Hauptstadt, Ost-London und Queenstown, deren Umgebung von deutschen Farmern bewirthschaftet wird. Der Verfasser macht sich besonders viel mit den Kaffernschulen zu schaffen, deren Resultate indeß trotz alles darauf verwandten Eifers doch wohl noch mehr als problematisch sind. Auf der Rückreise nach der Kapstadt nahm Verfasser der Szenerie halber seinen Weg über das Stormberg- und Katberggebirge, das gerade durch seine gänzliche Kahlheit und Wüstheit — auch Wasser fehlt durchweg — eigenthümlich erhaben wirkt. Zwischen dem Stormberg und Katberg liegt Queenstown, eine kleine pittoreske Stadt, mit einem jedem Schweizerhotel ersten Ranges ebenbürtigen Gasthofe.

Zwischen der West- und Ostprovinz der Kapkolonie eingeklemmt liegt die kleine Kolonie Natal (Accent auf dem zweiten a), die davon ihren Namen führt, daß ihr Boden von Vasco da Gama vor 400 Jahren zuerst am Christtage betreten, daher sie Terra Natalis benannt wurde. Die Kolonie zählt auf 20,000 Weiße 320,000 Eingeborene. Trollope reiste von Durban, dem einzigen Seehafen, mittels Eisenbahn durch die Zuckerpflanzungen nach der 55 Meilen entfernten, geräumig gebauten, aber kaum 6000 Einwohner zählenden Hauptstadt Pietermaritzburg, wo die Eingebornen von allen Städten Südafrikas am meisten vertreten sind. Die Landschaft ist stellenweise sehr schön, hier und da eine Szenerie wie von phantastisch-chaotisch übereinandergefallenen Hügelkämmen präsentirend. Häufig ist auch, wie überhaupt in Südafrika, die dem Tafelgebirge ähnliche Formation. — Die einheimischen Schwarzen anlangend, so dünken sich die Zulukaffern — das eigentliche Zululand liegt nördlich von Natal, zwischen diesem und der portugiesischen Delagoa Bai — obwohl sie sehr „moderne Wilde" sind, das heißt etwa erst seit 100 Jahren eine Geschichte haben, weit erhaben über die andern Farbigen. Am Lande nackt gehend, sind sie in den Städten in — Lumpen gekleidet, die sie jedoch mit sichtlicher Grazie, mit einer gewissen Stutzerhaftigkeit zu tragen wissen. (Höchst komisch beschreibt Verfasser bei einer früheren Gelegenheit, wie ihm verschiedene Kaffernprinzen, nicht wenig stolz auf ihren Fetzenstaat, aufwarteten.) Die Zulus, die übrigens alle Arbeiten verrichten, sind aber dabei gutwillig und außerordentlich ehrlich. — Von Pietermaritzburg ging die Reise weiter nach Pretoria, der Hauptstadt der Transvaalrepublik, und beträgt von da, über Kimberley nach Bloemfontein und wieder nach der Kapstadt zurück über 1500 Meilen, eine ungemein strapaziöse Tour, die man nicht selten in Gesellschaft sterbender Pferde und Passagiere zu machen hat! Hauptziel der Reise war Trollope die Transvaalrepublik, die seit dem 12. August 1877 von den Engländern auch glücklich annektirt ist. Der Verfasser verliert über diesen Akt viel zu viel Worte: er sucht alle möglichen Entschuldigungen hervor, während er doch selbst beschämt gesteht, daß die Annexion nun und nimmer zu entschuldigen sei. Das Ländchen ist von etwa 45,000 Seelen bewohnt, die Hauptproduktion besteht in der Goldgräberei, die indessen noch nicht die Kosten deckt. Auch an anderen Metallen ist das Gebiet reich und zugleich die Kornkammer Südostafrikas. Die Hauptstadt, Pretoria, nach dem ersten Präsidenten des Freistaats, Pretorius, genannt, hat circa 2000 Einwohner und liegt 4500 Fuß über dem Meer, weswegen sie gemäßigtes Klima unter sonst tropischem Breitengrade, zugleich aber auch eine rasch umspringende Temperatur besitzt; Gewitter, Stürme, Hagelschlag sind häufig. Größer als Pretoria ist Potschefstroom mit stundenlangen Straßen, denen es nur, gerade wie in der Hauptstadt, auffallend an — Häusern fehlt. Der Stamm der Bevölkerung besteht aus den niederländischen Ansiedlern, „Boers", die ziemlich verrufen sind, nämlich als unehrlich, keineswegs reinlich, schäbig-geizig, ungebildet und ungemein feig. Trollope erklärt diese Verrufenheit indeß für im allgemeinen unbegründet und daher rührend, daß der Engländer sich eben überall auf Erden als andern Menschen in jeder Beziehung „über" betrachtet. Originell ist das unter den Boers übliche Freien. Der junge Heirathskandidat verfügt sich, eine lange Liste der von ihm auf's Korn genommenen Schönen oder Nichtschönen in der einen, eine Flasche mit Bonbons und eine Kerze in der andern Hand, zu der von ihm am meisten begehrten. Von einer Liebeswerbung keine Spur. So wie er eintritt, weiß man alles. Die Kerze wird der Tochter dargereicht: wird sie von ihr zurückgewiesen, so dreht sich der Freier schweigend auf dem Absatz um und verläßt das Haus, auf seiner Runde weiter gehend. Die Bonbons dagegen werden auf alle Fälle angenommen. Die angenommene Kerze wird angezündet, worauf sich die Mutter sofort entfernt, nachdem sie zuvor eine Nadel in das Licht gesteckt, die, von der Flamme erreicht, dem Tête-à-Tête ein Ziel setzt. Etwas Salz, auf die Flamme gestreut, hilft die glückliche Stunde verlängern, schade nur, daß die Mütter, ihrer eigenen Jugend eingedenk, dies bei Steckung der Nadel schon in Anschlag bringen! . . . Nach einem Monat Reise waren die „Diamantfelder" in Griqualand, einer aparten Kolonie unter dem Gouverneur des Kaplandes, erreicht. Die Griquas sind ein hottentotischer Bastardstamm. Der erste Diamant wurde 1869 auf der Farm eines Boers gefunden, seit 1872 begann die Diamantgräberei als Geschäft. Die Erwerbung der Diamantfelder seitens Englands ist abermals eine etwas subtile Sache, da der Oranjeflußfreistaat gleichzeitig Ansprüche darauf erhob — Trollope will wenigstens nicht gesagt haben, England habe die Diamantfelder „gestohlen". Das Gebiet zählt 15,000 Weiße und die doppelte Anzahl schwarzer Einwohner, von denen 12,000 männliche in den Minen beschäftigt sind. Die Hauptstrecke der Diamantfundorte ist etwa 75 Meilen lang, die bedeutendste Mine ist die von Kimberley mit etwa 4000 Arbeitern. Sie ist 230 Fuß tief, der obere Durchmesser beträgt 300 Ellen; die Wände fallen steil und glatt schüsselförmig ab. Blau ist die Farbe des diamanthaltigen Bodens. Roth und braun oben am Rande, sieht sich die Mine sehr hübsch an. Die haushohen Kisten mit „blauem Stoff" werden auf einer Art Drahtseilbahnen heraufgeschafft, die unten konzentrisch zusammenlaufen. Kimberley selbst ist, mit 18,000 Einwohnern, wovon 10,000 Farbige, die zweitgrößte Stadt Südafrikas. Der Platz ist so unangenehm, als ihn eine wirklich fabelhaft staub- und fliegengeschwängerte Luft nur immer machen können, es regnet oft über ein Jahr nicht, die Umgegend ist vollständig baum- und graslos. Die Lebensmittel sind theuer und schlecht. Der Diamantenumsatz beträgt ungefähr zwei millionen Pfund Sterling, wobei aber ein Viertel des Versandt sich der öffentlichen Kenntniß entzieht; außerdem stehlen auch die Kaffern, trotz der schärfsten Strafen, gewaltig. Der gewöhnliche Wochenlohn derselben beträgt 10 Schilling (Mark). Der größte bisjetzt gefundene Diamant wog 288 Karat. Uebrigens dürfte die diamantene Herrlichkeit schon in etwa 20 Jahren ihr Ende erreicht haben.

Weiter ging's nach dem (holländischen) Oranjeflußfreistaat. Dieser, 70,000 (englische) Quadratmeilen groß, hat eine Bevölkerung von nur 30,000 Weißen und der Hälfte Schwarzen. Der „Boer" lebt hauptsächlich von seiner Schafheerde. Er ist schlicht, stramm gebaut, etwas plump, aber stets höflich und gefällig und nie grausam gegen die Schwarzen, die auch hier alle Arbeit allein verrichten. Nur die Bezahlung derselben liebt der Holländer nicht sehr und rückt nur höchst widerstrebend mit dem Gelde heraus. Dagegen ist ihm aber auch nichts so verhaßt wie Schulden, auch Staatsschulden, und weiß er sich dieselben vom Halse zu halten. Der „Volksraad" (Parlament), einkammerig,

aus dem Bauernstande zusammengesetzt, ist vollständig souverän, dem Präsidenten steht kein Veto gegen einen Beschluß zu — nur die Zölle steckt die (englische) Kapkolonie in die Tasche. Die Stühle für die Volksraadsmitglieder kosten per Stück 300 Mark: — nun! die Boers scheinen sich solchen Luxus eben leisten zu können. Land ist spottbillig, der Morgen kostet 5 Mark! Es gibt im ganzen 5—6000 Farmen. Die Hauptstadt, Bloemfontein, mit 3000 Einwohnern, liegt in einer auf 100 Meilen ringsum völlig baum- und graslosen Ebene, ist aber selbst recht hübsch und man sieht ihr's an, „daß niemand überhungrig, niemand überarbeitet." Die Hotels sind ganz vorzüglich, was insofern besonders wichtig, als die Stadt als klimatischer Kurort für Brustkranke in Aufnahme kommt, für die es wohl wie die neueste so die entfernteste Station ist, nur daß der Weg dahin ungemein beschwerlich und etwas gar sehr kostspielig! Auch die Schulen sind vorzüglich, aber — Englisch ist darin die Hauptsprache, was sich allerdings daraus erklärt, daß die Stadt trotz ihres gut holländischen Namens mehr eine englische zu nennen ist. Aber wahrhaft erstaunlich sind auch die Summen, die der Miniaturstaat an seine Schulen wendet: 200,000, ja 360,000 Mark in verschiedenen Jahren! Und daneben besteht noch extra ein „Erziehungsfond", der auf die Höhe von 3½ millionen Mark gebracht werden soll. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!"

Der Verfasser geht jetzt zu den „einheimischen Territorien" über, das heißt solchen, die unter Herrschaft eingeborner Häuptlinge stehen. Eins der interessantesten ist Thaba 'Ncho (sprich: Tabancho), die einzige Stadt der Eingebornen Südafrikas, die sonst in „Krals" (eingefenzten Hüttendörfern) wohnen. „Thaba" heißt in der Maralongsprache „Hügel"; die Völkerschaft selbst heißt Baralong, was der Plural von Maralong ist. Der „prinzliche" Thronfolger war europäisch gekleidet. Die Hütten der königlichen Familie unterscheiden sich von andern nur dadurch, daß sie hoch und hell sind, während man in die gewöhnlichen Kaffernhütten kriechen muß. Das Volk benimmt sich gegen die europäischen Nachbarstaaten gut, da es wohl weiß, daß seine Unabhängigkeit ganz und gar davon abhängt. Fünfzehntausend Menschen leben hier, rings von europäischen Staatsbildungen umgeben, wohlgedeihend und unangefochten. Der Verfasser theilt einige seiner Aufzeichnungen über die Sitten der Kaffern mit. Sie leben in Polygamie, die Weiber werden — für Rindvieh — gekauft. Verkauft jedoch können sie nicht werden — sie sind ein unveräußerliches Gut. Die Rückgängigmachung einer Ehe besteht einfach in der Zurückgabe der Frau sammt dem Vieh. Herrenloses Land kann von jedermann in Besitz genommen werden. Fast alle Strafen bestehen in Geldstrafen und „Geld" ist Rindvieh. Auf einem Todesfalle infolge Krankheit steht, wenn kein Arzt zugezogen worden, ebenfalls Geldstrafe. Auch eine Art Hexen- oder Zauberprozesse gibt es, die namentlich dann zur Anwendung kommen, wenn der Häuptling sich eines politischen Feindes entledigen will oder nach dem Viehstande eines Unterthanen lüstern ist. Der Vorgang ist recht einfach: dem erkorenen Opfer wird der böse Geist ausgeprügelt, was es freilich meist nicht übersteht. Dann gibt es noch „Wettermacher", die den Regen besorgen müssen. Ihr Hauptkunststück besteht darin, solange plausible Ausreden zu finden, bis Regenwetter eintritt. Gewöhnlich werden diese Leute — nicht alt.

Die Basutos sodann, zu den nordwestlich von Transvaal und der großen Kalahariwüste wohnenden Beohuanas gehörend, 27,000 an der Zahl, haben den bestkultivirten Boden vielleicht des ganzen afrikanischen Festlandes, jedoch bestand bei ihnen bis vor kurzem — und vielleicht noch — und zwar heimlicherweise, Menschenfresserei, die sonst in Südafrika nicht im Schwange ist.

Am westlichen Rande des Kontinents, nördlich und südlich des Oranjeflusses liegt das unwirthliche, sandige Namaqualand, das nur durch seine Kupferbergwerke nutzbar ist, weswegen es auch früher oder später annektirt werden wird. (Ein Kommissar der Kapkolonie hat sich schon nach den „Wünschen" der Eingebornen in dieser Beziehung erkundigt!) Bewohnt ist das Gebiet von sehr dünn verstreuten Buschmännern, Hottentoten und Koramas.

Südafrika ist so groß, daß die Engländer selbst noch nicht alle ihre Grenzen kennen, denn im Verhältniß zur geringen Anzahl Engländer dort, ist die Ausdehnung der englischen Kolonisation „unnatürlich groß". Und das kommt daher, daß die trotzigen Holländer von der englischen „Philanthropie" nichts wissen wollten, sodaß ihnen diese nachrennen mußte!! (So wörtlich II. S. 299.)

Und so nehmen wir für diesmal von den Lesern Abschied, nicht ohne das Versprechen gegeben zu haben, für ein nächstes mal die Herzen der Leserinnen durch gedrängte Vorführung einiger der vorzüglichsten neuesten englischen Novellen zu erfreuen.

Ein Stück Bajuvarien.

Reisebilder aus Baiern. Von Dr. **E. Schatzmayer.**

Nach einer melancholischen Fahrt über das öde, nebelige Dachauer „Moos" kommen wir von Norden her nach München.

Es ist schon ganz finster, und nur ein Meer von Lichtern, die uns vor der Einfahrt in den Bahnhof gastlich entgegenblinken, sowie die sonoren Stimmen der Kondukteure: „München, aussteig'n!" überzeugen uns, daß wir in dem Mekka deutscher Künstler und Biertrinker endlich angelangt sind.

Freudiger Erwartung voll hängen wir unser Reisetäschchen über die Schulter, steuern durch den dichten Menschenknäuel und besteigen glücklich den Hotelomnibus.

Kaum haben wir uns gesetzt, rollt der gefüllte Landleviathan fort über das hallende Pflaster durch die gaserleuchteten, breiten Straßen, um, hie und da anhaltend, seine Beute stückweise von sich zu geben.

Es liegt ein tragischer Humor in diesen süddeutschen Omnibusfahrten, die dem Nordländer die erste Probe der zwangloseren, ich möchte fast sagen demokratischeren Geselligkeit des deutschen Südens geben.

Personen jeden Alters und Ranges, Menschen der verschiedensten Parteien, Sprachen und Sitten sitzen hier plötzlich im engsten Raume vereint. Der pedantische Bureaukrat neben dem reckenhaften Sohne des Hochgebirges, das schwachnervige Stadtfräulein neben dem ehrsamen Handwerksgesellen, der frömmelnde Schwarze neben dem „Rothen" und Ungläubigen, der Bettelmönch neben der üppigen Hetäre, die tiefverschleierte Nonne neben dem übermüthigen Welt- und Lebemanne: die buntesten Gegensätze, Farben und Gestalten, wie man sie in solcher Originalität und Mischung nicht leicht wieder findet.

So lernt man in Süden sich kennen und, wenn auch nicht immer hochschätzen, so doch wenigstens toleriren. Toleranz, im bessern und schlechtern Sinne, ist überhaupt mehr im Süden und Westen als im „strammeren" und steiferen Nordosten zu Hause..

Halt! Wir sind am Ziele.

Zuvorkommend eilt uns der Wirth mit einer dienstfertigen Hausknechtseele entgegen, die — entreißt das Gepäck dem Nächsten gleich, und wir treten in das Gastzimmer.

Kaum haben wir uns gesetzt, kommt die Kellnerin, eine hübsche Münchnerin, und fragt: „Was mögen's denn?"

Was wir mögen? Natürlich zuerst ein Seidel Bairisch! „A Holbi" verbessert lächelnd die Münchnerin. Ja, so! wir sind nicht mehr in Sachsen, wo es heißt: „E Seidl!" oder „E Töppchen!" — sondern wir befinden uns in dem gelobten Lande, wo man den edlen Gerstensaft Halbe- und „Maß-weis" trinkt, und „Maß zu halten ist gut". Also, Kellnerin, lieber „a Maß"! Bei deren Genusse bekümmern wir uns um „a Rindsupp'n mit Leberknödln", „a Kälbernes mit Zuspeis" und „an' Schmarrn", den ich nirgends so schmackhaft gefunden, wie in Baierns Hauptstadt.

Nachdem wir uns auf gut bairisch gestärkt, bemerken wir, daß Fortuna uns nicht blos mit „Schnabel"-, sondern auch mit Augen- und Ohrenweide bedacht hat. Wir sitzen nämlich einem Tische gegenüber, wo soeben eine Schaar Gäste um einen tiroler Zitherschläger sich gruppirt, der im Begriffe steht, seine „Leibstückln" unentgeltlich zum besten zu geben nach dem Goethe'schen:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der auf den Zweigen wohnet —
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet!

Während des kurzen Präludiums des Stimmens richten wir unsere Aufmerksamkeit auf unsern Saitenkünstler, einen blutjungen, stämmigen „Almbuab'n" aus Andreas Hofers Heimath, dem romantischen Thale der Passer.

Unvergeßlich bleibt uns die Gestalt dieses ländlichen Burschen: die breite, gewölbte Brust, bedeckt mit dem hochrothen „Latz" oder Brustfleck, worüber sich ein grasgrüner Hosenträger H-förmig spannt; den sonnengebräunten Hals mit dem breiten, derbleinenen Hemdkragen von einem rothseidenen Halstuche leicht umschlungen, dessen Enden frei herabflattern; Arme und Rücken in braunlodener Joppe mit grünem Stehkragen; mitten um den Leib den breiten, vorn ausgerundeten Gurt, worauf Vor- und Zuname des Eigenthümers aus weißen Pflaumfederkielen gestickt zu lesen; die kräftigen Schenkel in schwarzen Gemslederhosen, deren Enden und Bänder um die entblößten Knie baumeln; die gewaltigen „Wadln" in weißen Strümpfen, welche in hochgeschnürte Bundschuhe einlaufen; das blonde Haupt mit dem freundlich lächelnden Gesicht und den am Wirbel kurzgeschorenen, in Nacken und Stirne langherabfallenden Haaren ehrerbietig entblößt; neben sich auf dem Tische den hochgespitzten, mit goldener Quastenschnur verzierten Tirolerhut sammt „Gambsbart", Schildhahnfedern und einem welken „Almbusch'n" in rührendem Vereine — so sitzt der Held des Abends vor uns, seinem Instrumente ergreifende Klänge bald übersprudelnder Luft, bald tiefer Wehmuth entlockend. Denn

„D' Zidan is a Zauberin,
Dö An' verzaubert Herz und Sinn" —

wie ein bairischer Volksdichter treffend singt.

Des andern Morgens sehen wir den tages zuvor vollkommen klaren Himmel mit drohenden Wolken bedeckt. Kaum haben wir vor dem Ausbruch des Ungewitters soviel Zeit, um Münchens vornehmste Zierden, die alte und neue Pinakothek, zu durchwandern und die „Dult" zu beschauen.

Die Dult? Was ist denn das für eine neue Erfindung? höre ich manche meiner freundlichen Leserinnen und Leser fragen. Geduld, meine Herrschaften, bei der „Dult"! Die münchener Dult ist nämlich nichts anderes als — die münchener Messe, der münchener Jahrmarkt, der jährlich zweimal stattfindet und jedesmal vierzehn Tage dauert.

„Was kost' dös Dachl do drent?" fragt uns plötzlich jemand inmitten des Gedränges, uns von hinten her am Arme ergreifend. Ueberrascht wenden wir uns um und erblicken ein ehrsames Bäuerlein in altväterischem, bis zur Erde reichenden Rocke, das vor einer Reihe von Obst- und Bücherbuden, hier „Stände" genannt, seinen mit einem Sacke beladenen Schubkarren anhält und verwunderungsvoll auf das gläserne Dach eines Kunstreiterzeltes hinüberzeigt.

Nicht minder verwundert über die urwüchsige Einfalt des Bäuerleins antworten wir auf gut bairisch: „Ja, schaugts, dös Dachl g'hört halt nöt unser; wann's ös wissen wöllts, was dös Dachl kost', so müßt halt scho' selber umhi geh'n und den frag'n, den's g'hört."

Kopfschüttelnd trollt sich nach diesen Worten unser Bäuerlein, das heute zum ersten male die Stadt besucht, weiter.

Ein Haus mit Wänden von Pfählen und Leinwand und mit einem gläsernen „Dachl" darüber gegen Sturm und Hagelwetter: das ist freilich zu viel für einen altbairischen Bauernverstand, der sein Haus mit 4—5 Fuß dicken Steinmauern und hundert kopfgroßen Steinen auf dem Dache für eine halbe Ewigkeit baut! Wie unsinnig mußten dem armen Bäuerlein der Erbauer und Eigenthümer dieses „Leiwathauses" mit dem gläsernen „Dachl" vorkommen!

So sind die Urtheile der Menschen über Dinge, die jenseit ihres Horizontes liegen: halten viele doch das Edelste und Vernünftigste für Thorheit, weil — sie in ihrer Beschränktheit es nicht begreifen können!

Anderseits fiel uns, die wir direkt vom borussischen Nordosten gekommen waren, die freimüthige Vertraulichkeit des Altbaiern nicht unangenehm auf.

Aus diesem Grunde und Kerne ihres Wesens, aus ihrer noch kindlicheren Weltanschauung resultiren denn auch die meisten Tugenden und Untugenden unserer bajuvarischen Landleute. So erklärt sich die größere Gastfreundschaft derselben, wenigstens bei den abgelegenen Gebirgsbewohnern, wo der Fremde bei bescheidenen Preisen, ja mitunter noch ganz unentgeltlich, tagelang aufgehoben ist wie zu Hause!

Daher auch ihre Treuherzigkeit und arglose Zutraulichkeit gegen jedermann, der nicht allzusehr gegen Sitte und Glauben verstößt, die dem bairisch-österreichischen Landvolke heilig sind. Daher endlich auch die Abneigung desselben gegen das fremdartige und unkorrekte, in der bairisch-österreichischen Mundart eigentlich garnicht vorhandene „Sie" und „Ihnen", und der meist falsche Gebrauch dieser Wörtchen statt der traulichen „Du", „Des", „Enk" u. s. w.

Dies als Erwiderung auf die im gebildeteren Mittel- und Norddeutschland noch hie und da beliebte Geringschätzung, die nur eine grobe Unkenntniß und Selbstüberschätzung beweist.

Unter diesen und ähnlichen Dultgedanken verlassen wir Baierns kunstsinnige und dabei so urgemüthliche Hauptstadt, um auf den Flügeln des Dampfes unser nächstes Reiseziel, das reizende Tegernsee, zu erreichen.

Auf dem stattlichen Bahnhofe angekommen, setzen wir uns, um Land und Leute zu studiren, wieder „unter das Volk".

Unter den uns umgebenden Gestalten fallen uns sogleich zwei Typen des altbairischen Landvolks in die Augen: ein allem Anschein nach recht wohlhabender Bauer des bairischen Unter- oder Flachlandes, und eine junge Oberländerin aus Miesbach oder „Miaschba'", wie sie sagte, am Fuße der bairischen Alpen.

Da sehen wir ihn vor uns sitzen in der ganzen Glorie seines Selbstbewußtseins: im feinen, schwarzen Plüschhute mit niederem Kopf und breiter Krämpe; in dem schwarzseidenen, bis zum Knoten des rothseidenen Halstuches zugeknöpften langen „Leibl" mit der prahlerischen Doppelreihe von blanken Silberguldenknöpfen; in dem dunkelgrünen „Janker" von schwerem Tuch, der bocksledernen Hose und hohen Wichsstiefeln in seiner Massigkeit und patriarchalischen Ruhe das Urbild des ehrenfesten, seines Werthes bewußten Getreidebauern von altem Schrot und Korn, der mitten in unserem windigen Geschlechte noch „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde steht . ."

Einen nicht minder günstigen Eindruck macht die schlanke, bewegliche Miesbacherin, die mit einem ihrer schmucken Landsleute von den „Buab'n und Dirndln" ihrer schönen Heimath sich unterhält. Da erblicken wir ein lebenslustiges Köpfchen, das allem Anscheine nach neben dem koketten „Naglbusch'n" (Nelkenstrauß) noch anderes „hinter den Ohren" stecken hat. Dieses schelmische Köpfchen ist bedeckt mit dem schmalrandigen, ausgeschweift-kegelförmigen Spitzhut, den im bairischen Hochlande Männlein und Weiblein tragen, und der von einer doppelquastigen Goldschnur umschlungen und beim Femininum mit einem frischen „Almbusch'n", beim Maskulinum mit „Gambsbart", Schildhahn-, Haselhuhn-, Wildenten- oder Lämmergeierfedern geschmückt ist.

Der Gebirgsbewohner ist hier, wie anderswo, mit mehr künstlerischer und poetischer Begabung, mit mehr Naturfrische und Lebenslust ausgestattet, als der im allgemeinen schwerfälligere und verschlossenere, aber dafür meist wohlhabendere Bewohner des fruchtbaren Flachlandes, der hier auch in politischer und religiöser Bildung dem Gebirgsbewohner nachsteht. —

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen verlassen wir München, fliegen an dem riesigen Standbilde der Bavaria — aus deren sechs Personen fassendem Haupte wir tags vorher eine herrliche Ansicht der Alpenkette von Salzburg bis zum Bodensee genossen — und an dem sendlinger Schlachtfelde vorbei, wenden uns dann zwischen Menterschwaige und Großhesselohe plötzlich im rechten Winkel ostwärts, rollen über die hohe Isarbrücke und werfen von da durch das schluchtartige Flußthal dem in der Ebene noch einmal auftauchenden Isar-Athen mit seinen stattlichen Palästen und Thürmen unsere letzten Grüße zu.

Wir durchschneiden den südlichsten Theil der oberbairischen Ebene, bald über öden Moorgrund, hier „Moos" genannt, bald an vereinzelten Feldstücken wie an Oasen, oder durch wohlgepflegte Nadelwälder hinbrausend. Eine kleine Abwechslung in dieses etwas eintönige Landschaftsbild bringen die ungemein sauberen und geschmackvollen Bahnwärterhäuschen und Stationsgebäude im sogenannten Schweizer-, besser Alpenstil, da wir diese Bauart ebensowohl in den bairischen, tiroler und salzburger, wie in den schweizer Alpen finden.

Einen phantastischen Anblick gewähren dieser Bahnhäuschen Insassen, die in breitkrämpigen, rabenschwarzen Jesuitenhüten und ziegelrothen Jacken uns beim Vorbeifahren ihre steifen Honneurs machen.

Die hohen, dichten Nadelwaldungen, welche uns umgeben, und der Nebel, der sich von den nahen Alpen herabsenkt, gewähren uns nur selten einen freien Ausblick auf Gebirge und Ebene; so sehen wir uns genöthigt, unsere Studien im Innern des Eisenbahnwagens fortzusetzen.

Da sitzt in der zweiten Abtheilung unseres Wagens eine Gestalt, die durch ihren ungeheuren Umfang und ihre fast völlige Unbeweglichkeit unsere Aufmerksamkeit schon früher auf sich gelenkt hatte. Beim ersten flüchtigen Anblicke hätten wir diesen Koloß beinahe für — Fleischerwaare gehalten. Bei näherer Betrachtung jedoch bemerken wir, daß dieser unförmliche Klumpen mit uns zu derselben naturgeschichtlichen Ordnung der „Zweihänder" gehört.

Nachdem wir uns von dem ersten Schrecken erholt, wissen wir nicht, ob wir über unsere Entdeckung lachen oder weinen sollen. Jedenfalls lag uns das Lachen, dem Kolosse das Weinen näher. Da wir jedoch jede Art von Schadenfreude verabscheuen, so gratuliren wir uns nur im Stillen, daß Keiner von uns in jener — Speckkammer stak. Sahen und hörten wir doch, wie der Aermste bei jeder Bewegung, die er machte, laut keuchte und sich die hellen Schweißtropfen von der Stirne wischte, als ob er mit ein paar Zentnern beladen in der ärgsten Mittagshitze einen steilen Berg hinaufrennen müßte!

In der That hatten wir bisher noch nie einen solchen Ausbund menschlicher Leibesfülle und schwerfälligster Unbehilflichkeit gesehen.

Es schien, als ob jeder Gedanke, jede geistige Regung schon bei ihrem ersten Entstehen in dieser alles überwuchernden Fettmasse ersticken müßten. Und welchem Stande, welcher Person konnte dieser Koloß angehören? Wem sonst, als einem reichen Bierbrauer? Und so war es auch. Aus seinen wenigen, mühsam herausgewälzten Worten vernahmen wir, daß er Besitzer einer Bierbrauerei in M. sei, vergebens alle möglichen Bantingkuren schon gebraucht habe und nun eine „Vergnügungsreise" in's Gebirge mache, um dort die Sommerfrische zu genießen.

Auf die mehr boshafte als witzige Bemerkung eines Reisegefährten, daß man an dem Körperumfange dieses Herren deutlich ersehen könne, wie nahrhaft das bairische Bier sei — antwortete der gute Baier: Er wisse wohl, daß alle Welt ihn für einen großen Biertrinker halte, er aber habe sich das Biertrinken „längst abgewöhnt" und genieße nur noch „als Kur" täglich — drei „Maßl", nämlich eins zum Frühstück, eins zum Mittag- und eins zum Abendessen! — (Schluß folgt.)

Modernes Leben.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Weltzufriedenen.

II. Haute volée

(Fortsetzung statt Schluß.)

Von dieser Episode in dem vielbewegten, abenteuerlichen Leben Carls von Walden hatten Ellen und ich bereits gewußt. Er hatte uns selbst einmal erzählt, wie ihn, nachdem er eine Zeitlang als freireligiöser Prediger gewirkt, Polizeichikane unerträglichster Art von Ort zu Ort, von einem deutschen Bruderland zum andern gehetzt und wie er schließlich, von seiner vornehmen Verwandtschaft gänzlich verleugnet und verlassen, dem Vaterlande hatte den Rücken kehren und in Brasilien eine neue Heimat suchen müssen. Dort, wo es in allen Berufszweigen damals an tüchtigen Kräften ungemein gebrach, war es ihm bald gelungen, sich durch Verwerthung seiner in früher Jugend fast spielend errungenen Kenntnisse auf dem Gebiete der Mechanik und Bautechnik eine angesehene und auskömmliche Stellung als Eisenbahningenieur zu erwerben, und dort war, wie der Doktor Zwickel sich sofort ganz richtig erinnert hatte, auch Ellen geboren worden.

„In Z. sind Sie für den Papa nicht der Nachzügler eines bösen Geschickes gewesen," begann Ellen wieder, „und in Rio de Janeiro gleichfalls nicht; denn ich hoffe, daß Papa wenigstens nicht heute noch meine Geburt als ein Unglück betrachtet. Nun aber können wir uns wohl auf ein paar schlimme Kapitel Ihrer Erzählung gefaßt machen, Herr Doktor?"

„Sie haben nicht ganz unrecht, meine Gnädigste," erwiderte der kleine Herr, „so glücklich und froh, wie ich Ihren Herrn Papa in Z. und nun gar erst in Rio traf, habe ich ihn beinahe zwanzig Jahre lang nicht wieder gesehen. Aber lassen Sie Sich nur um himmelswillen nicht jetzt noch von Schicksalsschlägen ängstigen, die ja immer schon — in der Hauptsache wenigstens — vorüber waren, wenn mein eigenes launisches Geschick mich Ihrem Papa in den Weg warf. Uebrigens werde ich mich beeilen müssen, falls ich meine Berichterstattung beenden soll," fügte er hinzu, nachdem er einen raschen Blick auf seine diamantenbesetzte Taschenuhr geworfen hatte, deren prachtvolle Ausstattung zu der sonst ziemlich anspruchslosen Erscheinung des kleinen Mannes in bemerkenswerthem Kontraste stand. „Wir würden wohl besser thun, gleich umzukehren, um nicht allzu spät wieder im Kursalon zu sein, wo Ihr Herr Papa uns erwarten dürfte?" wandte er sich fragend an uns.

Wir kehrten um und er begann:

„Den Winter von 1860 auf 61 hatte ich in Neuyork zugebracht und ich wäre vielleicht heute noch Bewohner der Vereinigten Staaten, wie ich ihr Bürger bin, wenn nicht im Frühjahr 61 der vermaledeite Sezessionskrieg ausgebrochen wäre und mir das Gefallen an der nordamerikanischen Freiheit und Gesittung gründlich verleidet hätte. Als es nun gar im Anfang dieses blutigsten und furchtbarsten Krieges neuester Zeit den Anschein gewann, als ob die sklavenzüchtenden Südstaaten obsiegen sollten — im Juli hatten die Konföderirten an dem verhängnißvollen Flüßchen Bull Run über die Milizen der Nordstaaten den ersten Sieg erfochten —, da litt es mich nicht länger in der transatlantischen Weltstadt. Aber wohin? Ich hatte früher zu der neuen Welt immer noch ein größeres Zutrauen gehabt, als zu der alten. Die jungen Verhältnisse und Völker da drüben schienen mir zuweilen dazu berechtigt und befähigt, der ganzen Menschheit auf der Bahn der Kulturentwicklung mit Riesenschritten voranzuschreiten, und da ich nun im Jahre 1861 für die nächste absehbare Zukunft diese meine Hoffnung, welche zu den letzten gehörte, die ich überhaupt gehegt, bei den Vereinigten Staaten gründlich in die Brüche gerathen sah, so kam ich auf den Gedanken, es einmal mit dem zweiten in Betracht kommenden amerikanischen Staate — mit Mexiko — zu versuchen. Dort war grade eine neue Aera angebrochen, von der man sich damals in den Vereinigten Staaten viel versprach. Im Januar desselben Jahres war der trotz seiner indianischen Abstammung hochbegabte Benito Juarez in der Landeshauptstadt eingezogen, hatte die Regierung der ganzen Republik Mexiko übernommen und dieselbe mit der Proklamation vollständiger Religionsfreiheit, Beschlagnahme des Kirchenvermögens, Aufhebung aller Klöster, Verbannung der Religion aus den Schulen in der hoffnungsvollsten Weise begonnen. So schien Mexiko — dasselbe Land, das von der erbarmungslosen spanischen Regierung und den noch erbarmungsloseren Soldaten der alleinseligmachenden Kirche — den Franziskanern, Dominikanern und Jesuiten — drei Jahrhunderte lang in wahrhaft barbarischer Weise regiert und ausgebeutet worden war, mit einem Schlage das freieste Land der Welt geworden zu sein, und wenn ich auch dem mexikanischen Landfrieden und Völkerglück nicht besonders traute, so konnte ich doch der Lust nicht widerstehen, mich mit eigenen Augen und Ohren von den Zuständen des mittelamerikanischen Reiches zu überzeugen."

„Und dort trafen Sie Papa, gewiß!" rief Ellen. „Papa hatte Mama und mich im Jahre 1859 nach Europa gesandt und sich selbst nach Mexiko begeben. Warum er aber Brasilien verlassen hat und sich von uns trennen mußte, habe ich nie erfahren."

„Ich ebensowenig," nickte der Doktor Zwickel. „Mit dem brasilianischen Eisenbahningenieur von Walden ging es mir gradeso, wie es mir mit dem breslauer Studenten, dem spanischen Rebellen und dem mitteldeutschen freireligiösen Prediger von Walden gegangen, — nachdem ich von ihm Abschied genommen, um mich über Porto-Allegre und bei Montevideo vorüber nach Buenos-Ayres zu begeben, das damals unter der Regierung des Pastor Obligado einer kurzen Unabhängigkeit von der argentinischen Konföderation genoß, hörte und sah ich von dem interessanten Freunde nichts mehr, und zwar längere Zeit hindurch als je vorher und nachher. In Mexiko aber sollte ich ihn, wie das gnädige Fräulein sehr richtig errieth, wiedertreffen. Ich war von New-York her an den Bahamainseln vorbei durch die Floridastraße in den mexikanischen Meerbusen eingesegelt, hatte mich kurze Zeit in Havanna, der stattlichen kubanischen Kapitale, auf-

gehalten, und landete Ende September oder Anfang Oktober in dem miserablen Hafen von Veracruz. Der rasche Wechsel des wundervollen Klimas der Havanna mit der Fieberatmosphäre der Villa eroica*) — in dem Neste zu leben, ist allein schon eine Heldenthat! — war für meine sonst gute Konstitution doch ein gar zu harter Schlag. Ich wurde krank, und wenn ich auch dem Vomito prieto, dem schauderhaften, diesem vermaledeiten Küstenlande eigenthümlichen schwarzen Erbrechen, vor dem ich, offen gestanden, eine höllische Angst hatte, glücklich entging, so mußte ich doch viele Wochen im Bett zubringen, und wäre schon vor Langerweile gestorben, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, von der liebenswürdigen und über alle Beschreibung gastfreundlichen Familie eines Mestizen**) aufgenommen und gepflegt zu werden. Als ich anfing, zu genesen — im Dezember 61 — brach die Kriegsfurie, der zu entgehen ich eben erst die Vereinigten Staaten verlassen hatte, richtig auch über Mexiko herein. Die Regierung des freisinnigen und energischen Indianers Juarez hatte sich mit Gott und aller Welt überworfen, ein Vertrag, den Juarez in letzter Stunde mit England abschließen wollte, ward vom mexikanischen Kongreß verworfen, und so langte denn, infolge einer Konvention zwischen England, Frankreich und Spanien, am 8. Dezember zunächst eine spanische Flotte, unter dem Kommando Prims, vor Veracruz an, um ein paar Wochen später das Inselfort San Juan de Ulua und gleichzeitig die Stadt selbst zu besetzen. Wären die Mexikaner untereinander nicht auf das ärgste entzweit gewesen, so wäre ihren alten Feinden die Besetzung von San Juan de Ulua jedenfalls nicht leicht gefallen, bei der Verwirrung im Innern des Landes aber, besonders in der Hauptstadt, war von einem ernstlichen Widerstande nicht die Rede, so wenig auch die mexikanische Hartnäckigkeit Lust zur Nachgiebigkeit gegenüber den europäischen Mächten aufkommen ließ. Eines Tages, kurz bevor die Spanier in Veracruz eindrangen, höre ich auf der Treppe vor meinem Zimmer das Rasseln von Schleppsäbeln und vernehme die Stimme meines Wirths, der in lebhaftester und in Mestizenart überschwänglich freudiger Weise willkommene Gäste begrüßt. Dann hörte ich eine andere Stimme antworten, eine klangvolle Stimme, die aber, wahrscheinlich von überhastigem Gehen oder Reiten, augenblicklich angegriffen und verschleiert erschien.

„‚Wir kommen nur auf einen Augenblick, Don Pedro,‘ sagte der Fremde. ‚Ich und mein Adjutant, Sennor Don Alfonso de Garcia, befinden uns nämlich gewissermaßen auf der Flucht. Ich habe Ulua verlassen, weil bei dem schlechten Vertheidigungszustand des Forts und der Stadt und bei der schauderhaften Wirthschaft in der Hauptstadt vorläufig von ernstlichem Widerstande gegen die Spanier keine Rede sein kann. Nun begebe ich mich persönlich so rasch als möglich nach Mexiko, um den Kampf gegen die Invasion organisiren zu helfen. Es ist eine Schmach, daß wir weichen müssen, aber es wäre eine unverzeihliche Thorheit, wenn wir blieben. Mexiko geht einer düstern Zukunft entgegen, Don Pedro. Die Engländer folgen den Spaniern auf dem Fuße und die Soldaten Louis Bonapartes werden Sie gleichfalls demnächst in den Straßen von Veracruz flaniren sehen. Daß sie allesammt harte Arbeit hierzulande finden, unsere Feinde, hier, wo die Monarchen Europas nicht das Mindeste zu suchen haben, dafür muß gesorgt werden. Sie, nun, Don Pedro, sollen mein Berichterstatter sein für alles, was die Feinde in Veracruz thun; Sie sollen ferner unsere Verbindung mit den Einwohnern während der Fremdherrschaft vermitteln — das ist eine schwere Aufgabe, aber für einen Mexikaner, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, auch eine ehrenvolle Aufgabe — schlagen Sie ein, Don Pedro?‘

„Der Mestize beantwortete die hastig hervorgestoßenen Worte des Offiziers mit beinahe jauchzender Zustimmung. Er fühlte sich offenbar viel mehr geschmeichelt durch das ihm entgegengebrachte Vertrauen, als niedergedrückt von dem über sein Vaterland hereinbrechenden Unheil. In der Freude seines leichtbeweglichen Herzens riß er die Thür zu meinem Zimmer auf und nöthigte die Angekommenen einzutreten, indem er uns sofort auch einander vorstellte und dabei die Namen in einer Weise herauspolterte, daß kein Mensch eine Silbe verstehen konnte. Der ältere von den beiden Offizieren, dessen hohe Gestalt in dem dunklen Waffenrock mit den breiten, hochrothen Sammetaufschlägen und der reichen Silberverzierung in hohem Grade imposant aussah, trat rasch auf mich, der ich nicht ohne Mühe mich von meinem Lehnsessel erhob, zu, reichte mir die Hand und rief: ‚Ein Freund? Das ist mir lieb, Sennor, können Freunde brauchen gegenwärtig.‘ Dann war es, als ob sich seine blitzenden Augen in mein während der Krankheit gründlich herabgekommenes und verschrumpftes Gesicht bohren wollten, seine starke Rechte quetschte meine Hand zusammen, als wenn sie in einem Schraubstock stäke, und er rief laut auflachend aus: ‚Das ist entweder ein Spuk oder Sie sind leibhaftig der Ueberall und Nirgends, der Allerweltshexenmeister Zwickel und kein anderer!‘ Ich war's nun freilich und er war Sennor Don Carlos de — Walden, der sich in den sieben Jahren unserer letzten Trennung aus dem brasilianischen Eisenbahningenieur in den mexikanischen Genieoberst verpuppt hatte.“

Der kleine Doktor machte eine Pause — die Erinnerung an dieses Wiedersehen mußte ihn mehr ergriffen haben, als er bemerken lassen wollte. Das gab für Ellen die hochwillkommene Gelegenheit, mit tausend Fragen auf ihn einzustürmen.

(Schluß folgt.)

*) Seit der mexikanischen Revolution hat Veracruz den Beinamen Villa eroica — die heldenmüthige Stadt — erhalten.

**) Die Mestizen sind Abkömmlinge von Europäern und Indianerinnen.

Ueber die Farben der Gewässer. Der Golf von Kalifornien hieß früher bei den Spaniern „Purpurmeer“ wegen der röthlichen Farbe des Wassers; auch behaupteten die ersten spanischen Seefahrer, daß das Wasser dort neben der rothen Farbe auch ätzende Eigenschaften habe, welche den Badenden gefährlich werden könnten. Vielfach hat man diese Angaben angezweifelt; die rothe Farbe sollte nach der Meinung einiger Reisenden von der Auflösung röthlicher Stein- und Erdmassen, die vom Meeresgrunde und den angrenzenden Küsten abgespült würden, entstehen, andere Angaben wollten die röthliche Farbe nur dem Widerscheine der beim Sonnenuntergange sich in dem Golfe spiegelnden Wolken zuschreiben. Vor einiger Zeit ist nun das Räthsel gelöst worden. Der Marinedampfer der Vereinigten Staaten, „Naragansett“, war ausgesandt, um den Golf und die Küsten zu vermessen; der Schiffsarzt, welcher die Gelegenheit wahrnahm, untersuchte das Wasser und theilt seine interessanten Beobachtungen und Resultate in folgender Weise mit: Ein Eimer voll rothen Wassers wurde zur Untersuchung an Bord gezogen. Mit dem Mikroskop entdeckte man nichts. Das Wasser war völlig klar, weil der Färbestoff nicht an der Oberfläche schwimmt, sondern einige Fuß unter der Meeresfläche. Hierauf wurde ein mit dem Bleiloth beschwerter Eimer einige Faden tief untergetaucht und dann dessen Inhalt untersucht. In einem Glasgefäß, sofort nach dem Aufziehen mit dem unbewaffneten Auge beschaut, hatte das Wasser einen mattröthlichen Anstrich. Nachdem dasselbe eine halbe Stunde ruhig gestanden, lagerte sich am Boden des Gefäßes ein gelblich schimmernder Schleim ab. Bei der Untersuchung unter dem Mikroskop fand man, daß dieser Niederschlag aus den Ueberresten bewimperter Infusorien bestand. Dieses Resultat wurde jedoch erst nach sehr mühevollen Untersuchungen erlangt. Winzig kleine Gegenstände schossen wiederholt vor dem Gesichtsfelde vorüber, sobald das Wasser frisch auf den Glasschieber gethan wurde. Allein sie verschwanden, wie sie gekommen, wie der Blitz. Erst nach fortgesetzter mühevoller Beobachtung ließ sich ihr Verschwinden erklären. Es faßte endlich eines der Thierchen gerade im Mittelpunkte des Gesichtsfeldes Posto in schnell kreisender Bewegung, die im nächsten Augenblick stockte; ein bis zwei Sekunden verhielt das Thierchen sich ruhig. Dann in wilder Hast sich wirbelnd, zerplatzte es; seine Moleküle (inneren Bestandtheile) zerfließen und die durchsichtige Hülle wird sichtbar. Jetzt war also das Räthsel gelöst. — In einer Nebenbai, der von Muleje, stieß der Dampfer auf das von den spanischen Seefahrern erwähnte ätzende Wasser. Auch hier fand der Schiffsarzt die Ursache in den mit stachlichen Haaren versehenen Infusionsthierchen, die das ganze Wasser füllten. Allerdings glaubt der Arzt, daß die Spanier, welche dort gelandet haben, von Krankheiten schon befallen gewesen seien; besonders sei das Blut derselben skorbutisch infizirt gewesen, da von der Schiffsmannschaft des „Naragansett“, die dort auch gelandet habe, niemand bösartige Geschwüre davongetragen habe. Nach dem Baden habe sich die Haut zwar stellenweise geröthet und sei ein wenig angeschwollen, doch nur ein gelindes Jucken und Brennen, welches die bald gehobene Entzündung begleitet habe, seien die einzigen unangenehmen Symptome des Bades in dem „ätzenden“ Wasser gewesen. — Schließen wir an diese Schilderung auch die Beantwortung der Fragen, warum soviele Gewässer grün oder blau erscheinen. Die Himmelsdecke und die grüne Umgebung der Flüsse und Seen allein können das nicht bewirken, weil auch bei trübem Wetter und im Winter jene Farben erscheinen. Und auch in den größeren unterirdischen Wasserleitungen findet man, wenn plötzlich eine Oeffnung gemacht wird, in welche das Licht fällt, genau die Farbe des See-

oder Flusses, aus welchen diese Leitungen gespeist werden. Nach Bunsen ist chemisch reines Wasser blau, wie das, was blauer Himmel genannt wird, und die in Halle erscheinende Zeitschrift „Natur" schließt daraus, daß alles Wasser blau sein müsse, das möglichst rein von Substanzen aller Art sei, die seine Farbe nothwendig verändern; Tiefe und Klarheit einer Wassermasse, sowie heiterer und bedeckter Himmel würden daher Blau nur nuanciren. Aus diesem Grunde spiegeln die Gletschergrotten in der Regel ein tiefes Ultramarin wieder. Tyndall nennt in seinem Buche „Das Licht" das Wasser des Atlantischen Ozeans sogar schwarz als ein Zeichen seiner Tiefe und seiner Reinheit. Die Erklärung, die Tyndall gibt, lautet: „Doch verändert sich die Erscheinung gänzlich, sowie der Ozean feste Theilchen in einem Zustande mechanischer Vertheilung enthält, die zum Auge Licht zurückwerfen können. Wirft man zum Beispiel einen weißen Kieselstein in das schwärzeste atlantische Wasser, so wird er, wie er sinkt, grüner und grüner und ehe er verschwindet, färbt er sich lebhaft blaugrün. Zerbricht man solch einen Kiesel in einzelne Theilchen, so werden sich diese ebenso, wie die ungebrochene Masse verhalten. Zermalmt man den Kieselstein zu Pulver, so wird jedes Theilchen sein geringes Maß von Grün abgeben; und sind die Theilchen so klein, daß sie im Wasser schweben bleiben, so wird das zerstreute Licht gleichmäßig grün erscheinen. Daher stammt die grüne Farbe des Wassers. Man legt sich zum Beispiel schlafen, umgeben von dem schwarzen Wasser des atlantischen Ozeans; man steht am Morgen auf und das Wasser ist lebhaft grün. Daraus schließen die Seeleute ganz sicher, daß sie über die Bank von Neufundland fahren. Man findet, daß dieses Wasser mit feinzertheilter Materie erfüllt ist. Es kann bisweilen auch das Licht vom Grunde her mit in's Spiel kommen; doch es ist nicht nothwendig. Der Schaum, den das Steuer oder die Schaufelräder eines Dampfbotes unter dem Wasser erzeugen, sendet ebenfalls ein lebhaftes Grün aus. Der Schaum gibt hier eine reflektirende Oberfläche aber das Wasser zwischen ihm nnd dem Auge das absorbirende Medium." — So sieht man aus diesen Beobachtungen Tyndalls, daß das Wasser an sich überall das nämliche ist und nur durch die schwebenden Substanzen in seinen Fluthen verändert wird. Daher kommt es auch, daß der Atlantische Ozean an der portugiesischen Küste grün ist, und wenn diese verschwindet, eine tiefe Indigofarbe, die in's Schwarze spielt, annimmt. Tyndall sucht uns die grüne Farbe des Atlantischen Ozeans noch klarer zu machen, indem er schreibt: „Nichts kann schöner sein, als das Grün der Wellen des Atlantischen Ozeans, wenn die Gelegenheit für die Erzeugung der Farben günstig ist. Solange eine Welle ungebrochen bleibt, zeigt sich keine Farbe; wenn aber der Schaum grade ihren Rücken, wie ein Schneekamm auf den Alpen, entlang läuft, dann sehen wir oft unter dem Kamme ein Farbenspiel vom schönsten Grün. Es ist metallisch in seinem Glanze; aber der Schaum gehört mit zu seiner Bildung. Der Schaum wird zuerst beleuchtet und er zerstreut das Licht nach allen Richtungen; nur das Licht, das durch die oberen Theile der Welle geht, erreicht das Auge und verleiht diesem Theile seine unvergleichlich schöne Farbe. Das Ueberstürzen der Welle erzeugt eine Reihe von Erhebungen und Senkungen, die wie cylindrische Linsen wirken, Veränderungen in der Intensität des Lichts hervorrufen, die seine Schönheit bedeutend erhöhen." — Uebrigens kann man dieselbe Erscheinung in den Alpen bemerken, wenn sich ein Gletscherbach in einen andern Bach ergießt; hier entsteht bei der Vereinigung zweier verschiedener Gewässer durch deren Sturzwellen eine schöne Smaragdfarbe. — Da Grün und Blau sogenannte Komplementärfarben sind, so ist es wiederum begreiflich, daß viele Gewässer weder grün noch blau sind, sobald im Wasser keine Lichtbrechung stattfindet.

Die Heilkunde umfaßte Menschenalter hindurch sowohl die Anwendung des ärztlichen Wissens als auch die Darstellung der Arzneien, und bis zur Trennung dieser Zweige in Medizin und Pharmacie, die erst in verhältnißmäßig neuer Zeit erfolgte, war die Geschichte der Medizin, der medizinischen Schulen und medizinischen Literatur zugleich auch die Geschichte der Pharmacie und ihrer Zweige. Andererseits gingen zu einer früheren Zeit Medizin und Pharmacie zum großen Theil in der Geschichte und den Zielen der Alchemie auf. Neben den Berichten über den elementarsten Standpunkt der Medizin und Pharmacie in Aegypten, etwa im 16. Jahrhundert vor Christi Geburt, wie im „Papyrus Ebers" mitgetheilt wird, scheint die Pharmacie als eine besondere Abtheilung der Medizin zuerst bei den Arabern betrieben zu sein, und Anstalten zur Bereitung und Beschaffung von Arzneien sollen zuerst in Bagdad vorhanden gewesen sein im Jahre 754 vor Christi Geburt. Die erste methodische Sammlung und Klassifizirung von erprobten Arzneiformeln soll der arabische Arzt und Philosoph Sabor ebn Sahel gegen Ende des 9. Jahrhunderts hergestellt haben. Zusammen mit Medizin wurde Pharmacie, als ein Zweig des Universitätsstudiums, auf der berühmten Schule von Salerno gelehrt. In den nächsten Jahrhunderten wurden amtliche Bestimmungen betreffs der Pharmacie in Westeuropa erlassen, und die damals neuerrichteten Universitäten wurden die Mittelpunkte für Forschungen und Studien. Aber die alle beschäftigenden Probleme der Verwandlung unedler Metalle in Gold und die Auffindung des Steins der Weisen, wirksam zu Verhütung von Krankheiten, zum Heilen derselben, zu Erhaltung und Wiederherstellung frischer Jugend, zur Verlängerung des Lebens, beschäftigte Jahrhunderte hindurch die weisesten und gelehrtesten Männer, welche die ganze Natur durchforschten, um den „Stein der Weisen" und das „Lebenselixir" zu finden. Das Jagen hinter diesen Phantomen und die eiteln, aber erfolgreichen Spekulationen der Alchemie hatten aber das Gute, daß eine Unsumme chemischer und physikalischer Kenntnisse aufgespeichert wurde. Dieses alles trug dazu bei, die Materia medica, den Arzneimittelschatz, anzusammeln, eine Revolution anzubahnen nicht nur in der Welt des Geistes, sondern auch in den materiellen Hülfsmitteln der Menschheit, welche am Schlusse des 18. Jahrhunderts darin gipfelte, daß man die alten Ideen und Systeme über Bord warf und das Fundament legte für die neuen Anschauungen der philosophischen Chemie, deren wunderbare Fortschritte in ihrer praktischen Anwendung auf industrielle und soziale Vorkommnisse der Jetztzeit zeigt. — Während der Kämpfe in dieser beachtenswerthen, unblutigen Revolution vollzog sich die Trennung von Medizin und Pharmacie als von einander unabhängige, gleichberechtigte Zweige, von welchen die letztere der leitende, erfolgreiche Schöpfer der Chemie wurde.

Dr. B.-R.

Piave di Cadore. (Bild Seite 124.) Unser Bild stellt den Geburtsort des Führers der venetianischen Malerschule Tiziano Veccelio, gewöhnlich blos Tizian genannt, vor. Der größte Kolorist des Mittelalters ist hier als Sohn armer Eltern im Jahre 1477 geboren. Die gewaltige Gebirgsszenerie der friaulischen Dolomiten bildet den malerischen Hintergrund zu fast allen seinen zahllosen Bildern. Wenn die schwüle Lagunenluft der Königin der Meere, der stolzen Venezia, dem Künstler gar zu drückend wurde, so flüchtete er an den Busen der Natur, um im heimatlichen Gebirgsdorf seine Nerven zu stärken und frische Schaffenslust zu gewinnen. Den Ort umgibt aber auch ein Gebirgspanorama, einzig in seiner Art. Wie ein strahlender Mantel erheben sich hier die glitzernden Hänge des Dolomitenriesen Sorapis (10,430 Fuß), dort die geneigte Pyramide des Antelao (10,497 Fuß). Die unvergleichliche Majestät des Monte Crystallo (10,260 Fuß) scheint mit der fast ebenso hohen Dolomitenkönigin Vedretta Marmolata zusammenzuhängen. Im Norden reckt die Tofana ihr 10,397 Fuß hohes Haupt in die Wolken, an welches sich in der Runde La rochetta, Becco mezzodi, Croda da lago, sämmtlich über 8000 Fuß hoch, anschließen. Ihre Spitzen, seltsam ausgehöhlt und zerhackt, sind so absonderlich, daß sie mit nichts verglichen werden können. Das Städtchen Piave di Cadore, an der Strada d'Allemagna, der Verbindungsader zwischen Oesterreich und Italien gelegen, ruht am Thalsaum in einer saftigen, vegetationsfrischen Landschaft, voll Blüthenduft und Quellengemurmel. Waldgekrönte Vorberge vermitteln den erhabenen Hintergrund der Alpenkette, die mit ihren bläulich schimmernden Konturen das schöne Landschaftsbild harmonisch abschließt. Das herrliche Gebirgswunder, von der Abendsonne beleuchtet, bietet einen über alle Beschreibung erhabenen Anblick. Und ist die Sonne untergegangen, so durchzuckt ein Leuchten und Glühen diese steinernen Gipfel und magisches Licht fluthet zwischen den zersägten, verwetterten Kämmen.

Dr. M. T.

Wilhelm Hauff. (Porträt S. 125.) Einer der besten deutschen Erzähler ist es, den die „Neue Welt" diesmal ihren Lesern im Bilde vorführt. Erfindungsreich, gemüthvoll und poetisch sind seine Märchen, Novellen und Romane, wie wenige andere. Am 29. November 1802 zu Stuttgart geboren, begann er seine Schriftstellerlaufbahn mit dem Märchenalmanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände auf das Jahr 1826. Zwei Jahre nachdem dieses Werk die Presse verlassen hatte, war der reichbegabte Mann bereits am Ende seines Schaffens angelangt — er starb, kurz nachdem er sich eine Lebensgefährtin erwählt, im Jünglingsalter von 25 Jahren am 18. November 1827. Wie so viele der hervorragenden Geister unseres Jahrhunderts, war er für den geistlichen Stand bestimmt gewesen; er hatte die Klosterschule zu Blaubeuren besucht und dann auf der Hochschule und dem theologischen Seminar in Tübingen von 1820—1824 Theologie studirt. Nach Beendigung seiner Studien betrat er jedoch die Kanzel nicht, sondern erhielt seine hohen Geistesgaben weltlicher Thätigkeit durch die Annahme der Erzieherstelle im Hause des Kriegsrathspräsidenten von Hugel. Er war einer von den wenigen Glücklichen, die auf dem Schauplatze literarischer Leistungen nur aufzutreten brauchten, um sich sofort reichen Beifall und einen weiten, begeisterten Leserkreis zu erobern. Und so überraschend schlicht und anspruchslos seine Arbeiten sich auch zeigen, so wenig ihnen die literarischen Zeitgenossen des Dichters auch einen dauernden Erfolg hätten zuerkennen mögen, so haben sie ihn doch unsterblich nnd für alle Zeit zu einem Liebling des deutschen Volkes gemacht. Abgesehen von vielen Einzelausgaben, die zum Theil reich mit Illustrationen ausgestattet erschienen sind, haben seine gesammelten Werke im vorigen Jahre die sechszehnte Auflage erlebt. Seine köstlichen Märchen, seine gefühlsreichen Novellen, darunter die tief ergreifende „Die Bettlerin vom Pont des Arts", seine „Mittheilungen aus den Memoiren des Satans" mit ihrer wunderbaren Lebendigkeit und Bilderfülle, sein Roman „Lichtenstein", der die Hoffnung erweckte, in Hauff einen deutschen Walter Scott erstanden zu sehen, seine an gemüth- und geistvoller Heiterkeit unübertroffenen „Phantasieen im Bremer Rathskeller" — alles dies reiht ihn unter die auch unsrer und noch manchen kommenden Generationen liebsten Erzähler ein. Er war aber nicht nur selbst ein guter, sittlich hochstehender und sittlich erziehender Erzähler,

sondern auch der entschiedene, muthvolle Feind der schlechten, sittenverkommenen und sittenverderbenden. Sein Roman „Der Mann im Monde“ hatte die Aufgabe, dem deutschen Publikum den Geschmack an der verwerflich leichtfertigen Manier zu verleiden, welche der meistgelesene Novellen- und Romanschriftsteller jener Zeit, der unter dem Pseudonym H. Clauren schreibende preußische Geheime Hofrath Heun in die Belletristik eingeführt hatte. Und wenn der Mann im Monde seine Schuldigkeit nicht voll und ganz that, so war daran nur schuld, daß er viel zu gut war für seinen Zweck, daß er eher noch ein Vorbild als ein persiflirendes Abbild Clauren'scher Romanpoesie war. Das fühlte Hauff nachträglich selbst, und um allen Mißverständnissen ein Ende zu machen, schickte er jener Arbeit, „Die Kontroverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde, gehalten an das deutsche Publikum“, nach, in der er mit offnem Visir der literarischen Verderbtheit energisch den Krieg erklärte. Nach einer Reise durch Frankreich, die Niederlande und Norddeutschland übernahm er im Januar 1827 die Redaktion des damals besten belletristischen Blattes, des im Verlag von Cotta erscheinenden „Morgenblattes“, zu kurzer, für das deutsche Volk viel zu kurzer Wirksamkeit. Ob er an sich selbst gedacht haben mag, als er in seinem wunderschönen Reiterlied sang: Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod?

A. G.

Ein japanesischer Rip van Winkle. Die Japanesen erzählen: Ein junger Mann fuhr eines Tags mit seinem Boote in's Meer hinaus, um zu fischen. Die Fische hielten sich aber fern; dafür stieg aus der Tiefe eine Seejungfrau, die ihn zu sich in ihren Palast einlud. Er ließ sich das nicht zweimal sagen und folgte der verlockenden Einladung. Im Reich der Wassergöttin lebte er herrlich und in Freuden, allein etwas muß doch zu seinem Glücke gefehlt haben, denn nach drei Tagen beschlich ihn die Sehnsucht nach Vater und Mutter, die er daheim zurückgelassen. Als die Seejungfrau sah, daß der junge Fischer nicht umzustimmen war, geleitete sie ihn aus dem krystallenen Palast und gab ihm zum Abschiedsgeschenk ein Kästchen von gediegenem Gold und den Schlüssel dazu, jedoch mit der dringenden Bitte, das Kästchen ja nicht zu öffnen. In seinem Heimatdorf angekommen, findet der junge Fischer alles verändert; die Häuser, die Straßen, die Menschen sind ihm unbekannt. Umsonst sucht er die Hütte, welche er erst vor drei Tagen verlassen. Er fragt nach seinen Eltern — niemand kennt sie, bis sich endlich ein steinaltes Mütterchen der Namen erinnert. Sie sind seit fast hundert Jahren todt. Er reibt sich die Augen und geht, wie schlafwandelnd, auf den Kirchhof. Richtig, da sind die Gräber, alt, verfallen, die Inschriften kaum mehr leserlich. Wie ist das möglich? Wacht er, träumt er? Plötzlich fällt sein Blick auf das goldne Kästchen. Hier ist vielleicht die Erklärung des Räthsels. Aber die Warnung der Seejungfrau? Die Neugierde überwindet jedes Bedenken: er öffnet das Kästchen, ein weißer Rauch steigt daraus hervor — der Jüngling fällt betäubt zu Boden und die herbeieilenden Dorfbewohner finden die Leiche eines eisgrauen, verrunzelten Greises.

Wie man sich die Entstehung der Gebirge veranschaulichen kann, darüber liegt eine interessante Mittheilung des Herrn von Chancourtois vor, die wir den Lesern der „Neuen Welt“ in ihrem wesentlichen Inhalt nicht vorenthalten wollen. Herr von Chancourtois bläst in einen Kautschukballon, der hermetisch an einem Kupferrohr mit Hahn angebracht ist, mit geringem Ueberdruck Luft und taucht den Ballon in ein Wachsbad. Sobald der Ballon allseitig mit einer Wachsschicht bedeckt ist, läßt er durch das Rohr die Luft langsam entweichen, und nun erzeugt der sich zusammenziehende Ballon in der sich mit zusammenziehenden Wachsschicht Vertiefungen, Erhöhungen und Klüfte verschiedener Art, die der Gestalt des Erdreliefs ungemein ähnlich sind.

A. G.

Die größte Kanone, außer Krupps Tausendpfünder, hat wohl Mohamed II. bei der Eroberung Konstantinopels zur Anwendung gebracht. Ein Däne, den die Griechen, trotz seiner Brauchbarkeit, hatten Hunger leiden lassen, ging in's feindliche Lager über und bot hier seine Dienste als Stückgießer an. Von Mohamed beauftragt, fertigte er eine Kanone an, welche eine Steinkugel von 600 Pfund Gewicht über eine deutsche Viertelmeile weit schleuderte. Das Geschütz wurde 1453 gegossen, und zu seinem Transport von Adrianopel nach Konstantinopel ein Gestell aus dreißig Wagen zusammengebaut und mit Ketten verbunden. Sechzig Stiere zogen das Ungeheuer, zweihundert Mann gingen zu beiden Seiten, um dasselbe zu stützen, während gegen dreihundert Arbeiter die Wege ebneten und die Brücken haltbar machten. So langte das Geschütz erst nach zwei Monaten an dem Ort seiner Bestimmung an.

Dr. B.-R.

Literarische Umschau.

„Die mechanisch-monistische Weltanschauung, von Heinrich Wilhelm Fabian.“ Die mir vorliegende Schrift soll ein Leitfaden sein für eine vom Verfasser in detaillirter Ausführung in Aussicht gestellte „Physik ohne Metaphysik“. Insofern man in derselben aber einen solchen nach schulmäßigem Begriff erwartet, wird man sich enttäuscht fühlen, denn sie gibt nicht eine Auswahl des wichtigsten stofflichen Inhalts eines umfassenden Wissensgebietes, sondern setzt einzig nur die Grundidee, die bei Bearbeitung jenes maßgebend sein soll, auseinander, oder richtiger noch: gibt das geistige Fazit aus dem bewältigten Stoff in kurzer Formel.

Wer daher nicht das Material der Naturwissenschaften genügend beherrscht, um mit Sicherheit selbsturtheilend an das Studium dieses zwar kurzen, aber gedankenreichen Werkchens herantreten zu können, der thut besser, erst den stofflichen Inhalt des zu erwartenden ausführlichen Werkes abzuwarten, ihn aufzunehmen und geistig zu verarbeiten. Denn dieser Leitfaden setzt nicht blos Denkfähigkeit, sondern auch philosophische Schulung voraus, theils seiner Ausdrucksweise, theils der reichlichen Beziehungen auf historische und neuere philosophische Systeme wegen.

Wenn die zu folgen bestimmten Theile*) sich im Sinne und auf der Höhe der hier gegebenen Grundidee halten, so dürften sie die Erwartung rechtfertigen, daß sie dem nach wahrem Wissen Begierigen und dem darin schon Bewanderteren eine gleich befriedigende Beschäftigung bieten werden; zu einem allgemein empfehlenden Hinweis würde diese Physik besonders dann berechtigen, wenn sie zugleich in wirklich allgemein verständlicher Sprache erschiene, ohne unnöthiges Operiren mit spezifisch philosophischen Redeformeln, die ja hier in der That vermeidbar sind. Je unbedingter der Gesammtinhalt der wesentlich stofflichen Theile verständlich gewesen, umsoweniger wird dann im letzten Theile, der nach Angabe des Verfassers die Quintessenz des Ganzen in der von Spinoza gebrauchten mathematischen Schreibweise bringen soll, diese dem Verständniß hinderlich sein.

Fabian nennt seine Weltanschauung mechanisch-monistisch. — Sie ist eine streng monistische, auf dem Prinzip der Einheit beruhende, zunächst im Gegensatz gegen metaphysische Lehrmeinungen, die zwischen der Vorstellung eines Dinges in unsern Sinnen und dem Vorgestellten, eben diesem Dinge selbst, eine unausgefüllte Kluft finden, aus der dann der Dualismus von Physik (dem Natürlichen) und Metaphysik (dem Uebernatürlichen) hervorgeht. Der Verfasser zeigt, daß beides dem Wesen nach eine Wirklichkeit ausmacht. — Monistisch ist das Werk ferner, insofern Fabian die Untrennbarkeit von Stoff und Kraft, oder Substanz und Zustand (Bewegung) als Grundlage nimmt und deren friedliche Einheit darlegt, im Gegensatz zu einem Monismus, der zu einer Verflüchtigung des Stoffes durch mathematische Kunstgriffe und einer dynamischen Eigenschaft des hypothetisch stofflosen Raumes seine Zuflucht nimmt. — Monistisch verfährt der Verfasser ferner, indem er sich gegen die „Körper- und Aetherhypothese“, gegen gleichzeitige Anziehung und Abstoßung, überhaupt gegen jeden Dualismus in der Naturwissenschaft erklärt.

Wenn Fabian die Anziehung als die einzige Eigenschaft, „Kraft“, der Materie erklärt, so haben wir zwar in diesem Werkchen den Beweis und die Erläuterung, in welchem Sinne das zu verstehen sei, nicht gefunden, können es aber füglich auch erst in der ausführlichen „Physik“ erwarten.

Mechanisch ist die Weltanschauung des Verfassers, insofern er in Erweiterung des Sinnes der mechanischen Wärmetheorie ihr die Aufgabe stellt, alle Bewegungserscheinungen, bewußte (die Sinnesempfindungen) und unbewußte, durch Zurückführung auf meßbare mechanische Bewegungen von „einfachster Formel“ zu erklären.

Das Ganze ist in einer knappen, präzisen Schreibweise gehalten, und es sind diese Eigenschaften besonders in Definitionen und Hauptsätzen rühmenswerth. Zugleich macht die Schrift den Eindruck des Unbeeinflußtseins durch Autoritäten. Der Autor wendet sich frisch und entschieden gegen Du Bois' Resignationslehre, wie gegen unlogische Hypothesen und Escamotagekünste anderer Naturforscher und Philosophen, mögen sie auch sonst als Autoritäten zumeist unbedingten Glauben finden.

Wir können also den Unterrichteteren das vorliegende Werkchen als interessant empfehlen und, von ihm aus schließend, auch unsre günstige Erwartung für die „Physik ohne Metaphysik“ aussprechen.

R.-L.

*) Diese Theile sollen enthalten: 1) Kosmische Physik, 2) Erdgeschichte, 3) Speziellere organische Entwicklungsgeschichte, 4) Entwicklungsprozeß der intellektuellen Fähigkeiten und des Bewußten, 5) Eine Quintessenz des Gesammtwerkes.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 12. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

„Nandl!" rief Valerie in voller, sittlicher Entrüstng. „Nein, was du für Gedanken hast, du glaubst doch nicht, daß diese Damen dich durchprügeln könnten?"

„Nun, wenn sie alle drei auf mich gehen, warum denn nicht?"

„Das ist zu abscheulich!" sagte Valerie, trotz ihrer Entrüstung unwillkürlich lachend. „Ich sage dir, du machst dir ganz falsche Vorstellungen von Damenart."

„Na na!"

„Uebrigens wohnen die Gräfin und die Baronin nicht hier und meine Mama ist nicht zu Hause."

„Ist das auch wahr?"

„Pfui, Nandl, hältst du mich für eine Lügnerin?

Nandl wurde roth. „Nein," sagte sie rasch und mit einem Ton, als ob sie das schöne Fräulein, das immer sanft und freundlich mit ihr war, um Verzeihung bitten wollte. „Sie nicht."

„Nun, dann wirst du mir glauben, wenn ich dir sage, daß ich ganz allein bin, und daß ich gern ein Stündchen mit dir verplaudern möchte. Ich bin ja nicht so gar viel älter wie du, und ich habe bisher noch kein anderes junges Mädchen kennen gelernt, mit dem ich lachen und ein wenig tolles Zeug schwätzen könnte."

Die Nandl winkte ihr mit den Augen und mit den Händen zu: „Ich komme." Dann sprang sie mit einem Satze die wenigen Stufen hinunter, und eben als Valerie ihr verwundert nachrufen wollte, kam sie mit dem großen Korbe, den sie hier abgestellt hatte, wieder zum Vorschein. Nicht ohne Mühe begann sie mit dieser Last und ihren großen Stiefeln die Treppe heraufzusteigen, bald war sie oben und Valerie nahm sie hierauf bei der Hand und führte sie, wie eine Eroberung, nach dem Salon.

Nandl war zuerst ziemlich verlegen; verwundert sah sie umher, das gelbe Sopha imponirte ihr offenbar sehr. Dann blickte sie wieder scheu nach der Thür, als ob sie, trotz der Zusage Valeriens, dennoch einen feindlichen Ueberfall von dort her erwartet hätte, als aber das Fräulein so freundlich und gut mit ihr war, sie zum Sitzen einlud und ihr selbst die Jacke ausziehen half, weil ihr in dieser doch viel zu heiß sein müsse, da wurde sie ganz zutraulich, und als Valerie von Lindau sprach, vom Professor, von der Kathrein, da ergaben sich, wie von selbst, eine Menge Berührungspunkte für die beiden. Valerie sagte, daß sie ihrem Onkel so gut sei und daß ihr Lindau so wohl gefiele, und sie bedauerte gar sehr, daß sie nun nicht mehr dahin kommen dürfe, aber ihre Mama hätte es ihr verboten. „Wenn doch wenigstens der Onkel zu uns käme," fuhr sie lebhafter fort; „hat er nicht gesagt, daß er mich diese Tage besuchen werde?"

„Er hat nichts gesagt, Fräulein."

„Hat er dir auch keinen Gruß für mich aufgetragen? Oder — sonst jemand?"

„Gar niemand."

„Hat der Onkel garnicht von mir gesprochen? Ist mein Name in Lindau nicht genannt worden?"

„O ja, einmal hat er von Ihnen gesprochen."

„Mit dir?"

„Nein, nicht mit mir."

„Mit — wem denn sonst?"

„Mit dem Stefan hat er von Ihnen gesprochen. Es war grade bei Tisch und ich brachte ihnen die Suppe."

„Und was hat der Stefan darauf geantwortet?"

„Nichts. Was sollte er sagen, er kennt Sie nicht einmal."

„Freilich, er kennt mich nicht, und ich — ich kenne ihn auch nicht. Aber — gehört habe ich schon von ihm. Er ist reicher Leute Kind, nicht wahr? Sein Vater zählt zu den angesehensten und begütertsten Bauern hier herum."

„O, der Alte vom Grillenhof, der hat Geld wie Mist."

„Der Professor hält große Stücke auf Stefan, ich weiß, er meint, er hätte bedeutende Talente und er könne es in kurzer Zeit zu etwas bringen."

„Das glaube ich, der Stefan kann alles, ich meine, er ist noch gescheidter, als der Professor selbst."

Valerie lächelte, aber durchaus nicht ungläubig, sie freute sich, Stefans Lob zu hören, selbst von einer so unscheinbaren Person, wie Nandl war.

„Wie sieht er denn aus, der Stefan? Wie ist denn seine Art, du sollst mir ihn doch beschreiben." Sie rückte Nandl ganz nahe und nahm sie vertraulich bei der Hand; sie wollte von ihm reden hören.

Nandl lächelte fast mitleidig. „Wenn Sie den nicht kennen, da ist's umsonst!" Und dann fügte sie mit einem seelenvollen Ausdruck, der seltsam von ihrer kindlichen Weise abstach, hinzu: „Den Stefan kann man nicht beschreiben, der ist anders, ganz anders, als alle andern."

„Ist er so schön?"

„Ja, und auch so gut."

„Wirklich? Auch gegen dich?"

„O, gegen mich am allermeisten."

„So!“ Valerie machte eine Pause, dann sah sie der Nandl in's Gesicht und fragte rasch: „Da hast du ihn wohl lieb?“

Nandl nickte mit einem glückseligen Ausdruck in ihrem kleinen Gesichte ihr zu: „Mehr als alles in der Welt! Und das ist schon so in mich hineingewachsen, und der Professor würde sagen, es lebt in jeder Muskel, sodaß ich ihn lieb haben müßte bis zu meinem letzten Athemzug.“

„Und weiß er das und hat er dich auch lieb?“ In Valeriens Stimme war einige Erregtheit unverkennbar.

Nandl lachte hell auf. „Wie sollt' er's denn nicht wissen? Das weiß man schon, wenn einen jemand lieb hat, o ja, und ich weiß es auch.“

„Du glaubst also —?“

„Ich glaube nicht, ich weiß, daß mich der Stefan sehr lieb hat und daß er mich immer lieb haben wird.“

Fast erschreckt sah Valerie auf das kleine Mädchen vor ihr, das diese Worte mit einer leidenschaftlichen Energie herausstieß, die weit über sein Alter hinausging; aber ihre kritischen Augen bemerkten jetzt auch, daß dieses Kind nichts weniger als schön war, ihre Mama hatte wohl recht, wenn sie es häßlich nannte. Wie klein und unentwickelt war diese Gestalt, wie verschoben steckte sie in diesen abscheulichen Kleidern; und das schmale, braune Gesichtchen mit dem kräftigen Kinn und der nun trotzig vorgeschobenen Unterlippe konnte man nicht einmal anmuthig nennen. Wie von ungefähr blickte sie in den gegenüberhängenden Spiegel, und als ihr darin ihr eigenes hübsches Gesicht entgegenlächelte, von dem blonden, leicht gewellten Goldhaar umrahmt, als sie ihren zarten, rosigen Teint betrachtete und das neckische Grübchen in der Wange, als sie dann noch einen flüchtigen Blick auf ihre herrliche Büste warf, da fühlte sie sich offenbar befriedigt. Niemals hätte sie sich den Grund dieser Befriedigung eingestanden, aber sie fühlte jetzt, daß Nandl in ihren Behauptungen sehr anmaßend war, und sie glaubte ganz und garnicht, daß Stefan den schlechten Geschmack haben könne, dieses wilde, verwahrloste Kind liebenswerth zu finden.

Es war daher nicht allein Neckerei, es klang wie leiser Spott hindurch, als sie jetzt zu Nandl sagte: „Nun, da ihr euch so lieb habt, da ist es wohl eine abgemachte Sache, daß ihr zwei einmal ein Paar werdet?“

Nandl sah sie betroffen mit großen Augen an, dann wurde sie blutroth.

„Nein,“ antwortete sie, wie unter einem starken Drucke sprechend, „das ist garnicht abgemacht, wir beide sind noch viel zu jung, um an so etwas zu denken, und eben darum —“ (ihr Ton festigte sich, und unwillig, kurz abweisend, brach sie aus) „eben darum brauchen sich andere auch nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, und es geht überhaupt niemand was an.“ Sie war aufgesprungen und erfaßte den Korb, den sie in eine Ecke des Zimmers gestellt hatte. „Ich muß jetzt fort, ich habe mich recht verplaudert, ich habe große Einkäufe gemacht und muß heut noch abliefern.“

„Wie denn, Nandl, diesen großen Korb, der so schwer ist, den willst du doch nicht bis Lindau tragen?“

„I bewahre,“ lachte Nandl, „ich käme nicht weit damit; ich bin mit dem Boot des Professors herübergekommen und ich werde mich und meinen Korb jetzt hübsch gemächlich zurückrudern.“

„Und vermagst du allein über den See zu kommen?“

„Ich nehm' noch einen oder zwei mit, wenn Sie wollen; hab' das schon oft gethan.“

Valerie erfaßte lebhaft die Hand der Kleinen, um sie zurückzuhalten. „Und wie lange dauert's, bis du nach Lindau kommst?“

„Kaum eine Stunde; der Wasserweg ist der kürzeste.“

Valerie warf einen raschen Blick auf die Uhr. „Es ist vier Uhr, um fünf könntest du also dort sein?“

„Sicher.“

„Und um sieben könnte man, wenn man sich eine Stunde in Lindau aufhält, wieder zurück sein?“

„Beiläufig.“

Valerie sah auf die Uhr, dann senkte sie den Kopf, zupfte mit nervöser Heftigkeit an ihrer Schleife und sah wieder auf die Uhr. Sie wurde roth, dann wieder blässer — es war deutlich, sie kämpfte mit einem Entschluß und konnte darüber nicht in's Reine kommen.

„Adje!“ sagte die Nandl; sie hatte ihre Jacke angelegt und schritt nun, den Korb am Arm, der Thüre zu.

Valerie sprang ihr nach und stellte sich ihr entgegen. „Nandl, du bist entsetzlich mit deiner Eile, warte doch — ich will — ich möchte — ich habe eine so große Sehnsucht nach dem Onkel und ich möchte ihn heute noch besuchen, vorausgesetzt, daß du mich mitnimmst.“

„Sehr gern, Fräulein Valerie, aber Sie müssen dann sogleich kommen.“

„Meine Mama hat es mir freilich verboten —“

„Wenn es sonst nichts ist! Wie oft hat mir meine Alte das Davonlaufen verboten, sie hat mich geprügelt, sie hat mich eingesperrt, dann bin ich ihr aber erst recht durchgegangen, und wissen Sie, Fräulein, wenn ich mithelfen kann, Ihrer Alten wieder einen Streich zu spielen, dann laß ich mir ein bissel Mühe nicht verdrießen.“

„Du bist recht gottlos, Nandl.“

„Ah was!“ machte sie, keck auflachend. „Gottlos will ich sein, sie sagen das auch dem Stefan nach und dem Professor erst recht, und das sind grade die einzigen, die gut gegen mich gewesen sind, und überhaupt die einzigen, auf die ich was halte. Aber jetzt kommen Sie.“

Valerie hatte ihren Hut und ihren Sonnenschirm hervorgeholt, und sie warf jetzt noch ein leichtes Tuch über die Schultern. Die beiden Mädchen waren schon an der Thür, als Valerie noch einmal anhielt: „Sage mir, Nandl, ist Herr Stefan heute in Lindau?“

Nandl lachte wieder. „Herr Stefan! — Wie das sich ausnimmt, aber“ — und sie blickte jetzt forschend der andern in's Gesicht — „was fragen Sie nach dem Stefan?“

Valerie sah etwas verwirrt aus. „Nun, ich möchte ihn wohl auch einmal kennen lernen, deinen Stefan, würdest du mir ihn nicht zeigen?“

„Das will ich wohl, ich führe Sie nach der Sägemühle, dort finden wir ihn. Ha!“ fügte sie stolz hinzu, indeß ihre Augen aufleuchteten. „Da werden Sie was sehen, der ist anders als wie die Ihrigen sind, die mit den Säbeln, der Dicke und der Dünne, und von denen wohl einer Ihr Auserwählter ist, he!?“ Auch die Nandl konnte boshaft sein.

Valerie biß sich auf die Lippen. „Keiner von denen ist mein Auserwählter, daß du es nur weißt,“ sagte sie pikirt. „Ich habe noch keinen und ich will es mir gut überlegen, ehe ich mir einmal einen auswähle.“

„Meinetwegen!“ sagte die Nandl. Und jetzt drückte sie die Thüre auf und husch! war sie draußen.

Valerie folgte ihr. Für Babette hatte sie schon eine kleine Lüge ersonnen. Sie erklärte ihr in großer Eilfertigkeit, sie müsse einen Krankenbesuch bei einer armen Frau machen, bei Nandls Mutter, sie wolle ihr auch etwas mitbringen, aber sie wünsche durchaus nicht, daß ihre Eltern von ihren kleinen Wohlthaten erfahren. Sie müsse also darüber schweigen, übrigens werde sie vor einbrechender Dunkelheit wieder zurück sein. Babette versprach, zu thun, was das Fräulein wünsche, und die beiden jungen Mädchen verließen hierauf in großer Hast das Haus. Bald waren sie am Ufer des Sees. Hier lag angebunden das kleine Boot. Der Korb wurde zuerst hineingestellt, dann sprang Nandl mit einem Satz in dasselbe, sie legte alles zurecht und stellte sich in der Weise auf, um beim Eintreten Valeriens das Gleichgewicht zu erhalten; hierauf streckte sie ihr die Hand entgegen. Valerie bestieg es ohne Zögern. Es mußte wohl ein kräftiger Entschluß gewesen sein, der sie all' dies wagen ließ, und er mußte von einer heftigen Leidenschaft diktirt sein. Nandl stieß ab, und die Strömung trieb sie rasch vorwärts; Nandl dirigirte das Boot mit Kraft und Sicherheit. Der Himmel war wolkenlos, die Sonne brannte stark. Keines von den Mädchen sprach ein Wort. Ich werde ihn wiedersehen, dachte Valerie, und dieser Gedanke erfüllte sie ganz und gar. Und Nandl? Auch sie dachte mit nicht geringerer Gluth und Sehnsucht, aber mit ungleich größerer Befriedigung an ihren Stefan.

Es fehlten noch fünf Minuten an fünf Uhr, als sie landeten. Nandl band das Schiffchen wieder sorgfältig an den Pflock und war Valerie beim Aussteigen behülflich, dann nahm sie den schweren Korb wieder auf, und nun stiegen die beiden Mädchen das sandige Ufer bergan. Da stand zunächst dem See, und noch weit ab von den übrigen Häusern des Dorfes, eine kleine, ganz erbärmliche Hütte. Sie war der alten Huber vor Jahren schon als Erbtheil von ihrem Vater zugefallen. Als sie nach dem Tode ihres Mannes das stattliche Haus im Feistritzgraben ihren Gläubigern hingeben mußte, war sie mit ihrer Tochter, der Nandl, hierher gezogen und sie wohnte seither in dieser armseligen, allen Unbilden der Witterung preisgegebenen Behausung. Mit Holz gedeckt, das mit Steinen belastet war, damit es der Wind nicht forttrage, hatte die Hütte überhaupt nur zwei Räume aufzuweisen,

die Küche und eine Kammer, mit je einem Fensterchen versehen. Die Thür war so niedrig, daß selbst Nandl sich bücken mußte, wenn sie nicht mit dem Kopfe anstoßen wollte. Auf der einen Seite dieser ganz freistehenden Hütte war ein hölzernes, vorspringendes Dach, das auf zwei Pfosten ruhte und unter welchem das im Walde zusammengeklaubte Holz zum Austrocknen aufgehäuft lag. Rund um die andern drei Seiten zog sich eine schmale Anpflanzung, die Nandl mit ungleich größerem Recht, als der Professor seinen großen Grasfleck, ihren Garten nennen konnte. Auf diesem schmalen Fleck sproßten und blühten ja eine ganz unglaubliche Anzahl der verschiedensten Sträucher, der verschiedensten wildwachsenden Blumen, welche Nandl aus Wald und Wiese geholt und sammt der humusreichen Erde hierher verpflanzt hatte; aber auch manches Gartengewächs hatte sie sich zu verschaffen gewußt; verrichtete sie doch monatelang alle Aufträge und Botengänge für den Schloßgärtner, ohne andere Entschädigung als einige Rosenstöcke zu verlangen, die jetzt ihren herrlichsten Schatz ausmachten, die ihr größter Stolz waren. Solche Rosen besaß niemand in ganz Lindau, und selbst die Gutsherrschaft hatte keine besseren aufzuweisen.

Nandl hatte schon von ferne Valerie dies Häuschen als das ihre bezeichnet und sogleich mit der fröhlichen Geschwätzigkeit, die einen bei seinem Lieblingsthema so leicht überkommt, mit ihr von ihrem Gärtchen gesprochen und ihr erzählt, welche Mühe sie schon darauf verwendet, ja, welche Opfer sie dafür gebracht, und wie sie von ihrer Alten, die ihr diese Freude nicht gönne, soviel deshalb zu leiden habe. „Aber was liegt daran," fügte sie mit ihrer frischen Keckheit hinzu, „sie mag mich schelten und schlagen soviel sie will, ich laß es doch nicht, und solange sie mir nichts böswillig zerstört, will ich mir alles von ihr gefallen lassen."

„Sie ist also hart gegen dich? Sie schlägt dich?"

„Ui — und wie! Ich sage Ihnen die besitzt Muskeln! Der Professor könnte daran seine Freude haben, aber ich nicht; und wenn sie noch so hinfällig thut, sobald sie über mich kommt, da ist's, als ob der Teufel in sie hineingefahren wäre und aus ihr herausschlagen möcht."

„Und diese Alte ist deine Mutter?"

„Ja, es ist meine Mutter; obwohl —"

„Nun, was denn?" fragte Valerie, durch dieses „obwohl" aufmerksam gemacht.

Nandl sah ihr in die Augen, dann senkte sie den Kopf. Ein eigenthümlich ernster, fast trauriger Ausdruck flog wie ein Schatten über diese kindlichen Züge. „Ich weiß nicht, ich verstehe noch nicht viel davon," sagte sie langsam, wie sinnend, „aber ich denke immer, eine Mutter müßte ihr Kind sehr lieb haben, und wenn sie es auch schlägt und ihm zürnt, so — so müßte doch einmal — einmal in Jahren, ein zärtlicher Blick, ein Blick der Liebe auf dasselbe fallen; aber dieses Weib haßt mich, ihre Augen haben immer dieselbe Härte, und mir graut oft vor dieser Unversöhnlichkeit."

„Arme Nandl!" sagte Valerie voll Mitleid.

Nandl schüttelte sich und kam wieder in ihren hüpfenden Schritt. „Ach was," sagte sie dann, „glauben Sie nicht, daß mir das zu nahe geht. Ich mache mir nicht viel aus ihr. Ich sorge dafür, daß sie zu leben hat, und sie verlangt nicht mehr von mir. Aber das verlangt sie, o, und wie! Aber wenn sie mir es einmal zu arg gemacht hat und ich ihr mit dem Davonlaufen drohe, dann überkommt sie Zorn und Angst, und dann stürzt sie auf mich zu und schreit, ich dürfe sie nicht verlassen, und dann versichert sie mich, freilich in einer Weise, als ob sie mich dabei erwürgen wollte, daß sie meine leibliche Mutter sei, und daß ich nichts anderes denken dürfe, und daß es daher meine Schuldigkeit sei, sie zu füttern bis an ihr Lebensende, und sie ruft dann alle Strafen des Himmels auf mich herab, wenn ich es nicht thäte, und sie flucht und betet in einem Athem. Wenn sie aber sieht, daß mich alles das nicht rührt und ich ihr sage, daß ich ihr, wenn sie mich immerwährend so schlecht behandelt, doch einmal durchgehen werde, dann kriecht sie wie ein böser Hund zähnefletschend zu Kreuze, und dann fängt sie an zu bitten und zu wimmern, und dann bekreuzigt sie sich, und dann habe ich sie wieder für einige Zeit gebändigt."

Valerie sah mit Befremdung auf dieses jugendliche Geschöpf, das mit so kühler Ueberlegung Vorgänge beurtheilte, die ihr das Herz zerreißen sollten.

Sie waren jetzt an der Hütte angelangt und Nandl sprang herzu und drückte auf die Klinke, um sie zu öffnen.

„Willst du vorher noch hier eintreten?" fragte Valerie mit einiger Ungeduld. „Du weißt, ich habe Eile."

„Ich will nur den Korb hier einstellen," entgegnete Nandl. „Er ist gar schwer, und warum soll ich ihn zur Mühle schleppen, für Stefan habe ich nichts darin."

„Du hast recht, spute dich nur."

Valerie trat zugleich mit Nandl ein. Der mit Backsteinen gepflasterte Raum enthielt nur den großen offenen Herd und einiges recht dürftige Küchengeräth. Nandl stellte den Korb in einen Winkel und überdeckte ihn mit einem groben Tuche. Dann that sie einen Schritt gegen die Stubenthür. „Muß doch noch einen Augenblick nach meiner Alten sehen," sagte sie mit einer gewissen hausmütterlichen Geschäftigkeit. „Vielleicht braucht sie irgend was." Sie ging auf den Fußspitzen zur Kammerthür und sah durch das handgroße Guckloch, das daselbst angebracht war. Auch Valerie drängte sich neugierig herzu.

Die Nachmittagssonne schien durch das verhängte Fensterchen in die enge Stube. Sie fanden die Alte vor einer offenen Truhe, auf einem niedrigen Schemel sitzend. Sie hatte allerlei Zeug daraus hervorgenommen und auf ihren Schoß gebreitet; ihre dürren, gelben Hände schienen dasselbe zu ordnen, und liebkosend strichen sie darüber hinweg, indeß ihr zahnloser Mund abgerissene Worte murmelte. Dann fuhr sie wieder einmal mit dem Rücken der Hand über die eingesunkenen rothen Augen, wie um eine Thräne abzuwischen. Das Weib sah verkommen und jedenfalls viel älter aus, als es den Haaren nach sein konnte; es war hager und dürr, Hals und Gesicht waren voll Runzeln, der Rücken gebeugt; es lag viel Trübsinn in diesem Gesichte, dabei etwas Herbes und Hartes, ein Merkmal tiefverschlossenen Grames. Die augenblickliche Weichheit, die sich ihrer, wie es schien, bemächtigt hatte, vermochte in diesen, in ihrer Härte fast versteinerten Zügen nur als Grimasse sich zu offenbaren. Sie erschien dadurch noch unheimlicher.

Valerie fuhr bei ihrem Anblick erschreckt und voll Widerwillen zurück. „O," sagte sie leise, „ich möchte nicht, daß sie mich sähe, ich fürchte mich vor ihr."

„Unbesorgt, die sieht und hört jetzt nicht, was um sie vorgeht."

„Was treibt sie denn mit diesem alten Zeug?"

„Das ist die Kinderwäsche von meiner kleinen, verstorbenen Zwillingsschwester," erklärte Nandl nicht ohne Mitgefühl. „Sehen Sie, wenn sie so allein ist, dann zerrt sie alle diese Stücke aus der alten Truhe, wo sie sie seit Jahren wie ein Heiligthum verwahrt, sie legt sie dann vor sich aus und ordnet sie, das Häuberl zu oberst und dann das Hemderl und die Wickelbänder; und es ist ihr dann, als ob der kleine Körper noch darin stecken würde, und sie drückt die alten Fetzen an sich und küßt sie, und wer weiß, vielleicht scheint es ihr, als ob das Kinderl wieder lebendig geworden sei, denn sie sucht es in Schlaf zu wiegen und sie spricht zu ihm — hören Sie, wie eben jetzt."

In der That, die Alte hatte sich über die weißen Wäschestücke auf ihrem Schoß gebeugt, und einzelne gepreßte Laute ließen sich vernehmen.

„Das ist schrecklich!" sagte Valerie. „Aber Nandl, sie erscheint in diesem Thun fast wie irrsinnig, ist sie's nicht wirklich?"

„Ich weiß nicht, es mag schon so eine Art Verrücktheit dabei sein, aber im übrigen hat sie ihre fünf Sinne wohl beisammen."

„Aber weshalb beschäftigt sie noch immer die Erinnerung an dieses Kind, hat sie es so sehr geliebt?"

„Ja. Ich glaube, sie hat ihr ganzes Herz an dieses eine kleine Wesen hingegeben, und es ist ihr für alles übrige, was auf der Welt lebt, nichts mehr übrig geblieben. Ich finde es hart für sie und ich begreife ihren Schmerz, daß das Einziggeliebte ihr genommen worden ist und — daß das andere, das sie nicht leiden kann, am Leben geblieben ist."

„Komm, Nandl, gehen wir, ich sehe, es macht dich auch traurig."

Nandl sah auf. „Ach nein, ich will nicht traurig sein; das ist übrigens eine alte Geschichte, und ich kann ihr ja doch nicht helfen." Sie wendete sich von der Stubenthür dem Ausgang zu. „Gehen wir. Sie braucht mich nicht; wenn sie in ihren Einbildungen ist, dann vergißt sie auf alles."

Die beiden Mädchen traten wieder in's Freie und Nandl schloß behutsam die Thür. (Fortsetzung folgt.)

Paradesaal des historischen Museums in Dresden. (Seite 144).

Ein wissenschaftlicher Wetterprophet.

Der beste Wetterprophet ist der Patenthygrometer, welchen der Professor Klinkerfues in Göttingen vor ungefähr drei Jahren erfunden hat. Derselbe ist viel zuverlässiger, als das vielfach als Wetteranzeiger angesehene Barometer, das nur den Druck der atmosphärischen Luft mißt, während das Eintreten von Regenwetter im wesentlichen nur von der geringeren oder größeren Fähigkeit der Atmosphäre, Feuchtigkeit in Dunstform aufzulösen und also aufgelöst zu erhalten, abhängt und nicht unmittelbar vom Atmosphärendruck. Die Aufgabe des Hygrometers ist es nun grade, den Feuchtigkeitsgrad der Luft und den Sättigungs- oder Thaupunkt in Beziehung zur Temperatur zu bestimmen. Derselbe ist daher besonders von großem Werthe für Besitzer von Vergnügungslokalen, deren Dispositionen in direkter Beziehung zu dem zu erwartenden Wetter stehen, für die Inhaber großer Milchwirthschaften und Käsereien, für deren rationellen Betrieb die genaue Kenntniß der Luftfeuchtigkeit vom höchsten Belang ist, ferner für alle Fabrikationen, bei denen Trockenapparate angewendet werden, für den Wollhandel im großen, weil die Wolle aus der Luft Feuchtigkeit aufnimmt und daher bei einer in hohem Grade feuchtigkeitsschwangeren Atmosphäre schwerer wiegt, als sonst, dann bei der Kunstgärtnerei gleichwie beim Wein- und Tabaksbau durch zeitiges Anzeigen bevorstehenden Nachtfrostes, endlich bei der Luftheizung in den Zimmern, um zu bestimmen, ob diese letztere nicht die Feuchtigkeit der Zimmerluft bis zu einem gesundheitsnachtheiligen Grade herabgedrückt hat u. s. w. Konstruirt ist der Klinkerfues'sche Hygrometer folgendermaßen. Ein auf einer Scheibe befindlicher Zeiger steht mit einer Anzahl blonder Menschenhaare, welche entfettet und besonders präparirt sind, so in Verbindung, daß er bei den durch die wechselnde Luftfeuchtigkeit bedingten Längenveränderungen der Haare in bestimmter Weise bewegt wird, und so auf der an der Scheibe angebrachten Skala von 0—100 die relative Feuchtigkeit in Prozenten anzeigt. Diesem eigentlichen Feuchtigkeitsmesser ist ein gewöhnliches Thermometer und eine Reduktionsscheibe beigegeben. Letztere besteht aus zwei aufeinander liegenden Scheiben verschiedener Größe, von denen die untere eine Prozentskala von 2 bis 100 pCt., die obere, welche kleiner und drehbar ist, eine Temperaturskala aufweist. Auf der Reduktionsscheibe bestimmt man nun den für die Wettervorhersagung äußerst wichtigen Thaupunkt, indem man die auf dem Thermometer gefundene Zahl der Lufttemperatur auf der Temperaturskala der Reduktionsscheibe aufsucht, und sie unter Drehung der oberen Scheibe dem hundertsten Prozentstrich auf der Prozentskala genau gegenüberstellt. Darauf sucht man die auf dem Feuchtigkeitsmesser gefundene Zahl der relativen Luftfeuchtigkeit auf der Prozentskala der Reduktionsscheibe auf und findet nun ihr gegenüber auf der Temperaturskala die Thaupunkttemperatur.

Der Unterschied zwischen Thaupunkt und Mitteltemperatur, welch' letztere meistens der um 8 Uhr morgens herrschenden Lufttemperatur gleich ist, entscheidet für das zu erforschende Wetter. Je kleiner dieser Unterschied sich zeigt, desto eher ist Regen zu erwarten, und dies ist besonders dann der Fall, wenn die Thautemperatur im Laufe des Tages **über** die Mitteltemperatur hinaussteigt. Nähert sich der Thaupunkt während einiger Stunden der Mitteltemperatur bis auf weniger als 2 Grad und fällt gleichzeitig das Barometer, so kann man bei der Herrschaft östlicher Winde mit vieler Sicherheit auf Regen schließen. Hält sich der Thaupunkt um mehr als 5 Grad von der um 8 Uhr früh abgelesenen Mitteltemperatur entfernt, so kann man auch, entgegen dem vielverbreiteten **Irrthum**, wonach **westliche** Winde stets von schlechtem Wetter begleitet sind, auf schönes Wetter schließen. Vermehrt oder vermindert sich dieser Unterschied um mehrere Grade, so sind Feuchtigkeitsniederschläge in Form von Regen oder Schnee in Sicht. Wechselt bei warmen westlichen Winden oder, falls das Barometer stark fällt, auch bei östlichen, die Differenz zwischen Thaupunkt und Mitteltemperatur um mehr als 5 Grad, so ist in der Regel ein Gewitter im Anzuge. Da die Thautemperatur gegen Abend zumeist um ein geringes höher ist, als die Minimaltemperatur des nächsten Morgens, so deutet das Sinken des Thaupunktes unter 0 Grad am Abend auf Nachtfröste, falls zur selben Zeit ein klarer Himmel in Aussicht ist. Ein hoher Stand des Thaupunktes bei

Der Wilderer. (Seite 144.)

hohem Barometerstande und gleichzeitiger Windstille hat zumeist Nebel, starken Thau und, wenn es kalt ist, Reif zu bedeuten. Erhebliche Schwankungen der Thaupunkttemperatur zeigen bei sinkendem Barometer mit ziemlicher Bestimmtheit auf Winde.

Die Leser sehen aus Vorstehendem, daß das Wetterprophezeien, wenn es ernsthaft betrieben wird, selbst bei Anwendung der zu diesem Zweck verwendbaren besten physikalischen Instrumente, gar kein so einfaches und leichtes Geschäft ist. A. G.

Ein Stück Bajuvarien.

Reisebilder aus Baiern. Von Dr. E. Schatzmayer.

(Schluß.)

In solcher Gesellschaft kommen wir an den Stationen Deisenhofen und Sauerlach vorbei nach Holzkirchen.

Hier endlich lüpft ein frischer Alpenwind den Wolkenvorhang, der uns bisher jede Gebirgsansicht hartnäckig entzogen. So kam es, daß wir die langersehnten Alpen erst dann wieder erblickten, als wir schon fast unmittelbar an ihrem Fuße angekommen waren.

In Goethe'scher Reisestimmung summen wir:

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel wird helle,
Und Aelus löset
Das ängstliche Band.

Noch eine Viertelstunde Fahrt, und hineinschwenken wir,

In die Alpen hinein, in's liebe Land,
An der Berge dunkelschattiger Wand,
In die Alpen hinein, in die schwarze Schlucht,
Wo der Waldbach tost in wilder Flucht,
Hinauf zu der Matten warmduftigen Grün,
Wo sie blüh'n
Die rothen Alpenrosen!

Hier, im engen fichtenbewaldeten Thale des lustig uns entgegenrauschenden Mangfall, an Kloster und Dorf Weihern, Groß- und Kleinpinzenau, Schloß Wallenburg u. a. vorüberklettern und schlängeln wir mit unserem gemsenkühnen Dampfrosse über Berg und Thal, durch Klüfte und Schlüfte hinauf bis Miesbach an der Schlierach, dem Ausflusse des romantischen Schliersees.

Wir steigen aus, und mit uns mehrere von einem großen Wettschießen heimkehrende Schützen, die von ihren Freunden und Bekannten umringt und mit Fragen überschüttet werden. Im wilden Gebrause der laut und hastig durcheinander geworfenen Stimmen vernehmen wir nur den echt bairischen Namen „Kremplhueber". Dieser Herr, Revierförster von T. und Gewinner des „Hauptbestes", eines kunstvoll gearbeiteten silbernen Trinkhornes im Werthe von 1000 Gulden, wurde soeben hier als Held des Tages gefeiert.

Ehe wir Miesbach verlassen, wollen wir noch Meister L. Steub hier noch sprechen lassen:

„Miesbach, Sitz eines königlich bairischen Landesgerichts, ist ein freundlicher Markt, dessen Hauptstück ein großer, viereckiger Platz, welchen die Gasthäuser und andere wohlgehaltene Gebäude umstehen. Das Leben ist in diesem Orte gut, billig und einfach, nach der Weise der Münchener, die hier das Feld noch fest behaupten und in großer Menge sich den Sommer über einlagern.

„Historische Merkwürdigkeiten ziehen niemanden nach Miesbach; außer der guten Verpflegung ist es die Landschaft allein, was lockt. Die Berge stehen zwar nicht ganz dicht vor den Augen, aber sie verherrlichen die Aussicht gegen Mittag. Allenthalben ist die Gegend hügelig, mannichfach eingeschnitten, immer wechselnd, reich belaubt von Buchenwäldern oder auch umdüstert von Tannenforsten. Reizend sind insbesondere die Pfade im Mangfallthale, wo die lustigen Mühlen stehen, der Müller am Baum, der Müller im Thal u. s. w.

„In diesem Landgerichte und in dem tegernseer Gebiet lebt das frischeste, freudigste Volk im ganzen Gebirge. Wie aller Unfug — Haberfeldreiten, Fensterln, Raufen u. s. w. — hier am fleißigsten kultivirt wird, so auch jede schöne Seite des Berglerlebens, namentlich Zitherschlag, Dichtkunst und Gesang."

Soviel über Miesbach und die Miesbacher.

Zu unserer Weiterreise stehen am Bahnhofe einige „Stellwägen" bereit. Wir besteigen den „Nach Tegernsee" und finden in demselben zwei Herren von der Geistlichkeit: einen wohlbeleibten Landpfarrer in den „Fufz'gern" und einen Kaplan in den „Zwanz'gern". Da wir keine Wallfahrt unternehmen, auch dieser schönen, lustigen Welt noch nicht entsagen wollen, so fürchten wir im ersten Augenblicke, uns „verstiegen" zu haben; aber gewohnt, unsere Reisegefährten zuvorkommend zu begrüßen, bieten wir den anfänglich mit verlegenem Schweigen uns betrachtenden Schwarzen ein freundliches „Guten Tag!" Nach den landesüblichen Fragen: woher, wohin? und ihrer freimüthigen Beantwortung heitern sich die Gesichter mehr und mehr auf. Ein Wort lockt das andere hervor, und wie erstaunen wir, als im weiteren Verlaufe der Unterhaltung unsere beiden Schwarzröcke nicht nur immer gesprächiger und vertraulicher werden, sondern auch eine so tiefe Sach- und Fachkenntniß verrathen, als ob nicht die bekannte Weltverdammungs- und Selbstkasteiungslehre, sondern vielmehr das altheidnische humani nihil a me alienum puto (Nichts Menschliches glaube ich, mein Freund!) ihr alleinseligmachender Glaube sei!

Die armen oberbairischen Landgeistlichen mit ihren mönchisch geschorenen Häuptern und den weltlichen Schnaderhüpflherzen darunter, wie erschienen sie uns in diesem Augenblicke so bemitleidenswerth! – –

Während unserer Gespräche sind wir über die rauschende Schlierach die Anhöhe hinter Miesbach hinaufgeklettert, und freudig überrascht sehen wir zu unserer Linken unter uns ein langes, nach dem heutigen Regen frisch aufgrünendes Seitenthal aufgethan, das von der sanften, klaren Schlierach getränkt und von vielen zerstreuten Häuslein im saubersten Alpenstile übersäet, Miesbach mit dem Schliersee verbindet, der zwischen den Bergen dort drüben in tiefer Waldeinsamkeit verborgen träumt.

Die Nebel des heutigen Regens hängen noch dick und schwer an der oberen Hälfte der Gebirgskette, welche sich jenseits der Schlierach hinzieht; sie verhüllen uns die Häupter der Alpenriesen, zu deren Füßen das idyllische Schlierthal wie ein unschuldig Kind in tiefem Seelenfrieden sich schmiegt. Jemehr die wallenden und brauenden Nebelmassen uns den Anblick der Alpen entziehen, desto ungetheilter genießen wir die unter uns liegende, krystallklar beleuchtete Landschaft, und entzückt schauen wir auf das wunderliebliche Alpenthal und auf Miesbach, den „Markt" mit den blendendweißen Häusern auf dunkelgrünem Wald- und Wiesengrunde zurück, die uns die letzten Grüße nachsenden.

Nachdem wir langsam die Höhe der Straße erklommen, reißt unser vierrädriges Schicksal uns aus diesem kleinen Eden fort; Hügel auf Hügel schieben sich vor unser Bild, und bald genießen wir es nur in der Erinnerung. Thalab und bergauf geht unsere Fahrt über die fruchtbare Hochebene. Die Planken- und Knittelzäune, die uns statt der norddeutschen Heckenuniform fast ununterbrochen begleiten und uns von saftiggrünen Matten und langen Reihen von Korn- und Weizen„mandln" (die bekannten in Männchenform aufgestellten Garbenhäufchen) scheiden, beweisen uns, nebst den bis zu ihren Gipfeln hinauf dichtbewaldeten Bergen, den ungeheuren Holzreichthum dieser Gegenden. Abwechselnd fahren wir unter den Kronen prächtiger, breitästig und vollblättrig strotzender Alpenahorne, an glattstämmigen Buchen und Eschen, dann wieder an Bauernhäusern vorbei, die so sauber und zierlich wie aristokratische Schweizervillen aussehen.

Da stehen sie mit ihren hölzernen Stockwerken über dem solide gemauerten und schneeweiß getünchten Unterbau, mit ihren flachen, steinebeschwerten, weit vorspringenden Dächern, die wie brütende Hennen ihre Flügel ausbreiten, und mit ihren altgermanischen Pferdeköpfen an den Firsten, mit ihren Tannzapfen und sonstigem Zierrath an Giebeln und Dachrändern, mit ihren hölzernen Söllern oder „Gangln" (Gallerien), hinter und unter welchen kleine, quadratische Fenster mit kreuzweise befestigten Eisenstäben hervorlugen. Hie und da erblicken wir auch größere Fenster mit freundlich grünen Läden. Auf den von Schnitzwerk vielfach durchbrochenen, nicht selten bunt bemalten Gallerien stehen Reihen von trogartigen Blumentöpfen, mitunter ganze tragbare Gartenbeete, die an die hängenden Gärten der Königin Semiramis erinnern. Ab-

wechselnd erblicken wir auf diesen Gallerien Frauen und Mädchen in der Landestracht, die unsere grüßenden Handbewegungen schelmisch erwidern —, dann wieder die kahle Prosa der zum Trocknen aufgehängten Wäsche, Haus- und Feldgeräthschaften u. a. An diese Häuschen reihen sich größere und kleinere Stallungen, Obst-, Gemüse- und Blumengärten, in welchen Rosmarin, gefüllte „Nageln" (Nelken), „Bluetroseln" und andere Lieblinge des oberbairischen Landvolkes in voller Blüthe stehen.

Hier begegnen wir auch zum ersten male jenen vielen Kruzifixen, Kapellen und Unglücksdenksäulen („Marterln") des katholischen Südens, die dem ästhetisch gebildeten Fremden aus dem Norden doppelt unangenehm aufstoßen müssen. Merkwürdig erschien uns das Verhalten unserer beiden geistlichen Reisegefährten gegen diese Denkmale des Aberglaubens und Ungeschmacks. Solange diese Herren allein mit uns Ketzern im Wagen saßen, schienen dieselben jene frommen Mahnzeichen an beiden Seiten der Straße garnicht zu bemerken. Nun stieg aber ein recht gläubiges Lämmlein vom Lande ein und setzte sich nach devotem Handkuß den frommen Herrn gegenüber. Von diesem Augenblicke an verstummte aller gottlose Verkehr mit uns Ketzern, und kein Kreuzchen noch Kapellchen an der Straße wurde mehr unbemerkt und unsalutirt vorbeigelassen! „Dett Jeschäft bringt et so mit sich," sagt der Berliner treffend.

Wir sind mit den Widersprüchen, welche uns hier entgegentreten, noch nicht zu Ende. Denn wir müssen uns auch fragen: Wie ist es möglich, daß ein Volk im Baue seiner Wohnung, in seiner Tracht und Lebensweise soviel Geschmack und natürlichen Kunstsinn beweist —, daß ein und dasselbe Volk so gräuliche, Augen und Seelen peinigende Zerrbilder schafft und dieselben auch noch „zu geistlicher Erbauung" der Einheimischen und Fremden an Wegen und Stegen zur Schau stellt?! — Diese grellen Widersprüche können wir uns nicht anders erklären, als daß wir eine Doppelnatur im ländlichen Bajuvaren (gemeinsamer Name aller Angehörigen des bairisch-österreichischen Volksstammes) annehmen.

Wie schon erwähnt, ist der ländliche Bajuvare vor allem ein von der modernen Kultur noch wenig berührter Naturmensch und, als solcher, Freund eines natürlich-freien, kraftvollen, selbstbewußten Wesens. Daneben aber ist er, mit wenigen Ausnahmen, auch strenggläubig und somit sein eigenes Gegentheil, das heißt, er muß, den Lehren seiner Kirche gemäß, sein bestes Theil, den Grund und Boden seines Wesens, seine gesunde, kräftige Natürlichkeit, für sündhaft und schlecht halten! —

Nun liegt aber sein Naturkultus tiefer, ist ihm angeboren und beherrscht ihn unbewußt. Seine widernatürliche kirchliche Weltanschauung hingegen, so tief sie auch in sein Wesen eingedrungen sein mag, ist historisch jünger, vom Auslande importirt und ihm künstlich oder mit Gewalt von außen aufoktroyirt. Ja, diese mit seinem innersten Wesen im feindlichsten Widerspruche stehende Lehre ist noch kaum so tief in ihn eingedrungen, daß sie sich mit seinem naiven Naturkultus schon vermischt und amalgamirt hätte!

Nur so ist auch die Entstehung und Verbreitung folgender im ganzen großen Gebiete des bairisch-österreichischen Volksstammes gesungenen Schnadahüpfeln, „Gstanzln" u. s. w. zu erklären, die des ländlichen Bajuvaren wahres Glaubensbekenntniß enthalten:

> Je höher dö Alm,
> Desto kühler der Wind —
> Je schöner das Dirndl,
> Desto kloaner dö Sünd'!
>
> A lustiga Bua
> Z'reißt bald a Paar Schuah,
> Und a trauriga Naar
> Hat gar lang an an' Paar!
>
> Drob'n auf der Alm
> Steht a weißa Schimmel*),
> Und die lustig'n Leut'
> Kemant all' in an Himmel!

So ruhen bei den meisten Angehörigen dieses natürlich-fröhlichen, kraftvollen Volksstammes die ursprünglich heidnische und die spätere, pseudo-christliche Weltanschauung noch unvermittelt in voller Naivität nebeneinander.

Je mächtiger nun die Naturliebe dieses Volkes, desto stärker übte die Kirche ihren Gegendruck, um den natürlichen Menschen, der bekanntlich — der löblichen „Erbsünde" ꝛc. zufolge — immer ein durch und durch schlechter Kerl ist, zu brechen und abzutödten. Zu diesem Zwecke, der leider in sehr vielen Fällen erreicht worden und noch erreicht wird, finden wir die vielen Kapellen, Kruzifixe und „Heiligenbilder", die gräßlichen Marterszenen der Hölle und des Fegfeuers zu Alt-Oetting, Mariazell und ähnlichen Orten zur Schau gestellt.

Also nicht organische Produkte, nicht aus freiem, innerem Triebe hervorgegangene „Probestücke des Geschmackes und der Gesinnung" unserer bajuvarischen Landsleute, sondern rein äußerliche Schreckmittel für die noch kindliche Phantasie des armen Volkes sind diese scheußlichen Marterszenen.

Hinweg von diesen Marterszenen, den Ueberresten eines wahnwitzigen Mittelalters, und dafür wieder der allheilenden Mutter Natur uns zugewendet!

Von waldigen Berghöhen und weidereichen Almen überragt, von frisch grünenden Ufermatten mit stattlichen Gehöften und weißen Felsenwänden umfaßt, taucht vor uns der blaue Spiegel des Tegernsees auf. Ein frischer Alpenwind weht uns begrüßend entgegen. Wir senken uns durch einen Hohlweg an das Ufer hinab und fahren in lustigem Trabe in das Städtchen Gmünd ein, das an der Nordspitze des Tegernsees malerisch vor unseren Blicken liegt.

Vor einem zierlichen Schankhäuschen halten wir „an'n Aug'nblick", wie der Kutscher sagt, um zu „wassern". Der gute Baier aber „wasserte" nicht, beileibe — sein Herz sehnte sich nach „mehr Stoff", und siehe da: halb zog es ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehen eine ganze halbe Stunde lang!

Nach der ersten Viertelstunde des Harrens im engen Wagen riß uns der Geduldfaden, und Hochehrwürden selbst begannen „aufzubegehren" gegen den „verfluchten Kerl" von einem Kutscher, der sich irgendwohin zu einem „Maßl" verlaufen und uns mit den ungeduldig scharrenden Pferden auf offener Straße allein zurückgelassen hatte. —

„Dem versoffenen Lumpen geb' ich heut' kein Trinkgeld" — das waren die letzten Worte des ergrimmten Priesters.

Endlich, nach einer halben Stunde, erscheint der ersehnte Verwünschte und schwingt sich, ohne uns eines Wortes der Entschuldigung zu würdigen, auf seinen erhabenen Sitz. Mit einem kräftigen „Hi!" nebst einigen nicht mißzuverstehenden Schwenkungen des Peitschenstiels trollten wir weiter, als ob garnichts vorgefallen wäre.

Das ist so ein Stück altbairischer Kutschersouveränität. Sein Trinkgeld sammt Absolution bekam der Verfluchte zuletzt doch noch, denn so will es die hier zu Lande herrschende Sitte oder Unsitte, deren Allmacht selbst der Zorn eines Priesters sich beugt.

Bis Tegernsee fahren wir noch eine Stunde, immer dicht am Ufer des Sees hin. Zu unserer Rechten begleitet uns seine ungefähr eine halbe Stunde breite, vom Abendlande leicht gewellte Spiegelwelle; jenseits sanft ansteigende Wiesen- und Ackergründe mit stattlichen Bauerhöfen, dahinter eine von Querthälern mehrfach durchschnittene Kette der Voralpen, von deren sonnigen Kuppen einzelne Sennhütten auf uns herabschauen.

In Gold und Purpur getaucht, sinkt die Sonne hinter jenen lustigen Almen hinab, von welchen das Echo ferner Jodler zu uns herüberhallt . . .

Immer feierabendlicher, immer dunkler wird es in dem Thalkessel. Endlich, wie jenes verspätete Schifflein dort auf den stahlblauen Wellen, laufen auch wir in den Hafen ein.

Wir sind „z' Tegernsee" und steigen aus beim „Guggenmoos". Zum Abschiede drücken wir unseren geistlichen Reisegefährten die Hand und eilen sodann in unser Zimmer, wo unsrer eine herrliche Aussicht auf den See und die jenseitigen Alpen erwartet.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir seit jenem Abende das älteste und ehrwürdigste aller Schnadahüpfl, das des „frummen Bruders" Wernher von Tegernsee (zwölftes Jahrhundert):

> Ich bin dein,
> Du bist mein,
> Dessen magst du sicher sein;
> Du bist verschlossen im Herzen mein,
> Verloren ist das Schlüsselein,
> Du mußt immer darinnen sein!

immer und immer wieder in den Ohren klang? . . .

---

*) Gott Wodans weißes Roß!

Robert Mayer.

Wie einfach sind die großen, die fundamentalen Wahrheiten, die Wahrheiten, welche als Marksteine im Reiche der menschheitlichen Gedankenentwicklung gelten können! Das Wort eines Kopernikus: „Die Erde dreht sich um die Sonne“, das Wort eines Feuerbach: „Die Lehre von Gott ist die Lehre vom Menschen“ — läßt sich Einfacheres, Schlichteres denken? Und doch — von welch' ungeheurer, fortzeugender Gewalt sind solche Worte! Der Mann, dessen Leben ich hier dem Leser erzähle, ist auch einer von denen, die ein solches Wort gesprochen, die einen solchen Markstein gesetzt haben. „Wärme entsteht aus Bewegung“ rief er im Jahr 1841 aus und dieses Wort hat ihm die Unsterblichkeit gesichert.

Robert Mayer wurde am 25. November 1814 in der ehemaligen Reichsstadt Heilbronn an den Ufern des Neckar geboren. Beide Eltern stammten aus alten bürgerlichen Familien der Stadt. Der Vater war Besitzer einer Apotheke und galt allgemein als kenntnißreicher und wackerer Mann, der seinem Beruf mit äußerster Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt oblag; die Mutter war eine schlichte Frau, welche in Zurückgezogenheit der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten und der Erziehung ihrer Kinder lebte. Robert war der jüngste von drei Söhnen. Schon frühzeitig machte sich bei ihm eine ausgesprochene Neigung zu den Naturwissenschaften geltend. Dieselbe fand im Elternhaus jederzeit Nahrung und besonders scheint sein um sieben Jahre älterer Bruder Fritz, der den Beruf des Vaters ergriffen hatte und späterhin ein trefflicher Chemiker wurde, fördernd auf die Entwicklung dieser Anlagen eingewirkt zu haben. Der Knabe eignete sich die naturwissenschaftlichen Kenntnisse aber nicht in methodischem Unterricht, sondern spielend an. Was ihn interessirte, begriff er leicht und rasch; freilich lag sein Interesse nicht immer da, wo man es von Seiten der Eltern oder Lehrer gewünscht hätte. „In der Schule, berichtet uns ein Jugendfreund, gehörte er weder zu den fleißigeren, noch zu den besseren Schülern.“ Dafür wußte er schon als Knabe Dinge, die seine Mitschüler und wohl auch seine Lehrer nicht wußten. Denn auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt trat das Studium der alten Sprachen so sehr in den Vordergrund, daß seine schöne Begabung für Naturwissenschaften und Mathematik sich keine Geltung, geschweige denn besondere Anerkennung hätte verschaffen können. Stand er in der Schule hinter seinen Kameraden im ganzen zurück, so war er ihnen im Hause und auf der Straße, das heißt in der Erholung und beim Spiel, vollkommen ebenbürtig. Hier in der freien, unbeengten Bethätigung seiner natürlichen Anlagen kam seine eigenartige Begabung zur Geltung. Was er selber sah, fesselte ihn. „Schon als Knabe von zehn Jahren, erzählt der oben erwähnte Jugendfreund, war er eifrig und lange mit Erfindung eines Perpetuum mobile beschäftigt, und überzeugte sich schließlich von der Unmöglichkeit einer Lösung. Er wußte uns allerhand Kuriosa und Experimente vorzuzeigen, mit Luftpumpe und verschiedenartigen Elektrisirmaschinen umzugehen, und nöthigte uns manchmal, ihm in die Kette zu stehen und die empfindlichsten elektrischen Schläge auszuhalten. Er war mit den elementaren chemischen Versuchen und Vorgängen vertraut, wußte alle Pflanzen nach der Linné'schen Nomenklatur zu benennen und von den meisten Apothekerbüchsen zu sagen, was darinnen war und wozu es diente. Auch hatte er von seinem Bruder Buchstabenrechnung, Algebra und den Gebrauch der Logarithmen gelernt, zu einer Zeit, wo wir andern noch in den vier Spezies steckten.“ Aber er war nicht blos ein intelligenter, er war auch ein braver und munterer Knabe. Durch Offenheit und Ehrlichkeit war er bei seinen Kameraden beliebt und wenn es ihm in den heiteren Spielen der Jugend da und dort einer in körperlicher Kraft zuvorthat, so hatte er, der etwas zarter gebaut war, dafür die Ausdauer und eine ganz unglaubliche Zähigkeit. Im Nachenfahren und Schwimmen zeichnete er sich besonders aus. Auf der Hochschule hat er späterhin manches Probestück körperlicher Ausdauer geliefert. So legte er einst den Weg von Tübingen nach Heilbronn, eine Entfernung von 77 Kilometern, unter einmaligem Ausruhen in 14—15 Stunden zurück.

Im Frühjahr 1829 trat Robert in das Seminar zu Schönthal ein; es ist das eine der vier württembergischen Klosterschulen, die noch heute bestehen und im wesentlichen wie Obergymnasien organisirt sind. Der Schritt hatte, namentlich für die damalige Zeit, etwas auffallendes, weil der Knabe bereits zum Mediziner bestimmt war und für gewöhnlich nur angehende Theologen in diese Seminare aufgenommen werden. Wie es scheint, war es vornehmlich der Wunsch, mit einigen Heilbronner Freunden beisammen zu sein, der es den Knaben bei seinen Eltern durchsetzen ließ, daß sie diesen Wechsel des Unterrichts gestatteten. Da er als regulärer Schüler nicht aufgenommen werden konnte — die Zahl derselben ist immer eine beschränkte —, so kam er in die Familie des Professor Wilhelm Klaiber, eines der beliebtesten Lehrer des Seminars. Hier war ihm wohl, und namentlich scheint die Gattin dieses Lehrers, die geistvolle Schwester des früh verstorbenen Wilhelm Hauff, fördernd und läuternd in die allgemeine Entwicklung des Jünglings eingegriffen zu haben. Für Roberts spezifische Begabung war freilich die neue Stätte nun garnicht gemacht, und so war es nicht zu verwundern, daß er hier ebensowenig als auf dem Gymnasium zu Heibronn Lorbeeren erntete. Allein, es gefiel ihm hier und seine Kameraden hatten ihn gerne, zumal es ihm an Witz und Humor niemals gebrach. Aus diesem Aufenthalt in Schönthal datirt auch der Beiname „der Geist“, wie Mayer sein ganzes Leben lang von seinen nächsten Bekannten aus der Schul- und Studentenzeit geheißen wurde. Er vergnügte sich öfter damit in den abendlichen Erholungsstunden, seine Kameraden in den Kreuzgängen des Klosters mit Geistererscheinungen zu ergötzen, die er mit Hilfe einer Zauberlaterne erscheinen ließ und wobei er allerhand wundersame Reden zu halten pflegte. War er auch im Griechischen und Lateinischen kein Held, so brachte er es doch fertig, im Frühjahr 1832 die Abiturientenprüfung in Stuttgart zu bestehen und avancirte somit, nicht ganz 18 Jahre alt, zum Studiosus der Medizin.

Im Sommersemester 1832 bezog dann Robert Mayer die Universität Tübingen, um Medizin zu studiren. Aus der Gebundenheit und strengen Observanz einer protestantischen Klosterschule trat er über in die ungebundene Freiheit des akademischen Lebens, ein Uebergang, wie er schroffer kaum gedacht werden kann. Diese an und für sich bedeutsame Veränderung war für ihn doppelt wichtig. Er sollte zum ersten mal wieder seit seinem Aufenthalt im elterlichen Hause ein seinen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten entsprechendes Medium finden. Bis zum Frühjahr 1837 ist Mayer in Tübingen geblieben, um, wie wir später sehen werden, sich dann in etwas ungewohnter Weise von der vaterländischen Musenstadt zu entfernen. Er hat seine Zeit benützt und tüchtig gearbeitet, aber selbstverständlich nach seiner Art; er ist sicherlich alles eher, als ein Stubenhocker gewesen. Seine Freunde berichten uns, daß selten ein Tag vergangen sei, an dem er nicht seine Partie Whist, Tarok oder L'Hombre gespielt habe. Auch das Schachspiel gehörte zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Er war unbestrittener Meister in allem, was Spiel heißt. Die Ueberraschung, der Wechsel neuer Beziehungen, die Mannichfaltigkeit der Kombinationen und doch wieder die logische Einheit, die den Gang des Spieles beherrscht, das alles scheint einen mächtigen Reiz auf ihn ausgeübt zu haben. Von einer Partie Schach oder einem interessanten Vorkommniß im L'Hombre konnte er, wie sein Jugendfreund erzählt, Wochen lang reden. Es kostete ihn eine förmliche Kraftanstrengung, eine Spielkombination fallen zu lassen, ehe er sie nicht bis auf den Grund erschöpft hatte. Im übrigen scheint sich sein Leben in nichts von dem des gewöhnlichen, damaligen Studenten unterschieden zu haben — des Morgens in Sammlungen, Vorlesungen, Kliniken, des Nachmittags viel, recht viel Erholung, des Abends in der Kneipe. Hatte auf der Schule der gewöhnliche Maßstab, mit dem man die geistige Begabung zu messen pflegt, nicht für ihn gepaßt, so war dagegen die Universität der Boden, auf dem seine Individualität wirklich zur Geltung kommen mußte. Er galt in den Augen aller, die mit ihm verkehrten, als intelligenter, lebhafter, sprudelnder und, alles in allem, origineller Kopf, der zwar seine eigenen Wege gehen konnte, aber vollkommen fähig war, die gebotene geistige Nahrung zu assimiliren. Naturwissenschaften und Medizin waren damals in Tübingen würdig vertreten; noch lebte der alte Autenrieth und neben ihm wirkten die beiden Gmelin, Rapp, Riecke und Schübler. Mayer hielt sich ausschließlich an sein Fach und auch hierbei ist merkwürdig, daß dasjenige Gebiet der Naturwissenschaft, das ihm zunächst seinen hohen Ruhm bringen sollte, nämlich die Physik, bei dem Studenten in keiner Weise in den Vordergrund trat. Er hörte im ersten Semester bei einem Privatdozenten Physik, und trotzdem bereits im Herbst 1832 der ausgezeichnete Physiker Nörrenberg seine Vorlesungen begann, hat ihn Mayer

doch nicht gehört. Wie gesagt, man findet das jetzt merkwürdig und auffallend. Und doch scheint mir die Erklärung sehr nahe zu liegen. Ein junger Mann, der als zehnjähriger Knabe schon mit Luftpumpe und Elektrisirmaschine umzugehen wußte, der im elterlichen Hause unter Leitung des Vaters und Bruders sich spielend seine physikalischen Kenntnisse erwerben konnte, beherrschte selbstverständlich bereits die damalige Physik, das empirische Material, was ihr zu Gebote stand. Er konnte offenbar darin nicht viel neues lernen. Was in ihr neu war, hatte er selbst später erst herauszuringen, und das setzte eine Thätigkeit der Sammlung und Vertiefung voraus, die weder seinem jugendlichen Alter noch dem Medium, in dem er lebte, angemessen war. So studirte er denn, wie die andern Mediziner auch, ging den Dingen hie und da wohl etwas mehr auf den Grund mit seinem bohrenden Auge, überraschte wohl auch die Freunde mit kühnen Hypothesen und noch kühneren Gedankensprüngen, daß aber die Fäden einer neuen Weltanschauung in diesem sprudelnden Gehirn gewoben wurden, davon hatte sicherlich keiner der Freunde eine Ahnung. Und manche von ihnen, ich erinnere nur an Wunderlich und Griesinger, an Hermann Kurz und Sigmund Schott, sind späterhin bedeutende und berühmte Männer geworden. In einem aber stimmen die Urtheile aller, die mit Mayer schon damals in nähere Berührung traten, überein: seine bohrende Intelligenz hatte stets einen jähen, sprungartigen, sprudelnden Zug in sich, der auf's innigste mit einer wahrscheinlich ererbten Gemüths- und Charakteranlage zusammenhing. Schon der Student hatte etwas Aufgeregtes und Exaltirtes in seinem Wesen, das sich dann und wann in allerlei Extravaganzen Luft machte. „Ich erinnere mich, erzählt der Jugendfreund, daß er einmal den ganzen Arm voll Brandwunden hatte. Er hatte sich eine Reihe brennender Zunderstückchen gleichzeitig auf dem Arm verglühen lassen und behandelte dann jede der Wunden nach einer anderen Methode.“ Bei solchem Thun und Treiben war es kein Wunder, daß „der Geist“ allenthalben für einen durchaus originellen Menschen galt, und daß stets allerlei Anekdoten über ihn zirkulirten.

(Fortsetzung folgt.)

Modernes Leben.

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines Weltzufriedenen.

II. Haute volée

(Schluß.)

„Wie sah Papa damals aus? Hat er von Mama und mir gesprochen? Recht oft? Fühlte er sich nicht unglücklich, daß er tausende von Meilen von uns entfernt sein mußte? Warum blieb nur Papa solange in Mexiko? Warum ging er Benito Juarez zu Hülfe, der ihm doch, wie er uns erzählt hat, feindlich gesinnt war?“ Diese und noch eine ganze Menge anderer Fragen sprühten über Ellens rothe Lippen.

Der kleine Herr, der es an Lebendigkeit mit aller Welt aufnehmen konnte, wenn ihn auch seine Erzählung zu einem ihm selbst anscheinend unbequemen Ernst und ungewöhnlicher Stätigkeit genöthigt oder verführt hatte, blieb fast auf keine von den vielen Fragen die Antwort schuldig.

„Haben Sie den Papa nie in der mexikanischen Oberstenuniform gesehen?“

„Doch, aber er sagte, er kenne sich jetzt selbst garnicht mehr wieder.“

„Glaub's wohl, damals trug er freilich keinen Vollbart, sondern Schnauzbart und Henriquatre von respektabeln Dimensionen; von der fast indianischen Farbe des Gesichts ist nur sehr wenig übrig geblieben, und das beinahe wilde Funkeln und Lodern seiner in Momenten der Leidenschaft tief dunklen Augen hat ein mildes, wohlthuendes Feuer verdrängt. Ja, ja — er hat sich sehr verändert, Ihr Herr Papa, meine Gnädigste — — sehr, sehr. Aber das eine ist unverändert bei ihm geblieben — die Liebe zu seinem Töchterchen. Er zeigte mir Ihr Bild; ich erkannte den Täufling von Rio Janeiro in dem fünfjährigen pariser Kinde natürlich nicht wieder. Er sagte, er habe nur einen Wunsch — sein abenteuerliches Leben in Deutschland, im Kreise seiner Familie zu beschließen. Daß dieser Wunsch jemals in Erfüllung gehen würde, hat er damals freilich nicht geglaubt, — ob er es jetzt glaubt?“

„Gewiß, Herr Doktor! Warum nicht? Papa darf nicht mehr fort von uns!“ Ellen hatte der nachdenkliche Ton, in welchem Doktor Zwickel die letzten Worte gesprochen, beinahe geängstigt.

„O, ich wünsche es, mein gnädigstes Fräulein — ich wünsche es von ganzem Herzen. Da ich aber von mir selbst ganz genau weiß, daß ich durch die dreißigjährige Weltvagabondage zum ruhigen Familienvater für alle Ewigkeit verdorben bin, so vermag ich mir solche Wandlung auch bei dem Manne, der gleich mir ein Lebensalter in der ganzen Welt, sonst nirgends, zuhause war, nur schwer — sehr schwer — zu denken. Ich habe freilich kein Weib und kein Töchterchen — —“ der kleine Mann machte wieder eine Pause und schnitt ein höchst merkwürdiges, wehmüthiglustiges Gesicht —, „vielleicht wäre es anders mit mir gekommen, ganz anders, wenn ich den Muth gehabt hätte, meine Freiheit — die Vogelfreiheit des Vagabunden, — auch was Rechts, meine Verehrteste! — gegen ein Mädchenherz einzutauschen, aber, aber —“

„Sie haben mir aber noch nicht gesagt, warum Papa in Mexiko eigentlich blieb, Herr Doktor?“

„Dem Lande drohten die schwersten Gefahren — von drei europäischen Mächten zugleich ward es angegriffen — mit ächt mexikanischem Heldenmuthe rüstete es sich zum Widerstande bis auf das Messer und den letzten Blutstropfen — durfte es da ein Mann — ein Offizier — ein Walden verlassen?“

„Nein, nein — Sie haben recht, Papa mußte bleiben — dazu zwang ihn das Gebot der Ehre!“

„Er blieb. Aber in Veracruz, in meiner Gesellschaft blieb er nicht lange. Noch in der Nacht des Tages, an welchem wir uns begegnet, schwangen er und der Sennor Garcia sich in Civilkleidung, die ihnen der Mestize verschafft hatte, auf die Pferde und ritten, so schnell es eben gehen wollte, landeinwärts. Und ich machte auch, daß ich davonkam. Mich zwang aber glücklicherweise kein Gebot der Ehre, zu bleiben, und darum schiffte ich mich, sobald es mir meine Kräfte erlaubten, nach Europa ein.“

„Und da haben Sie wieder lange Zeit nichts von Papa gehört?“

„O doch, mein gnädiges Fräulein. Das einemal bekam ich längere Zeit hindurch ziemlich regelmäßige und ausführliche Berichte, die sich nachher auch als vollkommen wahrheitsgetreu erwiesen habe. Der brave und gutmüthige Don Pedro blieb, wie beschlossen, mit dem Obersten in steter Verbindung und unterrichtete mich bereitwillig über dessen Schicksale und seine eigenen. Und auf diese Weise erfuhr ich denn auch von den schweren Unglücksfällen, denen Mexiko und Ihr tapferer Vater nicht entgehen konnten. Zwar schien sich die Sache anfangs günstiger für die mittelamerikanische Republik zu gestalten, als man gefürchtet hatte. Frankreich gerieth mit England und Spanien in Konflikt; der Kaiser Louis Napoleon wollte Gloire und Beute allein einheimsen, England und Spanien aber mochten Mexiko gut genug kennen, um die Schwierigkeiten einer solchen Expedition und deren zweifelhaften Erfolg gern Frankreich allein zu überlassen. Die im Februar 62 von Prim im Namen der Verbündeten mit den Mexikanern abgeschlossene Konvention von Soledad ward Ende März von den Franzosen einseitig und ohne alle Berechtigung gebrochen, und daraufhin überließen die Spanier und Engländer die kaum 7—8000 Mann starken französischen Expeditionstruppen ihrem Schicksale. Der altbekannte Kniff, den der französische Befehlshaber Lorencez anwandte, indem er in unzähligen Proklamationen den Mexikanern weiszumachen suchte, er wäre nur in der menschenfreundlichen Absicht erschienen, die Mexikaner von einer schlechten Regierung zu befreien, verfing bei diesen wenig. Doch waren sie auch nicht zum Widerstande bereit, bevor die Franzosen — es war, glaube ich, den 4. oder 5. Mai — vor dem prachtvollen, mehr als 7000 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Puebla anlangten. Dort maßen sich zum erstenmal französisches Ungestüm mit mexikanischer Widerstandszähigkeit, und dort zeigte Ihr Papa als Ingenieur vom Platz den Franzosen, wie man in der neuen Welt schlecht befestigte Städte auch gegen die tapfersten Truppen von Europa zu vertheidigen vermag. Der von den Franzosen gleich nach ihrer Ankunft unter-

nommene Sturm von Guadalupe und San Lorenzo mißlang so total, daß Lorencez sich auf eine Belagerung garnicht einließ, sondern sich schleunigst mit seinen Truppen nach den alten Standquartieren zurückzog. Die Franzosen hätten nun in Mexiko überhaupt gar keine Seide gesponnen, wenn nicht die alte mexikanische Uneinigkeit eine Anzahl mächtiger mexikanischer Generale, Almonte und Marquez, und später auch den alten und erbittertsten Feind des Juarez, den früheren Präsidenten Miramon, landesverrätherischerweise zu Parteigängern der Franzosen gemacht hätte. So wurden denn die Angriffe der Mexikaner auf das französische Lager bei Orizaba abgeschlagen, Napoleon verstärkte das Expeditionscorps auf beinahe 50000 Mann, diese gingen wieder vor, und so begann denn im März 1863 einer der furchtbarsten Belagerungskämpfe, welche die Weltgeschichte kennt — wieder um Puebla. Zwei Monate lang tobte der Kampf — über und unter der Erde, mit allen denkbaren Mitteln der Zerstörung, die herrliche Stadt litt schrecklich und der Hunger — nicht die Franzosen — besiegte schließlich die heldenmüthige Besatzung. Auch der Oberst des Geniecorps — Sennor Don Carlos de Walden — mußte sich gefangennehmen und nach Frankreich transportiren lassen. Bis hierher hatte mir Don Pedro über die Erlebnisse meines verehrten Freundes Bericht erstattet; wie es diesem aber in Europa erging, darüber habe ich, der sonst fürchterlich schreibfaule Zwickel, dem anhänglichen braunen Kerl in Veracruz ziemlich eingehende Mittheilung gemacht."

„Wie? Sie trafen auch damals in Europa wieder mit Papa zusammen?" fragte Ellen, die ebenso wie ich von der neunmonatlichen französischen Gefangenschaft ihres Vaters schon Genaueres erfahren hatte.

„In London empfing ich den Brief Don Pedros, der mir von dem Transporte der gefangenen Mexikaner nach Frankreich Kunde brachte; und diesmal überließ ich es nicht dem Zufall, ob er mich mit dem Freunde zusammenführen würde, sondern begab mich nach Frankreich und forschte nach ihm solange, bis ich ihn gefunden hatte."

„Und wo fanden Sie meinen armen, gefangenen Vater?"

„In Paris, meine Gnädige, wohin ihn ein von Napoleon III. bereitwillig gewährter Urlaub geführt hatte. Er war in einer kleinen südfranzösischen Garnison internirt, wo man ihm und den übrigen mexikanischen Offizieren die Gefangenschaft möglichst erträglich gemacht und als Zeichen der Anerkennung für ihre Tapferkeit das Tragen des Degens gestattet hatte. Grad' als ich mich nach der Provinz begeben wollte, um an den verschiedenen Orten, wo Mexikaner untergebracht waren, nach ihm zu forschen, vernahm ich von einem Bekannten des Herrn Thiers, daß dieser mit einem hohen mexikanischen Offizier deutschen Namens einoder mehreremale konferirt habe, um für seine 1863 wieder aufgenommene Kammeropposition gegen den Kaiser aus den Mittheilungen jenes Kundigen über die mexikanische Expedition Kapital zu schlagen. Ich suchte diesen Offizier auf und fand in ihm richtig Ihren verehrten Vater."

„Nun wird mein wißbegieriges Töchterchen wohl genug gehört haben von unseren Begegnungen, bester Freund," unterbrach den Erzähler plötzlich die Stimme Karls von Walden, der in Begleitung des Grafen von Gölzen aus einem Seitenwege hervor dicht an uns herangekommen war, ohne daß wir die Herren bemerkt hatten. „Und nun können Sie die jungen Leute sich selbst überlassen, um ein halbes Stündchen uns anzugehören?"

Bei dem „uns", das sich mit auf den Grafen Gölzen bezog, schaute Ellen verwundert auf.

„Ich glaube gar, Papa macht den ‚interessanten' Gölzen zu seinem Busenfreunde," flüsterte sie mir zu, „das wäre entsetzlich!"

Des Papa scharfe Augen mochten der Tochter von dem Munde abgesehen haben, was sie zu bemerken gehabt, denn er blickte mit feinem Lächeln zu uns herüber, als er vorstellte:

„Herr Doktor Zwickel — mein ältester Freund — Herr Graf von Gölzen, Rittmeister bei Seiner Majestät Leibkürassieren."

„Es geschehen Zeichen und Wunder," flüsterte Ellen wieder. „Papa spricht von Seiner Majestät Leibkürassieren."

Ich hatte inzwischen auch verschiedenerlei merkwürdig gefunden. Der Graf Gölzen, dessen hochadliges Wesen sonst eine unüberwindliche Abneigung zur Schau trug gegen alle nichtadligen Mitmenschen, beugte den steifen Nacken vor dem kleinen Doktor so tief als nur möglich, und versicherte so eifrig, daß der Nasenton seiner Gardeoffiziersstimme eine seltsam warme Färbung bekam: „Freut mich sehr — außerordentlich — auf Ehre!"

„Was euch betrifft, meine Lieben," wandte sich Walden an Ellen und mich, „so denke ich, ihr promenirt noch ein wenig vor dem Kursaal, wo wir in einer Viertel- oder halben Stunde zusammentreffen wollen, um gemeinsam den Heimweg anzutreten. Ihr werdet das Vergnügen haben, viele Bekannte zu treffen, die euch schon lange sehnlich erwarten."

„Ein recht verlockendes Vergnügen," meinte Ellen, nachdem wir uns von den Herren auf baldiges Wiedersehen verabschiedet hatten. „Wir werden unzähligemale die üblichen Glückwünsche anhören, die wohl bei niemandem von Herzen kommen und doch so beantwortet werden müssen, als **wenn** sie von Herzen kämen."

„Nun, die Sache kann doch wohl ziemlich interessant werden," entgegnete ich, der ich mich durch die Erzählung des Doktors und das ungewöhnliche Benehmen Waldens lebhaft angeregt fühlte. „Ich bin neugierig zu sehen, ob es den Herrschaften gelingt, ihre Indignation darüber, daß die Baronesse von Walden einem Literaten ohne Namen und Vermögen ihre Hand reicht, zu verbergen."

„Du kennst unsere große Welt in der That schlecht, wenn du meinst, das würde ihnen nicht gelingen!" sagte Ellen. „Dies ist es grade, was mich so unangenehm als möglich berührt. Die meisten geben ihrer Theilnahme bestimmt einen so herzlichen Ausdruck, daß du ganz gerührt werden wirst. Im Grunde ihres Herzens freuen sie sich aber nur, daß ich ihnen oder ihren Töchtern nicht einen heirathslustigen Rittergutsbesitzer oder Lieutenant weggekapert, und außerdem leben sie der angenehmen Zuversicht, daß ich durch eine unglückliche Ehe für die demokratischen Neigungen, die mir Papa eingepflanzt haben soll, gründliche Strafe erleiden werde."

Zu einer Erwiderung hatte ich keine Zeit, denn eben machten mehrere im Vorbeigehen begriffene Damen eine Wendung nach uns hin — Ellen gab mir einen Wink — wir grüßten und traten den Damen entgegen.

Ellen hatte grade noch Zeit, mir zuzuflüstern: „Wir haben Glück. Sehr harmlose Proben unserer Gesellschaft — Kaufadel — Kohlenbaronessen — rien de plus*)!"

Dann mußte sie mich den Damen präsentiren: „Sie erlauben, verehrte Frau von Feldmeister, daß ich Ihnen meinen Bräutigam, Herrn Maximilian D., vorstelle," — und auf die beiden jungen Damen zu beiden Seiten der älteren weisend: „Fräulein Rosa von Feldmeister — Fräulein Aurelie von Feldmeister."

Ich verbeugte mich — ein-, zwei-, dreimal — tief, sehr tief. Die korpulente Frau von Feldmeister wünschte „von ganzem Herzen" Glück zu dem „frohen Ereignisse", und die beiden Fräulein von Feldmeister fielen in unbändiger Rührung und noch viel unbändigerer Neugier händedrückend, küssend, umarmend förmlich über Ellen her.

„Nein, diese Freude — Ellen, einzige Ellen — darum haben wir dich solange nicht gesehen und darum warest du in letzter Zeit auch immer so zerstreut — nein, jetzt entführen wir Ihnen Ihr Bräutchen, Herr D., sie muß uns beichten, wir sind ja ihre besten Freundinnen, und kein Wort hat sie uns gesagt — ist das nicht treulos, abscheulich von dem lieben, bösen Mädchen? Komm', Ellen, ein paar Augenblicke mit uns — wir lassen Herrn D. zur Entschädigung Mama — nicht wahr, Mamachen?"

Und damit zogen sie Ellen, die mit komischer Duldermiene alles mit sich geschehen ließ, mit sich fort.

„Nehmen Sie den Kindern nur nicht übel, daß sie so ungestüm sind, bester Herr D., so junge Mädchen folgen ohne lange Ueberlegung ihren Einfällen, und sie haben Ihr Fräulein Braut so lieb, sage ich Ihnen, Herr D., so lieb, ihr Herzblättchen ist sie, das kann ich Sie versichern."

Während diese Worte langsam und bedächtig über die Lippen der alten Dame kamen, betrachtete ich mir diese meine „Entschädigung" ein wenig genauer. Ich mußte mir gestehen, daß sie quantitativ als ein außerordentlich reichlicher Ersatz für Ellen gelten konnte, und sollte auch nicht lange über die intellektuelle Qualität der Dame in Zweifel bleiben.

„Sehen Sie nur unsere Berge," sagte sie, nachdem sie, wie mir schien, eine Weile in ihrem Kopfe und unserer ganzen Umgebung krampfhaft nach einem Gesprächsthema herumgesucht. „Was meinen Sie zu diesen Bergen, Herr D.?"

Die Berge boten augenblicklich einen überraschend schönen Anblick dar. Der dunkelblaue Gebirgskamm hob sich scharf und düster von dem durch die Strahlen der scheidenden Sonne rosig und hell beleuchteten Himmel ab, auf den höchsten Berggipfeln ruhte durchsichtig zartes, silberglänzendes, rothumsäumtes Gewölk,

*) Nicht mehr!

und in die Thäler schienen sich düstere Wetterwolken geflüchtet zu haben vor dem Abendsonnenschein, der sie purpurn durchglühte. Ich lieh meinen Gefühlen Worte.

„Ach, die Abendröthe!“ entgegnete Frau von Feldmeister wegwerfend. „An die werden Sie Sich hier bald gewöhnt haben — alle Tage sieht man sie und ich kann schon garnichts Schönes mehr dran finden. Und für die Berge bin ich auch nicht eingenommen — nicht im mindesten; sie sehen ja garnicht übel aus, aber furchtbar beschwerlich sind sie, auch für den Verkehr sind sie sehr hinderlich, sagt mein Mann. Sie haben zum Beispiel gar keinen Begriff davon, Herr D., was so eine Gebirgseisenbahn kostet — diese Tunnels und Brücken und Dämme und Viadukte — ich sage Ihnen, horrende Summen, Herr D., und das wäre alles nicht nöthig, wenn wir keine Berge hätten.“

„Das ist eine höchst originelle Ansicht, gnädige Frau,“ wagte ich, mir auf die Lippen beißend, zu bemerken.

„Originell — das sagt der Herr Oberst von Walden auch,“ erklärte die würdige Dame mit großer Genugthuung. „Originell und richtig! Die Schwärmerei für die schönen, blauen Berge und die grünen Thäler und die rothe Abendsonne — das nennen die Leute Poesie, ich sage aber: Poesie ist Dummheit. Alles dieses Schwärmen und Dichten hat keinen reellen Hintergrund, sagt mein Mann immer, und paßt garnicht in unsere praktische Zeit. Halten Sie etwas vom Dichten, Herr D.? Ich sage Ihnen, das Dichten wird noch ganz abkommen — die Leute werden halt doch immer gescheidter — was meinen Sie, Herr D.?“

„Ich staune wirklich über der gnädigen Frau scharfes, sach- und weltkundiges Urtheil,“ sagte ich, mühsam ein lautes Lachen unterdrückend. „Ich halte es übrigens für ein äußerst günstiges Zeichen der Zeit, daß man gegenwärtig schon lange nicht mehr soviel Wesens von sogenannten großen Dichtern macht, wie zum Beispiel unsere unmittelbaren Vorfahren noch von Schiller und Goethe.“

„Nun eben!“ nickte die Dame. „Und es gibt jetzt auch Dichter, die's so gut können, wenigstens so gut, wie die zwei. So hatten wir zum Beispiel 'mal einen Hauslehrer — so vor zehn Jahren ungefähr — der hat die schönsten Gedichte gemacht, die ich in meinem Leben gehört und gelesen. Das einemal war mir mein Kanarienvogel fortgeflogen, und darauf hat er ein Gedicht gemacht, das war so ungefähr wie Schillers ‚Taucher‘, wissen Sie, Herr D., — ‚Und wer mir den Vogel kann wieder zeigen, dem geb' ich mein ganzes Herz zu eigen.‘ Ich versichere Sie, das Gedicht war schöner als der ‚Taucher‘, und nicht so fürchterlich übertrieben und unwahrscheinlich, wie die Sachen von Schiller. Ich habe damals gradezu weinen müssen — so rührend war es.“

Und die dicke Dame schien heut noch die Verpflichtung zu fühlen, sich bei dem Gedanken an den verlorenen Kanarienvogel und ihren gefühlvollen Haus-Schiller gerührt zu zeigen, denn sie führte ihr veilchenduftendes, gesticktes Taschentuch an die Augen, als ob sie eine Thräne im Auge zerdrücken wollte, — vielleicht verbarg sie auch gleichzeitig — praktisch, wie sie war — ein Gähnen dahinter.

Ich hätte jedenfalls noch mehr hören müssen von den Anschauungen der dicken Frau von Feldmeister, die an Originalität wirklich nichts zu wünschen übrig ließen, wenn nicht plötzlich die jungen Damen wieder in unserer Nähe aufgetaucht wären.

„Nun nehmen Sie Ihr Bräutchen nur wieder hin, Herr D.,“ lachte ziemlich ungenirt Fräulein Aurelie, die jüngere; „sie hatte schon Sehnsucht nach Ihnen, als ob sie schon ein ganzes Jahr von einander nichts gesehen hätten. O, es muß doch eine schöne Zeit sein — so ein Brautstand, nicht wahr, Mama?“

Mama machte ein verächtliches Gesicht. „Praktisch betrachtet ist ein Brautstand immer langweilig.“

„O, mir würde er gewiß nie langweilig sein!“ versicherten die beiden Töchter in einem Athem.

Auf Ellens Gesicht las ich die sehr entschiedene Erklärung: Ich ertrage das Geschwätz nicht länger — komm! So verabschiedeten wir uns denn von den Damen, wurden von der Mama zu einem Besuch, von den Töchtern zu Kahn- und Bergpartien eingeladen und gingen mit dem festen Entschlusse, keiner dieser Einladungen nachzukommen, ziemlich eilig von dannen.

Dicht vor dem Kursaal trafen wir die Herren, die wir suchten. Der Graf Gölzen war richtig immer noch dabei, und außer ihm hatte sich noch ein Vierter, ein Mann von hoher Gestalt und wahrhaft aristokratisch edlem Gesicht hinzugefunden.

„Seiner Majestät Leibkürassier wird zu Papas Schatten!“ seufzte Ellen.

„Wer ist der Fremde?“ fragte ich.

„Der Freiherr von Kästburg — ein sonderbarer Mann, vielleicht einzig in seiner Art, mit den Gölzen und Feldmeister und den übrigen, die du hier kennen gelernt hast, garnicht zu vergleichen.“

Die Herren hatten sich an einem Gartentische niedergelassen, hörten dem Promenadenkonzert zu und plauderten — anscheinend ganz harmlos. Dazu schlürfte der Graf Gölzen in großen Zügen einen eigens nach seinem Rezept bereiteten schweren, erhitzenden Punsch, — weil er selbst im heißesten Sommer an „kaltem Magen“ litt, wie er behauptete, während Walden stark verdünnten Absinth, auf jene künstliche, bei Absinthliebhabern als die einzig richtige betrachtete, Art mit Wasser gemengt, trank, und Doktor Zwickel sich an einem Glase kulmbacher Bieres labte. Der Freiherr von Kästburg allein rauchte nicht und trank nicht — er war, wie ich später erfuhr, ein Muster von Mäßigkeit.

Nach den unumgänglichen Begrüßungen, Vorstellungen und Glückwünschen ließen wir uns auch auf den polstergleich elastischen, drahtgeflochtenen Gartenfauteuils nieder. Die Gratulation des Freiherrn von Kästburg hatte höflich, aber, ganz im Gegensatz zu allen, die ich bisher gehört, nicht herzlich geklungen, und dennoch berührte sie mich sympathischer, als fast alle, die mir bisher zutheil geworden. Ueber das Warum? mir Rechenschaft zu geben, blieb mir nicht die Zeit, denn sofort beanspruchte ein lebhaftes Gespräch meine volle Aufmerksamkeit.

„Denken Sie Sich, gnädigstes Fräulein,“ rief der bewegliche Doktor Zwickel, „zu dem Laster des Spiels soll ich verführt werden, und mein Verführer ist Ihr Herr Papa!“

„Zum Hazardspiel wird Sie Papa doch sicher nicht verführen,“ meinte Ellen, „das haßt er selbst.“

„Warum soll man dem, was man haßt, immer ängstlich aus dem Wege gehen?“ nahm Walden das Wort. „Unsere gute Gesellschaft liebt die Hazardspiele, und wenn man die Gesellschaft nicht entbehren kann, muß man mindestens toleriren, was sie liebt.“

„Aber es ist doch garnicht möglich, daß du mit dem Herrn Doktor hazardspielen wolltest, das wäre doch jedenfalls eine ganz unnöthige Konzession an die dir antipathische Liebhaberei der Gesellschaft.“

„Zu dieser Konzession werden wir uns allerdings nicht herbeilassen, mein Kind,“ lächelte Walden. „Dagegen werden wir heute Abend den Spielklub im Mohrenhotel besuchen, und wenn unser guter Zwickel schwach genug ist, aus der Rolle des Zuschauers in die des Theilnehmers überzugehen, so mag er sich immerhin lasterhaft schelten, wir werden dieser Verführung gegenüber standhaft bleiben.“

„Das Spiel ist nur ein Laster für Leute, die kein Geld und keine Selbstbeherrschung besitzen,“ mischte sich der Graf Gölzen in's Gespräch, der bisher, vornehm nonchalant mit seinem Zwicker spielend und sich in seinem Sessel wiegend, scheinbar theilnahmlos zugehört hatte. „Solchen niedrig stehenden, respektive niedrig gearteten Menschen mußte der Staat allerdings das Spielen verbieten und die Gesellschaft es abgewöhnen. Einem Edelmann aber von ächtem Schrot und Korn wird im Ernst kein vernünftiger Mensch das Spielen verwehren. Wenn er einen Theil seines Geld verspielt, so ist die Zerstreuung auf dieser traurig langweiligen Welt — Pardon! gnädigste Baronesse, man ist ja nicht immer in der Gesellschaft schöner und interessanter Damen! — wirklich garnicht mit Gold zu bezahlen und an Noblesse kann ein ächter Edelmann selbst in der verführerischesten Situation auch nicht einen Point verlieren.“

„Sie sind noch jung, lieber Graf,“ entgegnete die an Tiefe und Klangfülle mit Gölzens schnarrendem Organ merkwürdig kontrastirende Stimme des Freiherrn von Kästburg; „wollte Gott, daß Sie bis an ihr Lebensende keine Erfahrungen machen, die Sie in dieser Ihrer Ueberzeugung erschüttern, und daß Sie recht viel Menschen begegnen, welche jene goldechte Noblesse ihr Eigen nennen dürfen.“

Ueber Waldens Gesicht flog ein spöttisches Lächeln: „Apropos, Baron, nannte man Sie nicht zwei Dezennien hindurch den Einsiedler von Kästburg?“

„Ich bin einer von jenen, die in der Welt nicht finden, was sie zu suchen ein Recht fühlen; von vergeblichem Suchen müde habe ich lange zurückgezogen und einsam gelebt — —“

Der Freiherr von Kästburg schaute noch düstrer drein, als zuvor — er erhob sich zum Gehen. Das war der Anlaß zum allgemeinen Aufbruch.

* * *

Zwischen 10 und 11 Uhr nachts brachen wir aus der Villa Walden auf, um in den Spielklub zu gehen.

Des Doktor Zwickel Abneigung gegen das Spiel schien im Klublokal rasch zu schwinden. Nachdem ihn der Graf Gölzen, nicht, wie ich erwartet hatte, Walden, einigen der anwesenden Herren als Großgrundbesitzer aus der Havanna vorgestellt hatte — auch von dem Grundbesitz hatte ich bisher kein Sterbenswörtchen gehört — folgte er, nachdem er sich nur ein klein wenig gesträubt, einer Einladung, an dem bereits in vollem Gange begriffenen Pharao theilzunehmen.

Der Bankhalter war ein ehemaliger Rittergutsbesitzer von Z., der immer Geld, viel Geld hatte, ohne daß man recht klar werden konnte, woher. Seit ein paar Wochen betheiligte er sich an dem wöchentlich mehrmals sich wiederholenden Hazardspiele im Mohrenhotel; anfangs spielte er unglücklich, — er behauptete sogar damals mehrere tausend Thaler verloren zu haben, nur wußte niemand recht, wer der Gewinner all' des Geldes gewesen sein sollte. Aber es verkehrten soviel Leute im Klublokale, Offiziere verschiedener Garnisonen der Umgegend, Rittergutsbesitzer u. s. w., daß die Spielverluste schwer zu kontroliren waren. Später hatte sich das Blättchen gewendet; in wenigen Abenden hatte von Z. Tausende gewonnen, und wer die verloren hatte, wußte jedermann. Der eine Verlierer war der Graf Gölzen — er mochte in etwa zehn Tagen 7000 Thaler eingebüßt haben; noch viel mehr hatte der noch ganz junge Lieutenant von Wöhler verloren, der, wie bereits das Gerücht ging, im Begriff war durch sein leidenschaftliches Spielen sich und seine Mutter, deren einziger Sohn er war, zu ruiniren.

Auch heute Abend saßen wieder Gölzen, der Lieutenant Wöhler und ein paar andere Herren am halbkreisförmigen Tische um den Bankhalter von Z. her und Doktor Zwickel saß mitten unter ihnen, hinter einem großen Haufen von Goldstücken, und so tapfer mit pointirend, als wenn Gold Heu wäre. Dabei sah der kleine Doktor bald hierhin, bald dorthin, als ob er furchtbar zerstreut wäre und sich den Teufel darum kümmere, wenn er gewinne oder verliere. Da auf einmal — ich, der ich hinter Zwickels Stuhle stand, schnellte hoch in die Höh' vor Ueberraschung und Schreck — sprang der kleine Mann auf, seine Hände packten blitzschnell die Hände des Banquiers, der mit Kartenausgeben beschäftigt war, und mit Donnerstimme schrie er ihn an:

„Herr, Sie sind ein Betrüger, Sie schlagen die Volte, da sehen Sie, meine Herren, den Piquebuben halb aus der Mitte des Spieles herausgezogen und den Goldfinger des Schuftes darunter."

Dann riß die rechte Faust des kleinen Mannes mit einer Kraft, die ihm kein Mensch zugetraut haben würde, den von Z. auf den Tisch herunter und versetzte ihm mit der linken Hand eine Ohrfeige, daß dem falschen Spieler sofort das Blut aus Mund und Nase schoß. Die Aufregung war eine ungeheure. Von Z., dessen Schuld nicht zu bezweifeln war, wurde rasch entfernt und Doktor Zwickel war lange Zeit der Held des Tages in unserm Bade.

Maximilian Dittrich.

Paradesaal des historischen Museum in Dresden. (Bild Seite 136.) Historische Museen haben hauptsächlich den Zweck, durch Aufstellung der Waffen, Werkzeuge und Industrieprodukte aller Art aus vergangenen Jahrhunderten den Menschen der Gegenwart eine richtige Anschauung des Lebens und Treibens der Vorzeit, den Gelehrten Material für ihre Forschungen, den Künstlern und Kunstindustriellen Gegenstände des Studiums und der Nachahmung zu gewähren. In neuester Zeit nimmt man es mit dieser Aufgabe der Museen überhaupt viel ernster als früher. Man begnügt sich nicht damit, daß sie die Neugier gewisser Volkskreise und hauptsächlich der bemittelten Vergnügungsreisenden befriedigen, oder daß sie den oft äußerlichen und verständnißarmen Kunstsinn einzelner Landesherren dokumentiren, sondern man beweist schon durch die systematische Anordnung ihrer Schätze, bei der man sorgfältig das zeitlich und örtlich Zusammengehörige zu vereinigen strebt, daß die Lust zu prunken von der Absicht der Bildung glücklich verdrängt worden ist. Zu den besten deutschen Museen gehören die in der schönen und an Kunstschätzen überaus reichen Hauptstadt des Sachsenlandes, welche seit Anfang des vorigen Jahrhunderts mit den berühmten Sammlungen der italienischen Städte rivalisiren, und unter diesen nimmt das historische Museum einen hervorragenden Platz ein.

Der Wilderer. (Bild Seite 137.) Der Fischfang und die Jagd gehörten zu den ursprünglichsten Beschäftigungen der Naturvölker. Ist es nicht sonderbar, daß sie von den Privilegirten und Privilegirtesten der gebildeten Nationen mit Leidenschaft betrieben werden? — Was einst die Noth des Lebens veranlaßte, wurde in unserer „aufgeklärten" Zeit zu dessen Luxus — das Mittel zum Zweck wurde zum Zweck. Die Stellung der Hirten ist sehr heruntergekommen, seit Moses die Heerden seines Schwagers Jethro hütete; den Acker pflügt niemand mehr zu seinem Vergnügen wie einst Cincinnatus und Cato — aber die Verfolgung der Kreatur ist heute noch eine der „edelsten Leidenschaften", wohlgemerkt die erlaubte Verfolgung, welche man die Jagd nennt, denn die unerlaubte ist ein Verbrechen und heißt Wildern. Unser Bild zeigt uns die folgenschweren Konsequenzen dieses Verbrechens. — Der Sepp Floderer war in der Woche ein arbeitsamer Mensch, aber am Sonntag ein Robbler, das heißt in's Hochdeutsche übersetzt, wenn er am Tanzboden den Hut mit der Spielhahnfeder verkehrt aufsetzte, verstummte jeglicher Streit, denn er war in der Umgebung von Zell am See (Tyrol) als der Stärkste bekannt. Seitdem er aber Hartingers Annamirl in die braunen Augen geguckt, ist seine Wildheit wie weggeblasen. Am Sonntag nach dem letzten Aufgebot stieg er im Morgengrauen auf den „Hundstein", um seiner Liebsten einen Strauß von Edelweis zu pflücken. Obzwar schwarze dräuende Wetterwolken rasch über die Berge aufzogen und der immer mächtiger fegende Ostwind den See aufwühlte, hat er doch nach dreistündiger Mühe die Wolkenregion durchschritten. Als der kernige Bursche da oben mit der aufgehenden Sonne zugleich über die salzburger und pinzgauer Bergwelt Umschau hielt, drang ein weithinschallender Jodler aus seiner Brust, der mählich in leisem Widerhall erstarb. Als er den Strauß von Almenrausch und Edelweis gebunden an den Hut gesteckt hatte, lagerte er sich zur Ruhe in einer wildgeschützten Felsenspalte. Hier beschlich ihn, wie jedermann in der Firnwelt, Melancholie. Wo immer sein Blick haftete, überall trat ihm das Bild des Todes entgegen, kein lebendes Wesen mehr zu sehen, nur ein Adler zieht, dem Gesichtskreis beinahe entrückt, in höchster Luftregion seine Ringe. Doch nein! Durch eine kesselartige Vertiefung, die ein leichentuchähnliches, schmutziggraues Schneefeld füllt, sieht er tief unter sich auf einer blumigen Matte Gemsenzicklein hörnerstoßend spielen und in einiger Entfernung davon grasen die Mütter, vom auslugenden Bock bewacht. Der Floderer-Sepp reißt die Flinte an die Backe und im nächsten Augenblick wälzt sich eine Gemse in ihrem Blut. Unbedacht schafft er den Hochzeitsbraten am hellen Tage in das Haus der Braut, doch am Eingang des Dorfes nimmt ihn der von Annamirl verschmähte Förster mit zwei Gensdarmen in Empfang und zwei Jahr lang hat er Zeit hinter Schloß und Riegel über die Nützlichkeit der Jagdgesetze nachzudenken. Nach abgebüßter Strafzeit gelobte er seinem Weibe niemals mehr zu wildern und hielt getreulich vier Jahre lang den Schwur. Aber eines Tages, als ihn die Annamirl mit dem vierten Buben beschenkte und seine einzige Kuh sich „verstürzte", da konnte er der Ueberredung des Schwagers und Schwiegervaters nicht widerstehen und stieg in deren Gesellschaft auf die „Schmittener Höhe", um einen billigen Braten zur Taufe zu holen. Während des Abstiegs, gerade im Hohlweg, der zu den ersten Häusern von Schmitten führt, schlug des Försters „Caro" an, stellte die Wilderer und der Förster verlegte ihnen den Rückzug. In solchen kritischen Momenten ist derjenige Sieger, der zuerst schußfertig dasteht. Diesmal war es der Förster. Nach der erfolglosen Aufforderung die Waffen zu strecken, krachte ein Schuß und Sepp taumelte tödtlich getroffen in die Arme des Schwiegervaters. Wohl hat Loisl Hartinger die Blutrache übernommen, aber nichtsdestoweniger ist Annamirl — die Arme! — in einigen Minuten Wittwe. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Dresden. Th. P. Wir fühlen uns nicht veranlaßt, den Namen jenes „naturwissenschaftlichen Praktikanten" öffentlich zu nennen, denn wir kennen sein Heilverfahren gegen Flechten nicht.

Krakau. J. W. Einen um den andern Abend ein warmes Fußbad.

Hamburg. Paul F. Der längere Zeit fortgesetzte Gebrauch einer Arsenlösung, die Ihnen ein Arzt verordnet, wird vielleicht gegen Ihren Ausschlag von Nutzen sein.

Dr. Meierstein.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 13. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Die beiden Mädchen gingen rasch aufwärts. „Wohin führst du mich, Nandl?"

„Zur Sägemühle."

„Ist das noch weit?"

„Hören Sie nicht den schrillen Ton der Säge und das Rauschen? Das kommt von dem Wasser, das auf das Rad fällt. Da sind wir schon, und er ist grade an der Arbeit."

„Herr Stefan arbeitet selbst?" fragte Valerie fast erschreckt.

Nandl brach wieder in ihr fröhliches Lachen aus. „Na, soll er vielleicht die Klötze sich selber einschieben lassen? Passen Sie nur auf, Sie werden schon sehen, daß der flink hinter der Arbeit drein ist und sich nichts erspart, und während die Säge arbeitet, hat er die Axt in der Hand und behaut und reinigt die Stämme. Seine Bretter sind aber auch die schönsten weit und breit." Jetzt betrat Nandl einen schmalen Fußpfad, der nach links führte, und bei der nächsten Wendung hatten sie die Sägemühle vor sich. Es war ein einfacher Bretterbau, der auf hohen Pfählen ruhte und der sich rückwärts an die Bergwand lehnte. Vorn war er vollständig offen, und man konnte die einfache Maschine in voller Thätigkeit sehen. Das Wasser kam vom Berg herunter; es war durch lange, hölzerne Röhren geleitet und stürzte mit mächtiger Gewalt auf das im Unterraum befindliche Rad, dasselbe in Bewegung setzend. Im Oberraum sah man den sauber gedielten Fußboden, die verschiebbare Vorrichtung, worin der Klotz lag, und über diesem die hin und her gehende Säge. Wollte man von dieser Seite den Bretterbau betreten, so mußte man über die in einer schiefen Ebene nebeneinander geschichteten Baumstämme schreiten. Das war nicht so leicht, — es gehörte einige Uebung dazu, über diese Brücke hinwegzukommen, ohne zu straucheln. Nandl vermied es, Valerie dieser Gefahr auszusetzen, sie wollte überdies Stefan überraschen, und sie wies deshalb das Fräulein an, mit ihr die Berglehne zu erklimmen. So kamen sie hinten herum, Stefan konnte sie nicht eher bemerken, als bis sie durch die kleine hölzerne Thüre, die sich nach der Berglehne zu öffnete, direkt in die Mühle traten.

Als die Mädchen oben ankamen, fanden sie das kleine Thürchen offen. Nandl hielt den Finger an den Mund und bedeutete noch durch allerlei Grimassen Valerie, sich ruhig zu verhalten, sie selbst schlich vorsichtig näher. Da drinnen rumorte es mächtig, das Rad polterte, die Säge ging in monotoner Weise auf und nieder, während der horizontalliegende Stamm sich immer weiter vorschob und einen immer klaffenderen Einschnitt zeigte. Stefan stand daneben und harrte des Augenblicks, wo das Brett vollends abgesägt war, um sodann durch Abschließen des Wassers die Maschine in Stillstand zu versetzen. Nandl hatte nur einen raschen, flüchtigen Blick durch die Thür geworfen, dann war sie mit einigen Sprüngen wieder bei Valerie, welche etwas zurückgeblieben war. „Da ist er!" flüsterte sie ihr zu. „Sie können ihn sehen!" Ihr Antlitz wurde so strahlend, als ob sie ihr das höchste Erdenglück verkündet hätte.

Valerie kam zögernd näher, ihr Herz klopfte — jetzt war sie nur einige Schritte von der Thüre entfernt. Mit heißen, neugierigen Augen sah sie in den Innenraum — sie erblickte Stefan. Er stand von ihr abgewendet, sie konnte ihn nur im Profil sehen; aber sie erkannte augenblicklich das schöne, jugendliche Antlitz wieder mit dem goldigen Haar und dem zarten Flaum über den Lippen, das ihr im Walde unter dem kurzen Aufleuchten des Blitzes fast überirdisch erschienen war. Gewiß, es war dasselbe Gesicht und es war dieselbe hohe, schlanke Gestalt, die sie mit kräftigen Armen hinweggetragen über alle Hindernisse des Weges, und doch — und doch, es war ein anderer, der da vor ihr stand, ein ganz anderer als der, den sie damals gesehen und mit dem ihre Phantasie sich seither unaufhörlich beschäftigt hatte. Einen Studenten, einen jungen Gelehrten hatte sie zu finden geglaubt, der nur [illegible] einen Blick der Ueberwachung auf sein Anwesen zu wer[illegible] hatte; sie hatte sich gedacht, der geniale junge Mann müsse ihr selbst bei dieser ländlichen Beschäftigung in einem poetischen Lichte erscheinen, das heißt, er dürfe so wenig wie möglich dazu passen, dabei so ungeschickt wie möglich aussehen, und nun sah sie einen Arbeiter vor sich, der hier herumhantirte, als wäre gemeine Taglöhnerarbeit sein eigentlichster Beruf, und, das erschien ihr als das schrecklichste, der dabei auch aussah wie ein Arbeiter. Er trug ein leichtes, weites Beinkleid, das ihn nirgend zu beengen schien, unter seiner blauen, bis an den Hals schließenden Weste sah das weiße Hemd hervor, dessen Aermel aufgekrämpt waren und den vollen muskulösen Arm sehen ließen. Er trug weder Hut noch Jacke, sie hingen auf einem Haken an der Wand und die Stiefeln standen darunter, er trug Holzschuhe. Ueber Valeriens Gesicht ergoß sich eine jähe, dunkle Röthe, die Röthe der Scham. Ihre Adern klopften, ihr Herz stürmte, ihr ganzes Blut empörte sich bei diesem Anblick. Holzschuhe, Holzschuhe! Und an diesen Menschen in Holzschuhen hatte sie gedacht, unaufhörlich in den letzten Tagen. Wie sehnsüchtig hatte sie nach ihm ausgesehen, und da er nicht gekommen, war sie selbst

zu ihm gegangen, bis in die Mühle, ihm nach, das hatte sie gewagt, und die Gefahr der Ueberfahrt auf einem kleinen Kahn; und den Zorn ihrer Eltern hatte sie herausgefordert um seinet willen, um eines Arbeiters in Holzschuhen willen! Thränen traten in ihre Augen, Thränen der Scham. Sie schämte sich seiner, sie schämte sich vor sich selbst, und doch trug die weitaus größte Schuld an diesen Thränen das Bedauern, daß der schöne Traum zu Ende, und daß sie den Jüngling, der sie in seinen Armen getragen, nicht ferner lieben dürfe, nicht lieben könne.

Jetzt war der Klotz durch, ein Brett war abgesägt. Der junge Arbeiter sprang zur Schleuße und schloß dieselbe. Das Wasser fiel nicht mehr auf das Rad, es stand still. Nun drehte er mittels einer Kurbel den Klotz längs der Bahn zurück und stellte ihn, nachdem er genau gemessen, um einen und einen halben Zoll, der die Dicke eines Brettes ausmacht, weiter ein. Jetzt konnte die Säge ihre Arbeit wieder beginnen. Er ließ die Schleuße los; in der nächsten Sekunde hörte man das Wasser herabstürzen und das abermalige Poltern des Rades.

Nandl, die an Valeriens Seite, gleichfalls ohne ein Auge von Stefan zu verwenden, ruhig dagestanden, drängte jetzt leise:

„Kommen Sie, er hat jetzt für einige Minuten nichts zu thun, wir wollen hervortreten."

Valerie schüttelte heftig den Kopf. „Laß mich, geh du zuerst, du und er, ihr seid gute Freunde, ich will eure erste Begrüßung nicht stören."

„Sie wollten aber doch?"

„Ja, ich wollte, aber jetzt —"

„Sie wollen garnicht hereinkommen, nicht mit ihm sprechen?"

Valerie stand unentschlossen, dann sagte sie leise: „Ja doch, ich will, du kannst ihm sagen, daß ich gekommen sei, weil ich Herrn Stefan kennen lernen wollte." Sie dachte daran, wie es jetzt mehr als je nöthig wäre, daß er über den Vorfall im Walde Schweigen beobachte.

Nandl schien mit der Abmachung zufrieden, sie stand bereits an dem Thürchen. In demselben Augenblick bückte sich Stefan, um nachzusehen, ob der Einschnitt genau in der gewünschten Dicke vor sich gehe. Das war für die kleine Nandl eine viel zu schöne Gelegenheit, Stefan um den Hals zu fliegen, als daß sie sie hätte ungenützt vorübergehen lassen. Mit einem Satze war sie hinter ihm, und indem sie ihre Arme um seinen Hals legte, beugte sie den Kopf vor und sah ihm schelmisch in die Augen. Stefan hatte sich hierauf willfährig auf ein Knie niedergelassen, um sich so kurz wie möglich und der Nandl erreichbar zu machen.

„Bist schon zurück?" rief er ihr zu, indem er, nach rückwärts langend, ihre kleinen Hände erfaßte. „Und da kommt einem das Mädel so mir nichts dir nichts über den Hals, wie ein Unglück. Bist überhaupt eine rechte Landplage, Nandl!" Er lachte und sie lachte mit. Sie hatte gut lachen, ihr hüpfte das Herz vor Freude und Glückseligkeit. „Nun laß mich aber los, du kleines Ungethüm, damit ich aufstehen kann, oder willst du vielleicht den Luftsprung mit mir machen?"

„Nein, behüte," sagte Nandl, indem sie rasch zurücksprang und ihn freigab. Im nächsten Augenblick stand er vor ihr. Nandl aber steckte ihre Unterlippe schmollend noch mehr hervor: „Nun ja, jetzt ist er wieder baumlang und jetzt kann unsereiner kaum mehr zu ihm hinaufsehen."

„Ich kann doch nicht immer wie ein Wurm im Staube kriechen, damit mir die kleinen Mädel in die Augen sehen können, was?"

„Nein, du brauchst aber auch nicht in die Unendlichkeit zu wachsen."

„Wachse mit, Nandl, es wäre das Beste, was du thun könntest." Er nahm sie an der Hand und zog sie betrachtend näher. „Wie erhitzt du bist," sagte er und strich sanft mit der Hand über ihre Stirn. „Kein Wunder auch, wenn man bei dieser Hitze wie eine Mumie in alle diese Tücher gewickelt ist." Er begann mit einer gewissen Zärtlichkeit dieselben zu lösen und ihr vom Kopfe zu ziehen. „Weshalb läßt du dir auch soviel altes Fetzwerk aufhängen, das sieht ja ganz abscheulich aus."

„Das ist sehr schönes, gutes Zeug, Stefan, das ist kein Fetzwerk," erwiderte Nandl, fast gekränkt.

„Damit putzt dich wohl die alte Kathrein auf?"

„Freilich, und sie thut das immer, wenn ich in die Stadt gehe; sie sagt, ich wäre jetzt ein großes Mädel, und es passe sich nimmer, wenn ich barhaupt und in meinen kurzen Röcken dahin komme; sie sagt, ich müsse anständig aussehen."

„Und zu dem Zweck staffirt sie dich mit ihrer eigenen Garderobe aus!" bemerkte Stefan lachend.

„Sie borgt mir von ihren Sachen; heute hat sie mir sogar ihre neue braune Jacke gegeben."

„Sie ist allerliebst, diese Jacke mit ih[illegible]n reich[illegible] wurf, aber zwei Nandl füllten sie auch noch [illegible]

„Lache nicht!" rief Nandl, ernstlich erzü[illegible] daß du darüber lachst. Die Kathrein erwe[illegible] sie ist so gut —"

„Und du bist so garnicht eitel! Nein, d[illegible] nicht nachsagen." Voll zärtlichen Mitleids f[illegible] mit beiden Händen. „Du bist doch ein recht ar[illegible] Er zog sie an sich und fast hätte er sie geküß[illegible] artiges Gefühl, von dem er sich noch keine R[illegible] hielt ihn zurück. Er hatte Nandl noch nie ge[illegible] nun in ihre schönen, braunen Augen blickte, [illegible] Ton: „Weißt du, Nandl," sagte er nachdenkli[illegible] einmal in einer Tracht sehen, die zu deiner za[illegible] in einem Gewande, das zu deinem Gesichte, zu [illegible] Hautfarbe stimmt. Ich habe gestern in einem [illegible] Professors geblättert, und ich habe darin ein [illegible] abgebildet gefunden, die fast wie du aussah, — [illegible] eine große Aehnlichkeit zwischen euch, und da da[illegible] leichte, flatternde Gewänder, die müßten dir auch [illegible] und du würdest darin ganz anders aussehen, so hü[illegible] wie jene."

„Geh!" machte Nandl mit komischer Zurecht[illegible] mit den weißen, flatternden Gewändern angeth[illegible] euch dann Würmer und Salamander in all[illegible] Aber ich sehe schon, das Ungewöhnliche, das i[illegible] aber —" Sie schlug sich in ihrer lebhaften A[illegible] vor die Stirne. „Meiner Seel', auf die hätte [illegible] Da draußen steht eine, die hat weiße, flattern[illegible] sieh dir an, die wird dir gefallen, — komm!'[illegible]

„Ich kann jetzt nicht," sagte Stefan, „da[illegible] durchsägt sein."

„Du Unbeholfener! Wenn dir die Säge [illegible] laß sie stehen!" rief Nandl fröhlich, und sie s[illegible] sie rasch zuschließend. „So, jetzt hast du Zei[illegible] sogleich Bekanntschaft machen. Fräulein Va[illegible] doch! Da, sieh, wen ich dir mitgebracht hab[illegible] die Thür getreten, und Nandl, die ihr entge[illegible] nun an der Hand herbei.

Stefan war wie unter einem elektrischen Schlage [illegible] gezuckt. Valerie — wollte er rufen, aber er bezwang sich und faßte sich so weit, um ihr mit einem kurzen, ehrerbietigen Gruß entgegenzutreten. Sie nickte dankend und sah ihn dabei an. Sie hatte all' ihren anerzogenen Stolz zu Hülfe gerufen, sie glaubte sich vollständig gewappnet, als ihr aber jetzt ein so stürmisches Entzücken aus seinen Augen entgegenflammte, da erröthete sie unwillkürlich und verwirrt senkte sie die Augen. Sie blieben auf seinen Holzschuhen haften. Das brachte sie sogleich wieder zu sich. Ihre Lippen, ihre Hände preßten sich unmuthig zusammen.

„Stefan, sie wollte dich kennen lernen," begann endlich die Nandl, die es nicht begreifen konnte, daß die beiden so stumm und dumm einander gegenüberstanden. Und dann zu Valerie gewendet: „Aber dazu müssen Sie ihn doch ansehen, geben Sie ihm auch die Hand, er ist ein braver Mensch, ein fleißiger, tüchtiger Bursche."

Valerie nickte zustimmend mit dem Kopfe, aber weder ihre Lippen, noch ihre Hände lösten sich. Auch Stefan hatte noch keine Worte gefunden; wie trunken hingen seine Blicke an der eleganten, reizvollen Gestalt des jungen Mädchens. Der arme Junge! Er hatte vordem noch nie ein weibliches Wesen erblickt, das die herrlichsten Naturgaben mit den Vortheilen feiner Erziehung und dem Raffinement moderner Koketterie vereinte und zu einem vollendeten Ganzen verband.

„Sie kommen zu mir?" fragte er endlich in einem so ungewissen Ton, als könne er dies vielverheißende Glück kaum erfassen.

Valerie fühlte, wie sie über diese Frage err[illegible]thete. „Die Nandl besuchte mich heute," sagte sie, wie entschuldigend, „und sie hat mir so viel von Ihnen erzählt, und da wollte ich Sie kennen lernen."

„Das ist eine große Ehre für mich," entgegnete Stefan.

Dies diskrete Eingehen des jungen Mannes auf ihre Lüge ermuthigte sie und gab ihr ihre volle Sicherheit zurück. Sie lächelte. „Ich wollte dies umsomehr, da ich, obwohl ich Sie noch nie gesehen, Herr Stefan, doch schon einmal von Ihnen geträumt habe. Ist das nicht sonderbar?"

Stefan blickte sie groß und erwartungsvoll an. „Gewiß,“ sagte er.

„Mir träumte,“ fuhr Valerie völlig unbefangen fort, „ich wäre in einen großen, dunklen Wald gerathen, es war wie in den Märchen; ich war darin verzaubert, die Elemente hatten sich gegen mich verschworen, ich sollte nicht fortkommen. Da erschienen Sie, um mich zu erlösen. Sie bestanden den Kampf mit den feindlichen, widerstrebenden Luftgeistern, Sie besiegten sie und erretteten mich glücklich aus ihrer Gewalt; aber als ich Ihnen danken wollte, waren Sie verschwunden. Ich hatte die Absicht, diesen Traum meinen Eltern zu erzählen, aber nach einiger Ueberlegung unterließ ich dies. Ich fürchtete ihr Erstaunen, ihre Mißbilligung, daß ich — so leichtsinnig —“

Valerie stockte, aber Stefan nahm ihr das Wort vom Munde: „Daß Sie so leichtsinnig Ihre Rettung einem Manne anheimstellten, der nicht, wie es in den Märchen üblich, ein Ritter, sondern nur ein armer Handwerksbursche war, — das wollten Sie damit andeuten, Fräulein Valerie?“ Das sollte scherzhaft klingen, aber es klang recht bitter.

Valerie erschrak. Diese reizbare Empfindlichkeit, dies feine Verständniß für ihre Anschauung, die im Grunde doch ungesagt geblieben, hatte sie bei dem Manne in Holzschuhen nicht vorausgesetzt. „O, nicht doch, Sie mißverstehen mich,“ stotterte sie verlegen. Sie konnte nichts dafür, daß die Sache dadurch erst recht ihre Bestätigung erhielt. „Ich wollte Sie nur fragen, Herr Stefan, ob auch Sie in Betreff Ihrer Träume so verschwiegen sind, oder ob Sie die schlechte Gewohnheit haben, sie weiter zu erzählen, dem Professor vielleicht?!“

Stefan wandte sich ab. Zornig preßte er seine Lippen aufeinander. Alles war ihm mit einemmale klar geworden: Sie wollte die Begegnung im Walde geheimhalten, allen verschweigen, weil sie sich ihres Beschützers schämte, aber sie wollte sich auch seines Stillschweigens versichern. O, sie durfte ruhig sein! Er würde es gewiß niemals verrathen. Sie sollte jedoch die schmerzliche Enttäuschung nicht gewahr werden, die sie ihm bereitet, sie sollte nicht den zornigen Aerger sehen, der ihm das Herz durchwühlte. Er trat zur Schleuße und öffnete sie. Das Wasser stürzte herab und das Gepolter nahm wieder seinen Anfang. Das schien ihm wohlzuthun, es schien ihn zu beruhigen.

Als er jetzt zu Valerie zurückkehrte, lag ein fast spöttisches Lächeln auf seinen Lippen. „Was Träume anbelangt,“ sagte er, mit einer gewissen Gleichgiltigkeit das Gespräch aufnehmend, „so erzähle ich sie gewiß niemand, weil ich auf Träume überhaupt keinen Werth lege,“ — er betonte die beiden letzten Worte etwas stärker, — „und weil ich sie gewöhnlich am nächsten Morgen schon vergessen habe.“ Er lachte.

Valerie fühlte sich gekränkt, verletzt, doch gestand sie sich ein, daß sie diese Lektion verdient habe. Sie zupfte an ihrem Hütchen, an ihrem Sonnenschirm, sie wußte nicht, was sie thun, was sie sagen sollte.

Nandl hatte indeß ganz verdutzt bald auf den einen, bald auf den andern gesehen. „Ja, was ist denn das?“ platzte sie jetzt heraus. „Was habt ihr denn? Sprechen Leute, die sich zum erstenmal sehen, von ihren Träumen, und ärgern sich dann darüber, wenn sie sich nicht gleich richtig verstehen?“ Sie sah forschend auf die beiden. „Hört ihr, mir kommt es fast so vor,“ — sie drohte mit dem Finger — „als ob ihr euch schon von früher her kenntet.“

„Nein, Nandl,“ sagte Stefan in einem kurzen, barschen Ton. „Wir kennen uns nicht und wir haben auch kein Verlangen, uns kennen zu lernen.“

Das Brett war durchsägt, die Säge ging nur mehr in der Luft. Stefan sprang hinzu. Er stellte das Rad ruhig und er beschäftigte sich dann damit, einen neuen Pfosten unter die Säge zu bringen. Um Valerie kümmerte er sich nicht mehr.

Sie blieb eine Weile ganz zerknirscht, dann hob sie stolz ihr schönes Köpfchen. „Adieu!“ rief sie Stefan zu. Es klang recht vornehm. Dann eilte sie über den Bretterboden hinweg, der kleinen Thür zu, durch die sie eingetreten war.

„Leben Sie wohl, Fräulein,“ erwiderte Stefan, und dann zur Nandl gewendet: „Begleite sie!“ Hierauf wandte er seine ganze Aufmerksamkeit wieder seiner Arbeit zu.

Die beiden Mädchen hatten sich entfernt. Valerie lief rasch voraus. Nandl, die diese Eile nicht nothwendig fand, folgte ihr verwundert; als sie das Fräulein aber gegen das Ufer zulenken sah, war sie flugs bei ihr und hielt sie am Arm fest. „Heda! Das ist der unrechte Weg, da hinauf geht's.“

„Nandl, führe mich gleich wieder zurück, ich will nach Hause,“ bat Valerie fast flehend. Aber Nandl sagte ganz entschieden, das ginge nicht. Sie müsse vorerst ihre Einkäufe den Leuten zustellen, die darauf warten; sie habe sich ohnedies länger aufgehalten; erst wenn sie alle ihre Geschäfte besorgt, dann könne sie dem Fräulein zu Diensten sein. „Aber was soll ich denn während dieser Zeit beginnen?“ fragte Valerie ungeduldig.

Nandl sah sie erstaunt an. „Ja, ich dachte, sie hätten eine so große Sehnsucht, den Onkel wiederzusehen, weshalb sind Sie denn sonst gekommen?“

Valerie senkte den Kopf. „Ich bin krank, Nandl,“ sagte sie mit matter Stimme. „Die Hitze und jetzt das schnelle Gehen. Es brennt mir durch alle Adern. Ich möchte am liebsten gleich fort, aber wenn es nicht sein kann, so laß mich wenigstens nicht zu lange auf dich warten.“

Nandl versprach, möglichst rasch zu sein. Sie zeigte dem Fräulein den Weg, den sie zu nehmen habe, um zu dem Hause des Professors zu kommen, sie selbst wolle nach ihrem Häuschen und dort den Korb holen, um die eingekaufte Waare auszutragen. Die Mädchen trennten sich. Bald hatte Valerie das Haus ihres Onkels erreicht. Sie traf ihn nicht zu Hause. Kathrein versicherte jedoch, er werde bald zurück sein, und das Fräulein möge ihn in der Bibliothek erwarten, vorausgesetzt, daß sie dort nichts berühre.

Valerie trat ein. Sie durchschritt das Zimmer des Professors, ohne sich aufzuhalten, und öffnete nicht ohne Behutsamkeit die Thür, die in das Bibliothekzimmer führte. An der Schwelle blieb sie stehen, einen raschen, forschenden Blick in dasselbe werfend. Es war niemand daselbst. Ihre Augen hafteten dann eine Zeitlang an dem kleinen Tische, nahe beim Fenster. Sie erinnerte sich, wie sie vor einigen Tagen hier eingetreten war und voll fröhlicher Neugier nach Stefan, nach dem jungen Schüler des Professors, gespäht hatte; wie ihr dieser Platz als der seinige bezeichnet worden war, wie sie enttäuscht war, als sie ihn daselbst nicht antraf, und wie sie damals fast mit Ungeduld den Augenblick herbeigewünscht, wo sie ihn kennen lernen werde. Jetzt kannte sie ihn, aber sie wollte, sie hätte ihn nie gesehen, sie wollte, er wäre ihr nie begegnet! Hatte sie nicht seit jenem Abend, wo sie im Walde zusammentrafen, wie in einem Fieber gelebt? Und jetzt? Sie fühlte sich so beschämt, so gedemüthigt, so unglücklich, wie nie in ihrem Leben! Sie hatte auf dem kleinen Sessel vor Stefans Arbeitstisch Platz genommen, ihr Arm stützte sich darauf und ihr Kopf ruhte wie ermattet auf demselben. Ihr Stolz und ihr Vorurtheil wollten ihr zu Hülfe kommen. Sie sagte sich, daß dieser Mensch in Holzschuhen sie nicht zu kümmern habe, und sie werde ganz einfach nicht mehr an ihn denken. Aber das war nicht so einfach und nicht so leicht; die einmal erregten Nerven gehorchten nicht dem Verstande: sie dachte doch an ihn! Diese letzte Begegnung konnte sie nicht so leicht vergessen. Jeder seiner Blicke, jede seiner Stellungen war ihr erinnerlich, sie wußte jetzt, welches feurige Entzücken er in seine Augen legen konnte. Er hatte so schöne, ausdrucksvolle Augen, das hatte sie bei ihrer ersten Begegnung garnicht bemerkt. Und jede Beugung des Halses war ihr im Gedächtniß, und die Art, den Kopf zurückzuwerfen, und sein rascher Sprung, der die schlanke Gestalt in all' ihrer jugendlichen Elastizität zeigte; aber auch des abscheulichen, nachschlürfenden Ganges gedachte sie, den die Holzschuhe bedingten, und der starkgebräunten Arme und Hände. Fast erdrückt von diesen Bildern und ihren wechselnden Empfindungen, schlug sie beide Hände vor ihr Gesicht. Ach, hätte sie doch sich selbst entfliehen können! Nach einer Weile blickte sie auf; ein Gegenstand hatte schon früher ihre Augen auf sich gezogen, ohne daß ihr das recht zum Bewußtsein gekommen war. Es war ein zartes, kleines Vergißmeinnichtsträußchen, das in einem Glase vor ihr auf dem Tische stand. Jetzt streckte sie die Hand nach demselben aus, um es genauer zu betrachten. Sie zuckte zusammen, es war das Sträußchen, das Baron Wachtler im Walde für sie gepflückt, sie erkannte es an dem blauen Seidenfaden, mit dem es zusammengebunden, und den sie selbst dazu hergegeben hatte. Wie kamen diese Blumen hierher auf seinen Tisch, wo er sie fortwährend vor Augen hatte? Ja wohl, vor Augen! Hier arbeitete er, hier lagen seine Zeichnungen, hier sein Buch; die Stelle, wo er gelesen, war durch einen weißen Streifen Papier angemerkt. Sie öffnete das Buch an dieser Stelle, der Streifen Papier, der darin lag, enthielt ihren Namen. Zwei-, dreimal war er daselbst aufgeschrieben worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Römerbrücke über die Etsch bei Partschins. (Seite 156.)

Karl Linné

ist der Name eines der größten Naturforscher aller Zeiten, eines Mannes, der eine Berühmtheit erlangt hat, wie sie nur äußerst wenigen Männern der Wissenschaft zutheil geworden ist. Noch heute, nachdem bereits ein volles Jahrhundert über den Grabhügel des „nordischen Sternes", wie ihr seine Zeitgenossen nannten, dahingerauscht ist, kennt jeder Mensch, der in seinem Leben etwas von wissenschaftlicher Pflanzenkunde gehört hat, jeder Schüler, der mit den Grundzügen derselben bekannt gemacht werden soll, den Namen Linné. Er ist der Vater des berühmtesten künstlichen Systems der Botanik, jenes Theils der Naturwissenschaften, welcher die wissenschaftliche Kenntniß des Pflanzenreichs umfaßt; und er war es, der dieser seiner Wissenschaft ein sicheres Fundament schuf. Mit der Entdeckung Amerikas und der damit ermöglichten, stets fortschreitenden Erweiterung der geographischen Kenntnisse, hatte die Pflanzenkunde eine Reihe von Anregungen empfangen, deren Folge, während zweier ganzer Jahrhunderte die Aufsammlung ungeheurer Mengen ungeordneten Materials war. Versuche, Ordnung zu bringen in das Chaos des Beobachteten und Erkannten wurden gemacht, scheiterten zunächst aber so vollständig, daß schließlich beinahe jeder einzelne wissenschaftliche Pflanzenkundige sein eigenes System aufstellte und alle übrigen als unbrauchbar verwarf. Daher war die Schöpfung eines allgemein brauchbaren Systems nahezu gleichbedeutend mit der Schöpfung der neueren botanischen Wissenschaft selbst. Und dies gelang Linné, indem er das Verhältniß der pflanzlichen Befruchtungsorgane, der Staubfäden und des Pistills oder Stempels, zur Grundlage einer neuen Eintheilung des gewaltigen Pflanzenreichs machte. Dieses System war kein *natürliches*, d. h. es berücksichtigte nicht die Eigenthümlichkeiten im Bau und Leben der ganzen Pflanze, aber solch' ein natürliches System zu schaffen, reichten die bis dahin errungenen botanischen Kenntnisse bei weitem nicht aus. Linné that alles, was seiner außerordentlichen Begabung zu leisten möglich war — er hielt sich in der Hauptsache konsequent an die wichtigsten Pflanzenorgane, ohne dabei aber die damals bekannten oder seiner Erkenntniß sich erschließenden Gesetze der Pflanzenentstehung und die übrigen Erscheinungen der Pflanzenverwandtschaften außer Acht zu lassen.

Am 4. Mai des Jahres 1704 wurde Linné zu Rashult in der schwedischen Landschaft Smaland, geboren. Sein Vater, der Pfarrer war, wollte den Sohn erklärlicherweise auch zu einem Gottesstreiter heranwachsen sehen, aber diesem Wunsche machte die eigenthümliche und unbesiegliche Beanlagung des Knaben einen Strich durch die Rechnung. In den alten Sprachen machte derselbe auf der Lateinschule, die er von seinem zehnten Lebensjahre an besuchte, so geringe Fortschritte, daß der Vater an seiner geistigen Befähigung verzweifelte und ihn eines schlimmen Tages sogar schon zur Erlernung des ehrsamen Schusterhandwerks bestimmt hatte. Glücklicherweise fand sich in dem Arzt Röthmann ein Vertheidiger der auf die Erforschung der lebendigen Natur gerichteten Begabung des Knaben, und dieser Freund und Vertheidiger setzte es durch, daß sein Schützling auf der Schule gelassen wurde. Im Alter von 23 Jahren vertauschte er diese Vorbereitungsanstalt mit der Universität zu Lund, und ein Jahr darauf wandte er sich nach Upsala, hier wie dort Medizin und Naturwissenschaften studirend. Einer seiner Lehrer, der als Naturhistoriker tüchtige Olof Celsius, erkannte bald Linnés großes Talent und zog ihn bei der Bearbeitung seines „Katalogs der Pflanzen in der Umgegend von Upsala" (Catalogus plantarum circa Upsaliam) zur Hülfeleistung heran. Bei dieser Arbeit ward Linné bereits von dem Grundgedanken seines Systems erfaßt, und als er denselben in einem akademischen Aufsatz zu begründen sich bemühte, erwarb er sich die Gönnerschaft des jüngeren Rudbeck, der seinem berühmten Vater in der Professur der Anatomie und der Inspektion des botanischen Gartens gefolgt war, und erhielt von diesem die Vorlesungen im botanischen Garten übertragen. Ueberhaupt fehlte es ihm an Auszeichnungen in jener Zeit seines

Karl Linne.

frühesten Wirkens keineswegs, — so beehrte ihn die Akademie der Wissenschaften mit dem Auftrage, zu botanischen Zwecken eine Reise nach Lappland zu unternehmen, von der er 1732 mit reicher Ausbeute an wissenschaftlichem Material zurückkehrte, welches letztere er unter dem Titel: „Flora lapponica", gesammelt 1735 zu Amsterdam herausgab. Kurz darauf führten ihn mineralogische Forschungen in die schwedische Provinz Dalarne, auch Dalekarlien genannt, in deren Hauptstadt, dem wegen seines viele Jahrhunderte alten Kupferbergwerks weitberühmten Falun, er Vorträge über Mineralogie und Hüttenwesen hielt.

Daß der Mensch von wissenschaftlicher Auszeichnung allein nicht leben kann, sollte jedoch auch Linné erfahren; schwere und erfolglose Kämpfe um eine auskömmliche Existenz belehrten ihn, daß seine Lieblingswissenschaft ihn nicht zu ernähren vermochte, und, dem Hunger weichend, entschloß er sich noch im Alter von 28 Jahren, und trotzdem er bereits als Botaniker und Mineraloge eines wohlverdienten Ruhmes genoß, mit dem Studium der Medizin als Brotwissenschaft von vorn zu beginnen. Zu diesem Behufe ging er nach Holland, vorerst an die Universität von Harderwijk und dann an die von Leyden.

Nun gab er sich einer Thätigkeit hin, die einen glänzenden Beweis für seine wahrhaft erstaunliche Arbeitskraft ablegte. Er studirte auf das eifrigste und produzirte gleichzeitig sein geniales Werk, das „System der Natur" (Systema naturae seu regna tria naturae systematicae proposita per classes, ordines, genera et species), welches die Grundlage seines ganzen Systems enthält und sich durch Schärfe der Logik und siegreiche Kritik auszeichnet. Auch hier erwarben seine Leistungen ihm bald einflußreiche Freunde; der eine davon, Professor der Botanik und Inspektor des botanischen Gartens zu Amsterdam, Johann Burmann, engagirte ihn zu gemeinschaftlicher wissenschaftlicher Arbeit und ein anderer, der weltberühmte Arzt Boerhave, empfahl ihn dem amsterdamer Bürgermeister und Banquier Clifford als Hausarzt und Inspektor für seinen prachtvollen Garten in Hartecamp bei Haarlem, der neben einer seltenen Fülle von Pflanzen aller Arten und Zonen eine reichhaltige Menagerie von Säugethieren und Vögeln, ein naturhistorisches Museum und ein bedeutendes Herbarium aufzuweisen hatte. Unter den zahlreichen Schriften, welche die Muße jener behaglichen Stellung entstehen ließ, stehen voran die Beschreibung des Gartens (Hortus Cliffortianus) und vor allem die Schrift über die Pflanzengeschlechter (Genera plantarum), worin er die charakteristischen Merkmale von 935 Pflanzenarten nach eigener Beobachtung beschrieb. Dieser folgten die „Classes plantarum" mit einer Zusammenstellung aller bis dahin bekannt gewordenen Pflanzensysteme. Eine Reise nach England unterbrach seine Thätigkeit in Holland, und eine andere im Mai 1738 unternommene Reise nach Paris beendete dieselbe. Nachdem er die berühmten französischen Botaniker Jussien, Guettard und andere kennen gelernt, kehrte er im September 1738 nach seinem Vaterlande zurück und ließ sich in Stockholm als Arzt nieder. Bald erhielt er eine Anstellung als Arzt der Admiralität und schon 1739 wurde er vom König zum königlichen Botanikus und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt. Das Jahr 1742 brachte ihm einen Ruf als Professor der praktischen Medizin und Anatomie nach Upsala, dem er folgte, aber nur um die Professur der Medizin sofort mit der seiner geliebten Botanik zu vertauschen. Die Verbesserung der Einrichtungen des botanischen Gartens in Upsala, wissenschaftliche Reisen im Auftrage der Regierung und etwa 200 wissenschaftliche Schriften legen ein beredtes Zeugniß ab für den unermüdlichen Fleiß, welchen Linné in seinem neuen Wirkungskreise, an der Stätte seiner frühesten naturwissenschaftlichen Studien entfaltete. In seinem bedeutendsten Werk Species plantarum (die Arten der Pflanzen) beschrieb und klassifizirte er nach eigenen Forschungen über 7300 Pflanzenarten und erwarb sich auch dadurch ein hohes Verdienst, daß er an Stelle der alten schwerfälligen Bezeichnungen einfache und möglichst charakteristische Namen setzte. Im Jahre 1747 wurde er zum Archiater ernannt, ein Titel, der zuerst vom römischen Kaiser Nero seinem Lieblingsarzte Andromachus verliehen wurde und sich in Schweden als Ehrentitel für den obersten Leibarzt des Königs erhalten hat. Zehn Jahre darauf adelte ihn der König und schenkte ihm ein Landgut, und erst ihm Jahre 1774 setzte ein Schlagfluß, der 1776 wiederkehrte und eine andauernde Schwäche des Körpers und Geistes zurückließ, seiner rastlosen Thätigkeit ein Ziel. Am 10. Januar 1778 vollendete der Tod seine Auflösung. A. G.

Kleine aber gefährliche Feinde.

Der Khalif Omar — erzählt ein arabisches Märchen — saß einst mit den Seinen bei Tische, als eine Heuschrecke in das Gemach geflogen kam, eine zeitlang in demselben umherflatterte, endlich aber vor Omar auf den Tisch fiel. Der Khalif griff nach dem Thierchen, um es von den Gedecken zu entfernen, und da erst bemerkte er, daß die Flügel der Heuschrecke beschrieben waren und er las die folgenden stolzen Worte darauf: „Wir legen 99 Eier; wenn wir aber hundert legten, würden wir die ganze Welt zugrunde richten." — Wie alle morgenländischen Märchen zeigt auch dieses — trotz der nothwendigen orientalischen Uebertreibung — einen klaren und treffenden Blick und mag jene Heuschrecke immerhin ein wenig an Größenwahn gelitten haben, — wahr bleibt es doch, daß jenes unscheinbare Thier schon größeren Schaden angerichtet, als irgend ein anderes. Kein Wunder, daß sein Ruf nicht der allerbeste; schon die Weisheit der Bibel läßt an den Heuschrecken kein gutes Haar und sagt von ihnen: „Sie bedeckten das Angesicht der Erde und die Erde verfinsterte sich. Sie vernichteten alle Kräuter der Erde und alle Früchte der Bäume." — Ihr Appetit war also schon damals ein ausgezeichneter. Der Prophet Joel macht zwar aus einem Floh keinen Elephanten, aber aus der Heuschrecke doch einen Löwen, indem er sie schildert: „Ihre Zähne sind Löwenzähne und ihre Kinnbacken die einer Löwin." —

Fort und fort erheben sich aus den Wüsten Syriens und Aegyptens — durch Hungersnoth getrieben — zahllose Schwärme wilder Heuschrecken und fallen in die zunächstgelegenen Länder ein, deren Vegetation sie zu nichte machen. Im zweiten und dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hausten sie auf solche Weise an der Nordküste Afrikas. Heftige Südwinde warfen jedoch Schwarm für Schwarm in's Meer und die Menschen freuten sich schon, auf diese Weise von der Landplage befreit zu werden; allein die millionen von der Fluth zurück an das Land geworfener Kadaver verpesteten derart die Luft, daß eine Epidemie ausbrach, an der mehr als 800,000 Menschen zugrunde gingen. — Auch bis nach Europa haben diese bösen Gäste sich gewagt und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Südfrankreich zu wiederholten malen gründlich verheert.

Allein so groß auch immer der Schaden sein mag, den die verschiedenen Arten der wilden Heuschrecke schon angerichtet haben und fortwährend anrichten, so bleibt doch zu bedenken, daß dieses Thier eben nur dem Zerstörungstriebe seiner Gattung folgt und daß die moderne Wissenschaft nicht weniger als dreihunderttausend schädliche Arten dieser Thierordnung kennt, welche gewöhnlich die der Insekten genannt wird.

Es gibt unter den zahlreichen Klassen des Thierreichs keine, vor der, was Lebenstüchtigkeit und alle Vortheile betrifft, die im Kampfe um's Dasein angewendet werden können, die fünfte Klasse der kleinen Insekten zurückzutreten brauchte, und es lohnt daher sich wohl der Mühe, über die Rolle, welche diese unsre kleinen aber gefährlichen Feinde im Haushalte der Natur spielen, sich ein wenig zu orientiren.

Man kann sagen, daß die Insekten im Kampfe um ihre Existenz sich alle Vortheile erworben haben, die nur möglich waren bei einer Thiergattung so kleiner Art. Sie sind überaus kräftig gebaut und ihre Stärke wie ihre Verdauungsfähigkeit gehen weit über das Verhältniß der Größe hinaus; beides infolge ihres Reichthums an Muskeln, von denen die Weidenraupe zum Beispiel über 4000 besitzt. Der größte Theil von ihnen ist beflügelt wie die Fliegen, Bienen, Falter, Käfer, und die unbeflügelten haben sich wenigstens zahlreiche Füße angeeignet, und es gibt Arten mit mehr als hundert Paar Füßen. Im ganzen genommen sind die Insekten alle geborene Krieger, und wenn die Ameisen zum Beispiel auch treffliche Bürger im Frieden zu sein verstehen, ihr Lohn- und Arbeitssystem, ihre Schulen für die Jungen haben und ihre Gemüsegärten anlegen und anbauen, so haben sie im Krieg ihre Signale und Generale, ihre Sanitätstruppen und

Gefangenentransporte. Viele von ihnen tragen zwei- und dreifache Panzer, um Angriffe abzuwehren, zahlreiche Augen, um Ueberfällen zu begegnen; sie haben sich häufig die Farbe ihrer Opfer angeeignet, um sich ihnen leichter nähern zu können, und ihre Kleinheit schützt sie oft vor dem Bemerktwerden. Sie besitzen erstaunliche anatomische Kenntnisse, die von Generation auf Generation sich fortpflanzen, und verfehlen niemals die tödtliche oder die für sie gewinnreichste Stelle des Gegners zu treffen; sie bereiten die stärksten Gifte, und Aethergeist, Chloroform, Aqua Toffana u. s. w. sind Zuckerwasser gegen die Flüssigkeiten, mittels welcher gewisse Wespenarten zum Beispiel ihre Opfer betäuben. Ein Arsenal von Waffen steht ihnen zur Verfügung, Stacheln, Rüsseln, Fangscheeren, Freßzangen u. s. f. Sie spinnen Netze und graben Minen, um sich des Feindes zu bemächtigen, und wenn wir hören, daß ein Ameisenbau im Verhältniß zur Größe seiner Erbauer fünfmal höher ist als die höchste Pyramide, die je menschliche Eitelkeit und fürstlicher Uebermuth zustande brachte, dann kann man man wohl die Insekten die größten Baumeister der Welt nennen.

Auf solche Weise mit bewunderungswürdigen Trieben, mit dem ausgezeichnetsten Kriegsmaterial versehen, von unglaublicher Raubgier und Freßsucht beseelt, überzieht dieses Heer von kleinsten Leuten — in 300,000 Armeecorps getheilt, jedes Corps Milliarden Kombattanten zählend — den Erdball und führt den Krieg gegen alles, was darauf existirt. Keine Lage, kein Klima schreckt sie zurück; sie holen sich ihre Opfer aus dem Feuer des Aequators wie von den Eisfeldern der Pole. Ihre zahllosen Legionen durchschwirren die Luft, durchdringen die Wasser, schrecken kaum vor dem Ozean zurück. Auf Feld und Berg, im goldschimmernden Pallaste, in der morschen Hütte; auf den ekelhaftesten animalischen Stoffen und Resten wie auf süß duftenden Blumen begegnet man ihnen. Sie setzen sich mit dem Menschen an den Tisch und theilen mit ihm das Bett; sie bemächtigen sich seiner Kleider und saugen sein Blut; — sie dringen sogar in den Leib ein, wie eine gewisse Fliege (Lucilia hominivorax), welche in Cayenne vorkommt und durch welche jährlich viele Sträflinge umkommen; (Fräulein Lucilia gelangt durch die Nase in das Innere, legt daselbst ihre Eier und die Larven fangen an, den Menschen von innen heraus zu zernagen.) --

Die Insekten sind ferner eine Geißel des Viehs, ein Fluch der Gärten und Obstbäume, der Felder und des Weines, der Wiesen und des Waldes. Pietätlos dringen sie in die Folianten unserer Archive und Bibliotheken (Bücherlaus); ja es gibt sogar ein Insekt aus der Klasse der Hymenopteren (Urocerus juvencus), welches in — Kartätschen wohnt und sie zerfrißt. Gewiß das schädlichste aller Thiere, das zu vernichten sucht, was die Menschen erfunden haben, um in wahnwitziger Zerstörungssucht gegen das eigene Geschlecht sich selbst zu verderben. Dagegen ist eine gewisse Motte (Tinia tapezella) entschieden reaktionär und ihre Zerstörungswuth richtet sich gegen die Feder — das Werkzeug allgemeiner Intelligenz. In Deutschland soll es gegenwärtig auch Preßmotten geben . . .

Also überall, wo das Insekt thätig — Schaden und Vernichtung. Man hat wohl, geleitet von der falschen Zweckmäßigkeitstheorie, irgend einen Nutzen herausklügeln und ihm verleihen wollen, aber im großen und ganzen läßt sich der destruktive Charakter dieser Thierklasse nicht leugnen. Bekanntlich sind, wo es pflanzliche oder thierische Ueberreste gibt, sogleich auch Insekten da, und Linné, glaube ich, hat den Ausspruch gethan, daß eine Fliege sammt ihrer Brut mit einem Pferdeaas schneller fertig werden könne als ein Löwe. Diese Verhinderung einer langsamen Fäulniß und Zersetzung ist allerdings von Vortheil und der englische Naturforscher Rev. Buckland gibt daher den Insekten das Ehrenamt der — Straßenkehrer der Natur, ein Diplom, das nicht nach kölner Wasser riecht. Auch sonst ist der Nutzen, den die Insekten liefern, speziell dem Menschen, gering und meistens imaginär. So gibt uns die Biene Honig und der Seidenwurm Seide; aber der Koloradokäfer frißt uns die Kartoffel vom Munde weg, und den Rock des Armen zernagt die Motte.

Die Araber kochen in Oel oder trocknen einfach an der Sonne die wilde Heuschrecke und finden sie delikat. Die Chinesen halten eine Mahlzeit ohne Raupenkonfekt und Seidenwurm-Marmelade für ein Ding der Unmöglichkeit und die Neger am Senegal verehren die weiße Ameise als einen Leckerbissen. In Brasilien werden aus Ameisen Bonbons und aus einem andern Insekte — Butter gemacht. Der Maikäfer findet sogar in Europa Liebhaber. Damit ist der „Nutzen“, den die Insekten schaffen, so ziemlich erschöpft, und es ist selbstverständlich, daß derselbe in gar keinem Verhältnisse zu dem Schaden steht, den diese Thierklasse alljährlich anrichtet. Nicht minder selbstredend ist es, daß bei der Frage, welcher denn eigentlich der Zweck der Insekten in der Natur sei, die bereits angedeutete Zweckmäßigkeitstheorie sich beeilt hat, dieselbe nach ihrer Fasson zu beantworten. Die Frommen meinten, die „Vorsehung“ habe die Insekten geschaffen, um die Menschen zu quälen. Andere sagten, sie seien da, damit die Vögel nicht hungerten. Die dritten wollten die klügsten sein, indem sie behaupteten, der Zweck der Insekten sei, der Ueberproduktion in der Natur wirksam entgegenzutreten. Was ist Wahres an allem dem? Nichts!

Die Natur wird in ihren Schöpfungen weder von freundlichen noch von feindlichen Absichten geleitet, und es gibt weder absichtlich Gutes noch Böses auf der Welt. Was da ist, hat keinen andern Grund des Bestehens als die Nothwendigkeit seiner Hervorbringung; denn nicht Absicht, sondern Nothwendigkeit regiert die Welt, und nützlich oder schädlich wird für uns erst ein Ding, je nachdem es uns behilflich oder hinderlich in dem Kampfe um die Existenz. So ist zum Beispiel der Sommer nicht da, damit die Früchte reifen, sondern die Früchte reifen oder müssen vielmehr reifen, weil der Sommer da ist.

Das was die einen die „göttliche“, die andern die „natürliche“ Weltordnung nennen, ist ganz einfach das Doppelgesetz der Erhaltung des Individuums und der Gattung. Dieses Natursystem wirkt — wie ein französischer Naturforscher neuerdings treffend ausgesprochen — in dem größten Himmelskörper wie in der kleinsten Ameise. Allerdings auf verschiedene Weise. Die Himmelskörper zum Beispiel haben eine zweifache Bewegung, die um ihre Achse und die um einen Centralpunkt wie die Erde, die in 24 Stunden sich um sich selbst, in 365 Tagen um die Sonne dreht. Was nun bei den Himmelskörpern die Achsenbewegung, ist bei den Individuen der Naturreiche die Erhaltung des Individuums, der Stoffwechsel, das heißt die Ernährung; — und der Bewegung jener um einen entfernten Mittelpunkt entspricht die Erhaltung der Gattung, das heißt der Fortpflanzungstrieb.

Der Zweck alles Existirenden ist also derselbe — die Befriedigung dieser Triebe, und spezielle Zwecke und Absichten gibt es nicht. Es ist daher auch richtiger anstatt von dem „Zwecke“, von der Rolle zu sprechen, welche die Insekten im Haushalte der Natur zu spielen haben, und diese Rolle ist, wie wir bereits gesehen, eine verneinende, zerstörende. In dieser Rolle werden sie auf's wirksamste durch ihre Gefräßigkeit und ihre Fruchtbarkeit unterstützt, die beide wiederum in der relativen Leichtigkeit des Lebens- und Nahrungserwerbes ihre Stütze finden. Man kann sich eine Idee von der erschrecklichen Fruchtbarkeit der Insekten machen, wenn man bedenkt, daß ein einziges Blattlausweibchen in der zehnten Generation schon sich dem erhabenen Gedanken hingeben kann, einer Trillion, — d. h. 1,000,000,000,000,000,000 — Blattläuschen das Leben geschenkt zu haben. Die schöne Termitenkönigin (weiße Ameise) legt jede Minute 60 Eier, in der Stunde also 3600, an einem Tag 86400 Eier. In den Jahren 1855—56 richtete der Maikäfer in ganz Preußen schreckliche Verheerungen an und es wurden in der Umgebung von Quedlinburg allein 33 millionen Exemplare gesammelt und vernichtet. Der Borkenkäfer senkt sich in wolkenähnlichen Schwärmen auf die Wälder und ein einziger Fichtenstamm birgt oft 25000 Paare.

Es hat Leute gegeben, die einer löblichen Vorsehung lautes Lob gespendet, daß sie den wilden Thieren nicht eben eine solche Fruchtbarkeit verliehen und daß die Tigerin zum Beispiel ihren Gemahl nicht täglich beim Frühstück mit 100 Jungen überrascht. Solche Leute thäten besser daran, anstatt der Vorsehung zu danken, sich bei derselben über ihren geringen Verstand zu beklagen, der sie nicht einsehen läßt, daß die Vermehrung einer Art sich ja vor allem nach der Ausdehnung des Nahrungsgebietes regulieren müsse. Nicht als ob die Natur etwa die Erde in Parzellen getheilt und jeder Gattung eine davon zur Nutznießung angewiesen hätte; sie hat im Gegentheil hier wie anderswo völlig blind gehandelt, und die Erde müßte viele, viele tausend male größer sein als in Wirklichkeit, um allen Ansprüchen der auf ihr Lebenden halbwegs genügen zu können, und die Natur gleicht hierin einem Verschwender, der mehr ausgibt, als er einnimmt. Allein die Insekten müßten infolge ihrer natürlichen Vortheile leichter als andere Thierklassen sich ausgiebige Nahrungsgebiete zu verschaffen und so Eigenschaften zu erwerben im Stande sein, welche ihnen Existenzgarantien liefern. Je weiter jedoch sie ihrem

Nahrungsgebiete Grenzen zogen, desto größer mußte auch die Konkurrenz werden, die ihnen daraus begegnete, und die Ausdehnung des Kampfes um ihr Dasein. Sie werden nicht nur genöthigt, den Angriffen von Seite des Pflanzen- und Thierreichs entgegenzutreten und die immer wachsenden Bedürfnisse sich zu erobern, sondern es entspinnt sich endlich auch der Kampf um die Befriedigung dieser Bedürfnisse in den eigenen Reihen, das heißt es beginnt der **Rassenkampf**. So treten auch viel elementare Ereignisse gegen die Insekten auf; es verlieren nicht nur jeden Augenblick Milliarden von ihnen das Leben unter den Verfolgungen der Pflanzen und Thiere, von denen ganze Klassen nur von Insekten leben; es entstehen ihnen auch im eigenen Geschlecht die bittersten Feinde.

Zum Glück für die allgemeine Kultur findet jedes kräuterfressende Insekt sich einer oder mehreren fleischfressenden **Parasitenarten** gegenüber und in dem Kampfe, der zwischen beiden ausbricht, unterliegt fast immer das erstere. Die wenigsten Leser werden die Wichtigkeit dieses Kampfes, der in der ganzen Natur gegen das freche Volk der Insekten gekämpft wird, einsehen und kaum einem wird es einfallen, in dem Vogel, der eben einen Käfer aufspießt, einen **Kulturträger** zu sehen. Und doch ist es so!

Dr. Ernst Müller hat berechnet, daß ein einziges Paar vom Geschlechte der Tenthredoniden, falls das Weibchen nur 100 Eier legte, nach 10 Jahren eine Nachkommenschaft von 200,000 Billionen zählen würde und daß der Nachkommenschaft **dieses einen Paares der gesammte Waldstand Deutschlands** nicht im Stande wäre, genügende Nahrung zu bieten.

Die menschliche Phantasie kennt kein Bild und die Sprache kein Wort, um die Zerstörung zu beschreiben, die eine, auch nur einjährige Unterbrechung dieses allgemeinen Kampfes gegen das Insekt zur Folge hätte. Ohne diesen Kampf — einen wahren Kulturkampf — müßte endlich alle Vegetation, sowie auch alles Thierleben und alle Kultur vor den Heeren der Insekten weichen, bis auch diese endlich unterlägen und dann der Schöpfungsprozeß von neuem auf der Erde beginnen ....

Das ist die Rolle der kleinen Leute im Haushalte der Natur!

H. K.

Beim Kinde, das gestorben ist.

Meinem Arbeitszimmer gegenüber wohnt ein junger Arbeiter mit seiner jungen Frau, oder vielmehr eine junge Frau wohnt daselbst mit ihrem Manne, der tagüber sein Heim in der Fabrik hat und nur abends, wenn die Sonne schon untergegangen ist, nach Hause kommt, und morgens, wenn noch keine Schatten fallen, wieder forteilt.

Die beiden jungen Leute freuten sich ihres ersten Kindes: es war jetzt etwa sechs Monate alt. Die Mutter, die sehr fleißig ist, war immer dicht am Korbe und machte alle Arbeit in der Nähe ihres „Engelchens" und summte unaufhörlich schöne, fromme Wiegenlieder. Wenn das Kind erwachte, jauchzte die Mutter auf und das Kosen und Lachen nahm jetzt kein Ende. Wenn es gebadet, gestillt, hübsch angekleidet, mit dem schneeweißen Mützchen und mit rothen und blauen Schleifchen geschmückt war, nahm es die fröhliche Mutter, die auch stets sauber und schmuck war, auf den Arm und ging zu jeder Nachbarin an's Fenster und zeigte ihr das niedliche Kindchen und erzählte, wie es heute noch schöner und klüger sei als gestern, und immer so lieb und so gut, und die Nachbarinnen waren freundlich erstaunt über das merkwürdige Wunder. Auch auf meine Meinung schien sie einigen Werth zu legen. Wenn sie mit dem Kinde spielte, bemerkte ich wohl, daß sie zu mir hinüber schielte, und wenn sie es angekleidet und geputzt hatte, stellte sie es immer zuerst in's Fenster, als sollte es von hier aus erst Luft und Licht prüfen, in Wahrheit aber nur, damit ich es sähe und auch meine Freude daran hätte. Sie machte sich allmählich mit meiner Frau bekannt, und eines Tages wußte sie mit dieser wie zufällig an mein offenes Fenster zu gelangen, bei welcher Gelegenheit mir dann natürlich das schönste und klügste Kind förmlich vorgestellt wurde. Und ich habe mich von Herzen über das Engelchen gefreut und es aufrichtig bewundert. O, nur Kinder, zum ersten mal verliebte Mädchen und junge Mütter können so herzig schlau sein!

Nachmittag sorgte die Mutter, daß das Kind recht spät vom Mittagsschlafe erwachte. Gegen Abend wurde es unruhig. Sie putzte viel an dem Kinde herum, ging öfter auf die Straße, schaute aus, und jedesmal, wenn sie zurückkam, stillte sie es. Endlich hatte sie den Vater erwartet, und nun überließ sie ihm lachend das Kind, damit er während der wenigen Feierstunden das Glück genieße, dessen sie während des ganzen Tages sich erfreuen durfte. Oft sah ich, wie der Arbeiter noch um Mitternacht sein Kind aus dem Bettchen nahm und an das Fenster trug, es beschaute und küßte und wieder zurücklegte.

* * *

Eben schwebt der Todesengel vorüber — leis wie die Nacht, kalt wie ein gähnender Abgrund. Alles um mich her fröstelt, und mich ergreift ein banger Schauder. Die Sonne ist roth untergegangen, und bleich und kalt ziehen die Sterne herauf. Der Herbstwind pfeift durch die Thore und Fenster und wirbelt von der Allee raschelnde Lindenblätter in den trübe erleuchteten Hof.

Seit zwei Stunden wankt das junge Weib still weinend hin und her. Da knarrt das Thor — sie lauscht einen Augenblick, erkennt den Tritt und will über den Hof, aber schon eilt der Mann keuchend und mit ängstlich fragendem Blick herbei, und mit einem Aufschrei stürzt die unglückliche Mutter dem unglücklichen Vater um den Hals. Sie geleiten einander in das kleine Stübchen. Der Vater kniet am Bett seines bleichen, kalten Kindes nieder, die Mutter hat sich abgewendet und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt ... Das Fenster wird verhüllt ...

* * *

Das Schönste von allem, was in der Welt — der großen, die kein Ende und keinen Anfang hat, und der kleinen, wo ein armes Menschenpaar mit der ewigen Sorge haust — lebt, ist ein Kind. Darum dichteten sich unsere Vorfahren den ganzen Himmel, das Heim der Seligen, voll lachender, pausbäckiger Kinder und nannte sie Engel. Rauh ist die Gegenwart, trostlos die Zukunft, wenn kein fröhliches Kind im Hause waltet und webt. Wenn die Sorge durchs Haus schleicht, die Noth zudringlicher wird oder gar das Unglück daherrasselt: dann wird das Auge noch heiter und das geängstete Herz ruhig, wenn ein Kind uns entgegenlächelt, wenn es seine Liebe lallt und sehnsüchtig die kurzen Aermchen zu uns emporhebt.

Wenn ich solch' ein Kind ansehe, begreife ich nicht, warum die großen Menschen nicht fortwährend sinnen und lernen, um Kinder glücklich zu machen. Aber im Gegentheil! Ihr Sinnen und Lernen geht vielmehr auf die Kunst, den Kindern das Leben zu verbittern, sie gar unglücklich zu machen. Es soll das manchmal sogar aus Liebe geschehen; aber ich glaube, es geschieht aus blöder Thorheit und leichtfertiger Schwachheit und häufig auch, weil es den Großen selber nicht wohl ist. —

Ich hatte einmal bei einem Bauern, der tüchtig arbeiten und sparsam leben mußte, um sich auf seinem kleinen, stark belasteten Besitzthum zu erhalten, ein Geschäft. Wie ich gegen das Haus komme, höre ich Lachen und Jauchzen und frage mich verwundert, was das zu bedeuten habe. Auf der Schwelle zu der offenen Wohnstube liegt der große Hund; er hat die Ohren emporgerichtet, läßt den buschigen Schwanz im Kreise schweifen und blafft von Zeit zu Zeit hinein. Der verständige Hund ist offenbar vergnügt, und er hat dazu guten Grund. Denn Hans, ein flachshaariger Bursche von etwa fünf Jahren, dem Gesundheit und Fröhlichkeit aus den Augen und allen Gliedern strotzt, gibt Vorstellungen auf Vaters Stock und hat dazu nicht allein den weiten Raum der großen Stube, sondern auch alle Ecken und Winkel und alle Plätzchen unter Tischen, Bänken und Betten nöthig. Grete kann es dem Hans nicht nachthun, aber sie springt und stampft und lärmt aus Leibeskräften. Das jüngste Kindchen sitzt, mit Händchen und Füßchen strampelnd und in allen Tonformen Beifall jauchzend, auf dem Schoße der Mutter, welche gezwungen worden ist, ihre Arbeit einzustellen. Still, mit dem eigenthümlichen Lächeln des Glücks in dem braunen Gesichte, mit dem stummen und doch so beredten Ausdruck der Freude in den Augen, sitzt der Vater auf der Bank. Mit der größten Aufmerksamkeit folgte er allen Bewegungen, und wie dem gehorsamen

Diener, wenn ihm die Durchlaucht die glatten Backen streicht, so etwas von Stolz und Rührung überkommt den Bauer, wenn ihm gelegentlich Hänschen auf die Beine springt, im Vorübersausen den Bart zupft, die Mütze verschiebt, und Gretchen natürlich alles nachäfft, der er jedoch über die kleinen Hindernisse hinweghelfen muß, wofür er sich mit einem Kuß in der Eile bezahlt macht. Da hat der wilde Junge die eilig wackelnde Schwester umgestoßen, der Mutter übermüthig den Faden fortgerissen, und die Großmutter nöthigt er eben, freundlich scheltend ihm nachzutrippeln, um die Bettgardinen in Ordnung zu bringen, vom großen Tisch den Staub zu wischen, die Schuhe unter das Bett zu schieben — alles zum hundertsten mal, wie sie ernsthaft versichert. Aber nun soll doch auch — — „St!" macht Großvater, der sonst die Ruhe und Stille über alles liebt, „st, laß nur die Kinderchen." Und diese toben fort, und endlich springen sie auf den Hof hinaus, und der große Hund ihnen in weiten Sprüngen voran.

„Sehen Sie," sagte der Bauer zu mir, der jetzt erst Zeit fand, mich zu begrüßen, „das ist meine Erholung, und jetzt gehe ich frisch und heiter an die Arbeit."

Aber einmal kam er mürrisch nach Hause. Es war ihm eine böse Geschichte passirt, über die er sich nicht zu beruhigen vermochte. Nach dem Mittagessen begannen die Kinder wieder ihr gewohntes fröhliches Spiel, wohl auch in der Hoffnung, den Vater freundlich zu stimmen. Hänschen machte sich ausnehmend viel mit ihm zu schaffen, verschob ihm die Mütze, zupfte ihn am Barte — da auf einmal gibt er dem „ungezogenen Bengel, der denn doch zu dreist wird," eine harte Maulschelle. Der Hund duckt sich, heult kurz auf und rettet sich eiligst in die sichere Hütte; die Kinder sind auf's höchste erschreckt und suchen sich bei der Mutter zu bergen, die sie beklagt und tröstet und dem Gatten Vorwürfe macht. Dieser glaubt sich jedoch in seinem väterlichen Rechte, und um das gegen alle zu beweisen, ergriff er den weinenden Knaben, legt ihn über die Knie und „straft" ihn tüchtig ab. Darauf geht er voll Zorn hinaus. — Von diesem Tage an hörten die lustigen Vorstellungen der Kinder auf. Scheu blickten sie den Vater an, wenn er nach Hause kam, und es kostete ihn jedesmal große Mühe, die Kinder einigermaßen zutraulich zu machen. „Ich wollte mein bestes Pferd drum geben," sagte er mir nach langer Zeit, „wenn ich damals meinen Grimm nicht gegen das unschuldige Kind ausgelassen hätte. Der böse Eifer hat mich um viele schöne Stunden gebracht, und mir will's scheinen, der Junge traut jetzt all' meiner Liebe nicht."

Wieviele Väter und Mütter und Lehrer, die ohne Schläge Kinder nicht zu erziehen vermögen, müßten, wenn sie einmal aufrichtig sein wollten, dieses Bekenntniß ebenfalls ablegen — daß sie häufig im bösen Eifer gestraft, daß ihre Kinder unschuldig Angst und Schmerzen haben ertragen müssen. Auch würden die Erzieher gut thun, recht sorgfältig ihrer eignen Jugend sich zu erinnern, um zu erforschen, wie oft sie die harten Schläge, die sie erduldet, verdient haben; und waren sie unschuldig, so werden sie unschwer erkennen, daß die Züchtigungen nicht nur unnütz, sondern auch verderblich waren. Fr. Chr. Schlosser, der berühmte Geschichtsschreiber, bemerkt von seiner Mutter, sie sei „unglücklicherweise" von ihrem Vater nach alter Weise mit Prügel und nur mit Prügel erzogen worden. Diese „rüsteingische Manier" (Rüsteinger hießen die alten Einwohner des Landes Jever) wandte sie auch auf alle ihre Kinder an „und verdarb sie alle ohne Ausnahme durch die unvernünftige Strenge". „Auch auf meinen Charakter", fährt Schlosser fort, „wirkte dies sehr nachtheilig ein, erst spät konnte ich durch viele Mühe und Aufmerksamkeit auf mich selbst die Folgen dieser Art von Erziehung weniger schädlich machen, vertilgen werde ich sie nie." Schlosser war funfzig Jahre alt, als er dies schrieb. — Wieviele Erwachsene könnten mit einem ähnlichen Zeugnisse über die Prügel, die sie empfangen haben, auftreten.

(Fortsetzung folgt.)

Robert Mayer.

(Fortsetzung.)

Im Frühjahr 1837 ging der Studiosus von der Universität weg, das heißt „er wurde weggegangen". Er hatte sich nämlich das große Verbrechen zu Schulden kommen lassen, einer geheimen Verbindung anzugehören, ja dieselbe sogar in's Leben rufen zu helfen. Das Urtheil lautete: daß er „wegen Theilnahme an einer verbotenen Verbindung als Stifter und Vorsteher und wegen unbefugten Besuchs eines Museumsballs in unschicklicher Kleidung neben dem zur Strafe angerechneten neuntägigen Untersuchungsarrest das Consilium abeundi auf ein Jahr erhalte". Die „unschickliche" Kleidung hatte darin bestanden, daß der Student Mayer mit zwei Kameraden im einfachen Ueberrock unter der Ballthüre sich postirt hatte, wo doch der edle Frack vorgeschrieben war. Gab schon der Student oft genug durch seine Extravaganzen Stoff zur Unterhaltung, so stand der strafgefangene Mayer ihm darin nicht nach. Als er eben wegen der obigen Verbrechen im Untersuchungsarrest saß, „meldete, wie sein Jugendfreund erzählt, der Pedell nach zwei Tagen, daß Studiosus Mayer im Kerker keine Nahrung zu sich nehme und nur Wasser trinke. Es wurde ihm ein Arzt zugeschickt, der seinen Puls, sein Benehmen und sein Befinden ganz normal fand und ihm nur auf sein bestimmtes Verlangen und weil er über Kongestionen klagte, zweimal zur Ader ließ. Aber die Speisen wurden stets wieder unberührt hinausgetragen, bis man sich am sechsten Tage entschloß, seine Haft in Hausarrest zu verwandeln, den er auch drei Tage auf seinem Zimmer zu erstehen hatte." Im ärztlichen Bericht an das Universitätsamt heißt es, „daß Mayer nach den sonstigen Umständen nicht völlig als geisteskrank angesehen werden könne, jedoch sich in einem Zustand befinde, der sehr leicht dahin übergehen könne. Diesem entspreche auch die Ansicht aller derer, die Mayer schon lange kennen und behaupten, daß er bei jedem ihm widrigen Vorfall aufgeregt und in einen zweideutigen Zustand versetzt werden könne." Im übrigen wußte selbst das Universitätsamt dem Studiosus Mayer nichts schlimmes nachzusagen.

Auf diese etwas ungewöhnliche Art von Tübingen weggekommen benützte er dann Sommer und Herbst 1837, um die Kliniken in München und Wien kennen zu lernen. Im Januar 1838 bat er um die Erlaubniß, zur Ablegung seines Examens nach Tübingen kommen zu dürfen, was ihm, natürlich nicht ohne kleinliche Einschränkungen, gestattet wurde. Im Sommer darauf bestand er die letzte Staatsprüfung in Stuttgart mit bestem Erfolg. Von seinen schriftlichen Arbeiten heißt es, sie seien „gründliche Kenntnisse und selbständiges Urtheil verrathend" gewesen.

Der Doktor war fertig; der Naturforscher sollte sich erst formen. Der Ansicht seines Vaters, ein junger Arzt müsse fremde Länder gesehen haben, kam der eigene Wille Mayers bereitwilligst entgegen. Er hatte sich zwar nach bestandenem Examen zunächst als Arzt in Heilbronn niedergelassen, aber, wie das so zu gehen pflegt, die Patienten wollten nicht gleich kommen und müssiges Zuwarten war nicht seine Sache. Da reifte immer mehr der Gedanke in ihm, als Schiffsarzt in die holländischen Kolonieen zu segeln. Was er that, that er ganz und so ist er bereits im Frühjahr 1839 mit holländischen Sprachstudien beschäftigt. Im Herbst desselben Jahres ging er nach Paris und war dort einige Zeit mit Wunderlich und Griesinger zusammen. Von da ging's in die Niederlande. Für den holländischen Dienst genügte ein königlich württembergisches Prüfungszeugniß nicht und so mußte sich Mayer bequemen, sich in Holland nachprüfen zu lassen. So avancirte er zum „Offizier von der Gesundheit" und übernahm gleich darauf die Schiffsarztstelle auf einem Kauffahrer, der im Begriffe war, von Rotterdam nach Java zu segeln.

Mit dem Beginn des Jahres 1840 schiffte sich der junge Arzt ein und zwölf Monate später kehrte er wieder in die Heimat zurück. Von diesen zwölf Monaten hat er volle acht auf der See zugebracht und nur vier dienten zum Aufenthalt in Batavia, Tscheribond und Surabaya. Als angehender Jünger der ärztlichen Kunst schiffte er hinaus in's weite Meer, als vollendeter Meister der Naturforschung, deren größte Errungenschaft des Jahrhunderts mit sich führend, kehrte er zurück. Man hat des langen und breiten darüber gestritten, ob Mayer ohne diese Seereise geworden wäre, was er geworden ist. Derlei Untersuchungen sind meines Erachtens sehr müssig. Man hat erzählt, wie die neuen und großartigen Eindrücke der tropischen Welt auf dieses tiefblickende Auge so überaus mächtig eingewirkt haben, und doch sind die Anlässe, die ihn sein Gesetz grade suchen und finden

ließen, verhältnißmäßig sehr geringfügig gewesen. Vom Steuermann hörte er sagen, die vom Sturm gepeitschten Wogen des Meeres seien erheblich wärmer, als das ruhende Wasser. In Java bemerkte er, daß das venöse Blut seiner Matrosen, wenn er ihnen zur Ader ließ, viel weniger dunkel, in der Farbe dem arteriellen viel ähnlicher sei, als bei uns. Und die dortigen Aerzte versicherten ihn, das sei eine ganz allgemeine, längst bekannte Erscheinung unter den Tropen. Kurz, er sah und hörte, wie die andern auch, aber er sah mehr, er hörte mehr. Das Einzelne war für ihn nur ein Theil des Ganzen, und er ruhte nicht, bis er den Zusammenhang erkannt und erfaßt, der es mit dem Ganzen verband. Daß diese im höchsten Sinne des Worts beschauende Thätigkeit auf der langen Seereise unter den stets neuen Eindrücken der tropischen Welt nachhaltiger beeinflußt und vielleicht tiefer erregt wurde, als im gewohnten Gleichmaß eines heimatlichen Lebens, ist sicherlich zuzugeben. Aber das beste Theil, sein eigenes bohrendes Auge hat er doch wohl schon mit auf die Reise genommen. Auch war er nicht, wie so viele andere, auf's Gerathewohl, in's Blaue hinein in ferne Länder gezogen. Er hatte sich mit Büchern und Instrumenten reichlich versehen; er wußte, daß die fast endlose Seereise, wo er, außer von der Natur, keinerlei Anregung erhoffen durfte, ihm Zeit und Muße genug gab zur Vertiefung, zur Schulung, kurz zu einer ruhigeren und stetigeren Art des Arbeitens, als bis jetzt wohl in seiner Gewohnheit gelegen hatte. Aeußerlich scheint die Reise nicht viel Bemerkenswerthes geboten zu haben. Der Kapitän war ein schlechter Kerl, der sich durch Mißhandlung seiner Leute die Zeit zu vertreiben suchte. Mit den Matrosen selbst konnte man sich kaum verständigen. Die beiden Steuermänner bildeten seinen einzigen Umgang. Von den 28 Personen, welche die Bemannung des Schiffes bildeten, erkrankte keine; der Arzt hatte also nichts zu thun.

Im Februar 1841 landete Mayer wieder in Holland und eilte in seine Heimat, um seinen Beruf wieder aufzunehmen. Er war aber mittlerweile ein anderer geworden, das heißt, er wußte, was er von seiner Reise mitgebracht. Der Grundriß einer neuen Naturanschauung lag fertig in ihm. Alle Einzelbeobachtungen waren ihm nur Beweise seines Grundgedankens; sein Grundgedanke war nichts anderes als die Resultante aller Einzelbeobachtungen: Aber es galt, noch allerhand kleine Lücken auszufüllen, Versuche zu machen, andere Versuche zu prüfen. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich darauf, die konstante Formel zu finden, in der sich das Verhältniß zwischen Wärme und Bewegung ausdrücken lassen mußte. Bei diesen Bestrebungen stand ihm sein älterer Bruder Fritz treu und mit großer Sachkenntniß zur Seite; er wurde so zugleich der erste Jünger, den Mayer für seine neue Lehre gewonnen. Endlich fühlte man sich sicher; man war gewappnet, um den Kampf mit den alten Anschauungen aufzunehmen. Wärme und Bewegung waren als Erscheinungsformen einer und derselben Ursache erkannt, ihr gegenseitiges Verhältniß wenigstens annähernd festgestellt, und bereits war auf die wichtigsten Funktionen des animalen Lebens, Athmung und Ernährung, ein überraschendes Licht gefallen. Aber freilich, all' diese schönen Wahrheiten hatten das Unglück, neu zu sein. Es galt also, ihnen Eingang und Gehör zu verschaffen. Mit der ganzen Zähigkeit, die Mayer von jeher eigen war, ging er an's Werk. Er suchte allenthalben Proselyten zu machen; reiste nach Stuttgart, Heidelberg, Tübingen; besprach sich mit Aerzten und Naturforschern, suchte die Physiker an den Universitäten auf, kurz, er bohrte überall an. Was war der Erfolg von alledem? Ein Stück Erfindermisère, bedeutsamer vielleicht, als je eins in der Geschichte gespielt hat. Die Herren Professoren frugen ihn, ob er diese oder jene Abhandlung, dieses oder jenes dicke Buch gelesen, und wenn der ehrliche Mayer, wie gewöhnlich, mit einem bescheidenen „Nein“ antwortete, so zuckten sie die Achseln. Bald hörte man ihn an, erfreute sich wohl auch an den überraschenden Gedanken, aber wenn das alles nur nicht so neu gewesen wäre und der Mann so jung und seine Worte so ungewohnt und seine Ausdrucksweise so ganz anders, als man bis jetzt beliebt hatte. Noch heute bezeugen seine damaligen Freunde, daß Mayer von seiner Entdeckung voll, wie man zu sagen pflegt, geladen voll war. Er sprach von nichts anderem, wiederholte immer und immer wieder gewisse Grundformeln, begrüßte seine Freunde damit oder rief sie ihnen beim Abschied nach. Kurz, es gährte und kochte in ihm, und ringsum fast keine Seele, die ihn verstehen, die ihn auch nur recht anhören wollte. Da faßte er den Entschluß, zur Feder zu greifen, und schrieb noch im Jahre 1841 jenen berühmten, kleinen Aufsatz, der wenige Druckseiten einnimmt und den bescheidenen Titel führt: „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur.“ Aber auch dieser schriftlichen Leistung ging es beinahe so, wie seinen mündlichen Expektorationen. Er sandte sie an die Poggendorf'schen „Annalen“, grade der Zeitschrift, wo sie recht eigentlich hingehörte. Sie wurde „als zur Aufnahme ungeeignet“ zurückgesendet. Nun schickte Mayer das Manuskript nach Gießen, wo es von Liebig für die „Annalen der Chemie und Pharmacie“ angenommen wurde. Mayer war glücklich. „Im Maimonat 1842,“ schreibt er in einer kleinen biographischen Aufzeichnung, „zu gleicher Stunde, in welcher ich meine Braut meinen betagten Eltern zuführte, die das Glück meines häuslichen Lebens begründen sollte und die mir seither als treue Frau zur Seite steht, erhielt ich ein Schreiben aus Gießen von Liebigs Hand, in welchem mir die Aufnahme meiner Erstlingsarbeit über die mechanische Wärmetheorie in die ‚Annalen der Chemie und Pharmacie‘ angezeigt wurde.“

Die äußeren Verhältnisse Mayers hatten sich mittlerweile gehoben; seine ärztliche Praxis nahm zu, es fehlte ihm von dieser Seite nicht an Anerkennung. Im August 1842 verheirathete er sich; seine Gattin ist ihm bis an sein Lebensende treu und voll Hingebung zur Seite gestanden. Aus seiner Ehe ersproßten fünf Kinder, von denen aber nur drei das erwachsene Alter erreichten. Mayer lebte mit Aufopferung und Energie seinem Beruf; der Erfolg blieb nicht aus. Aber zur unablässigen Fortsetzung seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten fand er doch noch Zeit und überdies war sein Beruf selbst eine Art Schulung für ihn. Der Uebergang von Wärme und Bewegung und umgekehrt wurde ihm immer klarer als bloße Theilerscheinung der Wandelbarkeit der Kräfte überhaupt und insbesondere beschäftigten ihn die Folgerungen und Nutzanwendungen seiner Lehre auf das organische Leben. Auf den gesammten Stoffwechsel fiel neues, ungeahntes Licht. Der Verbrennungsprozeß des Blutes bei der Athmung und die Umsetzung der thierischen Wärme in lebendige Kraft, die Proportionalität der Leistungsfähigkeit eines Muskels mit der Masse des durchströmenden Blutes und alle die schönen Folgerungen aus diesen Gesetzen wurden ihm immer klarer. Im Jahr 1845 schrieb er jene schöne Arbeit „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhang mit dem Stoffwechsel. Ein Beitrag zur Naturkunde.“ Mayer fand mit Mühe einen Verleger und mußte die Druckkosten selbst bezahlen. In weiteren Kreisen bekannt ist die Schrift Mayers aus dem Jahr 1848 geworden: „Beiträge zur Dynamik des Himmels in populärer Darstellung“. Sie enthält jene wunderbar schöne Theorie, welche die Entstehung und Erhaltung der Sonnenwärme als Produkt des Zusammenstoßes planetarischer Massen mit der Sonne nachzuweisen sucht. So erscheint die Sonne selbst als das grandioseste Beispiel einer Umsetzung von Bewegung in Wärme, von Wärme in Bewegung. Immer tiefer dringt sein Forscherauge und nach siebenjähriger unausgesetzter Arbeit konnte er selbst wohl von sich sagen, daß die wesentlichsten Konsequenzen der neuen Lehre gezogen seien, daß das Gesetz von der Erhaltung und Wandelbarkeit der Kraft fertig dastehe. So sah es in ihm selber aus, aber wie war es mittlerweile um ihn herum geworden? Eigentlich nicht anders, als vorher auch. Fast niemand würdigte die neue Lehre einer Beachtung oder, wenn es geschah, nörgelte man an ihr herum, suchte ihren Werth oder dem Entdecker seine Priorität zu bestreiten. Letzteres war überhaupt nur deshalb möglich, weil der Engländer Joule im Jahre 1843 gleichfalls das Aequivalent von Wärme und Bewegung auf experimentellem Wege bestimmt hatte.

Das Jahr 1848 war auch nicht dazu angethan, der neuen Lehre raschen Eingang zu verschaffen. Politische Zerwürfnisse in der eigenen Familie — Mayers älterer Bruder schloß sich mit Feuereifer der Bewegung an, während er selbst sehr entschieden auf die Seite der „Ordnung“ trat —, im Frühjahr 1849 der Verlust zweier Kinder innerhalb weniger Tage und neben allem das Bewußtsein, etwas neues geleistet zu haben und dieses neue nicht anerkannt zu sehen, alle diese Momente waren alle nur zu sehr geeignet, manchen Schatten auf dieses reichbegabte Leben zu werfen und zur Quelle tiefer Gemüthserregungen zu werden. Und daß Gemüthserregungen tief, tief bei ihm eindrangen, wissen wir schon aus seinen jüngeren Jahren. Die totale Verkennung und Mißachtung seiner Lehre sollte sich überdies in einem einzelnen Falle in so akuter Weise zuspitzen, daß Mayer bei der Eigenartigkeit seiner Gemüthsanlage in ganz besonders empfindlicher Weise davon betroffen wurde. Die Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ vom 14. Mai 1849 enthielt unter der Ueberschrift:

„Wichtige physikalische Erfindung" einen von Mayer unterzeichneten kurzen Artikel, worin er das bekannte einfache Verfahren darlegt, um die Verwandlung von Bewegung in Wärme zu konstatiren. Er beschreibt den Apparat mit wenigen Worten und wahrt gegenüber den Behauptungen eines französischen Blattes seine Priorität. Die Nummer vom 21. Mai brachte nun unter dem Titel „Dr. Mayers neue physikalische Entdeckung" einen von Dr. Otto Seyfer unterzeichneten Gegenartikel, welcher mit dürren Worten erklärt, die Mayer'schen Auslassungen seien tolles, hirnverbranntes Zeug. Vor wissenschaftlich gebildeten Männern sei das alles einer Erwähnung überhaupt nicht werth, aber Laien gegenüber dürfe eine Erläuterung über diese neue Art von Wissenschaft schon am Platze sein. Nicht einmal der Apparat sei neu, er beweise auch das garnicht, was er zu beweisen behaupte. Dieser Dr. Seyfer war Privatdozent der Physik in Tübingen; er ist später Redakteur des württembergischen Staatsanzeigers geworden und als solcher Ende der sechziger Jahre gestorben. Dieser Angriff in dem so angesehenen Blatte und von scheinbar berufener Seite war für Mayer entsetzlich. Was ihn aber noch tiefer traf, war die Weigerung der „Allgemeinen Zeitung", eine Entgegnung von seiner Hand aufzunehmen. Man sieht, die Korruption der Presse datirt nicht erst von gestern. Der kühne Revolutionär in der Naturwissenschaft war natürlich außer sich; er versuchte alles, um zu seinem Rechte zu kommen, allein vergeblich. Er hielt sich für beschimpft, für geächtet; vergebens waren die Vorstellungen seiner Freunde, vergebens der Zuspruch ernsthafter, sachkundiger Männer. Das erlittene Unrecht that ihm weh, unendlich weh. Er war immer maßvoll, anspruchslos und bescheiden gewesen, sein einziges, allerdings großes Vergehen war nur, eine neue Wahrheit erkannt zu haben. Hätte er wenigstens von anderer Seite Anerkennung erfahren, die steigende Aufregung hätte sich vielleicht gelegt und einer versöhnlicheren Anschauung der Dinge Platz gemacht. Allein alle Vorstellungen der ihm Nahestehenden fruchteten nichts, die Aufregung wuchs und steigerte sich endlich bis zur Katastrophe. Eine schwere Hirnentzündung befiel ihn. Schon schien es besser zu gehen, als plötzlich ein gesteigerter Rückschlag eintrat. Er beschreibt selbst, wie er am 28. Mai 1850 plötzlich in einer solchen gesteigerten Aufwallung neben seiner eben erwachten Frau zwei Stockwerke hoch zum Fenster hinausgesprungen sei, hinab auf die gepflasterte Straße. Glücklicherweise trug er keine zerschmetterten Glieder, sondern nur schwere Kontusionen davon. Ein langes, schmerzhaftes Krankenlager folgte, aber die Ruhe des Geistes und Gemüthes schien wiederzukehren. Von diesem Sturz an hat er sein ganzes Leben lang das rechte Bein etwas geschleift. Allmählich machte die Gesundheit erfreuliche Fortschritte, er nahm seinen Beruf wieder auf und schrieb auch, noch in demselben Jahre, seine „Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme". Robert Mayer hat noch 28 Jahre lang gelebt, aber der Glanzpunkt seiner Laufbahn war erreicht.

Was noch folgt, ist eigentlich nicht mehr viel anderes als eine Leidens- und Krankengeschichte und zwar eine von denen, welche uns die Wahrheit von jenem unendlich fortzeugenden Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache, Ursache und Wirkung, den Robert Mayer klarer als irgend einer vor ihm für die Natur erkannt hat, auch für das geistige und gemüthliche Leben in erschütternder Weise nahelegt. An seinem Gemüth, an seinem Geist nagte ein Wurm, der nicht sterben konnte. Die Aufregung, welche, wahrscheinlich als ererbte Naturanlage, schon den jungen Mann nur gar zu leicht überwand und gefesselt hielt, wurde endgiltig Herr über ihn. Eine maßloße, beim geringsten Anlaß sich steigernde und erneuernde Aufregung ward bei ihm zur chronischen Krankheit. Schon in den Jahren 1852 und 1853 brachte er über 13 Monate in den Irrenheilanstalten Winnenden und Göppingen zu und bis in die letzten vier oder fünf Jahre seines Lebens ist seine zeitweilige Entfernung von Hause und Unterbringung in einem Asyl nöthig gewesen. Eigentliche Wahnvorstellungen oder gar fixe Ideen hat er niemals gehabt, vielmehr wußte er auch in den stärksten Anfällen tobsüchtiger Erregung noch klar und logisch zu denken. Das Sprudelnde, Sprunghafte seiner Denkweise, die Gewohnheit des Citirens von Dichterworten, von denen eine ungeheure Menge ihm stets geläufig war, das Frappirende in den Vergleichungen, die merkwürdigen und überraschenden Ideenassoziationen, das scharfe Gedächtniß, die präzise, knappe Diktion, welche ihm eigen war, der beißende Humor und bei alledem ein unverkennbarer Zug von Gutmüthigkeit, all' das trat jedem auch in seinen gemüthlich erregten Zeiten entgegen. Ja, ich möchte fast sagen, diese Momente sprangen noch schärfer in die Augen, weil sie gleichsam unvermittelt, ungehemmt durch bewußte geistige Führung, wie Leuchtkugeln aus einer Federpose hervordringen. Ich hatte Gelegenheit, den seltenen Mann in solchen Augenblicken zu sehen; der Eindruck wird mir stets unvergeßlich bleiben.

(Schluß folgt.)

Taubenorakel in Italien. In keinem Lande finden sich wohl häufigere Spuren des Hereinragens des Alterthums in Sitten und Anschauungen, als in Italien. Abgesehen von den stummen Zeugen, jenen Riesenbuchstaben der antiken Geschichte: den Kolisseen, den Säulenhallen, dem Pantheon, abgesehen von den Volksbelustigungen: dem Diskoswerfen und Wagenrennen mit dem Viergespann am Fest der Sommersonnenwende, finden wir sogar Anklänge an die alten Orakel, die Vogelauspizien, wenn auch in verändertem Gewande. Bekanntlich weissagten die Alten nicht nur aus den Eingeweiden der Opferthiere, sondern auch nach dem Auffliegen der Vögel und den verschiedenen dabei vorkommenden Zeichen. Doch wie sich der Aberglaube bis in unsre Tage fortpflanzte, so kannte auch jene altersgraue Zeit ebenso gut unsre rationalistische Auffassung der Dinge. Schon Homer läßt Hektor einen Ketzerausspruch thun, der ihm, in's Christliche übersetzt, im Mittelalter übel bekommen wäre. Als der tapfre Sohn des Priamos mit Polydamos die Troer zum Kampfe führte, fliegt ihm zur Linken ein Adler auf mit einer lebenden Schlange im Schnabel. Polydamos mahnt vom Kampfe abzustehen, aber Hektor erwidert zornerfüllt: „Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten."

In Italien war es hauptsächlich Etrurien, das heutige Toskana, wo die Wahrsagerkunst blühte, wohin die römischen Jünglinge sich begaben, die diese Wissenschaft erlernen wollten, und in Fiorenza (Florenz), der alten Blumenstadt am Arno, ist es auch noch heute, wo alljährlich am Ostersonntag ein Taubenorakel stattfindet, nach dessen glücklichen oder unglücklichen Ausgang die Landleute den Ertrag ihrer Ernte bemessen. Lo scoppio del Carro (Explosion des Wagens) ist der offizielle Name, der diesem Feste gegeben wird, das auch dieses Jahr unter dem Herbeiströmen von vielen hunderten von Landleuten abgehalten wurde. Schon vor 11 Uhr war sowohl der Dom, als auch der Domplatz von Schaulustigen angefüllt, an den Fenstern der Häuser drängte sich Kopf an Kopf, an allen Ecken der Straßen, die auf die Piazza del Duomo mündeten, hielten die Fiaker, die die Fremden herbeigeführt hatten. Die Tags zuvor von den Zeitungen gebrachte Nachricht, daß General Grant, der Expräsident der Vereinigten Staaten, das Fest mit seiner Gegenwart beehren werde, hatte den Zulauf noch bedeutend vermehrt. Inmitten dieser Menge thronte an der Fassade der Hauptthüre des Doms ein ungeheurer mit Blumen und Wappen und den italienischen Trikoloren geschmückter obeliskenartiger Wagen. Vier große weiße Stiere, deren mächtige Hörner mit Blumenkränzen umwunden sind, an denen grün-weiß-rothe Bänder herabhängen, sind vor denselben gespannt. Auf dem Gipfel dieses Gerüstes ist ein Pulverrad angebracht, das durch eine künstlich verfertigte weiße Taube, die gleichfalls mit zwei Pulverpäckchen versehen ist, und die vom Hochaltar an einem Eisendraht herausgeleitet wird, das Pulverrad entzünden und den Wagen in Brand stecken soll. Von dem rechtzeitigen Eintreffen der Taube mit dem Schlage 12 Uhr und dem Entzünden des Wagens hängt der Segen des Jahres für die Landleute ab. Deshalb waren sie auch in Schaaren von den benachbarten Hügeln und Flecken herbeigeeilt und harrten dem Ausspruche des Orakels. Der wichtige Augenblick näherte sich. Die Priester hatten schon die Laterne mit dem fuoco sacro (heiligen Feuer) in feierlichem Aufzug, gefolgt von zwei Herolden in der Tracht des vierzehnten Jahrhunderts, in die Kirche gebracht. Dieses heilige Feuer ist ein Stein, der in der Kirche der heiligen Apostel aufbewahrt wird, und dazu dient, durch Reibung die Taube in Brand zu stecken, die ihrerseits den zündenden Funken dem Wagen mitzutheilen hat. Der frommen Legende zufolge wurde dieser Stein von dem Ritter Pazzo dei Pazzi, dessen Geschlecht heute noch blüht und jährlich die Kosten des Orakels bestreitet, aus dem ersten Kreuzzug nach Florenz gebracht. Der Ritter hatte diesen Stein, der dem heiligen Grab entstammte, von Gottfried von Bouillon für seine unter den Mauern von Ptolemais bewiesene Tapferkeit zur Belohnung erhalten.

Die Laterne ist eine Arbeit des 14. Jahrhunderts. Sie trägt das Wappen der guelfischen Partei: einen rothen Adler, der einen grünen Drachen in den Klauen hält, wodurch der Sieg der Guelfen über die Ghibellinen angedeutet werden soll. — Die Augen der Zuschauer waren bereits in ungeduldiger Erwartung auf den vom Hochaltar bis zum Feuerrad auslaufenden Draht gerichtet, obgleich die zwölfte Stunde noch nicht angeschlagen hatte; da sehen sie plötzlich, 15 Minuten zu früh, einen leuchtenden Streifen bis in die Mitte des Drahtes vordringen und geräuschlos, ohne zu explodiren, zurückweichen.

Das Experiment war durch ein Versehen mißlungen, die Taube hatte das Feuerrad nicht erreicht und die toskanischen Landleute machten

ihrer Unlust über die getäuschten Erwartungen durch Zischen und Pfeifen Luft, ja der Lärm nahm eine solche Ausdehnung an, daß ernstliche Ruhestörungen befürchtet wurden.

Unter der früheren Regierung der Großherzoge, die die Gemüther ihrer Unterthanen in möglichster Ruhe erhalten wollten, war deshalb eine strenge Strafe auf das Mißlingen des Orakels gesetzt, und der arme Feuerwerker mußte, sobald seine Taube ihre Pflicht nicht ganz nach Vorschrift gethan, in's Gefängniß wandern. Damit die Schaulustigen nicht ganz um ihr Vergnügen kommen sollten, wurde der Wagen nachher von einem Pompier angezündet und das Feuerwerk abgebrannt.

Wenn nun aber das Jahr dennoch ein gesegnetes wird und die gute Ernte des Orakels spottet, so wird das die Landbewohner nicht im mindesten abhalten, den künftigen Ostersamstag mit ebensoviel Glauben und Zuversicht das Taubenorakel auf's neue zu befragen. M. K.

Die Römerbrücke über die Etsch bei Partschins. (Bild Seite 148.) Der südliche Abhang der tyroler Centralalpen, Wälschtyrol genannt, ist ein gesegnetes Land und sein schönster Punkt, das rebenlaubumsponnene Meran, ein Meisterstück der Schöpfung. Die in üppiger Pracht und Fülle sich ausbreitenden sonnigen Gelände des meraner Bodens, am Zusammenfluß des wilden Nixenpaares Etsch und Passer, von den Römern bereits als Mansio majalis kultivirt, war zu dem felsenumgürteten Knotenpunkte jenes großartigen Straßennetzes erkoren, dessen Ausläufer über den Sattel des Brenners und durch das vielgewundene Etschthal der Cäsarenherrschaft entlegene Provinzen Helvetien, Rhätien und Noricum mit dem römischen Mutterlande verbanden. Dieselben Verkehrslinien, auf welchen die römischen Legionen das für die damalige Zeit denkbar beste Fortkommen gefunden hatten, sollten später für ihre Erbauer verderblich werden, denn auf ihnen bewegten sich die unabsehbaren Heeressäulen der germanischen Völkerwanderug, um dem alternden Rom den Garaus zu machen. Auch die Kreuzfahrer, das Raubrittergesindel der Faustrechtsfehden, und in unserem Jahrhundert die Franzosen, folgten den Spuren der römischen Legionen. Der Tummelplatz der Gold- und Ländergier aller Zeiten erfreut sich der Gunst eines Klimas, wie es unter gleichen Breitengraden selten vorkommt. Regenniederschläge sind hier eine Seltenheit und nur von kurzer Dauer, arten nie in den sogenannten Landregen aus. Drückende Hitze und Schwüle sind durch die hohe Lage, Wind und Schauer durch die felsigen Schutzwände abgehalten; die von den Gletschern herüberdringende Luft aber streift in den bewaldeten Bergen, die sie passirt und die sie mit lungenstärkendem Harzduft schwängern, alles Rauhe ab und bestreicht in erquickender Frische den klimatischen Kurort Meran. In diesem Paradies, wo der Mensch die reichsten Schätze der Natur zu seinem Unterhalt gleichsam nur aufzulesen braucht, sollte die Losung, des Genusses Elixir die Ruhe sein, aber die Schlange „Zwietracht" sorgt schon dafür, daß es den Menschen auch hier nicht zu wohl ergehe. Unser Bild veranschaulicht uns die großartige Umgebung der zwei Stunden von Meran entfernten Römerbrücke über die Etsch bei Partschins, dieser vielbestrittenen Pforte zum sonnigen Süden, an deren moosigen Pfeilern seit den Zeiten des römischen Imperators Augustus bis auf die Tage des Franzosenkaisers Napoleon viel Menschenblut vertrocknete. Und doch kommt dem Wanderer beim Anblick der scharf eingerissenen Klamm, welche die grünen Wellen der schäumenden Etsch im Laufe von ungezählten Jahrtausenden in die stahlharten Gneiswände der himmelanstrebenden Felsenufer genagt haben, das Ringen des Erdenwurmes, Mensch genannt, nichtig vor. Die brausende Wirbelfluth und die von ihr donnernd fortgerissenen Felsblöcke sind winzige Atome in der Riesenwerkstatt der rastlos arbeitenden Natur. Durch Kampf zum Frieden heißt die Losung des wilden Alpenkindes, der Etsch. Nachdem sie sich der Umarmung von drei Seen auf der Malser Haide entwunden, stählt sie ihre Kraft im Kampfe mit den oetzthaler und ortler Bergriesen, um die Felsenbarre bei Partschins zu durchbrechen. Die epheuumrankten Ueberreste der Burgen Maultasch, Greifenstein und Sigmundskron, sowie die Bastionen der Römerreste Trient verdoppeln sich in ihrem Wellenspiegel. Zum letzten male nimmt sie den Kampf in der berner Klause mit dem Monte Baldo auf, um dann friedlich zwischen blumigen Ufern und den lombardisch-venetianischen Städten Verona und Legnago vorbeigleitend, sich mit der Adria zu vermählen.

Was die Bauart der aus behauenen Quadern aufgeführten Brücke anbelangt, so bietet sie auf den ersten Blick die bezeichnenden Merkmale der römischen Architektur, deren kolossale Ueberreste den Forscher, von der Wüste Sahara bis an den Strand der Nordsee und von Portugal bis Persien verstreut, zur Bewunderung der Weltüberwinder zwingen. Aber auch die darangeklebte, mehr malerisch als wie solid gebaute Sägemühle, mit dem unvermeidlichen wälschtyroler Schmutz und der bei der Fruchtbarkeit des Bodens unerklärlichen Aermlichkeit ist ein bezeichnendes Merkmal für den herabgekommenen Zustand der Nachkommen der Beherrscher des Erdenrundes. Ein Glück, daß die Bewohner Wälschtyrols bescheiden in Betreff von Trank und Speise sind, sonst müßten sie oft bei ihrer angeborenen Faulheit in diesem Paradiese darben. — Dr. M. T.

Eine neue weiße Farbe. Pulver von gewöhnlichem Schwerspath wird mit pulverisirter Steinkohle und Theer gemischt, dann intensiv geglüht, sodaß sich der schwefelsaure Baryt (Schwerspath) in Schwefelbaryum verwandelt. Dieses wird durch Wasser ausgelaugt und der klaren Lösung in korrespondirender Menge eine Lösung von Chlorzink zugesetzt, wobei Schwefelzink niederfällt und Chlorbaryum in Lösung bleibt. Dieser Chlorbaryumlösung wird Zinkvitriol zugesetzt, wodurch schwefelsaurer Baryt gefällt wird, während Chlorzink in Lösung bleibt, welches wieder zur Fällung des Schwefelbaryums dienen kann. Die beiden Niederschläge, Schwefelzink und schwefelsaurer Baryt werden gut ausgewaschen, gemischt, getrocknet, zur Kirschrothgluth erhitzt, dann in kaltes Wasser geworfen, in Wasser gemahlen und getrocknet. Diese weiße Farbe deckt gut, eignet sich auch zu Oelanstrichen statt des Bleiweiß, namentlich wenn Schwefelverbindungen vorhanden sind oder entstehen können, wodurch die Anstriche mit Bleiweiß sich schwärzen. Dr. B.-R.

Der übermäßige Genuß von Spirituosen tödtet jährlich im Durchschnitt: in England 50000 Personen, worunter 12000 Frauen; in Deutschland 40000 Personen; in Rußland 10000 (?); in Belgien 4000; in Frankreich 1500 (?). Die höchste Zahl aber behauptet Amerika. Nach der Statistik des Dr. Everest sind in den Vereinigten Staaten in acht Jahren nicht weniger als 300,000 Personen infolge der Trunksucht gestorben. Dr. B.-R.

Aerztlicher Briefkasten.

Nowawes. S. Keineswegs können wir Ihren Wunsch erfüllen, gegen die verschiedenen Flechtenformen die Heilmittel zu veröffentlichen. Die Gründe hierfür anzugeben, kann nur derjenige von uns verlangen, welcher in dem Aberglauben befangen ist, daß jedem Krankheitsnamen auch ein passendes Mittel gegenübersteht. Nicht der Name ist Bedingniß, sondern der Kranke selbst.

Zürich. B. M. Sie sind nicht rückenmarkkrank, sondern leiden am Hexenschuß. Dampfbäder.

München. M. Wir danken Ihnen recht sehr für Ihre freundlichen Bemühungen, dem Leserkreis der „Neuen Welt" eine Anzahl von Hausmitteln gegen gewisse Krankheiten zugänglich zu machen; müssen jedoch darauf verzichten, Ihre offenbar einem Arzneimittelschatze des 16. Jahrhunderts entstammenden Rezepte der Druckerei zu übergeben. Chronische Lungenkrankheiten heilt man heutzutage nicht mehr durch Arzneien, sondern durch diätetische Mittel, unter denen reine, frische Luft die Hauptrolle spielt. Fast an Zauberei erinnert aber Ihr Rath, Kindern, welche sich erbrachen, „Pimentensaft mit Essig warm gemacht" auf die Magengegend zu legen. Das würde viel helfen! Erbricht sich ein Kind, so liegt entweder eine Magenstörung vor, der man durch sorgfältiges Abstellen von Diätsünden Abhülfe zu schaffen sucht, oder dieses Erbrechen deutet symptomatisch auf eine akute Gehirnhautentzündung, die selbstverständlich eine ganz andere Behandlung erfordert. Dasselbe gilt von dem wunderbaren Rathe: „für kalten Magen und erhitzte Leber Lattichsalat in Essig und Oel mit weißem Pfeffer zu essen, denn der Pfeffer bleibt einige Zeit im Magen liegen und reinigt und erwärmt denselben, während der Lattich die Leber abkühlt." Was denken Sie sich wohl unter einem „kalten Magen" und einer „erhitzten Leber", und welche sonderbaren Ideen haben Sie von der Physiologie der Verdauungsorgane und den in denselben vorkommenden Störungen?

Braunschweig. A. Sch. Entschieden Dampfbäderabonnement. — J. K. Ich wohne nicht in Leipzig.

Ems. K. L. Die „Regenerationspillen" sind jedenfalls dem Doktor Richard zuträglicher als Ihnen, insofern weil er Geld dabei verdient, während Sie die mühsam ersparten Groschen loswerden.

Stuttgart. Geometer L. Bestreichen Sie die Hühneraugen mit einer schwachen Aetzkalilösung (1:50). Die hornigen Hauttheile werden dadurch erweicht und lassen sich im Warmbade leicht abheben und das verdickte Epidermisschüppchen, welches das Hühnerauge bildet, läßt sich herausnehmen. Sie betrauen am besten einen Heilgehülfen mit der Vornahme dieser kleinen Operation.

Berlin. Posamentier M. Beide Fälle eignen sich nicht zur Konsultation. Dr. Meierstein.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

№ 14. Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Er hat mich nicht vergessen! rief sie fast triumphirend. Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr, und wenn er es auch sagt, er denkt an mich, unaufhörlich denkt er an mich, so wie ich an ihn! Sie nahm den Streifen an sich. Er schreibt sehr hübsch, es ist, als wäre jeder Buchstabe mit einer gewissen Empfindung niedergeschrieben.

Valerie vertiefte sich eine Weile in das Studium dieser Empfindungen, dann legte sie mit einer plötzlichen, unwilligen Geberde das Papier wieder in das Buch zurück. Es ist ungehörig, was er da gethan, sagte sie zu sich, und ihre hübschen Lippen warfen sich schmollend auf. Es ist eigentlich eine ganz unverantwortliche Frechheit, und ich hätte wohl Lust, den Kecken zu strafen und ihm den Zettel wegzunehmen. Und wieder streckte sie die Hand darnach aus, da knarrte die Thüre, und als sie sich umwandte, sah sie Stefan, der hereingetreten und, als er sie erblickte, an der Schwelle stehengeblieben war.

„Verzeihen Sie," begann er sogleich, „ich wußte nicht, daß Sie hier sind. Ich wollte meine Arbeiten für den Professor aufnehmen, wie ich das, nachdem ich Feierabend gemacht, gewöhnlich thue."

Valerie hatte sich erhoben. „Ich werde Sie nicht stören," sagte sie, ihre Stimme zitterte ein wenig, es war wohl Zorn. „Sie werden mir aber erlauben, diese Blumen, die ich auf Ihrem Arbeitstische fand, sowie dieses Blatt Papier, das in Ihrem Buche gelegen hat, mit mir zu nehmen, sie gehören beide nicht hierher."

Stefan trat ihr mit einem finstern Blick entgegen. „Diese Blumen," sagte er mit gedämpfter, aber fester Stimme, „sind mein!" Er legte wie schützend seine Hand über dieselben. „Ich habe sie in dem Augenblicke aus den Händen der alten Kathrein gerettet, als sie sie in den Kehrricht werfen wollte; ohne meine Dazwischenkunft waren sie zertreten, vernichtet. Was dieses Buchzeichen anbelangt, so steht es mir wohl frei, den Namen darauf zu schreiben, der mir gefällt."

„Nicht den meinen!"

„Warum nicht?"

„Weil Sie mich dadurch kompromittiren."

„Ich verstehe Sie nicht."

„O, Sie verstehen mich ganz wohl!" fuhr Valerie in einem immer gereizteren Tone fort. „Ich habe es Ihnen schon gesagt, ich wünsche es nicht, daß unsere Begegnung im Walde bekannt werde, ich hatte mir vorgenommen, niemand davon zu erzählen, und ich bin heute zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, darüber ein gleiches Stillschweigen zu beobachten. Mit einem gewissen Hohn haben Sie mir darauf geantwortet, aber immerhin glaubte ich verstanden zu haben, daß Sie mir dieses Stillschweigen zusagen, und dies um so eher, da Sie ja, wie Sie mich glauben machen wollten, diesen Vorfall längst vergessen haben. Das ist aber nicht wahr, ja, Sie denken nicht im entferntesten daran, mich zu schonen, denn hier, in dem Zimmer des Professors selbst, liegen diese Erinnerungszeichen ganz offen herum, und dieser Zettel allein verräth schon, daß Sie mich kennen, er verräth, daß Sie an mich gedacht haben."

„Und Sie empfinden dies wie einen Schimpf, den ich Ihnen angethan!?" rief Stefan, unfähig, sich länger zu beherrschen, und mit dem ganzen Ungestüm eines jungen Herzens, das in bisher nicht gekannter Qual sich wild aufbäumt und sich empört. „Aber bin ich denn ein Elender, und ist Ihr Name gebrandmarkt, wenn ich ihn auf meine Lippen nehme, sind diese Blumen entweiht, weil meine Hand sie gepflegt hat? Sie haben sie doch ohne Zaudern aus den Händen eines andern genommen. O, ich weiß das, ich habe es errathen! Und wenn dieser andere, statt daß er Sie im Stiche gelassen, das gethan hätte, was ich gethan, so würden Sie es nicht verschwiegen haben, laut hätten Sie es den Ihrigen verkündet, und Sie selbst würden es nicht vergessen wollen, daß Sie im Augenblicke der Gefahr an seinem Halse gelegen! Aber es ist nicht der Baron, es ist der bäuerische Sägemüller, mit dem es Ihnen passirt ist, und Sie meinen, die gleiche That, sie wäre bei jedem anders aufzufassen, und die bescheidene Huldigung, die Sie von Ihrem Baron anzunehmen sich nicht bedenken würden, sie erscheint Ihnen, von mir gebracht, als eine Beleidigung! Aber Sie mögen ruhig sein, der arme Bursche ist viel zu stolz, um dort anzubeten, wo er verachtet wird, und Ihr Name soll in Zukunft weder von mir geschrieben, noch von mir ausgesprochen werden." Mit überwallender Heftigkeit hatte er sich des Zettels bemächtigt, der in dem Buche lag, und er zerriß ihn jetzt in kleine Fetzen.

Valerie, die nach seinen ersten Worten starr vor Erstaunen und Entrüstung gewesen, fühlte sich jedoch bald wie überfluthet von diesem Ausbruch eines leidenschaftlichen Gefühls, von dessen überzeugender Kraft sie bisher noch keine Ahnung hatte. So hatte noch niemand zu ihr gesprochen, zu dem verzogenen, von allen gehätschelten Mädchen, so herben Tadel hatte sie noch nie erfahren, so sprühender Zorn war noch nie auf sie herabgefallen, aber es schien ihr in diesem Augenblick, als hätte sie auch noch niemand

so gekränkt, wie ihn; und niemand hätte die Kränkung so tief gefühlt, wie er, weil sie noch niemand so geliebt hatte. Sie begriff jetzt seinen Zorn, sie billigte ihn und sie beugte sich vor ihm, und als er nun mit solcher Heftigkeit das Papier entzwei riß, sah sie erschreckt und bittend zu ihm auf; sie blickte in seine ihr entgegenflammenden Augen. Sie sprachen ihr von seiner gewaltigen inneren Erregtheit; sie sprachen von seiner Qual. Das that ihr wohl und wehe zugleich.

In dem Augenblicke hörte man die Stimme des Professors in dem anstoßenden Zimmer, er redete mit der Nandl, die zugleich mit ihm das Haus betreten hatte. Valerie sank in den Stuhl zurück und hielt das aufgeschlagene Buch dicht vor ihr glühendes Antlitz. Stefan hatte sich der Bibliothek zugewendet, er hatte den einen Kasten geöffnet und suchte darin herum. Der Professor trat ein. Verwundert blickte er auf die beiden. Er hatte schon durch die Kathrein gehört, daß Valerie hier sei, und er wunderte sich, daß die beiden so ruhig geblieben.

„Seid ihr so blöde? Habt ihr noch garnicht mit einander gesprochen?“ fragte er.

Valerie und Stefan antworteten fast gleichzeitig, aber so undeutlich, daß der Professor erst durch die Intervention der Nandl, die jetzt auch hereingetreten war, erfuhr, daß die beiden sich schon recht gut kannten. Der Professor ging dann auf Valerie zu und küßte sie auf die Stirn, indem er sie versicherte, daß es ihn sehr freue, sie hier zu sehen.

Valerie erklärte ihm jetzt, daß sie nicht länger bei ihm verweilen dürfe, umsomehr, da sie ohne Wissen ihrer Eltern hierher gekommen sei. „Aber ich hatte so eine Sehnsucht nach dir, Onkel,“ fügte sie schmeichelnd hinzu.

Der Professor lächelte sehr befriedigt. „Das ist hübsch von dir, aber ich will dir keine Unannehmlichkeiten machen, und wenn du fort mußt, so soll dich der Stefan auf meinem Boote nach Hause bringen.

Stefan, der bisher abgewandt gestanden und seine Nase in die Bücher gesteckt hatte, wendete sich jetzt rasch um. „Das geht nicht, Professor,“ fuhr er mit einiger Heftigkeit heraus. „Das geht absolut nicht!“

„Oho! Warum soll denn das nicht gehen?“ fragte der Kleine ganz verwundert. „Was hast du denn zu thun, was machst du denn eben jetzt?“

„Ich suche einige Bücher für Brummer heraus, die ich ihm gern bringen möchte.“

„Nun ja, ich wußte es ja, daß du heute, Samstag, noch nach Seekirchen gehen würdest. Da macht sich ja die Sache ganz von selbst; du nimmst mein Boot und fährst meine kleine Valerie mit hinüber.“

„Das Fräulein wird sich nicht einem Unbekannten, einem Burschen wie ich bin, anvertrauen wollen, und es ist dies auch ganz natürlich.“

„Warum nicht gar. Sie kennt dich schon, du bist der Stefan, und ich sage dir,“ — er wendete sich jetzt an Valerie — „einem Bessern kannst du dich nimmer anvertrauen, als ihm.“

Valerie legte sich jetzt selbst in's Mittel. Sie faßte die Hand ihres Onkels, und sie sagte ihm nun in ihrer liebenswürdigen, zuthulichen Weise, daß sie, als sie das Wagniß unternommen, fest darauf gerechnet habe, ihr Onkel werde sie selbst wieder zurückbringen, und liebenswürdig und galant wie er sei, bleibe ihm auch keine andere Wahl jetzt übrig. Ja, sie verlange noch mehr von ihm, — sollte ihr heimlicher Ausflug bemerkt oder vielleicht gar übel vermerkt werden, so wäre das doch eine gewisse Rechtfertigung, wenn der Onkel als Schutz und Schirm an ihrer Seite stünde, und er könne dann nöthigenfalls die ganze Sache auf sich nehmen.

„Ja, ja, Onkel, wenn ich deinethalben in eine Patsche komme, so mußt du mir heraushelfen,“ sagte sie in ihrem einschmeichelndsten Tone und einem wirklich verführerischen Lächeln, und Onkel Wüst, obwohl er offenbar lieber zu Hause an seinem Werke gearbeitet hätte, vermochte doch solchem Liebreiz nicht zu widerstehen, und er versprach alles.

„Aber du, Stefan, mußt doch mit,“ sagte er in seiner heitern, gemüthvollen Art, „oder glaubst du, Schlingel, ich werde mich mit dem Schiff da abrackern und dich gemächlich durch den Wald schlendern lassen? Nichts da, du wirst uns rudern, und ich werde indeß bei Valerie den Galanten spielen, weil sie doch einmal auf meine Galanterie so versessen ist.“

Valerie lachte und die Nandl lachte auch und sagte, sie wolle auch dabei sein, und sie werde den Professor zurückrudern.

Alle waren damit einverstanden, und so geschah es auch. Alle vier schwammen auf dem Boot nach Seekirchen hinüber. Der Abend war wunderbar schön. Die Sonne war im Sinken und der im Westen von Waldhügeln umsäumte See war nur mehr von den goldigen Reflexen der glühenden Wolken beleuchtet. Die Luft war unendlich milde, nur kosend wehte hie und da ein leiser Windhauch um die Fahrenden.

Der Professor hatte am Steuer Platz genommen, Valerie neben ihm. Vorn saßen Stefan und Nandl und ruderten. Sie sprachen zeitweilig mit einander, so leise jedoch, daß Valerie kein Wort vernehmen konnte. Aber sie sah, wie Stefan einmal, als das Boot durch einen ungleichen Ruderschlag in's Schwanken gerieth, rasch seinen Arm um die zarte Taille schlang und wie Nandl sich hierauf noch fester an ihn schmiegte. Ein neues, schmerzendes Empfinden stieg in ihr auf. Sie fühlte sich zugleich verletzt, erbittert, und sie wandte den Kopf, um die Zärtlichkeit der beiden nicht mehr mit ansehen zu müssen.

Sie näherten sich dem Städtchen und alsbald stieß das Boot an's Ufer. „Aussteigen will ich aber nicht, mein Mädchen,“ sagte der Professor, „es ist mir eingefallen, daß ich heute noch einiges vorzurichten habe für einen morgigen Versuch, ich muß schleunigst zurückkehren. Adieu, Herzchen, du kannst jetzt mit gutem Gewissen sagen, daß ich dich zurückgebracht habe, und im übrigen, wenn's zu was kommt, rede dich nur auf mich aus. Stefan!“ rief er jetzt. „Sei doch Valerie beim Aussteigen behülflich. Gib ihr die Hand, sie verliert sonst das Gleichgewicht.“

„Ich muß das Boot halten,“ sagte Stefan ausweichend, „es soll nicht schwanken, und das Fräulein wird keine Gefahr laufen.“

In der That hatte Valerie das Schiff bereits ohne jede Hülfe verlassen, und sie winkte zum Abschiede dem Professor zu.

„Der Junge ist dumm,“ murmelte dieser.

Nandl hatte das Schiff bereits gewendet, als der Professor, einem letzten Bedenken Rechnung tragend, den beiden noch am Ufer Stehenden zurief: „Stefan, wenn Valerie es wünscht, kannst du meine Nichte bis zum Hausthor begleiten, es ist zwar nicht weit dahin, und hier in Seekirchen kann ihr unmöglich was passiren, aber Valerie, deine Mutter soll nicht sagen, ich wisse nicht, was sich jungen Damen gegenüber schickt.“

Nandl ruderte kräftig. Das Boot befand sich bald außer Hörweite. Jetzt trat Stefan an das junge Mädchen heran, das diese Annäherung, wie es schien, mit einiger Verlegenheit erwartet hatte. „Fräulein,“ sagte er mit etwas gedämpftem Ton und scheinbar ruhig, „fürchten Sie nicht, daß ich Sie in irgendeiner Weise belästigen werde. Gehen Sie voraus, ich werde Ihnen in angemessener Entfernung folgen, diese Art von Ueberwachung ist ja selbst einem Bedienten gestattet.“

Valerie wollte etwas erwidern, aber es lag etwas in Stefans Blick, in seiner Haltung, das jede weitere Erörterung abschnitt. So ging sie denn voraus, wie er gewollt, und er folgte ihr. Sie kamen durch das Stadtthor und schritten dann die lange Straße hinauf. Die Leute standen vor den Hausthüren, die Männer, ihre Pfeife rauchend, die Weiber, mit ihren Kindern beschäftigt oder mit einander schwatzend. Keiner der Gevatterinnen kam es in den Sinn, daß „die Offiziersfräul'n“ — so wurde Valerie genannt — und „der Steffel vom Grillenhof“ mit einander bekannt seien, und am allerwenigsten, daß er zu ihrem Begleiter befohlen war. Die wenigen Läden waren schon geschlossen, auch bei Säuerling wurde nichts mehr verkauft. Valerie warf einen raschen Blick nach den Fenstern im ersten Stock. Sie waren geschlossen und dunkel — Papa und Mama waren noch nicht zu Hause. An der Hausthür blieb sie stehen, wie um Athem zu schöpfen.

Indeß war Stefan ihr nachgekommen; er zog den Hut. „Gute Nacht!“ sagte er kurz. Sie sah ihn an, und er, der schon vorüber wollte, blieb stehen. Es gibt Blicke, die eine eigenthümlich magnetische Gewalt haben.

„Herr Stefan!“ flüsterte sie jetzt. Er wußte nicht, wie ihm geschah, und sie wußten es wohl beide nicht, wie es gekommen, daß sie nicht mehr auf der Straße, sondern in dem einsamen, dunklen Flur sich befanden. „Ich habe sie heute beleidigt,“ sagte Valerie in demselben leisen und sanften Ton. „Es ist meine Gewohnheit von Kindheit auf, daß ich vor dem Schlafengehen die Personen, gegen die ich ein Unrecht begangen, um Verzeihung bitte. Ich könnte sonst nicht ruhig schlafen.“

Stefan sah, wie sich bei diesen Worten eine kleine weiße Hand ihm entgegenstreckte. Ein Gefühl unendlicher Wonne überkam ihn, es drängte ihn zur Versöhnung, und doch kämpfte sein verletzter Stolz und die ihm indeß gewordene Ueberzeugung, daß

es vernünftig sei, sich fern zu halten von diesem Mädchen, mächtig dagegen. Er rührte sich nicht.

„Sie wollen mir also nicht verzeihen!“ rief jetzt Valerie mit einem Ausdruck wahrhaftiger Reue, fast des Schmerzes. Da fühlte sie ihre Hand ergriffen, Stefan preßte sie in die seinige, heftig, aber nur einen Augenblick lang, so schien es ihr, dann war er fortgestürmt. Sie stieg langsam und beklemmt die Stufen hinan.

Franz Brummer wohnte mit seiner Mutter in einem ebenerdigen Häuschen, das, da es etwas seitwärts von der Straße und vom Platze lag, „weit draußen,“ wie die Seekirchner sagten, nicht mehr als zur Stadt gehörig, sondern mit einigen anderen Hütten, die sich daselbst befanden, als „Vorstadt“ betrachtet wurde. Es hatte nur zwei Fenster; das eine war größer, das andere kleiner, beide rebenumrankt. Die weiten Verästelungen des Stockes trieben üppige Blätter. Es hatte eine niedrige Thür, mit einem Klopfer versehen; ein in die Mauer eingelassenes Heiligenbild und ein Giebel, der ihm etwas schief aufgesetzt war, das alles ließ dasselbe traulich, fast poetisch erscheinen.

In der einzigen Stube saß Franz vor einem Tisch, der mit Büchern bedeckt und ganz nahe an das Fenster gerückt war. Er war vor einer Stunde etwa aus der Werkstatt nach Hause gekommen und hatte sich sogleich über seine literarischen Arbeiten hergemacht. Es war dies seine einzige, seine liebste Erholung. Er gab im Verein mit Stefan eine Wochenschrift heraus, natürlich nur geschrieben, und die in nur zwei Exemplaren an Freunde und Gesinnungsgenossen heimlicherweise vertheilt wurde. Franz schrieb dafür kleine Erzählungen, Gedichte &c., er besorgte den belletristischen Theil, Stefan legte darin seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse nieder, er vereinfachte das, was er gelesen und gelernt und gab es in leichtfaßlicher Weise wieder. Zweimal in der Woche kamen die Freunde und Mitarbeiter zusammen, um alles festzustellen, das Material zu ordnen und die Zeitung abzuschreiben. Auch heute, Samstag, erwartete Franz seinen Freund. Es begann zu dämmern. Franz legte die Feder aus der Hand und lehnte sich in den Sessel zurück; er kreuzte die Arme über der Brust und schloß die Augen. Seine Mutter, die Wäscherlene, wie sie allgemein genannt wurde, stand mitten im Zimmer vor einem ziemlich großen Tisch, auf dem Wäsche aufgehäuft war, die sie im Begriff war, für die Mange zurechtzulegen. Sie hatte das schon im Griff, sie brauchte nicht viel darauf zu sehen, und so wendete sie denn immer wieder die zärtlich blinzelnden Augen dem Sohne zu, ihrem Stolz, ihrer Freude, ihrem einzigen Glück! Er saß so ruhig, man hörte nicht einmal sein Athemholen.

Ihr Franzi, wie sie ihn nannte, war ein hochaufgeschossener, hagerer Jüngling mit schmalen Schultern, einem langen Hals und ebensolchen Händen und Füßen. Sein Gesicht war nicht schön, aber auch nicht häßlich, es hatte einen naiven, fast noch kindlichen Ausdruck, und nur die breite, stark ausgebildete Stirn erschien darin bedeutend und interessant. Man mußte annehmen, daß hier alles erst im Werden, alles in der Entwicklung war bei diesem jungen Manne, über dessen dünne Lippen die ersten dunklen Flaumhaare sproßten. Der Mutter erschien er vollkommen. Sie bemerkte nur mit einem leisen Seufzer, daß er blaß aussah und daß um seine tiefliegenden Augen ein dunkler Streifen sich hinzog, und das war nicht etwa nur jetzt, im Dämmerlicht so. Der Franzi hatte wohl niemals ein blühendes Aussehen gehabt, wie andere Kinder, das kam von seiner sitzenden Lebensweise, und wohl hauptsächlich davon, daß er von seiner Geburt an argen Entbehrungen unterworfen war.

Die Wäscherlene hatte man nie Frau genannt, obwohl sie schon ein zahnloses Mütterchen geworden. Ein Schuft hatte sie betrogen und sie dann sammt dem Kinde verlassen. Ehe er ging, hatte er es jedoch für angezeigt gehalten, noch einen kleinen Diebstahl beim Bürgermeister zu verüben, wahrscheinlich in der Absicht, sich das Reisegeld zu verschaffen. Der Gauner entkam glücklich und auf Nimmerwiedersehen, und die ganze Gemeinde ließ dafür nun ihre sittliche Entrüstung an dem schuldlosen Weibe und dem hülflosen Kinde aus. Man verkümmerte der Lene ihren Verdienst auf jede mögliche Weise und man forderte von ihr, daß sie billiger und besser arbeite als andere. War sie nicht die Geliebte eines Vagabunden gewesen, eines Diebes? Hatte sie nicht einen Balg, der wohl dereinst der Gemeinde zur Last fiel, und mußte man nicht entschädigt werden, wenn man einer solchen Person überhaupt Arbeit gab? Auch der Knabe mußte von klein auf die härtesten Demüthigungen, die rohesten Beschimpfungen ertragen lernen, und er wäre vielleicht verkommen und schlecht geworden, wenn ihn die Mutter nicht so über alles geliebt, und wenn er nicht, als er heranwuchs, in dem Schulmeister Dietrich einen vernünftigen Erzieher und Beschützer, in dessen Enkel Stefan einen Freund gefunden hätte.

Stefan war kräftig und er hatte flinke Fäuste; nachdem er sich einigemale für seinen Schützling tüchtig gebalgt hatte und die höhnischen Schimpfworte, mit denen diese Freundschaft von den Kameraden gebrandmarkt wurde, mit neuen, noch tüchtigeren Püffen beantwortet, ließ man Franz in Ruhe, und dieser konnte zum erstenmal etwas freier athmen. Von da an begannen sich auch seine geistigen Fähigkeiten rascher zu entwickeln, und Dietrich bemerkte mit Vergnügen, daß, wenn er auch in Religion und Mathematik nach wie vor ein „ungenügend“ aufzuweisen hatte, doch, sobald es sich um schnelle und richtige Auffassung einer Schilderung handelte, oder wo es galt, seinen Gedanken darüber Ausdruck zu geben, Franz der geschickteste und intelligenteste von allen war. Dietrich fing deshalb an, ihm, gemeinschaftlich mit Stefan, besonderen Unterricht zu geben, und der alte Freiheitskämpfer aus dem Jahre achtundvierzig, der, da man seine freien Meinungen kannte, niemals eine Lehrerstelle in einer Mittelschule bekam, obwohl er dazu mehr als andere befähigt gewesen wäre, und der als Schulmeister in diesem kleinen Städtchen verdarb und versauerte, er legte nun in diese jungen Herzen, die ihm verständnißvoll entgegenschlugen, all' die edle Begeisterung für Freiheit und Kultur und Gerechtigkeit. Zugleich bildete er ihren Verstand auch in praktischer Hinsicht aus und brachte ihnen ein ziemliches Wissen bei. Bald wurde dem Alten die verschiedene Richtung der beiden Knaben klar. Stefan hatte mehr Sinn für die positive Wissenschaft, Franz besaß Phantasie und schöpferischen Geist. Einmal traf er den letzteren im Lehrzimmer vor seinem Bücherkasten. Er hatte ein Buch herausgenommen und las darin. Die Wangen des Knaben waren hochgeröthet, in seinen Augen schimmerte es feucht, die Muskeln des kleinen Gesichts zuckten. Er merkte nicht, daß er beobachtet wurde, so ganz vertieft, so versunken war er in das, was da mit solcher Lebendigkeit, mit so mächtig ergreifender Wahrheit vor seine Seele trat. Endlich sah er auf. Er bemerkte Dietrich und stürzte ihm entgegen.

„Großvater!“ Er nannte Dietrich so wie Stefan ihn nannte. „Großvater, was da drin steht, das ist schön, das ist groß, das — das dringt mir durch Mark und Bein!“ Ein Thränenstrom folgte den Worten, die mit hoher Exaltation ausgesprochen waren.

Der alte Dietrich nahm beruhigend dem Knaben das Buch aus der Hand: es war Schillers „Don Carlos“. Seitdem wußte er, daß in dem armen, verlassenen, verachteten Buben der Dichter schlummerte. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Keime zur Entfaltung zu bringen. Der Bursche war jetzt vierzehn Jahre alt geworden, und der Geistliche des Städtchens sprach der Lene zu, es sei nun hoch an der Zeit, ihren Sohn etwas Ordentliches lernen zu lassen. Er redete ihr scharf in's Gewissen und sagte ihr, es sei eine Sünde, wenn sie den Buben noch länger so in den Tag hineinleben lasse und ihn zu nichts Rechtem anhalte. In die Schule sei er jetzt lange genug gegangen, und er sei ohnedies schon ein Vielwisser, und das tauge nichts, am wenigsten für so niedriger Leute Kind, und aus solchen werde dann niemals etwas Rechtschaffenes. Sie müsse also sehen, daß sie ihn zu einem Meister in die Lehre bringe, und das je eher, je besser. Der ihrige, der trage ohnedies schon die Keime des Bösen in sich, da sein Vater doch ein Lump war.

Die Lene senkte de- und wehmüthig den Kopf. Der Vorwurf war ihr so oft gemacht worden, so unbarmherzig hatte man sie und ihr armes Kind damit gequält, so daß sie sich wirklich mitschuldig glaubte, mitverworfen fühlte. Obwohl sie nur das Glück ihres Kindes wollte, und dieses sie schon wiederholt gebeten, es nur ja nicht von dem alten Dietrich zu nehmen, nicht von Stefan zu trennen, so that sie nach dieser eindringlichen Mahnung doch sogleich Schritte, um ihn als Lehrling unterzubringen. Sie durfte mit dem Himmel nicht spaßen, sie, die Sünderin, und sie mußte sich dem geistlichen Herrn, der sich so herablassend und freundlich um das Schicksal ihres Kindes gekümmert hatte, dankbar erweisen und durfte ihn nicht erzürnen. Es wurde ihr schwer, für Franz einen Lehrherrn zu finden. Er war für die meisten Geschäfte zu schwach, und dann wollten auch die Meister den Sohn des Diebes nicht gern bei sich aufnehmen. Endlich versprach ein Schneidermeister, es mit dem Knaben versuchen zu wollen, und da es Franz so ziemlich einerlei war, zu welchem Geschäfte er kam, so wurde er Schneiderlehrling.

(Fortsetzung folgt.)

Steppenpferde im Schneesturm. (Seite 167.)

Segelwagen. (Seite 167.)

Beim Kinde, das gestorben ist.

(Fortsetzung.)

Wenn ich es jetzt klatschen und dazu ein Kind jammern und einen großen Menschen schelten und wettern höre, dann thun mir jedesmal die fast zahllosen Hiebe weh, die ich in meiner Jugend — sie liegt weit hinter mir! — aus dem ff zugetheilt erhalten habe. Und wofür? — Einige der wunderbarsten Fälle mögen als Antwort auf diese Frage erzählt sein.

Einmal in den Sommerferien spielte ich öfter mit zwei durchaus braven Knaben in der Schulstube. Eines Tages fand mein Vater im Fensterholz eine tief eingekerbte Ziffer. Da er für solche Beschädigungen des wenn auch alten und verwahrlosten Gemeindeeigenthums doch leicht einen Verweis von dem Schulpatrone bekommen konnte, so war ihm die Entdeckung sehr ärgerlich. Von uns dreien sollte einer das böse Meisterstück durchaus geleistet haben. Wir wurden also ins Gebet genommen; der Thäter sollte gestehen. Ich betheuerte wiederholt, daß ich die Ziffer nicht eingeschnitten hätte; ebenso die andern. Der übliche Schluß war: nun, dann bekommt ihr solange Prügel, bis ihr gesteht. Der Sohn kam zuerst an die Reihe. Ich fiel auf die Knie und bat heulend und händeringend um Schonung, weil ich unschuldig sei. Half nichts. Als ich eine tüchtige Tracht erhalten hatte, wurde ich losgelassen und von neuem gefragt; aber da ich auch jetzt als Missethäter mich nicht bekennen konnte, bekam ich eine zweite Tracht. Derweilen standen die beiden andern dabei und zitterten und wimmerten, so daß ich bereis auf den Gedanken kam, wir seien alle drei unschuldig. Als aber der nächste in gleicher Weise zum Bekenntniß gebracht werden sollte, da umfaßte er flehend des Vaters Knie und gestand, er habe die Ziffer eingeschnitten. Es war wirklich so. Ich wand mich jammernd auf dem Boden; aber als ich das hörte, vergaß ich allen Schmerz und verstummte vor Erstaunen. Der Vater gab dem „Schlingel" drei oder vier nicht gerade schwere Hiebe, und die Sache war zu Ende. Ich habe dieses schlechte Stück dem Schlingel, der sonst im ganzen ein gutmüthiger, wenn auch einfältiger Junge war, niemals vergessen können, auch als wir schon beide erwachsen waren. Aber auch die Liebe zu meinem Vater hatte einen gewaltigen Stoß erhalten; denn daß er dem Jungen nach seinem Geständnisse nicht mindestens doppelt soviel Hiebe aufzählte, als ich, der Unschuldige, empfangen, und die er nach meiner, von den grimmigsten Schmerzen unterstützten Ansicht redlich verdient hatte, empfand ich als himmelschreiende Ungerechtigkeit, die mich kränkte und verbitterte.

Noch viel erstaunlicher war mir ein anderer Fall und noch heute ist er mir ein psychologisches Räthsel. Als ich ein etwa elf- oder zwölfjähriger Junge war, mußte ich meinen kleinsten Bruder, der in der Wiege lag, unterhalten. Ich hatte die Klinge von einem Taschenmesser an einen Faden gebunden und ließ sie im Kreise schwingen, während ich den Faden festhielt. Plötzlich riß der Faden, die Klinge fuhr mit voller Schwungkraft durchs Fenster und zertrümmerte eine etwa zwei Quadratfuß große Scheibe. Das war kein kleines Unglück. Denn die Scheibe kostete meinem armen Vater ein verhältnißmäßig großes Stück Geld, dann war ein Glaser auf dem Lande nur schwer zu haben, und es war mitten in einem sehr kalten Winter. Der Vater hatte also wohl Ursache, aufgebracht zu sein, und so stand mir denn, falls ich als Thäter entdeckt wurde, eine schwere Strafe in sicherer Aussicht. Mit der Absicht, dem Dolus, nimmt man's bei Kindern gewöhnlich nicht sehr genau. Niemand hatte mich gesehen; ich beschloß darum, hartnäckig zu leugnen, woraus ich mir umsoweniger ein Gewissen machte, als ich fest überzeugt war, daß ein Geständniß meine Strafe nicht im geringsten mildern würde. Denn gesühnt mußte solche That werden, das stand fest. Aber ich war auch neugierig, wie es dem Vater, der nicht zu Hause war, und der Mutter, die auf dem Hofe gewesen, gelingen möchte, das Räthsel zu lösen. Es gelang ihnen auch nicht. Alle Umstände und alle Möglichkeiten, die für und wider mich und meinen um zwei Jahre jüngern Bruder sprachen, wurden erwogen — alles vergebens; es war garnicht zu denken, wie einer oder der andere betheiligt sein könnte. Fatal nur war, daß der Vater nicht die geringste Neigung hatte, an ein Wunder zu glauben, und, da an einen Menschen außer dem Hause nicht gut gedacht werden konnte, immer wieder mit seinem letzten Schluß auf mich und meinen Bruder kam. An diesem Punkte aber stand die Sache äußerst gefährlich; denn nun sollten wir durchaus bekennen, nicht mehr daß, sondern wie wir das Fenster zerschlagen hätten, und da wir's nicht freiwillig thaten, so sollten wir durch die böseſten Hiebe gezwungen werden. Wie nun unmittelbar vor der Exekution der Vater zum letzten mal erst mich, dann den Bruder zu freiwilligem Geständnisse auffordert: da, zu meiner höchsten Ueberraschung, bittet dieser um Schonung, weil er alles, alles erzählen wolle. „Sage, mein Sohn." Und ich traue nicht meinen Ohren. Er hätte mich gesehen, so erzählte er, wie ich mit einer Stange um das Haus gegangen wäre und gegen das Fenster gestoßen hätte. Die Mutter machte gleich darauf aufmerksam, es könne das nicht wahr sein, weil ich zu der Zeit den kleinsten Bruder gewartet hätte. „O, er kann ja den sich selber überlassen haben," erwiderte der Vater. „Wo hat er aber die Stange hergenommen?" — „J, er wird schon wissen, wo er sie gefunden." Es war jedoch nirgends eine Stange. Die Mutter machte auf die ungeheure Schneemasse aufmerksam, die vor dem Fenster lag; ich könnte da garnicht durchkommen; und denn müßten ja meine Spuren zu finden sein. Das leuchtete dem Vater ein, und wir gingen allesammt hinaus, die Spuren zu suchen. Sie waren nicht zu finden. Also, meinte die Mutter, könnte ich's auch nicht gethan haben. Der Vater dagegen erwiderte, auf meinen Bruder deutend, das Kind kann sich eine so umständliche Geschichte doch nicht aus den Fingern saugen. Das war allerdings auch der Mutter räthselhaft, und da ich selber nichts gestehen wollte, so blieb nur die Erzählung meines Bruders, und auf Grund derselben erhielt ich richtig meine Strafe. Ich habe die Schmerzen mit dem Bewußtsein, daß ich der Thäter war, wenn auch nur durch einen unglücklichen Zufall, mit einiger Ergebung ertragen; aber die Erzählung meines Bruders, der sonst zum Fabuliren nicht das geringste Talent hatte, ist mir ein Räthsel geblieben, mit dem ich mich lange beschäftigt, das ich aber bis heute nicht gelöst habe. Daß mein Vater, der ein verständiger und durchaus nicht leichtgläubiger Mann war, das Märchen geglaubt haben soll, ist mir auch unwahrscheinlich. Wahr und unbestritten sind mir nur die Prügel geblieben.

Zu einer der letzten körperlichen Züchtigungen, die ich erlitten, war meine Verschuldung unbestreitbar, und doch — so meine ich noch heute — hätte sie mir erlassen werden sollen.

In der Gegend, wo meine Eltern lebten, war urplötzlich ein „Wundermädchen" berühmt geworden. Hunderte von Menschen, zu Fuß und zu Wagen, Vornehme und Geringe, zogen täglich zu dem in Verzückungen liegenden Frauenzimmer, und weit und breit sprach man nur von ihren ungeheuerlichen Kunststücken und Reden. Verständige, ernsthafte Männer wurden nachdenkend und betheiligten sich mit Eifer an den überall gepflogenen Gesprächen über Geister und Geistererscheinungen. Der alte, im Volke heimlich lebende Aberglaube kam jetzt zu großem Ansehen, und überall sprach man von Gespenstern und jedes Weib wußte die grausigsten Gespenstergeschichten, die ihr oder ihrer Großmutter oder sonst einer guten Frau passirt waren, zu erzählen. Natürlich machte das alles auch auf uns Kinder einen tiefen Eindruck. Ich hatte gelesen und gelernt, der Glaube an Geister und Gespenster und Wunder sei der albernste Aberglaube, und wenn ich mich in diesem Sinne aussprach, dann hieß es jedesmal: Warte nur, Geister und Gespenster lassen sich nicht spotten; sie werden dich Gelbschnabel schon singen und beten lehren. — Zu den hartnäckigsten Ungläubigen gehörte mein Vater; aber ich konnte doch wahrnehmen, daß der große Andrang zu dem Wundermädchen und die von ihr erzählten Geschichten einen großen Eindruck auf ihn machten; er wurde allmählich still, zweifelhaft, und wenn ihn nicht eine gewisse Scheu abgehalten, so hätte er wohl auch die Prophetin besucht; denn, sagte er, das Beste ist, daß man sich von allem Wunderbaren mit eigenen Augen überzeugt. Dieses Wort brachte mich mit meinen eigenen Grübeleien auf einmal in's Klare. Ich beschloß, Geister aufzusuchen, sie zu sehen und, wenn möglich, zu sprechen. Sorgfältig erkundigte ich mich, unter welchen Umständen Geister gesehen werden können. Zwar erfuhr ich dabei auch, daß es ein gefährliches Wagestück sei, die Geister zu belauschen; ich erinnere mich aber nicht mehr, wie ich mich über die ziemlich sichere Aussicht, von ihnen in Stückchen zerrissen und auf den Gräbern umhergestreut oder mindestens mit in Nacken gedrehtem Kopf in den Graben geworfen zu werden, getröstet habe. —

Leider durfte ich mit niemanden und am wenigsten mit dem Vater über meine Absicht sprechen. Dieser hätte mir die Ausführung derselben kurz als eine „Dummheit" verboten, und damit wäre ich ja auf dem alten Flecke geblieben.

Um des guten Erfolges recht sicher zu sein, wartete ich, bis ein Erwachsener starb. Denn man hatte mir gesagt, die Geister kämen nicht in jeder Nacht hervor. Nur in der ersten Nacht, wenn ein Todter im Grabe liege, müsse der abgeschiedene Geist desselben auf dem frischen Grabe erscheinen, und dann könnten ihn unter gewissen Umständen auch diejenigen Menschen sehen, die keine Sonntagskinder wären.

Endlich erfüllte sich mein sehnlichster Wunsch: es starb eine alte Frau, die ich gut kannte, und ich hoffte, ihr Geist, wenn er wirklich erscheinen könne, werde mich erkennen und glimpflich mit mir umgehen. Den Glauben an Geister vermochte der Knabe schließlich doch nicht ganz abzulehnen. — Spät abends an dem Tage, als sie begraben worden, schlich ich mich auf den Kirchhof. Ich hoffte, mein Abenteuer würde unentdeckt bleiben, umsomehr, als ich gleich nach der Geisterstunde zurückkehren wollte, und darum ein Fenster aufgekrampt hatte, durch das ich, ohne bemerkt zu werden, in's Haus gelangen konnte.

Es war eine schöne, sternenhelle, warme Sommernacht. Der Kirchhof lag etwa zehn Minuten weit von der Wohnung meiner Eltern entfernt, am Ende eines großen, ziemlich dichten Parkes, und war mit hohen Birken und Pappeln eingefaßt. Ich ging geradenwegs zu dem frischen Grabe, zog mir, um den Geistern Respekt einzuflößen, ein großes Hemd über, das ich mir mitgebracht hatte, und setzte mich keck auf das Kopfende des Grabes. Das nächste nun, dessen ich mich erinnere, ist, daß ich schauernd und wie geängstet aufsprang und zu meinem großen Schrecken die Rufe der Kuhhirten hörte. Danach mußte es etwa vier Uhr des Morgens sein. Die Geisterstunde war also lange vorüber und ich hatte keine Geister gesehen. Ich hatte alles schön verschlafen! — Schnell zog ich das Hemd aus und lief nach Hause. Ich fand die Thüre offen — ein böses Zeichen! Eilig zog ich mich aus, kroch leise in's Bett und zog die Decke über den Kopf. Bald darauf kam der Vater mit bekümmertem Gesicht in die Stube. Er, die Mutter und die Nachbarn hatten mich während der ganzen Nacht gesucht. Wie sie meine Abwesenheit entdeckt hatten, weiß ich nicht mehr. Er erblickte mich sofort. „Da ist er ja!" rief er. „Wo warst du?" Weinend und um Nachsicht bittend erzählte ich mein unglückliches Abenteuer. „Ich werde dich lehren, Geister sehen!" Das war seine kurze Antwort. Ich mußte aus dem Bett und empfing sofort meinen jammervollen Lohn.

Ich begriff wohl, daß ich meinen Eltern eine schwere, sorgenvolle Nacht verursacht hatte, und es that mir das sehr leid. Aber niemals habe ich begreifen können, daß mein Unternehmen strafwürdig war; ich bin immer der Meinung geblieben, der Pädagoge hatte vollauf Grund. es mir entschuldigend anzurechnen und mich über das „Thörichte" desselben zu belehren. Uebrigens konnte ich bald genug wahrnehmen, daß der Vater mit dem „dummen Streiche" garnicht so unzufrieden war, und auch die Nachbarn äußerten ein nicht unrühmliches Erstaunen über den kleinen Geisterseher. Umsomehr und länger schmerzten mich die Hiebe.

Ob mein Vater über diese Straffälle, die für einen Erzieher wohl des Bemerkenswerthen genug enthielten, je nachgedacht hat, weiß ich nicht. Als ich selber schon Erzieher war, suchte ich ihn wiederholt zum Sprechen darüber zu bringen. Er lächelte, meinte, auch die ungerechten Züchtigungen hätten mir wohl genützt, und ich würde das noch einmal dankbar anerkennen. Damit ließ er mich dann stehen. Zu einer dankbaren Anerkennung ist's jedoch nie gekommen, wenn ich auch den guten Willen des Vaters nie bezweifelt habe. Es ist mir, als fühle ich noch heute alle die Schmerzen des Leibes und der Seele, und nicht von einem Nutzen kann ich sprechen, aber von einem großen, großen Schaden.

(Schluß folgt.)

Robert Mayer.

(Schluß.)

Robert Mayer war seiner Zeit vorausgeeilt; langsam, überaus langsam hinkte ihm die Zeit nach. 17 Jahre nach seiner grundlegenden Schrift von 1841, im Jahr 1848, ernannte ihn die naturforschende Gesellschaft von Basel zum korrespondirenden Mitglied. Eine Festrede Liebigs, die ihn mit hoher Anerkennung erwähnt, drang in weitere Kreise. Nun regnete es mit Ehrenzeichen und Auszeichnungen. Zahllose gelehrte Gesellschaften bemühten sich um ihn. Die pariser Akademie ernannte ihn zum korrespondirenden Mitglied und verlieh ihm den Preis Poncelet. Die Royal Society in London sandte ihm durch Tyndall die Copley Medal. Letzterer verkündete seinen Ruhm in England, Verdet und Jamin in Frankreich, Graf St. Robert in Italien. Im Jahr 1867, also 26 Jahre nachdem er die neue Wahrheit in die Welt geworfen, erhielt er den Orden der würtembergischen Krone, welcher den persönlichen Adel verleiht. Mayer freute sich über diese Auszeichnungen; auch haben sie unbestreitbar beruhigend und mildernd auf sein erschüttertes Gemüth bewirkt, so daß sich sein eigentlicher Lebensabend freundlicher gestaltete. Im Januar dieses Jahres begann sich ein Lungenleiden zu entwickeln, das bald einen bedrohlichen Charakter annahm, und am Abend des 20. März 1878 brach sein müdes Herz. Zwei Tage später wurde er auf dem schönen Friedhof seiner Vaterstadt beerdigt.

Bekanntlich hat der große Naturforscher auch in jener letzten Periode seines Lebens, das heißt seit dem Anfang der funziger Jahre, kleinere Arbeiten veröffentlicht. Ich erinnere an den Aufsatz „Ueber das Fieber", ein iatromechanischer Versuch aus dem Jahr 1862 in Wunderlichs Archiv für Heilkunde. Ferner die kleinen Schriften: „Ueber Erdbeben"; „Ueber die Bedeutung unveränderlicher Größen"; „Ueber die Ernährung" u. a. In weiteren Kreisen ist die Rede bekannt geworden, welche Mayer 1869 auf der Naturforscherversammlung in Innsbruck hielt „Ueber nothwendige Konsequenzen und Inkonsequenzen der Wärmemechanik". Allein bei einer Würdigung der Verdienste Mayers kommen diese Arbeiten nicht mehr in Betracht, wenn gleich der bedeutende Kopf und die schneidige Feder auch in ihnen unschwer zu erkennen sind.

Blickt man zurück auf dieses so einfache und doch so inhaltreiche Leben, vergleicht man mit ihm die fundamentale Bedeutung, welche das Gesetz der Erhaltung der Kraft, oder, wie man heute zu sagen pflegt, der Energie, für die Naturanschauung der Gegenwart erlangt hat, so stürmen Fragen über Fragen auf uns herein. Die merkwürdigste und lehrreichste dieser Fragen ist wohl die: Wie war es möglich, daß die von Mayer entdeckte Wahrheit erst nach Jahrzehnten von der „Wissenschaft" anerkannt wurde? Im Jahr 1841 hat der große Denker seine neue Wahrheit so einfach, so schlicht, aber auch so handgreiflich in die Welt geworfen, daß man hätte meinen sollen, eine Verkennung derselben, eine Verleugnung, ein Ablehnen von seiten der offiziellen Wissenschaft wäre unmöglich gewesen. Im Jahr 1876 verlieh ihm sein König den Orden der württembergischen Krone, nachdem wenige Jahre zuvor eine Reihe gelehrter Körperschaften sich beeilt hatten, ihr Versehen von früher durch Verleihung aller möglichen Ehrentitel gut zu machen. Liegt nicht in diesen Thatsachen eine furchtbare Bethätigung der Wahrheit, daß das Neue, das Große, das Gute gerade von denen am wenigsten anerkannt zu werden pflegt, die sich für die berufenen Träger der Wissenschaft und Bildung ausgeben und die unserer staatlichen und gesellschaftlichen Organisation zufolge die eigentlichen Wahrheitsvermittler sein sollten? Gilt nicht heute noch, ja ganz besonders heute, das Wort Feuerbachs, wenn er zu sich selber sagt: „Du weißt, daß nie noch eine Wahrheit mit Dekorationen auf die Welt gekommen, nie im Glanze eines Thrones unter Pauken und Trompeten, sondern stets im Dunkel der Verborgenheit unter Thränen und Seufzern geboren worden ist; du weißt, daß nie die Hochgestellten, eben weil sie zu hoch gestellt sind, daß stets nur die Tiefgestellten von den Wogen der Weltgeschichte ergriffen werden." Robert Mayer selbst ist, wie so mancher andere, ein Opfer dieses Verhängnisses geworden. Der Schluß liegt nahe, wie es denjenigen Wahrheiten, welche sich auf die Welt der Interessen beziehen, von seiten der offiziellen Wissenschaft ergehen wird.

Aber nicht blos der Mann im Verhältniß zur Naturwissenschaft seiner Zeit gibt uns Räthsel zu lösen, auch er selbst in

seinem eigenen Wollen und Wirken bietet so manch' seltsamen Widerspruch. Was ist es denn, das heute den fertigen Menschen erst recht zum Manne macht, was ihn, nicht blos im Gebiete reiner Wissenschaft, sondern auch in der lebendigen Wirklichkeit über seine persönliche Interessensphäre hinausgreifen und im Leben für das Allgemeine seine wahrhafte Befriedigung suchen und finden läßt? Doch wohl nichts anderes als eine klare, bewußte Stellung in den religiösen und sozialpolitischen Kämpfen der Zeit! Und so haben wir die Pflicht, am Grabe des großen Denkers auch darnach zu fragen, welcher Art seine Stellung diesen brennendsten Fragen unseres Jahrhunderts gegenüber gewesen sei. Wir müssen die Frage stellen, selbst auf die Gefahr hin, auf die Gestalt des großen Forschers einen Schatten zu werfen.

Ich habe dem Leser erzählt, wie eine krankhafte, wahrscheinlich ererbte, Naturanlage, diese maßlos gesteigerte Aufregung, oft bei geringfügigen Anlässen an Robert Mayers Leben zehrte, wie die Ungunst äußerer Verhältnisse und der harte Kampf um die Wahrheit schließlich zur Katastrophe führte, aus der sein Geistesleben nie mehr vollkommen intakt hervorgehen sollte. Damit ist zugleich gesagt, daß ihm eine vollständige Entwicklung, eine erschöpfende Klärung seiner Gedankenwelt, wie sie das reifere Alter erst mit sich bringt, vom Schicksal versagt geblieben ist. Allein dieses reichbegabte Leben ist interessant genug, um auch damit noch die Aufmerksamkeit zu fesseln, wenn schon der Irrthum oder die Krankheit durch seine Adern zu rinnen begann. Mayer ist sowohl in politischer als religiöser Beziehung auf der Seite gestanden, wo weder Licht noch Freiheit zu holen ist. Schon im Jahre 1848, als er noch im Vollbesitz seiner Geisteskraft war, trat er ganz und voll auf seiten der Konservativen, im Gegensatz zu seinem älteren Bruder, der sich mit Begeisterung der Bewegung angeschlossen hatte. Er blieb immer, trotz aller bitteren Erfahrungen, ein Anhänger der Autorität. Dagegen war ihm das Gothaerthum zuwider und der Krieg von 1866 wurde scharf von ihm verurtheilt. Allein, wie wenig prinzipiell seine Anschauungsweise in politischen Dingen gewesen ist, dafür legt eine kleine Anekdote, die uns der oben erwähnte Freund des Verstorbenen erzählt, beredtes Zeugniß ab. „Als der Krieg von 1870 ausgebrochen war, kam er nach der Schlacht von Wörth zu einem befreundeten Geistlichen mit der Erklärung, er müsse mit Hiob, Kapitel 42, 3 sagen: Ich bekenne, daß ich habe unweislich geredet. Von da ab blieb er gut reichsfreundlich gesinnt, ohne sich jedoch mehr viel mit politischen Fragen zu beschäftigen." Merkwürdiger noch, viel merkwürdiger, als diese politische Schwäche, welche in Deutschland bekanntlich auch bei wirklich verdienstvollen Männern nur gar zu häufig vorkommt, ist Robert Mayers Stellung zur Religion. Dieser große Naturforscher ist, um es kurz zu sagen, „gläubig" gewesen; selbstverständlich war er es auf seine Art. In der Bibel war er bewandert, wie wenige und liebte es im Gespräche oft und viel Worte aus ihr anzuführen, aber man würde sehr irren, wollte man glauben, er habe das nach Art unserer „Frommen" mit Salbung oder gar Kopfhängerei gethan. Die Bibel war ihm ein geistreiches Buch, von dem er in geistreicher Weise Gebrauch zu machen wußte, das war alles. Er acceptirte den theistischen Sittenkodex, weil er nichts besseres an seine Stelle zu setzen hatte, aber als Mann von Geist war ihm das alles nur Form, um seine eigenen Anschauungen auszudrücken. Er liebte es sogar, seinen Theismus zur Schau zu tragen, ich möchte fast sagen, er kokettirte mit ihm. Aber dieses zur Schautragen hatte nichts vom Pharisäer an sich, der da sagt: „Ich danke dir, daß ich nicht bin, wie diese da." Sein Motiv war vielmehr, so sonderbar dies im ersten Augenblick scheinen mag, ein echt wissenschaftliches. Er griff immer zurück auf seine Naturanschauung, auf sein großes Gesetz, welches das A und O seines Denkens bildete. Ja, dieses Gesetz selbst ward für ihn die Quelle seiner Religion, kurz die Quelle seiner theistischen Anschauungen. Der Leser möge mir mit kurzer Aufmerksamkeit folgen und dieser Satz wird ihm nicht mehr parador vorkommen. Für den vulgären Materialismus ist die Kraft bekanntlich eine bloße Eigenschaft, ein bloßes Produkt der Materie, des Stoffs. Das Prinzip alles Seins ruht ausschließlich in der Materie. Nun hat das Gesetz der Erhaltung der Kraft, wie es von Mayer formulirt wurde, endgiltig bewiesen, daß dieselben Eigenschaften, welche die Materie in den Augen ihrer Gläubigen als höchstes Prinzip erscheinen lassen, nämlich die Unzerstörbarkeit und Wandelbarkeit, nicht minder auch der Kraft zukomme. „Kräfte", sagt Mayer, „sind unzerstörliche, wandelbare, imponderable Objekte." Sowenig ein Atom der Materie im Weltall zu nichts werden kann, ebensowenig kann ein Quantum Bewegung, Wärme, Elektrizität, Magnetismus u. s. w. zu nichts werden. Die Kraft also, weit entfernt eine bloße Eigenschaft, ein bloßes Produkt der Materie zu sein, wird durch die Mayer'sche Entdeckung auf die Rangstufe der Materie erhoben. Der vulgäre Materialismus ist damit endgiltig zerbrochen, er hat keinen Sinn mehr. Und das Bewußtsein dieser Thatsache ist es, das unseren Denker den theistischen Anschauungen in die Arme trieb; dieses Bewußtsein ist es, was ihn in der Vorrede seiner „Mechanik der Wärme" von 1867 sagen läßt, die metaphysische Seite dieses neuen Gegenstandes (eben das Gesetz der Erhaltung der Kraft) sei den Prinzipien und Konsequenzen der materialistischen Anschauungsweise geradezu entgegengesetzt. Mayers Theismus wurzelte ausschließlich in der vollkommen berechtigten Negation des vulgären Materialismus. Es war Mayer nicht mehr vergönnt, den entscheidenden Schritt nach vorwärts zu machen. Anstatt über den gewöhnlichen Materialismus hinüberzuschreiten und auf dem Boden einer wirklich neuen Weltanschauung, zu der er vor allen das Fundament geliefert, festen Fuß zu fassen, schrak er vor dem Materialismus zurück und, rückwärts taumelnd, fiel er in die Banden des Theismus. Und dennoch wäre der Schritt, den er zu machen hatte, ein sehr einfacher gewesen. Die moderne Weltanschauung fußt nicht mehr auf der Materie als einzigem, alles beherrschendem Prinzip, ihre letzten Abstraktionen sind: der in der Welt vorhandene Stoff, die in der Welt vorhandene Kraft sind konstante Größen. Die Kraft ist die Daseinsform der Materie und die Materie ist die Daseinsform der Kraft. Das eine ist nur im andern und durch das andere, beide miteinander bilden die Welt. Ueber dieser Grundlage erhebt sich der echte, der wissenschaftliche Materialismus unseres Jahrhunderts oder das, was man neuerdings die monistische Weltanschauung zu nennen pflegt. Sie steht dem alten Materialismus nicht mehr feindlich gegenüber; sie hat ihn vielmehr endgiltig überwunden und in sich aufgesaugt. In schroffem Gegensatz aber steht sie natürlich zu den theistischen Anschauungen aller Art. Zu diesem Kampfe gegen den Theismus hat Robert Mayer die schneidigsten Waffen geliefert und dennoch glaubte er, selber Theist zu sein. Es ist mir, so hoffe ich, gelungen, im Voranstehenden dieses Räthsel zu lösen.

Dr. A. Mülberger.

Ein literarischer Streifzug in die jüngste Vergangenheit.

In einer der letzten Wochen des eben beschlossenen Jahres ist ein Mann aus dem Leben geschieden, der ein so umfangreiches, vielgestaltiges literarisches Schaffen entfaltet und in seinen Werken so getreue, geist- und lebensvolle Spiegelbilder seiner Zeit produzirt hat, wie es keinem anderen Schriftsteller der jüngsten Vergangenheit gelungen ist.

Dieser Mann war Karl Gutzkow. Am Abend des 15. Dezembers hatte er sich wohlgemuth, ohne eine Spur von Unbehagen oder gar Todesgedanken zu verrathen, zu Bett begeben. Die frohe Hoffnung, in wenigen Tagen eine schriftstellerische Arbeit zu beenden, welche längere Zeit hindurch die noch rüstige Arbeitskraft des 67jährigen Greises in Anspruch genommen, geleitete ihn zur Ruhe. Der Schlaf war in der letzten Zeit seines Lebens nicht sein Freund gewesen; er hatte ihn zumeist durch künstliche Nervenbeschwichtigung herbeirufen müssen. Auch diesmal hatte er, seiner Gewohnheit folgend, Chloral gebraucht, jene Chlorverbindung, die mit Recht als das wirksamste und unschädlichste Beruhigungs- und Einschläferungsmittel gilt. Die Wirkung desselben mag in diesem Falle mit verhängnißvoller Raschheit eingetreten sein. Als man des andern Morgens das Schlafzimmer öffnete, fand man das Sopha verbrannt, vermuthlich durch das Licht, welches nicht ausgelöscht worden, entzündet, das Zimmer von dichtem Qualm erfüllt und Gutzkow vor seinem Bette liegend, erstickt.

Damit hatte eine an Ruhm und Erlebnissen reiche und auch an Unglück nicht arme Laufbahn ihr trauriges Ende gefunden.

Den Gipfelpunkt seines Wirkens und Geltens hatte Gutzkow lange schon überschritten. Es gab eine Zeit, in der er eine Macht war, welche nicht nur auf freudige, begeisterte Anerkennung des überwiegend größeren Theils der gesammten Lesewelt rechnen konnte, sondern auch die in Staat und Kirche herrschenden Gewalten um ihre Autorität besorgt machte.

Bei der Betrachtung seines geistigen Werdens und Wirkens werden wir sehen, warum und wie das geschehen konnte.

Werfen wir zunächst einen flüchtigen Blick auf die Aeußerlichkeiten seines mannichfach bewegten Lebens.

Im Jahre 1811 am 17. März ward er zu Berlin geboren. Sein Vater war Subalternbeamter am Kriegsministerium und, wenn auch keineswegs in glänzenden Verhältnissen, so doch in der Lage, für eine gute Erziehung des schon früh ausgezeichnete Anlagen verrathenden Sohnes zu sorgen. Derselbe bestimmte ihn für das Studium und ließ ihn das Friedrichwerdersche Gymnasium besuchen. Auf der Universität widmete er seinen Fleiß anfänglich der in früherer Zeit beinahe unvermeidlichen Theologie; gleichzeitig trieb er auch philosophische Studien, von deren Erfolg eine preisgekrönte Abhandlung, „De diis fatalibus," Zeugniß ablegte. Die Nachricht von der pariser Julirevolution ergriff ihn so mächtig, daß er für seinen Bildungseifer neue Bahnen suchte. Die Ueberzeugung, daß jeder verpflichtet sei, an dem großen Werke der Befreiung des Volksgeistes mitzuwirken und speziell zu diesem Zwecke seine Kräfte zu stählen, sich durch sorgfältige und zielbewußte Erziehung dazu fähig zu machen, drängte ihn zur Erweiterung seines Studiengebiets.

Ehe er indessen seiner Absicht, Staatswissenschaften zu studiren, gefolgt war, veranlaßte ihn ein Ruf Wolfgang Menzels zur Uebersiedlung nach Stuttgart und zur Theilnahme an dessen „Literaturblatt", der Beilage des „Morgenblatts". Gutzkow hatte schon als Student in Berlin (1831) mit der Herausgabe einer Zeitschrift, das „Forum der Journalliteratur", begonnen, worin er in geistvoller, kritisch scharfer und packender Weise für die freien Regungen des Volksbewußtseins eintrat. Das hatte die Aufmerksamkeit des gleichfalls geistreichen und besonders in kritischer Beziehung ausgezeichnet beanlagten Menzel erregt und in demselben den Wunsch geweckt, den vielversprechenden jungen Kämpen an sich zu fesseln. Auch für Gutzkow konnte damals eine Verbindung mit Wolfgang Menzel nur angenehm und fruchtbringend scheinen — war doch Menzel als Kritiker ebenso sehr in ganz Deutschland anerkannt als gefürchtet und saß er doch seit 1830 in der württembergischen Ständekammer mit Schott, Pfizer und später (seit 1833) auch Uhland auf den Bänken der Opposition. Unter seinen Beiträgen für das „Morgenblatt" ist die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam" als bedeutend hervorzuheben, gleichzeitig veröffentlichte er, ohne seinen Namen zu nennen, die „Briefe eines Narren an eine Närrin", worin er in bunter Reihe und vielfach durchbrochen von romantischen Gedankensprüngen und Phantasiebildern freiheitliche Anschauungen zu fesselndem Ausdruck brachte. Inzwischen hatte sich ihm das Bedürfniß nach eingehenden juristischen und staatswissenschaftlichen Studien immer entschiedener geltend gemacht; darum beschloß er, noch einmal die Universität zu beziehen, und wandte sich deshalb zuerst nach Heidelberg und dann nach München. Seine Studien verhinderten ihn jedoch keineswegs am literarischen Schaffen; schon 1833 erschien zu Stuttgart sein erstes, an Inhalt und Umfang bedeutenderes Werk, der höchst originelle Roman „Maha-Guru, die Geschichte eines Gottes". Dieses sein erstes größeres Werk hatte anfänglich das seltene Schicksal, von sehr wenigen Leuten, selbst von den berufensten Kritikern nicht, in seiner eigentlichen Tendenz verstanden zu werden. Das verhinderte jedoch keineswegs den Erfolg; im Gegentheil: Wolfgang Menzel, der damals schon stramm nach rechts hinüber marschirte und besonders jeden Angriff auf die christliche Religion mit literarischen Keulenschlägen erwiderte, pries es im „Morgenblatt" als eine Leistung ersten Ranges. Und die Religion kommt schlecht weg in Maha-Guru. Das merkwürdige Werk schildert in tibetanisch-chinesischer Verhüllung europäische Zustände und geht dem Papstthum sowohl als dem deutschen Bureaukratismus damaliger Zeit in vernichtend spöttischer Weise zu Leibe. Dabei läßt Gutzkow die überirdische Göttlichkeit des Gottes, dessen Menschwerdung er zeichnet, durch die wahre Göttlichkeit des Menschen überwunden und ersetzt werden. Dem „Maha-Guru" folgten in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von Schriften, die jede weitere Täuschung über ihre wider alles Bestehende titanenkühn ankämpfende Tendenz unmöglich machten. Es waren das zwei Bände „Novellen", welche 1834 in Hamburg erschienen, dann das Trauerspiel „Nero" (Stuttgart 1835), ferner in demselben Jahre — Zeugniß ablegend für den erstaunlichen Fleiß und die eminente Produktivität des jungen Gutzkow — die „Vorrede zu Schleiermachers Briefen über Friedrich Schlegels Lucinde", dann eine Serie von Essays, zusammengestellt aus Beiträgen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" und betitelt „Oeffentliche Charaktere", endlich „Soiréen" und, der Freundschaft mit Menzel energisch den Todesstoß versetzend, der Roman „Wally, die Zweiflerin". In all' diesen Schriften trat das bedeutende Talent, der Reichthum an Kenntnissen und die tapfere literarische Selbständigkeit Gutzkows entschieden zutage. „Wally, die Zweiflerin" trug in ihrer jugendlich feurigen Polemik gegen den Offenbarungsglauben Anschauungen in's Volk, welche zwar längst gangbare Münze im Bereiche der Wissenschaft, aber auch nur solange seitens der frommen kirchlichen Seelenhüter geduldet worden waren, als sie sich innerhalb dieses Bereiches und fern von dem Gedankenkreise der Massen gehalten hatten. Man kann sich denken, wie sie Zeter schreiend über den kühnen Frevler herfielen, welcher den Bann gebrochen und vor den Augen des „unmündigen" Volkes den Isisschleier zerrissen hatte. Wolfgang Menzel war unter den Wüthenden der Wüthendste. Nicht genug, daß er im „Morgenblatt" weithinschallenden Lärm schlug, hetzte er sogar, übersprudelnd von frommem Denunziantentifer, einen hohen deutschen Bundestag auf Gutzkow und alle diejenigen, welche ihm als dessen Mitstrebende verdächtig und verhaßt waren.

(Schluß folgt.)

Eine Maschine zur Darstellung transparenten Eises. Die künstliche Fabrikation des Eises ist erst neueren Ursprungs, wie sehr sie aber vortheilhafter ist als das alte Verfahren der Eiseinfuhr aus den Polargegenden und die Aufspeicherung, ist daraus ersichtlich, daß man stets neue Maschinen zu künstlicher Darstellung konstruirt. Der neueste Apparat von West und Compagnie in London erzeugt die Kälte durch Aetherverdünstung, wobei zugleich der Aether ohne namhaften Verlust wieder zur Flüssigkeit verdichtet wird.

Ein Refrigerator ist theilweise mit flüssigem Aether gefüllt, und es wird ein beträchtlicher Kältegrad durch seine konstante Verdünstung mittels einer Pumpe erzeugt, die den Aetherdampf in dem Maße, als er sich bildet, weitertreibt nach einem Kondensator. In diesem wird der Dampf durch einen schwachen Wasserstrahl verdichtet, und der neugebildete Aether fließt durch eine Röhre wieder in den Refrigerator zurück.

Der in diesem Apparat hermetisch eingeschlossene Aether kann nicht verdunsten. Die Kälte entsteht sofort mit dem Ingangsetzen der Maschine und dauert bis zu ihrem Stillstehen an.

Die direkt wirkende Pumpe wird durch eine Dampfmaschine getrieben.

Ein Strom von Salzwasser — denn dieses gefriert nicht — tritt durch innere Röhren in den Refrigerator, wo es durch den Aetherdampf schnell bis unter den Gefrierpunkt kalt wird und dann durch eine Röhre sich in einen Kasten ergießt, in welchem es Gefäße von verzinnten Kupfer umspült, in welchen sich das in Eis zu verwandelnde Wasser befindet. Durch die Berührung mit diesen Gefäßen verliert das Salzwasser einen großen Theil seiner Kälte und wird dann wieder in den Refrigerator zurückgeführt.

Die Gefrierung ist eine gleichmäßige und beständige, so daß sich Blöcke klaren Eises bilden.

Die Wirkung der Maschine besteht also aus zwei Abschnitten: einmal Erzeugung von Kälte in dem Salzwasser durch Aetherverdünstung, dann Gefrierung des gewöhnlichen Wassers durch Kälteabgabe aus dem Salzwasser.

Die Gefäße zur Eisbildung sind gewöhnlich 0,75 Meter lang, 0,60 Meter tief, 0,15 Meter breit, so daß jedes einen Eisblock von 67,5 Kilogramm liefert. Ist die Gefrierung erfolgt, so werden die Gefäße aus den Kästen genommen, einige Minuten stehen gelassen, damit sich das Eis von dem Metall wieder loslösen kann, worauf sie entleert und in die Kästen zurückgebracht werden.

Die Wirkung und der Strom des Salzwassers ist durch Hähne so regulirt, daß das Eis sich zu gleicher Zeit in der gleichen Dicke bildet. Damit das Eis vollständig klar wird, ist das zum Gefrieren bestimmte Wasser in beständiger Bewegung durch eine besondere Vorrichtung, um die im Wasser befindliche Luft auszutreiben.

Das nöthige Arbeitspersonal besteht aus einem Manne zur Bedienung des Apparats und je nach der Größe der Maschine aus zwei Knaben oder Männern, welche alle 24 Stunden das Eis entleeren.

Eine halbe bis eine Stunde genügt, um das Eis aus den Gefriergefäßen zu entfernen und diese neu zu füllen.

Die Konstruktion des Apparats ist höchst einfach, seine Bestandtheile sind nicht zahlreich, nicht zu kompakt und leicht zugänglich. Die Eisblöcke sind von gleicher Größe und von gleichem Gewicht, wodurch die Aufspeicherung erleichtert wird

Zur Konstruktion der Maschine sind die besten Materialien verwandt. Die direkt arbeitenden Bestandtheile bestehen aus polirtem Schmiedeeisen, das Gestell aus Gußeisen, die Gefriergefäße sind so dauerhaft gearbeitet, daß sie lange Zeit benutzt werden können. Die Eisblöcke verbinden sich leicht miteinander beim Aufschichten, so daß Luftzutritt zwischen ihnen nicht stattfinden kann, und sie sich lange halten. Die Hauptvorzüge des Apparats von West sind:

1) Er produzirt krystallklare Eisblöcke von 0,15 bis 0,60 Meter Stärke, die alle dasselbe Gewicht von 25 bis 250 Kilogramm haben und dieselbe Größe. Dieses Eis ist besser verkäuflich als das natürliche.

2) Die Eisblöcke bilden sich in kürzerer Zeit als bei andern Systemen, in 18 bis 24 Stunden.

3) Der Apparat ist im ganzen wie im einzelnen einfach und bedarf nur einer schwachen Triebkraft.

Der Refrigerator und seine Röhre bestehen aus Kupfer, an den Enden mit Bronze beschlagen; er hält einen beträchtlichen Druck aus und ist außerdem durch eine Hülle geschützt.

Der Kondensator besteht aus Kupferröhren, deren Enden, Fugen und Dampfkammer aus Bronze, ohne Bolzen gelöthet ist, so daß er ein einziges Stück bildet und einen starken Druck aushält.

Da keine einzige Luftöffnung vorhanden ist, so kann der Aether nicht entweichen, und die Luft kann nicht eindringen und im Kondensator den innern Druck vermehren, denn je größer dieser Druck ist, umsomehr Kraft, Brennmaterial und Kondensationswasser wird verbraucht.

Das so dargestellte Eis ist reiner, härter und klarer als das beste natürliche. Je nach der Größe des Apparats kostet die Tonne Eis von 6,25 bis 25 Francs, die Produktion in 24 Stunden variirt von 500 zu 20,000 Kilogramm.

Die vollständige Maschine, mit Dampfmaschine und Kessel, zur Darstellung von 500 Kilogramm Eis täglich kostet 10,000 Francs und braucht einen Trieb von zwei Pferdekraft. Der zur Aufstellung nöthige Platz ist 3 Meter Länge zu 5 Meter Breite. Bei größerer Leistungsfähigkeit des Apparats vermindern sich die Kosten verhältnißmäßig wenig.

Wie zur Eisbereitung kann dieselbe Maschine dienen als Kühlapparat für Brauereien, Malzereien, Brennereien, zur Abkühlung der Luft u. s. w.

(„Revue universelle de la Brasserie et de la Distillerie“. 1878. Nr. 217.) Dr. B.-R.

Hochzeitsgebrauch im nördlichen Schleswig. Der äußerste Norden und der äußerste Süden unseres deutschen Vaterlandes berühren sich insoweit ganz besonders, daß in beiden Gegenden die alten Sitten und Gebräuche am längsten der nivellirenden Neuzeit gegenüber standgehalten haben. Schleswig-Holstein und Tirol — trotzdem beide Länder, das eine durch die Verbindung mit der Großstadt Hamburg und der See, das andere durch den Besuch zahlreicher Reisenden nicht vor Versuchungen bewahrt geblieben sind und denselben auch auf die Dauer nicht widerstehen können. So haben wir, ebenso wie in Tirol, dem katholisch-glaubensstarken, in Schleswig, dem protestantisch-puritanischen Lande ähnliche Hochzeitsgebräuche, ja, in diesen beiden deutschen Gauen allein noch ist die Sitte geblieben, reitende Hochzeitsbitter zur Einladung zu verwenden. Allerdings geht es in Schleswig nicht mehr auf den Hochzeiten so „hoch“ her, wie vor 50 Jahren, jedoch gibt es im äußersten Norden des Landes, wo die Bevölkerung sehr dünn gesät ist, noch einzelne wenige Distrikte, in denen all' die Sitten und Gebräuche der früheren Zeit bei festlichen Gelegenheiten noch zur Geltung kommen; so besonders bei den Hochzeitsfesten. Nachdem die üblichen Aufgebote durch den Pastor besorgt sind, werden die Hochzeitsbitter ausgesandt, um die Gäste von weit und breit zu laden. Nordschleswig ist, wie schon erwähnt, dünn bevölkert, und oft müssen die Hochzeitsbitter einen Flächenraum von 2 bis 3 Quadratmeilen „abbitten“, ehe sie ihre Aufgabe erfüllt haben. Hoch zu Roß, wie dieses geschmückt mit bunten Bändern, sprengt der Hochzeitsbitter von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, und sagt, abgestiegen, den auswendig gelernten Text der Einladung her, worauf ihm ein Butterbrot und Schnaps gereicht wird. Die Hochzeitbitter setzen eine besondere Ehre darein, nicht zuviel zu trinken, weil sie sonst während der Hochzeitstage arg verspottet werden; im allgemeinen nimmt man in Schleswig einen derben Rausch, wenn sonst nichts Böses dabei vorkommt, an sich nicht so sehr übel auf. Gewöhnlich fängt die Hochzeit am Donnerstag an und dauert 2 bis 3 Tage. Die geladenen Gäste beschenken das Hochzeitspaar vor dem Hochzeitstage gewöhnlich mit silbernen Löffeln und Eßwaaren, unter welchen die Schinken eine Hauptrolle spielen.

Die Hochzeit findet bei den Eltern der Braut statt, und nur wenn dieselben verstorben sind, bei den Eltern des Bräutigams oder auf dem eigenen Hofe desselben.

Vor der Hochzeit werden die älteren Frauen des Dorfes, vorzugsweise die Nachbarinnen, gebeten, unter Anführung der Hebamme das Kochen zum Feste zu übernehmen; junge Mädchen, Tischjungfern, werden ersucht, die Aufwartung bei Tische zu besorgen, denen je ein junger Bursche hülfreich zur Seite steht. Dies Hülfspersonal erscheint schon Tags vor der Hochzeit, um die Vorbereitungen zu treffen. Am Hochzeitsmorgen versammeln sich die Geladenen im Hochzeitshause, nehmen eine Erfrischung — Brot, Butter, Schinken, Käse und Schnaps — zu sich und fahren dann zur Kirche, die meist ein Stück entfernt liegt, in mäßigem Trab. Nach der Trauung aber geht's dann in strengem Galopp zurück. Sofort setzt die Gesellschaft sich zu Tisch: eine Weinsuppe, dann Schinken und Fisch, nebst Bier und Schnaps macht gewöhnlich die Mahlzeit aus. Nach dem Essen gibt's Kaffee. Sehr häufig pausirt die Hochzeitsgesellschaft während des Essens, die Pfeifen werden angesteckt, um neue Kräfte zu sammeln.

Gleich nach dem Essen wird das größte Zimmer oder die Tenne ausgeräumt und es beginnt der Tanz. Das muß man sehen. Die schweren nordischen Gestalten, mit welcher Leidenschaft sie diesem Vergnügen obliegen, das zehn bis zwölf Stunden ohne Unterbrechung dauert! Nicht einen Tanz überschlägt der junge Bauer, ja, selbst der ältere nicht; und gar die Frauen und Mädchen, sie halten es für eine Schande, irgendwelche Müdigkeit zu zeigen.

Aber welche Verschiedenheit zwischen einem Tanze auf einem Hochzeitsfeste in Tirol und einem solchen in Schleswig. Das fröhliche Jauchzen, das Emporwerfen der Tänzerinnen, die wilden Eifersuchtsszenen und die gelegentlichen Prügeleien in Tirol, alles das findet man nicht in dem puritanisch nüchternen Schleswig. Sieht man die Gäste dort so ausdauernd tanzen, fast ohne ein Wort zu sprechen, ohne großen Jubel, ohne „Juchhezerl“, so meint man fast, daß sie eine Arbeit pflichtmäßig ausdauernd verrichteten.

Aber man täusche sich nicht — die Leidenschaft flammt unter der ruhigen Decke und manche blutige That ist ihr zuliebe geschehen. Doch nimmermehr in aufbrausender Hitze auf dem Tanzplatz — nachher, wenn müde die Gäste der Ruhe pflegen, die in der Nähe wohnenden in ihren Häusern, die entfernteren im Hochzeitshause in Betten, auf Bänken, auf dem Sopha, auf den Stühlen und auf dem Heuschober, dann treffen sich oft genug die eifersüchtigen Bursche und duelliren sich mit gewichtigen Holzscheiten so, daß schon manches junge Leben beklagt worden ist. — —

Die Hochzeitsgäste müssen sich ihre Löffel, Messer und Gabeln zum Essen selbst mitbringen, da das Hochzeitshaus deren nicht zur Genüge birgt. Am zweiten Tage wird das Essen, Trinken und Tanzen fortgesetzt. Dann aber verlassen die ermüdeten Gäste meist das Fest, und nur die näheren Verwandten, die Brautjungfern, die Aufwartejungfern und die Kochfrauen bleiben noch den dritten Tag versammelt, um nun auch ihrerseits die Hochzeit zu genießen.

Am Sonntag — gewöhnlich in der katzenjämmerlichsten Stimmung — findet der erste Kirchgang des Brautpaars statt.

Noch sei erwähnt, daß in Schleswig mit den Geschenken, mit der Aussteuer u. s. w. niemals geprahlt wird; man zeigt die Geschenke den Gästen nicht, man spricht nicht von der Aussteuer, weil man andernfalls Nachtheile bei der — Besteuerung befürchtet. Die Braut schenkt dem Bräutigam meist eine silberbeschlagene Meerschaumpfeife, wohingegen der Bräutigam der Braut ein silberbeschlagenes Gebetbuch verehrt. Trauringe werden wohl gewechselt, aber wenig getragen — die schwere Arbeit auch der wohlhabenden Bauern des Nordens verhindert dies. — Ein Leben voller Arbeit folgt dem fröhlichen Hochzeitsfeste, aber noch im spätesten Alter erinnert sich das Ehepaar leuchtenden Auges der heiteren Tage, welche es als Brautpaar unter den zahlreichen Gästen verlebt hat: „So eine schöne Hochzeit, wie die unsrige, hat es doch seither nicht wieder gegeben!“ b.

Ein für die Kunst und für die Literaturgeschichte interessanter Fund. Im ehemaligen Kloster „Sanct Georg“ zu Stein am Rhein in der Schweiz ist hinter einem großen Wandschranke, wie die „Neue Züricher Zeitung“ erzählt, ein etwa 10 Fuß langes und 6 Fuß hohes Gemälde, al fresco grau in grau gemalt, aufgefunden worden. Dasselbe zeigt einen auf Kissen und Polstern am Boden liegenden König mit Krone und Halskette, neben ihm stehen drei Edelleute; in der Hand eines jeden derselben befindet sich ein Band, auf dem ein Spruch zu lesen ist. Diese Sprüche, in gothischer Schrift ausgeführt, lauten: forte est vinum; — fortior est regs; — fortiores sunt mulieres; magna est veritas et precellit; die Bänder zeigen die Jahreszahl 1509. Dieselben Inschriften befinden sich auch in Kursivschrift auf drei Zetteln, die unter des Königs Kopfkissen hervorblicken. Der kunstsinnige letzte Abt des Klosters, David von Winkelsheim, der von 1499—1525 sein Amt bekleidete, hat das Bild malen lassen. Wir haben es in dem Bilde augenscheinlich mit einer populären Darstellung der vier stärksten Dinge zu thun, die in populärer Weise zu jedermanns Verständniß gebracht werden sollten, denn der Raum, in welchem das Bild gefunden worden ist, war eine Art Wartezimmer vor der Zelle des Abtes. Die betreffende Erzählung, welche zuerst Flavius Josephus nach dem apokryphen dritten Buche Esra im Abendlande verbreitet hat, tritt zur Zeit der Entstehung des Bildes in der damaligen Unterhaltungs- und Schwankliteratur vielfach auf — wir finden dieselbe sowohl in Luthers Tischreden, als später noch in Abraham a Santa Claras Predigten. Die Version in Luthers Tischreden lautet: „Der

Wein ist stark, der König sterker, die Weiber noch sterker, aber die Wahrheit am allersterksten.“

Die Darstellung aber, nach welcher das aufgefundene Bild gemalt worden ist, scheint direkt der lateinischen Uebersetzung von Esra, Buch 3 entnommen zu sein, worin es folgendermaßen heißt: „Als König Darius nach einem großen Gelage nicht gut schläft, beschließen drei Jünglinge, seine Leibwächter, ihm um die Wette weise Vorträge zu halten und sich dadurch reiche Belohnung, unter anderem ein Purpurgewand und eine Halskette zu verdienen. Sie legen ihm zunächst ihre auf Zettel geschriebenen Sprüche unter das Kopfkissen. Auf dem ersten steht: Forte est vinum, auf dem andern: Fortior est rex, auf dem dritten: Fortiores sunt mulieres: super omnia autem vincit veritas. Beim Erwachen liest der König die Sprüche, beruft eine Versammlung und läßt die drei ihre Sentenzen auslegen. Als der dritte, Zorobabel, an die Reihe kommt, erstaunen erst alle über die Kühnheit, mit der er von des Königs Buhlerin spricht, die stärker als jener sei; aber schließlich preist er die Wahrheit mit solchem Erfolg, daß alle ihm zustimmend rufen: Magna est veritas et praevalet. Der König bietet ihm die zweite Stelle im Reiche; aber Zorobabel bittet ihn nur, sein Gelübde zu erfüllen, nämlich Jerusalem wieder aufzubauen und die heiligen Gefäße wieder zurückzugeben. Der König springt auf, küßt ihn und gewährt ihm die Bitte.“

Diese anekdotische Erzählung war wohl entstanden aus der Selbstverherrlichung der jüdischen Weisheit und Selbstlosigkeit, die sich an andere orientalische Parabeln anreiht. Im Mittelalter wurde dieselbe zu einer Art typischen Philosophems über die Dinge, welche die Menschen bewegen und beherrschen und darüber, wie der Mensch zu denselben Stellung nehmen soll. In diesem Sinne hat der Abt David wahrscheinlich auch das Bild malen lassen. h.

Steppenpferde im Schneesturm. (Bild Seite 160.) Das Pferd gehört zu denjenigen Vierfüßlern, welche unter allen Himmelsstrichen seit unvordenklichen Zeiten des Menschen stete Begleiter gewesen sind. In der Sage und Geschichte nimmt das Pferd einen ehrenvollen Platz ein. Der Sonnengott Helios vollzog laut hellenischer Mythe seine tägliche Weltfahrt in einem Flammenwagen von feurigen Rossen gezogen und Poseidon durchfurchte mit seinem Pferdegespann den Ozean. Die Germanen, in deren heiligen Hainen sich die Schimmel Wotans einer ausgesuchten Pflege erfreuten, stellten sich Sleipnir, das Sturmroß Wotans, fünffüßig vor. Die Renner der streitbaren Wunschjungfrauen, Walküren genannt, trugen die Seelen der Erschlagenen durch die Luft nach Walhall. Auch auf dem liedbeschwingten Dichtergaul Pegasus ist schon mancher hungrige Barde zur Ruhmeshalle der Unsterblichkeit geritten. Der verrückte römische Kaiser Caligula hat sein Lieblingspferd Incitatus zum Gott ausrufen lassen und bestellte ein Priesterkollegium, welches in einem besonderen Tempel diesem Pferdekultus oblag. Alexanders Bucephalus und Mazeppas Marfa sind nicht minder berühmt, wie die spindeldürre, dem Kopf des spanischen Dichters Cervantes entsprossene Schindmähre Rosinante, auf deren steifem Rücken der Ritter von der „traurigen Gestalt“, Don Quichotte, seine eingebildeten Thaten in der Mancha vollführte. In der Berberei und bei den Kabylen gehört das Pferd zur Familie und sein Nachwuchs wird umsichtiger behandelt wie der menschliche. Bei der Bestattung des skandinavischen Recken wurde auch sein Streitroß erschlagen. Die Sage von den Centauren, mythischen Gestalten (halb Pferd, halb Mensch), ist von den skytischen Bewohnern der Nordküste des Schwarzen Meeres nach Griechenland gedrungen und ist wohl nur ein Symbol des mit seinem Pferde verwachsenen Reiters. Auch heute noch bedeutet Ritter im Deutschen, Cavaliere im Italienischen, Chevalier im Französischen, Caballero im Spanischen und Vitez im Magyarischen nicht nur einen Reiter, sondern eine in der Gesellschaft bevorzugte Rangstufe. Auf vielen Wappenschildern paradirt das Roß, wie beispielsweise bei den Welfen der braunschweiger und hannoveranischen Linie, als heraldisches Emblem. Die im Mittelalter volksthümlichen Benennungen für berittene Reisige im Heerbann des Lehnsherrn, wie Ulan in Polen, Hussar in Ungarn und Kosak in Rußland, sind feststehende Reitertypen im stehenden Heer geworden.

Das Pferd, wie jedes organische Wesen, den Einflüssen des Klima und der Nahrungsweise unterworfen, existirt, durch Gliederbau, Farbe und Größe unterschieden, in unzähligen Varietäten. Die vollendetste Spezies zwischen dem Pony und Brabanter repräsentirt die arabische Rasse, deren Züchtung sorgfältig geführte Stammtafeln der Stuten überwachen. Wie schon oben angeführt gedeiht das Pferd mit Ausnahme der Polarzone unter allen Himmelsstrichen. Wahrscheinlich ist das Urheim des Pferdes Asien und zwar das tibetanische Hochplateau an der nördlichen Abdachung des Himalaya. In den Uferländern des Aralsees ist es der einzige Reichthum des nomadisirenden Kirgisen, der auch die Stutenmilch (Kumis) im gegohrenen Zustand als Getränk nicht verschmäht. Die tibetanische Rasse ist dieselbe Spielart, welche in Europa und zwar in den südrussischen und ungarischen Steppen im halbwilden Zustande angetroffen wird. Auf den nach hunderten von Quadratmeilen zählenden Grasflächen Amerikas, die man unter dem Gattungsnamen Pampas, Prairien oder Savannen zusammenfaßt, grasen ungeheure Heerden von wilden Pferden, Mustangs genannt, welche die eingeborenen und eingewanderten Männer als Reit- und Zugthiere zu zähmen wissen. Das Quagga und Zebra, die Einhufer des südlichen Afrika und Vettern unseres Pferdes, haben bisher jeder Zähmung widerstanden. Auf den Inseln des Stillen Ozeans und in Australien wurde das Pferd erst von den weißen Ansiedlern eingeführt.

In unsrer spekulativen Nützlichkeitsepoche begnügt man sich nicht, das Pferd vor den Pflug und die Karosse zu spannen oder es mit blutigen Flanken in's Kampfgewühl zu spornen, sondern prügelt ihm auch noch Circuskunststücke ein und hetzt es auf der Rennbahn zu Tode.

Unser Bild, von dem vielversprechenden jungen Maler C. Suhrland entworfen, versetzt uns nach der Ukraine, jener großen südrussischen Steppe, welche in vorgeschichtlicher Zeit den Untergrund eines Binnenmeeres bildete, dessen tiefeingeschnittene Rinnsale die Flüsse Wolga, Don, Dnieper, Dniester und Bog darstellen. Der Werdeprozeß unseres Planeten hat hier in verschwenderischer Weise die schönste Ackererde aufgeschüttet, deren Verwerthung aber erst der Zukunft vorbehalten ist, denn nur an sehr wenigen Stellen hat der Pflug die jungfräuliche Scholle berührt. Die ausgedehnten donischen und tschernomorischen Kosakengefilde durchstreifen die von Leithengsten geführten Heerden der struppigen und unansehnlichen Pferde russinischer Rasse, welche im Sommer in üppiger Blumenkost schwelgen, um im Winter zu hunderten halbverhungert den Schneestürmen und Wölfen zum Opfer zu fallen, weil es die Faulheit der Landwirthe verabsäumt, den armen Thieren Futter zu verabreichen und Obdach zu gewähren. Dr. M. T.

Segelwagen. (Bild Seite 161.) Wer von den Lesern der „Neuen Welt“ wird beim Anblick des merkwürdigen Gefährts, welches unser Bild darstellt, glauben, daß nicht nur die Idee zu solcher Art der Fortbewegung eines Wagens, sondern auch die Ausführung dieser Idee Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende alt ist? Schon im Jahre 1648 schrieb der englische Bischof Wilkins in seinem Werke Mathematical Magic (mathematische Kunst): „Die auf Segel wirkende Windkraft kann auch zum Forttreiben eines Wagens benutzt werden, mittels dessen man auf dem Lande ebensogut segeln kann, wie mit einem Schiff auf dem Wasser.“ Der allgemeinen Durchführung dieses an sich ja einleuchtenden und richtigen Gedankens mag hauptsächlich die Unebenheit, Enge und der winklige Lauf der Fahrstraßen im Wege gestanden haben, denn der Gebrauch von Segelwagen findet sich nur bei einzelnen Völkern vor und hat sich auch bei diesen wohl durchaus wieder verloren. Wo man sie am besten zu verwenden verstand, darüber erzählt der genannte Schriftsteller noch folgendes: „Solche Wagen sind seit undenklichen Zeiten auf den Ebenen von China sowie in Spanien im Gebrauch, ihren größten Erfolg aber haben sie in Holland erzielt, wo sie die Geschwindigkeit der schnellsten Schiffe weit übertreffen, indem sie in wenigen Stunden 6—10 Personen 20—30 deutsche Meilen weit fahren und all' dieses mit sehr wenig Mühe von seiten des am Sterne sitzenden Steuermannes, welcher mit Leichtigkeit den Kurs nach Belieben lenkt.“ In Wahrheit vermochte der holländische Windwagen auf ebenen, breiten und nicht allzu krummen Straßen ungefähr 4 deutsche Meilen in der Stunde zurückzulegen und stach mit dieser seiner Beförderungsgeschwindigkeit nicht nur alle übrigen, zu damaliger Zeit bekannten Gefährte weit aus, sondern kam sogar unseren Eisenbahndampfwagen ziemlich nahe. Doch wenn man der unbarmherzigen Stöße gedenkt, welche die Insassen eines rasch auf guter Chaussee dahinfahrenden Leiterwagens auszustehen haben, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wie die Passagiere eines mit Windeseile einherbrausenden Segelwagens auch auf der schönsten Landstraße vergangener Zeit gerüttelt und geschüttelt worden sein müssen. Daraus ist es erklärlich, daß sich das Windfuhrwerk dauernder Geltung und allgemeinen Gebrauchs nicht erfreuen konnte, solange an die Herstellung spiegelglatter, wenig gekrümmter Straßen auf weitere Entfernungen nicht zu denken war. Erst unserer neuesten Zeit und dem unternehmungslustigsten Volke dieser unsrer Zeit, den Nordamerikanern, war es vorbehalten, den Segelwagen aus dem Raritätenkabinet der Vergangenheit wieder hervorzuziehen. Auf den langen Eisenwegen der die Küsten des Atlantischen Meeres mit denen des Stillen Ozeans verbindenden Pacificbahn jagen durch die Graswälder der Savannen schon seit einiger Zeit Windwagen hin und her von einer Konstruktion, wie sie unsere Abbildung zeigt. Sie übertreffen ihre holländischen Vorfahren wegen des geringen Reibungswiderstandes der Eisenflächen, auf denen sie laufen, um ein Beträchtliches an Schnelligkeit, indem sie eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 6 und bei gutem Winde sogar 8 geographischen Meilen in der Stunde erreichen, bei welch' letzterer Geschwindigkeit sie, wie es bei den Eisbooten gleichfalls geschieht, schneller laufen als der Wind, der sie treibt. Der Segelwagen hat auf der Kansas-Pacificbahn dieselbe Aufgabe, wie auf unseren europäischen Bahnen der Rollwagen, den man bergauf schiebt und bergab einfach laufen läßt, und die Draisine, welche durch eine Zug- oder Tretvorrichtung in Bewegung gesetzt wird. Uebrigens ist bei dieser letzteren Art der Beförderung auch in Europa bereits zur Unterstützung der Triebkraft das Segel in Anwendung gekommen, ohne daß man jedoch auf den glücklichen Gedanken gefallen wäre, dem Winde allein die Last der Fortbewegung anheimzugeben. Der abgebildete Segelwagen hat vier Räder mit einem Durchmesser von $^3/_4$ Meter, ist beinahe 2 Meter lang und wiegt 300 Kilogramm. Der Mast, an dem die Segel befestigt sind, ist an seinem unteren Ende $^1/_{10}$, am oberen $^1/_{20}$ Meter stark

und $3^1/_3$ Meter hoch. Von großer Bequemlichkeit ist, wie unsere Abbildung lehrt, auch bei dieser neuesten Art des Windgefährts wenig die Rede, doch ist das den Ingenieuren und Eisenbahnarbeitern, welche damit befördert werden, wohl ziemlich gleichgiltig. A. G.

Englands neuste Errungenschaft — der Hafen von Alexandrette. Seit vier Jahrtausenden ist die menschliche Kultur auf der Wanderung begriffen von Südost nach Nordwest, von den Ufern des Euphrat und Nil an die Gestade des Atlantischen Ozeans. Ninive und Babylon, Theben und Memphis, Sidon und Tyrus, Athen und Rom sind Etappen, die wir auf diese Weise zurückgelegt haben. Jede scharf charakterisirte Kulturepoche hatte ihren eigenen genau umgrenzten geographischen Herd, auf den die folgende fußend, sich einen neuen Kulturherd bildete, dessen Lichtstrahlen in immer weitere Peripherie dringen. Auf den engen Rahmen der Niloase beschränkte sich die ägyptische Kultur, auf kaum weitere Strecken die assyrisch-babylonische, die römische umfaßte beinahe die ganze bekannte Welt vom Euphrat und Nil bis an den Atlantischen Ozean und den britannischen Piktenwall. Unsere jetzige europäische Kultur ist bis zu den fernsten Punkten des Erdballs vorgedrungen und nachdem sie die Schrecknisse des Weltmeeres durch Dampf und Telegraphen überwunden, richtet sie ihr Augenmerk nach den alten Kulturstätten am Tigris und Euphrat, auf deren fetten Schwemmland einst die Urvölker aus Hochasien Wärme und Wasser, die Bedingungen der Fruchtbarkeit gefunden. Seit der Eröffnung des Suezkanals hat das Mittelländische Meer seine kulturhistorische und geographische Bedeutung wiedererlangt und ist in den Vordergrund der Weltgeschichte gestellt. Die Beherrscher desselben sind aber nicht etwa seine Strandbewohner, die Türken, Griechen, Italiener, Franzosen oder Spanier, sondern die Engländer. Englands maritimes Uebergewicht wurde von altersher in erster Linie dazu benützt, den Besitz der Kolonien, also vorwiegend Indiens, dem Mutterlande zu sichern. Mit neidischer Sorgfalt hütet England an der südlichen Spitze Spaniens, in Gibraltar, die Einfahrt in's Mittelländische Meer, hat La Vallette auf Malta in eine uneinnehmbare Festung verwandelt und hält den Ausgang des Rothen Meeres, Bab-el-Mandeb, in Aden besetzt. Die Annektirung des Suezkanals ist nur eine Frage der Zeit, nachdem der Vicekönig von Aegypten zwei Drittheile der Gründungsaktien in englische Hände gelangen ließ. Den berliner Kongreß überraschte Großbritannien mit der Besetzung der Insel Cypern und der administrativen Leitung von Kleinasien mit dem „Inspektor" Midhat Pascha. Nachdem der Krämer von Downing Street, Lord Beakonsfield, den Emir von Afghanistan, den russischen Popanz Shir Ali, gehörig mit der eisernen Elle auf die Finger geklopft, denkt er zur Sicherung Cyperns an ein Hinterland und das ist die neueste Errungenschaft der Krämerpolitik, der Strandstreifen Syriens mit dem Hafen von Alexandrette, der zum Ausgangspunkt der Euphratthalbahn ausersehen ist. Sind die länderverbindenden Schienen von Alexandrette nach Bassora gelegt, so läßt die Verlängerung über Schiras in Persien, Beludschistan und nach Hyderabad in Indien nicht lange auf sich warten. Dann geht aber auch der Entscheidungskampf um den Besitz Asiens zwischen Rußland und England los. Dr. M. T.

Die erste Buchdruckerei in Paris wurde am 25. April 1469 unter der Regierung Ludwig des Elften (1461—1483) gegründet. Ludwig der Elfte hat in der Weltgeschichte einen wenig rühmlichen Namen, aber ein Tyrann gewöhnlichen Schlages war er ebensowenig wie Peter der Erste von Rußland, er hätte sonst nicht die Ordonnanz vom 24. April 1475 erlassen, durch welche die deutschen Buchdrucker, die er nach Paris berufen hatte, von dem Heimfallsrecht befreit wurden und worin es unter anderm heißt: „In Erwägung auch der Mühe und Arbeit, welche die Genannten gehabt haben für die in Rede stehende Kunst und Industrie des Buchdruckes und zum Profit und Nutzen, welcher daraus jeder öffentlichen Angelegenheit erwächst und auch erwachsen wird, sowohl in Bezug auf die Bereicherung der Wissenschaft wie in anderer Weise 2c." — Die erste Buchdruckerei wurde — ein seltsames Spiel des Schicksals — in einem Saal der Sorbonne eingerichtet, die später soviel zur Verdunkelung des Lichtes that, welches die beweglichen Lettern über Frankreich ausstrahlten. Das Personal bestand aus drei Setzern und alle drei waren Deutsche, deren Namen die Geschichte aufbewahrt hat. Sie hießen: Ulrich Gering, Martin Krantz und Michel Freyburger. — Ludwig der Elfte, welcher von der wunderbaren Erfindung Guttenbergs gehört hatte, schickte einen gewissen Nikolaus Jensen mit dem Auftrage nach Mainz, das Geheimniß der Druckerei zu ergründen und nach Frankreich zu bringen. Nikolaus Jensen machte sich auch wirklich zum Herrn des Geheimnisses, aber statt nach Frankreich zurückzukehren, begab er sich nach Venedig, wo er eine Druckerei gründete, welche bald sehr berühmt wurde. Ludwig der Elfte ließ sich durch diesen Mißerfolg indessen nicht abbringen, sondern schickte einen zweiten Boten nach Mainz, und dieser kehrte mit erfahrenen Setzern nach Paris zurück. Der Rektor der pariser Universität, Jean Heynlin, genannt la Pierre, ein Deutscher von Geburt, und der gelehrte Professor der Rhetorik, Fichet, waren es, welche die Berufung der drei deutschen Buchdrucker veranlaßten, und diese begannen am 25. April 1469 das erste Buch zu setzen und zu drucken, welches aus einer französischen Offizin hervorgegangen ist. Es war natürlich ein lateinisches Werk, denn die französische Sprache war damals noch weit davon entfernt, von der Gelehrsamkeit für zünftig gehalten zu werden. Der Titel lautete: „Gasparini Pergamensis Epistolae". Es war in Quartformat und zählte 118 nicht paginirte Blätter. Der Gebrauch, die Seiten zu beziffern, kam erst später auf. Auch hat das Buch kein Datum. Eine Epistel von Fichet, an den Rektor der Sorbonne gerichtet, geht den Briefen Gasparini's voraus. Andere Werke lateinischer und zeitgenössischer Autoren folgten. Jean Heynlin und Fichet suchten die zu druckenden Werke auf, revidirten und korrigirten die Texte. — Obgleich die Buchdruckerkunst sich ziemlich schnell vervollkommnete und verbreitete, so verfloß doch eine geraume Zeit, bevor auch nur die Hauptstädte Frankreichs eigne Druckereien besaßen. Auf Paris folgte zunächst Angers im Jahre 1476, Orleans 1489, Avignon 1497. Nancy errichtete erst im Jahre 1510 eine Druckerei, Bourges 1546, Rheims 1557, Marseilles 1594, Montpellier 1650, Lille 1664, Bayonne 1693. — Berlin erhielt seine erste Druckerei 1578, Peking 1603, Neuorleans erst im Jahre 1803 und Rio de Janeiro erst 1813. Aber es gibt in Europa eine Hauptstadt, welche erst um 1830 in seinen Mauern eine Buchdruckerei erstehen sah: Athen. — In den ältesten Drucken wurden die Anfangsbuchstaben häufig weiß gelassen und später mit der Hand eingezeichnet und kolorirt, wie bei den früheren Manuskripten, und diese Bücher kamen im Preise jenen fast gleich. Die Stärke der Auflage betrug gewöhnlich dreihundert Exemplare. Dr. B.-R.

Einfluß der Umdrehung der Erde auf die Form der Baumstämme. Nach den Beobachtungen von Ch. Musset bildet der Durchschnitt der Baumstämme niemals einen Kreis, sondern stets eine Ellipse, deren große Achse immer nahezu mit der Richtung von Ost nach West zusammenfällt. Genauere Bestimmungen mit Hülfe der Bussole ergaben das interessante Resultat, daß dieselbe mit dem Ost- und Westpunkte denselben Winkel bildet, wie die Ebene der Ekliptik mit der Aequatorebene. Musset schließt daraus, daß die Umdrehung der Erde auf die Form der Baumstämme einen Einfluß ausübt. Dr. B.-R.

Ueber die Sagopalme. Auf Neu-Guiana gedeiht die Sagopalme am besten, sodaß Stämme von 20 Fuß Länge und 5 Fuß Durchmesser nicht zu den Seltenheiten gehören. Solche Palmbaumstämme können innerhalb fünf Tagen von zwei Arbeitern ihres Markes entledigt werden, welches dann zu Mehl zerquetscht oder zu Kügelchen geformt wird, die unter dem allgemeinen Namen Sago in den Handel kommen. Ein solcher großer Baum liefert ungefähr 900 Pfund Mehl. Aus 30 Pfund Mehl kann man 20 Pfund Sagokuchen backen; $1^2/_3$ Pfund reichen für die tägliche Mannesnahrung in dortiger Gegend aus. Wenn demnach aus einem Baum circa 600 Pfund Brot gewonnen werden, so reicht dasselbe für die Nahrung einer Person auf ein Jahr aus. Der berühmte Naturforscher Wallace, der Neu-Guiana gründlich erforscht hat, kommt auf Grund obiger Angaben zu folgendem Schlusse: Ein Mann also kann ungefähr in zehn Tagen für sich den Jahresbedarf an Sagomehl schaffen; da es aber auf Neu-Guinea keine herrenlosen Sagobäume mehr gibt, so müssen dieselben gekauft werden, und zwar zu dem Durchschnittspreise von 9 Mark. Da der Durchschnittstagelohn auf Neu-Guinea 33 Pfennige beträgt, in zehn Arbeitstagen also 3 Mark 30 Pf., so würde der gewonnene Sago für den Jahresgebrauch einer Person 12 Mark 30 Pf. betragen. Diese Wohlfeilheit des Lebensunterhalts bietet aber keinen besonderen Segen, da, wie der englische Gelehrte ausdrücklich hervorhebt, „alle Sagoesser in materiellem Elende leben." — Es steht übrigens zu erwarten, daß die fortschreitende Kultur auch bei den Bewohnern der Südseeinseln vortheilhaft einwirkt. b.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 15. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Es brach wieder eine schreckliche Zeit für Franz an; aber der Knabe hatte der Mutter versprochen, daß er aushalten wolle, und er hielt Wort. Er ertrug alles ohne Klage und gewöhnte sich endlich an alles. Die Prügel und Scheltworte, mit denen er nicht nur vom Meister, sondern auch von den Gesellen traktirt wurde, die niedere, kleinliche Beschäftigung, zu der er, anstatt sein Metier zu erlernen, verwendet wurde, verdummten ihn bald. Sie erstickten die edleren Triebe; er wurde stumpfsinnig und gedankenlos, und an Sonntagen, wenn ihn Stefan abholen kam, der seinerseits noch immer beim Großvater wohnte, wo er jetzt Latein und Griechisch lernte, da er, wie sein Vater es damals wollte, einmal Geistlicher werden sollte, — da kam ein so drückendes Gefühl des Unbehagens und der Beschämung über ihn, daß er meist, um diesem zu entgehen, vor dem Freunde die Flucht ergriff. Aber dieser ließ ihn nicht, und er hielt in dieser Zeit nachsichtsvoll und treu an ihm fest. Es wurde auch wieder besser mit Franz, als er endlich freigesprochen wurde. Er war ein fleißiger Arbeiter geworden, wenn er auch nicht zu den geschicktesten zählte. Und als er nun Geselle geworden war und anständig behandelt und bezahlt wurde, und als er das erste Geld der Mutter brachte, und diese ihn küßte und vor Freuden weinte, da überkam auch ihn wieder ein Gefühl der Befriedigung, der Selbstachtung und des Selbstvertrauens, und er war stolz und glücklich, daß er seine Mutter unterstützen konnte. Jetzt erst vermochte er zu begreifen, was dieses Weib für ihn gethan. Mehr, weit mehr als andere Mütter für ihre Kinder zu thun pflegen; aber er wollte dankbar sein und ihr vergelten. Er verdiente nach und nach ein hübsches Stück Geld und er brachte ihr alles, er wollte nichts für sich verwenden, sie sollte sich nun auch nicht mehr plagen, da sie ohnehin schon das Rheuma hatte; aber die alte Lene gab ihr Geschäft nicht auf. Solange sie arbeiten könne, meinte sie, müsse sie arbeiten und sein Verdienst allein reiche ohnehin noch nicht aus für beide.

Der alte Dietrich war inzwischen gestorben und Stefan war nicht Geistlicher, sondern Sägemüller geworden. Bald darauf kam Professor Wüst nach Lindau, und dieser, der mit dem Stefan schnell bekannt wurde, übte sodann einen unberechenbaren Einfluß auf den jungen Müller aus, der bald sein Schüler und Gehülfe wurde.

Stefan vermittelte die mächtigen und bildenden Eindrücke, die er empfing, seinem Freunde Franz. Ein neuer Geist regte sich in den beiden. Die herrliche Bibliothek des Professors ward den jungen Männern erschlossen, und als Franz jetzt zum erstenmal mit Goethe bekannt wurde, mit dem großen Meister, dem Bildner unserer Zeit, da war ihm, als wäre er mit einemmale sehend geworden. Es arbeitete und gährte in ihm: Franz wurde produktiv. Wenn er nur Zeit gehabt hätte, um dem schöpferischen Triebe zu folgen, aber er mußte arbeiten, er mußte verdienen. Es ließ ihm dennoch keine Ruhe, und er hatte kaum sein tägliches Handwerk beendet, als er mit der selbstgewählten geistigen Beschäftigung wieder begann. Das ewige Sitzen that ihm freilich nicht gut. Die Mutter hatte recht, er war blaß, aber er fühlte sich gesund und glücklich. — —

Die Lene hatte jetzt die kleine Oellampe angezündet und sie stellte sie vor Franz auf den Tisch hin. „Es ist schon ganz finster geworden," sagte sie.

Franz fuhr sich über die Augen, das plötzliche Licht that ihm weh. „Mutterl," sagte er mit einer weichen, etwas verschleierten Stimme, „das war noch garnicht nöthig, ich war so recht im Nachdenken."

„An was denkst denn nur immer?" fragte die Lene.

„Ach, es gibt soviel, Mutterl, und so Schönes, an das der Mensch denken kann."

„Hast recht, Franzi, will's Gott, so sollst bald Meister werden. Dein Meister hat mir's g'sagt, du bekommst jetzt schon Röcke zu arbeiten, und das g'hört schon zur schönen Arbeit."

Ueber die Lippen des jungen Mannes drängte sich ein schwaches Seufzen. „Es möchte dir wohl Freude machen, Mutterl, wenn ich Meister würde?"

„Franzi, das wär' das Höchste! Gott, ich verdien's nicht, ich weiß es wohl, aber wenn mein Sohn ein Herr Meister wird, der sein eigenes Geschäft in der Stadt hat und den sie achten und schätzen werden — guter Gott, wenn ich's nur erlebe!"

Franz war aufgestanden und hielt jetzt der Mutter die Hand hin. „Du sollst's erleben, Mutter," sagte er mit seinem herzlichen, warmen Ton, „ich verspreche es dir." Er ging dann im Zimmer auf und nieder; er war aus seinen Träumereien aufgeschreckt worden, und er konnte und wollte sich nicht wieder darein vertiefen.

Jetzt wurde die Thür ziemlich heftig aufgerissen, und Stefan, Kopf und Rücken beugend, trat über die Schwelle.

„Guten Abend!" sagte er, und er warf sogleich den Hut auf das Bett und reichte dem ihm entgegenkommenden Freunde die Hand.

„Ist dir etwas passirt?“ fragte dieser, ihm voll in's Gesicht blickend. „Du siehst erhitzt aus.“

„Nichts,“ erwiderte Stefan, tief und geräuschvoll Athem holend. „Es ist mir eben heiß, fürchterlich heiß,“ und er riß an dem Tuche, um sich den Hals frei zu machen, und ließ sich dann schwer in den Stuhl nahe beim Fenster niederfallen.

„Herr Jesus!“ fuhr die alte Lene auf. „Der hat heute wieder ein Ungestüm, es stöhnt schier alles unter ihm. Was brauchst du mit deinem ganzen Gewicht so auf meine Sessel nieder zu plumpsen, du Lakel, meinst wohl, sie wären von Eisen?“

Franz suchte die Mutter zu begütigen. Sie nahm brummend ihre Wäschestücke zusammen und ging fort, um sie zu mangen. Franz setzte sich an seinen Arbeitstisch und bedeutete den Freund, noch näher zu ihm heranzurücken. Er sperrte mit einem Schlüssel das Schubfach des Tisches auf und zog einige beschriebene Bogen daraus hervor, die er vor Stefan ausbreitete. „Sieh her, ich habe das Sonntagsheft fast zu Ende gebracht, ich erwarte nur deine Fortsetzung über die Vorzeit unserer Erde. Du hast sie doch mitgebracht?“

„Nein, ich habe diese Fortsetzung noch nicht geschrieben.“

„Warum nicht? Hättest du auch schon erfahren, daß die Sache ruchbar geworden, daß dem Herrn Pfarrer die vorige Nummer zu Gesicht gekommen, und daß er wüthend darüber ist?“

„Nichts weiß ich. Wer hat uns verrathen?“

„Beim Kegelscheiben war's, der lange Sepp hat die letzte Nummer in seinem Janker herumgetragen, und wie er sich wendet und die Kugel wirft, fällt das Blatt heraus. Er macht seinen Schub, und wie er sich hernach bückt, um die Zeitung aufzuheben, hat sie der Herr Pfarrer schon in den Händen gehabt. Und er schreit Zetermordio darüber, daß so höllische Gottlosigkeit sich auch in seinen Kirchensprengel einzuschleichen drohe, und er nimmt den Sepp sogleich in's Verhör, und er drängt ihn, zu bekennen, wer der Anstifter und der Herausgeber sei, und namentlich den Verfasser von dem Artikel ‚Die Vorzeit unserer Erde‘ will er kennen, und er verflucht ihn und verdammt ihn sogleich im voraus und unbekannterweise.“ Stefan lachte. „Du, es ist nicht zu spaßen,“ sagte Franz. „Der Sepp freilich hat noch nichts gestanden, aber es wissen andere darum, und bei der nächsten Beichte erfährt er's sicher.“

„Mag er's erfahren, was liegt mir daran!“

„Mir ist's nur wegen meiner Alten. Ich möchte ihr nicht gern diesen Kummer machen, die Arme hat Schande und Kummer genug gehabt.“

„Was bleibst du auch hier mit ihr?“ brach jetzt Stefan ungestüm los. „Was hält euch hier zurück unter diesen Leuten, die euch, die Unschuldigen, stets so erbarmungslos geschmäht und gequält haben? Komm, mach's wie ich, geh mit mir nach Wien.“

„Wie, du willst —?“

„Sobald wie möglich; sicher diesen Herbst noch.“

„Und was willst du dort machen?“

„Lernen, studiren will ich, Tag und Nacht, mit nimmermüdem Eifer, bis ich Mediziner, bis ich Doktor geworden bin.“

„Stefan!“ rief der andere in starrem Erstaunen. „Aber das kommt ganz unerwartet, und es war doch niemals deine Absicht —“

„Es ist jetzt mein fester Entschluß.“

„Du warst doch immer mit deinem Stande zufrieden, niemals wolltest du über ihn hinaus.“

„Ach, ich wußte auch noch nicht, daß man mich mißhandeln dürfe, weil ich diesem Stande angehöre, ich wußte nicht, daß alles, was ich thue, keinen Werth hat, daß ich niemals den Gebildeten mich gleichstellen dürfe, solange ich nur ein Sägemüller, ein Arbeiter bin!“ Er sprang jetzt auf, wie von einer inneren Erregung getrieben. „Aber ich will ihnen gleich sein, ganz gleich, ich will mich nicht von ihnen verachten lassen!“ Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Ich fühle mich so gut wie sie, und besser wie sie. Ich fühle Kraft und Muth und auch Geschick in mir, und ich will arbeiten, und lernen will ich, lernen, lernen, bis ich mein Ziel erreicht habe!“ Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Franz sah bekümmert nach ihm hin. „Ich wußte es ja, daß mit dir etwas vorgegangen war; du erschienst mir gleich wie verstört, du, der immer so ruhig und so glücklich war.“

„Jetzt bin ich es nicht mehr!“

„Weil der Ehrgeiz über dich gekommen ist, — oder nicht?“

Stefan stellte sich vor den Freund. „Gut, ja, er ist über mich gekommen, aber bist du nicht auch ehrgeizig? Wenn du nein sagst, so ist es nur, weil du dir es selbst nicht eingestehen willst; aber glaubst du, ich wisse es nicht, wie es dich drängt, aus den engen Banden herauszukommen, wie du dürstest nach Bildung, nach freierer Entfaltung, nach der völligen Erkenntniß des Schönen? Und wenn du gezwungen bist, für immer das Handwerk zu wählen und ewig in diesem Neste zu sitzen, so wirst du noch zehnmal unglücklicher sein als ich, denn für dich gibt es nur zweierlei, entweder verkommst du, oder du schwingst dich bis zur Höhe der Kunst hinauf!“

Franz sah mit seinen milden Augen, wie bittend, zu dem ungestümen Sprecher auf. „Schweig, Stefan, du weißt nicht, was du sprichst; mein höchster Ehrgeiz ist, meine Mutter glücklich zu machen, und auf welche Weise das auch geschehen mag, ich werde dann zufrieden mit mir sein.“

„Möglich, ich weiß es nicht. Du hast eben jemand, für den du zu sorgen hast und der dich liebt; ich habe niemand. Mein Bruder, mein Vater selbst gehören zu denen, die mich verachten, weil ich kein Bauer bin, weil ich arm bin, weil ich in ihren Augen nichts bin! Es ist schrecklich, es empört mich!“

Franz antwortete nicht darauf, und eine Zeitlang schwiegen beide, dann setzte sich Stefan wieder auf den Stuhl neben Franz.

„Wir wollen beide ruhiger darüber sprechen,“ sagte er in dem tiefen, gelassenen Ton, der ihm gewöhnlich war. „Meine Arbeiten für den Professor werden in Kürze beendet sein, er selbst wird im Herbst Lindau verlassen, um eine wissenschaftliche Reise anzutreten; dann will ich auch nicht länger bleiben, ich werde trachten, daß ich bis dahin mein kleines Eigenthum verkauft habe.“

„Die Mühle?“

„Sammt den Grundstücken, die dazu gehören. Ich denke, acht- bis neunhundert Gulden dafür zu bekommen, vielleicht mehr. Das wird ausreichen für unsere beiderseitige Lehrzeit, da wir in Wien neben unseren Studien noch Zeit und Gelegenheit finden werden, uns etwas zu verdienen.“

„Und meine Mutter?“

„Die geht mit uns und sie wird uns die Wirthschaft führen.“ Er sprach nun weiter über ihre Einrichtungen, über ihre Studien, über ihre Aussichten, er fand, daß ihre Wege fast geebnet seien. „In einem oder zwei Jahren wirst du vielleicht als Dichter schon etwas geleistet haben,“ sagte er zu Franz; „bei mir wird's länger dauern, bis ich's zu etwas gebracht habe, aber ich bin jung und bei so rastlosem Streben soll mir die Zeit nicht lang werden.“

Franz horchte auf diese Worte voll Zuversicht, voll Hoffnungsfreudigkeit; er sah in die kühnblitzenden Augen seines Freundes, und auch in den seinen leuchtete es auf in froher Zustimmung; er fühlte sich mit hineingerissen in diese hochstrebenden Pläne und Erwartungen, und auch er glaubte an ein Gelingen.

Dieser Glaube an sich selbst, er ist ein Vorrecht kräftiger Jugend!

Sie sprachen noch, als die Wäscherlene wieder eintrat; sie brachte eine wiener Zeitung. „Ach Gott, ach Gott,“ sagte sie, „alles ist voll Angst und Schrecken; es soll doch wahr werden mit dem Krieg, und nächstens soll's schon losgehen.“

„Also doch, wirklich!“ riefen die beiden.

„Alles spricht davon, da drin soll's stehen, in der Zeitung.“

Die beiden jungen Männer griffen hastig darnach. Die Lene hatte sie vom Schuster, der ein gewiegter Politiker war, geliehen bekommen, aber nur für kurze Zeit; sie sollte sie dem Franzi geben, damit er sich alles genau durchlese, und er sollte dann dem Schuster auseinandersetzen, was diesem etwa unklar geblieben war und worüber er im Wirthshaus nicht hätte streiten können. Es war die „Presse“ vom Freitag, dem achten Juni, welche Franz nun in der Hand hielt. Er las laut:

„Die Preußen haben die Eider überschritten und befinden sich bereits in Holstein. General Gablenz hat sich unter Protesterhebung nach Altona zurückgezogen. Da es nunmehr zur Unmöglichkeit geworden ist, daß sich die Stände am Montag in Itzehoe versammeln, so soll die Aufforderung an sie ergehen, sich in Frankfurt zu versammeln. Daß der Bundesfriedensbruch und der Kriegsfall infolge des Einrückens der Preußen in Holstein bereits vorhanden, ist klar, da Preußen ein Territorium gewaltsam okkupirt, auf welches ihm keine faktischen Hoheitsrechte zustehen. Ob Oesterreich darauf sogleich mit einer Offensive seiner Nordarmee antworten wird, ist ungewiß. Vielleicht wird man die heutige Bundessitzung abwarten. Offenbar ist, daß von Seite Oesterreichs bald etwas geschehen muß, damit nicht das Zurückweichen Oesterreichs in Holstein eine deprimirende Deutung erfahre.

Soviel ist gewiß, daß der nächste Kanonenschuß demnächst fallen wird."

„Nun, da haben wir's!" rief die alte Frau, die nur das Letzte verstanden hatte. „Der Krieg ist vor der Thür, daß Gott erbarm', da wird wieder einrücken müssen, was Füße hat; unser gnädiger Kaiser ist doch ein harter Herr, Gott behüt' ihn."

„Es ist klar, daß Preußen die Schuld hat, es zwingt Oesterreich zum Kriege," sagte Franz erregt.

„Das behauptet natürlich die österreichische Regierung," erwiderte Stefan, der über des Freundes Schultern ebenfalls in die Zeitung blickte. „Preußen beschuldigt seinerseits wieder Oesterreich. Da, lies das Telegramm aus Berlin, hier weiter unten."

Franz kam der Aufforderung nach und las: „König Wilhelm hielt am letzten Sonntag eine Ansprache an die Offiziere des Generalstabes. Die Hoffnung, die er auf Erhaltung des Friedens noch gehabt, sei leider geschwunden, Oesterreich wolle Schlesien und Sachsen, die Provinz Sachsen, von dem preußischen Staate losreißen, und es bliebe keine Wahl übrig, als diese Absicht zu vernichten oder ehrenvoll unterzugehen."

„Da hast du's," lachte Stefan. „Preußen beschuldigt Oesterreich, Oesterreich beschuldigt Preußen. Da werden wohl beide unrecht haben."

Franz hatte weiter gelesen. „Der Selbsterhaltungstrieb gebiete, mit ganzer Volkskraft aufzutreten, heißt es in Preußen."

Stefan zeigte mit dem Finger auf die nächste Spalte, wo in einem Artikel: „Oesterreichische Rüstungen" unter anderm stand: „Oesterreich, im Rechte stark, wird sein Eigenthum zu vertheidigen wissen."

„Das ist eine konfuse Geschichte," sagte Franz.

Stefan stieß ein kurzes „Pah!" aus. „Der Professor würde sagen: es ist eben Phrasenwerk, die Völker zu begeistern; aber gewiß ist's, daß Preußen, um seine dynastische Macht zu stärken, die Bundesreform durchsetzen will. Oesterreich hat dieselben Absichten, es will ebenfalls gewaltiger werden, namentlich um seinen Feinden im Innern zu imponiren. Da ist denn erbitterte Feindschaft zwischen den beiden Regierungen losgebrochen."

„Und deshalb ein Krieg? Das erscheint mir zu unnatürlich; wird man dafür das Volk begeistern können?"

„Erstens ist das Volk schwach, schöne Worte verfangen noch immer, und zweitens — fragt man es nicht. Sieh, Franz, ich bin nichts weniger als kriegslustig, ich verabscheue den Krieg von ganzer Seele, mir graut davor, und doch — kommt es zum Krieg, so werde ich so gut dreinschlagen, wie alle andern: wir müssen eben."

„Du brauchst nicht Soldat zu werden," entgegnete Franz lebhaft. „Dein Vater ist reich, er wird dir einen Ersatzmann kaufen."

„Ich zweifle daran, und ich wollte es nicht einmal. Es widerstrebt mir, einen andern dafür zu bezahlen, daß er für mich all' die Drangsale erleidet, vielleicht den Tod. Aber Professor Wüst hat mir versprochen, daß er alles thun wird, um mich freizubekommen. Freilich, jetzt in Kriegszeiten wird das schwerer gehen, es wird vielleicht unmöglich sein."

„Dann wende dich doch an den alten Jakob — du weißt ja, der hat schon manchem durchgeholfen."

„Ja, ich weiß es, der hat ein Geheimmittel. Den gesündesten Rekruten weiß er mit einem Gebrechen zu behaften, daß es selbst dem in diesem Falle außergewöhnlich scharfen Auge des untersuchenden Arztes nicht einmal entgeht; und das Ganze kostet nur hundert Gulden."

„Nun, das könntest du selbst bezahlen."

„Ich will's darauf wagen!" rief Stefan lustig.

Ein vernehmbares Schluchzen unterbrach das lebhafte Gespräch der Jünglinge. Sie sahen sich betroffen um. Auf der Bettkante saß die alte Lene und hielt die Schürze vor die Augen.

Franz sprang auf. „Was ist dir, Mutterl?" fragte er, zärtlich besorgt.

„Ach, Franzi, du kommst heuer auch zur Assentirung, du hast dich schon hineingelost, und wenn Krieg ist, nehmen's dich sicher. Ach Gott, das wäre mein Ende."

„Keine Angst, Mutterl, mich nehmen sie nicht."

„Ja, wie denn nicht, du bist groß und gesund."

„Wenn auch; ich bin der einzige Sohn meiner Mutter, es gibt ein Gesetz, das diese vom Militärdienst befreit; mich dürfen sie garnicht nehmen."

Die Lene ließ die Schürze fallen. Ueber ihr gutes, runzliches Gesicht, das noch von Thränen überströmt war, flog ein heller Freudenstrahl. „Werden sie das Gesetz auch halten?"

„Gewiß, sie müssen es."

„Franzi!" jubelte sie auf. Dann faltete sie voll innigen Dankes die Hände. „Gott segne den, der es gemacht hat, er hat wohl gewußt, wie einer Mutter um's Herz ist, die ihr Kind, ihr einziges Kind hingeben soll. Ach, tausendmal lieber mein Leben!" Sie breitete die mageren Arme weit aus und umschlang den Hals des Sohnes.

Es war Sonntag, den zehnten Juni, noch gar früh am Morgen, als der alte Grillhofer in seinem bäuerlichen Sonntagsstaat in den Hof kam. Er trug die enganschließende Lederhose und hohe, bis an das Knie reichende Stiefeln, diese mit Eisen beschlagen. Die rothe Weste, bis zum Hals geschlossen, war auf der Brust mit einer Unzahl glänzender Knöpfe in doppelter Reihe besetzt. Der breite Ledergurt war um die Mitte geschnallt und reich mit Seide gestickt. Ein blauer, lang herabreichender Tuchrock mit zwei Schößen vervollständigte die Tracht, er war gleichfalls mit doppelreihigen Knöpfen verziert und ließ den Bauer sehr stattlich erscheinen. Am Kopf trug er über der rothen, auf einer Seite über die Ohren herabfallenden Zipfelmütze einen schwarzen, haarigen Filzhut mit einem breiten, grünen Bande. Der Bauer ging quer über den Hof, den Ställen zu. Es war ein herrlicher, thaufrischer Morgen und die Luft war scharf und von einer prickelnden Frische. Die Kuhmagd trieb soeben das Rindvieh aus. Grillhofer betrachtete mit einigem Stolz die feisten, schönen Thiere, die munter an ihm vorbeirannten, rief der Magd einige derbe Scheltworte nach, wie das ihm schon zur Gewohnheit geworden, und wendete sich dann dem Knecht zu, der eben die Stallthüre schloß. Er befahl ihm, beide Wägen einzuspannen zur Kirchfahrt, und den Pferden in die Mähnen die rothen Bänder einzuflechten, er wollte alles in Glanz hergerichtet haben. „Wir vom Grillenhof, wir lassen uns nicht spotten," meinte er hochmüthig.

Während er noch sprach, öffnete sich oben, im ersten Stock, eine Thür und Stefan trat heraus. Er kam über die hölzerne Galerie, die das Haus rund umgab. Der Alte wandte sich rasch nach ihm, er kannte wohl seinen Schritt. Stefan lehnte sich an die Ballustrade, er hatte von da oben einen herrlichen Ausblick über den See und auf die grünen, bewaldeten Berge, über denen noch die feuchten, sonnenbeglänzten Nebel wallten.

Der Vater betrachtete den Sohn, und wie er so aufrecht und jugendschön dastand, das Haupt erhoben, den kühnen Blick nach der Ferne gerichtet, da vermochte er seinerseits ein Schmunzeln des Wohlgefallens nicht zu unterdrücken. „Er ist doch ein Mordkerl!" murmelte er vor sich hin. „Glaub's wohl, daß er ihr in die Augen sticht, der Vroni! No, wenn sich die Sach' macht, 's wär' vielleicht das Beste. Ich mein', wenn er nur erst ein tüchtig's Weib hat, das ihm den Kopf zurechtsetzt, und wenn er mit ihr zu Geld und Gut kommt, dann sattelt er um."

Stefan stieg jetzt mit leichten, elastischen Schritten die Treppe herunter. Der Alte schnitt eine ärgerliche Grimasse, als er das leichte Knarren vernahm, das von dem polternden Getrappel der übrigen Hausbewohner so ganz verschieden war, und als Stefan herankam und er bemerken konnte, daß er Stiefletten und lichte Pantalons trug, überhaupt, bis auf den kurzen, dunklen Sammetspenser, ein durchaus städtisches Aussehen hatte, da fuhr ein Zug zorniger Mißbilligung über sein gefurchtes Antlitz.

Stefan trat zu ihm und lüpfte grüßend den Hut. Sein leichtgewelltes Haar erglänzte goldig im Morgensonnenschein. Der Alte stieß ein grollendes Hm! aus. Die Beine, die er weit auseinandergespreizt hatte, veränderten diese behagliche Stellung, er zog sie straff aneinander, und dabei musterte er Stefan von oben bis unten, ohne seinen Gruß zurückzugeben.

„Kerl, wie schaust du denn wieder aus?" begann er dann. „Und wenn ich nur diese Zotten nicht mehr sehen müßt'! Unsere Bauernburschen lassen sich die Haar' scheeren, wenn's zu lang werden, aber du laßt sie wachsen, und du drehst dir wohl abends die Wuckerln über's Papier? No, und das Uebrige paßt dazu. Bist schon ein ganzer Aff' der Stadtleut' worden, und bild'st dir ein, du seist ein gnädiger Herr und dürf'st das dumme Bauernvolk nur so über die Achsel ansehen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein literarischer Streifzug in die jüngste Vergangenheit.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der selig entschlafene deutsche Bundestag verschloß selbstverständlich sein Ohr der Menzelschen Denunziation nicht. Hatte er doch die erhabene Aufgabe, über die Sicherheit des Staats und der Kirche zu wachen und die allgemeine Sittlichkeit im deutschen Bunde zu schützen und zu schirmen, und war doch die Zeit nach der pariser Julirevolution auch für Deutschland eine so bewegte, daß jede Regung oppositionellen Geistes unterdrückt werden mußte. Es war daher garnicht zu verwundern, daß die hochwohlweise oberste Bundesbehörde in ihrer 31. Sitzung im Jahre 1835 mit dem Religionsverächter und Sittenschänder Gutzkow kurzen Prozeß machte.

Aber Menzel hatte die Gelegenheit benutzt, gleich eine Anzahl anderer Schriftsteller der geneigten Beachtung des Bundestags zu empfehlen, welche nach seiner Behauptung, in literarischer Gemeinschaft denselben Tendenzen folgend, dem Bestehenden den Krieg erklärt hatten; der Bundestag schlug in der genannten Sitzung gleich fünf gefährliche Fliegen mit derselben Klappe.

Heinrich Heine, Heinrich Laube, Rudolf Wienbarg und Theodor Mundt sollten gemeinsam mit Gutzkow laut Bundestagsbeschluß einen Verein gebildet haben, der den Namen „Junges Deutschland“ geführt und Kirche, Staat und Sittlichkeit untergraben hätte. Daß dieser angebliche Verein aus Männern bestand, welche bis dahin nur in sehr lockerem, theilweise sogar in gar keinem Verkehr mit einander gestanden, genirte natürlich nicht, — der „Verein“ ward aufgelöst, die Schriften seiner Mitglieder — auch alle zukünftigen! — verboten, und das deutsche Volk war vor schriftstellerischer Vergiftung wieder einmal glücklich bewahrt.

Die Bezeichnung „Junges Deutschland“ war einer Schrift Wienbargs entnommen. Dieser hatte als Privatdozent in Kiel Vorlesungen über Aesthetik

Eine Hamlet-Statue. (Seite 179.)

und deutsche Literatur gehalten, und seine kritischen Anschauungen in den 1834 zu Hamburg erschienenen „Aesthetischen Feldzügen" einem größeren Publikum, als der Hörsaal einschließt, zugänglich gemacht. Dieses größere Publikum, auf das er Einfluß gewinnen wollte, hatte er als das „junge Deutschland" angeredet, und zur Bekämpfung des alten, bestehend aus dem adeligen, gelehrten und philiströsen Theile des deutschen Volkes, aufgerufen.

Es war nicht eben zu verwundern, daß die anscheinend so harmlose Anrede „Junges Deutschland" den Bundestag stutzig gemacht und zu den härtesten Reaktionsmaßregeln getrieben hatte. Kurz vorher, im Jahre 1834, war die Kunde von der Gründung eines Bundes von Revolutionären der verschiedensten Nationalitäten aus der Schweiz nach Deutschland gedrungen — eines Bundes, der sich das „Junge Europa" genannt hatte und von Mazzini geleitet wurde, und anfangs aus drei Abtheilungen, dem jungen Italien, dem jungen Polen und dem jungen Deutschland zusammengesetzt war. Dieses von politischen Flüchtlingen deutscher Abstammung gebildete junge Deutschland suchte grade zu jener Zeit in Deutschland selbst Anhänger zu gewinnen, — was wunder, daß der Bundestag zwischen ihm und den neuerungslustigen, jungen Schriftstellern, die sich mit ihren Schriften auch an ein junges Deutschland wandten, gefährliche Beziehungen witterte und sich dabei der Mühe des Nachweises derselben kurzweg überhob.

Dies von dem Zorne des Bundestags betroffene fünfblättrige Literatenkleeblatt hatte übrigens auch für sich allein denselben redlich verdient. Jene Unzufriedenheit, welche das einst so freiheitbegeisterte, zukunftfrohe deutsche Volk nach den Franzosenkriegen von 1813 und 15 nicht verlassen hatte, seit es sich von metternich'schem Despotismus in Ketten schlagen lassen mußte, an denen es schwerer zu tragen hatte, als an den Fesseln der napoleonischen Weltherrschaft — jene tiefe und gerechtfertigte Unzufriedenheit war von jedem der fünf „Mitglieder" des jungen Deutschlands in seiner Weise von neuem angestachelt worden.

Der erste der vom Bundestage in Acht und Bann gethanen Literaten war Heinrich Heine. Wenn man das junge Deutsch-

Die Abgottschlange (Boa constrictor). (Seite 179.)

land vernichten wollte, durfte man ihn nicht schonen, denn seine Schriften, vor allen seine zwischen 1826 und 31 in vier Bänden erschienenen „Reisebilder“ waren Wegweiser und Wegbereiter für die Schriften der Gutzkow, Laube u. s. w. gewesen. Zündend wie ein Blitz war ihr unter der Maske gemüthlicher Schilderung von Land und Leuten sich einschmeichelnder kecker, geistreicher Spott in die dumpfe Atmosphäre des damaligen deutschen Geisteslebens herniedergefahren, die Geißel schwingend über die jammervollen Zustände des politischen und privaten Lebens im allgemeinen, die in volksfremder Pedanterie verknöcherte Gelehrsamkeit der oberen und die gedankenlose Gleichgiltigkeit der unteren Volksschichten im besonderen. Erst als die mehrere Jahre nach den beiden ersten erscheinenden letzten Bände der politischen und religiösen Versumpfung offen den Krieg erklärten, merkten die deutschen Regierungen, daß sie es nicht mit so unschädlicher und „beruhigender“ Unterhaltungslektüre zu thun hatten, wie etwa die Claurenschen Romane und Novellen waren, deren seichter, schlüpfriger und poetisch unwahrer Inhalt wie schleichendes Gift auf das Gemüth und wie Kleister auf das Hirn des Volkes wirkte. Man kann sich denken, daß die hohen Behörden über die gelungene Täuschung entrüstet waren und Rache brüteten gegen den dem Arme der deutschen Polizei in seinem Asyle zu Paris persönlich unerreichbaren Ruhestörer.

Dem zweiten unter den fünf Verdammten — dem Schlesier Heinrich Laube — waren neben seiner jedenfalls sehr harmlosen Betheiligung an der Burschenschaft während seiner Studienzeit auf den Universitäten Halle und Breslau, seine in den historisch-politischen Skizzen „Das neue Jahrhundert“ offenbarten Sympathien mit der Julirevolution und die staatsumstürzenden Ideen der ersten „Die Poeten“ betitelten Abtheilung seines Romans „Das junge Europa“ von den Regierungen sehr übelgenommen worden. Seine im Jahre 1832 begonnene schriftstellerische Thätigkeit in Leipzig unterbrach 1834 ein Ausweisungsbefehl der sächsischen Regierung, und die preußische sperrte ihn gleich nachher auf neun Monate in die Hausvoigtei. Daß er Gutzkow auf seiner italienischen Reise begleitet hatte, war ein Grund mehr für Wolfgang Menzel und den deutschen Bundestag, ihn mit dem Dichter der „Wally“ über denselben Kamm zu scheeren.

Wie Gutzkow und Wienbarg sich die Feindschaft des Bundestags verdient hatten, ist oben in kurzen Strichen angedeutet. Der letzte jener fünf Jungdeutschen, Theodor Mundt, in Potsdam geboren und in Berlin erzogen, hatte auch seit 1832 in Leipzig gelebt und war als Mitredakteur an den „Blättern für literarische Unterhaltung“ thätig gewesen. Seine gedankenreichen und stilistisch blendenden literarischen Ergüsse waren für die Behörden sofort Steine des Anstoßes gewesen und hatten das Scheitern seiner Bemühungen, sich an der berliner Universität als Privatdozent zu habilitiren, verschuldet. Schon seine ersten Romane „Das Duett“ und „Madelone oder die Romantiker in Paris“ trugen deutlich genug die Signatur des auf allen möglichen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens nach Emanzipation strebenden Zeitgeistes und, wenn auch die Ironie der 1834 erschienenen „Modernen Lebenswirren, Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers“ der öffentlichen Ruhe nicht übermäßig gefährlich erscheinen mochten, so hätte doch die 1835 folgende „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen“ mit ihrer kecken Verherrlichung der sinnlichen Neigungen, der sogenannten Rechte des Fleisches, allein schon genügt, die Schale des Zornes bei dem tugendhaften deutschen Bundestage bis zum Ueberfließen zu füllen.

So wurden sie denn, human wie unser Jahrhundert in Friedenszeiten von Anfang an gewesen ist, nicht etwa zum leiblichen, sondern blos zum literarischen Tode verurtheilt, und, wenn sie dabei gestorben wären, vor Hunger zum Beispiel, so hätte das dem gestrengen Richter in Gestalt des siebzehnköpfigen deutschen Bundestags gewiß sehr leid gethan.

Indessen sie starben allesammt in den nächsten zwei Jahrzehnten leiblich noch nicht, und literarisch fingen sie erst recht zu leben an, um nicht eher zu sterben, als bis die deutsche Literaturgeschichte mit ihnen zu Grabe geht.

Zur Erhöhung ihres Ansehens vor dem deutschen Volke hatte das ohne Verhör und Vertheidigung gefällte Urtheil nicht wenig beigetragen. Die Bezeichnung „Jungdeutschland“ wurde in den weitesten Kreisen als Ehrenname acceptirt und ihre Schriften noch unvergleichlich eifriger gelesen als zuvor. Dabei trieb sie das gemeinsame Schicksal zu jener engeren Verbindung, welche man vorher bei ihnen gesucht hatte und lösen wollte; es gesellten sich ihnen sogar noch eine Reihe anderer junger Schriftsteller — Hermann Marggraff, Ernst Willkomm, Gustav Kühne, Alexander Jung — zu Hand in Hand gehendem Wirken bei, die ihnen vorher ferngestanden hatten.

Die unmittelbare Folge der Verdammung des Bundestags war allerdings für jeden Einzelnen mannichfache Belästigung und ein zeitweilig recht harter Kampf um die Existenz. Heine, der in Paris weit vom Schuß war und von der französischen Regierung eine Jahresrente von 4000 Franken zugewiesen erhalten hatte, beklagte sich zwar bitter über das Verbot, ward aber durch dasselbe am wenigsten in seiner schriftstellerischen Beschäftigung gestört.

Gutzkow dagegen war zunächst schlimm genug daran. Die „Religionsverspottung“, welche in seiner Zweiflerin „Wally“ entdeckt worden war, kostete ihn als Dreingabe zum Verbot eine dreimonatliche Haft, die er Ende des Jahres 1835 in Frankfurt verbüßte.

(Schluß folgt.)

Beim Kinde, das gestorben ist.

(Schluß.)

Durch die Todtenstille dröhnt vom St. Georgsthurme die Mitternacht herüber. An dem todten Kinde vorbei gleiten meine Gedanken wieder zu glücklichen Kindern und glücklichen Eltern, die jetzt ruhig schlafen und in deren bunten Träumen sich das fröhliche Leben weiter rankt — da werde ich jedoch emporgeschreckt!

O, wie das schreit und jammert, ein Kind, mitten in der Nacht und im warmen Bette! Lange dauert es, bis Vater und Mutter erwachen. Mit rauhen Worten suchen sie es zu beruhigen. Aber immer schriller, immer schneidender wird die Stimme des Kindes, und schauerlich widerhallen die Jammertöne von den glatten Wänden des brunnenartigen Hofes. Erscheint dann nicht das ernste Auge des Vaters über ihm, gleitet nicht die weiche Hand der liebenden Mutter über die heißen Wangen? Fragen sie nicht nach schreckhaften Träumen, nach quälenden Schmerzen, hat niemand ein süßes, beruhigendes Wort für das arme Kind? — Da höre ich endlich den Vater. Er redet in harten, strengen Worten. Das Kind schreit weiter. Ich vernehme die Stimme der Mutter, noch härter, noch strenger — heiser und zischend wie eine Säge, die in altem Holze geht und auf Eisen trifft. Das Kind schreit unaufhörlich. Wieder höre ich die Mutter; sie schilt, sie tobt und schnappt mit einem Fluche ab. Aber das Kind wird nicht still, es schreit nur immer furchtbarer, und ich stehe die größte Angst aus, daß ihm die Lungen bersten möchten. Da springt jemand aus dem Bett — entsetzt springe ich von meinem Stuhle — ein Brüllen, das sofort abbricht, dann ein dumpfes Grunzen — das Kind verändert seine Lage (wahrscheinlich wurde es herumgeworfen), die Stimme erstickt, und nun hör' ich's klatschen, lange, furchtbar — —

Aerger als zuvor schreit das Kind. Eine entsetzliche Angst überkommt mich; denn Vater und Mutter vereinigen sich im Schelten, ich kann es deutlich vernehmen, wie sie sich gegenseitig einrasen. Plötzlich ein dröhnender Sprung, ein kurzes, furchtbares Wort — das Kind verstummt — und nicht ein Klatschen ist es, das ich nun höre, sondern ein Dreschen, wie wenn ein halb Dutzend junger Bauern mit ihren Flegeln durch das Stroh hindurch den hellen Klang der Tenne suchen. — —

Dieses Rasen wiederholt sich noch zwei- oder dreimal. Wahre Tollhäuslerszenen! Erst nach zwei Stunden verschluchzte das gemarterte Kind.

Ich suchte das Bett. Wie ruhig schliefen meine Kinder; hell auf lachte der kleinere Knabe im beglückenden Traume.

Was half mir dieses herzerfreuende Bild. Es dauerte lange, bis sich der Schlaf einstellte, und dann ließen mich häßliche Träume nicht die ersehnte Ruhe finden.

Es war etwa sechs Uhr des Morgens, als mich wieder ein furchtbares Schreien des Kindes und ein schreckliches Klatschen emporfahren machte. Die Mutter befand sich schon wieder in voller Raserei.

So geht es in jeder Nacht. Manchmal schreit das Kind in wahrhaft herzzerreißender Weise zwei und drei Stunden ununterbrochen fort. Dann kommt es vor, daß es drei-, vier-, fünfmal geprügelt wird. Die kräftigen Schläge fallen so dicht, daß sie nur mit großer Anstrengung gezählt werden können. Nur einmal vermochte ich es; aber als ich bis auf funfzehn kam, und die Mutter noch immer nicht müde war, da lief ich davon.

Am schmerzlichsten ist es mir, wenn das Kind angstvoll „Papachen!" — „Mamachen!" ruft. Dann fleht es wohl mit aufgehobenen Händchen und mit überströmenden Augen um Erbarmen, aber immer vergeblich!

Am Tage wird das Kindchen so unbarmherzig geschlagen wie in der Nacht, aber noch häufiger, so daß die Ruhe im Hause nur als kurzweilige Unterbrechung des Lärms gelten kann. Dann höre ich den Vater selten, meistens nur die Mutter. Es kommt wohl vor, daß bei solchen unmenschlichen Szenen die benachbarten Frauen aus ihren Wohnungen herauskommen und der hartherzigen Mutter bittere Vorwürfe machen. „Was geht's Euch an!" antwortete sie dann frech und wüthend. „Kümmert Euch um Eure Kinder! Schlagt Ihr sie nicht? Es ist mein Kind, und niemand hat mir zu sagen, wie ich es erziehen soll." Leider hat das Weib recht.

Die Eltern sind junge, gesunde, gut aussehende und — wie es scheint — in guten Verhältnissen lebende Leute. Der Mann macht, wenn man mit ihm spricht, einen durchaus günstigen Eindruck. Die Mutter kann hübsch genannt werden, hat aber jenen knirschenden Zug im Gesichte, der die „böse Sieben" deutlich erkennen läßt. Ist sie gut, dann thut sie sehr zärtlich mit dem Kinde. Mir war das ein Räthsel. Einmal aber, mitten im Tändeln, raffte sie urplötzlich auf — die Ursache konnte ich nicht entdecken — und stieß das Kind, das hart an der eisernen Hausthürtreppe stand, und sechs Stufen hinunterrollte bis in den Hof, so daß mir vor Entsetzen der Athem ausging. Es blieb zwar schreiend unten liegen; aber nach einer Stunde sah ich es schon wieder mit gesunden Gliedern umherspringen. Einige Schrammen bemerkte ich nur im Gesicht; die Beulen habe ich nicht gesehen.

Das Kind, das ich wiederholt und lange beobachtet habe, ist ein Mädchen von etwa vier Jahren, gut gewachsen, hübsch, mit hellen, verständigen Augen und überaus lustig und gewandt, wenn es mit anderen Kindern spielt. Aber das dauert nicht lange. Wie alle Kinder, die gut genährt, aber schlecht behandelt und namentlich viel geprügelt werden, ist es listig, boshaft, und findet seine größte Lust daran, andere Kinder recht empfindlich zu quälen.

Aber warum schläft es in der Nacht nicht ruhig wie andere Kinder, warum schreit es so fürchterlich und trotz der entsetzlichen Schläge? Hier konnte von einem schlechten Gemüthe, von einer angebornen oder anerzogenen Bosheit für mich nicht die Rede sein. Trotz allen Bemühungen konnte ich die Ursache nicht erfahren, weil sie niemand wußte, auch die Eltern nicht. Da wurde sie eines Tages entdeckt. Das Kind schlief in einem Korbe. In diesem hatten sich tausende jener stinkenden, bissigen Thierchen bequem angesiedelt, die eine der schlimmsten Plagen der städtischen Wohnungen sind. Nun war es klar, warum das Kind nicht schlafen konnte und soviel jammerte und schrie.

Und nun denke man sich: dieser Thierchen wegen bekam das Kind die entsetzlichen Prügel, wurde es zu einer unerträglichen Last für die Eltern und dichtete man ihm eine unbezwingbare Bosheit an. — Ich fürchte, die Eltern, wenn sie die bisherige Erziehungsweise nicht vollständig ändern — wozu mir leider keine Aussicht zu sein scheint —, werden an ihrem Kinde keine Freude erleben, und es wird enden als eine Unglückliche, vielleicht als eine Verworfene.

* * *

Weit mehr als die Erwachsenen leiden die Kinder unter den schlimmen sozialen Verhältnissen. Ich will heute nicht an die erinnern, die gezwungen werden, in Fabriken oder beim Vieh auf dem Felde ihre Kindheit zu opfern, sondern will nur auf jene die Aufmerksamkeit lenken, welche, weil noch zu klein und zu schwach, zu Hause bleiben und von den Eltern beaufsichtigt, geführt und gestützt werden müssen. Wie oft müssen diese armen Kleinen, die ganz von dem Wohlwollen und der Liebe ihrer Angehörigen abhängig sind, den ganzen Tag und einen Tag wie den andern, einsam, allein zubringen; niemand ruft sie freundlich zu sich, plaudert, spielt mit ihnen, keinen finden sie, an den sie sich mit Vertrauen wenden, den sie um einen freundlichen Blick, um Antwort auf herausspringende Gedanken, um ein Märchen, eine Geschichte, ein Liedchen oder um Beistand und Hilfe in mancherlei kleinen und großen Nöthen bitten mögen. An ihren kleinen Freuden nimmt niemand Theil, und keine Hand wird ihnen gereicht, kein Wort des Trostes oder der Ermuthigung ihnen zugerufen, wenn sie auf der Straße oder in fest verschlossenen Zimmern hungern und frieren, wenn sie sich ängstigen und fürchten.

Es braucht nicht das alles über ein Kind zu kommen, sondern nur ein kleiner, nach den Begriffen der großen und starken Leute nur ein winziger Theil, und doch kann es ihm schon ein schweres, für das ganze Leben verhängnißvolles Unglück sein.

Wenn das glückliche Behagen im bescheidenen Heim sich verliert; wenn die Noth in den mannigfachsten Schreckgestalten die Freude am Dasein verscheucht und vernichtet: dann sind die Kinder, wenn auch nicht immer eine unendlich schwere Last, so doch oft genug die Ursache, daß die üble Laune noch übler, die Verzagniß zu Grimm und Aerger wird. Denn die Armuth, wenn sie zur Noth, zu einem stetigen Elend sich ausweitet, — wenn sie die Arbeit freudlos macht, dem Schlafe die erquickende Kraft nimmt, die ganze Welt mit grauen, staubigen Spinnweben überzieht, unter denen die Hoffnungen längst verwelkt und verdorrt sind — versumpft und versandet Herz und Kopf der Menschen, und alle die duftigen Gebilde des Schönen und Guten, die in den Lenztagen freudig aufsproßten, verkümmern und verkommen. Ueber Tugend und Liebe erhebt sich Selbstsucht und Hartherzigkeit — die innere Welt des Menschen wird zu einer Wüste, wo Dornen und Disteln, Wolfsmilch und Giftpilze üppig und oft allein wuchern. Darum ist die Armuth das größte Unglück, aber nur wenige von denen, die nicht zu den Armen gehören, vermögen den Umfang und die Tiefe dieses Unglücks zu ermessen.

Nicht auf einmal wird der Mensch durch Unglück verwandelt, sondern nur allmählich, der eine schneller, der andere langsamer; aber glücklicherweise sind es nur wenige, die sich von den Heiligthümern ihres Herzens garnichts zu erhalten vermögen.

Es ist eine recht traurige Erscheinung, daß die Schwachen, zumeist die Kinder, von den bösen Folgen der Armuth am härtesten getroffen werden. Sie müssen oft auf alles verzichten, was ihnen das Leben schön machen könnte, sie müssen hungern und frieren wie die Erwachsenen und, weil ihr zarter Körper die Entbehrungen und Anstrengungen, die ihnen zugemuthet werden, nicht erträgt, vielmehr und oft recht schmerzhafte und langwierige Krankheiten ausstehen. Und diese armen Kinder erwarten als Trost, als Lohn dafür nur freundliche Blicke und liebreiche Worte von Vater und Mutter, wenn dieselben abends heimkommen, das spärliche, einfache Abendessen und die Ruhe der Nacht. Aber Vater und Mutter sind von der schweren und langen Arbeit ermüdet; sie haben vielleicht von ihren Arbeitgebern harte, bedenkliche Reden hören müssen; sie finden, daß ihr gemeinsamer Verdienst für die nothwendigsten Bedürfnisse wieder nicht ausreicht, es hat sich wohl gar der Exekutor wegen fälliger Steuern gemeldet: da kann es denn nicht ausbleiben, daß eine gedrückte Stimmung über sie kommt, daß sie mit dem Schicksal und der ganzen Welt hadern und ihnen die Kraft fehlt, ihren Kindern herzliche Liebe zu erweisen. In solcher aus Aerger und Verzweiflung gemischten Stimmung haben die meisten Menschen den fast unwiderstehlichen Drang, sich auszutoben, ihrem mühsam verhaltenen Zorne freie Bahn zu machen. Dann sind vorzugsweise die Kinder der größten Gefahr ausgesetzt. Sie haben wohl etwas nicht gut gemacht, eins glaubt sich über das andere beklagen zu müssen, ja, sie erkennen vielleicht nicht die trübe Stimmung der Eltern, und können darum noch scherzen und einigen Uebermuth treiben, sie vergessen dabei ein vielleicht nicht einmal ernsthaftes Verbot oder lassen irgend eine Vorsicht aus den Augen: dann kommt nur zu leicht der Unmuth des Vaters oder der Mutter zu heftigem Ausbruch, und die armen Kinder, die tagüber soviel ertragen, müssen noch harte Schläge über sich ergehen lassen.

Geht man abends an Häusern, in denen Arbeiter wohnen, vorbei, so hört man viele Väter und Mütter schelten, und viele Kinder jammern. Ein herzzerreißender Abendsegen!

Noch schlimmer als im Hause, geht es den armen Kindern in der Schule. Sehr viele Lehrer glauben jetzt, ohne häufigen

und unbarmherzigen Gebrauch des Stocks und der Peitsche die Kinder des Volks nicht mehr unterrichten zu können. Sie haben wohl auch recht; aber nicht — wie sie behaupten — weil die Kinder verwildert und verwahrlost sind, sondern weil unsere Schulen mangelhaft eingerichtet und die Lehrer ihrer großen und schönen Aufgabe nicht gewachsen sind.

* * *

O, ihr Eltern! Auch in den bösesten Stunden des Lebens wendet euch nicht ab von euren Kindern. Ihr liebt sie, gewiß; aber die Liebe genügt nicht, ihr müßt auch in jedem Augenblick volle Gerechtigkeit gegen sie walten lassen. Gerecht seid ihr aber nur dann, wenn ihr das Kind nicht büßen laßt, was es nicht verschuldet hat. Und was erreicht ihr mit euren harten Zuchtmitteln? Sie werden scheu, fliehen euch, sogar wenn ihr recht habt; wenn ihr aber unrecht habt, wenn ihr in schlimmer Laune sie fühlen lasset, daß sie die Schwachen sind und ihr die Starken seid, dann werden sie die Güte eures Herzens bezweifeln und den Glauben an eure Liebe verlieren. Dann kommt sehr bald der Tag, an welchem sie euch trotzen, eure Gebote verachten, euren Rath verschmähen und mit Spott und Hohngelächter davon gehen werden, wenn ihr von Liebe sprecht. Das wird euer größtes Unglück sein, aber auch ein Unglück für eure Kinder; und weil ihr dieses begreifen werdet, so wird es ein ewig nagender Gram sein, und in euren alten Tagen werdet ihr Anklage gegen euch selber erheben, und niemand wird Euch freisprechen können.

Aber welches Glück, welche Wonne, wenn das Vertrauen und die Liebe der Kinder euch immer sicher ist und unerschüttert bis zum letzten Tage bleibt! Was euch auch bei eurer schweren Arbeit und in den harten Kämpfen des Lebens begegnen mag: Ihr vergeßt alles, wenn die Kinder euch freudig begrüßen, die Arme euch jubelnd entgegenstrecken, euch trösten, wenn ihr bekümmert seid, die Thränen euch trocknen, wenn ihr weint. Wenn niemand in der Welt euch versteht, sie verstehen euch. Wenn sie erwachsen sind, werden sie euren Rath und eure Lehren nicht belächeln, und wenn das Alter über euch kommt, werden sie euch nicht verlassen, sie werden stolz sein eure Liebe euch vergelten zu dürfen.

Das letzte und höchste Ziel aller edlen Menschen wird am schönsten ausgedrückt mit den alten Worten: „Friede auf Erden und — den Menschen ein Wohlgefallen." Wohlan, suchen wir Frieden und Wohlgefallen da zu schaffen, wo wir keines anderen Menschen und keinerlei fremder Beihülfe bedürfen — in unseren Häusern, in unseren Familien. Nicht immer wird es gelingen, aber nur selten auch wird es unmöglich sein. Denn auch die Aermsten können sich den Frieden miteinander und das Wohlgefallen aneinander schaffen. Wir beginnen mit niemandem besser, als mit unsern Kindern. Der gute Mensch soll auch in der Familie das Recht des Stärkern und die Herrschaft über den Schwachen nicht dulden oder gar vertheidigen und fordern; auch hier soll die Gerechtigkeit und nicht die brutale Gewalt herrschen. Erhebet nicht die Hände gegen die wehrlosen Kinder, wenn die Sorge euch martert, wenn die Noth euch von Plan zu Plan hetzt. Ich weiß, es ist oft schwer und es gehört fast übermenschliche Kraft dazu; aber faßt getrost euer Kind bei der Hand, zieht es zu euch heran, gebt ihm einen Kuß, denkt eurer eigenen Kindheit, und wenn ihr dann noch den Muth habt, dann — dann —

* * *

Von dem gegenüberliegenden Fenster strahlt es plötzlich hell zu mir herüber. Der Mann hat den Vorhang zurückgeschoben, einen Arm gegen die Wand gestemmt und den heißen Kopf darauf gelegt. So starrt er zu den funkelnden Sternen empor, und ich glaube, er weint.

Mitten im kleinen Zimmer steht der kleine Sarg mit dem todten Kinde. Zu Häupten desselben stehen zwei brennende Kerzen. Der Rand des Sarges ist mit Blumen besteckt.

Neben dem Sarge auf einem Schemel sitzt die Mutter. Den rechten Arm hat sie auf das Knie gestützt und den Kopf in die Hand gelegt; die linke Hand ruht im Sarge, wahrscheinlich hält sie die kalte Hand des kalten Kindes.

Ob sie auch weint? Ich glaube es nicht. Ihr Thränenquell ist wohl schon versiegt.

Es ist die letzte Nacht. Morgen wird das Kind für alle Ewigkeit der Erde übergeben. Wer weiß, wer weiß, ob nicht auch diesem Kinde das traurige Wort des unglücklichen Lenau gilt:

> Der Seligste von allen ist,
> Der schon als Kind die Augen schließt,
> Weß Fuß nie auf die Erde tritt,
> Wer von der warmen Mutterbrust
> Unmittelbar und unbewußt
> Dem Tode in die Arme glitt!

E. Sack.

Das Völkergemisch auf der Balkan-Halbinsel.

Von **E. Lübeck.**

Ein weites Ländergebiet liegt vor uns. Wie oft schon haben seinen Boden die Rosse wilder Kriegshorden zerstampft und wie oft schon ist er mit Blut getränkt worden! Schrecklicher als irgendwo auf Erden hat hier die Kriegsfurie gewüthet; sengend und mordend, thierisch roh hat sie ihren Zug durch die Länder genommen und Wüsteneien als Zeichen ihrer grauenvollen Bahn hinter sich zurückgelassen — ganz so wie in unseren Tagen. Zahllose Völkerwellen brandeten hier oder brausten in wildem Ungestüm über die Lande. Dem Siege des Eroberers folgte die Niederlage, der Herrschaft die Knechtschaft, dem Aufflackern der Kultur ein jähes Erlöschen, ein Versinken in die Finsterniß der Barbarei. Das ist der Gang der Dinge im Verlaufe der Jahrhunderte in trostloser Einförmigkeit.

Wir müssen den engen Rahmen der Balkan-Halbinsel erweitern und ein großes Dreieck zeichnen, welches im Norden die rauhen Karpathen, im Osten den Dniester und das Schwarze Meer, im Westen die Alpen und das Adriatische, im Süden das Mittelmeer zur Grenze hat.

In eine graue Vorzeit führen wir den Leser zurück und rufen die Völker wieder wach, welche in unserer frühesten Geschichte diese Gebiete bewohnten. Da ist im Süden die Quelle der Weltbildung, das einst so herrliche Griechenland, und im Norden, vom Aegäischen zum Adriatischen Meere reichend und die alten griechischen Freistaaten umwölbend, Epirus, das spätere Einfallsthor der Römer, und Macedonien, die Heimath Alexanders des Großen, des Weltenbezwingers, der mit griechischer Bildung die Völker sättigen und für immer an seinen Siegeswagen ketten wollte. Im Norden vom Schwarzen bis zum Adriatischen Meere, von der im peloponnesischen Kriege, zur Zeit des Perikles, soviel genannten und heiß umstrittenen griechischen Kolonie Epidamnos bis nach Byzantium, am thrazischen Bosporus, die Balkanthäler bis zur Donau hinauf und das Rhodopegebirge bevölkernd, saßen thrazische und illyrische Völkerschaften, Illyrier, Albaner, Päonier, Dardanier u. a., alles indogermanische Stämme. Es ist die Stätte des heutigen Dalmatiens, der Herzegowina, Montenegros, Bosniens und Rumeliens. Südlich der Donau, zwischen Save und Donau, im heutigen Kroatien, Slavonien, Bosnien, Südwestungarn, Niederösterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen wohnten die tapferen Pannonier; im südlichen Donauthale, in Serbien, Bulgarien und der Dobrudscha die Mösier, und nördlich der Donau, in Rumänien, Bessarabien, Siebenbürgen, der Bukowina und einem Theile von Ungarn die Dazier und Geten.

Die Römer, durch den ersten glücklichen Krieg gegen Karthago nach der Herrschaft über das Mittelländische Meer lüstern gemacht, erprobten ihre Seemacht zum zweitenmale gegen die Illyrier, welche eine die griechische und römische Schifffahrt schwer schädigende Seeräuberei trieben. Sie legten den kühnen Piraten das Handwerk, faßten in Illyrien selbst festen Fuß und erwarben sich die Dankbarkeit der griechischen Staaten, die außer Stande waren, der illyrischen Seeräuberei zu steuern. Griechenland hatte einen Freund gewonnen, der ihm der verderblichste Feind werden sollte. Doch erst hundert Jahre später (167 v. Chr.) sehen wir

die Römer ihre Eroberungen auf der Balkan-Halbinsel fortsetzen. Im Kriege gegen Pyrrhus, den König von Epirus, der mit Hilfe der Illyrier und Mazedonier gegen die römische Ueberfluthung sich auflehnte, blieben die Römer Sieger und ihre erste That war die Zertrümmerung der „Wiege Alexanders des Großen", wie sie selbst Mazedonien nannten, das Pyrrhus Hilfe geleistet. Eine papierne Selbständigkeit wurde dem Volke verliehen. „Die Macedonier und Illyrier," so verfügte der römische Senat, „sollen frei sein, um allen Völkern zu zeigen, daß die römischen Waffen den Freien keine Knechtschaft, sondern den Knechten Freiheit brächten, daß wenn Rom mit Königen Kriege führe, der Ausgang den Römern Sieg, den Völkern Unabhängigkeit gewähre u. s. w." Die schönen Phrasen hinderten die Römer selbstverständlich nicht, Macedonien zu zerstückeln und seine Bewohner als Unterworfene herrisch zu behandeln. Ein furchtbares Schicksal ereilte Epirus; es wurde einer systematischen, wahrhaft raffinirten Plünderung preisgegeben. Alles Gold und Silber mußte von den Bewohnern von etwa siebenzig Städten auf die öffentlichen Plätze gebracht werden. Hierauf erhielten die Soldaten das Zeichen der Plünderung der übrigen Güter. Alsdann wurden die Mauern niedergerissen und hundertundfünfzigtausend Bürger in die Sklaverei geschleppt. Auch im freien Macedonien war eine ungeheure Beute den Eroberern in die Hände gefallen. Noch nie zuvor hatte Rom einen solchen Reichthum gesehen, wie die Sieger ihn heimbrachten. Die unterjochten Völker besaßen eine hohe Kultur, und um sie zu veranschaulichen genügt ein Blick auf das dreitägige Fest, welches zu Ehren der Sieger in pomphaftester Weise in Rom veranstaltet wurde. Der Beutezug, der in Rom eingeführt wurde, war ein ungeheurer; jeder der drei Festtage brachte einen Theil davon. Der erste reichte kaum hin, um den Raub an griechischen Kunstwerken aller Art, Skulpturen, Gemälden, Bildsäulen u. s. w. durch die Straßen der Stadt zu führen. Die Kunstschätze prangten auf zweihundertundfunfzig Wagen. Der zweite Tag brachte die Waffenbeute; die Waffen und Rüstungen, Helme, Schilde, Harnische, Köcher, Pferdegeschirr und Rüstzeug, Schwerter und Lanzen. Dreitausend Männer folgten diesen Wagen; sie trugen in siebenhundertundfunfzig offenen Gefäßen das gemünzte Silber. Nach ihnen kam ein neuer endlos langer Zug mit dem verarbeiteten Silber, mit kostbaren Tischgeräthen, herrlich gearbeiteten Bechern, Kannen und Schalen. Am dritten Tage erfolgte der Einzug des Aemilius, des Siegers über die Völker jenseits des Adriatischen Meeres, und bei dieser Gelegenheit wurde in langem Zuge das erbeutete Gold den berauschten Römern vorgeführt.

Diese Beute, die noch durch das Resultat der allgemeinen Plünderung zu ergänzen wäre, deutet auf eine hohe Kultur. Und nun blicke man auf die heutige armselige, meist auf tiefer Kulturstufe stehende Bevölkerung jener einst so reichen Gebiete.

Welche schrecklichen Früchte aber sollten für Rom aus diesem Raube erwachsen! Der unheilige Hunger nach Gold und Reichthum erwachte mit unersättlicher Mächtigkeit, und jene Schwelgerei und Sittenverderbniß brach herein, die lawinenartig anschwellend, Rom dermaleinst den Untergang bereiten sollte.

Die Eroberung Illyriens war für die Römer stets eine sehr fragliche gewesen. Galten sie auch als Herren des Landes, so besaßen sie in Wirklichkeit doch nur den schmalen adriatischen Küstensaum vom Drilon bis nach Istrien hin. Mit dem Jahre 35 vor Christus begannen die Römer unter Octavian in's Innere des Landes zu dringen, sie bekriegten die Stämme im heutigen Dalmatien, Bosnien und Kroatien, drangen in das Land der Pannonier ein, schlugen sie im Norden der Kulpa und Save und nahmen ihre, für weitere Eroberungen trefflich gelegene Hauptstadt Siscia (Sissek) am Zusammenfluß von Save und Kulpa ein. Durch eine starke Truppenmacht, die sie in der eroberten Wüste unterhielten, verhinderten sie die Sammlung und Verbindung der pannonischen Stämme untereinander. Von Siscia aus legten sie, um die von den Stämmen der Mösier beherrschte untere Donau zu erreichen, Befestigungen an, die ihnen zum Stützpunkte neuer Eroberungen in dieser Richtung dienen sollten, bis sie endlich auch die Donau selbst erreichten. Ein Jahr später war die illyrisch-dalmatiche Provinz beruhigt, beziehentlich gehörig okkupirt. In dem thracischen Gebiete, südlich vom Balkan und östlich vom Rhodopegebirge, vom Schwarzen bis zum Aegäischen Meere hatten die Römer schon von Macedonien und dem Hellespont aus die Oberherrschaft gewonnen, jedoch erst im Jahre 29 vor Christus, nachdem das Volk der Bastarner, das vom Norden kommend, neue Wohnsitze suchte, zurückgeschlagen worden war, gelang es, die Mösier zu unterwerfen. Die Donau selbst wurde mit starken Grenzfestungen gegen die nordischen Völker in Vertheidigungszustand versetzt. Die römischen Eroberungen blieben indeß lange Zeit höchst unsicher, da die unterworfenen Völker, voll unbändigen Freiheitssinns, gegen das römische Joch rastlos ankämpften. Besonders waren es die Pannonier, die gegen die Römer heldenmüthige Kämpfe führten. Ihr Schlachtruf rief auch die anderen unterdrückten germanischen Stämme unter die Waffen und etwa dreißig Jahre gebrauchten die Römer, bis es ihnen gelang, in Pannonien eine Provinzialorganisation durchzuführen; möglich war dies aber auch erst dann, als der größte Theil der Pannonier nach Ungarn übersiedelt war. Alle Versuche der Römer, sich im Norden der unteren Donau festzusetzen, scheiterten jedoch an der Wachsamkeit und Tapferkeit der jenseitigen Völker, der Dazier und Geten, welche alle Angriffe energisch zurückwiesen und den Römern für lange Zeit die Lust zur Fortsetzung der nordischen Eroberungen verleideten. Ueber hundert Jahre noch behaupteten sich diese Völker in ihren Wohnsitzen, und der nach kriegerischen Lorbeeren lüsterne Domitian gerieth ihnen gegenüber in eine solche Bedrängniß, daß er unter schimpflichen Bedingungen von ihnen, beziehentlich von ihrem Oberkönig Decebalus sich den Frieden erkaufen mußte. Rom wurde dadurch zu einem jährlichen Tribut an die tapferen Barbaren verpflichtet. Trajan war glücklicher. Im Jahre 101 nach Christus gelang es ihm, tief in das Herz des Landes zu dringen und im Frieden (103 n. Chr.) das eiserne Thor, unfern der Hauptstadt Sarmisegethusa (im heutigen Siebenbürgen) für Rom zu behaupten. Die Dazier aber gaben an Freiheitssinn ihren Stammverwandten, südlich von der Donau, nichts nach. Kaum hatte der Krieg seinen Abschluß gefunden, so erhoben sich die Besiegten schon wieder, um die römische Gewaltherrschaft abzuschütteln. Ein neuer furchtbarer Krieg entbrannte, mit Hingebung kämpften die Aufständischen für ihre Unabhängigkeit, der Kriegskunst der Römer aber waren sie nicht gewachsen. Im Jahre 104 baute Trajan die berühmte steinerne Donaubrücke; den Rücken gedeckt, schlug er die Dazier und brachte ihnen in dem Vernichtungskampfe so schwere Verluste bei, daß ihr König sich selbst den Tod gab, da er die Sache seines Volkes verloren sah. — Dazien wurde nun gleichfalls römische Provinz. Als ihre Grenzen bezeichnet Ptolemäus die Theis, den oberen Dniester, den Pruth und die Donau, ein Rahmen, der einen Theil des heutigen Galiziens, die Bukowina, die Moldau, die Walachei beziehentlich Rumänien, Siebenbürgen, das Banat und das östliche Ungarn umschließt.

Etwa 160 Jahre behaupteten die Römer sich in Dazien, dann erlag ihre Herrschaft den Völkerstämmen, die von Asien hereinbrachen.

Zahllose römische Ansiedler waren in die eroberten Provinzen gekommen, die dem unterworfenen Volke in erster Reihe eine entwickelte Schriftsprache mitbrachten. Als Dazien in die Hände der Römer fiel, besaßen die anderen Provinzen schon eine ziemlich große Bekanntschaft der römischen Sprache; freilich war das Römische, das hier gesprochen wurde, nicht die reine Sprache Roms. Wie es in Spanien iberische, in der Provence und Gallien keltische, so nahm es hier Bestandtheile der ursprünglichen Volkssprache auf. Immerhin aber verlieh die fremde Sprache den Völkern eine gewisse römische Färbung. Zweifelhaft bleibt, ob in der Zeit der römischen Herrschaft die römische Sprache überall und namentlich in den unzugänglichen Gebirgen Eingang fand, wohin die letzten Reste der Aufständischen sich geflüchtet und lange Zeiträume hindurch behauptet hatten. Dort, wo die römische Sprache und Bildung der griechischen begegnete, war ihr eine unüberschreitbare Grenze gezogen. Das Griechische war dem Römischen überlegen und in allen unbeeinflußten Sprachkämpfen behielt das erstere den Sieg. — Eine ähnliche Sprachentwicklung zeigte sich in Oberitalien, Rätien, Gallien, Britannien, Spanien. Keine der ursprünglichen Sprachen aber vermochte man gänzlich zu unterdrücken. In Hochschottland, in Irland, in Wales und in der Bretagne lebt heute noch das Keltische, in den baskischen Landschaften noch das Iberische, in Albanien noch das Illyrische. Ueberall aber sind es Verstecke, Schlupfwinkel, in denen diese Sprachfragmente sich zeigen und ihre Erhaltung wird wohl vornehmlich dem Umstande verdankt, daß die versprengten Reste der Urbevölkerung weder Bedürfniß, noch Neigung empfanden, die herrschende Sprache kennen zu lernen. (Fortsetzung folgt.)

Die Rose.

Von allen Völkern des Erdenrundes wurde die Rose zu allen Zeiten als Königin der Blumen gefeiert. Die indischen Vedas, die ältesten Bücher der Menschheit, erzählen von einer Rosengöttin, Namens Marigammai. Auf den assyrischen Bildsteintafeln, welche uns Kunde vom Morgengrauen der Intelligenz geben, paradirt die Rose neben der Tulpe. Zur Behauptung, daß die Rose auch bei dem Götterkultus der Aegyptier eine Rolle spielte, liefert eine von dem französischen Aegyptologen Champollion entzifferte Hieroglyphenschrift den Beweis, welche besagt, daß König Amasis im Tempel zu On an Stelle der Menschenopfer Blumenspenden setzte und statt mit rauchendem Blute mit duftenden Rosen der Götter Zorn zu sühnen beschloß. Bei Griechen und Römern waren die Rosenwälder Thrakiens, welche heute noch am südlichen Abhang des Balkans in Rumelien gepflegt werden, und deren Ertrag das köstliche Rosenöl für den gesammten Orient liefert, schon vierhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung bekannt. Am Rosalitafeld, einer Hochebene am Fuße des 7370 Fuß hohen Maragedück, der, einem Riesenaltar ähnlich, in zwei Hauptthälern des thrakischen Rosenkultes wurzelt, wurden die Mysterien der Rosalien (Waldjungfrauen) gefeiert. Dorthin versetzte auch der römische Dichter Virgil den sagenhaften Sitz des thrakischen Meistersängers Orpheus, „bei dessen Leierklang die Felsen des Ismarus (Maragedük) von Sehnen und süßem Verlangen erbebten; die wilden Thiere verließen ihre Verstecke und legten sich verständnißvoll zu den Füßen des Sängers, der den Verlust seines Weibes Eurydike betrauerte, und Rosen umrankten süß duftend seinen Felsensitz.“ In den Werken des griechischen Philosophen Plato, z. B. in seinem „Symposion“ (Gastmahl), wird an vielen Stellen von rosenbekränzten Bechern gesprochen. Eine erdrückende Ovation bereitete bekanntlich der römische Kaiser Caligula, scheußlichen Andenkens, seinem kriechenden Senate dadurch, daß er während eines Gastmahls von einer Galerie die Väter der Stadt Rom solange mit Rosen bewerfen ließ, bis sie darunter erstickten. Das Christenthum nahm ebenfalls die Rose, deren Prachtexemplare von Jericho schon der Psalmist David besungen hatte, in seine Liturgie auf. In der lauretanischen Litanei, einer langathmigen Aufzählung von Marias Eigenschaften, stolzirt die Rose in allen möglichen Versionen. Auch die den Bekennern des Buddhismus entlehnte Rechenmaschine der abgehaspelten Gebete heißt Rosenkranz, weil die einzelnen Glieder des Rosenkranzes ursprünglich aus Rosenholz geschnitzt waren. Der Islam, die Lehre des Propheten Mohamed, nahm die Blumen, und darunter hauptsächlich die Rose, in ganz besondere Obhut. Im Arabischen, der Schriftsprache des Koran, heißt Gül rosig und ist gleichbedeutend mit hold. Deshalb verlegten die mohamedanischen Dichter iranischen Stammes Hafis, Firdusi und Saadi das biblische Paradies, den Wohnsitz des ersten Menschenpaares, nach Güllistan, dem Rosenland. Auch im Selam, der orientalischen Blumensprache, führt die Rose das große Wort. Auf den nach sarazenischem Muster seit den Kreuzzügen in Europa eingeführten Wappenschildern machte die Rose mit der Lilie den heraldischen Ungeheuern, wie z. B. dem zweiköpfigen Adler, dem doppeltgeschwänzten Löwen, dem mythischen Greif und Einhorn, starke Konkurrenz. Der blutigste Zeitabschnitt der englischen Geschichte, den Shakespeares Genius in den sogenannten Königsdramen poetisch verklärte, heißt der Kampf der weißen und der rothen Rose. Die Rose und die Nachtigall war den Minnehöfen des Mittelalters in der Provence (mittägliches Frankreich) ein unentbehrliches Requisit. Der fahrende Sänger Amadis de Gaula, der romanische Tannhäuser, schrieb einen Folianten voll von Rosenmadrigals. Der erste Preis bei dem Sänger-Wettkampf in Toulouse (Departement Langue d'oc) bestand in einer goldenen Rose, welche sinnige Auszeichnung Papst Pius der Neunte nachahmte, als er der „vielgeliebten“ Königin von Spanien, Isabella, die goldene Tugendrose verlieh. Auch die neueren und neuesten Lyriker ermangelten nicht, der Rose ihre mehr und weniger überschwängliche Huldigung darzubringen. Hier ein artiges Pröbchen von Edmund Dorer, „Rosenromantik“ betitelt:

> Die Rose ruht, von ihrer Knospenhülle
> Umfangen wie von einem schweren Traum;
> Vergebens strömt um sie des Lichtes Fülle —
> Sie ist versenkt in sich und achtet's kaum.
>
> Wohl löste gerne ihr das grüne Mieder
> Der Frühlingshauch, der warm und leicht beschwingt
> Mit Blüthen koset, während seine Lieder
> Von Liebeslust der Chor des Waldes singt.
>
> Sie achtet nicht, wie's glänzt und glüht; wie's flüstert
> Und singt und klingt, wie's schmeichelt, hört sie nicht —
> Da wird der Tag von Wolkennacht umdüstert,
> Am Himmel herrscht der Blitz statt mildem Licht.
>
> Es flammt die Luft, die wilden Donner schallen —
> Die Rose wacht erschrocken auf, sie blüht!
> Der spröden Schönheit Schleier ist gefallen;
> Das that der Blitz, der ihren Kelch umsprüht.

Nach der dithyrambischen Begeisterung wollen wir mit dem praktischen Werth der Rosen schließen. Die Weltausstellung des Jahres 1878 zu Paris hat unter anderm auch über einzelne Kultur- und Erwerbszweige in Frankreich näheren Aufschluß gegeben, die im Auslande bisher ziemlich unbekannt geblieben oder doch nur wenig gewürdigt worden sind. Dahin gehört der Anbau der Rosen zu Parfümeriezwecken in der Provence. Der Mittelpunkt dieses nicht unwichtigen Betriebszweiges ist die Stadt Grasse; außerdem wird in der Umgegend von Cannes und an anderen Orten des Departements der Seealpen die Rosenzucht ebenfalls im großen betrieben. Sie verlangt einen vorzüglichen Boden, viele Arbeit und Pflege, gewährt hingegen einen bedeutenden Reinertrag. Auf den Hektar werden circa 30000 Rosenstöcke gepflanzt, meist Centifolien mit dunkelrothen Blüthen, oder die Vierjahreszeitenrose und die Provencerose. Dieselben werden zu buschigen Bäumchen in der Höhe von 1 bis 1,30 Meter gezogen. Der Dünger, den sie erhalten, ist eigenthümlicherweise höchst wohlriechend — er besteht aus den Rückständen der Destillation von Orangenblüthen, Jasmin, Geranien 2c. (welche dort bekanntlich fabrikmäßig betrieben wird) untermischt mit Oliventrebern u. dgl. Die Ernte der Rosen erfolgt im Mai, und werden nur Mädchen dazu genommen; das Pflücken muß in den frühesten Tagesstunden erfolgen. Im ersten Jahre gibt die Pflanzung geringen Ertrag; vom zweiten ab rechnet man 200 Gramm Blüthen per Stock, demnach vom Hektar 6000 Kilo. Diese Ertragsfähigkeit dauert durchschnittlich zwölf Jahre; alsdann wird eine Neuanlage des Rosenfeldes nothwendig. Die Rentabilität dieser poetischen Kultur ist eine prosaisch sehr bedeutende; der Hektar hat in dortiger Gegend einen Werth von 10000 Francs und verwerthet dies Kapital, nach Abzug aller Unkosten, während zwölfjähriger Dauer mit durchschnittlich 24 Perzent Reinertrag. Verarbeitet werden die Rosen vorzugsweise auf Rosenessenz, ein konzentrirtes Rosenwasser, welches durch Destillation gewonnen wird. Es treten davon verschiedene Qualitäten in den Handel; diejenige der höchsten Gradhältigkeit wird mit 1800 bis 2000 Francs das Kilogramm bezahlt. Die Fabriken des Departements Alpes Maritimes verarbeiten jährlich etwa 6000 metrische Centner Rosenblätter. Die Witterung des Frühlings ist entscheidend für den Rosenertrag; im Jahre 1876 war derselbe gleich Null, weil die Provence, wie ganz Südeuropa, von Spätfrösten heimgesucht wurde. Im Jahre 1878 hat die milde und feuchte Temperatur des Vorfrühlings eine Rosenernte hervorgebracht, wie nicht seit Menschengedenken. Dr. M. T.

Das Verlustkonto des Jahres 1878. Das Jahr 1878 war wie mit dem bösen Blick behaftet geboren worden und tafelte von Blut und von Schrecken. Jedes Element forderte seine Hekatomben. Wo das Meer verschonte, verschlang die Flamme; was dieser entging, begrub irgend eine Katastrophe in den Eingeweiden der Erde, oder die fächelnde Luft wehte den heißen lähmenden Athem der Seuchen von den Schlachtfeldern einher. Der hohlängige Hunger machte aus den gesegneten nordwestlichen Fluren Hindostans und den angrenzenden chinesischen Distrikten eine Wüstenei. Ungezählte Menschenleben hat die europäische Sphinx, orientalische Frage genannt, zwischen der Bosna und dem Araxes verschlungen. Wieviele schlafen gegangen im Seetang der Tiefe, fremd einander im Leben, Arm in Arm verschränkt im Tode und im Versinken in die ewig trübe Meeresdämmerung — wer wollte das zählen! Der Untergang des „Kurfürst“ und der „Pommerania“ an derselben verhängnißvollen Stelle im Handbereiche der englischen Küste, die Niederbohrung der „Alice“ auf der Themse, im Weichbild von London — welch' ein qualvolles Ringen und Hoffen und Sterben! Mitten in Ungarn, in der Bergstadt Mißkolz sprengte ein Wildbach alle Bande, welche die Menschenhand zur Abwehr errichtet und vernichtete in einer Nacht Leben und Habe der Anwohner. Im Anblicke solchen Jammers beschleichen das Menschengemüth die Schauer vor der erhabenen Gleichgiltigkeit einer durch Aeonen fort und fort gebärenden und zerstörenden Schöpfung, die so ungerührt bleibt vom Todeskampfe eines zerstäubenden Sonnensystems, wie wir selber vom Schmerz des Wurmes, den ungesehen unsere Sohle zertritt.

Der Kulturhistoriker W. H. Riehl in München gibt in der Vorrede zu dem neuesten „Historischen Taschenbuch“ dem scheidenden Jahre folgende Signatur: „Es brachte die dunkelste europäische Frage, die orientalische, zu einem Abschlusse, der aber doch vielmehr ein Anfang für neue dunkle Fragen bildet. Es war ein Stufenjahr in der Weltgeschichte, bot jeder Nation ein Anderes. Es war den Russen ein Jahr des Sieges und der Enttäuschung, den Türken ein Jahr des Ruins, den Engländern ein Jahr der Ueberraschung, den Deutschen und Italienern ein Jahr des Schmerzes und der Besorgniß, den Franzosen ein Jubeljahr, — und die Oesterreicher stellen vielleicht einfach ein großes Fragezeichen neben dieses Jahr.“

Notiren wir im Verlustkonto des „Stufenjahres“ wen von irgend einer Bedeutung die Sense des Würgengels aus dem Lebensbuche gestrichen hat. Den Reigen der Schatten am dunkeln Gestade des Styx eröffnet Viktor Emanuel, König von Italien, dann folgt Heinrich der Neunundsechzigste, Fürst von Reuß-Köstritz, und Georg der Fünfte, König von Hannover, Papst Pius der Neunte, der Vater des österreichischen Kaisers, Erzherzog Franz Karl, die jugendliche Königin von Spanien, Mercedes, mit ihrer Großtante Christine, Herzog Karl von Schleswig-Glücksburg und den Schluß bildet die Großherzogin von Hessen-Darmstadt, Alice, mit ihrer Tochter Marie. Die Aufregung scheint den Staats- und Volksmännern den Lebensfaden nicht sonderlich zu verkürzen, denn der italienische Minister, General Lamarmora, der das diesjährige Kontingent der abgeschiedenen Politiker führt, hat ein sehr hohes Alter erreicht. Diesem folgt ein Augenzeuge der französischen Revolution, der 102 Jahre und 6 Monate altgewordene Diplomat Ludwig Stephan Mirwault, ein Freund Lafayettes, und der 84jährige Volksmann Raspail. Giovanni Battista Sella, ein italienischer Parla-

mentarier, starb mit 90 Jahren, Lord Montagu William Graham mit 71 Jahren. Auch der Polemiker mit dem Bischofsstab, Felix Dupanloup, sowie der Alterspräsident des deutschen Reichstages Silvius von Frankenburg-Ludwigsburg, der Franzose Garnier Pagès, der Schweizer James Fazy, sowie der preußische Minister außer Dienst Gustav von Bonin sind hochbetagt gestorben.

Die Reihen der Denker und Dichter hat Gevatter Tod grausam gelichtet. Auch hier macht ein Italiener, der berühmte Architekt Mengoni, den Anfang. Diesem folgen in chronologischer Ordnung der Physiolog Ernst Heinrich Weber, der Erforscher Central-Asiens Montgomerie, der Aegyptologe Joseph Banomi, der Erfinder der Wärmetheorie Robert Mayer, der Schriftsteller Graf Baudissin, der hallesche Professor Heinrich Leo, bekannt durch seine „geflügelten" Grobheiten, der Antagonist des Nikolaus Kopernikus Pastor Knack, Wiens berühmtester Mediziner Rokitanski, Ungarns Historiograph Bischof Harvath, Georg Packs-Bidder, der Erbauer der meisten englischen Bahnen, der Geograph Petermann, Richard Griffith, der Mineralog und Erfinder des Nickel, der leipziger Romanist Hänel, der gießener Germanist Weigand, die Reiseschilderer Kohl und Gustav Rasch, der Militärschriftsteller Rüstow, der Bildhauer Fernkorn und Appollos Musensöhne, die Deutschen Georg Hiltl, Louis Schneider, Brachvogel, Gutzkow, der Russe Wiasewsky, der Engländer Henry Lewis, der Amerikaner Bayard Taylor und der Franzose August Lefranc. Die Malergilde verlor im abgelaufenen Jahre den Schweizer Krumholz, die Franzosen Jacquard und Daubigny, die Münchener Simon Quaglio und Julius Lange, den Oesterreicher Czermak und den Weimaraner Preller. Im Reiche der Töne verstummten die Komponisten Hermann Küster, Wilhelm Spayer, Franz von Holstein, Henry Potier, Methfessel, Bazin und Heinrich Proch. Von der Lebensbühne für immer abberufen wurden die Theaterdirektoren Gyo, Wirsing und Szigligeti, der renommirte Geiger Heißler, der Pianist Willmers, die Sänger Affanasiewitsch Petrow, Saviotti, die Sängerinnen Wildauer und Strauß, die Schauspielerinnen Checchi Bozzo und Elise Seebach, die Schauspieler Theodor Döring, Samuel Phelps, Karl Rettich und Charles Mathews.

Daß der „männermordende" Krieg zuweilen die Führer schont, beweist die lange Liste der in diesem Jahr heimgegangenen Generale, aus welcher wir nur die Bemerkenswerthen zitiren: General Bertrand, 67 Jahre alt, Graf Montesquieu-Fezensac, ehemaliger Adjutant Napoleons des Ersten, 90 Jahre alt, Baron von der Goltz, preußischer General der Kavallerie, 79 Jahre alt, Joseph Pastore, Italiens ältester General, 88 Jahre, Fürst Sergei Davidoff, russischer General, 90 Jahre, Julius von Hartmann, bayrischer General, 62 Jahre, der Besiegte von Plewna, Schilder-Schuldner, 63 Jahre, Sir Georg Back, englischer Admiral, 81 Jahre, Achmed Kaiserli, Admiral der türkischen Flotte, 84 Jahre, General Ducos, 84 Jahre, und die Generale Wassiltschikoff, Reischach und Duchi di Lauritat, alle drei über 80 Jahre. Auch die verstorbenen Kardinäle, Brossais Saint Marc, Erzbischof von Rennes und Paul Cullen, Erzbischof von Dublin, haber es über Siebzig gebracht.

Die beiden Hohenpriester des goldenen Kalbes, Raphael Erlanger und Abraham Oppenheim, beschließen den Reigen im Schattenreich.

Dr. M. T.

Die sühnende Macht der Liebe fand selbst in den Zeiten des finstersten Mittelalters eine Anerkennung, wo wir heute zarte Rücksichten ganz vergeblich suchen würden — so lauten die Eingangsworte eines Aufsatzes in Nr. 1 d. J. der „Neuen Welt", in welchem erzählt wird, wie in früheren Zeiten zum Tode verurtheilte Verbrecher straffrei gelassen wurden, wenn sich ein Mädchen fand, das sich erbot, den Todeskandidaten zu heirathen. Dieser romantische Gebrauch herrschte in Rußland bis in die neueste Zeit. Noch vor hundert Jahren, unter Catharina II., wurden weibliche, zur Knute verurtheilte Verbrecher — welche in der Regel die Exekution nicht überlebten — auf obige Weise begnadigt. Wenn nämlich die Delinquentin auf dem Karren festgebunden lag, auf dem sie ihre Strafe erleiden sollte, dann erging an die um die Verurtheilte einen Kreis bildende Strafkompagnie — wegen Diebstahl und ähnlichen Vergehen verurtheilte Soldaten — die Aufforderung: Es soll Gnade für Recht ergehen, wenn einer unter euch die Unglückliche zum Weibe nehmen will. Er wird in diesem Falle gleich nach der Trauung mit seinem Weibe in eine Strafkolonie versetzt und erhält dort einige Morgen Land, die er bebauen muß, auf zehn Jahre als freies Eigenthum. — War nun die Verbrecherin jung und hübsch oder sonst begehrenswerth, zum Beispiel von reichen Verwandten eventuell mit großem Vermögen ausgestattet, so setzte sich einer der Soldaten zu ihr auf den Karren; der Henker warf dann ein Tuch über den entblößten Nacken der Braut und das Paar wurde sofort in die Kirche geführt, wo ein Pope die Ehe einsegnete. Alsdann erfolgte die Ueberführung der beiden nach Sibirien oder irgend einer Strafkolonie.

—z—

Eine Hamletstatue, hervorgegangen aus den kunstgeübten Händen des zu Rom lebenden livländischen Bildhauers August Weizenberg, stellt unser diesmaliges Bild auf Seite 172 vor. Der Künstler, welcher auf den Kunstakademien von Petersburg, Berlin und München studirt und schon zahlreiche Werke geschaffen hat, die ihm vielfache Anerkennung erwarben, hatte dieses Meisterwerk der Bildhauerkunst in der Kunstabtheilung der pariser Weltausstellung ausgestellt. Dasselbe ist aus Marmor gehauen und versinnlicht in überlebensgroßer Figur den Hamlet, des größten aller dramatischen Dichter, Shakespeares, den Schädel des Hofnarren Yorik in der Hand haltend und über die Vergänglichkeit alles irdischen Wesens philosophirend. Der Ausdruck der edlen gedankenvollen Züge des in seinem empfindsamen Gemüth von furchtbaren Schicksalsschlägen tödtlich getroffenen Jünglings ist so sprechend, daß es fast scheint, als könne man ihm die Worte, welche Shakespeare ihm in den Mund gelegt hat, und von denen der Künstler einen Theil dem Sockel der Statue eingegraben, von den Lippen ablesen: „Ach, armer Yorik! — Ich kannte ihn, Horatio; ein Bursche von unendlichem Witz, von der ausgezeichnetsten Laune; er hat mich an tausendmal auf seinem Rücken getragen; und nun, wie grauenhaft ist es in meiner Einbildung! Es schnürt mir die Kehle zu. Hier hingen die Lippen, die ich geküßt, ich weiß nicht, wie oft. Wo sind nun deine Schwänke? Deine Bocksprünge? Deine Lieder? Deine Blitze von Lustigkeit, welche die Tafel in ein schallendes Gelächter zu versetzen pflegten? Und jetzt nicht einer mehr, dein eigenes Grinsen zu verspotten? Ganz eingefallen? Geh' jetzt in Myladys Zimmer und sage ihr, wenn sie auch einen Zoll dick auflege, es müsse auch mit ihr zu diesen Reigen kommen; bring' sie zum Lachen damit."

Der Todtengräber hat den Schädel des Narren beim Auswerfen eines Grabes zu Tage gebracht, der Kopf auf dem Leichenkreuz zeigt dessen Züge, — und es ist das Grab Ophelias, der Geliebten Hamlets, das da gegraben wird. Eine Welt von Schmerz und Todesgedanken stürmt auf den unglücklichen Hamlet ein — — — das darzustellen war die große und, wie sicherlich jeder wird gestehen müssen, möglichst gut gelungene Aufgabe des geistvollen Bildhauers.

A. G.

Die Abgottschlange (Boa constrictor). (Bild Seite 173.) Die Boa constrictor spielte, wie schon ihre deutsche Benennung andeutet, in der Mythologie aller Völker eine große Rolle. In der mosaischen Schöpfungslegende wird der Schlange bekanntlich die Verführerrolle beim Sündenfall des ersten Menschenpaares zugetheilt. Die Midgardschlange paradirte in der nordischen Mythe als Vernichtungswerkzeug des Himmels und bei den Indern hat es die Schlange sogar bis zur „Göttlichkeit" gebracht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Alten unter ihren Drachen unsere heutigun Riesenschlangen verstanden. Die auffallende Größe dieser Thiere, ihre bedeutende Stärke und die allgemeine Furcht vor den Schlangen insgemein lassen die Uebertreibungen, deren sich unsere Voreltern schuldig machten, sehr begreiflich erscheinen. Die sogenannten Aftersporen der Riesenschlangen, welche wir gegenwärtig als Fußstummel deuten, wurden von den Alten übersehen, dafür aber den in ihren Augen scheußlichen Geschöpfen eigenthümliche Füße und wunderbare Flügel angedichtet. Im Mittelalter, dem goldenen Zeitalter des Aberglaubens, begabte die Phantasie die Drachen noch reichlicher; aus den unverständlichen Märchensagen der Morgenländer erwuchsen nach und nach Gestalten, für welche man vergeblich Urbilder sucht, weil die Kunde von den Riesenschlangen wenigstens fast verloren gegangen war. Heutzutage hat nur der Unkundige Furcht vor den Riesenschlangen. In Brasilien weiß jedes Kind, daß sie dem „Herrn der Erde", dem Menschen, die schuldige Hochachtung regelmäßig bethätigen, das heißt sich bei seinem Erscheinen so eilig als möglich aus dem Staube machen. Man stellt ihnen eifrig nach, weil man Fleisch, Fett und Fell auf mancherlei Weise benutzt. Ersteres wird allerdings nur von den Indianern gegessen, dem Fette aber schreibt man ziemlich allgemein heilkräftige Wirkungen zu, und die Haut bereitet man zu allerlei Zierrath. Die Jagd selbst geschieht gegenwärtig fast nur mit dem Feuergewehre. Ein nach dem Kopfe gerichteter Schrotschuß genügt vollkommen, um eine Riesenschlange zu tödten; denn im Verhältnisse zu ihrer Größe und Stärke besitzt sie eine ungleich geringere Lebensfähigkeit als andere Arten ihrer Ordnung. Neuerdings verwerthet man die Riesenschlangen übrigens besser, das heißt höher als früher, indem man sie lebend einfängt und nach Europa oder Nordamerika sendet, um wie es unser Bild zeigt, in Aquarien oder Menagerien als Schaustücke zu dienen. Die Länge der Riesenschlange ist 20—25 Fuß. Ihr Kopf ist gegen den Rumpf mehr oder weniger deutlich abgesetzt, dreieckig verlängert, eiförmig, vorn meist zugespitzt, der Rachen sehr weit gespalten, der Leib außerordentlich kräftig und muskelig. Den Kopf bekleiden bald Tafeln, bald Schuppen, den Leib kleine sechseckige Schuppen. Beide Kieferbogen tragen derbe Zähne. Das verhältnißmäßig große Auge zeigt einen länglichen Stern, dessen Bau die Schlange als Nachtthier erkennen läßt. In den sogenannten Teller zusammengerollt, liebt die Schlange sich regungslos zu sonnen. Bietet sich aber eine Beute dar, so löst sich plötzlich die Verknotung, und das gewaltige Thier stürzt sich mit Aufbietung seiner vollen Kraft auf sein Opfer, packt es mit dem kräftigen Gebiß, umwindet es, indem es mehrere Ringe seines Leibes bildet, zieht sich zusammen und erstickt es unfehlbar. Nach einigen Minuten hat auch ein starkes Thier ausgelitten; die Schlange wickelt sich bedächtig los und beginnt nunmehr das schwierige Geschäft des Verschlingens.

Alle heißen und wasserreichen Länder der alten und neuen Welt beherbergen Riesenschlangen, es ist aber nicht unmöglich, daß sie in früheren Zeiten einen größeren Verbreitungskreis als gegenwärtig hatten und somit auch die Fabeln von der lernäischen Schlange oder dem Lindwurm der Edda einen positiven Untergrund hatten. Hin-

sichtlich der Fortpflanzung der Boa constrictor weiß man nur soviel, daß einzelne Arten Eier legen, aus denen nach geraumer Zeit die Jungen lebend zur Welt kommen. An Gefangenen hat man wiederholt beobachtet, daß die Mutter sich ihrer Eier in einem gewissen Grade annimmt, sie mit ihrem Leibe bedeckt und so gewissermaßen ausbrütet. Die etwa ellenlangen und daumendicken Jungen beginnen nach dem Ausschlüpfen die Lebensweise ihrer Eltern, verbleiben aber anfänglich noch in einem gewissen Verbande, das heißt längere Zeit an einer und derselben Stelle zusammen, diese auf dem Boden der Gewässer, jene auf Felsgesimsen oder im Gezweige des Bäume. Ihr Wachsthum scheint ziemlich langsam von statten zu gehen; es läßt sich also annehmen, daß Stücke von 20—25 Fuß ein hohes Alter haben müssen. Frischgefangene Boas geberden sich allerdings ungestüm, bewegen sich heftig, sobald man sie anpackt, und bedienen sich wohl auch mit Erfolg ihres Gebisses, gewöhnen sich jedoch bald insoweit an den sie fütternden Menschen, daß sie sich, ohne Widerstand zu leisten, behandeln und mißhandeln lassen. Freilebende Boas fressen wahrscheinlich nur selbst erlegte Beute, nicht aber Aas; die Gefangenen hingegen können nach und nach dahin gebracht werden, auch solches zu verzehren.

Die Boa constrictor, welche unser Bild vorstellt, ist das Hauptanziehungsexemplar des newyorker Aquariums, weil sie am 20. Oktober 1877 unerwartet Nachkommenschaft bekommen hat. Sie war erst vor wenigen Wochen aus Brasilien eingetroffen. Die Jungen, 43 an der Zahl, wurden sofort in eine Kiste gebracht, die über einen der Heizapparate gestellt wurde. Jede der kleinen Schlangen war circa 57 Centimeter lang, von der Dicke eines Fingers, blasser gefärbt als die Alte, doch von gleicher Zeichnung. Der alten Schlange wurden drei ihrer Jungen in ihrem Käfig belassen, sie kam aber sehr schlecht ihren Erziehungspflichten nach, denn eines davon hat sie erdrückt und die zwei andern gefressen.

Die Abgottschlange ist das oberste Glied einer vielgestaltigen Kette, deren mannichfaltige Theile überall, mit Ausnahme des arktischen und antarktischen Erdgürtels, angetroffen werden und deren Schädlichkeit die Furcht und der Aberglaube der Menschen übertrieben hat.

Dr. M. T.

Der schwindelhafte Blumenhandel in Holland, diese tolle Liebhaberei, hat zwar lange nachgelassen, obgleich die Preise gewisser Arten noch hoch genug sein mögen. Am stärksten war dieser Schwindel im Winter von 1836 zu 1837. Eine Chronik gewährt einen Einblick in die damaligen Preise der Lebensmittel in Holland, und man wird es nicht mehr unglaublich finden, daß ein von seinem Rheder mit einem kleinen Frühstück bewirtheter, biederer Schiffer ein ganzes Vermögen verschlang, als er einige auf dem Tische liegende Knollen im guten Glauben, es wären gewöhnliche Zwiebeln, zu seinem Häring verzehrte. Denn im Jahre 1836 konnte man in Holland folgendes um den Werth einer Blume kaufen:

2 Last Weizen	448	Gulden,
4 Last Roggen	558	„
4 fette Ochsen	480	„
8 fette Schweine	240	„
12 fette Schafe	120	„
2 Oxhoft Wein	70	„
4 Tonnen Bier	32	„
2 Tonnen Butter	192	„
1000 Pfund Käse	120	„
1 Bett mit Zubehör	100	„
1 Anzug	80	„
1 silberner Becher	60	„
	2500	Gulden.
Ferner noch ein Schiff, um diese Waaren fortzuführen, Werth	500	„
In Summa	3000	Gulden.

Aber um 3000 Gulden war die beste Tulpe noch lange nicht feil, denn die allertheuerste wurde damals zu Alkmaar für 5200 Gulden verkauft (der Wahrheit die Ehre: sie hatte allerdings noch ein kleines Nebenzwiebelchen, ein „Affetseltjen“).

Dr. B.-R.

Der Meerschaum enthält als Bestandtheile: Magnesia, Kieselsäure, Kohlensäure und Wasser, ist somit Magnesiasilicathydrat — auch ein aus Kieselerde, Talkerde, Kalkerde, Eisenoxydul, Kohlensäure und Wasser bestehendes Mineral wird Meerschaum genannt. Ruhla in Thüringen ist der Mittelpunkt der deutschen Pfeifenindustrie. Dortselbst (und in den angrenzenden Dörfern) werden durchschnittlich jährlich gefertigt: 540,000 Stück echte Meerschaumköpfe, 5,400,000 Stück unechte Meerschaumköpfe, 9,600,000 Stück beschlagene Porzellanpfeifenköpfe, 4,800,000 Stück lackirte, polirte und beschlagene Holzpfeifenköpfe, 2,700,000 Stück Thon- und Lavapfeifenköpfe, 15,000,000 Stück Pfeifenrohre von den verschiedensten Größen, Formen und Holzarten, 27,600,000 Stück messingene, neusilberne und silberne Pfeifenbeschläge von den verschiedensten Formen, 1,650,000 Dutzend Schläuche, Ketten und Schnuren mit und ohne Quasten, 12,000 Dutzend Etuis für Meerschaum-Tabakspfeifenköpfe, Cigarrenspitzen ꝛc., 800,000 Dutzend Stück Spitzen für Tabakspfeifen, sowie zusammengesetzte Cigarrenspitzen von Bernstein, Horn, Holz, Cocusnuß, 15,000,000 Stück völlig zusammengesetzte Tabakspfeifen mit Köpfen, Rohren, Beschlägen, Schläuchen, Spitzen ꝛc. — Der Gesammtexport der ruhlaer Pfeifenwaaren beträgt im Jahre circa 6 millionen Mark.

—z—

Milch als Krankheitsursache. Mehreren hervorragenden Aerzten und Hygienikern in England (wie Dr. Ballard, Dr. Murchison, Dr. Russel ꝛc.) soll es gelungen sein, mehrere Lokalepidemien von Scharlach, Typhus und Diphtheritis (Rachenbräune) mit mathematischer Genauigkeit auf die Milchversorgung als Krankheitsursache zurückzuführen. Dr. Ballard hat das Verdienst, zuerst den Nachweis geliefert zu haben, daß typhöses und enterisches (die Eingeweide betreffendes) Fieber durch die Milch als Träger der Krankheitskeime übertragen werden können. Im Jahre 1870 lieferte er als ärztlicher Gesundheitsbeamter von Islington den Nachweis, daß eine Epidemie enterischen Fiebers, welche in zehn Wochen 175 Personen aus 70 Familien ergriffen hatte, genau mit der Benutzung von Milch aus einer bestimmten Milchwirthschaft zusammenfiel, in welcher vorher enterisches Fieber geherrscht hatte und wo die infizirten Auswurfstoffe zu einem unterirdischen Wasserbehälter gelangen konnten. 1872 und 1873 lieferte Dr. Ballard abermals an verschiedenen Orten den Nachweis des Zusammenhangs zwischen Fieberepidemien und Michversorgung, und seitdem haben sich diese Beispiele sehr vermehrt.

Das Argali, nach Einigen das Stammthier unseres Hausschafes, ist in den centralasiatischen Hochländern heimisch, wo es in Gesellschaften von 5—15 Stück die steilsten, felsigsten Bergabhänge bewohnt. Ganz der Natur unseres Hausschafes entgegengesetzt, gehört das Argali zu den wildesten und am schwersten zu erjagenden Thieren, sodaß es den mit der Handhabung der Feuerwaffen nicht vertrauten Mongolen niemals gelingt, ein Thier zu erjagen, ja sie machen erst garnicht den Versuch, das Argali zu überlisten. Hierdurch sind diese Thiere in den südmongolischen Grenzgebirgen so zutraulich geworden, daß sie sich unter die Viehheerden mischen und mit ihnen gemeinsam die Weideplätze besuchen, ohne jedoch die Vorsicht zu vergessen und beim Nahen des Menschen sofort den unwegsamen Bergen zuzueilen.

R. Sch.

Der Trauring. „Daß die Braut vom Bräutigam einen Ring erhält, ist theils ein Zeichen der gegenseitigen Treue, theils und besonders geschieht es, damit durch solches Pfand ihre Herzen verbunden werden. Deshalb wird der Ring auch an den vierten Finger gesteckt, weil nach der Sage an diesem Finger uns eine Ader bis zum Herzen gehen soll.“ Die vorstehende Notiz über die Bedeutung des Trauringes befindet sich im Corpus juris canonici VII. 30. quest. 5. Ursprünglich ist aber die Bestimmung des Brautringes die eines Petschaftes gewesen; der Bräutigam gab der Braut einen Ring als Zeichen, daß die Verbindung unlöslich, so gut als untersiegelt sei. Ringe zu wechseln ist erst in späterer Zeit Sitte geworden.

—z—

Ein Kirchengebet, welches bis zum 1. Mai 1778 in Böhmen verlesen wurde, lautete: „Laßt uns beten, daß uns Gott bei der klaren katholischen Lehre wolle erhalten, auch erbarme dich unser, hochgelobte Jungfrau Maria. O, behüte uns für den Erbfeind, derer Teufel, der Schweden, und für den großen Brandenburger Höllenhunden, und für den verteufelten Wasserhunden der Holländer, und für den hungrigen Bettelfürsten, daß sie uns nicht schaden und unsern katholischen Glauben nicht rauben. Amen!“

—z—

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 16. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Stefan blieb all' diesen Anschuldigungen gegenüber ganz ruhig. „Ihr wißt es wohl, Vater, daß ich nicht so albern bin."

„Aber schaust darnach aus."

„Ich bin nicht der einzige im Ort, der sich zuweilen städtisch kleidet."

„Freilich nicht, es gibt solcher Zierbengel mehrere, die den Bauernstand und die gute, alte Art verachten, aber das sind die Vagabunden, das sind die lumpigen Habenichtse!" Er machte eine verächtliche Geberde.

„Glaubt Ihr, die Tracht allein mache den ächten Bauern?" fragte Stefan.

„Bei uns hängt eins am andern, du Maulaff'! Die Tracht und die Sitte und die Sprach'. Wer an dem einen ändert, ändert alles. Du, du bist mir das lebendige Beispiel dafür. Du gehst und bewegst dich, ißt und trinkst nicht, du red'st nicht mehr wie unsereiner, du drechselst deine Reden und setzt so schön geschniegelte Worte, daß es eine Schand' ist; und der Sinn erst, du denkst auch nicht, wie unsereiner; no, das ist übrigens schon lang' so, aber was willst damit erreichen, wohin soll das führen? Meinst du, daß, wenn'st so fortthust, daß ein' ordentliche Bauerndirn' dich mögen wird? Meinst, daß ein ächter und rechter Bauer, einer, der was bedeuten thät, dir sein' Tochter geben wird? Niemals! Du wirst müssen andere Saiten aufziehen, du wirst dich kurios ändern müssen, sonst können wir dich nimmer als einen unsrigen betrachten, und du gehörst dann nicht mehr zu uns."

„Ich weiß das, Vater, darum will ich fort.

„So, wohin denn? Hast g'hört, daß wir Krieg haben werden, willst unter die Soldaten, sticht dir die weiße Uniform in die Augen? No, das ist schon recht, das paßt für dich, eine Weil' wenigstens." Und der Alte, an die Worte des Gutsherrn sich erinnernd, nickte mit einem boshaften Zwinkern seiner Augen, wie beistimmend. „Meinetwegen, ich hab' nichts dagegen, wenn du durchaus Kommisbrod fressen willst."

„Ich will nicht Soldat werden."

„Nicht? Kreuzteufel, was willst denn? Hast Angst? Bist also ein Hasenfuß, bist ein miserabler Tropf!?"

„Ich möchte wohl mein Blut hingeben, aber es müßte für eine gute Sache sein, ich möchte kämpfen, aber für meine Ueberzeugungen."

„Für was?!" schrie der Alte wüthend. „Du kämpfst für deinen Herrn und Kaiser, du Kerl, wie alle anderen, verstanden? Für dich gibt's nichts Besonderes, sie werden dir das mit Stockschlägen schon klar machen, warte nur!"

„Ihr würdet also nicht dasselbe für mich thun, was Ihr für meinen Bruder gethan habt?"

„Dich loskaufen? Nein, ich thu's nicht, ich nicht!" Er hielt plötzlich inne und fügte ruhiger und seinen Mund zu einem Grinsen verziehend, hinzu: „'s ist auch nicht nothwendig, daß ich's thu', da es eine andere thun will."

Stefan sah fragend auf den Vater, aber jetzt trat sein Bruder Lorenz, der Hofbauer, mit seinem Weib herzu. Lorenz war ebenfalls ein hoher, kräftiger Mann mit derben, aber hübschen und regelmäßigen Zügen, die man grade bei den Gebirgsbauern sehr häufig findet. Er war, wie der Alte, in Bauerntracht, und auch sein Weib hatte noch all' das Altherkömmliche in der Tracht der reichen oberösterreichischen Bäuerin aufzuweisen: die kostbare Goldhaube, die kein geringes Gewicht hatte, um den Hals die vielfach gewundenen Perlenschnüre mit einem großen, goldenen Schloß, die am Oberarm bauschigen und wattirten Aermel, die sehr ungraziös aussahen, den faltigen Rock und die breite, schwarzseidene Schürze. Es war ein noch junges Weib, hager und grobknochig, das durch die harte Arbeit etwas mitgenommen schien. Ihr Gesicht wäre nicht unschön gewesen, hätte es nur einen freundlicheren, zufriedeneren Ausdruck gehabt. Heute war ihre Haltung, wie überhaupt immer, wenn sie im Putz war, überaus steif und lächerlich gravitätisch. In der einen Hand hielt sie ein weißes, gestärktes Schnupftuch, ein großes Gebetbuch und einen Rosenkranz, in der andern einen ansehnlichen, rothen Regenschirm.

Beide begannen sogleich mit heftigen Schimpfworten über die Langweiligkeit loszuziehen, daß noch nicht eingespannt war, und auch der Alte bekam einige Unebenheiten zu hören, daß er dastehe und den Schlendrian mit ansehe, wo er doch wisse, was sie noch alles vor dem Kirchgange zu besorgen hätten. Der Alte nahm dies aber sehr gleichgiltig hin. Zwischen Stefan und dem Ehepaar war kein Gruß gewechselt worden. Jetzt wendete sich die Bäuerin direkt an den Alten, und Stefan mit einem leichten Nicken des Kopfes bezeichnend, fragte sie: „Habt Ihr's ihm schon g'sagt z'wegen der Vroni?"

„Ich war grad' dabei," erwiderte der Alte. Dann mit einem pfiffigen Augenzwinkern sich nach Stefan umsehend: „Höre, dir kann geholfen werden, Bub. Du brauchst nicht Soldat zu werden, und kannst dabei noch dein Glück machen."

„Ein wahres Sauglück,“ setzte Annamirl in zarter Weise hinzu.

„Nun?“ machte Stefan gespannt.

Der Alte schnalzte mit der Zunge, dann sagte er: „Die Gruberin, die Vroni, du kennst sie ja, die Witwe von dem reichen Pfaffenhansel, ein prächtiges Weibsbild, die kommt gestern aus Buchberg herüberg'fahren, um sich mit mir zu berathen. Sie ist ein resolutes Weib, aber die große Wirthschaft, jetzt hat's noch die Dampfsäge dazu gekauft, und da wachst ihr die G'schicht' über'n Kopf, und da klagt sie mir, sie könnt' auf das ganze Anwesen nimmer allein die Augen haben, sie könnt's nicht leisten, sagt sie, hat sie gesagt, und sie brauchet halt ein' tüchtigen Großknecht, ein' geschickten Menschen, und da wär'st ihr grad' der Rechte, meint sie, und ich thät' meinen, du wärst ihr überhaupt der Rechte, in jeder Hinsicht, verstehst?“ Der Alte schlug ein rohes Lachen auf. „Und kurz und gut, sie hat's scharf auf dich und sie will dich haben. Du sollst ihr deine Bedingungen sagen, hat sie g'sagt, und wenn sie dich assentiren sollten, sagt sie, so laßt sie dich erst recht nicht, hat sie g'sagt. No, Steffel, was sagst du dazu? Sie hat an dir ein' Narren g'fressen, gelt? Und 's wird nur an dir liegen, mein' ich, daß d' über's Jahr der Herr bist über die Vroni und über das ganze Anwesen dazu, und daß d' ein Großbauer bist und ein g'machter Mann.“ Der Alte lachte. „No, ich denk', der Handel lockt dich.“

Stefans blühende Wangen waren noch dunkler geworden und seine Brauen zogen sich unmuthig zusammen. „Glaubt Ihr, Vater?“ rief er in einem Ton, der nicht frei von Verachtung war. „Nun, Ihr irrt Euch, mich lockt der Handel nicht. Ich lasse mich überhaupt nicht verhandeln, ich verkaufe mich nicht mit Leib und Seele an ein lüsternes Weib.“

„Du bist ein Esel!“ schrie der Alte wüthend heraus und hierauf mit beiden Fäusten heftig hin- und hergestikulirend. „Aber ich will dir's nur sagen, wenn du das wirklich thust, und wenn du mein' Rathschlag und mein' Willen in der Sach' für nichts achtest, und wenn du wirklich dein Glück mit Füßen trittst, dann schau zu, wie du ohne mich fertig wirst im Leben, denn — dann zieh' ich meine Hand von dir, dann will ich nichts mehr von dir wissen.“

„Dir ist die Vroni vielleicht nicht gut genug,“ höhnte der Bruder. „Wir haben den Buben zu gut gefüttert, und da sticht ihn der Haber.“

„Papperlapapp!“ rief die Bäuerin beruhigend dazwischen. „Der Bub' schwätzt da, er weiß selber nicht was, er wird sich die Sach' schon noch besser überlegen. Schau Steffel, die Vroni hat mir gesagt, sie kommt heut in die Stadt zum Hochamt, sie scheut nicht den langen Weg von Buchberg nach Seekirchen, aber sie hat g'meint, wenn's anging, sollt' ich dich gleich mitbringen. Drum mach' keine Faxen,“ — sie stieß mit dem Ellnbogen in ihn hinein, — „komm gleich mit!“ Die Wagen fuhren soeben vor, es waren zwei hübschgebaute, sogenannte Steirerwagerln. Annamirl stieg ein und winkte dem jungen Schwager mit einem einladenden, fast koketten Lächeln. „Der Lorenz kutschirt, du kannst dich zu mir da herein setzen, hörst, Steffel? Ui, die Freud', die sie haben wird, die Vroni, wann sie dich nur zu sehen kriegt, paß' auf!“

„Ich kann nicht mit,“ sagte Stefan abwehrend, „ich habe beim Professor zu arbeiten.“

Der Alte, der dem Sohne den Rücken zugewendet hatte, drehte sich rasch und ergrimmt um. „Was hast? Zu arbeiten? Am Sonntag? Du arbeit'st am Sonntag?“

„Die Arbeit ist eilig und der Professor wünscht es.“

„Und der verfluchte Satanskerl der untersteht sich, dich vom Kirchgang abzuhalten, und du laßt dir das gefallen? Und du gehorchst ihm und mir nicht, mir, dein' Vater? Und du gehst nicht mit uns, — nicht? — Du bist ein Rebeller, du, du, und ich werd' dich züchtigen!“ Er riß dem Knechte die Peitsche aus der Hand und schwang sie, zum Streiche ausholend, gegen den Sohn. Stefan erblaßte sichtlich, aber er blieb unbeweglich, und er sah den Vater an, ohne mit den Wimpern zu zucken. Der hierauf geführte Schlag sauste neben ihm vorüber, er traf ihn nicht. War es Zufall gewesen, oder lag in dem Blick des Sohnes etwas, das diese kräftige Faust erlahmen ließ?

Mit einem Fluche schwang sich der Alte auf den Wagen; der Zorn machte ihn rasch und behende. „Schandbube!“ schrie er. „Komm mir nicht mehr vor die Augen! Und wenn du dein Verderben willst, so sollst du's haben; mit einem Fuß stehst so schon in der Höll', plumps ganz hinein!“ Er peitschte grimmig auf das Pferd los, das sich aufbäumte und dann in scharfem Trab mit dem leichten Wägelchen durch das Hofthor jagte, der Landstraße zu.

Lorenz trat in dem Augenblick mit einer herausfordernden Miene ganz nahe an Stefan heran. „Ich denke, wie der Vater denkt,“ sagte er kalt und schroff; „du gehörst nicht mehr zu uns, und darum wird's wohl das Beste sein, du bleibst ganz und gar bei deinem Quacksalber; das Haus wird ohnedies zu eng, und — wir vertragen uns nicht länger mit einander!“ fügte er mit einer plötzlich aufwallenden Heftigkeit hinzu.

„Lorenz!“ ermahnte Annamirl.

„Was?“ schrie er dieser zu. „Hast Angst, daß ich mit deinem Prachtburschen einmal unsanft verfahren könnt'? Ich weiß ja, daß du voll Zärtlichkeit für ihn bist, aber die Sach' muß ein End' nehmen, und wenn er Ehr' im Leib' hat, so geht er freiwillig.“

„Heute noch!“ rief Stefan in stolzer Entrüstung.

„Mir recht!“ sagte der andere. Und er stieg auf, und ebenfalls auf die Gäule einhauend, fuhr er mit seinem Weibe, das roth und verlegen im Wagen saß und das große Gebetbuch vor ihr Gesicht hielt, zum Hofthore hinaus.

Stefan blieb noch einen Augenblick, wie versunken in Bitterkeit und Empörung, dann athmete er tief auf, gleichsam als wolle er all' das, was ihm wie ein Alp die Brust beschwerte, von sich stoßen. Hierauf ging er mit raschen Schritten zum Hofthore hinaus. Es drängte ihn fort und es schien ihm, als könne er nicht schnell genug dies Haus verlassen, das ihm niemals, niemals eine Heimat gewesen. Aber er fühlte sich zu erregt, er konnte jetzt nicht arbeiten; er ging auch nicht dem Dorfe zu, wo das Haus des Professors stand, sondern nahm die entgegengesetzte Richtung nach dem Seeufer. Dort war das kleine Häuschen der Huberin; und als er nun von ferne schon die Blumen sah, die dasselbe umgaben, und mitten unter ihnen die kleine Nandl, die ihr Haar noch nicht geflochten hatte, das lang über ihre Schultern und zum Theil auch über ihr Gesicht herabfiel, und sah, wie sie so gar geschäftig, aber mit großer Anstrengung die Gießkanne schleppte, womit sie ihre Blumen begoß, da begann der finstere Ausdruck in seinem Gesicht sich zu erhellen; er lächelte.

Die Nandl sah auf; als sie ihn nun ebenfalls erblickte, ließ sie die Gießkanne fallen und lief mit einem freudigen Ausruf ihm entgegen. Sie hatte ihn fast erreicht, da blieb sie plötzlich stehen und schlug weit ausholend, wie in großer Verwunderung, die Hände zusammen. „Ah!“ machte sie in ihrem übermüthigsten Tone. „Hat der Mensch sich heute herausgestutzt! Bist ja so fein und prächtig, daß sich unsereins schier nicht traut, dich anzurühren.“

Stefan schien diese Anrede nicht zu gefallen. „Kommst du mir so?“ sagte er, wie enttäuscht. „Da geh' ich wieder.“

Nandl lachte. „Glaubst du, wenn ich dich einmal habe, daß du mir so schnell wieder auskommst?“ Sie ergriff seine Hand und hielt sie fest. „Jetzt bleibst du.“

„Das will ich, Nandl.“

„So —“

„Ich bin zu dir gekommen.“

„Zu mir?“

„Ja freilich.“

„Was willst du denn von mir?“

Stefan sah fast verblüfft aus. „Was ich will? Eigentlich nichts, und doch —“

„Meine Blumen wolltest du sehen, gelt? Du hast mir's ja längst versprochen, du willst dir sie einmal genauer ansehen, aber du bist noch nicht dazu gekommen.“ Sie hielt ihn noch immer an der Hand, und sie ging mit ihm über den schmalen Weg, den sie durch ihren Garten hindurchgeführt. An der Ecke des Hauses war eine kleine Bank, sie war gegen Osten durch einen Fliederstrauch geschützt. Stefan setzte sich hier nieder, ohne recht zu wissen, was er that. Er bedurfte einer Beruhigung, einer Ableitung von der zornigen Erregtheit, die sein Herz erfüllte; er wollte etwas Freundliches, Gutes auf sich einwirken lassen; instinktiv hatte es ihn zur Nandl getrieben, und er war sich dessen kaum bewußt geworden. Sie setzte sich zu ihm. Sie sprach von ihren Blumen. Er müsse nun doch selbst sehen, daß niemand so schöne habe, wie sie, niemand im Dorfe. Es verstünde aber auch niemand, die Blumen zu pflegen, wie sie, und niemand hätte an ihnen soviel Freude, wie sie; sie wies auf ihre Rosenbäume, die sie selbst gepfropft hatte, nach der Anweisung des Gärtners von Hohenwang, und die jetzt schon voll Knospen seien; und sie sagte, wie sie's kaum erwarten könne, bis sie aufbrächen. Stefan hörte ruhig zu, er achtete nicht sonderlich auf ihre Worte, aber der helle, frische Klang ihrer Stimme that ihm wohl. Da unterbrach sie sich mit

einemmale, legte beide Arme auf seine Knie und, den Kopf vorbeugend, sah sie ihm voll in's Gesicht.

„Was hast du?" fragte sie. „Du redest ja garnichts, und du bist so ernst; und wie finster du jetzt die Augenbrauen zusammenziehst. Du kommst von Hause, hat's wieder was gegeben?"

„Sie haben mich mißhandelt, mir die Thüre gewiesen."

„Die Rohen! Aber laß dich's nicht kümmern, es ist nicht ihr Ernst, sie wollen dich nur ärgern und demüthigen."

„Ich werde ihre Schwelle nicht mehr betreten!" fuhr Stefan heftig heraus, „was von meinem Eigenthum dort ist, das lasse ich mir holen; ich selbst kehre nie mehr zu ihnen zurück."

Die Nandl schwieg eine Weile nachdenklich still. Dann lächelte sie und sagte langsam, wie für sich: „Es ist das Beste wohl, und ich freue mich, daß es so gekommen ist."

„Du freust dich, Nandl?" rief Stefan vorwurfsvoll. „Du freust dich, daß ich von Haus und Hof gejagt bin, daß ich keinen Vater, daß ich keine Familie mehr habe, daß ich arm und verlassen bin?"

Sie nickte ein klein wenig mit dem Kopf. „Ja, Stefan. — Ich wollte dich recht arm haben, so arm und verlassen, wie ich selbst bin, und ich wollte, daß du niemand angehörtest, und daß niemand ein Recht auf dich hätte, damit ich dich allein lieb haben könnte, allein für alle; du thätest dabei nicht zu kurz kommen!" Und wieder lehnte sie sich an seine Kniee und beugte sich vor, und sah in seine Augen, und er blickte in die ihrigen, die feucht erglänzten, und in denen ein so warmes, tiefes Empfinden sich aussprach, und zugleich etwas so kindlich Reines, das ihr in diesem Augenblick einen unsagbaren Reiz verlieh.

Stefan war wie hingerissen von Rührung und Dankbarkeit, er drückte das zarte, kleine Wesen an sich und er beugte den Kopf tief zu ihr hernieder, sodaß Wange an Wange ruhte, und — er küßte sie. Es war das erstemal, seit er die Nandl kannte. Sie empfing den Kuß, ohne ihn zurückzugeben, wie erstarrend in Seligkeit; dann glitt sie langsam an ihm herunter, ihre Kniee beugten sich und ihr vorgeneigter Kopf mit dem tief über ihr Gesicht fallenden Haar berührte seine Hand. Er duldete diese demüthige Huldigung, er war selbst zu befangen in diesem Augenblick und vielleicht auch zu glücklich, um sie zu hindern. Die höher aufsteigende Sonne guckte wie neugierig über die Fliederhecke und ergoß ihren goldigen Schimmer über diese zwei jungen Menschenkinder.

Stefan fuhr wie liebkosend über das dichte Haar, er versuchte, es ihr aus dem Gesicht zu streichen und dieses selbst emporzuheben. Es ging ihm wie ein Stich durch's Herz, als er jetzt die dunkle Gluth bemerkte, die in diesem Kindergesicht aufgestiegen war. Wie ein Vorwurf durchdrang es ihn. Er war unzufrieden mit sich und ärgerlich über sie. Das Mädchen fast von sich stoßend, sprang er rasch in die Höhe. „Ich muß fort, Nandl," sagte er hastig, „der Professor erwartet mich."

Sie antwortete nichts, sie nickte nur und setzte sich wieder auf die Bank, dann schüttelte sie heftig den Kopf, daß das muthwillige Haar abermals über ihr Gesicht flog, aber sie lächelte unter dieser Hülle, ach, so glücklich und so schelmisch dabei.

Er hatte sich einige Schritte schon entfernt, dann sah er sich wieder um. Es zog ihn doch zu ihr, er wollte sich's nur nicht eingestehen. „Nandl, du solltest wieder einmal etwas lernen," ermahnte er mit einem väterlichen Ton. „Du bist schrecklich unwissend, und wenn du nicht weiter lernst, so wirst du das bischen, das ich dir beigebracht habe, auch noch vergessen."

„Lernen soll ich?" fragte die Nandl gedehnt.

„Es ist heute Sonntag, du hast Zeit, schreibe etwas ab."

„Schreiben soll ich?" kam es noch gedehnter unter diesem Schleier von Haaren hervor, der zugleich dem Herrn Lehrer das plötzlich ganz kläglich aussehende Gesicht seiner Schülerin verbarg. „Was soll ich denn schreiben?"

„Ein Sprüchlein aus deiner Fibel oder was du sonst willst."

„Wirst du es ansehn?"

„Natürlich."

„Und wenn ich's auswendig lerne, wirst du mich dann überhören?"

„Ja, wenn ich Zeit habe."

„Dann will ich's thun, Stefan."

„Leb' wohl, Nandl!" Er ging über die Straße und schritt diesmal rasch bergan, ohne sich umzusehen. Sie lehnte den Kopf nach rückwärts an die kühle Mauer und faltete, wie andächtig, die Hände. Sie sah ihm nach, bis er in einer Biegung ihr verschwunden war. Dann blickte sie nach dem Stand der Sonne, und als sie sah, daß es schon spät geworden, sprang sie behende auf. Ich bin noch nicht in Ordnung, und wenn die Alte von der Kirche nach Hause kommt und ihre Suppe nicht fertig wäre, dann möcht's was setzen. Und schreiben soll ich auch noch, — sie steckte die Unterlippe vor und rümpfte die kleine Nase. Das Schreiben, das ist mein Tod, aber er will's haben, und so thu' ich's, und wenn er meine Krakelfüße so aufmerksam mit seinen lieben Augen betrachtet, und wenn er lesen kann, was ich geschrieben hab', so freut es mich schon, und wenn er mich dann überhört und mir die Sprüchlein, weil ich sie mir nicht merken kann, zwei-, dreimal vorsagt, so hübsch, so eindringlich vorsagt, das freut mich auch. Sie war der Thür zugegangen, aber ihr Schritt verlangsamte sich unter den aufkeimenden Gedanken. Ich will aber heute grimmig schön schreiben und recht gut lernen, und dann freut er sich wieder, und wer weiß, es fällt ihm dann in seiner Freude plötzlich ein, mich wieder zu kü—. Sie wurde roth und unterbrach sich selbst mit einer abwehrenden Geberde. Ach was, ich muß jetzt flink sein, sonst gibt's Wichs. Meinetwegen! Sie kann mich heute schlagen, soviel sie will, ich glaube, ich spürt' es nicht einmal!

Sie lachte wie ein Kind muthwillig in sich hinein, trat in die Thür und zog diese hinter sich zu.

Stefan hatte an diesem Morgen eine lange Unterredung mit dem Professor. Er erzählte, was zwischen ihm und seinen Verwandten vorgefallen war, worauf der Professor ihm sofort den Antrag machte, bei ihm zu bleiben, welcher von Stefan dankbar angenommen wurde. Wüst sprach ihm hierauf von der Nothwendigkeit, noch diesen Herbst behufs seiner Studien nach Wien zu gehen. Er stimmte ebenfalls für den Verkauf der Sägemühle und der Grundstücke. Studiren kostet Geld, sagte er, und es dürfte vielleicht noch einige Zeit dauern, ehe ich dich ausgiebig unterstützen kann, mein Junge. Sie sprachen dann über die Studien, die Stefan bereits gemacht hatte, und ob diese soweit gediehen, daß sie ihn berechtigten, sogleich an die Fakultät zu kommen.

„Meiner Ansicht nach weißt du genug, und hast du eine hinlängliche allgemeine Bildung, um sogleich mit den Fachstudien beginnen zu können," sagte der Professor. „Du bist ein guter Lateiner, ein genügender Geograph und in allen naturwissenschaftlichen Fächern weißt du mindestens ebensoviel, als ein Gymnasialprofessor selbst, aber es ist Gepflogenheit, daß man, um zu einem Fakultätsstudium hinzugelassen zu werden, auch in solchen Gegenständen Prüfungen mache, die man in dem gewählten Berufe gar niemals braucht, und da hapert's bei dir. Du kannst die Griechen nicht im Urtext lesen und verstehen, und in der Geschichte dürfte eine Anzahl uninteressanter Könige und Päpste deinem Gedächtnisse entschwunden sein; du kennst wahrscheinlich nicht die unendliche Zahl von Kriegshelden, und vielleicht auch nicht das genaue Datum jeder Schlacht, die seit Herodots Zeiten geschlagen wurde, kennst vielleicht nicht einmal die große Anzahl frommer Legenden und loyaler Anekdötchen, die den Hauptbestandtheil der sogenannten Geschichte ausmachen, welche in unsern Schulen gelehrt wird, was nun freilich eine große Lücke in deiner Bildung wäre, obwohl jeder Historiker damit anfangen muß, diese im Gymnasium gelernte Geschichte schleunigst zu vergessen, da darin doch nichts als Unwahrheiten und Entstellungen sind. In der Mathematik dürften dir vielleicht die irrationalen Zahlen, die diophantischen Gleichungen und manches andere Kopfzerbrechen verursachen. Aber ich bin überzeugt, du wirst bei deinem Fleiß und bei deinen Anlagen den ganzen Lehrstoff in einem Jahre bewältigt haben. Du wirst also ein Jahr, mit einiger Unterstützung natürlich, privat studiren, und machst hierauf dein Maturitätsexamen, dann kommst du an die Universität und in vier Jahren bist du Doktor."

„Wenn ich aber assentirt werde, wenn ich sieben Jahre Soldat sein muß, was dann, Professor?"

Der kleine Mann ballte zornig die Faust, antwortete aber nicht. Er ging einigemale im Zimmer auf und ab und blieb dann vor Stefan stehen, der seine Arbeiten mit dem Mikroskop bereits begonnen hatte. „Ich hoffe, dich loszubekommen, ich habe es dir bereits gesagt."

„Ja, aber jetzt ist Krieg in Aussicht und da dürfte das nicht so leicht werden."

„Wenn der untersuchende Arzt nur ein intelligenter Mann ist, dem ich es beibringen kann, daß es sich in diesem Falle darum handelt, ein junges, vielversprechendes Talent der Wissenschaft zu

R. Gutzkow

erhalten, dann wird's gehen; du hast übrigens einen kleinen Herzfehler, Stefan, der durch Märsche und Ueberanstrengung überhaupt sich verschlimmern kann, und ich werde ihn darauf aufmerksam machen, daß es eigentlich seine Pflicht wäre, dich untauglich zu erklären. Wenn aber dieser Doktor mich nicht verstehen will?"

„Nun, dann versteht er vielleicht den Jakob!" rief Stefan hoffnungsfreudig. „Professor, der kennt sein Gewerbe. Unter der Hand befreit er jedes Jahr eine große Anzahl junger Leute."

„Und was kostet die Geschichte?"

„Je höher das Schmiergeld, um so größer die Chancen. Ich habe hundert Gulden, die ich darauf verwenden kann."

(Fortsetzung folgt.)

Die Parforcejagd. (Seite 192.)

Rumänien und die Rumänen.

Eine kulturhistorische Skizze von **E. vom Pruth.**

(Schluß.)

Haben wir im Vorhergehenden eine gewisse Sorte rumänischer Geschäftsleute im Auslande in kurzen, flüchtigen Strichen zu zeichnen versucht, so wollen wir jetzt diese Gattung bei sich zu Hause, in Rumänien, uns näher betrachten.

Treue und Glauben, Ehrlichkeit und Solidität sind da ebensowenig zu finden, wie bei den meisten in's Ausland gewanderten Kollegen und Geschäftsfreunden, der Unterschied liegt nur darin, daß der von der Kultur beleckte, im Auslande operirende Landsmann mit augenverdreherischer Scheinheiligkeit beständig von Ehre und Gewissen faselt, der Einheimische jedoch derlei Rücksichten gegen die öffentliche Meinung nicht kennt und gerade auf sein Ziel losgeht; er will sich überhaupt nicht für besser ausgeben, als er ist, und ist jederzeit bereit, in offener und ungenirter Weise sein „Geschäft" zu machen. Findet er Gelegenheit, seinem Nebenmenschen den Fuß auf den Nacken zu setzen, ihn zu übervortheilen und auszubeuten, so thut er es ohne weiteres und denkt garnicht daran, seine Handlungsweise zu beschönigen.

Der Kleinere wird in der unbarmherzigsten Weise vom Größeren geschunden, findet es ganz in Ordnung und bleibt nur darauf bedacht, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit die gleichen Grundsätze in Anwendung zu bringen.

Gegen Höhergestellte sklavisch-kriecherisch, kennt man in seinem Hochmuth gegen Niedrigergestellte keine Grenzen.

Moralität im Geschäfte ist da ebensowenig zu finden, wie im gesellschaftlichen Leben; man macht sich das Nützliche wie das Angenehme auf die bequemste Weise zugänglich. — —

Daher auch der so schlechte Ruf der rumänischen Kaufleute im Auslande. Mit einer eigenen Scheu geht man ihnen dort aus dem Wege und die wirklich soliden und ehrenhaften Kaufleute, deren es auch in Rumänien nicht wenige gibt, haben darunter am meisten zu leiden; die Masse jener Unqualifizirbaren, welche zur Begründung des schlechten Rufes die Veranlassung gegeben, wissen sich bei ihrer Findigkeit immer noch recht gut zu helfen, verstehen es, sich nach ein- und mehrfachem Falle wieder aufzurichten und finden bei Freunden und Landsleuten im In- und Auslande die nöthige Unterstützung; das Ende ist allerdings in den meisten Fällen kein gutes, denn der einheimische Banquier und der ausländische Freund bereichern sich unterdessen, während jene Sorte von Geschäftsleuten allgemach zugrunde geht — aber man hat doch eine zeitlang gelebt und ab und zu gelingt es ja doch auch dem einen und dem andern, sich einen dauernden Wohlstand zu begründen, und dann gehört man schon zu den angesehenen und einflußreichen Mitgliedern der Gesellschaft, man findet überall die beste und zuvorkommendste Aufnahme, der Geschäftskreis erweitert sich, man kann schon seinem Ehrgeiz freien Lauf lassen, erhält Aemter und Würden in der Gemeinde, man protegirt ehemalige Freunde und Genossen, unterstützt andere „kleine Leute" und Streber und steht sich auch geschäftlich nicht schlecht dabei.

Man lebt fein, macht ein Haus, Madame gibt sich alle erdenkliche Mühe das Haus würdig zu präsentiren, die Kinder erhalten Bonnen und Hauslehrer, man radebrecht Deutsch und noch mehr Französisch und malträtirt ein wenig das Klavier.

Und luxuriös zu leben versteht man hier, geht doch der Bojar, ob er die Mittel dazu hat oder sie sich erst borgen muß, mit gutem Beispiel voran — ganz besonders sind es die jüdischen Frauen, welche etwas darauf geben, das Haus auf bojarenmäßigem Fuße, „bojaresk" nennt man es hier, zu führen. — Was thut man nicht alles, um dieses vornehme Faullenzerleben möglich zu machen, um in allem und jedem „bojaresk" aufzutreten.

Und in der That, so eine jüdische Dame lebt dann, wenn sie es nur halbwegs ermöglichen kann — und was wissen die Frauen hier und überall nicht alles möglich zu machen? — ganz gut. Das Haus ist selbst bei minder Wohlhabenden luxuriös und, wie bei den Bojaren, meist im orientalischen Stile eingerichtet, schwere, mehr oder weniger kostbare Teppiche laufen durch das ganze Zimmer — den „Salon", den keines, und sei es das einfachste Hauswesen, entrathen kann, niedere, weiche, schwellende Divans, kleine moderne Fauteuils stehen allenthalben herum, daneben niedliche elegante Tischchen mit buntbemalten, emaillirten Platten, das Licht wird durch schwere, bunte Damastvorhänge gedämpft, Portieren von gleichem Stoffe gestatten ein geräuschloses, unbemerktes Eintreten, nur selten sieht man an der Wand ein wirklich gutes Bild, einen Stahl- oder Kupferstich und eine halbwegs gut gewählte und geordnete Büchersammlung ist schon gar selten anzutreffen, dagegen findet man allerhand moderne Photographien verschiedener Sujets recht anregender, wenn auch weniger erhebender Art, zerstreut herumliegen, da und dort auch einen französischen Roman.

Die Dame vom Hause ist vor 10 Uhr Vormittags nicht sichtbar und dann — erst recht nicht präsentable; zwischen 11—12 Uhr mit den intimsten Toilettenangelegenheiten fertig geworden, geht man zum Frühstück, das in der Regel aus Fleisch, Eiern, Obst und Wein besteht; später nimmt die Dame vom Hause, wenn sie überhaupt lesen kann, und die jüngere Generation hat es bereits soweit gebracht, ein Buch, natürlich einen Roman zur Hand, begibt sich auf das bequeme Lager des weichen Divans, wo sie halb lesend, halb träumend ein Stündchen verbringt, oder sie greift halb gelangweilt zu den Tasten des Klaviers, um ihm einige Töne zu entlocken. Es kommt Besuch, man begrüßt sich recht laut und geräuschvoll, die Damen küssen einander ab, thun überhaupt recht herzlich beim Kommen wie beim Gehen, um hinterher um so schärfer gegeneinander loszuziehen; eine Dienerin bringt auf einem großen ächt- oder neusilbernen Tassenbrett Dulczeza — eingemachte Früchte, die selbst nicht im ärmlichsten Hause fehlen dürfen und bei jedem Besuch und zu jeder Tageszeit mit frischem Wasser dargereicht werden; — man lacht und scherzt und medisirt, — man geht oder fährt aus; zwischen 5 und 6 Uhr wird das Diner eingenommen, der Gemahl entfernt sich, geht seinen Geschäften nach, und Madame hat wieder Zeit, nach Herzenslust zu faullenzen oder sich sonst nach Belieben zu amüsiren.

Abends gegen 9 Uhr, häufig noch später, nimmt man den Thee, empfängt wieder Besuche oder stattet welche ab; — irgend eine Arbeit zu verrichten, sich um Wirthschaft, um das Hauswesen, um die Kinder ernstlich zu kümmern, das fällt nur den wenigsten ein.

Toilette und Besuche absorbiren die ganze Zeit. Wir kennen Damen der Mittelklasse, welche tagtäglich Besuche zu empfangen und zu erwidern als ihre höchste Lebensaufgabe betrachten. Es wird da förmlich Buch geführt, heute soll A. kommen, morgen muß man zu B. gehen und hat man C. dort getroffen, so werden flugs auch mit dieser Besuche gewechselt; in einem größeren Orte mit zahlreicher Bevölkerung braucht man mehrere Wochen, um das Register durchzumachen, aber man thut es gern und unverdrossen, was gibt es da nicht für Gelegenheit zum Klatschen und was Wunder auch, wenn da der höhere Klatsch zur höchsten Blüthe gelangt?

Aber auch draußen in der Küchenregion geht es bei solcher Wirthschaft kunterbunt zu, auch dort werden allerhand Besuche fleißig gewechselt, und namentlich sind es die Abendstunden und sogar die Nächte, wo der Verkehr am lebhaftesten ist. Der Hausfrau sind die Küchenräume eine terra incognita und die Dienerschaft genießt da die unbeschränkteste persönliche Freiheit, mit der sie den ärgsten Mißbrauch zu treiben versteht. —

Wird das dem Fremden gar zu arg und versucht man Bekannten und Freunden darüber zu klagen und von Abhilfe zu sprechen, so wird man nur verwundert angestaunt und in der allernaivsten Weise gefragt, warum man sich darüber nur so aufhält und was denn da weiter wäre? Das Gefühl der Empörung und der Ekel über solche Zustände ist dem Eimheimischen, und wenn er persönlich noch so respektable wäre und an der allgemeinen liederlichen Wirthschaft noch so wenig Gefallen findet, ganz fremd, er kann es garnicht begreifen, wie man sich über solche untergeordnete, eigentlich ganz natürliche Dinge auch nur aufhalten könne, im besten Falle erhält man ein Achselzucken als Antwort und die Bemerkung „wir können's 'mal nicht ändern!"

Es läßt sich kaum schildern, was die vom Auslande kommenden Fremden unter solchen Zuständen zu leiden haben.

„Bei allem sonstigen materiellen Wohlbefinden fühlt man sich auf Schritt und Tritt angeekelt und wünscht sich weit weg von dannen.

Man muß, ob man will oder nicht, Gestalten um sich dulden, die äußerlich unrein und schmutzig, in ihrer tiefen moralischen Verkommenheit kaum noch Menschen ähnlich sehen; ja, nicht nur muß man sie um sich dulden, sondern noch ihre Leistungen in Anspruch nehmen und sie gut — gut bezahlen, denn unter 20—25 Francs, also 16—20 Mark, ist so eine beständig schwarzen Kaffee schlürfende, Cigarretten rauchende Donna nicht zu haben und eine allein thut es nicht, der bescheidenste Haushalt ist gezwungen, mindestens zwei Stück solcher Leute zu beschäftigen, um dabei weder die gehörige Reinlichkeit, noch die nöthige Ordnung im Hause aufrechthalten zu können, wenigstens nach den Begriffen, wie sie der Fremde von „draußen" mitbringt.

In der formlosesten Weise werden diese Leute aufgenommen und entlassen, sie kommen und gehen, machen sich aber ebensowenig aus dem Kommen wie aus dem Gehen. Kaum abgelohnt und entlassen, finden sie eine andere, bessere Stelle, wo sie noch weniger Beschäftigung und gar keine Aufsicht finden — und wie die Raben stehlen können, denn weniger als der Lohn spielt bei der Köchin das Marktgeld eine Rolle; — daß die hiesigen Frauen sich selbst mit dem Einkaufe befassen, davon kann bei der hier treulich geschilderten Lebensweise natürlich keine Rede sein, sieht man hier und da auf dem Markte, in der Halle eine Dame, dann kann man sicher sein, daß es eine fremde, eine deutsche ist.

Und so verderbt das Volk im allgemeinen auch ist — ein guter Kern ist auch da vorhanden; es ist, wie wir schon hervorgehoben haben, von Natur gutmüthig, nicht ganz ungelehrig und auch anstellig, wüßte die Regierung die volkswirthschaftliche Seite nur zu berücksichtigen und ließe ihr die plänereiche Politik Zeit dazu, sie könnte das Volk zu was Tüchtigem heranziehen; man denkt aber nicht daran und so bleiben die ungeheuren Hilfsquellen des Landes unerschlossen und es herrscht ein fürchterlicher Pauperismus, das Land ist arm, sehr arm, und das Elend ist groß, wenn es auch bei dem im Volke herrschenden stumpfen Sinne weniger empfunden wird, aber über kurz oder lang müssen doch die erschlafften Geister sich zu regen beginnen und die Erkenntniß kommen. — — —

Die Juden, vom flachen Lande vertrieben, leben massenhaft zusammengepfercht in den Städten, und die meisten von ihnen, wenn sie sich auch noch so häufig allen möglichen Handwerken zuwenden, führen ein elendes Dasein, da sie da, wo keine Industrie vorhanden ist und alles vom Auslande fertig bezogen wird, keine genügende Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte finden. Die Hausbettelei, ohnehin eine berechtigte Eigenthümlichkeit des Landes, nimmt in erschreckendem Maße zu — und da die wohlhabenden Juden den minderbevorzugten Glaubensgenossen gegenüber nicht gar so engherzig sind, so fördern sie nach dieser Richtung hin noch das Uebel, — statt es durch thatkräftige Mittel, wenigstens soweit sie es vermögen, zu beseitigen. Das leichte, gutgemeinte aber herzlich schlecht angebrachte Hinwerfen der paar Bonis ist indessen bequemer. —

Was für jammervolle Gestalten treiben sich da in den Straßen der Städte herum, und so stellen die Juden nicht nur zur Mittelklasse das größte Kontingent, sondern auch zu derjenigen der Armen und Elenden.

Doch wollen wir uns bei diesem wenig erquicklichen Thema nicht noch länger aufhalten und zum Schlusse zu dem etwas stimmungsvolleren Bild, zu unserer Dame aus der Mittelklasse zurückkehren.

Viel haben wir freilich nicht mehr von ihr zu erzählen, nur das wenige, daß sich Madame im Sommer mit ihren besten und kostbarsten Toilettengegenständen ausstaffirt, um auf Reisen zu gehen, die Straßen von Franzensbad, Carlsbad, Vöslau oder Baden mit ihren bunten Bändern und Kleidern, mit ihrer gewaltigen Schleppe, unsicher zu machen. — — So eine Sommerreise zum Auffrischen der erschlafften Lebensgeister ist unerläßlich, und wirklich können sie der Badekuren nicht entbehren, denn sie sind durch ihre Lebensweise in der That und selten nur eingebildet krank.

Blutarmuth, eine moderne, eine vornehme aber auch eine wirkliche und wahrhaftige Krankheit, das ist die Signatur der Zeit, bei den wohlhabenden Klassen eine Folge der ungehörigen, müssiggängerischen Lebensweise, bei armen Leuten die Folge der schlechten und mangelhaften Ernährung; — wem kommt da nicht der bekannte Kraftausdruck des hallenser Professors in den Sinn?

Das Völkergemisch auf der Balkan-Halbinsel.

Von **C. Lübeck.**

(Fortsetzung.)

Die sogenannte Völkerwanderung nahm ihren historischen Anfang. Im Nordwesten von Asien und im südöstlichen Europa tauchte eine Anzahl asiatischer Völkerschaften auf, die sich beutelustig besonders über die römischen Donauprovinzen ergossen. Da waren die Hunnen, die Bulgaren, die Avaren, die Chasaren, die Petschenegen, die Usen, die Kumanen und die Szekler. Ueber ihre Abstammung gehen die Ansichten auseinander, höchst wahrscheinlich bilden sie Glieder der türkischen Volksstämme oder Vermischungen derselben mit finnischen und mongolischen Völkerschaften. — Außer ihnen stellten sich im südöstlichen Europa viele indogermanische Völker ein.

Zunächst wurden die römischen Donauprovinzen von den indogermanischen Gothen und mit ihnen von Markomannen, Karpen und Burgundern im dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung überschwemmt. Ihnen folgten im vierten und fünften die Hunnen, im Anfange des sechsten erschienen auf der ganzen Linie von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere die Slaven. Darauf kamen die Langobarden und Avaren. Wie die Gothen von der Völkerwelle der Hunnen, so wurden die Hunnen von der der Slaven und diese wiederum von der der Langobarden und Avaren verschlungen. Nicht lange erfreuten die neuen Sieger sich ihrer Eroberungen, Karl der Große machte sie ihnen streitig. Schon um 680 hatten sie die untere Donau an die Bulgaren verloren, die dort ein mächtiges Reich gegründet hatten, das sich bis gegen 890 erhielt. Im Jahre 791 machten die Franken der Avarenherrschaft ein Ende. Von den Petschenegen gedrängt, brachen um diese Zeit aus Bessarabien die Madjaren herein, die theils im jetzigen Siebenbürgen, theils in Pannonien bleibende Wohnsitze nahmen. Alle Länder nördlich der Donau gingen den Bulgaren verloren, dagegen behaupteten sie sich im Süden des Flusses und eine gewisse Selbständigkeit verblieb ihnen sogar noch, als sie unter byzantinische Herrschaft kamen. Die Petschenegen, welche um 915 sich über die Länder ergossen, waren ein türkischer Stamm, dessen Gebiet sich von den Mündungen des Don bis zur Aluta erstreckte, welche die spätere Walachei in eine östliche und westliche theilte. Auch sie wurden bald aus ihren Sitzen emporgeschreckt. Verwandte Stämme, die Kumanen, Polowzen und Usen wälzten sich heran und erdrückten mit ihren Massen die Petschenegen oder saugten sie auf. Der neue Wanderzug machte sich im Westen durch gewaltige Raubzüge bemerkbar, von denen namentlich die Niederlassungen der Madjaren heimgesucht wurden. Diese, nicht wenig um ihre Existenz besorgt, fühlten sich allein zu schwach, den wilden Horden zu widerstehen und gingen mit den benachbarten Germanen, die sich großen kriegerischen Ruhms erfreuten, Schutz- und Trutzbündnisse ein. Um 1140 kamen die sogenannten Sachsen in's Land und mit ihrer Hilfe gelang es, die asiatischen Wanderschwärme zurückzuwerfen und sie etwas einzuschüchtern. Die Kämpfe wollten aber nicht schweigen und um 1200 war die Gefahr einer Ueberfluthung durch die Kumanen wieder so groß, daß die Madjaren in höchster Noth den Beistand des Ordens der deutschen Ritter anriefen. Die deutschen Ritter kamen, doch blieben sie nur vorübergehend in den bedrohten und heimgesuchten Gebieten. Die großen Waffenerfolge, welche sie über die Kumanen errangen, sowie die bedrohliche Ausdehnung ihrer Eroberungen (bis zur Donau) riefen die Eifersucht der ungarischen Könige wach und um 1224 mußte der Orden das Land wieder verlassen. Im Jahre 1225 erlitten die Kumanen als Bundesgenossen der Russen von den Mongolen eine schwere Niederlage an der Kalka, die sie in die Abhängigkeit Ungarns brachte, welches sofort den westlichen Theil Kumaniens, die spätere Walachei, durch einen Ban als

Markgrafen verwalten ließ. Zuletzt, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, kamen die Türken, ein aus den turkestanischen Oghusen oder Turkmanen hervorgegangenes Volk, das den Thron des griechischen Kaiserthums stürzte, Konstantinopel zur Hauptstadt seines großen Reichs machte und die gesammten Balkan- und den größten Theil der Donauländer unterwarf.

Man kann sich jetzt ein Bild von dem Völkergemisch machen, das in dem großen Dreieck, das wir Eingangs gezeichnet, mit der Zeit entstanden war. Was war aus der Urbevölkerung geworden, was aus den Völkern, welche sich hier niedergelassen? Sie mußten in Völkeratome zersplittert und kaum noch erkennbar sein. Und doch traten, nachdem der Orkan sich ausgetobt, überraschender Weise zahlreiche Völkerinseln hervor, die man längst begraben glaubte.

Jede herandringende Welle hatte große Theile der Bevölkerung aufgescheucht, die Urbevölkerung war vor den Römern, die römische Mischbevölkerung vor den Gothen und die neue wiederum vor den Hunnen u. s. w. geflohen. Wo nun die Flüchtlinge so glücklich waren, sichere Asyle zu finden, und kräftig genug, sich darin gegen die später Kommenden zu erhalten und neue Vermischungen zu verhüten, da blieben sie trotz der zahllosen Völkerstämme, welche über ihr Land brausten, fast unversehrt.

Es war ein überaus trauriges Loos, das demjenigen Theil der Flüchtlinge zufiel, der keine sicheren Zufluchtsörter fand. Sie wurden wie wilde Thiere gehetzt, und häufig bildeten sie den Gegenstand großartiger Jagdzüge. So unternahm im Jahre 812 der Bulgarenfürst Crumus einen großen Raubzug nach Thrazien, um Sklaven zu erhalten. Er brachte reiche Beute mit nach Haus, zahlreiche Gefangene, die in seinem Lande leibeigene Ansiedler wurden. Das Gleiche thaten in den folgenden Jahrhunderten die Petschenegen, Kumanen und andere herrschende Völker.

Für die ersten Unterworfenen bildete sich der Name Walachen, eine Bezeichnung, die zweifellos auf ihren römischen Ursprung deutet. Val bedeutet zuerst einen fremden, unverständlich redenden Mann. Später sehen wir diese Bezeichnung den Deutschen und wahrscheinlich durch sie auch den Wenden (Slaven) als besondere Benennung der Römer und ihrer Unterworfenen dienen. Das angelsächsische vealh bedeutet geradezu peregrinus, barbarus. Nach Graffs althochdeutschem Sprachschatz entspricht die Bedeutung von Walah, walh einem Fremden, einem Römer. Latine findet sich bei Notker geradezu mit Walahisgen (walachisch, welsch) übersetzt. Wir bemerken, daß mehrere Völker von romanischer Zunge, namentlich die Churwelschen und die heutigen Walachen (Rumänen), selbst ihren Ursprung auf Rom zurückführen und diese Abstammung durch ihre Sprache begründen.

Gewissermaßen wie ein großes Eiland in einem weiten Meere zeigt sich uns das Walachische im Norden der unteren Donau, im Gebiete des alten trajanischen Daziens. Süd- und nordwärts wird es von Slaven, im Osten von den Russen und vom Schwarzen Meere eingeengt. Im Westen sind es wieder Slaven, die es begrenzen, und zu diesen gesellen sich Madjaren. Oestlich hat die Sprache die ptolemäische Grenze Daziens überfluthet und Bessarabien bis zum Dniester in den Kreis ihrer Herrschaft gezogen, dafür aber im Westen einen breiten Streifen des fruchtbaren Tieflandes, das sich am linken Theisufer herabzieht, an die Madjaren und das Land um den unteren Lauf der Theis und an der Donau bis Golumbatsch (also das westliche Banat) an die Slaven verloren. Außerdem sind noch im Innern dieses Kreises, nämlich in Siebenbürgen, bedeutende Strecken theils von Madjaren, theils von Germanen (Sachsen) besetzt. Immerhin aber befinden sich hier die Walachen in weit überwiegender Mehrzahl und ihre Sprache beherrscht Handel und Verkehr.

Außer in diesen geschlossenen Wohnsitzen finden sich die Walachen in allen Staaten der Balkan-Halbinsel, im allgemeinen allerdings in wenig bedeutenden Gruppen. Etwas zahlreich sind sie in Macedonien vertreten. Da gibt es walachische Niederlassungen in dem Gebirge, welches Macedonien von Albanien, die griechische und weiter nördlich die slavische Sprache von der albanischen trennt. Die Stadt Moschopolis, vier Meilen von Ochrida, besaß im Anfange dieses Jahrhunderts nur walachisch redende Bewohner. Die Stadt bildete den Hauptort einer bedeutenden Zahl macedonischer Walachen, die den Namen Kutzo-Walachen, auch den Spottnamen Zinzaren führen, da sie nach griechischer Weise tsch wie tz sprechen. Das Wort tschintsch (fünf, quinque), das die Veranlassung zu jenem Namen gegeben hat, lautet bei ihnen wie tsints.

Außer Macedonien besitzt auch Thessalien in den Gebirgen, die es von Albanien trennen, walachische Bevölkerung. Im allgemeinen aber hatte hier das Slavische die Oberhand behalten, sei es, daß sich ein ähnlicher Prozeß wie in Bulgarien vollzog, wo die slavische Sprache die herrschende wurde, sei es, daß die Slaven Thessalien in erdrückender Anzahl besetzten. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts begann in Thessalien eine neue Sprachumwandlung; den Slaven wurde die griechische Sprache eingeimpft und dieser Prozeß hat sich ziemlich schnell und schmerzlos vollzogen. Fast unberührt davon blieben die Sprachinseln der Walachen, die ihre Sprachen und althergebrachten Sitten mit ungleich größerer Standhaftigkeit vertheidigten, als die in hohem Maße assimilationsfähigen Slaven. So finden wir heute noch neben Turko-Albanen und Gräco-Slaven in Thessalien noch ein drittes von den beiden genannten durchaus verschiedenes Element, das walachische.

(Fortsetzung folgt.)

Ein literarischer Streifzug in die jüngste Vergangenheit.

(Schluß.)

Mit großer Energie suchte Gutzkow die durch das Verbot des Bundestags auf ihn und seine Strebensgenossen gelenkte Gunst des Publikums zu benutzen. Beseelt von jener rasch zugreifenden Keckheit, welche die Stärke des Journalisten ausmacht, erklärten er und Wienbarg sich als die Führer einer geistigen Bewegung, die ihrer Behauptung nach den besten Theil des deutschen Volkes ergriffen haben und eine hoffnungsreiche Zukunft verbürgen sollte. Allerdings ward die von ihnen gegründete und pomphaft angekündigte „Deutsche Revue" sofort unterdrückt. Aber dem in ihrem Programm zum Ausdruck gelangten Streben, ein leitendes Preßorgan zu schaffen mit der Aufgabe, alles das zu leisten, was bisher die besten schönwissenschaftlichen Zeitschriften der vornehmsten Kulturnationen zusammengenommen geboten*) — die „Horen", die „Athenäen", die „Revue des deux mondes" u. s. w. — diesem hochfliegenden Streben dienten auch die folgenden journalistischen Bemühungen Gutzkows mit seltener, unerschütterlicher Ausdauer. Und daß er wenigstens ein Recht gehabt hatte, die Führerschaft des Jungen Deutschland für sich in Anspruch zu nehmen, bewies der an Bedeutung alle ähnlichen Produktionen überragende Inhalt seiner Schriften zur Genüge. Freilich konnte auch er sich dem Banne eines weit über das Ziel vernünftiger Umgestaltungsideen hinausschießenden Radikalismus nicht entringen. Die Absicht, die Literatur in den Dienst des öffentlichen Lebens zu stellen und sie dabei als politische Macht zur Geltung zu bringen, war ebenso natürlich, als den Zeitforderungen entsprechend; aber dieser gute Wille hätte, wenn er fruchtbar werden sollte, von einer Einsicht in das innerste Wesen der sozialpolitischen Verhältnisse getragen sein müssen, wie man sie noch heute in den Kreisen der belletristischen Schriftsteller fast überall vergeblich suchen würde. Und die trübe Atmosphäre des politischen sowohl, als des wissenschaftlichen Lebens jener Zeit schloß sogar die Möglichkeit einer derartigen Erkenntniß beinahe vollständig aus. Nur das Eine lag klar vor aller Augen, Staat und Gesellschaft krankten an tausend Wunden, und wie Heine — hohnlachend und erbarmungslos — die Finger in diese Wunden gelegt, so thaten es die Jungdeutschen ihm nach, nur verfuhren sie dabei ernsthafter und meinten anfangs wirklich, über die unfehlbaren Heilmittel zu verfügen.

Leider besaßen die letzteren eine bedenkliche Aehnlichkeit mit den Rezepten des Doktor Eisenbart; sie waren in der That ganz geeignet, dem Kranken sammt der Krankheit den Garaus zu machen.

Wienbarg hatte in seinen „Aesthetischen Feldzügen" von neuem den Gedanken entwickelt, welchen Lessing und später Schiller, in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts", ausgeführt hatten, daß das Heil des Volkes nur von

*) Votum über das Junge Deutschland. Stuttgart 1836.

einer ästhetischen Bildung aller zu erwarten sei. Mit vollem Rechte versprach sich Wienbarg von solch' einer allgemeinen Bildung, welche nicht nur die Menschen richtig zu unterscheiden befähigte, was gut und böse sei, sondern in ihnen den Drang zum Schönen, das Gefühl für das Erhabene und die Sehnsucht danach weckte, eine großartige, unvergleichliche Neubelebung der Literatur und der Wissenschaft, des Staates und der Gesellschaft.

Dafür, daß die Samenkörner solcher Anschauungen nicht auf unfruchtbaren Boden fallen konnten, hatte der so lange künstlich beschwichtigte Volksunwille über die getäuschten Hoffnungen des Befreiungskrieges im Verein mit der mächtigen, durch die Julirevolution gegebenen Anregung politischer Strebungen gesorgt. Die akademisch gebildete Jugend ward damals noch durch ein anderes Moment zu den kühnsten Hoffnungen verführt auf unmittelbar bevorstehende Riesenfortschritte des gesammten Geisteslebens; die Philosophie Hegels mit ihrer dreisten Prätension, die Krönung des philosophischen Gebäudes, das A und O aller menschlichen Weisheit zu sein, alles, was da ist, erklärt zu haben, als die, in ihr „Anderssein", d. i. die Natur, aus sich heraustretende und wieder in sich — aus der Natur als Geist — zurückkehrende Idee — — diese glänzendste aller möglichen Taschenspielereien des Gedankens eroberte sich Ende der zwanziger und anfangs der dreißiger Jahre die Köpfe der philosophisch Denkenden und lieferte ganze Arsenale von Geisteswaffen. Und das waren vermöge des unbegrenzten Spielraums, welchen dem Denken und Beweisen das dialektische Spiel mit den Gegensätzen gestattet, Waffen — ebenso schneidig im Dienste der Religion als der Revolution, des sozialen Konservatismus als des Radikalismus, der strengen Sittlichkeit als der aller Schranken spottenden Zügellosigkeit.

Staat, Gesellschaft, Religion und Sittlichkeit — alles, was da existirt, und alles, was da gedacht werden kann, hat seine Schattenseiten; was ist nun erklärlicher, als daß in einer Geschichtsepoche, in der diese Schattenseiten besonders auffallend hervortreten und in die endlich einzelne blendende Lichter hineinblitzen, eine Anzahl von Heißspornen auf den Einfall kommt, die Schatten dadurch radikal und für immer zu beseitigen, dem Lichte dadurch freie Bahn und volle Wirkung zu schaffen, daß man die Gegenstände, auf welchen jene Schatten haften, in ihre Atome zertrümmert!

In solcher, das Kind mit dem Bade ausschüttenden Uebertrumpfung sittlich berechtigten Freiheitsdranges trafen sich die stürmischen Forderungen der Jungdeutschen. Die vollkommene Freiheit für jedes Individuum, sich willkürlich zu entwickeln und zu bewegen, die Vernichtung der Religion und des Staats und, besonders scharf hervorgehoben, die Heine'sche „Emanzipation des Fleisches" von den Banden einer unbequemen Gesittung, das waren die Hauptgrundsätze, deren mehr oder minder geistvoller Vertheidigung wir in den Schriften des jungen Deutschland von damals begegnen. Neben allen Uebertreibungen gelangte darin aber auch der wohlmotivirte Spott über die kindische Deutschthümelei und den nicht minder kindischen Franzosenhaß, wie er in Wolfgang Menzels geharnischten Expektorationen den Gipfel des Menschenmöglichen erklommen hatte, zu scharfem und treffendem Ausdruck; desgleichen die der Civilisation unseres Jahrhunderts auf die Nägel brennende Forderung der Judenemanzipation und manche andere dringliche politische und gesellschaftliche Zeitfrage.

Natürlich steckte in den überradikalen Phrasenhüllen des jungen Deutschlands kein greifbarer Gedankenkern. So bedeutend und geistreich die neuen Stürmer und Dränger auch zu kritisiren verstanden — eine Befruchtung mit positiven Reformideen hat das deutsche Volk ihren Schriften nicht zu danken. Dafür bleibt diesem jedoch alle Ursache, ihnen für die thätige Mitwirkung dankbar zu sein, welche sie bei der in dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts sich vollziehenden Reform der deutschen Journalistik geleistet haben. Bis dahin hatte es nur wenige Zeitschriften gegeben, welche politisch thätig waren, und noch weniger, denen auch nur eine Spur politischer Unabhängigkeit zuzuerkennen gewesen wäre. Mit den Jungdeutschen drang eine geistreiche und auch an Kenntnissen durchaus nicht arme Opposition in die periodische Literatur ein und half den Wirth, Eisenmann, Rotteck, Welcker, die die eigentliche Tagespresse zum Schauplatz ihrer theilweise — besonders bei Wirth — sehr energischen politischen Kritik gemacht hatten, diesen bisher tief im Sumpfe der Gedankenarmuth und Servilität vergrabenen Zweig der deutschen Literatur zu verhältnißmäßig hoher Blüthe zu bringen.

Der Umschlag der radikalen Ueberstürzung und Unklarheit des Jungen Deutschland in politische Indifferenz oder Weltverdrossenheit konnte übrigens nicht ausbleiben. Alle Mitglieder desselben — zu denen die deutsche Literaturgeschichte, dem deutschen Bundestage zum Trotz, Heine nicht rechnet — kamen rasch, sehr rasch von ihrem weitausholenden Radikalismus zurück. Indessen hatte nur einer die wenig beneidenswerthe Energie, seinen dereinst mit dem größten Uebermuth verfochtenen revolutionären Anschauungen gleich nach der dankbaren Anerkennung des Bundestags so derb als möglich in's Gesicht zu schlagen. Dieser eine war der Theologe von ehedem, Herr Heinrich Laube. In dem 1844 erschienenen, oben bereits erwähnten ersten Bande des Romans „Das junge Europa" war er als Feind des Staats und der Kirche, als Verächter der hergebrachten Sittlichkeit zum literarischen Streite in die Welt hinausgezogen, um in der zweiten Abtheilung (1836) „Die Krieger", bereits vorsichtig den Rückzug nach den Standquartieren der gemäßigten Freisinnigkeit anzutreten, und in der dritten, „Die Bürger" (1837), hinter dem warmen Ofen der spießbürgerlichsten Anschauungen wieder anzugelangen und über seine und der jungdeutschen Genossen „bedauerlichen" Jugendeseleien weidlich herzufallen.

Wie der geistig hervorragendste unter den Schriftstellern des Jungen Deutschlands war Gutzkow auch der politisch konsequenteste, treueste. Zwar haben auch seine Ansichten Wandlungen und Abschwächung erfahren; und das war bis zu einem gewissen Grade nothwendig und gut. Aber sich selbst und seine gedankenrevolutionäre Vergangenheit gänzlich zu verleugnen und zu verdammen, wie Laube, dazu ist er nie fähig gewesen. Und sich in den Schmollwinkel literarischen Stilllebens zurückzuziehen, wie es Wienbarg und andere thaten, hat er gleichfalls nicht vermocht, — und auch das war gut, obgleich es ihm anfangs, sogar von einsichtigen und wahrhaft freidenkenden Literaturkennern wie Prutz, als Fehler angerechnet wurde. Aber hatte dieser im Jahre 1847 noch schreiben können: „Die Herren Kühne und Wienbarg in ihrem freiwilligen Verstummen stehen bei weitem achtbarer, weit bedeutender da, haben viel mehr Anspruch auf literarische Würdigung, als die Herren Gutzkow und Laube in ihrer erfolglosen Vielgeschäftigkeit und dem lauten, künstlichen Lärm, den sie um sich verbreiten*)," —, so mußte er zwölf Jahre später sein Urtheil über Gutzkow berichtigen, wie folgt: Gutzkow hat „genug geleistet und die Energie und Fruchtbarkeit seines Talents hinlänglich bewährt, um als der hervorragendste und einflußreichste Repräsentant unserer literarischen Gegenwart anerkannt zu werden und als solcher auch in die Jahrbücher der Literaturgeschichte überzugehen"**).

Auch unmittelbaren Antheil am politischen Leben zu nehmen, hat Gutzkow versucht. Aber die bewegte Zeit des tollen Jahres — 1848 — fand ihn nicht, wie Laube, in der deutschen Nationalversammlung als Mitglied des erbkaiserlich gesinnten Centrums, sondern in den Volksversammlungen des berliner Thiergartens und den demokratischen Klubs. Und wenn er sich auch vor der populären Beredtsamkeit der in ihrer Denk- und Sprechweise dem Volke näherstehenden eigentlichen Volksmänner bald zurückzog, so bewies doch seine in jenen Tagen des politischen Sturmes erlassene und freilich auch in jenem Sturme unbeachtet verhallte „Ansprache an das deutsche Volk", und die fernere Schrift „Deutschland am Vorabend seines Falls und seiner Größe", daß er seinen freiheitlichen Gesinnungen treubleiben wollte.

Während er vor der Revolution von 48 durch seine speziell für die Bühne geschriebenen Dramen, die allerdings nur, auf ihre Wirkung klug berechnete, Produkte geistvoller Reflexion und nicht freie Schöpfungen eines poetisch-dramatischen Genies sind, den übrigen, auf das Theater hochmüthig hinabschauenden talentvollen Dramatikern mit Nacheiferung erzeugendem Beispiel vorangegangen war, trat er schon 1850 mit einem Roman hervor, dessen neunbändiger Umfang ein staunenswerthes Beispiel von literarischer Produktionskraft ist, da er seinem Inhalte nach kaum vor 1849 begonnen worden sein kann und 1850 schon vollendet in den Händen des Publikums war. Mit diesem Roman — „Die Ritter vom Geiste" betitelt — und mit dem ihm 1859 folgenden, gleichfalls neunbändigen „Zauberer von Rom" erhob Gutzkow den Anspruch, der Romanschriftstellerei neue Bahnen eröffnet und Kulturromane geschaffen zu haben, in

*) Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart, von Dr. R. E. Prutz. Leipzig 1847, S. 299.

**) Die deutsche Literatur der Gegenwart, von Robert Prutz Leipzig 1859, II. Bd., S. 47.

denen sich die ganze Welt widerspiegeln, Könige und Bettler und alles, was dazwischen steht auf der sozialen Stufenleiter, sich begegnen sollten. Und so heftig er auch wegen dieser Prätension befehdet worden ist, so sehr mit Recht man ihm auch vorwerfen mag, daß den „Rittern vom Geiste“ der geistige, ideale Mittelpunkt fehle und die Idee, die ihn beherrsche, theils für den in ihrem Dienste entwickelten ungeheuren Apparat zu unbedeutend, theils nicht deutlich genug zur Darstellung gelangt sei — — das Eine steht doch fest, daß Gutzkows Romane eine Fülle lebendiger, farbenreicher, scharfgezeichneter Schilderungen von Verhältnissen und Zuständen, einen bewundernswerthen Reichthum an psychologisch interessanten Gestalten, einen seltenen Aufwand an Gedanken und Kenntnissen aufzuweisen haben, und daß sie damit das Großartigste sind, was unsere Zeit in diesem Fache geleistet hat.

Auf die Werke Gutzkows, dieses Führers und besten Repräsentanten des „Jungen Deutschlands“, näher einzugehen und seine theilweise sehr lehrreichen und die deutsche Nation keineswegs ehrenden Schicksale zu schildern, dazu fehlt uns hier leider der Raum. Zum Schlusse sei nur noch ausdrücklich betont, daß Gutzkow, der bis an sein Lebensende mit beinahe beispiellosem Fleiße gearbeitet und stets Bedeutendes, wenn nicht immer das Bedeutendste geleistet hat, arm und von den meisten seiner Freunde und Bewunderer verlassen gestorben ist.

Der Neid und die Gehässigkeit literarisch Mitstrebender, die Indifferenz des lesenden Publikums in Deutschland, das seine geistige Nahrung aus den Leihbibliotheken bezieht, auch wenn es zehnmal die Mittel hat, sich sein Haus mit den Produkten der Literatur überreich auszustatten, haben ihn, wenn auch nicht verhungern, so doch sich in gerechter Erbitterung verzehren lassen.

Morgenstunden.

Wenn ich morgens
Sanft erwache,
Kehren immer,
Immer wieder
Ach! Die schönen
Jugendzeiten
Tief zum Sinne
Mir zurück.

Jugendgeister,
Ihr umflattert
Tollen Zaubers
Selig mich.

Hingebannt auf
Weichem Lager
Süßbehaglich,
Fühl' enthoben
Wiederum ich
Mich dem rauhen
Drängen strenger
Manneszeit.

Aus dem Busen
Dünkt genommen
Mir der tiefste
Kern des Innern,
Der sich mählich
Fest und fester
Ausgestaltet,
Dieser Springpunkt
Herber Schmerzen,
Reicher Wonnen
Für und für.

Nicht verschwommen
Sind die fernen
Nebelrisse
Frühster Tage:

O, wie spannt' in
Reichster Klarheit
Vor den Blicken
Sich die Welt!

Ach, im sinnig
Leichten Anschaun
Sprach zu mir noch
Einzig damals
Diese ganze
Weite Welt, sie
War mir nur ein
Wonnetrunkner
Bilderanblick —
Weiter nichts.

Lind und warm noch,
Traut und treu noch
Lag ich gleichsam,
O Natur, an
Deiner holden
Mutterbrust!

Ach! Es ist nicht
Eitle Fabel:
Wohl vernahm ich
Leise damals
Aller Sphären
Harmonie...

Zielbewußt mir
Schreit' ich hin nun:
Handelnd greift und
Greift begehrend,
Schroff das eigne
Selbst betonend,
Meine Hand nun
Ein in's Dasein —

Grellen Scheines
Fällt darein mir
Kampferzeugter
Geistesstrahl.

Und sogleich stößt
Kalt und schnöd' den
Losgeriss'nen
Auch des Lebens
Faust zurücke;
Schmerzen branden
Um das Herz ihm,
Heiße Thränen
Rinnen nieder,
Mancher Fehltritt
Wird gebüßt.

Und mich selber
Blendet oftmals
Eigner Lichtschein:
Mächtig leitend
Auf mich selbst nur
Alle Strahlen,
Liegt im Dunkel
Meine Bahn...

Goldne Jugend!
Mußtest schwinden;
Wohl begreif' ich
Dies Gesetz!
Aber kehre
Immer wieder
Um die süße
Morgenfrühe,
Für den ganzen
Tag mich segnend,
Bei mir ein!

Ig. Emanuel Wessely.

Eine Ballonfahrt wider Willen.

Eine wahre Geschichte aus Amerika.

Es war an einem schönen Abende des Kometenjahres 1858, zur Zeit, da das in aller seiner Herrlichkeit strahlende astronomische Phänomen sichtbar war, als sich ein Luftschiffer nach glücklicher Luftreise auf einer Farm niederließ, die in der Nähe einer bedeutenden Marktstadt in einem der westlichen Staaten gelegen war. Bald umringte ihn eine neugierige Gruppe, die aus der Familie des Farmers und dessen Arbeitern bestand und allerlei Fragen über die Beschaffenheit und die Handhabung des Ballons an ihn stellte. Der Ballon, durch einen Anker und ein Seil in der Hand des Luftschiffers gehalten, schwankte langsam in der Abendluft hin und her, während die Gondel sich nahe am Erdboden befand. Das Gas war ziemlich verbraucht, und das Ungeheuer erschien in des Farmers Augen höchst schläfrig und unschuldig, der es mit des Eigenthümers Zustimmung nach seinem Hause zog, um es an einem Zaune fest zu legen. Bevor er den Ballon festband, baten ihn seine drei Kinder von zehn, acht und drei Jahren, sie doch in den großen Korb zu heben und auf die schönen, rothen Kissen zu setzen. Der kleine dreijährige dralle Johanny erwies sich als zu schwer, so daß die Gondel auf den Boden stieß. Statt seiner wurde aber unglücklicherweise das älteste Kind herausgehoben. Bei dieser plötzlichen Erleichterung stieg der Ballon in die Höhe, riß dem Farmer das Seil aus der Hand und erhob sich in die Luft. Auch der Anker löste sich, griff zwar einen Augenblick an einem Zaune ein, wurde aber sogleich wieder losgerissen, und der Ballon stieg so stetig und schnell empor, daß schon nach wenigen Minuten die beiden ängstlich über den Rand der Gondel schauenden kleinen Gesichter nicht mehr zu unterscheiden und ihre kläglichen Rufe „Papa“, „Mama“ nicht mehr wahrnehmbar waren.

In dem Nebel der Dämmerung war bald nichts mehr sichtbar, als die am Abendhimmel sich abhebende Riesengestalt, die gleich einem Lufträuber mit ihrer kostbaren Beute davoneilte. Der arme Vater sank hilf- und sprachlos zu Boden, die Mutter, halb wahnsinnig vor Schmerz, streckte die Arme gen Himmel und rief jammernd nach ihren Kindern.

Der Luftschiffer suchte die unglücklichen Eltern damit zu trösten, daß der Ballon nach wenigen Meilen niedersteigen müsse, und daß keine Gefahr zu befürchten sei, wenn er nicht in Wasser oder in einen dichten Wald geriethe. Zu befürchten sei nur, daß beim Landen das ältere Kind aussteige, und daß der Ballon mit der geringen Last des kleinen Kindes sich wieder erheben und seine Fahrt fortsetzen möchte.

„Nein," sagte die Mutter, „Jenny wird ohne Johanny in den Armen niemals die Gondel verlassen!" Der Ballon schwebte über die Marktstadt hin, und als die Kinder die vielen Leute sahen, die zusammenliefen, streckten sie die Arme aus und riefen laut um Hilfe, aber, wenn auch ihre kleinen Köpfe gesehen wurden, ihre Rufe blieben ungehört.

Bei Einbruch der Nacht strahlte hell das Licht des Kometen, und der kleine Johanny fürchtete, er würde mit seinem feurigen Schweife ihr luftiges Schiff in Brand stecken. Schwesterchen versicherte aber, daß der brennende Drache gewiß an die zwanzig Meilen von ihnen entfernt sei, und daß Gott es garnicht zulassen würde, daß er ihnen etwas zu Leide thäte. Johanny war beruhigt, meinte aber, etwas näher könne der Drache immer kommen, denn er friere und möchte sich an ihm wärmen. Da schlang Schwesterchen seine Schürze um Johanny und sagte: „Komm, Johanny, ich will dich in meinen Arm nehmen und dich wärmen und dann wollen wir beten und dann sollst du schlafen." — „Wie kann ich beten, bevor ich mein Abendbrot habe?" fragte Johanny erstaunt. — „Schwesterchen hat kein Abendbrot für dich und auch keines für sich, um so besser müssen wir beten," sagte Jenny feierlich. So hoben denn die beiden Kinder ihre kleinen Hände empor und sagten ihr gewohntes Nachtgebet.

„Der liebe Gott kann uns heute recht gut hören, denn wir sind ja hier oben ganz nahe bei ihm," meinte Johanny, und bald darauf schlief er an sein Schwesterchen gelehnt so sanft, als ob er daheim in seinem eigenen Bettchen läge, und Schwesterchen wachte die langen, langen Stunden hindurch, während der Ballon durch die kühle Nachtluft dahinschwebte hoch über den Wohnungen der Menschen, bis er im frischen Morgenwinde schaukelte.

Wer kann sagen, welche Gedanken in dieser langen Nacht die Seele des kleinen Mädchens bewegten? Vielleicht fürchtete es, mit einem der den Kometen begleitenden Meteore zusammenzustoßen; vielleicht auch lange noch Tag und Nacht durch die Wolken zu segeln, bis sie beide vor Hunger und Kälte sterben müßten. Arme Kinder hoch in den Wolken!

Durch Zufall, einem glücklichen Instinkte folgend, ergriff die umhertappende Hand des kleinen Mädchens die Leine, welche mit der Klappe des Luftballons in Verbindung stand, und zog unwillkürlich daran. Sogleich begann der Ballon langsam und sanft sich zu senken, gleich als ob eine fürsorgliche Hand ihn behutsam herablasse. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Jenny über den Rand der Gondel blickend die alte heimatliche Erde „zu sich hinaufsteigen" sah, wie sie sich später beim Erzählen des Abenteuers ausdrückte. Endlich saß die Gondel fest, aber nicht auf dem festen Boden, sondern in den oberen Aesten eines gewaltigen Birnbaums und in der Nähe stand ein Haus, von welchem aus Hilfe zu erwarten war. Nun wurde Johanny mit dieser guten Neuigkeit munter gemacht, und beide Kinder hielten sich fest umschlungen, nicht nur vor Freude, sondern auch vor Kälte.

Farmer Bunton, der in dem einsamen Hause inmitten seines Landbesitzes lebte, war für gewöhnlich ein gewaltiger Schläfer, an diesem Morgen aber wachte er vor Tagesanbruch auf und konnte trotz aller möglichen Versuche nicht mehr einschlafen. So sagte er zu seiner lieben Ehehälfte, die er munter gemacht hatte, um ihr mitzutheilen, daß er nicht schlafen könne: „Es nützt nichts, ich will aufstehen und mir den Kometen ansehen."

Bald lockte ein erschrockener Ruf ihres Mannes die besagte Gattin ebenfalls vor das Haus. Als Bunton vor die Thüre trat, sah er eine ungeheuerliche, seltsame Gestalt über und in dem großen Birnbaume. In seinem Schrecken und in seiner Ueberraschung that er, was jeder kluge Mann in ähnlichen Fällen thun würde und sollte: er rief sein tapferes Weib herbei. Durch dieses ermuthigt und sicher gemacht, schlich er dem Baume näher; solche Früchte hat noch nie ein Birnbaum getragen, so alt die Erde ist.

Plötzlich ertönte ein zitterndes, klagendes Stimmchen: „Bitte, seid so gut und holt uns herunter. Uns friert und hungert!" Dasselbe rief auch ein zweites noch kläglicheres Stimmchen.

„Was? Wer seid ihr, wo kommt ihr her?"

Das erste Stimmchen antwortete: „Wir sind Jenny und Johanny Harwood und haben uns mit einem Ballon verirrt." Das zweite Stimmchen sagte: „Wir sind es und sind mit einem Ballon davongelaufen. Bitte, seid so gut und holt uns herunter. Uns friert und hungert!"

Farmer Bunton begriff endlich, was er zu thun habe. Er brachte nach einigen Anstrengungen den Ballon soweit der Erde nahe, daß er die Kinder herausheben konnte, die erfroren und erschöpft waren, sich jedoch bald wieder im Farmhause erholten. Bald war ein berittener Bote nach Harwoods Farm unterwegs und einige Stunden später lagen die geretteten Kinder in den Armen ihrer hocherfreuten Eltern.

Die Opiumalkaloïde und ihre Wirkungen. Wir kennen zur Zeit im Opium sechszehn genau bestimmte, wirksame Bestandtheile (Alkaloïde), die alle unter sich und vom Opium selbst in der Wirkung verschieden sind. Nach den Versuchen, die Dr. Isaac Ott angestellt hat, stellte sich folgendes heraus: 1) Cryptopin ist narkotisch; erregt zuerst und setzt dann herab die Reflexthätigkeit, indem es auf das Rückenmark wirkt; vermindert die Kraft der motorischen Nerven; hebt die Empfindung auf, indem es auf die sensitiven Ganglien des Rückenmarks wirkt; vermindert den Herzschlag durch Wirkung auf die Muskulatur des Herzens. 2) Thebaïn oder Paramorphin bewirkt die Konvulsion des Rückenmarks, hat keine Wirkung auf die motorischen und sensitiven Nerven, noch auch auf die gestreiften Muskeln. Es vermindert den Herzschlag durch Wirkung auf dieses Organ und verursacht Blutandrang, weil es die vaso-motorischen Gehirnzentren reizt. 3) Codeïn ist narkotisch und konvulsirt das Rückenmark, verursacht Zusammenziehung der gestreiften Muskeln, ähnlich wie Veratrin, und vermindert den Herzschlag durch Wirkung auf den Herzmuskel. 4) Chlorocodeïn bewirkt Starrkrampf. 5) Apocodeïn verursacht Erbrechen, Schlafsucht (Coma) und Tod. 6) Narceïn versetzt kaltblütige Thiere in Schlaf, warmblütige nicht, und konvulsirt das Rückenmark, es vernichtet die motorischen Nerven nicht, denn bei Einsenkung einer Sonde in's Rückenmark behalten sie ihre Thätigkeit; es bewirkt Zusammenziehung der Muskeln, wie Veratrin, und schwächt den Herzschlag, indem es das peripherische Ende des Lungen- und Magennerven reizt. 7) Papaverin ist narkotisch und bewirkt Konvulsionen, die theils das Rückenmark betreffen, theils peripherisch sind, letzteres wahrscheinlich von einer Wirkung auf die Muskeln; es vermindert die Herzkontraktion durch peripherische Wirkung auf den Herzapparat; es bewirkt Muskelzusammenziehungen, ähnlich wie Veratrin. 8) Narcotin oder Opian ist nicht narkotisch und konvulsirt das Rückenmark, bewirkt Kontraktion der gestreiften Muskeln wie Veratrin und vermindert beträchtlich den Herzschlag durch Wirkung auf den Herzmuskel. 9) Cotarmin verursacht Schlaf und lähmt, ähnlich wie Pfeilgift (Curare), die motorischen Nerven. 10) Hydrocotarmin ist narkotisch und bewirkt Konvulsionen. 11) Cotarminsäuresalze bewirken Konvulsionen und lähmen den Lungen- und Magennerv. 12) Laudanosin und Laudamin bewirken Starrkrampf. 13) Morphin ist narkotisch und konvulsirt das Rückenmark; es verursacht Muskelkontraktionen wie Veratrin und vermindert den Herzschlag. 14) Oxymorphin wirkt wie Morphin, aber schwächer. 15) Apomorphin bewirkt Erbrechen, steigert anfangs und setzt dann herab die Reflexreizbarkeit des Rückenmarks; vermindert die Herzkontraktionen. 16) Meconin wirkt auf kaltblütige Thiere narkotisch, auf den Menschen wirken 12,18 Centigramm, in den Magen gebracht, nicht; es bewirkt übermäßige Erregtheit aller Sinnesorgane, während es die willkürliche Bewegung lähmt und große Schlaffheit verursacht, daneben treten Kontraktionen ein, wie bei Veratrin.

Alle Opiumalkaloïde wirken hauptsächlich auf das Nervensystem, erregen zuerst überreizte Funktionen, worauf dann, wenn die Dosis stark genug war, Lähmung eintritt. Bei warmblütigen Thieren äußert sich die Wirkung sowohl im Rückenmark als im Gehirn. Dr. B.-R.

Ueber die Fortpflanzung des Aales. Kein Fisch hat den Naturforschern so viele Kopfschmerzen bereitet als der Aal, und über keinen sind die Meinungen so verschieden. Zwar haben Häckel, Kner und von Siebold in ihren Naturgeschichten der deutschen Fische die bisherigen Beobachtungen vollständig zusammengestellt, aber dieselben sind so wenig in das größere Publikum gedrungen, daß immer wieder die Zeitungen Mittheilungen bringen, die den bisherigen Erfahrungen widersprechen. Selbst die „Gartenlaube" brachte vor einigen Jahren erst wieder eine Mittheilung von Dr. Eberhard aus Rostock, wonach dort ein Aal lebendige Junge geboren haben sollte. Es hat sich aber, wie Professor Grube in Breslau mittheilt, herausgestellt, daß es kein Aal, sondern eine sogenannte Aalmutter (Zoarces viviparus), ein in der That lebendig gebärender Fisch, gewesen. Auch alle andern derartigen Mittheilungen haben sich als auf Irrthümern beruhend erwiesen, indem meist Rundwürmer in der Bauchhöhle oder der Schwimmblase des Aales für Junge gehalten wurden, so daß es also für ausgemacht gelten muß, daß der Aal nicht zu den Fischen gehöre, die lebendige Junge gebären, zumal der Italiener Mondini und der deutsche Zoolog H. Rathke die Eierstöcke im Aal nachgewiesen haben. Dieselben finden sich in den beiden manschettenartig gefalteten, an den Seiten des Darmes liegenden Organen und haben ungemein kleine Eier, die in einer Fettmasse eingebettet sind. Anders ist es freilich mit den Aalen männlichen Geschlechts. Soviel man auch untersuchte und forschte, es gelang keinem, die männlichen Geschlechtswerkzeuge zu finden. Man wußte dies nicht anders als durch die Vermuthung zu erklären, daß man die Fische zu einer Zeit untersuche, in der die Samenfädchen noch nicht entwickelt, die Zellchen, in denen sich dieselben bilden, von dem Ei noch nicht zu unterscheiden seien. In neuerer Zeit ist jedoch ein anderes Resultat durch die Untersuchungen von Crivelli, Maggi und Ercolani in Bologna zu Tage gefördert worden. Hiernach sollen nämlich die Aale Zwitter sein, ja es soll sogar eine Selbstbefruchtung stattfinden. Hiergegen sind zwar von Canestrini und auch von Dr. Syrski in Triest Bedenken erhoben worden, und es muß deshalb die Prüfung von andern Beobachtern abgewartet werden. Von vornherein hat die Ansicht der ersten drei Forscher nichts gegen sich, da wir bereits eine Fischart (Serranus) kennen, deren drei mittelmeerische Arten Zwitterbildung zeigen. Bekanntlich eilen die erwachsenen Aale vom Oktober bis Dezember dem Meere zu, von wo aus im Frühjahr ganz junge, zwei bis drei Zoll lange Thiere von dunkelbrauner Farbe in die Flüsse zurückkehren. Dagegen sah man niemals erwachsene Aale wieder von der Mündung stromaufwärts ziehen. Die Wanderung der geschlechtsreifen Thiere nach dem Meere scheint unter allen Umständen eine Nothwendigkeit für ihre

Fortpflanzung zu sein, da sich diese Fische in Landseen, die mit dem Meere in keiner Verbindung stehen, durchaus nicht fortpflanzen sollen, was freilich erst durch genaue Beobachtungen unzweifelhaft festgestellt werden muß. Der Aal findet sich nur in den Gebieten jener Flüsse, die in die Nord- und Ostsee, den Atlantischen Ozean und das Mittelländische Meer münden; dem Donaugebiet fehlt er jedoch gänzlich. Dasselbe gilt von allen Fischen, die in das Schwarze, Asowsche und Kaspische Meer gehen.

R. Sch.

Die Parforcejagd. (Bild Seite 185.) Von Nimrod, den die Bibel „einen gewaltigen Jäger vor dem Herrn“ nennt, bis auf unsere modernen Sportsmen im rothen Frack mit den blanken Knöpfen, den weißen Stulpenstiefeln und hellen Beinkleidern, den bunten Westen und den feinen dänisch-ledernen Stulpenhandschuhen — welch' stattlicher Reigen einherjagender Reiter und pirschender Fußgänger! Das noble Jagdvergnügen, welches nebst dem Duell als blutige Erbschaft die Gegenwart von dem finstern Mittelalter überkommen hat, hat eine dämonische Anziehungskraft, weil es den durch die Erziehung abgeschwächten Zerstörungstrieb des Menschen neu belebt und ihn so gewissermaßen in die Epoche des rohen Nomadenthums zurückversetzt. Der Indianer Nordamerikas in den Siouxdistrikten zwischen den Flüssen Missouri und Mississippi oder der Kaffer der Tafelländer Südafrikas ist zu entschuldigen, denn er jagt, um nicht zu hungern, weil er sich zum seßhaften Ackerbauer nicht aufgeschwungen hat, aber unsere Jäger hetzen ein fühlendes Wesen gefühllos zu Tode, um sich Bewegung zu machen. Der Kabyle setzt im ritterlichen Kampfe mit seinem Widerpart, dem Löwen, ebensogut sein Leben ein, wie der Indier beim Anschleichen des Tigers und der Bewohner der Polarländer beim Ringen mit dem Eisbär — was aber an der Hasenhetze mit Windhunden ritterlich ist, ist uns unerfindlich. Eine offenbare Grausamkeit, von welcher der alte „orthodoxe“ Jäger garnichts wissen will, ist die Fuchshetze der Engländer und die Hirschhetze der Deutschen, gemeinhin die Garde- oder Parforcejagd genannt, deren Ursprung auf die Hofjagden des französischen Königs, Ludwig des Vierzehnten, zurückweist.

Zur Erklärung unseres Bildes wollen wir die letzten Stunden des Königs unserer Wälder schildern. Nachdem der Jagdzugmeister den Hirsch „bestätigt“, das heißt als Opfer des Tages ausersehen, macht sich die von Piqueurs geleitete Meute auf, seine Fährte zu verfolgen. Nach einigen vergeblichen Fluchtversuchen ist das geängstigte Thier in einem Gebüsch umstellt und wehrt die Annäherung der Hunde mit seinem mächtigen Geweih. Die berittenen Jäger sprengen heran, aber die Hetze bekommt eine unerwartete Wendung. Der erhitzte und zur Verzweiflung gebrachte Hirsch durchbricht die Kette der Meute, welche Tollkühnheit zwei Hunde mit dem Leben büßen, und stürzt sich in den nahen Fluß. Mit dem letzten Aufgebot der Kräfte das jenseitige Ufer erreichend, glaubt er sich geborgen, doch auch die Meute ist unverzüglich hinter ihm hergeschwommen und hat von neuem den aus blutigen Nüstern schnaufenden Kämpen, der vor Ermattung zusammengesunken ist, umstellt. Jetzt beginnt der letzte Strauß des Waldkönigs mit den Hunden. Um aber die kostbare Meute vor dem wüthenden Anprall des Hirsches zu schützen, schleichen einige Jäger von hinten an das gestellte Thier heran und schneiden ihm die Sehnen der Hinterläufer mit dem Jagdmesser durch. Beim Zusammenbrechen des von den Hunden arg zugerichteten Thieres wird das „Halali“ geblasen und der angesehenste Jäger gibt dem Verendenden mit dem Hirschfänger, der davon seinen Namen führt, den „Fang“. Die Läufe des Hirsches werden unter Fanfaren der Jagdhörner losgelöst und an die Jäger vertheilt. Die „aufgebrochenen“ Ueberreste des mächtigen Waldkönigs gehören der Meute.

So gebietet der Jagdbrauch im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts!

Dr. M. T.

Aus der Geschichte der Glasindustrie. Die Aegypter verstanden sich schon frühzeitig auf die Kunst, Gefäße und Flaschen aus Glas zu bereiten. Ausgrabungen bei Theben haben Phiolen zu Tage gefördert, deren Inschriften auf Könige hinwiesen, die 2000 Jahre vor Christi Geburt regiert haben. Am wichtigsten sind jedoch die Malereien in den Gräbern von Benihassanel-Gadim, auf denen der Gang der Fabrikation dargestellt worden. Man schreibt den Ursprung dieser Malereien dem König Asirtasen dem Ersten zu. Zu seiner Zeit war also die Fabrikation des Glases unstreitig eine in Aegypten heimische Industrie, eine Thatsache, welche wenig für Plinius' Angabe, daß die Phönizier die Erfinder der Glasindustrie seien, spricht. Ueberhaupt waren die alten Aegypter geschickte Fabrikanten, wie noch heute die Ueberreste von Glaswerken in unsern Museen zeigen. Plinius weiß von einer ägyptischen gläsernen Kolossalsäule zu berichten, die aus mehreren Stücken zusammengesetzt und fast 20 Meter hoch war. Zur Blüthezeit des römischen Kaiserreichs waren die alexandrinischen Glasgefäße berühmt und sowohl Augustus als auch Aurelianus ließen sich einen nicht unbedeutenden Theil ihres Tributs aus Aegypten in solchen Waaren liefern. — In Griechenland beschränkte man sich meist auf die Kunst, mannichfache Arten edler Steine aus Glas nachzubilden und zu ersetzen. In Italien dagegen erhob sich die Glasindustrie zu hoher Blüthe. Jedenfalls war es hier nicht ohne Einfluß, daß Kaiser Tiberias alexandrinische Glasmacher nach Rom berief. Sie entwickelten ihre Kunst so, daß goldene und silberne Trinkgefäße den gläsernen weichen mußten. Die Römer verwandten auch das Glas zuerst zu Fensterscheiben. — Die ersten Christen verachteten die kunstvollen gläsernen Gefäße, Clemens von Alexandrien verlangte sogar die völlige Ausrottung der Glasmacherzunft. Seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt verdrängten jedoch gläserne Kelche die bis dahin gebrauchten aus Holz, anfangs nur wie gewöhnliche Trinkgläser gestaltet, bald aber in künstlerischen Formen. Im neunten Jahrhundert untersagten die Päpste den ferneren Gebrauch gläserner Kelche.

R. Sch.

Ulmische Hochzeitsordnung vom Ende des 14. Jahrhunderts. Niemand soll künftig zu einer Hochzeit mehr Leute laden als dreimal zu jedem Mahl besonders sechs Schüsseln und je drei Personen zu einer Schüssel, ausgenommen Freunde geistlichen und weltlichen Standes, die sollen in dieser Zahl nicht begriffen sein. Niemand soll zu einer Hochzeit etwas geben, auch nicht innerhalb Jahresfrist hernach. Auch darf niemand zu seiner Hochzeit mehr als drei Spielleute dingen, bei Strafe von fünf Pfund Heller für die Geschlechter und von $2\frac{1}{2}$ Pfund für die gemeinen Bürger. Einer Hochzeit dürfen nur die geladenen Gäste beiwohnen, und die Frauen mögen nach der Mahlzeit zum Tanze gehen, doch nichts dabei schenken und nichts als Wasser trinken.

Dr. B.-R.

Die Stenographie nach Franz Xaver Gabelsbergers System zum Selbstunterricht bearbeitet von Emil Trachbrodt. (15 Hefte, à 50 Pfennig.) Verlag von Eduard Baldamus, Leipzig. Zweite Auflage.

Als uns das erste Heft dieses Werkes vorlag, im Juli des vergangenen Jahres, sagten wir: „Zweck des uns im ersten Heft vorliegenden Werkes von Trachbrodt — desselben Verfassers, der im ersten Jahrgang der „Neuen Welt“ eine Abhandlung über Stenographie veröffentlicht — soll nun sein: die Erlernung der Stenographie binnen kurzer Zeit, ohne Hilfe eines Lehrers zu ermöglichen. Wir glauben mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß dieser Zweck durch den vorliegenden Lehrgang erreicht werden wird. Durch den Umdruck der Buchdruckertypen auf Stein ist es bewerkstelligt worden, die autographirten stenographischen Zeichen in den Text zu drucken, was der leichteren Uebersichtlichkeit halber für den Lernenden von großem Vortheil ist. Die Autographie selbst, hergestellt von dem Bruder des Verfassers, dem Mitglied des königlich sächsischen stenographischen Instituts, Herrn Arno Trachbrodt, ist tadellos zu nennen. Hierbei mag noch bemerkt werden, daß beim Erlernen der Stenographie den lithographirten oder autographirten Zeichen unbedingt der Vorzug vor den stenographirten Typen — die hie und da auch zur Herstellung von Lehrbüchern verwandt werden — zu geben ist. — Die Lehrsätze und Regeln sind klar und ausführlich abgefaßt und werden durch zahlreiche Beispiele treffend erläutert. Nach alledem können wir das Werk jedem, der die Stenographie ohne Lehrer lernen will, angelegentlichst empfehlen.“ — Wir sind nun in der erfreulichen Lage, jetzt, wo bereits sieben Hefte der zweiten Auflage erschienen sind, diese Empfehlung einfach wiederholen zu können und dies umsomehr, als die gegenwärtige Ausgabe noch bedeutend besser ausgestattet ist, als die erste. Für die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit des Lehrbuches dürfte übrigens auch der Umstand sprechen, daß die erste Auflage in so beispiellos kurzer Zeit vergriffen wurde. Der „Deutsche Reichsanzeiger und königlich preußische Staatsanzeiger“ urtheilt über das Werk (und wir schließen uns dem Urtheil vollständig an) folgendermaßen: „Die systematische Aufeinanderfolge des Lehrstoffs, die jedes Mißverständniß ausschließende Erklärung der Regeln durch Veranschaulichung derselben in passenden Beispielen lassen das Werk als ein werthvolles und praktisches Lehrbuch für solche erscheinen, welche bei Erlernung der Kurzschrift eines Lehrers entrathen müssen. Der Bezug des Buches in Lieferungen erleichtert die Anschaffung umsomehr, als der Preis ein mäßiger ist.“

E. Künzel.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 17. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Der Professor ging an seinen Schreibtisch und zog aus einem Schubfache die einzige sich darin befindende Banknote heraus. „Da hast hundertundfünfzig Gulden, mein Lieber," sagte er fröhlich, indem er ihm die Banknote hinhielt. „Es thut mir leid, daß ich nicht mehr habe, ich hätte dich am liebsten gesetzlich losgekauft, aber sprich heute noch mit dem Jakob darüber, so geht's vielleicht auch!"

„Ich will's thun, Professor, und herzlichen Dank für Ihre Güte." Sie drückten sich die Hände, und Wüst nahm hierauf seinen Hut. Er ging nach der Stadt, wo er einige arme Patienten hatte.

Stefan hatte eine Stunde fleißig gearbeitet, als er um neun Uhr durch den Besuch Hans Wachtlers unterbrochen wurde. Die beiden jungen Männer kannten sich bereits. Gleich den nächsten Tag nach dem ersten, ereignißvollen Besuchsabend war Hans wiedergekommen; damals des Sträußchens wegen, das er für Valerie zurückhaben wollte, von dem aber Kathrein erklärt hatte, sie hätte es gleich morgens in den Kehricht geworfen. Der Professor hatte ihm Stefan vorgestellt, und er war diesem mit warmem Interesse entgegengekommen. Der junge Sägemüller hingegen hatte sich kühl und scheu vor dieser neuen Bekanntschaft zurückgezogen. Er vermuthete in Hans den begünstigten Verehrer der schönen Valerie, und ein eifersüchtiger Groll war gegen ihn erwacht. Auch heute war sein Benehmen kaum freundlicher und einladender. Er beklagte, daß der Professor nicht zuhause sei, und gab hierauf in fast trotziger Weise zu verstehen, daß er selbst wohl kaum eine passende Gesellschaft für einen Baron abgeben könne. Hans, der, selbst schüchtern, auch Stefans geringes Entgegenkommen anfänglich für Schüchternheit gehalten hatte, begann nun herauszufühlen, daß in diesem Benehmen etwas Feindseliges sich offenbare.

„Ich sehe," sagte er, „Sie wollen in mir absichtlich nur den Baron sehen, obwohl ich Ihnen wie ein guter Kamerad entgegengekommen bin. Auch heute kam ich nicht des Professors wegen, sondern Ihretwegen; ich habe so viel von Ihnen gehört, ich wollte Sie und Ihre Bestrebungen näher kennen lernen, da ich mich dafür zu interessiren begann, aber ich bin weit entfernt, Ihnen dies Interesse aufdrängen zu wollen." Hans griff nach seinem Hute, den er vorhin auf einen Stuhl gelegt hatte. Das eben Gesagte war ohne Bitterkeit gesprochen, es lag eine edle Offenheit darin, und in dem Ton offenbarte sich etwas, fast wie Traurigkeit und Bedauern.

Stefan war sonderbar berührt, ja beschämt. „Verzeihen Sie," kam es unwillkürlich und wie im Sprung über seine Lippen, und nach einer Pause fügte er hinzu: „Ich wollte Sie nicht verletzen."

„Ich glaube es Ihnen," erwiderte Hans sanft, „aber Sie mißtrauen mir."

„Ich kann es nicht leugnen," sagte Stefan grade heraus, „und ich frage mich, welches Interesse kann ein Baron und Offizier an den Bestrebungen eines armseligen Menschen nehmen, der in seiner sozialen Stellung tief unter ihm steht; der nichts ist, nichts geleistet hat, und bei dem es zweifelhaft ist, ob er jemals etwas leisten wird."

„Es ist unfreundlich, was Sie mir da sagen, aber es mag nicht unberechtigt sein. Unseren Kreisen fehlt das Verständniß für die Bestrebungen aller, die sich emporringen wollen zu höherer sozialer Stellung und Anerkennung, zu gleicher Freiheit, wie sie die privilegirten Stände seit lange genießen, welche ihrerseits den Nivellirungsgedanken, das Prinzip der gleichen Rechte, für einen Wahnsinn erklären. Ich denke anders. Ich finde, daß der Drang nach Freiheit und Gerechtigkeit mit dem Menschen geboren wird und sich äußern muß, sobald dieser zum Bewußtsein seiner selbst gekommen ist; aber ich weiß auch, daß man eine bevorzugte, kräftige Natur sein muß, um den Kampf zu wagen gegen die bestehenden Sitten und das bestehende Vorurtheil der Gesellschaft, und ich weiß, daß wer dies wagt, von seiner eigenen Familie verkannt und angefeindet wird, und daß er keine Unterstützung von dieser zu erwarten hat, und kein Mitleid, wenn er in dem Kampfe zugrunde geht; denn der Verfechter einer neuen Idee steht isolirt, das Alte kann sich ihm nicht anschließen, und so wird er häufig von dem Vater selbst als ein Frevler gebrandmarkt."

Stefan horchte auf. Jedes dieser Worte sprach zu seinem Gefühl, und in einer Regung von wirklicher Sympathie streckte er dem Baron die Hand entgegen. Dieser ergriff sie und drückte sie mit Wärme. „Wie kommt es aber," fragte Stefan, daß Sie diese Bestrebungen verstehen und sie so günstig beurtheilen?"

„Vielleicht deshalb, weil ...." — Hans stockte — „weil ich sie theile," fügte er schüchtern hinzu.

„Sie, Herr Baron?"

„Das wundert Sie; aber die Anhänger dieser edlen Prinzipien, dieser erhabenen Weltanschauung, möchte ich sagen, sie sind doch nicht allein unter den Arbeitern zu suchen? Individuen

aller Stände werden sich ihnen anschließen und für sie streiten; alle, die ein tiefes Rechtsgefühl haben und an ein Fortschreiten der Menschheit glauben, besonders aber die, welche durch alte Gebräuche und Vorurtheile in ihrem innersten Bedürfen gekränkt und unglücklich gemacht werden. Denn ihrer sind unzählige und nach allen Richtungen hin, denn es gibt nicht nur einen kirchlichen und staatlichen, es gibt auch einen Despotismus der Familie, und —" er stockte abermals — „Sie sehen in mir ein Opfer dieses Despotismus. Ich habe nicht den Muth, mich dagegen aufzulehnen, ich lasse über mich und meine Neigungen verfügen, und wenn ich elend werde, so werde ich es verdient haben; aber mein ganzes Herz fliegt dem zu, der, um sich selbst genug zu thun, um unabhängig, um frei zu sein, mit allem zu brechen wagt, alles herausfordert, selbst die Sorge um das tägliche Brot. Ich bewundere diesen Muth, vielleicht um so mehr, da er mir fehlt."

Stefan schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht, Herr Baron, Ihnen fehlt nur das Treibende, Drängende, ein Ereigniß, das Sie gehörig aufstachelt, die Noth, oder ein ebenso mächtiger Motor, die Leidenschaft."

„Sie meinen die Liebe?" fragte Hans rasch.

Stefan wurde roth. „Es gibt noch andere Leidenschaften," bemerkte er ausweichend, aber für Hans schien diese eine zu genügen.

„Vielleicht fände ich auch den Muth, zu streiten," sagte er, und auch über seine vollen Wangen flog ein jähes Roth, „wenn ich ein Ziel vor mir sähe, wenn meine Energie noch einem andern Wesen zugute käme, einem Wesen, das — das ich liebe —"

„Und das Sie wieder liebt!" fiel Stefan hitzig ein.

„Freilich, ja! — Eben das könnte mich ermuthigen und erheben, aber — das ist nicht der Fall."

„Nicht?" fragte Stefan, fast unfähig, seine Bewegung zu verbergen. „Man liebt Sie nicht?!"

„Ich glaube nicht," sagte Hans einfach, „ich habe wenigstens keine Beweise dafür, auch nicht die geringsten."

Stefan hätte laut aufjubeln mögen, aber er bezwang sich und drückte dem Baron nur abermals, diesmal mit ungleich größerer Wärme, die Hand.

Dieser nahm dies für eine Kundgebung innigen Mitgefühls. „Wir wollen Freunde sein," sagte er mit seinem herzlichen, ehrlichen Ton, „ich bitte Sie darum."

„Von ganzem Herzen," erwiderte Stefan, und er fiel dem neuen Freunde um den Hals. Aller Groll war geschwunden, das vollste Zutrauen erstanden und etwas wie Mitleid. „Sie liebt ihn also nicht," dachte er. „Armer Hans!"

Sie besprachen hierauf ihr neues Verhältniß und wie häufig sie in der Folge mit einander verkehren wollten. Stefan führte die Möglichkeit aus, daß er assentirt werde. Hans bemerkte, daß sie in einem und demselben Regimente dienen würden, da hier der Werbebezirk für das Regiment sei, bei dem er sich befände.

„Es kostet mich dann nur ein Wort," fügte er fröhlich hinzu, „und Sie kommen auch in dieselbe Kompagnie. Sie dürfen dann sicher sein, daß Sie, von mir wenigstens, nicht allzusehr malträtirt werden." Beide lachten, aber Stefan meinte, daß er selbst auf diese Begünstigung sehr gern verzichten möchte.

Auch von seinem Jugendfreunde Franz erzählte Stefan, und Hans äußerte hierauf den Wunsch, ihn kennen zu lernen.

„Professor Wüst hat mir schon von seinem Talent erzählt," versetzte er, „er hat mir gesagt, er hätte manches Gedicht von ihm gelesen, das fast tadellos in der Form war, und in so feurigschwungvoller Weise einen Gedanken zum Ausdruck brachte, daß man es mit den besten Erzeugnissen der modernen Literatur vergleichen könnte. Nun, Stefan, ich möchte den Poeten sehen und sprechen, und ich hoffe, Ihr Freund wird auch der meine werden."

„Ich wünschte es lebhaft," sagte Stefan, „und Franz verdient es auch. Aber um Sie mit ihm bekannt zu machen, wäre heute die beste Gelegenheit. Es ist Sonntag, da ist er frei, und da ich nachmittags ohnedies in der Stadt zu thun habe —"

„Aber ich werde Nachmittag nicht abkommen können," erwiderte Hans, „wir erwarten zum Mittagessen Hauptmann Tiefenbach und seine Familie, das Diner wird sich etwas lange hinausziehen und hierauf ist ein gemeinschaftlicher Besuch des alten Schlosses Hohenwang in Aussicht genommen. Mein Vater hat die Absicht, die dortige Kapelle restauriren zu lassen, wenn dies nicht mit allzugroßen Kosten verbunden ist, wir werden deshalb alles in Augenschein nehmen; Sie begreifen, daß ich dabei nicht gut fehlen kann."

„Ich begreife das vollkommen," versetzte Stefan nicht ohne Bitterkeit, „aber dann gehen wir sogleich." Er sah auf die Uhr. „Es ist noch nicht Zehn; wenn wir tüchtig ausschreiten und den näheren Weg an der Ruine vorüber nehmen, so können wir vor elf Uhr noch in Seekirchen sein, da treffen wir Franz gewiß."

„Gut, das paßt auch mir, aber dann lassen Sie uns eilen."

Stefan vertauschte seinen Arbeitskittel mit seiner Sammetjacke und nahm den Hut. Als sie auf den Flur hinaustraten, hüpfte ihnen Nandl, die soeben von der Straße kam, entgegen. Sie schwang Stefan ein weißes Blatt Papier wie im Triumphe entgegen. Ihre schwarzen Augen funkelten und aus ihrer Stimme klang's wie Jubel. „Fertig, fertig bin ich! Da hast du's."

„Was denn?" fragte dieser ganz erstaunt.

„Meine Aufgabe. Ein ganzes Sprüchlein habe ich abgeschrieben, und auswendig kann ich's auch schon, du wirst sehen."

„Ich habe jetzt keine Zeit, Nandl."

„Aber du wolltest mich doch überhören."

„Ich muß fort."

„Fort?" rief sie gedehnt. „Wohin denn?

„In die Stadt, mit dem Herrn hier."

„Aber du kommst bald wieder?"

„Ich weiß nicht, vielleicht nicht vor Abend."

„So!" machte sie noch gedehnter.

„Leb' wohl, Nandl." Er wollte eiligst an ihr vorüber, sie hielt ihm ihre Schrift entgegen.

„Ich habe mir Mühe gegeben; es ist wunderschön geworden, die Haarstriche so fein und —"

„Halte mich nicht auf, wir haben Eile." Er schob sie mit ungeduldiger Hast beiseite, und schon im nächsten Augenblick befanden sich die jungen Männer auf der Straße.

Nandl stand da mit einem sehr unentschiedenen Ausdruck in ihrem kleinen Gesicht, der im nächsten Augenblick ebensowohl in Lachen als in Weinen übergehen konnte; sie hielt noch immer das weiße, sorgsam liniirte Papier mit den langen Buchstaben in der Hand, das sie aber allmählich zusammenzuknüllen begann. „Was habe ich jetzt davon," sagte sie zu sich selbst, „daß ich mich so gehetzt habe, daß ich darüber die Suppe meiner Alten anbrennen ließ und dafür blaue Flecke davongetragen habe, wie an einem Wochentage, was habe ich davon, daß ich so mühsame Buchstaben gemacht habe; die Haarstriche ganz fein und die Schattenstriche schön dick, so daß ich immer zweimal eintauchen mußte, und rundherum alles voll Tintenklexe war; was habe ich jetzt davon?" Sie ballte das Papier in ihrem Aerger immer fester zusammen, dann gewann aber ihr natürlicher Humor doch wieder die Oberhand, und sie mußte lachen, lachen über sich selbst und über ihre vergeblichen Anstrengungen. „Es war zu dumm," sagte sie, „aber ein andermal lass' ich mich nicht mehr fangen." Sie lief in die Küche zur alten Kathrein und hielt ihr die Aufgabe hin. „Da hast du was zum Verbrennen," sagte sie in einem resoluten Ton.

„Ist es nicht schade um das schöne Papier?" meinte die sorgliche Alte.

„Ach was Papier, das ist das Wenigste, aber was darauf stand, das war das Schöne dabei, und das konnte man sogar lesen. Ja, Kathrein, und das hab' ich mit eigenen Händen darauf geschrieben, es war keine kleine Arbeit, das kannst du mir glauben, und höllisch heiß ist mir dabei geworden, aber dafür lasse ich es jetzt zur Vergeltung braten," und sie sprang rasch zum Herde und warf das Papier in die Flammen. „So, da brennt sie jetzt, meine ganze Gelehrsamkeit; schon gut, zu Asche lasse ich sie verbrennen, damit's für immer aus damit ist. Stefan kümmert sich einen Pfifferling darum und ich auch nicht, punktum."

* * *

Wenn man von Lindau aus nach Seekirchen kommt, so muß man, ehe man den Platz erreicht, die Kirche passiren. Diese selbst, in dem zopfigen Jesuitenstil erbaut, war an ihrer Vorderansicht von einigen alten, weit verästelten Linden umgeben, die nach der einen Seite zu, wo die Sakristei hinausging, noch dichter standen. Dort an der Rückseite hatten auch die meisten bäuerlichen Gefährte Posto gefaßt, die gegenwärtig auf ihre Insassen, welche der heiligen Messe beiwohnten, warteten; aber auch die Equipage des Baron Wachtler war hier aufgestellt, ein Zeichen, daß die Herrschaft selbst dem Gottesdienste beiwohnte.

In dem Schatten vor dem Hauptthore waren in einer langen Reihe alle diejenigen aufgestellt, die in der Kirche keinen Platz mehr finden konnten, oder aus anderen Gründen es vorzogen,

hier außen zu bleiben. Es waren meist junge Männer, sich blähende Bauernbursche, die, die Nase im Winde, ihre Beine weit auseinanderspreizten und mit unerschütterlichem Gleichmuthe die heute müssigen Hände in den Hosentaschen hielten; dann eine Anzahl Stadtherren, kleine Beamte zumeist, hie und da auch ein Ladenschwengel, der grade frei hatte und entsetzlich nach Pommade roch; sie hielten ihre Stöckchen im Munde, und, um sich die Zeit des Wartens in nützlich-angenehmer Weise zu verkürzen, polirten sie ihre Stockknöpfe mit der Zunge. Ferner waren Krämer und Makler anwesend, Vieh- und Kornhändler, die hier ihre Kunden erwarteten, um sogleich ein Geschäftchen abzuschließen.

Diese letzteren waren die Lebendigen; sie gingen ab und zu, große Wichtigkeit verrathend, oder stritten laut und verstiegen sich nicht selten zu Invektiven, indeß die früher erwähnten ruhig und geschlossen wie eine Mauer standen, und, da die Messe sogleich zu Ende sein mußte, mit Ungeduld die Andächtigen erwarteten, die, aus dem Hauptthore kommend, an ihnen vorüber mußten. Natürlich dachten sie dabei nur an die Andächtigen weiblichen Geschlechts, und darunter nur an die Jungen und Hübschen. Jeder hatte mindestens eine Gewisse, auf die er sehnsüchtig lauerte, und auch sie, die Gewisse, mochte sich wohl schier die ganze Messe über auf den Moment freuen, wo sie an dem Herzallerliebsten im Sonntagsstaat vorbeistolziren und sich bewundern lassen konnte. Stefan und Hans kamen hier vorüber, grade als die letzten Orgeltöne verklungen waren. Alles strömte sofort aus der Kirche; es entstand ein Gedränge und die beiden mußten, wie die übrigen, sich anstellen, um die Menge passiren zu lassen. „Ob sie wohl kommen wird!“ dachten auch sie in diesem Augenblick, und beide dachten an einunddieselbe.

Die Bauersleute, die rückwärts in der Kirche standen, kamen zuerst. Es war ein schöner Schlag Menschen, der sich da präsentirte; man konnte bemerken, daß sich die Geschlechter meist gesondert hielten, es kam selten vor, daß ein Mann mit seinem Weib, ein Bursch mit seinem Mädchen ging. Alle sahen blühend und kräftig aus, alle waren in Feiertagsgewändern und mit Feiertagsmienen. Traurige, krank oder ärmlich aussehende gab es darunter nicht; die Armen gingen zur Frühmesse, wo niemand ihrer achtete, oder sie blieben, niedergedrückt unter der Last ihres Kummers oder der schweren Arbeit der Wochentage, ganz zuhause. Die Zehnuhrmesse war nur für die Reichen und Angesehenen, und jeder gab sich auch Mühe, diese behäbige, glückliche Situation vor allen Augen darzuthun. Das Geldprotzenthum unter den Bauern und Kleinstädtern ist das alleraufdringlichste von allen. Auch musterte einer den andern scharf vom Kopf bis zum Fuß, und man konnte in vielen Fällen seine Kritik laut zu hören bekommen. Besonders die Weiber waren unbarmherzig gegeneinander, und wenn eine den Anforderungen auf Putz nicht entsprach oder doch nicht in herkömmlicher Weise entsprach, da entstand sofort ein Zischeln und Flüstern, oder man zeigte gleich gar mit Fingern auf sie. Der alte Grillhofer kam mit einem Viehhändler in heftigem Gespräch die Reihe herunter. Sie zankten um eine Kuh. Der Streit hatte schon vor der Messe begonnen, jetzt folgte die Fortsetzung, wo sie mit indeß frisch gesammelten Kräften noch vehementer auf einander trafen. Lorenz, der Sohn, suchte sich in's Mittel zu legen. Er fand, daß durch dergleichen öffentliches Gezänk, einer Kuh wegen, die Würde und das Ansehen der Grillhofer leiden könnten. Der Lampelbauer hatte ohnedies schon so etwas höhnisch auf sie herübergeblickt, aber bei jedem Beschwichtigungsversuch schrie der Alte immer nur: „Halt's Maul!“, und da mußte er es denn halten, wenn er die Sache nicht noch ärger machen wollte. Sie kamen an Stefan vorüber, ohne ihn zu bemerken. Das junge Weib hingegen, das jetzt aus der Kirche trat, hatte bessere Augen.

Es war die schöne Broni, und sie verdiente den Namen. Es war ein stattliches, üppiges Weib, kaum dreißig Jahre alt. Sie war prächtig herausgeputzt. Sie trug die übliche Goldhaube, die ihr zu ihrem blühenden Gesicht und ihrem kastanienbraunen Haar ganz vortrefflich stand. Ueber den weiten Rock vom feinsten Wollenstoff hatte sie eine mächtige schwarze Schürze gebunden, mit flatternden Bändern. Ihr dunkelblauer Spenser von schwerer, schillernder Seide war tief herzförmig ausgeschnitten, und eine goldene Uhrkette, die sie mehrfach um den Hals gewickelt trug, war hier in das oberste Knopfloch mit der Uhr mittels eines schweren Karabinerhakens eingehängt und baumelte bei jedem Schritt über dem kräftigen Busen hin und her, aller Blicke auf sich ziehend. Aber die Broni wußte es wohl, sie hatte diese Blicke nicht zu scheuen, weder von den Mannsbildern noch von den Weibsbildern, und an einem andern Tage hätte sie sich über die Scheelsucht und den Neid, den sie bei ihren lieben Freundinnen hervorrief, ganz unmenschlich gefreut, aber heute dachte sie nicht daran, sah sie sich auch nicht einmal nach den anderen Bäuerinnen um. Ihre Blicke flogen musternd die Männerreihe entlang und blieben zu unterst auf einem Gegenstande haften. Ihre Augen sprühten auf, ihre Brust hob sich wie unter einem stürmischen Athemholen, und ihre Schritte wurden schneller. Sie hatte den erkannt, nach dem ihr Herz verlangte. Ihre bauschigen Röcke hin- und herschwingend, kam sie direkt auf Stefan zu. Dieser hatte sie jetzt gleichfalls bemerkt. Er hatte es vollständig vergessen, daß diese Frau ihn hierher zu einem Stelldichein geladen hatte; jetzt kam ihm in den Sinn, daß sein Erscheinen als eine Zustimmung zu ihren Absichten gelten konnte, daß er ihretwegen gekommen sei. Er erblaßte vor Aerger. Er wollte nach rückwärts sich durchdrängen, um ihr zu entwischen, aber da standen die Burschen fest ineinandergekeilt, und da die meisten ihm nichts weniger als freundlich gesinnt waren, ließen sie ihn nicht durch. Wäre er allein gewesen, so hätte er sich mit einigen derben Püffen den Durchlaß schon erzwungen, aber Hans war an seiner Seite geblieben, und er wäre unfehlbar mit in's Handgemenge gerathen. Ehe er noch einen andern Fluchtplan ersinnen konnte, war Broni bereits bis zu ihm gekommen. Sie blieb vor ihm stehen und streckte die Hand nach ihm aus.

„Grüß' Gott, Stefan Grillhofer, mich freut's, dich hier zu sehen!“ Und dann ihn aus der Reihe zu sich heranziehend, fragte sie scherzhaft: „Was hast denn mit den Buben? Sie gönnen dir's wohl nicht, daß du als Wirthschafter zu mir nach Buchberg kommst? Glaub's wohl, 's wär' mancher lüstern nach der Stell'. Aber was bleibst denn stehen? Komm, begleit' mich ein Stück Wegs, siehst, da drunten unter den Bäumen, da halt' schon mein Wagerl, oder besser noch, fahr' gleich mit mir bis nach Buchberg übri, wir können dann alles ordentlich besprechen, und alles gleich in's Reine bringen zwischen uns.“

Stefan war mit ihr gegangen, trotz seines Unmuthes, er konnte nicht anders. Sie waren der Menge entgangen und hatten sich seitwärts gewendet, wo die Wagen standen. Jetzt hielt Stefan an, und mit halblauter, absichtlich gedämpfter Stimme antwortete er der schönen Witwe: „Ich dank' Euch für Euer Anerbieten, Frau Gruber, aber ich kann's nicht annehmen.“

„Wie, du kannst nicht?“ rief sie einigermaßen betroffen; dann aber lächelte sie und, ihm noch näher rückend, sagte sie leise und vertraulich: „Du fürcht'st dich wegen der Rekrutirung, nicht wahr? Aber laß dich das nicht bekümmern, Stefan, dein Alter hat dir's wohl schon gesagt, ich kauf' dich los.“

„Das ist's nicht, aber ich passe nicht für die Stelle, die Ihr mir zugedacht habt.“

„Weil du immer mehr in der Schul' als auf dem Feld g'wesen bist, glaubst du? Aber das macht nichts, ich kann dich so auch brauchen; freilich, und eigentlich — ja eigentlich noch besser. Ich brauch' einen, der sich auf's Rechnen und Schreiben versteht, und der die neuen Erfindungen bei mir einführen thät'; Hände habe ich genug, ich brauch' einen Kopf, der sie dirigirt und —“ sie schlug ihre Augen mit einem schmachtenden, vielverheißenden Blick zu ihm auf, indeß ihr Mund ein verführerisches Lächeln zeigte — „ich brauch' einen Herrn.“

„Ich bin nicht, was Ihr braucht!“ fuhr Stefan auf, „ich habe andere Pläne, andere Absichten, und kurz, ich kann's nicht annehmen; und nun will ich Euch in den Wagen helfen, und behüt' Euch Gott!“

„Stefan!“ rief die Broni, und sie faltete wie bittend die Hände, dann aber besann sie sich eines Bessern und, den Kopf stolz aufwerfend, brach sie in ein erzwungenes Lachen aus. „Ich kann erfahrenere Männer kriegen und geschicktere obendrein; es war nur zu deinem Besten gemeint, du dalketer Bub.“ Sie that einige große, entschlossene Schritte gegen den Wagen hin, aber dort angekommen, schielte sie wieder nach ihm. Der dalkete Bub schien ihr halt doch viel lieber, als die erfahrenen Männer alle zusammen! Es war grade, als könne sie die Augen nicht von ihm lassen, als könne sie sich nicht von ihm trennen. Der mühsam hervorgerufene Stolz wollte ihrem Verlangen gegenüber nicht standhalten, und wer weiß, sie hätte vielleicht noch einen weiteren Versuch gemacht, ihn zu gewinnen!

(Fortsetzung folgt.)

Seehundjagd auf der deutschen Nordseeinsel Wangeroog. (Seite 203.)

Wallenstein und Seni. (Seite 204.)

Neue Memoiren.

Es sind vor kurzem Memoiren des Grafen Axel von Fersen, jenes Freundes der Königin Marie Antoinette, und zwar durch den Großneffen desselben, den schwedischen Baron Klinkowström, veröffentlicht worden. Diese Memoiren sind durch einige bisher unbekannte Details der französischen Revolutionszeit, namentlich in Bezug auf die Absichten der europäischen Höfe den pariser Aufständen gegenüber, sowie durch Mittheilungen über das Expeditionscorps, mit welchem Frankreich den Unabhängigkeitskampf Nordamerikas gegen England unterstützte, interessant.

Die Familie Fersen gehörte seit Jahrhunderten zu einer der ersten Schwedens; der junge Axel genoß das, was man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine sorgfältige, aristokratische Erziehung nannte, das heißt: er hatte mit dem sechzehnten Jahre die Studia beendet und trat an der Hand eines Mentors die beliebte Tour zu den ausländischen Höfen an. In Braunschweig, Turin, Straßburg erlernte er das edle Kriegshandwerk und 1774 fand sein Debüt in der pariser Gesellschaft statt.

Axel von Fersen war nicht nur durch ein fesselnd schönes Aeußere, wie wir hören, sondern auch durch ein gewinnendes Wesen, durch sehr angenehme Formen ausgezeichnet; ein im Besitz einer Verwandten, der Gräfin von Gyldenstolpe, noch vorhandenes Miniaturbild, welches ihn Ende der Zwanziger darstellt, zeigt antik geschnittene Züge, einen gedankenvoll ernsten Ausdruck, welchem ein Anflug romantischer Schwärmerei beigesellt ist. Der schwedische Gesandte, Graf Kreutz, führte ihn bei Hofe, bei der königlichen Maitresse Du Barry, bei der Prinzeß von Beauveau, der Gräfin von Brienne u. s. w. ein; überall fand Axel von Fersen eine ausgezeichnete Aufnahme, und der Graf Kreutz fand sich veranlaßt, diesen Umstand seinem königlichen Herrn ganz besonders zu unterbreiten, woraus man auf die Absicht einer gelegentlichen diplomatischen Verwendung des schönen, jungen Schweden im voraus schließen möchte.

Es scheint, daß Axel von Fersen besonders auf die Königin einen tiefen Eindruck machte, und wenn die damals in Kurs gesetzten Gerüchte auch gegenstandlos sind, so finden sich doch in diesen Memoiren sichere Andeutungen für eine Erwärmung des unter dem Hermelin klopfenden Frauenherzens.

Während seines ersten Aufenthaltes in Paris besuchte Fersen auch London; seine sonst sehr weiche Feder spitzt sich zur Satyre, wenn er von Oldengland spricht und von dem guten König, den fettigen und schwärzlichen Polstern seines Ruhelagers und von der kaum hörbaren Stimme, mit welcher derselbe sich an die ihm vorgestellten Personen wendete. Diese Dämpfung des Organes hatte ihren bestimmten Grund: der König wünschte dadurch zu verheimlichen, daß er an jeden beim Lever Anwesenden genau dieselben Worte richtete. Die Königin von England fand Fersen graziös und liebenswürdig — aber nicht hübsch.

Auf einige Zeit kehrte Fersen an den Hof Gustav des Dritten, seines Gebieters, zurück, und dieser Hof galt damals für den flottesten von Europa; in den Berichten über die Festivitäten von Gripsholm und Ulricksdal figurirt vor allen andern der Name: Axel von Fersen.

Allein 1778 ist Fersen schon wieder in Paris; man ist fast erstaunt zu erfahren, daß er sich plötzlich dem französischen Expeditionscorps, welches den Unabhängigkeitskampf Nordamerikas unterstützen sollte, anschließt. Er wird Adjutant des Oberbefehlshabers Grafen Rochembeau und berichtet in einer Serie von Briefen an seinen Vater, welche den Zeitraum von 1780—83 begreifen, über seine Erlebnisse.

Die Expedition, welche aus 7680 Mann bestehen sollte, zählte in Wirklichkeit nur etwas über 5000, weil es an Transportmitteln fehlte. Diese fünftausend Mann wurden von vier Generälen: dem Chevalier von Chasteley, zwei Baronen von Viomesnil und Herrn von Wickenstein, welcher Oberst des Regimentes Anhalt war, kommandirt; sieben Kriegsschiffe besorgten die Verschiffung, auf vier Monate nahm man Proviant mit; am 4. Mai 1780 ging es von Brest aus in See. Die Landung erfolgte nicht, wie bestimmt war, in der Cheasepeak-Bai, sondern und zwar: weil man sich vor englischen Kriegsschiffen „in Acht nehmen mußte" an der Küste von Rhode Island. In der Nähe von Newport wurde ein verschanztes Lager bezogen; die Disziplin der Truppen habe, schreibt Fersen, bei den Einzelnen, welche an Plünderungen der englischen Soldaten gewöhnt waren, Anerkennung und Bewunderung gefunden; es wäre aber nach der Niederlage des General Gates durch Lord Cornwallis in Nord-Carolina die Lage der Franzosen eine äußerst mißliche geworden, denn von einer Unterstützung der Alirten wäre bei der nunmehrigen Isolirung der Position bei Newport keine Rede mehr gewesen.

Bei einer Zusammenkunft, welche Rochembeau in Hartford mit Washington hatte, war Fersen zugegen; er schildert den Eindruck, welchen dieser große Mann auf ihn machte, mit folgenden Worten:

„Washingtons hübsches, ehrliches Gesicht hat einen majestätischen, dabei aber doch sanften Ausdruck und steht in vollem Einklang mit den moralischen Eigenschaften des Mannes: man sieht ihm den Heros an. In seinem Wesen ist er kühl, er spricht wenig, ist dabei aber sehr höflich und verbindlich: auf seinen Zügen lagert etwas wie Trauer, das ihm aber wohl steht und ihn noch interessanter erscheinen läßt."

Im Stabe Washingtons befanden sich damals: Lafayette, Knox, der Chef der Artillerie, und General Gouvion; außerdem sechs Adjutanten, die Escorte bildeten 22 Dragoner; Washington mußte Feindesland passiren, um sich zu der Besprechung in Hartford einzustellen. Uebrigens beunruhigt sich Fersen nicht wenig über die sich immer kühler gestaltenden Beziehungen zwischen dem großen Amerikaner und seinem General; letzterem spendet er jedoch alles Lob, indem er die Harmonie zwischen den beiden im Grunde so verschiedenen und „in ihren Herzen einander durchaus nicht wohlwollenden Nationen" aufrecht zu erhalten verstand.

Wir entnehmen dem Memoire einen genauen Bericht der endlichen Kapitulation von Lord Cornwallis, an welcher Franzosen und Eingeborne einen gleichen Theil hatten.

Der Friedensschluß gestattete die Rückkehr nach Europa; 1783 ist Fersen wieder in Paris; wir finden ihn diesmal völlig in Anspruch genommen von seiner Bewunderung für das schöne Fräulein Necker, die nachmalige so geistreiche und so berühmte Schriftstellerin; er preist seinen Freund Staël, den derzeitigen schwedischen Gesandten, glücklich, daß er die Braut heimführe und tröstet sich mit dem großen Pitt, in welchem wir einen andern Freier der viel umworbenen Penelope kennen lernen.

Da sowohl der König von Frankreich, als der König von Schweden Fersen zum Obersten eines ihrer Regimenter ernannt hatten, so gab es eine Zeitlang ein Hin- und Herreisen zwischen Stockholm und Paris.

Im Mai 1787 war Fersen Zeuge des Schlusses der Assemblée des notables; er ist kurzsichtig genug, die Folgen dieser Versammlung auf Reformen im Haushalt des Königs und der Prinzen beschränkt zu sehen; er findet, daß der Graf Artois dem König 400,000 Livres seiner Apanage herausgibt, in den Ställen der Königin 100,000 Thaler Ersparnisse projektirt sind, und der Jagdetat des Königs reduzirt wird. Dabei konnte er aber im Hause seines Freundes, des glücklichen Gatten der schönen Necker, zu sehen sich nicht erwehren, daß die Revolution ihre Fittige auszubreiten begann.

1787 befindet sich Fersen wieder im Gefolge Gustav des Dritten bei dessen unglücklicher Campagne in Finnland, von der bekanntlich der König nach Schweden zurückkehren mußte, weil die Dänen eine Invasion bewerkstelligt hatten.

Mit der abermaligen Rückkehr nach Paris beginnen Fersens offizielle Beziehungen zu Marie Antoinette und dem König, und wir schalten der Uebersicht wegen hier eine, wenn auch einer früheren Periode, wesentlich dem ersten Erscheinen Fersens am pariser Hofe geltende Depesche ein. Dieselbe befindet sich in den Archiven von Upsala und ist von dem bereits erwähnten Grafen Kreutz unter dem 10. April 1779 an Gustav den Dritten gerichtet, sie lautet:

„Ich muß Eurer Majestät bekennen, daß der junge Graf Fersen mit einem so ausgezeichneten Wohlwollen von der Königin bedacht worden ist, daß viele Personen Anstoß daran genommen haben. Ich muß gestehen, ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Königin eine gewisse Inklination für ihn habe; ich habe zwei deutliche Anzeichen, welche alle Zweifel beseitigen. Das Benehmen des jungen Grafen bei dieser Gelegenheit ist alles Lobes werth, seine Bescheidenheit und Zurückhaltung bewundernswerth, ebenso sein Entschluß nach Amerika zu gehen: die Königin konnte ihre Augen nicht von ihm wenden während der letzten Tage . . ihre Augen waren voller Thränen. Sobald seine Abreise bekannt wurde, war unter den Günstlingen große Freude.

Die Herzogin von Fitzjames sagte zum Grafen: ‚Wie? Sie lassen auf diese Weise ihre Eroberung im Stich?‘ Derselbe erwiderte: ‚Hätte ich eine Eroberung gemacht, so würde ich sie nicht aufgeben; ich gehe frei von hier fort und hinterlasse keinen Kummer.‘“

Unglücklicher- oder merkwürdigerweise ist Fersens Tagebuch von 1780—91 „verloren“, nur einige wenige Briefe finden wir daraus angeführt. 1788 schrieb er an den Vater „von der Gährung, die sich in Paris im Volke zeige, von einem überhandnehmenden Delirium; jedermann spräche von Fortschritt, in den Vorzimmern fände man die Lakaien mit der Lektüre von Pamphleten, von denen täglich wenigstens ein Dutzend erschiene, beschäftigt.“ 1789 schreibt er: „Der tiers état wünscht allein die états généraux darzustellen.. auf die Soldaten ist kein Verlaß, sie neigen auf die Seite des Volkes...“

Nun kam die Berufung Neckers, die Erstürmung der Bastille, die Hinrichtung Flessels, die Wegnahme der 36000 Flinten im Invalidenhotel, die Emigration, mit dem Grafen Artois, den Prinzen Condé und Conti an der Spitze; Fersen schreibt von Valenciennes aus, wo sein Regiment in Garnison lag, in demselben Jahre:

„Mit der Autorität des Königs ist es aus! Die Nationalversammlung zittert vor Paris, Paris zittert vor den 40 bis 50000 Banditen auf dem Montmartre. Dazu kommt, daß die Aufhebung der Feudalrechte, welche nach kurzer Berathung am Schluß eines Soupers beschlossen worden ist, dem Volke die Ueberzeugung gegeben hat, es brauche nun nichts mehr zu zahlen. Im ganzen Lande werden die Schlösser der Gutsherrn attakirt, man zerstört und raubt die Besitztitel; an eine Steuereintreibung ist garnicht zu denken; die Truppen sind durch Hoffnung auf Freiheit und Geld korrumpirt — —; der Staatsbankrott ist unvermeidlich 2c.“

In der That brachen alsbald in allen Garnisonen Ementen aus und 1790 erhielt Fersen von König Gustav den Befehl, sein Regiment in Valenciennes zu verlassen und sich in unmittelbare Nähe der königlichen Familie zu verfügen; er blieb in Paris bis zu dem bekannten und verunglückten Fluchtversuch im Juni 1791. Wiederholt spricht er sich in Briefen und Berichten dahin aus, daß der Aufenthalt des Königs und der Königin in Paris keine Garantie für ihre Sicherheit böte; sein lebhafter Abscheu vor den sogenannten Konstitutionalisten, die ihm als Dummköpfe und Schurken erscheinen, wie seine steigende Verachtung für Necker finden Ausdruck. Ueber Necker schreibt er, derselbe habe König und Staat seinem Ehrgeiz geopfert; seine Strafe wäre, daß sein Einfluß zu nichts geführt hätte.

Das große Fest der Föderirten zieht Fersen in's Lächerliche: die Soldaten hätten, ehe der König erschienen wäre, einem Priester und zwei Mönchen Flinten in die Hand gegeben und sie am Altar aufgestellt; sie hätten geschrien und getanzt wie Kannibalen, ehe sie einen Christen verspeisen.

Aus einem Brief vom Februar 1791 an seinen Vater geht hervor, daß Fersen sich die Aufgabe gestellt hatte, die königliche Familie zu retten.

„Ich würde“, schreibt er, „niedrig und undankbar handeln, wenn ich König und Königin jetzt, wo sie nichts mehr für mich thun können, verlassen wollte. Zu aller ihrer Güte vergangner Tage haben sie neuerdings eine schmeichelhafte Auszeichnung hinzugefügt: sie haben mich mit ihrem Vertrauen ausgezeichnet. Ein Geschenk, welches um so werthvoller ist, weil es sich auf drei oder vier Personen beschränkt, von denen ich der jüngste bin.“

Diese in Rede stehenden Personen waren: der Baron von Breteuil, der Marquis von Bouillé und der Graf Mercy. Mit diesen hat Fersen die Flucht nach Varennes berathen, er selbst kutschirte bekanntlich, als Domestique verkleidet, bis Bondy.

Die vereitelte Flucht war ein in jeder Beziehung verhängnißvolles Ereigniß, denn außer verschärften Maßregeln gegen die königliche Familie, führte sie, wie Fersen mittheilt, zu allerhand diplomatischen Verwicklungen.

Zunächst wurde Fersen nach Brüssel geschickt mit einem Brief Ludwig des Sechzehnten an den Grafen Mercy; er sah dort Marie Christine, die Schwester der Königin, welche damals bekanntlich Regentin der Niederlande war. Von Brüssel ging er nach Aachen zu einer Zusammenkunft mit Gustav dem Dritten, sodann nach Wien, um die von dem König von Schweden gemachten Vorschläge zu realisiren.

Gustav der Dritte nämlich hatte die Absicht, schwedische Truppen in der Normandie zu landen, aber er wollte diesen kühnen Schritt ohne Unterstützung nicht wagen.

In Wien aber kamen die Unterhandlungen nicht vom Fleck; der Mangel an Thatkraft seitens der Verwandten Marie Antoinettes findet vielfach Betonung; überdies scheiterten alle Rettungsversuche, weil die europäischen Höfe sich zu einer „gemeinschaftlichen“ Aktion wenig disponirt zeigten.

War man an den europäischen Höfen konsternirt und außer sich über die Vorgänge in Paris, so „ließ die alte Eifersucht“, wie Fersen sagt, „zu keiner Handlung kommen“.

Daß auch andere Gründe, darunter Befürchtungen vor den ansteckenden Eigenschaften freiheitlicher Volkserhebungen, welche den Fürsten ihre Armeen im Lande zu behalten riethen, im Spiele waren, das entgeht unserm Helden, der, befangen in seinem aristokratischen Horizont, den gigantischen Kontur der Bewegung nicht erfaßt hat.

Uebrigens fällt, nach Fersens eigner Mittheilung, hier die Eifersucht, mit welcher Ludwig der Sechzehnte bis zu seinem Ende über seinen Rechten, den emigrirten Prinzen gegenüber, wachte, in's Gewicht: der König beklagte sich fortwährend über die unzeitige Einmischung derselben und die ihnen mangelnde Disziplin. Hauptsächlich hätte der König vor dem ungestümen Prinzen Condé Befürchtungen gehabt und wäre nahe daran gewesen, in demselben einen Usurpator zu erblicken, falls die kleine Armee der Emigrirten mit einer größeren in Frankreich einrücken sollte.

Natürlich bestand während dieser ganzen Zeit ein direkter und vertraulicher Verkehr zwischen Marie Antoinette und Fersen.

Fersen hatte einen Rettungsplan, welcher sein „eigen“ war, wie er sagt, welchem übrigens die Aeußerungen und Wünsche des Königs selbst, wie man sehen wird, sehr nahe kamen: Fersens Bemühungen gingen dahin, in Frankfurt am Main oder in Aachen einen bewaffneten Kongreß zu stande zu bringen, der seine Beschlüsse der französischen Nationalversammlung aufdringen solle 2c.

Die Memoiren enthalten aus dieser Zeit 28 Briefe der Königin und 32 Briefe Fersens an dieselbe; die der Königin waren chiffrirt.

Am 8. Juli 1791 schreibt sie:

„Man muß alles; was wir in den letzten zwei Jahren gethan, als Null ansehen, soweit der Wille des Königs in Betracht kommt. Der König wünscht, daß seine Gefangenschaft voll bestätigt und den auswärtigen Mächten in ihrem ganzen Umfange bekannt sei. Er wünscht, daß die guten Absichten seiner Verwandten und Freunde in einer Art von Kongreß zum Ausdruck kämen, welcher eine vermittelnde Methode anwendete und, um seinen Verhandlungen Nachdruck zu geben, eine imposante Macht zur Verfügung hätte; diese aber müßte sich, um nicht Niedermetzelungen zu veranlassen, in einer gewissen Entfernung halten.“

Und hier vom Juni 1791 einige Zeilen:

„Ich lebe ... wie habe ich mich um Sie beunruhigt. Schreiben Sie nicht, Sie würden uns blosstellen, kommen Sie auch nicht hierher zurück, unter welchem Vorwande immer! Man weiß, daß Sie es waren, der uns von hier fortbrachte. Erschienen Sie, so wäre alles verloren! Wir werden Tag und Nacht bewacht. Adieu! Es wird mir nicht möglich sein, Ihnen noch weiter zu schreiben.“

Zwei Monate später machte die Königin es dennoch möglich, zu schreiben, und in welchem Ton:

„Der beste Weg, um den Leuten alles dies zu verekeln, wäre: man thäte so, als wäre man ganz dabei; sie werden einsehn, daß es nicht gehn kann. ...“ Sie spricht mit Entsetzen von „ces gueux ... cette vilaine race d'hommes, qui se disent attachés et qui ne nous ont jamais fait que du mal.“ Man gewöhne sich, klagt sie, mehr und mehr daran, die königliche Familie erniedrigt zu sehen; in die Nationalversammlung setzt die Königin nicht das geringste Vertrauen, es wäre, schreibt sie, „eine Vereinigung von Verbrechern, Narren und Dummköpfen.“ Diese Briefe wurden in Konfiturenschachteln oder in dem Futter von Kleidern befördert.

Der Tod Kaiser Leopold des Zweiten am 1. März 1792 war für Ludwig den Sechzehnten kein sonderliches Unglück, als aber gleich darauf Gustav der Dritte unter der Mörderhand Ankerströms fiel, hatte er seinen besten, rührigsten Freund verloren, und über sein Gefängniß im Temple zog unabwendbar das Geschick herauf, beschleunigt noch durch Dumouriez's kopflose Entreprise.

Dieser General hatte — wie man sich erinnern wird — bei Jemappes die französische Armee zum Siege geführt, und mit dem feindlichen Führer, welcher zugleich als Bevollmächtigter der Alliirten figurirte, dem Herzog von Koburg, eine Konvention abgeschlossen.

Während des auf Grund derselben eintretenden Waffenstillstandes hatte sich Dumouriez persönlich nach Paris verfügt, um den König aus dem Temple auf den Thron zurückzuführen; die Gehorsamsverweigerung seitens seiner bei Maulde an der belgischen Grenze lagernden und von ihm nach Paris beorderten Armee zwang ihn zur Flucht; wie man sich erinnern wird, bewerkstelligte er dieselbe mit dem Herzog von Chartres, nachherigem König Louis Philippe.

Daß nunmehr alle weiteren Bemühungen Axel von Fersens erfolglos sein mußten, ist begreiflich, auch ohne daß wir nach Belegen auf den letzten Seiten des Tagebuches zu suchen brauchen.

Das Ende der Carriere Fersens war, wie wir nicht unerwähnt lassen, ebenso tragisch, als das seiner königlichen Freundin. Er wurde, sammt seiner Schwester, der Gräfin Piper, beschuldigt, den Tod des Kronprinzen Karl August von Schweden veranlaßt zu haben, und fiel am 20. Juni 1810 in die Hände eines wüthenden Volkshaufens, von dem er mit Stöcken und Regenschirmen zu Tode geprügelt wurde. Seine völlig entkleidete Leiche wurde auf dem Marktplatz in Stockholm ausgestellt.

Die Untersuchung hat ergeben, daß Axel von Fersen an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen vollständig unschuldig war.

v. M.

Das Völkergemisch auf der Balkan-Halbinsel.

Von **C. Lübeck.**

(Schluß.)

Die Walachen Thessaliens haben ihren Hauptsitz, und das ist bedeutungsvoll, auf dem Kamm und den beiden Seitenabhängen des Pindus, in den Quellschluchten des Peneios und seiner Nebenflüsse, wo die byzantinische Geschichte des elften Jahrhunderts ihrer zum erstenmale gedenkt. Sie hüten und beherrschen, schreibt Fallmerayer, die Thore zwischen Albanien und Thessalien, und Mezzowo, eine aus Stein gebaute Stadt von beiläufig tausend Häusern, auf dem Scheidekamm zwischen den in entgegengesetzter Richtung hinabsteigenden Paßengen kann als Hauptort der thessalischen Walachen gelten. Malacassi, Lesinitza, Kalavites, Kalaki und Klinowo mit einigen zwanzig Dörfern in und an den Pindusschluchten gehören ebenfalls diesem Volke, das Viehzucht und Alpenwirthschaft im größten Stile betreibt.

Wie sich hier das Walachische lebensfrisch erhalten, so ist es an andern Stellen fast ganz erloschen, namentlich dort, wo ihm fremde Völker in größerer Zahl und Geltung gegenüberstehen. In Kroatien und Slavonien, wo die Walachen früher in so großer Anzahl vorhanden waren, daß die poscheger Gespannschaft nach ihnen den Namen „kleine Walachei" erhielt, redet man kaum noch walachisch, sie sind im Slaventhum untergegangen. Aehnlich haben die Handelsleute von Weißkirchen im Banat, obwohl Walachen, ihre Muttersprache völlig vergessen. Ebenso ist es den Südwalachen ergangen — soweit sie sich nicht isolirt hatten — die von griechischer Sprache und Bildung erfaßt wurden; sie verloren gänzlich die Kennzeichen ihres Ursprungs, ihrer Sprache und Sitten.

Die reinsten Urbestandtheile dürfte Albanien beherbergen. — Kopitar gibt über die Albanesen ein interessantes Urtheil, das vielleicht nicht ganz zutreffend, doch immerhin äußerst beachtenswerth ist. Das Albanische ist nach ihm ebenso ein letzter Ueberrest von der alten thrazisch-illyrischen Sprache wie das Kymrische in der Bretagne von der alten gallischen Keltensprache. Er findet Sprachübereinstimmungen zwischen dem Walachischen und den beiden andern Sprachen, die sich in den Boden des alten Illyriens theilen, dem Albanesischen und Bulgarischen. Er sagt: „Von diesen zwei Bruder- und Nachbarvölkern hat das eine (die Albanesen), im Gebirge, Form und Materie seiner Sprache gerettet, das andere (die Walachen), im Thale, zwar römische Materie, aber doch nur in seine Form umgegossen, aufgenommen." Und diese Form war so unvertilgbar, daß als am Schlusse der Völkerwanderung die bulgarischen Slaven sich zahlreich im Gebiete dieser langue romane ansiedelten, sogar ihr Slavisch im Verkehr mit Walachen auch in diese Form mit dem hinten angehängten Artikel, Kasuszeichen, anstatt der reichen slavischen Flexion — unter allen slavischen Mundarten die einzige langue romane dieser Art — umgeprägt ward! So daß also noch bis auf diese Stunde nördlich der Donau, in der Bukowina, Moldau und Walachei, Siebenbürgen, Ungarn, ferner jenseits der Donau, in der eigentlichen Bulgarei, dann in der ganzen Alpenkette des Hämus, in der ausgedehntesten Bedeutung dieses Gebirges, von einem Meere zum andern, in den Gebirgen Macedoniens, im Pindus und durch ganz Albanien nur eine Sprachform herrscht, aber mit dreierlei Sprachmaterie (davon nur eine einheimisch, die zwei andern fremdher, von Ost und West eingebracht sind). Numerisch sprechen albanesisch über eine Million Menschen, bulgarisch über zwei Millionen und walachisch über drei Millionen. Also noch sechs Millionen Alt- und Neuthrazier zwischen den drei Millionen Griechen im Süden und den funfzig Millionen Slaven im Norden." Kopitar ist der festen Ueberzeugung, daß „nähere Untersuchungen sowohl die innige Verwandtschaft jener Sprachen und den Grund derselben im Bau der albanesischen, als den Einfluß dieser alteuropäischen Sprache auch über ihren Kreis hinaus, südwärts bis in's Neugriechische und nordwärts bis in's Serbische (Slavische) darthun würde."

Es fehlt im Laufe der Jahrhunderte nicht an Versuchen der Unterdrückten, die Fremdherrschaft abzuschütteln und zur Selbstständigkeit zu gelangen. So erhoben sich um 1186 die Bulgaren und Walachen längs der Pinduskette bis in die Thäler des Balkans hinauf unter ihren Führern Peter und Asan gegen die drückende, unredliche und bübische Herrschaft des byzantinischen Hofes.

Die Hauptstadt dieses sogenannten zweiten Bulgarenreichs bildete das auch im letzten Kriege bekannt gewordene Groß-Turnowo am Nordabhange des Balkan. Die Bevölkerung war durchaus gemischt und Bulgaren und Walachen hielten einander in der Bevölkerungszahl ziemlich die Wage. Die Bulgaren hatten um diese Zeit bereits ihre Sprache mit der der unterworfenen Slaven vertauscht, in den Abhängigkeitsverhältnissen der letzteren aber war keine Aenderung eingetreten. Wir begegnen hier übrigens der bemerkenswerthen Erscheinung, daß die ursprünglichen Walachen um diese Zeit schon wieder eine achtunggebietende Stellung einnahmen, so daß die Bulgaren mit ihnen als mit gleichberechtigten Genossen Bündnisse eingingen. Die südlichste Landmark dieses walachisch-bulgarischen Reichs waren die thessalischen Berge mit einem unabhängigen Häuptling, der sich Groß-Walache nannte und in vielen morgen- und abendländischen Chroniken in glänzender Weise Erwähnung findet.

Noch an anderer Stelle begegnen wir dem Versuche der Neubildung von untergegangenen Völkern. Um 1290 erfolgte die Gründung des eigentlich walachischen Staates, der Walachei (Rumäniens), unter dem Wojewoden der Walachen, Radol dem Schwarzen. Von ihm wird berichtet, daß er sich mit seinem ganzen Haus und einer unzähligen Menge Volks, worunter Walachen und Sachsen ausdrücklich genannt werden, an den oberen Lauf der Aluta begeben und mehrere Städte, namentlich Kampelung (Kimpelung) und Argisch, am gleichnamigen Flusse, gegründet und die ersten Weinberge hier angelegt habe. Die östliche Grenze des neuen Staates war Brailow und der Fluß Siretul (Seret), also ziemlich genau die gleiche wie heute.

Durch die Völkerfluthen war die Moldau fast ganz verödet worden. Nach alten Chronisten besaß sie Waiden in Ueberfluß, aber nirgends bebaute Strecken. Leo Batatzes fand 1167 das Gebiet der Moldau vollkommen menschenleer. Dieser Zustand der Verödung erhielt sich fast 200 Jahre hindurch, tartarische Nomaden berührten allein das Moldaugebiet, 1352 wurden diese letzten Nachzügler der Völkerwanderung durch Andreas Laczkowicz, den Woiwoden von Siebenbürgen, geschlagen und zur Rückkehr an den Dnieper gezwungen. Der Krieg gegen die tartarischen Nomaden hatte offenbar die Aufmerksamkeit der Nachbarstaaten auf das herrenlose und menschenleere Gebiet gelenkt. Nach der Sage gelangte Dragosch, der Sohn Boydans, eines Führers aus dem Stamme der Walachen, die am Marmarosch am oberen Laufe der Theis wohnten, bei Verfolgung eines Auerochsen über den hohen Karpathenpaß der Planina und war nicht wenig über-

rascht, auf dieser zuvor unbekannten Seite des Gebirges ein anmuthiges, waidenreiches Land zu finden. Er zog mit einem Theile seiner Stammgenossen in die Moldauthäler, an der Moldau wurde die erste Niederlassung gegründet, die vom Flusse den Namen lieh, der auch später der des Staates wurde. Die Ansiedelung erfolgte nach Engel im Jahre 1359. Daß der Sage etwas Thatsächliches zugrunde liegt, daß die Wiederbevölkerung der Moldau von den Walachen ausging, das ergibt sich sowohl aus der walachischen Sprache, welche in der Moldau herrscht, als auch aus dem Namen, welchen die Türken dem Lande gaben: Kara-iflak, schwarze, das heißt kleine Walachei, im Gegensatz zur eigentlichen großen oder weißen Walachei.

Wie die Walachei eigentlich niemals ganz unabhängig gewesen und bald in loserem oder engerem Verbande mit Ungarn stand (Ungro-blachia, ungarische Walachei) und schließlich in die Hände der Türken fiel, so ist auch die Moldau niemals zu dauernder Selbständigkeit gelangt. Sie wurde bald zum Zankapfel zwischen Ungarn und Polen und zwischen diesen und den Türken, bis die Schlacht bei Mohacz 1526 das türkische Uebergewicht herstellte und mehrere Jahrhunderte das Schicksal des Landes entschied.

Beiden Ländern ist in unserer Zeit wiederum ein gemeinsamer Feind erstanden, Rußland, das seit mehr als einem Jahrhundert mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln daran arbeitet, sowohl die wichtige Mark an der unteren Donau als auch die Walachei wie überhaupt die ganze Balkan-Halbinsel zu verschlingen.

Blicken wir auf die Vergangenheit der Balkanvölker zurück, so ist es klar, daß von scharf sich absondernden Nationalitäten nur in ganz bescheidenem Maße die Rede sein kann. Im allgemeinen ist alles bunt durcheinander gewürfelt, gerüttelt und geschüttelt, so daß eine gewissenhafte Begrenzung nach der Nationalität geradezu eine Unmöglichkeit ist. Das Christenthum, mit dem die Unterworfenen schon zur Zeit der römischen Herrschaft und dann durch die Gothen bekannt wurden, vermochte es nicht, die Völker von einander abzuheben. Erst nach der Türkenüberfluthung dient es als ein — allerdings nicht ganz zuverlässiges — Merkmal bei der Unterscheidung der Völker. Die byzantinischen Kaiser fanden infolge der neuen Völkerwellen volles Heidenthum in den Konstantinopel umgebenden Ländern vor. Sie machten alle Anstrengungen, um ihre wilden bulgarisch-slavischen Grenznachbarn mit dem Christenthum bekannt zu machen und für die neue Religion zu gewinnen. Lange Zeit blieben diese Versuche erfolglos, da den Bulgaren ihre Naturgötter genügten. Endlich, wahrscheinlich auf dem Wege der Bestechung, gelang es (863 oder 864), den Bulgarenkönig Bogoris zur Abschwörung des Heidenthums zu bewegen. Dieser bewältigte in seinem Lande die nationale, dem Christenthum heftig widerstrebende Partei und zwang das Volk zur Annahme des christlichen Glaubens, ein Schritt, der die Selbständigkeit des Volkes ernstlich bedrohte; hinfort sollte Bulgarien nämlich dem Patriarchenstuhle von Konstantinopel unterworfen sein, und dieser säumte nicht, die Ketten, welche die bulgarischen Brüder an den griechischen Christenstaat fesselten, zu befestigen. Er muß hierbei aber etwas zu unvorsichtig gewesen sein, denn Bogoris wollte mit einemmale von der christlichen Gemeinschaft mit den Byzantinern nichts wissen. Er mochte die furchtbare Gefahr begreifen, der er und sein Volk entgegentrieb. Rasch entschlossen brach er die Beziehungen mit Konstantinopel ab und näherte sich, zwischen zwei Uebeln das kleinere oder hier das entferntere wählend, der römischen Kirche und erhielt auch wirklich im Jahre 866 von Nikolaus dem Ersten „lateinische" Priester. Jetzt war es sein erstes, die griechischen Missionäre heimzuschicken und sein Volk römisch-katholisch zu machen, was ihm auch vollständig gelang. Photius, der Patriarch von Konstantinopel, verdammte hierauf (867) auf einer eigens berufenen Kirchenversammlung den römischen Papst, und Bulgarien wäre vielleicht heute noch römisch-katholisch, wenn nicht eine zweite von Rom anerkannte Kirchenversammlung sich im Jahre 870 für das Vorrecht von Konstantinopel auf Bulgarien entschieden und die für Rom Gewonnenen den Byzantinern preisgegeben hätte. Bogoris, wahrscheinlich durch beruhigende Zusicherungen und Geschenke des griechischen Hofes gewonnen, machte schließlich gute Miene zum bösen Spiel und ließ sein Volk von neuem zur griechischen Kirche bekehren.

Allmählich verbreitete sich nun von Konstantinopel aus das Christenthum weiter über die Länder; zwar wurden die Gegenden nördlich der Donau bald nachher, um 900, von Madjaren, Petschenegen und Kumanen besetzt, das unterworfene Volk aber verlor dadurch seinen Glauben nicht. Wie kräftig er entwickelt war, das lassen die vergeblichen Versuche der Ungarn erkennen, der römisch-katholischen Kirche bei der kumanischen Moldaubevölkerung Eingang zu verschaffen. Die dorthin berufenen oder gesandten Dominikaner mußten unverrichteter Sache wieder heimkehren, weil sie bei der walachischen Bevölkerung, bereits sehr tief gewurzelt, die *griechische Religion* vorfanden und deren Ausrottung sich als unmöglich erwies. Bemerkenswerth in dieser Richtung ist auch der Versuch mit der Errichtung des römisch-katholischen Bisthums Milcao in der Walachei, dessen Gründung vermuthlich in das Jahr 1374 fällt und das nie seinen Charakter eines künstlich kränkelnden Treibhausgewächses verlor. Erwähnt sei noch, daß bei Gründung des walachisch-bulgarischen Reichs durch Peter und Asan die beiden Führer sich nach Rom wandten und das römisch-katholische Christenthum einführten. Später (1204) nahm der junge Staat jedoch, politischen Rücksichten folgend, das griechische Bekenntniß an und zwar als Konstantinopel in die Hände der „Lateiner" fiel. Man wollte dem Christenthum angehören, zugleich aber frei bleiben, und das war nur möglich, indem man sich der Umarmung durch die kirchliche Zentralgewalt soviel als irgend möglich entzog.

Die Madjaren nahmen das Christenthum um das Jahr 1000 an, die Petschenegen in der Walachei aber, sowie die Kumanen in der Moldau ergaben sich nicht so leicht; erst als sie an den schweren Niederlagen, die ihnen die deutschen Ritter und die Mongolen beigebracht, zu verbluten begannen, beugten sie das Haupt.

Zur Zeit des Türkeneinfalls erst beginnt das Christenthum zur Standarte der Balkanvölker zu werden. Ludwig der Große von Ungarn verbündet sich mit den serbischen, bosnischen und walachischen Stämmen zum Kriege wider den gemeinsamen Feind, wobei das bedrohte Christenthum schon eine bedeutende, wenn auch nicht die Hauptrolle spielt. Die Verbündeten aber werden geschlagen und zum Theil unterjocht. Im Jahre 1387 erheben sich die Völker, welche Serbien, Bosnien und Bulgarien bewohnen, gemeinsam gegen die Türken und bedrohen die europäische Herrschaft. Das Resultat der gewaltigen Erhebung war indeß die vollständige Unterjochung Bulgariens und die Botmäßigkeit der anderen Völker, und nun wiederholt sich der alte Prozeß: die Unterworfenen, namentlich die Bulgarier, nahmen zum großen Theil Religion, Sprache und Sitten der Sieger an und wurden Bestandtheile des türkischen Volkes, wofür sie eine bevorrechtete Stellung den anderen Unterworfenen gegenüber erhielten. Es waren das Ueberläufer, namentlich die alten seßhaften Häuptlinge, denen ihr Besitz höher stand als die Volkssache.

Das Christenthum erhielt sich trotzalledem weiter. Es ist begreiflich, daß es mit der Zeit zu einer gewissen Macht erstarkte und sich namentlich auch feindselig gegen die reichen Renegaten zeigte, die durch ihren Uebertritt zum Mohamedanismus sich besonders das Recht der Aussaugung ihrer eigenen Stammesgenossen erkauft hatten.

Diente so die Religion schließlich zu einem Unterscheidungsmittel, so hatte sich vor diesem schon ein anderes, allerdings nur dem Historiker sichbares gebildet — die *Schrift*. Das Christenthum hatte den Unterdrückten die *griechische* Schrift gebracht, sie war mit der Religion allgemein geworden und machte in ihrem Vordringen nur Halt, wo sie auf walachische Sprachinseln stieß.

Die Walachen erkannten klar, daß es zur Erhaltung ihrer nationalen Selbständigkeit kein besseres Mittel gab, als die Durchführung der *lateinischen* Schrift und die Pflege der von den Römern her ererbten Sprache und ihre Reinigung von den fremden Elementen, welche im Laufe der Völkerwanderung sich darin eingebürgert.

Der Auseinandersetzungsprozeß zwischen der lateinischen und griechischen Schrift ist ein sehr alter; er zeigt sich schon zur Zeit der Byzantiner, als die ersten römischen Priester in's Land kamen. Sie brachten die lateinische Schrift mit, und überall, wo sie sich zeigte, wurde sie von der griechischen Kirche auf das leidenschaftlichste bekämpft. Es fehlte nicht an Versuchen, die griechische Christenheit vom „lateinischen Sauerteig", durch Verdrängung der lateinischen Schrift und durch das Verbot lateinisch geschriebener Bücher zu reinigen. Als einer der Haupteiferer gegen das Lateinische wird um 1400 Theoktist, ein Bulgar, genannt, der der Ansicht war, daß durch das Verbot der lateinischen Schrift „der Jugend die Gelegenheit benommen werde, die Trugschlüsse der Lateiner zu lesen." „Dadurch," so führte er aus, „sei die Barbarei herbeigeführt worden, in welcher die Moldau sich nun

befinde." Dieser Theoktist wird als fanatischer Slave bezeichnet, der auch die Verbrennung aller walachisch geschriebenen Bücher befohlen hätte. Die Versuche scheiterten wesentlich am zähen Widerstande, der um ihre Religion und Nationalität besorgten Walachen. Als Gegenstück zu diesen Unterdrückungsversuchen wird erzählt, daß Georg I. Rakotzy, Fürst von Siebenbürgen, 1643 den Befehl erließ, seinen walachischen Unterthanen das Wort Gottes blos in ihrer Sprache zu verkünden. Das erste lateinisch gedruckte Buch ist die „Dottrina christiana, tradotto in lingua valacha dal P. Vito Pilutio". Sie ist 1677 zu Rom in der Druckerei der Propaganda gedruckt worden. Rakotzys Beispiel wirkte auch anregend auf die anderen Glieder des walachischen Volkes und seit dieser Zeit zieht sich der Streit zwischen griechischer und lateinischer Schrift durch die Geschichte der Balkanländer.

In neuerer Zeit ist dieser Auseinandersetzungsprozeß zwischen beiden Sprachen wieder kräftiger aufgenommen worden und das nationale Bewußtsein dabei bei den Walachen soweit gekräftigt worden, daß zum Beispiel die Rumänen in den Russen nicht mehr Brüder, sondern Feinde erblicken, die ihre Unabhängigkeit bedrohen, eine Erkenntniß, zu deren Zeitigung allerdings in den letzten Monaten auch das völlige Abschütteln der Freundschafts- und Selbstlosigkeitsmaske wesentlich beigetragen hat. — Den Serben und anderen slavischen Gruppen der Balkan-Halbinsel, die nichts für Sprachreinigung gethan oder sie nur an der Hand des russischen Freundes bewirkt, die die griechische Schrift beibehalten, muß natürlich der Russe auch als slavischer Bruder und Erlöser erscheinen. Wer wollte es übrigens leugnen, daß die Russifizirungsversuche in Polen ungleich größere Fortschritte als unter Murawiew und anderen russischen Satrapen gemacht hätten, wenn die polnische Bevölkerung statt der lateinischen die griechische Schrift angenommen hätte.

Doch kehren wir zu dem vorher konstatirten Resultate zurück und vergleichen wir es mit der heutigen Sachlage. So grauenhaft chaotisch wie der Lauf der Jahrhunderte die Bevölkerung der Balkanländer gemischt, so ist sie noch heute beschaffen, und das ergibt sich wohl am schlagendsten daraus, daß überall, wo eine Sprachgruppe ihre Selbständigkeit erstrebt, dies nur unter Knechtung oder Abschlachtung anderer Unterdrücker geschehen kann.

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

I. Lessings Leben und Schaffen.

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du todt bist, herrscht über die Geister der Geist —

also schrieb der erleuchtetsten und besten Geister einer — Schiller — in der Mitte des letzten Jahrzehnts vom vorigen Jahrhundert, und, wenn diese Huldigung heute, mehr als achtzig Jahre später, demselben Mann, dem sie damals galt, von neuem gewidmet wird, so muß hinzugefügt werden, daß es immer noch ein sehr kleiner Kreis bevorzugter Menschen nur ist, der sich rühmen darf, diesem Herrscher im Reiche des Geistes mit seinem ganzen Denken und Streben unterthan zu sein.

Heil ihnen, diesen Bevorzugten, wenn es ihnen gelingt, diese Herrschaft auszudehnen vom besten über den größesten Theil des deutschen Volkes, — wehe uns, wenn es mißlingt!

* * *

— — — Vor nunmehr 150 Jahren, am 22. Januar des Jahres 1729, ward zu Kamenz, einer der vormals mit besonderen kaiserlichen Vorrechten und Freiheiten ausgezeichneten, sogenannten Sechsstädte in der Oberlausitz, dem Archidiakonus*) Johann Gotthold Lessing sein erster Sohn geboren.

Es war ein altbewährt tüchtiges Geschlecht, dem dieser neue Sproß entkeimt war. Der Urahnherr Klemenz Lessigk, schon um's Jahr 1580 Pfarrer im chursächsischen Erzgebirge, war als Glaubensstreiter unter der Fahne der lutherischen Reformation gestanden, und die nachfolgenden Stammhalter alle hatten entweder dem Stande der Gottesgelehrten oder dem der Rechtsgelehrten angehört.

So hatte sich in der Familie Lessing eine Neigung zum Studium, ein Drang nach Gelehrsamkeit ausgebildet und vererbt, der schon in dem Vater des kamenzer Archidiakonus interessante und denkwürdige Blüthen trieb. Dieser — ein Jahr vor seines ersten Enkelsohnes Geburt als Bürgermeister von Kamenz in hohem Greisenalter verstorben — hatte zu einer Zeit, die ihn noch auf der leipziger Universität als einfachen und unbekannten Kandidaten der Jurisprudenz gesehen, eine Dissertation zu verfassen gewagt über die Duldung der Religionen; und das war in Anbetracht der kirchenpolitischen Verhältnisse und der herrschenden religiösen Anschauungen im letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts in der That eine erstaunliche Kühnheit.

Noch schärfer ausgeprägt, oder wenigstens für die Nachwelt erkennbarer, als in dem Großvater Theophilus, war der Drang, sich ein umfangreiches gelehrtes Wissen zu erwerben, in dem Vater unseres Gotthold Ephraim. Der Diakonus war ein ungewöhnlich kenntnißreicher Diener am Worte Gottes; und wenn er auch die Schätze seines eigenen Wissens fast ausschließlich in theologischen Schriften für seine Mitwelt fruchtbringend anlegte, so bewies er doch durch das Studium moderner Sprachen, der französischen und sogar der englischen, daß er bei weitem nicht so pfäffisch beschränkt dachte, als die meisten seiner Amtsbrüder. Neben seinen der Reformations- und Kirchengeschichte zugewendeten Studien unternahm er Uebersetzungen, ebensowohl von theologischen als von historischen Schriftwerken französischer und englischer Sprache, schrieb dabei einen für seine Zeit selten trefflichen Stil und trug in unermüdlichem Sammelfleiße eine reiche Bibliothek zusammen.

In Gotthold Ephraim kam die angeerbte Leidenschaft des Forschens und Erkennens frühzeitig zu entschiedenem Ausdruck.

„Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen," rief der siebenjährige*) Knabe einst einem umherreisenden Maler zu, der ihn und seinen nächstältesten Bruder Theophilus abkonterfeien sollte und auf dem Bilde ihm einen Vogelkäfig und dem Bruder ein Lämmchen beigeben wollte.

Diese Vorliebe des kleinen Gotthold Ephraim Lessing für die dem kindlichen Geiste in ihren Tiefen noch unzugängliche Bücherwelt sollte zum Segen für das deutsche Volk nicht nur reiche Nahrung empfangen innerhalb des Vaterhauses, sondern auch in den Schulanstalten, denen der Knabe anvertraut wurde.

Die kamenzer Stadtschule, die er bis kurz nach Vollendung seines zwölften Lebensjahres besuchte, wurde damals von dem jungen, freisinnigen und tüchtig gebildeten Rektor Heinitz geleitet, dessen Freisinnigkeit weit genug ging, um in einer Programmarbeit die damals als eine Stätte des Lasters verachtete und verdammte Schaubühne als eine Schule der Beredtsamkeit zu vertheidigen und zu feiern, und mit dieser Kühnheit den Vätern der guten Stadt Kamenz und selbst dem inzwischen zum Pastor primarius aufgestiegenen Vater Lessings böses Aergerniß zu geben.

Herr Johann Gotthold sprach nicht allein seine Entrüstung über den freigeistigen Schulmann von der Kanzel herab aus, sondern mochte auch den Sohn nicht länger so verderblichem Einflusse ausgesetzt wissen, — darum übergab er ihn zu Ostern 1741 einem Verwandten, dem Pastor Lindner zu Putzkau, damit dieser ihn zur Aufnahme in die meißner Fürstenschule vorbereite. Obgleich Gotthold Ephraim die vorgeschriebene Altersgrenze von 13 Jahren noch nicht erreicht hatte, durfte er doch schon am 21. Juni desselben Jahres in die berühmte Anstalt eintreten und erhielt eine Alumnenstelle, welche ihm unentgeltlichen Unterricht, Kost und Wohnung gewährte.

Die Schule zu St. Afra in Meißen ist eine schon im dreizehnten Jahrhundert gegründete Klosterschule, die vom Kurfürsten Moritz von Sachsen in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts mit noch zwei anderen Erziehungsanstalten zum Rang einer Fürsten-

---

*) Archidiakonus ist in der evangelisch-lutherischen Kirche der erste der Diakonen, der Hülfsgeistlichen.

*) In Stahrs ausgezeichnetem Werke: „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke", Seite 9, ist angegeben, Lessing sei zur Zeit dieses Vorkommnisses 5 J. alt gewesen, während ihn die Anm. auf S. 10 „etwa 7 J. alt" sein läßt. Die letztere Angabe schien mir die richtige. Der Verf.

schule erhoben wurde und die Bestimmung erhielt, streitbare Vorkämpfer des evangelischen Glaubens heranzubilden.

Bei aller klösterlichen Strenge ihrer Einrichtungen und der überkonsequenten Zweckbeziehung ihres Unterrichts auf die Ausbildung von Gottesmännern hatte das Afraneum Vorzüge aufzuweisen, welche den meisten ähnlichen Bildungsanstalten der Jetztzeit abgehen und auf die Erziehung eines so vorzüglich beanlagten Geistes, wie Lessing war, günstigste Wirkung ausüben konnten.

Fünfundzwanzig Stunden religiöser Beschäftigung in der Woche — öffentlicher Gottesdienst, Bibelerklärung und Gebete zusammengenommen — war zwar viel und hätte mit den wöchentlich 15 Stunden des Unterrichts in der lateinischen Sprache leicht eine auf selbständiges Denken und Urtheilen gerichtete Entwicklung junger Geister unmöglich machen können. Indessen standen große Vorzüge diesem unleugbaren Uebelstande gegenüber. Zunächst gingen neben dem Hauptunterricht eine ganze Reihe anderer Lektionen einher, welche eine allzu einseitige Gedächtniß- und Verstandesentwicklung hinderten. Der französischen sowohl als der griechischen Sprache ward Zeit und Mühe gewidmet; gleichzeitig ward in Geographie, Geschichte, Mathematik und Astronomie unterrichtet und in den höheren Klassen auch noch Logik und Ethik traktirt. Außerordentliche Lehrstunden gewährten sogar Gelegenheit, mit dem Studium der italienischen Sprache die modernen Sprachkenntnisse der Schüler zu erweitern und mit musikalischen und Zeichenübungen etwaige künstlerische Anlagen zu nähren.

Allerdings zeigt dieser Lektionsplan, so sehr er auch für die mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse zuzugestehende Trefflichkeit des Bildungsfundaments spricht, was da gelegt wurde, immer noch eine klaffende Lücke. Es gab weder Unterricht in der deutschen Muttersprache noch in der deutschen Literatur. Aber auch diesem und manchem andern Mangel abzuhelfen, war ein Vorzug geeignet, der selbst den meisten Bildungsanstalten unserer Tage gänzlich fehlt, — eine verhältnißmäßig weitgehende Freiheit des Selbststudiums. Wie Lessing selbst sagt, hatten die Lehrstunden eigentlich nur den Zweck, nachzuweisen, „wo und wie geistige Nahrung gesucht und aufgenommen werden müsse.“

Und sogar aus der klösterlichen Ordnung und Zucht in der Schule resultirte ein, in seinen Wirkungen auf die Charakterentwicklung gut angelegter Zöglinge nicht zu unterschätzender, Vortheil. Einhundertzwanzig Jünglinge wurden im Afraneum vollkommen gleichmäßig erzogen, gleichmäßig beköstigt, gleichmäßig behandelt, ja selbst gleichmäßig gekleidet — ganz ohne Unterschied, ob sie aus reichem oder armem Hause stammten und ob sie das — nebenbei bemerkt, mäßige — Kostgeld bezahlten oder als Alumnen vollständige Zahlungsbefreiung genossen. Dadurch mußte in allen empfänglichen Gemüthern ein Sinn für allgemeine Gleichberechtigung erzeugt werden, der gewiß in manchen Fällen gute Früchte getragen hat.

Lessing erkannte in seinem späteren Leben die Trefflichkeit der Erziehung in der Fürstenschule mit dem freilich allzubescheidenen Worte bereitwillig an, er habe es dieser Schule zu danken, daß ihm „etwas Gründlichkeit und Gelehrsamkeit zutheil geworden sei“.

Wir unsrerseits würden allerdings die in ihrer Art treffliche meißner Schule sicherlich weit überschätzen, wenn wir sie nach den Früchten beurtheilen wollten, welche sie bei diesem einen Menschen hat zeitigen helfen. Unter all' den tausenden von Zöglingen, denen sie die Jahrhunderte hindurch eine Nährerin des Geistes war, befand sich nur ein Lessing; und wie manchen weniger sicher auf sich selbst gestellten, weniger energisch nach einem für das Leben und die Welt fruchtbringenden Wissen strebenden Knaben mögen die 40 Stunden Religion und Latein — Woche für Woche — zu jedem Höherhinausstreben unfähig gemacht und zum Verknöchern im Buchstabenglauben und leeren Formalismus verdammt haben.

Der Genius unseres Lessing aber erkannte mit bewundernswerther Sicherheit, was seinem Geiste frommte. Wie er von der leipziger Universität her seinem Vater schrieb, hatte er „schon in Meißen begriffen, wie man dort vieles lernen müsse, was man in der Welt nicht brauchen könne“; er kümmerte sich daher lange nicht soviel um das offizielle Beten und die Uebungen im lateinischen Stil und der klassischen Verskunst, als um den Inhalt der lateinischen Schriftsteller, die er las, und um Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften. In dem Streben nach solcher Bildung unterstützte ihn der Mathematiker der Schule, Johann Albert Klemm, der einzige Lehrer, dessen geistiger Horizont weit über die Schranken pedantischer Schulweisheit hinausreichte. Unter dessen Anleitung studirte er privatim, vermehrte seine Sprachkenntnisse durch das Studium des Englischen und gewann tiefere Ansichten über die Mittel und ein vernunftgemäßes Ziel der Studien überhaupt. Von den vielen Schriftstellern des klassischen Alterthums, deren Werke er sich so zu eigen machte, waren es besonders die noch erhaltenen Fragmente des griechischen Philosophen Theophrast, sowie die Komödien des in der Sprache hocheleganten römischen Dichters Terenz und seines unerschöpflich witzigen und prächtig lebensfrisch zeichnenden Landsmannes Plautus.

Neben den Schriftstellern und Dichtern des Alterthums waren es deutsche Dichter, denen er schon frühe rege Aufmerksamkeit widmete. Die sogenannten Halle'schen Anakreontiker, welche sich den fröhlichen Griechen Anakreon und den lebenskundigen Römer Horaz zum Vorbild genommen hatten, an ihrer Spitze Gleim, J. G. Jakobi und der vielbewunderte Hagedorn, wurden seine ersten Vorbilder in der lyrischen Dichtkunst.

Nun legte sich der junge Lessing bald auch tapfer auf das Produziren bedeutenderer Arbeiten. Durch den kernigen und gedankenreichen Dichtergelehrten Albrecht von Haller angeregt, nahm er ein größeres lehrhaftes Gedicht: „Ueber die Vielheit der Welten“, in Angriff, um es jedoch unvollendet beiseite zu legen, als ihm die Lektüre der Gespräche des Franzosen Fontenelle über denselben Gegenstand*) die Mangelhaftigkeit seines eigenen Versuchs zu erweisen schien.

Mehr noch als poetische Arbeiten beschäftigten ihn längere Zeit wissenschaftliche. Klemms Einfluß ist es jedenfalls gewesen, der ihn zu einer Uebersetzung des großen griechischen Mathematikers Euklid und zum Beginn einer Geschichte der Mathematik bei den Alten bewog. (Schluß folgt.)

*) Entretiens sur la pluralité des mondes. Paris 1686.

Seehundjagd auf der deutschen Nordseeinsel Wangeroog. (Bild Seite 196.) Wer kennt nicht das prächtige Märchen von der versunkenen Friesenstadt Vineta, deren Osterglocken die Fischer an der Oberfläche des Meeres vernehmen, wenn sie — Sonntagskinder sind. Man braucht aber kein Sonntagskind zu sein, um die Herrlichkeit der Nordseeküste zu bewundern, an welche sich wie eine Schaar von Küchlein an die Henne eine Reihe von Inseln, mit dem holländischen Eiland Texel anfangend und mit dem jütländischen Fanöe schließend, schmiegt. Der Schauplatz unseres Bildes, Wangeroog, zwischen der Mündung der Jahde und Weser, liegt ziemlich in der Mitte dieser langgestreckten Inselreihe. — Wer das Meer aus eigener Anschauung nicht kennt, kann sich die dämonische Anziehungskraft nicht erklären, welche dieses tückische Element, dessen gleichmäßiger Wellenschlag heute dem Athemholen eines schlafenden Kindes und morgen dem Donnergebrüll der Wetterschlacht gleicht, auf das menschliche Gemüth ausübt. — Versuchen wir einen Gang an den Strand von dem Dorf über die duftreiche Haide zu schildern. Unermeßlich weit, als fast makellose Halbkugel, dehnt sich das Himmelsgewölbe über der Inselebene, deren Horizont meist ein Kranz von glänzenden Haufenwolken umlagert. Immer näher rückt der dunkle Erdrand, und immer deutlicher trägt die kraftvoll wehende Luft ein die Seele erregendes Brausen herüber. Dann taucht mit einemmale über den vom Winde durchwühlten graugrünen Dünengräsern, ein langgezogenes, dunkelblaues Band — es ist das Meer im Rahmen der Unendlichkeit zur Spiegelfläche erstarrt. Das ist ein Bild; wie oft aber ändert sich der Anblick. Bei den launenhaften Sprüngen des Wetters in diesen Küstengegenden bietet das buntwechselnde Spiel der Lichter und Farben über der See und in den Lüften ein Schauspiel von fast unerschöpfbarem Reiz. Bald steht das Meer fahl, lichtgrün oder in hellem Silberglanze gegen die schwerdunkel im Hintergrunde aufziehenden Wolkenwände; dann hebt es sich wieder, schwarzgrün im Wolkenschatten liegend, vom hellsonnigen Horizont ab. Und doch, weit herrlicher noch, in den tiefsten und energischsten Farben prangend, ist das Bild düsterer Abendstunden, wenn das wildbewegte Meer gegen den Strand schlägt, der Nordweststurm pfeifend und brausend herüberweht, salzige Schaumflocken und scharfen Flugsand weit über das Gestade schleudernd, und große Strandvögel mit kurzem Klagelaut durch die Luft jagen — wie gespensterhaft weiß hebt sich dann ihr Gefieder vom dunklen Abendhimmel ab! Die scheidende Sonne tritt noch einmal rothglühend aus dem Wettergewölk, sodaß ihr Abbild, in purpurnen Fetzen und Funken zerrissen, sich auf der dunkelwogenden Fluth spiegelt. Dann nagt die von des Windes Sturmesflügel gestachelte Brandung nicht nur dem Strand am Saume der schimmernden Gewandung, sondern bricht wie

ein brüllendes Raubthier in die Saaten und Wohnungen der Menschen. Marschland und Geest verschwindet im Nu und die Hütte des Strandbewohners ragt wie ein Wrack aus den schäumenden Wogen empor. Manche Hütte wird weggespült, mit Kind und Kegel, Vieh und Hausrath, aber die Bewohner bleiben doch am Strande! Warum ziehen sie nicht dahin, wo die schwielige Hand reiche Ernten einheimst, wo der Mensch ohne alle Fährlichkeit das Ziel seines Strebens erreicht? Je nun, die Gewohnheit ist die Amme der Menschen. Deshalb kann der Strandbewohner das Meer ebensowenig missen, wie der Senne seine Berge. Die See, welche der griechische Philosoph Thales die Mutter alles Lebens genannt, hat wie alles unter der Sonne seine zwei Seiten, denn sie verwüstet und zerstört die Früchte des menschlichen Fleißes und deckt täglich den Tisch ihrer Anwohner. — Der Italiener nennt seine krabbelnden, wohlschmeckenden Spenden sehr bezeichnend frutti di mare. Der Grönländer, in dessen eisigen Gefilden die schrägen Sonnenstrahlen nur Hafer und Heidelbeeren zu reifen vermögen, ist vollständig auf die Lieferung der Salzfluth angewiesen. Deshalb ist ihm der Robbenfang eine Lebensfrage, weil er ihm nicht blos Nahrung, sondern auch Material für Kleidung, Heizung, Beleuchtung, Kähne und Zelte liefert. In welcher Menge die Robben von den Grönländern getödtet werden, kann man aus folgenden Zahlen entnehmen, welche den jährlichen Durchschnittsertrag des Robbenfanges angeben: Phoca foetida 51000, Phoca vitulina 2000, Phoca groenlandica 33000, Phoca barbata 1000, Cystophora cristata 3000, Narwale, weiße Wale und Walrosse nahezu 1000 Stück. Ein wahres Glück, daß die Natur den Robben und Häringen eine so erstaunlich erfolgreiche Fortpflanzung verliehen hat, sonst wären diese beiden nützlichen Thiere wie der Auerochs und Steinbock längst ausgerottet.

Auf den öden Schlamm- und Sandfeldern, welche während der Ebbe aus dem Meeresspiegel emportauchen, liebt es der Seehund sich in der Sonne zu wälzen. Das ist sein Unglück, denn in Ermanglung jeglicher Schlauheit läßt er die kriechenden Jäger, die er für seines Gleichen hält und deren Capriolen ihn belustigen, bis auf Schußweite herankommen. Unbehilflich die kurzen Flossenfüße aufstemmend, schnellt sich das arglose Thier auf die Sandbank und streckt behaglich seinen silberglänzenden Körper in der Sonne. In dem hundeähnlichen Kopf sitzen große, glänzende Augen, die starr nach den Jägern herüberblicken. Jetzt blitzt der Flintenlauf in der Sonne. Der Seehund fährt erschrocken zurück und bietet unvorsichtig die Seite zum Zielen, denn von vorn würden die Schrote kaum den dichtbehaarten Schädel durchdringen. Die Büchse kracht und das blutende Thier treibt leblos auf den Wellen. Durchschnittlich werden mehr Männchen wie Weibchen geschossen, weil letztere, durch die stete Verfolgung gewitzigt, in der Angst um ihre Jungen sich und ihre Brut schlauer zn bergen wissen. Dr. M. T.

Wallenstein und Seni. Unser Bild (Seite 197) zeigt uns den großen Kriegshelden des furchtbaren dreißigjährigen Krieges, der beinahe ganz Deutschland in eine Wüste verwandelt und es in der Kultur um Jahrhunderte zurückgeworfen hat. Albrecht Waldstein, Herzog von Friedland, Herzog von Sagan und Herzog beider Mecklenburg, oder kurzweg, wie ihn Schiller genannt hat, Wallenstein, sitzt finsteren Antlitzes im Lehnstuhl und hört den Deutungen zu, welche der italienische Astrologe Seni den Konstellationen der Gestirne gibt. So außerordentlich klar und starkgeistig der kriegsgewaltige, von Freund und Feind, von allen Reichsfürsten und nicht am wenigsten von dem deutschen Kaiser gefürchtete Friedländer war, dem Aberglauben seiner Zeit hatte er sich nicht zu entwinden vermocht. Vom Lauf der Sterne erhoffte und verlangte er Auskunft über sein Schicksal, Rathschläge für sein Thun und Lassen. Bei Schiller bekundet er seinen festen Glauben an die Macht der Sterne in jenem Gespräch mit Illo im 6. Auftritt des 2. Aufzugs der „Piccolomini“ in den poetisch schönen Worten:

Du red'st, wie du's verstehst. Wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — Dir stieg der Jupiter
Hinab bei der Geburt, der helle Gott;
Du kannst in die Geheimnisse nicht schauen.
Nur in der Erde magst du finster wühlen,
Blind, wie der Unterirdische, der mit dem bleichen
Bleifarbnen Schein in's Leben dir geleuchtet.
— — — Die himmlischen Gestirne machen nicht
Blos Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Sämann blos bezeichnen sie die Zeiten
Der Aussaat und der Ernte. Auch des Menschen Thun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schicksalsmächten hoffend übergeben.
Da thut es noth, die Saatzeit zu erkunden,
Die rechte Sternenkunde auszulesen,
Des Himmels Häuser forschend zu durchspüren,
Ob nicht der Feind des Wachsens und Gedeihens
In seinen Ecken schadend sich verberge.

Auf das Antlitz Wallensteins, wie es unser Bild zeigt, wirft das tragische Geschick, das den eisernen Mann auch mit eiserner Gewalt ergriffen hat und nicht mehr losläßt, seine tiefen Schatten. Zwar möchte er diesmal selbst den Sternen und dem Geschick seinen Willen aufzwingen; er mag den Worten Seni's nicht Glauben schenken, der ihm zuruft:

O komm' und sieh! Glaub' deinen eignen Augen.
Ein greulich Zeichen steht im Haus des Lebens,
Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter
Den Strahlen deines Sterns. — O, laß dich warnen!
Nicht diesen Heiden überliefre dich,
Die Krieg mit unsrer heil'gen Kirche führen.

Aber alle Bitten fruchten nicht. Er bleibt bei seinem Entschlusse und erliegt seinem Verhängnisse. Generale, welche die Untreue an ihrem Feldherrn und ihre schmähliche Eigensucht mit dem Schilde ihrer Treue gegen den Kaiser decken, ermorden Wallenstein in der jener Unterredung folgenden Nacht in seinem Schlafgemach auf dem Schlosse zu Eger. Die das poetische Motiv für die Ermordung Wallensteins bildende Absicht des Verraths an Kaiser und Reich ist historisch nicht nur nicht erwiesen, sondern es ist vielmehr dargethan, daß den ernstlich die Aussöhnung mit seinem Kaiser suchenden, durchaus loyal gesinnten Friedländer nur die erbärmliche Furcht Kaiser Ferdinands vor dem ihm in jeder Beziehung unendlich überlegenen Feldherrn und die eigensüchtige Niedertracht seiner Kreaturen zu Fall gebracht hat. A. G.

Walter von der Vogelweide, der bekannte Minnesänger, bestimmte in seinem Testamente: „Auf meinem Grabstein (zu Würzburg) sollen eingemeißelt werden zwei Gruben, und fortan jede gut mit Körnern und Trank gefüllet sein, damit die Vöglein, die ich mein Lebtag geliebt, herabkommen und sich laben mögen.“ — Leider wurde diese Stiftung des Dichters bald in eine jährlich einmal vertheilte Semmelspende an die Chorherrn des Stiftes verwandelt. Dr. B.-R.

Den sogenannten Regenbaum, der zu Mogabamba in Südamerika vorkommt, beschrieb in der „Linnean Society“ Professor Thistleton Dyer unter dem Namen Pithecolobium saman. Der „Regen“ ist der flüssige Exkret von Cicaden, welche sich von dem Safte der Blätter nähren, und das Abtropfen desselben ist also analog dem „Honigthau“, der bisweilen von Lindenbäumen tropft, die von Aphiden (Blattläusen) besetzt sind. Dr. B.-R.

Um Baumwolle in Leinwand zu entdecken wird das Gewebe gut gewaschen und dann in eine spirituöse Lösung von Rosolsäure getaucht, welche im Handel unter dem Namen Aurin oder gelbes Corallin geht. Dann wird das so behandelte Gewebe in eine konzentrirte wässerige Lösung von Soda getaucht und darauf ausgewaschen. Durch dieses Verfahren wird die Leinenfaser rosenroth gefärbt, während die Baumwollenfaser weiß bleibt. Dr. B.-R.

Aerztlicher Briefkasten.

Altona. W. Sie fragen: „Kann das Schlafen im Freien dem Menschen dadurch gefährlich werden, daß die Ringelnatter, von dem Geruch aus dem Magen angelockt, ihm durch den Mund in den Leib schleicht?“ — Wir können Ihnen darauf nur erwidern, daß die Ringelnatter allerdings ein sehr kleines Gehirn hat, daß wir dieselbe aber nicht für so beschränkt halten, sich eine so unzweckmäßige Zufluchtsstätte zu suchen. Jene in der „Stargarder Zeitung“ gedruckt zu lesende Geschichte, nach der eine Maus von einem Hunde verschluckt worden sein und sich aus dessen Magen wieder in's Freie „gefressen“ haben soll, ist eben eine — Jägergeschichte.

Ried. H. Den Kropf können Sie nicht selbst mit Jodpräparaten behandeln, sondern müssen dies einem Arzte überlassen. Man wendet in solchen Fällen neuerdings die Jodpräparate nicht mehr äußerlich an, sondern injizirt sie direkt in die Kropfgeschwulst.

U. N. Topfgewächse, welche nicht blühen, können im Schlafzimmer nicht blos keinen Schaden bringen, sondern sind sogar von Nutzen. Blühende Pflanzen in einem geschlossenen Schlafzimmer sollen schon tödtliche Wirkungen entfaltet haben. Wir erinnern Sie an das hübsche Gedicht von Freiligrath: „Der Blumen Rache“. Doch sind wir auch hier mehr geneigt, der durch Athmen verdorbenen, unerneuerten Zimmerluft einen größeren Antheil an dem Tode jenes jungen Mädchens zuzuschreiben, als dem Blüthenduft.

Celle. H. F. Nierenkranke, welche am Eiweißharnen leiden, thun gut, alkoholische Getränke, also auch Bier, zu vermeiden. Ein kleines Quantum Bier, vielleicht ein Weinglas voll, wird jedoch kaum nachtheilig wirken. Dr. Meierstein.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 18. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Da änderte sich mit einemmale der de- und wehmüthige Gesichtsausdruck Vroni's. Ihre Augen vergrößerten sich, die Pupille trat in ihrer ganzen Rundung hervor, der Mund blieb offen wie in jäher Verwunderung und Ueberraschung. Stefan war ihr bis zum Wagen gefolgt und ihr gegenüber stehen geblieben; sie wendete der Sakristei den Rücken zu. Nun hatte sie bemerkt, wie er plötzlich zusammenfuhr; seinen Körper durchflog ein Zittern und über sein bräunliches Antlitz, das ihr bisher so unbewegt geschienen, zogen Purpurflammen. Was war das? Die Vroni verstand sich auf Herzensregungen, aber sie wußte wohl, diese hatte sie nicht veranlaßt. Rasch wendete sie sich um; ihre Augen folgten der Richtung der seinigen und sie bemerkte ein schlankes, wunderliebliches Mädchen, das soeben mit einer älteren Dame aus der Sakristeithür getreten war und, indeß diese, die wahrscheinlich ihre Mutter war, dort zurückblieb und jemand zu erwarten schien, unter den Linden einige Schritte weiter schlenderte.

„Die ist's, nicht wahr?" rief die Vroni mit dem Instinkt der Eifersucht. „Die da — ein Stadtfräulein! Und deshalb bist so stolz und spröde, und dahin richten sich deine Wünsche! Und du glaubst, du Tölpel, solche Liebe wird dich glücklich machen? Kummer und Elend wird sie über dich bringen und unsagbares Leid, das sage ich dir; aber dir wird recht geschehen, und bereuen wirst du's, hundertmal bereuen, was du der Vroni heute angethan hast!" Sie sprang rasch auf den Wagen. „Fahr zu!" rief sie dem Kutscher zu. Die feurigen Pferde zogen an und das leichte Gefährt fuhr über den weichen Lehmboden dahin.

Stefan sah demselben nur einen Augenblick nach, dann zuckte er die Achseln und wandte sich abermals, diesmal mit einem kläglich verstohlnen Blick, der Sakristei zu.

Valeriens Mutter befand sich jetzt mit zwei andern Damen im Gespräch, es waren dies wohl Gräfin Brandis und ihre Schwester, die Baronin; Valerie stand noch immer etwas von ihnen entfernt. Sie spielte mit dem Sonnenschirm, den sie hier unter dem Schatten der Bäume noch nicht aufgespannt hatte, aber die Sonne warf ihre goldigen Lichter zwischen den Blättern hindurch auf sie herab; und auf dem graziös etwas zur Seite geneigten Kopf und auf dem lichten, duftigen Kleide wechselten, je nachdem der Wind die Blätter bewegte, Licht und Schatten im neckischen Tanz. Auch sie hatte Stefan bemerkt, und ebenso war ihr die hübsche Bäuerin nicht entgangen, die so lebhaft zu ihm gesprochen. Was gab es zwischen diesen beiden? Ihre Augen blickten lange und fragend zu ihm hinüber, sie wollten den seinigen begegnen, aber er, der Trotzige, vermied jetzt absichtlich diese sanften Augen.

„Valerie," mahnte die Mama, „die Damen steigen in den Wagen." Valerie eilte auf sie zu und machte ihren Knix.

„Um zwei Uhr wird der Wagen Sie zum Diner abholen," sagte die Baronin.

Die Gräfin winkte mit der Hand dem jungen Mädchen zu. „Seien Sie pünktlich, Liebe, wir wollen vor dem Speisen noch ein wenig im Parke promeniren."

Der Diener half den Damen in den Wagen und dieser rollte davon.

In dem Augenblick trat Hans, der während des Zwiegesprächs mit der Vroni sich diskreterweise ferngehalten hatte, wieder zu seinem neuen Freunde. Der Wagen kam an ihnen vorüber. Die Gräfin warf einen erstaunten Blick auf ihren Neffen und einen noch erstaunteren auf Stefan.

„Hast du ihn gesehen?" neigte sie sich zur Baronin.

„Wen? — Hans?" fragte diese in ihrer gleichgiltigen Weise.

„Den jungen Mann, mit dem Hans sprach."

„Nein."

„Ein auffallend schöner Mensch, und garnicht wie die Hiesigen, er hat etwas, ich möchte sagen Elegantes, Großstädtisches, er hat Tournüre, — wer mag das nur sein?"

„Daß sich Hans hier unter die Bauerjungen mischt, das ist mir höchst zuwider," erwiderte die Baronin, ihren eigenen Gedankengang verfolgend.

„Ob das nicht der Schüler des Professor Wüst gewesen ist!"

„Sprich mir nicht von diesem ekelhaften Menschen."

„Ich werde Hans darum befragen, ich muß es erfahren."

Indeß waren auch die Frau Hauptmann und ihre Tochter langsam hinter dem Wagen hergegangen. Hans, der Kurzsichtige, erkannte Valerie erst, als sie ihm schon ganz nahe war, und in seiner glückseligen Ueberraschung machte er ein so unbeholfenes Kompliment, daß weder Mama noch Tochter ein leichtes Lächeln unterdrücken konnten. Der arme Hans, er hatte entschieden Malheur; dort, wo er gefallen wollte, schlug ihm alles zum Nachtheil aus.

Stefan stand starr und unbeweglich, wie eine Tanne. Er rückte nicht an seinem Hut, als Valerie an ihm vorüberschritt, und seine Augen streiften in so nachlässiger Weise ihre Gestalt, als ob sie eine wildfremde Person für ihn sei, die ihn garnichts anginge, und für die er sich nicht einmal flüchtig interessire.

Valerie fühlte sich gekränkt, verletzt; sie war indignirt ob dieser gänzlichen Verleugnung. „Ja, wenn ihm die Klugheit, die Bescheidenheit allein dies Benehmen eingegeben, dann könnte ich ihm dafür dankbar sein,“ so dachte sie; „aber es ist nur Uebermuth und Trotz! Ich seh's an seinen Augen, er zürnt mir noch immer, er hat mir noch nicht vergeben.“ Das Mündchen zog sich weinerlich herab, sie sah recht unglücklich aus; aber sie spannte rasch den Schirm auf und hielt ihn vor das Gesicht, damit es niemand sehen sollte.

Hans sah ihr nach und unterdrückte einen Seufzer, dann stieß er seinen Freund an. „Nun, wollen wir nicht gehen? Sie wollen mich doch mit Franz bekannt machen.“

Stefan schreckte empor wie aus einem Traume. „Ja, kommen Sie.“ Als sie aber nun wieder der Vorderfront der Kirche zugingen, rief Stefan plötzlich: „Da ist er ja!“

Und in der That, da kam die alte Lene mit ihrem Sohne dahergeschritten. Sie hielt gar streng auf den Kirchenbesuch, die gute Frau. Als ihr Franzi noch klein war und durchaus nichts Sehenswürdiges an sich hatte, aber dafür ausnahmslos zerrissene Stiefeln und eine durchlöcherte Mütze trug, die mildthätige Seelen, da sie durchaus nicht mehr zu verwenden waren, der Lene zum Geschenk gemacht hatten, damals zog es die Lene vor, mit andern ihresgleichen die Frühmesse zu besuchen; aber seitdem der Franzi Geselle geworden und nette, anständige Kleider hatte und als ein manierlicher und hübscher Mensch einherschritt, da wollte sie ihn auch zeigen, und da nützte ihm kein Sträuben, er mußte in der Zehnuhrmesse mit aufmarschiren. Sie sollten ihn nur sehen, sie alle, die sie so viel geschmäht und beschimpft hatten. Sie sollten nur wissen, was die Wäscherlene für einen Sohn sich erzogen hatte, sie allein, aus eigenen Mitteln, und wie sehr sie Ursache habe, stolz und glücklich darüber zu sein! Und stolz und glücklich schritt sie auch an seinem Arm daher, und sie blickte rechts und sie blickte links, und auf dem guten, runzlichen Gesicht lag mütterliche Wonne. Hans und Stefan traten zu ihnen.

Als jetzt die Lene erfuhr, daß der Herr da der Sohn des Gutsherrn sei, ein Baron, ein wirklicher und ächter Baron, der mit ihrem Franzi Bekanntschaft machen wollte, und als dieser Baron selbst einige freundliche Worte zu ihr sprach, da glaubte sie anfänglich, sie müsse vor Devotion und Ergebenheit in die Knie sinken, und schon hatte sie den Franzi in die Seite gestoßen und wollte ihm zuflüstern: Küss' doch dem gnädigen Herrn die Hand! Wie sie aber nun sah, wie der Steffel mit dem gnädigen Herrn sprach und sogar mit ihm lachte, als wäre das so garnichts, und wie jetzt auch der Franzi ganz gewöhnlich mit ihm zu sprechen anfing, da wurde ihr mit einemmale höllisch stolz zu Muthe und ein ungeheurer Respekt vor ihrem Franzi stieg in ihr auf. „Jesus,“ sagte sie sich, „die Barone kommen zu ihm und er ist erst G'sell, wie wird's denn werden, wenn er erst Meister ist!“ Sie ließ die jungen Leute vorangehen — jetzt durfte sie sich nimmer in eine Reihe mit dem Franzi stellen — und trippelte hinterdrein. Und wie sie die Straße entlang schritten, da begegnete sie hie und da einer Bekannten oder sie fand eine solche unter einem Hausthor stehen, und lief dann mit ihrer aufgeregten, wichtigen Miene auf sie zu, und mit beiden Händen auf die Voranschreitenden deutend, stieß sie die abgerissenen Worte heraus: „Baron — Franzi — Ehre — zu uns — Gottes Gnade und Vorsehung!“

Es war ziemlich hoch am Nachmittage, als Stefan den Rückweg nach Lindau antrat. Er hatte mit Franz und Lene den bescheidenen Imbiß getheilt, und war hierauf zu Jakob gegangen, um mit diesem „das Geschäft“ abzumachen. Der Jakob hatte ihm sein „Durchkommen“ bei der Assentirung fast mit Sicherheit zugesprochen. „Hab' ich so viele durchgebracht, werd' ich dich auch durchbringen. Gott und die Welt! Es ist alle Jahre derselbe Spaß. Er bringt den Herren ein hübsches Stück Geld ein; ich freilich, ich hab' den geringsten Lohn, aber es freut mich, wenn ich brave, tüchtige Burschen verpflichten kann, und grad' bei dir, Steffel, thät's mich ganz besonders freuen.“

Stefan verließ ihn guten Muths und voll Vertrauen. Die Sonne brannte heiß, er vermied den Uferweg und ging durch den Wald; bald kam er an der Ruine Hohenwang vorüber. Er machte davor Halt, und er betrachtete das alte Schloß, was ihm bisher noch niemals eingefallen war, mit prüfenden und kritischen Blicken. Dieser feudale Ueberrest war also jetzt in den Besitz des Barons Wachtler übergegangen. Es war ein Raubritternest gewesen, und seine Lage war dem saubern Gewerbe seiner einstigen Besitzer durchaus angepaßt. Es war auf dem höchsten Punkt dieses dichtbewaldeten Berges aufgebaut und beherrschte das Thal vollkommen. Alles was von dieser Seite gekommen, mußte von dem auf dem Söller Wachthabenden sogleich bemerkt worden sein. Von der Rückseite war die Burg uneinnehmbar gewesen, denn unmittelbar hinter den rückwärtigen Mauern derselben gähnte ein Abgrund. Starre Felsenmassen in den seltsam grotesken Formationen, wie sie im Kalk vorkommen, führten von hier steil hinab; erst in einiger Tiefe dachte sich der Berg allmählich ab und sproßte wieder üppiger Wald. Uebrigens waren die Burgmauern so dick, die Thore so fest, und der nach der Stadtseite zu liegende Thurm hatte eine so beträchtliche Menge Schießscharten aufzuweisen gehabt, daß die wackeren Ritter vor einer Einnahme nicht zu bangen brauchten und im Gefühle ihrer Unverletzlichkeit ungehindert rauben und plündern konnten. Nun war das stattliche Schloß mit seiner interessanten mittelalterlichen Gothik verfallen, der Thurm war eingestürzt, der Schloßhof voll Schutt und nur das Mittelportal, das in eine Art von breitem Korridor führte, war mit der links daranstoßenden mächtigen und gewölbten Halle noch einigermaßen verschont geblieben und konnte betreten werden. An diese Halle, linksseitig, war eine Kapelle angebaut worden. Sie war vielleicht dreihundert Jahre alt, konnte demnach verhältnißmäßig als ein Neubau gelten und sah auch dem verwitterten Mauerwerk gegenüber, und besonders seinem Stile nach, der in den Anfang der Renaissanceperiode fiel, ganz so aus. Diese Kapelle sollte also, wie Hans erzählt hatte, restaurirt und ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben werden. Stefan wußte, daß die Wachtlers noch an diesem selben Nachmittag hierherkommen wollten, um daselbst prüfende Umschau zu halten, und daß sie von den Damen begleitet sein würden, — auch von Valerie! Er wollte nicht weiter daran denken, — was kümmerte es ihn? Er entfernte sich vom Hauptportale, er wollte nach Lindau. — Aber vorher wollte er doch einen Blick auf die kleine Thür werfen, die in die Kapelle führte. Vielleicht war sie offen, vielleicht befanden sie sich eben darin — die Wachtlers. Er wäre dann natürlich nicht eingetreten, aber — kurz, er wollte wissen, ob sie da seien. Er trat hinzu und probirte die Klinke; die Thür war verschlossen. Sie konnten auch in der Halle sein. Er ging wieder zurück nach dem Korridor, er horchte; nichts regte sich. Er trat in die Halle. Sie hatte zwei große Spitzbogenfenster nach Osten, unter welchen Steinbänke angebracht waren. Das hohe Gewölbe ruhte auf runden, massigen Säulen aus dem rothen salzburger Marmor, welche der Zeit getrotzt hatten und deren Kapitäle durch die hübsche Ornamentik bemerkenswerth erschienen. Der Raum war kühl und dunkel. Natürlich, die Sonne stand im Westen und vor den Fenstern rankten sich die Schlinggewächse in so dichter Ueppigkeit, daß das Licht nur spärlich Einlaß fand. Als Stefan nun weiter vorschritt, bemerkte er, daß auf dem rückwärtigen Theil des Fußbodens der Halle ein heller Sonnenstreifen lag. Dort hinaus gingen keine Fenster, wie kam der herein? Er war jahrelang nicht hier gewesen, — war indeß die Mauer eingestürzt? Neugierig trat er näher. Richtig, in der Mauer war eine Oeffnung entstanden, gewaltsam vielleicht, sie war groß genug, daß ein Mann sich durchdrängen konnte. Hohes Unkraut war zwischen den abgebröckelten Steinen gewachsen und eine kleine Eidechse huschte jetzt, von seinem Schritte aufgeschreckt, durch die Oeffnung in's Freie. Er fühlte sich nicht bewogen, ihr zu folgen. Was sollte er auch da draußen? Da draußen lag der Abgrund.

Stefan schritt einigemale in der Halle auf und ab, seine Schritte hallten in dem großen leeren Raume, dann wendete er sich dem Korridor zu. Aus demselben führte eine Treppe in den über der Halle gelegenen Saal; die steinernen Stufen dieser Treppe fanden jedoch in dem verwitterten, ausgebröckelten Mauerwerk keinen Halt mehr, sie waren lose geworden, zum Theil geborsten, die untersten bereits gänzlich herausgebrochen. Es war sicher ein gewagtes Unternehmen, über ihnen hinweg da hinaufzukommen. Stefan hatte es in früheren Jahren oft versucht; der Saal, wie er noch immer genannt wurde, war der bevorzugte Spielplatz seiner Kindheit gewesen. Fast schien es, als wolle er das gymnastische Kunststück heute abermals versuchen, er stand überlegend vor dieser Treppe still. — Warum verfolgte er nicht seinen Weg nach Lindau? Weshalb blieb er? Was hatte er hier zu suchen? Er hätte sich diese Frage selbst nicht beantworten können, wohl auch nicht beantworten wollen, aber sicher war, daß er zur Stunde in diese Mauern wie festgebannt

war, daß es ihn nicht fortließ. Er erinnerte sich, daß man von da oben eine weite Aussicht habe, und — mußte man es nicht auch hören, wenn mehrere Personen im Gespräch den Waldweg vom Städtchen her heraufkamen? Noch einen Augenblick überlegte er, dann beschloß er, dies Observatorium aufzusuchen. Er nahm einen Anlauf und sprang aufwärts; er kam gleich auf die sechste Stufe zu stehen, welche aber unter dem Gewicht seines Körpers schwankte und zu rutschen begann. Er wartete dies nicht ab; schon hatte er eine höhere, etwas fester sitzende erreicht und bald befand er sich im ersten Stockwerk: im Saal der Ritter von Hohenwang.

Es waren nur noch die vier Hauptmauern davon übrig geblieben. Die Decke war das Himmelsgewölbe, die liebe Sonne sowohl wie Sturm und Regen fanden da ungehindert Einlaß. Ihre gemeinschaftlichen Einwirkungen hatten auch bereits eine ziemlich fruchtbare Humusdecke aufgehäuft und auf dem Fußboden des Saales sproßten und grünten Gräser und Pflänzchen mancherlei Art.

Stefan wandte sich sogleich der Aussicht zu. In einem weit herausgebauten Erker befanden sich drei Fensteröffnungen, welche, wie jene in der Halle, nach Osten gingen, und in deren Mauervertiefung eine Steinbank stand; während der Saal dem hellen Sonnenlichte ausgesetzt war, war hier ein schattiges Plätzchen geschaffen.

Stefan trat zum Fenster und beugte sich hinaus. Man übersah zunächst nur ein kleines Stück des Weges, der stark bergab ging, weiterhin war alles von den Bäumen versteckt; hohe, schwarze Tannen standen ringsum, deren Wipfel, von einem leichten Winde bewegt, zusammenrauschten. Darüber hinweg sah man ein Stück des Sees, wie ein breites Silberband daliegen, und am jenseitigen Ufer die schönlinigen Waldhügel sich erheben, und über ihnen, gleichsam das Bild abschließend, die zackigen, phantastischen Formen der Hochalpe. Stefan schenkte dem wunderbaren Gemälde, das ihn zu einer andern Zeit entzückt hätte, nur einen kurzen Blick. Heute war er innerlich zu beschäftigt. Uebrigens fand er sich in seinen Erwartungen getäuscht, die Ausschau war nicht so günstig, als er gedacht hatte. Er konnte die Herankommenden erst bemerken, nachdem sie die Ruine fast erreicht hatten, aber dann konnte auch er gesehen werden. Der Laut von Stimmen war ebenfalls nicht leicht zu hören; das mächtige Rauschen in den Wipfeln übertönte alles von unten kommende Geräusch. Er setzte sich auf die Steinbank und begann nachzusinnen. Ein gewisses hübsches Mädchen im weißen Kleide, mit einem reizenden Hütchen und einem blauen Sonnenschirm tauchte immer wieder vor ihm auf. Er suchte es zu verscheuchen, er wollte sich diesen süßen, verführerischen Bildern nicht überlassen, er fühlte es, sie waren sein Verderben! Mit Gewalt wollte er sich davon abwenden. Er versuchte die Vergangenheit heraufzubeschwören, die fröhliche Kinderzeit. Er sah über den sonnenbeschienenen Fußboden hinweg; er wollte der Zeit gedenken, wo er, ein wilder Junge, mit seinen Kameraden „Raubritter“ und „Ueberfall“ gespielt, und wie sie sich dabei brav gerauft und geschlagen hatten. Sonderbar, die lustige Zeit war ihm bisher immer so gegenwärtig gewesen, so nahe; er dachte kaum, daß Jahre seitdem vergangen waren, er hatte sich immer noch als derselbe muntere, aufgeweckte Junge gefühlt. Heute konnte er sich nicht mehr darin zurechtfinden, sie lag weit zurück, diese Zeit! In einigen Tagen war er um Jahre gereift, und aus dem Knaben war fast ein Mann geworden. Er war in jenem Stadium der Entwicklung angelangt, das oft fluthartig hereinbrechend, den Jüngling einem neuen, vielgestaltigen Leben entgegendrängt. Wo die Kraft des Wollens in dem jungen Körper übermächtig scheint, wo man den Muth in sich fühlt, das Höchste zu erstreben, und doch über das Zunächstzuergreifende noch nicht im Klaren ist. Alle Leidenschaften erwachen da auf einmal und sie erheben gleichzeitig ihre Stimmen. Es kommt dann ein Drängen und Sehnen, ein Hasten und Begehren, ein Sichbewußtsein und wieder ein Untergehen in all' diesen wechselnden Empfindungen. Aber nur Geduld, bald wird alles deutlicher, es reinigt sich von den Schlacken, es nimmt Form und Gestalt an. In diesem Alter ist die Geschäftigkeit der Leidenschaften auch mit Geschäftigkeit des Geistes verbunden, sie treten mit einander in Wechselbeziehung, sie entstehen und wachsen mit einander, diese Periode ist daher die bedeutungsvollste für die ganze Zukunft eines Menschen; in dieser müssen die Keime aller künftigen Geistesthaten sich entwickeln, und diese Zeit ist die Zeit der Rekrutirung, der militärischen Dressur!

Stefan machte keine ähnlichen Betrachtungen, er dachte an Valerie, er hatte sich dem süßen Zauber seiner jungen Liebe völlig gefangen gegeben.

Plötzlich fuhr er zusammen. Seine, gegen die lichte Mauer gewendeten Augen hatten einen darauf fallenden Schatten bemerkt, es war unverkennbar derjenige eines schlanken, weiblichen Geschöpfes. Erst blieb der Schatten unverrückt, dann huschte er die Mauer entlang.

Stefan saß unbeweglich, aber seine Pulse flogen und seine Sinne waren in erregtester Spannung. Der Schatten wurde größer. Stefans Athem stockte; sogleich mußte ihm diejenige sichtbar werden, der dieser Schatten angehörte. Zunächst des ihn bergenden Mauervorsprungs wurde jetzt ein blauer Sonnenschirm sichtbar, im nächsten Augenblick stand Valerie vor ihm. Sie stieß einen leisen Ruf der Ueberraschung aus, als sie ihn erblickte. Er erhob sich, ohne seinen Platz in der Fenstervertiefung zu verlassen. Gleich darauf war sie neben ihm.

„Ich habe Sie gestört,“ sagte sie in einem hastigen Ton, in dem die Ueberraschung, der freudige Schreck theilweise noch nachzitterten.

„Sind Sie allein?“ fragte er darauf.

Sie nickte bejahend. „Ich wollte nicht mit ihnen in die Kapelle gehen, es kam so kühl und dumpfig heraus, und — mir ist warm und ich bin leicht gekleidet.“ Sie hielt inne; sie hatte so rasch gesprochen, daß ihr der Athem fehlte.

„Und man hatte Ihnen gestattet, hier heraufzugehen?“ fragte er, sie unverwandt ansehend.

Valerie legte ihren Zeigefinger schelmisch lächelnd an den Mund. „Bewahre, sie wissen nichts davon, sie haben keine Ahnung, daß ich hier bin; ich sagte, ich würde ihre Rückkehr unter den Bäumen erwarten. Ich wollte es auch, aber da erfaßte mich Neugier und Unternehmungslust, ich wollte auf eigne Faust Entdeckungen machen, um sie dann damit zu überraschen. Ich kam in den Korridor, ich sah die Steintreppe —“

„Und Sie sind allein über sie hinweggekommen?“

„Ganz allein.“

„Wie unvorsichtig, wie waghalsig!“

„Nicht wahr? Ich hätte den Fuß brechen können, aber ich kam ohne Unfall herauf, wie Sie sehen.“

„Sie wären nicht gekommen, wenn Sie gewußt hätten, mich hier zu treffen; Sie bereuen wohl jetzt Ihren Einfall, nicht wahr, mein Fräulein?“

Sie antwortete nicht. Sie senkte das Köpfchen, um das Roth ihrer Wangen zu verbergen; aber sie trat noch näher an ihn heran und setzte sich auf die Steinbank.

Ein Gefühl wahnsinniger Freude erfaßte ihn, und sein Herz wallte stürmisch auf. Das war auch eine Antwort, und eine nicht mißzuverstehende: Sie bereute nicht, sie blieb bei ihm!

„Wie schön ist es hier oben!“ rief sie entzückt, nachdem sie einen Augenblick aus dem Fenster gesehen.

„Schön und — einsam,“ fügte Stefan hinzu.

Sie lächelte. „Sie werden mich hier nicht suchen, gewiß nicht; sobald sie die zerbröckelten, verfallenen Stufen sehen, werden sie es für ausgemacht halten, daß ich nicht darüber hinweggekommen sein könne. Ich fühle mich hier ganz außer ihrem Bereich und ich freue mich darüber.“

Auf Stefans Augen blitzte ein Strahl des feurigsten Entzückens. Er war bisher vor ihr stehen geblieben, jetzt setzte er sich neben sie auf die Steinbank, freilich an das äußerste Ende derselben.

Sie blickte etwas befangen vor sich nieder. Keines sprach ein Wort. Wozu auch? Es war so schön und traulich und die beiden waren so glücklich. Es war ihnen, als wären sie den Menschen, der ganzen Welt entrückt, als lebten nur sie zwei in einer andern, seligeren Region, im gegenseitigen, stillen Anschauen versunken. Es war eine Ruhe um sie her, die wie eine Bezauberung über ihnen lag, wie in den Märchen, und die sie nicht zu unterbrechen wagten. Draußen rauschten wohl die Wipfel, aber das erschien so ferne, so einlullend in seiner monotonen Harmonie, es erhöhte die Stille noch, jeden andern Ton verschlingend.

Die Abendsonne beleuchtete glühend die eine Seite der verwitterten, farbigen Grundmauern, über denen der Himmel in dunkler Bläue erschien und sich herabzusenken schien, so tief, als ruhte er auf den Mauern selbst. Ueber den Grasboden breiteten sich allmählich reiche Schatten und daraus blitzten die weißen Gänseblümchen wie Sterne hervor; ein kleiner, blauer Schmetterling flatterte lautlos darüber hinweg und kam wieder; auch ihm

schien es hier zu gefallen. Minuten vergingen so. Es waren vielleicht die schönsten in ihrem ganzen Leben. Da knisterte es eigenthümlich über ihren Köpfen: aus einem Sprung in der Mauer rollten einige Steinchen und Sand. So gering das Geräusch war, es wirkte erschreckend nach dieser Stille.

Bujukdere bei Konstantinopel. (Seite 215.)

Valerie rückte unwillkürlich näher an Stefan. „Wenn die Mauern über uns zusammenbrächen!“ flüsterte sie ängstlich.

„Die werden uns noch lange überdauern,“ beruhigte Stefan. „Aber haben Sie Angst?“

„Nicht, wenn Sie bei mir sind.“ Jäh öffneten sich seine Lippen, aber er hielt das Wort zurück. Sie bemerkte es. „Warum sprechen Sie nicht aus, was Ihnen auf der Zunge liegt?“

„Es war Ihr Name.“

„Nun?“

„Ich darf ihn nicht mehr aussprechen.“

„Weil Sie trotzig sind, deshalb haben Sie mich auch heute Morgen nicht gegrüßt.“

„Gestern noch wünschten Sie, daß ich niemanden, selbst den Professor nicht, etwas davon merken lassen solle, daß wir uns kennen, und heute machen Sie es mir zum Vorwurf, daß ich es nicht vor aller Welt verrathe.“

„Man kann grüßen, ohne daß es alle Welt bemerkt, mit einem Blick, mit einer Handbewegung.“

„Nichts berechtigte mich zu einer solchen Vertraulichkeit, und ich bin nicht so unbescheiden, sie mir anzumaßen.“

Valerie zog die Unterlippe zwischen die Zähnchen; er gab ihr jedesmal eine Lektion. Gewiß, es war sehr keck von ihm, aber sie sagte sich doch, daß er Recht habe. Wieder entstand eine Pause.

„Sie sind wohl nahe befreundet mit der hübschen Frau, mit der Sie sich heute vor der Kirche so angelegentlich unterhielten?“ fragte Valerie plötzlich. „Man sagte mir, es sei eine der reichsten Grundbesitzerinnen der Umgebung.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine erste Feuerbestattung. (Seite 215.)

Natur und Mensch im Süden der neuen Welt.

Von Dr. E. S.

I.

Professor Dr. Paul Mantegazza in Florenz, Mitglied des italienischen Abgeordnetenhauses, hat in den Jahren 1854—57 die südamerikanischen Republiken Argentina, Paraguay, Bolivia und andere wiederholt bereist und studirt. Aus den höchst interessanten Reiseschilderungen dieses meines Freundes erlaube ich mir, mit Autorisation des italienischen Verfassers, folgendes zum erstenmale in deutscher Sprache hier mitzutheilen.

Das Klima des Freistaates Entre-Rios ist etwas wärmer als das des südlich angrenzenden Freistaates von Buenos Ayres. Im allgemeinen zeigt es dieselben Eigenschaften wie das aller übrigen Länder am La Platastrom: sehr reine und stark bewegte Luft, Winde, die weder von Bergketten aufgehalten, noch von Thälern eingeschlossen werden; schnelle Sprünge der Temperatur, die von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde fühlbarer sind als von Monat zu Monat. So kann man ohne große Unannehmlichkeit das ganze Jahr hindurch dieselbe Kleidung tragen. Dagegen ist der Boden feucht, indem er das Wasser von so vielen Flüssen und Bächen, die ihn durchfurchen, aufsaugt und schwer wieder von sich gibt, denn er ist so thonig und weich, daß man aus ihm fast überall Backsteine formen kann. Fügt man dazu noch die Regengüsse, die im Winter sehr häufig, im Sommer sehr selten sind, so hat man die Physiognomie jener Süßwasser-Halbinsel. Diese letztere Eigenthümlichkeit ist die wichtigste und übt einen solchen Einfluß auf die menschliche Gesundheit aus, daß man dieselbe zum Maßstabe nehmend die Klimata des südlichen Amerikas nach den Regenperioden, dem Winter und Sommer entsprechend, in zwei Hauptklassen eintheilen könnte. In dem einen Falle haben wir eine glückliche Verbindung zweier klimatischer Elemente, sodaß die Kälte der Feuchtigkeit entgegenwirkt, und die Trockenheit die übermäßige Wärme weniger schädlich macht. In dem andern Falle hingegen, wo sich beide zu unserm Nachtheil wenden, treten Himmel und Erde vereint gegen uns auf, und die feuchte Wärme sowohl wie die trockene Kälte wirken ganz anders und zwar immer feindlich auf unsere Gesundheit ein. Die Häuser von Entrerios sind im allgemeinen zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung und vor allem gegen die Feuchtigkeit, das schlimmste der dortigen Uebel, schlecht angelegt; sie bestehen fast alle nur aus einem Erdgeschoß, sind hie und da sogar ohne Grundmauern und aus schlechten Backsteinen erbaut, so daß sie wie Schwämme das Wasser aus dem Boden aufsaugen. Im Winter sind die Wege vieler entrerianischer Dörfer so morastig, daß die Pferde dort bis zu den Knien und manchmal bis über die Schenkel einsinken. Ich selbst, auf der Rückkehr von meinen ärztlichen Besuchen und bis zum Kopf bespritzt, sah öfters mitten auf der Straße zu schwer geladene Wagen verlassen stehen, da weder Ochsen noch Pferde dieselben aus der Pfütze zu ziehen vermochten, in welcher sie wie versteinert feststaken.

In diesem Lande habe ich es selbst erprobt, mit welcher Wonne man in Hülle und Fülle das Regenwasser, das reinste, was es gibt, genießen kann, nachdem man mehrere Monate hindurch allein die trübe Flüssigkeit der „Brunnen" hinabschlucken mußte, die man hier nur mit einer herkulischen Anstrengung der Phantasie Trinkwasser nennen kann. Die Bewohner von Entrerios, ausgenommen die, welche das milchige, aber sehr zuträgliche Wasser der Parana oder das des krystallhellen Uruguay trinken, sind genöthigt, ihren Durst mit dem schlammigen Wasser der Binnenflüsse oder Pfützen zu stillen, in denen täglich tausende von plumpen Vierfüßern umherschwärmen und die dringendsten Bedürfnisse der Natur befriedigen. Nie werde ich vergessen, wie ich, nachdem ich über fünf Meilen in der glühenden Novembersonne (unsere Wintermonate sind in Südamerika wie auf der ganzen südlichen Halbkugel bekanntlich Sommermonate) zurückgelegt hatte und kaum erst in Entrerios angelangt war, mich damals zwischen Gualeguaychu und Gualeguay einem rancho (Hütte) näherte und Wasser begehrte. Man bot mir ein Blechgefäß mit unzähligen Schmutzflecken bedeckt, worin ich einen Kaffeeabsud oder eine Art flüssigen Lehmes zu erblicken glaubte. Wie unwiderstehlich auch meine Begierde zu trinken war, mein Schauder, als ich jene entrerianische Brühe an die Lippen setzte, war doch so groß, daß ihn sicherlich auch die rebellischen Muskeln meines Gesichts ausdrücken mußten, denn der gute Entrerianer, welcher mir das Getränk gebracht hatte, sprach mir Muth zu, indem er sagte, daß das Wasser zwar ein wenig trübe aber trotzdem sehr gesund sei: er habe noch nicht gehört, daß irgend ein Rind, Pferd oder Schaf darin verfault sei. Auf diese Versicherung hin that ich wirklich, als ob ich tränke, und dankte. Ich hoffte, daß ich nach wenigen Meilen ein etwas weniger infernalisches Wasser finden würde. Aber ich täuschte mich, denn nach weiteren drei Leguas (spanische Meilen) suchte meine Zunge umsonst nach einem Tropfen Feuchtigkeit in dem brennenden Schlunde. Ich biß also in den sauren Apfel und begehrte nochmals in einem rancho jenes Lebenselement. Diesmal überwand der Durst den Ekel: ich schloß die Augen und meine Seele dem Himmel empfehlend, verschlang ich jenen scheußlichen Schlamm. Niemand, der nicht in Afrika oder Entre-Rois gereist ist, vermag sich eine Vorstellung von dem Wasser zu machen, das man dort zu trinken genöthigt ist, wenn der Durst es gebietet. Oefters mußte ich mich mit den Argentinern, mit denen ich reiste, am Rande einer Pfütze, welche kaum einem Entenpaare genug Spielraum gewährt hätte, zu Boden werfen und dem Beispiele der andern folgend über das Wasser mein Taschentuch ausbreiten und durch dasselbe jene schlammige Flüssigkeit einschlürfen.

Wer einen Blick auf die Karte jenes Landes wirft und sieht, wie es nach allen Richtungen von Flüssen durchfurcht wird, und wer da weiß, daß man dort fast überall in geringer Tiefe Wasser findet, der kann kaum glauben, daß man dort dennoch Durst leidet. Die Flüsse des Innern sind nämlich alle morastig, und wenn es längere Zeit nicht geregnet hat, sind sie so salzhaltig, daß man ihr Wasser in keiner Hinsicht gebrauchen kann. Mindestens ist mit wenigen Ausnahmen das Wasser der Brunnen so reich an Salzen, daß viele Mineralquellen Europas davon übertroffen werden.

In einem der letzten argentinischen Kriege führte ein General mit seinem Heere einen Eilmarsch aus, von welchem alles abhing. Da man auf allen Seiten von einem Brande der Pampa umgeben war, den der Feind entzündet hatte, so gab der General den Befehl, es solle jeder sofort erschossen oder mit Lanzen durchbohrt werden, der vom Pferde steige, um zu trinken. Schon waren die Soldaten von Hunger und Durst fast aufgerieben und jener Befehl schien sinn- und zwecklos. Das Bedürfniß zu trinken war so groß, daß, als die armen Argentiner eine Lache erblickten, sie von ihrem strengen General Erlaubniß zu erhalten hofften, indem sie ihm ein Kuhhorn voll Wasser darreichten und so seine menschliche Schwäche in Versuchung führten. Aber der Befehlshaber, dem selbst der Gaumen schon so ausgetrocknet war, daß er kaum mehr sprechen konnte, schleuderte das Horn zornig von sich und spornte sein Pferd. Diese spartanische That jedoch konnte bei vielen seiner Soldaten den Durst nicht stillen, und so warfen sich die Armen platt zur Erde und schlürften wie rasend das Wasser der Pfütze ein. Von einem Offizier überrascht, der ihnen bei Todesstrafe befahl, sogleich sich zu erheben, gaben sie schreiend zur Antwort, daß man sie trinken lassen möge, wenn sie auch gleich darauf von Lanzen durchbohrt werden sollten: und so kam es, daß sich die Pfütze alsbald mit dem Blute jener Unglücklichen röthete, die eben damit wohl den schlagendsten Beweis der unwiderstehlichen, zwingenden Gewalt des Durstes lieferten.

Im östlich gelegenen Freistaate Uruguay tranken die Soldaten Garibaldi's in der berühmten Schlacht von St. Antonio, als sie von allen Seiten vom Feinde eingeschlossen waren, ihren eigenen, kaum abgekühlten Urin in Ochsenhörnern, die sie von Hand zu Hand gehen ließen.

Und mir ging es auch nicht viel besser, da ich das Delirium des äußersten Durstes, das sich mit keiner Hungersnoth vergleichen läßt, an mir selbst erlebt habe. Auf einer Jagdpartie, die ich in der größten Hitze des Dezember in den Wäldern von Gualeyan unternahm, wo meine hastige Begierde, mich von einer noch urwüchsigen und für mich ganz neuen Natur umgeben zu sehen, meine Schritte, mehr als klug war, beflügelt hatte — verirrte ich mich, und nachdem ich mehrere Stunden des Tages umhergeirrt war, ohne Wasser zu entdecken, begann ich zuerst Durst zu leiden und endlich leidenschaftlich und fieberhaft nach Wasser zu verlangen. Die Zunge kam mir wie ein Stück Leder vor und der dicke und klebrige Speichel beschwerte meine Lippen bei den unwillkür-

lichen Anstrengungen, die ich machte, um aus allen meinen Speicheldrüsen einen einzigen Tropfen Flüssigkeit hervorzupressen. Meine Augen brannten mich, meine Haut war wie verdorrt und vor allem empfand ich eine drückende Verengung im Gaumen und in der oberen Bauchgegend, wo es schien, als ob alle die heftigsten Bedürfnisse des Nervenlebens sich vereinigt hätten, um mich in ein Delirium zu versetzen. Ich hoffte, daß ich eine Taube oder einen anderen größeren Vogel tödten und mit seinem Blute meinen Durst wenigstens werde lindern können — aber mit eingetretener Mittagshitze hatten sich alle Thiere im dichtesten Walde versteckt, und ich überschritt eine jener grasreichen, die Wälder unterbrechenden Haideflächen, wo selbst das Blut mir versagt war. Ein einziges armes Vögelchen von der Größe eines Sperlings erlegte ich, und durch den Durst zum Tiger geworden, suchte ich gierig nach einem Tropfen Flüssigkeit in seinen Eingeweiden. Dieser Akt der Wildheit reute mich bald und stillte meinen Durst nicht. Endlich nach zwei Stunden, die mir wie zwei Jahre erschienen, fand ich eine mit Früchten beladene Kaktuspflanze, und ohne vorher zu bedenken, ob sie eßbar oder nicht, verschlang ich sogleich neun derselben hintereinander. Ich fand sie erfrischend und sehr sauer, aber mir schienen sie im ersten Augenblicke süßer als die Aepfel des Paradieses. Einige Schritte weiter traf ich eine Oxalis, ähnlich unserer Ox. acetosella, und sog ihren Saft ein. Erst am Abend fand ich Gelegenheit zu trinken.

Der Himmel behüte alle meine Leser davor, aus einem Ochsenhorne trinken oder gar Vogelblut saugen zu müssen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwammfischerei.

Man hat lange darüber gestritten, ob der Wasch- oder Badeschwamm ein lebendes Wesen oder eine Pflanze sei. Neuere Forschungen haben ergeben, daß diese Schwämme, die schon das graue Alterthum kannte und gebrauchte, eigenthümliche selbständige Thiere, oder vielmehr Thierkolonien sind, die ausschließlich im Meere vorkommen und an andern Körpern (Meeresboden, Felsen) festgewachsen sind. Die Schwämme, wie wir sie im Handel finden, sind eigentlich nur die Skelette des Thieres; im frischen Zustande sind sie mit einem schleimigen, oben braunen, unten weißlichen Ueberzuge bedeckt, der den eigentlichen lebenden und beweglichen Theil des Geschöpfes bildet. Die einzige erkennbare Lebensäußerung besteht in der periodischen, krampfhaften, durch die größeren Poren (Löcher) stattfindenden Wiederausströmung des Seewassers, dessen Aufsaugung durch die kleineren Oeffnungen erfolgt und dessen organische Stoffe die Ernährung der Thierchen bewirken. Dieses Wiederausströmen wird bewirkt durch unzählige kleine Wimpern, mit denen die Wände der größeren Poren dicht besetzt sind und die sich in fortwährend drehender Bewegung befinden. Durch eine zahllose Menge von Eiern geschieht die Fortpflanzung; die aus den Eiern entstehenden Embryonen (Keimgebilde) lösen sich von dem Schwamme ab, werden vom Wasser fortgetrieben, setzen sich irgendwo am felsigen Boden fest und bilden neue Schwammkolonien.

Diese Thatsachen haben zu dem erfolgreichen Versuche der künstlichen Fortpflanzung der Schwämme geführt, die dadurch in's Werk gesetzt wird, daß man die frisch emporgehobenen Schwämme in Stücke zerschneidet, sie mittels kleiner Pflöcke auf dem Boden durchlöcherter Holzkästen befestigt und in einer Tiefe von etwa 15 Fuß in's Meer versenkt, wo sie bald anwachsen und sich weiter entwickeln.

Außer an der Gruppe der Antillen, welche das Karaibische Meer umschließen und wo die feinsten und theuersten Arten gewonnen werden, wird die Schwammfischerei hauptsächlich betrieben an den Küsten der südlichen Sporaden (levantischen Inseln) im Mittelländischen Meere. Die Inseln Symi, Rhodus, Kalymno, Chalki, Telos, Astropaläo senden jährlich über 100 Boote, von denen jedes mit 7 bis 8 Tauchern bemannt ist, zur Gewinnung der Schwämme aus.

Unter allen Arten der Arbeit, durch die sich der Mensch seinen Lebensunterhalt verdient, gibt es kaum eine, die mühseliger, anstrengender und gefährlicher ist, als die Schwammfischerei. Von den Beschwerden und Gefahren, welche dem Bergmann drohen, der tief aus dem Schoße der Erde die uns Licht und Wärme spendende Kohle herausholt, wird sicher mancher Kenntniß haben; schwerlich aber werden bei Benutzung des weichen Badeschwammes viele an die Mühseligkeiten und Gefahren denken, welche die Gewinnung desselben mit sich bringt. In eine Tiefe von 100 bis 200 Fuß, ja darüber, muß der Taucher hinabsteigen, um seine Ernte zu machen, die um so reichhaltiger ausfällt, je tiefer der Schwamm sich befindet. Ohne jeden Tauchapparat, mit Ausnahme eines flachen Steines, der durch seine Schwere das Hinabgleiten befördern soll, betreiben die Taucher ihr gefährliches Geschäft. Bedenkt man, daß bei einer Tiefe von etwa 50 Metern der Druck des Wassers auf den menschlichen Körper für jeden Quadratzoll schon 75 Pfund beträgt, und zieht man weiter in Betracht, welchen Einfluß ein so gewaltiger Druck auf die gefüllten Lungen, das Herz und Gehirn ausübt, so erscheint die Willensstärke und Selbstbeherrschung, mit welcher der Taucher bei seiner Thätigkeit den Athem zurückhält, wahrhaft bewundernswerth. Die Zeit, welche die Taucher unter dem Wasser zubringen können, wechselt von 90 bis 120 Sekunden, ja, wenn in größeren Tiefen die Schwämme ausgezeichneter und reicher sind und die Aussicht auf größeren Gewinn den Taucher lockt, hält er den Athem oft noch länger an, bis die Gefahr des Ertrinkens an ihn herantritt.

Daß die besten Schwämme in den größeren Tiefen vorkommen, ist eine schon von Aristoteles (384 v. Chr.) erwähnte Thatsache, die ihren Grund in der größeren Ruhe und der gleichmäßigeren Temperatur des Wassers in den unteren Schichten hat. Es steht fest, daß im Mittelländischen Meere die Temperatur in einer Tiefe von etwa 100 Faden (600 Fuß) sich immerwährend gleich bleibt und der mittleren Jahrestemperatur der Gegend nähert, während sie in höheren Schichten eine wechselnde ist. Aber mehr noch als die beständigere Temperatur mag wohl die Ruhe und Klarheit des Wassers auf die Güte der Schwämme Einfluß haben. Daher findet man auch als natürlichen Standort der Schwämme festen, felsigen Grund, wo weder Schlamm noch Sand bei Stürmen das Wasser trüben können.

Wunderbar mag es daher erscheinen, daß in den Schwämmen, die man im Handel erhält, sich in der Regel eine Menge Sandes befindet, der erst ausgewaschen werden muß. Ohne jeden Sand kommt der Schwamm zu Tage, er wird zwei- bis dreimal im Meerwasser gewaschen, tüchtig ausgedrückt und an der Sonne getrocknet bis alle Gallerte (schleimige Masse) entfernt ist. Da kommt der griechische Händler, dem der leichte Schwamm nicht Gewinn genug bietet. Nachdem er den Tauchern die (oft schon vorher verkauften) Schwämme abgenommen, unterwirft er vor der Verpackung dieselben einer eigenen Behandlung. Sehr feiner Sand wird mit Wasser vermischt, welchem, damit die Schwämme den Sand besser behalten, Gummi zugesetzt worden ist. Mit dieser Masse werden die Schwämme getränkt, bis auch die kleinsten Poren sich füllen, worauf sie nach dem Trockenwerden dicht in grobgewebte Säcke von Ziegenhaaren verpackt werden, durch deren weite Maschen der während des Transportes sich ablösende Sand herausfallen kann.

So wird der Betrug den europäischen Händlern verborgen und der schlaue Grieche erhöht das Gewicht der Schwämme um das Doppelte.

Am schlechtesten befindet sich dabei der arme Taucher. Da die Zeit der Schwammfischerei sich blos auf die Monate Juni bis Mitte Oktober erstreckt, so ist er während der übrigen Zeit ohne genügenden Erwerb und daher gezwungen, zur Fristung seines und der Seinigen Leben sich auf die Ernte des nächsten Jahres Vorschüsse von den Händlern geben zu lassen. So kommt er ganz und gar in deren Gewalt und bleibt ihnen lebenslänglich verschuldet. Arm und verkommen infolge dieses Druckes liebt der Schwammfischer trotzdem sein unfruchtbares Felseneiland, da er auf demselben unabhängiger ist von der türkischen Herrschaft, als seine Landsleute in den Städten und größeren Inseln. Den Lebensunterhalt, den ihm das Land verweigert, zwingt ihn die harte Noth, auf der See zu suchen, und so hat sich durch Jahrhunderte die Taucherprofession von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt. Schon die Kinder werden, sobald sie nur laufen können, an die See geführt und lernen sich schnell in dem Elemente heimisch fühlen, das ihr Arbeitsfeld, gar oft aber auch ihr Grab wird.

Fortgesetzte Uebung erfordert das Tauchen. Beim Beginn der Arbeit im Frühjahre ist es daher den Tauchern nach der langen Winterruhe anfänglich nicht möglich, in größere Tiefen als 80 bis 100 Fuß herabzugehen, oft bewirkt der ungeheure Druck der Wassersäule, daß ihnen das Blut aus Nase, Ohren und Mund hervorkommt. Die erwähnten Gefahren und Beschwerden ihres Gewerbes zwingen die Taucher, solange die Erntezeit dauert, zu einer eigenthümlichen Diät. Während des Tages sich aller festen Nahrung enthaltend, genießen sie nur abends ihre Mahlzeit. Die Pfeife und ein paar kleine Tassen Kaffee sind ihre einzige Erfrischung am Tage.

Nachdem sich 20 bis 30 Boote, von denen jedes eine Last von 8 bis 10 Tonnen und 7 bis 9 Mann Bemannung enthält, zu gemeinschaftlicher Thätigkeit und gegenseitiger Hilfe vereinigt, beginnt die Arbeit. Auf jedem Boote ist stets nur je ein Taucher unter Wasser, und jeder kommt — bei günstiger Witterung — täglich 15 bis 20 mal an die Reihe. Der Vorgang beim Tauchen ist folgender: der Taucher, an welchem gerade die Reihe, setzt sich, nachdem er sich entkleidet, auf das Verdeck des Bootes, neben sich eine große Marmorplatte von etwa 25 Pfund Schwere, an welcher ein Seil von entsprechender Länge und Stärke befestigt ist. Von seinen Genossen hierauf allein gelassen und bis zum Hinabgleiten in keiner Weise gestört, bereitet er sich auf dasselbe vor, indem er durch Räuspern die Luftröhre und Lunge reinigt und durch wiederholtes, tiefes Athemholen das Blut mit Sauerstoff sättigt. Diese Vorbereitung währt nach der Tiefe, in welche der Taucher hinabsteigen muß, 5 bis 10 Minuten. Glaubt er sich hinreichend vorbereitet, so stürzt er sich, nachdem er ein Kreuz geschlagen und ein kurzes Gebet gesprochen, in den Händen die erwähnte Marmorplatte, mit vorgestreckten Armen in die Tiefe. Der Stein dient ihm nicht nur als Gewicht zur Beschleunigung des Niederganges, sondern auch als Ruder zur Veränderung der Richtung seines Hinabgleitens. Auch bei der Arbeit legt er den Stein nicht von sich, weil er durch das an demselben befestigte Tau sowohl das Zeichen zum Hinaufziehen gibt, als auch selbst daran heraufgezogen wird. Sobald er den Grund erreicht hat, nimmt er zur Vermehrung des eigenen Gewichts den Stein unter den Arm und beschäftigt sich mit dem Aufsuchen der Schwämme in den Höhlungen der Felsen am Meeresgrunde. Diejenigen, deren er habhaft werden kann, stopft er in ein sackartiges Netz mit weiter Oeffnung, das um seinen Nacken hängt. Ist das Netz gefüllt, oder fühlt der Taucher, daß die Zurückhaltung des Athems ihm nicht länger möglich, so gibt er durch das Seil, welches einer seiner Gefährten auf dem Boote in der Hand hält, und welchem ein zweiter Genosse zur Seite tritt, das Zeichen zum Wiederaufziehen. Sofort zieht der erstere eiligst und mit der äußersten Kraftanstrengung das Seil an sich, während der andere, hinter ihm stehend, ihn durch Uebergreifen unterstützt, so daß das Aufsteigen mit der größten Geschwindigkeit vor sich geht, weil an der Verzögerung von wenigen Sekunden oft das Leben des Genossen hängt. Nähert sich der Taucher der Meeresoberfläche, so stößt er das etwa eingeschluckte Wasser nnd die zurückgehaltene Luft von sich, ein Zeichen für die Gefährten oben, daß er noch bei Bewußtsein ist. Nachdem er auf der Oberfläche des Wassers noch einige Sekunden ruhig liegen geblieben, kehrt er in das Boot zurück, woselbst ein warmer Ueberwurf die Rückkehr der körperlichen Wärme beschleunigt.

Sobald der eine zurückgekehrt, gleitet ein anderer in die Tiefe, während der Heraufgekommene einer kurzen Ruhe genießt. So lösen sie sich ab von Tagesanbruch bis zum Sinken der Sonne. Ein mühseliger Lebenserwerb, wie man sieht, bei welchem nur der griechische Händler gewinnt. A. M.

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

I. Lessings Leben und Schaffen.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Die wichtigste und interessanteste Probe der privaten literarischen Thätigkeit Lessings auf der meißner Schule war sein erstes Lustspiel „Der junge Gelehrte". Den Stoff zu diesem dramatischen Erstlingswerk hatte sein genialer Instinkt aus dem ihn umgebenden Stück Leben geschöpft. Es fiel ihm nicht ein, gleich so sehr vielen anderen poetisch begabten Jünglingen, mit seinen ersten Versuchen keck über die Grenzen seines geistigen Horizontes hinauszugreifen. Der junge Gelehrte war, wie er bald darauf selbst schrieb, die einzige Art von Narren, die er gründlich zu kennen sich einbilden durfte; darum schwang er die Geißel seines Spottes über sie und, dessen wohl bewußt, was er that, damit auch über sich. Beinahe nämlich wäre auch seinem starken Geiste des Singens und Betens, des Herumstöberns in den Werken der klassischen Alten und des Auswendiglernens auf der Fürstenschule zuviel geworden; aber sein eigner kritischer Kopf ertappte ihn noch rechtzeitig auf dem Wege, ein trockner, lebensfremder und lebensunbrauchbarer Pedant zu werden, und verlegte ihm mit allem Humor, dessen ein 17jähriger, mit dem Ballast einer großentheils zwecklosen Gelehrsamkeit beladener Scholar nur fähig sein konnte, ein- für allemal diesen Weg.

So sehr übrigens auch die alte Klosterschule ihre Zöglinge von der Welt abzuschließen verstand — einmal während Lessings Schulzeit mußte sie doch dem gewaltigen Ansturme der Weltereignisse die sorgfältig verschlossenen Pforten öffnen und damit dem Gedankenleben ihrer Schüler eine zwar wenig erhebende, aber doch, wenigstens bei Lessing, jedenfalls nicht erfolglos gebliebene Anregung bieten. Am 15. Dezember des Jahres 1745 wartete der junge Preußenkönig Friedrich der Zweite in den Mauern Meißens auf die Nachricht vom Ausgange der Schlacht bei Kesselsdorf, in der sein kriegsgewaltiger Feldherr, der alte Dessauer, die vereinten Oesterreicher und Sachsen gründlich und für den zweiten schlesischen Krieg endgiltig zusammenhieb. Da gab es ein wildes Kriegsgetümmel in dem friedlichen Meißen, der Feuerschein brennender Dörfer röthete den Himmel — Verwundete wurden überall, auch in der Fürstenschule, einquartirt und blieben wochenlang darin liegen. Der arge Kontrast dieser Tage des Kriegssturms mit der ewig gleichmäßig und eintönig verlaufenden Zeit des gewöhnlichen Schullebens mußte auf den Geist jedes Regsameren unter den Schülern unauslöschlichen Eindruck üben, und hätte Lessing gewiß auf lange Zeit hinaus vorzugsweise beschäftigt, wenn er auch nicht durch den Wunsch seines Vaters genöthigt worden wäre, an seinen Gönner, den sächsischen Oberstlieutenant von Carlowitz, ein die Tapferkeit der unterlegenen sächsischen Truppen feierndes poetisches Sendschreiben zu richten.

Mit der Anerkennung seines dichterischen Talents, wie sie dieser von Lessing übrigens nur ungern erfüllte väterliche Wunsch dokumentirt, ging eine öfter zum Ausdruck gelangende Anerkennung seiner offenbar außergewöhnlichen Geistesanlagen Hand in Hand. Nach einer drastischen Bemerkung des Rektors Grabener ist er „ein Pferd, das doppelt Futter verlangt. Die Lektionen, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht." Freilich war sein kritischer Sinn und der kecke Jugendmuth, mit dem er ihm Worte lieh, sehr früh verschiedenen seiner Lehrer unbequem geworden. „Ein guter Knabe, doch etwas moquant," hatte ihm der eine in die Censur bemerkt, und noch mehrere Jahre nach seinem Abgange von der Schule sagte der Konrektor Höre zu seinem Bruder bei dessen Aufnahme: „Sei fleißig, mein Sohn, aber nicht so naseweis als dein Bruder."

Die Naseweisheit hinderte aber unsern Lessing nicht daran, den ganzen Lehrstoff, den ihm das Afraneum bieten konnte, etwa schon $1\frac{1}{2}$ Jahre eher verarbeitet zu haben, bevor er das den Abgang schulordnungsmäßig gestattende Lebensalter erreicht hatte. Dasselbe auf der Anstalt abzuwarten, die ihm nichts mehr zu lernen bieten konnte, dazu hatte er natürlich wenig Lust, und nach mehrfachen Stürmen auf die hartnäckige Ordnungsliebe seines Vaters und eines hohen dresdner Konsistoriums, dem das entscheidende Wort bei der Abgangsfrage zukam, durfte er schließlich noch fast ein Jahr früher, als er eigentlich sollte, die Schule verlassen. Mit der lateinischen Rede „Ueber die Mathematik der alten Völker" nahm er am 14. Juni 1746 von ihr Abschied.

Nach kurzem Verweilen im elterlichen Hause bezog er im September desselben Jahres die Universität Leipzig.

Ein gewaltig und völlig fremdartig bewegtes Leben war es, im Vergleich mit der Klosterstille des meißner Schullebens, in das Lessing ganz ohne Vorbereitung und Uebergang in Leipzig hineinschneite. Leipzig war zu jener Zeit in Wahrheit ein „klein

Paris", wie es der zwanzig Jahre später in genau demselben Alter und an demselben Jahrestage, wie Lessing, die Universität beziehende Goethe genannt hat, oder, so schrieb Lessing einige Jahre später an seine Mutter, eine Stadt, in der man „die ganze Welt im Kleinen sehen konnte". Hier konzentrirte bereits der mit der ganzen Welt in Verbindung stehende Buchhandel alle Anregungen des literarischen Lebens; die berühmten leipziger Messen versammelten, damals viel mehr als jetzt, die Handelsherren aller Länder, und ein solider Reichthum, gepaart mit ehrenfestem Bürgerstolze, gaben dem leipziger Leben ebensowohl einen vornehmen als einen wohlthuend behäbigen Anstrich.

In den ersten Monaten vermochte Lessing der Fülle neuer Eindrücke nicht Herr zu werden. Er zog sich daher zunächst auf sich selbst zurück, um erst in aller Stille mit sich einig zu werden, wie er sich der neuen Welt, die ihn umwogte, gegenüberstellen sollte. Bald war er entschlossen: was ihm am meisten fremd war, mußte er am ehesten kennen lernen — Welt und Leben. Um sich in der großen Welt bewegen zu können, galt es, ein neues Stück Erziehung sich angedeihen zu lassen.

„Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus denen jeder seine Verachtung zu lesen glaubte," — das waren die gesellschaftlichen Mängel, welche er nach dem schon oben erwähnten Briefe an seine Mutter sofort an sich selbst wahrgenommen hatte.

Mit der ihm eigenen Entschlossenheit und jener genialen Sicherheit in der Wahl der Mittel begann er, sie zu beseitigen. Er lernte tanzen, fechten, reiten und studirte die Kunst zu leben im Theater.

In Leipzig spielte zu jener Zeit Friederike Karoline Neuber mit ihrer aus trefflichen Kräften zusammengesetzten Schauspielertruppe. Sie strebte unter dem Einflusse Gottscheds, der nach dem Muster der klassischen französischen Schauspieldichter das deutsche Drama zu reformiren unternommen hatte, eine Reform des deutschen Theaters an, hatte die dasselbe erniedrigende stehende Figur des Hanswurstes feierlich von ihrer Bühne verbannt und leistete für die damalige Zeit in der That Außerordentliches.

Der fast unausgesetzte Besuch des Theaters und der Umgang mit den höherstehenden Schauspielern desselben raubte Lessing jedoch die Lust an ernster wissenschaftlicher Beschäftigung nicht. Nur vermochte er sich durchaus nicht, im Widerspruch mit dem erklärlichen Wunsch der Eltern, vorwiegend theologischen Studien zu widmen. Auch lehrte damals auf der leipziger Universität kein Theologe, der das Herz und den Geist hochstrebender, geistvoller Jünglinge für die Kirche hätte erobern können. Dafür waren die philologischen Lehrstühle mit ausgezeichneten Kräften besetzt. Der als Grammatiker ebenso bedeutende, wie als Kritiker scharfsinnige Ernesti hatte dem klassischen Formenkram muthig den Krieg erklärt und vertheidigte den bei dem lateinischen Zopfgelehrtenthum der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als arge Ketzerei geltenden Satz, daß es besser sei, in den Geist und das Wesen der alten Schriftsteller einzudringen, als alle Mühe darauf zu verwenden, ciceronianischen Stil zu schreiben. Zur selben Zeit ward der als vielseitiger Gelehrter und Weltmann, gleichwie als Zeichner und Kupferstecher in seltener Weise ausgezeichnete Christ der Begründer der deutschen Kunstarchäologie, indem er die Denkmäler der Bildnerei des Alterthums zuerst kunstgeschichtlich betrachten lehrte. Dieser letztere Gelehrte übte auf Lessing den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß. Sein Bestreben, die Wissenschaft mit dem Leben zu verbinden, kam Lessings Anlagen und Neigungen auf das glücklichste entgegen; die Kühnheit seiner Polemik und die siegreiche Kraft seines Ausdrucks reizten und begeisterten den Jüngling zur Nacheiferung; und seine Liebe zur altdeutschen Sprache und Literatur lenkte auch Lessings beweglichen Sinn mehr und mehr nach dieser Richtung des Forschens.

Neben Christ und Ernesti fesselte den jungen Studenten der nur um zehn Jahre ältere Professor der Mathematik und Philosophie, Abraham Gotthelf Kästner. Dieser, der sich als Epigrammatist dauernde Berühmtheit erwerben sollte, hatte zu philosophischen Disputirübungen einen Kreis besonders strebsamer Jünger der Wissenschaft um sich geschaart, die zum Theil schon schriftstellerisch thätig gewesen waren und das Bewußtsein gleichen Strebens auch außerhalb des Hörsaals in zwangloser Gemeinschaft bethätigten. Hier näherten sich Lessing außer seinem Landsmanne Mylius der Dichter des komischen Epos „Der Renommist", Zachariä, ferner Johann Adolf Schlegel, der Mitarbeiter Gellerts und Rabeners an den „Bremischen Beiträgen", u. a.

Lessings bester Freund neben oder auch noch vor dem hochbegabten, freilich wohl gar zu leichtlebigen Mylius war Christian Felix Weisse, der der Begründer der deutschen komischen Oper werden sollte und damals ebenso wie Lessing für das Theater und die dramatische Dichtkunst schwärmte. Um Tag für Tag den Aufführungen der Neuber'schen Truppe beiwohnen zu können, übersetzten sie französische Stücke für dieselbe und verwandten ihre letzten Heller auf das Eintrittsgeld, wenn sie keine Freibillets hatten.

Auch den ersten Triumph als dramatischer Dichter hatte Lessing der Neuber zu danken, die er ausdrücklich als beste Schauspielerin und tüchtigste Bühnenleiterin jener Zeit anerkennt; sie brachte seinen von ihm umgearbeiteten „jungen Gelehrten" zur Aufführung, und der Beifall des Publikums ließ nichts zu wünschen übrig. Von nun an gehörte Lessings ganzes Dichten und Trachten erst recht der Bühne. Es stieg sogar die Neigung in ihm auf, selbst Schauspieler zu werden. Glücklicherweise entriß ihn die Besorgniß der Eltern um sein leibliches und geistiges Wohlergehen einer zum mindesten sehr zweifelhaften Zukunft. Freilich ging diese Besorgniß sehr weit; aber der fromme, weltfremde kamenzer Pastor hatte alle Ursache, über den Lebenswandel seines ältesten Sohnes arg entsetzt zu sein. Nicht genug, daß derselbe mit dem in Kamenz so übel berüchtigten Freigeist Mylius vertrauten Umgang pflog, ferner das Schauspiel fleißiger besuchte als das Kolleg, und selber Komödien schrieb, war er sogar, wie man sich in Kamenz öffentlich erzählte, mit Schauspielern und Schauspielerinnen befreundet und sollte zur Verherrlichung des Weins und zur Feier schöner Mädchen selbst Gedichte gemacht haben. Der fulminante Mahn- und Strafbrief, den Herr Johann Gotthold an den verirrten Sohn erließ, rief zwar eher die entgegengesetzte Wirkung hervor, als die, welche er hervorrufen sollte; aber als im Januar 1747 die Nachricht nach Kamenz gelangte, daß der Weihnachtskuchen, den das gute Herz der Mutter dem bösen Sohn doch nicht hatte vorenthalten können, bei einer flotten Schmauserei von Freigeistern und Komödianten auf einen Sitz rein aufgegessen worden war, da blieb nichts mehr übrig — der Sohn mußte im Vaterhause einer gründlichen Kur zur Verbesserung seiner Sitten unterworfen werden. Die frommen Eltern verstanden sich in diesem äußersten Nothfalle sogar zu einer Nothlüge: die Mutter sei sterbenskrank, schrieb der Vater, der Sohn müsse an ihr Krankenbett. Und ob auch Lessing sofort den Sachverhalt errieth, reiste er doch, wie er ging und stand, dem Winter zum Trotz im einfachen, dünnen Rock nach der Heimat ab und traf mit wendender Post, von grimmem Froste geschüttelt, zähneklappernd und gliederschlotternd im Vaterhause ein.

Nun gab es manchen erregten Meinungsaustausch, aber der grade Sinn und gute Humor des jungen Lessing behielt schließlich den Sieg. So wenig sympathisch und verständlich dem alten Herrn auch das Streben des Sohnes sein mochte, im Grunde war er doch viel zu klug und vorurtheilslos genug, um zu sehen, daß sein Gotthold Ephraim an seinem edlen Herzen keinen Schaden genommen und an wissenschaftlichen Kenntnissen, sowie an Weltkunde erstaunlich gewonnen hatte. Ein Versprechen zu geben, das Theater ganz und für alle Zeit fahren zu lassen, weigerte sich Lessing allerdings entschieden, und mit dem Studium der Theologie war es aus; dafür wollte er sich jedoch ernstlich auf die Medizin und gleichzeitig noch auf weitere philologische Studien legen und nach der Würde eines akademischen Lehrers streben.

Nachdem er sich soweit mit den Eltern geeinigt hatte, ging er, zu Ostern 1748, wieder nach Leipzig zurück. Hier stürzte er sich natürlich sofort wieder in das alte, für ihn ebenso interessante, als fruchtbringende Leben hinein, bis es im Frühjahr des folgenden Jahres ein für die Neuberin und ihre Truppe und auch für Lessing verhängnißvolles Ende nahm.

Das Verständniß des Publikums für bessere theatralische Leistungen war damals auch in Deutschlands geistiger Hauptstadt noch nicht entwickelt genug. Die Neuberin konnte sich nicht mehr halten; ihre besten Schauspieler nahmen ein Engagement in Wien an, wo man eben Bühnenreformen im neuber'schen Sinne zu versuchen angefangen hatte, und Lessing kam um die ihm fast unentbehrlich gewordenen Kunststätte und nebenbei sogar um die Möglichkeit weiterer Existenz in Leipzig.

Der Umgang mit den Schauspielern hatte nicht nur sein Herz und seinen Geist, sondern auch seinen eben nur so nothdürftig ausgestatteten Geldbeutel völlig in Anspruch genommen. Als sie gingen, ließen sie etlichen Gläubigern Schuldverschreibungen als Andenken, unter die Gotthold Ephraim Lessing seinen Namen

als Bürge gesetzt hatte. Die Gläubiger — allezeit ein unpoetisches Geschlecht — begnügten sich mit dem Namen nicht, sie wollten Geld. Da Lessing keine Menschenseele kannte, die ihm zu dieser Zeit solches hätte geben mögen, und da ihm Leipzig nun gründlich leid geworden, nachdem die Neuberin fort und auch der geniale Mylius nach Berlin übergesiedelt war, so wußte er nichts Besseres zu thun, als auch auf die Wanderung zu gehen.

Nach der Hauptstadt des Preußenlandes, wo er sich gleichfalls niederzulassen gedacht, kam er indeß vorläufig noch nicht. In Wittenberg mußte er sich krank darniederlegen und wäre wahrscheinlich erdrückendem Elende preisgegeben gewesen, wenn sich seiner nicht ein ihm verwandter Student hülfreich angenommen hätte. Auch die Eltern, an die er sich wohl oder übel wenden mußte, ließen ihm einige Unterstützung zukommen und der Vater gab ihm die Erlaubniß, in Wittenberg seine Studien fortzusetzen. Aber die Gemüthsstimmung, in welche ihn die rasch aufeinanderfolgenden Schicksalsschläge versetzt hatten, war eine verzweifelte, und das zopfgelehrte, urlangweilige Wittenberg war am wenigsten der Ort, der einem tief verstimmten Herzen hätte frischen Muth und neue Heiterkeit einflößen können. Zu allen Leiden kamen dem vom Schicksal auf eine harte Probe gestellten Lessing auch hier die leipziger Gläubiger auf den Hals — — und das war ihm zu viel! Nun mußte, es mochte kosten, was es wollte, Wandel geschaffen werden. Die Universitätsstudien waren Lessing schon seit langem nicht mehr allzuviel werth gewesen. Dieses theelöffelweise Einfiltriren der Wissenschaft war nie seinem Geschmack und seinen geistigen Bedürfnissen entsprechend. Zudem wußte er sehr wohl, daß viele Professoren über Wissensgebiete Vorträge hielten, die sie sich kurz vorher durch eignes nothdürftiges Studium so halbwegs erst erobern mußten — — rückten sie doch in den Kollegien nach ihrem Lehralter und deren Rentabilität vor, ohne Rücksicht auf die Grenzen ihrer Studiengebiete, ja sogar ihrer Fakultäten.

Es fiel Lessing daher der Entschluß wohl nicht allzu schwer, der Universität Valet zu sagen, die Stipendiengelder zur Deckung seiner Schulden zu verwenden und Wittenberg mit Berlin zu vertauschen, um sich hier nach schriftstellerischem Broterwerb umzusehen.

(Schluß folgt.)

Eine Geistererscheinung.

Aus dem Englischen.

Es war eine herrliche Sommernacht, leise rauschte der kühle Nachtwind durch den Park, ringsumher herrschte eine heilige Stille, die nur durch die dumpfen Schläge der Dorfuhr, die eben die elfte Stunde anzeigt, unterbrochen wurde. In dem inmitten des Parkes liegenden Landhause wachte von traurigen Gefühlen erfüllt ein junges Mädchen. Auf einem Divan im zu ebener Erde gelegenen Zimmer ruhte die herrliche Gestalt, während durch die geöffneten Fenster die Strahlen des Mondes auf ihr Antlitz fielen. Sie träumte vor sich hin in trüben Gedanken. Eine Seitenthüre öffnete sich und eine bejahrte, doch immer noch stattliche Frau trat leise in das Zimmer zu der in tiefes Sinnen Versunkenen.

„Armes Kind, du wachst noch?“

„Beste Mutter, ich kann unmöglich schlafen!“

Bekümmert blickte Frau Walton in das schöne Antlitz ihrer Tochter. „Versuche doch die trüben Gedanken aus deiner Seele zu verscheuchen. Du mußt ja krank werden durch den steten Kummer und Schmerz. Geh' zu Bette, ich bitte dich.“

„O Mutter, wie könnte ich schlafen, wenn Paul, mein geliebter Paul in meiner nächsten Nähe im Sterben liegt? O, ich weiß, daß der Arzt sagte, Paul würde diese Nacht nicht überleben! Mutter, ist es wahr, kann nichts ihn retten? Er, den ich so unendlich liebe, für den ich mein Leben mit Freuden hingeben würde, um das seine zu erhalten, muß sterben, während ich nicht einmal den armseligen Trost haben kann, an seinem Sterbebette zu wachen! Es ist hart von euch, mir dies zu versagen!“

„Nein, mein Kind, du weißt, daß Paul seiner gefährlichen Krankheit wegen selbst deine Nähe nicht wünscht, damit nicht auch du von dem Fieber ergriffen wirst.“

„Aber theuerste Mutter, da ich ihn so unsäglich liebe, so ist es grausam, mich von ihm zu trennen!“

Frau Walton nahm von einem nahestehenden Tische ein Fläschchen und mischte ihrer Tochter einen beruhigenden Trank. „Trink dies, Mabel, es wird dir den Schlaf bringen. — Vielleicht auch die Ruhe,“ fügte sie leise hinzu.

Gehorsam schlürfte Mabel den Trank und lehnte schweigend den Kopf zurück; noch einen heißen Kuß hauchte die zärtliche Mutter auf die bleiche Stirn der Tochter und begab sich in ihr Schlafgemach. Aber kein Schlummer erquickte die durch Kummer und Aufregung erschöpfte Tochter, das Opiat that keine Wirkung und auf den Ellnbogen gestützt starrte das Mädchen in die stille Nacht hinaus. Sie richtete sich höher auf, um vielleicht zwischen den Bäumen hindurch das Haus sehen zu können, in welchem ihr geliebter Paul im Sterben lag.

Stunde um Stunde verrann, die vom Weinen gerrötheten Augen blickten immer noch in derselben Richtung. Die Dorfuhr schlug „Eins“! Plötzlich fiel ein Schatten in das Zimmer, Mabel sah eine auf das niedrige Fensterbrett gelehnte große, weiße Gestalt mit der Hand winkend. Das im Mondlicht deutlich erkennbare Gesicht war das des Mannes, der im Dorfe auf dem Sterbebette liegen sollte, war — Pauls! Das Mädchen stieß einen durchdringenden Ruf aus; einen Augenblick bewegte sich die Erscheinung, winkte wie zum Abschiede und war verschwunden. Mabel eilte an's Fenster, alles war ruhig und still, nichts zu sehen und zu hören. Da kam ihr der Gedanke, daß sie etwas Ueberirdisches erblickt habe, und mit einem entsetzlichen Schrei stürzte sie bewußtlos zu Boden.

„Mabel, liebe Mabel, was ist geschehen?“ frug Frau Walton, die mit mehreren Dienstboten erschreckt herbeieilte und ihr leichenblasses Kind liebevoll in die Arme nahm.

Langsam kam Mabel zu sich und auf die wiederholte Frage ihrer Mutter antwortete sie: „Ich habe Paul gesehen!“

„Wen? Paul sagst du?“

„Ja, an diesem Fenster stand er und blickte mit traurigen Augen in's Zimmer. Ich sah ihn so deutlich, wie ich dich sehe. Dann winkte er mir und war im Moment verschwunden.“

„Kind, du mußt geträumt haben!“

„Mutter, es war kein Traum, ich habe diese Nacht noch kein Auge zugethan. So sicher, wie dort der Mond am Himmel leuchtet, so sicher sah ich Paul, weiß gekleidet, mit bleichem Angesicht, betrübt auf mich blickend.“

Frau Walton wußte vor Erstaunen und Schreck nicht, was sie erwidern solle. Die Sicherheit, mit welcher Mabel behauptete, die Erscheinung gesehen zu haben, ließ keinen Widerspruch zu. Die Mägde wechselten bedeutungsvolle Blicke, und die alte Wirthschafterin meinte: „Ich glaube, Fräulein Mabel hat recht. Unmöglich wäre es nicht, daß sie Herrn Paul gesehen hat!“

„Paul gesehen? Unmöglich!“

„Nicht Herrn Paul in Wirklichkeit, sondern seinen abgeschiedenen Geist,“ entgegnete die Wirthschafterin.

„Unsinn!“ sagte Frau Walton unwillig. „Ich wünschte, du hättest mehr Verstand, und wünschte, du verschontest Mabel mit so thörichtem Geschwätz!“

Die Wirthschafterin schwieg gegen diesen Vorwurf, aber ihre Blicke verriethen, daß sie sich nicht über Dinge belehren ließ, an die sie von Kindheit auf geglaubt hatte, und die sie besser kannte.

Am nächsten Morgen machte die Wirthschafterin sich auf den Weg nach Pauls Behausung und willigte nach anscheinendem Widerstreben ein, daß Mabel sie begleitete. Das Haus lag still und einsam da, die Fensterläden waren geschlossen, am Eingange saß ein altes Weib mit harten, fast männlichen Zügen mit einer Nadelarbeit beschäftigt. Mabel blieb etwas zurück, während die Wirthschafterin auf das Weib zuging und es anredete: „Wie befindet sich Herr Paul heute, liebe Frau?“

„Ist todt, starb heute Nacht,“ war die kurze Antwort.

„Armer Herr! Nun, er ist von seinen Leiden erlöst. Um welche Zeit starb er?“

„Um ein Uhr.“

„Das dachte ich mir. Ich glaubte stets an Geister und finde es sehr erklärlich, daß man im Augenblicke des Todes der Person noch einmal erscheint, die man auf Erden am liebsten gehabt hat.“ Und nun erzählte sie der alten Krankenwärterin, was nachts um ein Uhr Mabel gesehen hatte.

Die Wirthschafterin prophezeite mit unfehlbarer Sicherheit, daß Mabel ein Jahr nach Erblicken des Geistes ebenfalls sterben müsse. Aber das geschah nicht, denn Mabel war in Jahresfrist verheirathet und hieß nun Frau Morton. Die ganze Gegend wußte, daß sie einst einen wirklichen Geist gesehen habe.

So glücklich auch ihre Ehe war, so bewahrte sie Paul doch ein heiliges Gedenken. Nach einigen Jahren saß sie eines Abends allein in ihrem Zimmer und erwartete ihren Gatten, als eine Dienerin eintrat und ihr ein zerknittertes Billet übergab.

„Dies hat ein kleiner Junge für Madame gebracht.“

Frau Morton öffnete das Papier und las: „Wird wohl die ehemalige Mabel Walton sich bereit finden, eine drückende Last von der Seele einer Sterbenden zu nehmen? Wenn sie dies thun will, dann komme sie nach der ...gasse zu Frau Hardy, aber sie möge nicht zögern, oder es wird zu spät sein.“

„Was kann das bedeuten?“ rief Frau Morton erstaunt. „Eine Frau Hardy kenne ich nicht; — aber es ist die Bitte einer Sterbenden, ich will zu ihr.“

In einem Zimmer, das kaum noch diesen Namen verdiente, und das von dem trüben Lichte einer Talgkerze nur dürftig erleuchtet war, lag auf einem Lumpenlager eine abgezehrte Figur, die sich unruhig hin- und herwarf und den starren Blick auf die Thüre gerichtet hielt. Mabel trat ein und fragte: „Was haben Sie mir zu sagen, und wer sind Sie?"

„Ich bin das Weib, das Herrn Paul in seiner letzten Krankheit bis zu seinem Ende pflegte. In seinen Fieberphantasieen rief er beständig nach Ihnen, während er doch selbst strenge befohlen hatte, Sie wegen der Gefahr einer Ansteckung fernzuhalten. Seit zwei Tagen hatte er förmlich gerast, und ich hatte einen schweren Stand, so daß mich in der Nacht, in welcher er starb, die Müdigkeit übermannte und ich einschlief. Es war nur ein Halbschlaf von wenigen Minuten, aber als ich wieder munter wurde, befand sich Herr Paul nicht mehr in seinem Bette. Ich eilte vor das Haus, in diesem Augenblicke schlug die Dorfuhr Eins, und im hohen Grase der Parkwiese sah ich etwas Weißes liegen. Es war Herr Paul — todt! Er hatte die letzte Kraft, die manchmal kurz vor dem Tode wiederkehrt, benutzt, um Sie aufzusuchen, Sie, die sein Alles gewesen, noch einmal zu sehen. Und es war kein Geist, was Sie in jener Nacht am Fenster erblickten. Ich war natürlich bemüht, meine Nachlässigkeit nicht bekannt werden zu lassen, und brachte den Leichnam mit Aufbietung aller meiner Kräfte in's Bett zurück. — Ich habe nicht länger mehr zu leben und werde nun leichter sterben, nachdem ich diese drückende Last von meinem Gewissen gewälzt. Sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen und erleichtern Sie mir dadurch meine letzten Augenblicke! Sprechen Sie nur ein Wort der Verzeihung!"

Gerührt legte Mabel ihre zarte Hand auf die rauhe, fieberheiße der Alten und flüsterte bewegt: „Ich vergebe Ihnen von ganzen Herzen."

Frau Hardy starb am nächsten Tage. Aber die alte Wirthschafterin, die Wärterin von Mabels Kindern, wollte kein Wort von dieser Erklärung glauben und behauptete steif und fest, daß ihre junge Herrin einen veritabeln Geist gesehen habe! Dr. B.-R.

Bujukdere bei Konstantinopel. (Bild Seite 208.) Konstantinopel. — Welch' wunderbare Wandeldekoration zwischen den Coulissen zweier Welttheile! Und die Schauspieler, die auf diesem Schauplatz agirten, gehören allen Nationen des Erdenrundes an. Es ist erstaunlich, sagt Goethe, wie wenig Menschen es gibt, die aus der Weltgeschichte etwas lernen. Der alte Meistersänger hat, wie immer, recht. Die erbärmlichen Palastintriguen unter den christlichen Comnenen (eine griechische Kaiserdynastie des Mittelalters), heimlich von Weibern und Verschnittenen in Szene gesetzt, glichen auf ein Haar der verlotterten Haremswirthschaft der turkomanischen Osmaniden (die jetzt regierenden Sultane). Es scheint, als wenn die moralische Fäulniß am Bosporus in der Luft läge. Verfolgen wir am Leitfaden der Geschichte den politischen Prozeß, dessen Faktoren das mythische Byzanz zum schimmernden Konstantinopel erhoben und zum schmutzigen Stambul erniedrigten. Die Sänger der Argonautenfahrt erzählen, daß Jason mit seinen Gefährten an Stelle des heutigen Konstantinopel mit einem thrakischen König, Namens Amykos, einen Strauß zu bestehen hatte. Geschichtlich nachweisbar ist am Goldenen Horn von den Megarensern die erste griechische Kolonie schon 656 Jahre vor Christi Geburt gegründet worden; im Jahre 411 emanzipirte sich die rasch aufblühende Tochter von der athenienischen Mutter, wurde 409 von Alkibiades zum alten Gehorsam zurückgebracht, bis sie 405 durch Lysander verführt wieder abtrünnig wurde. Den Lockungen des makedonischen Alexander wußte sie zu widerstehen, lief aber den Römern in's Garn. Wie Syrakus und Agrigent wurde Byzantia zuerst verhätschelt und dann unter irgend einem nichtigen Vorwande von den römischen „Bundesgenossen" nach dreijähriger Belagerung zerstört. Diese Heldenthat vollführte 196 vor Christi der Konsul Septimius Severus. Wie ein Phönix erhob sie sich aus der Asche und drohte sogar das alternde Rom zu verdunkeln, denn 330 n. Chr. hat sie Kaiser Konstantin unter dem Namen Konstantinopel zur Hauptstadt des römischen Reiches erhoben. Nach der Theilung des römischen Weltreiches wurde sie im Jahre 396 n. Chr. Residenz der oströmischen Kaiser. Von diesem Jahre datirt ihr Lebenslauf auf der absteigenden Linie. Die Horden der Völkerwanderung, die Russen unter den Warägern und die Kreuzfahrer haben sie zu Land und Wasser bedrängt, wohl auch für kurze Zeit nach blutigem Sturmlauf besetzt, aber dauernd erobert haben sie im Jahre 1453 die Türken. Was von hellenischen Baudenkmälern der Zerstörungswuth der christlichen Mönche entging, vernichteten die von ihren Derwischen fanatisirten Wütheriche. So wurden Konstantinopels Ruinen im Laufe von vier Jahrhunderten von den niedrigen übelriechenden Baracken Stambuls bedeckt. Daß die Natur ihr Füllhorn nach wie vor verschwenderisch über den Gestaden des Bosporus leerte, konnten die grimmen Krieger, die in diesem Paradiese zu faulen Schlemmern ausgeartet sind, nicht verhüten, und so ist die Königin der Städte am Goldenen Horn (Konstantinopel) gleich ihren zwei Schwestern, der Königin der Meere (Venedig) und der berückend schönen Parthenope (Neapel), obwohl die Reinlichkeit aller drei verschiedenes zu wünschen übrig läßt, ein lohnendes Ziel aller Weltfahrer. — Einen der schönsten Punkte in der malerischen Umgebung Konstantinopels stellt unser Bild dar. Es ist die Gartenstadt Bujukdere, der Sommeraufenthalt der russischen Gesandtschaft und der reichen armenischen und griechischen Kaufleute. Man erreicht sie von Konstantinopel mit dem Dampfschiff nach fünfviertelstündiger Fahrt. Und welch' eine Fahrt! Kaum hat sich das Schiff von seiner Landungsstelle in Pera durch den Mastenwald gewunden und die kaiserlichen Lustschlösser Dolma Bagdsche und Sternenkiosk passirt, so verengt sich der Bosporus und hinter den zierlichen Dörfern Ortaköi und Arnautköi drohen zu beiden Seiten düstere Zwingburgen. Vom Kap Defterdar Burun bis Bujukdere gleitet das Schiff dahin zwischen Mimosengebüsch, Cypressen und Myrthenhainen, in denen sich buntbemalte Fischerhütten verstecken. Bujukdere selbst mit seinen villenartigen Gebäuden von dem Sommerpalast der russischen Gesandtschaft überragt, dem reinlichen Quai und den glänzenden Kaffeehäusern, gleicht einem europäischen Badeort. Im Sommer beherbergt Bujukdere oft 4000 Einwohner, wovon 1000 täglich früh nach Konstantinopel zu ihren Geschäften eilen, um am Abend im Kreise ihrer Familien sich in der balsamischen Luft Bujukderes zu erholen. Das einzige finstere Gebäude, welches nicht in die helle Physiognomie des Vergnügungsortes paßt, ist die Quarantaine, die zur Zeit epidemischer Krankheiten die Mannschaften der aus dem Schwarzen Meer einlangenden Schiffe beherbergt. Wenn man einen der anmuthigen, mit blühenden Pflanzungen bedeckten Hügel besteigt, so schweift das entzückte Auge bis zum Schwarzen Meer, welches sich hier in einem weiten Bogen ausbuchtet. Das helle terrassenförmig ansteigende Gebäude faßt und überwölbt die Quellen Fondouck, Kestané, Hunker und Djor-Djor-Sou. In früheren Zeiten pflegten die Sultane mit ihren Hofstaat herzupilgern, um sich an dem wunderthätigen Wasser zu erlaben. Jetzt kochen an Feiertagen Vergnügungszügler von weit und breit mit dem krystallhellen Quellwasser ihren Kaffee. Der Mittelpunkt Bujukderes, die obenerwähnte Gesandtschaftsvilla mit ihrer 250 Meter langen und hufeisenförmig gestalteten Fassade, ist im geschmacklosen italienischen Renaissancestil aufgeführt. Ihre weißglänzenden Terrassen führen durch einen ansteigenden Park zu einem Plateau mit entzückender Rundsicht. Auch die deutsche, österreichische, spanische und dänische Gesandtschaft haben in Bujukdere ihre Sommersitze. — Ausführliches über Konstantinopel und Bujukdere finden die Leser der „Neuen Welt" in dem Jahrgang 1878 „Konstantinopel" von Karl Hannemann und „Diesseits des Bosporus" von ebendemselben im Jahrgang 1877. Dr. M. T.

Eine erste Feuerbestattung fand am 10. Dezember des verflossenen Jahres in Gotha statt. Ohne auf die wissenschaftlich unseres Wissens immer noch nicht endgiltig entschiedene Frage eingehen zu wollen, ob Feuer- oder Erdbestattung aus praktischen Gründen vorzuziehen sei, und die Leser der „Neuen Welt" an die diese Frage betreffende Artikel im zweiten Jahrgang unseres Blattes Seite 47, 180, 192 und 271 erinnernd, wollen wir hier nur kurz über den am genannten Tage stattgehabten feierlichen Akt, der mit Recht das öffentliche Interesse in Anspruch genommen, berichten. Das Bild (Seite 209) soll hauptsächlich dazu dienen, den Verlauf einer Feuerbestattungszeremonie zu veranschaulichen und etwaige Zweifel, ob die Verbrennung auch eine würdige, das Gefühl der Hinterbliebenen nicht verletzende Art der Leichenbestattung sei, zu beschwichtigen. Die sich unseren Blicken darbietende Halle befindet sich in dem einen Flügelgebäude des speziell zu Feuerbestattungen bestimmten gothaischen Friedhofsgebäudes. Der andere Flügel desselben schließt Leichen- und Sektionszimmer nebst der Wohnung des Friedhofswärters ein, während der die beiden Flügel verbindende Mitteltheil das sogenannte Kolumbarium bildet, das heißt einen nur nach einer Seite geöffneten Pfeilergang, der die Urnen mit der Asche der Bestatteten zu beherbergen bestimmt ist. An den Seitenflügeln führen Freitreppen in hohe, säulengetragene Vorräume. Unter der Feuerbestattungshalle befindet sich der Verbrennungsapparat, zu dem eine mit einem Katafalk überkleidete Versenkung hinabführt, auf dem unsere Leser den blumengeschmückten Sarg stehen sehen. Derselbe umschloß den Leichnam des bereits vor einem Jahre gestorbenen Civilingenieurs Stier, der ausdrücklich verlangt hatte, im Feuer bestattet zu werden. Der der Verbrennung unterworfene Sarg hatte, in einen hermetisch verschlossenen Metallsarg eingesetzt, diese ganze Zeit über bereits in der Erde zugebracht und war erst zum Zwecke der Verbrennung wieder ausgegraben worden. Eine erhebliche Anzahl Fremder aus allen Theilen Deutschlands war erschienen, um der Bestattung beizuwohnen. Auch die Kirche, deren Vertreter bisher wohl fast überall hartnäckig an der Beerdigung der Todten festgehalten wissen wollten, hatte einen Geistlichen gesandt, der in seiner am Verbrennungskatafalke gehaltenen Rede äußerte: Die evangelische Geistlichkeit von Gotha wolle öffentlich erklären, daß sie die Verbrennung der irdischen Ueberreste der Verstorbenen, statt des Begräbnisses in den Schoß der Erde, nicht als gegen die Religion verstoßend oder den Vorschriften der Heiligen Schrift zuwider findet und, bei jener gleichermaßen wie bei dieser, ihr Amt zu verrichten bereit sei. Nach der Rede des Geistlichen sank der Sarg lautlos, dieses erste mal nur etwas zu rasch, weil man die Maschine noch noch nicht recht in der Gewalt hatte, in den Verbrennungsraum hinab. Auch bei der Verbrennung selbst ging diesmal noch nicht alles so von statten, wie es der Fall hätte sein können und bei späteren ähnlichen Gelegenheiten wohl auch sein wird. Der den überheißen Gasen des Verbrennungsraumes überantwortete Holzsarg war in dem Erdreich, dessen Einwirkung ihn seine Metallverkleidung doch nicht ganz hatte entziehen können, so ungemein feucht geworden, daß er erst nach sechsundzwanzig Minuten der enormen Hitze unterlag und zerfiel, während

ein später in denselben Raum und unter dieselbe Temperatur gebrachter
neuer Zinksarg, in vier Minuten verzehrt wurde. Durch diese Ver-
zögerung mit veranlaßt nahm die Verzehrung des Sarges und des
Leichnams bei dieser ersten Feuerbestattung $2\frac{1}{4}$ Stunde in Anspruch.
Die Verflüchtigung des Leichnams konnte durch eine Oeffnung in der
Pforte des Verbrennungsraumes beobachtet werden; sie soll, auch
während solcher Momente, in welchen das Knochengerüst blosgelegt
wurde und der Schädel in zwei Theile zerfiel, keinerlei störenden Eindruck
hervorgerufen haben. Ebensowenig soll von Verwesungsgerüchen etwas
zu bemerken gewesen sein.

A. G.

Eine vernichtete türkische Industrie. Kezanlik, die Stadt der
Rosen, welche erst neuerdings von den Kosakenhorden gesäubert worden
ist, war bis auf die neueste Zeit der Mittelpunkt des Handels mit
Rosenöl, dem Attar. Aber über diese entzückenden Gefilde mit ihren
Weinbergen, ihren Gruppen von Wallnußbäumen, ihren mächtigen
Rosengärten schlugen viermal die Wogen des Schlachtgewühls zu-
sammen. Der Marsch der Armeen, die Biwacks von 100,000 Mann
haben die Gärten vernichtet, die Stadt ging in Flammen auf, zuerst
der türkische, dann der bulgarische Stadttheil. Es ist zwar gesagt
worden, daß Indien durchaus im Stande sei, diesen Ausfall zu decken,
aber das erscheint zweifelhaft, und dies bestätigt die Thatsache, daß
der Preis des Rosenöls bedeutend in die Höhe gegangen ist. Auf dem
britischen Markt ist das beste mit 40 Mark per 30 Gramm notirt, und
es wird noch theurer werden. Dr. Septimus Piesse, eine Autorität
auf dem Gebiete der Parfümerien, gibt die jährliche Ausbeute an Attar
in den jetzt verwüsteten Distrikten an: Distrikt von Kezanlik 868 Kilo-
gramm; Gucupso 377; Karadja-Bagh 192; Yeni-Saghra 54; Zoa-
ghra 49. Im ganzen 1540 Kilogramm Rosenöl.

Dr. B.-R.

Sprechsaal für jedermann.

Unter vorstehender Rubrik veröffentlichen wir fortan jede uns zu-
gehende Bemerkung, jede Anfrage, sowie jede Ausstellung an Mit-
theilungen oder Meinungsäußerungen in unserer Zeitschrift, und stellen
weiter keine Bedingung, als daß die betreffenden Bemerkungen, An-
fragen u. s. w. in den Grenzen der gesellschaftlichen Rücksichtnahme
gehalten und geeignet sein müssen, das öffentliche Interesse zu gewinnen.

Wir beginnen mit folgender Zuschrift, die uns mit Bezug auf den
Artikel „**Trollhättan-Fälle**“ in Nr. 1 dieses Jahrgangs von Nord-
amerika zugeht:

St. Louis, den 25. November 1878.

An die verehrliche Redaktion der „Neuen Welt“.

Weit davon entfernt, mich zum Kritiker oder Richter der sehr oft
ausgezeichneten Arbeiten in der von Ihnen redigirten und in dieser
Stadt bis zum Belaufe von ungefähr 300 Abnehmern gelesenen, mir so
liebgewordenen Zeitschrift aufzuwerfen, möchte ich Sie doch ersuchen,
eine Berichtigung einiger Fehler in dem Aufsatze des Dr. Max Trausil
zu acceptiren. Es ist dies schon insofern nothwendig, als das Citiren
von Daten von Wichtigkeit ist und grade deswegen jeder sog. Plunder
vermieden werden sollte.

Zuvörderst möchte ich die Ehre, den weltberühmten Trollhättan-
und Götta-Kanal erbaut zu haben, dem Ingenieur Polhelm und nicht
Dahlgreen zugeschrieben wissen. Die ursprüngliche Idee war freilich
älter, indem sie sich bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zurück-
datirt. Schweden fürchtete stets, daß ihm Dänemark den Seeweg ab-
schneide im Falle eines Krieges, und dieser Furcht entsprang die groß-
artige Idee des Kanals. Polhelm hatte an dem Ingenieur Wimann
einen ausgezeichneten Gehilfen und den vereinten Anstrengungen Beider
gelang es, einen Theil des Werkes schon im vorigen Jahrhunderte zu
vollenden, bis eines Tages wahrscheinlich auf Anstiften Dänemarks eine
große Anzahl schwerer Baumstämme oberhalb der Fälle in's Wasser
geworfen und durch die reißende Fluth gegen die Schleußen und Mauer-
werke angetrieben wurden, so daß der größere Theil zertrümmert
wurde. Bei diesem durch verrätherische Hand verursachten Unfalle
verloren ungefähr sechzig Menschen — die als Wachen fungirten —
ihr Leben. Man bemühte sich zwar, die Thäter ausfindig zu
machen, allein nach jahrelangem Hin- und Herziehen wurde nichts
bezweckt und Polhelm, der Vater, starb. Sein Sohn nahm das Werk
wieder auf und ihm gelang es, 1804 eine Aktiengesellschaft zu gründen,
mit deren Mitteln er nach sechsjähriger harter Arbeit und fast unüber-
windlich scheinenden Hindernissen die erste Strecke fertig stellte. Die
Trollhättanfälle wurden dadurch umgangen, daß er durch die Felsen
ein $1\frac{1}{2}$ Meilen langes Kanalbett sprengen ließ. Nunmehr stand der
Ausführung des ursprünglichen Planes kein Hinderniß mehr entgegen
und der Rest des Götta-Kanals, dessen Länge 40 deutsche Meilen be-
tragen soll, wurde auf Kosten der Regierung fertig gebaut. Freilich
gelang es auch nicht dem Sohn, das große Werk selbst zu vollenden
und er mußte den Schranzen und Schmeichlern weichen, die vieles an
dem ursprünglichen Plane änderten, jedoch damit das Ganze nicht besser,
sondern schlechter machten. Es ist nun schon möglich, daß sich unter
diesen Menschen ein gewisser Dahlgreen befand, Thatsache aber ist es,
daß der große Schwede, welcher bei Beginn des amerikanischen Bürger-
kriegs das ganze Flottenwesen revolutionirte, nicht Dahlgreen, sondern
Ericsson hieß. Ericsson ist, wenn ich nicht sehr irre, auch der Er-
finder der sogenannten kalorischen Maschine (heißen Luftdruck). Er war
es auch, welcher den ersten Schraubendampfer und die erste Dampf-
Feuerspritze konstruirte. Seine sogenannten „Cheese-Boxes“ oder
rotirenden Thürme auf Schiffen werden heute noch gebraucht, und das
erste Schiff dieser Art bestand auf der hamptoner Rhede den siegreichen
Kampf mit dem ersten Panzer- und Widderschiff „Merrimac“, welches
von den Südländern in der That nur mit Eisenbahnschienen gepanzert
worden war. Der „Merrimac“ wurde unter Aufsicht des Marine-
Lieutenants Maury, des bekannten „Pfadfinders der Meere“, konstruirt.
Wohl haben auf den amerikanischen Kriegsschiffen und Monitoren
Dahlgren-Geschütze eine bedeutende Rolle gespielt und sind dieselben
außer den sogenannten „Parrotts“ heute noch im Gebrauche, allein
deren Erfinder ist der amerikanische Contre-Admiral Dahlgren, geboren
im Jahre 1810 in Pennsylvanien und gestorben im Jahre 1870 in der
Bundeshauptstadt Washington. Es wäre noch hinzuzufügen, daß der
Ingenieur Ericsson, welcher in Wermland geboren ist, in seiner Jugend
als Zeichner beim Bau des Götta-Kanals angestellt war, somit auch
an dem großen Nationalwerke Schwedens gearbeitet hat.

Wie schon eingangs bemerkt, mache ich diese Berichtigung nicht
als Kritiker, sondern nur von dem Standpunkte der Richtigstellung von
Thatsachen aus, was Ihnen auch insofern erwünscht sein wird, als wir
die Verfälschung von historischen und sonstigen Datas auf's energischste
bekämpfen müssen. Es zeichnet sich mit ergebenem Gruße

Georg Bartholomaeus.

Darauf erwidert der angegriffene Verfasser Folgendes:

Hans Christian Dahlgreen, welchen der Schreiber dieser Zeilen im
Frühling des Jahres 1867 im Landhause des gothenburger Kaufmanns
Axel Nathusius in Junsered persönlich kennen lernte und mit welchem
er im Sommer desselben Jahres monatelang auf der Insel Marstrand
verkehrte, ist als Sohn eines Uhrmachers im Jahre 1799 in Oerobro,
der Hauptstadt der schwedischen Landschaft Nerike am Hjelmarsee, ge-
boren. Nach eminenter Absolvirung des polytechnischen Institutes in
Kopenhagen, bekam er von der schwedischen Regierung auf Empfehlung
des dänischen Naturforschers Oerstedt ein Reisestipendium an das Poly-
technikum nach Paris. Hier machte er die Bekanntschaft seines Lands-
manns, des Grafen Platen, mit welchem er einen großen Theil Europas
bereiste. Im Jahre 1825 in's Vaterland zurückgekehrt, war er zwei
Jahre lang Grubeninspektor des Kupferbergwerks in Falun, dann Hoch-
bauingenieur bei den Kanalbauten zwischen dem Saiman und dem
finnischen Golf. Auf Anregung des Vaters seines pariser Studien-
genossen und Reisegefährten, des Ministers Platen, wurde ihm im
Jahre 1827 die Bauleitung des Trollhätta-Kanals übertragen, den er
im Jahre 1832 von Wenersborg bis Gothenburg vollendete, nachdem
sich mehrere Generationen erfolglos daran versucht hatten. Der hoch-
betagte, aber geistesfrische Mann ist im Jahre 1873 in Helsingborg,
der Hafenstadt der schwedischen Landschaft Schonen, gestorben.

Bezugnehmend auf den vorhergehenden Artikel bin ich zu der Er-
klärung genöthigt, daß ich durchaus nicht beabsichtigte, den Ruhm des
im Jahre 1803 in Langbanschyttan in der schwedischen Provinz Werm-
land geborenen, weltberühmten Mechanikers John Ericsson zu ver-
ringern, aber einige Berichtigungen des verehrten Korrespondenten aus
St. Louis muß ich mir gestatten. Die durch heiße Luft, anstatt durch
Dampf, zu treibende, sogenannte kalorische Maschine, welche Ericsson
im Jahre 1833 in New-York zur allgemeinen Besichtigung aufstellte,
ist, abgesehen von ähnlichen Versuchen im Jahre 1806, seine Erfindung.
Der Propeller oder die Bewegungsschraube, statt der bis dahin üblichen
Schaufelräder an den Dampfschiffen, welche sich Ericsson im Jahre 1836
in Amerika patentiren ließ, ist eine im Jahre 1829 von dem Oester-
reicher Ressel und dem Franzosen Sauvage gleichzeitig gemachte Erfin-
dung. Am Bau des Trollhätta-Kanals war John Ericsson garnicht
betheiligt, sondern sein älterer Bruder Nils, der Verbesserer des
Schleußensystems. Auch der von John Ericsson erbaute Monitor (ge-
panzertes Schiff oder vielmehr schwimmende Batterie), welcher am
9. März 1862 an der Mündung des James River das Panzerschiff
Merrimac der Sezessionisten zerstörte, hat sich später als eine Verwirk-
lichung der Ideen des englischen Schiffskapitäns Coles herausgestellt.

Dr. Max Trausil.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 19. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

„Sie haben darnach gefragt?“ sagte Stefan.

„Ja, die Frau gibt sich auffallend genug, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, ich konnte sie schon während der Messe betrachten, denn sie hatte ihren Betstuhl dicht neben uns.“

„Sie ist eine Freundin meiner Schwägerin, die aus demselben Orte ist, ich kenne sie nur flüchtig.“

„Sie heißt Vroni Gruber.“

„Ja.“

„Und sie ist Witwe?“

Stefan lächelte. „Ich glaube, es bleibt mir da nicht viel mehr zu sagen übrig. Sie hatte mir den Antrag gemacht, als Wirthschafter zu ihr zu kommen.“

„Und Sie haben ihn angenommen?“ fragte Valerie rasch.

„Ich habe ihn auf das bestimmteste abgelehnt.“

„O, Sie haben gut daran gethan, sehr gut! Sie bleiben hier bei dem Professor, das ist das Beste.“

„Ich denke nicht; ich muß fort, ich muß an eine Schule. Ich will lernen, vorwärts kommen, ich will Mediziner werden, und hoffe, in dieser Wissenschaft dereinst etwas zu leisten.“

Es lag viel jugendliche Anmaßung in dem Ton, in dem dies ausgesprochen wurde. Valerie lächelte befriedigt. „Sie werden Ihr Ziel erreichen,“ rief sie lebhaft, „ich bin davon überzeugt. Der Professor hält viel auf Sie, er sagt, Sie hätten eine große Begabung; ich denke es auch, Herr Stefan!“

„Ich will mein Möglichstes thun, um diese gute Meinung zu rechtfertigen. Ich will noch diesen Herbst nach Wien; die Mühle verkaufe ich.“

„Ach ja, verkaufen Sie sie, verbrennen Sie alle Ihre Schiffe hinter Sich, Sie sollen kein Sägemüller mehr sein, Sie passen nicht dazu. O, Sie können Sich nicht denken, wie mir gestern zu Muthe war, als ich Sie diese grobe, harte Arbeit verrichten sah, als ich —“ Sie hielt plötzlich inne, sie hatte seinen finster aufflammenden Blick bemerkt, und er ließ auch nicht lange auf die Antwort warten.

„O, ich weiß, Sie schämten Sich meiner,“ sagte er, „aber ich werde immer arbeiten müssen, immer! Ob so oder so, das ist alles eins; und ich werde nur noch fleißiger, noch angestrengter arbeiten, unermüdlicher als jemals, und jeder muß das, jeder, der für sich oder andere etwas Nützliches zu stande bringen will; über die Arbeit des Mannes aber erröthen, kann nur der kindische Unverstand eines verzogenen —“ Er brach rasch ab und erhob sich. Sie schwieg betroffen. Er that einige Schritte über den blühenden Fußboden des Saales, dann kam er wieder auf sie zu. „Ich bin ein roher, unartiger Bursche,“ sagte er in einem Tone bittender Entschuldigung. „Sie sind fein und zart, ich weiß nicht, wie man mit denen umzugehen hat.“ Diese letzten Worte klangen schon wieder rauher.

„Sie haben mir eine recht harte Wahrheit gesagt, aber ich fühle es, daß Sie ein Recht haben, mir zu zürnen, und ich bin Ihnen auch nicht böse.“ Ihre Stimme war sanft, so lieblich mädchenhaft. Er zuckte unter dem süßen Klang zusammen, aber er antwortete nichts, seine Augen starrten vor sich auf den Boden.

Sie war jetzt gleichfalls aufgestanden und trat ihm einen Schritt näher. „Aber Sie haben mich dennoch mißverstanden, ich schätze Sie, und ich achte und bewundere die Aufgabe und mit ihr die Arbeit, der Sie Sich widmen wollen; ich — ich möchte Sie ermuntern in Ihren Vorsätzen, Sie darin befestigen, ich möchte so gern etwas für Sie thun, etwas für Sie bedeuten, aber Sie wollen nicht, Sie bedürfen meiner nicht, und schroff, ja geringschätzend, weisen Sie mich von Sich.“

Stefan ergriff ihre Hand, wie von einem Schwindel erfaßt, kaum seiner Sinne mächtig. „Valerie,“ rief er, „Sie können alles für mich thun! Wenn Sie Antheil an mir nehmen, aber wirklichen, warmen Antheil, so werde ich alles erreichen. Das Glück, die Freude, von Ihnen anerkannt zu werden, sie würden meine Kraft verzehnfachen, nichts schiene mir dann unmöglich! Ich müßte dann erreichen, was ich mir vorgesetzt: einen Stand, einen geachteten Namen, denn ich wüßte, daß ich dies alles nicht für mich allein zu erringen habe, sondern für —“ Er stockte. „Ich weiß nicht, was ich rede, Valerie, ich weiß nur, daß ich wahnsinnig bin, daß ich — daß ich Sie liebe!“ Er riß ihre kleine Hand an sich, an seine Lippen.

In diesem Augenblick hörte man von unten, vom Korridor aus, verschiedene Stimmen „Valerie, Fräulein Valerie!“ rufen.

„Sie suchen mich,“ flüsterte Valerie erschreckt, „ich muß fort!“

Stefan drückte ihre Hand noch fester an sich. „Nicht eher, als bis ich weiß, ob Sie meine Kühnheit verzeihen, Valerie.“

„Ich verzeihe sie, lassen Sie mich los!“

„O, dann begreifen Sie auch meine Leidenschaft, Valerie, eine Leidenschaft, die mich verzehrt! Seit jenem ersten Abend, an dem ich Sie in meinen Armen gehalten, wo Sie im Gefühle der Angst die Arme um meinen Hals geschlungen, seit jenem Abend denke ich an nichts mehr, als an Sie! Valerie, theilen Sie diese Leidenschaft?!“

„Lassen Sie mich!“ rief das Mädchen, von diesem wilden Gefühlsausbruch auf's äußerste erschreckt und doch mitgerissen in den wonnigen Taumel eines ersten Geständnisses. „Warum fragen Sie mich jetzt, wollen Sie ein Geständniß erpressen? Das ist nicht edel.“

„Es ist roh, es ist abscheulich, aber ich muß es wissen! Sie müssen mir sagen, ob — ob Sie mich lieben können, ob Sie, wenn ich durch Mühsal und Entbehrung aller Art mich zu einer Stellung emporgeschwungen habe, die Meine werden wollen; meine ganze Zukunft, mein Glück, mein Leben hängt von dieser Antwort ab, ich muß sie haben!“

„Valerie!“ rief es wieder von unten, und dann hörte man eine Männerstimme sagen: „Sie ist vielleicht in den ersten Stock gestiegen; ich will sie oben suchen.“

„Sie kommen herauf, Stefan, lassen Sie mich!“ flehte Valerie.

„Nein!“ rief er außer sich, und sich der lange zurückgehaltenen, nun in ihrer ganzen Unbändigkeit hervorbrechenden Leidenschaft völlig hingebend. „Ich lasse Sie nicht! Sie mögen kommen, sie sollen mich hier finden, sie sollen uns beide hier finden! Was liegt mir daran! Warum sind Sie auch bei mir geblieben, warum haben Sie mir zugelächelt? Warum, warum, wenn Sie Sich meiner schämen, wenn Sie mich vor andern feige verleugnen wollen, warum?!“ Er preßte ihre Hand in der seinen, als wollte er sie zermalmen.

„Sie thun mir wehe!“ rief sie weinend.

Er erblaßte und ließ sie los, dann fuhr er sich mit der Hand über die feuchte Stirn und trat völlig von ihr hinweg. „Gehen Sie,“ preßte er mühsam hervor, seine Brust athmete schwer und tief. „Sie haben von mir nichts mehr zu fürchten.“

Sie entfernte sich rasch. Als die Distanz zwischen ihnen eine ziemlich beträchtliche geworden war, wandte sie sich um, und als sie jetzt seine Blässe bemerkte und sah, wie die jugendlich-kraftvolle Gestalt, wie von einem Schwindel erfaßt, wankte und auf die Steinbank sank, da lief sie, alles vergessend, zu ihm zurück; nur einige Schritte von ihm hielt sie an und tief bewegt und athemlos rief sie: „Stefan, ich liebe Sie ja auch!“

Er fuhr wie im Sprunge auf, er stieß einen kurzen Schrei aus und breitete seine Arme ihr entgegen. Sie aber, flüchtig wie ein junges Reh, hielt ihm nicht stand, sie flog über den Boden dahin, der Treppe zu und sprang über dieselbe hinunter. Er mußte zurückbleiben, obwohl er um sie bangte. Er mußte lautlos stille bleiben, obwohl er es in alle Welt hätte rufen mögen: Sie liebt mich! Er horchte hinunter. Bald vernahm er ihr liebliches Lachen und die verschiedensten Ausrufe der Verwunderung und des Vorwurfs, die sie empfingen, und er hörte ihre Mutter sagen:

„Valerie, du leichtsinniges Kind, denkst du denn garnicht an mich? Wenn du auf dieser Treppe den Fuß gebrochen hättest, in welchem Zustande hätte man mich nach Hause gebracht!?“

Die folgende Woche war das Städtchen in ungeheurer Aufregung. Der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen war eine beschlossene Sache. Täglich erwartete man das Manifest der Regierung, das den Krieg erklären und die Völker Oesterreichs zum Widerstande aufrufen werde. Schrecken und Angst hatten sich in diesen Tagen der Bevölkerung bemächtigt; man hatte immer noch auf die Erhaltung des Friedens gehofft, man hatte den Krieg für unmöglich gehalten, schon der desperaten Finanzlage wegen, und nun hieß es mit einemmale, und man konnte es in allen Zeitungen mit schönen Phrasen dargelegt finden, daß der Krieg unvermeidlich geworden sei. Das ganze Land kam außer sich, als die letzte Friedenshoffnung geschwunden war. Am 13. Juni wurde publizirt, daß die Rekrutenstellung in den österreichischen Kronländern am 15. Juni beginnen und daß alle Rekruten unverzüglich vom Assentplatze aus den Depotkörpern ihrer Truppen oder den betreffenden Armeeanstalten zugesendet werden müßten.

Für Seekirchen war die Assentirung für den 17., einen Sonntag, angekündigt worden. Der Oberstlieutenant, der Präsident der Assentirungskommission, hatte im Schlosse des Generals Wachtler gastliche Aufnahme gefunden. Der Stabsarzt war bei dem Bürgermeister einquartirt worden. Professor Wüst hatte dem letzteren noch an demselben Tage seinen Besuch gemacht. Er hatte eine ziemlich lange Unterredung mit ihm und er war offenbar befriedigt von ihm gegangen.

Auch die jungen Wachtlers hatten ihre Einberufung erhalten; der eine für die Südarmee, der andre für die Nordarmee. Hans, der demselben Regimente angehörte, für welches in Seekirchen und Umgebung geworben wurde, sollte den Rekrutentransport begleiten.

Ueberall war Bewegung, alles war in Aufregung, aber es war keine freudige: auf allen Gesichtern sah man Muthlosigkeit oder Ingrimm. Die jungen, kräftigen Männer, die die Aussicht hatten, genommen zu werden, wendeten in ihrer Desperation und Naivetät alles Mögliche und Erdenkbare an, um sich dienstuntauglich zu machen. Sie aßen schlecht und wenig, um sich herunterzubringen, sie tranken Essig, um blaß auszusehen, sie verdarben sich den Magen, um Fieber zu bekommen, sie liefen Tag und Nacht in schweren Stiefeln herum, um schlimmaussehende Füße zu erhalten, sie verstümmelten sich absichtlich einen Finger der rechten Hand, damit sie das Gewehr nicht halten konnten, und was dergleichen ingeniöser und verzweifelter Mittel mehr waren. Ueberdies suchten und entdeckten die meisten ein kleines, schon vorhandenes Gebrechen an sich, das sodann mit der liebevollsten Sorgfalt gepflegt wurde und dessen sie sich mit triumphirender Genugthuung vor andern rühmten, die nicht so glücklich waren, ein solches zu besitzen. Plattfüße standen in großer Achtung, Krampfadern und Kröpfe wurden als eine besondere Bevorzugung der Natur angesehen, auch starke Kurzsichtigkeit war geschätzt, kam aber, unter den Bauern wenigstens, fast garnicht vor, selbst nach Tuberkeln war starke Nachfrage, und die Elendesten und Bejammernswerthesten waren in diesen Tagen der Gegenstand des Neides und der aufrichtigsten Bewunderung.

Es war eben nicht wie in anderen Jahren, wo die Rekruten vorerst nur den Dienst in der Kaserne und mehrwöchentliche Uebungen im Lager vor Augen hatten; diesmal wurden die armen Bursche vom heimischen Herd direkt nach dem Kriegsschauplatz dirigirt.

Nandl kam in diesen Tagen oftmals nach Seekirchen, sie hatte viele Aufträge zu besorgen, und da hörte sie denn immer nur vom Krieg und von der Assentirung. Das arme Ding war höllisch unwissend, wie schon der General einmal bemerkte, es hatte nie eine Schule besucht, niemals Bücher gelesen, und auch sonst hatte sich niemand viel Mühe gegeben, ihm etwas zu erklären, selbst Stefan nicht; was es wußte, wußte es nur aus Erfahrung und eigener Anschauung oder aus den Aeußerungen und Diskursen, die es im Hause des Professors zu hören bekam. Vom Krieg hatte Nandl keine andere Vorstellung, als daß sich da die Leute raufen; was Assentirung, Rekrutirung bedeute, das wußte sie nicht, aber sie sah die bleichen Gesichter der Männer, die Thränen der Weiber, es mußte also etwas recht Schlimmes sein. Bald erfuhr sie, daß auch Stefan zur Assentirung müsse. Nun kam die Sorge, der Kummer zum erstenmal über dieses glückliche, jugendfrische Kindergemüth, und sie litt offenbar am meisten unter der Ungewißheit, unter den dunkeln, verworrenen Vorstellungen, die sie sich darüber machte. Wo sie auch fragte, man gab ihr keine oder eine ganz ungenügende Antwort; wer hatte jetzt auch Zeit oder fühlte sich aufgelegt, sich mit der kleinen Dirn' zu beschäftigen oder sie aufzuklären. Auch Stefan that es nicht. Es kam ihr vor, als ob er ihr gegenüber es absichtlich vermiede, davon zu sprechen, es schien ihr sogar, als ob er ihr seit einigen Tagen aus dem Wege ginge. Auch sein Aussehen schien ihr verändert. Er war einigemale in dieser Zeit fortgegangen, sie konnte nicht erfahren, wohin, auch der Professor und die Kathrein wußten es nicht, und er war unmuthig und verstimmt von diesen Gängen zurückgekehrt. Die kleine Nandl hatte keine Ahnung davon, daß er in den Wald gelaufen war und in der Ruine sich herumtrieb, immer in der Hoffnung, Valerie wiederzusehen, mit ihr zusammenzutreffen, und daß dies immer vergeblich war. Er war hierauf in die Stadt gekommen und vor dem Hause des Bürgermeisters auf- und abgegangen; aber da kam gewöhnlich ein Bekannter oder Frau Säuerling selber aus dem Laden heraus auf ihn zu und ließ sich sodann in freundlicher Weise zu einer Plauderei mit ihm herab, welcher der Undankbare aber durch schleuniges Ausreißen ein für Frau Säuerling unerwünscht rasches Ende bereitete. Nur einmal war es ihm geglückt, Valerie unbelauscht am Fenster zu sehen, und sie hatte ihm durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß es ihr bisher unmöglich geworden sei, sich allein und unbemerkt zu entfernen. Es war auch in der That so, die Frau Hauptmann befand sich in diesen Tagen nicht ganz wohl und sie wollte ihre Tochter immerwährend um sich haben.

Stefan wohnte seit einer Woche beim Professor. Am Samstag hatte er den ganzen Tag in der Bibliothek gearbeitet, und die Thür war für Nandl verschlossen geblieben. Jetzt war es Sonntag, der siebzehnte, der Tag der Assentirung für die erste Altersklasse. Nandl fand sich zeitig morgens in dem Hause des Professors ein; Kathrein war mürrisch, weil ihr Professor mürrisch war, und sie sagte der Nandl, sie hätte heute nichts für sie zu thun und sie könne wieder fortgehen. Nandl blieb trotzdem. Man hörte jetzt die Stimme des Professors aus seinem Zimmer: er verlangte nach seinem Morgentrank. Aber ehe Jungfer Kathrein sich noch recht besann, hatte Nandl bereits den glasirten Topf, in welchem die Melange bereits vollzogen war, vom Herd genommen und war sofort damit in das Zimmer des Professors gestürzt.

„Da ist der Kaffee!“ rief sie, und sie stellte den Topf mit solcher Vehemenz vor ihm nieder, daß der bräunliche Trank hoch aufspritzte.

Der Professor, der auf dem Sopha saß und ein Buch vor sich hatte, war über diese allzurasche Bedienung förmlich verblüfft. „Die Kathrein habe ich gerufen, nicht dich, du Sausewind,“ sagte er etwas erzürnt. „Was hast du hier zu thun? Geh nur wieder hinaus, am besten, du gehst nach Hause, wir können dich nicht brauchen, Kleine.“

Nandl that eingeschüchtert einige Schritte gegen die Thür, dann blieb sie stehen, und endlich lief sie mit plötzlicher Entschlossenheit wieder nach dem Tische und, mit der kleinen Faust auf denselben schlagend, rief sie aufgebracht: „Nein, und ich geh' nicht! Und jetzt hab' ich's genug, das ewige Fortschicken und das Mich-nicht-mehr-brauchen, und ich will nicht eher gehen, gewiß nicht eher, bis Sie mir sagen und genau expliziren, was das ist: Assentirung.“

Der kleine Mann lachte hell auf. „Also das ist's! Ich wette, das ist dem Mädel die ganze Woche schon im Kopfe gelegen und sie hat's in ihrem kleinen Gehirn hundertmal hin und her gewälzt.“

„Das hab' ich, aber deshalb weiß ich doch nicht, was es ist, aber Sie wissen es, und jetzt werden Sie es mir sagen.“

„So? Aber du hast eine recht hübsche Art, die Leute um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„Ei was, wenn ich artig und bescheiden komme, nutzt mir das auch nichts, ich habe die ganze Woche gebeten und gebettelt, man möchte mir's sagen, und man hat mich nur ausgelacht.“

Der Professor lachte auch jetzt als Antwort.

Da langte Nandl nach dem Kaffeetopfe und nahm ihn an sich. „Reizen Sie mich nicht, Professor,“ rief sie drohend, und sie schwang den Topf mit seinem flüssigen Inhalt in bedenklicher Weise hin und her. „Heute ist mir schon alles eins, heute bin ich zu allem fähig, und wenn Sie es mir nicht gleich sagen, so schütte ich diesen Milchkaffee über alle Ihre Bücher.“

„Halt, Nandl, Satan, meine Stiche, mein Werk! Sie ist's im Stande, die Kröte! Hersetzen wirst du den Topf.“

„Wenn Sie mir's sagen.“

„Ich will dir's sagen, aber stelle ihn her.“

„O nein, erst reden Sie.“

„Nandl, du bist ein Ungeheuer, aber meinetwegen.“

„Also, was ist Assentirung?“

„Assentirung ist, wenn man alle jungen Leute von zwanzig, einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahren aus einem Bezirk zusammenkommandirt, sich die hübschesten und kräftigsten heraussucht —“

„Dann ist der Stefan darunter,“ fiel die Nandl ein.

„Und diesen sagt, ihr seid zum Kriegsdienst tauglich, ihr müßt Soldaten sein.“

„Und dann?“

„Und dann müssen sie schwören, daß sie ihrem Fürsten und Herrn allezeit und an jedem Ort, zu Wasser und zu Land, bei Tag und bei Nacht treu und gehorsam dienen wollen.“

„Und dann?“

„Und dann ziehen sie jedem von ihnen einen bunten Rock an und der Soldat ist fertig. Das ist die Assentirung, und jetzt weißt du's, und nun gib mir in Teufelsnamen meinen Milchkaffee zurück.“

Nandl stellte gehorsam und diesmal mit ziemlicher Bedächtigkeit das Gefäß vor dem Professor nieder, und dieser begann sogleich, den Trank hinunterzuschlürfen. Er mußte ihn unschädlich machen und seine Werke vor weiteren Gewaltmaßregeln der Nandl sicherstellen.

Die Nandl blieb vor ihm stehen, sie sah ihm zu und schien noch weitere Fragen auf dem Herzen zu haben. „Also das ist's, das!“ murmelte sie. „Ich habe es mir wohl gedacht, — aber Professor, ich habe gehört, die Soldaten müssen exerziren können, und der Stefan kann es nicht, vielleicht nehmen sie ihn dann nicht?!“

Der Professor lachte wieder. „Ich glaube, sie lassen sich dadurch nicht abschrecken, Exerziren und Manövriren das ist so eine niedliche Spielerei für den Frieden, im Krieg nimmt man's damit nicht so genau; wenn nur einer hinüberschießen kann, mehr braucht es nicht.“

„Sie werden also auch den Stefan so hinstellen und auf ihn schießen, sie werden ihn verwunden, ihn tödten!“

Der Professor zuckte mit den Achseln und trank den letzten Rest aus.

„Das darf nicht sein,“ rief Nandl mit heißem Ungestüm, „das wäre schrecklich!“

Der Professor lachte laut auf und stellte das leere Gefäß in heftiger Weise auf den Tisch zurück. „I bewahre, Kind, das ist ruhmvoll, und wer sich am besten benimmt, der wird dafür am höchsten geehrt, man nennt ihn dann einen Helden. Kannst du's noch nicht begreifen, daß man um solcher Ehre willen schon was wagen kann, und wär's auch das eigne Leben? Ja, die Menschen sind ehrgeizig und jeder will sich auszeichnen, wo und wie er's eben kann; daß viele Leute grade so begierig nach diesem Ruhme sind, muß wohl daher kommen, weil es ihnen mit einem andern nicht so leicht gelingen dürfte, dieser kostet sie wirklich nicht allzu viel, und solange sie noch immer dafür angestaunt und angebetet werden, haben sie ganz recht, dabei zu bleiben.“

„Nein,“ rief Nandl, die immer erregter wurde und die Worte des alten Professors nicht völlig begriff; „Sie mögen sagen, was Sie wollen, das ist doch unrecht, es ist grausam und nutzlos ist es obendrein, denn die, die der Krieg übrig gelassen und denen er nichts geschadet hat, die bekommen den Lohn, aber die, die umgekommen sind, die, die gelitten haben, die haben nichts davon, die armen Teufel, garnichts! Ach ja, ihr Lohn sind die Thränen, der Jammer und die Verzweiflung derjenigen, die sie geliebt haben.“

Der Professor sah lange und schweigend auf das Mädchen, das vor ihm stand und in aufquellendem Schmerzgefühl die braunen Arme über die brennenden Augen warf. „Bist doch ein eigenthümliches Gewächs, Nandl,“ sagte er, wie zu sich selbst sprechend; „bist ein Kind des Waldes, der Freiheit; du hast keine sogenannte Erziehung genossen, du weißt nichts von althergebrachter Völkerbefehdung, die uns so zur Sitte und Gewohnheit geworden ist, daß sie als etwas Unabänderliches betrachtet wird, als etwas Natürliches.“ Seine Rede war in ein unverständliches Gebrumme übergegangen, er hatte sich in das schwarze Ledersopha tiefer hineingesetzt und die Arme verschränkt.

Jetzt ging die Thür des Bibliothekzimmers auf und Stefan trat heraus. Er trug dieselben Kleider, wie am vorigen Sonntag. Sein Gesicht war etwas blässer und seine Augen ernst. „Guten Morgen, Professor,“ grüßte er, und dann die Nandl erblickend, ging er auf sie zu und reichte ihr die Hand. „So zeitig schon hier, liebes Nandl?“ Dann wandte er sich wieder an den Professor. „Ich denke, ich gehe gleich hinüber nach Seekirchen.“

„Es hat Zeit,“ entgegnete dieser; „du hast eine hohe Nummer, du kommst nicht sobald daran, frühstücke doch vorher.“

„Ich habe keinen Hunger, ich habe auch keine Ruhe; es ist das Beste, ich gehe. Leben Sie wohl, Professor — Nandl, leb' wohl!“ Er nahm seinen Hut, da sprang Nandl auf ihn zu.

„Du gehst nicht zur Assentirung!“ rief sie, die Worte nur so herausstoßend. „Du darfst nicht, und ich will es nicht!“

Stefan sah überrascht auf das kleine Ding. „Was fällt dir ein, Nandl, ich muß.“

„Du mußt?! Wenn du aber nicht willst — wer kann dich zwingen? Das möchte ich doch sehen! Was geht dich der Krieg an, was gehen dich die Preußen an? Was haben sie dir gethan, was hast du ihnen gethan? Du sollst dich nicht todtschießen lassen von ihnen!“

„Ich bin nicht der einzige, den es trifft, wir müssen alle.“

„Was gehen mich die andern an, aber du sollst nicht.“ Ihre Stimme wurde weich. „Stefan, ich bitte dich, gehe nicht.“ Sie umschlang den kräftigen Jüngling mit ihren kleinen Armen und sah ihn an, so flehentlich, in banger Angst und unendlicher Liebe.

Stefan löste sich sanft aus ihren Armen und zog sie dann schmeichelnd und beruhigend an sich. „Mein armes Kind, sei doch

Eine [illegible]

vernünftig, ich muß mich stellen, abe[illegible] sicher, daß sie mich auch nehmen, [illegible]

„Freilich, Nandl, es ist noch [illegible]

Nandl schüttelte den Kop[illegible] immer die schönsten, der [illegible]

Der Professor mu[illegible] fangen, dein schön[illegible] kommt, so wer[illegible]

[illegible]

„[illegible] nachlaufen.“

„[illegible]stecken.“

„[illegible] ihn suchen.“

„[illegible] werden ihn nicht finden. Höre Stefan,“ sie drängte sich [illegible] ihre Stimme kam in's Flüstern, während ihre Augen [illegible]endlich klugen und pfiffigen Ausdruck annahmen, „höre, [illegible] G'birg' da gibt es Höhlen und Schluchten die Menge; ich

weiß eine, die schwer zugänglich und noch schwerer aufzufinden ist, ich hab' sie nur durch einen Zufall entdeckt; dorthin führ' ich dich; komm nur gleich, und ich werd' dich alle Tag' dort aufsuchen, gar heimlich, und ich werd' dir Brot und Fleisch bringen. Der Professor gibt mir's schon für dich — nicht wahr? — und er wird dich auch nicht verrathen, und du wirst es garnicht so schlecht dort haben, und des nachts kannst du immer ein bischen herauskommen, und du kannst dort bleiben, bis — nun bis die Assentirerei vorüber ist."

„Und damit, glaubst du, wär's abgethan, du kleiner Unverstand? Aber so ist's nicht; sobald er sich zeigt, und wär's auch erst nach Jahren, wird er abgefangen und als Deserteur eingesperrt, verstehst du? und sobald er die Strafe abgesessen hat, muß er doch Soldat werden, und er ist dann erst recht schlimm dran, als warnendes Beispiel für andere."

Die Kleine sah erschreckt auf. „Das wäre also noch schlimmer?"

„Natürlich, Nandl," sagte Stefan; „du siehst das ein, und nun gib dein kindisches Gebahren auf und laß mich gehen." Sie aber umschlang ihn nur noch heftiger. Das machte ihn ungeduldig, er warf ihr einen zornigen Blick zu und entwand sich ihren Armen mit einigem Ungestüm. „Laß mich, ich will fort, ich will und ich muß und du wirst daran nichts ändern!"

Sie wich erblassend zurück, ihre Arme fielen schlaff an ihrer Seite herunter. Stefan winkte dem Professor zu und eilte hinweg. Wüst trat nun zu dem Kinde, das mit einemmale so unbeweglich geworden und mit gesenktem Kopf vor ihm stand. Er betrachtete es theilnehmend, am Halse konnte man die heftige Vibration der Pulsadern sehen und an den Bewegungen des Hemdes erkennen, wie sehr das arme Herz darunter klopfte. Er ergriff die herabhängende Hand der Nandl, befühlte die glühende Haut und zählte den Puls.

„Du hast Fieber," sagte er, „du mußt dich zu beruhigen suchen, ich sehe wohl, du hast den Burschen lieb, mehr als man bei einem so jugendlichen Alter voraussetzen konnte; aber laß dir sagen, mein Kind, es ist garnicht so sicher, daß er genommen wird, ich selbst rechne darauf, daß er loskommt, und so mußt

Der größte Brückenbogen der Welt: Die neue Brücke Maria Pia über den Douro zu Porto in Portugal. (Seite 228.)

du's auch thun. Geh' jetzt nach Hause und warte ruhig ab, bis wir dir Nachricht bringen; vorher will ich dir aber noch ein kalmirendes Mittel geben." Der Professor wandte sich seinem Schranke zu.

In dem Augenblicke, als er ihr den Rücken zuwandte, schnellte die Nandl wie ein Pfeil in die Höhe, mit einem Satz war sie bei der Thür, riß diese auf und rannte hinaus. Der Professor rief ihr zu und eilte durch die Flur, um sie zurückzuhalten, und weiter bis zur Hausthür ihr nach. Wo war die Nandl schon! Die hätte niemand mehr eingeholt; sie hatte den Weg gegen den Wald zu genommen, sie wollte nach Seekirchen.

(Fortsetzung folgt.)

Natur und Mensch im Süden der neuen Welt.

Von Dr. E. S.

II.

Meine europäischen Leser sollen nun den freien Bewohner der argentinischen Ebene, den in politischer und sozialer Hinsicht freiesten Menschen des Erdballes, den vom amerikanischen Himmel und amerikanischen Leben modifizirten Europäer, kurz den Gaucho kennen lernen.

Mit dem Namen Gaucho (sprich Gautscho) bezeichnete man ursprünglich diejenige Bevölkerung, welche durch die Kreuzung dreier Rassen, der weißen (europäischen), schwarzen (afrikanischen) und gelben (amerikanischen) entstanden ist. Gegenwärtig aber nennt man so alle Bewohner der freien südamerikanischen Ebenen. Diese Landbewohner kontrastiren sehr scharf gegen die Stadtleute, mit welchen sie in Berührung kommen, ohne sich je zu vermischen; und obgleich sie schon öfter von den gleichen Gefahren und gleichen Interessen zusammengeführt wurden, so trennen sie sich doch immer wieder, wie Wasser und Oel. Dies ist wieder ein schlagender Beweis, daß die Gewohnheiten auf die große Masse der Menschen den bedeutendsten Einfluß ausüben, einen Einfluß, der eben so groß oder noch größer ist als der des Klimas. So sind aus ein und demselben Volk, das aus seinem Vaterlande um ein und derselben Sache willen fortwanderte — blos weil sich die einen in den Städten am Saume der Küste, die anderen einige Meilen tiefer im Innern zerstreut ansiedelten —, bereits zwei verschiedene Nationen geworden, die, obgleich sie Söhne derselben Väter und dieselbe Sprache reden, doch grundverschieden denken und fühlen und bei der geringsten Veranlassung sogleich bereit sind, sich zu zerfleischen und zu morden. Wenn wir die dunkle Geschichte des Ursprungs der europäischen Völker beiseite lassen, um uns einen Augenblick bei der Entstehungsweise der jungen amerikanischen Staaten aufzuhalten, so finden wir eine reiche Geschichte derselben von bereits vierthalb Jahrhunderten, woraus sich die Bildung von nationalen Charakteren, die eine Quelle sovielen Unheils in der Geschichte der Menschheit geworden sind, erschließen läßt.

Auf einem europäischen Schiffe landet in Amerika eine Schaar Spanier. Unter ihnen finden wir nur jene Unterschiede, die bei allen Menschen vorkommen und den einzelnen ihre Individualität aufdrücken. Einige der Gelandeten, mehr einem ruhigen, bürgerlichen Leben zugeneigt und geeigneter zu Handel und Gewerbe, vereinigen sich wie Bienen in einem Stocke und gründen eine Stadt. Andere, unruhiger und freiheitsliebender, streifen erst eine Weile hin und her, ehe sie sich niederlassen; sodann, nachdem sie sich Hütten gebaut und Weiber gewählt, folgen sie den frei umherirrenden Rinderheerden in der Pampa (Name der Grasebenen Südamerikas, wie „Llanos" derjenigen Mittel- und „Prärien" derjenigen Nordamerikas) und, ohne die Erde zu bebauen, leben sie vereinzelt, wie fleischfressende Thiere. Auf diese Weise bilden viele solcher Menschen, wenn auch durch große Landstrecken von einander getrennt, doch eine durch gemeinsame Bande der Sympathie, der Sitten und Interessen vereinte Gesellschaft. Es ist eine Familie gleich jenen Städtern, nur eine weniger dichte, minder geräuschvolle, aber um so freiere und wildere.

Ein Jahrhundert später hat die verschiedene Sitte schon eine tiefere Scheidelinie zwischen beiden Gesellschaften gezogen, während die Differenz ursprünglich nichts anderes war, als eine unbedeutende Divergenz der Lebensrichtungen. Die Gewohnheit ist ein Produkt der Uebung; sie vollendet das, was sich öfter wiederholt, und indem sie sich unverändert von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt und sich immer tiefer einlebt, vererbt sie sich von der Mutter auf das Kind und wird zur zweiten Natur. —

Zwei gesellschaftliche Verbindungen einer und derselben Nation, welche neben einander ihre verschiedenen Gewohnheiten zu verschiedenen Charakteren ausbilden, werden so durch die unwiderstehliche Macht der Verhältnisse und der Lebensinteressen in kurzer Zeit zwei verschiedene Nationen, zwei benachbarte Feinde mit all' dem, was daraus folgt. Die Natur schafft die größten Veränderungen mit den einfachsten Mitteln, und dieselbe natürliche Antipathie, welche zwei Menschen feindlich trennt, macht auch zwei Nationen zu Gegnern, die blutig sich bekämpfen.

Bei aufmerksamer Prüfung der Verhältnisse ist es leicht, das Verschwinden des nationalen Charakters in den einzelnen Provinzen Südamerikas bis auf den heutigen Tag zu verfolgen. Hier lockten Gold- und Silberminen die Gierigsten, die Arbeitsamsten an; dort lud ein anmuthiges Thal die Ackerbautreibenden zur Niederlassung ein; tiefer im Lande gewöhnten weite, kräuterreiche Haidestrecken ihre Bewohner hinter den Rinderheerden an ein freies Hirtenleben. Und damit sind schon die Grundzüge der drei südamerikanischen Hauptnationen (im ethnologischen Sinne) mit ihren charakteristischen Eigenheiten und Verschiedenheiten gegeben, die von Tag zu Tag schärfer hervortreten. Die Bevölkerung nimmt zu, die Provinzen werden wohlhabend und selbständig, alles ist zur Bildung neuer Nationen angelegt. Die Frucht ist reif und erwartet die Hand, die sie pflücke, den Windeshauch, der sie fälle. Wenn Zeit und Verhältnisse reif sind, fehlt niemals die Gelegenheit. Der Ehrgeiz eines Mannes bemächtigt sich der nationalen Leidenschaften und trennt mit einem Kriege das, was viele Jahre vereint war. Nach wenigen Jahrhunderten wird in Südamerika nach einer vorübergehenden Mischung eine unvermeidliche Trennung eintreten, was auch die Theoretiker und Doktrinäre dagegen sagen mögen.

Indessen ist zu bemerken, daß der wilde und unabhängige Gaucho schon öfter den feingebildeten und verweichlichten Stadtbewohner bekriegte, und daß ein Tyrann, Juan Manuel Rosas, indem er diesen natürlichen Haß zweier Völkerschaften für sich ausbeutete, die eine Menschenklasse gegen die andere aufhetzte, bis es ihm gelang, sie beide zu unterjochen. Er bewies dadurch, daß, wenn eine leidenschaftliche Raub- und Mordlust ihn mit sich fortriß, doch sein politischer Scharfblick oder vielmehr seine berechnende Schlechtigkeit noch größer war. Wenn heut' zu Tage auch Krisen und Niederlagen den politischen Parteien Südamerikas eine neue Gestalt gaben, so ist doch in ihrem Innersten jener ursprüngliche Zwiespalt unverändert geblieben und nur einem kurzsichtigen Auge können die ewig wechselnden Proteusgestalten späterer sekundärer Mächte die eine treibende Grundmacht verbergen. So lassen sich auf einen Stamm gar viele Reiser verschiedener Art und Güte pfropfen, die Früchte werden doch immer ihren Lebenssaft vom gemeinsamen Urstamme empfangen.

Der Gautscho ist von hohem Wuchs, mager und braun. Kaum hat er die Mutterbrust verlassen und gelernt, aufrecht zu stehen, so nimmt ihn schon sein Vater mit sich auf's Pferd. Auf diese Weise lernt er fast gleichzeitig den heimatlichen Boden und das treue Thier kennen, das er bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen soll. Durch ungeheure Entfernungen von den Städten, von Verwandten und Freunden getrennt, hat er kein anderes Mittel, mit denselben zu verkehren oder mit Menschen überhaupt in Berührung zu kommen, als sein Pferd. Da er ausschließlich von Fleisch und vom Wilde lebt, welches frei in die Pampas umherstreift, so ist es wiederum nur sein Pferd, mit dessen Hülfe er sich die nöthige Nahrung zu verschaffen vermag. Wie der Araber besitzt der Gautscho oft nur ein Pferd als sein Ein und Alles. Dieses edle Thier ist für ihn das nothwendigste und unentbehrlichste aller irdischen Dinge, die Quelle seines Lebensunterhaltes und seines Reichthums, der unzertrennliche Freund und Begleiter bei seiner Arbeit und Ruhe, in Krieg und Frieden.

Der Gautscho verbringt mehr als die Hälfte seines Lebens im Steigbügel; er ißt und schlummert im Sattel. Zu Fuße

bewegt er sich schlecht und langsam, seine schweren Sporen nachschleppend, die mit ihren ungeheuren Rädern ihn am Gehen hindern. So scheint er zu Fuße eine aus ihrem luftigen Elemente herabgestürzte, an den Boden gefesselte Schwalbe. Noch vor wenigen Jahren sammelten die Bettler von Buenos Ayres ihre Almosen zu Pferde, und mehr als einmal habe ich Gautschos zu Pferde steigen und in den Hinterhof reiten sehen, um — am Brunnen Wasser zu schöpfen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn ein Estanciero (Grund- und Viehbesitzer), Don Zenon von Biscacha, in Entrerios mir folgende Worte sagte, die mir wie wahre Wüstenlaute klangen:

El consuelo del hombre es el caballo,
Pues de Dios es el caballo.
Sin caballo el hombre es nada.

(Der Trost des Menschen ist das Pferd; nach Gott kommt das Pferd; ohne Pferd ist der Mensch nichts.)

Die Unzahl lebender Pferde in jenen Gegenden hat zur Folge, daß man sie beim Reiten garnicht schont; der Gautscho reitet fast immer im Galopp, selten im Trabe. Er kann, ohne zu ermüden, mehrere Tage hintereinander 30—45 deutsche Meilen in 24 Stunden zurücklegen, ein Pferd nach dem andern niederreitend.

Dieses Reiterleben ist das bestimmende und maßgebende Grundelement im gesammten körperlichen und geistigen Sein des Gautscho. Von demselben wird sein Knochenbau geformt und jedes seiner Gefühle und Gedanken beeinflußt.

Die Schienbeine des Gautscho sind von dem beständigen Druck, den der Körper des Pferdes auf sie ausübt, und von der anhaltenden Muskelspannung — wie bei den ungarischen Roßhirten, Czikos (sprich Tschikosch) genannt, und bei andern Reitervölkern — stark gekrümmt. Die Muskeln der Lenden und andere, welche den Rumpf aufrechthalten, sind beim Gautscho so stark entwickelt, daß beim ersten Anblicke das ein krankhafter Auswuchs scheint, was nur eine natürliche Folge und Frucht seiner Lebensweise ist.

Der Gautscho verabscheut aus Instinkt Ackerbau und Gewerbfleiß und alles das, was ihn nöthigen würde, stehend oder sitzend zu arbeiten. Er ist Fleischfresser par excellence.

Seine Kleidung ist ganz seiner Lebensweise angepaßt, vor allem bequem. Beinkleider beengen, Krägen und Halsbinden belästigen ihn viel zu sehr. Er muß Luft und Freiheit haben. Zu diesem Zwecke spaltet er ein Stück Tuch in der Mitte, steckt den Kopf durch und hat so eine Art Meßgewand am Körper, das er Poncho (sprich Pontscho) nennt; ein anderes Kleidungsstück Chiripa (sprich Tschiripa) aus Leinwand oder Baumwollenstoff umhüllt ihm die Lenden und fällt in weiten Falten auf die Schenkel, die Beine entblößt lassend, welche von botas de potro, das heißt Stiefeln aus der ungegerbten Haut der Pferdefüße, bedeckt werden. Diese urmäßige Tracht des Gautscho erfordert keinen künstlichen Zuschnitt und keine Naht. Sie ist die einfachste und bequemste, die jeder sich selbst verfertigen kann, der ein Stück Zeug und ein Messer hat. Diese echt argentinische Kleidertracht wurde von den europäischen Moden, die überall den allmächtigen Einfluß der herrschenden Rassen geltend zu machen wissen, nach und nach modifizirt. Gegen die Einführung der Hose jedoch wird sich der freie Bewohner der Pampas noch lange sträuben, und bevor er seinen Pontscho ablegt, werden noch Jahrhunderte vergehen.

Ein Mensch, der den größten Theil seines Lebens auf dem Rücken des Pferdes zubringt, kann dem Baustil seines Hauses nicht viel Aufmerksamkeit widmen. Und in der That beschränkt sich die Wohnung (Rancho, sprich Rantscho) des Gautscho in ihrer einfachsten Gestalt auf eine Hütte von Binsen und Aesten (rancho de totora). Eine Stufe höher in der Rangordnung des argentinischen Baustils finden wir ein hölzernes Häuschen aus dicken Balken, welche mit Lehm verklebt und übertüncht sind (rancho de estanteo). Dann kommt der rancho de adobe, erbaut aus rohen, an der Sonne getrockneten Backsteinen. Der Fußboden in allen diesen Häusern ist die bloße, nackte Erde, und wenn die fruchtbare Natur jenes Landes dort keine Blumen und Bäume emporsprießen läßt, so ist das nur dem Umstande zu verdanken, daß jener Theil der Erdoberfläche von den Hausbewohnern täglich getreten wird.

Zu diesen Bauten ist kein Baumeister erforderlich. Der Gautscho weiß die Arbeiten des Handlangers und die des Ingenieurs zugleich zu verrichten, indem er sein Haus mit der größten Leichtigkeit selbst erbaut, abträgt und an derselben oder einer anderen Stelle wieder aufbaut.

Wenn der Gautscho von einer Gegend Besitz ergreift, beginnt er seine baulichen Arbeiten damit, daß er in den noch von einer dichten Pflanzendecke überzogenen Boden vier Baumstämme einrammt, auf welchen er eine Art Dachstuhl festnagelt und aus Lederstreifen ein schwebendes Rockwerk webt, auf dem er sein Lager ausbreitet. Das Ganze bedeckt er dann mit einem Dache von Binsen, welches er mit einigen Pfählen stützt, die wenige Tage vorher noch als Mimosen mit schöngezackten, eleganten Blättern lustig grünten.

Nicht selten werden die Bewohner dieser luftigen Häuschen durch anhaltenden Regenmangel an der Bereitung des Mörtels (Lehmes) verhindert, und sie leben dann in ihren vogelhausartigen Gebäuden, dem Winde und Wetter preisgegeben, mehrere Wochen hindurch mit ihren Familien ein mehr als öffentliches Leben, wider Willen so den Wunsch eines Philosophen des Alterthums erfüllend, der in einem gläsernen Hause wohnen wollte, damit — alle sein häusliches Leben und Betragen prüfen könnten!

Man glaube jedoch nicht, daß in den Dörfern von Entre-Rios und des übrigen Binnenlandes alle Menschenwohnungen Rantschos seien; man erblickt daselbst auch recht elegante, einstöckige Häuschen aus Ziegeln erbaut und von einer Terrasse bedeckt. Dies sind die sogenannten azoteas. Seit einigen Jahren baut man in den Dörfern auch schon zweistöckige Häuser.

(Schluß folgt.)

Türkische Bibliotheken und türkische Literatur.

Von C. Lübeck.

Mache ich die Bekanntschaft eines Menschen, so suche ich, um ihn näher kennen zu lernen, einen Blick in seinen Bücherschatz, in seine Bibliothek zu werfen. Klein oder groß, aus vielen oder wenigen Bänden oder Broschüren bestehend, wird sie in den meisten Fällen sichere Schlüsse auf den Standpunkt gestatten, welchen er den großen politischen oder geistigen Tagesfragen seiner Zeit gegenüber einnimmt. Sie wird uns lehren, ob der Betreffende der geistigen Entwicklung seiner oder anderer Nationen gefolgt oder, unberührt von ihr, auf längst überwundener Bildungsstufe zurückgeblieben und verknöchert ist. Und was von dem Einzelnen gilt, das ist auch auf ganze Völker anwendbar; zu ihrer Beurtheilung, zur Feststellung ihrer Bedeutung im großen Kulturstrome der Menschheit gibt es kaum ein besseres Hilfsmittel als den Besuch ihrer Bibliotheken, als einen Blick in die Schatzkammern ihrer Wissenschaften.

Ueber wen ist in diesen Jahren mehr gesprochen worden, mit wem hat die öffentliche Meinung sich mehr beschäftigt, als mit dem „kranken Mann", dem türkischen Volke, und wen kennt man im Grunde genommen weniger als ihn? Ob es nützlich ist, die Bekanntschaft dieses „kranken", jetzt fast todten Mannes zu machen? Wir glauben es; sind die Schicksale der Einzelnen doch wie die der Völker das nothwendige Ergebniß bestimmter Verhältnisse, in denen sie leben, in denen sie sich bewegen, und enthalten diese Schicksale doch Lehren und Weisungen für den Fernstehenden, die mit eisernem Griffel in die Geschichte der Menschheit eingetragen sind.

Versuchen wir es also, die nähere Bekanntschaft des „kranken Mannes", des türkischen Volkes zu machen. Blicken wir uns um nach den Werken, welche seine Schriftsteller gehäuft, und nach den Perlen fremder Literatur, die sein Eigenthum geworden sind.

Da liegen sie vor uns die prächtigen Bibliotheken Konstantinopels, die an Zahl und Ausstattung, an äußerer und innerer Pracht weit die meisten Büchersammlungen des zivilisirten Abendlandes übertreffen. Erinnerungen an stolze Namen, an leuchtende, wenn auch blutige Gestirne am Himmel der orientalischen Geschichte sind mit ihnen verknüpft. Nicht allein auf dem Schlachtfelde, wo rohe Gewalt entscheidet, suchten die osmanischen Gewalthaber die Unsterblichkeit. Auch durch Werke des Friedens, durch Tempel der Wissenschaft wollten sie bei ihren Völkern ein ewiges Gedächtniß sich sichern. Kann man ein Volk roh nennen, das

an solchen Werken des Friedens Gefallen findet, sie als ruhmreiche Thaten in seine Geschichtsbücher verzeichnet und die gewaltsame Zerstörung einer Bibliothek als ein unsühnbares Verbrechen betrachtet?

Wie herrlich ist meist die innere Ausstattung dieser Bibliotheken! Da findet man Boden und Wände mit prachtvollem Marmor ausgelegt, die Decken und Kuppeln von Bogen und Säulen aus kostbarem Gestein getragen, oder in anderer Weise kunstvoll die Räume geschmückt. In verschlossenen Schränken, meist in der Mitte des Saales, häufig auch an den Wänden oder in Nischen, ruhen die Bücher in reichen Einbänden und Futteralen hinter zierlichem, vergoldetem Laubwerk und feinem Glase horizontal übereinander. Ab und zu sieht man besonders werthvolle Bücher in goldenen Käfigen in der Mitte des Saales hängen, unerreichbar den Händen des Besuchers, mehr ein Gegenstand der Verehrung als des Studiums.

Aber wo liegen diese Bibliotheken! Meist bilden sie Bestandtheile der Moscheen und nicht selten führt der Weg zu ihnen durch die Kirchen selbst und macht es deshalb dem Fremden unmöglich, sie zu betreten. Eine bedenkliche Erscheinung — diese Verkettung von Kirche und Bibliothek, von Religion und Wissenschaft. Im Abendland hat sie keine guten Früchte getragen, sollte es im Orient anders sein?

Welche Hoffnungen knüpfte die gelehrte Welt des abendländischen Europas einst an diese Bibliotheken! So sollte die Bibliothek des Serails außer einer Menge Handschriften in allen Sprachen, 120 Bände aus der Bibliothek Konstantins des Großen enthalten, welche bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken selbst vor der Zerstörung bewahrt worden waren. — Konstantinus Laskaris versicherte in seinem Buche von den griechisch-sizilianischen Geschichtschreibern, in der kaiserlichen Bibliothek zu Konstantinopel alle Bücher Diodors gesehen zu haben. Auch den Livius hoffte man in seinem ganzen Umfange in Konstantinopel zu finden und außerdem noch zahlreiche andere Werke des Alterthums, von denen uns nur dem Namen nach Kunde geworden ist. Daß die türkischen Bibliotheken griechische und lateinische Bücher enthielten, das wurde von den Türken selbst zugegeben, dafür sprechen auch mancherlei historische Fakta. Nach dem Falle Konstantinopels wanderten bekanntlich aus Griechenland zahlreiche Politiker, Gelehrte und Schriftsteller nach Italien aus und nahmen eine Menge wissenschaftlicher Bücher in ihre neue Heimat mit, zahllose Bücher aber blieben zerstreut im Lande zurück. Papst Nikolaus der Fünfte schickte sowohl vor als nach dem Falle Konstantinopels gelehrte Expeditionen aus, die mit großen Kosten griechische Philosophen, Historiker, Aerzte, Dichter, Geographen, Mathematiker und Schriftsteller aller Art sammelten und Kopien von ihnen nahmen, wo die Originale nicht zu erwerben waren. Wären Diodor und Livius nach der Eroberung Konstantinopels noch in der Stadt oder im Lande vorhanden gewesen, dann hätten diese Expeditionen wohl zu ihrer Entdeckung geführt. — Mahmud der Zweite, der Eroberer von Konstantinopel, wird als ein Mann von mannichfachen Kenntnissen geschildert, der eine vorzügliche Erziehung genossen und von großer Liebe für die Wissenschaften erfüllt war. Man rühmte seine naturwissenschaftlichen und Sprachkenntnisse und sein Verständniß der einheimischen und ausländischen Literatur. Besonders gründlich soll er die Literatur des alten Griechenthums gekannt haben. Von einem solchen Manne läßt sich schwer die absichtliche Zerstörung klassischer Werke annehmen, vielmehr gewinnt die geschichtliche Ueberlieferung Glauben, daß er den griechischen Kaiserpalast und die große griechische Bibliothek vor der Zerstörung bewahrt hat.

Ueber die Bücher im Serail, auf welche das Abendland mit besonderer Spannung blickte, unter denen, wenn irgendwo, die gesuchten Klassiker stecken mußten, berichtet eine osmanische Geschichte (die des Raschid Effendi) folgendes:

„In dem königlichen Schatz des Serails war eine unermeßliche Sammlung auserlesener und kostbarer Bücher, welche die Regierung seit dem ersten Ursprung theils als Geschenke von verschiedenen Orten her erhalten hatte, theils selbst aus eigenem Antriebe angeschafft hatte. Sie wurden aber durch Staub, Motten und Würmer größtentheils so sehr zugrunde gerichtet, daß es den Personen im Serail, die etwa Lust dazu hatten, unmöglich war, sie zu studiren, noch aus den Büchern selbst irgend ein Vortheil gezogen werden konnte, da sie noch überdies nicht gehörig geordnet waren. Der gerechte Kaiser Achmed der Dritte (1719 n. Chr.), angeregt durch göttliche Eingebung, hielt es nicht für recht, daß so viele wichtige Bücher ungenutzt, in Vergessenheit begraben und den Blicken der Studirenden entzogen blieben; und da er erwog, daß, am Tage des Gerichts von der Unnützlichkeit der erwähnten Bücher Rechenschaft geben zu müssen, keine Sache wäre, welche von weisen und verständigen Männern gebilligt werden könnte, so errichtete er innerhalb des kaiserlichen Serails das Gebäude einer Bibliothek, wo er alle kostbaren Bücher und seltenen Schriften aufbewahren ließ, welche in den königlichen Schatzkammern vorhanden waren."

Die Bibliothek muß bei ihrer Gründung schon bedeutend gewesen sein, da sie bis zum Ursprung des Reichs zurückgreift. Der Venetianer Todrini erhielt auf seine Anfrage von zuverlässiger Seite die Mittheilung, daß sie neben arabischen, persischen und türkischen Büchern auch griechische, lateinische und syrische, in Kisten eingeschlossen, enthalte. Er erfuhr auch gerüchtweise, daß sich in der Bibliothek Bücher befänden, die von Jerusalem gekommen wären.

Was nun schließlich aus den gesuchten Büchern geworden ist, das wird wohl niemals sicher aufgeklärt werden. Wohl zeichneten sich viele der osmanischen Herrscher durch Gelehrsamkeit und Kunstliebe aus, doch fehlte es auch nicht an rohen Barbaren, die für die Erhaltung der fremden Literaturschätze auch nicht das geringste Interesse besaßen. So ist es wahrscheinlich, daß die Bücher irgend einem dieser Despoten, fanatischen Korangläubigen, die in ihrer Vernichtung ein gutes Werk erblickten, zum Opfer gefallen sind. — Jedenfalls sind die Hoffnungen des Abendlandes auf die Entdeckung klassischer Werke in den türkischen Bibliotheken bis auf den heutigen Tag nicht erfüllt worden. Betritt man also eine der zahlreichen Bibliotheken in Konstantinopel, so muß man die Hoffnung hinter sich lassen, irgend welche bedeutende Werke des alten Griechenlands zu entdecken. (Fortsetzung folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

I. Lessings Leben und Schaffen.

(Schluß.)

Im Dezember des Jahres 1748 traf der noch nicht zwanzigjährige Lessing in Berlin ein. Ohne hoffnungsvolle Aussicht für die Zukunft, ohne einflußreiche Gönner oder Freunde, arm wie eine Kirchenmaus, nicht einmal in seiner Kleidung so ausgestattet, daß er sich vor „anständigen" Leuten hätte präsentiren können, und doch voller Zuversicht und Vertrauen auf die eigene Kraft, ging er daran, sich sein Geschick zu schmieden.

Ein einziger Freund ging ihm mit Rath und That an die Hand, gewährte Obdach und Unterhalt — so gut er konnte. Nur schade, daß der „Freigeist" Mylius trotz seiner Anstellung bei der damals Rüdigerschen, später Vossischen „Berlinischen Zeitung" selber in keineswegs glänzenden Verhältnissen war und nicht einmal den für Lessing so nothwendigen anständigen Anzug zu vergeben hatte.

Auch die Eltern, welche Lessing in höchster Bedrängniß an ein vor Jahren gegebenes Versprechen, ihn gelegentlich neu zu kleiden, in bescheidenster Weise erinnerte, antworteten ihm mit Vorwürfen und weiter nichts. Für sie befand sich der Sohn wieder einmal auf gefährlichen Abwegen, so daß sie es für ein Verbrechen gehalten hätten, ihn zu unterstützen. Er hatte die Universitätsstudien an den Nagel gehängt und trieb sich in Berlin, der glaubenslosen Hauptstadt des atheistischen Königs, herum, er korrespondirte mit Komödianten und kannte kein höheres Streben, als selber Komödien zu schreiben, er war wieder vereint mit dem entsetzlichen Mylius, — er schien den frommen kamenzer Pastorsleuten zeitlich und ewiglich verloren, wenn er sich nicht bald bekehrte, und er war verloren für den blinden Kirchenglauben und die steifen, geistleeren Formen des Althergebrachten in Religion und Literatur und in allen Gebieten, wohin der Menschengeist sichtend und schaffend zu dringen vermag.

Mit vieler Mühe gelang die Erringung des nothdürftigsten Lebensunterhalts. Ein durch Mylius vermittelter Auftrag, die große Rüdigersche Bibliothek zu ordnen, gewährte eine Zeitlang freie Beköstigung und einiges Geld, daneben aber, was werthvoller war, eine mächtige Bereicherung der Bücherkenntnisse Lessings. Späterhin hielt ihn die Anstellung als Sekretär oder Hauslehrer bei einem Herrn von der Golz etwa ein Jahr lang über Wasser, freilich aber auch nicht mehr; denn seine erste Wohnung in Berlin theilte er mit einem Bautzner, namens Neumann, und als er es soweit gebracht hatte, sich allein ein Logis miethen zu können, war es „eine sehr kleine Stube" im zweiten Stocke „eines sehr kleinen Hauses" auf dem Nikolaikirchhofe. Aber Lessings Ansprüche waren von rührender Bescheidenheit, sehr bald kam ihm seine Existenz ganz auskömmlich vor, und die Trefflichkeit seines Mittagessens für 1 Groschen und 6 Pfennige rühmte er ausdrücklich.

Auch Uebersetzungen halfen ihm den Unterhalt schaffen. So übertrug er Rollins Römische Geschichte, Calderons „Das Leben ein Traum" und Novellen von Cervantes. Für den damals vielvermögenden Günstling des preußischen Königs, den geistreichsten Kopf Frankreichs — Voltaire — war er gleichfalls als Uebersetzer thätig. Voltaire war durch seine in der Wahl der Mittel zu materieller Bereicherung nicht wählerische Habsucht in einen sehr bedenklichen Prozeß vor dem berliner Kammergericht verwickelt worden, in dem er es für gerathen hielt, seine Sache selbst zu führen. Die zahlreichen Eingaben und Streitschriften, welche Voltaire in französischer Sprache abfaßte, hatte nun Lessing, infolge der Empfehlung durch den ihm befreundeten Sekretär Voltaire's, Richier, zu übersetzen. Daß sich bei diesem Verkehr dem scharfen Auge Lessings die Schattenseiten an dem Charakter des genialen Franzosen enthüllten, mag mindestens theilweise die unerbittliche Grausamkeit veranlaßt haben, mit der Lessing bei den Deutschen Voltaire's Ruhm als dramatischer Dichter vernichtet hat.

Auf die untergeordnete Thätigkeit des Uebersetzens sich zu beschränken, vermochte Lessing natürlich nicht. Schon im ersten Jahre seines berliner Aufenthalts gründete er mit Mylius eine Vierteljahrsschrift, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", welcher er eine vielumfassende, großartige Aufgabe stellte. Auf nichts weniger, als auf eine gänzliche Reform des vornehmsten und schwierigsten Theils der poetischen Kunst ging der zwanzigjährige Jüngling aus. Als eine Fachzeitschrift für das gesammte Gebiet des Dramas und des Theaters sollten die „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" neben Besprechungen aller neuen Erscheinungen auf dramatisch-theatralischem Gebiete, auch gute Uebersetzungen bringen, aus den Werken der Griechen und Römer sowohl, als von den Erzeugnissen der modernen Kulturvölker, und damit gleichzeitig Vorarbeiten liefern zu einer Geschichte des Dramas und der Schauspielkunst. Bei dieser gewaltigen Aufgabe ging Lessing, der die Seele des Unternehmens war, von der Grundanschauung aus, daß das Theater nicht nur eine Schule der Beredtsamkeit sei, als welche sie auch für die Kanzelredekunst von hoher Bedeutung sei, sondern auch eine sittliche Bildungsanstalt für das ganze Volk. Dieser mächtigen reformatorischen Aufgabe war der in seiner ungezügelten Genialität viel zu zerfahrene und arbeitsleichtfertige Mylius nicht gewachsen. Bald genug sah Lessing ein, daß ihm Mylius bei der Verfolgung so hochfliegender Pläne nur hinderlich war. Es blieb nichts andres übrig, als sich zurückzuziehen und das Unternehmen, welches ohne ihn nicht bestehen konnte, eingehen zu lassen.

Im Februar 1751 erhielt Lessing bei der Rüdigerschen Zeitung eine feste Anstellung als Feuilletonist, nachdem er die Uebernahme der politischen Redaktion ausgeschlagen hatte, weil sie ihm den nöthigen Spielraum der Meinungsäußerung nicht gewähren konnte. In einem Beiblatte, „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes", zog er, seiner Ankündigung gemäß, alle diejenigen Künste und Wissenschaften in Betracht, welche „bei den meisten mehr zum Vergnügen, als zur Beschäftigung dienen". Sofort begann er einen kritischen Feldzug, bei dem er die Bundesgenossenschaft keiner der streitenden literarischen Parteien suchte, sondern sich ohne weiteres mit seinem Urtheile über alle erhob. Er wies auf die Schwächen aller damals hervorragenden literarischen Koterien in wunderbar gewandter, epigrammatisch treffender Ausdrucksweise hin und wußte den Gegenstand seiner Betrachtung, auch den an sich trockensten und für die Allgemeinheit langweiligsten, durch die Anmuth seiner Behandlung jedermann interessant zu machen.

1751 gab er eine Sammlung „Kleinigkeiten" heraus, bestehend in poetischen Versuchen, die ihm selbst mit Recht von geringer Bedeutung schienen.

Gegen den Schluß dieses Jahres hin trieb ihn die Einsicht, daß er in Berlin mehr produziren und sich geistig verausgaben müsse, als er zu studiren und Geistesnahrung aufzunehmen vermöge, nach Wittenberg zurück. Auch mag der Drang in ihm rege geworden sein, seinen Universitätsstudien durch die akademische Promotion den üblichen äußerlichen Abschluß zu geben. An die Studien aber, die er auf Gelehrtengeschichte, klassische Philologie und Reformationsgeschichte erstreckte, knüpfte er aber auch unverzüglich wieder mit literarisch-kritischer Thätigkeit an. Das damals beste Werk seiner Art, das Jöchersche Gelehrtenlexikon, unterwarf er einer Durchsicht; und seine Beurtheilung desselben hatte die den 23jährigen Studenten in seltener Weise ehrende Folge, daß ihn der hochangesehene Theologieprofessor Jöcher um die von ihm gesammelten Materialien zur Berichtigung und Ergänzung des berühmten Lexikons bat.

Auch seine reformationsgeschichtlichen und klassisch-philologischen Studien trugen sofort literarische Früchte. Der ihn besonders charakterisirende Drang nach Wahrheit und Gerechtigkeit schuf die berühmten „Rettungen" von Männern, denen ihre Zeit oder die Nachwelt unrecht gethan hatte. So vertheidigte er den wittenberger Poeten Lemnius gegen die ihm von Luther widerfahrene Unbill, den Naturforscher und Mathematiker Cardanus gegen den Vorwurf des Atheismus, den großen römischen Dichter Horaz wider die schwere Beschuldigung ekeler Unzüchtigkeit und unmännlicher Feigheit.

Zur selben Zeit nahm er die erste jener furchtbaren kritischen Züchtigungen vor, welche ihn für seine Zeitgenossen zum gefürchtetsten, und für alle Kulturvölker bis auf die Gegenwart zum größten aller Kritiker gemacht haben. Der als Dichter und Aesthetiker für einen großen Theil der damaligen Welt tonangebende Pastor Samuel Gotthold Lange zu Laublingen bei Halle hatte eine Uebersetzung der Horazischen Oden erscheinen lassen, an der er neun Jahre gearbeitet haben wollte und die von allen Seiten, vom größeren Publikum ebenso gut, als von den anerkannt sachverständigen Gelehrten, als ein Meisterwerk gefeiert wurde. Und der große Preußenkönig, der freilich von deutscher Sprache und deutscher Literatur blutwenig verstand, hatte die Widmung der Uebersetzung in huldvollster Weise entgegengenommen. Das alles konnte des jungen Lessing erbarmungslosen Verstand weder umnebeln, noch fesseln; er prüfte die Lange'sche Uebersetzung, fand, daß das gerühmte Meisterwerk nichts als jämmerliche Stümperarbeit sei, und bewies mit siegreicher Logik auf der Stelle der gesammten Lesewelt ihren schweren Irrthum. Die Vertheidigung, welche der unglückliche laublinger Pastor wagte, zog die Schrift „Vademecum für Samuel Gotthold Lange" und damit eine noch viel derbere, vollständig vernichtende Wiederholung der Züchtigung nach sich. Lessing, der sich schon von Berlin aus einen Ruf als Kritiker erworben, eroberte sich durch diesen einen unerhört wuchtigen Schlag allseitige, bewundernde Anerkennung.

Am 29. April 1752 promovirte er zum Magister der freien Künste und Wissenschaften, um bald darauf wieder Wittenberg zu verlassen.

Im November 1752 war Lessing wieder in Berlin. Wieder betheiligte er sich als Feuilletonist an der „Berlinischen Zeitung", und wieder mußten Uebersetzungen das ganz unzureichende Einkommen zu einem nothdürftig zulangenden ergänzen. Es war ein Leben von der Hand in den Mund, wie es Lessing, mit Ausnahme seines fünfjährigen Aufenthalts in Breslau, zeitlebens geführt hat, unaufhörlich um die Muße ringend zu dem die vornehmste Bedingung wahren Geisteslebens bildenden unausgesetzten wissenschaftlichen Studium.

Die Thätigkeit, welche er während der drei Jahre seines zweiten berliner Aufenthalts entwickelte, war eine erstaunlich umfangreiche und vielseitige. Zahlreiche feuilletonistisch-kritische Arbeiten, Uebersetzungen von zum Theil umfangreichen Werken aus dem Französischen, Englischen und Spanischen, Herausgabe der ersten sechs Bände seiner gesammelten Schriften, Herausgabe der Schriften seines auf einer Reise in London zugrunde gegangenen Freundes Mylius — alles das, übergenug, um auch eine ungewöhnliche Arbeitskraft vollauf zu beschäftigen, hinderte ihn nicht an neuen und bedeutenden selbständigen Leistungen und Forschungen.

Zunächst setzte er die während seines ersten Aufenthalts in Berlin so rasch eingegangenen „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" fort unter dem Titel „Theatralische Bibliothek", von welcher bis 1755 drei Hefte erschienen. Dann begann

er umfassende Forschungen auf dem Gebiete der älteren spanischen Literatur, zur Fortsetzung der von ihm übersetzten Geschichte der Araber von Marigny; außerdem nahm er das Studium des Cardanus wieder auf und schritt von diesem weiter zu den Werken der italienischen Philosophen Giordano Bruno und Thomas Campanella, aus denen er interessante Auszüge machte.

Die Bekanntschaften, welche er theils erneuerte oder den früheren neu hinzufügte, gewährten ihm auch vielfach Anregung zu neuer Thätigkeit. Im Jahre 1754 führte der geistvolle jüdische Mediziner Aaron Gumpertz einen jüdischen Hauslehrer, Moses Mendelssohn, mit Lessing zusammen, einen Mann, der noch sieben Monate jünger war, als Lessing, und außer einem heißen Drange nach Wissen und bedeutender Fertigkeit im edelsten aller Spiele — dem Schachspiele — damals nichts aufzuweisen hatte, was einen Lessing besonders hätte interessiren können. Aber bald erkannte er in dem kränklichen, verwachsenen Juden*) den weit über den geistigen Gesichtskreis seiner Zeitgenossen hinausschauenden philosophischen Kopf, und energisch, wie Lessing war, machte er den schüchternen Grübler durch eigenmächtige und heimliche Veröffentlichung der ihm im Manuskript anvertrauten Arbeit „Philosophische Briefe“ als Schriftsteller bekannt.

Ein Jahr später kam Lessing mit dem noch um fast vier Jahre jüngeren, aber gleichfalls ungewöhnlich begabten Nicolai in Berührung. Dieser, ein Berliner von Geburt, hatte zwar den Buchhandel erlernt, sich aber nebenbei auf dem mühevollen Wege des Selbststudiums eine umfangreiche Bildung erworben. Durch das Auftreten Lessings angeregt, hatte Nicolai schon als neunzehnjähriger Jüngling sich durch eine Schrift zur Vertheidigung des englischen Dichters Milton, die zugleich eine Streitschrift wider dessen Angreifer Gottsched war, die kritischen Sporen verdient. Seine im Jahre 1755 folgenden „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“ waren ganz im Geiste der Lessing'schen Kritiken in der „Berlinischen Zeitung“ gehalten und veranlaßten Lessings Annäherung an den talentvollen Jünger.

Mit beiden hielt ihn vornehmlich die Vorliebe für die englische Literatur vereint, und aus gemeinsamer Arbeit und stetem Umgange erwuchs dauernde Freundschaft, die Nicolai gegenüber späterhin zu erkalten begann, aber bei Lessing und Mendelssohn erst durch Lessings Tod gelöst wurde.

Charakteristisch für Lessing ist, daß er sich seine Freunde nicht in den Kreisen akademisch gebildeter Männer suchte, sondern vorzugsweise solche an sich heranzog, welche auf dem Fundamente einer selbständig geschaffenen Bildung standen.

Der Verkehr mit Mendelssohn zeitigte schon 1755 eine Frucht in der Schrift „Pope ein Metaphysiker“. Dieselbe verspottete die berliner Akademie der Wissenschaften, welche einen Dichter für einen systematischen Philosophen angesehen hatte.

In die letzte Zeit dieses zweiten Aufenthalts in Berlin fällt auch die Veröffentlichung seines ersten, nach englischen Vorbildern verfaßten großen Trauerspiels, der „Miß Sara Sampson“. Die vorhergegangenen dramatischen Werke, deren außer dem „jungen Gelehrten“ noch fünf Lustspiele waren — nämlich: „Der Freigeist“, „Der Misogyn“, „Die Juden“, „Die alte Jungfer“ und „Der Schatz“ — standen im wesentlichen noch auf dem von Gottsched geschaffenen Boden, der ja in Anbetracht der früheren Zustände der dramatischen Poesie in Deutschland wesentlich gereinigt erscheint, aber doch nur das Fortkommen schwächlicher Ableger der steifen, lebensunwahren Dramatik der Franzosen möglich gemacht hatte. Auch das 1749 gedichtete Trauerspiel „Henzi“ war noch ganz von den Fesseln der französischen Bühnengesetze eingeengt, wenn es auch in der Wahl des historischen Stoffes kühn in die damals jüngste Vergangenheit hineingegriffen hatte.

Dem gegenüber bezeichnete die „Miß Sara Sampson“ einen gewaltigen Schritt vorwärts. Die epochemachende Bedeutung dieses „bürgerlichen“ Trauerspiels bestand, wie sich der Literarhistoriker Hettner ausdrückt, in der entschiedenen Abwerfung der Zwingherrschaft der französischen Tragik. So viele Fehler im Vergleich zu den späteren Musterleistungen Lessings diesem Stücke auch noch nachgewiesen werden können und so dürftig es in poetischer Beziehung ist, so wichtig ist, daß Lessing damit das bürgerliche Leben, die Familie, für die deutsche Tragödie eroberte, welche es bis dahin nur mit großen Helden der Mythe oder der Geschichte zu thun gehabt hatte; daß er ferner statt des schwerfälligen und eintönigen Rhythmus des alexandrinischen Verses die ungebundene Rede auch im Drama zur Geltung brachte und über die engen Schranken der von den Franzosen ängstlich aufrecht erhaltenen drei Einheiten, der Zeit, des Ortes und der Handlung, kühn hinausging.

Der Erfolg begleitete auch diesen großen Wurf. Publikum und Kritik hatte Lessing sofort auf seiner Seite. Aber nun litt es ihn auch wieder nicht länger in Berlin. Er brauchte ein gutes Theater, und in der preußischen Königsstadt hielten sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts nur elende Schmieren und Hanswurstkomödien in Bretterbuden auf den Märkten. So sehr ihm auch das berliner Leben und der vertraute Umgang mit hochstrebenden Freunden liebgeworden war, er mußte — im Herbst 1755 — wieder nach Leipzig zurück, wo der Schauspieler Koch, ein Bekannter aus der Zeit der Neuberin, ein Theater gegründet und hervorragende Darsteller um sich versammelt hatte.

Hier trat er natürlich sofort in regsten Verkehr mit der Bühne und den Schauspielern. Gleichzeitig studirte er die Lustspiele des berühmten Italieners Goldoni und entwarf selbst Skizzen zu einem halben Dutzend von Lustspielen, von denen indeß nur eines, „Die glückliche Erbin“, nach einem Stoffe Goldoni's bearbeitet, zur Ausführung gelangte. Da auf einmal riß ihn die Reiselust aus den kaum angeknüpften Lebensbeziehungen in Leipzig heraus. Sein unaufhörlich über die engen Grenzen des unmittelbar Gebotenen hinausstrebender Geist hatte in ihm schon lange die Sehnsucht geweckt, sich zu bereichern an dem Studium ferner Länder, fremden Völkerlebens. Und jetzt bot sich ihm plötzlich eine vortheilhafte Gelegenheit, flügge zu werden zur Erfüllung solchen Wünschens. Ein junger leipziger Patrizier, mit Namen Winkler, der Besitzer des Grundstücks „Zur großen Feuerkugel“ auf dem Neumarkt, suchte einen Reisebegleiter zu seiner auf drei Jahre berechneten großen Tour durch die Welt. Einen bessern als Lessing konnte er nicht finden, und dieser acceptirte mit Freuden die ausnehmend günstigen Bedingungen Winklers, — hoffte er doch, von dieser Reise nicht nur eine Fülle mächtiger neuer Eindrücke und die Resultate neuer ausgedehnter Studien mitzubringen, sondern auch dabei sich auszuruhen von der Ueberanstrengung seines Schaffens und sich zu sammeln zu neuen, großen Leistungen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden, wo er mit seinen Eltern zusammentraf und von wo aus er diese auf ein paar Tage nach dem Vaterhaus in Kamenz begleitete, begab er sich am 10. Mai 1756 mit Winkler auf die große Reise. Langsam, wie man in den Tagen vor der Eisenbahnepoche reiste — in vollen 80 Tagen — gelangten sie über Magdeburg, Hannover, Hamburg, Bremen, Oldenburg u. s. w. am 29. Juli nach Amsterdam. Der weiteren Fortsetzung dieser so hoffnungsvoll angetretnen Weltfahrt schob der siebenjährige Krieg einen Riegel vor. Als sie sich eben nach England einschiffen wollten, zwang die Nachricht von dem Einfall der Preußen in Sachsen Winkler zur schleunigen Rückkehr nach Leipzig.

Hier waren bei ihrer Rückkehr bereits die Preußen einmarschirt; sie kamen also in einen keineswegs erquicklichen Kriegstrubel, der Lessings anfänglicher Hoffnung zuwider nicht sobald geordneten Zuständen Platz machen sollte. Und die Unbehaglichkeit der Lage Lessings steigerte sich noch, als sich das Theater, auch des Krieges halber, auflösen mußte und der beschränkte Sachsenpatriotismus Winklers sich auflehnte gegen Lessings parteilose Anerkennung der Bedeutung Friedrichs des Zweiten und der kräftigen Initiative des Preußenthums in der Lösung dessen, was die Träger desselben als seine historische Aufgabe erkannt hatten. Winkler zog sich ganz von Lessing zurück, kündigte ihm kleinlicher Weise die Wohnung und enthielt ihm sogar die für ein Aufgeben des Reiseprojekts stipulirte Entschädigungssumme vor. Den Verlust eines solchen Freundes konnte Lessing umsoleichter verschmerzen, als er reichen Ersatz gewann in der Bekanntschaft mit dem preußischen Major Christian Ewald v. Kleist, der als Direktor eines Feldlazareths*) in Leipzig stationirt war und sich eines mit Recht hochangesehenen Namens als Dichter erfreute. Aber Lessings materielle Verhältnisse erlitten durch die Verfeindung mit Winkler empfindliche Erschütterung. Von neuem galt es in Uebersetzungen verschiedenster Art literarische Brotarbeit suchen. Ein volles Jahr lang — bis zum Mai 1758 — kämpfte er mit bittrer Noth, die Kleist in

*) Der Vater Mendelssohns, jüdischer Schulmeister und Abschreiber der Thorarollen in Dessau, hatte den wunderbar frühreifen Knaben so unausgesetzt an den Arbeitstisch gebannt, daß eine Rückgratskrümmung und körperliches Siechthum die nothwendige Folge war. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrh., Bd. II. 209.

*) Oder als „Chef des Verpflegungswesens“, wie Stahr, wohl dasselbe meinend (Lessing, sein Leben und seine Werke, I. Thl., S. 158) will.

zartester Weise zu erleichtern suchte. Trotzdem aber vertiefte er sich in Studien über das Wesen der Dramas und suchte dieselben sofort in dem Entwurf eines großen Trauerspiels zu verwerthen; ein Entwurf, den er später in seiner berühmten „Emilia Galotti“ zur Ausführung brachte.

Am 4. Mai 1758 machte sich Lessing zum dritten male auf den Weg nach Berlin, um dort seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen. Der heldenhafte Kampf des philosophischen Preußenkönigs gegen eine Welt in Waffen erregte Lessings lebhafte Theilnahme, obgleich sein hochherziges Weltbürgerthum auch die Schranken einer großpreußischen Eroberungspolitik unendlich überragte. Und eine tiefe, kaum zu heilende Wunde sollte seinem Herzen dieser Krieg schlagen, indem er unter den unzähligen Opfern, die er forderte, auch dem Leben des edlen Sängers Kleist in der unglücklichen Schlacht bei Kunnersdorf ein Ziel setzte.

Die Arbeit half ihm endlich den Schmerz bemeistern. Im Verein mit Mendelssohn und Nikolai gab er die „Literaturbriefe“ (an einem im Felde verwundeten Offizier!) heraus. Dieselben sollten in ungebundener Folge die hervortretendsten literarischen Erscheinungen der Zeit besprechen und beurtheilen. Das kritische Prinzip, welches Lessing diesen Briefen zugrunde legt, hat sie zu der, wie Stahr zu sagen berechtigt ist, wichtigsten und folgenreichsten Erscheinung der deutschen Journalistik des 18. Jahrhunderts gemacht. Tiefeindringende Studien der beiden größten Tragiker aller Zeiten, Shakespeares und Sophokles, hatte Lessing erkennen lassen, daß nur eine aus dem innersten Leben und Wesen einer Nation hervorgehende, den nationalen Lebensinhalt und die Quintessenz der nationalen Strebungen wiedergebende dramatische Poesie sich die Gemüther eines Volkes erobern und das Volk auf der Bahn zum Schönen und Edlen fördern könne. Die Erkenntniß brach dem herrschenden Gottschedthum ein für allemal den Stab und wurde die für alle Zeiten feststehende Grundlage der dramatischen Kritik. Nach jeder Richtung hin machten die „Literaturbriefe“ reinen Tisch. Sie zeigten nicht nur, daß die Deutschen noch nicht im entferntesten ein Recht hätten, von einer eigenen Literatur zu sprechen, sondern sie geißelten auch die allgemeine Oberflächlichkeit des Wissens, die Nachlässigkeit der Sprachbehandlung und die inhaltleere Vielschreiberei vergleichsweise unbedeutender Menschen, deren gegenseitiges Lobhudeln ihnen bei dem urtheilslosen Publikum Geltung zu verschaffen wußte.

Lessing hatte sich allmählich wieder auf das beste in Berlin eingerichtet, feierte mit seinen Arbeiten, zu denen noch Versuche auf dem Gebiete der Fabel und das Trauerspiel „Philotas“ gehörten, einen Triumph um den andern und fühlte sich eine Zeitlang auch im Kreise seiner Freunde wohl und schaffensfroh. Seine Lebensstellung aber ruhte nach wie vor auf dem Flugsande literarischer Tagesarbeit — das mußte den nunmehr voll gereiften Mann beunruhigen und trieb ihn, im Verein mit der Einsicht, daß seine mehr und mehr sich entwickelnde gewaltige Ueberlegenheit auch über die bedeutendsten seiner Freunde die reine Harmonie ihres Verkehrs zu stören beginne, in eine sich ihm fern von Berlin bietende feste Lebensstellung. Ein wackerer Haudegen, der General von Tauenzien, ging nach Breslau als Gouverneur und brauchte einen tüchtigen Gouvernementssekretär. Die materiellen Aussichten waren glänzend, der Wechsel der Lebensbeziehungen bildete für Lessings beweglichen Geist ein besonderes Zugmittel, und so ging er denn Ende November 1760 nach Breslau.

Ein außerordentlich bewegtes Leben war es, daß er hier, meist in militärischen Kreisen verkehrend, führte. Der heitere Lebensgenuß und das gefährliche Hazardspiel, dem er sich im Gefühle seiner moralischen Kraft rückhaltlos und in einer seine bürgerlich ehrsamen berliner Freunde schreckenden Weise hingab, vermochte selbst im Bunde mit der geistig wenig anregenden, dafür aber umso zeitraubenderen Sekretariatsbeschäftigung keineswegs, ihn von ernsten Studien und hochwichtigem literarischen Schaffen abzuhalten. Vorzugsweise studirte er die Kirchenväter und Spinoza und schuf in seiner „Minna von Barnhelm“ das für alle Zeiten mustergültige und bis heutigen Tags beste deutsche Lustspiel, sowie im „Laokoon“ einen gleichfalls unerreichbaren Wegweiser für alles künstlerische Schaffen*).

Als nach dem Friedensschlusse von 1763 das Leben in militärischer Umgebung seinen Hauptreiz eingebüßt hatte, fing sich in Lessing wieder der Drang nach voller Unabhängigkeit oder zum mindesten nach Abwechslung zu regen an. Bis Anfang 1765 hielt er noch in Breslau aus, dann aber ging er auf dem Umwege über Kamenz und Leipzig nach Berlin. Dort kam er bald von neuem in Geldverlegenheiten, nachdem das in den letzten Jahren Ersparte größtentheils auf die Unterstützung seiner Eltern und seiner zahlreichen Geschwister verwandt worden war.

Seine berliner Freunde hatten seine Rückkehr auf das freudigste begrüßt und sofort daran die Hoffnung geknüpft, es möchte möglich sein, ihm den durch den Tod des Franzosen Gautier de la Croze vakant gewordenen Posten des königlichen Bibliothekars zu verschaffen. Aber Friedrich der Große sollte sich der Ehre, einem Lessing eine sorgenfreie und würdige Existenz gewährt zu haben, nicht theilhaftig machen. Nachdem der Geiz des Königs den mit Winkelmann, dem größten deutschen Kunstkenner und Archäologen, angeknüpften Unterhandlungen ein nicht grade würdiges Ende bereitet hatte, wies die durch Voltaire's Verleumdungen erzeugte blinde Abneigung des größten Herrschers jener Zeit gegen den größten Geist derselben alle sich auf Lessings Anstellung beziehenden Vorschläge schroff zurück. Die Strafe für den König blieb nicht aus. Er halste sich für schweres Geld einen gänzlich unbedeutenden und unbrauchbaren Franzosen auf, den er schließlich nur los wurde, weil der Schwachkopf glaubte, die Welt würde demnächst untergehen und die Mark Brandenburg würde zuerst dem Verderben anheimfallen.

Für Lessing aber wurde die Berufung nach Hamburg als Dramaturg und Konsulent an ein von reichen hamburger Kaufleuten projektirtes Nationaltheater ein ehrenvoller Ersatz. Allerdings ging Lessing nicht auf die Bedingung, welche man anfänglich gestellt hatte, nämlich sich zur Lieferung einer bestimmten Anzahl von Schauspielen zu verpflichten, ein — das Arbeiten auf Bestellung war seiner nicht würdig. Aber für das Unternehmen als Kritiker thätig zu sein, ihm so die rechten Wege zu weisen, es zu beaufsichtigen und geistig zu leiten — dazu war er bereit.

Im April 1767 traf Lessing in Hamburg ein, um unverzüglich in einer Art von Theaterzeitung sein kritisches Amt anzutreten. Aus dieser Theaterzeitung wurde die berühmte und unvergleichliche „Hamburgische Dramaturgie“, die Ostern 1769 ihren Abschluß fand. Wieder war es der Kampf gegen die starren Gesetze der französischen Tragik, welcher in der „Hamburgischen Dramaturgie“ wieder aufgenommen und siegreich, wie Lessing immer war, wo er ernstlich angriff, zu Ende geführt wurde.

Leider scheiterte das großartige Unternehmen, welches in der reichen Seestadt eine deutsche Nationalbühne schaffen wollte, an derselben Klippe, an der das Neuber'sche Theater seinerzeit in Leipzig zugrunde gegangen war, an dem Mangel an Verständniß bei dem Publikum. Das deutsche Volk war, weder in Hamburg noch sonstwo, für ein solches Unternehmen nicht reif und nicht reich genug.

Seine dramaturgische Thätigkeit trug Lessing selbstverständlich manchen heftigen Angriff ein, und unter den grimmigsten Angreifern war der allergrimmigste der hallesche Professor und Geheimrath Klotz. Der schon mit 24 Jahren zu einer Professur gelangte Klotz hatte sich rasch ein weitverbreitetes Ansehen als feiner Kunstkenner und scharfer Kritiker zu erwerben gewußt und war schon seit längerer Zeit auf Lessings Ruhm eifersüchtig gewesen. Noch während des Erscheinens der Dramaturgie begann er in drei Zeitschriften auf einmal, nämlich in seiner „Hallischen Gelehrtenzeitung“, in den lateinisch geschriebenen „Acta Litteraria“ und in seiner eigens zu diesem Zwecke gegründeten „Deutschen allgemeinen Bibliothek der schönen Wissenschaften“, den Krieg gegen Lessing, und sein Freund und Schüler Riedel sekundirte ihm in der „Erfurtischen gelehrten Zeitung“ nach Leibeskräften. Lessing sah sich die Sache eine Weile ruhig mit an; da des Tobens wider ihn aber gar kein Ende wurde und die ganze literarische Welt vor den beiden unverschämten Klopffechtern und ihrem Anhange in's Mausloch kroch, schlug er endlich los — und wie! In ungefähr vier Wochen erschienen 25 „Briefe antiquarischen Inhalts“, denen bald auch noch eine beträchtliche Anzahl von Fortsetzungen folgte. Wie es dem Pastor von Laublingen ergangen, ging es Klotz und den Klotzianern, sie wurden in der völligen Nichtigkeit ihres ganzen Treibens blosgestellt und ohne alle Gnade der öffentlichen Verachtung preisgegeben.

In Hamburg war indeß wieder mit der Nationalbühne Lessings sorgenfreie Existenz zu Grabe gegangen. Und gerade jetzt brauchte er ein gesichertes Einkommen mehr als je, da er in der eben Wittwe gewordnen Eva König ein Weib gefunden hatte, mit welcher er hinfort vereint durch's Leben schreiten wollte.

Darum nahm er die Stelle eines herzoglich braunschweigischen Bibliothekars an der wolfenbüttler Bibliothek an, die er im April

*) Im Artikel II., „Lessings Wirken“, sollen die Hauptwerke Lessings eingehend gewürdigt werden.

1770 antrat. Sein Leben in Wolfenbüttel war ein langes Leiden, so sehr es seinem nun und nimmer wissenssatten Geiste auch zusagte, die zum Theil gänzlich unbekannten Schätze einer großen fürstlichen Bibliothek durchforschen und sie in den Heften „Zur Geschichte und Literatur" an's Licht bringen zu können. Noch sechs volle Jahre mußte er harren, ehe die durch widrige Familienverhältnisse sehr weit hinausgeschobene Vermählung mit dem geliebten Weibe möglich wurde. Während dieser Zeit brachte er auch den vor langem entworfenen Plan zu einer Tragödie „Emilia Galotti" in packender Lebenswahrheit und epigrammatisch knapper und geistvoller Sprache zur Ausführung.

1775 ging er nach Wien, wo er mit seiner Braut zusammentraf und von dem Publikum und dem Hofe freudig begrüßt und gefeiert wurde. Jetzt endlich ging auch sein längst gehegter Lieblingswunsch, das gelobte Land der Kunst, Italien zu sehen, in Erfüllung. Mit dem braunschweigischen Prinzen Leopold ging er über Venedig und Florenz nach Livorno und Genua und dann nach Turin zurück, um von da im raschen Fluge noch Rom und Neapel zu besuchen. Anfang Dezember war Lessing wieder nach Deutschland zurückgekehrt, wo er im Oktober 1776 endlich seine Eva heimführte. Seine Ehe war glücklich, aber das Glück war nur ein kurzer Traum. Im Februar 1779 gebar ihm sein Weib einen todten Knaben und starb an den Folgen der Entbindung. Dieser Schlag traf den geistesgewaltigen, aber außerordentlich gefühlszarten Mann so tief, daß er ihn nie verwunden hat. Zwar raffte er sich rasch wieder zu literarischem Schaffen auf, und zwar waren es wieder Streitschriften, jetzt gegen den hamburger Hauptpastor Götze gerichtet, in denen er die ganze Schärfe seines Geistes in glanzvollster Weise bethätigte. Im folgenden Jahre — 1780 vollendete er sein größtes Drama „Nathan der Weise", in dem der Geist erhabenster Humanität zu bezaubernd edlem Ausdrucke gelangt ist. Aber seine Gesundheit und sein Lebensmuth waren mit der Gattin in's Grab gegangen und am 15. Februar 1781 folgte er der Heißgeliebten nach, — ein Dichter — ein Denker — ein Dulder, so groß, so edel, wie kaum einer neben ihm!

Eine harte Sonntagsarbeit (Bild Seite 220) ist es fürwahr, der hier der brave oberbayrische Forstgehülfe obliegt. Der Sonntag, der ihm sonst ein hochwillkommener Ruhetag, hat ihm diesmal eine schwere Pflicht auferlegt: er muß einen unumgänglich nothwendigen Brief schreiben, und wie sauer ihm dies wird, können wir auf unserm Bilde sehen. Die Hand, die den Stutzen so gut zu führen versteht, ist heute höchst ungelenk und eigensinnig, und säße nicht die schmucke Lebensgefährtin neben ihm, rathend und nachhelfend, er führe schier aus der Haut. Anfänglich war er gar niedergedrückt, daß er, der es mit jedem aufnimmt und aller möglichen Arbeit sich gewachsen glaubt, mit dem vermaledeiten Geschreibsel nicht fertig werden konnte. Aber allmählich ging die Geschichte, ja, es gerieth ihm sogar besser, als er geglaubt hatte; die Buchstaben, kräftig und knorrig, wie er selbst, nehmen sich ganz stattlich aus, die schönen Redensarten klingen äußerst manierlich, — jetzt noch den passenden Schluß, und das schwere Stück Arbeit ist glücklich vollbracht. Der Gedanke, daß es gut wäre, wenn die liebe Dorfschule ihrer Bildungsaufgabe ein wenig mehr gewachsen wäre — ob er dem Forstgehülfenpaar wohl in den Kopf gekommen sein mag bei der leidigen Schreiberei?

A. G.

Der größte Brückenbogen der Welt: Die neue Brücke Maria Pia über den Douro zu Porto in Portugal. (Bild Seite 221.) Unser Bild veranschaulicht uns den jüngsten Triumph der modernen Baukunst. Welche wunderbare und mannichfaltige Wandlungen hat die Baukunst seit Errichtung der Pyramide von Giseh (4000 Jahre vor Christi Geburt von König Menscheres in Egypten gebaut) bis zu dieser Riesenbrücke (1878 vollendet) durchgemacht! Von 600 bis 438 vor Christus war ihre klassische Blüthezeit. Sie diente damals, wie der Artemistempel in Ephesos und das Parthenon zu Athen beweisen, nur dem Kultus der Schönheit. Die realistisch angelegten Römer verwendeten die Baukunst nach hellenischen Mustern zum Ausdruck der Pracht. Das letzte stilvolle Gebäude ist der im Jahre 305 n. Chr. von Kaiser Diokletian in Spalato (Dalmatien) errichtete Palast, dessen Ruinen uns heute noch zur Bewunderung hinreißen. Mit der Erbauung der Moschee el Haram zu Jerusalem im Jahre 637 n. Chr. beginnt der maurische Baustil, in welchem sich byzantinischer Pomp mit asiatischer Verwilderung paart. Aus der spät-römischen Architektur entwickelte sich um 1000 Jahre n. Chr. der romanische und mit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts der gothische Stil. Die Dome von Cöln (1248), Straßburg (1318), Rheims (1227) predigen heute noch seine verschnörkelte Herrlichkeit. Vom Jahre 1420 bis 1580 herrschte die Renaissance und vom Jahre 1580 bis 1800 der Barockstil. Erst dem neunzehnten Jahrhundert, welches sich die Naturkräfte dienstbar machte, war es vorbehalten, der Baukunst einen andern Wirkungskreis, den der länderverbindenden Eisenbahn zu erschließen. Nach der Berechnung des Eisenbahndirektors Max Maria von Weber wurden in 50 Jahren auf unserem Planeten circa 42000 geographische Meilen Eisenbahn gebaut. Wo sonst nur Saumthiere mühsam die Alpen überschritten, jagt das schnaubende Dampfroß mit langen Wagenreihen über den Semmering und Brenner und vermittelt den Menschenverkehr zwischen Nord und Süd. Frankreich ist mit Italien durch den zwei Wegstunden langen Mont-Cenistunnel verbunden und der vier Stunden lange Gotthardt-Tunnel zwischen Göschenen und Airolo wird im Laufe dieses Jahres vollendet. Die Eisenbahn Newyork-San Franzisko, die bei Ueberschreitung der Felsengebirge über die Schneegrenze steigt, verbindet den Atlantischen mit dem Stillen Ocean. Aber alle diese nützlichen Kunstbauten der modernen Verkehrswege übertrifft an Großartigkeit die im Jahre 1878 der Benutzung übergebene Eisenbahnbrücke Maria Pia, die zu Porto in Portugal den mächtigen Douro und seine steilen Uferfelsen, vom Wasserspiegel aus gemessen, in einem einzigen Bogen 61,28 Meter hoch überspannt. Der Riesenbau, der in jeder Hinsicht den von den griechischen Geschichtsschreibern als Weltwunder gepriesenen Koloß von Rhodus weit hinter sich läßt, besteht aus Schmiedeeisen, wovon 1450 Tonnen zur Verwendung kamen. 740 Tonnen wurden zur Herstellung des Bogens und 700 Tonnen zur Herstellung der Pfeiler und Träger verwendet. Der gemauerte Unterbau, in Granit ausgeführt, umfaßt 4000 Kubikmeter. Im Mittelalter sanken mehrere Generationen in's Grab, bevor ein Münster fertig gestellt wurde; unsere raschlebige Zeit baute diese kolossale Brücke in 17 Monaten. Und doch hat die Unmöglichkeit, Rüstungen in dem reißenden Douro anzubringen, bei der Aufstellung des Bogens fast unbezwingliche Schwierigkeiten verursacht. Von den beiden Punkten der Widerlagspfeiler auf beiden Ufern ausgehend, schob man die montirten Theile vor und fügte sie aneinander, benutzte den vorher befestigten als Stützpunkt für den folgenden. Die Gefahr des Einsturzes endete erst, bis sich die beiden Bogenhälften im Schluß vereinigten. Die unterstützenden Seile und Holzgerüste hatten einen Druck von 200 Tonnen auszuhalten. Die trotz ihrer bisher unerreichten Größe zierlichen Bogen und Pfeiler tragen gemeinschaftlich auf 3,10 Meter hohen Gitterträgern die 352,875 Meter lange Brückenbahn. Der Brückenbogen mit seiner Spannweite von 160 Metern übertrifft alle bisher konstruirten Brücken, denn die Britanniabrücke hat eine Spannweite von 140 Metern und die Bogenöffnung der St. Ludwigsbrücke über den Mississippi beträgt nur 158 Meter. Veranlassung zu dieser riesigen Spannweite war die Unmöglichkeit, innerhalb des Flusses einen Pfeiler aufzuführen. Der Douro hat eine durchschnittliche Tiefe von 15 bis 20 Metern, ist reißend und alle Frühjahr von Hochfluthen angeschwellt. Zudem bietet der sandige, lockere Boden des Flußbettes keine geeigneten Stellen zum Unterbau. Was die Länge anbelangt wird die Maria-Piabrücke nur von der dirschauer übertroffen. Ihre Bogenkonstruktion ist sehr komplizirt, denn sie zerfällt in zwei sichelförmige Einzelbogen, die auf der Basis in einer Entfernung von 15 Metern von einander abstehen und sich allmählich bis zu 3,95 Meter unterhalb der Brückenbahn einander nähern. Jeder Einzelbogen zerfällt wieder in zwei Bogen. Die Pfeiler bilden abgestumpfte Pyramiden. Die nach Porto zu gelegene Pfeilerreihe zählt zwei, die entgegengesetzte drei Pfeiler, die nach der Bodenformation an Höhe abnehmen. Der riesenhafte Nutzbau, von der Nothwendigkeit der hastenden Betriebsamkeit der Gegenwart in's Leben gerufen, übt, wie die meisten unserer Eisenkonstruktionen, keine befriedigende ästhetische Wirkung aus, weil er auf den ersten Anblick dem Auge das Gefühl der Sicherheit nicht gewährt. Die Erfahrung, die Frucht unseres empirischen Wissens beweist das Gegentheil, denn die Belastungsproben, welche man nach der Vollendung der Brücke vornahm, ergaben das günstige Resultat, daß ein mit einer Geschwindigkeit von 31 Kilometern fahrender, 355 Tonnen schwerer Lastzug nur eine sehr geringe Senkung im Bogenmittel verursachte. Möge der Triumph der Ingenieurwissenschaft für immerdar nur friedlichen Zwecken dienen!

Dr. M. T.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 20. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von M. Kautsky.

(Fortsetzung.)

Seit dem frühesten Morgen war in dem Städtchen alles in Bewegung, alt und jung war auf den Beinen. Gewann dasselbe schon an gewöhnlichen Sonntagen ein belebtes Aussehen, da die Einwohner der umliegenden Ortschaften hierher in die Kirche kamen, ihre Einkäufe daselbst besorgten und ihre Geschäfte entrirten und abwickelten, so bot dies doch keinen Vergleich mit dem vielgestaltigen Leben und Treiben, das sich heute hier entrollte. All' die Gemüthsbewegungen, all' die komischen oder rührenden Szenen, die sich sonst nur im engen Familienkreis abzuspielen pflegen, sie wurden heute auf die Straße versetzt, sie wurden öffentlich aufgeführt. Vor der Kirche, unter den Linden, in der langgestreckten Straße und auf dem Platze, auf welchen dieselbe mündete, überall wimmelte es von Kommenden und Gehenden. Viele standen gruppenweise bei einander und führten ein lebhaftes Gespräch, oder sie wisperten auch nur leise und ängstlich mit einander. Alle die kleinen Läden standen heute offen. Der Bürgermeister, Herr Säuerling, hatte den seinen mit vielen neuen Artikeln bereichert: es war ein großer Absatz zu erwarten. Ambulante Verkäufer, die auch ihr Profitchen machen wollten, waren von weit und breit herbeigekommen und sie boten ihre Waaren, laut ausrufend, feil. Sämmtliche Wirthshäuser, und das kleine Seekirchen hatte deren eine stattliche Anzahl, waren seit dem frühesten Morgen überfüllt, und es kamen noch jeden Augenblick neue Gäste an. Die Rekruten aus den reicheren Gemeinden brachten ihre Musik mit und sie waren überdies von ihren Familien begleitet. Es gab da junge und alte Mütter, stattliche Väter und weißhaarige Greise, hübsche und häßliche Mädchen in jeder Größe und in jedem Alter, alle in ihrem besten Staate, die Burschen überdies mit Blumen und Bändern geschmückt, wie Opferlämmer. Viele von ihnen waren blaß und unruhig, andere befanden sich schon in einem stark benebelten Zustande: sie hatten sich Courage angetrunken, und sie johlten und sangen und schrieen, — auch das hilft über die Angst hinweg! Und rechts spielte die Musik, und links, und in jedem Wirthshause, und nebenbei spektakelten noch unterschiedliche Drehorgeln, und sie alle spielten zusammen und ineinander, und es entstand dadurch ein gräuliches, ohrenzerreißendes Charivari, ein Heidenspektakel, ein wahrer Höllenlärm! Dazu viel Bier, sehr viel Bier und unterschiedlichen Schnaps, — es mußte jedem dabei wirblich werden.

Die Burschen, ihre Väter und Mütter tranken, weil sie erhitzt und aufgeregt waren, das war natürlich; aber auch die Nichtväter wollten nicht hinter ihnen zurückbleiben. Bald kam's zu Streitigkeiten und dann zu kleinen, unschuldigen Prügeleien, und so waren bald alle in die rechte Stimmung versetzt. Eine solche ist unumgänglich nothwendig bei einer Rekrutirung. Und nun kann's losgehen! Hin zum Assentlokale und unter's Maß gestellt, und dann den Eid abgenommen, und dann ist's geschehen, man ist Soldat geworden und weiß garnicht, wie.

Das Assentirungslokal war im Herrenhause, welches zunächst der Kirche lag. In diesem Hause befand sich die erste und größte Schankwirthschaft des Städtchens, von den Gebildeten auch Restauration genannt. Hier pflegten die „Herren" von Seekirchen, separirt von dem übrigen Troß, ihre Schoppen zu trinken und im Winter in dem dortigen Saale ihre Kränzchen abzuhalten; deshalb der Name.

Die Kommission hatte nun von diesem Saale und den daranstoßenden Zimmern Besitz ergriffen. Die Rekrutirung hatte seit einer Stunde begonnen, es ging nach der Nummer. Die Sache wickelte sich rasch genug ab und die Burschen durften sich nicht Zeit lassen. Vor dem Hause staute sich die Menge. Den meisten hatten ihre Anverwandten bis hierher, ja bis an die Stiege und bis an die Thür selbst das Geleite gegeben. Dann wurde schnell ein kurzer Abschied genommen. Die Mütter machten das Zeichen des Kreuzes über ihre Söhne, gleichsam um sie vor dem Uebel zu bewahren, die Mädchen begnügten sich mit einem warmen Händedruck; die Burschen verschwanden in der Hausflur, und nun kam eine bange Stunde für die, die auf der Straße des Resultates harrten. Kam einer in der nächsten halben Stunde herunter, dann war's gut, dann war er entweder auf ein Jahr zurückgestellt oder er war vollständig untauglich erklärt. Im letzteren Falle äußerte sich über einen solchen Krüppel das höchste Entzücken. Er wurde von den Seinigen mit lautem Jubel in Empfang genommen, umarmt und geküßt, und die Mütter dankten dem lieben Herrgott, daß er ihnen einen derartig bemakelten Buben geschenkt hatte, den die da oben nicht brauchen konnten; und die übrigen beglückten ihn ebenfalls, und er wurde sodann im Triumph in's Wirthshaus geschleppt, und das Trank- und Dankopfer begann. Kam der Bub' aber nicht sobald herunter, dann konnte man annehmen, daß er tauglich befunden worden, und dann gab's Ach und Weh und Händeringen, und seine Angehörigen gingen dann zwar auch in's Wirthshaus, aber aus Gram. Der Auserlesene aber, der „freudige Kriegsheld", wurde, nachdem das „tauglich" über ihn gesprochen worden war, aus

dem Saal, wo die Kommission ihres Amtes waltete, sogleich in das anstoßende Zimmer zu seinen Schicksalsgenossen gebracht. Dieses wurde von Gensdarmen strenge bewacht, damit nicht ein eingestellter Bursch, nachdem er die letzte Hoffnung, durchzukommen, verloren — und diese Hoffnung haben merkwürdigerweise viele —, in seiner Desperation desertire. Unter keiner Bedingung, unter keinem wie immer lautenden Vorwand darf der Rekrut dieses Zimmer verlassen, er wird nicht eher aus der Gefangenschaft befreit, bis er den Fahneneid geschworen, bis er endgiltig Soldat geworden ist und nach militärischen Gesetzen bestraft werden kann.

Es waren schon viele Vaterlandsvertheidiger gewonnen, und in dem versperrten Zimmer herrschte eine entsetzliche Temperatur. Die Burschen drängten sich gegen die Fenster und sahen hinab in den Hof, und unten standen die Väter und Brüder, die bis da hereingekommen waren, und sie riefen sich gegenseitig zu, und die unten versprachen, denen oben Bier hinaufzusenden. Durch die Thür ging's freilich nicht, aber durch's Fenster! Die Assentirten ließen Bindfaden, den sie bei sich trugen, hinunter, der wurde um die zinnernen Humpen gebunden, und hierauf wurde der Aufzug langsam und vorsichtig bewerkstelligt. Dieser Verkehr schien beide Theile ungemein zu erheitern; die Gensdarmen, die im Hofe standen und die Ordnung zu erhalten hatten, waren selbst viel zu durstig, um dieser Freigebigkeit der Väter, die ihnen in erster Linie zugute kam, Schranken zu setzen, und es fiel ihnen garnicht ein, dieselbe außer der Ordnung zu finden.

Auf der Straße wurde indeß der Menschenknäuel, der vor dem Herrenhause Posto gefaßt, immer dichter; man war jetzt bei den hohen Nummern, und sämmtliche Stellungspflichtige kamen allmählich herangezogen. Die Nandl hatte sich ebenfalls hier eingefunden. Sie versuchte, bis nahe an das Eingangsthor zu kommen, aber sie ward hin und her gestoßen und sie bekam manch' grobes Wort und manchen Rippenstoß. Viele kannten sie; man rief ihr zu, was sie hier zu thun habe, sie habe keinen Bruder — hätte sie vielleicht gar schon einen Schatz? In roher Weise ward sie darnach befragt, bewitzelt und bespöttelt. Sie schien nichts davon zu hören und nichts zu fühlen, sie arbeitete sich mit ihren Ellbogen durch und gab nicht nach, bis sie ihr Ziel erreicht hatte. Dann lehnte sie sich an das steinerne Thürfutter und wartete. Es kamen abermals Burschen. Ein winzig kleiner, aber netter Kerl, allgemein der kleine Andresl genannt, war den übrigen ein gut Theil voraus, als könne er's nicht erwarten, unter das Maß zu kommen, das er sicherlich nicht erreichte. Er war kreuzfidel, jauchzte und schwang seinen Hut, als er durch die Menge schritt; die Burschen, die hinter ihm kamen, thaten dasselbe, obwohl sie nicht dieselben Chancen hatten, aber der Jubel war herkömmlich, der Jubel ist einmal Sitte unter den Rekruten.

Nun kam auch Stefan, Arm in Arm mit einem Burschen, der in der Höhe ihn ein gut Stück noch überragte, es war der lange Sepp, ein wahrer Riese. Er war seines Zeichens Holzschläger und weit und breit bekannt als der schneidigste Kerl und der keckste Raufer. Er hatte den Stoß, die Schwanzfeder des Auerhahns, welche friedliebende Gebirgsbewohner rückwärts am Hute zu tragen pflegen, stets vorne aufgesteckt, ein Zeichen, das als eine Herausforderung angesehen wird, etwa als ein: Wer Lust hat, mit mir anzubinden, der wage sich nur heran! Aber es wagte sich nicht leicht einer an ihn. Mit Stefan hatte er in früherer Zeit manchen Strauß durchgekämpft, wobei dieser nicht immer den Kürzeren zog, weshalb denn auch der lange Sepp ihm eine gewisse Achtung nicht versagen konnte. Sie gingen heute eng verschlungen, so eng, daß es fast aussah, als stütze sich Sepp etwas zu sehr auf den andern, und doch hatte er fast nichts getrunken. Auch Stefan hatte nicht trinken mögen aus Widerwillen, nachdem er gesehen hatte, in welchen Zustand sich die andern dadurch gebracht hatten; bei dem langen Sepp war ein anderes Motiv ausschlaggebend gewesen, er hatte all' sein Geld schon den Abend und die Nacht vorher durch die Kehle gejagt, und die Wirthe wollten ihm nichts mehr pumpen. Die beiden waren ohne Begleitung erschienen. Der lange Sepp hatte keine Verwandten, und die des Stefan kümmerten sich nicht um ihn. Aber die kräftigen, hübschen Burschen wurden von allen begrüßt und erweckten allgemeines Interesse.

„Na, Sepp, das ist was für dich,“ sagte einer, „jetzt kannst deiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen, jetzt kannst raufen nach Herzenslust!“

„Die G'schicht' paßt mir nicht,“ antwortete der Sepp, stehenbleibend und die Nasenflügel seiner ungeheuren Nase in die Höhe ziehend. „Sich tüchtig raufen mit Händ' und Füß'; gegenseitig auf einander herumtremmeln, daß die Funken davonfliegen, den andern ein paar Löcher schlagen und selber a paar kriegen, das laß ich mir g'fallen! Das hat was für sich, und ich nehm's mit ein' jeden auf, und mit ein paar von euch, das wißt's ihr eh! Aber so in Reih und Glied auf Kommando schießen, das ist ein' andre Sach'. Was nutzt mir da meine Kraft und meine G'schicklichkeit, was nutzt mir meine Kurasche? Meiner Seel', ich glaub', ich kann d'erschossen sein, eh ich nur das Nasenspitzel von so ein Preußen zu G'sicht kriegt hab'; nein, nein, das ist nicht mein Gusto.“

„Er hat recht!“ — „Recht hat er!“ bestätigten alle im Kreise herum. Einen andern hätten sie verhöhnt und der Feigheit beschuldigt, aber der persönliche Muth des Sepp war über jeden Zweifel erhaben, er hatte hinlängliche Proben davon abgelegt.

„Die neuen Gewehr' auch, die die Preußen haben sollen!“ fügte ein anderer hinzu, der hie und da in eine Zeitung guckte. „Dagegen soll kein Aufkommen sein, die schießen in einem fort, die braucht man garnicht zu laden.“

„Und was ist's denn mit dir, Stefan?“ fragte ein dritter mit einer gewissen bäuerlichen Bonhommie, die nicht frei von Bosheit war. „Du wollt'st ja gar ein Professor werden, ein G'studirter, wie man so hören thut, und mußt jetzt auch den Schießprügel tragen, du Tropf, was hast jetzt von der Lernerei und von der sakrischen Plag'! — Den nehmen's doch sicher,“ wandte er sich an die Umstehenden, als er sah, daß er auf seine wohlwollenden Bemerkungen keine Antwort erhielt und Stefan vorwärts schritt. Weitere Zurufe kamen ihnen von allen Seiten entgegen. Die Burschen hatten das Thor erreicht. Sepp stimmte mit den übrigen ein Liedel an, aber es wollte ihm nicht recht aus der Kehle heraus. Stefan machte nicht einmal den Versuch dazu. Er befand sich in großer und erklärlicher Aufregung, ihm bangte vor der Entscheidung. Alle seine Pläne, alles, was er für die Zukunft erträumt und erhofft hatte, es konnte vernichtet werden. Wenn er sieben Jahre Soldat sein mußte, hatte er nicht nur die beste Zeit, er hatte auch alle Befähigung zu wissenschaftlichen Studien für immer verloren. Es konnte aber auch noch schlimmer kommen. Er konnte als Krüppel zurückkehren, als einer jener Elenden, Bejammernswerthen, die mit einundzwanzig Jahren einem lebenslänglichen Siechthum überantwortet sind. Nur das nicht, nur das nicht! Der Tod wäre tausendmal besser! Stefan dachte und überlegte, während die übrigen gedankenlos, im Taumel oder in stumpfer Resignation das harte Loos über sich ergehen ließen. Am Thor bemerkte Stefan das braune, im Sonnenbrand erglühende Gesichtchen seiner Freundin. Er winkte ihr mit den Augen zu. Es war ein milder, zärtlicher Blick, gleichsam eine Abbitte. In diesem Moment dachte er nicht an die andere. Die Burschen schritten durch den Flur und stiegen die Treppe hinauf. Ein Gensdarm wies sie nach dem Vorzimmer. Da saßen auf Bänken die Kameraden, welche die Nummern vor ihnen hatten und noch nicht gerufen worden waren. Alle waren bereits bis auf das Hemd entkleidet. Ein diensthuender Korporal wies die Ankommenden an, sich ebenfalls ihrer Kleidungsstücke zu entledigen. Die Thür, die nach dem Saale führte, ward jeden Augenblick geöffnet; ein Soldat steckte den Kopf heraus und rief eine Nummer und einen Namen. Hierauf zog der Betreffende das Hemd aus und ging in den Saal.

Der kleine Andresl, den auch im Vorzimmer seine gute Laune nicht verlassen hatte, kam zuerst an die Reihe. Er schlüpfte hinein, kam aber, allen schien es so, in der nächsten Minute wieder heraus. Ein allgemeines Gelächter entstand. Der kleine Andresl zeigte sich aber höchst erbost, er war springgiftig darüber, daß er nicht genommen worden war, und er beklagte sich über die empörende Ungerechtigkeit: einen braven Burschen, weil er um einige lumpige Zoll zu kurz gerathen sei, aus der Liste der Vaterlandsvertheidiger für immer zu streichen. Und grade er hatte einen so kriegerischen Sinn. Jetzt rief der Soldat: „Nummer fünfundfünzig, Josef Birkner.“ Der lange Sepp erhob sich. Der arme Bursche war blaß und es schüttelte ihn ein wenig; der Korporal legte ihm seine Kleider über den Arm und stieß ihn in den Saal, in welchem die Kommission versammelt war. Um einen länglichen Tisch herum saßen die Herren. Ein Stabsoffizier obenan, rechts von ihm der Herr Bezirkshauptmann und der Herr Bezirkskommissär, links der Herr Bürgermeister und die Vorstände der Dörfer, aus denen assentirt wurde; weiter unten der Diurnist mit seiner wichtigsten Amtsmiene, und drei Korporale, die ihrerseits ohne aufzusehen weiterschrieben.

Ueberdies waren sechs Gensdarmen aufgestellt. Diese nahmen die als tauglich Bezeichneten in Empfang und spedirten sie in das Zimmer nebenan, vor dem sie Wache hielten. Die wichtigsten Personen bei diesem Akte, die Aerzte, gingen ab und zu. Der Regimentsarzt, ein noch junger Mann, hatte ein freundliches, wohlwollendes Aussehen, der Herr Bezirksarzt war ein altes, dünnes Männchen, das sich nicht ganz behaglich zu fühlen schien. Der lange Sepp wurde bei seinem Eintritt mit einem Murmeln der Befriedigung aufgenommen. Er fühlte, daß ihm schwarz vor den Augen wurde, aber der Soldat erwischte ihn und stellte ihn sogleich unter das Maß.

„Zweiundsiebzig Zoll Höhe, Brustweite achtunddreißig," berichtete dieser. Diese Abnormität machte die Herren lachen. Ein solcher Ausbruch der Fröhlichkeit brachte den Sepp wieder zu sich selbst und er lachte mit. Die Aerzte winkten ihn zu sich; er richtete sich in seiner ganzen Höhe auf und schritt an sie heran. „Ein Riese!" — „Ein Goliath!" riefen die beiden in unwillkürlichem Erstaunen.

Der Sepp warf sich noch mehr in die Brust. „Ja, ein Kerl bin ich," sagte er mit Selbstgefühl, „aber das ist grad' mein Unglück."

„Wieso, Bursche?"

„Ich rag' über alle hervor, drum werd' ich die Zielscheibe sein von die Kanonenkugeln, in mich schlagen's alle."

„Warum nicht gar," lachte der Regimentsarzt.

„Na, geniren werden sie sich," entgegnete der Sepp, der all' seine urwüchsige Keckheit wieder zurückerlangt hatte.

„Halt's Maul, athme tief!" hieß es jetzt.

„Aber dazu muß ich mein Maul wieder aufmachen, wenn's erlauben."

„Huste!"

„Ich hab' noch mein Lebtag nicht gehustet."

„Huste, sag' ich."

„Mein'twegen, ich hust' auf alles, wenn's wollen," und er brachte ein gewisses Grunzen hervor, das dem Röhren eines Elephanten nicht unähnlich war.

„Der Blasbalg ist in Ordnung," konstatirte der Arzt. „Fehlt dir sonst etwas?"

„O ja, mir fehlt schon was."

„Magendrücken etwa, weil du zu viel gefressen und gesoffen hast? Kommißbrot wird dich kuriren."

„Für das, was mir fehlen thut, ist Kommißbrot grade Gift."

„Mir fehlt — no, mir fehlt die Lust, Soldat zu werden."

„Kommen Sie zu Ende mit dem Kerl, oder ich werd' ihm Mores beibringen!" rief der Stabsoffizier dem Doktor zu.

„Fehlerfrei, tauglich!" rief dieser, und Sepp nahm seine Kleider, welche er bei seinem Eintritt auf einen Sessel gelegt, und die Gensdarmen nahmen ihn hierauf in Empfang.

„Hab' mir's wohl denkt," murmelte der lange Sepp, als er nun auch in das gewisse Zimmer spazirte. „Tauglich als Kanonenfutter, juchhey!"

Jetzt wurde Nummer 56, Stefan Grillhofer, aufgerufen. Der Stabsoffizier warf bei Nennung dieses Namens dem Regimentsarzte einen bedeutungsvollen Blick zu. Dieser nickte verständnißinnig. „Das ist der Demokrat," fügte der Stabsoffizier, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, noch hinzu.

Der Bürgermeister, Herr Säuerling, erhob bei diesem Worte etwas schüchtern seine Augen und seine Stimme. „Ja, ja, ganz recht, ein Demokrat. Leider haben wir in unserer guten Stadt ebenfalls eine dergleichen bedenkliche Pflanze aufzuweisen, einen gewissen Franz Brummer, in derselben Altersklasse, kommt ebenfalls zur Stellung. Er und besagter Grillhofer sind Freunde in einem sehr bedenklichen Grade, und der Herr Pfarrer theilte mir mit, daß er die gegründetste Vermuthung habe, daß diese beiden Kumpane, mit Respekt zu melden, die Verfasser gewisser geschriebener Blätter sind, die unter dem gemeinen Volk verbreitet und sogar gelesen werden, und welche sehr ungehörige Dinge enthalten sollen."

„Wird ebenfalls in die Montur gesteckt," sagte der Oberstlieutenant mit großer Entschiedenheit.

„Es wäre freilich ein Grund vorhanden, um bei besagtem Franz Brummer Nachsicht walten zu lassen."

„Nachsicht gegen einen Demokraten, Herr Bürgermeister? Niemals! Und ich will nicht hoffen —"

Der Bürgermeister verbeugte sich erschreckt und demuthsvoll. „Ganz Ihrer Meinung, Herr Oberstlieutenant."

Stefan Grillhofer war indeß eingetreten und unter das Maß gestellt worden. „Siebzigeinhalb Höhe, sechsunddreißig Brustweite," referirte der Soldat.

Stefan trat vom Maße hinweg und stellte sich, ehe noch die Aufforderung an ihn ergangen war, vor den Arzt. Aller Augen wendeten sich ihm zu. Die Schönheit dieses jugendlichen Körpers schien selbst auf diese Leute Eindruck zu machen. „Ein prächtiger Kerl," murmelte der Oberstlieutenant.

„Sehen Sie doch die herrlichen Formen," flüsterte der Regimentsarzt seinem Kollegen zu. „In der Antike findet man sie, in meiner Praxis habe ich ein so vollendetes Ebenmaß noch niemals gefunden."

Stefan stand unbeweglich. Er sah dem Arzte fest in das Gesicht; ein leises, kaum merkliches Zucken der Haut ließ erkennen, daß die Nerven des jungen Mannes in heftiger Spannung waren.

„Sie sind gesund?" begann der Arzt. Es war eigenthümlich, es war dies der erste Rekrut, den er mit Sie anredete. Wenn man ihn deshalb befragt hätte, würde er wohl schwerlich einen Grund dafür haben angeben können.

„Ich bin nicht krank," erwiderte Stefan mit vibrirender Stimme, „aber ich habe einen Zustand, der mir oft unerträglich wird."

„Das ist?"

„Ich leide an so heftigem Herzklopfen, daß —"

„Das kennen wir," unterbrach der Oberstlieutenant, „Burschen wie du haben immer Herzklopfen, natürlich, alles Weibsvolk ist hinter ihnen her, wie toll, — hast wohl mehr wie einen Schatz, he? Kann mir's wohl denken."

Stefan erröthete stark, wie im tiefsten Unwillen. „Professor Wüst, der mich untersuchte, ist der Meinung, daß ich einen langen Marsch nicht ertragen könnte."

„Wir brauchen hier nicht die Meinung deines Professors!" schrie der Oberstlieutenant erzürnt.

Der Regimentsarzt hatte, als Stefan des Professors erwähnte, mit dem Kopfe genickt. Er erinnerte sich wohl, was er diesem versprochen hatte, und er interessirte sich selbst für den jungen Mann, den Wüst als ein so begabtes Individuum ihm gepriesen hatte; er hatte es für wohl möglich gehalten, ihn untauglich zu finden, aber er hatte indeß, grade mit Bezug auf ihn, andere, höhere Weisungen erhalten, und er mußte sich ihnen fügen. Er legte das Ohr an das Herz des Jünglings. Es pochte sehr stark, ja übermäßig stark. Er wurde wankend, er wollte es versuchen, ein kleiner Fehler schien ihm allerdings vorhanden. „Er hat sehr starkes Herzklopfen, die eine Klappe schließt schlecht," sagte er.

„Stefan Grillhofer hat einen Herzfehler," sekundirte allsogleich der Herr Bezirksarzt, der auch seine Gründe hatte, den Burschen befreit zu sehen, „ich habe ihn selbst in dieser Krankheit behandelt, er erscheint mir untauglich."

„Der Bursche ist tauglich," donnerte der Oberstlieutenant, „das sieht jeder Laie, er muß tauglich sein!"

„Tauglich," kam es von den Lippen des Arztes.

Stefan zuckte zusammen. Er warf einen Blick auf den, der sein Urtheil gesprochen, dann wandte er sich um, warf das Hemd über und betrat, von dem Gensdarmen geleitet, das Zimmer, wo die übrigen harrten.

Unter den zunächst Aufgerufenen befand sich Franz Brummer. Die heitere Zuversicht, die er vor acht Tagen aussprach, daß man ihn, da er der einzige Sohn einer alten Mutter war, nicht assentiren werde, war seitdem geschwunden. Er hatte sich die Papiere, welche er der Stellungskommission vorzulegen hätte und die ihn vom Militärdienste befreien sollten, zu verschaffen gesucht. Er erhielt von der Gemeinde aus die gewünschte Bestätigung, daß er der einzige Sohn seiner Mutter sei, aber zugleich machte man ihn darauf aufmerksam, daß im Gesetze nur von einer verwitweten Mutter die Rede sei, und daß die seine niemals verheirathet gewesen, demgemäß auch nicht verwitwet sein könne. Dieser Ausspruch traf ihn unvorbereitet und darum um so schmerzlicher. „Aber ich erhalte sie, ich ernähre sie," rief er angstvoll; „sie bedarf meiner ebenso gut, als ob sie verwitwet wäre, ja, weit mehr noch, denn sie hat niemand außer mir, und niemand wird für sie sorgen, niemand wird sich ihrer annehmen, wenn ich fort bin oder erschossen." Man zuckte die Achseln. Weiber, die uneheliche Kinder haben, können vom Staate nicht die gleiche Berücksichtigung erfahren, wie ehrbare Mütter, entgegnete man ihm. Uebrigens hinge eine Ausnahme in diesem Falle ganz von der Einsicht und dem Belieben der Stellungskommission ab. Man rieth ihm, er solle sich ein Armuthszeugniß vom Pfarrer verschaffen, den Beweis der Erwerbsunfähigkeit seiner Alten, vielleicht werde die Stellungskommission dann ein Auge zudrücken. Franz

Wolfgang Amadeus Mozart. (Seite 239.)

ging sogleich zum Pfarrer und brachte ihm in ausführlicher Weise seine Bitte vor. Der geistliche Mann betrachtete ihn lange, ohne ihm zu antworten. Er haßte den Burschen, den Schüler Dietrichs, des alten Freigeistes; er hatte diesen Brummer überdies im Verdacht, der Herausgeber jener verruchten Schriften zu sein, die den Unglauben, die moderne Aufklärung auch unter dem Landvolke zu verbreiten suchten. Er wollte sich an dem Burschen rächen und er konnte es jetzt.

„So, so," sagte er mit einem kalten und grausamen Lächeln, „als ein braver Soldat dem Staate und deinem Herrn und Kaiser dienen, das möchtest du nicht, aber gegen alles Heilige einen heimlichen, versteckten Krieg führen, das widerstrebt dir nicht, dazu hast du den Muth. Ich kenne dich, und so milde auch sonst mein Herz ist, ein so gottloser Mensch wie du hat von mir keine Schonung zu erwarten."

(Fortsetzung folgt.)

El camino de palos (der Weg aus Baumstämmen) im Paramogebirge. (Seite 239.)

Die Tropfsteinhöhlen und ihre Thierwelt im Karstgebirge.

Von Dr. L. Jacoby.

Im österreichischen Illyrien, vom Thal des Isonzo her bis zum Quarnero hin bei Fiume, erstreckt sich längs den Gestaden des Adriatischen Meeres ein steil abfallendes Gebirgsterrain, der Karst genannt. Die kleinere Nordpartie von Oberlaibach bis Adelsberg ist bewaldet, der gesammte südliche Theil ist es nicht mehr. Die Venezianer, welche Jahrhunderte lang diesen Strich Landes besaßen, haben in ihrem Ausraubsystem und Wüthen gegen die Schätze der Natur all' die weiten Höhenzüge, die ganze Meeresküste entlang, kahl und baumlos gemacht. Nach dem unerbittlichen Gesetze des Widerschlages der Natur gegen die Unvernunft sind nun hier die traurigen Folgen der Waldvernichtung so drohend und lehrreich warnend wie kaum irgendwo in Europa zur Erscheinung gelangt. Die atmosphärischen Niederschläge, von keinem Waldboden schwammartig aufgesogen und zurückgehalten, haben die fruchttragende Humusschicht an den allermeisten Stellen hinweggespült und den nackten Kalkfels blosgelegt, und was in Vernichtung von Kulturland das Wasser zu thun übrig ließ, das vollendete die Bora, jener gefürchtete Nordoststurm, der nun erbarmungslos und ohne Widerstand zu finden über die weiten Hochebenen fegt und eine Hauptplage aller Städte an der Nord- und Ostküste der Adria bildet. Heute kann der Wanderer meilenweit das Gebirge durchklimmen und über ausgedehnte Hochflächen ziehen, ohne einen Baum, einen Strauch, ja nur eine Blume zu erblicken; kein Quell rieselt, kein Vogelgesang durchbricht die dumpf brütende Stille. Und doch sind wiederum gerade diese Gebirgspartieen für den Freund der Natur von großartigem, oft wunderbaren Reiz. Ihrer verhüllenden, organischen Hautdecke beraubt, scheinen uns diese wildwüsten Bergplateaus ein treues Abbild jener bewegten Momente aus der Entstehungsgeschichte der Erde wiederzuspiegeln, denen die Karsthöhen ihr Dasein verdanken. Als ein graues, steinernes Meer offenbart sich uns die weite Hochfläche. Wir meinen aus der Ferne riesige Felsenwogen auf uns zurollen zu sehen, wir wandern über die weiten Krümmungen von Wellenberg und Wellenthal; jetzt starren uns plötzlich die zackigen Ränder einer hochaufspritzenden steinernen Fluthwelle entgegen, und nun wieder staunen wir einen kegelförmigen Inselhügel an, dessen Fuß in täuschendster Aehnlichkeit von kleinen Felsenwellen umspült wird. Eine eigenthümliche Felsenwelt bewohnt den Karst, und Eidechsen und Schlangen huschen blitzgleich über das Felsengrau dahin, in ihrem buntschillerndem Kleide ein werthvolles Jagdobjekt für den Forscher und Sammler.

Mitten in dem öden Felsgewirr sieht der Wanderer plötzlich einen kreisförmigen, mit saftigem Grün bewachsenen Streifen. Er eilt herbei und sein überraschter Blick fällt auf einen riesigen Vertiefungskessel, zuweilen von einer Breite bis 100 und einer Tiefe bis 300 Fuß. Und diese gewaltige Grube ist bis an ihren oberen Rand bekleidet mit lachendem Wiesengrün und tief drunten winkt blühendes Weingehänge und ein üppig wogendes Saatfeld. Es sind dies die berühmten Dolinen des Karstes, wahre unterirdische Oasen in der steinigen Wüste und das einzige, fruchtbringende Landeigenthum des Cicen, jenes slavischen Karstbewohners, der an unendlich erschwerter Existenz, an Armuth und Bedürfnißlosigkeit alle seine Stammesbrüder übertrifft.

Aber noch andere Wunder ganz besonderer Art, wie sie nirgend in Europa anzutreffen, birgt dies Terrain. Dazu gehört das urplötzliche Auftreten, Verschwinden und Wiedererscheinen von Flüssen, Strömen und Seen, deren Quellen sowohl wie unterirdische Läufe und Zusammenhänge man vielfach noch heute garnicht kennt, und endlich die berühmten Grotten und Höhlen des Karstes.

Der Kalkfels dieser Höhenzüge ist in seinem ganzen Innern ebenso wie an seiner Oberfläche von zahllosen Rissen und Spalten zerklüftet und durchsetzt. In diese dringt der Regen ein und durchbohrt den Fels, indem er die Kohlensäure auflöst, die in dem Gestein enthalten ist; — das Felsgebirge des Karstes besteht aus nahezu 95 Prozent kohlensaurer Kalkerde — und so im Laufe der Jahrtausende unabläßig weiter nagend und wühlend und auswaschend schuf das Wasser zunächst jene unterirdischen Flußbette und Kanäle, welche je nach der Lagerung und Schichtung des Gesteins ihren so räthselhaften Lauf nehmen. Aus dem Zusammensturz und der Vereinigung verschiedener solcher Auswaschungen und Kanäle sind nun jene Höhlen entstanden, die von jeher, sei es durch die Großartigkeit ihrer Dimensionen oder durch die eigenthümliche Schönheit ihrer Tropfsteinbildungen die Bewunderung der Reisenden erregten.

Die merkwürdigste und bereits seit Jahrhunderten bekannte unter diesen Höhlen — man hat in einem ihrer Seitengänge Inschriften gefunden, die bis in das vierzehnte Jahrhundert zurückreichen — ist die Grotte zu Adelsberg, deren Ausdehnung in ihrer größten Länge anderthalb Wegstunden und in ihrer höchsten Höhe, in dem berühmten „Dom", bis zu 100 Fuß beträgt. Dieser letztere Theil der Höhle, gleich am Eingang gelegen, ist außer durch seinen majestätischen Umfang ausgezeichnet durch den malerischen Anblick eines unterirdischen Flusses, der Poik, die sich 60 Fuß unterhalb des Grotteneinganges in den Fels hineinstürzt, um nach kurzem Sichtbarwerden am Boden des Domes erst eine Stunde nördlich von Adelsberg in dem Dolinenabgrund der Poik auf eine kleine Strecke wieder an's Tageslicht zu kommen. Alljährlich einmal, am Pfingstmontage, wird die adelsberger Grotte in all' ihren Höhen und Tiefen, Seitengängen und Ausbuchtungen von vielen tausend Kerzenfackeln erleuchtet. Der Anblick, den alsdann die Höhle darbietet, ist ein wahrhaft überwältigender. In märchengleicher Schönheit funkeln und glitzern die Kalkkrystalle der wunderbaren Tropfsteingebilde, die vom Boden aufsteigend (Stalagmiten) oder von der Decke herabhängend (Stalaktiten) alle möglichen Gestalten, oft von täuschender Nachahmung wirklicher Kunstgegenstände oder Gebilde der organischen Natur dem Auge des Beschauers vorführen. Hier fesselt den Blick ein versteinerter Wasserfall, dort eine Kanzel oder eine reich verzierte Theaterloge, bald eine vollständige Kirchenorgel, bald ein hochaufstrebender Palmenbaum, eine Reihe Statuenbilder, ein zierlicher Blumenstrauß, endlich riesenhafte, aufrechtstehende oder durch ein Erdbeben umgestürzte jonische Säulen, zuweilen regelmäßig kannelirt, als wären sie unmittelbar aus der Hand des Steinhauers hervorgegangen.

So machtvoll ist der Eindruck dieser Fülle unterirdischer Schönheit auf den Menschen, daß am letztvergangenen Pfingstmontage, als ein Theil der zahlreichen, von weit her zugeströmten Besucher zu dem nördlichen Abschluß der Grotte, dem berühmten „Kalvarienberg" gelangte, wo noch einmal der ganze Reichthum der Grotte an Stalagmiten der abenteuerlichsten Gestalt sich zusammenzudrängen scheint, und als die Reihe der Herren und Damen auf den kunstvoll hergestellten Gängen bergauf und bergab zwischen den Steinsäulen aneinander vorüberzog, alle Welt mit einmal wie von einer unwillkürlichen Eingebung ergriffen in einen Jubelgesang ausbrach, in einen Dankesgruß an die Schöpfungskraft der Natur, wie ich ihn so begeisterungsvoll niemals von einer Menschenmenge vernommen habe. Es war ein harmonisches Aufjauchzen und Einander-Zurufen, das von den Steingebilden widerhallend den hohen Raum erfüllte und endlich in wiederholten Hochrufen auf die Grotte selbst seinen Abschluß fand.

Wie entsteht nun dieser wundersame Ausschmuck der Höhlen an der Decke und am Boden, das Gebilde des Tropfsteins?

Durch unsichtbare Ritzen drängt sich an den Wänden und an der Decke der Höhle das zersetzende Tagwasser sickernd und tröpfelnd hindurch, welches bei seinem Wandern von oben her, bei seinem vielfach aufgehaltenen Durchdringen des Gesteins sich ganz mit doppeltkohlensaurem Kalk durchsättigt hat. Sobald nun ein Tropfen dieses Wassers an der freien, dem inneren Hohlraum zugekehrten Decke erscheint, beginnt er sofort, in Berührung mit der Luft zu verdunsten und einen Theil der Kohlensäure entweichen zu lassen. Nur der doppeltkohlensaure Kalk ist aber löslich im Wasser, der einfache ist es nicht mehr und muß sich sofort als eine feste Kalkmasse absetzen. Von dem nach der Verdunstung übrigbleibenden Theil des nunmehr einfach kohlensauren Kalkes schlägt sich daher beim Abreißen und Niederfallen des Tropfens und zwar am äußeren Umfang desselben ein winziger Hauch an der Decke in Gestalt eines höchst zarten, kleinen Ringes nieder und wird auf solche Weise droben fest; und da sich dieser Vorgang unaufhörlich bei jedem neuen, durchsickernden Tropfen wiederholt, so entsteht aus diesem Ringe, durch Verlängerung desselben nach abwärts allmählich im Laufe geraumer Zeit ein dünnes, hohles Röhrchen. Das Fortwachsen des Ringes kann zuerst nur am unteren Rande desselben geschehen, später aber füllt sich das Röhrchen mit dem Kalkspath aus und es läuft alsdann der

Tropfen von der Decke an dem äußeren Umfang der nun entstandenen kegelförmigen, kleinen Säule hernieder, verlängert und verdickt sie zugleich bei jedem neuen Herabfallen durch einen Hauch von Kalkansatz, und so wird und wächst von der Decke hernieder ein Stalaktit.

Am Boden der Höhle erfährt eben derselbe Vorgang seine Fortsetzung in umgekehrter Gestalt. Der herabgefallene Tropfen bildet auf dem Boden wiederum einen Kalkniederschlag in Form eines Ringes; durch fortwährend neuen Ansatz an seinem oberen Rande entsteht aus diesem ein aufrecht in die Höhe wachsendes Röhrchen, dann eine nach oben zugespitzte Säule, deren Höhe und Umfang durch den an ihr niederrinnenden Tropfen unaufhörlich vergrößert wird, bis sie als mächtiger Stalagmit dem herabhängenden Stalaktiten entgegenragt. Zuweilen berühren sich beide beim Fortwachsen mit ihren Spitzen, verdicken diese gleichmäßig und bilden so jene, die ganze Höhle stützenden Säulen von oft riesigem Umfang. Die Säulenbildung kann aber auch geschehen durch bloßes Aufwachsen des Stalagmiten vom Boden bis an die Decke, wenn an dieser selbst die Tropfsteinbildung gehindert wurde oder der Stalaktit herabgefallen war. Dann entstehen Säulen mit mächtigen Kapitälern oder palmenbaumähnliche Gestalten, eine besondere Zierde bestimmter Höhlenpartieen. Fließen mehrere Tropfen in einer schiefen Linie längs der Kante einer Höhlenwand vereinigt hernieder, so bilden sich Stalaktiten von ganz eigenthümlicher äußerer Erscheinung, die sogenannten vorhangförmigen oder Draperiegestaltungen. Durch sie sind die Karsthöhlen, in erster Linie die zu Adelsberg, vor allen bisjetzt entdeckten Grotten der Welt in ganz besonderer Bevorzugung ausgezeichnet. So befindet sich in der adelsberger Höhle ein berühmter Stalaktit, „der Vorhang“ genannt, vielleicht das lieblichste und anmuthvollste Steingebilde, welches die Natur hervorgebracht hat. An dem vorspringenden Rande einer Felsenkante bis zu $2^1/_2$ Fuß vom Boden entfernt hängt in einer Länge von 10 und einer nach unten zunehmenden Breite von $1^1/_2$ bis über 3 Fuß, einer Dicke aber von durchgehend nur 4 Linien dieses wunderbare Erzeugniß einer dichterischen Laune der Natur von der Wand hernieder, auf das täuschendste einem Vorhang ähnlich, der in dem denkbar schönsten Faltenwurf ein wenig nach links zurückgeschlagen ist. Seine Farbe ist vom reinsten Weiß, und wird eine Kerze dahintergehalten, so erscheint er überall vollkommen durchsichtig. Und was diese entzückende Nachbildung eines Kunstwerks zu einer fast vollendeten macht, das ist ein drei Zoll breiter Saum von goldbrauner Farbe, dicht darüber von einer rothen, feinen Linie begrenzt, der am unteren Rande des schneeweißen Steines längs der Faltenwindungen so regelmäßig dahinläuft, als wäre er mit ängstlicher Sorgfalt von zarter Damenhand eingestickt. Die Farbe rührt her von einer Auflösung von Eisenocker in dem Kalkstein. (Schluß folgt.)

Türkische Bibliotheken und türkische Literatur.

Von **C. Lübeck.**

(Fortsetzung.)

Die Zahl der Bücher, welche eine Bibliothek enthält, ist sehr schwankend. Einzelne Bibliotheken Konstantinopels enthalten 1000 bis 3000, die größeren bis 15000 Bände, die zum größten Theil aus den kostbarsten Handschriften bestehen. Ihr Format ist verschieden, meist sind sie in rothen, grünen oder schwarzen Cordnan prächtig gebunden und in Cordnan-Futterale geschlossen, um sie vor Staub und Würmern zu bewahren. Der Titel des Buchs steht mit großen, goldenen Buchstaben auf dem Schnitt des Buchs und Futterals.

Daß die Bücher zumeist aus Handschriften bestehen, hat vornehmlich darin seinen Grund, daß die Buchdruckerei erst sehr spät bei den Türken Eingang fand. Die erste türkische Druckerei fällt in das Jahr 1139 der muhamedanischen Zeitrechnung oder in das Jahr 1726 der christlichen, tief in das Mittelalter aber greift die osmanische Literatur, zurück und unter den abassidischen Kalifen, also zu einer Zeit, wo vom wissenschaftlichen Leben in Deutschland kaum eine Spur sich zeigte, kennt man bereits eine berühmte Bibliothek in Bagdad, die des Wessirs Erdschir, die 10400 Bände besaß. Leider wurde sie ein Raub der Flammen; sie verbrannte im Jahre 1059 n. Chr.

Die vorzüglichsten Werke der osmanischen Literatur bestanden aus Handschriften. In ihnen steckte selbstverständlich ein hoher Werth und fabelhafte Preise erzielten die Kopien, die von ihnen für das größere Publikum gemacht wurden. Es bildete sich mit der Zeit ein förmlicher Stand der Kopisten aus, der aus Sorge um seine Existenz heftig gegen die Einführung der Buchdruckerei ankämpfte und sie erschwerte. — Die äußere Ausstattung der Handschriften, wir haben dabei vornehmlich die Kopien im Auge, ist eine ungemein reiche. So gibt es Koranhandschriften oder solche der kanonischen Bücher, die man mit wahrhaft verschwenderischer Pracht ausgestattet hat. Sie sind mit der größten Sorgfalt — wahre Muster der Schönheit — auf das vorzüglichste Pergament geschrieben, die Linien einer jeden Seite mit goldener Einfassung und alle Kapitel, alle Abschnitte mit großen, goldenen Anfangsbuchstaben versehen. Die Originale sind selbstverständlich nicht mit diesem außerordentlichen Fleiße in der äußeren Ausstattung gearbeitet. Dafür hat man ihrer Aufbewahrung einen um so größeren und reicheren Schmuck zugewandt. Die ältesten Koranoriginale sind in kufischer Schrift abgefaßt und kufische Originalhandschriften müssen entweder auf Palmblätter oder auf ganz feinem Pergament geschrieben sein. (Abubeker befahl, daß aus dem Munde der Menschen und von Palmblättern der Koran in ein Buch gesammelt werden sollte.) Die alte kufische Schrift, die durchaus nicht mit der koptischen oder ägyptischen verwechselt werden darf, soll von Mara, einem Sohne des Mora, wenige Jahre vor Muhamed erfunden worden sein und da sie zuerst in der Stadt Kufa von den Gelehrten angenommen wurde, nach derselben den Namen der kufischen erhalten haben. Bei Inschriften und auf Münzen findet sich das Kufische noch bis in's dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. In Afrika war es noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch, da man es zum Eingraben in Marmor und Metall für geeigneter als die herrschende Schrift hielt. — Verschiedene europäische Bibliotheken bewahren einzelne Koranfragmente in kufischer Schrift als große Seltenheiten. Diese Originalhandschriften und Kopien besitzen in den Augen der Muhamedaner den Werth von Heiligthümern.

Mit wahrer Hingebung widmet sich die Bevölkerung der Pflege und Bereicherung der Bibliotheken, die zum Theil auf die Einkünfte reicher Stiftungen und Schenkungen angewiesen sind, ihr erstaunliches Wachsthum aber in erster Reihe der außerordentlich eifrigen Unterstützung des großen Publikums verdanken; der Jurist, der Staatsmann, der Gelehrte, jeder Bücher- und Bildungsfreund vermacht, so erzählen uns schon Berichte aus dem vorigen Jahrhundert, seinen Büchervorrath, den er im Leben erworben, einer öffentlichen Bibliothek, „um die Wünsche und Segnungen aller der Muselmänner, die davon Gebrauch machen werden, über sein Grab zu bringen.“ Jeder Unterbeamte einer Bibliothek machte es sich gewöhnlich zur Pflicht, den Koran abzuschreiben und ihn während seines Lebens oder nach seinem Tode durch Vermächtniß einer der zahlreichen Bibliotheken zu schenken. Eine solche Kopie, auf welche häufig die freie Zeit eines ganzen Lebens verwandt war, durfte in der Regel auf die Bezeichnung eines Prachtexemplars Anspruch machen.

Spricht aus dieser außerordentlichen Pflege, welche das Volk seinen Bibliotheken zuwendet, nicht eine hohe Liebe für die Wissenschaften selbst? Ist diese Liebe nun eine künstliche, das Produkt mühseliger Volkserziehung, bei der der Mensch innerlich roh und kunstfeindlich sein kann, oder ist diese Liebe für die Wissenschaften, für die man vergeblich im Abendlande etwas entsprechendes sucht, tief im Volkscharakter begründet? Wir dürfen die Frage bejahen. Wie eine freundliche grüne Oase so ziehen uns in den Bibliotheken die wunderbaren Schätze der orientalischen Poesie an und ein silberheller Quell jugendfrischen Lebens sprudelt uns daraus entgegen. Sie geben uns Kunde von der hohen dichterischen Begabung des Volkes, seinem Kunstsinn, seiner Empfänglichkeit für das Schöne und Edle und lehren uns, daß es von Haus aus so edel wie nur irgend ein anderes Volk veranlagt gewesen ist. — Was hat aus diesem edlen Volke, dessen Pflege der Wissenschaften uns heute noch in Erstaunen setzt, einen „kranken Mann“ gemacht?

Greifen wir jenes kostbare Buch aus dem zierlichen, goldvergitterten Schranke heraus, das zu den werthvollsten Perlen der Bibliotheken zählt, den Koran, das göttliche Buch, das geschriebene Gesetz der Muhamedaner, das wie im Abendlande die Bibel, die gesammte bürgerliche Gesetzgebung, alles gesellschaftliche und staatliche Leben beeinflußt. Das Buch ist voller Dunkelheiten und Zweideutigkeiten, seine ältesten Schriften ohne Zeichen, durch welche die Selbstlaute ausgedrückt werden, ohne orthographische Unterscheidungszeichen, ohne Endungen der Nenn- und Zeitwörter. Schon diese Unvollkommenheit der Sprache hat eine Quelle unendlicher theologischer und religiöser Streitigkeiten, von Irrthümern und Ketzereien geschaffen, ganz abgesehen von solchen, die auf dem Wege künstlicher Interpretation entstanden sind. Auslegungen und Erklärungen und Streitschriften umlagern ihn, ein wahres Gebirge für den untheologischen Abendländer.

Soviele Dunkelheiten der Koran auch enthält, eins läßt er unzweifelhaft, den kirchlichen und staatlichen Despotismus.

Wir sahen die Bibliotheken zum größten Theil mit Moscheen in Verbindung stehen, Bestandtheile derselben bilden. Das war keine zufällige Erscheinung. Die Wissenschaft im Orient steht unter dem Schutze und der Aufsicht der Kirche. Es ist eine alte Erfahrung, daß überall dort, wo die Wissenschaft von der Kirche abhängig ist, ihr Lebensquell getrübt wird und versiegt, daß sie nimmer gedeihen will, sondern verkümmert, dahinwelkt und stirbt, und so ist es auch hier.

In unsere Erinnerung tritt das Volk der Gothen. Es war poesievoll angelegt, wenn auch nicht in dem Maße wie die orientalischen Völker. Da kam ihm von Rom das Christenthum mit seinen starren Satzungen und verscheucht war mit einem male der Geist der Poesie, erloschen die heitere Lebensfrische, die das Volk auszeichnete, und düsteres, dumpfes Schweigen griff Platz, wo ohne die Bekanntschaft des Christenthums das geistige Leben vielleicht einen großartigen Aufschwung genommen hätte.

Wäre die Entwicklung der orientalischen Völkerschaften nicht eine andere geworden, wenn ihnen jene Religion fern geblieben wäre, die der Koran predigt? Würden wir nicht heute statt eines „kranken Mannes" vielleicht einen kerngesunden vor uns haben? Wir rühmten die Poesie der Orientalen, wir nannten sie eine grüne Oase. In der That! Wie glühend heißer Wüstensand hat der Koranglaube um sie seine starren Kreise gezogen. Wohl nirgends zeigt in den Dichtungen sich der bahnbrechende Genius der Freiheit und des Menschenthums, wie ihm auch im weiten Reiche des Korans kein Plätzchen, geschweige denn ein Tempel gestattet ist, und wo er verstohlen eine Blüthe treibt, da bleibt sie unbemerkt, unverstanden vom Volke. Auf allen Gebieten des wissenschaftlichen Lebens begegnen wir der gleichen Erscheinung, Naturfrische im Anfang, rüstiges Vorwärtsstreben, dann allmähliches Erschlaffen und Erstarren.

Gehen wir zu den einzelnen Wissenschaften über. — Durch und durch theokratisch, auf den Koran gegründet ist die Rechtswissenschaft. Neben dem Koran dient ihr die Sunnet, das mündliche Gesetz, zur Basis, das die Reden und Thaten Muhameds enthält, die nicht im Koran stehen, sondern von glaubwürdigen Personen überliefert und sodann schriftlich abgefaßt sind. Die Widersprüche, die Zweifel, die Dunkelheit, wovon auch die Sunnet wimmelt, machten schon im ersten Jahrhunderte Muhameds besondere Erklärungen nothwendig und mit der Zeit entstand daraus eine ganze Literatur, ohne daß es gelungen wäre, allen Zweifel zu heben. Wo nun die Frage entsteht, ob etwas nach dem Gesetze erlaubt oder verboten sei, so greift man auf den Koran zurück, die erste Quelle des Rechtslebens. Spricht er irgendwo von der zweifelhaften Sache, so entscheidet man danach, andernfalls forscht man in der Sunnet oder in den beglaubigten mündlichen Ueberlieferungen des Propheten. Gewährt die Sunnet die gesuchte Auflösung nicht, so nimmt man zu den Aussprüchen der Gefährten Muhameds und der Lehrer seine Zuflucht, die für Rechtgläubige gelten, ein mühsamer, umständlicher Weg, von dem man mit der Zeit etwas abkam, indem man eine Menge gerichtlicher Entscheidungen sammelte und nach diesen in neuen Prozessen das Urtheil fällte. Die Rechtsprechung erfolgt auch nach dem Gewohnheitsrecht oder, wenn alle Rechtsquellen erschöpft sind, nach dem Gutdünken des Fürsten, der — Glaubens- und Religionssachen ausgenommen — über das Vermögen, die Person, die Freiheit und meist auch über das Leben seiner Unterthanen frei gebietet. So beruht die ganze Rechtswissenschaft im Grunde genommen auf dem Koran, der auch bei Abänderungen der Reichsgesetze und Verordnungen zu Rathe gezogen wird. Der Mufti, der Wächter des Koranglaubens, den man befragt, entscheidet hierbei freilich nicht immer nach dem Sinne und Wortlaute des göttlichen Buchs, sondern meistentheils nach den Wünschen des regierenden Despoten.

So ist der Horizont der Rechtswissenschaft ein eng begrenzter, der keine freie Entwicklung gestattet, und diesem engen Kreise entspricht denn auch die Literatur, die trotz ihres großen Umfanges nirgends die Abstreifung der religiösen Fesseln, nirgends einen freien Gedankenflug zeigt.

Fast noch trostloseren Verhältnissen begegnet man auf dem Gebiete des Staatsrechts. Das Urf oder das Gutdünken des Regenten, das von den Muftis und den Ulemas, den Gesetzesverständigen, trotz ihrer eifersüchtigen Ueberwachung der Koranvorschriften geduldet wird, beugt den Nacken der Nation unter das Joch des Despotismus, für den man eine triftige Entschuldigung gefunden. „Es gibt sehr oft," so führen die Wächter des Gesetzes aus, „geheime Antriebe und göttliche Eingebungen, nach denen der Sultan handelt und deren Ursachen zu erforschen keinem Menschen erlaubt ist." Von dieser ungemein dehnbaren Göttlichkeit des Sultans, welche die Unterthanen mit gebundenen Händen der Willkür der Herrscher überliefert, ist nur der Vater- und Brudermord ausgenommen, wofür es weder eine Beschönigung noch Rechtfertigung gibt, eine Klausel, welche die Regenten, eingedenk des jähen Wandels des Glücks, wohl im eigenen Interesse geschaffen — aber in den allerwenigsten Fällen beachtet haben. Allerdings findet die Despotie eine gewisse Schranke in der theokratischen Gewalt der Geistlichkeit (Ulema), welche im Koran und der Sunnet begründet ist und die unzähligen und vielfältigen Zweige der Staatskunst und Regierungsart, des Völkerrechts und Kriegsrechts behauptet und die Beziehungen des Fürsten zum Volke und der heiligen Gesetzgebung des Landes bestimmt, doch ist diese Schranke von mehr als zweifelhaftem Werth.

In den Schulen wird der Gehorsam gegen die Regenten nicht sowohl als eine Staatssache, sondern als Regierungsgrundsatz, wie auch bei uns, gelehrt. Die religiöse Gesetzgebung gestattet nur die monarchische Regierungsform und befiehlt den Unterthanen die vollkommenste Treue und Unterwürfigkeit. Ein berühmter französischer Reisender, zugleich berühmter Kenner der orientalischen Einrichtungen, berichtet, daß diese Grundsätze, welche durch die Vorurtheile des Fatalismus noch mehr Stärke erhalten, das Volk mit der tiefsten Ehrfurcht gegen seine Herren erfüllen, ohne Rücksicht auf ihre Tugenden oder Laster, auf ihre gerechte oder tyrannische Regierung. Ein Artikel des geistlichen Gesetzbuchs selbst verordnet: „Weder die Laster noch die Tyrannei eines Iman (Oberhaupt der muhamedanischen Religion) erfordert seine Absetzung." Hieraus kann man entnehmen, wie leicht übersteigbar der Wall ist, den die priesterliche Gesetzgebung dem Despotismus entgegenthürmt! — Bei der Säbelumgürtung der türkischen Krönungsfeierlichkeit wird nun zwar der Sultan auf die geistlichen Gesetze aufmerksam gemacht, auch wohl auf dieselben verpflichtet, und dem Volke erwächst bei ihrer Verletzung nach dreimaliger vergeblicher Mahnung des Mufti das Recht, den ungetreuen (ungläubigen) Sultan abzusetzen. Solche Absetzungen sind allerdings auch vorgekommen, niemals aber — soviel uns bekannt — durch die Verletzung der religiösen Gesetzgebung motivirt worden. Meist waren sie die Folgen von Militäraufständen und Verschwörungen der Ulemas.

Dem Laster und der Tyrannei der Fürsten ist denn auch in Wirklichkeit bis dahin alles preisgegeben gewesen, außer den Gegenständen, welche die Lehre, den Gottesdienst, die Sittenlehre und die unveränderlichen Grundsätze des Islamismus betreffen, Gegenstände, die ein jeder Despot um so lieber respektiren wird, als in der Aufrechterhaltung der alten Einrichtungen seine eigene Existenz die werthvollste Stütze findet. Die Regierungskunst der osmanischen Herrscher besteht denn auch wesentlich darin, daß sie allen ihren Handlungen ein religiöses Mäntelchen umhängen, einen Schein von Religion verleihen, wodurch sie von selbst gerecht werden. Für jede irgendwie unliebsame Maßregel wird die Bestätigung des Mufti eingeholt, des Bewahrers und Oberhaupts der muhamedanischen Lehre. Sie wirkt Wunder; sie beschwichtigt das Mißtrauen, sichert der Maßnahme des Herrschers die Befolgung seitens des Volks. Und wo der Mufti selbst Bedenken trägt und die Verantwortlichkeit scheut, da wird in der Noth frischweg zum Herrgott die Zuflucht genommen, dieser als direkter Veranlasser der Maßregel hingestellt und auch für die Folgen verantwortlich gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungen eines Halbasiaten.

I. Hersch der Jing.

Es mögen etwa dreißig Jahre her sein, daß sich eine Szene abspielte, welche, in so zartem Alter ich mich auch damals befand, sich meinem Gedächtnisse so lebhaft eingeprägt hat, daß ich sie heute noch ganz deutlich vor mir sehe.

Ein furchtbar strenger Winter war es, wie man ihn nur im Osten, in den rumänisch-russischen Grenzgegenden kennt. Der Sturm heulte sein wildes Lied und dichte Schneeflocken, die sich in der eisig kalten Luft zu förmlichen Eisstücken zusammenballten, flogen an die Fensterscheiben, daß diese erklirrten und man drinnen in der Stube sich wie in einer vom Feinde gestürmten Festung vorkam. Aber so grausig-unheimlich die Elemente draußen tobten, so traulich-behaglich fühlten wir Kinder uns, die wir um den langen, fast eine halbe Wand einnehmenden Kachelofen, der eine angenehme Wärme ausströmte, herumhockten, um den Erzählungen der Mutter zu lauschen.

Für uns kleines Volk gab es überhaupt nichts Angenehmeres, als solche stürmische Winterabende; je schlimmer die Elemente tobten, um so traulicher war es drin in der hellerleuchteten, wohldurchwärmten Stube; keines von uns hätte es gewagt, durch irgendeine Unart die gute Laune der Mutter zu trüben, aus Angst, um die für uns in Aussicht stehenden Genüsse zu kommen. Allerhand Geschichten wurden da erzählt, auf die wir stets mit der größten Spannung lauschten, und da gewöhnlich diese geistigen Annehmlichkeiten auch noch durch leibliche, meist durch frisch gebratene Aepfel gewürzt wurden, so hüteten wir uns wohl, solche auf's Spiel zu setzen.

So warteten wir auch heute darauf, daß die stets geschäftige Mutter uns um sich versammeln sollte. Endlich kam der ersehnte Augenblick, wir gruppirten uns um sie herum, aber mit dem Erzählen wollte es diesmal garnicht so recht von statten gehen, — die Mutter schien gegen ihre sonstige Gewohnheit etwas zerstreut, unterbrach sich öfter, um bald mit dem ab- und zugehenden Dienstmädchen zu sprechen, bald blickte sie ungeduldig nach der Thür oder horchte auf den recht unheimlich pfeifenden Sturmwind; endlich schien sie ihre Unruhe nicht mehr bemeistern zu können, und sie begann, gegen das im Zimmer beschäftigte Mädchen über das ungewöhnlich lange Ausbleiben des Vaters recht ängstlich zu klagen: wo er nur heute so lange bleibe, das Wetter wäre denn doch gar zu arg, man habe jüngst von so vielen Unglücksfällen gehört, die Wölfe, vom Hunger getrieben, sollten sich sogar schon bis in die Stadt hineingewagt haben, und dergleichen mehr.

Uns Kindern wurde es bei diesem Gespräch gar unheimlich zu Muthe und es überlief uns eine eigne Angst; auch wir fingen an zu fragen, wo nur Vater so lange bleiben möge? — —

Mit dem Erzählen war es für heute zu Ende, — eine peinliche Pause trat ein; da uns die Mutter auf unsere wiederholten zudringlichen Fragen nur halbe Antworten gab, wurden wir endlich ganz stille und niemand wagte ein Wort zu sprechen. Gespannt horchten wir alle auf, ob sich nicht die wohlbekannten Tritte hören ließen. So mögen wir eine lange bange Stunde zugebracht haben; so oft der Sturm an den Thüren rüttelte, glaubten wir den Vater eintreten zu sehen, und enttäuscht horchten wir von neuem auf. Endlich, endlich — und diesmal glaubten wir den festen Schritt des Vaters deutlich zu vernehmen — ging die Thür auf und richtig, da stand er vor uns. War das ein geräuschvolles Umringen, ein Zujubeln, kaum daß wir ihm Zeit ließen, sich aus der Pelzumhüllung herauszuarbeiten.

„Laßt mich doch ein wenig, ihr Kinder; — hier bring' ich auch etwas für euch!" Dabei zerrte der Vater eine kleine, in erbärmliche Lumpen gehüllte, zitternde Gestalt hinter sich her, und auf dieselbe zeigend, sagte er, zur Mutter gewendet: „Der Kleine da gehört zunächst dir, lasse ihn vor allem sich etwas erwärmen, denn ich glaube, er ist schon mehr als halb erfroren."

Wir sprangen auf den Kleinen zu, beguckten und betappten ihn mit der den Kindern eignen Neugierde; doch ließ man uns nicht lange dieses Vergnügen, die Eltern ordneten das Nöthigste an, um den kleinen, fast ganz erstarrten Vagabunden im wahrsten Sinne des Wortes aufthauen zu lassen.

Man kann sich wohl denken, daß wir den Vater mit Fragen über den mitgebrachten Gast bestürmten, doch half uns alles nichts, wir mußten unsere Ungeduld bezähmen, und erst, als wir alle gemüthlich beim Abendbrot saßen und der Samowar zur Bereitung des Thees, der an keinem Winterabende fehlen durfte, aufgestellt war, begann der Vater zu erzählen, wie er, bei einem Geschäftsfreunde länger als gewöhnlich aufgehalten, in raschen Schritten durch die menschenleeren, finstern Straßen über den Marktplatz nach Hause eilend, bei dem furchtbaren Pfeifen und Sausen des Schneesturmes ein Aechzen und Wimmern zu hören glaubte, — erst habe es ihm geschienen, als sei es nur der Wind, aber je weiter er gekommen sei, um so näher und deutlicher habe er eine menschliche Stimme vernommen, und als er um die Ecke in eine Seitengasse einbog, habe er deutlich, so schwach und unartikulirt die Stimme auch geklungen, doch erkannt, daß es ein menschliches Wesen sei, das nach Hülfe rief.

Von einer Straßenbeleuchtung hatte man damals in der Hauptstadt einer im fernen Osten gelegenen k. k. österreichischen Provinz noch sehr primitive Begriffe, und es kostete nicht wenig Mühe, den Inhaber dieser Stimme im Dunkeln ausfindig zu machen; nach vielem Herumspähen entdeckte er endlich, in einem Winkel zusammengekauert, eine Gestalt, die nur noch mit Mühe einige unverständliche Laute hervorstöhnen konnte; rasch nahm er den kleinen Kerl unter seinen Pelz. „Jetzt", schloß er diesen kurzen Bericht, „jetzt wollen wir sehen, ob er schon im stande ist, ein Glas Thee zu sich zu nehmen." — Nun wurde der Kleine in die Stube gebracht, und es war zu verwundern, wie schnell er sich erholt hatte. Nachdem man mit ihm Schneereibungen und Waschungen vorgenommen, ihm frische Wäsche und Kleider angelegt, entpuppte er sich als ein garnicht übler Bursche von etwa zwölf Jahren, der uns mit seinen schwarzen Augen zwar etwas scheu, aber immerhin recht vergnüglich anblickte.

Man reichte ihm Thee und warmes Essen, aber wir Kinder ließen ihm keine Ruhe und konnten es garnicht erwarten, ein Verhör mit ihm anzustellen. Die Eltern verwiesen uns diese leicht erklärliche Unart. Erst nach einer Weile, als ihn der Vater durch freundlichen Zuspruch zutraulich gemacht, erzählte er kurz und schlicht, daß er von weit, weit herkomme, schon viele Tage unterwegs sei, erst in Gesellschaft eines älteren Mannes und mehrerer anderer Knaben, später, als ihnen der ältere Begleiter die einzuschlagende Richtung angegeben, verließ derselbe die Kinderkarawane; einige von der Gesellschaft zerstreuten sich unterwegs, der eine und der andere wäre erschöpft zurückgeblieben, etliche richteten ihre Schritte nach einer beliebigen Dorfhütte, er und noch zwei andere hätten es am längsten ausgehalten. Da sie die Hauptstadt erreicht hatten und da ein Unterkommen suchen wollten, habe jeder von ihnen einen andern Weg eingeschlagen und — das Weitere wußten wir ja.

„Also wieder russische Militärflüchtlinge," erklärte der Vater, nachdem wir den Bericht mit Interesse angehört hatten, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Die Mutter, die still und in sich gekehrt zugehört, hatte Mühe, die Thränen zu unterdrücken, und auch wir Kinder fühlten den tieftraurigen Inhalt heraus und schmiegten uns ängstlich und fest an die Eltern.

Ja, der kleine, halbwüchsige Junge, der noch vor einer Stunde Gefahr lief, zu einem Eisklumpen erstarrt, jämmerlich umzukommen und den hungrigen Wölfen eine willkommene Beute zu werden, war ein Militärflüchtling. Noch heute überläuft es mich eiskalt, wenn ich an jene unsäglichen Jammerszenen zurückdenke, die sich so häufig vor unseren Augen abspielten. — Heute, wo das Interesse für die Vorgänge im Osten von neuem erwacht ist, wo wir die unglaublichsten, aber aktenmäßig festgestellten Berichte über die russischen Bekehrungsarbeiten in Polen lesen, wo wir hören, wie die Militärrekrutirungen dort in brutalster Weise vorgenommen werden, drängt sich die Erinnerung an jene Erlebnisse von neuem auf. — —

Das große, weite, heilige Zarenreich brauchte immer gar viele Soldaten; damit ihm aber dieses unentbehrliche Menschenmaterial ja nicht entgehe, werden von Zeit zu Zeit, und in der Regel nächtlicher Weile, besonders die jüdischen Bewohner unserer benachbarten Gouvernements, von einem Trupp Kosaken überfallen; die Knaben im Alter von 10 bis 12 Jahren, in der brutalsten Weise dem Elternhause entrissen, schleppt man unter Flüchen und Drohungen weg, weit in die entlegensten Bezirke, um zum Kriegsdienst herangedrillt zu werden.

Ein so dem heimatlichen Boden entrissener Knabe war dann für die Seinigen für immer verschollen, keine Kunde kam je den bejammernswerthen Eltern von dem nicht minder beklagenswerthen Kinde zu; wer nicht durch Krankheit von den Strapazen hinweg-

gerafft wurde, der ging moralisch zugrunde, verhärtete und verknöcherte an Leib und Seele, — das zarteste Kindergemüth mußte unter den rohen, betrunkenen, wüsten Kriegsknechten in der öden Steppe total verkümmern. Was wunder, wenn die armen Eltern, von zwei Uebeln meist das kleinere wählend, die Kinder über die Grenze schicken, sie so dem barmherzigen Zufall überlassend, — kam doch noch zu dem Schmerze, den Sohn für immer zu verlieren, das religiöse Bedenken, denn selbstverständlich nahm sich der Moskowiter auch noch des Seelenheils der Kinder an und führte sie zunächst seinem heiligen Glauben zu.

Wie in Rußland nun aber fast alles für den Rubel, der sich allerdings in neuerer Zeit mehr auf Reisen, als im Lande selbst befindet, zu haben ist, so wurden für Geld auch manche Regierungsgeheimnisse ausgeplaudert. Kaum wurde eine solche Rekrutirung ausgeschrieben und im stillen die landesübliche, nächtliche Razzia vorbereitet, so bekamen schon die Gemeindevorsteher davon Kenntniß, die Schreckenskunde durchlief den ganzen Ort. Die unglücklichen Bewohner, deren Kinder in Gefahr kamen, weggeführt zu werden, jammerten und wehklagten; indessen blieb keine Zeit übrig zu solchem fruchtlosen Gejammer, hier mußte rasch entschlossen gehandelt werden. Eiligst wurden die kleinen, unglücklichen Geschöpfe in irgendein Gemeindelokal zusammengetrieben, in kleine Trupps vertheilt und einem Agenten übergeben, der sich fast ausschließlich mit diesem Metier befaßte, um die Gesellschaft über die Grenze in Sicherheit zu bringen. Ein Theil wurde nach der benachbarten Moldau, ein Theil nach unserer Gegend dirigirt.

Eine solche Auswanderertruppe mußte behutsam vorgehen; unterwegs von mitleidigen Bauern beherbergt und versteckt gehalten, schlichen sie sich allmählich um die langgestreckten Grenzlinien, und da so mancher Aufseher und Wächter freiwillig oder durch einen guten Bakschisch (Trinkgeld) bewogen, ein Auge zudrückte, so kamen sie meist wohlbehalten aus dem Bereiche des — Vaterlandes.

Was mögen das für Abschiedsszenen gewesen sein! — —

Wie so traurig klangen die uns allen wohlbekannten melancholisch-eintönigen Lieder, die irgendein Volkspoet der grausamen Situation angepaßt hat, sangen sie doch bei uns alle, groß und klein. Da war mit lebhaften Farben geschildert, wie sich die schauerliche Mähr von der bevorstehenden Rekrutirung verbreitete, wie die Eltern den davonziehenden Kindern alle guten Lehren wieder und wieder einprägten: der Angehörigen in der Fremde zu gedenken, festzuhalten an dem Glauben der Väter, und endlich unendliches Jammern, unendliches Klagen der Eltern und Geschwister. — — Wer einmal diese monotonen Melodien der herzbewegenden Klagelieder gehört, dem gingen sie durch Mark und Bein — sie zu vergessen, vermag man nicht sobald.

Und erst die Geschichten von verlorenen und nach Jahren wieder zusammengetroffenen Geschwistern, Eltern oder sonstigen Angehörigen, was war das für ein Wiederfinden. Ein alter, verwitterter Soldat kommt nach einer Dorfkretscham (Wirthshaus), läßt sich unter Poltern und Fluchen für ein paar Kopeken Wuttki geben, unterhält sich mit der Schänkerin über dies und das und sie erkennen sich schließlich als Geschwister oder sonstige Verwandte. Heimlich und im Flüsterton gesteht er, daß er noch treu dem Glauben seiner Väter anhänge, daß er so manchen Feiertag, so manchen Jom Kippur mit anderen Kameraden, die sich als Glaubensbrüder zusammengefunden, insgeheim gebetet und gefastet, und was dergleichen Geschichten mehr sind, die sich das Volk zur eignen Befriedigung in seiner Phantasie aus Wahrheit und Dichtung willkürlich zusammenreimt.

Da soll sich einmal da oben im Kaukasus, mitten im heißesten Gefecht, fast eine halbe Kompagnie Soldaten geweigert haben, mitzuthun, heute an einem hohen Festtage. Der Vorgesetzte, aufgebracht und wüthend über solch' eine unerhörte Insubordination und noch mehr darüber, daß die längst dem heiligen Glauben angehörigen „Judenhunde" wieder zu dem alten Firlefanz zurückgekehrt seien, befahl, sie augenblicklich niederzumachen. — — Da tritt als Deus ex machina ein höherer Offizier heran, läßt sich den Vorgang berichten und — ordnet eine regelmäßige Untersuchung an, um die Sache zu verschieben und die armen Kerle vollends zu retten. Selbstverständlich ist dieser edelmüthige Mann auch ein ehemaliges geraubtes Judenkind, dem alte Erinnerungen vorschwebten. Hat ihn doch ein besseres Loos getroffen, hübsch von Gesicht und anstellig, wußte er sich bei seinen Vorgesetzten allmählich in Gunst zu setzen, und als gar eine Dame der höheren Militäraristokratie Gefallen an ihm fand, — da war sein Glück gemacht.

Solche und ähnliche Geschichten wußte bei uns jedermann zu erzählen, und mit einem besondern Wohlbehagen kultivirt man solche Märchen und Sagen in der Küche, in der Gesindestube; bestand doch der größte Theil des männlichen Dienstpersonals aus derartigen Ueberläufern, wie unser auf der Straße aufgelesener Findling einer war.

Wie manche von ihnen haben sich sowohl in unserer Gegend, wie in der Moldau, Walachei, Galizien zu tüchtigen, wackeren Männern herangebildet, besonders in der Moldau besteht ein großer Theil der jüdischen Bevölkerung aus solchen Leuten; es gibt dort tüchtige Handwerker, Kaufleute und so manche wohlhabende Familie, deren Oberhaupt einstmals, wie unser Hersch (das war der Name unseres neuen Hausgenossen), auf der Straße im verwahrlosten Zustande aufgefunden wurde.

Unser Hersch machte sich bei uns im Hause bald nützlich und uns Kindern als Spielkamerad unentbehrlich, er zeigte sich besonders anstellig und gewandt, und rasch erklomm er das höchsterstrebte Ziel seines Ehrgeizes: den Kutscherbock. Um seine Stellung als bevorzugter Diener genauer zu bezeichnen, nannten wir ihn „Hersch, der Jing", der Privatdiener.

Ueber das weitere Schicksal dieser wirklich interessanten Persönlichkeit ein nächstes mal.

E. vom Pruth.

Hochzeitsgebräuche auf Creta. Es ist eigenthümlich, wie fest im Volke das Alte, Hergebrachte wurzelt und wie wenig im Laufe der Jahrhunderte äußere Veränderungen und politische Gestaltungen auf das innere Volksleben einwirkten, ja wie selbst Religionsveränderungen die Erinnerung an alte Gewohnheiten und Gebräuche nicht verwischen, sondern ihnen höchstens Zusätze bringen konnten. Das zeigt sich besonders bei allen freudigen und traurigen Vorkommnissen des Familienlebens — weniger in den Städten, mehr auf dem Lande, weniger in stark bevölkerten, dem allgemeinen Verkehr zugänglicheren, mehr in solchen Gegenden, deren Charakter ein abgeschlossener ist, weniger in sogenannten civilisirten Ländern, als in solchen, in denen die Kultur noch nicht alle Welt beleckt hat.

Recht deutlich sehen wir dies bei den Hochzeitsgebräuchen der griechischen Landbevölkerung auf der Insel Creta, bei denen trotz des vielfachen Wechsels in der politischen Herrschaft und des christlichen Beiwerks der poetische Sinn des Alterthums noch unverloren ist.

Obschon die Verabredung der Eheschließung in der Regel durch die Eltern geschieht, so muß doch der bestimmte Bräutigam förmlich um die Braut anhalten. Zu diesem Zwecke wird ein Tag zur Verlobung angesetzt, an welchem sich der Bräutigam mit seinen Verwandten und dem Priester des Ortes in das Haus der Braut begibt, wo sie von dieser an der Thür empfangen, mit Wein und Früchten bewirthet werden, die sie zuerst dem Priester, dann dem ältesten Verwandten, zuletzt ihrem Zukünftigen anbietet. Nach Austausch der Ringe trennt man sich und die Verlobten sehen sich bis zur Hochzeit nicht wieder.

Acht Tage vor der Hochzeit ladet der Bräutigam die Seinen, die Eltern der Braut, ihre Verwandten und Freunde ein; der Bräutigam bestimmt die Trauzeugen, regelmäßig seine Pathen, falls sie noch am Leben. Am Tage vor der Hochzeit versammeln sich die jungen Mädchen des Ortes zur Schmückung des Hauses der Braut. Mit neuem Linnen werden die Zimmerwände bedeckt und mit Zweigen von Orangen, Limonen und Myrthen, sowie mit kleinen Weizenbroden verziert; auf das Bettpfühl werden drei Kränze, aus Dornen, Myrthen und Orangen gelegt. Der erste bedeutet langes Leben und die Erinnerung, daß in demselben Mühen, Sorgen und Beschwerden zu ertragen sind; die beiden andern, daß die Liebe der Verlobten so rein und dauernd sein möge, als die immergrünen Blätter, während die Brodlaibe den Wunsch ausdrücken sollen, daß nie Mangel bei der künftigen Familie einkehren möge.

Zur festgesetzten Stunde des Hochzeittages wird die Braut von ihren männlichen und weiblichen Verwandten und Freunden geleitet und an der Hand zur Kirche geführt, wo der Bräutigam mit seinem Anhang sich bereits eingefunden hat, und sofort beginnt die Trauung des mit Kränzen geschmückten Brautpaares. Kaum, daß der Priester mit den Worten: „Glück und Ehre Euch, die ihr bekränzt seid!" die Handlung geschlossen, so werden die Neuverbundenen mit Myrthen- und Orangenblättern sowie dem Samen der Baumwollenstaude überschüttet, worauf die Glückwünsche der Anwesenden und die Geschenke folgen: und zwar in der Weise, daß zunächst die Eltern der Braut, nachdem sie Bibel, Bräutigam und Braut geküßt, letzterer die in der Regel in Tüchern, Linnen und Geweben bestehenden Geschenke um Kopf, Hals und Schultern schlingen; nach ihnen kommen die Eltern des Bräutigams, zuletzt die Gäste.

Aus der Kirche begibt sich der Hochzeitszug an das elterliche Haus des Bräutigams. An der Thür stehen bleibend fragt die junge Frau

die Mutter des Bräutigams: worin denn ihre Mitgift bestehen solle? worauf von letzterer ein Stück Land, eine Anzahl Oelbäume oder das Haus als Mitgift des jungen Paares genannt wird. Mit dem kleinen Finger der rechten Hand, den sie in ein Gefäß mit Jungfernhonig taucht, macht die junge Frau an die Hausthür vier Kreuze; ein Granatapfel — bei den alten Hellenen schon ein Zeichen der Fruchtbarkeit — wird ihr gereicht, den sie in den Flur des Hauses schleudert, so daß seine zahlreichen, röthlich glitzernden Samenkerne rings verstreut werden, dadurch andeutend, daß die Zahl und der Glanz der Habe, mit der sich das Haus füllen möge, der Zahl der Granatkerne gleiche. Durch die Honigkreuze gibt sie zu erkennen, daß ihre Liebe so heilig, mild, rein und beständig sein solle, als das Symbol ihres Glaubens.

Sind alle diese Ceremonien mit größter Gewissenhaftigkeit vollbracht, dann erst betritt die junge Frau nebst ihrem Mann, unter Nachfolge der ganzen Hochzeitsgesellschaft, das Haus, wo das junge Paar, nachdem es Platz genommen, nochmals unter Absingen von Liedern, b glückwünscht wird. Daran schließt sich der unvermeidliche Hochzeitsschmauß, Tanz und andere Festlichkeiten, welche die ganze Nacht hindurch dauern und je nach den Vermögensverhältnissen der Eltern oft zehn Tage lang fortgesetzt werden. Der Tanz bleibt für die jungen Leute die Hauptsache, doch ist er von unserem paarweisen Tanze sehr verschieden. Eine Anzahl Jünglinge und ebensoviel junge Mädchen fassen sich bei den Händen in rythmischen Bewegungen und Verschlingungen nach den Tönen des eigenen Gesangs oder einer vier- bis fünfsaitigen Leier im Kreise sich drehend.

Dabei ist zu bemerken, daß ganz abweichend von den Griechen des Festlandes nur der männliche Theil der Tanzenden singt, keine Frau und kein Mädchen wird sich am Gesange betheiligen. „Keine achtbare Frau oder Mädchen wird ihren guten Ruf so mißachten, um so etwas Unschickliches zu thun!" antwortet der Sphakiot auf die Frage des Fremden: ob die Mädchen sich nicht auch am Gesang betheiligen? Ländlich, sittlich!

A. M.

Wolfgang Amadeus Mozart. (Porträt Seite 232.) Achtundachtzig Jahre sind verronnen, seit die sterbliche Hülle Mozarts zu seiner letzten Ruhestätte getragen wurde, und heute weiß man nicht mit Sicherheit anzugeben, wo sie liegt, und doch hat der große Tonmeister wie keiner vor und nach ihm es verstanden, mit seinen unsterblichen Schöpfungen das Ohr zu entzücken, den Verstand zu befriedigen und das Herz zu rühren. Die strotzende Kraft des Ausdrucks, die Harmonie der Rhythmen und die Größe und Erhabenheit der Anschauung paart er mit dem allgemeinsten Wirkungsmittel der Musik, der Melodie, welche niemals von der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit und der blühenden Farbenpracht seiner Instrumentation überwuchert oder gar erdrückt wird. Dunkle Farben und grelle Lichteffekte finden wir in keinem Tongemälde dieses Raphael der Musik. Und doch liegt in diesen unerreichten Gebilden ein Totalton menschlicher Empfindungsweise, die ganze Stufenleiter der Gefühle von dem zartesten bis zu dem gewaltigsten vollständig beisammen, und, was die Hauptsache ist, klar und offen nicht nur für den Musikgebildeten, sondern für jedermann. Dies ist der bewunderungswürdigste Vorzug seines eminenten Genies, den keiner seiner Epigonen in so konsequenter Weise erreicht hat. Der weise, besonnene Meister wird fälschlich als das einfältig-glückliche Kind dargestellt, dem ohne Beihilfe bewußten Denkens und Wollens seine organischen Tongebilde im Traume bescheert worden sind. Sein Bildungsgang und namentlich seine Briefe, in welchen sich seine Beobachtungsgabe und scharfer Verstand auf's unverkennbarste dokumentiren, sollten längst diesen abgeschmackten und irrthümlichen Glauben zerstört haben. Das Schicksal hat ihm eine ausnahmsweise Altersrechnung zugetheilt, aber der Genius ersetzte durch unbegreiflich schnelle Ausbildung seiner wunderbaren Fähigkeiten, was ihm an Jahren entzogen war. Als Knabe war er Jüngling, als Jüngling Mann und der Greis, der nur Zeuge der Abnahme seiner geistigen Fähigkeiten und oft der Zerstörer seines eigenen, früher erworbenen Ruhmes ist, wurde ihm erspart. Die Dornenkrone der Berühmtheit blieb ihm aber, wie den meisten Geistesheroen, nicht erspart, denn nur spärlich streute das Glück Freudenblumen auf seinen kurzen Lebenspfad. Wolfgang Amadeus Mozart wurde als Sohn eines erzbischöflichen Kapellmeisters am 27. Januar 1756 in Salzburg geboren. Schon als dreijähriger Knabe beschäftigte er sich stundenlang mit dem Zusammensuchen der Terzen am Klavier. In seinem sechsten Jahre diktirte er seinem Vater eine Komposition; im Klavierspiel war er soweit vorgeschritten, daß er noch in demselben Jahre mit seiner zwei Jahre älteren Schwester Maria Anna sich in Konzerten hören ließ. Der kleine Virtuose hat zu dieser Zeit in München und Wien enormen Beifall geerntet, aber der Beifall der urtheilslosen Menge war ihm gleichgiltig, er wollte nur vor Kennern spielen. In Wien lernte er ohne Anleitung die Violine spielen und trieb, ebenfalls als Autodidakt, mathematische Studien. Mit zehn Jahren komponirte er die erste Klaviersonate, welche in Paris im Jahre 1766 im Druck erschien. Mit zwölf Jahren verfaßte er seine erste Oper, die er „La finta semplice" („Die einfache Falle") betitelte. Obzwar das Werk von Kaiser Joseph dem Zweiten bestellt, vom Kapellmeister Hasse und dem Dichter Metastasio sehr beifällig aufgenommen war, wurde es aus heute noch unbekannten Gründen nicht aufgeführt. Mit dreizehn Jahren wurde Mozart zum Konzertmeister am salzburgischen Hofe ernannt. Bald wurde ihm aber dieser Wirkungskreis zu enge und er reiste ein Jahr später nach Italien, um in Bologna, Rom und Neapel neue Triumphe zu feiern. Diese aufreibende Thätigkeit, verbunden mit unausgesetzten Studien der Kompositionslehre, worin Bach, Händel und die italienischen Meister seine Vorbilder waren, legte den Keim zu seinem frühzeitigen Tode. Die Freuden der Kindheit hat ihm seine früherwachte Intelligenz verkümmert, aber trotz seiner Berühmtheit bewahrte Mozart seine kindliche Bescheidenheit. Mit 14 Jahren dirigirte er die in Mailand komponirte Oper „Mithridates", welche derart gefiel, daß sie zwanzigmal hintereinander aufgeführt wurde. Mit 17 Jahren wurde er mit dem päpstlichne Orden und dem Diplom der philharmonischen Akademie in Bologna und Verona ausgezeichnet. Nach Salzburg zurückgekehrt komponirte er vier Opern und verschiedene Messen. Die unwürdige Behandlung von seiten des Erzbischofs, der den genialen und weltberühmten Künstler an einem Tische mit dem Hofgesinde essen ließ, trieben ihn immer wieder in die Welt hinaus, aber vergebens bemühte er sich in München, Mannheim und Paris um eine Anstellung. Im Jahre 1781 siedelte er nach Wien über, wo er kümmerlich vom Ertrage seiner Kompositionen und seines Musikunterrichtes lebte, trotzdem die für München bestellte Oper „Idomeneo" großartigen Erfolg errang. Im Jahre 1782 schrieb er „Belmonte und Constanze oder die Entführung aus dem Serail". „Zu schön für unsere Ohren und gewaltig viel Noten, lieber Mozart!" sagte Kaiser Joseph, worauf der freimüthige Künstler erwiderte: „Gerade soviel, Eure Majestät, als nöthig sind." Ein Jahr später verheirathete sich Mozart mit Konstanze Weber und hungerte zu Zweien. 1785 schrieb er in sechs Wochen sein Lieblingswerk „Figaros Hochzeit". Die Wiener fanden die Musik für eine komische Oper zu schwer, und der erzürnte Meister floh nach Prag, wo er im Jahre 1787 nicht nur die Krone seiner Meisterwerke, sondern die Krone aller Opern „Don Juan" schrieb. Drei Jahre später schrieb der Unermüdliche auf einer Reise Wien-Prag-Dresden-Leipzig-Berlin die Oper „Cosi fan tutte" („Die Schule der Liebenden"). Trotz der Gunst des Kaisers blieb er zeitlebens Kapellmeister mit achthundert Gulden Gehalt. Für seinen in Schulden gerathenen Freund, den Theaterdirektor Schikaneder, komponirte er die Oper „Die Zauberflöte". Außer den Opern „Titus" und „Lucio Sylla" schrieb er die herrlichsten Klaviersachen, Sonaten mit und ohne Begleitung, die nur dem Namen nach anzuführen uns der Raum verbietet, aber alles bis in's Kleinste trägt nicht nur den Stempel Mozart'scher Subjektivität, sondern auch scharfer Plastik und ausgeprägten Charakters. Im Jahre 1791 bestellte ein Graf Waldberg bei dem lebensmüden Meister ein „Requiem". Es war seine letzte, aber unvollendete Arbeit. Noch in seinen letzten Phantasien mit dieser Komposition beschäftigt, starb er am 5. Dezember 1791 im siebenunddreißigsten Jahre seines Lebens. Fünfzig Jahre hat es gedauert, bis sich die Vaterstadt Salzburg seiner erinnerte und ihm ein würdiges Denkmal durch Schwanthalers Meisterhand errichten ließ. Auch seine muthmaßliche Ruhestätte in Wien ziert ein bescheidenes Monument. Das schönste Andenken seines ruhmreichen Wirkens sind seine Werke, die in unzähligen Aufführungen das Herz der Zuhörer erfreuen. Soeben ehrt sich und den 123. Geburtstag des Meisters die Direktion des Leipziger Stadttheaters durch Vorführung einer Auswahl seiner Opern, und zwar der „Zauberflöte", der „Entführung aus dem Serail", des „Don Juan" und „Figaros Hochzeit". Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, daß der Hunger der beste Führer zur Ruhmeshalle ist. Trotzdem, daß Mozart schon seine Zeitgenossen, wie Haydn, für den größten Komponisten erklärten und Gluck auf ihn stolz war wie ein Vater auf seinen gefeierten Sohn, hinterließ er seiner Familie nur seinen Ruhm und seine — Schulden.

Dr. Max Trausil.

El camino de palos (der Weg aus Baustämmen) **im Paramogebirge.** (Bild Seite 233.) Stetig vermehrt sich die Zahl der Pioniere der Wissenschaft, jener kühnen Männer, welche weder Gefahr noch Entbehrungen scheuen, um durch Erforschung unbekannter Länder die Kenntniß des Erdenrundes zu vervollkommnen und dem Handel sowie der Industrie neue Absatzgebiete zu eröffnen. Unser Bild stellt eine Szene aus dem Tagebuche eines solchen friedlichen Eroberers von Neu-Granada, dem nordwestlichen Theile Südamerikas, vor. Edouard André hat unter unsäglichen Mühseligkeiten das wenig bekannte Gebiet der Bogota-Indianer, welche die östlichen Ausläufer der Cordilleras de los Andes, das sogenannte Paramogebirge bewohnen, bis zu der höchstgelegenen menschlichen Ansiedelung, Fusagasuga, einem 1807 Meter über der Meeresfläche liegenden Paradiese der Faulheit und des Schmutzes, durchwandert. Es ist erstaunlich, was zur Ausrüstung eines Reisenden in jenen tropischen Gegenden gehört, welche wegen ihres üppigen Pflanzenlebens, aber auch wegen ihrer fiebererzeugenden Versumpfung bekannt sind. Außer großen Lederhosen (zamarros) und der ruana, welche dem peruanischen Poncho entspricht und allgemein aus einem Stück Zeug mit einem Loche in der Mitte, durch welches man den Kopf steckt, besteht, führt der Reisende ein Tuch mit sich, um das Gesicht und namentlich die Lippen gegen Staub zu schützen. Auf dem Filzhute trägt er die Fonda, ein Gummituch, von welchem der Regen ablauft, und vor sich auf dem Sattel, zusammengerollt und festgeschnallt, den bayeston zum Schutze gegen Regen und nächtliche Kälte. Außerdem ladet er dem Maulthier meist noch einen Reisesack auf, welcher sein kleines Gepäck und Mundvorrath enthält. Kupferne Steigbügel in Schuhform und ditto Radsporen sind unerläßlich, denn mit aller Kraft muß der Reiter sein Thier antreiben können, wenn es im Schlamm versinkt, wenn ein

Baumstamm den Weg versperrt oder wenn es gilt, von einem Felsen zum andern zu springen, Dinge, welche täglich wohl hundertmal vorkommen. Nehmen wir dazu noch die Flinte, die Botanisirtrommel, das Waldmesser und die Pistolenhalfter, in deren Bauch das Tagebuch, trigonometrische Instrumente, ein Farbenkasten, ein Kalender, ein geologischer Hammer, ein Revolver, einige Stücke Chokolade, Feuerzeug und Cigarren Platz gefunden hatten, so ist die Ausrüstung des Naturforschers, wie er sich im Vordergrunde unseres Bildes präsentirt, fertig. Hinterher kommt der Repräsentant des komischen Elementes, der Diener Jean Nötzli, mit dem Barometer, der stets aufrecht gehalten werden muß, was bei dem halsbrecherischen Knüppeldamm im Hintergrunde keine leichte Aufgabe ist. Besagter Jean Nötzli, ein biederer Elsässer, wie schon sein Name verräth, war unbewaffnet, aber dafür der Träger von hundert Kleinigkeiten. Unter andern trug er einen großen Zinkbehälter, in welchen sein Herr von Zeit zu Zeit das, was er gesammelt, entleerte, eine Zange zum Ergreifen von Schlangen, einen Schmetterlingsfänger, eine Raupenscheere, einen Beutel zur Aufnahme lebender Pflanzen und anderes mehr. Vier rüstige Lastthiere waren mit dem Zelte, Konservebüchsen, Hängematten, Zink- und Holzkästen, Blech und Zinn zum Löthen, einigen Kleidern, Mosquitonetzen und den präparirten Sammlungen beladen. Hören wir, wie es der Expedition auf dem Wege von Paramo de San Fortunato nach Fusagasuga erging. Schon am Fuße des Paramo, boca del monte, begannen die Widerwärtigkeiten. Die Wege stiegen zu Abhängen, die der Regen schlüpfrig gemacht hatte. Stundenlang mußten die Reisenden die sonderbarsten Balancirkünste vollführen, während die Maulthiere unaufhörlich in den Koth einsanken und unter ihrer Last niederstürzten. Unweit des höchsten Punktes des Paramo liegt eine Art Haltepunkt, ein ziemlich großer, flacher Rasenplatz, Contadero genannt, wo Menschen und Thiere gezählt werden. Nicht selten fehlen welche beim Appell. Mit Grausen sahen hier die Reisenden die ersten Absätze einer Felsenstiege von 2400 Meter Höhe, auf welcher sie nach Fusagasuga hinunterzusteigen hatten. Anfangs ging alles gut; aber plötzlich erscholl das Geschrei des Peone (Führer): „Caballeros, cuidado! El camino de palos!" (Achtung, ihr Herren! Der Weg aus Baumstämmen!) Es war ein Abhang von 35—45 Grad Steigung, welcher aus schlüpfrigem Thon und durch den Regen aufgeweichtem Torfe und schwarzem Humus bestand. Hier wäre jede Passage vollkommen unmöglich, wenn nicht die Eingeborenen — der Staat thut nichts dergleichen — Baumstämme gefällt und sie einen neben den andern quer über den im Zickzack verlaufenden Weg gelegt hätten. Leider verwendet man dazu keine Stämme von Bäumen, sondern von baumartigen Farren, was einen sonderbaren Anblick gewährt. Es sind große Säulenschäfte, schwarz, runzelig, behaart, geringelt durch die Spuren, welche die abgefallenen Blätter hinterlassen haben; ab und zu hatte ein Stamm noch Leben und ließ zur Seite der merkwürdigen Dielung lustig sein zierliches Laub aufschießen. Diese Wegebesserung ist solange ausreichend, solange die Stämme nebeneinander liegen bleiben; aber solcher Zustand dauert nur ein paar Tage, worauf durch die Fußtritte der Maulthiere und den aufweichenden Regen die Treppe ihren Zusammenhang verliert und einem wirr durcheinander geworfenen Holzstoße oder einer Riesentreppe, deren Stufen ein Erdbeben auseinandergerissen hat, gleicht. Und dieser schreckliche Marterweg zieht sich einige Kilometer hin. Ohne Unterlaß stürzten André's Thiere zu Boden, so daß sie triefend und kothbedeckt unten anlangten und den großen Wald baumartiger Farren betraten. Derselbe bot aber einen Anblick dar, welcher die ausgestandenen Mühen vergessen ließ. In bläulichem Nebel, welcher an die Stelle des Regens getreten war, zeigten sich tausende jener herrlichen, unvergleichlich zierlichen Gewächse mit ihren Federkronen, die denen von Palmen gleichen. Es waren wirkliche Bäume von 10—15 Meter Höhe, die aus einem Teppiche von Kryptogamen emporwuchsen. Nachdem die Reisenden mehrere Stunden durch diesen zauberhaften Wald geritten waren, vollzog sich ein Wechsel in der Vegetation. Durch vermehrten Glanz und Mannichfaltigkeit offenbarte sich die Nähe der Terra caliente (heiße Zone) und die Farne verschwanden von nun an im Dunkel des Unterholzes. Bald darauf brach ein Ungewitter los, das den dichten Urwald erzittern machte und die Bäche zu mächtigen Flüssen anschwellen ließ. In dem sintfluthartigen Regen und undurchdringlicher Finsterniß wurde André von den Maulthieren und deren Führern getrennt. In voller Nacht, ohne Führer, bei jedem Schritte ausgleitend, sein müdes Thier hinter sich herziehend, suchte er Fusagasuga zu erreichen. Anderthalb Stunden dauerte dieser unheimliche Nachtmarsch, ehe sich die ersten Lichte des Ortes zeigten. In einem alten, halbbedeckten Stalle haben die bis auf die Haut durchnäßten Reisenden Unterkunft gefunden. Zwei Stunden später hatte André noch die Freude, sein Gepäck mit den Maulthieren und Führern ankommen zu sehen. Das sind die Leiden und Freuden eines Naturforschers.

Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Stuttgart. J. S. Die sogenannten „Mitesser", jene schwarzen Stippchen in der Haut, welche sich bei einem Druck auf dieselbe, namentlich der Nase, wurmartig herauspressen lassen und einen schwarzen Kopf haben, sind keine Thiere, sondern das Sekret der Hauttalgdrüsen, welches an der Ausführungsstelle derselben verhärtet und durch Schmutz eine dunkle Färbung annimmt. Ihr Sitz ist namentlich da, wo Berührungen des Körpers mit Schmutz und Schweiß besonders vorkommen, und man kann daher ihre Zahl durch fleißiges Waschen mit warmem Wasser und schwarzer Seife, mit welch' letzterer die betreffenden Stellen eingerieben werden, wesentlich beschränken. Mitunter hält sich in diesem Hauttalg eine mikroskopische Milbe auf, der Acarus folliculorum (Haarsackmilbe), welche Anlaß zu kleinen Geschwüren, den sogenannten Finnen gibt. In diesem Falle muß das Gesicht nach obiger Waschung mit Salzwasser abgerieben werden, oder mit einer Lösung von einem Theil unterschwefligsaurem Natron in zehn Theilen Wasser.

Abonnent in K. Nach Hiebwunden zurückgebliebene Narben im Fleische können, wenn sie tief sind, nur auf operativem Wege einen Ausgleich erfahren: durch Aufschärfung der Narbenränder und eine neu anzulegende Naht, welche die Ränder zusammenzieht.

Mecklenburg. M. D. Gegen Epilepsie sind so viele unnütze Mittel empfohlen worden, daß es sich nicht der Mühe lohnt, über das im großherzoglichen Archive zu Schwerin aufbewahrte Rezept gegen Epilepsie sich den Kopf zu zerbrechen. Das dort verschriebene Mittel besteht aus neun Theilen Päonienwurzel, einem als heilkräftiges Medicament ganz veralteten Mittel, und einem Theil kohlensauren Kali. Alle Fälle dieses Leidens, bei denen sich in den Zwischenräumen geistiger Verfall bemerkbar macht, sind schwer oder garnicht heilbar, denn es liegen dann gröbere organische Veränderungen im Gehirn zugrunde. Ebenso sind die Aussichten schlecht, wenn der Kranke schon über 100 Anfälle gehabt hat, wie denn überhaupt von den leichteren Formen höchstens ein Viertheil der Kranken geheilt wird. Doch verdienen das Bromkali, das Atropin, das Curare, der Höllenstein und andere Mittel mehr Vertrauen als die Päonienwurzel.

Dr. Meierstein.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. Frau P. W. Unser verehrter Mitarbeiter Herr Rudolf Lavant will Ihnen auf Ihre vor längerer Zeit geäußerten Bedenken bezüglich einiger kleinen Züge in dem Roman „Ein verlorener Posten" brieflich Antwort geben. Theilen Sie uns daher freundlichst Ihre genaue Adresse mit.

Lawrence (Mass. Nordamerika). B. Sch. Obgleich Ihr erster Versuch nicht ganz so gut gerathen ist, daß wir ihn durch die Pforte der „N. W." in die große Welt der Oeffentlichkeit einführen könnten, so dürfen Sie Sich doch nicht entmuthigen lassen — im Gegentheil: Sie haben Talent und werden es bis zur Produktion brauchbarer Kleinigkeiten des Räthselgenres bringen.

Chemnitz. R. F. Eine Biographie Fichte's hat die „N. W." noch nicht gebracht. Wir werden Gelegenheit suchen, Leben und Wirken des interessanten Mannes zu beleuchten, über dessen philosophische und kulturhistorische Bedeutung übrigens die Urtheile der Sachverständigen noch weit auseinandergehen.

X. Tuchscheerer C. Wir haben Ihre Bedenken dem Verfasser des fraglichen Artikels mitgetheilt und ihn gebeten, Ihnen gelegentlich in der „N. W." zu antworten.

Nürnberg. Kunst- und Handelsgärtner H. S. Frdl. Dank. Wird veröffentlicht.

Freiberg. F. N. Ihren Wunsch der Expedition mitgetheilt.

Crimmitschau. C. H. Dergleichen darf nicht so einfach sein. Versuchen Sie einmal, Silbenräthsel zusammenzustellen.

Wilhelmshafen. O. M., **Köln.** J. H. Ihre Bestellungen der Expedition übergeben.

Jassy. D. Dank für die Zusendung der Postkarte. Zu Nutz und Frommen unserer Leser drucken wir dieselbe hier wörtlich ab, mit der Bemerkung, daß dieselbe Antwort gibt auf eine bei der großen leipziger Verlags-, Kommissions- und Sortimentsbuchhandlung F. A. Brockhaus geschehene Bestellung der im Verlage der hamburger Buchdruckerei von Dietz erschienenen „Reichtagsverhandlungen über das Sozialistengesetz" und einiger Einbanddecken der „Neuen Welt". Die Postkarte lautet:

„Leipzig, 7. Januar 1879.

Nachdem ich bis heute vergeblich bemüht war, die von Ihnen gewünschten Hefte der ‚Reichstagsverhandlungen über die Bestrebungen der Sozialdemokratie' aufzutreiben, muß ich Ihnen mittheilen, daß dieselben vollständig vergriffen sind. Ebenso verhält es sich mit den Einbanddecken der ‚Neuen Welt', welche vollständig verkauft sind und von denen weitere Exemplare nicht hergestellt werden.

Hochachtungsvoll p. F. A. Brockhaus."

Die in vorstehendem Schreiben aufgestellten Behauptungen der uns als durchaus achtungswerth bekannten Firma Brockhaus enthalten einen allerdings schwer erklärlichen Irrthum, da bei dem Verlagsgeschäft der „N. W.", der Genossenschaftsbuchdruckerei, niemals die Absicht bestand, die Anfertigung der Einbanddecken einzustellen. Noch merkwürdiger wird die Sache durch die Thatsache, daß sich die Brockhaus'sche Buchhandlung bezüglich der fraglichen Reichstagsverhandlungen gleichfalls im Irrthum befand. Auch diese sind durch die Genossenschaftsbuchdruckerei nach wie vor zu beziehen.

Dresden. H. E. Die Auflösung Ihres Silbenräthsels enthält Namen, für die wir keine Ursache haben, das öffentliche Interesse zu erregen.

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 4. Februar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 21. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

In dem jungen Herzen des also Empfangenen kämpfte der Zorn mit dem Vorsatze, für seine Mutter alles zu dulden, und er gewann es über sich, mit ziemlich sanften Worten zu antworten: „Hochwürden, ich will keine Schonung, nur Gerechtigkeit. Es handelt sich auch nicht um mich, sondern um meine alte Mutter. Geben Sie mir das Armuthszeugniß, bestätigen Sie mir ihre Erwerbsunfähigkeit."

„Da müßte ich eine Lüge unterschreiben!" fuhr der Herr Pfarrer auf. „Die Lene ist nicht erwerbsunfähig, sie hat einen Erwerb und zwar einen sehr guten. Er hat ihr soviel eingetragen, daß sie damit noch ihren faulen Burschen erhalten konnte. Du brauchtest nicht zu verdienen, sie hat dich, wie anständiger und reicher Leute Kind, bis zu deinem fünfzehnten Jahre in die Schule geschickt und hat dir noch Privatstunden geben lassen. Wenn aber das gemeine Volk seine Nase in Dinge steckt, die nicht für dasselbe sind, so trägt das dann seine Früchte."

Franz sagte ihm, daß die Zeit, in der seine Mutter verdienen konnte, vorüber sei, daß sie an Rheumatismus leide und während des Winters oft wochenlang im Bette zubringen müsse. Da fing der Pfarrer aber an, vom himmlischen Strafgericht zu reden, und dem Sohne die Zuchtlosigkeit der Mutter und die Schande des Vaters vorzuhalten, und obwohl Franz demüthig und sanft war, so vermochte er doch seiner Empörung nicht länger zu gebieten, und er fand die rechten Worte, um dieses Benehmen zu bezeichnen, worauf ihm der grimmige Mann Gottes die Thür wies. Franz ging seiner Wege, wohl überzeugt, daß er bei diesem Menschen, und hätte er auch all' den Schimpf geduldig hinuntergeschluckt, doch niemals Milde und Erbarmen gefunden hätte.

Der arme Bursche kam voll Zorn und Bitterkeit nach Hause, er wollte sich Luft machen, er wollte sich aussprechen, als ihm aber die Mutter entgegenkam mit den frohen Augen und dem zärtlichen Blick, da schwieg er. Er hatte nicht den Muth, ihr den Sachverhalt zu entdecken und ihre Hoffnungen zu vernichten. Warum sollte er sie auch vorzeitig betrüben? Und dann, wer weiß, sein Schicksal war noch nicht endgiltig entschieden: die Kommission mußte ein Einsehen haben, sie konnte einem alten Weibe nicht den einzigen Ernährer rauben, und überdies, konnte er nicht seiner körperlichen Konstitution wegen losgesprochen werden? Er war zart und schwächlich gebaut. Erst heute, beim Abschied, versuchte er sie auf die Möglichkeit vorzubereiten, daß er als Soldat zurückkommen könne; da fing aber die Alte dermaßen zu weinen an, daß er sie mit der Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme sogleich zu trösten suchte. Jetzt war er aufgerufen, und er betrat zitternd, in leicht begreiflicher Aufregung den Saal.

Der Soldat stellte ihn unter das Maß und richtete ihn. „Siebenundsechzig Höhe, dreißig Brustweite," hieß es.

„Etwas schmalbrüstig," sagte der Arzt, nachdem er ihn untersucht hatte. — Franz athmete auf.

„Aber deshalb nicht untauglich!" rief der Oberstlieutenant mit großer Bestimmtheit dazwischen. „Untersuchen Sie strenger!" Und dabei warf er dem Regimentsarzt einen Blick zu, der diesem wahrscheinlich den Grad der Strenge anzeigen sollte.

Franz beeilte sich jetzt, die k. k. Kommission darauf aufmerksam zu machen, daß er Anspruch auf gänzliche Befreiung vom Militärdienste habe, da er der einzige Sohn einer erwerbsunfähigen Mutter sei. Er bat die Herren, in die ihnen vorgelegten Papiere Einsicht zu nehmen, der Herr Bürgermeister könne überdies den Sachverhalt bestätigen.

Die Herren sprachen einiges untereinander, dann bemerkte der Herr Bezirkshauptmann in barschem Ton: „Er ist ein vorlauter Bursche, der sich alles nur halb besieht, er müßte sonst wissen, daß der Paragraph des Gesetzes über die Befreiung eines assentpflichtigen Sohnes dahin lautet" (er begann mit schnarrendem Ton den Paragraphen herzusagen): „‚Es hat jedoch nur jener einzige Sohn, Enkel oder Bruder auf die Befreiung Anspruch, welcher ein ehelicher und leiblicher ist,' — Er ist aber kein solcher."

„Ich bin der leibliche Sohn meiner Mutter."

„Ruhe hier!"

„Meine Herren, haben Sie Erbarmen mit einer alten, kränklichen Frau; sie ist dem Elend preisgegeben, wenn Sie mich ihr nehmen, sie muß zugrunde gehen."

„Der Mensch übertreibt offenbar; geben Sie Ihre Meinung darüber ab, Herr Bürgermeister."

„Magdalene Brummer ist nicht existenzlos," bestätigte dieser mit großer Würde, „sie ist ihres Zeichens Wäscherin."

„Genug, untersuchen Sie den Burschen, Doktor."

Es geschah, und hierauf wurde das „Tauglich" über ihn ausgesprochen.

„Wird abgeführt!" befahl der Oberstlieutenant.

Franz stand da wie vernichtet, er athmete mühsam und schwer. Als ihn der Soldat am Arme faßte, fuhr er auf. „Muß ich das über mich ergehen lassen?" fragte er mit einem irren Umhersehen. „Kann man einen Sohn zwingen, seine Mutter zu verlassen, die auf der weiten Welt nichts hat als ihn?"

Der Bezirkshauptmann erhob sich in amtlicher Gravität. „Gegen das Erkenntniß der k. k. Stellungskommission steht Ihm die Berufung an das k. k. Landesvertheidigungsministerium jederzeit offen; aber es wird Ihm nichts nützen, das sage ich Ihm, und so lange die Entscheidung nicht gefällt ist, bleibt er Soldat. Und nun, vorwärts marsch!“

Franz Brummer wankte nach dem Zimmer, den Tod im Herzen. — Die Assentirung nahm ihren Fortgang.

Indessen erwarteten unten vor dem Hause Nandl und die alte Lene mit den übrigen die Zurückkunft der ihrigen. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, es war fast Mittag geworden. Wohl mehr als die Hälfte der Burschen, die hinaufgestiegen waren, waren wieder herabgekommen; sie waren als Wiedergewonnene begrüßt worden und diese Glücklichen hatten hierauf mit ihren Familien den Platz verlassen. Er war deshalb nicht leer geworden; es harrten noch gar viele der Entscheidung. Aber diese konnte nicht mehr lange auf sich warten lassen, man war bei den höchsten Nummern angelangt.

Nandl stand noch immer nahe am Eingangsthor, an die Mauer gelehnt. Die Sonne brannte glühend auf ihren Scheitel, sie fühlte es kaum; sie hatte die kleinen, heißen Hände fest ineinander geschlungen und die dunklen Augen, in denen keine erlösende Thräne glänzte, unverwandt nach der Flur gerichtet. Stefan erschien nicht wieder, auch Franz kam nicht; und die alte Lene betete doch so innig und mit ganzer Seele, und wischte und trocknete dabei die Thränen ab, die unaufhaltsam aus den alten Augen tropften. Die beiden wußten, daß es aus sei, daß sie nichts mehr zu hoffen hatten, und doch konnten sie sich nicht entschließen, fortzugehen; ja, die Lene brachte es nicht einmal über's Herz, einen der Herabkommenden nach ihrem Franz zu fragen, so bangte ihr vor der unumstößlichen Gewißheit, ihn verloren zu haben. Sie hatte weit hinten gestanden, rückte aber allmählich vor und befand sich endlich dicht an Nandls Seite. Die beiden nickten sich zu, dann stieß die Alte die Junge an. „Sie haben ihn,“ sagte sie mit bebenden Lippen; „sie haben ihn genommen, Gott sei mir gnädig!“

Nandl sah sie an mit großen, forschenden Augen, als wollte sie den Grad des Schmerzes in dem Gesichte der Alten studiren. „Sagt mir, habt Ihr ihn lieb, Euren Franz?“ fragte sie mit leiser, seltsam verschleierter Stimme, die trotzdem etwas Herbes hatte. „Sagt mir, lieben überhaupt Mütter ihre Kinder?“

Die Alte sah sie erschreckt an. „Jesus, wie kannst nur so was fragen! Ob ich ihn lieb hab'? Dummes Mädel, nichts geht über ein Mutterherz, und kein anderes Weib wird meinen Franzi jemals so lieb haben, wie ich.“

Eine Nebenstehende, die die Worte gehört hatte, wandte sich ihr zu, es war ein hübsches, rüstiges Weib in sauberer Bauerntracht, sie hieß die Parzerin. „Sie hat recht, Lene,“ sagte sie; „mein' Buben haben's auch oben behalten; der Vater wird's ertragen, und sein Schatz wird ihn vielleicht, Gott weiß, wie bald, vergessen haben, aber ich nicht, und wenn er nicht wiederkommt, so wird's mir das Herz brechen.“ Sie brach in Thränen aus.

Jetzt mischten sich auch noch andere Weiber in das Gespräch, und sie waren alle darin einig, wie hart und schrecklich das sei, daß ihre Söhne jetzt in den Krieg müßten.

„Ach Gott, Kinder geben soviel Arbeit und Müh',“ jammerten sie, „so hundertfältige Sorgen Tag und Nacht, und wenn sie groß geworden sind und tüchtig, und man sich an ihnen erfreuen könnt', dann werden sie uns genommen.“

Nandl sah all' die Weiber der Reihe nach an, in ihrer kleinen Brust arbeitete es, sie wollte reden, aber nur gluckfende Gurgeltöne brachte sie heraus, sie mußte erst ihre Thränen hinunterschlucken, dann aber brach sie in unvermittelter Heftigkeit aus: „Recht geschieht euch, ganz recht, euch allen! Warum laßt ihr sie euch nehmen!“

„Was redet die da! Was versteht der unreife Fratz davon! Unser gnädiger Herr und Kaiser nimmt sie uns.“

„Und ihr gebt sie hin? Haha! Hunderttausende von Müttern geben ihre Kinder hin, und sie haben nichts als Thränen, und sie wissen nichts anderes zu thun, als die Hände zu ringen und müßig und nutzlos zu klagen!? Geht mir! Flennt euch aus, aber sagt nicht, daß ihr eure Kinder lieb habt, und behauptet ja nicht, daß eure Söhne nicht besser geliebt werden könnten, als von euch!“

„Du unverständiges Kind, was sollten wir denn thun?“ fragte die Parzerin, die mit Verwunderung und nicht ohne Theilnahme in das erregte Gesicht und in die leidenschaftlichen Augen der Kleinen gesehen hatte. Nandl trat näher, sie ergriff die Hand der Parzerin und winkte die übrigen zu sich. Mit gedämpfter Stimme und einer entschlossenen Miene, die in diesem Falle jedem unbefangenen Beobachter unendlich komisch hätte erscheinen müssen, begann sie:

„Thut euch alle zusammen! An zweihundert Weiber und Mädchen können's sein, die ich hier jammern gesehen habe, die oben sind nur ihrer zwanzig, ich habe sie gezählt; wir stürzen hinauf in den Saal, und ehe die noch wissen, was wir wollen, und ehe sie sich nur besinnen können, haben wir dem Offizier und den fünf oder sechs Gensdarmen die Säbel weggenommen, die andern die kenn' ich, die sind nicht zu fürchten, wir werfen sie einzeln die Treppe hinunter, und dann befreien wir die Rekruten und dann —“

„Aber was nützt das, Kind? Sie haben genug Gensdarmen und Soldaten noch mehr, und die schicken sie dann uns Weibern auf den Hals.“

„O,“ rief die Nandl rasch und hitzig, „wenn alle Weiber im ganzen Land dasselbe thäten, dann hätten sie nicht genug Gensdarmen, und die Soldaten brauchen sie unten im Krieg. Aber die Weiber müßten dann zum Kaiser selber gehen und müßten ihm sagen: Gnädiger Herr Kaiser, wir bitten schön, wir wollen keinen Krieg mehr haben, wir haben unsere Kinder für uns geboren und aufgezogen zu unserer und ihrer Freude, und sie sollen hübsch am Leben bleiben und glücklich werden; für den Krieg und um erschossen zu werden, dazu haben wir unsere Kinder nicht! — O, wenn alle, alle Mütter so sprechen thäten, dann wär's aus mit dem Krieg und sie dürften ihre Kinder behalten!“

Die Weiber hatten aufgehorcht mit offenen Mäulern, und so neu und so unerwartet war das, was sie da hörten, daß sie nicht recht wußten, was sie sagen sollten.

Nur die Parzerin stemmte die Hände in die Seiten und rief: „Meiner Seel', sie thät' recht haben, ich glaub' schier ja!“

Aber die Männer, die sich herangedrängt und einen Theil von Nandls Rede gehört hatten, waren anderer Meinung, und die Nandl mit Wort und Blick bedrohend, geboten sie ihr Schweigen. Der Mann der Parzerin faßte sogar in plötzlich aufsteigendem Aerger die Kleine rauh an. Sie rede wie ein kleines Kind, sagte er, aber wie ein böses, ungeberdiges, das die Ruthe verdiene. Und dann gegen die Weiber, und vor allem gegen das seine gewendet, polterte er in seinem überlegensten Tone los: Gott selber habe den obersten Kriegsherrn eingesetzt und ihm müßten sie gehorchen; und so sei es von jeher Sitte und Brauch gewesen, und nur ein Gottloser könne sich dagegen auflehnen, und wenn sie, die Männer, sich fügten, dann müßten's die Weiber erst recht; und die Weiber hätten, dem Himmel sei Dank, noch nicht das Regiment, und die alte Tapferkeit sei auch noch lebendig, und er selbst sei ein alter Soldat, er habe in Italien gekämpft und er habe eine Medaille, und sein Sohn solle sie auch verdienen, so Gott wolle.

Und die übrigen wurden nun auch lauter und die Männer waren plötzlich ganz kriegerisch geworden. Dieselben, die vor einer Stunde noch ganz kleinlaut gewesen und über den Krieg lamentirt hatten, sie fühlten sich in ihrem oppositionellen Grimm als Helden. Sie wollten zeigen, daß sie keine Feiglinge wären, jetzt grade, ihren Weibern zum Trotz, sich selbst zur Ehre und ihren Söhnen zum Beispiel. Jetzt war ja doch alles schon entschieden, die Assentirung war zu Ende und oben schwuren die Rekruten den Fahneneid.

Die alte Lene aber, die Nandl von allen Seiten so bedrängt fand und bemerkte, wie jetzt auch die Stimmung der Weiber zu ihren Ungunsten umgeschlagen und wie diese selbst sie zu beschimpfen begannen, zog tief erschrocken dieselbe mit sich fort; sie wollte mit ihr nach Hause kommen. Nandl folgte widerstandslos, jetzt war's doch aus und der Stefan war Soldat.

Nicht lange dauerte es, so kamen die Rekruten herunter, und da kamen Händler und Händlerinnen und die Jugend des Städtchens und der Umgebung, und sie boten Reisig und Sträußchen aus, und die Rekruten schmückten damit ihre Mützen und Hüte, und nun fing das Geschrei und Gejohle wieder von vorne an, diesmal mit erhöhter Energie und frischer von der Leber weg. Alle fühlten sich wohler, das Zagen, Bangen und Fürchten war vorüber, alles war entschieden, und alle Elastizität des Gemüths kehrte wieder, wie es zu geschehen pflegt, sobald man sich einer unumstößlichen Thatsache gegenüber sieht. Sie suchten sich sogleich in die neue Lage der Dinge hineinzufinden, ja, sie zeigten sich förmlich erpicht darauf, sich als Soldaten zu fühlen und zu geben,

äußerlich wenigstens; ihre Haltung war aufrechter, der Blick freier, und als nun sämmtliche Musikbanden sich vereinigten und trompetend durch die Stadt zogen, marschirten die Rekruten, schon in Reih und Glied formirt, hinterdrein. Ein Gedränge und Gewoge entstand, die jüngeren Leute, und besonders die Mädchen, durchzogen mit den Rekruten die Stadt, die älteren blieben zurück und bewegten sich nur langsam und meist in kleinen Gruppen weiter. Jetzt sammelten sie sich wieder um große Plakate, die soeben an den Ecken und am Gemeindehause angeschlagen wurden. Es war das Manifest des Kaisers von Oesterreich an seine Völker. Erst gegen Mittag war es von Wien aus an das Bürgermeisteramt gekommen. Es stand darin, daß der Kaiser zu diesem Kriege gezwungen sei, da Preußen offene Gewalt an die Stelle des Rechts gesetzt; und weiter hieß es wörtlich: „Der unheilvollste Krieg Deutscher gegen Deutsche ist unvermeidlich geworden. Zur Verantwortung all' des Unglücks, das er über einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe Ich diejenigen, die ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen, allmächtigen Gottes. Ich schreite zum Kampfe mit dem Vertrauen, das die gerechte Sache gibt, im Gefühle der Macht, die in einem großen Reiche liegt, wo Fürst und Volk nur von einem Gedanken, dem guten Rechte Oesterreichs, durchdrungen sind. Mit frischem, vollen Muthe beim Anblick Meines tapferen, kampfgerüsteten Heeres, das den Wall bildet, an welchem die Kraft der Feinde Oesterreichs sich brechen wird; im Hinblick auf Meine treuen Völker, die einig, entschlossen und opferwillig zu Mir emporschauen. Die reine Flamme patriotischer Begeisterung lodert gleichmäßig in den weiten Gebieten Meines Reiches empor. Freudig eilen die einberufenen Krieger in die Reihen des Heeres, die ganze waffenfähige Bevölkerung rüstet sich zum Kampfe und die edelste Opferwilligkeit eilt zur Linderung des Unglücks und zur Unterstützung der Bedürfnisse des Heeres herbei. Auf unserer Einigkeit, unserer Kraft ruhen aber nicht allein unser Vertrauen, unsere Hoffnung, Ich setze sie zugleich noch auf einen Höheren, den allmächtigen, gerechten Gott, dem Mein Haus von seinem Ursprung an gedient, der die nicht verläßt, die in Gerechtigkeit auf ihn vertrauen. Zu ihm will Ich um Beistand und Sieg flehen, und fordere Meine Völker auf, es mit mir zu thun.

Gegeben in Meiner Residenz- und Reichshauptstadt Wien, am 17. Juni 1866. Franz Josef m. p."

Diejenigen, die lesen konnten, machten sich daran, das Manifest zu lesen oder mindestens durchzubuchstabiren, die meisten mit lauter Stimme. Es entstand bald ein gräuliches Durcheinander von Lauten und Ausrufungen; einer korrigirte den andern und jeder las auf einer andern Zeile und so ward die Verwirrung und das Geschrei bald allgemein und konnte sich erst durch Prügel etwas beruhigen. Hierauf wurde derjenige, welcher die meisten Püffe erhalten hatte, zum Vorleser ernannt. Er las laut und langsam, mit besonderer Betonung der Endsilben, aber nachdem er seine Vorlesung beendet hatte, riefen alle:

„Jetzt red' deutsch, Michel, und sag' uns, halt so, daß unsereiner verstehen kunnt, was dadrinn so eigentlich stehen thut."

Der Michel aber kraute sich hinter den Ohren. „Ja, das is so ein' Sach', nicht leicht zu erklären; es steht halt — es thät halt da stehen — daß wir dreinhauen, und — und —"

„Daß schwere Zeiten kommen," ergänzte ein anderer.

„Ja, schreckliche Zeiten, und alles wegen den sakrischen Preußen, die uns kein' Ruh geben."

„Das sind schlechte Kerln!" sagte ein Dritter.

„Natürlich, wie denn anders, die haben ja kein' Glauben, das sind Protestanten."

„Da kann wenigstens unser Herrgott nicht mit ihnen sein, er kann nicht mit ihnen sein, gebt's acht, die kriegen Schläg', daß's genug haben, für ewige Zeiten."

„Wär' sonst auch keine Gerechtigkeit im Himmel nicht."

„Wir wollen ihnen die Luft versalzen, wieder mit uns anzubandeln, den Himmelsakermentern —"

Und nun begann ein allgemeines Schimpfen und jeder bemühte sich, den Preußen etwas Schlimmes nachzusagen, sie hielten das als gute Patrioten für ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit; obwohl keiner von ihnen jemals einen Preußen gesehen hatte, so entwarfen sie doch die genauesten Schilderungen und erzählten eine Unmasse von Charakterzügen, um sie in das „rechte Licht" zu stellen; sie erschienen als wahre Ungeheuer, die sich von Menschenfressern nur wenig unterschieden. Der Preußenhaß war auf einmal da. Wild loderte er auf, unversöhnlich schien er. Ein beschränktes Volk ist leicht zu leiten, es ist wie Wachs in der Hand derjenigen, die diese Geistesbeschränktheit kennen und ihr vertrauen. Es gab sogar Leute, die den „beschränkten" Unterthanenverstand als eine Bürgertugend gepriesen haben!

Das splendide Diner, das der General heute seinem Gaste, dem Oberstlieutenant, zu Ehren veranstaltet hatte, war in dem großen Saale servirt worden. Hauptmann Tiefenbach mit Frau und Tochter waren dazugezogen, und auch die Gräfin war herübergekommen. Es galt zugleich, Abschied zu nehmen von den Söhnen des Hauses. Ewald wollte noch denselben Abend abreisen, da sein Regiment für die nächsten Tage Marschordre erhalten hatte. Es war nach dem Süden bestimmt. Hans sollte den Rekrutentransport begleiten, der am nächsten Morgen, um sieben Uhr, per Bahn bis Linz befördert wurde, woselbst die Mannschaft equipirt und nothdürftig einexerzirt werden sollte, um schon nach einigen Tagen ihren Marsch nach dem Norden anzutreten. Trotz der Anwesenheit der Damen wurde während des Essens nur von militärischen Dingen gesprochen. Der bevorstehende Krieg im Norden wie im Süden, das soeben erlassene Manifest, die Stellung der österreichischen und preußischen Truppen, dies alles brachte die Gemüther der alten Haudegen in Erregung. Sie freuten sich der erwachten militärischen Energie, sie hofften eine Erweiterung der österreichischen Machtstellung und ihres eigenen Ansehens, und kritisirten einzig und allein die Ernennung des bürgerlichen Benedek zum Feldmarschallieutenant der Nordarmee. So viele Prinzen von Geblüt sollten unter ihm dienen und sich ihm fügen, das könne kein gutes Ende nehmen, meinten sie, und es sei dies ein Mißgriff der bedauerlichsten Art. Hans betheiligte sich nicht am Gespräch, er war traurig gestimmt. Er kam von der alten Lene, und der Jammer dieses Weibes und die Niedergeschlagenheit ihres Sohnes waren ihm nahe gegangen; überdies hatte er selbst einigen Kummer. Auch er sollte fort, vielleicht auf Nimmerwiederkommen. Und er sollte gehen, ohne sich gegen Valerie erklärt zu haben? Sie sollte es garnicht erfahren haben, daß er sie anbete? Aber sie mußte es erfahren, gewiß! Und wenn sie ihm auch nichts versprechen würde für die Zukunft, wenn sie ihn nur freundlich anhören und ihm die Hand drücken würde, und dann — ein wenig liebt man doch immer diejenigen, die uns lieben, und ein Frauenherz ist so weich und milde, — wenn er auf dem Schlachtfeld bliebe, so würde sie ihm eine zärtliche Thräne nachweinen; es ist das zwar nicht viel, aber es ist doch etwas, und Hans war nun einmal, für einen Lieutenant wenigstens, von einer fast rührenden Genügsamkeit und Bescheidenheit. Also, die Hauptsache war, Valerie mußte seine Liebe erfahren, das stand ihm fest. Er wollte ihr ein Geständniß machen, er gelobte es sich zu, und zwar noch diesen Nachmittag. Er mußte den Muth dazu finden, o gewiß, und er mußte auch eine Gelegenheit finden, mit ihr allein zu sein. Wenn nur das erst erreicht wäre, das Alleinsein, das andere findet sich schon von selbst, dachte er. Jetzt saß er neben ihr und wagte es nicht, sie anzusehen und wagte kaum ein Wort an sie zu richten. Sie war aber auch heute so eigenthümlich, garnicht lebhaft und gesprächig wie sonst, und selbst gegen Ewald, der heut besonders liebenswürdig sich gab, und in seinem ganzen Benehmen das Bestreben, ihr zu gefallen, offenbarte, war sie nicht zuvorkommender. Sie lächelte nicht einmal zu seinen Aufmerksamkeiten, sie hörte ihm zerstreut zu und antwortete nicht immer auf seine Fragen. Es war ersichtlich, daß ihre Gedanken anderswo weilten. Auch Ewald mußte das empfinden. Sein Ton wurde gereizt, seine Bemerkungen spitzig und seine Blicke herausfordernder. Diese veränderte Taktik machte keinerlei Eindruck auf sie; aber Hans begann es klar zu werden, daß sein Bruder mehr in Valerie verliebt war, als es bisher den Anschein hatte, daß sie hingegen keine tiefere Empfindung für Ewald im Herzen trug. Diese Entdeckung erfüllte ihn mit einem unbestimmten Gefühle von Freude und Hoffnung. Am Ende liebt sie doch mich! dachte er, und er fügte, gewissermaßen sich selbst ermunternd, hinzu: Ich werde es erfahren — sobald wir allein sind.

Die Baronin erhob sich sobald als möglich vom Tische, um sich in ihre Zimmer zurückzuziehen, die Frau Hauptmann folgte ihr mit desperater Miene. Sie habe das Unglück, schläfrig zu werden, wenn sie gut gespeist habe, und diese traurige Erscheinung kehre mit verzweifelter Regelmäßigkeit immer wieder, klagte sie der Baronin, und sie vermöge sie, selbst mit dem besten Willen, nicht zu bannen. Diese kannte bereits diese traurige Erscheinung und sie kannte auch das Heilmittel dafür. Sie wies der Frau Hauptmann ein Sopha an und legte sich auf ein anderes.

(Fortsetzung folgt.)

Fort St. Angelo auf der Insel Malta. (Seite 251.)

Die Brücke von Icononzo. (Seite 252.)

Türkische Bibliotheken und türkische Literatur.

Von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Kirche und Staat sind, wie wir gefunden, mit despotischer Gewalt ausgerüstet, beide aufeinander angewiesen und beide können nur bestehen, wenn das Volk selbst in Unmündigkeit erhalten wird. Diese aber ist stets dort am größten, wo die Bildung des Volkes auf denkbar tiefster Stufe sich befindet. So wird es denn erklärlich, warum der Poesie der Hauch der Freiheit fehlt und warum trotz aller Liebe des Volkes zu den Wissenschaften an Stelle hoher Blüthe geistigen Lebens ein Stocken des Bildungsprozesses sich zeigt. Darf man sich wundern, wenn zu den Gründern der herrlichsten Bibliotheken die verruchtesten Despoten gezählt werden, wenn die Geschichte sie uns als eifrige Freunde der Wissenschaft nennt? — Die Wissenschaften, welche sie förderten, waren längst schon erstorben und konnten die Ruhe eines Despoten, der mit dem geistlichen Stande auf gutem Fuße stand, niemals stören.

Auf dem Gebiete der Regierungskunst, des Staatsrechts, gibt es bei dieser Vertheilung der Rollen im Staate eigentlich wenig zu schreiben. Trotzdem finden sich in den Bibliotheken zahlreiche Schriften über den Gegenstand in arabischer, persischer und türkischer Sprache, denen bemerkenswerther Weise und wiederum auf den ursprünglich gesunden Sinn des Volkes deutend, nachgerühmt wird, daß die darin entwickelte Staatskunst, selbst die schlimmste, nicht an die Verdorbenheit und Bösartigkeit derjenigen reicht, deren sich bis in die neuere Zeit das Abendland zu erfreuen hatte. Viele dieser Schriften empfehlen sich sogar durch die guten Sittenlehren, die sie ertheilen. Von besonderem Interesse ist, daß sich in den Bibliotheken in arabischer Sprache die Schriften des Aristoteles über die Staatskunst, die Republik, die Monarchie, sowie die für Alexander den Großen bestimmte Abhandlung vom Ueberwinder und Ueberwundenen befinden. — Unter den vorhandenen Werken über den Gegenstand genießen die des Nevali, des Lehrmeisters Murad des Dritten, des Muhamed Ben Ali Alchik, des Mueddin Zaddè (unter der Regierung Achmeds), des Lufti Pascha ganz besonderes Ansehen. Jedenfalls sind auch hier der Literatur die allerengsten Grenzen gezogen und eine freie Entwicklung ihr von vornherein unmöglich gemacht.

Zum Verständniß des Koran, um ihn lesen und verstehen zu können, ist vor allen Dingen die Kenntniß der arabischen Sprache nothwendig. Ihre Erlernung ist die nothwendige Vorstufe, welche der geistliche Stand durchzumachen hat, und sie ist denn auch die Sprache der gelehrten Welt und für die meisten höheren Wissenschaften die Unterrichtssprache geworden. Das Türkische selbst ist sehr arm und seine Erlernung in den Schulen erfolgte noch in neuerer Zeit ohne grammatikalische Hilfsmittel, wogegen dem Arabischen, dessen Erlernung sehr schwer ist, ein außerordentlicher Eifer, das erschöpfendste Studium zugewendet wurde und man die arabische Sprachwissenschaft in den Bibliotheken in großem Umfange repräsentirt findet.

Wie hoch das Arabische im Volke geschätzt wurde und wie zahlreiche Bearbeiter es gefunden, das läßt uns eine — allerdings etwas stark aufgetragene Anekdote erkennen. — Ein König schickte zu einem Grammatiker und verlangte von ihm die Bücher, die er über die arabische Sprache besäße. Der Grammatiker schickte den Boten mit den Worten zurück, daß, wenn der König die Bücher zu haben wünschte, er sechszig Kameele schicken möchte, um vorerst blos die Wörterbücher fortzubringen. — Die Zahl der vorhandenen Arbeiten über die arabische Sprache ist eine so ungemein große, daß eine „Geschichte der arabischen Grammatiker" ein wahres Bedürfniß wurde. Es findet sich eine solche von Ali Ben Jusuph Elkofti vor.

Nach Bewältigung der Sprachstudien, auch wohl gleichzeitig mit ihnen, wendet man sich der „Vernunftlehre" (Manthik) zu. Man bedient sich dabei der Abhandlung des Aristoteles über die Schlüsse, außerdem noch der Einleitung des Porphyrius, der Logik des Avicenna u. a. m. Im allgemeinen ist bei diesem Gegenstand, über den auch viele Muhamedaner geschrieben haben, Geschmack und Form der peripatetischen Philosophie vorherrschend, wie sie vor Des Cartes in den europäischen Schulen üblich war.

Einen bedeutenden Zweig der Literatur bildet die vom weltlichen und kirchlichen Despotismus stark beeinflußte Moralphilosophie. Sie ertheilt zunächst darin Unterweisung, wie man recht anständig und höflich stehen, sitzen, seinen Körper und seine Kleider tragen, zu Tisch sich benehmen, vor den Großen erscheinen muß ꝛc. Sie gewährt aber auch ernsteren moralischen Unterricht, der eigentlich nur eine Blumenlese aus dem Koran und eine Vertiefung seiner Aussprüche bildet. Der Koran selbst umfaßt, im Grunde genommen, die ganze muhamedanische Sittenlehre. Die Zahl der Bücher über Moralphilosophie darf als Legion bezeichnet werden. Jede Bibliothek enthält eine besondere und zahlreiche Klasse davon, „ein Meer ohne Ufer", wie der Venetianer Toderini bemerkt. Ein berühmtes Buch ist das des Pilpay: „Der indische Philosoph", ein anderes, „Hohe Sitten", von Mehemet Effendi erfreut sich gleichfalls eines großen Rufs, es enthält Lehren des persischen Philosophen Nassireddin, die Sittenlehre der Gelali, die Sittensprüche des Muchsin und den größten Theil dessen, was Griechen und Römer über die Sitten geschrieben haben. — Die Bibliotheken besitzen nicht allein viele moralische Schriften der Araber und Perser, sondern auch die Sprüche Salomos aus dem Syrischen übersetzt, die Sittenlehre des Aristoteles und verschiedene abendländische Moralisten.

Hochentwickelt ist die Redekunst, und ihre Literatur ist von großer Bedeutung. Es werden besonders gerühmt die rhetorischen Unterweisungen des Abu Mohamed Abdallah, des Assiuther, des Perser Alsekaki. Einen Cicero und Demosthenes glauben die Muselmänner in Alhari zu besitzen. Auf diesem Gebiete gewährt die Literatur manche werthvolle Erscheinung, und nicht ganz mit Unrecht beanspruchten die Türken einst in Betreff der schönen Wissenschaften eine bevorzugte Stellung vor dem Abendlande. Mit der Redekunst innig verknüpft, erscheint die Erzählung und der Roman, beide ein Gegenstand eifrigen Studiums.

Blicken wir uns in den Bibliotheken weiter um, so treffen wir zahlreiche arithmetische Bücher an. Die Wissenschaft der Zahlen, ursprünglich ein Eigenthum der handeltreibenden Araber, fand in den Türken die talentvollsten Jünger und lange Zeit war der Orient dem Abendlande voraus.

Als eine Blüthe des Korans darf man die Algebra bezeichnen. Die Kunst, unbestimmte Größen zu berechnen, war bei den Orientalen, die sich ihrer — zur Stern- und Traumdeuterei und zu Prophezeiungen bedienten, hoch entwickelt. Dafür sprechen die zahlreichen Bücher, die es über den Gegenstand gibt, und das große Ansehen, in dem sie heute noch stehen.

Der Geometrie wurde ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet und zwar vornehmlich deshalb, weil man zu der Ueberzeugung gelangte, daß ohne mathematische Kenntnisse die Philosophie kaum erlernt werden könne. Sie galt wie die Sprachwissenschaft im allgemeinen als ein Schlüssel der Philosophie und so wurde das Studium der Geometrie für jeden nach wissenschaftlicher Bildung strebenden Mann zur unabweisbaren Nothwendigkeit. Die Geometrie fand außer bei der Philosophie noch bei der Astronomie, der Nautik und Geographie Verwerthung. Von fremden Schriftstellern trifft man den Euklid in arabischer Uebersetzung an. Er ist von einer Menge Erklärungen begleitet, auch gibt es einen bedeutenden Ausbau der Lehren Euklids von Nasireddin.

Daß die Naturwissenschaften sich auf tiefer Stufe befinden, das darf bei der Ueberwucherung aller Wissenschaften durch den Koranglauben nicht befremden. Wohl beschäftigen sich einige Schriftsteller, offenbar von den alten Griechen angeregt, mit der Materie und den Elementen, der Frage nach dem Urstoff, die Naturwissenschaft aber wird im allgemeinen von der Koranannahme einer göttlichen Schöpfung beherrscht. Es hat freilich auch unter den Muhamedanern Ketzer gegeben, welche die göttliche Schöpfung leugneten, und Gazali gedenkt dieser „Gottlosen" in seinem Buche „Bewahrungsmittel gegen Irrthümer". — Gegen die göttliche Schöpfungsidee, die tief im Volke wurzelte, vermochten diese Ketzer aber nicht aufzukommen und trotz dem geistigen Aufleuchten, das sie repräsentirten, ist es in den Köpfen des Volkes doch dunkel geblieben — Dank wiederum der kirchlichen und weltlichen Despotie. — Unzweifelhaft läßt sich aber auf diesem Gebiete ein ursprünglich kräftiger Anlauf konstatiren; über viele Zweige der Naturlehre gibt es wenigstens aus den ältesten und vormuhamedanischen Zeiten Schriften in arabischer und auch in türkischer Sprache. Man besitzt in türkischer Uebersetzung die physikalischen

Werke des Aristoteles, die Beleuchtungen des Hadschi Pascha über die Philosophie; die Schlüsse aus der Naturlehre von Kodscha Zadè. Ueber die Optik, mit der man sich sehr eingehend beschäftigte, hat man eine Uebersetzung Euklids und eine beachtenswerthe Arbeit von Alhazem, einem berühmten Araber, aus dem Jahre der christlichen Zeitrechnung 1100! Er schreibt mit vielem Scharfsinn über astronomische Refraktionen, über scheinbare Größen und viele andere Gegenstände dieser Wissenschaft. In dem vierten Kapitel des siebenten Buches dieses Werkes von der Perspektive heißt es: „Wenn ein Gegenstand auf die Grundfläche eines großen Kugelsegments gebracht wird, so wird er größer erscheinen!" Erst zwei Jahrhunderte später kam das Abendland auf die Erfindung der Augengläser. Aus dem 16. Jahrhundert stammt ein Werk von sechs Bänden über künstliche Maschinen, das aus dem Arabischen übersetzt ist. Der erste Theil handelt von Taschen- und anderen Uhren, der zweite von den Gefäßen, die eine bewunderungswürdige Einrichtung haben, der dritte von musikalischen Instrumenten und der Tonkunst, der vierte von hydraulischen Maschinen, der fünfte von Trink- und Gießgefäßen, der sechste von Maschinen. Es scheint das Werk verschiedene Verfasser zu haben; seine Entstehung fällt in die Zeit der beiden Selime (1512—1574). Von einem Araber Algazel gibt es ein altes Werk über Statik, von Alkied über Körper, die im Wasser schwimmen und über diejenigen, die untersinken. Auch die Zeitrechnung nach der Pendelschwingung ist den Orientalen sehr früh schon bekannt gewesen.

Besonders fleißig wurde die **Botanik** behandelt. Sie besitzen darüber eine Uebersetzung des Dioskorides, Werke des Aristoteles. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts lebte der Araber Beithar, ein berühmter Botaniker, der in Europa, Asien und Afrika umfangreiche botanische Studien machte und über die Kräfte der Kräuter, über Steine und Metalle und über das Thierreich schrieb. Recht interessant ist eine arabische Weltbeschreibung: „Perle wunderbarer Dinge", welche alle Gebiete der Naturkunde umfaßt, von Ibn Alvardi aus dem elften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung! Ueber die Naturgeschichte des Mineralreichs existirt die Schrift des Aristoteles, die Werke des Chemikers Giaber (Dschaber) Heja über die Entstehung der Metalle. — Ein zweites der Weltbeschreibung verwandtes Werk verdient noch Erwähnung, die „Wunder der Schöpfung". Es ist in groß Folio, in arabischer Sprache geschrieben und mit vielen Figuren aus der Astronomie, der Botanik und der Naturgeschichte der Thiere versehen. Von anderen Werken dieser Art ist das Buch des Mahamut Ibim Kazi Miaas über die drei Reiche der Natur bemerkenswerth. Von den Arabern finden sich in den Bibliotheken mehrere Naturgeschichten vor, in der Bibliothek des Serails die „Geheimnisse der Natur von Plinius". — Trotz dieser vielversprechenden Anfänge, wie wir erwähnt, ein fast völliges Versiegen der Wissenschaft infolge des religiösen Drucks! In neuerer Zeit zeigte sich allerdings wieder ein regeres Bestreben, mit den Erfahrungen des Abendlandes auf dem Gebiete der Naturwissenschaften bekannt zu werden, doch blieb die große Menge des Volks von diesem Streben völlig unberührt — fast genau so wie bei uns!

Tief darnieder liegt im allgemeinen die **Medizin**. Sie hatte in erster Reihe mit dem im Koran begründeten Fatalismus und dann mit der von der Religion verbotenen Zergliederung menschlicher und anderer thierischer Körper zu kämpfen. So blieben die Türken wesentlich auf die Unterstützung westeuropäischer Aerzte angewiesen, und äußerst arm sind ihre Bibliotheken an medizinischen Originalwerken. Dagegen fehlt es nicht an guten Uebersetzungen aus der alten und der neuen Medizin. Bemerkenswerth ist noch, daß die Osmanen das Impfen zurückweisen, jedoch nicht weil sie es für unvernünftig halten, sondern weil sie darin einen Verstoß gegen die Lehre von der Vorherbestimmung und der göttlichen Allmacht überhaupt erblicken. (Schluß folgt.)

Ueber den Werth präservirter Nahrungsmittel.

Von **Rothberg-Lindener.**

Wir beabsichtigen im nachfolgenden nicht, zu den schon schier unzähligen Methoden der Prä- oder Konservirung von Nahrungsmitteln noch mehr neue zu empfehlen, sondern vielmehr uns über die Wirkungsweise, über damit verbundene Veränderungen des Nährwerthes, sowie über den etwaigen Nutzen für die Privatökonomie seitens einiger der wesentlichsten Arten zu erklären. Es können in der That nur die wesentlichsten, oder aus anzuführenden Gründen bemerkenswerthesten Methoden hier behandelt werden: denn wollten wir einzeln all' die verschiedenen Verfahren von dem uralten Räuchern des Fleisches an bis auf den Gebrauch der hochgelobten Salizylsäure auseinandersetzen und kritisch durchgehen, so würde das einen nach Bänden zu bemessenden Raum beanspruchen und unsere Abhandlung wegen Mangels an allgemeinem Interesse aus den Spalten der „Neuen Welt" verbannen. Und dann haben auch in der Wirklichkeit nur die wenigsten Methoden praktische Verwerthung gefunden.

Ihr erheblicher Nutzen im großen besteht in der dadurch gewährten Möglichkeit, Länder, welche nicht genügende Nahrung — an Fleisch zumal — für ihre Bewohner selbst erzeugen können, von fernen Gegenden aus, die daran großen Ueberfluß haben und diesen äußerst billig abgeben, zu versorgen. Nehmen wir noch als von allgemeinem Interesse dazu die Verproviantirung von Expeditionen in unwirthliche Erdtheile und für Schiffe auf langen Seereisen, so bleibt dann nur noch die Verwendung von Präserven im Kriege als eine solche im großen zu erwähnen.

Gegen diesen haben aber bekanntlich alle Kulturvölker eine solche Abneigung, daß der Engländer Buckle vor mehr als zwanzig Jahren schon glaubte zu der Annahme berechtigt zu sein, daß er überhaupt nur noch zwischen halbbarbarischen Nationen vorkommen könne. Das war freilich wohl ein etwas voreiliger Schluß, aber wir können doch erwarten, daß er sich im Fortgange der Weltgeschichte noch bewahrheiten werde und wollen dann gern die zu solchem Zweck aufgestapelten Konserven unsern Nachkommen als ein dem Munde abgespartes Kapital unberührt hinterlassen.

Der erst erwähnte Fall ist bei uns zu Lande noch nicht eingetreten und wird es voraussichtlich auch noch lange nicht, da noch immer reichlich Vieh exportirt wird, — es kommt für uns also wesentlich die Konservirung geringer Quantitäten und für kürzere Zeit im häuslichen Gebrauch in Betracht. Solange wir aber frische Nahrungsmittel genügend leicht und wohlfeil erlangen können, werden wir diese immer vorziehen, es sei denn, daß wir uns sämmtlich zu dem Gourmandvergnügen hinaufschwingen können und wollen, immer grade solche Nahrungsmittel auf dem Tische zu haben, welche die Jahreszeit nicht bietet!

Sehen wir uns nun die Präserven auf ihren Nährwerth hin an, indem wir den der entsprechenden frischen Substanz als den maßgebenden annehmen; — also inwiefern er zu- oder abnimmt!

Es zeigt sich je nach der angewandten Methode allerdings ein bedeutender Unterschied. Ohne Zweifel müssen wir diejenige obenan stellen, welche auf dem Prinzip des vollkommnen Luftabschlusses beruht, indem dabei nicht nur der Zweck auf's beste erreicht, sondern auch an der Zusammensetzung der Nahrungsmittel durchaus nichts geändert wird. Das Konserviren von Fleisch und Gemüsen nach dieser, der sogenannten Appert'schen Methode, geschieht bekanntlich in Blechbüchsen, die mit den zu diesem Zweck möglichst stark eingekochten Speisen reichlich angefüllt werden, wonach zunächst der mit einer kleinen Oeffnung versehene Deckel aufgelöthet wird. Durch jene wird dann der Raum ganz mit der Brühe angefüllt und die Oeffnung darauf gleichfalls verlöthet. Nun werden die Büchsen in einem Bade von Salzwasser über den Siedepunkt des Wassers je nach der Größe ¼ bis vier Stunden lang erhitzt. Wenn eine Büchse zufällig noch eine kleine Oeffnung hat, so sieht man Bläschen daraus hervorperlen und kann den Schaden verbessern.

Durch das Kochen werden hierbei die Eiweissubstanzen koagulirt (zum Gerinnen gebracht), wodurch sie weniger fäulnißfähig sind; der Sauerstoff noch zurückgebliebner Luft wird entweder in Kohlensäure verwandelt durch Oxydation eines kleinen Theilchens organischer Substanz, oder doch desorganisirt — jedenfalls unschädlich gemacht. Auf diese Weise der Einwirkung der Luft entzogene Nahrungsmittel lassen sich unverändert aufbewahren, solange die Büchsen dicht bleiben. Man erkennt eine in solchem Falle bereits eingetretene Fäulniß auch äußerlich daran, daß der

Boden sich nach außen krümmt, während die mit gut konservirtem Inhalt eine Krümmung nach innen zeigen.

Da Zersetzungen organischer Körper, besonders zu ihrer Einleitung, einer gewissen mittleren Wärmetemperatur bedürfen, so hat man eine niedrige, in der Nähe des Gefrierpunktes, schon lange als eines der vorzüglichsten Mittel zur Konservirung erkannt und benutzt. Die immer häufiger gewordene Verwendung von Eis zur Aufbewahrung von Fleisch in der warmen Jahreszeit dürfen wir als von wirklich ganz allgemeinem Nutzen mit Genugthuung begrüßen: sie trägt zur Hebung der Gesundheitsverhältnisse insofern bei, als nicht mehr so häufig als früher mehr oder weniger verdorbenes Fleisch zum Verkauf und Verbrauch gelangt. Die Erfindung von Eismaschinen, die es ermöglichen, den von der Natur etwa nicht gespendeten Vorrath mit mäßigen Kosten zu ergänzen, sind in dieser Hinsicht von hervorragender Wichtigkeit. Besonders der Kaltluftmaschine dürfte für die Zukunft, wenn erst die Förderung des Allgemeinwohls sich als erstes Prinzip unbedingt Geltung verschafft haben wird, eine große Rolle als Hilfsmittel beschieden sein.

Es ist aber nicht zu übersehen, daß durch Kälte indirekt auch eine Verminderung des Nährwerthes von Fleisch verursacht werden kann! Wenn nämlich Fleischstücke erst völlig gefrieren, so findet durch die Ausdehnung der zu Eis erstarrenden Massentheilchen, welche den größern Theil der Muskelsubstanz bilden, ein Zerreißen, oder doch eine Auflockerung der Gewebe statt. Gelangen sie dann zum langsamen Aufthauen, so kann durch Kondensation der Luftfeuchtigkeit und Ausfließen des Fleischsaftes, der wesentliche Nährstoffe gelöst mit sich führt, ein Theil dieser leicht verloren gehen. Daß Kälte auch chemische Veränderungen in Nahrungsmitteln, besonders vegetabilischen, hervorbringt, zeigen uns verschiedene Gemüse, in denen sie den Stärkemehlgehalt in Zucker umsetzt, wie zum Beispiel im Winterkohl, wo wir diese Wirkung uns gern gefallen lassen, während der fad süßliche Geschmack gefroren gewesener Kartoffeln uns anwiedert.

Nächst den Prinzipien der Abhaltung der Luft und der Anwendung von Kälte ist das der Wasserentziehung in Betracht zu nehmen. Ein direktes Austrocknen von Fleisch an der Luft und durch die Sonne ist in unserm Klima nicht ausführbar, da es zu langsam vor sich geht, und das Fleisch vorher verderben würde. Wohl aber wird es in den warmen Gegenden Amerikas im großen ausgeführt. Es wird dazu das Fleisch in dünne Streifen zerschnitten, die nach dem Trocknen zusammengerollt und festgestampft werden, so daß es in diesem Zustand leicht transportirt werden kann. Es ist dann eine große Quantität Nährstoff in einem geringen Raum vorhanden und das Fleisch hat seinen ganzen Nährwerth behalten. Nach unsern Gewohnheiten wird es allerdings seiner Form wegen für viele Küchenzwecke nicht brauchbar erscheinen.

Bei uns wird seit undenklichen Zeiten die Wasserentziehung — abgesehen von dem Dörren und Trocknen von Obst und Gemüsen — behufs Konservirung von Fleisch durch Einsalzen mit Kochsalz bewirkt, welches durch Aufnahme eines Theils der Fleischflüssigkeit dasselbe entwässert; zugleich tritt ein Theil des Kochsalzes in die Fleischfaser ein. Der oft noch nebenbei zugesetzte Salpeter (auch Zucker) hat theils dieselbe Wirkung, wie das Kochsalz, theils soll er dem Fleisch die gewohnte rothe Farbe bewahren.

Es wird aber durch das Kochsalz dem Fleisch keineswegs nur Wasser entzogen, sondern es geht vermittels desselben, das im frischen Fleisch bis 70 Prozent ausmacht, ein gut Theil werthvoller Bestandtheile mit in die Salzlake. Sie enthält die Hauptbestandtheile einer konzentrirten Fleischbrühe, und es kann die feste Fleischsubstanz sogar noch mehr entwerthet werden, als durch bloßes Auskochen. Beim Kochen kann man das nahrhafte Albumin im geronnenen Zustande im Fleisch erhalten — beim Einsalzen aber trennt sich das lösliche Albumin vom Fleisch, wie man beim Erhitzen der Salzlake bis zum Sieden inne wird: das Albumin scheidet sich dann in Form eines feinen Gerinnsels ab. Die Salzlake enthält enthält außerdem Milchsäure, Kreatin, Kreatinin, Phosphorsäure, Magnesia, Kali: alles für die Ernährung wesentliche Substanzen. Der Ernährungswerth des gepökelten Fleisches sinkt natürlich im gleichen Verhältniß mit dem Verlust an diesen Stoffen.

Von welcher Wichtigkeit für die Ernährung aber im besonderen auch die erwähnten anorganischen Substanzen sind, ist durch thierphysiologische Versuche erwiesen worden. Es wurden an zwei in gleichem Zustande befindliche junge Hunde gleiche Quantitäten Fleisch verfüttert, deren lösliche Bestandtheile ausgelaugt waren. Der Ration des einen Hundes wurden die extrahirten Salze, die hauptsächlich aus phosphorsaurem Kalium und Chlorkalium bestehen, wieder zugesetzt, während der gleich großen des andern nur etwas Kochsalz beigegeben wurde. Trotz der, der Menge nach zureichenden Nahrung kam das letztere Thier bald in einen kläglichen Zustand, es nahm zwar an Gewicht ein wenig zu, konnte aber kaum gehen, sein Auge war matt und glanzlos, der Körper abgemagert und es nahm seine Mahlzeiten nur widerwillig ein. Hingegen war der unter Beigabe der erwähnten Kalisalze gefütterte Hund kräftig, munter und intelligent, seine Muskulatur voll entwickelt, und nach 26 Tagen war er 1275 Gramm schwerer als der andere. Als die Rationen umgekehrt vertheilt wurden, holte der zurückgebliebene den Gewichtsunterschied in 32 Tagen nicht nur nach, sondern er zeigte jetzt selbst ein Mehrgewicht von 160 Gramm gegen den andern.

Da die Mengen der beiden Thieren gegebenen Muskelsubstanz genau gleich groß waren und die Unterschiede nur in dem Vorhandensein oder Fehlen der Kalisalze bestanden, so ist durch die Versuche die Nothwendigkeit des Vorhandenseins derselben für den Ernährungsprozeß des thierischen Organismus sowohl, als auch speziell für die Ausnützung der Eiweißstoffe des Fleisches klar bewiesen. Wenn also dem gepökelten Fleische die entzogenen Bestandtheile nicht von anderer Seite ersetzt werden (was gewöhnlich durch Beigabe von Gemüsen oder Salaten, welche viel anorganische Nährsalze enthalten, geschieht), so muß in natürlicher Folge dasselbe zu einem mangelhaften, für die Gesundheit wenig zuträglichen Nahrungsmittel werden. Die dem Seemann so entsetzliche Krankheit, der Scorbut, wird nicht mit Unrecht dem andauernden Genuß des Salzfleisches zugeschrieben!

Beim Räuchern des Fleisches, um es vor Fäulniß zu bewahren, wirken physikalische und chemische Agentien zusammen. Die Wärme des Holzrauches trocknet das Fleisch zum Theil aus, während es gleichzeitig der Einwirkung der Produkte der trocknen Destillation des Holzes ausgesetzt ist. Es scheinen davon besonders wirksam zu sein das Kreosot, das die albuminösen Bestandtheile koagulirt und unlöslich macht — solche Stoffe aber faulen nur sehr schwer, oder gar nicht mehr; ferner wirken die Holzessigsäure, das Benzol, die Oxyphensäure und die Karbolsäure, deren fäulnißverzögernde Wirkung bekannt ist.

Im ganzen müssen wir dem durch Rauch konservirten Fleisch einen höhern Nährwerth zuschreiben als dem gepökelten, insofern nicht durch Auslaugen normale Bestandtheile des Fleisches verloren gegangen sind. Es kommt aber hierbei der Grad der Einwirkung des Räucherverfahrens erheblich in Betracht, der derselben wesentlich unterlegene äußere Theil eines Fleischstücks wird zu Gunsten des wenig oder gar nicht berührten inneren geopfert; denn wir haben hier eine Art Gerbeprozeß vor uns und bekanntlich widersteht ein stark geräuchertes Stück Fleisch schließlich wie Leder den Angriffen der besten Zähne: ob und welchen Nutzen die Verdauung aus derartig veränderten Nährstoffen noch zu ziehen vermögen, das ist vorläufig theoretisch nur im ungünstigsten Sinne zu beantworten, aber durch exakte physiologische Versuche erst noch festzustellen.

Ein recht brauchbares Conservirungsmittel, um für kürzere Zeit Fleisch und Früchte aufzubewahren, ist der Essig. Derselbe scheint sogar das Fleisch der Verdauung leichter zugänglich zu machen, dieselbe gewissermaßen vorzubereiten. Wenn der Genuß in Essig konservirter Früchte Beschwerden verursacht, so mag das manchmal an dem Mitgenießen größerer Quantitäten starker Essigsäure liegen, öfter noch vielleicht in den dem Essig beigemengten schädlichen Substanzen. Der Aldehyd, der bei unachtsamer Darstellung des Essigs mit unvollkommnen Apparaten ein sicherer Bestandtheil ist und Eingenommenheit des Kopfes verursacht, die nicht selten betrügerischer Weise zugesetzte Schwefelsäure oder Salzsäure, wonach heftiges Magenbrennen nicht ausbleiben kann, oder schlecht gereinigter Holzessig, der noch brenzliche Stoffe und Methylalkohol enthält, — lassen Vorsicht bei Verwendung des Essigs gerathen sein. Daher dürfte sich der jetzt ziemlich wohlfeile Eisessig, oder die stärkste Essigsäure, die nur durch ihre Dämpfe das über ihr befindliche Fleisch konservirt und die man sicherer rein erhalten kann, zu häufigerem Gebrauch empfehlen. Man braucht zu dem Zweck nur etwas Eisessig auf den Boden einer Suppenschüssel oder eines Topfes zu gießen und das Fleisch auf einem kleinen Holzgestell darüber zu legen, ohne daß ersteres eintaucht. Um das Entweichen der sich bildenden Dämpfe zu verhindern, muß das Gefäß gutschließend bedeckt werden.

Wir schließen hier am Letzten die Besprechung eines Verfahrens zum Conserviren von Fleisch, Fisch, Gemüse und Pilzen an, das Professor Sacc empfiehlt. Es besteht in der Anwendung eines Salzes der Essigsäure, des essigsauren Natriums. Zu conservirendes Fleisch z. B. wird — wie beim Einpökeln mit Kochsalz — in Fässer gepackt und mit ein Viertel seines Gewichts essigsauren Natriums schichtenweis bestreut. Auch dieses Salz entzieht dem Fleisch flüssige Bestandtheile. Man kann letzteres entweder in der Pökelbrühe aufbewahren, oder an der Luft trocknen; die Aufbewahrung soll in diesem Fall an einem durchaus trocknen Orte geschehen — eine Bedingung, die nicht immer leicht zu erfüllen ist —, da das im Fleisch enthaltene Salz leicht Feuchtigkeit anzieht, und es dann mit der Haltbarkeit vorbei ist. Vor der weitern Zubereitung soll das nach diesem Verfahren conservirte Fleisch 12—24 Stunden, je nach der Größe der Stücke, in lauwarmes Wasser gelegt werden, das per Liter mit 10 Gramm Salmiak versetzt ist. Das letztere zersetzt das essigsaure Natrium unter Bildung von Chlornatrium (Kochsalz) und essigsaurem Ammoniak, welches angeblich das Volumen des Fleisches durch Anschwellen vermehrt und ihm den Geruch des frischen Fleisches wiederertheilt. Die vom Fleisch abgegossene Pökelbrühe soll eingedampft werden, so daß die Hälfte des angewandten essigsauren Natriums durch Auskrystallisiren wieder entfernt wird; die rückbleibende Mutterlauge aber soll dem Fleisch bei der Zubereitung wieder zugesetzt werden, was in der That rationell ist, da hierin sowohl lösliche organische Bestandtheile als auch die Kalisalze enthalten sind. Die Mahnung Sacc's, beim Conserviren von Fischen oder Geflügel nach dieser Methode, das Herausnehmen der Eingeweide nicht zu unterlassen, setzt eine professorale Neigung zur Zerstreutheit voraus und dürfte für eine Hausfrau, welche das empfohlene Verfahren etwa anzuwenden gewillt ist, überflüssig sein.

Fleisch verliert angeblich nach dieser Methode die Hälfte, Gemüse, Pilze fünfsechstel von ihrem Gewicht.

(Schluß folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

Um Lessings Wirken in seinem ganzen Umfange und seiner vollen Bedeutung verstehen und würdigen zu können, müssen wir in einem kulturgeschichtlichen Rückblicke uns die deutschen Verhältnisse jener Zeit, für die seine Schöpfungen das sichere Fundament zu einem unerhörten Geistesaufschwunge gegeben haben, vergegenwärtigen.

Ein Meer von wilder Völkerbewegung, eine Unsumme von Noth und Elend, zahllose Verbrechen und unsägliche Thorheit enthüllen sich unserem Auge, wenn wir die Blätter der Weltgeschichte aufschlagen, welche von den Geschicken des deutschen Volkes im siebzehnten Jahrhundert Kunde geben.

Der westphälische Friede des Jahres 1648 hatte den dreißigjährigen Krieg beendet, bei dem der blinde Glaubenseifer des Volks von den deutschen Fürsten zum Kampfe um die Erweiterung ihrer Macht gegenüber der Obergewalt des deutschen Kaisers und von den Beherrschern der Schweden und Franzosen zur Befriedigung ihrer Eroberungsgelüste und zur Zersplitterung der deutschen Macht ausgenützt worden war.

Mit dem besten Theile seines Hab und Gutes, mit millionen Leichen und milliarden Geld hatte das deutsche Volk die Kriegszeche gezahlt. Die fruchtbarsten und reichsten Theile Deutschlands waren zur Wüste geworden, ganze Fürstenthümer entvölkert, hunderte von Städten, tausende von Dörfern eingeäschert*) und die verhältnißmäßig wenigen, welche das ein volles Menschenalter währende Gemetzel noch verschont hatte, waren in entsetzlicher Weise verroht und demoralisirt.

Aber die Schweden, die Franzosen und die deutschen Reichsfürsten erreichten so ziemlich, was sie gewollt hatten. Die Schweden erhielten zur Entschädigung oder „Genugthuung" einen großen Theil von Norddeutschland, insbesondere ganz Vorpommern und einen Theil von Hinterpommern; an Frankreich fielen die Bisthümer und Städte Metz, Toul, Verdun, sowie die Landgrafschaften Ober- und Nieder-Elsaß, außerdem wurden dem französischen König zu Gefallen eine Menge deutscher Festungen geschleift und ihm das Besatzungsrecht der wichtigen Reichsfestung Philippsburg eingeräumt. Die Reichsfürsten endlich errangen u. a. das den Untergang des heiligen römischen Reichs deutscher Nation nothwendigerweise nachsichziehende Zugeständniß, daß sie „zu ihrer Erhaltung und Sicherheit" mit auswärtigen Mächten Bündnisse eingehen durften, nur nicht, wie ein den Charakter des frommen Wunsches an der Stirn tragender Zusatz bedingte, wider Kaiser und Reich.

Im ganzen büßte Deutschland durch den Friedensschluß beinahe 2000 Quadratmeilen und $4^1/_2$ millionen Menschen ein, es begab sich seiner westlichen Militärgrenze und sorgte dadurch sowohl, wie durch die Abtretungen an Schweden, für eine lange Reihe neuer Kriege, welche immer und immer wieder hauptsächlich das deutsche Volk Gut und Blut kosten mußten.

Die selbständigere Stellung der Fürsten, welche eine Art Standeserhöhung einschloß, ward sofort die Quelle bedeutender Geldausgaben. Zur Sicherung der errungenen Vortheile begann man stehende Heere zu erhalten und zur Repräsentation der erhöhten Würde und Macht mußte ein womöglich königlicher Luxus entfaltet werden. Und für nicht weniger als 8 Kurfürsten, 71 geistliche und 100 weltliche Fürsten, beinahe 200 reichsunmittelbare Prälaten und Grafen und eine Reichsritterschaft, zahllos wie der Sand am Meere, hatte das niedergetretene, an den Bettelstab gekommene deutsche Volk den standesgemäßen Unterhalt zu schaffen.

Was ist natürlicher, als daß es seinen obendrein noch von allerlei Zöllen und Abgaben schwer bedrückten Handel und seine Gewerbe garnicht wieder zur Blüthe zu bringen vermochte und im aussichtslosen Kampfe um ein elendes Dasein geistig nahezu vernichtet und vorzüglich in politischen Dingen bis zum völligen Stumpfsinn gleichgiltig und theilnahmslos wurde*).

Alles Selbstgefühl war geschwunden, Furcht und Knechtssinn herrschte bei dem Volke, schonungsloser Uebermuth und Verachtung aller Niedriggebornen bei den Mächtigen.

Schon die Reformation hatte nach gewaltiger, aber rasch verflüchtigter allgemeiner Geistesanregung das Interesse der Angehörigen des Volks von dem öffentlichen Leben und den Ereignissen der Gegenwart abgelenkt. Sie hatte dasselbe auf die Bibel, als die einzige und allein wahrhaft reine Quelle der Heilserkenntniß angewiesen. Erkenntnißgierig, wie die Mehrzahl der Menschen immer gewesen, stürzten sie sich auf das Buch der Bücher; es bildete lange Zeit beinahe ihre einzige Lektüre, ihre Aufmerksamkeit wurde gelenkt auf die Geschichte der Juden und des grauen Alterthums, neben der ihnen die politischen Vorgänge ihrer Zeit unwesentlich und nichtig erschienen.

Früher hatte fürstlicher Willkür mehr als eine Schranke entgegengestanden. Durch den Streit mit der Ritterschaft und den freien Städten war die Macht der Landesfürsten oft genug gebrochen, die Oberherrschaft des Kaisers gegenüber der nimmersatten Herrschgier der kleineren Landesherren stets von neuem befestigt worden, und meistens war dies geschehen zu Nutz und Frommen des Bürgers und Bauern.

Jetzt zog das allmächtige materielle Interesse die Ritter auf die Seite der Fürsten. An ihren Höfen und in ihren Heeren gab es wohlbesoldete, mit Titeln und Glanz aller Art ausgestattete

*) Im Herzogthum Württemberg waren von 334700 Menschen (im J. 1622) nur 65000, also nicht einmal der fünfte Theil, übrig, und 8 Städte, 45 Dörfer und 36000 Häuser waren völlig zerstört. In Hessen gar 17 Städte und 400 Dörfer total niedergebrannt u. s. w. Kolb, Kulturgeschichte, II. Bd. S. 364.

*) Der „Materialist" Friedrich v. Hellwald („Die Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart", Augsburg 1875, S. 697) meint, man könnte die Völker „mit Recht" als Urheber der jammervollen Zustände und Erscheinungen des 17. Jahrhunderts anklagen, weil sie sich dieselben — — gefallen ließen, bei ihnen läge „in letzter Instanz doch alle Gewalt". Ich möchte wissen, ob sich Herr v. Hellwald auch der Urheberschaft zeihen würde, wenn ihn einmal ein widriges Geschick, an Händen und Füßen gebunden, der Willkür eines Knaben überlieferte, und dieser es sich zum Spaß machte, dem Herrn v. Hellwald mit den Stiefelabsätzen auf der Nase herumzutrommeln. — Der Herr v. Hellwald wäre ja doch „in letzter Instanz" — der Stärkere.

Aemter und Posten. Diejenigen vom niederen Adel also, welche nicht besonders vermögend oder unabhängigkeitsstolz waren, gruppirten sich daher jetzt um die Fürsten und wurden gehorsame Werkzeuge in fürstlichem Dienste, die mit ihren Herren gegen Kaiser und Reich, gegen Gott und alle Welt durch Dick und Dünn gingen.

Die Reichsstädte dagegen waren verarmt, ihren Trotz auf die eigene Kraft hatten während der dreißigjährigen Kriegsschlächterei tausend vernichtende Schläge getroffen, und ihr einziges Sehnen nach dem Kriege war auf Erhaltung des Friedens gerichtet. Sie thaten auch klug daran, jedem Konflikt mit den Fürsten aus dem Wege zu gehen, denn diese waren die Stärkeren, und der Schutz, den das Reich und seine Gerichte, das Reichskammergericht und das Reichshofgericht in Speyer und später in Wetzlar, leisten konnten, war wahrlich keinen Pfifferling werth, zumal der Rechtspflege vor diesen obersten Reichsgerichten zu damaliger Zeit nichts weiter nachgerühmt werden konnte, als daß die Prozesse unsterblich waren, welche daselbst anhängig gemacht worden waren.

Das Bewußtsein ihres Machtzuwachses und ihre Nichtachtung der Reichsgewalt legten die meisten Fürsten bald und deutlich genug an den Tag. Mehrere freie Reichsstädte wurden durch offene Gewalt ihrer Privilegien beraubt und der Fürstenmacht unterworfen. So zwang 1661 der Bischof von Münster mit bewaffneter Hand die Stadt Münster, sich ihm zu ergeben und seine Truppen als Besatzung aufzunehmen; 1664 mußte sich Erfurt dem Kurfürsten von Mainz auf Gnade oder Ungnade ergeben, 1666 that der große Kurfürst von Brandenburg desgleichen mit dem seit der Zerstörung durch Tilly kaum wieder aufgelebten Magdeburg, und 1671 bereitete der wolfenbüttler Fürst der Stadt Merseburg ein gleiches Schicksal. Einige ausnahmsweise wehrhafte Städte entgingen solcher Unterwerfung nur nach tapferen Kämpfen. So erwehrte Köln sich noch mit Noth und Mühe seines Kurfürsten, während Bremen die Schweden und Hamburg die Dänen mit blutigen Köpfen heimschickte.

Die natürliche Folge der raschen Machtsteigerung ohne entsprechenden geistigen Fortschritt war, daß im 14. Jahrhundert auch in den Kreisen der Vornehmen und Herrschenden nicht nur keine Sittenverbesserung eintrat, sondern daß sogar eine ungeheure Sittenentartung um sich griff.

In den höfischen Vergnügungen machte sich überall erstaunliche Unreife und Roheit geltend. Trinken und Essen im Uebermaße bildete die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der Großen. Nirgend durfte der Hofnarr fehlen, der jede Person und jede, auch die wichtigste Angelegenheit in den Koth seiner meist unflätigen Witze herabzuziehen das Recht und die Pflicht hatte.

Auch der krasseste Aberglaube behauptete sich in allen Ständen bis zum Fürsten hinauf. An die Förderung der Wissenschaften dachte man nicht, dafür verwendete man Unsummen von Zeit und Geld auf alchemistische Experimente, mit denen man hinter die Kunst, aus allen unedlen Metallen Silber und Gold zu machen, kommen und Tinkturen zusammensetzen lernen wollte, welche alle Krankheiten heilen, das Alter verjüngen und das menschliche Leben schließlich bis in alle Ewigkeit verlängern sollten. Ebenso studirte man auf Mittel, sich schuß- und hiebfest zu machen, wozu leider in den meisten Fällen ein Bund mit dem Teufel nöthig sein sollte, und erfand allerlei Zauberformeln und Hexenmittelchen, um sich unsichtbar zu machen, und dergleichen mehr.

Der Luxus, den die Fürstenhöfe, auch die kleinen und kleinsten, entwickelten, ging dabei in's großartige. In der späteren Zeit des 17. Jahrhunderts, und weit in's 18. hinein, war es hauptsächlich der Pomp des französischen Königs, des sogenannten großen Ludwig des Vierzehnten, dem weltliche und geistliche Herren in Deutschland nach Kräften, d. h. weit über die Kräfte ihres Landes hinaus, nachzueifern suchten.

Oberstkämmerer und Kämmerer, Marschälle, Ceremonienmeister, Küchenmeister und ganze kleine Armeen von untergeordneten Dienern umschwärmten daheim und auf Reisen nicht nur jeden Fürsten, sondern ebenso jeden Reichsgrafen und Bischof. Auf dem Reichstage von 1652 erschienen schon kleinere Herren mit einem Gefolge von über 300 Personen. Der Bischof von Bamberg brauchte allein nicht weniger als 30 Kämmerer, und auf seiner Tafel Tag für Tag 56 verschiedene Gerichte. Der Erzbischof von Köln hatte sogar fünfmal soviel Kämmerer, volle 150, zu seinem persönlichen Dienste nöthig*). Am würtembergischen Hofe hielt man eine ständige Kapelle von 60 Musikern, und am bayerischen hunderte von Pferden und Hunden.

(Fortsetzung folgt.)

*) J. G. A. Wirth, „Die Geschichte der Deutschen", 4. Auflage, (Stuttg. 1865), Bd. IV., S. 66.

Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Eine Hausplauderei von Emanuel Malten.

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Das ist ein Dichterwort, wahr, wie selten eins; nur meine ich es nicht in seinem sensationellen Dichtersinne, der nur nutzlosen, jungen, blühenden Epheu um die alten geborstenen Mauern rankt, sondern in jenem gesunden, lebenspraktischen Geiste unserer Zeit, der den ausgemisteten Schutt wieder aufrichtet zum neuen, zinstragenden Palaste, den übrigen Kalkstaub aber auf die Felder hinausträgt, ihren Humus damit zu düngen und also ihre Tragfähigkeit zu erhöhen, den Epheu jedoch ausreißt und in stille Grabwinkel oder auf freundliche Gartenflecke verweist, da nutzlos lustig-grün fortzuwuchern. Denn ich bin eben auch der Sohn meiner Zeit, der weiß, daß die blaue, nickende Wunderblume der Romantik keinen Hungrigen satt macht, und das Zerfallen der Burgen nur Nutzen hat, wenn sich an ihrerstatt wieder rauchende Schlote reger Fabriken in die Luft heben.

Der Mensch, der große, gewaltige, geiststarke, ist eben der Narr nicht mehr, der fortduselt durch die ewigen Weltschwingungen oder blumenzupfend sich an die Ufer setzt und nichtige wichtige Verse winselt, sondern ist der Weise geworden, der sein Ohr an das pochende Herz der Natur legt, seinen Regungen lauscht, seinem Zucken und Zittern folgt und ihm seine Geheimnisse abhorcht, diese zum Frommen und Besten seiner selbst und seiner Genossen zu nutzen.

Und so hat er denn auch die Erfahrung gewonnen, wie die Natur in jedem Gewesen nur den Keim eines ferneren Seins, in jedem Tode nur die Wiege neuen Lebens erschafft — und ahmt ihr nach.

Es ist ihm das „Alte", „Abgenützte", „Unbrauchbare" heute noch lange nicht so alt, abgenützt und unbrauchbar, daß es seine würdigste Verwendung auf dem Kehrichthaufen allein fände; im Gegentheile, er spart es sorgfältig auf und sammelt es an und — wandelt es in seinen Repositorien, Sudöfen, Stampfen und Dampfkesseln ebenso in neue, nützliche Stoffe, in neue, frische, geschmackvolle Formen um, wie die Natur es in ihrer chemischen Werkstatt mit ihren — Abfällen macht.

Die Thiere sterben und ihre Verwesungsstoffe werden von den Pflanzen zu neuen Formen organischen Lebens umgewandelt, die uns Nahrung oder anderweitigen Nutzen geben.

Und durch einen ähnlichen chemischen Prozeß, wie hier, durch welchen das Thier Ackerboden, Pflanzennahrung, Mineral oder sonst was geworden, ist die Tinte vielleicht, mit der ich just schreibe, aus dem zersprungenen Reifen eines alten ausgedienten Bierfasses entstanden; und in dem Papiere, das ich benutze, begegne ich vielleicht einem meiner ausgemusterten Hemden wieder. Und ich weiß es, ich werde es nur verschrieben haben, daß es von dem metteur en pages zerschnitten, an die Setzer vertheilt und dann in den — Lumpensack geworfen werde, um von da wieder in die Papiermühle zurückzuwandeln, die es dir nach neuen „Umwälzungen" als — Zehn- oder gar Hundertthalerschein herausgibt. Ist es jedoch auch mit diesem „Scheinleben" zu Rande gekommen, hat es auch hier wieder ausgedient, und ist es abermals zerstampft und zersotten und gewalzt, so wird es noch immer vom Buchbinder zum Einbanddeckel meiner bis dahin hoffentlich schon „gesammelten Schriften" verarbeitet und erfreut zu guter allerallerletzt als Puppenkopf aus papier-machée das Herz meines Ururenkelkindes. Tausenden wird es bis dahin Brot und Glanz und Reichthum, vielleicht aber auch Elend und Niedertracht gegeben haben; und Millionen werden an — meinem ehemaligen schleißigen ausrangirten Hemde verdient sein. (Weshalb ich mir von der Redaktion der „Neuen Welt" schon jetzt einen „Vorschuß" darauf erbeten habe. Denn die Nachwelt ist eine gar zu schlechte launische Kundschaft, als daß ich auf ihren Lohn warten wollte.)

Doch will ich nicht des „Vorschusses" halber von meinem Hemde gesprochen haben, sondern nur um zu sagen, daß scheinbar unnütze Abfälle noch immer weiter und weiter ihre Verwendung und Verwerthung finden, und wie man sich darum hüten solle, von unnützen Dingen zu reden. Absolut unnütz ist nichts auf der Welt. Und wenn es — Lampenruß wäre.

Wie oft werden sich, gar in den Zeiten, in denen man anrüchiges Rüböl in den Häusern brannte, unsere braven Hausfrauen nicht über den schwarzen Kerl geärgert haben, der ihnen das blankgeputzte Glas verdarb! Wie sehr aber werden sie ihn nicht achten und ihm — aus der Wege gehen, wenn sie erst hören, daß ihre Hausherren oder — Hausklaven (das richtet sich nach dem „Pantoffel") den schwarzen Lumpen als glänzenden — Edelsteinbestandtheil im Sacke tragen, und zwar als Zapfenlager in der „Remontoir" oder sonstigem „Chronometer"!

„Puh!" höre ich sie so recht vollhalsig lachen, die lieben ironisirenden Hausfrauen. „Am Ende wird man Lampenruß nur mehr mit

Glaceehandschuhen abwischen dürfen!" Aber sie mögen nur lachen. Es wird ihnen schon noch vergehen, wie .... wie .... nun wie es ihren Ehemännern in Modedingen gewöhnlich vergeht, und Gaudin in Paris wird unbeirrt fortfahren, Lampenruß zur Erzeugung von Saphir oder Korunden zu verwenden.

Er überzieht nämlich, um Alumina — den Thon, welcher das Aluminium genannte Metall abgibt — in transparenten Krystallen, welche die nämliche chemische Zusammensetzung, wie der unter dem Namen Saphir bekannte Edelstein, zeigen, zu gewinnen, einen gewöhnlichen Schmelztiegel mit Lampenruß, setzt ihm gleiche Portionen Alaun und schwefelsaures Kali, zu Pulver zerrieben und kalzinirt, zu und erhitzt ihn fünfzehn Minuten lang im Feuer eines gewöhnlichen Ofens, worauf er den Schmelztiegel abkühlen läßt. Beim Zerbrechen desselben findet sich die Oberfläche des Lampenrußüberzuges dann mit zahlreichen, glänzenden Punkten bedeckt, welche aus Schwefelleber bestehen und in denen die verlangten Aluminakrystalle, oder mit andern Worten, wirkliche Saphire oder Korunde enthalten sind, von einem Härtegrade, der sie zu Zwecken der Uhrmacherei weit dienlicher macht als den weicheren Rubin, so daß sie auch wirklich häufig zu Zapfenlagern verwendet werden. Aber das ist noch garnichts.

Die Anekdote ist vielleicht bekannt: Napoleon der Erste und Czar Alexander kamen einmal zusammen und einer fêtirte den andern. Die französische Küche brillirte mit ihren Kochkünsten. Sogar jene Torte „Souzeraine", die dem „Zwerg Nase" beinahe das Leben gekostet hätte, soll nicht auf der Tafel gefehlt und Napoleon in seiner gewöhnlichen marmorn-majestätischen Art sich darüber geäußert haben: daß die russische Küche wohl nichts dergleichen zu bieten vermöchte. Am nächsten Tage habe Alexander ihn eingeladen, und es sei in einer verdeckten Schüssel ein Gericht aufgetragen worden, das allen vortrefflich mundete, von Alexander aber mit keinem Finger berührt wurde. Als der letzte Bissen verschwunden, fragte Alexander: „Sire, was glauben Sie gegessen zu haben?" Napoleon zuckte mit den Achseln. Alexander winkte. Ein Diener brachte auf silbernem Teller einen alten Kosakenstiefel. Alexander setzte ihn auf die Tafel und meinte lakonisch: „Dessen Bruder! Können wir Russen kochen?"

Genau dieselbe Geschichte wiederholte sich vor nicht langer Zeit bei Gelegenheit eines Klubessens in Newyork. Es ward eine Schüssel mit Gallerte aufgetragen und daneben ein alter Stiefel gestellt, dessen Bedeutung nicht lange Geheimniß blieb, indem eins der Mitglieder erklärte, daß die Gallerte mittels eines gewissen chemischen Prozesses aus dem zweiten Stiefelkameraden gemacht worden sei, die Theilnehmer dieses seltenen Diners sowohl weniger zum Essen einladend, als vielmehr auffordernd, alte Stiefel und Schuhe nicht wegzuwerfen, sondern für eine der vielen Umwandlungen aufzubewahren, welche der Chemiker mit ihnen vornehmen kann ... Löst man sie mit Dampf und gewissen Säuren auf, lassen sich Druckwalzen für Kattundruckereien daraus fabriziren; in Stücke zerschnitten und mit einem flüssigen Kitte gemischt, lassen sie sich zu einer Masse zusammenpressen, der man jede zu dem beabsichtigten Zwecke erforderliche Dicke geben kann ... Die Schuhfabrikation von Massachusetts verbraucht solches Leder massenhaft.

Ebenso feiern auch Knochen, alte und neue, ihre Wiedergeburt auf Tafeln oder in Werkstätten. Die in Paris so sehr beliebte Tafelbouillon wie die französische Fleischsuppe „pot au feu" verdanken ihnen zumeist ihre Entstehung; ganz abgesehen davon, daß man Knochen auch im Zucker mitgenießt und als Aspik zur straßburger Gänseleber-Pastete servirt. Und daß Leim aus ihnen gezogen wird, ist uralt. Sind Leimknochen frisch, verarbeitet man sie zu Handgriffen für Messer, Gabeln und Zahnbürsten. Sind sie untauglich zu derlei Dingen, so schickt man sie in die Mühle und verwandelt sie dort in Knochenmehl, ein von den Landwirthen sehr geschätztes und gesuchtes Düngemittel.

In Paris florirt übrigens auch der Handel mit Brotabfällen. Brotkrusten und Brotkrumen werden von eigenen Leuten, meistens aber Schuldienern, auf den Straßen und in Häuserwinkeln, hauptsächlich jedoch in den Schulen, zusammengelesen und an die sogenannten „boulangers en vieux", das heißt Altbäcker, verkauft, welche sie sortiren, die noch einigermaßen ansehnlichen Stücke im Backofen rösten, abschaben und als Suppenzuthat in den Handel bringen; wie denn die Mehrzahl der bekannten gerösteten Brotwürfel, welche man in Paris zur Zubereitung von Gemüse verwendet, keinen anderen Ursprung hat. Sind die Brotreste schon zu sehr mitgenommen, so werden sie in gleicher Weise geröstet, in einem Mörser pulverisirt und liefern alsdann das Material, mit welchem die Fleischwaarenhändler ihre Koteletes paniren und Schinken glasiren. Die ganz schlechten Ueberreste endlich schwärzt man im Feuer, pulverisirt sie sodann, mischt einige Tropfen wohlriechenden Wassers hinein und stellt derart eine Sorte schwarzes Zahnpulver her, die nicht schlechter ist, als tausend andere.

Die Franzosen sind darin überhaupt sehr praktische Leute. Aus der Seifenlauge selbst, die bei unseren deutschen Hausfrauen sicherlich gleich nach dem Lampenruß kommt, wissen sie noch Kapital zu schlagen. Und nicht, daß sie sie nur als Düngemittel benutzten, als welches sie ein unschätzbares Reizmittel für den Boden sein und ganz erstaunliche Resultate liefern soll, — sie sammeln sie auf, schöpfen sie sogar aus der Seine, in die sie aus den Privathäusern und Waschanstalten abfließt, und gewinnen mit Zuhilfenahme der Chemie und des Dampfes aus dieser nutzlosen Seifenlauge jährlich Mast für dreitausend Schweine und eine halbe million Pfund Seife.

Die unbeachtet weggeworfenen Citronenschalen suchen wir sommersüber recht gern als — Citronat auf.

Die **werthlosen** Krebsschalen liefern, mit Aetzkali und Salzsäure behandelt, noch immer einen rothen Farbestoff, der sein Geld werth ist.

Der Bodensatz des Portweins liefert uns ein gut Theil unseres Seidlitzpulvers und der Straßenabfall, sowie das Spülicht des Kohlengases feiern, sorgfältig bearbeitet, in den Riechfläschchen unserer Damen ihre gelobte Auferstehung oder würzen uns unsere Gallerten.

Das Allerschönste aber ist, daß wir eines schönen Sonntagmorgens mit einem neuen modernen wollenen Rocke prahlen, den etliche Wochen vorher ein alter Bettler in einen Mistwinkel geworfen, weil er sich bereits schämte, darin auf die Straße zu gehen.

Die alten, abgetragenen Kleider nämlich werden, wenn die Knöpfe abgeschnitten und das Futter losgetrennt ist, von Maschinen in sogenannten „Teufelsstaub" verwandelt, weiter mit frischer Wolle vermischt, gekämmt, gesponnen und zu einem neuen Tuche, „Shoddy", verwebt. Hat jedoch „Shoddy" seine Schuldigkeit gethan, so kann er, wie jener Mohr, gehen und — sich im südlichen Frankreich oder nördlichen Italien als Dünger für Olivenbäume, in England als solcher für Hopfen verwenden lassen und so wieder seine Schuldigkeit thun im Dienste des Menschen, dessen Ausnützung „alter", „unbrauchbarer" Stoffe im Grunde nichts anderes ist, als die weise Nachahmung der Chemie der Natur, und der im weiteren Verfolge des anerkannten Ganges natürlicher Ursachen vielleicht doch noch den Diamant erzeugt, — wenn nicht just da der Markstein ist, der Halt! ruft: „In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist!"

Fort St. Angelo auf der Insel Malta. (Bild Seite 244.) Das Felseneiland Malta, welches trotz seiner günstigen Lage unter dem 36. Grad nördlicher Breite nicht sonderlich fruchtbar ist, hätte sammt seinen Nachbarinseln Gozzo und Comino die Habgier der Menschen nicht gereizt, wenn ihm sein sturmfreier Hafen und seine geographische Lage nicht zu der unheilvollen Wichtigkeit einer strategischen Mausefalle des mittelländischen Meeres verholfen hätte. Die ältesten Kaufleute der Mittelmeerländer, semitischen Stammes, wie die Juden, Phöniker genannt, welche von ihrem Stammsitz, den Schwesterstädten Sidon und Tyrus, in Kleinasien gelegen, Handelsverbindungen bis nach Skandinavien unterhielten, haben nicht nur Cypern, Creta und Carthago, sondern auch Malta besiedelt. In den punischen Kriegen, in welchen Carthago mit Rom um die maritime Suprematie stritt, war Malta ein vielbestrittener Zankapfel, doch blieb es schließlich in den Händen der unersättlichen Römer, bis die Germanen ihre Weltherrschaft zertrümmerten. Vandalen und Gothen ruhten hier von ihren Raubzügen aus, bis sie im Jahre 828 von den Sarazenen vertrieben wurden, welche wieder nach 200 Jahren den Normannen weichen mußten. Später fiel es an Spanien. Als die Kreuzfahrer im schwertumgürteten Priesterkleid, die Johanniter, der Anprall der Türken aus Palästina und der Insel Rhodus verdrängte, belehnte sie Kaiser Karl V. im Jahre 1530 mit Malta, welches dieselben beinahe 300 Jahre behaupteten. Im Jahre 1565 schlug der Großmeister des Johanniterordens, La Valette genannt, heldenmüthig einen Angriff der Flotte des Sultan Soliman II. zurück. Alle gekrönten Häupter der Christenheit wetteiferten in Ehrenbezeugungen gegen den siegreichen Ordensgroßmeister La Valette, aber alle diese Ehrenbezeugungen waren nicht im Stande die 11,800 todten Christen und die ungezählten gefallenen Türken wieder lebendig zu machen. Das war Malta's letzte blutige Großthat. Als die Portugiesen durch Auffindung eines neuen Seeweges um die Südspitze Afrika's (Kap der guten Hoffnung) den Welthandel in neue Bahnen lenkten, schien es vollends seine Rolle ausgespielt zu haben. Die beiden Kaufmannsrepubliken Venedig und Genua, für welche Malta's Besitz noch einiges Interesse hatte, wurden durch die Entdeckung Amerikas lahmgelegt. Das Becken des Mittelmeeres verödete, das einzige Leben repräsentirten Küstenfahrer und Piratenschiffe der Barbaresken (muhamedanische Einwohner der Nordküste Afrikas), welch letztere auch bald ihr Geschäft einstellten, weil es nichts mehr zu rauben gab. Die neuen Meerbeherrscher, Spanier und Holländer, kümmerten sich auch nicht um Malta, weil es weder auf dem Wege nach Ostindien, noch nach Westindien lag. Erst die modernen Phöniker, die Engländer, brachten es wieder zu Ehren. Durch das lawinenartige Anschwellen der Macht des korsischen Abenteurers Napoleon Bonaparte, der eine Zeit lang von Paris aus das europäische Völkerconcert mit seinem Säbel dirigirte und Malta durch Verrath genommen hat, stutzig gemacht, beschloß England ähnlichen Ueberraschungen wie die Continentalsperre in Zukunft dadurch vorzubeugen, daß es die Continentalsperre selber bewerkstelligt. Zu dem Zweck legte sich das schlaue Albion in Helgoland vor die Elbe und Wesermündung und hat Gibraltar (Südspitze von Spanien) und La Valette auf Malta, von der günstigen Lage dieser Felsenvesten unterstützt, in uneinnehmbare Festungen umgewandelt. Noch einmal sollte Malta's Stern im hellen Ruhmesglanze erstrahlen und zwar durch die von Aegyptern und Römern geplante und von dem Franzosen Lesseps ausgeführte Durchstechung des Isthmus von Suez. Diese Wasserverbindung des rothen mit dem mittelländischen Meere kürzt den Weg nach Ostindien um Hunderte von Meilen ab und ist das wichtigste Depot auf der Wasserstraße zwischen dem englischen Mutterlande und den indischen Colonien. Nach der Annektirung von Cypern wird der Besitz der Dardanellen (Einfahrt in das Marmara-Meer und der

Schlüssel von Konstantinopel) auch nicht lange auf sich warten lassen. Die Gefahr des Zusammenstoßes zwischen England und Rußland ist nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben.

Unser Bild stellt die Hauptstadt der Insel Malta, La Valette, mit dem Fort St. Angelo im Vordergrunde, vor. Fort St. Angelo, von den Sarazenen gegründet und von dem Johanniter-Großmeister Villiers de l'Isle mächtig erweitert und mit Kasematten, Cisternen und einem Arsenal versehen, flankirt mit den Bastionen St. Elmo, St. Salvatore und dem Fort Laskaris die Stadt und beherrscht mit 50 Kanonen schweren Kalibers die Hafeneinfahrt. Die bombenfesten Befestigungen dieser Citadelle, welche durch einen überwölbten Gang mit dem Vorwerk St. Michael in Verbindung steht, haben einen Umfang von 2100 Yards oder 1940 Meter.

Die Stadt Malta hat ein echt orientalisches Gepräge, nur fehlen die Minarets und der Schmutz, welch letzteres Charakteristikum morgenländischer Poesie die englische Verwaltung aus Gesundheitsrücksichten verbannt hat. Die meisten Straßen, von den maurischen Söllern der in den Fels gehauenen Häuser überdacht, sind schmal aber kühl. Einen gleichen Gegensatz wie zwischen den schmächtigen und kleinen Eingeborenen sarazenischer Rasse und den langbeinigen, wohlgenährten Söhnen Altenglands, dürfte man wohl nur im afrikanischen Tafelland am Kap der guten Hoffnung oder in Australien finden. Trotzdem die Engländer Malta seit dem Jahre 1800 occupiren, ist von einer Amalgamirung der Eingeborenen mit den Eingewanderten nicht viel zu bemerken.

Dr. M. T.

Die Brücke von Iconozo. (Bild Seite 245.) Würde ein Maler die Scenerie der Brücke von Iconozo als Landschaftsstudie ausstellen, so würde eine hochweise Kritik über die phantastische Uebertreibung des Künstlers die Nase rümpfen. Auch wir würden die Schilderung dieses neu-granadischen Naturwunders des Reisenden Edouard André mit Zweifel aufnehmen, wenn diese schauerliche Schlucht nicht schon Alexander von Humboldt vor fünfzig Jahren beschrieben hätte.

Nähert man sich der 50 Kilometer von Fusagasuga (siehe Nr. 20) entfernten Stelle, so mag man kaum glauben, daß hier ein solches Naturwunder existirt. Steil senkt sich der Pfad über runde Sandsteinblöcke und zwischen spärlichen Bäumen zu einem Absatze hinab, auf welchem eine Brücke von Holz folgt. Sie ist mit Erde und Gras bedeckt und gleicht allen übrigen im Lande, nur daß ein paar wurmstichige Stangen ihr als Geländer dienen. Den Fluß, der unter ihr fließt, merkt man wohl, aber man sieht ihn nicht. Jenseits steigt der Weg wieder steil durch üppige Vegetation empor. Aber nun trete man auf die Brücke und biege sich vorsichtig über das östliche Geländer: vor Schrecken fährt man zurück, denn unten öffnet sich ein schwarzer Abgrund mit senkrechten Wänden, in welchem 300 Fuß tiefer der Rio Sumapaz als weißes Band schäumend dahinfließt. Hat sich das Auge erst an das Halbdunkel gewöhnt, so sieht es von Zeit zu Zeit über den Wellen wie Pfeile hinschießen und das Ohr vernimmt kreischendes Geschrei. Das sind Guapacos, welche fast wie Nachtvögel dort unten in den Spalten des Gesteins hausen. Sechs Meter unter dieser Brücke liegt der große Steinblock, der breiter ist als das Flußbett, und deßhalb beide Wände mit einander verbindet.

Am 10. Februar 1875 war die Brücke und die Uferfelsen von einer neugierigen Menge besetzt, welche das Wagstück anstaunen wollte, daß sich Jean Nötzli, der Diener des Naturforschers André, an Lederstricken in die schauerliche Schlucht hinabsenken ließ. Mit einem Sack, einer Flinte, einem Hammer und einem Messer beladen, wurde der unerschrockene Elsäßer unter dem lärmenden Zuruf der Zuschauer von zehn kräftigen Männern, an vier ledernen Riemen hängend, hinabgelassen. In der Schwebe entdeckte er zunächst, daß der mächtige quer über der Schlucht liegende Steinblock nicht, wie es von oben gesehen, den Anschein hat, durchweg aus Sandstein besteht, sondern daß das Schiefergestein ununterbrochen von einem Ufer zum andern sich fortsetzt, und daß der Sandsteinblock auf dieser natürlichen Brücke ruht. Die Sandstein- und Schieferschichten, sieben an der Zahl von der Brücke an, deren Höhe André zu 836 Meter bestimmt hatte, wurden darauf ihrer Dicke nach gemessen. In einer Höhe von 30 Metern zeigte sich eine Grotte in Schiefer, worin Guapacos nisteten, um deren Fang es sich jetzt handelte. Alle Wände waren mit ihren Nestern dicht bedeckt. Zehn Meter tiefer bildete eine vorspringende Schieferplatte den Boden einer zweiten Höhle. Trotz des Geschreies der Vögel untersuchte Jean alle beide und fing einen derselben lebendig; auch gelang es ihm, ein Nest mit drei Eiern zu erlangen. Dann wurde er weiter hinabgelassen; aber hier traten Umstände ein, welche seine ohnehin schwierige Lage gefährlich machten. Die Schieferplatte hatte einen Vorsprung, wodurch Jean verdeckt wurde, und von oben nicht mehr gesehen werden konnte; und hier wurde er von tausenden von Guapacos erbittert angegriffen und mußte sich mit seinem Messer wehren. Zwar rief er, daß man ihn hinaufziehen solle; aber vor dem Brausen des Flusses und dem betäubenden Geschrei der Indianer an den beiden Ufern, verhallte seine Stimme ungehört und stetig wurde er weiter hinabgelassen. Wie eine Wolke drangen die erbitterten Vögel mit ihren scharfen Schnäbeln auf ihn ein und drohten ihm die Augen auszuhacken. Schon war er nahe dem brausenden Wasser, kaum mehr fähig nach oben ein Zeichen zu geben, als man seine gefährliche Lage erkannte und ihn halbtodt, unter dem donnernden Beifall der Menge, heraufzog. Ein langes Attest des Alcalden von Pandi (nächstgelegener Ort) konstatirte in pomphaften Phrasen diese wunderbare Unternehmung.

Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Hildesheim. H. G. Gegen Frostgeschwüre erweist sich oft eine Salbe als hülfreich, die jeder sich selbst bereiten kann, aus gleichen Theilen weißem Wachs, Schweinefett und Petroleum. Man läßt das Wachs in einem kleinen Töpfchen auf dem warmen Ofen flüssig werden und rührt dann das Fett und Petroleum hinzu. Auch gegen Frostbeulen und aufgesprungene Hände bewährt sich diese Salbe.

Itzehoe. S. Das Ohrensausen und die Schwerhörigkeit können verschiedene Ursachen haben, welche häufig nur ein Ohrenspezialarzt zu ergründen und dagegen das passende Heilverfahren einzuschlagen vermag. Die häufigste Ursache ist der chronische Mittelohrkatarrh, speziell Katarrh der Eustachischen Röhren, welche von den hinteren Nasenmuscheln aus nach dem Ohre führen und die in der Paukenhöhle enthaltene Luft mit der äußeren Luft in's Gleichgewicht setzen. Dadurch wird das Trommelfell in seiner natürlichen Lage erhalten. Bei Verstopfung dieser Röhren mit Schleim wird man sofort schwerhörig; sofern das Leiden länger dauert, erkranken auch die Gebilde des innern Ohres und das Trommelfell, und die Schwerhörigkeit kann unheilbar werden. Die Behandlung besteht in der mechanischen Entfernung des Schleimes mittels der Politzer'schen Luftdusche, in schlimmeren Fällen sogar in der Durchbohrung des Trommelfells. Erlauben es Ihre Mittel nicht, einen Ohrenspezialisten in Anspruch zu nehmen, so können Sie folgende Selbsthülfe versuchen. Gurgeln Sie Sich jeden Morgen mit einer einprozentigen warmen Salzwasserlösung und ziehen Sie dieselbe auch durch die Nase. Außerdem nehmen Sie täglich mehrmals einen Schluck Wasser in den Mund, und, während Sie Mund und Nase schließen, pressen Sie nach einem recht tiefen Athemzuge Luft in die Ohren. Wenn Sie hierauf, gleichfalls bei geschlossener Nase und geschlossenem Munde, das Wasser hinunterschlucken, so tritt die in das Mittelohr getriebene Luft nach dem Rachen hin aus und der in den Eustachischen Röhren enthaltene Schleim folgt nach. Dieses Verfahren sei auch denen empfohlen, welche im Verlaufe des akuten Schnupfens schwerhörig werden, denn sie können Sich dadurch vor schlimmen Ohrenübeln bewahren.

Berlin. E. G. Im Verlaufe von Lungenkatarrhen stellt sich häufig Lungenemphysem ein, d. h. die Lungenbläschen erweitern sich, und die Lunge, resp. einzelne Theile derselben werden zu groß. Dieser Fehler, der bei Erwachsenen meist unheilbar ist, verliert sich jedoch bei Kindern mit der Zeit, wenn dieselben vor Hustenkrankheiten bewahrt und nicht von der frischen Luft abgesperrt werden.

Breslau. E. S. Kein Leiden wird von Laien und leider auch von manchen Aerzten schematischer und gedankenloser behandelt, als der Zahnschmerz. Denn je nach den Ursachen, aus denen er entsteht, erfordert er eine anders geartete Behandlung. Es gibt Zahnschmerzen aus örtlichen Ursachen, welche im Schmelze, im Zahnbein, in der Zahnpulpa, im Knochencement oder in der Zahnwurzelhaut ihren Grund haben, und dergleichen aus allgemeinen Ursachen, sogenannte rheumatische und kongestive, sowie nervöse Zahnschmerzen. Neben den letzteren Formen können auch örtliche Zahnerkrankungen bestehen. Es folgt daraus, daß es ein Mittel gegen Zahnschmerzen nicht geben kann, und daß das Anpreisen eines solchen, wie es leider häufig in den Zeitungen geschieht, Charlatanerie ist. Man sollte also bei Zahnschmerzen nicht an sich quacksalbern, sondern stets mit einem Arzte darüber sprechen, welches Kurverfahren derselbe für rathsam erklärt.

Zeitz. H. B. Als „ärztlichen Rathgeber" in Buchform empfehlen wir Ihnen nicht die „Airy'sche Naturheilmethode", sondern „Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen" oder Voigt's „Zukunftsmedizin." Namentlich wird in dem letztgenannten Werke der unselige Kurirschwindel der modernen Hausarztliteratur mit der Fackel der Aufklärung beleuchtet.

Mainz. M. S. Ihr Leiden wird in der Ehe verschwinden.

Dr. Meierstein.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 22. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Indeß waren mit dem Nachmittagszuge die Zeitungen aus der Residenz gekommen; die älteren Herren griffen begierig darnach. Die Gräfin, die sich für politische Ereignisse nicht allzusehr interessirte, schlug Valerie einen Spazirgang durch den Park vor und forderte ihre Neffen auf, sie dahin zu begleiten. „Wir werden bis an's Ende desselben gehen," sagte sie, „bis zum Kiosk; diesen ganz verwilderten Theil des Parks kennen Sie noch garnicht, Valerie."

Hans berichtete, daß man von dort die Gemeindewiese übersehen könne und auch die ländliche Restauration des Gemeindewirths, wo sich an diesem Nachmittag die Mehrzahl der Rekruten versammeln würde.

Die Gräfin fragte, ob daselbst auch getanzt und gesungen würde, und als Hans dies als höchst wahrscheinlich in Aussicht stellte, meinte sie, dergleichen ländliche Vergnügungen hätten doch einen eigenen Reiz, und sie möchte, wenn es anginge, dieselben wohl einmal etwas näher betrachten. Auch Valerie zeigte sich erpicht und fast ungeduldig, nach dem Kiosk zu gehen, sie drängte zum Aufbruch.

„Wir kommen nach, sobald wir die Zeitungen gelesen," sagte der General und die beiden Offiziere stimmten fröhlich bei.

Valerie fühlte sich erleichtert, als sie im Park angekommen war; hastig und eilfertig schritt sie dahin, und ein Weilchen war sie den übrigen voraus. Sie wäre ihnen wohl am liebsten ganz entlaufen, aber als ein wohlerzogenes Mädchen dachte sie nicht einmal daran; sie zwang ihre Phantasie, weit romantischere, aber viel unausführbarere Projekte zu ersinnen, die alle darauf hinausliefen, auf welche Art sie Stefan sehen und sprechen könne. Seit sie vor acht Tagen in der Ruine mit ihm zusammengetroffen, hatte sie keinen andern Gedanken gehabt, als ihn. Ihre jugendliche Phantasie war indeß geschäftig gewesen, alle Hindernisse, die sie trennten, als bezwinglich für denjenigen hinzustellen, der stark und wahrhaft liebt. Stefan liebte sie so, und es war ihr Wonne und Befriedigung zu denken, daß sie eine solche Liebe einzuflößen im stande sei, eine Liebe, die alles überwindet, die über alle Hindernisse den Sieg davonträgt. Sie war sich auch bewußt, diese Liebe zu verdienen, und ebenso sicher, sich dieselbe zu erhalten. Aber sie wollte, sie mußte ihn wiedersehen, ihre Sehnsucht nach ihm war mit jedem Tage gewachsen, sie war unbezwinglich geworden, ihr ganzes Herz verlangte nach Stefan.

Ein Gedanke war es, der sie jetzt vor allem beschäftigte, der sie folterte; Stefan hatte ihr zwar nicht gesagt, daß er zur Assentirung müsse, aber sie hatte es zufällig durch Hans erfahren, und nun kannte sie nicht einmal das Resultat. Am Ende war er genommen worden, und dann mußte er in den Krieg, als gemeiner Soldat! Das letztere schien ihr besonders fürchterlich und hart; aber wenn auch ihr Stolz nicht wenig unter dieser Vorstellung litt, so war ihr zärtliches Herz doch noch mehr gepeinigt von dem Gedanken, er könne verwundet, getödtet werden, — Stefan, der schöne, vielversprechende Jüngling, der sein Leben ihr weihen wollte! Es wäre entsetzlich gewesen! Vor allem mußte sie sich Gewißheit verschaffen, ob er assentirt sei; sie wollte dies thun, selbst auf die Gefahr hin, ihr Interesse für ihn zu verrathen; sie wollte dies und mehr noch wagen, so wurde sie in ihren eigenen Augen eine Märtyrerin und eine Heldin. Die Gräfin rief ihr jetzt lachend zu, ob sie es mit ihrer Flucht Ernst meine. Valerie blieb stehen und im nächsten Augenblick war Ewald an ihrer Seite. Er sprach mit ihr in einem pikirten Ton, der, obwohl er scherzhaft sein sollte, doch etwas Verletzendes hatte. Sie antwortete in gleicher Weise, und es kam zwischen den beiden zu einem kleinen Scharmützel. Ewald wollte das junge Mädchen büßen lassen, daß es sich seinen Liebenswürdigkeiten gegenüber so kühl verhielt, und Valérie that es wohl, ihn merken zu lassen, daß sie seine Prätensionen lächerlich finde. Sie waren bisher in der Allee im Schatten der Bäume fortgegangen, jetzt traten sie auf die Wiese hinaus. Valerie hielt plötzlich die Hand vor die Augen, als ob sie die Sonne blendete.

„Warum spannen Sie nicht Ihren Sonnenschirm auf, Valerie?" fragte die Gräfin, die mit Hans sie nun erreicht hatte.

„Ich habe vergessen, ihn mitzunehmen," sagte Valerie.

„Da werden Sie mir erlauben, daß ich ihn hole," erwiderte Hans rasch; es schien ihm so süß, ihr einen kleinen Gefallen zu erweisen. Sie schüttelte den Kopf und sah lächelnd auf Ewald, dessen Arm sie indeß genommen hatte.

„Ich darf doch meinen Ritter nicht übergehen," bemerkte sie etwas boshaft; „Baron Ewald, ich bitte, bringen Sie mir den Sonnenschirm, er steht im Vorzimmer."

Ewald sah sie an; wie war das zu nehmen? War das eine Bevorzugung, wollte sie ihn dadurch wieder versöhnen oder wurde er einfach fortgeschickt? Seine Eitelkeit neigte sich der ersteren Annahme zu. Er war im Grunde doch noch immer überzeugt, daß das Mädchen sterblich in ihn verliebt sei und daß diese Zurückhaltung nur Ziererei und Koketterie sei, um ihn selbst heftiger zu entflammen. Er kam der Aufforderung nach und

entfernte sich rasch in der Richtung gegen das Schloß. Valerie blieb stehen.

„Ach, ich sehe schon," sagte die Gräfin, „Sie fürchten für Ihren Teint und wollen nicht weiter gehen; aber ich habe keineswegs Lust, hier ebenfalls zu warten, und ziehe es vor, Ihnen Hans als Gesellschafter zurückzulassen und indeß auf eigenes Risiko mich in dieses Labyrinth zu wagen; es wird mir Spaß machen, allein in dieser Wildniß herumzuirren, beim Kiosk treffen wir zusammen." Sie nickte lächelnd und begann sogleich weiter zu gehen.

Valerie hatte keine Einwendung gemacht, ja, sie schien über diese Wendung sehr befriedigt, und man hätte fast glauben können, daß sie ein wenig dazugethan, um sie herbeizuführen. Kaum war die Gräfin weiter über die Wiese dahingeschritten, als sie sich zu Hans wendete. „Wollen wir uns nicht auf dieser Bank niederlassen?" sagte sie, auf einen Ruhesitz deutend, der unweit von ihnen noch im Schatten der Kastanien stand. „Wir werden daselbst weit behaglicher die Rückkehr Ihres Bruders erwarten." Sie ging sogleich voraus und setzte sich. Hans nahm mit einem Gefühl von Wonne an ihrer Seite Platz. Er fühlte sich sehr ermuthigt, sie wollte mit ihm allein sein, war denn jetzt noch ein Zweifel möglich? Und jetzt, endlich, war die ersehnte Gelegenheit da, jetzt konnte er sprechen, jetzt mußte er ihr alles sagen. Er saß neben ihr in einer Spannung, wie ein Pfeil, der zum Abschießen bereit ist, aber er sprach noch immer nicht, er wartete, bis sie beginnen würde.

Und sie? Sie befand sich in einer ganz ähnlichen Gemüthsverfassung: von ihrem Herzen zu fragen gedrängt und doch innerlich so beklemmt, voll Bangigkeit und Unentschlossenheit.

Minuten vergingen so, Ewald konnte bald wiederkommen — es mußte sein. Sie öffnete die Lippen und schloß sie wieder. Er athmete auf. Endlich sagte sie leise: „Baron." Er sah sie an und streckte ihr die Hand entgegen. Sie nahm sie nicht, aber sie senkte die Augen; das erhöhte seinen Muth, jetzt wollte er es wagen. Da flüsterte sie: „Sie haben Freunde hier?"

„Ich hoffe es," antwortete er mit Beziehung auf sie.

„Freunde, denen Sie aufrichtig ergeben sind, ich weiß es."

„O, weit mehr als das, Fräulein Valerie."

„Diese mußten heute zur Assentirung."

„Assentirung?" fragte Hans, förmlich aus der Fassung gebracht.

„Sie haben mit ihnen gesprochen, Sie haben erfahren, ob sie tauglich befunden wurden oder nicht, sagen Sie es mir, ich bitte Sie darum."

„Von wem sprechen Sie denn, mein Fräulein?"

„Von Ihren Freunden."

„Von Franz Brummer?" Valerie wagte nicht, nein zu sagen. „Sie haben wohl erfahren," fuhr jetzt Hans, sich in etwas zurechtfindend, fort, „daß er eine alte Mutter hat, er hatte auf Befreiung gehofft, er ist trotzdem genommen worden."

„Und — der — andere?"

„Stefan?"

Valerie wurde glühend roth. „Ja," hauchte sie.

„Sie kennen ihn also?" fragte Hans rascher, als er sonst zu thun pflegte.

„Nein, — eigentlich nicht, — eigentlich ganz und garnicht, aber — mein Onkel hält viel auf ihn, ich weiß, daß es diesem sehr leid thun würde, wenn er ihn verlöre. Sagen Sie es mir also, ist er Soldat?" Ihr Blick war so flehend geworden, ihre Stimme zitterte ein wenig; selbst Hans war nicht harmlos genug, um diese Theilnahme allein auf Rechnung des Onkels zu setzen. Er sagte daher kurz und schroff: „Ja, er ist Soldat, und er geht morgen früh mit dem ersten Transport ab, der für den Norden bestimmt ist, und ich gehe mit ihm."

Valerie biß die Lippen zusammen und legte ihre Hände, sie krampfhaft aneinanderpressend, in ihren Schoß. Nichts verrieth sonst ihre heftige Bewegung, sie schwieg.

Hans fühlte sich grausam enttäuscht. In diesem Moment, hatte er gemeint, müsse sich alles entscheiden, und nun schien ihm alles unklarer, ungewisser als je. Aber noch war es Zeit, er wollte sie um ihr Vertrauen bitten, er wollte sie bitten, ihm offen und ehrlich zu sagen, wie es ihr um's Herz sei und ob er, wenn er scheide, etwas Hoffnung mitnehmen dürfe, oder ob er ihr für immer entsagen müsse. Aber als er nun die ersten, etwas konfusen Worte hervorbrachte, sah sie ihm in die Augen mit einem herzlichen und guten Blick, und sie hielt ihm die Hand hin und sagte: „Sie sind gut und edel, Sie haben mir einen Freundschaftsdienst erwiesen, und ich danke Ihnen."

Er verstand nichts davon, aber er zog die Hand an seine Lippen und küßte sie. Der arme Junge! Er wußte es sich später nicht zu erklären, wie er das zu stande gebracht. — In dem Augenblick trat Ewald ihnen gegenüber aus der Allee. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er in ein zorniges Lachen ausgebrochen, so komisch erschien ihm der Bruder in dieser zärtlichen Attitüde, und so verdroß es ihn gleichzeitig, der Düpirte gewesen zu sein. Man hatte ihn also fortgeschickt, um sich erklären zu können! Die Sache war nicht übel ausgedacht und Hans nicht ganz so blöde, als er ihn vermuthet. Die kleine Kokette, sie hatte ihre Netze nicht umsonst ausgeworfen! Nun, freilich, sie wollte Baronin werden; Hans war zu erobern, bei ihm hätte sie sich vergeblich bemüht. Aber ich hätte ihr doch mehr Geschmack zugetraut! war der Schlußsatz dieser ärgerlichen Reflexionen.

Valerie und Hans waren sogleich aufgesprungen und Ewald einige Schritte entgegengegangen. Er überreichte dem Mädchen mit einer ironischen Verbeugung den Sonnenschirm und warf einen herausfordernden, drohenden Blick dem Bruder zu, der keineswegs triumphirend und befriedigt aussah, wie dies nach einem so angenehmen Tête-à-tête hätte der Fall sein müssen. „Er ärgert sich wohl, daß ich ihn gestört habe," dachte Ewald, „nun, ich denke mir dies Vergnügen noch öfter zu machen, wenn ich nur erst wieder zurück bin; er soll sie mindestens nicht in Ruhe besitzen dürfen."

Valerie hatte den Sonnenschirm aufgemacht, und die drei gingen nun ziemlich rasch über die sonnenbeglänzten Wiesen, um bald die rückwärtigen, schattigen Partien des Parkes zu erreichen. Die Gräfin war längst daselbst angelangt. Sie hatte die Wildniß betreten, wie dieser Theil genannt wurde, den die mit dem neuen Besitzer eindringende Kultur noch nicht erreicht hatte, und wo alles, seit einem Jahrzehnt ganz der Natur anheimgegeben, in einer fast an den Urwald mahnenden Ueppigkeit und einem uneingedämmten Uebermaß sich entwickelt hatte. Es wehte einem kühl aus diesem Blätterlabyrinth entgegen, kühl und feucht, und an einem so heißen Nachmittage mochte einen wohl die Lust überkommen, da hineinzuschlüpfen in das kühle Dunkel und zu wandeln in dem grünen Gewoge. Es standen schöne, alte Bäume da und der Raum zwischen ihnen war ausgefüllt mit blühenden Sträuchern und hochaufstrebendem Unkraut. Eine Unmasse von wildem Hopfen und hohen, langstieligen Schmarotzerpflanzen schlang sich lianenhaft weithin, rankte sich aufwärts, verband die schlanken Stämme und Gesträuche miteinander und strebte noch über sie hinaus, und es bildeten sich dämmernde Lauben, unter denen nur hie und da ein Sonnenstreifen sich Bahn brechen konnte, aber der leuchtete dann um so goldiger und flammender inmitten dieses dunkelgrünen Gewirres. Die Fußpfade waren allmählich enger geworden, zu beiden Seiten standen hohe Farren und dichte Gräser, und Huflattich und Brombeeren hatten sich häufig in ihrer Ungeschlachtheit quer über den Fußsteig gelegt und man mußte sehen, wie man über sie hinwegkam. Die Gräfin schritt, ihr Kleid achtsam in die Höhe nehmend, vorwärts. Sie fand es schön hier, gewiß, und sie erkannte den pittoresken Reiz, der in dieser Verwilderung lag, aber sie bereute es doch, allein hierhergegangen zu sein, — der Weg wurde fast ungangbar, und dann, bald raschete es unter ihren Füßen, dann schlugen wieder die Blätter eines kühnen Zweigleins ihr in das Gesicht, oder sie gerieth in ein Spinnengewebe, das sie nicht früher bemerkte, als bis die zarten Fädchen sich ihr um Haar und Stirn gewickelt. Sie wurde ein wenig ängstlich und ein wenig ungeduldig, die übrigen hatten wohl einen andern Weg gewählt, da sie ihr noch nicht nachgekommen waren; immerhin, der Park mußte hier zu Ende gehen, der Kiosk konnte nicht weit entfernt sein; sie mußte also vorwärts. Und richtig, die Bäume wurden spärlicher, und sie befand sich jetzt auf einer kleinen Lichtung. Sie erinnerte sich aus ihrer Kinderzeit, daß hier einstens eine Vase auf einem schönen Piedestal gestanden hatte, jetzt lag dieselbe in dem hohen Grase, zerbrochen und umwuchert von Unkraut.

Doch — was war das? Hier, von den Pflanzen halb verdeckt, ruhte eine Gestalt, — es war ein Mädchen; und als die Gräfin neugierig noch einige Schritte näherkam, erkannte sie die Nandl. Sie lag am blumigen Boden auf dem Rücken und schlief. Der Kopf war nur ein wenig zur Seite geneigt und die Arme mit den zusammengefalteten Händen waren hoch über denselben hinaufgezogen. Es lag etwas Leidenschaftliches selbst in dieser ruhenden Lage der kleinen Schläferin, etwas Außergewöhnliches. Und doch — es berührte die Gräfin eigenthümlich —, sie mußte schon jemanden in dieser Lage angetroffen haben, — sie hatte einmal

jemand im Schlummer gesehen, der die Arme gradeso über den Kopf gelegt, der die Hände gradeso gefaltet hielt; sie konnte sich jedoch in diesem Augenblick nicht erinnern, wer es gewesen. Sie blieb stehen und betrachtete Nandl eine Weile. Wie war dieses armselige, kleine Ding da hereingekommen? Es mußte durch die Hinterthür geschlüpft sein, die auf die Gemeindewiese hinausging, und welche bei Tage wohl häufig offen stand. Die Kleine hatte sich den herrschaftlichen Park ausgesucht, um ungestört ihre Siesta zu halten, das war mehr als ungehörig, das war frech. Sie trat an sie heran und wollte sie wecken. Da wandte Nandl den Kopf nach der andern Seite, ihr zu, und — fast hätte die Gräfin aufgeschrieen — jetzt wußte sie es, jetzt mit einemmale erinnerte sie sich, wer es war, den sie einst in derselben Stellung schlafend überrascht, und der, noch nicht völlig ermuntert, den Kopf so, gradeso, ihr zugewendet hatte: es war Maxime gewesen! Bertha fuhr nach der Brust, als hätte sie einen Stich empfangen, dann suchte sie sich zu fassen. Warum erschrak sie nur? Was war es so Absonderliches? Wie viele Menschen ähneln sich in ihren Stellungen und in ihren Bewegungen, und eine ähnliche Stellung bedingt in gewissem Maße auch eine ähnliche Bewegung. Was dachte sie auch nur länger darüber nach, was hatte sie für eine phantastische Einbildung! In welche Beziehung konnte sie die beiden vernünftigerweise bringen? Wer war dieses Mädchen, die Nandl? Jene elende Kreatur, die sie nicht kannte, die sie nichts anging! — Trotz dieser dringenden Versicherung, mit der sie sich selbst zu beruhigen suchte, starrte sie doch fortwährend nach der Kleinen.

Aus der jugendlichen Brust der Schläferin drang jetzt ein schnell aufeinanderfolgendes Schluchzen, das in einem tiefen Athemzuge endigte. So schluchzen Kinder nach heftigem Weinen. Es liegt etwas Unschuldiges, Hülfloses in dieser kleinen, krampfhaften Erschütterung. Die Gräfin fühlte sich fast gerührt. Sollte das Kind auch schon Kummer kennen? dachte sie. Hätte sie sich hier in den Schlaf geweint? Es war kaum anzunehmen bei diesem übermüthigen, ungezogenen Geschöpfe, viel eher stand zu vermuthen, daß sie tüchtige Hiebe für irgendeine ihrer Unarten bekommen hatte. Diese Idee schien auch der Gräfin weit besser zu behagen, ja, sie rief sich jetzt all' die ungezogene Wildheit dieses Geschöpfes, von der sie Zeugin gewesen, in's Gedächtniß zurück, und dies erleichterte sie förmlich. Das Mädchen war ihr einen Augenblick näher getreten, etwas hatte sich in ihrem Herzen für dasselbe geregt, wider ihren Willen; jetzt war dies vorüber und sie konnte wieder lachen über die kleine Landstreicherin. Sie vernahm jetzt Stimmen und, sich umwendend, sah sie Valerie und ihre Neffen aus dem Dickicht gegen die Lichtung heraustreten. Die Gräfin winkte ihnen zu und, die Finger an den Mund legend, bedeutete sie ihnen, sich ruhig zu verhalten. Sie näherten sich rasch. „Pst!" mahnte die Gräfin abermals. „Seht doch die Schläferin!"

„Nandl!" riefen die drei erstaunt, aber mit unterdrückter Stimme.

„Was hat die hier zu suchen?" fragte Ewald. Die Gräfin zuckte die Achseln. „Diese kleine Ratte ist doch wahrhaftig allzu ungenirt," fuhr Ewald fort. „Und wie fest sie schläft; aber ich will ihre demokratischen Gelüste vertreiben." Er neigte eines der langen Gräser der Schläferin zu und kitzelte sie damit an der Nase.

Nandl fuhr, aus dem Schlafe geschreckt, mit einer jähen Bewegung in die Höhe. „Was ist's?" rief sie, auf die Füße springend. Und als sie die Personen, die um sie herumstanden, erkannte, fragte sie unwirsch: „Was wollen Sie von mir?"

„Nun, am Ende wird sie noch böse und zeigt uns die Zähne," spottete Ewald.

„Was suchtest du hier, was hattest du hier zu thun?" fragte die Gräfin.

„Ich wollte Ruhe haben."

„Ah, und da zürnst du uns wohl recht sehr, daß wir dich darin gestört haben," sagte Ewald; „aber ich möchte dich doch ersuchen, ein andermal für dein Ruhebedürfniß einen passenderen Ort dir auszusuchen, als den herrschaftlichen Park, sonst könntest du leicht noch etwas unsanfter geweckt werden."

Nandl maß ihn mit einem trotzigen Blick, und dann die andern der Reihe nach. „Hätte ich gewußt, daß ihr hierherkommt, dann wäre ich sicher fortgeblieben, denn ich mag garnicht mit euch zusammenkommen."

Alle lachten; sie aber drehte der Gesellschaft den Rücken und wandte sich zum Gehen. Hans hatte indeß schon ihre Hand ergriffen. „Kehre sogleich nach Lindau zurück," sagte er in einem gutmüthig mahnenden Ton. „Warum hast du es nicht schon gethan? Die alte Lene hat es dir gerathen, und Stefan hat es dir gradezu befohlen, nach Hause zu gehen; er will nicht, daß du dich heute, wo so viele betrunkene Bursche um den Weg sind, in der Stadt herumtreibst."

„Freilich, er schickt mich jetzt immer fort," sagte sie leise, in einem erstickten Ton, „und er findet immer einen Grund dafür, aber ich gehe nicht."

„Recht hast du," rief Ewald, sie absichtlich aufstachelnd, um sich einen Spaß zu machen; „potztausend! Die Nandl ist keine von denen, die sich so mir nichts dir nichts fortschicken lassen. Uebrigens, wenn ein Mädchen einen Liebsten hat, der Rekrut ist, dann bleibt es heute erst recht bei ihm und geht mit ihm auf den Tanzboden und springt und trinkt mit ihm, bis er fort muß; das gehört sich und ist ganz in der Ordnung. Wenn dich aber dein Schatz fortschickt, dann ist's nicht geheuer mit ihm, Nandl, und dann paß nur auf, daß er's nicht mit einer andern hält, dein Stefan, mit einer andern, die ihm lieber ist wie du, und mit der er zum Abschied ungestört noch schön thun will."

Nandl, die bereits mit einigen Schritten sich entfernt, wendete sich bei diesen Worten blitzschnell um, und ihre funkelnden Augen, als hätten sie nur ein Ziel, trafen wie mit einem Stoß auf Valerie. Diese stand bestürzt in tödtlicher Verlegenheit, sie fühlte den brennend heißen Blick der Eifersucht, der forschend, tief, in das Geheimniß ihrer Seele dringen wollte, und angstvoll und verwirrt senkte sie davor den ihrigen. Nandl starrte unverwandt auf sie; ihr Gesicht wurde recht blaß, ihre Augen erschienen dadurch noch dunkler.

Hans hatte dies alles beobachtet, und da sein Herz nicht unbetheiligt war, auch verstanden. Für ihn war dieser kurze Augenblick des stummen Aufeinandertreffens der beiden Mädchen wie eine Offenbarung gewesen, er erinnerte sich zugleich all' der Vorkommnisse, die ihm bisher so unerklärlich geblieben: der bangen Fragen Valeriens nach Stefan, ihres Erröthens, ihrer Erregtheit, er gedachte der Schönheit Stefans, die tiefen Eindruck machen mußte auf ein junges Herz, er gedachte seines ungewöhnlichen Ehrgeizes, der — hatte er es nicht selbst gesagt? — durch eine Leidenschaft geweckt und gesteigert ward. Dies alles kam ihm in den Sinn, blitzartig und ihn fast betäubend.

Ewald, der keinerlei Entdeckungen gemacht, hatte sich lächelnd der Gräfin zugewandt, um ihr zu seinem plumpen Scherz noch einen Kommentar zu geben. Sie drohte ihm schalkhaft verweisend mit dem Finger, und sich dann der Nandl nähernd, sagte sie: „Der Baron will dich eifersüchtig machen, du darfst ihm nicht alles glauben; übrigens dächte ich, du kleines Ding hättest noch gar kein Recht, dergleichen ernst zu nehmen. Komm einmal her und sage mir, wie alt bist du denn eigentlich?"

Nandl sah sie an, ohne zu antworten, trotzig, wild, nur einen Augenblick, dann fing sie an zu laufen, dem Ausgange zu, und sie lief, ohne sich umzusehen, als ob sie gejagt würde.

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Sie ist zu ungezogen," sagte sie, „man kann sich nicht für sie einnehmen lassen, selbst wenn man es wollte." Sie schritt weiter, dem kleinen Hügel zu, auf dessen Plateau, das die Gartenmauer überragte, der Kiosk sich befand. Die andern folgten, bald hatte man denselben erreicht. Man hatte von da aus in der That eine prächtige Uebersicht über die zunächstliegende Wiese, an deren Ende, nach der Straße zu, einige Baumgruppen standen; jenseits derselben bemerkte man das ländliche Gasthaus des Gemeindewirths, und den daneben aufgeschlagenen Tanzboden. Die Damen nahmen auf den hier befindlichen Stühlen Platz, die bis an die Brüstung vorgeschoben waren; hier konnten sie, wie von einer Loge aus, alles betrachten. Die Musik drang in Absätzen, in undeutlich verwirrten Tönen herüber; man sah die Burschen, wie sie mit ihren Mädchen sich zum Tanze aufstellten und plötzlich mit einsprangen; man sah sie ihre Tänzerinnen tüchtig schwenken, nach rechts und dann nach links, und in die Hände klatschen, und sie schließlich um die Mitte nehmen und hoch aufheben, und man vernahm das tolle, übermüthige Jauchzen, das, aus voller Brust herausgeschmettert, die Musik weit übertönte. Die Zuschauer waren vollauf mit dem Bilde beschäftigt, das sich ihnen darbot, sie schienen davon angezogen und gefesselt; alle blickten aufmerksam hinüber. Da wurde das Klirren einiger Säbel vernehmbar. Es war der General mit dem Hauptmann und dem Oberstlieutenant, welche, ihrer Zusage gemäß, nachgekommen waren. (Fortsetzung folgt.)

Die Seehasen im berliner Aquarium. (Seite 263.)

Türkische Bibliotheken und türkische Literatur.

Von **E. Lübeck.**

(Schluß.)

Besonders reichhaltigen Büchersammlungen begegnet man auf dem Gebiete der Astronomie. Die Sternkunde der Orientalen greift in die fernsten Zeiten zurück. Das von ihnen zuerst angenommene System war das des Ptolemäus, von dem im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Amalgestum und die Erdbeschreibung in's Arabische übersetzt wurde, später folgten die Werke des Aristomenes und Aristarchus über den Sonnen- und Mondkörper und über die Entfernungen beider Gestirne von einander, darauf die Werke des Archimedes und die dem Euklid zugeschriebenen, sowie die zahlreicher anderer Griechen. Man erkennt hieraus das Streben der orientalischen Völkerschaften, über den hochwichtigen Gegenstand sich möglichst genau zu unterrichten, ein Streben, das schon weit vor Muhamed bemerklich wird. Auf Befehl des Persers Dschelaledin wurde von acht tüchtigen Astronomen die Verbesserung des alten Kalenders vorgenommen, ein Werk, das auch im Abendlande große Anerkennung fand. Wolf sagt von ihm: „die Form des Dschelaledinischen Jahres habe darin vor allen bürgerlichen Jahren einen Vorzug, daß es die Punkte der Nachtgleichen und der Sonnenwenden, jeden auf ebendenselben Tag, beibehalte und festsetze; auch die Art, wie die Perser die übrigen Stunden einschalten, sei besser als die Gregorianische." — Unter den türkischen Astronomen wird uns besonders Hadschi Kalfah gerühmt (er starb 1657), dessen Lehrer Aarey Mustapha Effendi gleichfalls zu den tüchtigen Astronomen zählt. Hadschi Kalfah, ein Mann von umfassender Bildung, verfaßte mehrere astronomische Arbeiten. Er studirte fleißig die Werke der abendländischen Astronomen, war namentlich mit den Systemen des Tycho de Brahe und des Kopernikus bekannt. In seinen Schriften erwähnt er ältere orientalische Astronomen, die Tafeln des Schamseddin Mohamed Ben Ali Khoja, geht auf die Differenzen ein, welche sich unter den Morgenländern infolge ungleicher und mangelhafter Beobachtungen ergeben, und rühmt die europäischen Tafeln als die besseren und richtigeren. Ulug Beg, ein Enkel des berühmten Tamerlans, eigentlich Muhamed Taragei, zeichnete sich gleichfalls als Astronom und Freund der astronomischen Wissenschaft aus. Er verfaßte mehrere astronomische Schriften, errichtete wissenschaftliche Anstalten, so zu Samarkand eine Akademie mit hundert Freiplätzen. Mit derselben war eine treffliche Sternwarte verbunden, die mit verhältnißmäßig sehr guten Instrumenten ausgerüstet gewesen sein soll. Es wird von Ulug Beg erzählt, daß er einen ungeheuren Quadranten erbauen ließ, dessen Radius der Höhe des großen Gewölbes der Sophienkirche in Konstantinopel entsprach. Die Tafeln des Ulug Beg erschienen hundert Jahre vor denen des Tycho de Brahe, Ulug Beg selbst starb 1449. — Eine alte verdienstvolle Arbeit ist hier noch von Durandeli Mehemed zu verzeichnen, „Der ewige Kalender", der im Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts bei den Türken Eingang fand. Er ist mit genauen Tafeln versehen, welche Tag, Stunde und Minute jedes Neumondes genau anzeigen. Die Tafeln des Ulug Beg, zuerst in arabischer Sprache herausgegeben, erscheinen in Konstantinopel in persischer Uebersetzung. Als — wie wir bemerkt — hundert Jahre später die Tafeln Tycho de Brahes erschienen, wurden sie von den angesehensten Astronomen mit denen des Ulug Beg, sowie mit den Werken der heimischen Astronomen überhaupt verglichen. Man fand, daß Tycho de Brahe mit den besten türkischen Astronomen übereinstimme. — Die Bibliotheken enthalten zahlreiche persische, arabische und türkische Schriftsteller über Astronomie. Doch konnte eine Wissenschaft im Oriente gedeihen, die den von den Priestern geformten Götterhimmel zu durchbrechen suchte und die der Welt die Hohlheit und Unwahrheit der religiösen Märchen zu enthüllen drohte? Wo kirchlicher und staatlicher Despotismus wurzeln, da kann die Aufklärung nimmer gedeihen, und so sehen wir denn auch die türkische Astronomie über die ersten, allerdings vielversprechenden Anfänge nicht hinauskommen. Sie blieb auf verschwindend kleine Kreise beschränkt und diese wurden vom Abendlande, dank den wichtigen Entdeckungen, namentlich auf dem Gebiete der Hülfswissenschaften, schnell überflügelt. Immerhin bleibt dieser Theil der türkischen Wissenschaft in hohem Maße bemerkenswerth, wenn auch nur als ein Beweis dafür, daß das Streben, über die himmlischen Dinge sich Klarheit zu verschaffen, früh schon im Orient sich regte und im Kohlendunste des Muhamedanismus erstickte.

Steuerzahlung in Rahowitza. (Seite 263.)

Seewissenschaft zu treiben wurde schon von Soliman I. (1520–1566) gesetzlich befohlen. Die Türken sollten sich in den Seekarten, in der Behandlung des Kompasses, der Segel und in allen Geschäften unterrichten, welche bei der Schifffahrt vorkommen. Es wurden fremde Bücher übersetzt, auch eine Akademie für Seewissenschaft (1773), im Jahre 1784 sogar eine Experimental-Akademie für die Seewissenschaft errichtet. Der Kompaß war den Arabern schon lange vor Muhamed bekannt, sie bedienten sich seiner auf ihren Wüstenwanderungen. Da man erst sehr spät der Seewissenschaft sich zuwandte, war man mehr oder weniger auf das Ausland angewiesen. Man machte auch große und anerkennenswerthe Anstrengungen um vorwärts zu kommen, aber wieder war es der Geist des Korans, der hindernd dazwischen trat. Obgleich nicht unbedingt, so herrschte doch auch auf dem Meere, wo die größte Energie unabweisbare Nothwendigkeit war, der Fatalismus. Alljährlich fielen allein im schwarzen Meere

hunderte von Schiffen diesem Fatalismus zum Opfer. Der Schiffbruch war aber nichts Ungewöhnliches. Gott wollte ihn und damit beruhigte man sich. Da ist es nicht zu verwundern, wenn die Anstrengungen, welche einzelne Sultane machten, die Seewissenschaft einzubürgern, im großen und ganzen resultatlos blieben. Die neuere Zeit oder richtiger die Noth hat auch auf diesem Gebiete etwas nachgeholfen, ohne jedoch zu einem sonderlich kräftigen Aufschwung zu führen.

So arm die Bibliotheken an Werken der Seewissenschaft, wie überhaupt aller ernstern Wissenschaften sind, so überreich sind sie an Werken des Aberglaubens. In erster Reihe steht hier die Astrologie, bei der besonders arabische Schriftsteller überwiegen. Die Türken glaubten — und selbst heute noch ist dieser Glaube nicht ausgestorben, daß Gott sich in der Bewegung der Sterne und Planeten offenbare und durch Gestalt und Zusammenstellung der Himmelskörper künftige Begebenheiten anzeige. Trotzdem diese „Wissenschaft", welche der astronomischen direkt widerstrebte, dem Fatalismus des Korans etwas entgegenarbeitete, erfreute sie sich doch der begeistertsten Pflege des Volks und der stillschweigenden Duldung der Geistlichkeit, die darin keine Trennung von Gott und keinen Widerstand gegen seine Allmacht erblickte. Das Volk blieb auch fest mit seiner Gottheit verknüpft. Das Abendland weiß ebenfalls über die Astrologie ein Liedchen zu singen. Unsere „klarblickenden" Reformatoren fröhnten zum Theil diesem Aberglauben, und es bleibt sehr fraglich, ob Orient oder Occident Erstaunlicheres in dieser Thorheit geleistet haben, die noch heute im Volke wurzelt.

Wie innige Verwandtschaft zwischen der türkischen und abendländischen Astrologie besteht, das lehrt uns eine astrologische Schrift: „Astrologische Anzeige des Schicksals des Menschen." Darin heißt es u. a.: „Wer in dem Zeichen der Venus geboren ist, wird durch den Einfluß dieses Planeten eine weichliche und weibische Leibesbeschaffenheit erhalten und Wollüsten der Venus ergeben sein." Betrachten wir uns nun unsere abendländische Jahrmarktsastrologie, die sich meist folgendermaßen einführt: „Ein Kind in diesem Monat (oder im Zeichen der Venus u. s. w.) geboren" — dann müssen wir gestehen, daß uns der Orient auf diesem Gebiete um nichts voraus ist. Wie lange ist es auch her, da enthielten unsere christlichen Hauskalender astrologische Anhängsel, in denen nach dem betreffenden Planeten die Schicksale der Leser vorher verkündigt wurden.

Wo die Astrologie gedeiht, da muß mit Nothwendigkeit auch ein fruchtbarer Boden für die Kunst der Traumdeutung sein. In der Türkei ist sie wirklich zu einer hohen Kunst entwickelt. Der Prophet Daniel, welcher nach dem alten Testamente sich auf diese Kunst meisterhaft verstand, gilt bei den Türken als ihr Urheber, ihm schreiben sie auch das Buch Ossul Tabir, Auslegung der Träume zu. Hossa Ben Hossain al Kalal verfaßte im vorigen Jahrhundert eine Geschichte der Traumdeuter. Ihre Zahl belief sich damals auf siebentausend und heute wird sie wohl über die Zehntausend bereits hinausgekommen sein. Die Traumbücher stehen im Orient in hohem Ansehen und sind bis auf den heutigen Tag noch, wie beinahe auch bei uns, unentbehrliche Rathgeber in den meisten Familien. Großer Verehrung erfreuen sich die Traumdeuter selbst. Ein Traumdeuter muß nach den Anforderungen des Volks von keuschem, züchtigem Betragen, von reinem Gewissen und bußfertig sein. Der Traum selbst darf nicht von Säure oder Dünsten des Magens, nicht von Erhitzung der Lebensgeister und des Blutes, noch von Leidenschaften herrühren. Nur das sind den Türken wahre und echte Träume, „welche Personen von gleich gemischten Säften, von gesundem Körper, die sowohl von Liebe als von Haß gegen die Person, auf welche der Traum sich bezieht, frei sind, in der Morgendämmerung zwischen Schlafen und Wachen haben."

Es ist natürlich, daß auch die Alchymie, die in dem Abendlande sehr wohl bekannt ist, im Orient eine sichere Stätte gefunden. Bei den Osmanen heißt sie Eksir und aus ihrer Verbindung mit dem Artikel, Al-Eksir, ist unser bekanntes Elixir geworden. Die Kunst, den Stein der Weisen zu suchen oder geringere Metalle in Gold zu verwandeln, hat auch im Orient zahllose Köpfe beschäftigt und eine große Menge Goldmacher oder Betrüger erzeugt. Ueberhaupt fand die Alchymie eine bis zur Ausschweifung gesteigerte Pflege. Dafür geben uns die Bibliotheken beredte Kunde.

Alle Künste und Wissenschaften, welche mehr oder weniger in der Religion ihre Wurzeln haben, stehen, wie wir sehen, bei den Türken in vollster Blüthe.

Wir dürfen unsere verhältnißmäßig trostlose Wanderung durch die Bibliotheken mit einem Blick auf die Poesie der Muhammedaner schließen. Hier findet das Auge Erquickung, der müde Fuß eine angenehme Erholung. Wie das alte Griechenland seine sieben Weisen besaß, so strahlt am Himmel der orientalischen Dichtung lange vor Muhamed ein Siebengestirn. In Gold geschrieben befanden sich bis zu den Zeiten Muhameds zu Mekka die Werke der sogenannten Plejaden aufgehängt, dem dichterisch so reich begabten Volke ein Gegenstand hoher Verehrung. Und wie die Griechen auf ihrem Parnasse ihre Korinnen und berühmte Dichterinnen besaßen, so fehlen sie auch dem Orient nicht. Als arabische Sappho wird die Dichterin Chans genannt und ihr als ebenbürtig die Validé (Validata), die Tochter des Königs Mohamad Almostakphi Billa an die Seite gestellt. Es gibt über die arabischen Dichterinnen — so zahlreich sind sie — große Bücher von Abulfaragius al Thaldschi und von Hassan Ben Tharkan. Ueber die arabischen Dichter im allgemeinen haben etwa fünfzig Schriftsteller berichtet. Abulfaragius Ali Estahani (356 der Hedschra) arbeitete fünfzig Jahre lang an einer Sammlung arabischer Lieder. Von Jahia Abu Mansur al Mussoli giebt es über den gleichen Gegenstand eine zehn Bände umfassende Sammlung. Reich ist auch Persien an Dichtern. Mola Dschami, Verfasser des Baristan oder des „Frühlings", gab zuerst eine Geschichte der persischen Dichtung heraus. Sie greift, wie die arabische, weit über die Zeit Muhameds hinaus und liefert herrliche Proben der persischen Poesie. Von den alten Dichtern sind mehrere, so Ferdusi Hafis und andere dem Abendlande bekannt geworden. Erwähnung verdienen noch der als erster lyrischer Dichter genannte Seik und Enverri, ein berühmter Elegiendichter.

Wir könnten hieran eine endlose Reihe anderer glänzender Namen schließen; ein Paar Namen aus der älteren Zeit seien nur noch genannt: Ruddschi, Dekiki, Esdskedi, Enseri Terraehi, Emmar, Schid-id-din.

Der Geist Arabiens und Persiens übertrug sich auch auf die eigentliche Türkei und erweckte in ihrem Gebiete bedeutende Dichter. Abdul Lufti nennt dreihundert türkische Dichter, welche von Murad's I. (1360) bis zur Zeit Soliman's I. (1520), also in einem Zeitraum von noch nicht zweihundert Jahren gelebt haben. Ein umfangreiches Buch, „Blüthe der Poesien" liefert uns außer den Versen von neun türkischen Dichtern eine Blumenlese aus fünfhundert und vierzig anderen Dichtern. Die berühmtesten türkischen Poeten sind Baki Efendi, Nefi, Mesihi, Kasim. Auch die neuere Zeit weist dichterische Talente in Menge auf. Der poetische Sinn des Volkes spricht beredt aus den Schätzen der Poesie, die in den Bibliotheken gehäuft sind und nur mit tiefer Wehmuth über das Verbrechen, welches der Aberglaube an diesem von Haus aus so edel angelegten Volke begangen, kann man ihnen den Rücken wenden.

Blicken wir noch einmal auf den Weg zurück, der hinter uns liegt. Was haben wir gefunden, was lehren uns die alten Bücher in den reichen Bibliotheken? Was erzählen sie uns über das Volk, dessen Bekanntschaft wir machen wollten? Wir haben einen kranken lebensmüden Mann gefunden, der auf der Schwelle des Todes zu stehen scheint, noch ehe er eigentlich gelebt, vom Leben etwas Rechtes erfahren hat. Einst ist er frisch und rüstig, voll überströmender Jugendkraft gewesen, systematisch aber hat der blinde Glaube die treibenden Säfte aufgezehrt, die Bahn seines Strebens verrückt und als Zielpunkte desselben statt hoher Ideale des Menschenthums, die Vereinigung mit einer phantastischen Gottheit in einem ebenso phantastischen Himmel aufgestellt. Unter dem Drucke des kirchlichen und staatlichen Despotismus hat das Volk seine Frische und Natürlichkeit verloren und unter dem Berge von Dogmen und Formen ist sein Sinn für das Schöne und Edle erstickt. So ist das Volk zum „kranken" Manne geworden, der nun am Rande des Abgrundes steht und von jedem Windhauche hinabgestürzt werden kann.

Ob der „kranke" Mann zu heilen ist? Wohl hat das Wort „Bildung" bei den Türken auch heute noch einen guten Klang und wohl herrscht bei ihnen wie in alten Zeiten das Streben vor, möglichst in allen Wissenschaften unterrichtet zu sein. Ihre Bildung aber ist eine Scheinbildung und ihr Streben nach wissenschaftlicher Erkenntniß findet in ihrer Religion rasch eine unüberschreitbare Grenze. Soll das türkische Volk gesunden, den Rang unter den Kulturvölkern einnehmen, auf den es von Haus aus Anspruch hatte, dann müßte es aus seinen religiösen Fesseln sich frei machen. Mit jenem kirchlichen Despotismus fällt auch der staatliche und mit der Abschüttelung beider könnte die Wieder-

geburt des Volkes beginnen. — Ob es dazu noch Zeit ist? Wir bezweifeln es. Zu tief wurzelt die muhamedanische Religion, welche seine Schwingen gelähmt, im Volke: zu fern noch ist die Erkenntniß, daß in dieser Religion die eigentlichen Ursachen der schweren Krankheit zu suchen sind. So dürfte das Siechthum weiter und weiter um sich greifen und der Augenblick der Erkenntniß, der dereinst sicher nicht ausbleiben wird, — einen todten Mann finden. —

Ueber den Werth präservirter Nahrungsmittel.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Schluß.)

Statt des essigsauren Natriums soll nach einem englischen Patent essigsaures Ammoniak zum gleichen Zweck verwandt werden, und die so präparirten Nahrungsmittel frei vom säuerlichen Geschmack des andern essigsauren Salzes sein. — Da bei dem ersten Verfahren vor der Zubereitung eine Umwandlung des essigsauren Natriums in essigsaures Ammoniak bewirkt werden soll, so ist in der That nicht einzusehen, warum man das letztere Salz nicht sofort anwenden sollte, wenn die Fäulniß hemmende Eigenschaft beider dieselbe ist.

Von der Dauerhaftigkeit dieser Wirkung der beiden Salze kann man sich keine besonders große Vorstellung machen, wenn man die Thatsache beobachtet hat, daß in filtrirten und gut verkorkten Lösungen dieser essigsauren Salze nach einiger Zeit eine reichliche Vegetation weißer, in kugelförmigen Gruppen zusammensitzender Pilze sich entwickelt.

Der Geschmack des essigsauren Ammons ist in Wirklichkeit ein recht unangenehm salziger; eine wässerige Lösung verwandelt sich nach längerer Zeit in eine solche von kohlensaurem Ammon (das bekannte Hirschhornsalz!), dessen wohlbekannten stechenden Geruch und ekelhaften Geschmack sie dann zeigt. In der Medizin findet eine schwache Lösung von essigsaurem Ammoniak als schweißtreibendes Mittel Anwendung, — welche Nebenwirkung bei der Verwendung als Konservirungsmittel wohl nicht beabsichtigt ist.

Was nun den Vorzug der erstern dieser beiden Methoden von dem altgewohnten Einpökeln mit Kochsalz ausmachen soll, ist, da die Auslaugung des Fleisches noch bei weitem größer, die Ueberladung des solche Nahrungsmittel verdauenden Organismus mit Natriumsalzen eine sehr große ist, nicht einzusehen, wenn nicht die größere Kostspieligkeit dafür gelten soll?

Gegen Zucker als Konservirungsmittel ist vom chemischen Standpunkt gar nichts einzuwenden; gegen seine Benutzung zur Aufbewahrung von Fleisch dürften die in ihrem Geschmacksinn beleidigten Zungen von selbst Einspruch erheben.

Am meisten gesündigt wird auf dem besprochenen Gebiet durch das Empfehlen der verschiedensten Chemikalien, welche die Eigenschaft haben sollen, die Keime von pflanzlichen oder thierischen niederen Organismen, die als die Gährung und Fäulniß einleitend bekannt oder vermuthet sind, unwirksam zu machen oder zu tödten. Es ist auch hier wieder die Spekulation, die Gewinnsucht um jeden Preis, welche förmlich darauf lauert, daß ein Chemiker bei der zunächst nur wissenschaftlichen Zwecken dienen sollenden Erforschung der Eigenschaften eines Körpers irgend eine antiseptische (Fäulniß hemmende) entdeckt, um daraus sofort Kapital zu schlagen. In vielen Fällen ist auch der Chemiker von einem Ueberschreiten der Grenzen, innerhalb deren er durch seine Wissenschaft zu derartigen Empfehlungen berechtigt ist, nicht freizusprechen. Ebenso wie der der Chemie kundige Arzt manches Rezept ungeschrieben läßt, das sein in diesem Wissenszweige unerfahrener Kollege leichten Herzens komponirt aus Stoffen, die sich gegenseitig zersetzen oder in ihrer Wirkung aufheben, — ebenso sollte der Chemiker sich bedenken, Stoffe zur Nahrungsmittel-Konservirung und somit indirekt zum Genuß für geeignet zu erklären, ehe der Physiologe deren Wirkung auf den Organismus genügend, oder überhaupt nur studirt hat. Der Chemiker ist nur zu leicht geneigt, zu vergessen, daß einmal Magen und Verdauungskanal doch nicht ganz mit Glasretorten und Kautschukröhren gleichzustellen sind, und daß ferner die konservirenden Chemikalien, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan haben, sich nun nicht einfach als unlösliche Niederschläge empfehlen, sondern entweder der Auffaugung im Darmkanal mit unterliegen, oder unter andern Umständen ihre Funktion auch im menschlichen Körper fortsetzen können, indem sie die Nährstoffe, mit denen sie sich vereinigt haben, auf's entschiedenste vor allen Angriffen der Verdauung bewahren. Man sollte doch wahrlich nicht immer neue Methoden der Konservirung zu jedermanns Gebrauch schon dann empfehlen, wenn das bei den Versuchen behandelte Nahrungsmittel dabei nicht gerade verfault ist und sich nach einiger Zeit noch hat weiter zubereiten und verzehren lassen!

Wenn man nur die allerwärts auf tausenderlei Methoden der Präservirung ertheilten Patente überblickt, so muß man zu dem Schluß kommen, daß die vom Staate in Anspruch genommene Funktion, vorhersorgend für das Wohl seiner Bürger einzutreten, vorbeugende Maßregeln gegen zukünftig mögliche Schädigungen zu ergreifen, grade bei dieser Gelegenheit noch nicht genügend ausgeübt wird. Im Gegentheil erregt sogar eine staatlich patentirte Methode bei den vielen, denen aus besten Gründen ein eignes Urtheil unmöglich ist, ein günstiges Vorurtheil, das Verfahren — vielleicht zum argen gesundheitlichen Nachtheil — zu probiren oder nach demselben aufbewahrte Nahrungsmittel vertrauensvoll zu genießen. Und wenn man auch nicht grade arsenige Säure und Quecksilberchlorid, die von hervorragend fäulnißwidriger Wirkung sind, als Präservirungsmittel ungehindert passiren lassen wird, so liegt doch bei vielen andern Stoffen Ursache genug auf der Hand, eine mögliche Untergrabung des Wohlergehens zahlreicher Bürger zu befürchten und daher ein Verfahren vor der Patentirung nicht nur auf seine Neuheit, sondern auch auf seine vollständige Unschädlichkeit durch geeignete sachverständige Organe prüfen zu lassen.

Von den vielen Methoden, wonach eine Konservirung der Nahrungsmittel infolge Zerstörung der organisirten Zersetzungskeime durch Chemikalien stattfinden soll, können wir hier nur einige zur Betrachtung herausgreifen.

Ein Kommerzienrath empfahl in neuerer Zeit in der berliner polytechnischen Gesellschaft als Ersatz für die kostbaren Eiskeller die Verwendung der schwefligen Säure. Das der Idee nach keineswegs neue Verfahren besteht darin, daß in einem Gefäß, das sich ziemlich luftdicht verschließen läßt, Schwefelstücken verbrannt werden. Dabei verzehren sie den größten Theil des Sauerstoffs der im Gefäß befindlichen Luft; die aus dieser Verbrennung hervorgehende, gasförmige schweflige Säure vernichtet die Zersetzungskeime, bindet auch, wenn das Gefäß eben nicht ganz luftdicht ist, den Sauerstoff eindringender Luft mit gleichzeitig vorhandener Feuchtigkeit und hindert so lange die Fäulniß, bis sie selbst entwichen oder verschwunden ist. Es muß dann das Verfahren wiederholt werden. „Auf diese Weise behandeltes Fleisch hat sich im Sommer noch nach $1^1/_2$ Wochen frisch und unverdorben gezeigt, auch nicht im geringsten, wie man befürchten könnte, den Geruch oder Geschmack der schwefligen Säure angenommen"; so lautete der Bericht. Hinzuzufügen ist aber, daß solches Fleisch außen ein schwärzliches Aussehen zeigt, das, je nach der Dauer der Aufbewahrung, mehr oder weniger tief eindringt. Hier liegt die Erklärung für die gerühmte Freiheit des Geschmacks von schwefliger Säure. Dieselbe wird nämlich von Wasser reichlich aufgelöst; die Feuchtigkeit des zu konservirenden Fleisches thut dasselbe. Die schweflige Säure nimmt dabei allmählich Sauerstoff auf und verwandelt sich in Schwefelsäure, welche zwar wohl Pilzkeime, aber durch Wasserentziehung auch alle andern organischen Stoffe zersetzt und schwärzt.

Diese Methode hat also mit dem Verfahren des bloßen Luftabschlusses die Umständlichkeit und Benöthigung besondrer Gefäße gemein, dagegen noch den Nachtheil beschränkter Wirksamkeit und theilweiser Zerstörung des Fleisches; denn wenn auch die äußere Kruste nicht nach schwefliger Säure schmeckt, so besteht sie aber aus zerstörter Fleischfaser nebst Schwefelsäure und eignet sich am besten zum Weggeworfenwerden. Bekanntlich können auch durch zu stark geschwefelte Bier- und Weinfässer größere Quantitäten Schwefelsäure in die eingefüllten Getränke gelangen, welche als unschädlich betrachtet werden können.

Patentirt ist ferner in England die Verwendung der Borsäure und ihrer Salze zu Konservirungszwecken. Und zwar sollen kon-

servirt werden: Fleisch zur Nahrung durch Einspritzen von einer gesättigten Lösung von Borsäure in kaltem Wasser (1 Theil zu 25 Theilen) in die Gefäße des frisch getödteten Thieres und Ueberstreuen der Fleischstücke mit gepulverter Borsäure; Leichen durch Einspritzen einer Lösung von Borsäure in Benzol (nebenbei gesagt ist diese Lösung ein sehr fragliches Präparat); Zeugstoffe durch Eintauchen in eine gesättigte Lösung von Borsäure und schwefelsaurer Magnesia, oder in eine Appreturmasse, die 1 pCt. borsaures Zink enthält. — Dieses kostbare Patent verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden, als Beispiel, wohin die Sucht, eine durch Patent anerkannte Erfindung gemacht zu haben, führen kann! Nahrungsmittel, Kadaver für anatomische Museen und feuerfeste Zeuge: alles über einen Kamm geschoren! Jedenfalls findet sich Borsäure in keinem lebenden animalischen Organismus — wozu also dieselbe muthwillig hineinbringen? so lange wir frisches Fleisch oder auf naturgemäßere Art konservirtes essen können! Oder ist es vielleicht gegen die Feuerbestatter gemünzt: uns durch langsames Imprägniren mit Borsäuresalzen gegen etwaige Versuche dieser Ruchlosen feuerfest zu machen?

Wohl kein Stoff aber zeigt deutlicher, mit welcher Ungebühr an sich interessante und werthvolle chemische Entdeckungen von der lauernden Profitgier ausgebeutet, und dadurch schließlich mehr als verdient diskreditirt werden können, als die Salicylsäure. Kaum hatten ihre Entdecker auf gewisse antiseptische Eigenschaften hingewiesen und auf vermuthlich mögliche Verwendungen, als sie von Dilettanten dieses Faches als Arkanum gegen alle Fäulniß und Verwesung, ja fast gegen den Tod, ausposaunt, und von den Spekulanten zu den unsinnigsten*) medikamentösen Präparaten angewendet wurde, ehe noch die hier gewiß zu gewichtigem Mitreden berufene medizinische Forschung zur Prüfung, geschweige denn zum Worte hatte kommen können.

Man weiß jetzt, daß Salicylsäure in leichtfaulenden Flüssigkeiten, z. B. Fleischsaft, die Fäulniß zwar verzögert, aber nicht aufhebt, so daß sie hier als Konservirungsmittel — wobei außerdem noch die starke Auslaugung in der anzuwendenden konzentrirten wässerigen Lösung (1 Theil zu 300 Theile Wasser) in Betracht kommt — nicht empfohlen werden kann; daß ferner die Gährungserscheinungen unter Umständen sogar durch Salicylsäure beschleunigt werden können, und daß die Schimmelbildung durch sie nicht in allen Fällen verhindert wird; ebenso, daß sie keine desodorisirende (geruchvertilgende) Eigenschaft hat. Die billigere Benzoësäure übertrifft die Salicylsäure in den meisten Fällen an antiseptischen Wirkungen. Der wahre Werth der Entdeckung der Salicylsäure bleibt natürlich von dieser Beschränkung der Anwendung auf gewisse erprobte Fälle, in der Technik sowohl als Medizin, unberührt.

Zu einem kuriosen Patent in Rücksicht auf den praktischen Werth hat sich ferner das Phenol hergeben müssen. Das zu präservirende Thier soll danach mit einem Schlage gefällt, ausbluten gelassen und sogleich geöffnet und ausgeweidet werden. Der ganze Körper soll dann unzerkleinert in mit 1 pCt. Phenol versetzten Weingeist von 72 Grad getaucht, dann trocknen gelassen und nun in ein Bad von syrupdicker alkoholischer Zuckerlösung gelegt werden. Nach dem Herausnehmen soll die Masse wieder getrocknet und in Zinnbüchsen von entsprechender Größe gesteckt werden, die mit gereinigtem, geschmolzenen Fett angefüllt und dann verschlossen werden. — Das Gute ist auch hierbei leider nicht neu, und das Neue von keinem Werth!

Die hierbei wieder in die Augen fallende ökonomische Seite dieser Fragen wollen wir eingehender betrachten, nachdem wir uns noch einige Worte über die Anwendung des Kreosot (aus Destillation von Holz herstammend) gestattet haben. Die Mitwirkung dieses Stoffes bei dem altüblichen Räuchern wurde schon erwähnt. Man hat nun auch eine sogenannte Schnellräuchermethode, die darin besteht, daß man das Fleisch einfach mit rohem Holzessig überstreicht, der geringe Mengen von Kreosot gelöst enthält. Man kann auch im Haushalt das reine Kreosot mit Vortheil verwenden, indem man gewissermaßen eine Räucherkammer im kleinen einrichtet. Diese besteht in einem überall gut schließenden Kasten, in welchem ein Teller mit einer geringen Menge Kreosot aufgestellt wird. Der Kasten füllt sich mit Kreosotdämpfen, welche die eingelegten Fleischstücke konserviren.

Uebrigens dient nach der Schnellräucherungsmethode konservirtes Fleisch häufig zur Uebervortheilung des Konsumenten, insofern hier das sonst stattfindende Eintrocknen nicht geschehen ist, das den höhern Preis des Rauchfleisches mitbedingt. Während nämlich z. B. frisches Schweinefleisch vom Schinken 69 pCt. Wasser enthält, sinkt der Gehalt davon im geräucherten auf 50 bis 53 pCt., während gleichzeitig der Stickstoffgehalt von 3,1 pCt. auf 4,3 pCt. gestiegen ist. — Es ist ersichtlich, daß, wenn für schnellgeräuchertes Fleisch derselbe Preis wie für Rauchfleisch gezahlt wird, der Käufer in der That durch den geringen Gehalt an Nährstoffen übervortheilt ist.

Bei Anpreisung der nach im Großen angewandten Methoden bereiteten Präserven vergessen die Unternehmer und Händler niemals, den erheblichen pekuniären Nutzen hervorzuheben, den der Käufer bei Verbrauch ihrer Waare genießen soll. Wie steht es damit in Wirklichkeit? und wo ergibt sich der Profit?

Der Maßstab zur Beurtheilung des Werthes präservirter Nahrungsmittel ist vornehmlich dadurch verschoben, daß mehr oder weniger große Theile des Wassers, das den überwiegenden Bestandtheil der meisten frischen Nahrungsmittel ausmacht, durch das Präservirungsverfahren entfernt ist. Indem nun der Konsument darauf hingewiesen werden kann, daß er durch Zusatz einer großen Quantität Wasser zu einer kleinen Portion der Präserve ein Gericht von normaler Beschaffenheit herstellen kann, wird er durch Erstaunen über die durch solches Experiment gemachte Erfahrung, daß eben Wasser unser Hauptnährstoff ist, nur zu oft über eine nüchterne Berechnung des reellen Werthes der erkauften Nahrung hinweggetäuscht. Wenn hier eine unparteiische, sachverständige Instanz den Werth bestimmend einträte, so müßte sie sich nun nach dem Gehalt an Stickstoff, Kohlenstoff und Nährsalzen richten, aber auch das quantitative Verhältniß dieser Stoffe an sich, sowie das der aus ihnen bestehenden zusammengesetzten Nährstoffe (der stickstoffhaltigen zu den Kohlenhydraten) in Berücksichtigung nehmen. Berechnet doch der auf der Höhe seiner Aufgabe stehende Landwirth schon längst, wie theuer ihn ein Pfund Stickstoff, Phosphorsäure u. s. f. zu stehen kommt, wie viel Centner reine Stärke er vom Morgen Ertrag hat und nicht mehr wie viel Sack Kartoffeln von sehr wechselndem Gehalt; er berechnet die Prozente Zucker von einem Morgen mehr oder weniger wässriger Rüben und ähnliches mehr.

Bei Zugrundelegung einer derartigen Berechnung wird sich meist eine ganz andre Erkenntniß vom Werthe der angepriesenen, billigen Präserven ergeben. Aber noch eine andere Betrachtung führt uns zu demselben Resultat: aus bloßer Menschenfreundlichkeit werden doch bei uns so wenig Präserven als Eisenbahnen hergestellt; es ist also die Frage, ob der Vortheil, den Präservenfabriken beim Großeinkauf der einzelnen Nahrungssubstanzen vielleicht haben, nicht mehr als aufgewogen wird durch die Kosten der Fabrikation, der oft kostspieligen Verpackung, des Transports und des Profits von seiten des Zwischenhandels?

Zur Beantwortung dieser Frage sei hier eine Kostenberechnung für die Herstellung der sogenannten kondensirten Milch angeführt. Sie wird bekanntlich durch Eindampfen von Milch bis zur Syrupskonsistenz unter Zusatz von gutem, reinem Zucker und zwar mittels Wasserdampf über freiem Feuer, oder im Vacuum bereitet und kommt in verlötheten Blechbüchsen oder in mit Pergamentpapier geschlossenen Glasdosen in den Handel. Jede Dose enthält etwa 1 Pfund des Präparats, das aus 1,6 Liter Milch und 180 Gramm Zucker hergestellt ist. Die Rechnung stellt sich nun also:

Selbstkosten von 1,6 Liter frischer Milch	15	Pfg.
180 Gramm Zucker (Pfd. 55 Pfg.) . .	20	„
Preis der Blechdose etwa*)	20	„
Arbeitslohn, Feuerung, Abnutzung der Maschinen und Geräthe . . .	5	„
Gesammt	60	Pfg.

Der Händler zahlt für die Dose 75 Pf., während er vom Konsumenten 1 Mark dafür empfängt, und trägt also hier, wie gewöhnlich, den Löwenantheil davon, während der Milchproduzent den Liter Milch, für den er sonst höchstens 12 Pfg. erzielt, mit 22 Pfg. verwerthet hat. Man sieht, daß, wenn man den Werth des Zuckers mit 20 Pfg. in Abzug gebracht hat, der Konsument den Liter Milch mit 50 Pfg. bezahlt.

Offenbar kommt ihn das Experiment, mit einem Theelöffel dieses Extrakts seinen Kaffee zu weißen, oder unter Zusatz der vierfachen Quantität Wasser eine frischer Kuhmilch gleichkommende

*) Wir rechnen dazu salicylsäurehaltiges kohlensaures Wasser, Salicylsäure-Seife u. a. m. D. V.

*) Eine Glasdose kostet höchstens 10 Pfg. und es erhöht sich der Gewinn um ebensoviel.

seinem Kinde als Nahrung zu geben — sehr viel zu theuer. Er hat dafür allerdings die Garantie, vor der so häufigen Verfälschung der käuflichen Milch mit Wasser gesichert zu sein, die sich nur unsers Erachtens auf anderm Wege billiger erreichen ließe. Ob aber bei der Kondensation im Vacuum, also bei einer Temperatur weit unter dem Siedpunkte, etwa in der Milch vorhandene, übertragungsfähige Krankheitskeime zerstört und unschädlich gemacht werden: Diese Frage möchten wir dem Mediziner zur Beantwortung geben!

In ähnlicher Weise wird die Rechnung für die Privatökonomie bei andern Präserven in Betracht zu ziehen sein.

Vor uns liegt ein an viele Fabrikanten gesandtes Cirkulär der „Internationalen Präserven-Kompagnie" in Berlin, das die Erweiterung des Absatzes dieser Fabrikate bezweckt und folgendermaßen lautet:

„In der Anlage erlauben wir uns, Ihnen ein kurzes Referat über unsere, gerade den jetzigen Zeitverhältnissen Rechnung tragenden und namentlich in Arbeiterkreisen so segensreich wirkenden Präserven zu behändigen.

„Es würde uns zu besonderem Vergnügen gereichen, wenn Sie, hauptsächlich im Interesse Ihrer Arbeiter, auf unser sehr beliebtes Fabrikat näher eingehen, und sich durch einen Probeversuch von der Güte und dem praktischen Werthe unserer Präparate überzeugen wollten. Auf Wunsch würden wir Ihnen gern noch weitere Exemplare unserer Broschüre zur Vertheilung an Ihre Arbeiter zugängig machen."

Die erwähnte Broschüre erläutert, daß die zumeist empfehlenswerthe Präserve aus einem Suppenpulver besteht, wovon eine Portion im Preise von 25 Pfg. 100 Gramm wiegt und mit 1 Liter Wasser aufgekocht, drei Teller Suppe liefere, „mehr als ausreichend für eine Person". Die ganz besondere Haltbarkeit soll dadurch erreicht werden, daß die zugehörigen Fettbestandtheile jeder Portion in Form einer Patrone beigegeben sind. Die unter jetzigen Verhältnissen, namentlich in Arbeiterkreisen segensreiche Wirkung, wird wörtlich wie folgt motivirt:

„Von ganz besonderem Interesse und Nutzen dürfte diese wohlthätige Erfindung auch für die Fabrikarbeiter und deren Familien sein. Täglich gegen 12 Uhr Mittags sehen wir die Frauen — häufig bei schlechtestem Wetter — das Henkelkörbchen mit der in stundenlanger Arbeit bereiteten Speise am Arme, nach den Fabriken eilen, oft müssen sie vor denselben warten, da die Glocke noch nicht das Zeichen zur Mittagszeit gegeben hat, während das Essen inzwischen kalt wird. Ebenso häufig kommt es aber auch vor, daß die Frau, durch irgend welche häuslichen Zufälligkeiten behindert, erst längere Zeit nach 12 Uhr eintrifft; natürlich hat sie sich in diesem Falle noch mehr abgejagt, um ihrem Manne nicht zu viel von der einstündigen Mittagszeit zu entziehen. Daheim aber harren schon wieder die Kleinen auf die Rückkehr der Mutter, welche ihrerseits ja auch, auf dem oft recht weiten Wege, in steter Angst um Leben und Gesundheit der sich meistens allein überlassenen Kinder schwebt.

„Alle diese Widerwärtigkeiten und Fährlichkeiten würden zum großen Theile vermieden werden, wenn der Mann in der Lage wäre, sich wenigstens an einigen Tagen der Woche ein gesundes, wohlschmeckendes Mittagessen an seiner Arbeitsstätte selbst zu bereiten. Die Frau könnte dann ungestört im Hause die Wirthschaft besorgen und sich durch irgend welche Beschäftigungen immer noch einige Groschen verdienen, die Kinder wären stets unter der mütterlichen Aufsicht und dadurch bei weitem weniger Gefahren ausgesetzt, als es jetzt naturgemäß der Fall ist. Aber selbst in dem äußerst seltenen Falle, daß es dem Arbeiter nicht möglich sein sollte, sich an dem Orte seiner Beschäftigung das Mahl zu bereiten, so würde immerhin den Frauen ein außerordentlicher Vortheil dadurch erwachsen, daß binnen weniger als einer halben Stunde das Mittagessen im Hause zubereitet und dadurch viel Zeit und Arbeit erspart werden könnte. In den Fällen indeß, wo die Arbeiter in ihren Fabriken selbst gespeist werden, dürfte den Herren Industriellen wohl kaum ein Nahrungsmittel zur Verfügung stehen, welches wie das in Rede stehende, Güte, Billigkeit und praktische Verwendbarkeit in gleicher Weise besitzt."

Beigegeben ist ferner zur Empfehlung der Fabrik noch das „wissenschaftliche" Gutachten eines Dr. Th. Werner, Direktors ꝛc., das im wesentlichen nur eine Umschreibung der in kaufmännischen Kreisen üblichen reklamenhaften Waarenanpreisungen, auf Grund der „persönlich ausgeführten Untersuchung" diese Fabrikate für unübertrefflich erklärt, uns aber jede Detail- und Zahlenangabe der Analyse vorenthält und also gar keinen Anhalt zu einer sicheren Beurtheilung bietet: ein wahres Muster „wissenschaftlicher" Gutachten, auf welche gar nichts zu geben ist!

Wollen wir nun auch zugeben, daß die Internationale Präserven-Kompagnie obige Schilderung der Mühe und Plage bei Bereitung und Ablieferung der Mahlzeit in gewissen Kreisen zufolge richtiger Beobachtung und Erfahrung gebe, so ist doch einmal entgegenzusetzen, daß die als Abhilfe empfohlene Mahlzeitbereitung mittels Suppenpulver und Fettpatrone seitens des Arbeiters selbst, in der kurzen Pause, die Leibesernährung doch gar zu sehr in Parallele mit der Prozedur des „Schmierens" der Arbeitsmaschinen stellen würde; — während trotz aller Mühe für die Frau auf dem bisher üblichen Wege doch ein Familienzusammenhang mehr zwischen dem Ernährer und der Familie aufrecht erhalten wird. — Sodann scheinen uns die oben angegebenen finanziellen Gesichtspunkte hier nicht minder in Geltung zu bleiben. Wir haben zur Stütze dessen für uns das, wie uns scheint, unvorsichtiger Weise mit abgedruckte Gutachten des Feldmarschalls Moltke, das im wesentlichen Theile besagt: „es bleibt indeß zu wünschen, daß der Preis den geringen Mitteln entspräche, welche für Ernährung des Soldaten, namentlich im Frieden, verfügbar sind." Also zu theuer!

Schließlich wäre in Hinsicht auf wirkliche Ernährung, — also abgesehen von gelegentlichem, oder in der Noth stattfindendem Genuß solcher Präparate — durch Extrakte oder konzentrirte Nahrungsmittel noch das eine in Betracht zu ziehen: unsere Verdauungsorgane sind zur Aufnahme von Nahrungsmitteln eingerichtet, welche die Nährstoffe in einem gewissen Volumen enthalten. Bei zu geringem Gehalt und zu großen Volumen haben wir Verdauungsbeschwerden und können dabei abhungern. Ist umgekehrt das Volumen zu gering, so ist die Frage, ob trotz genügendem Gehalt nicht die Verdauung zu rasch vor sich gehen kann? so daß — und zumal beim arbeitenden Menschen, dem nur nach längeren Pausen Gelegenheit zum Speisen gegeben ist — die Krafteinnahme und Ausgabe der Zeit nach nicht richtig geregelt sind, und dadurch Funktionsstörungen eintreten können. Das ist wieder eine Frage, die wir dem Physiologen zur Beantwortung vorlegen möchten!

Die Tropfsteinhöhlen und ihre Thierwelt im Karstgebirge.

Von Dr. L. Jacoby.

(Schluß.)

Nächst der Adelsberger ist die Höhle von Planina (anderthalb Stunde nördlich von Adelsberg) die merkwürdigste durch die Tiefe des Eindrucks, den der Anblick mehrerer unterirdischer Seen und Teiche und eines den größten Theil der Höhle durchziehenden Stromes erzeugt. Es ist der Unzstrom, welcher diese Wasserstraße darstellt, derselbe ist aber mit größter Wahrscheinlichkeit nur als eine Fortsetzung desselben Poikflusses anzusehen, dem wir in der Adelsberger Grotte, sodann in der Doline der Poikhöhle bereits begegnet sind. Auch diese Höhle beginnt mit einem großen, herrlichen Dom, der Chorinsky-Dom genannt, aus dessen Grunde das Tosen des Flusses heraufbraust. Hier ladet den Besucher ein Kahn ein zur unterirdischen Wasserfahrt. Diese geht stromaufwärts aus der Domhöhle heraus durch ein schmales Felsenthor; allmählich treten die Wände desselben zurück und man gelangt zu dem ersten unterirdischen See, der eine Länge von 250 und eine Breite von 150 Fuß besitzt. Die Fackeln spiegeln sich in dem pechschwarzen See und werfen ihr flackerndes Licht auf die überall schroff aus dem Wasser aufsteigenden Felsenwände. Dazu vernimmt das Ohr von dem linken Höhlengange her das dumpfe Brausen eines unterirdischen Wasserfalls, der sich dort 15 Fuß hoch über Felsen tosend und schäumend herabstürzt; das Ganze ist ein Bild voll unsagbar düsterer, schauerlicher Schönheit. Auch prachtvolle Tropfsteingestalten schmücken diesen Theil der Höhle, darunter, unweit des Wasserfalls, ein

vielbewunderter Stalagmit, die schneeweiße „Isis-Bildsäule“. Der See wird gebildet durch zwei ausgedehnte Höhlenkanäle, die sich hier vereinigen. Der bis jetzt bekannte Abschluß des nordwestlichen Kanals zur Rechten der Isissäule, wurde erst in den fünfziger Jahren durch den um die Karsthöhlen hochverdienten Forscher Adolf Schmidl entdeckt, dessen Name in Goldbuchstaben auch auf einer Felswand der Adelsberger Grotte prangt. Er fand in Verfolgung der Höhlenkammer zur Rechten einen zweiten unterirdischen See, von einer Breite von über 280 Fuß, sodann aber eine der schönsten Partien der ganzen Planinahöhle, von ihm wegen der herrlichen Tropfsteinbildungen das Paradies genannt. Er schildert begeisterungsvoll den ersten Anblick dieses Höhlenparadieses also:

„Die Reize dieses Tropfstein-Paradieses lassen sich nicht beschreiben. Boden und Wände sind zu ganzen Quadratklaftern mit Krystallen vollständig überzogen, vom Dunkelbraun bis in das reinste Weiß. Keines Menschen Fuß hatte vor mir dieses köstliche Atelier der Natur betreten, die blendende Weiße der Bildungen war noch durch keine Fackel je geschwärzt worden und der banale Heißhunger nach Souvenirs hatte noch keine der zarten Spitzen abgebrochen. Die mächtigen, bräunlichen Säulen von Mannesdicke und darüber sind noch mit dem zartesten, weißen Geäder filigranartig geschmückt. Hier ragen ganze Gruppen blendendweißer Stalagmitenkegel, vom kleinsten Exemplare bis zum vielklafterhohen Riesen empor, dort bildet die braune Wand einen tapetenartigen Hintergrund, von dem sich der blendendweiße Koloß eines Königs im Krönungsmantel, den Szepter in der Hand, mit den schärfsten Schlagschatten abhebt. Nahe am Eingange steht ein prachtvolles, weißes Gebilde, einem Cherub mit dem Flammenschwerte ähnlich, der vor jeder Beschädigung abzuschrecken scheint. So muß die Adelsberger Grotte ausgesehen haben, als sie noch in keinem ihrer Theile von Habsucht ausgebeutet war, und möge hier noch lange die frevelnde Hand fernbleiben!“

Diese Grottenabtheilung ist noch heute im höchsten Maße bewundernswerth, wenngleich sie wohl manches von ihrer ersten Frische eingebüßt hat.

Daß die Grotten und Höhlen des Karstes nicht nur in der Nähe ihrer Eingänge, dort, wo immerhin noch ein Schimmer von Tageslicht in das Innere fällt, sondern selbst in der ewigen Finsterniß ihrer Tiefen noch heute von Repräsentanten der Thierwelt bewohnt werden, ist erst eine Erkenntniß der neuesten Zeit. Nur ein einziges Höhlenthier war bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt, es ist das der sonderbar gestaltete Olm (Proteus anguineus), der in den unterirdischen Höhlengewässern sich findet, ein zu den nackten Amphibien, zu der Ordnung der Kiemenlurche gehörendes Thier von eidechsenartigem Aussehen, mit äußeren, dauernden Kiemenbüscheln und zugleich mit Lungen versehen, dessen sehr kleine, doch normal entwickelte Augen ganz von der durchscheinenden, fleischfarbenen Körperhaut überzogen sind, daher sie früher immer übersehen, somit die Olme für blind gehalten wurden. Es ist ein merkwürdiges Thier, dessen Entwicklung und Jugendzustände, trotz eifriger Bemühungen der Forscher, noch unaufgehellt geblieben sind. Im Zimmeraquarium gehalten, lebt der Olm jahrelang, scheinbar ohne jede Nahrung, munter fort; doch hat der Verfasser dieser Skizze einzelne in der Margarethengrotte bei Adelsberg gefangene Thiere mit bestem Erfolg mit Ameisenpuppen und Regenwürmern gefüttert, wobei der Olm die Benutzung seiner versteckten Augen deutlich offenbarte. Der Olm stellt das einzige Wirbelthier der ächten Grottenfauna dar. Demnächst folgen in einem breiten Sprunge in der Skala der Thierreiche Repräsentanten der Gliederthiere, namentlich die Klasse der Insekten ist in den meisten ihrer Abtheilungen vertreten, sodann finden sich eigenthümliche Spinnen- und Krebsarten. Alle diese niederen Höhlenthiere wurden erst in den letzten Jahrzehnten entdeckt; in jüngster Zeit hat sich namentlich Dr. Gustav Joseph in Breslau mit ihrer näheren Erforschung ausschließlich beschäftigt, und ihm sind auf diesem Gebiet hoch interessante Aufschlüsse zu verdanken. Alle ächten Grottenthiere sind durch auffallende Merkmale charakterisirt, unter denen die Verkümmerung oder der gänzliche Mangel ihres Sehorgans das wichtigste ist. Man nimmt im Anschluß an die Darwin'sche Theorie an, daß die blinden Grottenthiere aus oberweltlichen, mit sehenden Augen begabten Individuen hervorgegangen seien, aus solchen, welche durch zufällige Ereignisse, wie Erdstürze, Wasserfluthen, oder auch auf der Flucht vor Feinden in die Höhlen gelangten, ohne den Rückweg zum Tageslicht wiederzufinden. Von diesen Thieren mußten durch die natürliche Zuchtwahl diejenigen übrig und am Leben bleiben, welche den neuen Aufenthalts- und Ernährungsumständen am besten sich anzupassen verstanden, und da in der Nacht der Grotten das Sehvermögen ihnen nutzlos war, so mußte es im Laufe der Zeit durch fortwährenden Nichtgebrauch verkümmern oder gänzlich verloren gehen. Der genannte Forscher wies nun nach, daß die früheren Stadien der embryonalen Entwicklung bestimmter Höhleninsekten und anderer Gliederthiere, insbesondere gewisser Käfer- und Krebsgattungen, vollständig ausgebildete, mit allem Nervenzubehör ausgestattete Sehorgane aufzeigen, welche aber zurückgehen und verschwinden, sobald das Thier den Embryonalzustand verläßt und sein selbständiges nächtliches Dasein beginnt. Hierdurch wird die Abstammung dieser interessanten blinden Wesen von sehenden Voreltern unzweifelhaft dargethan; denn nach einem hochwichtigen Gesetz des Darwinismus spiegelt die in eine kurze Spanne Zeit zusammengedrängte Keimesgeschichte — die embryonale Entwicklung — die Geschichte seines ganzen Stammes im Laufe unendlich langer Zeiten wieder. Es ist dies übrigens ein Gesetz, welches, wie den Historikern der darwinistischen Lehre bisher entgangen zu sein scheint, mit direktem Bezug auf das Thierreich bereits von Goethe in den Worten ausgesprochen wurde:

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.“

Für die in der Höhlenfinsterniß überflüssigen Sehwerkzeuge ist die Natur bestrebt, dem Grottenthiere in der Ausbildung anderer einen Ersatz zu bieten, und sie wählt hierzu das Tastorgan. Bei einzelnen Grottenkäfern entwickeln sich an derjenigen Stelle des Kopfes, wo bei den oberweltlichen, verwandten Gattungen die Augen angebracht sind, besondere, sogenannte Tasthaare, auf einem eigenthümlichen, zarten Hügelchen, zu dessen Innerm von dem Gehirnganglion des Thieres ein feiner Nerv hinführt, bei anderen Arten sind die Fühlertasten am Kopfe ganz abnorm entwickelt, bei noch anderen aber wächst genau an der Stelle, den sonst die Augen einnehmen, neben den gewöhnlichen zwei Tastern ein drittes Fühlerpaar hervor.

Aus der Grottenfauna der genannten Klassen werden neue und interessante Formen gefunden, mit jeder Höhle, die im Karst neu entdeckt wird, und es vergeht kein Jahr, wo nicht Triest aus seiner nächsten Umgebung von einem derartigen Ereigniß Kunde erhält. Ein Paar Worte von dem Besuch einer kürzlich bei „Bassowitza“, zwei starke Stunden von Triest, durch Zufall aufgefundenen Höhle, die noch fast ganz in ihrem Urzustande sich befindet und bisher nur zu einem Theile erst erforscht ist, mögen unsere heutige Skizze schließen.

Der Weg dorthin führt über den „Jäger“, eine ca. 500 Fuß hohe, eichenbewaldete Anhöhe bei Triest, von wo aus man einen herrlichen Rundblick genießt über die Stadt und die ganze Ostseite der Bucht des adriatischen Meeres mit dem tiefen Meeres-Einschnitt von Mugia und dem fruchtbaren Thalgelände von San Jovanne. Dann geht es nach kurzem Thalabstieg auf Serpentinen (Schlangenwegen) den Kalkfelsen hinauf und weite Strecken über das kahle Hochplateau hinweg, bis endlich zu einer wild abstürzenden Doline, inmitten eines kleinen Fichtengebüsches an der Chaussee von Bassowitza, wo der vom Dorf herbestellte Führer, begleitet von seinem Knaben und um Schulter und Hüften ein langes, festes Seil gebunden, uns erwartet. Wir steigen die Doline hinunter; doch erblicken wir zuerst von einem Höhleneingange nirgend eine Spur. Da beginnt der Mann einen Haufen lose aufgeschichteter Steine hinwegzuräumen, und darunter zeigt sich, verschlossen von einer eisernen Platte, dem ersten Kulturaufwand der Dorfverwaltung zum Schutz der neuen Höhle, eine Felsenöffnung, nicht breiter als ein kleiner Tisch, so daß nur eine Person, rückwärts hineinsteigend, sich hindurchzwängen kann. Auf einen Absturz von losem Trümmergestein tritt zuerst der Fuß des Eingedrungenen; es schurrt und kollert von Steinen bei jedem Schritt unter ihm und neben ihm, so daß der Nachkommende erst in weitem Zwischenraum folgen darf, um den Vorauskletternden nicht durch die nachrollenden Gesteintrümmer zu verletzen. Am Fuße des Trümmerberges angelangt — derselbe stellt im Kleinen ein Abbild dar der bekannten „Schurre“ im Harz — nehmen wir Abschied von dem sterngleich hinunter blickenden Tageslicht der Höhlenöffnung, die Kerzenfackeln werden angezündet und es beginnt die beschwerliche Wanderung unaufhörlich abwärts in die Tiefe des Berges hinein. Denn das eigenthümlich Reizvolle dieser Höhle ist neben der durchgehend gelbbraunen, oft blutrothen Färbung ihrer Tropfsteingebilde die Richtung des Höhlenkanals, der,

soweit er bisher erforscht ist — und wahrscheinlich ist dies nur der geringere Theil — fortwährend abwärts führt, gleich als ginge es geradenwegs durch die Erdkugel hindurch; nirgends wird der Gang horizontal, nirgends ist ein Aufsteigen bemerkbar. Der Sohn des Führers, ein überaus munterer, aufgeweckter Bursche von etwa 12 Jahren, huscht uns mit seiner Fackel immer wie ein Wiesel voraus, klettert in alle Höhen hinauf, um uns schöne Tropfsteinbildungen zu zeigen und überrascht uns zuweilen durch ein glockenspielartiges Säulenkonzert, welches er durch Anschlagen mit dem Rücken der Finger an bestimmte Stalagmiten, deren Klang er ausprobirt hat, hervorbringt. Wir winden uns durch die Tropfsteingestalten, die hier in ihrem rothen Farbenkleid ein seltsam unheimliches Aussehen erlangen, und oft ist es nur durch Anklammern an die Stalagmiten möglich, den steilen Weg nach abwärts ungefährdet fortzusetzen. An der rothbraunen Decke sehe ich lange weiße Fäden wie Spinneweben herabhängen. Ich mache den Führer darauf aufmerksam; doch ehe ich es verhindern konnte war der kleine Bursche schon an einer Säule heraufgekettert und hatte einen der Fäden abgebrochen. Es waren Stalaktiten von eigenthümlicher Bildung, hohle dünne Röhren, kaum von der Dicke einer Federpose, durch und durch weiß und zart wie Marzipan, von einer ganz unverhältnißmäßigen Länge; das abgebrochene Stück maß beinahe viertehalb Fuß und noch weit längere Fäden hingen überall hernieder. Nachdem wir einen unterirdischen Teich mit schüsselförmig aufgebogenen Wänden passirt, in welchem ich trotz aller angewandten Vorsicht ein kleines Höhlenbad hatte nehmen müssen, ging es in ein wenig sanfterer Steigung abwärts. Der Tropfstein an den Wänden zeigte von hier ab häufig eine knollige, korallen- oder schwammförmige Gestaltung, und aus der rothen Grundfarbe glitzerten funkelnd im Fackellicht die feinen, weißen Kalkkrystalle hervor. Ich hatte mich mit dem Führer ein wenig bei der Betrachtung dieser mir neuen Form aufgehalten und als wir weiter kletterten sahen wir vor uns den Jungen nicht mehr. Der Führer rief laut in den Gang hinein, doch nur ein dumpfer Widerhall antwortete. Wir verbargen unsere Kerzen hinter Steinsäulen, ob nicht vor uns aus dem dunkeln Gang, der, wie es schien ohne Seitenkrümmungen schräg niederging, seine Kerze heraufflimmerte; doch nichts war zu erblicken: schweigende Finsterniß gähnte uns entgegen, während der Raum, in welchem wir standen, mit seinen blutrothen Wänden in der halbversteckten Beleuchtung wahrhaft diabolisch sich ausnahm. Der Führer begann zu schimpfen und zu wettern über den gottverlassenen Buben, der noch einmal sich und ihn ins Unglück stürzen werde, und wir schritten hastig eine weite Strecke vor, um dann wieder stille zu stehen und zu rufen und zu horchen. Da ertönte hinter uns tief aus der linken Seite der Felsenwand ein leiser, fernherklingender Pfiff; der Ton kam näher und näher, eine jodelnde Stimme gab Antwort auf unsern Zuruf, und plötzlich kam hoch über unsern Köpfen, nahe an der Decke des Ganges die Fackel mit dem Jungen heraus. Er hatte, wie er uns noch im Niederklimmen erzählte, eine kleine Oeffnung dort oben bemerkt, war an den Stalaktiten hinaufgeklettert und hineingedrungen, und so der Entdecker eines neuen Seitenganges der Höhle geworden. Da dieser indeß, wenigstens in der kurzen Strecke, die er ihn verfolgte, nach seiner Angabe besonders Bemerkenswerthes nicht enthielt, so verzichtete ich für heute auf seine Besichtigung, zumal alsbald eine recht ernste Höhlenaufgabe meiner wartete. Der bis dahin im ganzen enge Kanal hatte sich zu einer ordentlichen Grotte erweitert, mit ihr aber auch der ganze bisherige Höhlengang sein Ende erreicht. Dafür gähnte zu unsern Füßen in der Mitte der Grotte eine brunnenförmige Oeffnung, über deren Ränder quer ein Baumstamm gelegt war. Der Führer wickelte sich nun aus dem umgewundenen Seil heraus, das wohl eine Länge von 50 Fuß haben mochte; dann wurden Knoten in das Seil geschlungen und dasselbe endlich in der Mitte des Baumstammes sorgsam befestigt; wir hörten das andere Ende mit dumpfem, leisem Schlag den Boden drunten berühren. Der Führer kletterte zuerst hinab, dann folgte ich, dann der Bursche. Die Fackel mußte von jedem vorher ausgelöscht und eingesteckt werden. Ich kam mir vor wie der Knabe im Märchen aus Tausend und einer Nacht, der in den Brunnen hinab nach Schätzen klettert. Wir kamen glücklich hinab. Die Fackeln wurden wieder angezündet, und wir sahen, wie sich der Schacht, durch den wir geklettert, nach unten zu an einer Stelle weit ausbuchtete, gerade als wäre ein mächtiges Felsstück dort herausgefallen, alsbald aber wieder in den jetzt sehr eng werdenden Kanal nach abwärts sich fortsetzte. Obwohl wir nun bereits in beträchtliche Tiefe hinabgelangt waren, erschien die Luft doch überall frisch und rein, ein Vorzug fast aller Höhlen des Karstes, Farbe der Wände und Tropfsteinbildung war dieselbe wie in der letzten obern Partie des Höhlenganges. Unsere Niederwanderung, die nun sehr beschwerlich zu werden begann, da wir nur ganz gebückt vorwärts kommen konnten, fand aber bald ihr Ende an einem zweiten Brunnenschacht, zu dessen Ueberwindung uns leider das Absteigemittel, ein zweites Seil fehlte. Nur bis zu diesem Punkt ist die Höhle bis heute erforscht. Die Tiefe des zweiten Schachtes erscheint, nach ungefährer Schätzung aus der Fallzeit hinabgeworfener Steine, bedeutender als die erste, und da man die Steine unten abwärts rollen hört, so sind die Führer von einer noch weiten Fortsetzung dieser eigenthümlichen Höhle überzeugt. Unsere Rückreise und Auffahrt ging schneller von statten als das Hinabwandern. Von einer weiteren Erforschung dieser und von ferneren, neu entdeckten Höhlen im Karst demnächst ein anderes mal.

Die Seehasen im Berliner Aquarium. (Bild Seite 256.) Unsere Vorfahren, auch die gelehrten nicht ausgenommen, haben verschiedenen harmlosen Thieren graujame Eigenschaften angedichtet, von denen sie die genaue Beobachtung der Naturforscher der Gegenwart befreien mußte, ohne ihr blutdürstiges Renommé im Volksglauben zu zerstören. In diese Kategorie der Verleumdeten gehört auch der Seehase (Cyclopterus lumpus), dessen zahlreiche Familie einen sehenswerthen Anziehungspunkt des Berliner Aquariums bildet. Dieser seltsam geformte, vierschrötige „Lump" gehört in die Familie der Scheibenbäuche (Discoboli) und ist trotz seines vampyrartigen Aussehens ein Fisch, der gleich dem Hecht, immer auf der Jagd nach Lebensmitteln begriffen ist, wenn er sich nicht dem süßen Nichtsthun ergiebt und an einen Felsen ansaugt, um wahrscheinlich in aller Ruhe zu verdauen. Das Merkwürdigste an dem Seehasen ist nämlich die durch Verwachsung der Bauchflossen gebildete Saugscheibe, ein Organ, welches nach Art der Schröpfköpfe wirkt. Die neuesten Forschungen haben festgestellt, daß eine Kraft von 37 Kilogramm erforderlich ist, um einen 10 Centimeter langen Seehasen von dem betreffenden Gegenstand loszureißen; selbst todte Fische sitzen so fest, daß sie nur schwer abzulösen sind. Die Bauart dieses eigenthümlichen Organs können die Leser unseres Blattes an dem jungen Seehasen betrachten, der sich auf unserem Bilde an die Glasscheibe des Beckens angesaugt hat. Der römische Naturforscher Plinius erzählt haarsträubende Schauergeschichten von dem Seehasen (Lepus marinus), der sich nach seiner Meinung an Schiffe ansaugt, um sie leck zu machen. Der Seehase bewohnt alle nördlichen Meere, namentlich die Nord- und Ostsee, wird aber wegen seines zähen Fleisches als Nahrungsmittel nicht sonderlich geschätzt. Er erreicht eine Länge von 60 Centimetern und eine Dicke von 16 Centimetern. Mit Liebreiz hat ihn die Natur nicht überschüttet, denn sein Rücken ist wie beim Kameel mit einem Höker ausgestattet und der runde Kopf mit den wulstigen Lippen, den stieren beweglichen Augen und dem weißumsäumten Nasenlöchern geben ihm ein unheimliches Aussehen, welches die wichtige Rolle, die er in den Zaubergeschichten der römischen Kaiserzeit spielte, rechtfertigt. Die mit knochigen Auswüchsen bewehrte Oberhaut ist dunkelbraun, die Bauchseite grünblau schattirt. Die eigenartige Saugscheibe theilt er mit dem Ansauger (Lepadogaster bimaculatus), der Seeschnecke (Liparis vulgaris) und dem Kopfsauger (Echeneis naucratus). Auch eine Polypenart, der Tintenfisch (Octopus vulgaris) genannt, besitzt die Fähigkeit, sich mit den an den Fangarmen befindlichen Saugwarzen an harte Gegenstände festzuschrauben.

Dr. M. T.

Steuerzahlung in Rahowitza. (Bild Seite 257.) Unser Bild führt uns in eines jener bulgarischen Nester, die durch die beispiellose Mißwirthschaft der Türken in einen Zustand gerathen sind, der sie unwürdig macht, den Namen europäisch zu führen, nach Rahowitza. Das Geschäft des beturbanten Aga mit den Augengläsern wird künftig der russische Quartalnik übernehmen, denn Steuern werden nach wie vor bezahlt und es kommt bei den „Neu-Russen" eine neue hinzu, die Blutsteuer, denn von der Rekrutirung waren die Bulgaren unter der türkischen Herrschaft wie alle christlichen Unterthanen des Sultans (Rajah) verschont. Das Sonderbarste ist, daß nach den Forschungen des Orientreisenden F. Kanitz die geschworenen Feinde der Türken, die Bulgaren, finnisch-ugrischen Ursprungs, folglich stammverwandt mit den Türken sind. Am 10. Februar 1879 hat Rußland definitiv Besitz von Bulgarien genommen, denn an diesem Tage hat es mit der Türkei einen „ewigen" Frieden geschlossen. Trotz alledem ist das Aufhören der türkischen Herrschaft, wenigstens in Europa, nur eine Frage der Zeit. Wird Rußland den Bewohnern seiner neuen Provinzen dasjenige geben, was sie ebenbürtig neben die Völker des Westens stellt, die Erziehung zur Kultur? Mit der Phrase von der Kulturmission Rußlands dürfen wir uns nicht länger am gesunden Menschenverstand versündigen, denn wo der Kosack die Grenzwacht hält, beginnt Asien. Aber auch bei den einheimischen Elementen sieht es mit der Erzieherrolle nicht besser aus. Weder Os-

manen, noch Albanesen, noch Bulgaren und Serben oder gar Montenegriner gewähren irgend welche Bürgschaften für Kultur. Nur zwei Völker der Balkanhalbinsel bieten sie in ausgiebiger Weise, Griechen und Rumänen, und diese beiden sind vor der Hand im europäischen Völkerkonzert zum Pausiren verurtheilt.

Bulgarien, welches die Türken Duna-Vilajet (Donau-Provinz) nennen, wird im Norden von der Donau, im Süden vom Balkan, im Westen von Serbien und im Osten vom Schwarzen Meere begränzt; auf seinem Areal von 1266 Quadratmeilen wohnen 1,617,418 Einwohner, deren größten Prozentsatz die slavisch redenden Bulgaren ausmachen. Das andere fast unqualifizirbare Konglomerat setzt sich aus Arabern, Tscherkessen, Tartaren, Zigeunern, Griechen und Juden zusammen. Der in primitivster Weise getriebene Ackerbau, Handel mit den Produkten des Landes und schüchterne Anfänge der Industrie ernähren diesen ungesiebten Völkerschutt, der in unterirdischen übelriechenden Löchern, Selo's genannt, haust. Die sieben größeren Städte des Landes: Tultscha, Rustschuk, Varna, Tirnowa, Widdin, Sophia und Nisch waren bis zu der russischen Occupation größtentheils von Türken bewohnt. Die Schicksale der Bulgaren sind mit Blut in das Buch der Geschichte eingetragen. Ihre Ahnen, ein asiatisches Nomadenvolk, das auf der Spur der Hunnen in die Donauländer im 7. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung einbrach, hatten die Ureinwohner des Landes, die Mösier, überwunden und vertilgt. Gleiches Loos bereiteten sie den Avaren und ertrotzten mit dem Schwert in der Hand sogar von dem griechischen Kaiser Konstantin dem Vierten einen jährlichen Tribut. Die ihnen im Jahre 762 von Konstantin V. beigebrachte Niederlage erhöhte nur ihre Spannkraft und so erschien ihr Chan Krum sengend und mordend 814 vor Konstantinopel; nur sein Tod rettete die Kaiserstadt am Bosporus vo. Plünderung. Sein Nachfolger Boris ließ sich 864 taufen und begann sein Christenthum mit der Niedermetzlung des heidnischen Adels. Schon im Jahre 968 machte sich der russische Großfürst Swjätoslaw zum Herrn von Bulgarien, wurde aber nach 4 Jahren von den Griechen vertrieben, welche dauernd das Land besetzten. Unter dem Schutze des Papstes Innocenz III. wurde ein bulgarisch-wallachisches Königreich aufgerichtet, welches sich mit den Tartaren und Ungarn herumschlug, bis ihm Sultan Murad I. im Jahre 1389 auf dem Amselfeld (Kosowo) ein blutiges Ende bereitete. Das fast fünfhundertjährige Martyrium berechtigt die Bulgaren zu einem besseren Schicksal als ihnen unter der russischen Vormundschaft winkt.

Das in Verfall gerathene fruchtbare Land zwischen der Donau und dem Balkan war im Lauf der Zeiten fast so unbekannt geworden, wie das Innere von Afrika und es ist kein geringes Verdienst des Schriftstellers F. Kanitz, dasselbe in den Jahren 1860—76 gewissermaßen neu entdeckt zu haben. Seine von ihm oft erst geschaffenen Benennungen der Balkanübergänge haben während des letzten Krieges offizielle Anerkennung gefunden, und wer sich über die Verhältnisse des in letzter Zeit oft genannten Landes unterrichten will, dem sei Kanitz' Buch „Donau-Bulgarien und der Balkan", dem unser Bild entnommen ist, empfohlen.

Werden die fast unerschöpflichen Naturschätze Bulgariens den Siegern nutzbar werden? In den alten Heldensagen, wir erinnern an die Argonautenfahrt und an den trojanischen Krieg, wird wohl das angestrebte Ziel um den Preis langer Kämpfe und vielfacher List erreicht, die Sieger selber aber werden von rächenden Göttern verfolgt, sind harten Prüfungen ausgesetzt und haben auch schweres Unglück zu tragen. Die Orientkrise hat einen Verlauf genommen, der an die erwähnten Eigenthümlichkeiten des alten Epos erinnert. Hinter den siegreichen Russen schleicht mit Gespensterschritten der furchtbarste Feind der Menschheit — die Pest.

Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Dresden. Heinrich Sch. Vom Rhabarber gilt dasselbe, was vom Gebrauch von Abführmitteln überhaupt: ihr dauernder Gebrauch ist immer von Nachtheil, während eine vorübergehende Anwendung bei Stuhlverstopfung von Nutzen sein kann. Kein vernünftiger Arzt sucht Stuhlverstopfungen, die ihren häufigsten Grund in chronischen Darmkatarrhen haben, durch den konsequenten Gebrauch von derartigen Mitteln zu heilen, sondern er erforscht vorsichtig alle Fehler in der Lebensweise des Kranken und regelt die Diät, wodurch allein sehr oft schon die Heilung zu stande kommt. Im allgemeinen paßt ein vegetabilisches Abführmittel, wie Rhabarber, Aloe, Ricinusöl u. dgl. nur bei Abwesenheit von Magensäure, während beim Vorhandensein der letzteren, also bei saurem oder bitterem Aufstoßen und Erbrechen, besser ein salziges Abführmittel verwandt wird, z. B. Glauber- oder Bittersalz. Daß die Stuhlverstopfung bei älteren Leuten durch kühle Klystiere oft dauernd gehoben wird, sei beiläufig bemerkt.

F. in Hessen-Darmstadt. M. M. Wir haben Ihren Brief deshalb nicht beantwortet, weil es spezifische Mittel gegen Keuchhusten nicht gibt, es sei denn das von Paul Niemeyer empfohlene Mittel: tags und nachts durch Offenstehenlassen der Fenster für frische Luft im Krankenzimmer zu sorgen und das Aufwirbeln von Staub in demselben zu vermeiden. Daß der Niemeyer'sche Rath sich in einzelnen Fällen bewährt, haben wir selbst erfahren; und wem wäre andrerseits nicht bekannt, daß der Keuchhusten sich oftmals schnell bessert, wenn man die Stadtkinder auf's Land, also in die frische Luft bringt? Im allgemeinen erfordert jedoch jedes Stadium des Keuchhustens, namentlich wenn sich Komplikationen zu demselben gesellen, eine andersartige, von ärztlicher Hand geleitete Behandlung. Uns sind kleine Gaben Bromkalium — à 0,1 — immer am vortheilhaftesten erschienen, wenn Komplikationen fehlten und keine übermäßige Schleimanhäufung in den Luftröhrenästen bestand.

Hamburg. E. M. Warzen betupft man mit rauchender Salpetersäure oder mit doppeltchromsaurem Kali. Dieselben verschwinden durch wiederholte Aetzungen mit einem dieser Mittel. Der sonstige Inhalt des Briefes von Hrn. E. M. läßt sich nicht beantworten, ebensowenig wie die Zuschriften von A. B. in Neumünster, B. A. in Meerane und P. M. in Berlin.

Dr. Meierstein.

Redaktions-Korrespondenz.

K. bei Chemnitz. F. Kl. Die von Ihnen erfundene „Geheimschrift" hat sehr viele Fehler; z. B., daß die unzusammenhängend und steif nebeneinanderstehenden Zeichen trotz aller „Einfachheit" äußerst schreibunbequem sind, ferner, daß sie jeder einigermaßen gewandte Dechiffreur, d. i. ein Mensch, der die Kunst des Uebertragens von Chiffreschriften kennt, spielendleicht entziffert, — wie das allen Geheimschriften ergeht, welche für die einzelnen Buchstaben bestimmte, nicht nach einem gewissen, nur den Korrespondirenden bekannten Systeme wechselnde Zeichen setzen. Uebrigens sind Geheimschriften im gewöhnlichen Leben als Spielereien zu betrachten, auf die man am besten verzichtet. Für Ihre Mittheilung bezüglich des Artikels „Eine Landplage" frdl. Dank. Ihre Bemerkung dazu zeigt, daß Sie unsere Fähigkeiten ein klein wenig überschätzen: allwissend und allgegenwärtig sind wir nämlich nicht.

Salzburg. Schriftsteller E. D. Romane oder größere Novellen, an deren Veröffentlichung vor Beginn des nächsten Jahrgangs u. Bl. der Verfasser ein Interesse hat, bitten wir uns nicht einzusenden, da wir bis dahin mit allem derartigen zur genüge versehen sind. Dagegen nehmen wir kleinere Novellen und Erzählungen, die zwei bis höchstens zehn Spalten der „N. W." lang sind, gern zur Prüfung entgegen.

Altona. Th. F. Zu spät! Gewiß können Sie an Hrn. Dr. Meierstein die Bitte richten, Ihnen gegen irgendein Uebel „ein Rezept zu schreiben". Ob er es in Ihrem Falle thun wird, hängt hauptsächlich von der Beschaffenheit des Uebels ab. Daß übrigens Hr. Dr. M. weit davon entfernt ist, ein Rezeptwüthrich zu sein, werden Sie ja wohl aus dem Aerztl. Briefk. bereits ersehen haben.

Berlin. Novellist Max Kr. Ein zureichender Grund zur Ablehnung der von Ihnen eingesandten Arbeiten ist in der obigen Korrespondenznotiz unter Salzburg ausgesprochen. Außerdem sei hinzugefügt, daß z. B. die „Erzählung aus dem sozialen Leben", betitelt: „Sein Weib", keineswegs im Geiste der „N. W." gehalten ist. Die schöne Literatur hat nicht die Aufgabe, durch Schilderung der Nachtseiten des sozialen Lebens Entsetzen oder gar Ekel zu erregen — gleichviel, ob solchem Entsetzen, solchem Ekel eine heilsame Wirkung zugesprochen werden könnte oder nicht —, sie soll ästhetisch erziehen, und von diesem Ziele ist „Sein Weib" himmelweit entfernt, obgleich ihm eine gewisse Geschicklichkeit der Mache, ein Talent à la Siegmay etwa, nicht abgesprochen werden soll, das in den ungesunden Sphären moderner Sensationsnovellistik die Genossen scheffelweise finden kann. Es soll uns freuen, wenn wir Sie dereinst auf Wegen finden, welche mit der Bahn der „N. W." nach dem oben angedeuteten Ziele hin konvergiren. — O. N. Vom Jahrgang 78 kann nichts mehr geliefert werden. — Alfr. Sch. Auf Ihre Frage: „Können Sie eine Melodie in Musik setzen, wenn ich sie Ihnen vorsinge?", können wir zu unserer Betrübniß nur antworten: Dem Himmel sei's geklagt, nein, dazu ist die Redaktion der „Neuen Welt" gänzlich unfähig. Aber wäre es nicht viel einfacher, wenn Sie in Berlin eine musikkundige Menschenseele aufzugabeln suchten, statt eine Reise nach Leipzig zu riskiren, blos um auf der Redaktion der „N. W." ein Lied zum besten zu geben? — Ihre Gedichte zeigen eine nicht gewöhnliche Wortgewandtheit, die aber der Herrschaft eines recht gedankenklaren Geistes unterthan sein müßte, um etwas wirklich Gutes zu leisten. — R. Sch. Ihr Silbenräthsel ist in der Komposition viel zu einfach, in der Lösung interesselos. — Tapezierer R. K. Den Fehler der allzugroßen Einfachheit theilt Ihr Logogryph nicht, — er wäre verwendbar, wenn seine Auflösung nicht Heine'schen Weltschmerz athmete, den wir in der „Neuen Welt" nicht brauchen können. Senden Sie uns bald etwas andres dergleichen!

Ried (Oberösterreich). F. L. Wollten Sie nicht „Photographien und Schilderungen schöner Gegenden Oberösterreichs" einsenden?

Apolda. P. A., **Bern.** Z—, **Königsberg.** J. W., D. bei Magdeburg. C. H. Das Fleisch war willig, der Geist — schwach. — Lassen Sie Sich das aber nicht betrüben und drücken Sie künftig Ihre vernünftigen prosaischen Gedanken vernünftig prosaisch aus.

Friedberg. H. F. Erhalten Sie die „N. W." nun regelmäßig?

Mainz. J. L. Es ist entschieden anerkennenswerth, daß Sie so den Ihnen unbekannten Dingen auf den Grund zu kommen suchen; doch ist Papst Gregor XIII. schon 300 Jahre vor Ihnen auf denselben Gedanken gekommen! Sie haben nämlich das eine Wesentliche bei Ihrer Probe auf die Richtigkeit unserer Zeitrechnung nicht gewußt, daß der gregorianische Kalender sich grade dadurch von dem julianischen zu seinem Vortheil unterscheidet, daß er nicht alle vier Jahre ein Schaltjahr eintreten, sondern im Laufe von je 400 Jahren drei Schaltjahre ausfallen läßt, und zwar diejenigen Säkularjahre, bei denen die Zahlen der Hunderte nicht durch 4 theilbar sind. So war z. B. weder das Jahr 1700, noch 1800 ein Schaltjahr und 1900 wird es auch nicht sein. Die Thatsache, daß wir auch bei der gregorianischen Zeitrechnung noch alle 3600 Jahre einen Tag einschustern, wird Sie hoffentlich ebensowenig geniren, als uns.

Zürich. Stud. R. K. Senden Sie uns das jenen von Ihnen so hoch gepriesenen Naturarzt K. v. B. angehende Material, welches Sie uns zur Verfügung stellen wollten, gefälligst ein!

Hamburg. W. L. Sie werden in nächster Nummer sehen, daß wir Sie nicht vergessen haben. Lassen Sie recht bald mehr von sich hören!

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 15. Februar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 23. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Der General schritt in diesem Augenblick mit seiner Suite über die wenigen Stufen, die da herauf führten. Er hatte seine Galauniform angelegt mit allen Orden; sein Aussehen und seine Haltung waren sehr martialisch, was nicht hinderte, daß er ganz übermäßig schnaubte. Er begrüßte die Damen in militärischer Weise, und sich hierauf an Ewald wendend, rief er in triumphirendem Tone: „Siehst du, was ich immer gesagt, die Zeitungen bestätigen es: das ganze Land ist voll Begeisterung für den Krieg!" Er schlug mit dem Säbel gegen den Boden und fuhr dann einigermaßen pathetisch fort: „Das Schwert ist gesegnet, das die Sendung hat, ein Wiederhersteller der Ordnung in unserm Oesterreich zu sein!" Er warf sich neben der Gräfin auf einen Stuhl, er war wohl etwas zu rasch gegangen, denn er pustete stark, aber er war zu erregt, um sich in Ruhe auszuschnaufen. „Jetzt wird auch im Volke der ächt militärische Geist wieder erwachen," fuhr er fort, „der leider bei uns nicht gehörig gepflegt worden ist, aber jetzt wird es endlich erkennen, daß sein Heil in unseren Händen liegt, in den Händen seiner glorreichen Armee." Frohlockend über diesen schönen Ausspruch sah er im Kreise umher, und sein Auge ruhte etwas länger auf Hans, gleichsam als wollte er ausspähen, ob sich der jetzt noch unterfinge, anderer Meinung zu sein. Er drehte dabei seinen Schnurrbart in die Höhe und schlug sich mit der andern Hand auf die Brust, wo er unter seinen Rock die Zeitungen gesteckt hatte. „Die Journale sind sehr kriegerisch, alle, sie schildern genau die Stimmung des Landes."

„Aeußerst kriegerisch," bestätigte der Hauptmann, der in graziös-nonchalanter Haltung vor den Damen stehengeblieben war, und mit der Gräfin einige Worte gewechselt hatte.

„Um so unangenehmer hat es mich berührt, in diesem Werbebezirk nur Unfreiwillige zu finden," versetzte der Oberstlieutenant. „Ich versichere Sie, Herr General, die Kerle wehrten sich, soviel sie konnten; im allgemeinen habe ich eine der Assentirung ungünstige Stimmung angetroffen."

„Es ist mir das sehr empfindlich," grollte der General mit einem sich plötzlich verfinsternden Gesichte; „sehr empfindlich, ich versichere Sie, Herr Oberstlieutenant, daß ein solches Vorkommniß hier, wo mein Gut liegt, sich ereignet, gewissermaßen also unter meiner Herrschaft. Aber das muß anders werden; ich hoffe, durch meine militärische Autorität, durch das Beispiel, das ich mit meinen Söhnen gebe, auf die Massen einzuwirken."

„Ich habe sogar völlig illoyale Ansichten vernommen," fuhr der Oberstlieutenant fort.

„Oho!" machte der General indignirt. „Die will ich ihnen vertreiben." Und dann, sich in die Brust werfend: „Es kommt alles darauf an, das patriotische Gefühl unter den Leuten zu wecken; ich bin überzeugt, sobald ich mich unter den Rekruten zeige, bricht der Enthusiasmus los."

„Thun Sie das, mein General," ermunterte der Hauptmann, „der Geist eines einzelnen vermag vieles; Sie genießen als Gutsherr und Militär überdies einer doppelten Autorität; halten Sie eine kleine Ansprache, Sie werden den ersten Funken militärischen Ehrgefühls unter diese Leute werfen."

Der General schüttelte und räusperte sich. „Ich will es thun, mein lieber Hauptmann; „man bleibt eben Soldat mit Leib und Seele, wenn man auch nicht mehr im Dienste ist; man versucht, das moralische Element zu heben, wie und wo es eben möglich ist."

„Eine wahrhaft patriotische Gesinnung, verehrter Herr General," pflichtete der Oberstlieutenant bei. „Alle diese Bursche kommen jetzt ohne genügende Abrichtung in Kriegsdienste, es wäre sehr gut, wenn man ihnen gleich von vornherein klar machte, daß sie von nun an einem besonderen Stande angehören, und, solange sie die Uniform Seiner Apostolischen Majestät tragen, nichts mehr mit den Civilisten gemein haben; kurz, wenn man militärischen Geist und zugleich den Korpsgeist in ihnen erweckte."

„Ich will es thun," sagte der General, und abermals stieß er seinen Säbel gegen den Boden; „geben Sie acht, meine Herren, ich will diesen Geist mit einigen wenigen, aber zündenden Worten in ihnen erwecken; ich will unter sie treten, ja, unter sie, und Sie werden mich begleiten."

„Die Herren wollen also quasi eine kleine Musterung halten?" bemerkte die Gräfin, die sich für dieses Vorhaben sogleich zu interessiren begann.

„Musterung," wiederholte der General, „ein sehr gutes Wort, meine liebe Gräfin" (der General liebte es, seiner Schwägerin ihren Titel zu geben), „ein ächt militärisches Wort, wie ich dir mit Vergnügen konstatire."

„Sollen wir euch nicht begleiten?" fragte die Gräfin animirt und, wie es schien, zu einem kleinen, belustigenden Experiment nicht übel aufgelegt. „Da du doch in deiner Eigenschaft als Schloßherr aufzutreten gedenkst, so wäre es nicht übel, wenn du eine Schloßfrau mitbrächtest, hm? Johanna ist für dergleichen nicht zu verwenden, aber du kannst mich als ihre Stellvertreterin acceptiren."

Dieser lustige Vorschlag wurde von allen Seiten mit Akkla-

mation begrüßt und Valerie natürlich sogleich mit aufgefordert, sich anzuschließen. Wie gelegen kam dies für ihre Wünsche! — Stefan war ohne Zweifel da drüben, unter seinen Kameraden; es war ihr dadurch möglich, ihn wiederzusehen, vielleicht sogar zu sprechen. Was erhofft ein liebendes Herz nicht alles von einem glücklichen Zufall!

Der General machte eine chevalereske Verbeugung vor der Gräfin. „Es ist dies eine ächt ritterliche Sitte,“ meinte er, ihren Arm in den seinen ziehend, „und wenn wir mit unseren Damen erscheinen, so dürfte das die Begeisterung dieser braven Jungen noch um ein Bedeutendes vermehren. Herr Hauptmann, Sie geben Ihrer Tochter den Arm, wir gehen sogleich.“

In der That, der General schien fast ungeduldig, in seiner doppelten Eigenschaft als Gutsherr und hoher Militär sich präsentiren zu können, es war das erstemal, daß er hier, sozusagen öffentlich auftrat. Die Gesellschaft schritt über die wildverwachsenen Wege des Parkes dem Ausgange zu. Es war hier ein kleines Pförtchen, das auf die Gemeindewiese führte. Als man daselbst angekommen, winkte der General seinen Sohn Hans zu sich.

„Du begreifst doch,“ sagte er leise, „man kann die Leute nicht so überraschen; avisire den Bürgermeister von unserem Erscheinen, er soll die Sache gehörig in Szene setzen; ich hoffe, er wird die Ehre zu würdigen wissen, die ich ihm und dem ganzen Bezirke hiermit anthue. Er soll die Leute formiren und einige der Honoratioren instruiren, damit der Empfang ein solenner, ein stürmischer wird, — du verstehst mich doch? Eile voraus.“

Hans that, wie ihm befohlen; er schritt rasch über die Wiese dahin und er hatte bald einen bedeutenden Vorsprung. Als er der Straße sich näherte, die zwischen der Wiese und dem Gasthausgarten lag, mußte er unter einer Gruppe großer Linden, die am Wiesenrande standen, einen oder mehrere Bekannte entdeckt haben. Er grüßte vertraulich hinüber, aber er hielt sich nicht auf, er sprang über die Straße und betrat den freien Platz vor dem Gasthause. Dort, zunächst der Tribüne, auf der die Musikanten Platz genommen hatten, waren an einem langen Tisch die Honoratioren, den Bürgermeister Herrn Säuerling an der Spitze, versammelt; Hans setzte sich zu ihnen und entledigte sich seines Auftrages in bester Form. Sie klappten ihre Bierkrüge zu und rissen dafür Augen und Mäuler auf. Als Hans geendet, schnellten sie sämmtlich in die Höhe, man konnte sie einige Augenblicke wie Ertrinkende mit den Armen hin und her gestikuliren sehen, dabei sprachen sie alle auf einmal, und deshalb, und auch wegen des Trompetengeschmetters, verstand keiner den andern. Der Bürgermeister, seine ergänzende Mimik endlich beiseite lassend, begann zu brüllen: „Die Musik soll das Maul halten! Aussetzen, aussetzen!“ Aber die Bläser ließen sich nicht irremachen, sondern schmetterten ihre dreiviertel Takte unbarmherzig weiter.

„Ich werde ihnen das Handwerk legen!“ schrie der Adjunkt dem Bürgermeister zu, sich der hohlen Hand als Sprachrohr bedienend, indeß die übrigen gleichzeitig andere Vorschläge thaten.

„Legen Sie, legen Sie!“ schrie Herr Säuerling zurück. „Aber nicht ganz; sobald seine Exzellenz erscheint, sollen sie allesammt einen Tusch von sich geben, ich werde Ihnen mit meiner rechten Hand das Signal geben.“

„Ich werde die Rekruten zusammenrufen,“ rief ein anderer.

„Jeder einzeln Verstreute ist zu sammeln, aber ohne sein Mädchen!“ schrie der Bürgermeister wieder zurück. „Die Weibsbilder müssen auf die Seite geschafft werden, — laßt sie verschwinden, wir brauchen Platz. Herr Vici, das Uebrige besorgen Sie.“ Der Vicebürgermeister nickte, die Funktionäre stoben auseinander. „Ich muß jetzt schleunigst Sei— Exzellenz entgegen. Mein Hut — Sakra — wo ist denn mein Hut? Mit was soll ich denn Exzellenz begrüßen? Herrgott, die Musik! Jetzt verstummt sie, grade, wo wir sie brauchen — die Esel! Da nahen sie, die Exzellenz, mit Damen. Aufspielen — einen Tusch — Höllenelement — mein Hut — mein Kopf —!“

Der General hatte mit den Damen und den übrigen Offizieren den Wiesenplatz, der zum Wirthshause gehörte, betreten. Der Bürgermeister stürzte ihnen entgegen, ohne Hut und ohne Kopf; er bewillkommnete alle, einen nach dem andern, und den General doppelt, und geleitete hierauf die Gesellschaft unter beständigen Bücklingen nach dem Tanzplatze. Dort war der größte Theil der anwesenden Rekruten bereits aufgestellt; die Burschen standen da, die Hände in den Hosentaschen und neugierig um sich glotzend, die einen lachten, die andern machten ein ängstliches Gesicht, keiner wußte, um was es sich handle. Der Bürgermeister hatte schon einige Zeit seinen rechten Arm und seine mit dem blauen Sacktuch bewaffnete Hand, gleich einer Signalstange in die Höhe gehalten, ohne daß es bemerkt worden wäre. „Tuschen!“ brüllte er jetzt, da er sich nicht anders mehr zu helfen wußte.

Ein gräulich falsches Durcheinander von Tönen entströmte den erschreckten Trompeterlippen. Die Gräfin fing laut zu lachen an und hielt sich dabei die Ohren zu, aber ein strenger, mißbilligender Blick des Generals bedeutete ihr, daß er die Sache ernst und würdevoll aufgefaßt wissen wolle. Sie biß sich auf die Lippen und fügte sich. Der General schritt mit ihr die doppelte Reihe der Rekruten entlang, die der „Vici“ noch immer zu formiren bemüht war. Langsam und musternd besah er die Bursche, die die Köpfe vorstreckten und ihn anstarrten.

„Salutiren — Hundsfötter!“ kommandirte der Bürgermeister, dem der Schweiß gleich Bächen über die Stirne rann.

Die meisten wußten, wie dies zu machen sei, und sie thaten es stolz, den übrigen dadurch ihre überlegene Bildung kundgebend. Diese ahmten es nach, so gut sie konnten. Der General blieb stehen und legte zwei Finger seiner rechten Hand an seine Kappe, dann trat er genau sechs Schritte zurück, und in strammer Haltung, die Brust aufblasend, den runden Bauch soviel wie möglich einziehend, den Kopf grade, überflog sein Adlerblick nun die noch immer anwachsenden Reihen. Die Rekruten verharrten in ihrer salutirenden Stellung. Eine feierliche Pause folgte.

„Kinder,“ begann dann der General mit schnarrender Stimme, „ich bin zufrieden!“ Es folgte wieder eine Pause. Der General wußte nicht recht, wie er seine Anrede einleiten sollte; endlich hatte er es gefunden, er begann: „Kinder! Ihr habt heute einen feierlichen Eid geschworen, ihr habt Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Kaiser Franz Josef Gehorsam und Treue geschworen. Ihr seid jetzt Soldaten, ihr seid seine Krieger! Aber Kaiser und Vaterland bedürfen tüchtiger Soldaten, tapferer Krieger. Ihr müßt diesen glorreichen Beinamen daher erstreben und zu verdienen suchen. Ihr müßt dies thun, denn Feigheit ist ein Verbrechen! Insubordination ist auch ein Verbrechen! Ihr müßt daher gehorchen lernen. Jede Widersetzlichkeit ist ein Verbrechen, ein Verstoß gegen die Pünktlichkeit ist aber eine Todsünde, und nun erst —“ Er hielt inne, er hatte sich in ein Thema militärischer Verbrechen verrannt, das ihn jedenfalls zu weit führen würde. Er lenkte also ein: „Ihr werdet bald in feindliche Gelegenheiten kommen. Ein großer Krieg ist ausgebrochen, der Oesterreichs ruhmvolle Armee mit neuem Ruhm bedecken wird. Ihr zählt noch zu den Unwissenden in der Kunst des Krieges, zu den Ungeübten, aber der wahre Geist der Waffe wird sich euch auf dem Schlachtfelde schon offenbaren; aber schon jetzt soll und muß der militärische Geist in euch erwachen. Es ist ein Geist der Ehre, ein stolzer Geist, der euch vor andern auszeichnet und euch über das Civile erhebt. Pflegt ihn und nährt ihn, diesen Geist, diesen ächten Geist, diesen wahren und ächten Soldatengeist — der Geist — dem Geiste —“ Es fing ihm plötzlich an unheimlich zu werden bei diesen Geistern, die er heraufbeschworen. Es kam ihm fast so vor, als wäre er nicht zum Redner geboren, aber unmöglich konnte er jetzt abbrechen, er mußte einen Uebergang finden und er mußte einen Schlußeffekt haben. Er griff, wie nach einem Rettungsanker, nach den Zeitungen, die er nachmittags erhalten und zu sich gesteckt; sie aus seiner Brusttasche nehmend, sagte er mit einer Art gemüthlichen Polterns: „Kinder, da habt ihr nun meine Stimme gehört, die Stimme eines alten, wackeren Haudegens,“ — er schlug sich auf die Brust — „eines für sein Vaterland ergrauten Kriegers! Nun hört aber auch die Stimme des Landes, vernehmt die Begeisterung, die dieser Krieg in allen Kreisen, in allen Schichten der Bevölkerung wachgerufen hat, und nachdem ihr das gehört, nachdem ihr gehört, wie selbst der einfache Bürgersmann darüber denkt, dann werden eure jungen, kräftigen Soldatenherzen höher schlagen, und es wird euch dann mit Stolz erfüllen, zu den Auserwählten zu zählen, die berufen sind, für eine heilige Sache das Schwert zu ziehen, und ihr werdet ein kräftiges Hoch ausbringen auf unsern obersten Kriegsherrn und Kaiser Franz Josef!“

Der General hatte die letzten Worte mit noch erhöhter Stimme gesprochen, er hob die Hand und den Kopf und verharrte in dieser Attitüde. Er hatte mit Sicherheit schon jetzt ein ausbrechendes Hoch erwartet, aber die einfältigen Burschen schwiegen, und der Bürgermeister, der, wie im Theater die Claqueurs, zuerst hätte beginnen sollen, war soeben damit beschäftigt, Sitze für die Damen knapp unter der Musikertribüne aufstellen zu lassen, und er führte sie nun dahin. Sie folgten willig, der Gräfin erschien der Vorgang zu absonderlich, als daß er sie nicht be-

lustigt hätte, und Valerie hatte schon vorher ihre Augen nach dieser Seite gewendet, denn hier, nahe der Tribüne, befand sich Stefan. Im Wirthshause traf sie ihn, unter dem Bauernpöbel, ein Rekrut unter den Rekruten; es war dies für eine Hauptmannstochter eine harte Prüfung, aber ihre Liebe überwand sie. Als sie jetzt neben der Gräfin Platz genommen und bemerkt hatte, wie Stefan sogleich näher getreten war, sodaß er fast unmittelbar neben ihr stand, faßte sie den kühnen Gedanken, durch ein rasch gegen ihn gesprochenes Wort, durch ein begleitendes Zeichen ihm kund zu geben, daß sie ihn, ehe er scheide, noch einmal sprechen wolle und zwar an demselben Orte, wo sie sich zuletzt gesehen und wo er ihr seine Liebe gestanden hatte. Der General hatte indeß die Zeitung auseinander gefaltet; es war ein wiener Blatt, die „Presse" vom heutigen Tage, dem siebzehnten Juni. Er räusperte sich und begann hierauf den Leitartikel daraus vorzulesen: „Seit der glorreichen, denkwürdigen Zeit der deutschen Befreiungskriege hat die Welt keinen Kampf gesehen, welchen unser Volk mit so einmüthigem Sinn **begehrt** hätte, wie den jetzt ausbrechenden. Es bedarf für niemanden in Oesterreich mehr eines Beweises und einer Ausführung, daß nach der Handlungsweise der Preußen der Friede nur durch Preisgebung unserer Ehre, unserer Macht, unserer Zukunft und des guten Rechts erhalten werden konnte. Darum wünscht kein ehrlicher Mann in Oesterreich den Frieden." Der General machte eine Kunstpause. Alle Zuhörer — es hatten sich außer den Rekruten alle am Platz Befindlichen herbeigedrängt — sahen verdutzt aus. Jeder gestand sich insgeheim, daß er selbst nicht zu den Ehrlichen gehört hätte, aber er hütete sich wohl, etwas davon merken zu lassen. „Der Krieg ist nicht allein willkommen," fuhr der General mit triumphirender Stimme fort, „seit den Ereignissen in Holstein ist mit Inbrunst **gebetet worden**, daß er ausbrechen möge." Viele der Anwesenden falteten rasch die Hände. „Noch acht Tage des Friedens würden die friedlichsten Gemüther in einen Zustand versetzt haben —"

„Wahr ist's!" — „Freilich!" — „Ganz g'wiß!" erscholl es rundherum.

Der General blickte wie ein Sieger um sich. Aha, das wirkt, dachte er, das träge, furchtsame Volk regt sich endlich. Er fuhr im Lesen fort: „Wir wissen nicht, was im Schoße der Zukunft ruht und ob der Himmel uns den Sieg beschieden, aber das wissen wir, daß der männliche und ritterliche Sinn unseres edlen Volks, und der noch männlichere und ritterlichere Sinn unserer edlen Armee" — dies fügte der General aus eigenem Antriebe hinzu, denn es verdroß ihn und er empfand es wie eine Beleidigung, daß in dem Artikel das dumme Gesindel der Zeitungsschreiber das Volk als ritterlich hinstellte und der Armee nicht besonders gedachte, — „nicht die Beschimpfung dulden will, welche schlimme Feinde gewagt haben uns zuzufügen, und daß es das Schwert ziehen muß, um hierfür schreckliche Rache zu nehmen." Seine Stimme war drohend geworden, der Ausdruck seines Gesichts grimmig; ein leichter Hustenanfall hinderte ihn, fortzufahren, aber er war jetzt auf einem Höhepunkte angelangt; er sah die erregten Mienen seiner Zuhörer, er durfte sie nicht ernüchtern lassen; noch hustend, rief er dem neben ihm stehenden Bürgermeister zu: „Die Volkshymne, schnell, lassen Sie einfallen!"

Der Bürgermeister rannte, wie von der Tarantel gestochen, gegen die Tribüne. „Das ‚Gott erhalte', augenblicklich!"

Die Musikanten setzten an und stimmten einen ohrenzerreißenden Akkord an. Die Gräfin, die darauf nicht gefaßt war, erhob sich, diesmal wirklich erschreckt, sie flüchtete gegen Hans, der unweit von ihr stand, und rief: „Um Gotteswillen, führe mich fort, das ist doch zu arg, ich habe genug."

Valerie ersah den günstigen Moment; gleichsam in der Verwirrung kam sie dicht an Stefan heran und flüsterte ihm zu: „Ich muß Sie noch sprechen, ehe Sie fortziehen."

„Dann muß es diesen Abend noch sein oder diese Nacht," antwortete er ebenso hastig und ebenso leise.

Sie war im Begriff, zu antworten, als sie Ewald auf sich zueilen sah. „Die Gräfin flüchtet sich von hier, kommen Sie, mein Fräulein." Er reichte ihr seinen Arm und führte sie fort. Sie gingen hinter der Gräfin her, Valerie innerlich völlig trostlos, daß sie nicht rasch genug gewesen, daß zwischen ihr und Stefan nun doch nichts verabredet worden.

Der General, der Oberstlieutenant und der Hauptmann blieben zurück. Der General hatte bemerkt, welchen Eindruck seine Rede hervorgebracht hatte, er war in seinem Element und er gedachte noch eindringlicher auf die Leute zu wirken und zugleich seine Beliebtheit zu befestigen, indem er ein Faß Bier auf seine Kosten heraufbringen und sogleich ausschenken ließ. Die Hochs, die nun auf den General ausgebracht wurden, waren unzählig. Hans aber führte seine Tante durch die Menge hindurch über die Straße hinüber und auf die Wiese. Er mochte ein bestimmtes Ziel im Auge haben, denn er steuerte grade auf die eine Baumgruppe zu, nach der er vorhin gegrüßt hatte. Es wuchs hier niedriges Gesträuch und zwei alte Linden standen hier, deren dicke Stämme fast aneinander stießen; hinter denselben geborgen, der Wiese zugewendet, befanden sich ein Tisch und Bänke rund um diesen herum. Hans deutete darauf hin.

„Wenn du vielleicht einen Augenblick hier ruhen willst, Tante," sagte er, „es ist dies ein hübscher Platz, schattig, kühl, und der Lärm aus dem Wirthshause dringt kaum herüber."

„Ja, ich will hier ausruhen," versetzte die Gräfin. „Wir haben das Davonlaufen etwas gar zu ernst genommen; ich bin athemlos."

Sie waren nahe an die Bäume herangekommen und Valerie und Ewald hatten sie fast erreicht. Da tauchte ein großer Kopf hinter dem Stamme hervor und nickte ihnen zu.

„Mein Onkel!" rief Valerie hoch erfreut.

„Professor Wüst!" kam es im Tone der Ueberraschung von den Lippen der Gräfin.

„Sehr erfreut, Sie zu sehen." Der Kopf verschwand wieder hinter dem Stamme, im nächsten Augenblick aber kam schon die ganze Gestalt des kleinen Professors hinter demselben hervor. „Wenn Sie mir vielleicht auf einen Augenblick Gesellschaft leisten wollen, meine Damen —"

Er kam nicht weiter. Valerie war auf ihn zugestürzt und hatte ihn so fest umarmt und an sich gedrückt, als ob sie ihn nimmer lassen wollte. „Wir bleiben hier, nicht wahr, Frau Gräfin? Ich bitte darum, ich habe meinen guten, lieben Onkel so lange nicht gesehen."

„Gewiß, liebe Valerie," sagte die Gräfin lächelnd, „ich bin nicht grausam genug, um dieses stürmische Wiederfinden sogleich zu unterbrechen." Sie schritt über die weithin sich verlaufenden Wurzeln hinweg und nahm auf der Bank Platz, welche unmittelbar gegen die Baumstämme sich lehnte. Der Professor setzte sich neben sie, Valerie ihm gegenüber.

Jetzt erst konnte man bemerken, daß sich's der Professor hier ziemlich behaglich gemacht. Ein nicht allzugroßer steinerner Krug stand auf dem Tische, gefüllt mit Bier, und um ihn herum drei Krügelchen, ein Zeichen, daß der Professor Gesellschaft gehabt; Valerie wußte wohl, welche. Auch ein Körbchen mit Brot fand sich hier, und daneben lag ein Stück Kreide, womit der Professor die Anzahl der Krüge, die er sich von da drüben herüber bringen ließ, markirte. Eine brennende Cigarre hatte er, als er vorhin aufstand, hier niedergelegt, und er nahm sie nun wieder auf und rauchte weiter. Hans hatte sich jetzt ebenfalls gesetzt, nur Ewald blieb vor den Damen stehen und blickte mit einem verdrießlichen Gesicht um sich.

„Ich hatte es für Scherz gehalten, daß du dich hier niederlassen würdest," sagte er in einem unzufriedenen Tone zu seiner Tante; „nun sehe ich, daß du Ernst machst. Wie lange gedenkst du hier zu verweilen?"

„Nun, ich denke, solange bis der General und Hauptmann Tiefenbach drüben fertig sind und hierher kommen uns abzuholen, es dürfte nicht allzulange dauern. Gehe zu ihnen, Ewald, sage deinem Vater, wo wir uns befinden, es dürfte ihm unlieb sein, daß wir uns so plötzlich entfernt haben, ohne ihn davon zu verständigen."

Ewald verbeugte sich stumm; er warf noch einen weiteren tief mißvergnügten Blick auf Valerie und entfernte sich hierauf mit raschen Schritten.

Valerie athmete wie befreit auf. Der Professor fragte, ob den Damen nicht irgend eine Erfrischung gefällig sei; er winkte zugleich einen kleinen Jungen heran, der sich unweit von ihnen im Grase wälzte, und den er sich wohl zum Ganymed eigens hier aufgedungen hatte. Der kleine Bursche kam, aber die Damen lehnten dankend ab. Hans jedoch hielt eines der Krügelchen hin und ließ sich einschenken; er habe Durst, meinte er. Hans verstand es einmal ganz und garnicht, sich interessant zu machen. Er war ein doch nichts weniger als glücklicher Liebhaber, er schmachtete nach einem Geständniß, nach einem Worte, das ihm mindestens einige Hoffnung geben sollte. Valerie wußte es wohl, und in solcher Erwartung zeigte er einen ganz plebejischen Durst und trank Bier, ganz gemeines Bier aus einem steinernen Krügel.

Valerie lächelte. Hans bemerkte es mit Vergnügen, er ahnte nicht, der gute Junge, wie viel er in ihren Augen verloren und wie er so ziemlich den Rest von zärtlichem Interesse, das Valerie doch im Grunde für ihn gehabt, mit diesem Krügel hinwegschwemmte. Der Professor hatte seinen Humpen abermals gefüllt und den leeren Krug sodann dem zuwartenden Burschen übergeben mit der Weisung, ihn bis an den Rand voll wiederzubringen. Die Gräfin war bald in ihrer liebenswürdigen Weise mit Wüst in ein Gespräch verwickelt; sie merkte indeß gar bald, daß er nicht ganz so heiter und launig war, wie damals, als sie ihn das erstemal sah. Sein Auge blickte nicht so klar und die Falte auf seiner Stirn sah recht unmuthig aus. Hans erhob sich jetzt plötzlich. Er hatte den heranschreitenden Stefan bemerkt, der, als er die Damen sah, stehen blieb und mit den Blicken zu fragen schien, ob er herankommen dürfe oder nicht. Hans wünschte diese Begegnung herbeizuführen, denn er wollte Stefan und Valerie beobachten, er wollte erkennen, wie die beiden zu einander standen, und ob die Eifersucht der Nandl gerechtfertigt sei, er wollte zugleich sein eigenes Schicksal erfahren.

„Mein Freund Stefan," sagte er, zu seiner Tante gewendet, „erlaubst du, daß ich ihn dir vorstelle?"

„Gewiß," erwiderte die Gräfin freundlich, „du weißt ja, daß ich es längst gewünscht habe, diesen mir vielfach interessanten jungen Mann kennen zu lernen. Es freut mich, daß mir nun dazu Gelegenheit geboten ist."

Cetewayo, König der Zulus. (Seite 275.)

Hans blickte forschend auf Valerie, aber diese war soeben eifrig damit beschäftigt, ihre Handschuhe auszuziehen, und sie senkte dabei den Kopf so tief herab, daß er nicht in ihr Gesicht sehen konnte. „Wenn er kommt, wird sie die Augen schon erheben," dachte Hans, „und ich werde dann wissen, woran ich bin." Er fühlte sich in diesem Augenblicke sehr entschlossen, der Herr Lieutenant von Wachtler. Er ging Stefan entgegen. Die Gräfin sah mit einiger Spannung auf den hübschen Jungen, der zuwartend stehen geblieben war und Hans an sich herankommen ließ.

„So habe ich mir immer Siegfried, den Drachentödter, vorgestellt," sagte sie, Stefan mit einer leichten Fingerbewegung bezeichnend, „hoch und kräftig, jugendfrisch und blühend und auch so goldgelockt."

Der Professor nickte mit einem fast wehmüthigen Ausdruck. „Der Junge ist eines der vollkommensten Individuen unserer Art, die ich je gekannt habe; gesund an Leib und Seele; — und den haben sie mir genommen, den haben sie zum Soldaten gemacht!" fügte er mit einem zornigen Aufwallen hinzu, das sonst nicht in seiner Art lag.

Die Gräfin sah ihn an, sie begriff jetzt die Wolken auf seiner Stirn. „Ja, was wollen Sie, lieber Professor," sagte sie lächelnd, „das war doch vorauszusehen, und ist ja ganz natürlich."

Der kleine Mann sprang förmlich in die Höhe. „Das nennen Sie natürlich?" Er lachte grimmig auf. „Haha, natürlich! Vom Standpunkte einer verkehrten Zuchtwahl aus mag es

natürlich sein, für die Wissenschaft, die eine Verbesserung der menschlichen Rasse wünschen muß, ist es unnatürlich."

„Ich kann Sie nicht verstehen," sagte die Gräfin gelassen.

„Nun, ich dächte doch, das wäre nicht so unverständlich. Je schöner, gesunder und kräftiger ein Jüngling ist, desto größer ist für ihn die Aussicht, in einem Kriege zugrunde zu gehen. Je häßlicher, krüppelhafter, untauglicher ein solcher ist, desto mehr winkt ihm die angenehme Hoffnung, diesem vorzeitigen Ende zu entgehen. Er bleibt am Leben, heirathet und gründet eine Familie, und er hat die Genugthuung, sich fortzupflanzen und alle seine Schwächen und Gebrechen auf seine Nachkommenschaft zu vererben."

„Um Gotteswillen!" machte die Gräfin, indem sie einen erschrockenen Blick auf Valerie warf, die noch immer die Augen gesenkt hielt. „Professor, ich beschwöre Sie, reden Sie nur nicht wieder so medizinisch!"

Feuerköpfige Goldhähnchen. (Seite 276.)

„Das ist garnicht medizinisch, Frau Gräfin, das ist ein unumstößliches Naturgesetz, das der Vererbung nämlich. Alle die körperlichen und die damit eng verbundenen geistigen Schwächezustände dieser Krüppel werden sich auf ihre Kinder vererben, und wenn das durch einige Generationen so fortgeht, wenn das Schicksal fortfährt, mit all' denjenigen, die eine kräftige Nachkommenschaft erzielen könnten, die Schlachtfelder zu düngen und durch den Ausschuß allein die Fortpflanzung besorgen läßt, dann werden unsere Kulturstaaten, die sich einbilden, auf der Höhe der Civilisation zu stehen, in bälde einen ganz entschiedenen Rückschritt in der körperlichen und geistigen Entwicklung der Menschheit herbeigeführt haben."

„O, das ist wohl nicht ganz richtig," entgegnete die Gräfin, durch die Art und Weise des Professors aufgestachelt und nun selbst streitlustig gemacht, „Kriege hat es immer gegeben, und die Menschheit hat trotzdem an geistiger Kraft und Rührigkeit zugenommen, an Körperkraft mindestens nicht abgenommen."

(Fortsetzung folgt.)

In die Aequatorialzone!

Unter die verrufenen Dinge, an welchen unsere „große Zeit" reich ist, gehört auch ein Theil unserer Mutter Erde: nämlich die Gürtelpartie derselben.

Ein erwärmendes Thema aber wäre bei der noch andauernden Erstarrung, welche der Jahreszeit entspricht, nicht übel, also:

Hinein in die äquatoriale Zone!

Es gibt Leute, welche sich denken, daß dort unter senkrecht fallenden Sonnenstrahlen die Wasser förmlich sieden, die Erde so heiß ist, daß sie zischt, wenn die ersten Regentropfen darauf fallen und daß die Atmosphäre den Menschen wie Flammen in die Lunge fährt.

Man stelle dieser Auffassung die Resultate der neueren Forschungen gegenüber; zugegeben kann ohne weiteres werden, daß in Bezug auf äußere Erscheinung, d. h. landschaftlichen Contur hervorragendere Partien andern Zonen der Erde angehören, man bedenke aber, daß zu dem Reiz derselben Zuthaten von Menschenhand, z. B. ein schlängelnder Pfad, eine Brücke, ein schöner Schloßbau, eine träumerische Ruine, ein Galgen, ein stolzer Dom 2c. gehören und daß, wenn diese fehlen würden, es mit dem Reize vieler landschaftlichen Bilder ziemlich aus wäre.

Was jene, zwischen dem 12. Grad nördlicher und 12. Grad südlicher Breite gelegene Erdpartie anbetrifft, so liegt in ihrer wilden jungfräulichen Erscheinung, welcher keine Menschenhand zu nahe kam, ein unwiderstehlicher Reiz, dessen selbst der blasirte Zeitgenosse sich nicht würde erwehren können.

Und diese wilde Jungfräulichkeit der Natur, von alten Völkern wurde dieselbe als Gottheit verehrt, trägt noch ein besonders kostbares Geschmeide, eine überaus prachtvolle Vegetation.

Wer trotz dieser glänzenden Eigenschaften den bösen Leumund aufrecht zu erhalten gedenkt, und zwar dadurch, daß er die Ungunst des Klimas betont, der sei des weiteren um sein geneigtes Gehör gebeten.

Die klimatischen Verhältnisse jener Breiten haben nämlich die Eigenthümlichkeit einer ziemlich gleichmäßigen Temperatur, und das ist sehr angenehm. Launen, nämlich klimatische Launen, wie die sind, unter denen wir zu leiden haben, wirken höchst verderblich auf die Organismen.

Es beträgt der Wechsel im Laufe des Jahres dort kaum 30, im Laufe des Tages kaum 10 Grad Fahrenheit. Durch welche Umstände diese hohe und zugleich gleichmäßige Temperatur herbeigeführt wird, läßt sich leicht erklären. Einmal ist die konstant hohe Temperatur des Bodens sowohl, als der Meeresoberfläche, die Ursache, sodann die große Masse von verdampftem Wasser in der Luft, ferner Winde, welche hohe Wärmegrade aufweisen u. s. w.

Folgen wir weiter den Beobachtungen der allerneuesten Forschung, so finden wir, daß unter dieser verschrieenen Zone die Hitze niemals drückend ist, wie z. B. an der Grenze der Tropen und daß die große Masse von Feuchtigkeit, welche sich entwickelt, dem Gedeihen des Menschen gerade ebenso zuträglich ist, wie dem der Pflanzenwelt. Das Sinken der Temperatur während der Nacht ist ebenso regelmäßig als es gering ist; es wird niemals so kalt, daß man es unangenehm empfände, niemals sind die Nächte so heiß, daß sie die Erquickung des Schlafes beeinträchtigten. Auch gibt es während der feuchtesten Monate im Jahre selten eine Folge von Tagen, an denen nicht für einige Stunden die Sonne schiene, andererseits in den trockensten Monaten Regenschauer fielen.

Als Resultat dieser Eigenthümlichkeit von Erde und Atmosphäre kann man die Vegetation, welche von keinen wechselnden Jahreszeiten gestört ruhig fortarbeitet, ansehn. Die Pflanzen grünen, die Blumen blühen und die Früchte reifen beständig; wenn auch letztere zu bestimmten Zeiten reichlicher erscheinen. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß diese allgemein geltenden Erfahrungen durch lokale Umstände hier und da modifizirt werden.

Man irrt sich aber durchaus, wenn man als Charakteristikum der äquatorialen Zone eine ungeheure Heftigkeit meteorologischer Phänomene annimmt; allerdings sind elektrische Erschütterungen viel häufiger als in gemäßigten Zonen, allein auch hierbei ist eine gewisse Gleichmäßigkeit und Fülle viel eher zu konstatiren, als ein ausschreitendes oder außergewöhnliches Auftreten.

In dieser Zone des gleichmäßigen Klimas, man möchte sie vom Standpunkte eines nordischen Dezembertages sans phrase die paradiesische nennen, ist der Wald das erhabenste Vegetationsprodukt. „Sein Anblick", sagt ein moderner Reisender, „erweckt ein Gefühl, das zwischen Staunen und Ehrfurcht schwankt; erhabene Majestät ist des Waldes Ausdruck; betritt man sein träumerisches Zwielicht, so überrieseln einen heilige Schauer, wie jenen Wandrer im Hain Poseidons."

Diese äquatorialen Wälder dehnen sich oft über zweihundert englische Meilen aus, ihr Saum ist meistens umkränzt von Unterholz und Gestrüpp; sie sind von zum größten Theil zweiglosen Baumarten gebildet und diese stehen nicht dicht beisammen, sondern in gewissen Entfernungen einer vom andern und bilden eine offne Säulenhalle, welche den König der Schöpfung zum Eintritt einzuladen scheint, während ihr gewaltiges Blätterdach das Licht abdämpft bis zu einem an Visionen reichen Halbdunkel.

Die kolossalen Baumstämme aber gehören den verschiedensten Arten an, denn der äquatoriale Wald weiß von der monotonen Wiederkehr identischer Formen, wie die Wäder der gemäßigten Zonen, nichts; die einen sind cylindrisch, die andern an der Basis breiter, alle hochaufgeschossen, grade wie die Kerzen stehen die meisten. Einige haben flügelartige Blattansätze, oder in einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß speichenartige Verzweigungen, andre wieder zeigen einige Fuß über dem Erdboden eine zweite Wurzelbildung, welche mit ihren dichten Verschlingungen eine natürliche Hütte zu bilden scheint.

Unter diesem gigantischen Hochwalde, dessen Wipfel über hundert Fuß erreichen, stehen kleinere, schattenliebende Baumgruppen und unter diesen wieder Farrenkräuter in Büscheln oder zierliche Zwergpalmen; den Boden aber bedeckt weithin eine dichte Moosschicht der Species selaginella, auf welcher hier und dort eine bescheidene blühende Blume erscheint. In dieser feierlichen Erhabenheit würden die Kinder Floras in koquettem Farbenputz gewiß störend wirken.

Ist es einerseits die Art wie diese Wälder sich aufbauen, welche ihnen ein ganz eigenthümliches Gepräge gibt, so trägt andrerseits zu dem Eindruck, den sie machen, das Gewebe ihrer Schlingpflanzen bei; diese ziehen von Blatt zu Blatt, von Zweig zu Zweig ihre Fäden oder hängen wie Festons zur Dekoration des Plafonds herab; sie ranken sich um kleine und große Stämme, verwirren und verschlingen sich unter einander und hängen wie Taue herab zur Kurzweil turnender Affen.

Diese Schlingpflanzen haben das Eigenthümliche, daß sie unter dem Schatten des Waldes nicht blühen, sondern erst, wenn sie die Wipfel erreicht haben, unter dem belebenden Einfluß des Lichtes. Die Baumwipfel zu erreichen, scheint das Streben ihres Daseins, fällt ihre Stütze zu Boden, so suchen sie sich mit ungebrochner Kraft an einer andern emporzuranken und den mühsamen Weg nach dem geliebten Licht von neuem anzutreten.

Die alten Bäume sind edel in aller ihrer Majestät, sie hindern das Streben des Schwächlings nicht, sie reichen ihm die Hand, und wenn er oben um ihre Kronen seine Blüthen ausstreut, so scheint es, als wären es ihre eignen, sie haben ja selber keine — nur unten am Stamme einige wenige.

An Blumen ist überhaupt die Aequatorialzone nicht sonderlich reich, es gibt deren wohl und auch in recht brillanter Farbenpracht, allein nur an besonders günstigen Plätzen und so wenig, daß man ihr Vorhandensein als Ausnahme ansehn muß.

Woher das kommen mag?

Wir wissen ja, daß die verschiedenen Gestaltungen der Natur sich im Zustande der Abhängigkeit von einander befinden, daß namentlich Blumen und Insekten in einer unzertrennlichen Wechselbeziehung stehn. Die Insekten, welche zur Vervielfältigung der Blumen am liebsten von der Natur verwandt werden, lassen eine Vermehrung nur bis zu einer gewissen Grenze zu, mit ihrer Vermehrung würde eine Vermehrung der insektenfressenden Vögel Hand in Hand gehen. Nun haben die Hauptbefruchter der Blumen, Bienen und Schmetterlinge, in jedem Stadium ihrer Entwicklung mörderische Feinde — Freunde sollte man wohl sagen — da es sich um's Verspeisen handelt — und es kann der Fall eintreten, daß die Zahl passender Insekten in gar keinem Verhältniß steht zu den unzähligen millionen von Bäumen, wie sie die äquatoriale Zone aufweist, und daß infolge davon ein großer Theil der letzteren der schwierigen Selbstbefruchtung oder der Kreuzung durch Luftzug anheimgegeben ist. Einige niedrige Baumarten tragen übrigens und zwar sehr auffallende Blüthen, als wollten sie die wenigen niedrig fliegenden Falter von weitem schon zur Einkehr einladen.

Und nun die übrige Pflanzenwelt!

Da sie unbehelligt blieb von atmosphärischen Einflüssen, entwickelte sie, sowohl im gemeinschaftlichen Kampfe gegen die pflanzenfressenden Thiere, als im Einzelkampfe zwischen Art und Art eine beispiellose Energie.

Aus diesem Existenzkampfe resultirte ein nur jenen Breitengraden eigenes Gleichgewicht der organischen Kräfte, indem auf dem nämlichen Areal hier der einen, dort der andern Spezies der Vorrang eingeräumt und verhindert ist, daß ein einziger Typus irgend eine Bodenstrecke, unter Ausschluß der andern, monopolisirt.

Es scheint nach allen Berichten, welche neuere Forschungen bringen, unzweifelhaft, daß unter der Aequatorialzone die Natur ihre vorzüglichste Werkstatt hat.

Schwierig freilich ist es für uns, die wir mitten in der Erstarrung nordischen Winters stecken, der Natur Schaffenskräfte zuzutrauen, von denen nicht immer die einen zerstören, was die andern schufen.

v. M.

Der Diamant im Dienste der Erforschung der Erdtiefe.

Von **Rothberg-Lindener.**

Es gibt einige eindringliche Fragen, welche, von dem denkenden Menschen unsrer Tage den berufenen Mehrern und Hütern der Gedankenvorräthe, welche insgesammt als unsre Wissenschaft angesehen werden, vorgelegt, von selbigen sehr verschieden aufgenommen und beantwortet werden. Wir halten uns für voll berechtigt, Lehren, die uns nicht so ohne weiteres einleuchten, durch mit Hülfe der Wörtchen Warum? und Wie? eingeleitete Anfragen an die Lehrenden entweder als dauerndes und schätzbares Eigenthum für unser Verständniß zu gewinnen, oder als eitel Dunst- und Phantasiegebilde in ihr nichts aufzulösen und sie, als nur verwirrend, recht schnell und vollständig aus unserm Gedankenkreis zu entfernen. Aber während der eine unser Gründe heischendes Warum? von vornherein mit Stirnrunzeln als anmaßlichen Vorwitz aufnimmt, weist er uns darauf hin, daß schon vor tausend Jahren ein „weiser Mann" dasselbe gesagt, wie er, und auf die Frage, wie jener zu seinem „Wissen" gelangt, sollen wir dann ganz zufriedengestellt sein durch die Versicherung, daß es ihm auf einem geheimnißvollen, einem Wege zugelangt, der uns versagt, unfindbar sei! Da wenden wir uns wohl natürlich lieber seinem zugänglicheren Kollegen zu, der, unseren Fragen zuvorkommend, in die Darstellung seiner Lehren sowohl deren Gründe einflicht, als auch uns bereitwilligst den Weg, die Methode klarlegt, wie er und jedermann dazu gelangen kann! Ueberdies sind die Methoden solcher exakten Forschung, als Bezeugung der Feinheit menschlichen Verstandes, sehr oft nicht minder interessant, als die mit ihrer Hülfe erlangten Resultate.

Und so möge es uns hier gestattet sein, eine Vervollkommnung unsrer Mittel zur Erforschung der Tiefen unsrer festen Erde auseinanderzusetzen, wodurch nicht allein der wissenschaftlichen Erkenntniß der mannichfachen Schichtung der Erde, sondern auch der praktischen Ausnutzung dieser Kenntniß, dem Bergbau, ein erheblicher Dienst geleistet wird.

Die Beobachtung der verschiedenen Erd- und Gesteinschichten geschah zuerst an der Oberfläche, wo solche zutage treten, an Thaleinschnitten im Gebirge, die von Flüssen im Laufe der Jahrtausende ausgewaschen worden sind, in den Schachten von Bergwerken, sowie in neuerer Zeit an den Einschnitten und Tunnelbauten von Eisenbahnen. Der Bergbau auf nutzbare Mineralien dürfte jetzt höchst selten auf die unsicheren Kennzeichen hin, die an der Oberfläche einer Gegend sichtbar sind, begonnen werden; auch das zur Orientirung und Sicherung vorhergehende „Schürfen" beschränkt sich gewöhnlich nicht auf das Abteufen von Schachten in geringe Tiefe, sondern es werden an verschiedenen Stellen des abzubauenden Feldes Bohrlöcher bis zu sehr erheblicher Tiefe, je nach der Art des gesuchten Minerals, niedergebracht: diese Bohrungen haben grade außer ihrem geschäftlichen Zweck das größte Interesse für Kenntniß der Gesteinsschichtung.

Ein Bohren im gewohnten Sinne kann natürlich nur stattfinden bei Untersuchung der angeschwemmten, sandigen oder thonigen Bodenschichten bis höchstens in die Tertiärbildungen (worin z. B. Braunkohlen); soweit nur kann durch Drehen eines verschieden geformten Bohrlöffels ein Lockern und Herausheben dieser Erdmassen zustande gebracht werden. In härteres Gestein aber konnten wir bis zur Verwendung des Diamants in jüngster Zeit nur mit Hülfe des Meißels eindringen. Bei diesem Bohrverfahren wird der bis mehrere Centner schwere, stählerne Meißel, von einer Breite bis sechs Dezimeter, und noch belastet mit dem bis fünfzehn Centner schweren sogenannten Bohrklotz, durch mechanische Vorrichtung auf eine gewisse Höhe gehoben, dann frei fallen gelassen, um einen kleinen Winkel gedreht, wieder fallen gelassen und so fort. Möge nun das Erheben des Freifallbohrers mit seinem Gestänge durch Menschen- oder Maschinenkraft geschehen, so ist es ein Verfahren, das sehr viel Mühe und Zeit beansprucht; man braucht oft mehrere Jahre, um bis zu tausend Fuß Tiefe zu gelangen.

Die Ursachen dieses langsamen Fortschreitens der Arbeit liegen in folgenden Umständen: Es muß ein vollständiges Zerstoßen, Pulverisiren des Ortsgesteins innerhalb des ganzen Bohrloches geschehen, wobei die Schneide des Meißels rasch genug abgenutzt wird. Aus diesem Grunde, sowie um die Masse des erzeugten Steinmehls (des „Bohrschmants") herauszuheben, das die Wirkung des Meißels hemmt, muß täglich mehrmals das gesammte Bohrgestänge herausgehoben, der Bohrschmant entfernt und dann Meißel, Bohrklotz und Gestänge stückweis wieder eingesetzt werden.

Das Pulverisiren des Gesteins ist noch dazu ein wesentlicher Mangel der Methode, insofern das Bohrmehl nicht immer ein zuverlässiges Urtheil über die Art und die Lagerungsverhältnisse des durchbohrten Gesteins gestattet. Auch die chemische Analyse des Bohrmehls ist oft nicht geeignet, die Bestimmung des Gesteins zu einer sicheren zu machen, da vielerlei Arten aus ganz denselben Stoffen bestehen und auch das Mengenverhältniß kein ganz festes ist; die physikalischen Eigenschaften, das äußere Aussehen von Gesteinssplittern ermöglichen jedenfalls ein rascheres Erkennen. Erschwert wird dasselbe noch weiter bei diesem Bohrverfahren, wenn lose Gesteinsbrocken aus den Bohrwandungen von oberhalb nachstürzen (welchem Uebelstand man durch Eintreiben eiserner Röhren zur Stütze der Wandungen abhilft). Ganz auf die chemische Analyse angewiesen ist man bei Bohrungen von löslichen Salzen, wie besonders von Kalisalzen, welche von dem im Bohrloche stehenden und beständig nachdringenden Wasser leicht gelöst werden, sodaß nie ein Splitterchen heraufzubekommen ist.

Es bleibe als Mangel dieser Methode auch nicht unerwähnt, daß sie sich von spekulativen Köpfen sogar hat müssen zu betrügerischen Zwecken ausbeuten lassen. Es sind bei Schürfungen auf Steinkohlen Fälle vorgekommen, wo Steinkohlen in die Bohrlöcher hineinpraktizirt wurden, die, als Bohrmehl zutage gefördert, den Beweis für mächtige, durchsunkene Kohlenflötze zu liefern hatten.

Da trat vor etwa siebzehn Jahren der schweizerische Ingenieur Lechot mit dem Vorschlage auf, einen ringförmigen Bohrer zu konstruiren, denselben durch Drehung arbeiten zu lassen und dabei den härtesten aller Körper, den Diamant, anzuwenden; als durch größere Billigkeit vornehmlich geeignet, wies er auf den schwarzen, brasilianischen Diamanten hin. Die Idee verschaffte sich allmählich Eingang, und zwar zuerst zur Herstellung der Sprengbohrlöcher bei Stollen- und Tunnelbauten in Europa und Amerika. Nordamerikanische Ingenieure konstruirten zuerst geeignete Maschinen, den Ringbohrer zu Tiefbohrungen zu verwenden, was 1870 zum erstenmal geschah. Jetzt wendet man die von Beaumont sehr vervollkommneten Maschinen an.

Eine in's einzelne gehende Darstellung der ganzen Bohrmaschine läßt sich ohne Abbildungen nicht geben, dürfte auch nicht für jedermann von Interesse sein; wir beschränken uns also darauf, durch Beschreibung eine Vorstellung der im Bohrloch arbeitenden Theile zu geben. Dieser eigentliche Bohrapparat besteht aus dem Bohrgestänge, dem Kernrohr und der Bohrkrone.

Das Bohrgestänge besteht aus 2 Meter langen schmiedeeisernen, bei großer Tiefe auch gußstählernen Röhren von 50 Millimeter Weite, die fest mit einander verschraubt werden können.

Das Kernrohr dient zur Aufnahme des abgebohrten cylin-

drischen Gesteinkernes und wird gleichfalls aus einzelnen 2 Meter langen Stücken zusammengeschraubt. Es ist bis zu 16 Meter lang; sein Durchmesser ist immer ein größerer als der des Gestänges und schwankt von 60 Millimeter bis 250 Millimeter; er stimmt immer mit dem der Bohrkrone überein.

Die Bohrkrone ist ein ringförmiger Gußstahlkörper, der mit dem vorher gehenden Theile sehr fest verschraubt ist. Die freie Endfläche desselben ist mit Diamanten besetzt in solcher Anordnung, daß bei der Rotation die Diamantspitzen jeden Theil des unter ihr befindlichen Gesteins treffen und so einen konzentrischen Hohlraum herausschneiden, der außen von der Bohrlochswandung, innen von dem stehen bleibenden festen Gesteinscylinder begrenzt wird. Das Einsetzen der Diamanten in die Bohrkrone ist eine sehr schwierige Operation, die viel Umsicht und Geschicklichkeit erfordert. Zu Kronen für Sprengbohrlöcher werden kleine Steine, oft nur Splitter verwendet; zu größeren Kronen auch größere Steine, die jedoch nie die Größe einer halben oder höchstens ganzen Erbse übersteigen. Es wird nun für jeden Stein zunächst ein rundes Loch in der Krone ausgebohrt, das mit einem feinen Meißel derartig hergerichtet wird, um den Diamant genau in der richtigen Lage aufzunehmen. Der Stein wird dann vollständig verstemmt, so daß er kaum noch sichtbar ist. Nach dem Einsetzen sämmtlicher Steine wird die Krone gut gehärtet, das dabei stattfindende Erhitzen und Abkühlen schädigt die Diamanten nicht. Nach einigem Gebrauch schleift sich von der Stahlfläche so viel ab, daß die Diamantspitzen nun ungehindert zur Wirkung kommen. Der ganze Bohrapparat macht durch mechanische Triebkraft 200 bis 300 Umdrehungen in der Minute.

Die wesentlichen Vortheile des Diamantbohrverfahrens bestehen in Rücksicht auf die ältere Methode im Folgenden: Eine erhebliche Ersparniß an Kraft ist dadurch erzielt, daß einmal das Bohrloch von kleinerem Durchmesser angelegt werden kann und dann nicht der ganze Inhalt desselben pulverisirt zu werden braucht. Der Druck, mit welchem man die Bohrkrone vor Ort aufsitzen und arbeiten läßt, ist regulirbar und wird je nach der Art und Festigkeit des Gesteins eingerichtet.

Im Zusammenhang damit steht ein sehr viel schnelleres Vorschreiten der Arbeit, also große Zeitersparniß: für gleiches Gestein und gleiche Tiefen braucht die neue Methode nur etwa so viele Monate, als die alte Methode Jahre in Anspruch nahm. In den Lettenschieferschichten des Buntsandsteins und im Gips sind Leistungen von 1 Meter in 10—15 Minuten beobachtet worden, während im härtesten Gestein die Leistung des Diamantbohrers die 10 bis 12fache, unter Umständen sogar die 20fache der des Freifallbohrers ist. Bei einer Bohrung auf Steinkohlen zu Bethlehem bei Liebau in Schlesien wurden in 67 Tagen 500 Meter abgebohrt, also pro Tag etwa 7,5 M., welches Gesammtresultat sonst wenigstens zwei Jahre beansprucht hätte. Es trägt zu dieser schnellen Förderung der Arbeit der weitere Umstand viel bei, daß die sehr zeitraubende besondere Operation des Ausschmantens der Bohrlöcher entbehrlich gemacht ist dadurch, daß durch das eine zusammenhängende Röhre bildende Gestänge fortwährend Wasser bis vor Ort gedrückt wird, welches das hierbei sehr feine Bohrmehl ununterbrochen fortspült und zu Tage austreten läßt. Es bleibt sonach nur die zeitweise Entfernung des Bohrkerns nöthig, der in Stücken bis über 4 Meter Länge von selbst abbricht, durch Reibung im Kernrohr haften bleibt und so leicht herausgeholt werden kann.

Die erwähnten Umstände müssen ersichtlich auch eine große Kostenersparniß mit sich bringen. Es könnte aber scheinen, daß dieselbe durch den Verbrauch an theuren Diamanten mehr als wett gemacht wurde; das ist jedoch nicht der Fall. Der Preis eines der größern zur Verwendung kommenden schwarzen Diamanten, der sich nach dem Gewicht bestimmt, beträgt im Durchschnitt 75 Mark, so daß eine mit 12 Diamanten armirte Krone (bei etwa 200 Millimeter Durchmesser) 900 bis 1000 Mark kostet. Eine kleine Krone für Sprenglöcher mit etwa 36 Millimeter Durchmesser enthält nur für 80—120 Mark Diamanten. Die Abnutzung ist verhältnißmäßig gering, und die unbrauchbar gewordenen Diamanten werden zu ungefähr demselben Preise nach dem Gewicht wieder verkauft, da sie im pulverisirten Zustande zum Schleifen der hellfarbigen Diamanten benutzt werden, der Verlust einiger scharfer Kanten also gleichgültig ist. So betrug die Abnützung der Steine, mittels deren ein 130 Meter langer Stollen in den härtesten Quarz- und Feldspathfels zu Colorado in Amerika getrieben worden war, nicht mehr als 30 Dollars an Werth.

Was nun die Methode noch ganz besonders vortheilhaft, zu wissenschaftlichen sowohl als praktischen Zwecken erscheinen läßt, ist die unvergleichliche Sicherheit, mit welcher sich nach ihr die Art und Mächtigkeit der durchbohrten Gesteinschichten beobachten läßt. Durch Aneinanderlegen der einzelnen Stücke des Bohrkerns gewinnt man ein vollständig natürliches und übersichtliches Gebirgsprofil der ganzen Tiefe des Bohrlochs. Betrügereien, wie oben erwähnt, sind hierbei ausgeschlossen.

Bei Bohrungen in Steinsalz und durch die dasselbe häufig begleitenden mächtigen Schichten von Kali- und Magnesiasalzen machte sich anfänglich der bei Besprechung der alten Methode erwähnte Uebelstand, daß wegen der Löslichkeit dieser Salze die zu Tage gebrachte Soole eine Auflösung nicht nur der vor Ort befindlichen, sondern auch längst durchsunkner Schichten enthielt und dadurch zu argen Täuschungen Veranlassung gab, nicht minder bemerklich; der überdies leichter zertrümmerbare Bohrkern dieser Salze wurde durch das nachgepumpte Spülwasser gleichfalls aufgelöst. Diese Schwierigkeit wurde mit bestem Erfolge dadurch behoben, daß einmal durch besondere Vorrichtungen am Kernrohr der Salzkern mehr geschützt, dann aber statt reinem Wasser eine gesättigte Auflösung des natürlich vorkommenden Chlormagnesiumsalzes angewendet wurde, in welcher jene Salze sich nicht lösen. Das zu Tage kommende Chlormagnesiumspülwasser wurde aufgefangen und weiter benutzt, so daß nur wenig Mehrkosten durch Verlust entstanden.

So sehen wir bei dieser durch die vervollkommnete Technik erleichterten Erforschung des Erdinnern zugleich auch für die den meisten bisher, und mit Recht, nur als leicht und gern entbehrliche Kostbarkeiten erscheinenden Mineralien, die Diamanten, ein neues, allgemein nützliches Feld der Verwerthung erschlossen!

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Für die im 17. Jahrhundert herrschende Roheit liefert auch die Rechtspflege damaliger Zeit Beweise in Hülle und Fülle. Zwar war schon auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1532 die Grundlage zu einer festeren und nicht mehr allzu barbarischen Rechtspflege in der Carolina, der „peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls des Fünften und des heiligen römischen Reiches“ gelegt worden; aber einestheils behauptete vielfach der althergebrachte schlimme Gebrauch die Herrschaft über das mildere Gesetz, anderntheils hob auch die „Carolina“ das beliebteste Mittel zur Erpressung von Geständnissen, die Tortur, nicht auf, sondern suchte sie nur in ganz unzureichender Weise zu beschränken. Und der Hang zur Grausamkeit, welcher dem Zeitalter nach einem Kriege wie der dreißigjährige eigenthümlich sein mußte, machte von der Erlaubniß, wirkliche oder vermeintliche Verbrecher zu quälen, ebenso weitgehenden Gebrauch, wie von den selbst auf geringfügige Vergehen gesetzten furchtbar harten Strafen*).

Am meisten tritt bei den Hexenprozessen die trostlose Beschränktheit und Barbarei jenes Zeitalters zutage. Dieselben waren durch den Papst Innocenz den Achten im Jahre 1484 eingeführt worden, welcher die saubere Entdeckung gemacht hatte, daß es in Deutschland Personen von beiderlei Geschlecht gäbe, welche sich mit Teufeln vermischten und „die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Früchte der Erde, die Trauben der Weinberge, das Obst der Bäume, ja Menschen-, Haus- und andere Thiere, Weinberge,

*) So wurden Diebe, wenn nicht früher, so doch bestimmt beim dritten Rückfall, ohne Gnade hingerichtet. Ferner wurde, nach Bericht des Thurmbuchs von 1659, „ein Menschlein von 7 Jahren, Kathrineli genannt, so Gott verleugnet“, im Gefängnißthurm an einem Pfahl erwürgt und dann auf dem Hochgericht verbrannt, u. s. f. in's unendliche.

Baumgärten, Weiden, Körner, Getreide und andere Erzeugnisse der Erde zugrunde richteten, erstickten, vernichteten" und noch alle möglichen andern Unthaten sich zu schulden kommen ließen. 1487 hatte der zu Köln erschienene „Malleus maleficarum" (Hexenhammer) den Hexenprozeß kodifizirt, und nun war ein Peinigen und Verbrennen von hexereiverdächtigen Menschen, insbesondere von jungen und alten Weibern, losgegangen, das hunderttausende von Opfern kosten und erst nach zweihundertjähriger Uebung zur Unmöglichkeit werden sollte.

Die Reformation that der Justizbarbarei und dem Hexenunwesen keinen Abbruch. Hatte doch Luther selbst steif und fest an den Teufel geglaubt und war gelegentlich weidlich hergezogen über diejenigen Richter, welche die Hexen nicht ordentlich bestrafen wollten. Daraus ist erklärlich, daß die protestantischen Länder im 19. Jahrhundert noch mehr an Hexengräueln aufzuweisen hatten, als die katholischen.

Mit dieser entsetzlichen Sittenroheit des deutschen Volkes paarte sich eine kaum minder widerwärtige Unselbständigkeit des Geistes. So wie die Fürsten die Vorbilder ihrer Verschwendungssucht am französischen Hofe gefunden und die deutschen Staatsmänner vom westphälischen Friedenskongresse eine ungemessene Bewunderung für die überlegenen Manieren und das bestechende Aeußere der Franzosen heimgebracht hatten, so äffte bald alles, arm wie reich, soweit es nur irgend möglich war, französische Sitten und Lebensweise, französische Sprache und Kleidung nach, behing sich mit der Perrücke, bekleisterte sich mit Schminke und Schönpflaster, schaffte sich französische Geräthschaften und Möbel, französische Köche und Erzieherinnen an. Diese zu einer förmlichen Wuth, sich zu französiren, herangewachsene Nachahmungssucht hemmte auf allen von ihr in Beschlag genommenen Gebieten die Entwicklung der Urtheilsfähigkeit, beförderte die Geschmacklosigkeit und steigerte die Selbstverachtung der Deutschen in's beispiellose.

Erinnert man sich dabei, daß die Kriege gegen die Türken den Südosten des Reiches, die unaufhörlichen Mordbrennerzüge der bewunderten Franzosen den ganzen Westen desselben, und die Gefahr der schwedischen Nachbarschaft den Norden in Schrecken und Elend erhielt, so kann man sich einen Begriff machen von dem Leben in Deutschland, insonderheit von dem Geistesleben, welches das 18. Jahrhundert von dem 17. überkommen hat.

Der Sprachmengerei, welche durch die lateinisch redenden und schreibenden deutschen Gelehrten schon im 16. Jahrhundert begonnen, von den Vornehmen und ihren Trabanten, den Zeitungsschreibern, hauptsächlich durch Einführung französischer Redensarten vermehrt und endlich durch das während des 30jährigen Kriegs aus aller europäischen Herren Länder zusammengetrommelte Kriegsvolk über alle Theile des deutschen Volkes verbreitet und in's haarsträubende gesteigert wurde, versuchte man allerdings frühzeitig Einhalt zu thun. Da sich nun jeder einzelne, auch der einflußreichste, zu der Reinigung des sprachlichen Augiasstalles zu schwach fühlen mochte, so kam man in den vornehmen Kreisen, wo sich das Uebel am meisten fühlbar machte, sehr bald auf den an sich ganz richtigen Gedanken, mit vereinten Kräften das große Werk zu beginnen.

So entstand schon im Jahre 1617 die „Fruchtbringende Gesellschaft", nach ihrem Sinnbild auch der „Palmenorden" genannt. Dieser Palmenorden wurde vornehmlich auf Betreiben des weimarischen Hofmarschalls Kaspar von Teutleben von dem Fürsten Ludwig von Köthen nach dem Muster der italienischen Akademien gegründet und hatte den Zweck „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Wörter aufs möglichste und thunlichste zu erhalten und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben zu befleißigen."

Aber abgesehen von dem die „Fruchtbringende Gesellschaft" von vornherein auf eine enge Wirkungssphäre beschränkenden Umstande, daß nur hochgestellte Männer zur Theilnahme herangezogen und selbst Gelehrte oder Dichter nur in seltenen Fällen solcher Ehre gewürdigt wurden, konnten sich die Mitglieder derselben trotz ihrer bis über achthundert angewachsenen Zahl doch zu keiner irgendwie ernsten und maßgebenden Thätigkeit aufraffen. Sie vertändelten ihre Zeit mit der Ausklügelung von Ordensspitznamen, Symbolen und anderen ganz nebensächlichen und überflüssigen Spielereien und vermochten sich selbst nicht einmal von dem Alpdruck des Fremdthums in Sprache und Schrift zu befreien.

Aehnlich erging es den nach dem Vorgange des Palmenordens gebildeten übrigen Gesellschaften. Die „Aufrichtige Tannengesellschaft" in Straßburg löste sich sehr bald wieder auf; die 1643 von Philipp von Zesen in Hamburg gegründete „Teutschgesinnte Genossenschaft" blieb dagegen bis ins 18. Jahrhundert thätig, war aber trotz des ernsten und energischen Strebens ihres Stifters nicht nachhaltig oder, wie der 1649 zu Nürnberg von Harsdörfer und Klaj gegründete Orden der Pegnitzschäfer — auch gekrönter Blumenorden genannt — und der 1660 in's Leben tretende Schwanenorden wenigstens nicht besonders heilsam zu wirken im stande.

Was diesen mit viel gutem Willen ausgerüsteten Vereinigungen nicht gelingen sollte, wurde schließlich doch zum großen Theile von einem einzelnen erreicht. Dieser war der Schlesier Martin Opitz (1597—1639), der schon auf der Schule zu Beuthen an der Oder die Fähigkeit der neuhochdeutschen Sprache, als Sprache der Dichtkunst dem Lateinischen ebenbürtig zur Seite zu treten, erkannt und vertheidigt hatte.

Opitzens bedeutendes Talent und vielleicht mehr noch seine weltgewandte Klugheit verschafften ihm frühe Ansehen und Einfluß. Nachdem er 1610 mit dem Dänen Hamilton in den Niederlanden gewesen und dort sich mit der Dichtungsart der Holländer befreundet hatte, wurde er 1622 vom Fürsten von Siebenbürgen als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften nach Weißenburg berufen, 1625 von dem Kaiser Ferdinand II. feierlich zum Dichter gekrönt und 1628 als Opitz von Boberfeld in den Adelstand erhoben.

Opitz hat während seines nur 42jährigen Lebens und noch zwei Jahrhunderte nach seinem 1639 durch die Pest herbeigeführten Tode soviel Ehren und begeisterte Anerkennung eingeheimst wie kein anderer deutscher Dichter, und dennoch hat er der Entwicklung der deutschen Literatur vielleicht mehr geschadet als genützt.

Es ist richtig: er war der erste, welcher die neuhochdeutsche Sprache, die meißnisch-obersächsische Sprache Luthers, mit Erfolg im Gebiete der Poesie einbürgerte und sie wirksam gegen die Verachtung der Gelehrtenwelt in Schutz nahm; er war eifrig um die Reinigung der Sprache von den fremden Worten und Wendungen und den dialektischen Beimischungen besorgt; er legte mit seinem 1624 erschienenen Buche „Von der deutschen Poeterey" das Fundament für das Gebäude der deutschen Metrik und Poetik, indem er, gegenüber der im 14. und 15. Jahrhundert üblich gewordenen Beschränkung auf das Zählen der Verssilben, nachwies, daß der deutsche Vers eine ebenso regelmäßige Abwechslung zwischen Hebung und Senkung des Tons aufweisen müsse, wie der jambische und trochäische Vers der Alten eine solche Abwechslung zeige zwischen Silbenlänge und Kürze*); er verlieh endlich der poetischen Sprache eine gewisse Würde und Formkorrektheit.

Die nachtheiligen Folgen der poetischen Wirksamkeit Opitzens äußerten sich dagegen darin, daß die fast in allen ihren Erscheinungen auf Opitz zurückweisende Poesie des 17. Jahrhunderts eine Gelehrtenpoesie blieb und der schaffenden Dichterphantasie durch die Sorge um die Regelrichtigkeit des Versbaus die Flügel vollständig gebunden wurden; daß ferner die Nachahmung französischer Vorbilder, im Anschluß an die diesen Vorbildern steifnüchtern nachdichtenden Holländer, die Literatur in dieselbe Abhängigkeit vom Auslande brachte, welche das Privatleben der Deutschen dieser Epoche verunstaltet und lächerlich gemacht hat; daß der Alexandriner**) — nach Opitz das den heroischen Versen der Griechen und Römer entsprechende und damit beste Versmaß — in der deutschen Poesie zur Herrschaft gelangte und sie eintönig, schleppend und langweilig machte; daß weiter jeder Simpel, welcher sich die Opitz'schen Versgesetze nur ganz mechanisch anzueignen vermochte, flott drauflos dichtete und, da die formale Korrektheit als des Poeten Meisterstück galt, gleich dem Saale-Bader Jakob

*) Wenn Opitz, wie nicht bewiesen, aber doch mit einiger Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann, seinen Zeitgenossen Ernst Schwabe von der Heyde, den 1610 gestorbenen Peter Denaisius u. a. benutzt hat (cf. Kurz II, Seite 33b und 43b), so würde dies sein Verdienst in unseren Augen nicht vermindern; eher dazu geeignet ist der Umstand, daß er nicht nur die von dem französischen Gelehrten Jul. Cäs. Scaliger aufgestellten Gesetze der poetischen Kunst auf die deutsche Sprache übertragen (Kurz II, Seite 227b), sondern diesen sogar theilweise wörtlich abgeschrieben hat (Meyers Konversationslexikon, Art. Opitz).

**) Der Alexandriner ist eine aus sechs Jamben bestehende Versart, und der Jambus ist ein aus einer Senkung und einer Hebung zusammengesetzter Versfuß. Die sechs Jamben des Alexandriners zeigen als charakteristisches Merkmal in der Mitte einen Einschnitt (Cäsur), der den Alexandriner in zwei sich beim Lesen durch eine Pause von einander trennende Halbverse theilt.

Vogel als Dichter anerkannt und von dem deutschen Kaiser auch ganz gemüthlich als solcher gekrönt wurde; daß schließlich die Aufgabe der Poesie total verkannt, ihre Wirkung daher vollständig verfehlt wurde. Opitz verlangte nämlich, die Poesie solle belehren, indem sie ergötze, und degradirte dadurch, daß er den unmittelbaren sittlichen Nutzen als den Hauptzweck der Dichtung hinstellte, die Poesie zur gereimten lehrhaften Prosa.

Zwar entsprach Opitzens „nüchterne Verstandesdichterei“ und seine „Korrektheit und Geschlecktheit“*) dem Zeitgeschmack durchaus, — war doch ein weithinreichender dichterischer Aufschwung in solcher Schmach- und Jammerepoche ganz unmöglich, gab es doch nichts im nationalen Leben, was ideale Anschauungen großzuziehen und poetisch begabte Menschen zu begeistern im stande gewesen wäre. Aber Opitz folgte nicht etwa nur unbewußt und unwillkürlich dem Drange seiner Zeit, sondern er gab vermuthlich bewußt und absichtlich seinem poetischen Schaffen diejenige Richtung, bei der ihm Theilnahme und Unterstützung der Großen begegnen mußte und Ehre, Ruhm und Wohlstand nicht entgehen konnte.

Das geht neben manchem andern auch aus der Wahl seiner Stoffe hervor. In seinem Buche „Von der deutschen Poeterey“ hatte er die Gelegenheitsdichterei als das Verderben der Kunst bezeichnet; nichtsdestoweniger besteht der größte Theil seiner unter dem Titel „Poetische Wälder“ herausgegebenen lyrischen Gedichte aus Gelegenheitspoemen, vorzugsweise Hochzeitsgedichten, mit denen er seinen Freunden und Gönnern nach Kräften schmeichelte und einer ganzen Sintfluth von poetischem Gelegenheitsspülwasser die Schleußen öffnete. An derselben Stelle bezeichnete Opitz den Unterschied der Komödie von der Tragödie als darin bestehend, daß in der Komödie Leute niederen Standes, über die man sich weidlich lustig machen kann, auftreten, während in der Tragödie nur königliche oder fürstliche Personen eine Rolle zu spielen hätten. Daß dabei die Komödie von „Hochzeiten, Gastgebotten, Spielen, Betrug und Schalkheit der Knechte, ruhmräthigern Landsknechten, Buhlerschaft, Leichtfertigkeit der Jugend, Geitze des Alters, Kupplerey und solchen Sachen“ handeln solle, während die hochfürstliche Tragödie nur „Todtschläge, Verzweiffelungen, Kinder- und Vättermorde, Brände, Blutschande und Auffruhr, Klagen, Heulen, Seuffzen“ darzustellen habe, kennzeichnet wieder den Geschmack und die Sittlichkeit der Zeit auf das treffendste.

Dieser Anschauung von der Aufgabe der dramatischen Kunst war Opitz's Meinung von dem Wesen und Werth des Menschen völlig angemessen. Danach war „des Menschen Macht ein Stäublein, sein Licht der Traum von einem Schatten, sein Geist ein bloßer Rauch, sein Leben Müh und Leid, er selbst des Glückes Spiel, ein Raub der schnellen Zeit, des Wankelmuthes Bild; das andere Schleim und Galle, geboren, daß es hier in Ungewißheit falle“*).

(Fortsetzung folgt.)

*) Joh. Scherr, Geschichte der deutschen Literatur, Leipzig 1854, S. 50 und 51.

*) Carl Leo Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, 1854, 56. II. Thl.

Das Volkslied.

Du klingst so innig, klingst so traut,
Doch eine Klage, leise, leise,
Durchbebt, wie ferner Glockenlaut,
Selbst deine allerfroh'ste Weise.

Und bei dem wundersamen Klang
Der Wehmuth Schauer uns durchbeben;
Sag' an, sag' an, du schlichter Sang,
Wie ist dir solche Macht gegeben?

„Aus Herzensgrund stieg ich zur Höh',
Muß drum zu Herzen wieder dringen,
Des Volkes Weh, sein Herzensweh
Wohl meine Weisen widerklingen.

So selten ich der Wehmuth baar,
So karg, wie Schmuck am Sklavenkleide,
Ist auch beim Volk, das mich gebar,
Beim armen Volk, die reine Freude;

Doch, jauchz' ich auf in selt'ner Lust,
Dann gieß' ich sel'ge Lenzesahnung,
Wohl tröstend in des Volkes Brust,
Zu frischem Muthe frohe Mahnung.

Und schmilzt der helle Jubel dann
In kindlich-trauten Flehe-Tönen,
Des Volkes Harren künd' ich an,
Sein heißes, heißes Frühlingssehnen;

Des Volkes Weh, sein Sehnsuchtsdrang,
Und seiner Leiden bittre Klage,
Durchbeben mich so schwermuthbang
Bis zu dem schönen Lenzestage:

Wo ob der finstern Mächte Dräu'n
Der Menschheit lichte Genien siegen,
Ein Jubelhymnus, hell und rein,
Will dann von Volk zu Volk ich fliegen.“

H....

Einer aus dem Volke.

Eine Frucht des orientalischen Krieges.

Am 19. November v. J. fand zu Wetljanka, einem nahe dem rechten Wolga-Ufer, 28 deutsche Meilen von Astrachan, auf hohem, mäßig abfallendem, nicht sumpfigen Boden gelegenen Dorfe, dessen 1700 Einwohner sich meist vom Fischfang und vom Handel mit gedörrten und gesalzenen Fischen ernähren, der erste, nachweisliche Ausbruch einer Seuche statt, welche dieselben Symptome zeigt, wie die indische Pest, die im 14. Jahrhundert unter dem Namen des „schwarzen Todes“ Deutschland verheerend durchzog. Ob und welche örtliche Bedingungen den Ausbruch der Krankheit grade an diesem Punkte veranlaßt oder begünstigt haben, ist bis jetzt nicht bekannt. Die Annahme, daß aus dem Kriege zurückkehrende Truppen dort eine Anzahl gestorbener Typhuskranker oder, nach anderer Version, gefallener rotzkranker Pferde oberflächlich beerdigt und in der Nähe dieser Beerdigungsstelle die ersten Erkrankungen beobachtet worden seien, hat die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Das ist eben der Fluch der Kriege, daß sie den Völkern auch noch vernichtende Seuchen (1866 Cholera, 1870 bis 1871 Blattern und Flecktyphus, 1878 Flecktyphus und Pest) bringen. Wie das Ganges-Delta die Geburts- und Keimstätte der Cholera, so ist auch der Orient, Nordafrika, wahrscheinlich ebenfalls Syrien und Kleinasien das Heimatland der Pest. Sie ist hier keine permanente, endemische (einheimische), sondern eine epidemisch auftretende Krankheit. Alle jene mörderischen Seuchenzüge, welche einst zwei Drittheile der Menschheit hinrafften, namen von dorther ihren Ursprung und Ausgang. Europa ist immer nur vom Oriente infizirt worden. Während die Pest in früheren Jahrhunderten einen großen Theil Asiens und fast den ganzen europäischen Kontinent überzog, beschränkte sie sich in Afrika meist nur auf einen schmalen Küstenstrich. Nie betrat sie das angrenzende Nubien, die Sahara und Senegambien. Wiewohl die Seuche sich in gewisser Beziehung von jahreszeitlichen Verhältnissen unabhängig zeigte, so war sie doch immer gegen hohe Hitzegrade und extreme Winterkälte empfindlich. Vermochten diese auch ihren Lauf nicht aufzuhalten, so verlangsamten und beschränkten sie doch denselben. In den Tropen ist die Pest noch nie gewesen. Die eigentliche Saison der Epidemien in Unterägypten fiel fast durchgehends in die Zeit vom November bis Januar — also während des kühleren Wetters. Während sie dort in den heißen Monaten Juli, August und September aufhörten, waren sie grade in Europa am gefährlichsten. Die Höhe bot dem Gange der Krankheit kein Hinderniß — sie erstieg ebenso das Plateau des Atlas, als die Hochebene von Kurdistan. Trotz der früheren gänzlichen Außerachtlassung des Bodeneinflusses auf die Krankheit überhaupt, läßt sich aus den mehr geschichtlichen Vorlagen entnehmen, daß der Grad der Durchseuchung einer Gegend für das Entwickeln und Gedeihen der Pest nicht gleichgiltig sei. Ueberall da wüthete die Krankheit am heftigsten und hartnäckigsten, wo nicht einmal die nothdürftigste Vorsorge für die individuelle und allgemeine Gesundheitspflege — dagegen alle lokalen und sozialen Uebelstände des menschlichen Elends bestanden. — Wenn auch von ganz glaubwürdigen Chronisten der wirklichen Beulenpest als einer schon in der vorchristlichen Zeit (hundert und vierzig Jahre vor Christi Geburt) an der Nordküste Afrikas herrschenden großen Seuche Erwähnung geschieht, so datirt doch der eigentliche Beginn der historischen Pestepidemien von jenem Jahre (543 nach Christi Geburt), wo die mörderische Krankheit als Justinianische Pest zum erstenmale den europäischen Boden in Konstantinopel betrat und diesen über ein Jahrtausend mit kürzeren und längeren Unterbrechungen behauptete. Die unter dem morschen oströmischen Kaiserthum zerrütteten sozialen und politischen Zustände, die tiefe Verkommenheit der Heilkunde, die gänzliche Unkenntniß und Außerachtlassung der einfachsten sanitären Maßnahmen und die eigenthümliche religiöse Richtung, wie die Kreuzzüge und Türkenkriege, haben dem allerersten Vordringen und späteren Ausbreiten dieser Seuche in Europa gewiß Vorschub geleistet. Schon in der zweiten

Hälfte des 6. Jahrhunderts breitete sich die Pest über das ganze oströmische Kaiserreich, das südliche, westliche und nördliche Europa (Italien 543, Gallien 555, Germanien 565, Skandinavien 589) aus. Vom siebenten bis dreizehnten Jahrhundert mehrten sich die europäischen Pest-Epidemien in erschrecklicher Weise. Der so verheerende schwarze Tod des vierzehnten Jahrhunderts war gleichfalls die Pest. Wiewohl im 15. und 16. Jahrhundert noch sehr zahlreiche Epidemien zum Ausbruche gelangten, so kamen doch schon größere seuchenfreie Intervalle vor. Mitte des 17. Jahrhunderts nahm endlich die Herrschaft der Pest in Deutschland trotz des 30jährigen Krieges ab, nachdem sie sich in Italien (Mailand 17000 Todte) ausgetobt hatte. Wie leicht man die Sache zu jener Zeit nahm, beweist ein Buch, welches auf der Innsbrucker Universitätsbibliothek aufbewahrt wird. Sein langathmiger, aber kurzweiliger Titel lautet: „Pestilenzguardine für allerlei Standespersonen mit Säuberung der Häuser, Bettleingewand u. s. w. durch drei besonders auserlesenste Pestwaffen, darunter der wahre philosophische Stein. Sammt Entdeckungen etlicher Possirthumben durch lustige Fragstück. Auch beigelegner, leichter, sicherer und behender Heilung Salzbrandts. Durch Hyppolitum Guarinonium der Arztnei Doktorn bestellten Physitum zu Hall im Innthal. Gedruckt zu Ingolstadt durch Andream Angermaier. 1612." Das Motto des Buches lautet „Similia similibus curantur", das bekannte homöopathische Axiom. Was sagen Hahnemanns Jünger dazu?

Während des 18. Jahrhunderts gab es blos noch ganz vereinzelte Epidemien und zwar in Wien 1713, Marseille 1720, Messina 1743, Dalmatien 1783 und in Polen 1797. Im 19. Jahrhundert fanden epidemische Ausbrüche der Seuche außerhalb der Türkei fast ausschließlich in deren Nachbarländern, an der unteren Donau, am schwarzen Meere und auf der Balkan-Halbinsel statt (Wallachei, Siebenbürgen 1813, 1828, 1829, Silistria 1834, Odessa 1837, Rumelien 1838). Mit der letzten Epidemie in Konstantinopel (1841) verschwand die Seuche an derselben Stelle aus Europa, wo sie vor 1298 Jahren von Asien eingeschleppt worden war. Zwei Jahre später glaubte man sie auch in der asiatischen Türkei und im Jahre 1844 in Aegypten erloschen. Während des nun folgenden neunzehnjährigen pestfreien Zeitraumes wurde allgemein der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Seuche nun ihr Ende erreicht habe. Leider war es nur eine betrügerische Hoffnung! Man hat in dieser Zeit das Endglied einer unbeachtet gebliebenen Kette von geringfügigeren Ausbrüchen und Verschleppungen verloren, welche zu der Hauptwiege dieser Seuche, in den nordwestlichsten Gebietswinkel des persischen Reiches führt. Dort, in dem Hochlande Aderbeidschan, welches sich vom Ararat bis südlich zum Schari-See hinzieht und nordwärts unmittelbar an russisch Kaukasien angrenzt, hat die Pest seit 1863 sich in wiederholten mehr oder weniger zur öffentlichen Kenntniß gelangenden, zunächst schwächeren, dann successive stärkeren Ausbrüchen gezeigt (1863—64, 1870—71, 1873—74, 1876—77), welche mit ähnlichen Ausbrüchen im untern Euphrat-Thale bei Bagdad abwechselten (1867 - 68, 1873—74). Der rege Verkehr der im nordwestlichen Persien lebenden Schiiten (reformirte Moslems) mit den die Heiligthümer derselben bergenden Orten Kerbella und Nedschef in der Euphrat-Niederung, namentlich aber der Gebrauch jener mohamedanischen Sekte, die Leichen ihrer verstorbenen Angehörigen von Zeit zu Zeit mittels eigener Karavanenzüge aus Persien nach jenen heiligen Orten zum Zwecke der Bestattung zu bringen, scheint mit der wiederholten Aufeinanderfolge von Seuchen-Ausbrüchen in jenen beiden Gegenden in ursächlichem Zusammenhange zu stehen. Es ist dies um so wahrscheinlicher, da sowohl die provisorische Aufbewahrungsweise der schiitischen Leichen vor ihrer Ueberbringung nach den heiligen Orten, wie auch die Bestattungsweise an den letzteren und die Art des Transportes dahin eine äußerst nachlässige, aller öffentlichen Gesundheitsrücksicht hohnsprechende ist. Die Begegnung solcher Leichenkaravanen wird von dem französischen Reisenden Ducos als einer der denkbar widerwärtigsten Eindrücke geschildert und dieser religiöse Mißbrauch nicht nur als einer der Hauptvermittlungswege, sondern auch als Entstehungsquelle der Pest angesehen. (Schluß folgt.)

Cetewayo, König der Zulus. (Porträt S. 268.) Unser Bild stellt einen südafrikanischen Wilden vor, der es sich gewiß nicht träumen ließ, daß er einst auf der Bildfläche der europäischen Politik erscheinen würde, um die Federn der gesammten Journalistik in Bewegung zu setzen, was in unserm tintenklecksenden Säkulum nicht wenig zu bedeuten hat. Es ist „Seine gefürchtete Majestät" Cetewayo, König der Zulus. Wenn sich seine zahllosen Krieger mit dem Bastgürtel um die Lenden und den Paar Haarbüscheln, woraus des Königs Kleidung besteht, begnügen, so braucht er wegen der Uniformirung keine großen Schulden zu kontrahiren, aber von den primitiven Waffen, Schild und Streitaxt, hat er sich jedenfalls emanzipirt, sonst wäre es ihm nicht möglich gewesen, in den ersten Februartagen des laufenden Jahres ein englisches Armeecorps unter dem Kommando des Lord Chelmsford zu vernichten und dadurch in England einen panischen Schrecken zu verbreiten.

Der nachfolgende kurze Abriß diene zur Beleuchtung der finsteren Pläne des neuesten „Welterschütterers" und zur Richtigstellung der Anschauungen über den Kriegsschauplatz bei Rourkes Drift am Tugelafluß in der englischen Kolonie Natal oder Viktoria in Afrika.

Afrika, der südwestliche Theil der alten Welt, war in den Zeiten des Alterthums ein Land der Räthsel und Wunder, weil sich Natur und Menschen vereinigten, den Eingang in das Innere zu wehren. Deßhalb beschränkte sich die Kenntniß dieses Kontinentes bei den Phönikern, Griechen, Römern und bei den Arabern nur auf die Küstenländer des rothen und mittelländischen Meeres und des atlantischen Ozeans bis zu den kanarischen Inseln, obzwar schon der alte Ptolemäos, der Vater der Geographie, den insularen Charakter Afrikas vermuthete und deshalb einen Seeweg nach Indien für möglich hielt. Nach successiver Erforschung der afrikanischen Westküste durch die Araber, Portugiesen, Spanier und Genuesen, entdeckte im Jahre 1486 der Portugiese Bartholomäus Diaz die afrikanische Südspitze „das Kap der guten Hoffnung". Zwölf Jahre später hat es sein Landsmann Vasco de Gama umschifft und längs der Ostküste mit Hilfe der regelmäßigen Winde das ersehnte Ziel, Indien, erreicht. Seit dieser Zeit bis auf unsere Tage haben kaufmännischer Egoismus, wissenschaftlicher Ehrgeiz und religiöser Bekehrungseifer viel dazu beigetragen die leeren Stellen auf der Landkarte von Afrika verschwinden zu machen, aber es bleibt unseren Nachkommen noch immer genug zu entdecken, was uns der Amerikaner Henry Stanley, der im Auftrage der Zeitung „New-York-Herald" den afrikanischen Kontinent von Sansibar bis zur Loangoküste (1871—72) durchquerte, beweisen wird.

Auf der Südspitze von Afrika setzten sich im Jahre 1652 die Holländer fest. Nach Errichtung des Bollwerkes, Kapstadt genannt, breiteten sie sich von der Mündung des Oranjeflusses bis Port Natal aus, wurden aber seit 1777 allmählich von den Engländern verdrängt. 1835 zwangen die neuen Herren des Landes die holländischen Ansiedler (Boers) zur Auswanderung aus Natal und 1878 aus Transvaal und 1879 hat sie der König der Zulus, Cetewayo, selber gejagt. Im Anfang unseres Jahrhunderts waren die Zulu ein unbedeutender Stamm unter dem Häuptling Stenzangakona. Dieser hatte einen jüngeren Sohn, Namens Tschaka (Feuerbrand), der, von einem älteren Bruder bedroht, zu einem benachbarten Fürsten flüchtete und sich hier zu einem tapferen Krieger ausbildete. Mit Hülfe desselben überfiel er seinen Bruder, tödtete ihn und wurde Fürst seines Volksstammes. Hernach überfiel er den Sohn seines Wohlthäters, verleibte dessen Stamm dem seinen ein und verschlang allmählich Stamm um Stamm in der Weise, daß er die kräftigsten der überwundenen Feinde seinem Heere einverleibte und bald eine Macht von 100,000 Mann todesverachtender Krieger zusammen hatte. Tschaka erwarb sich den Namen eines Napoleon von Südafrika. Er fiel 1828 als Opfer der Verschwörung seines Bruders Diugau, welcher mit den Auswanderern, den holländischen Boers, in Berührung kam, und nachdem er viel unter ihnen gemordet, dann aber durch sie eine schwere Niederlage erlitten hatte, ihnen die Natal-Kolonie, damals durch Tschakas Mord- und Brandzüge ein menschenleeres Land, abtrat. Gegen Diugau empörte sich dessen Bruder Panda, welcher ihn mit Hilfe der Boers besiegte und 1840 von letzteren als König anerkannt wurde, ein blutdürstiger Tyrann, wie seine Vorgänger. Mit den Boers lebte er in Frieden, weil er deren Pferde und Feuergewehre erprobt hatte. Ebenso hielt er, nachdem 1842 die Engländer die Holländer vollends aus Natal vertrieben hatten, mit diesen zunächst friedliche Nachbarschaft, weil er sie fürchtete. Panda hatte zwei Söhne, Umbulazi und Cetewayo, von denen er den ersteren bevorzugte. Cetewayo überfiel daher 1856 mit 20,000 Mann den Bruder, der ihm nur 8000 Mann entgegensetzen konnte. Ein entsetzliches Morden begann; was nicht unter der Assagay (Wurfspieß) und der Streitaxt fiel, wurde in den Tugelafluß gedrängt, so daß die ganze Macht Umbulazi's an einem Tage vernichtet wurde. Umbulazi selbst fiel dem unmenschlichen Bruder in die Hände, der ihn lebendig schinden, dann auf das zuckende Fleisch Asche und schwarze Ameisen streuen, dann ihm die Rippen aufbrechen und das Herz durch seine Krieger verzehren ließ. Hierauf sammelt Panda seine alten getreuen Regimenter, fällt über seinen rebellischen Sohn, zerschlägt seine Macht, und der eben noch so gefürchtete Tyrann ist ein Flüchtling. Indeß auch er sammelt noch einmal einen mächtigen Anhang und Vater und Sohn regieren, beide einander meidend, neben einander bis zu Panda's Tode (1872). Seit Tschaka aber sieht jeder Zulufürst sich selbst für den eigentlichen Herrn der Welt an. Tschaka schlachtete 20,000 seiner eigenen Unterthanen zur Verherrlichung der Todesfeier seiner Mutter. Seit 1840 sind die Zulufürsten jenseit des Büffelflusses nie aus ihrer drohenden Haltung herausgetreten. Erst seit Cetewayo's Regierungsantritt schreckt der Ruf: „Die Zulus kommen" über hunderte von Quadratmeilen hin die sehr vereinzelt wohnenden englischen, holländischen und deutschen Ansiedler zu jäher Flucht auf, ein Zustand, der auf die Dauer unerträglich wurde und die Kriegserklärung Englands an Cetewayo herbeiführte. Daß England den Feldzug mit einer so schmählichen Niederlage am Tugelafluß, wobei 80 pCt. der Betheiligten das Leben verloren und der gesammte Proviant und die Munition dem Feind in die Hände fiel, eröffnete, hat seine Krämerpolitik verschuldet, welche seit Jahren die Zulus mit Martini-Gewehren (Hinterlader) versorgt hat. Die unmenschlichen Kolonialbehörden trieben außerdem eine ansehnliche Menge von Deutschen und Holländern in das Zuluheer, welchem sie das Schnellfeuer und den Bajonnetangriff beibrachten. Will England sein Prestige in Indien nicht schmälern und das Kap, seine gesündeste Kolonie, nicht einbüßen, so muß es mit Anspannung aller Kraft den durch den unerwarteten Sieg übermüthig gewordenen Cetewayo zu Boden werfen.

Der Kriegsschauplatz erstreckt sich über den ganzen Kolonialbezirk von Natal, ungefähr tausend deutsche Quadratmeilen, wovon mehr als

zwei Drittheile kulturfähiger Boden sind, der dabei so reich und gut bewässert ist wie wenige Theile der Erde. Nur im äußersten Westen, an dem Guaslamba, Jegale oder Schneegebirge sind unfruchtbare felsige Einöden; der übrige Theil besteht meist aus sanft ansteigenden Plateaus. Das Klima ist ein durchaus gesundes und gestattet selbst dem eingewanderten Europäer anhaltende körperliche Arbeit. Selten steigt die Wärme über 24 Grad Réaumur im Schatten. Neben Kaffee, Zuckerrohr und Tabak gedeiht Mais und Weizen. Apfelsinen, Ananas, Bananen und der Weinstock bedürfen fast gar keiner Pflege. Die Gesammtzahl der Einwohner beträgt 300,000, davon sind 247,000 Eingeborene (Zulu), 50,000 eingewanderte Europäer und 3000 Kulis (eingewanderte Chinesen). Die Eingeborenen gehören der afrikanischen Völkergruppe der Kaffern (von dem arabischen Wort Kâfir, Ungläubiger) an, nennen sich Zulu (Söhne des Himmels) und sind ein äußerst kräftiger Menschenschlag. Unter den Männern sieht man sehr viele hoch und gut gewachsene Leute, theilweise auch intelligente Gesichter. Dagegen sind die Weiber, selbst die jungen Mädchen nicht ausgenommen, durchweg häßlich. Sie leben von Viehzucht, Fischfang, Jagd und einigem Ackerbau. Das eingewanderte Völkermosaik, bestehend aus Engländern, Holländern, Deutschen und Chinesen, wohnt in Städten und Dörfern. Der einzige Hafen der Kolonie ist Port Natal. Das Tauschgeschäft mit den Eingeborenen und die Ausfuhr der Landesprodukte besorgen die Städte d'Urban (70,000 Einwohner), Newbourg, Newgermany (ausschließlich von Deutschen bewohnt) und Moritzburg (Sitz der Regierung). Ausgeführt werden Wolle, Häute, Hörner, Talg, Elfenbein, Zucker, Kaffee, Tabak, Droguen, Schlachtvieh, Butter, Getreide und Mehl. Obzwar allerorten Missionen mit großen Kosten eingeführt sind, ist ihr Erfolg bei den Kulis gleich Null, bei den Zulus nicht viel günstiger.

Der Bestand dieser blühenden Kolonie ist durch den Sieg des Zulukönigs Cetewayo heute mehr denn je gefährdet, weil in den Monaten März, April, Mai, die unserem September, Oktober und November entsprechen, die große Regenzeit eintritt, welche die Bewegungen der englischen Armee erschwert, wenn nicht ganz unmöglich macht. Hilfstruppen sind bereits von Bombay (Indien) und Mauritius (englische Insel im indischen Ozean) unterwegs, um die Scharte, die sich England am Tugelafluß geholt, auszuwetzen, aber „der Himmel ist hoch und der Czar ist weit" sagt ein russisches Sprüchwort. In den fünfundzwanzig Tagen, die ein Schiff mit Verstärkungen von dem englischen Kriegshafen Plymouth nach Port Natal braucht, kann der blutdürstige Cetewayo fünfundzwanzig mal zu neuen vernichtenden Streichen ausholen, da ihm, der die allgemeine Wehrpflicht bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt hat, alle Männer seines Volkes ohne Ausnahme zu Gebote stehen. Jedenfalls hat das englische Kriegsministerium den Cetewayo unterschätzt, wie es den Schir Ali in Afghanistan überschätzt hat. Dr. M. T.

Feuerköpfige Goldhähnchen. (Bild S. 269.) Ein Frühlingsbild, das wir den Lesern der „Neuen Welt", hoffentlich nicht allzusehr ante festum, hiermit vorführen. Im nächsten Monate trifft das kleine Zug- und Singvögelchen, der kleinste unter allen europäischen Vögeln, wieder bei uns ein auf der Rückkehr von seiner winterlichen Erholungsreise, die es nach wärmeren Himmelsstrichen führt, theilweise bis in das Land, wo die Citronen blühen, in das schöne Spanien. Kaum acht Centimeter lang wird der muntere niedliche Vogel, der nach dem prachtvollen Feuergelb, das den Oberkopf des Männchens ziert, den hübschen Namen „Feuerköpfiges Goldhähnchen" erhalten hat. Es ist ein reizendes, außerordentlich bewegliches Thierchen, das der Holzschnitt leider nur in seiner zierlichen Gestalt und nicht in seinem prangenden Farbenreichthum darzustellen vermag. Das lockere Gefieder ist oben lebhaft olivengrün, unten weißgrau; der Schwanz und die Flügel zeigen tiefgrüne Farbe, welche bei letzterem von weißen Flecken durchbrochen ist. Das Goldhähnchen baut aus Insektengespinst, Flechten und Moos sehr künstliche, kugelförmige Nester und lebt von dem Samen der Nadelhölzer, sowie von kleinen Insekten und deren Larven und Eiern.

Sprechsaal für jedermann.

In Nummer 14 des heurigen Jahrgangs von der „Neuen Welt" wird der Einfluß der Umdrehung der Erde auf die Form der Baumstämme in scheinbar einleuchtender Weise dargethan, doch ist diese Darstellung geeignet, Laien irre zu führen; jeder Holzhacker und Förster hat diese eigenthümliche Erscheinung schon beobachtet, weiß aber auch ganz genau, daß die Längenachse des elliptischen Durchschnitts von der vorherrschenden Windrichtung abhängt; da wir nun meist vorherrschend Westwind haben, ist es natürlich, daß die Bäume mit der Krone vornüber nach Osten neigen, also die Stämme schief stehen, die schiefe Lage bedingt obige Erscheinung, indem schon von Jugend auf die jungen Zellen auf der Ostseite zusammengepreßt, die der Westseite aber in die Länge gezogen werden, daher sind auch die Jahresringe auf der Ostseite breiter als auf der Westseite. In geschützten Lagen dagegen haben die Bäume fast kreisrunde Jahresringe und gleichen Durchmesser.

H. Seufferheld, Kunstgärtner, Abonnent der „Neuen Welt".

Aerztlicher Briefkasten.

Ottensen. N. N. Die „harte Kruste" an den Zähnen (Zahnstein) muß durch einen Zahnarzt mechanisch entfernt werden, denn das bloße Putzen der Zähne hilft in diesem Falle nichts. Man hat zwar Chemikalien, namentlich Säuren, zur Auflösung des Zahnsteins empfohlen; dieselben sind nicht unwirksam, sie greifen aber gleichzeitig die Zahnsubstanzen an und sind daher zu verwerfen. — Ein Mittel, Sie von Ihren XBeinen zu befreien, kennen wir nicht.

Giebichenstein. P. Gegen die Risse in der harten Haut an Ihren Hüften wird vielleicht eine Salbe aus 1 Theil Paraffin, 1 Theil weißem Wachs, 8 Theilen Provenceröl und 1/4 Theil Boraxsäure von Nutzen sein.

Kalk. E. Mit Strafen richten Sie beim nächtlichen Bettnässen der Kinder nichts aus. Lassen Sie Abends wenig und besonders keine flüssige Kost genießen und vor dem Zubettgehen den Harn vollständig entleeren. Das Bettnässen erfolgt selten gegen morgen, sondern gewöhnlich in den ersten Nachtstunden. Man wecke daher das Kind nach einstündigem Schlaf und lasse es harnen. In der folgenden Nacht widerhole man dieses Verfahren nach einer Stunde und zehn Minuten, in der nächsten nach einer Stunde und zwanzig Minuten und so fort, bis das Kind 3 Stunden schläft, ohne den Harn unter sich gehen zu lassen. Außerdem sind kalte Waschungen des Rückens und der Lenden, eventuell kühle Sitzbäder zu empfehlen. Verschwindet das Leiden trotzdem nicht, so kann man bei Knaben Abends vor dem Schlafengehen die Harnröhrenmündung durch Kollodium verkleben, von welchem einige Tropfen aufgetröpfelt werden. Es sind dadurch schon dauerde Heilungen zu Stande gekommen. Ein anderes, sehr zweckmäßiges Verfahren: das Einführen eines langen Katheters in die Harnröhre, der 1/4 Stunde liegen bleiben muß, wollen Sie dem Arzte überlassen; ebenso die Anwendung arzneilicher Mittel, wie der Belladonna, der Canth.-Tinktur u. s. w. Die Skrophulose behandelt jeder Arzt, ebenso das Geschlechtsleiden des Herrn S. in Erfurt und das Flechtenleiden des Herrn M. in Leipzig.

Herrn T. G. in C., der uns wegen Fischschuppenkrankheit konsultirt, zur Nachricht: daß kein Heilverfahren bekannt ist. Herrn R. M. in Lindenau: daß sich seine Fragen nicht zur Beantwortung eignen.

Dr. Meierstein.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. C. F. L. Der Expedition übergeben. — A. M. Ob es nicht ein „Beruhigungsmittel gegen ein von den Qualen einer unglücklichen Liebe zerfleischtes Herz" gibt? Wenn ein Herz einmal zerfleischt ist, so dürfte mit einem Beruhigungsmittel wenig gedient sein. Vielleicht bleibt Ihnen nun nichts anderes übrig, als herzlos fortzuleben, das soll auch ganz gut möglich sein.

X. Tuchscheerer C. Auf Ihre Bedenken bezüglich des im Artikel „Kleine aber gefährliche Feinde" erwähnten bombenzerfressenden Insekts antwortet der Herr Verfasser wie folgt: Die in dem betr. Artikel erwähnte arsenalfeindliche Thätigkeit des Urocerus juvencus, — eines kleinen, mit durchäderten Flügelchen versehenen Thierchen aus der Familie der Holzwespen, — ist durch Thatsachen erwiesen, wie solche sich angeführt und wissenschaftlich erörtert in den Annalen der pariser Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1857 vorfinden. Im folgenden Jahre legte derselben Körperschaft Marschall Vaillant, aus dem Krimkriege kommend, eine Anzahl solcher von dem Insekte durchbohrten Projektile zur Besichtigung vor. Die Galerien und Gänge, welche in demselben sich vorfanden und eine Aus- und Eingangsöffnung zeigten, dienten den Larven des Insekts zum Aufenthaltsorte während der Zeit der Metamorphose. Sie waren rund oder oval, durchliefen die Ballen in schräger Richtung und waren von dem Insekte mittels der Kiefern gebohrt worden. Dieselben bearbeiten Eisen, Zink oder Blei ebenso leicht wie Fichten- oder anderes Holz.

Hamburg. Frl. D. F. Die schwarzwälder Dorfgeschichten Berthold Auerbachs sind in den Jahren 1843 bis 53 erschienen; Edmund Hoefers Geschichten „Aus dem Volk" 1852.

Kiel. Z. Z. Sie haben gehört, daß „Blätter wie die ‚Neue Welt' immer schon lange vor ihrem Erscheinen fertig sind und garnicht selten sogenannte Korrekturbogen an Freunde vor dem Erscheinen versandt werden". Nun versichern Sie uns Ihrer besonderen Wohlgeneigtheit, um dieser schmeichelhaften Zusicherung die bescheidne Bitte auf den Weg zu geben, wir möchten, „solange der Roman ‚Stefan vom Grillenhof' dauert," Ihnen einen Korrekturabzug davon „so früh als möglich" zusenden, damit „eine Freundin" — Freundin? Kleiner Schäker! — „die auf den Roman brennt," doch nicht immer so lange darauf zu warten hat. Da sehe ein Mensch an, was es in Deutschland für liebenswürdige Jünglinge gibt! Sie gestatten doch, daß wir uns die Sache noch ein klein wenig überlegen?

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 22. Februar.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 24. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Der Professor schüttelte den Kopf. „Was waren die Kriege all' der vergangenen Jahrhunderte gegen unsere heutige ‚verbesserte' Kriegführung! Heere von solcher Stärke und Furchtbarkeit hat es niemals, nicht einmal annäherungsweise gegeben, und die Waffen unserer Väter waren unschuldiges Spielzeug gegen die Feuerwaffen unserer vorgeschrittenen Kriegstechnik, die reihenweise, wie das reife Korn, die Menschensaat niedermäht und ein Bataillon in einigen Minuten vernichtet."

Hans war mit Stefan schon vorher herangetreten; der Professor aber, der sich in das Thema verrannt und der dem dumpfen Groll, der ihn seit Stefans Assentirung erfaßt hatte, dabei Luft machen konnte, hatte nicht darauf geachtet. Jetzt hielt er inne und sah empor. Er streckte Stefan die Hand entgegen und stellte ihn hierauf selbst der Gräfin vor. Der armen Valerie drohte in heimlichem Bangen das Herz zu zerspringen, als sie aber bemerkte, daß die Verbeugung, die Stefan vor der Gräfin machte, keineswegs linkisch aussah und daß er die freundlichen Fragen derselben gewandt beantwortete, fühlte sie sich erleichtert und innerlich entzückt. Der Professor lud Stefan ein, neben Valerie Platz zu nehmen; dieser setzte sich jedoch bescheiden auf die dritte Bank. Er hatte den Professor zu seiner Rechten, Valerie zu seiner Linken. Die Gräfin hatte sich bald in ein ziemlich lebhaftes Gespräch mit Stefan eingelassen, dessen kurze, aber klare Antworten ihr zu gefallen schienen. Hans beobachtete mit erregter Neugierde die Physiognomien der beiden von ihm Beargwöhnten; er vermochte nichts Auffälliges zu entdecken. Valerie sah ganz wie gewöhnlich aus, ihr Lächeln war vielleicht etwas zerstreut; und Zerstreutheit mochte es sein, die sie veranlaßte, die Kreide, die auf dem Tische lag, in die Hand zu nehmen und damit allerlei Hieroglyphen auf den Tisch zu zeichnen, die sie mit ihrem Sacktuch wieder verwischte. Stefan saß aufrecht, seine Wangen waren lebhaft geröthet, aber das mochte infolge des belebten Gesprächs mit der Gräfin sein, Valerie hatte er bisher nur einmal flüchtig angesehen; kein Wort war zwischen ihnen gewechselt worden, und auch kein Blick. Aber welche Schliche erfindet heimliche Liebe nicht, um sich zu verständigen! Und Hans mochte noch so gut aufpassen, die Verständigung geschah dennoch und zwar unmittelbar unter seinen Augen. Stefan sah allerdings nicht Valerien in's Gesicht, aber er folgte, ohne daß es so den Anschein hatte, jeder Bewegung ihrer kleinen Hand. Er bemerkte, wie sie wiederholt, mit einer kühnen Verschnörkelung wohl, die ihn jedoch nicht beirrte, die Ziffer 5 hinzeichnete, und ein langsames Neigen seines Kopfes deutete ihr an, daß er verstanden hatte. Valerie wurde kühner, und unter ihren flinken Händen wuchs jetzt ein Kegel in die Höhe und darauf baute sich, zwar etwas schief und ungenau, aber doch erkennbar, die Ruine Hohenwang auf, sie stand nur einen Augenblick, dann ward sie ausgewischt. Wie zufällig trafen jetzt die Blicke der beiden zusammen, eine Sekunde lang, aber sie reichte hin, um einen Blick des Einverständnisses zu tauschen. Das Rendezvous war verabredet, und niemand außer den Betheiligten hatte eine Ahnung davon.

Wie ein Wirbelwind kam nun über die Wiese Nandl herangeflogen. Sie stutzte und blieb stehen, als sie die beiden Damen bemerkte. Ihre Augenbrauen zogen sich finster zusammen, und sie schien einen Augenblick unschlüssig, ob sie näher kommen oder sogleich wieder Reißaus nehmen solle. Ein mächtiger Antrieb ließ sie für das erste sich entscheiden. Sie sprang auf den Professor zu, ohne die übrigen eines Blickes zu würdigen, und ihre Hand auf seine Schulter legend, sagte sie in einem halb trotzigen, halb bittenden Ton: „Geben Sie mir das Stück Brot, das hier auf dem Tische liegt, ich habe Hunger."

„Du bist noch hier?" rief der Professor erstaunt.

„Nandl," sagte Stefan in einem Tone des Vorwurfs, „ich hatte dich nach Hause geschickt, warum bist du nicht gegangen?"

„Weil ich nicht kann," erwiderte sie. Der Ton klang wie gebrochen.

„Da hast du das Brot, mein Kind," sagte der Professor und hielt es ihr hin. Sie langte gierig darnach und biß sogleich hinein. „Ich wette, das arme Ding hat heute den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen," fuhr er fort, sie mit einem mitleidigen Lächeln betrachtend. „Du hast dich wie ein Vagabund wieder herumgetrieben, he?"

„Das ist entsetzlich!" rief die Gräfin. „Aber es ist gewiß so, wir haben sie vorhin im Park schlafend angetroffen; aber ist denn niemand im stande, über dieses wilde Geschöpf eine Art Autorität zu üben, und dasselbe zu einem ordentlichen, regelmäßigen Leben anzuhalten?"

Wüst zuckte die Achseln. „Die ist zu sehr an die Freiheit gewöhnt, es dürfte schwer halten, aber ich werde es versuchen."

„Ach, Sie Professor, Sie sind selbst so eine wilde, ungezogene Pflanze," sagte die Gräfin, halb scherzhaft, halb ärgerlich, „aber man müßte die Mutter dazu anhalten."

„Die alte Huber? Die hat, glaube ich, ihr Lebtag keinen andern Einfluß auf das Kind gehabt und keinen andern Eindruck auf sie geübt, als den ein Stock hervorbringt."

„Die Huber!“ rief die Gräfin, in jähem Schreck in die Höhe fahrend, aus.

„Ihre Mutter, sagte ich, die Huber,“ wiederholte der Professor.

„Ist das das Weib — des Stadlbauers?“ fragte die Gräfin mit stockendem Athem; „sprich, Nandl!“

„Ja,“ sagte diese kurz und mit vollem Munde.

Die Gräfin erbleichte bis in die Lippen; sie fühlte sich unwohl, einer Ohnmacht nahe, aber sie kämpfte mit aller Kraft dagegen. Sie wollte, sie durfte sich nicht anmerken lassen, wie sehr diese, scheinbar so uninteressante Thatsache sie berührte; ja, sie suchte sogleich jede Bedeutung sich selbst gegenüber hinwegzuleugnen. Was war es denn auch, was regte sie so auf? Sie hatte die Milchschwester ihrer kleinen Maximiliane entdeckt; aber — ein furchtbarer Gedanke fuhr wie ein Blitz in ihre Seele — die Aehnlichkeit der Stellung vorhin, die sie an Maxime erinnert hatte? „Wahnsinn!“ sagte sie sich. „Sie ist eine zufällige. Wie sollte es auch anders sein. Maximiliane, die Tochter Maximes, ist todt; es steht im Kirchenbuch, es ist amtlich, gerichtlich konstatirt, wie kann man also denken, daß dieses entsetzlich wilde Geschöpf — wie könnte es auch! — Niemals! — Wahnsinn, Wahnsinn!“ wiederholte sie sich.

Stefan hatte indeß mit Nandl freundlich und zuthulich gesprochen und ihr gesagt, sie möge sich neben ihn setzen. Sie blickte zu ihm auf und dann auf Valerie. Um ihren Mund zuckte es, aber sie antwortete nicht und setzte sich auch nicht. Da zog sie der Professor zu sich auf die Bank hernieder.

„Komm zu mir,“ sagte er, wie tröstend, „wir beide, wir müssen überhaupt jetzt zusammenhalten, du weißt es ja schon, daß er uns verläßt, und zwar morgen mit dem frühesten, du weißt es jetzt und du findest dich vernünftigerweise darein, nicht wahr Nandl?“ Sie erwiderte nichts; sie hörte nicht auf, in ihr Brod zu beißen, aber schwere, langsam perlende Thränen fielen darauf. „Du wirst bei mir bleiben,“ fuhr der Professor fort, „und was er nicht mehr für dich thun kann, das will ich thun, ich habe dich ja als so eine Art Vermächtniß von ihm überkommen.“

„Ja,“ sagte Stefan lebhaft, „und ich gehe leichter und beruhigt, seit ich weiß, daß der Professor sich in so großmüthiger Weise deiner annehmen, daß er dich beschützen, für dich Sorge tragen will; versprich mir nun, daß du dich in alles fügen, daß du ihm in allem gehorchen wirst.“

„Ich will nicht mehr Kröten fangen,“ lispelte sie mit halb erstickter Stimme.

„Nun, das sollst du auch nicht,“ sagte der Professor gutmüthig, „wir werden schon etwas anderes für dich finden, du sollst einmal etwas lernen, und ich werde mich selbst mit dir beschäftigen.“

„Das ist nicht nöthig,“ sagte sie.

„Ei, wie so denn, Nandl?“

„Weil ich fortgehe.“

„Ah!“ machten alle.

„Fort!“ lachte der Professor, „seht doch, wohin willst du denn gehen?“

„Das werde ich nicht sagen.“

„Was soll das heißen?“ fuhr Stefan erzürnt auf. „Kommst du mit so kindischen Schrullen und mit solchem Eigensinn, willst du den Professor, willst du mich betrüben, die wir es beide so gut mit dir meinen!“ Sie schüttelte verneinend den Kopf. „Dann sage es uns; was willst du anfangen, wohin willst du gehen? wir müssen das wissen.“

„Ich kann es aber nicht sagen.“

„Auch mir nicht, Nandl?“

Sie sah plötzlich auf und blickt ihn unter Thränen mit einem fast triumphirenden Aufleuchten an. „Du wirst es ohnedies bald erfahren, du!“

„Nandl!“ — Stefan sah ihr mit einer Art komischer Desperation in das kleine Gesicht — „Nandl, du willst mir doch nicht am End' nachlaufen!“ Nandl senkt schnell das Haupt, der Professor und Hans aber brachen in ein lautes Lachen aus, so überaus erheiternd erschien ihnen diese Annahme. Aber Stefan kannte die Nandl besser, er wußte wohl, daß sie im Stande wäre Ernst zu machen, und er sagte deshalb mit Strenge: „Nandl, ich verbiete es dir, an so etwas Verrücktes auch nur zu denken, die Ausführung verbietet sich wohl von selbst, aber ich will nicht, daß du Lindau verlässest, ich will nicht, daß du der Aufsicht des Professors dich entziehst, sei's auch nur für einen einzigen Tag.“

Sie warf plötzlich den Rest des Brodes, den sie noch in der Hand hielt, auf den Tisch. Die stürmische Bewegung, die sie so lange zurückgehalten, sie brach nun unaufhaltsam hervor. „Und du glaubst, ich soll dich fortziehen lassen!“ Ihre Stimme ging fast unter in Thränen und ihr kleiner Körper zitterte. „Und ich soll hier zurückbleiben, allein, ohne dich? Was wär' das für ein Leben, ich könnt' es nicht ertragen! Und du sollst es nur wissen, Stefan: ja, ich will dir nachlaufen, und wenn's auch noch so viele Meilen wäre! Nicht grade neben dir, ich weiß schon, das ließen sie nicht zu, und vor und neben und hinter dir, da sind lauter Soldaten; aber ganz aus den Augen sollst du mir doch nicht kommen, und ich werde immer in einiger Entfernung so nebenher traben, und wenn ihr Halt macht, dann bring' ich dir Wasser und du gibst mir dafür ein Stück Brot, und wenn's dann zum Dreinhauen kommt, dann verstecke ich mich irgendwo, aber so, daß ich dich sehen kann, oder besser, ich verschaffe mir eine Waffe, ein Gewehr, und wenn dir einer an den Leib will, so schieße ich ihn nieder, aber wenn das alles nichts nützt und du wirst doch verwundet, dann will ich dich pflegen, und wenn du stirbst, dann können sie mich gleich mit dir begraben!“

„Nandl,“ rief Stefan und rang fast die Hände, „du thörichtes Kind, was sind das für Gedanken, was hast du für sinnlose Vorstellungen, du armes, gutes Ding.“ Er erfaßte sie und zog ihren Kopf wie beruhigend an seine Brust.

Valerie blickte in banger, quälender Eifersucht nach ihnen hin. Wie liebte ihn doch dieses wilde, ungeberdige Ding, nach ihrer Art freilich, aber wie empfänglich schien er ihr dafür. Warum hielt er sie so — so zärtlich? Und das vor ihren Augen! Es war nur ein kurzer Augenblick; Stefan ließ die Nandl los, und als nun der Professor und Hans gleichzeitig sich um die Kleine bemühten und ihr das Lächerliche und Undurchführbare ihres Planes begreiflich zu machen suchten, und diese auf all' die Vorstellungen nur kopfschüttelnd antwortete, sagte er ernst und entschieden: „Geben Sie Sich keine Mühe mit ihr, Vernunftgründe verfangen bei ihr nicht und sie versteht sie auch nicht. Aber du wirst hier bleiben, Nandl, weil ich es will, und ich will es, weil es nicht anders sein kann, und glaube ja nicht, daß du mir mit deiner alles Maß überschreitenden Anhänglichkeit eine Freude machtest, nur Kummer und Verdruß würdest du mir dadurch verursachen. Darum bleibe, sei brav und lerne tüchtig, damit, wenn ich zurückkomme, ich dich vernünftiger wiederfinde.“

Nandl hatte während dieser etwas harten Zurechtweisung ihres jugendlichen Mentors den Kopf immer tiefer gesenkt; er ruhte jetzt auf ihren Händen, die sie vor sich auf den Tisch gelegt hatte. Eine Pause entstand, niemand sprach ein Wort. Die Gräfin hatte indeß Zeit gehabt, sich zu sammeln und hinsichtlich dieser unerwarteten Enthüllung zu einem Entschlusse zu kommen. Sie blickte jetzt mit einem besorgten Ausdruck auf das junge Mädchen hinüber und sprach etwas beklemmt ihren Namen aus. Nandl hob nicht einmal den Kopf.

„Nandl,“ wiederholte die elegante Frau, „höre mich, ich — ich selbst will mich deiner annehmen, ich werde deiner Mutter eine kleine Unterstützung angedeihen lassen und hierauf jede weitere Sorge für dich übernehmen.“

„O, wie gut sind Sie, Gräfin!“ rief Valerie, der mit dieser Lösung ein Stein vom Herzen fiel. „Nandl ist schon viel zu erwachsen, als daß —“ Valerie stockte.

„Als daß sie der Sorge von Männern allein anvertraut werden könnte,“ ergänzte die Gräfin; „Sie haben ganz recht, Valerie. Ein weiches, sanftes Frauengemüth muß hier mildernd und veredelnd einwirken, sie wird dann schnell sanfter und weiblicher werden; vielleicht habe ich noch die Freude, ein ordentliches, normales Geschöpf aus ihr herauszubilden. Aber in eine Schule muß sie, das ist unumgänglich nothwendig; Sie werden ihr das vielleicht am klarsten auseinandersetzen können, Herr — Herr Stefan; ich rechne ein wenig auf Ihre Unterstützung, meine Herren. Ich möchte sie am liebsten in die Klosterschule nach Salzburg schicken, damit sie nicht nur geschickter, sondern auch frömmer und besser werde.“

Der Professor runzelte die Stirn und begann unruhig auf seinem Stuhle hin und her zu rücken. Auch Stefan schwieg, und die Gräfin mochte wohl finden, daß sie auf die gehoffte Unterstützung nicht allzu sicher zählen dürfe. Sie wandte sich daher wieder an Nandl selbst.

„Nun, mein Kind, du hast doch mein Anerbieten gehört und verstanden, warum antwortest du nicht? Nandl, sieh, ich möchte dein Zutrauen, deine Neigung mir gewinnen,“ fuhr die Gräfin erregter fort, mit einem Tone, hinter dem sich die wachsende Er-

bitterung über dieses störrische Geschöpf nur mühsam verbarg. „Ich werde alles thun, um dich auf den Weg der Sittlichkeit zurückzubringen, von dem du in deiner Zügellosigkeit, vielleicht nur in deiner Unerfahrenheit, abzuirren beginnst. Um dies auszuführen, werde ich die Zustimmung deiner Mutter und deines Vormundes zu erlangen suchen, und dann", fügte sie mit einem Blick auf den Professor hinzu, „wird mich berechtigterweise niemand verhindern dürfen, das zu thun, was ich zu deinem wahren Wohle bezwecke." Sie schwieg und sah erwartungsvoll zu ihr hinüber.

Nandl hatte ihre Stellung auch nicht einmal verändert, nur an der heftigen Pulsation des Halses erkannte man, daß es in ihrer kleinen Brust mächtig arbeitete und stürmte. „Nandl," rief die Gräfin mit einer etwas schrillen Stimme, „warum sprichst du nicht? Du sollst mir Antwort geben."

„Sprich doch, antworte der gnädigen Gräfin!" mahnte Valerie.

Nandl hob den Kopf rasch in die Höhe, mit einem Ruck warf sie das dunkle Haar, das ihr weit über das Gesicht gefallen, zurück; ein dämonischer Aufblitz ihrer schwarzen Augen traf zuerst Valerie, dann sah sie festen Blicks auf die Gräfin. „Ich hasse Sie!" sagte sie langsam, jede Silbe betonend; und sie legte all' die wilde Befriedigung hinein, die sie beim Aussprechen dieses Gefühls empfand. „Ich glaube, ich habe noch nie in meinem Leben so gehaßt. Sie können thun, was Sie wollen, und meinetwegen die Einwilligung holen von wem sie wollen, aber zwingen werden Sie mich zu nichts, und ich sage es Ihnen, und es ist wahr, ich thät' mir lieber einen Stein um den Hals binden und mich damit in den See stürzen, wo er am tiefsten ist, eh' ich dahin ging, wohin Sie wollen, und eh' ich Ihnen auch nur das geringste Recht über mich einräumte, und nun wissen Sie es und da haben Sie meine Antwort." Sie hatte die Gräfin unverwandt angeblickt, mit einer Entschlossenheit und dabei mit einer Unversöhnlichkeit, welche die Gräfin empörte.

„So vergiltst du meine Theilnahme," rief sie erregt, „so die Liebe, die ich für dich zeigte, du verkommenes Kind!"

Nandl sprang auf. „Die Liebe, Ihre Liebe! Lügen Sie nicht! Sie hassen mich so gut, wie ich Sie, ich fühle es und das freut mich!"

Die Gräfin sank betroffen in den Stuhl zurück. Hatte sie ihr Gefühl irregeleitet, hatte sie selbst das sonderbare Interesse, das ihr dieses Kind einflößte, mißverstanden? Oder war dies Gefühl zorniger Empörung erst durch die abscheuliche Aufrichtigkeit der Nandl in ihr erwacht? Mochte dem sein, wie ihm wolle, sie fühlte es in dem Augenblicke, daß die Kleine recht hatte, daß auch sie sie haßte, daß auch ihr dieser Haß Befriedigung sei, und gleich der alten Huber bezeichnete auch sie dies Geschöpf, die Nandl, insgeheim als die Mörderin ihres Kindes. — —

So zufällig hatte das Zusammentreffen mit dem Professor und selbst mit Stefan ausgesehen, so unbefangen hatten sich alle zu geben versucht, und nun hatte, durch Nandls Dazwischenkommen, der Auftritt zu einem höchst erregten sich gestaltet. In Intervallen waren laute Hochrufe von drüben vernehmbar geworden, auch die Musik hatte sich durch einen wiederholten Tusch wieder bemerkbar gemacht, aber niemand hatte darauf geachtet.

In diesem Augenblick aber horchten alle auf und alle schwiegen wie auf Verabredung. Man hatte herannahende Schritte vernommen und sah nun den General mit den Offizieren herankommen. Ewald war ihnen voran; als er jetzt Stefan und Nandl bemerkte, überflog es zornig sein hübsches Gesicht. Die Gräfin hatte sich indeß erhoben und die andern mit ihr, mit Ausnahme des Professors, der ruhig sitzen blieb und sich den Rest des Bieres in seinen Humpen goß. Ewald war nahe zu Hans getreten, und den nebenstehenden Stefan, von dem er wohl wußte, wer er war, von oben bis unten messend, sagte er in einem absichtlich geringschätzenden Ton: „Wenn du für deinen Stand so wenig Achtung zeigst, um Freundschaft mit dem ersten besten zu schließen, so kann mir das gleichgiltig sein, aber ich fordre, daß du Damen gegenüber, die man dir anvertraut hat, die schuldigen Rücksichten beobachtest und sie nicht in Gesellschaft eines Rekruten bringst und sie mit demselben an einem Tische sitzen lässest."

Stefan war erblaßt, seine Augen trafen mit denen seines Angreifers zusammen, ebenso drohend, ebenso geringschätzend; aber er wußte, wenigstens äußerlich, seine Ruhe zu bewahren, und in der schnellen Antwort, die er gab, lag etwas Edles, fast Ueberlegenes: „Ich bin nicht Rekrut aus Neigung und freiem Willen, Herr Baron, man hat mich dazu gemacht, und wenn in meiner Stellung etwas Niedriges läge, was mich wie einen Knecht von dem Tische des Freien treibt, so würde die Schmach nicht auf mich fallen."

Valerie warf ihm einen leuchtenden Blick zu, er erschien ihr so stolz in diesem Augenblick, und sie freute sich über seine Kühnheit. Ewald griff unwillkürlich an seinen Säbel.

Der General aber schrie wüthend: „Kanaille, du unterstehst dich, einem Offizier so zu antworten, — weißt du nicht, was das heißt, Insubordination!"

„Nein, Herr General, das weiß ich nicht," sagte Stefan, ebenso ruhig, aber in einem bescheideneren Ton, „ich bin erst seit heute Morgen assentirt, aber da ich begreiflicherweise wohl leicht abermals dagegen verstoßen könnte, so erlauben Sie mir, mich zu entfernen." Er grüßte mit dem Kopfe, und ohne weiteres abzuwarten, schritt er mit seinem elastisch festen Schritt die Wiese entlang.

Die Offiziere waren fast erstarrt. „Das ist unerhört!" schrie der General. Ein helles, boshaftes Lachen antwortete ihm. Es war die Nandl; sie hatte sich geduckt voll Angst und Besorgniß um Stefan und bereit, wenn diesem etwas geschehen sollte, den Feind sogleich im Rücken anzufallen; nach diesem raschen und glücklichen Ausgang sprang sie in die Höhe und lief leichtfüßig davon. Auch der Professor kicherte. Die Gräfin aber hing sich an den Arm ihres Schwagers und suchte ihn fortzubringen.

„Wie heißt der Kerl?" rief der General. „Ich muß das wissen."

„Es ist der Stefan vom Grillenhof," sagte der Oberstlieutenant. „Beruhigen Sie Sich, Herr General, der ist angemerkt." Die Herren wandten sich zum Gehen.

Valerie erfaßte Hansens Arm wie hülfesuchend; ihre Augen sahen flehend zu ihm auf. „Sie werden ihn exponiren," murmelte sie, „schützen Sie ihn!"

Hans nickte stumm, — er wußte alles.

Stefan schlief in dieser Nacht kaum eine Stunde. Zu vieles beschäftigte ihn und nahm sein Sinnen und Denken in Anspruch. Vor allem war es die glückliche Erwartung eines letzten Zusammenseins mit Valerie. „Um 5 Uhr bei der Ruine Hohenwang!" Wie geschickt und versteckt hatte sie ihm dies Stelldichein kund zu geben gewußt. Was wagte sie nicht um seinetwillen! Aber dann liebte sie ihn, den armen Rekruten, und sie opferte dieser Liebe die Rücksichten auf ihren Stand, die Wünsche ihrer Eltern, die Aussicht auf eine reiche und glänzende Partie; er wußte es wohl, Hans betete sie an und Ewald konnte ihr gegenüber unmöglich gleichgültig geblieben sein. Sie liebte ihn also wahrhaft und stark, und er, er liebte sie bis zum Wahnsinn. Mit glühenden Farben begann er sich die Wonne dieses bevorstehenden letzten Zusammenseins auszumalen. Seine Phantasie wurde kühner, er schwelgte an ihren Lippen, er küßte sie tausendmal in Gedanken; dann sprang er auf, als wolle er sich und diesen gefährlichen Bildern entrinnen; und dann erfaßte ihn wieder die selbstquälerische Befürchtung, es könne alles eine Täuschung gewesen sein, und sie käme nicht. Er konnte unrichtig verstanden haben, oder sie konnte am Kommen verhindert sein, durch einen Zufall, oder durch ihre eigene Unentschlossenheit und veränderte Gesinnung. So saß er da mit brennendem Kopfe und klopfendem Herzen. Wollte es denn nicht Morgen werden? nicht Zeit zum Aufbruch? Und als der Morgen kam und die Sonne die Gipfel der Berge glühend säumte, da war die Ermüdung doch Herr über seine aufgeregten Nerven geworden, und er war vor dem Tisch, den Kopf über den Arm gelegt, eingeschlafen. Aber eine gewisse Spannung wich nicht von ihm und sie erweckte ihn zu rechter Zeit. Er fuhr in die Höhe und sah nach der Uhr; es war auch im Thal bereits so helle, daß man die Ziffern unterscheiden konnte. Es war ein Viertel auf fünf. Er fühlte sich einigermaßen wie betäubt. Er wusch sich Gesicht und Hände, brachte seine Kleider in Ordnung und nahm hierauf sein Ränzlein auf. Er trat in die Bibliothek nebenan und warf noch einen letzten liebevollen Scheideblick auf all die Gegenstände geistiger Arbeit mit denen er sich so viel und eingehend beschäftigt. Dann ging er wieder in das Zimmer zurück und von da in den Flur. Die Küchenthür war geschlossen, die Kathrein schlief noch. Aber die, der Hausthür näher liegende Thür, welche von hier aus in das Schlafzimmer des Professors führte, war nur angelehnt. Er wollte es wohl hören, wenn Stefan das Haus verließ, er wollte ihm noch ein letztes mal die Hand drücken, den er so von Herzen lieb gewonnen. Stefan hielt an, sollte er hinein? Der Professor schlief, sollte er ihn wecken? besser so! Er öffnete leise und vorsichtig die Hausthür, — er athmete kräftig auf, als ihm die frische, scharfe Luft entgegendrang.

(Fortsetzung folgt.)

Reinecke Fuchs vor Gericht. (Seite 286.)

Eine Mondlandschaft. (Seite 287.)

Zwei Blätter aus der Geschichte der Insel Kreta.

Es war im Jahre 1205 als die sogenannte Republik Venedig von der Insel Kreta, die im Jahre vorher der Markgraf Bonifacius von Montferrat ihr abgelassen, Besitz ergriff, den sie auch 464 Jahre lang behielt. Aehnlich wie im alten Rom waren die auswärtigen Provinzen und Kolonien völlig rechtlos, und wenn auch das eigene Interesse nicht gestattete, die Bevölkerung derselben vollständig zu Sklaven zu machen, so war doch ihre unbedingte Abhängigkeit von den aus venetianischen Edlen bestehenden Vorstehern der Kastellaneien, in welche die Insel eingetheilt war, und der von diesen ausgeübte Druck nicht dazu angethan, das Loos der Unterworfenen zu einem beneidenswerthen zu machen und ihnen Anhänglichkeit an das herrschende Staatswesen und dessen Beamte einzuflößen. In welchem Sinne und Geiste die Verwaltung der abhängigen Provinzen geführt wurde, mögen die Ausführungen des Fra Paolo Sarpi, des Konsulenten der Republik im 16. Jahrhundert, zeigen:

„Was die griechischen Unterthanen von Kandia und den andern levantischen Inseln betrifft . . . . so müssen sie mit größter Sorgsamkeit bewacht werden, damit sie nicht wie wilde Bestien, die sie ja auch sind, einmal ihre Krallen und Zähne gebrauchen. Das sicherste ist, starke Garnisonen in die Ortschaften zu legen und die Griechen nicht zu Kriegsdiensten heranzuziehen in der Hoffnung, Unterstützung an ihnen zu haben, denn sie haben die Natur der Galeerensklaven, die bei guter Behandlung sich der Galeere bemächtigen und sie sammt dem Befehlshaber nach Algier schaffen, — nur Wein und die Bastonade erhält ihre guten Eigenschaften.

„Was aber die Beamten dieser Kolonien betrifft, so ist es unerläßlich, daß auch sie stets im Auge behalten werden, denn sie haben den Charakter von Edelleuten, die ihr Stolz oft zu Ueberhebungen hinreißt, wie die häufigen Aufstände in Kandia zur genüge darthun. Für die Römer waren ihre Kolonien deshalb so einträglich, weil sie stets, mochte es in Asien oder Afrika sein, römische Neigungen und mit diesen Anhänglichkeit an ihr Gemeinwesen bewahrten. Daher ist es das beste, nicht hinzusehen, wenn die Edelleute die Ortschaften ihrer Bezirke tyrannisch behandeln, denn um keinen Preis darf irgend ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen und ihren Untergebenen hergestellt werden. Sobald sie sich aber in irgend einer andern Weise (gegen die Staatseinrichtungen) vergehen, so müssen sie auf das strengste gestraft werden, damit sie sich auf ihre Vorrechte nicht allzuviel einbilden."

Welche Früchte solche Grundsätze trugen, dafür legen die häufigen Aufstände der Unterworfenen, die mehr gegen ihre persönlichen Unterdrücker, als gegen den sogenannten Freistaat Venedig gerichtet waren, beredtes Zeugniß ab.

Infolge der Willkür und Bedrückung seitens der venetianischen Beamten vereinigten sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Griechen der Distrikte Selino, Sphakia und Rhizo, sowie mehrerer Dörfer in der Ebene von Kanea und verweigerten den augenblicklichen Repräsentanten der venetianischen Herrschaft den Gehorsam. Sie hatten zu ihrem Führer oder Vorsteher (Rettore) einen gewissen Georg Gadhanole aus dem Dorfe Krustopherako im Distrikt Sphakia gewählt, mit der Befugniß die übrigen Beamten des Gemeinwesens zu ernennen. So wurden denn alle Stellen von ihm besetzt und die Steuern und Abgaben nicht mehr an die venetianischen, sondern an die selbst ernannten Behörden abgeliefert, und es bestanden für längere Zeit zwei von einander unabhängige Behörden nebeneinander. Seitens der griechischen Bevölkerung ward die größte Ruhe und Ordnung bewahrt; nirgends kamen gewaltthätige Ausschreitungen vor.

Eines Tages nun — wie der venetianische Chronist erzählt, dem das folgende entnommen ist — erschien der griechische Vorsteher Gadhanole mit mehreren Verwandten in dem Landhause des Franzesko Molini, eines venetianischen Edeln, in der Nachbarschaft von Kanea und warb für seinen jüngsten Sohn Petro, „den schönsten und bravsten seiner Söhne", um die Tochter Molinis, gleichzeitig seine Absicht kund thuend, nach der Hochzeitsfeier sein Amt niederlegen zu wollen. Der Antrag ward angenommen, die Ringe gewechselt, der übliche Brautkuß gegeben und die Hochzeitsfeier für den folgenden Sonntag im Hause des Venetianers bestimmt. Nachdem Molini noch die Bestellung des Notars zur Aufsetzung des Hochzeitsvertrags übernommen, verließen die Griechen sein Landhaus, ohne zu ahnen, daß er ein treuloses Spiel mit ihnen vorhabe. Am folgenden Morgen begab sich Molini zum Gouverneur nach Kanea um dessen Mitwirkung zu einem Anschlage nachzusuchen, „der als ein Exempel für die Nachwelt dienen solle", und um sich für die ihm durch den Antrag des Griechen zugefügte Beschimpfung zu rächen. Um aber jedem Verdachte gegen die Redlichkeit seiner Absichten zu begegnen, ließ er zur Anfertigung der Hochzeitsgewänder Schneider nach seinem Landhause kommen, und sandte seinem zukünftigen Schwiegersohne feines Tuch als Geschenk.

Unterdessen sammelte der Gouverneur an Truppen etwa 150 Reiter und 1700 Fußgänger in der Stadt.

Mit etwa 50 seiner Freunde begab sich Molini am Hochzeitstage von Kanea aus nach seinem Landhause zu Alikiana, wo alle Vorbereitungen getroffen waren das Hochzeitsfest mit dem gebührenden Glanze zu feiern. Von Molini mit allen Zeichen der Freundschaft und Zuneigung empfangen, erschien Gadhanole mit seinem aus 350 Männern und 100 Frauen bestehenden Anhang im Hochzeitshause.

Die Vermählung wird vollzogen; die Griechen geben sich der Lust und Fröhlichkeit und, nichts Arges ahnend, dem Genusse des Weines hin, den der Venetianer auf's reichlichste spendet. Als nach Sonnenuntergang dieselben vom Weine überwältigt in tiefem Schlafe lagen, gab ein Feuerzeichen vom Landhause dem harrenden Gouverneur das Zeichen zum Anmarsch; nach Ankunft der Truppen wurden die im ganzen Hause zerstreuten Griechen an Händen und Füßen gefesselt.

Mit Tagesanbruch begannen die Venetianer ihr Rachewerk. Molini und der Gouverneur hingen den Vorsteher Gadhanole, den Bräutigam und einen Bruder desselben an Ort und Stelle auf; aus den Familien Musuri wurden 3 erschossen, die übrigen an Bäumen aufgeknüpft, ebenso 8 aus der Familie Khondi, 8 andere wurden für die Galeeren bestimmt. Den Rest der Gefangenen theilte man in 4 Abtheilungen, von denen die eine an den Thoren Kaneas, die andere im Kastell Apokorona, die dritte bei Meskla, dem augenblicklichen Wohnort Gadhanoles, die vierte aber zu Krustogherako, dessen Geburtsort, aufgehängt wurde. Der Ort selbst wurde hierauf der Erde gleich gemacht, wobei die Griechen der umliegenden Dörfer mit Hand anzulegen gezwungen wurden. „So," fügt der venetianische Chronist hinzu, „wurden sie vernichtet, und alle ihrem Gotte und ihrer Obrigkeit getreuen Leute waren erfreut und getröstet!" (et il huomini fideli et divoti di Dio et del loco Principe solevati et consolati).

Dem hohen Senate in Venedig erschien jedoch dieser Trost noch nicht hinreichend. Daher ernannte er mit den ausgedehntesten Vollmachten zur „Ausrottung" (estirpazione) der widersetzlichen Griechen einen gewissen Cavalli zum Proveditor der Insel. Bei Nachtzeit überfiel er das etwa eine Meile von Kanea gelegene Dorf Fotigniako, ließ das Dorf umzingeln, sämmtliche Bewohner, Männer, Frauen und Kinder, etwa 400 an der Zahl, aus ihren Wohnungen treiben und bei Tagesanbruch zwölf der vornehmsten aufhängen. Allein um „noch größeren Schrecken zu erregen" suchte Cavalli vier schwangere Frauen der einflußreichsten Bewohner aus und ließ ihnen — die Feder sträubt sich es niederzuschreiben — mit Messern den Leib aufschneiden und die noch ungeborene Frucht herausreißen, „eine Handlung, die sicher den größten Schrecken im ganzen Distrikte verbreitete" sagt der Chronist weiter und fügt hinzu: „Fürwahr ihre Verbrechen verdienten eine harte Strafe und so erfolgte sie" (meritavano peggiò castigo, et tanto anco segui).

Hierauf wurden sämmtliche Gefangene zur Stadt geführt, wo eine Anzahl derselben zu Tode geprügelt ward, während die übrigen nach den drei Inseln gebracht wurden. „So ward die verruchte Rasse ausgerottet!"

Nur 5—6 Griechen waren bei dem nächtlichen Ueberfalle entkommen. Um aber sein Werk zu vollenden, ließ Cavalli die sämmtlichen Griechen der Distrikte von Kastel-Franko, Apokoronos, Sphakio, Selino und Kissamos auffordern, vor ihm zu erscheinen „und ihre Unterwerfung zu erklären." Manche erschienen; allein die angesehensten Familien und die Bewohner der Berge wollten den Versprechungen von Leuten, denen Gerechtigkeit und Menschlichkeit fremd waren, nicht trauen, und blieben entweder in ihren Bergen, oder zogen sich in dieselben zurück. Ihre Güter wurden eingezogen, sie selbst geächtet und ein Preis auf ihren Kopf gesetzt.

Wenn die vorher geschilderten bestialischen Grausamkeiten Schauder erregen ob solcher Entmenschung, so sind sie doch kaum

so geradezu teuflisch, als die Bedingungen, an welche die Begnadigung der Geächteten geknüpft wurde. Nur denen ward Begnadigung zugesichert, welche „den Kopf ihres eigenen Vaters, Bruders, Sohnes oder sonstigen nahen Anverwandten in Kanea ablieferten!" —

Das war die Behandlung von Menschen und Christen durch Christen und Bürger einer sogenannten gebildeten Nation!

Hundertundfünfzig Jahre später hatte die Herrschaft der Venetianer über Kreta ihre Endschaft erreicht, eine Herrschaft der Ausbeutung, Unterdrückung und Herabwürdigung. Am 6. September 1669 war Kandia, die Hauptstadt der Insel, nach einer Belagerung von 2 Jahren 3 Monaten und 17 Tagen in die Hände der Türken unter dem Großvezier Kiuperli gefallen. Milder war die türkische Herrschaft nicht, auch hier Grausamkeit, Unterdrückung, Vernichtung; aber wohl auf keinem Blatte der nachfolgenden Geschichte ist eine unmenschlichere Grausamkeit verzeichnet, als die geschilderte.

Weitere 150 Jahre seit der Eroberung waren vergangen als sich die Bewohner Kretas dem 1821 entbrennenden Kampfe der Griechen gegen die türkische Herrschaft anschlossen. Brand und Verwüstung waren die bis heute noch nicht verwischten Folgen des mit größter Erbitterung geführten Kampfes. Als im Jahre 1829 Griechenlands Unabhängigkeit erstritten war, ward Kreta von den drei Garantiemächten (England, Frankreich und Rußland) dem Vicekönig Mehmet Ali überantwortet. Anstatt wie bisher von Konstantinopel erhielt die Insel nunmehr ihren Pascha von Egypten! Trotzdem trat eine wesentliche Verbesserung in der Lage der Bevölkerung ein. Mustapha Pascha ward zum Gouverneur Kretas ernannt, ihm zur Seite stand Osman Bey, mit europäischen Einrichtungen wohl bekannt.

Ohne Blutvergießen war nach wenigen Monaten die Ruhe auf der Insel wiederhergestellt. Zwei Gerichtshöfe, halb aus Muhamedanern, halb aus Christen gebildet, der eine zu Kandia, der andere zu Kanea, wurden errichtet, den Bedrückungen der christlichen Einwohner durch die Muhamedaner ward mit Entschiedenheit entgegengetreten, heilsame Einrichtungen in Bezug auf die Gesundheitspflege wurden getroffen, kurz: Sicherheit und Wohlstand schienen einzukehren und die Bewohner sahen sich in eine Lage versetzt, die sie seit Beginn der venetianischen Herrschaft ersehnt hatten. Leider entsprach der Fortgang dem Anfange nicht.

Unter der türkischen Herrschaft hatte von allen Produkten der siebente Theil an die Regierung abgegeben werden müssen. Die Pforte hatte diese Steuer gegen eine Abgabe irgend einem türkischen Aga oder dessen Erben überlassen. Diesen Siebenten, Mukata genannt, hatte der Vicekönig den wenigen bisher Berechtigten entzogen, eine Maßregel, welche die christliche Bevölkerung in keiner Weise berührte. Während man von seiten der egyptischen Regierung die Christen begünstigte, betrachtete man die Muhamedaner mit Mißtrauen, weil man bei ihnen Sympathien für die Pforte voraussetzte. Handel und Ackerbau hoben sich, die Einnahmen vermehrten sich und die Zukunft ließ noch Günstigeres erwarten. Wäre man nun bei dem bisherigen Systeme geblieben, so würde der Erfolg den erweckten Hoffnungen entsprochen haben.

Allein „der Appetit kommt mit dem Essen!" Der wachsende Wohlstand der Insel ließ den Vicekönig die Ueberzeugung gewinnen, daß er seine Einnahmen verdoppeln könne, wenn er Kreta ganz in der Weise wie seine afrikanischen Besitzungen behandle. Von da an begann, mehr noch gegen die muhamedanischen als die christlichen Einwohner, ein System der Aussaugung, das bald unheilvolle Früchte tragen sollte. Wenn anfänglich, in Folge der Differenzen zwischen dem Vice-König Mehmet Ali und der Pforte, die getroffenen Maßregeln mehr gegen die muhamedanische Bevölkerung gerichtet waren, so wurden in der Folge Einrichtungen getroffen, welche sämmtliche Einwohner gleich hart drückten. Auf den Wein, neben Oel das Hauptprodukt Kretas, ward eine Abgabe von 4 Paras für die Obka (1278 Gramm oder etwa 2½ Pfd.) gelegt, selbst auf den Wein, der von dem Weinbauer in der eigenen Wirthschaft (und in Kreta trinken auch die Muhamedaner ihren Wein) verbraucht wurde; neue Steuern wurden gelegt auf Oel, Wachs und andere Produkte und ein Eingangszoll von Waaren wurde erhoben, wodurch neben der schon bestehenden Mukata (dem Siebenten) eine jährliche Mehreinnahme von 120,000 Mark erzielt ward.

(Schluß folgt.)

Aus den Erinnerungen eines Halbasiaten.

II. Brahne, die Köchin.

Ein blutjunges, kleines untersetztes Ding war es, wie die Mutter zu erzählen pflegte, das ihr die Zubringerin eines Tages als die für unseren jüngeren Bruder bestimmte Amme ins Haus brachte. Kaum wollte sie es für möglich halten, daß dieses junge, unscheinbare Ding schon ein derartiges Amt übernehmen könne; eine kurze Examination belehrte sie indeß, daß sie es in der That mit einer jungen Mutter zu thun habe, die bereit war, gegen bescheidenen Lohn einem jungen Weltbürger die erste Lebensnahrung zu reichen.

Willig, wenn auch anfangs etwas scheu und unbeholfen, benahm sich die kaum 14 Sommer zählende Amme. Sie brauchte längere Zeit um sich in die Hausordnung zu finden, um sich überhaupt im Hause einigermaßen heimisch zu fühlen.

Von ihrer Vergangenheit erfuhr man nur weniges, sie vermied es so viel sie konnte, davon zu sprechen, und es schien sie nicht eben angenehm zu berühren, wenn zufällig die Rede darauf kam. Da man sich zu jener Zeit in meiner Heimath, die von so manchen Kultur- und Polizeierrungenschaften noch verschont geblieben war, um Legitimationspapiere wenig, ja gar nicht zu kümmern pflegte, so wußten wir von der neuen Amme nur so viel, als sie selbst mitzutheilen für gut gefunden hatte.

Wir wußten, daß sie von „drüben" — was bei uns stets die russisch-bessarabische Nachbarschaft bedeutet — komme, dort verheirathet gewesen, daß man ihren Mann, einen kaum 16jährigen Menschen, eines Tages in der bekannten russischen Weise plötzlich überfallen und unter die Soldaten gesteckt habe, daß sie durch den Schreck zu früh von einem todten Kinde entbunden, einige Zeit krank darniedergelegen und sich nun genöthigt gesehen habe, irgend ein Unterkommen zu suchen. — Brahne, so nannte sie sich, erfüllte die übernommenen Pflichten auf das gewissenhafteste, man war mit ihr, die eine seltene Naivität in den meisten praktischen Dingen verrieth, recht zufrieden, da sie eine nicht häufig zu findende Treue und Anhänglichkeit bewies, und so verblieb sie auch dann noch im Hause, als ihre Mision als Amme längst schon zu Ende war.

Man beschäftigte sie, so gut es ging, und nachdem sie sich mit der Zeit auch die nöthige Qualifikation erworben hatte, übertrug man ihr das Departement der Küche.

So verblieb sie eine lange Reihe von Jahren in unserem Hause, und wir Kinder, mit denen sie sehr gut umzugehen wußte, betrachteten sie gar nicht anders als unmittelbar zum Hause gehörig.

So schlicht und einfach sie war, ihre Stellung als „altes Möbel" wußte sie vollkommen zu behaupten; es ist ja eine bekannte Sache, daß langjährige treue Diener sich im Hause stets eine gewisse Geltung zu verschaffen wissen, sogar nach und nach im gewissen Sinne eine dominirende Stellung einzunehmen verstehen, in vielen häuslichen Fragen mit zu Rathe gezogen werden und zuweilen auch in Familienangelegenheiten ein Wörtchen mit dreinreden. — So pflegte auch Brahne namentlich in Fragen über Behandlung und Erziehung der Kinder ihre Ansicht zu äußern, und wenn man auch von ihren wohlgemeinten Rathschlägen keinen Gebrauch machen konnte, so nützte sie uns Kindern doch in so manchen heiklen Dingen gar viel, insbesondere wußte sie uns mit eigenem Geschick gegen Prügel und sonstige Strafen zu schützen, welche wir uns für diese und jene Unart zugezogen hatten; mehr als ein Unwetter, das wir auf unser Haupt heraufbeschworen, hat sie von uns abgewendet. —

— — — Daß sie im Laufe der Jahre mit den verschiedenen männlichen Dienstkollegen in und außer dem Hause Herzensbündnisse geschlossen und gelöst, verstand sich bei ihrem nach Liebe dürstenden Herzen ganz von selbst. Bald war es Henoch, der Kutscher, ein schmucker Bursche, der sich von der Beherrscherin der Küche gut ausfüttern ließ und ihre fast kindlich zu nennende Unerfahrenheit in Geldsachen wohl auszunützen wußte, bald war

es Schmul, der Belfer*), der ihre Gunst gewonnen und mit ihr gute Tage verlebte.

Als Hersch ins Haus kam, war Brahne, „die Köchin“, wie sie schon seit fast einem Dezennium hieß, diejenige, der er untergeordnet wurde, sie war es hauptsächlich, die ihm die entsprechende Beschäftigung zuzutheilen hatte; sie that es in ihrer Weise, indem sie den Burschen meist müssig herumlungern ließ. Hersch war viel zu lebhaft und aufgeweckt um Gefallen an diesem Leben zu finden, er hielt sich an uns, nahm an unseren Unterrichtsstunden theil und nach einiger Zeit brachte er es durch angestrengten Fleiß, Beharrlichkeit und Ausdauer soweit, daß er fertig deutsch lesen und schreiben konnte. Da wir in den Elementargegenständen aber schon weit voraus waren, so konnte er uns nicht weiter folgen und so warf er sich mit Eifer auf andere Beschäftigungen. Eine ganz besondere Vorliebe zeigte er für Hobel und Messer; beständig fand er was zu hobeln, zu schnitzen und zu leimen, und wo er was zu repariren sah, machte er sich daran und führte es recht gescheidt aus. Mit den primitivsten Handwerkszeugen wagte er sich an größere Arbeiten und entwickelte dabei mit der Zeit eine wirkliche Kunstfertigkeit. Nach und nach lieferte er uns allerhand Spielgeräthschaften, wie sie aus den besten Tischler- und Drechslerwerkstätten nicht vollendeter hervorgehen können. Eines Tages versuchte er sogar eine Violine fertig zu bringen und — auch das gelang ihm ganz vorzüglich. Nun versuchte er sich auch mit der Handhabung derselben vertraut zu machen und nach gar nicht langer Zeit spielte er flott darauf los, ohne eine Note zu können, er spielte Tänze und Märsche nach dem Gehör, komponirte auch selbst manche nicht übel klingende Melodieen, und so verbrachten wir gar manche angenehme Freistunde in seiner Gesellschaft, da wechselten allerhand schnurrige Erzählungen, die er meisterhaft zu erfinden und wiederzugeben wußte, mit Spielen und musikalischen Aufführungen ab.

Aber der junge Mensch wuchs rasch heran und man mußte daran denken, ihm eine geregelte Thätigkeit zu schaffen; der Weg dafür war durch die bei ihm vorhandenen Anlagen von selbst gezeigt: man brachte ihn zu einem Kunsttischler in die Lehre, lange hielt er es aber da nicht aus, — trotz seines sehr verträglichen Charakters konnte er weder mit Meister noch Gesellen auskommen. Der Junge war zu aufgeweckt, er hatte etwas unstätes, zigeunerhaftes an sich, und deshalb vermochte er sich nicht in die ihm enggezogene Grenze zu halten, bei der Arbeit tüchtig, behagte ihm die pedantische Disziplin nicht, und so kam er eines schönen Tages zurück und bat im Hause beschäftigt zu werden und zwar Kutscherdienste leisten zu dürfen. Die Eltern waren damit keineswegs einverstanden, aber er verstand es, sie direkt und indirekt, zum Theil durch unsere Protektion, für seinen Plan zu gewinnen und so ward Hersch der wohlbestallte Kutscher, der sich auf seinem Kutschbocke gar stattlich ausnahm.

— — Aber dieser Kutschbock sollte für ihn verhängnißvoll werden. Brahne, die Köchin, die ihn vor noch nicht gar langer Zeit, vor wenigen Jahren erst, bemutterte, die um etwa 10 Jahre ältere, fand auf einmal an dem hübschen Burschen Gefallen und warf ein Auge auf ihn.

Der noch nicht 20 Jahre alte Bursche ließ sich die Zärtlichkeiten der Köchin auch gefallen, theils aus Respekt vor der einflußreichen Person, theils aber auch, weil er sich bei der ihm jetzt gewidmeten Sorgfalt in jeder Weise wohl befand. Die besten Bissen, die leckersten Speisen wurden ihm zuerst zugetheilt und auch an Geld mangelte es ihm nicht, da Brahne keinen Anstand nahm, ihm nebst ihrem Herzen auch noch ihre Börse zu öffnen.

Auf die Dauer konnte dieses Verhältniß nicht unbemerkt bleiben, und wenn man auch über so manche Thorheit und Ungehörigkeit dieses Hausfaktotums nachsichtig hinwegsah, so fand man aber doch diese Sache nich in der Ordnung, und so wurde Brahne eines Tages von den Eltern zitirt, man nahm sie vor und versuchte ihr ins Gewissen zu reden, ihr Vorstellungen zu machen, aber die Eltern waren ganz erstaunt, als sie ihnen in der energischsten Weise erklärte, daß sie lieber sterben wolle, als auf ihr Glück mit dem Neuerkorenen zu verzichten, da sie hoffe mit ihrem Hersch bald durch das Band der Ehe vereinigt zu werden.

„Aber schämst du dich nicht, dich so zu gebehrden, er ist ja noch ein grüner Junge gegen dich, du alte Person, die fast des Burschen Mutter sein könnte und übrigens pflegst du doch zu sagen, daß du schon verheirathet bist!“

Ganz entrüstet wies die holde Braut diese Vorstellungen, diese Beleidigungen, wie sie sich ausdrückte, zurück, sie meinte, man wolle sie ewig dem Hause dienstbar machen, sie zu keiner Selbstständigkeit, zu keinem eigenen Heerd, zu keiner „eigenen Wirthschaft“ kommen lassen, aber sie werde sich das nicht gefallen lassen und was ihren Mann beträfe, der könne gar nicht mehr am Leben sein, er sei irgendwo unter den Moskowitern verschollen, der existire für sie lange nicht mehr.

— — Nachdem man sich nun endlich überzeugt, daß Brahne nicht zur Vernunft zu bringen sei, erklärte man ihr kurz, daß das Verhältniß im Hause nicht geduldet werde, einer von dem Paare müßte aus dem Hause, sie möge sich entscheiden, wer es sein solle, sie oder Hersch. Sie bat um eine kurze Bedenkzeit, die ihr auch gewährt wurde. — Kurze Zeit hierauf erschien Hersch vor dem Vater und bat um eine Unterredung.

„Ich möchte heirathen, Herr,“ begann er.

„Immer zu, mein Junge, aber zum Heirathen muß man doch was haben, was sein, du hast kein regelrechtes Handwerk lernen wollen, du weißt zwar vieles fertig zu bringen, aber —

„Bitte, bin ich nicht ein guter Kutscher, verstehe ich denn nicht die Tischlerei? Ich kann reichlich meinen Unterhalt verdienen; wenn ich mir nur ein Geschirr anschaffen könnte, so würde ich im Sommer mit den Pruthfahrten*) genug verdienen und auch im Winter könnte ich mich an der Hobelbank beschäftigen.“

„Ei, ei, du hast ja gar schon einen fertigen Erwerbsplan! Und wie willst du dir die nöthigen Hilfsmittel dazu beschaffen?“

„Das eben ist es, Herr, was mich zu Ihnen führt, meine Braut hat schon etwas Geld, es reicht aber nicht zu und wenn Sie mir den Rest vorschießen möchten, würde ich Ihnen in Raten alles mit Dank zurückerstatten.“

„Hm, das will überlegt sein. Nun sage, Bursche, wer ist denn deine Braut?“

„Brahne, die Köchin.“

„Dachte ich mir doch, daß dich die Alte nicht mehr losläßt, nun, es ist nicht meine Sache, dir weiter darüber Vorstellungen zu machen, — — aber neugierig bin ich, was das für eine Ehe werden wird; du hast bei keiner Sache so rechte Ausdauer gezeigt und wie wird es nun erst recht in der Ehe aussehen, in einer solchen Ehe — —“

Bald nach dieser Unterredung wurde es in unserem Hause recht lebhaft; die Braut hatte vollauf zu thun mit ihrer Ausstattung und dachte an alles andere eher als an ihre Küche. Abgeben wollte sie aber dieses Amt doch nicht früher, als bis sie ihr eigenes Heim bezogen haben würde, das sie sich inzwischen möglichst behaglich einzurichten suchte. Man ließ sie gewähren, allerdings auf Kosten unseres eigenen Wohlbefindens, denn das Essen, das sie uns von jetzt ab vorsetzte, war in den meisten Fällen nicht zu genießen, so mancher Braten ist während dieser Zeit verbrannt, manche Suppe versalzen und manches Gebäck halb versteinert zu und auf den Tisch gekommen und unberührt wieder abgetragen worden.

Anders verhielt sich Hersch. Dieser beeilte sich, so rasch als möglich seine Selbstständigkeit zu erlangen; er that alles Mögliche, um in den Besitz seines „Geschirrs“ zu kommen, und wie stolz that er da, als er am Marktplatz seinen Stand nahm und mit seinem „eigenen Gespann“ die Leute zum Pruth kutschirte, — mit welchem Stolze brachte er Abends seine Einnahme heim!

Wir waren schon ziemlich erwachsene Jungens, aber dies hielt uns nicht ab, des Tages zwei-, auch dreimal auf dem Kutschbock mit Hersch die Pruthfahrten mitzumachen, ja ihm zuweilen gute Worte zu geben und ihn zu bitten, daß wir ihn manchmal in seinem Geschäfte vertreten durften, und wir machten für ihn da nicht schlechte Einnahmen, viele bekannte und befreundete Familien, die den Wagen benützten, zahlten uns unter Lachen und Scherzen höhere Taxen. Doch wurde uns, sowie die Eltern davon erfuhren, das Handwerk bald gelegt.

Endlich kam der Hochzeitstag heran; das ganze Haus war in Bewegung, alles in Aufregung. Da gab es gar viel zu thun und zu beschaffen, denn die Eltern wollten sichs was kosten lassen und ließen es an nichts fehlen, so geringes Vertrauen sie auch

*) Es ist das eine Art Hauslehrer und wandernder Hofmeister, er unterrichtet die Kinder im Hebräischen, ertheilt den Religionsunterricht und befaßt sich zugleich theilweise mit der körperlichen Pflege seiner Zöglinge, er wäscht und kämmt sie, kleidet sie an und aus u. s. w.

*) Der Pruth ist in Cz . . ein großer breiter Strom, fließt außerhalb der Stadt und wird im Sommer zum Baden benützt. Da jedoch der Weg ziemlich weit und beschwerlich ist, bedient man sich meist einer Fahrgelegenheit.

dieser etwas ungleichen Ehe entgegenbrachten, denn nicht allein der Unterschied an Jahren war es, der diese Ehe ungleich machte, auch in jeder anderen Beziehung paßten die Brautleute nicht recht zu einander.

Die Trauung sollte unten in der Judengasse, wo das junge Paar sein Nest aufgeschlagen, vor sich gehen. Irgend welche Weitläufigkeiten, Papiere und Formalitäten bei Behörden u. s. w. gab es nicht, solche Dinge kannte man zu jener Zeit in den niederen jüdischen Volksklassen nicht, solche beengende Fesseln ließen sie sich nicht anlegen, ihnen genügte vollständig die rituelle Trauung, und diese ist so einfach, wie man sich einen solchen Akt nur denken kann. Der Bräutigam steckt den Reifring der Braut an den Finger und erklärt vor den anwesenden Zeugen in hebräischer Sprache, daß er hiermit die N. N. zu seiner Frau nehme, und damit ist die Trauung vollzogen, eine so geschlossene Ehe hat ihre volle gesetzliche Giltigkeit und nur eine förmliche Scheidung, die übrigens ebenso einfach ist, kann einen solchen Bund lösen.

Häufig pflegte es sich zu ereignen, daß ein Liebespaar der besseren Klassen, das die Einwilligung der Eltern nicht erlangen konnte, sich dadurch zu helfen suchte, daß der junge Mann kurzen Prozeß machte und bei der erstbesten Gelegenheit vor Zeugen seiner Auserkorenen den Ring an den Finger steckte und den Anwesenden erklärte, daß er sie hiermit zu seiner Frau nehme, indem er den Gegnern seiner Verbindung so mit einem fait accompli entgegentrat*).

— — Mit einer so einfachen Trauungsceremonie begnügte sich jedoch unser Brautpaar nicht; da mußte alles ganz feierlich vor sich gehen. — Eine Anzahl Gäste war geladen, Musik bestellt, ebenso ein alter ehrwürdiger frommer Mann, der die Trauung vollziehen, ein Ausrufer, der die einlaufenden Geschenke verkünden sollte, kurz, es war für alles bestens gesorgt.

Im feierlichen Aufzuge bewegte sich der Hochzeitszug aus der bescheidenen, aber nett eingerichteten Wohnung des Brautpaares nach einem geräumigen Hof, wo der Trauhimmel aufgerichtet war. —

*) Wir erinnern uns vor noch gar nicht langer Zeit eines Falles wo in einer großen Handelsstadt Mitteldeutschlands ein unternehmender Bursche aus Krakau die Köchin in einer jüdischen Restauration mit Liebes- und Heirathsanträgen vergeblich verfolgte, und nachdem er ihr Widerstreben nicht besiegen konnte, ihr eines Tages den Reifring aufsteckte und den Zeugen dieser Szene erklärte, daß er die Dame seines Herzens zur Frau nehme und die Sache war geschehen und nicht mehr zu ändern. Ein ausdrückliches Jawort, eine Einwilligung seitens der Frau wird vom jüdischen Gesetz gar nicht vorgeschrieben. A. d. V.

(Schluß folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Opitz's Dichtungsweise behauptete ihre Herrscherstellung auch gegenüber den bedeutendsten poetischen Talenten des Jahrhunderts und trotz mannichfacher, freilich keineswegs zielbewußter Versuche freiere und dem Wesen der Dichtkunst angemessenere Richtungen einzuschlagen.

Der poetisch begabte schlesische Pastor Johannes Heermann (1585—1647) der Dichter des allbekannten „O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell aller Gnaden", unterwarf zuerst das Kirchenlied den Regeln der Opitz'schen Dichtung, und ihm folgten alle die zahlreichen Sänger des Kirchenliedes. Die hervorragende Stellung, welche diese Art der religiösen Dichtung einnahm, war nicht allein begründet durch die unbedingte Herrschaft des Christenthums über die Gemüther aller Theile des deutschen Volkes, sondern vorzüglich auch getragen und erhalten durch die alle Verhältnisse und Beziehungen des Lebens drückende unsägliche Misère des Jahrhunderts. Erklang es auch nicht mehr so kampffreudig und welt- und teufeltrutzig, wie zu den Tagen Luthers, so prägte sich in ihm dafür jener feste Glaube an Gottes Liebe und Barmherzigkeit aus, welcher für religiös-kindliche Seelen die letzte Zuflucht bietet bei aller Noth und Plage in diesem irdischen Jammerthale und die Rettung vor hoffnungsloser Verzweiflung. Auch der größte protestantisch-religiöse Dichter des 17. Jahrhunderts, nach Luther der größte überhaupt, der Sachse Paul Gerhardt (1606—1676), schloß sich in Sprache und Form der Opitz'schen Richtung an, traf aber in seinen wirklich poetischen und gedankenvollen Liedern („Befiehl du deine Wege", „Nun ruhen alle Wälder", „O Haupt voll Blut und Wunden" u. s. w.) den volksthümlichen Ton so gut, daß er für das Kirchenlied bis auf unsere Tage mustergiltig geblieben ist.

Indeß die religiöse Dichtung im Kirchenliede, wenn auch nicht in den Hymnen, Kantaten und Oratorien, sehr zu ihrem Vortheile wenigstens einen Theil ihrer Unabhängigkeit wahrte, nahm die weltliche gänzlich Opitz'schen Geist und Opitz'sche Gestalt an. Zwar hatte sich in dem aus dem sächsischen Erzgebirge stammenden Paul Flemming (1609—1640) ein an poetischem Talente alle seine Zeitgenossen überragender Dichter erhoben, der die von Opitz festgestellte Form selbständig und frei behandelte und ebensowohl in gesundem Lebensmuthe als poetisch wahr Vaterland, Freiheit, Liebe und Natur besang. Aber auch er ward von Opitz's Ruhm völlig verdunkelt und kam so wenig zur Geltung, daß er nicht einmal in den Palmenorden aufgenommen wurde und keine Schule hinterlassen konnte.

Dafür wurden die Anschauungen Opitz's von der deutschen Poeterei in den deutschen Landen wie ein Evangelium der Poesie förmlich gepredigt. In Wittenberg verkündete der Professor August Buchner (1591—1661) die poetischen Gesetze Opitzens vom Universitätskatheder herab; im Nordosten Deutschlands verbreitete sie der Professor der Poesie an der Universität Königsberg Simon Dach (1605—59) und dessen Freunde Robert Roberthin und Heinrich Albert, sowie der aus Schlesien gebürtigte Gymnasialprofessor Titz in Danzig. Der bedeutendste unter den preußischen Dichtern war Simon Dach, dem mitunter — wie in seinem in niederdeutscher Sprache gedichteten Aennchen von Tharau — ein volksmäßiges, warm empfundenes Lied gelang.

Die hamburgischen Dichter wurden durch Philipp v. Zesen und Grefflinger für die Opitz'sche Dichtkunst gewonnen, in Straßburg dichtete der Mitbegründer der Tannengesellschaft Mathias Schneuber in ihrem Geiste, und so geschah es überall in Deutschland, wo sich nur dichterische Regsamkeit überhaupt kundgab.

Ueberall waren es Gelehrte, welche sich in diesem Zeitraum, nach Opitz's Vorgange, der schönen Literatur annahmen und sie dem Volke gänzlich entfremdeten.

Auch das Drama wurde bald in den Kreis der Opitz'schen Gelehrtenpoesie einbezogen. Während des Krieges war das dramatische Gebiet völlig verödet, und der seinen Zeitgenossen als ein Wunder vielseitigster Gelehrsamkeit geltende Schlesier Andreas Gryphius (eigentlich schlicht deutsch Greif, 1616—1664) mußte sich für seine dramatischen Schöpfungen eine neue Basis suchen, da der Zusammenhang mit dem geistlichen und weltlichen „Spiel" des sechzehnten Jahrhunderts gänzlich verloren gegangen war*). Opitz hatte den Weg gewiesen, welcher dem Geschmack der tonangebenden Kreise der damaligen deutschen Gesellschaft am meisten entsprach: Anschluß an die Holländer und mit diesen Rückkehr zu den dramatischen Werken des Alterthums, und zwar vorzugsweise zu den jedenfalls fälschlich dem Seneca zugeschriebenen Dramen, deren Schwulst ebenso wie ihre Dunkelheit und poetische Unnatur das passendste Vorbild für die Behandlung der grauslichen Tragödienstoffe nach dem Sinn des Opitz abzugeben schienen.

Der — wie er sich selbst bezeichnete — Philosophus et Poeta Andreas Gryphius war in der That beides: ein Philosoph und ein Dichter. Sein Unglück aber war, daß er, nach seinen eigenen Worten, bei seinen Trägödien den Zweck verfolgte: „die Vergänglichkeit menschlicher Sachen vorzustellen, indem schon die Alten diese Art zu schreiben nicht so gar geringe gehalten, sondern als ein bequemes Mittel, menschliche Gemüther von allerhand unartigen und schädlichen Neigungen zu säubern gerühmt"**).

*) Cf. W. A. Passow, „Das deutsche Drama des 17. Jahrhunderts."
**) Passow, a. a. O.

und daß er sich auf seinen dramatisch-poetischen Wegen der holländisch-lateinischen Krücken bediente, ohne die er mit viel größerem Rechte in den Tempel dauernden Ruhmes eingegangen wäre. Seine Trauerspiele zeigen neben männlichem Ernst der Gesinnung eine Fülle von Phantasie und guter, markiger Gedanken, aber die gemäß den Regeln des Griechen Aristoteles sorgfältig gewahrte Beschränkung der Handlung auf den Zeitraum von 24 Stunden nöthigte zu langen Erzählungen und breiten Betrachtungen der Verhältnisse in Monologen und Gesprächen, beeinträchtigte die Entwicklung der Charaktere und verführte dazu, den dramatischen Effekt in der Häufung von Greueln aller Art zu suchen. Auch den Chor führte Gryphius nach dem Muster des Seneca durch seine „Reyen" in die deutsche Gelehrtentragödie ein, aber er hatte das Wesen jenes wichtigen Theils der antiken Tragödie nicht begriffen, welcher als „der personifizirte Gedanke über die dargestellte Handlung" die Aufgabe haben sollte, sich „über den engen Kreis der Gegenwart zu erheben, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen"*). Gryphius' Chor wird gebildet von allegorischen Figuren, wie der Tod, die Liebe, die Rasereien, oder von Gestalten der Mythologie und des von dem schwergelehrten Manne in hohen Ehren gehaltenen Gespensterglaubens, und dieser Chor ergeht sich in dem trivialsten und langweiligsten Geschwätz, das man sich denken kann.

Trotz all' dieser großen Mängel, oder theilweise wegen dieser Mängel, sind die Trauerspiele des Gryphius lange Zeit mustergiltig geblieben und gehören in mehr als einer Beziehung zu der Grundlage der ganzen deutschen Tragödie neuerer Zeit, der sie u. a. in der szenischen Anordnung die noch heute geltende Form gegeben haben.

Die Komödien des Gryphius dagegen, welche weitaus besser sind als seine Tragödien und volksthümlich sprechend in fortschreitender Bewegung einer bestimmten Handlung ausgeprägt eigenthümliche Charaktere zur Darstellung bringen, sind wirkungslos an seinem Jahrhundert vorübergegangen, so entschieden jenen weniger leicht fühlbaren Vorzügen auch die Gewalt des Komischen zur Seite stand.

Der Hauch einer freieren poetischen Richtung als die Opitz'sche machte sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts in einer der Hauptpflegestätten deutscher Kunstbildung — in Nürnberg — bemerklich. Dort hatten der nürnbergische Patrizier Harsdörffer (1609—59) und der meißnische Theologe Clajus (Klai), wie schon oben bemerkt, um's Jahr 1644 den pegnesischen Blumenorden gegründet und im Anschlusse an italienische Poeten versucht, an Stelle Opitz'scher Nüchternheit und Ernsthaftigkeit phantasievolle Behandlung des Stoffes und harmlose Heiterkeit zu setzen. In der Form blieben die Pegnitzschäfer ganz in Opitz's Gefolge, und auch die von ihnen mit Vorliebe gepflegte Schäferpoesie schloß sich an Opitz's Schäferspiel „Hercynia" an. Der angestrebte Fortschritt im Inhalte schlug überdies sehr bald in einen Rückschritt um, indem sie ihren Dichtungen künstlich weichliche und ungesunde Sentimentalität einimpften und, statt sie poetisch lebensvoll zu gestalten, in unendlichen Schilderungen die äußere Natur poetisch zu malen bemüht waren. Dabei verwickelten sie sich in die abgeschmacktesten Spielereien, ahmten in der Form ihrer Reimereien die Form des besungenen Gegenstandes nach, z. B. eines „thurms mit zwey nebenthürnlein", eines Baumes, einer Orgel &c., suchten den Vogelgesang u. dgl. durch neue, gezwungene Wortbildungen wiederzugeben u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

*) Weber, „Allg. Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Kulturlebens der Völker", II. Bd. S. 526.

Reinecke Fuchs vor Gericht. (Bild Seite 280.) Unser Bild führt uns in den Palast des Königs Nobel (Löwe), wohin er seinen Vasallen Reinecke Fuchs, den losen Verbrecher, vor den höchsten Richterstuhl geladen, um dessen unzählige Frevelthaten mit schwerer Sühne zu ahnden.

Die Quelle dieses Sagenstoffes, welcher den Thieren Sprache verleiht und deren Eigenschaften und Neigungen mit den Leidenschaften und Schwächen der Menschen identifizirt, ist uralt. Unter den zahlreichen Bearbeitungen und Umarbeitungen, welche der Stoff der Thiersage im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, ist die poetisch bedeutendste Goethe's „Reinecke Fuchs", deshalb unter allen gleichen Inhalts die gelesenste und populärste. Für das Verständniß dieser erzählenden Dichtung, deren Inhalt Goethe der modernen Sprach- und Denkweise näher gebracht hat, ist es vor allem nothwendig, an die bedeutendsten schriftlichen Bearbeitungen der Thiersage, soweit wir von ihnen Kunde haben, zu erinnern, natürlich nur im Auszug, denn eine ausführliche Literaturgeschichte der Thierfabel würde einen Folianten füllen, weil sie sich wie ein rother Faden durch die poetischen Produkte aller Völker und aller Zeiten spinnt. Die symbolische Uebertreibung der Chinesen und Inder sowie die mystische Spitzfindigkeit der Aegypter und Assyrer suchten die Erklärung des Welträthsels durch sprechende Fabelthiere zu erlangen. Im jüdischen Monotheismus und dem später auftretenden Islam spielt die Thierfabel eine untergeordnete Rolle, weil die Nachbildung jeglicher Thierform als eitler Götzendienst verpönt war. Desto mehr haben die heiteren Griechen Aristophanes, Aesop und Phädrus, sowie ihre ernsten Entlehner und Uebersetzer römischer Nationalität an der Ausbildung der Thiersage gearbeitet und unter ihrem allegorischen Mantel die menschlichen Schwächen gegeißelt. Wie an der Mündung eines Stromes Süß- und Salzwasser sich mischen, so ist am Ausgang des klassischen Zeitalters unser sogenanntes christliches Kulturerbe in Kunst und Wissenschaft aus dem Orient und Occident zusammengeflossen, und das in's Arische übertragene Judenthum, wie Renan das Urchristenthum nennt, bemächtigte sich der heidnischen Thierfabel zu seinen Wunderzwecken. Im zehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung erscheint der Sagenkreis der sprechenden Thiere zuerst in einem lateinischen Gedicht, „Ecbasis", gesammelt. Der Dichter und der Ort der Entstehung sind unbekannt. Hundert Jahre später modelte der niederländische Magister Nivardus von Artois den Inhalt der „Ecbasis" zu seinem gleichfalls lateinischen Gedicht „Isengrimus" um, und im Jahre 1148 erweiterte ein unbekannter Mönch die 344 Verse des „Isengrimus" zu den 6596 Versen seines „Reinardus Vulpes" (Reinhard Fuchs). Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erscheint dasselbe Thema bis zu 50000 Versen angeschwollen, und zwar in französischer Sprache unter dem Namen „Roman du Renard" (Roman des Fuchses). Zu gleicher Zeit schrieb ein „Willem, die vele boeken maecte" (Wilhelm, der viele Bücher machte), seinen „Reinaert" in niederländischer Sprache. Fragmente seiner Handschrift werden in Stuttgart, Brüssel und Amsterdam aufbewahrt. Im Jahre 1498 erschien in Lübeck „Reinke de Voß" zuerst in niederdeutscher Mundart und verbreitete sich vermöge der neueingeführten Buchdruckerkunst in kurzer Zeit über das ganze nördliche Europa. Je ein Exemplar davon, in Rostock und Frankfurt am Main gedruckt, wird unter Glas und Rahmen in den Bibliotheken von Wolfenbüttel und Bremen gezeigt. Der arme Reinke de Voß, der schon so viele Metamorphosen durchgemacht hatte, mußte sich auf seine alten Tage noch mehr gefallen lassen, denn er wurde im Jahre 1545 von Michael Beuther in's Hochdeutsche und zweiundzwanzig Jahre später von Hartmann Schopper in's Lateinische übertragen. Die holperigen, vierfüßigen Jamben des letzteren haben dazu beigetragen, Reinke de Voß bei fremden Völkern bekannt zu machen; wenigstens erschienen in nicht allzulanger Frist englische, dänische, schwedische und französische Uebersetzungen desselben. Nachdem 1752 Gottsched den Reinecke Fuchs prosaisch geschunden, hat ihm 1793 Goethe das poetische Fell wieder umgethan. Wenn durch den hochdeutschen Ausdruck die Naivetät des niederdeutschen zu erreichen wäre, so war Goethe der Mann, durch freie Bewegung in jeder Beziehung dem Ziele nahezukommen. Trotz der Vorliebe des letzten Griechen, wie man Goethe mit Recht nennt, für die metrischen Formen des Alterthums, war doch bei ihm stets die Form von der Sache abhängig. Was später Oehlenschläger, Soltau, Marbach, Simrock, Tannen, Voß, Bredow und Scheller an Reinecke Fuchs gesündigt haben, ist nicht von Belang. Wissenschaftlichen Werth haben nur noch die mit Erläuterungen und Wörterbuch versehenen Ausgaben von Hoffmann von Fallersleben und A. Lübben. Daß sich die Maler von Aldert van Everdingen bis auf Wilhelm Kaulbach mit dem ergiebigen Sujet der Schelmenstreiche des Reinecke Fuchs beschäftigten, ist selbstverständlich. Zur Erläuterung unseres Bildes wollen wir dem Altmeister Goethe das Wort überlassen:

Als man bei Hofe vernahm, es komme Reinecke wirklich,
Drängte sich jeder heraus, ihn zu sehen, die Großen und Kleinen,
Wenige freundlich gesinnt; fast alle hatten zu klagen,
Aber Reinecken däuchte, das sei von keiner Bedeutung;
Wenigstens stellt' er sich so, da er mit Grimmbart, dem Dachse,
Jetzo dreist und zierlich die hohe Straße daherging.
Muthig kam er heran und gelassen, als wär' er des Königs
Eigener Sohn und frei und ledig von allen Gebrechen.
Ja, so trat er vor Nobel, den König, und stand im Palaste
Mitten unter den Herren; er wußte sich ruhig zu stellen.

„Edler König, gnädiger Herr," begann er zu sprechen;
„Edel seid Ihr und groß, von Ehren und Würden der Erste;
Darum bitt' ich von Euch, mich heute rechtlich zu hören.
Keinen treueren Diener hat Eure fürstliche Gnade
Je gefunden, als mich; das darf ich kühnlich behaupten.
Viele weiß ich am Hofe, die mich darüber verfolgen.

Eure Freundschaft würd' ich verlieren, woferne die Lügen
Meiner Feinde, wie sie es wünschen, Euch glaublich erschienen;
Aber glücklicherweise bedenkt Ihr jeglichen Vortrag,
Hört den Beklagten so gut, als den Kläger, und haben sie vieles
Mir im Rücken gelogen, so bleib' ich ruhig und denke:
Meine Treue kennt Ihr genug; sie bringt mir Verfolgung."

„Schweiget," versetzte der König, „es hilft kein Schwätzen und Schmeicheln;
Euer Frevel ist laut und Euch erwartet die Strafe.
Habt Ihr den Frieden gehalten, den ich den Thieren geboten,
Den ich geschworen? Da steht der Hahn! Ihr habt ihm die Kinder,
Falscher, leidiger Dieb, eins nach dem andern entrissen.
Und wie lieb Ihr mich habt, das wollt Ihr, glaub' ich, beweisen,
Wenn Ihr mein Ansehn schmäht und meine Diener beschädigt.
Seine Gesundheit verlor der arme Hinze! Wie langsam
Wird der verwundete Braun von seinen Schmerzen genesen!
Aber ich schelt' Euch nicht weiter. Denn hier sind Kläger die Menge,
Viele bewiesene Thaten. Ihr möchtet schwerlich entkommen."

„Bin ich, gnädiger Herr, deswegen strafbar?" versetzte
Reinecke. „Kann ich davor, wenn Braun mit blutiger Platte
Wieder zurückkehrt? Wagt' er sich doch und wollte vermessen
Rüsteviels Honig verzehren! Und kamen die tölpischen Bauern
Ihm zu Leibe, so ist er ja stark und mächtig an Gliedern:
Schlugen und schimpften sie ihn, eh' er in's Wasser gekommen,
Hätt' er als rüstiger Mann die Schande gerochen.
Und wenn Hinze, der Kater, den ich mit Ehren empfangen,
Nach Vermögen bewirthet, sich nicht vom Stehlen enthalten,
In die Wohnung des Pfaffen, so sehr ich ihn treulich verwarnte,
Sich bei Nacht geschlichen und dort was Uebels erfahren;
Hab' ich Strafe verdient, weil jene thöricht gehandelt?
Eurer fürstlichen Krone geschähe das wahrlich zu nahe!
Doch Ihr möget mit mir nach Euerm Willen verfahren,
Und so klar auch die Sache sich zeigt, beliebig verfügen,
Mag es zum Nutzen, mag es zum Schaden auch immer gereichen.
Soll ich gesotten, gebraten, geblendet oder gehangen
Werden oder geköpft, so mag es eben geschehen!
Alle sind wir in Eurer Gewalt, Ihr habt uns in Händen.
Mächtig seid Ihr und stark; was widerstünde der Schwache?
Wollt Ihr mich tödten, das würde fürwahr ein geringer Gewinn sein.
Doch es komme, was will! Ich stehe endlich zu Rechte."

Da begann der Widder Bellyn: „Die Zeit ist gekommen;
Laßt uns klagen!" Und Isegrimm kam mit seinen Verwandten,
Hinze, der Kater, und Braun, der Bär, und Thiere zu Schaaren. —
Auch der Esel Boldewyn kam und Lampe, der Hase,
Wackerlos kam, das Hündchen, und Ryn, die Dogge, die Ziege
Metke, Hermen, der Bock, dazu das Eichhorn, die Wiesel
Und das Hermelin. Auch waren der Ochs und das Pferd nicht
Außen geblieben; daneben ersah man die Thiere der Wildniß,
Als den Hirsch und das Reh, und Bockert, den Biber, den Marder,
Das Kaninchen, den Eber, und alle drängten einander.
Bartold, der Storch, und Markart, der Häher, und Lütke, der Kranich,
Flogen herüber; es meldeten sich auch Tybbke, die Ente,
Alheid, die Gans, und andere mehr mit ihren Beschwerden.
Henning, der traurige Hahn, mit seinen wenigen Kindern,
Klagte heftig; es kamen herbei unzählige Vögel
Und der Thiere so viel — wer wüßte die Menge zu nennen!
Alle gingen dem Fuchs zu Leibe; sie hofften, die Frevel
Nun zur Sprache zu bringen und seine Strafe zu sehen.
Vor den König drängten sie sich mit heftigen Reden,
Häuften Klagen auf Klagen, und alt' und neue Geschichten
Brachten sie vor. Man hatte noch nie an einem Gerichtstag
Vor des Königs Thron so viele Beschwerden gehöret.
Reinecke stand und wußte darauf gar künstlich zu dienen;
Denn ergriff er das Wort, so floß die zierliche Rede
Seiner Entschuldigung her, als wär' es lautere Wahrheit.
Alles wußt' er beiseite zu lehnen und alles zu stellen.
Hörte man ihn, man wunderte sich und glaubt' ihn entschuldigt;
Ja, er hatte noch übriges Recht und vieles zu klagen.
Aber es standen zuletzt wahrhaftige, redliche Männer
Gegen Reinecken auf, die wider ihn zeugten, und alle
Seine Frevel fanden sich klar. Nun war es geschehen!
Denn im Rathe des Königs mit einer Stimme beschloß man:
Reinecke Fuchs sei schuldig des Todes! So soll' man ihn fahen,
Soll' ihn binden und hängen an seinem Halse, damit er
Seine schweren Verbrechen mit schmählichem Tode verbüße.

Jetzt gab Reinecke selbst das Spiel verloren; es hatten
Seine klugen Worte nur wenig geholfen. Der König
Sprach das Urtheil selber. Da schwebte dem losen Verbrecher,
Als sie ihn fingen und banden, sein klägliches Ende vor Augen.

Wie der Schelm Reinecke Fuchs in den Pfeffer gerathen und seinen Kopf aus der Schlinge gezogen, mögen unsere Leser in dem Spiegelbild des Weltgetriebes, wie Goethe seine Epopöe nennt, nachlesen, welche bei Hempel in Berlin für vierzig Pfennige zu haben ist.

Dr. M. T.

Eine Mondlandschaft. (Bild Seite 281.) Um unseren Lesern zu erklären, was Ihnen dieses unser Bild bringt, können wir nichts Besseres thun, als die Mondlandschaft, welche nicht eine vom Monde beschienene Landschaft auf der Erde, sondern eine von der Erde beschienene Landschaft auf dem Monde darstellt, mit des Malers eigenen Worten zu beschreiben. Dieser, Herr Olof Winkler in Weimar, schrieb an die 50. deutsche Naturforscherversammlung (Sep. 1877 in München) zur Erläuterung seines dort ausgestellten Bildes Folgendes:

Die Oberfläche des Mondes erscheint dem Beobachter unserer Tage so nahegerückt und wirkt in ihrer Eigenartigkeit, in ihrer Starrheit und Fremdheit auf den Beschauer dermaßen fesselnd und anregend, daß der Wunsch naheliegt, aus dieser Welt ein Stück herauszugreifen und in gleicher Weise und mit den gleichen Mitteln darzustellen, wie wir eine irdische Landschaft wiederzugeben gewohnt sind. Es erscheint uns solche Aufgabe hochinteressant, und es möchte fast in Verwunderung setzen, daß noch keine Künstlerhand es unternommen hat, diesen Stoff zu behandeln, der das höchste und allgemeinste Interesse genießt und dessen Wiedergabe im Hinblick auf die genaue Mondkenntniß, welche wir der Wissenschaft verdanken, im ersten Momente kaum schwieriger erscheint, wie die Wiedergabe einer irdischen Landschaft.

Ich habe den Versuch gewagt, mich mit meinem Denken und Empfinden in eine Mondszenerie zu versetzen und diese Szenerie in Form und Farbe zum Ausdruck zu bringen. Es bedurfte einer geraumen Zeit, ehe ich es dahin gebracht hatte, mich da oben genügend heimisch zu fühlen; wir sind eben zu sehr gewöhnt, einer Mondlandschaft auf den Kopf zu sehen! Aber auch nachher, als die eigentliche Arbeit begonnen hatte, erwies sich die Aufgabe mit jedem neuen Schritte als schwieriger, wie es anfangs zu erwarten gewesen.

Wollte man der Phantasie die Zügel schießen lassen, so wäre es vielleicht ein leichtes, ein fremdartig wirkendes Gemälde zustande zu bringen, welches beim gläubigen Publikum die Rolle einer Mondlandschaft zu spielen vermöchte. Ja, ich wollte mich anheischig machen, dergestalt eine weit drastischer wirkende Darstellung hervorzubringen.

Das war es aber nicht, was ich beabsichtigte. Ich hatte mir vom Anfang die Aufgabe nicht anders gestellt, als mich nach bestem Wissen und Willen streng an die Wahrheit zu halten und eine Mondlandschaft zu malen, wie sie, soweit menschliche Beobachtung bisher feststellen konnte, einem menschlichen Auge erscheinen würde, wenn es überhaupt möglich wäre, daß ein Mensch dahin versetzt zu werden und durch seine irdischen Augen die dortige Natur auch nur einen Moment auf sich wirken zu lassen vermöchte. Ich mußte mich streng an die seitens der Wissenschaft gesteckten Grenzen und festgestellten Thatsachen halten, und fühlte mich, je länger ich mich mit der Sache beschäftigte, um so enger dadurch gebunden. Es stellte sich überhaupt heraus, daß die Aufgabe, von künstlerischer Seite betrachtet, eine undankbare sei. Da der Mond keine Atmosphäre hat, gibt es dort auch weder Luftperspektive noch Lichtzerstreuung. Der Schatten eines Körpers im Vordergrunde wird ebenso schwarz und undurchsichtig sein, wie der eines solchen am meilenweit entfernten Horizonte, und ebenso schwarz wie der als glatt ansteigende Wand über der Landschaft sich ausbreitende, nur vom ruhigen Licht der Sterne durchbrochene Himmelsraum. Das die Gegenstände treffende Licht muß fern wie nah gleich stark wirken, eine Lokalfarbe fern wie nah gleich kräftig auftreten. Mit einem Worte: es fehlt der selenistischen Landschaft das, was der unsrigen die Perspektive, den Reichthum der Töne, die Modulation, Weichheit und Stimmung verleiht, ohne welches es kein Wasser, keine Dünste, keine Nebel und Wolken geben kann: die atmosphärische Luft.

Wie schön, wie zart abgewogen sind die Tonverhältnisse der vor uns ausgebreiteten Landschaft, wenn wir uns z. B. auf einer der Höhen des Starnberger Sees befinden und unser Auge im Lichtmeer der nach Süden geöffneten Abendlandschaft schwelgt. Schritt für Schritt, Meile für Meile entfernen sich die Gegenstände, wie in Wirklichkeit, so auch in der Erscheinung. Ebene und Hügelland, üppige Gefilde und Wälder, von Flüssen und Seen durchzogen, bilden den farbenreichen Mittelgrund. Immer mehr lösen sich die Lokaltöne auf, immer mehr gewinnt die Dichtigkeit der Luft an Geltung, je weiter sich die Gegenstände vom Beschauer entfernen; und weit, weit zurück schweifen unsere Blicke bis zu den zarten Linien der tiroler Berge, die im bläulichvioletten Dufte sich dahinter erheben, im Lichte kaum merklich vom Schatten getrennt, fast eins geworden mit der golddurchflutheten Wolkenbank, welche darüber lagert im lichten Aether.

Den Zauber solchen Anblicks danken wir einzig der Existenz unsrer Atmosphäre, und einzig durch sie wird der Landschaft eine örtliche Tiefe verliehen, wie sie auf dem Trabanten unsrer Erde in der Erscheinung einer dortigen Szenerie niemals möglich sein wird.

Das Sonnenlicht wirkt auf der Oberfläche des Mondes blendend hell und schneidend scharf gegenüber den tiefschwarzen Schatten. Seine Intensität mag wetteifern mit der des elektrischen Flammenbogens oder derjenigen des Knallgaslichtes, und Lichtwirkungen solcher Art sind überhaupt undarstellbar für unsere Palette. Es bedurfte eines vermittelnden Auswegs, der es möglich machte, zwischen dem äußerst großen Kontrast von Hell und Dunkel eine Vermittlung, eine Art von Halbton, zu bringen, der zugleich der Hauptton in der Darstellung werden mußte. Solch' überleitendes, verbindendes Medium fand sich im Lichte der Erde, im „Erdschein".

Ich wählte also zu dem Bilde die Zeit des Sonnenuntergangs, und zwar einen Standpunkt in der nördlichen Gegend des Mondes.

Der Beschauer ist gedacht auf dem vorderen Absturz eines Gebirges, dessen Fortsetzung im Hintergrunde als geschlossene Kette auftritt. Zu seinen Füßen breitet sich ein Mare (an anderer Stelle übersetzt das Winkler selbst mit den Worten: ein festgewordenes Meer von Lava, Schlacken und basaltischen Gebilden) aus, welches sich, von Rillen, Ringgebirgen und großen und kleinen Kratern angefüllt, bis zum erwähnten entfernten Hochgebirge erstreckt.

Vor uns am südlichen Himmel hängt der Mond des Mondes, unsere Erde. Sie ergießt ihr bleiches, aschfarbenes Licht über die zerrissenen, öden, todten Steingefilde. Nur die höchsten Spitzen der Gebirgshäupter glühen noch im weißen Lichte der untergehenden Sonne. Die Erde befindet sich im gegebenen Zeitpunkte zwischen dem Schützen und Skorpion, der Antares nahezu in der Mitte des Bildes.

Die Milchstraße war ich genöthigt, gegen meine Ueberzeugung sehr matt und die Sterne im Verhältniß zur Erde etwas groß zu halten. Ich hoffe, daß mir derartige Freiheiten nachgesehen werden dürfen. Die Mittel des Raumes wie des Lichts sind dermaßen beschränkte, daß man hier weit mehr als bei Darstellung einer gewöhnlichen Landschaft darauf angewiesen ist, zu reduziren und zu übersetzen.

Eigenthümliche marktpolizeiliche Vorschriften galten im Mittelalter. Die Statuten der Stadt Dresden, welche zuletzt im Jahre 1659 neu publizirt worden sind, enthalten in Kapitel 14 folgende Bestimmung: „Alle Vogel soll man, altem Gebrauche nach stehend feil haben, dergleichen auch mit denen Fischen geschehen soll, welche die Fremden und Elbfischer täglich anher zu Markte bringen." Auch in den Statuten der Stadt Leipzig hat sich Jahrhunderte lang eine ähnliche Vorschrift erhalten. Es heißt da an einer Stelle: „Ouch sal man lebende onde vrische vische stehende vorkoufen" und weiter: „Ouch en sal man Keyne vogili sitzende vorkoufen." Eine Erklärung für diese merkwürdigen Marktpolizeiverordnungen findet man wohl in einer alten wiener Marktordnung, in welcher bestimmt wird, „daß Fischer ihre Waaren unbedeckten Hauptes feilhalten sollen, damit sie sich gedrungen fühlten, schneller zu verkaufen. —z—

Eine Räthselfrage.

Vor einiger Zeit fragte ein Leser der „N. W." in einem Briefe an die Redaktion der „N. W." an, ob nicht ein gewisser Schriftsteller am 21. Februar des Jahres 1700 in Berlin geboren worden sei. Wir antworteten damals (brieflich), daß am genannten Tage in Berlin weder irgend ein Mensch geboren worden, noch irgend einer gestorben sei. Wir fragen nun unsere geneigten und scharfsinnigen Leser: Hatten wir recht? Und, wenn das der Fall sein sollte, warum hatten wir recht?

Aerztlicher Briefkasten.

Arnsberg. L. A. J. Der üble Geruch aus der Nase (die Stinknase) gehört zu jenen Uebeln, welche sehr schwer zu beseitigen sind, namentlich wenn sie schon lange bestehen. Die Nasenschleimhaut wird im Verlaufe dieses Leidens häufig atrophisch und ihre Absonderung bleibt haften, trocknet ein und zersetzt sich. Daher der schlimme Geruch. Da die örtliche Behandlung seither ohne Erfolg bei Ihnen gewesen ist, so versuchen Sie einmal folgendes Mittel: Rp.: Aur. mur. natron. 0,25. Solve in Aq. dest. 15,00. D. S. Jeden Morgen und Abend 5 Tropfen auf Zucker.

Cannstatt. P. R. Die nach „Krämpfen" zurückgebliebene Lähmung bei Ihrem Kinde überlassen Sie ganz ruhig der Zeit und geben Sie höchstens zweimal in der Woche ein Kreuznacher Mutterlaugenbad. Geheimmittel, wie Pain Expeller, können in solchen Fällen nichts helfen.

Leipzig. F. Krampfaderknoten (Venenerweiterungen) entstehen durch Strömungshindernisse in der Blutbahn, entweder also durch selbstständige Erkrankungen des Herzens und der großen Gefäße, oder durch einen besonders auf die großen Venenstämme äußerlich wirkenden Druck. Einen solchen Druck vermag z. B. die Gebärmutter bei Frauen, die sich in anderen Umständen befinden, hervorzubringen, daher das häufige Vorkommen dieses Uebels bei Schwangeren, ferner die Anhäufung von Kothmassen im Darme — daher die Hämorrhoidalknoten, — endlich ein zu fest angelegtes Strumpfband u. s. w. Doch gehört zum Zustandekommen solcher Aderknoten eine, in der Regel angeborene Schwäche der Venenwandungen. Die Behandlung richtet sich, wie hieraus hervorgeht, stets nach den Ursachen. Kalte Umschläge können nur lindern, wenn sich Schmerzen hinzugefunden haben. Das Zweckmäßigste ist Ruhe mit Hochlegen der Beine, und sofern Verstopfung besteht, die Sorge für regelmäßige Leibesöffnung. Ist Besserung erzielt, so ist bei großen Aderknoten ein Lederstrumpf oder ein gefensterter Gummistrumpf von Nutzen.

London. F. E. Versuchen Sie gegen die von Ihnen genannten Schmarotzer eine Petroleumeinreibung, die aber, nachdem sie 10 Minuten eingewirkt hat, mit warmem Wasser und Seife abgewaschen werden muß. Dann wechseln Sie Wäsche und Kleidung. Die gewöhnlich dagegen angewandte graue Merkurialsalbe hat oft unangenehme Nebenwirkungen.

G. R. in Zwickau und P. Sch. in Altona: Die fraglichen Leiden eignen sich nicht zu öffentlicher oder brieflicher Berathung.

Dr. H. Meierstein.

Redaktions-Korrespondenz.

Milton (Michigan, Nordamerika). H. H. Können Sie uns Auskunft geben, ob sich in Michigan europäischen Einwanderern Aussichten auf eine leidliche Existenz eröffnen würden?

N. Stud. jur. B. Ihre Verse zeigen Spuren poetischer Begabung, doch sind die Bilder, deren Sie Sich bedienen, nicht selten unschön und unpassend, wie z. B. in den Versen: „Blitze flammen ohne End' — Wolkenbänke gehen." Zudem schauen die Gedanken, denen Sie dichterischen Ausdruck geben wollten, oft nur in matten Umrissen durch den dichten Schleier vielgebrauchter Bilder und Redensarten hindurch. Von den angeführten Thematen für populär-wissenschaftliche Abhandlungen eignet sich keines für die „N. W.", am wenigsten die „Vertheidigung des Selbstmordes". Ein andres Thema für eine Probearbeit Ihnen anzugeben, sind wir außer stande, da wir die wissenschaftlichen Spezialien, mit denen Sie Sich befaßt haben, nicht kennen. Juristische Fragen liegen Ihnen aber doch wohl am nächsten, und mit belehrenden und geistvollen Auseinandersetzungen darüber ist den Lesern der „N. W." stets gedient.

Göppingen. H. Sch. Sie haben unserm Mitarbeiter Herrn Carl Fehleisen in Reutlingen unrecht gethan, als Sie ihn mit Herrn Egmont Fehleisen verwechselten. Wie kann man so rasch und auf so unzureichende, zweifelhafte Momente hin urtheilen?

Zürich. T. Herzlichen Dank.

Berlin. O. G. Der so begeistert angesungenen Geliebten werden Ihre Verse sicherlich gefallen, und sie sind auch garnicht so übel, zumal wenn man Ihren Bildungsgang, wie Sie ihn selbst schildern, in's Auge faßt. Zur Veröffentlichung in der „N. W." eignen sie sich indeß nicht. — August L. Sie sind vielleicht bestimmt, einer der größten Humoristen unseres Jahrhunderts zu werden. Sie singen natürlich auch eine Geliebte an, aber mit welch' zwerchfellerschütterndem, wenn auch bis jetzt wahrscheinlich noch unbewußten Humor: „Heißer Thränen feuchte Rinne — Zieht sich durch dein bleich' Gesicht, — Und ich rufe: Minne, Minne, — Tödte mir mein Mädchen nicht." Welcher Humor und welch' ein Reichthum an Gedanken quillt uns aus diesen vier winzigen Verszeilen entgegen! Wir machen z. B. die interessante Bekanntschaft eines Mädchens mit einer feuchten Rinne in einem bleichen Gesicht; wir erfahren, daß dieses Mädchen ganze Ozeane heißer Thränen vergossen haben muß, sonst wären die Spuren nicht in Gestalt einer Rinne in ihr Antlitz gegraben; wir sehen uns weiter vor ein schwerzulösendes Räthsel gestellt: Ist die Minne, welche Sie ersuchen, Ihr Mädchen leben zu lassen, irgend eine blutdürstige Minna, oder ist es die Liebe, für die Sie des leidigen Reimes wegen das gut mittelalterliche Minne gesetzt haben? Wäre das letztere der Fall, so würden Sie mehr angedeutet haben, als Sie wohl beabsichtigten. — Frl. L. R. Baldrianthee — mit dieser Frage brauchen wir unsern ärztlichen Herrn Mitarbeiter nicht erst zu inkommodiren — trinken vernünftige Menschen nicht zu ihrem Privatvergnügen; bleiben Sie ruhig bei Peccothee. — Exped. der deutschen Schuhindustrie-Zeitung. In der letzten Nummer der „N. W." fanden Sie „eine Notiz nebst Abbildung eines Taschen-Stiefelausziehers"? Merkwürdig — da haben Sie mehr gefunden, als darin war! — C. L. Sie behaupten, es müsse heißen: ich versichere Ihnen, und nicht: ich versichere Sie; ferner wäre „Unmasse" ein Fehler. Ehe wir uns auf eine Auseinandersetzung einlassen, sagen Sie uns gefälligst, woher Sie das wissen!?

Dortmund. K. H. Die Abschrift des Artikels über die Oneidagemeinde wird uns willkommen sein. — Der Bundesvorstand der freireligiösen Gemeinden befindet sich unsers Wissens gegenwärtig in Breslau und wird repräsentirt durch Hrn. Theodor Hofferichter. Genauere Adresse dürfte nicht nöthig sein. Das Gewünschte werden Sie erhalten.

Magdeburg. L. T. Wir sind nicht in der Lage, die Fremdwörter aus der „N. W." zu bannen, weil erstens die meisten derselben nur gebraucht werden, um einen Begriff zu bezeichnen, für den ein vollkommen passendes deutsches Wort fehlt und weil zweitens in populär-wissenschaftlichen Aufsätzen die technischen Ausdrücke im Interesse des Lesers selbst nicht umgangen werden dürfen. Uebrigens sind es die Fremdwörter nicht hauptsächlich, welche manchem Mindergebildeten das Verstehen dieser oder jener Abhandlung wissenschaftlichen Inhalts erschweren — die deutsche Sprache selbst hat Worte genug, welche dem großen Publikum nicht geläufiger sind als das fremdeste Fremdwort. Bedenken Sie, daß die großen Wörterbücher von Grimm, Sanders 2c. mehrere hunderttausend Worte aufführen, von denen höchstens der zehnte Theil im allgemeinen Sprachverkehr Kurs hat. Sind nun auch unter jenen hunderttausenden zahlreiche Wortzusammensetzungen, deren Sinn jedermann aus dem ihrer Theile begreift, so ist dennoch unzweifelhaft, daß sich auch vielfältig Begriffsbezeichnungen darunter befinden, die dem gewöhnlichen, insbesondere dem unwissenschaftlichen Sprach- und Denkbereiche fernliegen. Stolpert man gelegentlich über solch' einen Begriffsfremdling, so sucht man ihn aus dem Sinn des Satzes, der ihn enthält, verstehen zu lernen; bringt man das fertig, so wird man in vielen Fällen seinen Gedankenschatz nicht unerheblich bereichert haben. Was schließlich die Fremdwörter anlangt, so mag man sich ihrethalben in einem der guten und billigen Fremdwörterbücher Raths erholen.

S. (Galizien.) Cand. d. Adv. B. Für „einen munteren Mädchenkopf von siebzehn Jahren" halten wir von poetischen Werken in französischer Sprache trefflich geeignet den „Trésor lyrique", erschienen bei Otto Lenz in Leipzig, dann die „Mélanges poétiques" von Guttinguer und „Guzla" (serbischer Volksliederton) von Mérimée.

Crimmitschau. B. R. An den tauben Räthselnüssen der Offenbarung Johannis herumzuknacken, überlassen Sie doch pietistischen Theologen; Ihr gesunder Menschenverstand dürfte sich bald die Zähne daran ausgebissen haben.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 3. März.)

Der Schluß des Artikels „Eine Frucht des orientalischen Krieges" mußte wegen Raummangels für die nächste Nr. zurückgestellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 25. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Es war indeß schneidend kalt geworden und in den höher gelegenen Theilen der Alpen war in dieser Nacht frischer Schnee gefallen; von der Hochalpe blitzte es weiß herüber, und ihre Höhen hoben sich plastischer als gewöhnlich von der blauen Luft. Stefan schloß die Hausthüre eben so leise. Als er sich umwandte, bemerkte er auf der Bank, die am Hause lehnte, einen dunkeln Gegenstand. Wie ein Igel zusammengerollt lag da die kleine Gestalt der Nandl. Sie hatte ein dunkles Tuch um sich geschlungen und über den Kopf gezogen, und nur ein kleiner Theil ihres Gesichtes war sichtbar. Sie schlief. Stefan betrachtet sie, ohne näher zu kommen, er fand sie blaß. Es wurde ihm schwer um's Herz und eine Thräne trat in seine Augen. Die arme Nandl, wie treu hing sie an ihm, und wie sollte es mit ihr werden, wenn er fort war! Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke: Wie, wenn sie die ganze Nacht hier gelegen, dann konnte sie erstarrt sein, — todt! Er fühlte, wie sein Herz sich aufbäumte in furchtbarer Angst, wie ein scharfer Schmerz ihn durchzuckte. Er trat an sie heran, ganz nahe, er beugte sich über sie. Der kleine Mund war fest geschlossen, die Unterlippe trat etwas hervor und gab ihr noch im Schlafe ein trotziges, energisches Aussehen. Sie athmete; leise zwar, aber an dem Auf- und Niedergehen des Tuches konnte man sehen, daß dieser Athem langsam und regelmäßig war. Sie schläft, sagte er zu sich, fest und sanft. Der Professor sagte gestern, sie hätte Fieber, jetzt ist das vorüber. — Sie ist doch eine kräftige Natur, sie wird auch die Trennung von mir überwinden, leichter vielleicht als ich glaubte! Ein kleiner Seufzer entstieg seinen Lippen. So eigensüchtig ist ein junges Herz; er hatte diesem jungen Mädchen nichts zu bieten für seine Liebe, sie belustigte ihn zuweilen, und doch hätte er nicht gewollt, daß sie ihn weniger liebe. Als seine Augen sich etwas zur Seite wendeten, bemerkte er zwei dunkle Rosenknospen, die Nandls kleinen Händen entglitten waren und nun auf dem Tuche lagen. Er nahm sie behutsam auf. Sie waren aus ihrem Garten, und wie es schien, soeben erst gepflückt worden; sie war also des Morgens erst hierher gekommen. Sie hatte sich auf die Bank gesetzt, ihn erwartend und war darüber eingeschlafen. Sie wollte ihn noch einmal sehen, wohl auch begleiten, wer weiß zu was der leidenschaftliche Schmerz um ihn sie noch getrieben; es wurde ihm bange davor. Vorsichtig und leise trat er von ihr zurück; er durfte sie nicht erwecken; nur das nicht, das hätte alles verdorben. Eine Minute lang hatte er, in der plötzlichen Angst um Nandl, auf die Zusammenkunft mit Valerie vergessen können, jetzt kam das Verlangen darnach nur ungestümer noch zurück. Er entfernte sich rasch. Einmal sah er noch zurück, nur um zu sehen, ob sie sich nicht regte. Sie schlief; wie befriedigte ihn das!

Das Morgenroth schlich langsam über die Berge und breitete sich weiter aus, alles mit seinem hellen Schein überfluthend. Nach einigen Minuten war Stefan im Walde. Es war darin kalt und feucht. Die Zweige und Aeste waren thauschwer, und der Morgenwind, der sie bewegte, brachte einen Sprühregen über sein Haar und sein Gesicht. Die Gräser troffen von Nässe, kein aufsaugender Sonnenstrahl hatte sie noch berührt, aber überall war es schon lebendig. In den Büschen und Zweigen unter jedem Hälmchen regte und bewegte sichs, und ein Durcheinander von Tönen und Geräuschen erhob sich; ein herrlicher Junimorgen brach an, wo alles in der Natur in Liebe sich sucht und zu begegnen trachtet. Der rasch Dahineilende hatte kein Auge für dies Erwachen, aber empfand es doch, er empfand es in dem Gedanken an sie; es war der einzige, den er denken wollte. Die Trennung von der Heimath, das neue Leben voll Gefahr und Beschwerde, dem er entgegenging, alles trat zurück vor der Erwartung des Augenblicks, den er ersehnte, und der ihm mehr erfüllen sollte, als er bisher zu hoffen gewagt. Er stieg bergan. Hier aber fielen soeben die ersten Sonnenstrahlen in den Wald und ließen ihn aufsprühen in glitzernder tausendfältiger Herrlichkeit, — und sieh, da tauchte über den Tannen auch schon das theilweise beleuchtete, massige Gebäude vor ihm auf. Nun hatte er den letzten Theil der Anhöhe erreicht. Er schritt über den ebenen Wiesenplan und spähte um sich, dann sandte er einen Blick nach abwärts: er traf auf Valerie. Hastig stieg sie von der andern Seite herauf, gleichfalls der Ruine zustrebend. Sie trug ein dunkles kurzgeschürztes Wollkleid; ein schwarzes bis zum Halse schließendes Sammetjäckchen schmiegte sich eng an den vollen jugendlichen Körper. Auf dem Haupte trug sie ein Käppchen von gleichem Stoff und durch das tiefe Schwarz des Sammtes ward die zarte Weiße ihres Gesichtes und der helle Ton ihres Haares in günstigster Weise hervorgehoben. Stefan stieß bei ihrem Anblick einen Jubelruf aus. Sie bemerkte ihn. Sie erschrak; sie wendete sich, als ob sie ihm entfliehen wollte, aber sie kam nicht weit, ihre Füße zitterten, sie mußte sich an einen Baumstamm lehnen. Im nächsten Augenblick war Stefan an ihrer Seite. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und brach in Thränen aus. Betroffen blieb er vor ihr stehen, in ehrfurchtsvoller Scheu und doch bebend vor Leidenschaft. Seine Augen hingen an ihrer Gestalt; der zarte

Liebreiz dieses Mädchens, die holde Scham, die ihre Haltung aussprach, besänftigten sein heißes Blut und ermuthigten ihn doch wieder. Mit einer raschen Bewegung faßte er nach ihren Händen und er zog sie ihr sanft vom Gesicht. Mit einem flehenden Ausdruck sah er in ihre Augen; sie senkte und verschleierte sie mit ihren thränenden Wimpern, ihr Mund lächelte ein wenig, doch alsbald zog er sich wieder klagend zusammen.

„Mir ist so kalt — und so bange,“ flüsterte sie. Ein ungeheures Mitgefühl kam über ihn, ihm war als hätte sie das Härteste erduldet um seinetwillen. Er zog die kleinen kalten Hände an seine Lippen, er hauchte auf sie, und dann zog er sie gegen seine Brust, um sie noch mehr zu erwärmen. Sie ließ es geschehen. Sie sah ein wenig zu ihm auf, ihre Augen trafen zusammen und hierauf schwanden ihnen die Sinne und alles versank um sie her. Sie sprachen kein Wort und doch hatten sie einander schon so viel gesagt. Sie hielten sich noch immer an den Händen, sie wußten nicht wie lange schon, aber diese engverschlungenen Hände hatten nur mehr ein Gefühl, die Nerven darin ein gemeinsames Empfinden, — so schien es wenigstens, sie wußten nicht, welches die eigene, welches die Hand des anderen war, es war als wenn sie einem Leibe angehörten. Da raschelte es in den Zweigen. Erschreckt fuhren sie auseinander; ein Nußhäher war aufgeflogen. War es sonst nichts, kam Niemand? Nein. Die Sonne brach in ihrem vollen Glanz in den Wald herein, und die Vögel sangen einen tausendstimmigen Freudenchor.

Sie waren wieder zusammengetreten, verschämt zwar, zagend, aber doch. Sie faßten sich wieder an den Händen und dann gingen sie, ohne sich vorher darüber besprochen zu haben, dem alten Gebäude zu.

Noch immer lag der Thau wie ein silberner Nebel über den zarten Gräsern am Wege. Stefan sah besorgt nach ihren Füßen. Die Beschuhung schien dicht zu sein und doch war das Stiefelchen so zierlich, der Fuß erschien darin klein und wunderbar schön geformt. Sie bemerkte seine Bewunderung, sie erröthete und beschleunigte in etwas ihre Schritte. Bald hatten sie das Portal erreicht. Sie kamen in den Korridor, aber sie wandten sich nicht der Treppe zu; weshalb auch diesen gefährlichen Weg nehmen? Sie betraten die Halle. Durch ein hohes Bogenfenster fiel ein breiter Sonnenstrahl herein, und ihre Tritte scheuchten millionen von Staubatomen auf, die in der Beleuchtung sichtbar durcheinander tanzten. Sie gingen den Strahl entlang, dem Fenster zu. Von diesem Lichtmeer umwogt erschienen die jugendlichen Gestalten noch verschämter. Sie sahen es und fühlten sich selig bewegt; beide waren zum erstenmale ergriffen von den Offenbarungen der Liebe. Sie flüchteten in die Tiefe der Fensternische, dort sank Valerie auf die Steinbank. Stefan von einem Taumel erfaßt, lag alsbald zu ihren Füßen, seine heißen Arme umschlangen den zarten Leib des Mädchens und sein Haupt ruhte in ihrem Schoße. Sie legte die Hände an seinen Hals, um ihn abzuwehren, um ihn zurückzudrängen, aber sie blieben an seinem Halse. Die Sonnenstäubchen tanzten lautlos über sie hin, sonst rührte sich nichts. Endlich hob Stefan das Haupt und sah zu ihr empor. „Du liebst mich, Valerie?“ Seine Stimme erklang wie Orgelton in dem hohen, leeren Gewölbe. Ihr Arm schlang sich noch inniger um den weichen Hals. „Bist du dir es auch bewußt, Valerie, daß diese Stunde dich mir verbindet für's ganze Leben?“

„Ich weiß es,“ sagte sie ziemlich fest.

„Ich gehe vielleicht unter in dem Kampfe, dem ich entgegengehe, wenn ich aber zurückkehre, so wirst du mein sein?“

„Ja,“ sagte sie, „ich will keinem angehören als dir, denn ich liebe keinen als dich.“

„Valerie,“ rief er, es klang wie Jubelton, „du sollst es nicht bereuen! Weißt du auch, welche Kraft, welche Zuversicht dein großmüthiges Lieben in meine Seele legt! Meine Ziele werden höher, mein Ehrgeiz unersättlich. Ich will dich glücklich machen und mich, und dieser Wille scheint mir allmächtig! Glaube mir, vertraue mir.“

Sie sah ihm mit einem schönen, sanften Ausdruck in die Augen. „Ich glaube dir, du hast mehr Geist und mehr Kraft ruht in dir als in einem Dutzend anderer.“

Sein Antlitz leuchtete auf in freudigem Stolz. „Der Krieg kann nicht lange dauern,“ sagte er, „bald bin ich meinen Studien wiedergegeben, dann will ich arbeiten, Tag und Nacht, nimmer ermüden, nimmer verzagen, denn es gilt dich zu verdienen!“

Sie lächelte. „Auch ich will dich verdienen,“ sagte sie in glücklicher Verschämtheit. „Ich bin bisher ein träges Ding gewesen, jetzt will ich arbeiten lernen, vielleicht sogar erwerben. O auch ich will stark sein, und muthig, so wie du!“ Es flog ein Schimmer von Enthusiasmus über dies liebenswürdige Gesichtchen. „Und glaube nicht, daß ich vielverlangend und verwöhnt bin,“ fuhr sie mit reizender Schalkhaftigkeit fort. „O nein, meine Eltern haben gar bescheidene Mittel, es sieht nur so aus, als ob wir etwas hätten. Weißt du, Papa und Mama halten auf das Aeußerliche, auf den Glanz. Auch ich kleide mich elegant, aber diesen Putz schickt mir meine Tante, die reich ist, und die mich liebt. Aber ich habe oft genug gehungert und werde es noch öfter thun.“ Sie lachte.

Er fühlte sich hingerissen, er umschlang sie, und in langen, langen Küssen tauschten sie die Gluthen ihrer Liebe. „Du gehörst mir,“ sagte er dann.

Die junge Braut senkte demüthig und verschämt den Kopf.

„Du gehörst mir und keinem sonst!“ wiederholte er eindringlicher.

Sie nickte. „Und du mir und keiner sonst.“ Sie zog einen kleinen schmalen Goldreif mit einem blauen Stein vom Finger und steckte ihm denselben an.

Er küßte den Ring. „Den lasse ich nimmer,“ sagte er, „aber was gebe ich dir dafür? Meinen Ring kannst du nicht tragen, der ist dir viel zu groß —“

Sie besann sich einen Augenblick, dann streckte sie langsam den Finger aus und deutete auf die Blüthen an seiner Brust. „Gib mir die Knospen hier,“ sagte sie, „ich will sie mir bewahren.“

Er löste sie sogleich ab und reichte sie ihr hin, aber in dem Augenblick, als sie darnach langte, zog er mit einer unwillkürlichen Bewegung sie zurück. „Ich will dir etwas anderes geben,“ sagte er bittend, „etwas das von mir kommt, diese Blumen hier sind der Abschiedsgruß eines armen Kindes —“

„Das du liebst!“ fiel sie mit einem Blick des Vorwurfs ein.

„O,“ er lächelte sanft, fast traurig, „glaubst du, man könne noch jemand außer dir lieben?“

„So hast du sie doch vorher geliebt!“

„Niemals, Valerie! Es war und ist nur Mitleid, was mich zu ihr hinzieht, ein tiefes Erbarmen für dieses verlassene, verwahrloste Geschöpf. Es ist ein liebes, armes Ding, ein Kind noch und allen Liebreizes entbehrend.“

„Wenn dem so ist, so gib die Blumen mir, ich will sie haben.“

„Da hast du sie,“ er reichte sie ihr hin, „was mein ist, ist dein —“

In diesem Augenblick ertönte ein schriller Aufschrei, ein Schrei maßloser Wuth und Empörung; hinter einem der massigen Pfeiler stürzte die Nandl hervor und war mit einem Sprung neben Valerie. Sie faßte sie rauh an und entriß ihren Händen die Rosen. „Sie soll sie nicht haben, meine Rosen,“ rief sie, „sie nicht — sie nicht!“ — Ihre Zähne schlugen in bebendem Zorn aneinander, dann blickte sie nach ihm und in den großen brennenden Augen lag all' die namenlose Qual eines Wesens, das sich in seinem tiefsten, heiligsten Gefühl verletzt, verstoßen, verhöhnt sieht. „Und da sie dir nichts sind — nichts — da sie von dem Geschöpf kommen, das du verachtest — so sollen sie zerknickt sein — zerrissen — zertreten!“ Mit wilden, krampfhaften Fingern hatte sie die zarten duftigen Knospen auseinandergerissen, sie entblättert und auf den Boden geworfen, und sie stampfte hierauf mit einer Art grausamer Befriedigung so lange auf ihnen herum, bis sie völlig in den Staub getreten, bis nichts mehr von ihnen übrig war; dann warf sie sich nieder, und ihren kleinen Kopf gegen den harten Stein schlagend, brach sie wild aufschluchzend aus: „Könnte ich mich nur auch vernichten, wie diese da!“

Stefan und Valerie waren bisher keines Wortes mächtig gewesen. Nandls Erscheinen war so überraschend, so gänzlich unerwartet gekommen. Sie hatte lähmend auf sie gewirkt, und diesem Ausbruch wilder, erschreckender Leidenschaftlichkeit gegenüber, wußten sie nicht, wie sie sich zu verhalten hätten. Vielleicht klagte sich jeder im stillen an. Stefan mindestens sagte gepreßt und wie zu sich selbst: „Sie hat alles gehört, sie weiß alles — die Arme!“ Dann trat er auf sie zu, um sie emporzuheben.

Aber als sie sein Nahen fühlte, sprang sie auf und vor ihm zurückweichend, rief sie: „Rühre mich nicht an! Du — du gehörst ihr — und ich will nichts mehr von dir — nein — nichts — auch nicht dein Mitleid, auch nicht dein Erbarmen!“

„Nandl!“ sagte er; es war der alte, liebe, ermahnende Ton, der ihr immer in's Herz gedrungen und dem sie bisher stets gehorcht.

Sie schüttelte jetzt nur heftig mit dem Kopfe, als wolle sie abwerfen, was sie noch an ihn binden könne. „Geh!“ sagte sie

scharf. „Es ist Zeit für dich, alle Burschen sind schon im Städtchen, du wirst der letzte sein.“

Er fuhr, wie aus einem Traum erwachend, mit der Hand gegen die Stirn; er hatte vergessen, daß er Soldat war, daß er zum Transport pünktlich eintreffen müsse, er hatte alles vergessen in der Aufregung dieser Stunde.

„Ich muß fort — scheiden!“ rief er; er sah nach Valerie hinüber, sehnsüchtig, verzweifelnd. Dann wandte er sich wieder der Nandl zu. Mit einem guten, bittenden Blick hielt er ihr die Hand hin: „Leb' wohl, Nandl.“

Sie legte ihre Hände über der Brust zusammen und schüttelte den Kopf.

„Komm!“ sagte Stefan zu Valerie.

Ueber die halbgeöffneten, im Schmerz zuckenden Lippen der Kleinen brach ein kurzes, höhnisches Lachen. „Du glaubst, sie wird mit dir gehen? Haha! Jetzt, wo auf allen Wegen Leute sind, die nach der Stadt gehen, glaubst vielleicht, sie wird sich an deiner Seite zeigen wollen?“

Valerie schmiegte sich an Stefan. „Wir müssen hier Abschied nehmen,“ flüsterte sie; „du gehst darum voraus, ich folge dir.“

„Ich mein', dein Schatz schämt sich deiner,“ lachte Nandl, „nur heimlich mag sie dich, nur heimlich will sie dich lieben, wenn's niemand weiß und niemand sieht!“

Valerie fuhr in die Höhe, ein Blick voll stolzer Würde und Selbstgefühl traf die kleine Freche. „Schweig!“ befahl sie in einem kräftigeren Ton, als man ihr zugetraut hätte. „Glaubst du, ich liebe ihn weniger als du, weil ich ihn heimlich liebe? Und glaubst du, diese Heimlichkeit ist Feigheit? Du freilich, du weißt nichts von wahrer Weiblichkeit, du weißt nicht, was ein Mädchen, das sich achtet und von allen geachtet werden will, beobachten muß, wenn es einem Jüngling ihr Herz geschenkt, der nicht sofort vor ihre Eltern treten und um sie werben kann; daß ich, allem trotzend, hierher gekommen, daß ich mich ihm verlobt habe, ist ein Zeichen größeren Muthes, als du jemals ihm gegenüber bedurft, — und nun küsse mich, Stefan, und geh!“

„Nicht hier, nicht vor mir!“ schrie Nandl. „Ich will es nicht mehr sehen; nimm sie mit dir, nimm sie fort, lasse sie nicht bei mir zurück — nicht allein bei mir — denn ich glaube, ich erwürgte sie!“

Valerie entfuhr ein Ausruf des Entsetzens. Nandls Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, ihre Augen sprühten Flammen, sie fürchtete sich vor ihr. Stefan umschlang schützend die Geliebte. Er selbst bangte um sie, und wenn er ging, war sie nicht diesem tollen Geschöpfe preisgegeben, war sie nicht in Zukunft noch gefährlicheren Angriffen ausgesetzt? Aber schon im nächsten Augenblicke verwarf er diese Annahme als eine grausame und ungerechte.

„Nandl, komm' zu dir, Nandl, höre mich!“ rief er, und es klang wie ein warmer Herzton aus diesen ermahnenden Worten. „Du bist ein wildes, unbändiges Kind, aber schlecht kannst du nicht sein; ich kenne dein Herz besser, als du selbst, ich habe es bilden helfen. Sieh diese an, sie ist jetzt mein Liebstes, ihr Wohl und Wehe ist das meine, wirst du ihr Böses thun? Nandl, sieh, ich gehe fort, in Krieg und Schlachten, nichts Freundliches wird mich umgeben, als der Gedanke an die Heimath, an sie und dich, — willst du mir diese verbittern? Soll ich ewig um Valerie zittern müssen und um deine Wildheit bangen? Nandl, könntest du so grausam gegen mich sein, so unbarmherzig mir wehe thun?“ Er hielt inne und sah sie an.

Ein konvulsivisches Zittern durchfuhr ihren kleinen Körper. „Nein, — sie ist sicher vor mir!“ stieß sie mühsam hervor.

„Ich wußte es ja!“ jubelte er, und seine Augen blickten dankbar und zärtlich in die ihren. „Und nun gib mir die Hand, Nandl, wir scheiden als gute Kameraden, als treue Freunde, wie wir es immer waren.“

„Nein!“ sagte sie. „Geh!“ Sie konnte nicht weiter, sie wandte sich ab und wankte nach rückwärts in den dunkelsten Winkel, sie kauerte sich nieder und zog ihr Tuch fest um den Kopf.

Stefan stand unentschlossen.

„Laß sie,“ flüsterte Valerie, „es ist die höchste Zeit, du mußt fort!“ Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn aus der Halle. Einen Augenblick verweilten sie im Korridor, den letzten Abschied nehmend, dann stürzte Stefan hinweg und rannte in rasender Hast durch den Wald dem Städtchen zu. Er hörte die Trompetensignale, die von dem gegebenen Versammlungsorte her ertönten und die Rekruten zusammenriefen.

Valerie blieb in dem Korridor. Einmal wollte sie nach der Halle zurück, um nach Nandl zu sehen; aber sie hatte doch Angst, und nachdem sie eine Weile lang ihren Thränen freien Lauf gelassen, trat sie wieder in den Wald hinaus und schlug rasch den Heimweg ein.

Nandl blieb in ihrem dunkeln Winkel in einer Art Erstarrung bis zum Abend. Dann kroch sie hervor. Ihre Augen waren matt und trübe, der zarte, kleine Körper wankte, es dauerte lange, bis sie sich nach Lindau in das Häuschen der Mutter Huber geschleppt hatte. Diese empfing sie mit Scheltworten; als sie ihr nicht sagen wollte, wo sie gewesen und was sie gethan, schlug sie sie. Nandl widersetzte sich nicht, sie empfand den physischen Schmerz wie eine Art Wohlthat. Das brachte die Alte noch mehr in Wuth; sie schlug unbarmherzig darauf los.

„Sie schlägt mich todt,“ sagte Nandl mit einem traurigen Lächeln, „und das ist gut.“ Sie schloß die Augen. Die Alte mußte sie zu Bette bringen.

Aus Böhmen erwartete man täglich den ersten Schlachtenbericht. Die Zusammenziehung der Truppen hatte lange Zeit gebraucht und noch immer wurden neue Truppenmassen von allen Gegenden des Reiches nach Böhmen dirigirt; die eben Rekrutirten wurden eingetheilt, und ohne vorherige Dressur sogleich nach dem Kriegsschauplatze beordert. Man brauchte ungeheures Menschenmaterial. Die Bahnen vermochten den großen Transportanforderungen nicht zu genügen, und die Ergänzungsbataillone waren daher gezwungen, weite Strecken zu Fuß zurückzulegen. Den Tirolern, Salzburgern und Oberösterreichern war als Vereinigungspunkt Linz bezeichnet worden; bis dahin waren auch die Bahnen frei und konnten benutzt werden; von da sollten drei Bataillone den Marsch über Budweis, Tabor und Chrudim antreten, und sie konnten in acht bis neun Tagen sich mit dem Gros der Nordarmee vereinigt haben.

Das Hauptquartier des Feldmarschallieutenant Benedek war soeben nach Josefstadt verlegt worden.

Es war der zweiundzwanzigste Juni und es herrschte eine enorme Hitze, als dieser Nachschub von Rekruten und Mannschaft, schwerbepackt, die Straße von Linz gegen Budweis dahinschritt. Stefan und Franz hatten es ihrem Lieutenant zu danken, daß sie nicht getrennt wurden; sie marschirten in einem Zuge, und auch der lange Sepp und noch ein anderes lindauer Kind, der weißköpfige Anton, so genannt wegen der sehr hellblonden Farbe seines Haares, befanden sich in demselben. Aber sie waren im Queue der Marschkolonne, und wie das immer geschieht, während die Vordersten langsam und gleichmäßig, in gutem Tempo, vorkommen, müssen die Rückwärtigen häufig viel schneller gehen, da die Distanzen sich stetig erweitern, und sie sind endlich gezwungen, zu laufen, um den Anschluß nicht zu verlieren.

Nach zwei Tagen eines angestrengten Marsches kamen sie nach Budweis. Die Mannschaft litt unter der ungewohnten Feldbagage, welche sie zu schleppen hatte, noch mehr aber unter den neuen, schlechten Stiefeln, welche keinem paßten, entweder zu groß oder zu klein waren, aber in jedem Falle ihnen die Füße wund rieben. In dem hübschen Städtchen fanden sie gute Unterkunft und Kasernirung, sie konnten ruhen und sich ausschlafen. Den nächsten Tag gingen sie bis Wessely, und den nächstfolgenden erreichten sie Tabor, wo sie, wie die Nacht vorher, im Freien biwackirten. Von Tabor aus kamen sie durch unzählige kleine Ortschaften. Sobald sie in dieselben einzogen, spielte die Musik. Das wirkte auf die Nerven und Muskeln der Marschirenden erfrischend und neubelebend; die Haltung wurde aufrechter, der Schritt geregelter; man marschirte in Reih und Glied. Die Einwohner kamen vor die Thüren und sahen ihnen nach.

„Was wir doch für ein schönes Militär haben! Kräftiges, junges Blut, allesammt prächtige Kerle!“ bemerkten die einen voll stolzer Befriedigung. „Arme Bursche, wie viele werden von euch zurückkehren!?“ sagten die anderen mit einem traurigen Kopfschütteln.

Gegen Mittag wurde in einem dieser kleinen Dörfer Halt gemacht, die Sonne brannte mit versengender Gluth, die Mannschaft konnte nicht mehr weiter. Sie warfen sich alle in den Straßengraben und blieben da liegen. Man brachte ihnen Wasser; gierig tranken sie es und aßen ihr letztes Stück Brot dazu. Der Proviant, den sie mitgeführt hatten, war aufgezehrt, sie hatten nichts mehr zu kochen. In Deutschbrod, hieß es, würden sie auf's neue verproviantirt werden; dorthin konnten sie erst am folgenden Tage kommen, und sie hatten jetzt nichts mehr zu essen und litten Hunger.

(Fortsetzung folgt.)

Schönbrunn. (Seite 299.)

Die Grubenkatastrophe bei Osseg: Der Einbruch des Wassers. (Seite 299.)

Aus den Erinnerungen eines Halbasiaten.

II. Brahne, die Köchin.

(Schluß.)

Ein wundervoller Herbstnachmittag war es, der fast durchsichtig klare, hellblaue Himmel gab ein angenehmes, das Auge erquickendes Licht; ein leichtes Lüftchen wehte von den Bergen und erfrischte die im Hofraum versammelte Menge, die neugierig sich in unmittelbarer Nähe des aufgerichteten Traualtars herandrängte, um den Hochzeitszug herankommen sehen und die Feierlichkeit verfolgen zu können.

Der sich feierlich bewegende Hochzeitszug hatte Mühe, sich durch die herandrängende Menge Bahn zu brechen und in Ordnung nach dem bestimmten Platze zu gelangen.

Voran gingen, lustige Märsche aufspielend, fünf Mann der städtischen Musikkapelle; in einiger Entfernung, auf einen Stock gestützt, schleppte sich ein alter, verkümmerter, halberblindeter Greis von ehrwürdigem Aussehen mühsam vorwärts, ein sogenannter „guter Jüd'“, den die Freundinnen der sehr frommthuenden Braut als geistlichen Beistand zu der bevorstehenden heiligen Handlung ganz besonders empfohlen hatten*). Ihm folgte dann, von den Brautführern geleitet, das Brautpaar; die Braut, in ihren besten Staat herausgeputzt, mit hochgerötheten Wangen, ganz erregt und voller Befriedigung über das erreichte Ziel; der Bräutigam, mit seinen klugen schwarzen Augen gleichmüthig auf die Menge blickend. Dann kamen die zahlreich erschienenen Ehrengäste, befreundete Familien unseres Hauses, die sich's nicht nehmen ließen, das Fest durch ihre Anwesenheit zu verherrlichen, hauptsächlich aber, um die mitgebrachten Geschenke, die der Sitte gemäß beim Hochzeitsfeste überreicht werden, persönlich abzuliefern, und die sonstigen, dem Brautpaare befreundeten Gäste; den Schluß machte in possirlichen Sprüngen der Marschall, eine Art Hofnarr, der die Aufgabe hat, die dargebrachten Geschenke mit Namen der Geber auszurufen und die Ueberweisung mit allerlei humoristischen Glossen zu begleiten, überhaupt die Gesellschaft zu erheitern und zu belustigen.

Vor dem Traualtar wurde Halt gemacht, man stellte sich im Halbkreise auf und der Greis sollte die Trauung vornehmen.

Eine lautlose Stille herrschte, — der Alte begann, erst mit leiser, kaum vernehmlicher Stimme, das übliche Gebet zu verrichten, nach und nach wurde die Stimme deutlicher und kräftiger, — da auf einmal hörte man einen lauten Aufschrei — man drängte sich dichter heran, um zu sehen, was es gäbe; da, wieder ein Schrei, ein Mark und Bein durchschütternder Ruf: „Vater, mein Vater!“ und die Braut stehen lassend, warf sich Hersch in die Arme des Alten. — —

— — Eine namenlose Verwirrung entstand, die Menge durchbrach den Kreis, es begann ein Drängen und Stoßen, ein Schreien und Kreischen, Jammern, zertretene Kleider, hier und da eine Frau in Ohnmacht fallend. Die Braut zusammengebrochen, lag ganz regungslos da, und es gab nicht wenig zu schaffen, um einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen.

Der vor Ueberraschung und Aufregung wie Espenlaub zitternde Alte wäre bald zusammengeknickt, wenn nicht Hersch ihn mit seinen kräftigen Armen festgehalten und sich durch den ganzen Knäuel Bahn brechend, ihn in's Haus gebracht hätte; auch die Braut mußte man hineintragen. — Nach und nach verliefen sich die Gäste und nur einige wenige Personen blieben im Hause zurück. Dort wurden die zum Hochzeitsmahle gedeckten Tische schleunigst abgetragen und hinweggeräumt.

Ein Arzt wurde herbeigerufen; man mußte dem Alten zur Ader lassen, da alle sonstigen Wiederbelebungsversuche vergeblich waren.

Aengstlich bange hielt Hersch die halberstarrte Hand des Alten in seiner Rechten, und als der Alte endlich die Augen aufschlug und schwer aufseufzte, gebehrdete sich Hersch außerordentlich freudig, umarmte und küßte ihn und rief einmal über das andere: „Vater, mein guter, lieber Vater, du bist es, gewiß du bist es, an der Stimme habe ich dich erkannt.“

*) Derartige mit keinem offiziellen amtlichen Charakter bekleidete Privatleute, wenn sie sonst nur in dem Rufe der Frömmigkeit stehen, werden von den unteren jüdischen Volksklassen mit besonderer Vorliebe zu geistlichen Funktionen herangezogen, da bei den Juden jedermann geistliche Amtshandlungen vollgiltig ausüben kann und darf.
Anm. d. Verf.

Vergebens versuchte sich der Greis auf seinem Lager aufzurichten, erschöpft fiel er zurück, ergriff die Hand Hersch's, drückte sie und nur durch ein schwaches Lächeln konnte er seinen Gefühlen Ausdruck geben.

Inzwischen hatte sich auch Brahne von ihrer Ohnmacht vollständig erholt; sie blickte mit ihren stechenden Augen halbwild um sich, sie vermochte den Zusammenhang gar nicht recht zu fassen, wußte nur von einer unliebsamen Störung und fragte in einem fort nach ihrem Hersch und verlangte ungestüm, daß man die Trauung vornehme.

Man mußte ihr auf das eindringlichste begreiflich machen, daß sie sich noch einige Zeit gedulden müsse, sie ließ sich jedoch durchaus nicht beruhigen.

— — „Ich weiß schon, man gönnt mir mein Glück nicht, ja, gewiß man gönnt es mir nicht, man will Hersch von mir entfernen, aber das soll, das wird keinem Menschen gelingen, ich weiß, was ich mache, ich rufe einen andern Jüden, der uns trauen wird, es ist ja alles bereit dazu, — ja, gleich, sofort muß es geschehen.“

— „Aber beruhige dich doch, Brahne, ich habe dir mein Wort gegeben, ich werde es ehrlich halten, nur heute nicht, erst muß ich den Vater, den ich kaum wieder gefunden, sich erholen sehen, dann soll er uns trauen! — —“

— „Aber wie weißt du denn, daß es wirklich dein Vater ist, — ich verstehe die ganze Geschichte, den ganzen Lärm nicht, — dein Vater ist irgendwo in Rußland, vielleicht gar nicht mehr am Leben, du hast ihn schon so viele Jahre nicht gesehen und nun auf einmal willst du hier in diesem alten Mann deinen Vater erkennen, nein, das will mir gar nicht in den Sinn, das ist alles, ich weiß nicht wie — — —“, so eiferte die um die Hochzeit ängstlich besorgte Braut, bei der man zwar keinen großen Scharfsinn wahrgenommen, die man aber dennoch nicht für gar so bornirt gehalten, als sie sich jetzt bewies. Sie sah ganz desperat aus, ein unheimlicher Glanz in den Augen verrieth ihre ungewöhnliche Aufregung und verzerrte die ohnehin nicht sehr regelmäßigen Züge ihres Gesichtes; mehr denn sonst konnte man jetzt diesem Gesichte ansehen, wie sehr es schon vom Zahn der Zeit gelitten. Die als harmlos, naiv, ja als entschieden gutmüthig bekannte Person zeigte sich da in einem überaus ungünstigen Lichte.

Ruhig und regelmäßig, wenn auch etwas schwer athmend, lag der Greis da, und man sah es ihm an, daß seine Gemüthsaufregung sich schon etwas gelegt habe. Ruhe, nichts als Ruhe, verordnete der Arzt und meinte, daß er sich nach einem ruhigen Schlafe gestärkt und gekräftigt fühlen und das Lager würde verlassen können.

Man bemühte sich daher, die streitsüchtige Braut, die durchaus nicht im Flüstertone sprach, auf gute Manier aus dem Zimmer zu entfernen, aber das war gerade Oel in's Feuer und mit kreischender Stimme begann sie:

— „So, heraus, fort wollt ihr mich haben? Auch das soll ich mir noch bieten lassen, hier bin ich zu Hause, das alles hier ist mein, mein — sauer genug habe ich es mir erwirthschaftet!“ und ein Schwall von unverständlichen, in zornig weinerlichem Tone vorgebrachten Worten machte die Anwesenden fast sprachlos stumm; man sah sich gegenseitig verständnißvoll an, man mußte glauben, daß die Person ihr bischen Verstand verloren habe.

Da richtete sich der Greis mit einer ungewöhnlichen Kraft in seinem Bette auf, winkte mit der Hand und deutete an, daß er sprechen wolle, man bat ihn, sich ruhig zu verhalten, der Arzt habe es ausdrücklich vorgeschrieben, er aber schüttelte mit dem Kopfe, verlangte nach Wasser und, als er getrunken, begann er: „So — Brahne — Gitel-Brahne — nicht wahr?“ Er fuhr mit der Hand über die Stirne, wie um sein Gedächtniß zu stärken — dann nach einer Pause, während welcher eine lautlose Stille im Zimmer herrschte, fuhr er fort: „Brahne von K...o, du bist es, oh ich erkenne dich an deiner Stimme, ich fühle deinen stechenden Blick aus deinen blöden Augen, du Zerstörerin meines Glückes, du brave Schnur meiner theuren Schwester Chane, Gott habe sie selig, die Frau meines unglücklichen Neffen David — den die Moskowiter fortgeschleppt haben, damit du mit dem Hundesohn, dem Goi, ein lustiges Leben führen könntest — du, die Verlobte meines Sohnes, meines einzigen Sohnes Hersch, den mich der Allmächtige doch noch auffinden ließ!“

— — — Unverwandten Blickes sah Brahne auf den Greis, regungslos stand sie da und hörte gespannt auf die mit zitternder Stimme hervorgebrachten Worte, dann — ein krampfhaftes Zucken des Körpers und ohne einen Laut von sich zu geben, brach sie zusammen.

Den anwesenden Zeugen dieser aufregenden Szene standen die Haare zu Berge, jeder einzelne zitterte vor Aufregung; aber hier gab es kein langes Besinnen, man mußte vor allen Dingen Brahne zu Hülfe eilen, sie im anstoßenden Zimmer unterbringen, den Arzt wieder herbeirufen; aber auch der Alte fiel auf sein Lager zurück und verrieth durch keine Regung, daß noch Leben in ihm sei. —

„Fieber hier, Fieber da", meinte der Arzt, bedenklich das Haupt schüttelnd. „Da muß es aber noch zum Ausbruch kommen, — — thun läßt sich vorläufig noch gar nichts, wir müssen eben geduldig abwarten." — —

Lange, bange Stunden verbrachte man an diesen beiden Krankenlagern, still, mäuschenstill, verhielt sich jeder einzelne, unhörbar schlich man von der einen Stube in die andere, die schwer Kranken athmeten kaum hörbar. — Gegen Mitternacht begann der Alte etwas zu hüsteln, verlangte mehrmals Wasser und machte den Versuch, wieder zu sprechen; aber es schien, daß er damit seinen Kräften zu viel zumuthete, er murmelte nur einige unverständliche Worte, und matt und schwach sank er auf das Lager zurück. — —

— — Der Tag begann schon zu grauen, da hörte man plötzlich den Alten laut stöhnen, dann ganz vernehmlich sprechen: „Hersch, mein einziger Sohn — Sohn — Hersch — Gitel-Brahne — Hersch, Hochzeit, trauen, — ich — barmherziger Gott — nein! — — Wo bin ich? — — Hersch, du bist doch da? — — — Nein, das war kein Traum, wo ist Gitel oder Brahne, wie man sie jetzt nennt, wo ist sie? Höre, mein Sohn Hersch, deine Mutter, mein armes Weib, ist todt, schon lange todt — Gott habe sie selig — wie wir dich fortschicken mußten, auf daß der Moskowiter nicht auch dich fortschleppte, hat mich der elende verrätherische Polizeimeister festnehmen lassen, weil ich dich der Militärpflicht entzogen. Er machte mir den Prozeß wegen Bestechung, weil ich ihm Geld angeboten, daß er mir sagen sollte, was aus dem armen Neffen David geworden, den — er — vor Jahren, als er Polizeimeister in K . . . o war, auf Veranlassung seines Sohnes, des Studenten, fortschleppen ließ, damit der Bursche sein junges Weib, Gitel-Brahne, entführen könne, er sollte mir helfen, David aus den Händen der Kosacken zu befreien. Versprachs, nahm das Geld und höhnte mich und ließ mich noch einkerkern. — Die Gitel-Brahne, eine elternlose Waise, nahm meine unglückliche Schwester Chane zu sich, nahm sie als Tochter ins Haus, als Weib ihres einzigen Sohnes David, eines frommen, gottesfürchtigen jungen Menschen; sie gab ihnen ihr Manufakturgeschäft zu eigen, sie sollten das Geschäft führen. Zum Unglück kam der Student, der Sohn des Polizeimeisters nach K . . . o — kam in den Laden, und die gottvergessene Brahne, Gitel eigentlich, that schön mit dem jungen Goi; meine Schwester, o sie war klug, ahnte ein Unglück, berief mich von F . . . . ff, ich sollte mit Gitel sprechen, ihre Ermahnungen nützten nichts. Ich sprach mit dem Polizeimeister wegen seines Sohnes, mit Gitel — aber die verblendete Person lachte erst, dann schrie und tobte sie so, gerade so, wie ich es jetzt wieder gehört! Einen Stich gab es mir; ich erkannte sie sofort an ihrer bösen, häßlichen Stimme. — Der Polizeimeister ließ mich per Schub aus der Stadt bringen, David fortgeschleppt, Gitel verschwunden, Chane brach das Herz durch so viel Unglück. — — — Viele Jahre sind vergangen, ich habe mich schon lange in mein Unglück gefunden, da will das Verhängniß, daß derselbe Polizeimeister nach meinem Wohnort versetzt wurde, — o Himmel, schwer sind die Prüfungen, die du über deine Geschöpfe verhängst — — — — Ich kam aus dem Kerker, hatte nicht Weib, nicht Kind, kein Haus, keinen Hof, alles, alles hatte man mir genommen, ich nahm den Wanderstab, ging meinen Sohn suchen, in ganz Galizien, der ganzen Moldau und Wallachei keine Spur von Hersch. Kameraden Hersch's, die mit ihm fortgegangen, habe ich zwar angetroffen, aber keiner konnte mir sagen, wo ich suchen sollte. Es war ein sehr strenger Winter, er wird umgekommen sein, meinte man. Seit einigen Monaten in C . . . da finde ich Dich, mein Hersch!" —

— — — Langsam, stoßweise, kam das alles heraus, man suchte den Alten zu beruhigen, er solle sich doch erst erholen, aber es half nichts, er wehrte mit der Hand ab, — aber es war zuviel, er strengte sich mit dieser Erzählung zu sehr an, er fiel endlich erschöpft auf das Lager zurück, winkte noch mehrmals mit der Hand, ein Zittern und Zucken des Körpers und — ausgelitten hatte der schwergeprüfte Greis.

— — — Es war herzzerreißend, Hersch in seinem Jammer zu sehen, er tobte, schrie, riß sich die Kleider vom Leibe, raufte sich das Haar aus; man mußte ihn festhalten, da man ernstlich befürchtete, daß er sich ein Leides anthun könnte — — —

* * *

Mehrere Wochen dauerte es, bis sich Hersch vollständig beruhigte, aber es war nicht mehr der leichtlebige, stets muntere Bursche, ein ernster, still in sich gekehrter Mann war es, der mit einem eisernen Fleiße zu arbeiten begann. Den Winter hindurch ging er zu einem Kunsttischler und verließ gegen das Frühjahr die Werkstätte als ein tüchtiger Arbeiter, als ein Meister in seinem Fache. — Hierauf schnürte er sein Bündel, ging nach der Moldau, ließ sich in Jassy nieder und ist dort schon seit vielen, vielen Jahren ein gesuchter Meister, wohlhabender aber — lediger Mann. —

Lange Zeit dauerte es bis Brahne das Nervenfieber, das sie überfiel, gänzlich überstanden hatte; ein nervöses Zittern und Zucken des Körpers blieb ihr zurück, und sie war auch nach der völligen Genesung doch nur noch ein Schatten der ehemals so kräftigen Person. — In einer benachbarten kleinen Stadt nahm sie einen Dienst, wechselte oft ihre Stellen, kam ganz und gar herunter und heute noch schleppt sich ein altes sieches Weib mühsam, elend und freudlos durchs Leben, angewiesen auf die Unterstützung, die ihr zwar reichlich zu Theil wird, die sie aber zum geringsten Theile für sich, meist für andere Arme und Elende verwendet.

E. vom Pruth.

Zwei Blätter aus der Geschichte der Insel Kreta.

(Schluß.)

Das war nun allerdings nicht schlimmer als in andern europäischen Staaten auch, allein die versprochenen Verbesserungen in Verwaltung und Rechtspflege geriethen ins Stocken, sie blieben, wie anderwärts Versprechungen, ja man machte Miene völlig wieder zu dem früheren System oberherrlicher Willkür zurückzukehren. Unruhe in den Gemüthern der Bevölkerung griff Platz. Im August 1833 besuchte der Vice-König selbst die Insel und erließ bei dieser Gelegenheit eine Proklamation an die Bevölkerung, ihm ihre Wünsche offen mitzutheilen. Die Landbauer, diese Proklamation für ernstlich gemeint haltend, vereinigten sich zu einer Petition in der sie in respektvollster Weise ihre Beschwerden über zu hohe Steuern und die Willkür bei deren Eintreibung vortrugen, und legten dieselbe zur Uebermittelung in die Hände des Gouverneurs Mustapha Pascha. Dieser aber, nicht wagend eine solche Petition seinem Herrn zu überreichen, ließ durch seinen Sekretär eine andere anfertigen, die nur den Ausdruck des Glücks und der Zufriedenheit der Bevölkerung enthielt. Irre geführt durch diese Adresse, und überhaupt von falschen Voraussetzungen ausgehend, erließ der Vicekönig nach seiner Rückkehr nach Aegypten eine Verordnung, deren hauptsächlichster Inhalt darin bestand, daß alles unbebaute Land jeder Dorfschaft angebaut werden, die Besitzer unbebauten Landes aber davon den Siebenten des muthmaßlichen Ertrags abliefern, und daß endlich alle die, welche ihr Land 3 Jahre lang unbebaut ließen, nicht nur in eine Strafe verfallen, sondern ihren Grundbesitz bis auf den vierten Theil verlieren sollten. Wer da weiß, wie seit Jahrhunderten unter venetianischer und türkischer Mißregierung die Bevölkerung in stetiger Abnahme begriffen und durch die letzten Kämpfe dezimirt war, so daß sie kaum hinreichte, die Hälfte des kulturfähigen Bodens zu bebauen, und wer weiter die Willkür in Betracht zieht, mit der seitens der Beamten verfahren wurde, kann sich den Schrecken und die Aufregung denken, den diese Verordnung her-

vorrief, die nach wenig Jahren den Vicekönig zum Eigenthümer fast sämmtlichen Grundbesitzes gemacht haben würde.

Die Ausschreitung eines türkischen Offiziers beim Verlesen dieser Verordnung in der Kirche eines sphakiotischen Bergdorfes, brachte die allgemeine Erregung zum Ausbruch. Männer, Frauen und Kinder zogen nach der Ebene von Murnies, eine Stunde von Kanea, und bald war die Versammlung auf mehrere tausende angewachsen. An die Konsuln der drei Vertragsmächte, die im Jahre 1830 Kreta dem Vicekönig von Aegypten überantwortet, den Bewohnern aber den Besitz ihres Eigenthums garantirt hatten, erging eine Petition um Schutz gegen die geplanten Uebergriffe. Der Rath der Konsuln, ruhig auseinander zu gehen und die Rückkehr Mustapha Paschas von Kandia abzuwarten, ward nicht befolgt. Zu oft schon getäuscht und von unbesiegbarem Mißtrauen und Furcht ergriffen, daß die erlassene Verordnung trotz aller Zusagen doch zur Ausführung kommen könnte, beschlossen die Versammelten an die Gesandten der drei Mächte in Konstantinopel eine Denkschrift zu richten und bis zum Eintreffen der Antwort auf dieselbe nicht auseinander zu gehen. Welche Ruhe und Ordnung in der vollständig unbewaffneten Versammlung herrschte, mag der Umstand zeigen, daß ein Landmann, der ein paar Weintrauben und Feigen aus einer benachbarten Besitzung sich angeeignet hatte, von der Versammlung selbst auf das härteste bestraft ward. Alle Berichte stimmen in dem Lobe über die Ruhe und Ordnung, die in der Versammlung herrschte, überein.

Die Ankunft und die Versprechungen des Gouverneurs Mustapha Pascha konnten die Befürchtungen der Landbevölkerung nicht zerstreuen, besonders wenn sie sich an die Art und Weise erinnerten, in welcher derselbe mit ihrer Petition an den Vicekönig verfahren war, und so war der passive Widerstand der Versammelten nicht zu erschüttern. Auf der andern Seite ist das Verhalten des Pascha nicht weniger anzuerkennen. Trotzdem ihm, einem geborenen Albanesen und ergraut im Kampfe mit Aufständischen, etwa sechstausend Mann regulärer Truppen und 1500 irreguläre Arnauten zur Verfügung standen, eine Macht, groß genug, um die Versammelten vernichten zu können, vermied er alle gewaltsamen Maßregeln. — Eine am 22. September 1833 erlassene Proklamation des Paschas verhieß wiederholt Abstellung der vorgebrachten Beschwerden; obwohl die Besorgnisse der Versammelten dadurch nicht gehoben wurden, kehrte doch ein Theil derselben nach seiner Heimat zurück. Am 27. September traf ein französisches Kriegsschiff in der Suda-Bai ein, dessen Kapitän seine Vorstellungen mit denen der Konsuln vereinigte, infolge dessen eine weitere Anzahl die Versammlung verließ und sich nach Hause begab. Wenige Tage später landete ein englisches Kriegsschiff, dessen Kommandeur ebenfalls die noch Versammelten zum Auseinandergehen zu bewegen suchte, von denselben aber bedeutet wurde, daß sie bis zum Eintreffen der Antwort der Gesandten in Konstantinopel beisammen bleiben wollten.

Als am 17. Oktober der den Griechen noch wohlbekannte Osman Pascha mit einer ägyptischen Flotte von zehn Schiffen eintraf, wandten sich dieselben sofort an ihn mit ihren Anliegen, erhielten aber auch seinerseits den Rath, vorläufig ruhig auseinander zu gehen. Am 8. November begaben sich beide Paschas mit etwa dreihundert Soldaten in die Ebene von Murnies, wo sie statt der früheren tausende nur noch etwa hundert unbewaffnete Männer antrafen, von denen sie etwa fünf bis sechs verhaften, gleich darauf aber wieder in Freiheit setzen ließen.

Da die erwartete Antwort aus Konstantinopel ausblieb, so verminderte sich der Haufe immer mehr, und die ganze Angelegenheit wäre ruhig im Sande verlaufen, wenn nicht plötzlich eine ägyptische Korvette zweihundert Soldaten gelandet, an die Paschas weitere Befehle und die Nachricht gebracht hätte, daß fernere viertausend Mann unter dem Befehle Ismail Paschas, dem Neffen Mehemet Ali's, unterwegs seien.

Infolge der erhaltenen Befehle wurden von Osman Pascha 33 Landleute verhaftet, ohne daß irgendein Widerstand geleistet ward, mit der Drohung, daß die Widerspenstigen in Ketten gelegt werden sollten.

Die Ruhe war vollständig wiederhergestellt, als am 14. November 3 Bataillone Infanterie aus Alexandrien landeten; die Absicht, die Kreter zum offenen Aufstand zu treiben, war kaum zu verkennen. Trotzdem allgemeine Ruhe auf der Insel herrschte, befahl Mehemet Ali, eine Anzahl Kreter zu Tode prügeln zu lassen. Infolge der Vorstellungen der Konsuln von Frankreich und England, die sich außerdem direkt an die Vertreter ihrer Nation in Alexandrien wandten, suchten die Paschas Milderung des Befehls vom Vicekönig zu erlangen. Endlich traf dessen Bescheid ein: 10 von den gefangenen 33 Landleuten sollten in der Ebene von Murnies aufgeknüpft werden. Außerdem wurden 21 Personen aus verschiedenen Theilen der Insel plötzlich verhaftet und sofort aufgehängt; wenige derselben waren an der Versammlung von Murnies betheiligt gewesen. Den Rest der zuerst verhafteten 33 Personen entließen die Paschas ohne jede Bestrafung.

Empört über diese nutzlose Grausamkeit, die ganz Unschuldige und Unbetheiligte dem Tode überlieferte, wandte sich Osman Pascha zunächst nach Mytilene, von da nach Konstantinopel, den Dienst des Vicekönigs aufgebend. —

Auf diesen beiden Blättern kretischer Geschichte erschauen wir kein erfreuliches Bild, und zu beklagen ist das Volk, welches jahrhundertelang solches Loos zu tragen gehabt; aber wohlthuend erscheint die Handlungsweise des türkischen Pascha gegenüber der Grausamkeit des venetianischen „Edelmannes". A. M.

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Während die Opposition gegen die Opitz'sche Nüchternheit infolge der den Zeitverhältnissen entspringenden Geschmacklosigkeit auf schlimme Abwege gerieth, gelang es der Schule des Boberfelders in der ihrer trocknen Verständigkeit am meisten zugänglichen didaktischen Dichtungsart des Epigramms oder Sinngedichts Bedeutendes zu leisten. Die 1654 zu Breslau unter dem Titel „Salomon von Golaws deutscher Sinngedichte drey Tausend" herausgegebene Sammlung der Epigramme des schlesischen Freiherrn von Logau (1604—1655) enthält das Beste, was auf diesem Gebiete in Deutschland geleistet worden ist, und bildet einen reich und mannichfaltig ausgestatteten Schatz von Weisheitssprüchen, gleichwie in den die schweren Zeitgebrechen geißelnden „Kurzgedichten" ein kaleidoskopisch zusammengesetztes, scharfes und treffendes Kulturbild.

Auf allen übrigen Gebieten der Dichtung jedoch konnte nur der den Pegnitzschäfern mißlungene Versuch, sich über das dichterische Prinzip Opitz's zu erheben, einige Aussicht auf Erhöhung der poetischen Leistungsfähigkeit bieten. Landsleuten des dichterischen Gesetzgebers jener Literaturepoche war es vorbehalten, dieser Erkenntniß praktischen Ausdruck zu verschaffen. Der breslauer Rathsherr Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618 bis 1679) nahm den Grundgedanken der Dichter des nürnberger Blumenordens wieder auf. Zwar gefiel ihm anfangs Opitz's Schreibart so wohl, daß er sich „aus seinen Exempeln Regeln machte" und sie nachahmte, bald aber neigte er sich zu der lebendigeren, abwechslungs- und farbenreicheren Darstellungsweise der Franzosen und Italiener hin, und fand besonders in den Gedichten Giambattista Marini's (1569 bis 1625) das Muster einer der Opitz'schen Trockenheit im entgegengesetzten Extrem schwülstiger Uebertreibung entgegenstehenden Ausdrucksweise. Daß solche blumen- und bilderreiche Sprache weniger angethan sei, zu belehren, wußte Hoffmannswaldau sehr gut, ihm kam es aber in noch viel höherem Grade als den Nürnbergern darauf an, zu ergötzen. Das wäre nun so ziemlich dem Wesen der Dichtkunst entsprechend gewesen, wenn der wohlehrsame und hochangesehene Rathsherr und spätere Rathspräses es mit seiner Poeterei auf eine höhere und edlere Ergötzung, als die grob- und gemeinsinnliche abgesehen hätte. Die Poesie schien ihm allein im Lande der Liebe heimisch zu sein, und eine andere Liebe als die, deren Wesen ausschließlich in der Befriedigung der Sinnenlust besteht, kannte er nicht. Der Reiz grober Sinnlichkeit geht aber auf dem Papiere noch viel rascher als in der Praxis vollständig verloren,

wenn er nicht durch Raffinement und widernatürliche Uebertreibung immer von neuem wieder erzeugt wird und sich unaufhörlich selbst überbietet. Daher kam es, daß der Dichter Hoffmannswaldau sehr bald genöthigt war, nach der Schilderung von „Neuem und Ungemeinem" zu haschen, und in diesem Ungemeinen allgemach die Gemeinheit auf die Spitze zu treiben. Geschmacklosigkeiten übertriebenster Art, eine Unzahl von seltsamen und gesuchten Bildern und gewaltsamen Beiwörtern, lüsterne Anspielungen und unverhüllter Schmutz — das sind die charakteristischen Kennzeichen Hoffmannswaldau'scher Musenkinder.

Seinen Zeitgenossen war indeß der auf den schlimmsten Holzwegen der Poesie umherirrende Stadtvater von Breslau weder allzu geschmacklos noch allzu unanständig. Im Gegentheil: ein Kreis zahlreicher Anhänger schloß sich ihm an, und dieser, unter dem Namen der zweiten schlesischen Schule bekannt, entfaltete eine umfangreiche literarische Wirksamkeit. In Kaspar von Lohenstein (zu Nimptsch in Schlesien 1635 geb. und gest. 1683) gewann die zweite schlesische Schule ihren hervorragendsten und mit seinem Einfluß ein halbes Jahrhundert beherrschenden Vertreter. Am meisten wurde der allerdings ungewöhnlich geistreiche Lohenstein als Dramatiker bewundert und nachgeahmt, obgleich er auf diesem Gebiete ganz in den Pfaden des Andreas Gryphius wandelte und diesen seinen Vorgänger nur in dem Bombast und der rhetorischen Verschnörkelung des Ausdrucks, wie in der Häufung des Gräßlichen noch überbietet.

Das Hauptwerk Lohensteins ist der erst sechs Jahre nach seinem Tode erschienene Roman, welcher den interessanten Titel führt: „Großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda, in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte, Leipzig 1689, in zwei Theilen." Diese zwei Theile sind gewaltige Folianten von zusammen 3076 zweispaltigen Seiten; sie enthalten eine künstlerisch sein sollende Darstellung und Verschmelzung alles dessen, was Lohenstein wußte und konnte, eine Art poetischer Rechenschaft von all' dem, was der Dichter in seinem ganzen, außerordentlich geistesthätigen Leben gelernt und erfahren hatte. In treffender Kürze charakterisirt Horn die Monstrosität des Inhalts und der Aufgabe dieses Romans, der lange Zeit bei allen literaturkundigen Deutschen für das Beste und Großartigste galt, was die Dichtkunst zu leisten vermöchte. Der genannte Literarhistoriker sagt*): „Was den Inhalt des Buches betrifft, so ist derselbe so mannichfaltig, daß er recht gut für vierzig bis fünfzig Erzählungen und für hundert bis tausend Abhandlungen hingereicht haben würde. Es sollte der Poet, der Philosoph, der Antiquar, der Historiker, der Theosoph, der Politiker, mit einem Worte jeder, der für irgendeinen Zweig der Wissenschaft Sinn hat, in dem Labyrinthe seines Romans lustwandelnd sich erbauen, belehren und ergötzen können." Daß Lohenstein mit diesem Wurfe unendlich weit über die Grenzen des poetisch Erlaubten und poetisch Möglichen hinausschoß, liegt für den Geschmack und die Erkenntniß unserer Zeit auf der Hand; die Lektüre seines Romans mußte die Gedanken der Leser heillos verwirren und ihre Phantasie mußte dabei verwildern; aber an der Denkfähigkeit der Deutschen jener Epoche, an ihrer Phantasie und ihrem Kunstgefühl war freilich rein garnichts mehr zu verderben.

Das zeigt die Romandichtung des siebzehnten Jahrhunderts nicht blos in diesem einen, sondern in fast allen ihren Produkten. Dieselben waren ursprünglich auch Nachahmungen ausländischer und vorwiegend französischer Muster, deren gesuchter und gedrechselter Stil auf sie übergegangen war. Anfänglich wurden die großen Heldenromane besonders kultivirt, welche häufig unter der Maske fremder Zustände und Personen einheimische und naheliegende Verhältnisse und Charaktere schilderten, aber in ihrer entsetzlichen Ausführlichkeit und Langathmigkeit den Geist zu ermüden und das Gefühl abzustumpfen geeignet waren. Noch weniger Kunstwerth als dem Heldenromane ist indeß den politischen und galanten Romanen der zweiten Hälfte dieser Literaturperiode beizumessen, die in rohen Verquickungen wunderlicher Liebesgeschichten mit abgeschmackten Erzählungen von wirklichen oder erfundenen politischen Verhältnissen — zumeist des Auslandes — bestanden; eine Spezies von Romanen, die in ihrem Wesen nicht besser gekennzeichnet werden kann, als durch die Wiedergabe des Titels eines seinerzeit hochberühmten Romans von Eberhard Werner Happel*) (1648—1690), der also lautet: „Asiatischer Onogambo, darin der jetzregierende große sinesische (chinesische) Kaiser Xunchius als ein umschweifender Ritter dargestellet, dessen und anderer asiatischen Liebesgeschichten, Königreiche und Länder beschrieben werden."

Während diese abscheulich großspurig gehaltenen Romanarten vorzugsweise in den höheren Gesellschaftsklassen ihr Lesepublikum hatten, wandten sich in den Abenteuerromanen einigermaßen volksthümliche und lebensvollere Poesieprodukte an die bürgerlichen Volkskreise. Mit dem allmählichen Verlöschen der Ritterzeit in dem Volksgedächtnisse verloren auch die Ritterromane, welche vordem eine wichtige Rolle in der Literaturgeschichte gespielt hatten, ihr weitreichendes Interesse. Der in ihnen vertretene und durch sie genährte Hang zum Abenteuerlichen jedoch war nicht so leicht zu überwinden und schuf nun eine Reihe von Geschichten, in denen die seltsamen Erlebnisse verliebter Pilgrime, lustig-boshafter Schelme, verwegener Räuber und anderen fahrenden Gesindels erzählt wurden. Diese Geschichten nahmen ihren Stoff hauptsächlich aus dem wirklichen Leben, sie hatten darum mehr Existenzberechtigung und boten ihren Lesern eine vergleichsweise gesündere Geistesnahrung als die politischen und Heldenromane. Daraus ist es auch zu erklären, daß grade in dieser Art wenigstens ein Dichtungswerk geleistet worden ist, welches vollen Anspruch auf dauernde und hohe Anerkennung hat. Es ist dies der „Abenteuerliche Simplicissimus" von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen (etwa 1625—1676)**), worin in packender Wahrheit und kostbarem Humor das Leben eines deutschen Landstreichers während des dreißigjährigen Krieges beschrieben und in unübertroffener Weise die Sitten jenes traurigsten Menschenalters deutscher Geschichte geschildert werden.

Auch in den Romanen des Gymnasialdirektors Christian Weise zu Zittau (1642—1708) war insofern eine Wendung zum Besseren bemerklich, als dieser hier, wie in allen übrigen, von ihm gleichfalls eifrig gepflegten Dichtungsgattungen, im Gegensatz zu dem ungeheuerlichen Bombast der zweiten schlesischen Schule die Gegenstände seines Dichtens ausschließlich natürlich und ungezwungen darzustellen sich bemühte. Weise war ein lustiger Student gewesen und hatte sich mit der naturgemäß ungekünstelten Kneipenpoesie als Dichter die Sporen verdient; später wurde er ein ernster, tüchtiger Schulmeister, dem schulmeisterliche Verständigkeit Lebens- und Schaffensprinzip waren. Freilich schloß diese Verständigkeit eine Rückkehr zu Opitz'scher Nüchternheit ein und artete in jene Trivialität aus, die mit der Poesie ebensowenig zu thun hat, als die schwülstige Verballhornung des Ausdrucks, aber trotzdem streuten Weise's Gedichte, Dramen und Romane die Saatkörner einer Opposition gegen die Beherrschung der Geister durch die Hoffmannswaldau und Lohenstein aus, welche späterhin erwähnenswerthe Früchte getragen haben.

Dem humoristischen Element, welches in Grimmelshausens Simplicissimus zu wohlthätiger Wirkung gelangt und bei Weise in vollbeabsichtigte Satire übergegangen war, hatte in der Polemik gegen die lächerlichen und unwürdigen Zeitverhältnisse ein unabsehbares Bethätigungsfeld offengestanden. Daher finden wir vor und nach den genannten Dichtern eine ganze Reihe von Humoristen, welche den Stachel ihres Spottes gegen die Verkehrtheiten und Laster des öffentlichen und privaten Lebens richten. Zu den bedeutendsten Leistungen auf diesem Gebiete gehören die „Wunderlichen und wahrhafftigen Gesichte Philanders von Sittewald" von dem Elsässer Johann Michael Moscherosch (1601 bis 1669), worin von streng sittlichen und deutschnationalen Gesichtspunkten aus das gesammte Thun und Treiben damaliger Zeit in seiner erschreckenden Nichtigkeit geschildert und gegeißelt wird.

Auch von der Kanzel herab suchte man satirisch-moralisch auf das deutsche Volk zu wirken. In Darmstadt und später in Hamburg hielt um die Mitte des Jahrhunderts Johann Balthasar Schupp seine urvolksthümlichen und derbhumoristischen Strafpredigten, und in Wien donnerte der unter dem Namen Pater Abraham a Sancta Clara bekannte Augustiner-Barfüßer Ulrich Megerle (1642—1709) seine wildburlesken Zuchtreden, bilder- und gleichnißhäufend, gedanken- und witzsprühend von der Kanzel herab.

(Fortsetzung folgt.)

*) Franz Christoph Horn, „Geschichte und Kritik der Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart," 4 Bde., Berlin 1822—24.

*) Kurz, „Literaturgesch.", Bd. II. S. 409a.

**) In Meyers Konversationslexikon, Art. Deutsche Literatur, ist als des Genannten Geburtsjahr 1618 angegeben. Mit welchem Rechte, ist mir nicht bekannt; soviel ich weiß, ist über die ersten Lebensjahre Chr. v. Grimmelshausens nichts Sicheres bekannt. D. Verf.

Eine Frucht des orientalischen Krieges.

(Schluß.)

Im Februar 1877 erreichte die Seuche, ostwärts vordringend, die Provinz Ghilan am kaspischen Meere, deren Hauptstadt Rescht stark heimgesucht wurde. Von dort besteht ein reger Seeverkehr mit dem Gouvernement Astrachan, während zu Lande mit den stammverwandten Bewohnern des östlichen Kaukasiens lebhafte Beziehungen, auch ein nicht unbedeutender Schmuggel in Thee und Seide unterhalten wird. Bei diesen vielfachen Verbindungen darf es nicht verwundern, wenn — wie gegenwärtig aus mehreren glaubwürdigen Quellen übereinstimmend verlautet — bereits im Mai 1877 und seitdem wiederholt von Zeit zu Zeit an verschiedenen Orten im Süden des Gouvernements Astrachan Erkrankungsfälle — zuweilen gleichzeitig in größerer Zahl — beobachtet wurden, deren Symptome mit denjenigen des jetzigen heftigeren Ausbruchs zu Wetljanka große Aehnlichkeit hatten. Von den davon Ergriffenen wurde die Berührung mit persischen Häuten als Ursache der Erkrankung angegeben, und nur die Nachlässigkeit der russischen Regierung trägt die Schuld davon, daß die Pest wieder nach Europa verschleppt worden ist, denn der persönliche Verkehr zu Wasser und zu Lande, der schon vor Jahresfrist hätte sistirt werden sollen, ist das wichtigste Glied in der Verbreitung der Seuche. Dr. Depner, der Oberarzt des astrachanschen Kosakenheeres, konstatirte im Mai 1877 bei 15 Personen in Kasetschje Bugro, bei 40 Personen in Forpost und selbst bei verschiedenen Patienten in Astrachan Pestsymptome und die russische Regierung hat 19 Monate nichts gethan, bis in Wetljanka alle Erkrankten gestorben waren. Hoffen wir, daß die Vorsichtsmaßregeln der vereinigten Regierungen von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rumänien und der Türkei uns vor dem unheimlichen Gast bewahren werden. Daß die Pest eine ansteckende und verschleppbare Krankheit ist, ist seit Jahrhunderten zur Evidenz bewiesen. Die gefährlichsten Infektions-Objekte sind die Erkrankten selbst. Ob auch der todte Körper — der Leichnam des an der Pest Verstorbenen — noch die Fähigkeit hat, anzustecken, läßt sich aus den historischen Angaben und den jüngsten Vorfällen nicht sicher feststellen. Der bestandene Glaube daran ist übrigens aus den Inschriften der alten Pestgräber ersichtlich — da auf deren Eröffnung die Todesstrafe gesetzt war. So unzweifelhaft auch die Beweise für die Infektionsfähigkeit der von Pestkranken herrührenden benützten Effekten, wie Leib- und Bettwäsche, überhaupt Bekleidungsstücke sind, liegen dagegen noch gar keine konstatirten Erfahrungen vor, daß die Krankheit durch Handelswaaren in pestfreie Gegenden oder Orte gelangt und daselbst weiter verbreitet worden sei. Die Annahme der Verschleppung der Seuche durch verschiedene andere leblose Träger, wie Briefe, war wohl mehr nur in dem Vorurtheile der großen Menge, als in wirklichen Beobachtungen von Seiten der Aerzte begründet.

Die Symptome beschreibt Dr. Depner heute wie sie der jetzige preußische Generalfeldmarschall Moltke in Silistria 1834 geschildert hat: Knotiges Anschwellen der Lymphdrüsen, äußerste Erschöpfung, starke Hitze, Besinnungslosigkeit, Phantasiren, Harnverhaltung; als Vorboten des Todes erscheinen Flecken am Körper von der Größe eines Hirsekorns bis zu der eines Thalerstückes; die Kranken verbreiten einen besonderen, dem Meth ähnlichen Geruch und der Tod erfolgt bei rascher Abnahme der Kräfte im bewußtlosen Zustande. Die Leichen werden nicht starr und gehen nach 2—3 Stunden in Fäulniß über. Da der brave Depner trotz der Berührung mit den Pestkranken von der Seuche nicht hinweggerafft wurde, sondern, in Folge der aufreibenden Thätigkeit mit einem Fieber davon kam, so wollen wir hoffen, daß unsere medizinischen Abgesandten vom Kriegsschauplatz des schwarzen Weibes, wie die Kosacken die Pest nennen, ungefährdet zurückkehren, um ihre Erfahrungen zum Heile der Menschheit zu verwerthen.

Die Furcht vor Ansteckung ist eine Bundesgenossin auf dem Weltumzuge der Pest. Sie füllt die schwärzesten Blätter in der Geschichte dieser Seuche. Sie war es, die alle volkswirthschaftlichen Verhältnisse, Handel und Wandel, in früheren Jahrhunderten ins Stocken brachte, die zartesten und heiligsten gesellschaftlichen Bande zerriß, und in Lieblosigkeit und Barbarei ausartete. Ist der Ansteckungsglaube widerlegt, dann wird auch der Schrecken vor der Pest kein so gewaltiger mehr sein.

Auf die Frage: Wie entsteht die Pest? antwortet Dr. Coën, auf dessen bei Hartleben in Wien und Leipzig erschienene Broschüre „die asiatische Pest“, Preis 60 Pfg., wir ganz besonders aufmerksam machen, folgendermaßen: „Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß diese Seuche nur durch ein fixes Kontagium, welches dem erkrankten Körper, den Auswurfstoffen und den Kleidern anhaftet, auf ein anderes, bisher gesundes Individuum übertragen wird. Das Kontagium muß aber in dem zu befallenden Individuum einen geeigneten Boden zu seiner Entwicklung finden, soll dadurch eine ähnliche Krankheit hervorgerufen werden. Gelegenheitsursachen der Pest sind: Schlechte Wohnung, ungenügende und ungesunde Nahrung, defekte, mangelhafte Kleidung, Unreinlichkeit des Körpers, Vernachläßigung der Bodenkultur und dadurch bedingte massenhafte Ansammlung faulender organischer Substanzen, Außerachtlassung der hygienischen und sanitätspolizeilichen Maßregeln, wie derartige Zustände bei den Bewohnern jener auf einer tiefen Stufe stehenden Länder anzutreffen sind. Als Träger der Ansteckung sind in erster Linie die Kranken selbst zu betrachten; jeder Pestkranke bildet, demgemäß einen neuen Herd der Infektion, aus welchem andere Unglückliche angesteckt werden können; dabei verliert das Pestgift bei den nachträglich Infizirten wenig oder gar nichts von seiner ursprünglichen Heftigkeit. Als entferntere Vermittler der Ansteckung sind auch diejenigen Personen zu betrachten, die im stetigen Verkehr mit Pestkranken sich befinden und dennoch momentan gesund sind, denn diese können, trotzdem sie noch herumgehen, schon den Keim der Krankheit in sich tragen und dadurch andere unwillkürlich anstecken. Die einzige sichere Vorbeugungsmaßregel gegen die Verschleppung der Pest ist eine strenge Isolirung des Pestherdes von der Außenwelt, welche, da sie sich auf ganze Länder erstreckt, nur die Regierungen ins Werk setzen können. Absperrungsmaßnahmen sind: 1) Quarantäne oder 40tägige Desinfektion aller seuchenverdächtigen Menschen und Waaren auf der Grenze oder im Hafen. 2) Pestcordon oder Grenzsperre durch Militär, um den Uebergang von Menschen und Thieren aus den infizirten in die pestfreien Gebiete zu verhindern, und

3) Verbrennung der Wohnstätten, Gegenstände, Pestleichen, kurz aller Sachen, welche in dem Seuchenherde sich befinden mögen.

Ist in einem Orte die Pest aufgetaucht, so muß sich jedermann an folgende Maßregeln streng halten:

1) Er trachte vor allem, die infizirten Häuser, Höfe, Straßen ꝛc., soweit dies nur thunlich, zu vermeiden.

2) Nebst den von der Ortsbehörde getroffenen Sanitätsmaßregeln muß jeder in seinem Hause für ausgiebige Ventilation (Lüftung) der Zimmer, für skrupulöse Reinlichkeit sowohl der Wohnzimmer wie des Körpers und schließlich für eine täglich vorzunehmende Desinfektion der Aborte und der am meisten benutzten Räumlichkeiten sorgen. Die Desinfizirung geschieht am besten, indem man mit einer Lösung von Karbolsäure (etwa 1 bis 2 Theile Karbolsäure in 100 Theilen Wasser) die Abortschläuche zwei- bis dreimal täglich erst reinigen und dann bespülen läßt. Die Reinigung der Wohnstätten findet meist durch Aufstellung von Chlorkalk in den Zimmern oder durch wiederholte Bespritzung der Böden mit der oben angegebenen Karbolsäurelösung statt.

3) Man sorge für eine nahrhafte, einfache Kost, man lebe überhaupt sehr mäßig, ohne jedoch von der bisher gewohnten Lebensweise abzuweichen; nur im Gebrauche von geistigen Getränken sei man vorsichtig, denn eine zu starke Aufregung des Allgemeinzustandes ist jedenfalls als schädlich zu betrachten.

4) Die Kleidung sei eine der jeweiligen Jahreszeit entsprechende; man hüte sich vor Erkältung und Feuchtigkeit und sei vorsichtig bei Temperaturwechsel; eine dickere, wärmere Bekleidung ist einer leichteren für alle Fälle vorzuziehen.

5) Niemand lasse sich von übertriebener Angst bewältigen und bedenke, daß die Aengstlichkeit und Pestfurcht die Nerven in hohem Grade aufregen, dem Organismus eine erhöhte Empfänglichkeit für eine jede Ansteckung verleihen.

Ein spezifisches Mittel gegen die Pest ist unbekannt, deshalb muß die Therapie (Behandlung) derselben nur eine symptomatische sein, das heißt, eine Behandlung, die sich nur auf die Bekämpfung der einzelnen Krankheitserscheinungen beschränkt. Zu diesem Behufe werden nun folgende Mittel anzuwenden sein: Zur Bekämpfung des stark auftretenden Fiebers ist vor allem das Chinin in großen Gaben und die Anwendung von Kälte in Form von kalten Bädern, kalter Einspritzung, kühlen Douchen am Platze. Selbstverständlich wird es dem Ermessen des Arztes überlassen werden, welche Chinindosen und welche Form der Kälte für den einzelnen Fall am besten paßt. Zur Erzielung einer Desinfektion des Blutes werden innerlich Lösungen von Chlorkalium, Salicylsäure, Karbolsäure (in schwacher Lösung), Salzsäure und dergleichen verabreicht.

Znr Hintanhaltung des zu befürchtenden Kräfteverfalls gibt man Wein, Cognac, starke Fleischbrühe, Kampher, Moschus, Thee und ähnliche Mittel. Ebenso werden die interkurrirenden (dazwischentretenden) Erscheinungen, wie häufiges Erbrechen, Blutbrechen mit den jedem Arzte geläufigen Mitteln zu bekämpfen sein.

Die Geschichte der Pest weist nach, daß diese Seuche seit fünfzig Jahren in Europa nicht mehr geherrscht, während dieselbe in Asien, Aegypten und anderen Theilen des Orients, mit wenigen Unterbrechungen, stets gewüthet hat. Und wenn wir die Beschreibungen der Schriftsteller der Medizin durchlesen, die über die Pestepidemien in Europa berichten, werden wir die beruhigende Thatsache erfahren, daß auch in jenen Zeiten, in welchen die Gesundheitspflege nicht im entferntesten auf unsrer heutigen Stufe stand, sowohl die Häufigkeit wie die Heftigkeit der Erkrankungen in Eurapa lange nicht in der Art vorkamen, wie im Heimatlande der Pest.

Dr. M. T.

Gegen die Einfachheit der bisherigen Elemente. Der französische Chemiker Dumas hat der Akademie der Wissenschaften eine ihm von Norman Lockyer zugegangene Nachricht mitgetheilt, die das größte Aufsehen in Gelehrtenkreisen macht. Der englische Physiker studirt seit drei Jahren mit allen Hülfsmitteln der modernen Forschung die Spektren der Sonne, der Sterne und verschiedener Stoffe, deren Temperatur er künstlich erhöht. Diese Arbeiten haben ihn überzeugt, daß Körper, die bisher für einfach galten, wie Sauerstoff, Kohlenstoff, Eisen, Silber, Gold u. s. w. zusammengesetzte Körper seien und sich auflösen, wenn sie den nöthigen Hitzegrad erreichen. Die Sterne und darunter die Sonne sind solche Herde außerordentlich hoher Hitze. Nach den Arbeiten Lockyers wäre nun „der Sauerstoff, unter zwei verschiedenen Formen und mit verschiedenen Hitzegraden verbunden, der einzige Grundstoff

des ganzen Baues, den wir Materie nennen". Fizau und Fremy fragten, ob diese Ansicht durch genaue Experimente bestätigt würde. Dumas entgegnete, Norman Lockyer habe diesmal nur offiziell anzeigen wollen, wie weit seine Forschungen bereits vorgerückt seien, und er werde nach Beendigung derselben die Beweise für seine Behauptungen liefern. („Hamburg. Ztg.") — Die Bestätigung dieser Mittheilung in ihrem ganzen Umfange dürfte wohl erst abzuwarten sein. Aus zuverlässiger Quelle, ebenfalls nach einer direkten Mittheilung Lockyers, hören wir jedoch allerdings, daß letzterer Gold mit Hülfe eines sehr starken elektrischen Stromes verflüchtigte und fand, daß es dann nicht mehr sein eigenthümliches Spektrum, sondern die Linien von Silber, Natrium und Wasserstoff zeigte. Moderne Alchymisten werden vielleicht danach versuchen, das Gold synthetisch aus den betreffenden Elementen darzustellen. Wir sind jedoch der Meinung, daß zunächst nur daraus hervorgeht, daß das Spektrum ein und desselben Stoffes bei verschiedenen Temperaturen variabel ist, ebenso wie Vogel es neuerdings von den Absorptionsspektren ein und desselben Stoffes bei verschiedenen Lösungsmitteln 2c. nachgewiesen hat. Die Schlüsse, die man aus der spektroskopischen Untersuchung des Lichtes der Himmelskörper auf deren stoffliche Zusammensetzung gezogen hat, dürften allerdings dadurch an Werth verlieren, so schreibt die Red. der „Industriebl.", denen vorstehender Bericht entnommen ist.

Hierzu sei bemerkt: Die „Hamburg. Ztg." oder die Redaktion der „Industriebl." wird wohl einen Druckfehler begangen haben, wenn sie schreibt, der Sauerstoff wäre der Grundstoff u. s. w., es soll wohl heißen: der Wasserstoff. Nach den Untersuchungen Lockyers zeigen die Spektren der gasförmigen Nebelflecke und der heißesten Sterne, wie der Sirius, nur die Linien des Wasserstoffs mit einiger Deutlichkeit; ebenso zeigt das verflüchtigte Gold die Linien von Silber, Natrium und Wasserstoff, nicht von Sauerstoff; außerdem ist der Wasserstoff längst als der dünnste Stoff bekannt, und nach andern Berichten nimmt Lockyer an, daß der Wasserstoff oder ein diesem zunächst stehender Stoff die Grundmaterie sei, von der alle die sogenannten Elemente nur verschiedene Modifikationen seien. Deduktiv ist die Chemie schon längst zu dieser Anschauung gelangt; schon die allgemein anerkannte Einheit der Kraft läßt als logisches Gegenstück die Einheit des Stoffes voraussetzen; außerdem aber deuten gewisse Regelmäßigkeiten in den die sog. Atomgewichte ausdrückenden Zahlen, — der Umstand, daß die Wärmekapazität der Elemente dem Atomgewichte umgekehrt proportional sich verhält, — sowie verschiedene Analogien unter den einzelnen Elementen, die sich bei ähnlicher Dichtigkeit oft auch chemisch ähnlich verhalten u. dgl. darauf hin, daß der Grundstoff, aus dem ihre kleinsten Theilchen bestehen, derselbe ist. Wie es scheint, ist Lockyer dem induktiven Beweis dieser Voraussetzung auf der Spur; so gut es gelungen ist, die erforderlichen Kältegrade und Druckverhältnisse herzustellen, unter welchen Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff flüssig und sogar fest werden, woran bis vor wenigen Jahren kein Chemiker glaubte, so gut kann es auch gelingen, die nöthigen Hitzegrade zu erzeugen, bei welchen unsere sogenannten Elemente noch weiter zerlegt und dissoziirt werden, womit freilich noch lange nicht gesagt sein soll, daß ihre synthetische Zusammensetzung oder die Umwandlung derselben ineinander sich ebenso leicht bewerkstelligen lasse, so sehr dies auch im Interesse der Menschheit zu wünschen wäre, denn dann wäre wirklich „das Gold nur Chimäre".

C. Fehleisen.

Schönbrunn. (Bild Seite 292.) Es gibt keine zweite Stadt auf dem weiten Erdenrund, wo sich Kunst und Natur so verschmelzen, wie in der Kaiserstadt an der blauen Donau, in dem lustigen Wien. Der Wiener Wald, der nördlichste Ausläufer der Norischen Alpen, der sich, trotzdem drei Eisenbahnen und zahllose Städtchen, Dörfer und Weiler seine Waldeinsamkeit stören, den Naturzauber der Wildniß zu bewahren wußte, streckt seine sanftgeschwellten Fühler bis vor die „Linien" Wiens, durch welche die wilde Jagd des großstädtischen Verkehrs braust, um in der beschaulichen Ruhe der Vororte Döbling, Dornbach und Hietzing zu verstummen.

Der Gegenstand unseres Bildes, das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn, ein Theil des schönsten Dorfes Oesterreichs, Hietzing, liegt am Fuße des Wiener Waldes und ist nur eine halbe Stunde von den „Linien" der Residenz entfernt. Ursprünglich ein einfaches Jagdschloß im meilenweiten Thiergarten, in dessen Mauern Kaiser Matthias mit großer Vorliebe weilte, hat es seine jetzige Gestalt durch Maria Theresia (1749–1775) erhalten. Obzwar von dem Italiener Pacassi nach dem Entwurfe seines Landsmanns Valmagini erbaut, trägt es doch den scharf ausgeprägten Stempel französischen Zopfstils, gleich seinem Original Versailles und seinen Kopien Sanssouci, Potsdam, Charlottenburg, Ansbach, Ludwigsburg, Nymphenburg u. a. m. Leider erstreckt sich die sklavische Nachahmung des französischen Musters mit peinlicher Strenge auch auf den Park, auf die Fontainen und die Marmorstandbilder, ja sogar auf die Blumenbeete. Nur im zoologischen Garten, diesem Wallfahrtsort von Jung- und Alt-Wien, macht sich die Natur ohne die Gärtnerscheere geltend. Auf den Köpfen des Elephanten und des Nashorns, sowie der Löwen und Bären sind die Zopfperrücken niemals heimisch geworden. Herrliche Gewächshäuser mit Palmen und Azaleen, Brasiliens Blumenpracht nach Linné's System zusammengestellt, erregen das Entzücken des Botanikers, aber ein Gang durch die Spiegel- und Ceremoniensäle stimmt den Beschauer nachdenklich. In einem derselben, mit Bildern von Hamilton geschmückt, zeigt man uns die Feder, mit welcher im Jahre 1809 der korsische Weltbezwinger, Napoleon der Erste, den berüchtigten Frieden von Schönbrunn unterzeichnete, dessen Stipulationen niemand ehrlich meinte. Man schloß den Frieden, um sich zum Kriege zu rüsten. Zweiundzwanzig Jahre später starb in demselben Zimmer, von welchem aus der Vater die Welt regierte, sein Sohn, der Herzog von Reichstadt — das Gespenst von Schönbrunn — an der Größe seines Vaters. Die Zimmerreihe mit den herrlichen Landschaftsbildern bewohnte Erzherzog Max, der nach Mexiko zog, um einen Thron zu erobern, und vor dem Sandhaufen von Queretaro starb. Vorbei, vorbei!

Treten wir auf die Terrasse, die die Größe eines Tanzsaals hat, und sehen auf die saftigen Rasenplätze hinab. In einem Riesenviereck stehen helle Marmorstatuen in dunklen Laubkolonnaden, die nach dem Winkelmaß des Gärtners geschoren sind. Zwischen lachenden Kindern und schwatzenden Eltern, die auf hellen Kieswegen ihr munteres Wesen treiben, gelangt man zum „schönen Brunnen", nach welchem das Schloß genannt wird. Die Brunnenfigur, Egeria, von Bauer gemeißelt, ist steifer, als wie sie der Zeitgeschmack des achtzehnten Jahrhunderts erheischt. Delphine und Nereiden, Vasen und Säulen sind im Garten vielfach zerstreut, haben aber sammt und sonders, gleich dem Obelisk und der künstlichen Ruine, einen konventionellen Zuschnitt. Die Höhe des amphitheatralisch aufsteigenden Parkes beherrscht die Gloriette, eine 16 Klafter lange und 18 Klafter hohe Säulenhalle mit herrlicher Aussicht. Bis St. Veit, Hacking und Hütteldorf folgt westwärts das Auge den waldverschlungenen Windungen des Wienflüßchens und erfreut sich südlich an den dunkelgrünen Vorbergen, welche die Stufen des Alpendomes bilden. Nördlich und östlich schweift der Blick über Wiens Häusermeer mit dem weltbekannten Wahrzeichen, dem Stephansthurm. An ganz besonders heiteren Septembertagen erreicht das Auge das Marchfeld. An diesem linken Donauufergelände, welches zwar wenig landschaftliche Schönheiten, aber desto mehr fruchtbares Ackerland aufzuweisen hat, liegt an der Mündung des Marchflusses in die Donau die Walstatt des blutigen Ringens zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen (1278), und bei Aspern und Wagram das Schlachtfeld der Oesterreicher und Franzosen vom Jahre 1809. Die burggekrönten Höhen Kahlenberg und Leopoldsberg mahnen uns an die liedverklärten Babenberger, und die Donau bringt uns König Etzel und die Nibelungen in Erinnerung. Der Garten zu unseren Füßen mit den sonnbeglänzten Weihern, schnurgraden Alleen und zahllosen Standbildern gleicht einem Schachbrett mit buntgeschnitzten Figuren.

Dr. M. T.

Die Grubenkatastrophe bei Ossegg. (Bild Seite 293.) Seitdem der Mensch die sogenannte Steinzeit überwunden und die Holzkeule nebst dem Steinbeil mit Waffen von Kupfer und Eisen vertauscht hat, wühlt er in den Eingeweiden der Erde nach Metall. Als ihn Ackerbau und Viehzucht von Nahrungssorgen befreiten und der Verkehr durch größere Sicherheit stieg, wurden die sogenannten „edlen" Steine und Metalle zu Tauschmitteln. Mit dem Schwinden der Wälder wurde das im Erdinnern aufgespeicherte Brennmaterial, die Steinkohle, begehrenswerth. Seitdem aber das dampfbeschwingte Eisenroß den Kampf gegen den Raum zu Wasser und zu Lande begonnen hat, wurde das Eisen zum Edelmetall und die Steinkohle zum schwarzen Diamanten. Ohne edle Steine und Metalle könnte sich die Menschheit, sogar zu Gunsten ihrer Moral, behelfen, aber ohne Eisen und Steinkohle, diese Motoren der Industrie, würde die Menschheit sofort zwei Jahrhunderte in der Kultur zurückgeschleudert.

In dem unregelmäßigen Dreieck des nordwestlichen Böhmens, welches das Erzgebirge und die Flüsse Elbe und Eger begrenzen, sind in der Urzeit Gluth und Fluth hart aneinander gerathen. Beweis davon die heißen Quellen, die dort aus den Narben der Mutter Erde rinnen, und die schier unerschöpflichen Steinkohlenlager, welche wir den durch Erdumwälzungen verschütteten Urwäldern verdanken. Unsre Altvordern, welche die Naturkräfte als Mächte der Vernichtung personifizirten, glaubten, die Riesen, diese Wächter der Stürme im ewigen Kampfe mit den Göttern der Lüfte, aber auch wir Gegenwartsmenschen, die wir die Naturkräfte unterjocht haben, müssen noch manchen harten Strauß mit ihnen bestehen, wie unser Bild zeigt, das uns in die Kohlengruben von Ossegg führt, welche ziemlich in der Mitte des oben von uns beschriebenen Dreiecks liegen. Die Erklärung des Bildes überlassen wir dem Bergmann selbst, dessen Spitzhacke die Katastrophe am 10. Februar, Nachmittags um halb 2 Uhr im Döllingerschacht verursacht hat. Er erzählt sie in der prager Zeitung „Bohemia" folgendermaßen: „Ohne Ahnung, daß uns ein Unglück treffen könnte, fuhr ich um 1 Uhr mittags vor Ort und begab mich zur Arbeit. Etwa halb 2 Uhr führte ich im rechten ‚Ulm' einen Spitzenhieb, nach welchem, unter gleichzeitigem Ablösen eines ungewöhnlich großen Stücks Kohle, ein mächtiger Wasserstrahl hervorbrach und meine Grubenlampe verlöschte. Ich ging zu einem in nächster Nähe arbeitenden Kameraden, um mir die Lampe anzuzünden, als ein Geräusch, wie von einem hereinbrechenden ‚Ortsstoß', entstand, welchem ein schreckliches Sausen folgte. In demselben Moment stand ich und mein Kamerad bis zum Bauch im Wasser. Natürlich riefen wir unsere Kameraden, soweit als wir dies thun konnten, sofort von der Arbeit ab und eilten theils zum Schacht, theils zu

'Uebersichgreifen', welche in einen höheren Horizont führen. Doch kaum dort angelangt, fühlten wir das Wasser uns schon bis an die Brust reichen; wir wurden von der Fluth förmlich in die Höhe gehoben. Entsetzt eilten wir, was wir eilen konnten, aufwärts, das Wasser mit rapider Schnelligkeit hinter uns drein. Oben trafen wir bereits einige Kameraden, welche im oberen Horizont gearbeitet und die Arbeit verlassen hatten, weil sie im untern Horizont ein Geräusch, wie von 'schlagenden Wettern' (soll wohl heißen 'Brandgasen', d. h. leichten Kohlenwasserstoffgasen) herrührend, vernommen hatten. Gegen 2 Uhr waren bereits beide Horizonte unter Wasser; einundzwanzig Kameraden waren unten geblieben, und trotzdem noch im Oberbau alle Versuche gemacht wurden, um die Unglücklichen zu suchen, war keiner mehr zu finden; sie alle waren in der Tiefe unter den Fluthen."

Da eine ähnliche Ueberfluthung allen mit dem Döllingerschacht in Verbindung stehenden Kohlengruben drohte, wurden eine Stunde später alle Knappen von der Arbeit abberufen, und doch wurden in dem Fortschrittsschacht fünf Arbeiter von dem hereinbrechenden Wasser am Ausgang verhindert und retteten sich mit knapper Noth in den Luftschacht, in welchem sie, auf Balken geklammert, von der Fluth gehoben wurden. Einige Stunden später wurden die Hartbedrängten zu Tage gefördert. Am andern Tage drang das Wasser in die dritte Abtheilung des ossegger Kohlenreviers, in den Nelsonschacht, wobei zwei italienische Bergleute ihr Leben einbüßten. Aber nicht nur 23 Menschenleben sollten dem unglücklichen Ereigniß zum Opfer fallen, sondern auch die teplitzer Heilquelle, welche mit der Grubenkatastrophe zu gleicher Zeit versiegte. Die hohe Temperatur des in die Kohlengruben dringenden Wassers war ein unwiderlegbarer Beweis, daß es mit den Thermen von Teplitz in Verbindung stand und deren Quellenspiegel zum Sinken gebracht hatte. Deshalb beschlossen die bestürzten Teplitzer, den Urquellenschacht in der Badegasse abzuteufen, und trieben einen 13 Meter tiefen Stollen, der mit Dynamit in den Porphyrfelsen gesprengt wurde, um der gesunkenen Quelle auf die Spur zu kommen und das wiedergefundene Thermalwasser mit Hebemaschinen und Ventilatoren an's Tageslicht zu befördern. Am 3. März stieß man in dem gesprengten Felsenspalt auf 39 Grad Reaumur warmes Wasser, dessen mineralischer Gehalt mit jenem des versiegten Urquells identisch ist. Zur Bewältigung des gegenwärtigen Andranges von Thermalwasser mußte eine Centrifugalpumpe herbeigeschafft werden. Als Motor kommt ein Lokomobil in Verwendung.

Menschenhände haben die Wege der Thermen in meilenweiter Ferne gestört, Menschenhände haben sie nun wieder emporgeholt aus dunkler Tiefe!

Dr. M. T.

Die Kosten der Parlamentsberichterstattung in England — wo es bekanntlich keine offizielle Berichterstattung über die Verhandlungen der gesetzgebenden Körperschaften gibt — belaufen sich auf circa 50,000 Mark monatlich. Auf der Reportergalerie im Haus der Gemeinen werden Berichterstatter beschäftigt von: „Standard" 17, „Times" 16, „Advertiser" 15, „Daily Telegraph" 12, „Morning Post" 11, „Daily News" 10, Centralverein für Zeitungen und Presse 10, „Daily Chronicle" 7, „The Globe" 6, Hansard (Herausgeber der Parlamentsdebatten) 4, „Centralpresse" 3, „Echo" 2, „Pall Mall Gazette" 2, Reuters Telegraphenbureau 1. Die Reporter beziehen durchschnittlich ein Gehalt von mindestens 5 Pfund Sterling in der Woche.

Verfälschung des chinesischen Thees. Wenn die häufige Verfälschung von Nahrungs- und Genußmitteln ein sehr fragwürdiges Anzeichen unsrer fortschreitenden Kultur ist, so beweisen die Chinesen durch ihre Thätigkeit auf diesem Felde doch ihre Mitansprüche daran. Aus dem Bericht des englischen Konsuls Medhurst in Shangai erfahren wir, daß die Zubereitung von Weidenblättern, die unter den Thee gemischt werden, von den Chinesen in den Dörfern auf der Hong-keu-Seite des Soo-chrew-Creek ganz offen betrieben wird und ein Geschäft von ziemlicher Bedeutung ist. Die Ufer der zahlreichen Buchten sind mit Weiden bewachsen, deren junge Blätter im April und Mai gesammelt werden. Man schüttet sie auf den Dreschtennen der Gehöfte in Haufen auf und läßt sie unter dem Einfluß der Sonnenwärme einen leichten Gährungsprozeß durchmachen. Dann werden sie, ganz wie ächte Theeblätter, nach der Größe sortirt und in den üblichen Theeöfen geröstet. Das Aussehen ist darnach dem der ächten Theeblätter sehr ähnlich. So bringt man diese Blätter nach Shangai, wo sie in der Menge von 10 bis 20 pCt. dem wirklichen Thee beigemischt werden. Wie unsere armen Leute Eichorie statt Kaffee, haben die ärmeren Klassen in jener Gegend schon seit längerer Zeit diese gerösteten Weidenblätter statt des ihnen zu kostbaren Thees konsumirt; seit etwa 15 Jahren aber hält man die „rothhaarigen Barbaren" für gut und dumm genug, sie als Thee theuer zu bezahlen. Medhurst schätzt den Verbrauch an Weidenblättern zu solchem Zweck in jener Gegend allein auf jährlich 400,000 Pfund. Wenn auch die Abkochung solcher Art Thee nicht grade üble Folgen für die Gesundheit veranlaßt, so ließe sie sich doch für den Liebhaber aus heimischem Gewächs billiger herstellen, und es steht zu hoffen, daß eine wirksame Kontrole den gutgläubigen europäischen Theetrinker vor diesem Tribut an das himmlische Reich auf Erden schütze.

R.-L.

Sprechsaal für jedermann.

Vom Keuchhusten. In der Familie eines mir befreundeten Professors der Botanik hatten vor mehreren Jahren die Kinder stark vom Keuchhusten zu leiden, und schließlich wurde sogar die Mutter derselben angesteckt. Als Botaniker konnte sich mein Freund des Gedankens nicht erwehren, daß die Ursache der Krankheit, umsomehr da sie, nach seiner Ansicht, entschieden ansteckend, in Bakterien oder Pilzsporen zu suchen sei und somit mit der Zerstörung dieser auch die Krankheit beseitigt und geheilt sein müßte. Zur Zerstörung der schädlichen Stoffe in Luft, Luftröhre und Lunge glaubte er am besten schweflige Säure anwenden zu können. Der Versuch wurde in folgender Weise gemacht.

In dem Schlafzimmer der Patienten wurde bei geschlossenen Thüren und Fenstern eine Quantität Schwefel verbrannt und, nachdem der Schwefeldampf lange genug auf die eingeschlossene Luft gewirkt, diese durch Oeffnen der Thüren so weit von der schwefligen Säure gereinigt, daß ein gesunder Mensch mit mäßigem Reize zum Husten darin aushalten konnte. Nun bezogen die Patienten das Zimmer. Nach einem Aufenthalt von 24 Stunden in dem so behandelten Zimmer war bei einzelnen die Krankheit total gehoben, bei andern trat Heilung langsamer ein, in welchem Falle für sie nach 24 Stunden die Luft des Zimmers neu mit schwefliger Säure gereinigt, resp. geschwängert wurde. Der Erfolg war ein so eklatanter, daß die Methode bald verbreitet und mit immer sichern Erfolge von vielen angewandt wurde. Bei einem Besuche kam diese neue Heilmethode des Keuchhustens zu meiner Kenntniß. Seit der Zeit hatte ich vielfach Gelegenheit, in mir bekannten Familien, wo der Keuchhusten auftrat, das genannte Mittel zu empfehlen. Von allen Seiten meldete man mir als Resultat, daß durch dasselbe stets die Krankheit in kurzer Zeit vollständig beseitigt wurde. Ich kann daher nur den Rath geben, in ähnlichen Fällen einen Versuch mit dieser Heilmethode zu machen.

J. R.

Redaktions-Korrespondenz.

London. F. Ha. Ihr Freund irrt sich. Die Alabamaangelegenheit verlief folgendermaßen: Die Vereinigten Staaten hatten von der englischen Regierung eine Entschädigung verlangt für den Schaden, den die auf englischem Gebiete ausgerüsteten Kaperschiffe „Alabama", „Florida", „Georgia" und „Shenandoah" amerikanischen Bürgern im besondern und dem amerikanischen Handel im allgemeinen zugefügt hatten. Die englische Regierung bestritt zunächst die Ausrüstung auf englischem Gebiete und damit die Entschädigungsansprüche der Amerikaner, bedauerte jedoch das Auslaufen der fraglichen Schiffe aus englischen Häfen. Nach weiteren Verhandlungen erklärte sich England bereit, den durch die Wegnahme nordamerikanischer Handelsschiffe durch die Kaper angestifteten direkten Schaden der Entscheidung eines Völkerschiedsgerichts gemäß zu ersetzen, blieb aber bei seiner Weigerung bezüglich der Entschädigung für Störung des Handels und Verfolgung der Kaperschiffe stehen. Am 26. Mai 1872 verzichteten die Nordamerikaner auf die letzteren Ansprüche unter der Bedingung, daß auch Nordamerika in aller Zukunft nicht für dergleichen Schäden verantwortlich gemacht werden dürfe, und am 28. Juni erkannte das genfer Schiedsgericht diese Vereinbarung als dem Völkerrecht entsprechend an. — Der Kardinal Antonelli ist am 6. November 1876 gestorben.

Berlin. M. A. Z. Ihre kleine poetische Erzählung leidet an einer ganzen Reihe großer Schwächen, so u. a. an der Seltsamkeit Ihrer Bilder und Vergleichungen. „Senfbraune Locken" sind z. B. originell, aber schön können wir den Vergleich nicht grade finden. Auch die Lösung des Konflikts, der Ihrer Erzählung zugrunde liegt, ist höchst merkwürdig, Sie verheirathen die eigne Geliebte schließlich ganz kaltblütig mit Ihrem Onkel und nehmen von der neuen „Tante", die Sie kurz vorher in höchst romantischer Weise entführt hatten, einen steifceremoniösen Abschied. Wenn Ihnen das auch gefallen haben mag, so können wir uns doch mit solcher Liebe und solcher Poesie nicht befreunden. — T. F. Ihre Novellen und wissenschaftlichen Arbeiten werden geprüft werden.

Hannover. R. Kein Verbrecher, überhaupt kein Mensch, der in polizeilichen Verhaft genommen wird, hat ein Recht, bei seiner Abführung den Transport per Droschke zu beanspruchen; es kommt lediglich auf den guten Willen der Polizei an, ob ein Gefährt requirirt wird oder nicht.

Breslau. Frl. L. A. Wir werden uns bemühen, Ihren Wünschen gerecht zu werden.

Mainz. M. und A. „Die Wissenschaft haben wir schon wer weiß wie lange, und sie hat uns auf keinen grünen Zweig gebracht, warum sollen wir's nun nicht einmal mit dem Spiritismus versuchen?" Daß „wir" die Wissenschaft nicht „hatten" und nicht „haben", dies war grade „unser" Unglück und das allein gibt jetzt dem Spiritismus die Macht, sich „unsrer" kindlichen Geister zu bemächtigen. Ein andermal mehr über das Thema!

(Schluß der Redaktion: Montag, den 10. März.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 26. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

In den Dörfern umher war nichts mehr zu kriegen, auch nicht um Geld; die Leute waren arm, und das wenige, was sich vorgefunden, hatten frühere Truppen, die hier durchgezogen, schon requirirt. Die Soldaten mußten also mit hungrigem Magen weiter; es war sinkende Nacht, als sie in Horepnik einzogen.

Die Einwohnerschaft kam ihnen freundlich entgegen; es hieß, sie würden untergebracht werden und sie brauchten die Nacht nicht wieder im Freien zuzubringen. Aber der Ort war klein, und mit dem besten Willen konnten doch nur die Offiziere und ein Viertel der Mannschaft etwa in den Häusern Unterkunft finden, die übrigen schliefen in den Scheunen.

Franz war so glücklich, einen Quartierzettel zu erhalten; er wies ihn nach dem Hause des Bäckers; Sepp und Anton und noch zwei andere Kameraden sollten das Quartier mit ihm theilen. Nachdem er das Wohnzimmer betreten, das die freundliche Hausfrau ihnen vorerst angewiesen, brach er vor Erschöpfung zusammen. Der arme Franz, der immer eine sitzende Lebensweise geführt hatte, war einem so anstrengenden Marsche nicht gewachsen. Seine Kameraden nahmen ihm das schwere Rüstzeug ab und legten ihn dann auf eine Bank. Dort blieb er, ohne sich zu rühren, aber auch ohne zu schlafen. Selbst als die Kameraden einen Laib Brot hereinbrachten und eine Kanne Milch, bat er nicht, ihm davon zu geben; er fühlte kaum den Hunger vor übergroßer Müdigkeit. Aber nach einer Weile richtete er sich doch auf; er zog den Fuß in die Höhe und versuchte, den Schuh auszuziehen, er vermochte den fürchterlichen Druck nicht länger zu ertragen; aber es wollte nicht sogleich gehen, seine Glieder waren steif und ungelenk geworden und der Fuß war überdies angeschwollen.

Da bemerkte der lange Sepp seine Absicht, er trat zu ihm und mit einem Ruck war der Schnürschuh herunter. „Her mit dem zweiten Haxel jetzt!" rief er, und im Nu war auch der andre Fuß befreit; es zeigte sich nun, daß viele Stellen wund gedrückt waren und bluteten. „Du bist schön zug'richt, meiner Seel'! Aber ich glaub', es geht mir nicht viel besser," sagte Sepp. „Heulen möcht' ich bei jedem Schritt! No, wenn wir so drei, vier Tag noch so fortlaufen und dabei nichts Ordentliches zu fressen kriegen, dann können sich die Preußen das Pulver ersparen, dann fallen wir von selber hin, wie die Fliegen." Er trat wieder zum Tisch zurück, um den Rest seiner Milch auszutrinken.

Die Bäckermeisterin, eine stattliche, gut aussehende Frau, kam wieder herein und brachte ein zweites Licht mit. Sie sagte, daß das Stroh für die Soldaten in der Kammer bereits aufgeschüttet sei, und sie könnten sich daher gleich dahin begeben. Diese ließen sich das nicht zweimal sagen, jeder von ihnen sehnte sich nach Ruhe und Schlaf. Auch Franz erhob sich; er nahm seine Schuhe und seine Ausrüstung auf und folgte den Kameraden.

Die Frau bemerkte, daß er barfuß war und wie vorsichtig er auftrat. „Seine Füße scheinen wund zu sein?" fragte sie theilnehmend. „Ihr habt wohl alle einen tüchtigen Marsch gemacht?"

„Jawohl," antwortete Franz, stehen bleibend und den einen Fuß sogleich in die Höhe ziehend, „wir sind heute fast fünf Meilen gegangen; aber das könnte immerhin geleistet werden, wenn nur die Stiefeln nicht so miserabel — und wenn wir nicht wie Lastthiere bepackt wären — und wenn die Hitze nicht so groß wäre." Er lächelte ein wenig.

Sie sah ihn an und seufzte. „Ach ja," sagte sie wie für sich, „ihr seid alle arme Teufel!" Sie machte sich hierauf am Tisch zu schaffen; aber sie blickte doch wieder nach ihm, und als sie sah, wie er der Thür zuhumpelte, rief sie: „Bleib' Er noch! Leg' Er sich nicht mit den wunden Füßen nieder, nehm' Er vorerst noch ein Fußbad."

Franz starrte sie verwundert an, als wenn er das, was sie sagte, nicht recht begriffen hätte. Sie merkte es und setzte rasch und dringlich hinzu: „Warte Er da, ich will Ihm das besorgen." Sie war aus der Thür, ehe er etwas erwidert hatte, und es dauerte nicht lange, so kam sie mit einem großen Schaff, mit Wasser angefüllt, zurück.

Franz hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, und sie stellte es grade vor ihn hin. Mit einem Blick unendlichen Dankes sah Franz auf seine freundliche Wirthin. Sie nickte ihm zu. „Steck' Er sie nur gleich in's Wasser, das wird Ihm wohlthun."

Franz gehorchte. Ein „Ah!" des Wohlbehagens entfuhr ihm, als er jetzt die wunden, überhitzten Füße in das kühlende Naß tauchte.

Die Frau blieb neben ihm stehen und betrachtete ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit. „Armes Kind!" flüsterte sie einmal kaum hörbar. Dann fragte sie plötzlich, ob er denn auch genug gegessen habe.

„Ich habe noch garnichts gegessen," sagte Franz mit seiner sanften, tiefen Stimme, „vor Müdigkeit merkte ich es erst garnicht, wie hungrig ich sei; aber jetzt kommt's nach, es rast förmlich in meinem Magen; ich bitte Sie —"

Er kam nicht weiter, denn die Frau war schon wieder zur Thür hinaus. Sie kam, nach einer Weile erst, mit einem mächtigen Weißbrot zurück und mit einer Flasche Wein. „Milch haben wir keine mehr, auch keine Eier," sagte sie in gutmüthiger Geschäftigkeit; „sie haben schon alles genommen, aber hier — der Wein — er war freilich für eine besondere Gelegenheit aufgespart — aber ich geb' ihn gern — wohl bekomm' er Ihm."

Franz sagte nichts, er dankte wieder nur mit den Blicken und griff gierig nach dem Brote, in das er sogleich hineinbiß. Die Bäckermeisterin schenkte ihm ein Glas Wein ein; er leerte es auf einen Zug; sie füllte es abermals. Als er Hunger und Durst gestillt hatte, sagte sie: „Na, jetzt kann er auch die Füße aus dem Wasser nehmen." In dem nächsten Augenblick hatte sie ein Tuch ergriffen, und vor dem jungen Mann auf dem Boden niederknieend, trocknete sie, noch ehe der Erstaunte es hindern konnte, ihm die Füße ab.

„Meisterin," rief Franz fast erschreckt, „was fällt Ihnen doch ein! Sie sind so überaus gütig gegen mich, wie eine Mutter, aber ich darf nicht erlauben —"

Die Frau, noch immer am Boden knieend, sah jetzt zu ihm auf, ihre Augen standen voll Thränen. „Laß Er," sagte sie leise, mit mühsam unterdrückter Empfindung, „ich hab' auch einen Sohn in der Armee, meinen einzigen, wer weiß, wie es ihm geht, wer weiß, ob —" Sie preßte die Lippen fest aufeinander und senkte den Kopf. Franz fühlte, wie eine heiße Thräne auf seinen Fuß fiel. Er beugte sich herab und hob die Frau zu sich empor.

„Mutterl!" rief er, und auch seine Stimme zitterte vor Rührung. „Ich weiß, wie Ihnen um's Herz ist; auch ich habe eine Mutter zurückgelassen, auch ich bin ihr einziger auf der ganzen Welt. Sie haben einen Mann, sie hat nur mich."

„Arme Mutter!" seufzte die Bäckerin.

„Ja, arme Mutter," wiederholte Franz. Dann sah er seine Wirthin fragend an. „Könnten Sie mir wohl ein Blatt Papier geben, ich möchte ihr schreiben."

Sie nickte ihm zu, während sie mit der Schürze sich die Thränen aus den Augen wischte. „Ja, thu' Er das, Er ist ein guter Sohn und Er könnte ihr keine größere Freude machen. Ich weiß, wie der meinige mir vor acht Tagen zum erstenmal schrieb — ich war wie närrisch vor Freud'; seitdem hab' ich keine Nachricht mehr. Ach, der Krieg ist so etwas Schreckliches, wenn man nur wüßte, weshalb, warum — Gott, warum — das junge Blut alles dieses erdulden muß!" Sie hatte ihm Papier und Tinte gebracht, und nachher ging sie zu der Kommode und nahm ein Paar frische Socken heraus. „Die zieh' Er an, und hier die Pantoffeln auch; — dank' Er mir nicht, mir ist's, als ob ich's meinem Sohn thäte; und nun will ich Ihn lassen, damit Er schreiben kann."

„Ich will der Mutter von Ihnen schreiben," versetzte Franz, „sie wird Ihr mildes Herz segnen."

Die Bäckermeisterin ging hinaus. Der junge Mann ergriff die Feder und begann zu schreiben. Er schrieb rasch. Lebendig trat die liebe Gestalt seiner Mutter vor seine Seele, und ihm war, als spräche er mit ihr. Es war still im Zimmer; das Licht brannte trüb, monoton tickte die Uhr. Franz hatte erst eine Seite beschrieben, als ihm der Kopf schwer nach vorn fiel, die Augenlider schlossen sich, die Feder entsank seiner Hand.

Als Stefan, der nicht eher zur Ruhe gehen mochte, ehe er nicht vorher nach dem Freunde gesehen, einige Minuten später mit der Meisterin eintrat, fanden sie ihn fest eingeschlafen. Stefan nahm den angefangenen Brief, er wollte Franz nicht mehr wecken und fügte deshalb selbst rasch einige freundlich trostvolle Worte hinzu, dann kuvertirte er denselben und schrieb die Adresse.

„Ich will Ihm das besorgen," sagte im Flüsterton die Frau, „heute ist die Post längst geschlossen und morgen müßt ihr zeitig auf den Marsch, wer weiß, wenn ihr dazu kämet, ihn aufzugeben."

Stefan übergab ihr vertrauensvoll den Brief, dann nahm er Franz in seinen Arm und trug ihn mehr, als er ihn führte, in die Kammer, in welcher die Kameraden bereits schnarchten. Franz stammelte einige unzusammenhängende Worte, ohne indeß völlig zu erwachen, und als ihn Stefan auf das Stroh gelegt und mit dem Mantel zugedeckt hatte, schlief er schon wieder den festen, traumlosen Schlaf der Erschöpfung. Stefan drückte der Frau die Hand und suchte hierauf sein Lager in der Scheune auf; auch er bedurfte der Ruhe, wie alle übrigen.

* * *

Eben brach der Tag an, als Reveille geschlagen wurde. Es dauerte nicht lange, so waren die Soldaten fertig und begannen, sich auf dem Marktplatze, vor dem Quartier des Kompagniekommandanten, zu versammeln. Die Musikkapelle ward hier aufgestellt und spielte eine lustige Weise. Auf dem Platze wurde es immer lebendiger; die Burschen, ihre Tornister auf dem Rücken, das Gewehr in der Hand, liefen hin und her, riefen einander zu und drängten sich gruppenweise um den Karren des Marketenders, der ihnen Branntwein ausschenkte. Man sah überall fröhliche, muntere Gesichter, man hörte Lachen und Scherzworte, Witz und Laune herrschten unter ihnen. Sie hatten zu Abend gegessen und sie hatten sich ausgeschlafen; sie fühlten sich gestärkt und erfrischt, und sie stärkten und erfrischten sich nun durch eine tüchtige Portion Branntwein auf's neue; sie glaubten sich wohl im stande, abermaliges Ungemach zu ertragen. Dies Gefühl von Kraft erweckte eine Art Uebermuth in ihnen, und dann war auch der Morgen so schön und die Luft so frisch und kühl, und der Branntwein erwärmt so hübsch den Magen. Die Offiziere, welche soeben mit dem Kommandanten aus dem Hause traten, freuten sich dieser Stimmung und suchten sie zu erhalten. Auch Hans kam heran, er war von der Luft schnell gebräunt worden, aber er sah gut und wohlgemuth aus; er besaß etwas von der Zähigkeit seines Vaters, und so ungewohnt ihm auch die Strapazen waren, er ertrug sie besser als die meisten seiner Kameraden. Er war eben von kräftiger, robuster Gesundheit. Er bemerkte Franz und trat sogleich auf ihn zu. Er sprach in herzlicher Weise mit ihm und fragte ihn, ob er sich erholt habe. Franz bejahte freudig. Die Füße schmerzten wohl noch etwas, aber das sei nicht zu vergleichen mit dem, was er die vorhergehenden Tage gelitten, meinte er.

Jetzt kam Stefan gegen sie herangeschritten. Als Hans das fast stolze Lächeln auf seinen Lippen und den frohen, strahlenden Blick seiner Augen bemerkte, furchte sich seine Stirne wie im Unmuth, und es überkam ihn eifersüchtiger Groll. Seit jenem Nachmittag, wo Valerie ihm ein halbes Geständniß gemacht, indem sie ihn anflehte, Stefan zu beschützen, seitdem kämpfte sein gutes Herz, sein brüderliches Gefühl für Stefan mit einer immer wiederkehrenden Empfindung von Verdruß und leichtbegreiflicher Mißgunst über dessen Bevorzugung. Hätte Stefan für seine Liebe zu fürchten und zu bangen gehabt, wäre er traurig oder schwermüthig gewesen, oder würde er sich dem Freunde vertrauensvoll an die Brust geworfen und ihm alles gestanden haben, er hätte es ihm verzeihen können, sein Nebenbuhler zu sein, und da für ihn selbst doch nun einmal alle Hoffnung vorüber war, da er jetzt wußte, daß ihn Valerie niemals lieben würde, so hätte er vielleicht dem herrlichen Jungen, dem er im Grunde seines Herzens zugethan war, das Glück, von ihr geliebt zu werden, eher vergönnt als jedem andern; er hätte seine Bemühungen unterstützt, und wenn Stefan über die Ungleichheit ihrer Stellung geklagt hätte, wenn er verzagte, die Theure zu erringen, so hätte er es wohl über sich gebracht, ihm Muth zuzusprechen, ihn zu vertrösten. Aber Stefan zeigte kein Vertrauen, er theilte sich dem Freunde nicht mit, er zeigte ihm nur ein glückliches, triumphirendes Lächeln. Das regte ihn auf, das erzürnte ihn. Die beiden wechselten einige kurze, gleichgiltige Worte und dann entfernte sich Hans. Stefan merkte es wohl, daß zwischen ihnen nicht mehr alles so war, wie vorher, aber er schrieb dies veränderte Benehmen ihrer gegenseitigen Stellung zu, die Disziplin gestattete keine freundschaftliche Annäherung zwischen einem Offizier und einem Gemeinen; er mußte sich bescheiden.

Jetzt wurden die Trommeln gerührt. Die Zugführer kamen heran, alles formirte sich. Der Hauptmann trat vor die Front, er hielt eine kurze Ansprache und ermahnte zur Ausdauer. Proviant sei leider keiner da, sagte er, aber sie würden in den Ortschaften unterwegs schon etwas bekommen. Sie würden heute Abend Deutschbrod erreichen, und da würde es sicher an Lebensmitteln nicht fehlen. Also Muth, und frisch und unverzagt vorwärts! Die Mannschaft antwortete mit einem lauten Hurrah! Marsch! hieß es hierauf, und die Musik spielte auf, die Kolonne setzte sich in Bewegung.

Ein harter, forcirter Marsch stand in Aussicht. Das Terrain war hügelig, es ging oft ziemlich steil in die Höhe, die Sonne brannte heiß und immer heißer; mit Sang und Klang hatte man den Marsch angetreten, jetzt wurde es immer stiller, keiner sprach mehr ein Wort, man hörte nichts als den gleichmäßigen Takt der Schritte und den keuchenden Athem. Unaufhaltsam ging es vorwärts.

Franz blieb einigemale stehen, nur einen kurzen Augenblick; er wandte sich dann mit einem trüben Lächeln nach Stefan um der hinter ihm ging, und sagte in einem halb scherzenden Ton: „Es will nimmer vorwärts, Steffel!“ Aber er mußte doch vorwärts und immer weiter, immer weiter. Der Kopf brannte ihm, die Brust war ihm beklemmt, seine Arme begannen zu zittern, die Knie wankten. Er blieb plötzlich stehen. „Es geht nimmer,“ sagte er tonlos.

Stefan war sofort neben ihm. Franz faßte wie im Schwindel seine Hand. „Leb' wohl!“ sagte er. „Ich melde mich — als Marodeur — ich kann nicht — kann nicht —“

Stefan hielt ihn am Arme und sah bekümmert in das überhitzte Antlitz mit den bebenden Lippen und den eingesunkenen Augen. Da trat der Gefreite zu ihnen, um den Maroden in Empfang zu nehmen und der Nachhut zu übergeben. Stefan wäre so gern bei dem Freunde geblieben, aber der Soldat hat keinen Willen, er ist eine Maschine; er mußte vorwärts.

Franz wurde in einen Sanitätswagen gepferchte; es waren schon viele darin. Die Hälfte davon wollte man in Deutschbrod zurücklassen, sie waren für weitere Dienste untauglich geworden. Franz schauerte zusammen, als sich nun die Wagenthüre hinter ihm schloß. Es war dunkel in dem engen Raum, da die Jalousien an den kleinen Fenstern niedergelassen waren, dunkel und übelriechend. Ihm war, als wäre er mit anderen Unglücklichen in eine weite Gruft geworfen worden, aus der es kein Entrinnen mehr gäbe. Bald jedoch reagirte diese Vorstellung nicht mehr auf ihn; er verfiel in einen Zustand der Bewußtlosigkeit. Auch seinen Kameraden mußte es ähnlich ergehen, keiner sprach, hie und da erscholl ein Stöhnen; dann trat wieder völlige Ruhe ein und man hörte nichts als das Rumpeln des Wagens und das Kreischen der Räder.

Es war spät am Nachmittage, als die Marschirenden Deutschbrod erreicht hatten. Seit zwei Tagen hatte die Mannschaft nichts Warmes gegessen, seit vierundzwanzig Stunden überhaupt nur Schnaps als einzige Stärkung zu sich genommen. Als sie in das Städtchen einzogen, kam ihnen der Quartiermeister mit desperater Miene entgegen. Er sprach lange und erregt mit den Offizieren, wobei er mit den Händen heftig herumgestikulirte. Die Mannschaft erfuhr endlich, es wäre kein Proviant den Truppen entgegen dirigirt worden. Es wären wohl Wagen mit Proviant hier durchgekommen, aber diese waren für einen Truppenkörper bestimmt, und er hätte es nicht wagen dürfen, sie zurückzuhalten. Offiziere und Mannschaften geriethen über diese Nachrichten außer sich. Die letzteren murrten und schimpften laut; es blieb nichts übrig, man mußte abermals zu Requisitionen seine Zuflucht nehmen. Die meisten aber hatten kaum noch die Kraft, sich weiter zu bewegen, sie warfen sich mit einem Fluche nieder und blieben liegen. Sie fühlten sich so todtmatt und dabei so elend, daß sie am liebsten gleich gestorben wären.

Eine geraume Zeit war vergangen, als der Arzt endlich Zeit fand, sich um die Maroden zu bekümmern. Die Sanitätswagen waren auf einer Wiese aufgestellt, in der Nähe einer kleinen Kapelle. Diejenigen, welche die Kraft hatten, auszusteigen, hatten die Wagen bereits verlassen, die Hinfälligen und Kranken aber mußten darin ausharren. Bahren wurden nun herbeigeschafft, um sie aufzunehmen; sie sollten in's Spital gebracht werden und hier in Pflege zurückbleiben. Der Gemeine Grillhofer und Lieutenant von Wachtler trafen hier zusammen, beide waren ohne gegenseitige Verabredung hierher geeilt, um nach ihrem gemeinsamen Freunde zu sehen, um ihn zu sprechen. So todmüde sie auch waren, sie vermochten keine Ruhe zu finden, ehe sie sich nicht überzeugt hatten, daß sein Zustand sich gebessert, daß Franz sich wieder völlig erholt hatte. Sie standen nebeneinander und blickten voll Ungeduld nach dem Wagen. Warum war er nicht schon ausgestiegen? Stand es so schlimm um ihn? Ein scharfer Wind hatte sich erhoben, er bewegte wellenartig das hohe Gras und blies ihnen kühlend entgegen. Die Sonne war untergegangen; nur einzelne, schnell dahinziehende rothe Wolken leuchteten durch die Dämmerung. Sie strengten die Augen an, um das Innere des Wagens zu durchdringen. Jetzt wurde abermals ein Kranker herausgehoben; sein Kopf hing schwer herab, das dunkle, weiche Haar war ihm über die Stirne gefallen. Stefan hatte sofort den Freund erkannt; er stürzte auf ihn zu. „Franz, was ist dir?“ rief er tief erschreckt. Auch Hans war, von einem gleichen Angstgefühl erfaßt, näher getreten.

Der Sanitätsdiener hatte den Kranken inzwischen auf die Bahre gelegt. „Ich meine, der wird's bald überstanden haben,“ sagte er.

„Franz!“ rief Stefan abermals. Es war ein banger, herzerschütternder Ruf.

Franz rührte sich nicht.

„Der Mann ist todt!“ sagte ruhig der Arzt, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte.

Stefan warf sich über ihn. Er kniete neben ihm nieder, er rüttelte ihn, dann zog er ihn wieder an seine Brust, als wollte er ihn erwärmen, und er drückte seine Lippen an seinen Mund, als könne er ihm dadurch Athem und Leben einhauchen.

„Was wird die Lene sagen!“ stammelte er in ungeheurer Angst. „Was wird die Lene sagen!“ wiederholte er immer wieder, als könne er sich nicht loswinden von dem Gedanken.

Auch Hans war sichtlich erschüttert; die Katastrophe war so plötzlich und unerwartet eingetreten.

„Ist es denn wirklich so?“ fragte er, sich direkt an den Arzt wendend. „Ich kann's nicht glauben, der Mann war nicht krank, nur erschöpft.“

„Er ist nach allen Anzeichen am Sonnenstich gestorben,“ sagte dieser.

„Am Sonnenstich!“ wiederholte Hans, wie betäubt.

„Man könnte es auch Ermattung des Herzens nennen,“ fuhr der Arzt in kühler, erklärender Weise fort; „der Kreislauf des Blutes verlangsamt sich, infolge dessen kann durch die Lungenthätigkeit nicht mehr die normale Menge von Kohlensäure ausgeschieden werden, und es entstehen Kohlensäurevergiftungen, die zum Tode führen. Es ist dies nichts Ungewöhnliches, dieser Fall kommt zu hunderten vor bei größeren Märschen.“ Er wendete sich gleichmüthig ab und einem andern Mann zu, der soeben aus dem Wagen gehoben wurde.

„Und ist denn keine Hülfe mehr?“ rief Hans in tiefem, aufrichtigen Schmerz. „Untersuchen Sie ihn doch genauer, ich bitte Sie, Herr Doktor, vielleicht kann man ihn doch noch in's Leben zurückrufen.“

Dieser zuckte mit den Achseln. „Da läßt sich nichts mehr machen,“ versetzte er kurz.

Der Oberlieutenant der Kompagnie war jetzt gleichfalls herzugetreten. „Unbrauchbare Individuen das!“ murmelte er verdrießlich. „Ganz untauglich zum Kriegsdienst, nicht im stande, die geringste Strapaze auszuhalten, lauter Schneider und Handschuhmacher das! Kein Verlust übrigens für die Armee.“

Stefan warf mit einem wilden Auffahren den Kopf zurück. „Vielleicht einer für die Menschheit!“ rief er. Noch hielt er die kalten Hände des theuren Freundes und Jugendgenossen in den seinen, sein Antlitz war blaß, verstört, seine Augen blickten wie irre, seine Lippen zuckten.

Der Oberlieutenant wendete sich mit einem zornigen Blick nach ihm herum. „Wer räsonnirt da? Insubordination im Felde!“ schrie er. „Kerl, weißt du nicht, daß ich das Recht hätte, dich auf der Stelle niederzustoßen?“

Hans suchte ihn zu begütigen und Stefan zu entschuldigen, sein Schmerz mache ihn unzurechnungsfähig, bemerkte er.

„Herr Lieutenant,“ erwiderte der Vorgesetzte in strengem Ton, „es mißfällt mir, daß Sie Sich dieses Menschen da annehmen, überhaupt habe ich mit großer Mißbilligung erfahren, daß Sie in vertraulichen Umgang mit den Gemeinen Ihrer Kompagnie getreten sind. Ich untersage dies auf weiterhin. Es lockert die Bande der Disziplin, wenn der Höhergestellte sich mit den Gemeinen gemein macht! Verstanden?“

Er winkte den Korporal zu sich. „Wie heißt der Mann?“ fragte er, mit dem Kopfe Stefan bezeichnend.

„Zu Befehl, Herr Oberlieutenant, er heißt Grillhofer,“ berichtete dieser.

„Aha!“ machte der Offizier, als wäre ihm damit eine genügende Erklärung gegeben, und er wandte sich und ging.

Stefan blieb bei seinem Franz, bis dieser mit einigen andern, die ein gleiches trauriges Schicksal getroffen, in die Todtenkammer geschafft wurde. Als er ihn endlich lassen mußte, war ihm, als wäre sein Herz zerstückt, als wäre ein Theil seines eignen Ichs mit dem erstarrten Freund in die Grube gelegt. — Er sprach an demselben Abend nichts mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Austernfang bei stürmischem Wetter. (Seite 311.)

Die Wohnungsfrage bei den Thieren.

(Tischlein deck' dich im Walde. — Bau- und Wohnungstrieb. — König und Ameise. — Wie die Bienen bauen. — Die Stadt mit fünfzig Thoren. — Ameisenkrieg. — Wie man den Orang-Utang fängt. — Im Maulwurfshause. — Wie der Fuchs sich eine Wohnung miethet. — Die Hamster in Gotha. — Ein gesunder Schlaf. — Vom Biber. — Wandelnde Häuser und genähte Wohnungen. — Moral.)

Es gehört zu den Gewohnheiten der Menschen, was sie geschaffen und errungen haben, auf ihr eigenes Verdienstkonto zu schreiben, und was sonst auf Erden und in der Natur geschieht, Naturgesetzen, Trieben und dergleichen mehr zuzuschreiben, ohne zu bedenken, daß alles, was da ist, dieses Dasein jeden Augenblick zu vertheidigen und ihm die Mittel zu seiner Fortdauer zu erkämpfen hat. Dem Menschen so wenig wie dem Thiere „fliegen gebratene Tauben in's Maul," wie ein derbes, aber wahres Sprüchwort sagt, und die Natur ist nur gegen den gütig, der sein Handwerk versteht und seine Sache wohl anzupacken weiß. Treten wir z. B. an einem schönen Sommertag in den dämmernden, grünenden Wald, setzen wir uns auf den Grasteppich und lauschen wir dem Singen der Vögel, dem Surren der Käfer, dem Rauschen der Büsche. Nicht wahr, ein Bild des Friedens, eines wonnigen Seins ohne Sorg' und Plage; ein paradiesisches Leben, das die Thiere des Waldes in diesem lachenden Grün

Felsenküste der Orkneyinseln. (Seite 311.)

führen? — Und doch ist dies alles nur scheinbar, und der Wald ist gerade zur Zeit, wo es am herrlichsten in ihm zu wandeln ist, der Schauplatz eines Kampfes ohne Rücksicht und Erbarmen, des Kampfes um das Dasein. „Die Thiere haben es gut; ihnen deckt die Natur ihr Tischlein jeden Tag und sie brauchen sich an demselben nur niederzusetzen, um satt zu werden, während wir Menschen uns das Brot erst verdienen müssen," — das ist eines jener alten, aber unwahren Worte, die von Geschlecht auf Geschlecht sich fortpflanzen und gedankenlos nachgeredet werden. Glauben denn wirklich diese Leute, daß zu gewissen Stunden des Tages eines Glöckleins Klang die Thiere des Waldes zusammenruft und jedes von diesen sein Frühstück, Mittagessen und Abendmahl aufgetragen findet, mit oder ohne Serviette? — Warum nicht gar! In der Natur muß jeder sein Tischlein sich selber decken, und wer es sich nicht selber zu decken versteht, muß zugrunde gehen. Jede Minute unseres Aufenthalts im grünen Walde sterben tausende seiner kleinen Bewohner durch Nahrungsmangel, durch die Unfähigkeit, sich die Nahrung zu verschaffen; tausend andere, die grade ausgehen, sich ein Essen zu holen, werden in der nächsten Minute selbst gegessen. Das Vögelchen auf dem Baume dort, das gar so lieblich singt, hat zwar nichts auf dem Gewissen, aber — man könnte darauf wetten — ein dutzend feister Fliegen im Magen, und das Tik-tik des Spechtes ist eine wahre Todtenuhr für Borkenkäfer und andere Gesellen.

Ja, wenn der Wald ein Buch führte über das, was in ihm geschieht, über die heißen Kämpfe, die da geführt werden um des lieben Brotes willen, und über die millionen jener Geschöpfe, die jeden Augenblick in diesen Kämpfen ihr Leben verlieren, die geistlose Phrase von dem bequemen Leben der Thiere, denen, sozusagen, von der Natur Speisemarken zugeschickt werden, müßte gar bald verstummen. — Aber nicht allein die Nahrung muß sich jedes Thier erwerben, erkaufen, erkämpfen, auch alle anderen

Bedingungen und Bedürfnisse des Lebens muß es sich erringen, und die von Geschlecht auf Geschlecht gesammelten und vererbten Erfahrungen und Fähigkeiten — Triebe genannt — reichen nicht immer aus, allen Schwierigkeiten zu begegnen, und nur zu oft kommt es auf die eigene Erfindungsgabe und Willenskraft eines Thieres an. Nirgends sieht man das deutlicher, als bei dem sogenannten Bautrieb der Thiere, wo in vielen Fällen dieselben mit dem Triebe nicht auskämen, wüßten sie denselben nicht nach den lokalen Verhältnissen zu regeln und zu ordnen. In solchen Fällen wird der Trieb für die Thiere das, was einem geschickten, denkenden Arbeiter die Schablone ist, d. h. eine den jeweiligen Verhältnissen anzupassende Regel.

Von diesem Bautriebe der Thiere ist wohl zu unterscheiden die unter denselben fast allgemein verbreitete Neigung zur Wahl eines bestimmten Ortes, zu dem das Thier regelmäßig nach seinen täglichen oder nächtlichen Verrichtungen zurückkehrt, wo es seine Jungen hegt, seine Beute hinschleppt, seine Verdauung abwartet, und wenn es stirbt (nicht getödtet wird), auch seinen Geist aushaucht. Mit andern Worten, die Thiere haben wie die Menschen das Bedürfniß nach einer Wohnung, und es gibt somit unter ihnen ebenfalls eine Wohnungsfrage. Meine werthen Leser stehen zwar jetzt in einer Zeit, in welcher man sich für ganz andere als Wohnungs- und sonstige Fragen interessirt; dennoch werden sie schon davon gehört haben, daß es unter den Menschen eine Wohnungsfrage gibt, bei der bis jetzt, wie bei so vielen anderen Fragen, mehr räsonnirt als abgeholfen worden ist; es ist daher vielleicht nicht ohne Nutzen, sich ein wenig umzusehen, wie bei den Thieren die Wohnungsfrage gelöst worden; der Mensch geht selten unbelehrt von den Thieren weg.

Daß die Thiere in ihren Reihen überaus geschickte Architekten und Baumeister zählen, ist eine bekannte Thatsache; — und als die egyptischen Könige in ihrem Uebermuthe jene Pyramiden erbauen ließen, zu denen das ganze Volk mit Geld, Arbeit, Schweiß und Leben beitragen mußte (und von deren Größe man sich einen Begriff machen kann, wenn man liest, was der griechische Schriftsteller Herodot von einer einzigen Pyramide erzählen hörte, daß die an die Bauarbeiter abgegebene Menge an Rettigen und Knoblauch allein einen Werth von zwei Millionen Thalern repräsentirte), und nun der Meinung waren, daß sie mit diesen großartigen Bauten bisher für unmöglich Gehaltenes vollbracht hätten, da ahnten sie wohl kaum, daß die Ameisen, die am Fuße der Pyramide ihre Kolonien erbaut hatten, viel Erstaunlicheres geleistet hatten, als sie, indem diese thierischen Bauten im Verhältniß zu der Größe ihrer Erbauer noch 1—5 mal so hoch waren als die stolzeste der Pyramiden.

Ameise und Biene genießen und verdienen auch das höchste Lob als Baumeister, und in der That giebt es nichts Bewunderungswürdigeres als den Bau eines der beiden Thiere. Es sind wirkliche Städte und wirkliche Häuser, die sie erbauen und bewohnen, gesund, luftig; rein. Die Wände der sechseckigen Zellen des Bienenbaues haben nur eine Dicke von $^1/_{400}$ Zoll; sie stürzen aber dennoch nicht ein, wie unsere Mauerwände, obschon sie auch nur aus dem Wachse bestehen, das der Honigbiene nach reichlichem Honiggenusse aus dem Leibe quillt, daran erstarrt, davon abgekratzt und hierauf zum Bau der Waben verwendet wird.

Es wäre unnöthig, das Leben und Treiben in einem Ameisenbaue zu schildern; meine werthen Leser werden oft genug einen solchen betrachtet haben. Die Formikerien (Ameisenbaue) selbst sind bei uns nicht sehr groß, erreichen selten einen Durchmesser von mehr als einem Fuß und sind nicht stark bevölkert; dennoch sind auch diese Bauten vollkommene Städte mit Straßen und Gassen, Stockwerken und Gallerien. Aber viel großartiger sind die Bauten der tropischen Ameisen und vor allem der Termiten (weiße Ameisen). So baut der Isau in Paraguay Formikerien von zwanzig Fuß Durchmesser aus Thon mit fünfzig Thoren und ebensovielen aus denselben führenden oft viertelstündigen Straßen. Die Bauten anderer tropischen Ameisen messen 30, 50—100 Fuß im Durchmesser und beherbergen 100,000 Einwohner und mehr. Stokes traf in Nordwest-Australien ungeheure Ameisenbaue von pyramidaler Gestalt bis 13 Fuß hoch, 7 Fuß breit. Die einzelnen Kammern der Myrmika texana haben einen Durchmesser von $^1/_2$ bis 2 Fuß und liegen zum Theil 12 bis 18 Fuß unter der Erde. Die Bauten gewisser südamerikanischen Termiten erreichen die Höhe von 15 Fuß, haben das äußere Ansehen natürlicher Erdhügel und werden von den Thieren der dortigen Büffelherden als Belvedere und Wartthurm benützt, um Umschau in die Gegend zu halten, ohne unter dieser Last einzubrechen oder nur erschüttert zu werden. Daß die Fähigkeit, solche Bauten aufzuführen, überaus geschickte Arbeitskräfte voraussetzt, ist selbstverständlich; nun besitzen aber nicht alle Ameisen diese Fähigkeit und sind die geflügelten Männchen und Weibchen gewöhnlich dazu unfähig, und der Fall, daß die ungeflügelten oder Arbeits-Ameisen zu sehr abnehmen, bedroht den ganzen Ameisenstaat mit dem Verfalle. In diesem Falle wird dem nächstbesten Ameisenbaue der Krieg erklärt, eine entscheidende Schlacht geliefert, in der es viele Todte und Verwundete giebt, und fällt der Sieg den Angreifern zu, so nehmen sie als Kriegsbeute die Larven und Puppen der Arbeitsameisen aus dem Lager der Feinde, schleppen sie nach Hause und lassen sie daselbst erziehen. Es könnte auffallen, daß Thiere so niederer Rangordnung, wie es die Bienen und Ameisen sind, ihre Wohnungsfrage so gründlich gelöst haben, während die höchst entwickelten Thiere mit den primitivsten Anfängen von Wohnungen sich begnügen. Der dänische Gelehrte Smith sucht dies zu erklären, indem er sagt, daß bei den höheren Thierklassen die Instinkte und Triebe, die bei den unteren so stark wirken, zurück- und an deren Stelle die ersten Dämmerungsstreifen des erwachenden Verstandes treten. Es mag an diesem Worte etwas wahr sein, doch sollte man vor allem bedenken, daß der Wohnungs- und Bautrieb je nach der Lebensweise und den Bedürfnissen der Thiere sich entwickeln und regeln mußte; was nützte z. B. wilden Pferden oder Eseln der vollendetste Bautrieb? — So wenig wie dem Maulwurf ein scharfes Gesicht! — Nicht nach den Trieben richtet sich, wie man fälschlich glaubte, die Lebensweise eines Thieres, sondern die Triebe nach der Lebensweise. So ist es denn leicht erklärlich, daß geistig hochentwickelte Thiere, wie z. B. der Elephant, die Wohnungsfrage sehr oberflächlich behandeln, weil sie eben für ihre Existenz von keiner Wichtigkeit ist. Dem Löwen genügt irgend ein kühles, dichtes Plätzchen im Wald, oder eine Höhle, wenn es möglich; er verdaut und schläft dort, bis er beim Aufdämmern der Sterne sich mähneschüttelnd erhebt und auf die Jagd begiebt. Der Lieblingsaufenthalt des Tigers ist ebenfalls eine dichte, ihn ganz verbergende Stelle des Waldes in der Nähe eines Wassers, wo er hingestreckt gespannten Ohres auf das Nahen der arglosen Antilope wartet, die an das Wasser kommend, um ihren glühenden Durst zu stillen, nun selbst dem Blutdurste der prächtigen Katze zum Opfer fällt. Der pflanzenfressende Elephant trabt wohlgemuth durch den Urwald und ist wenig um sein Nachtlager besorgt; er thut ja niemanden Uebles und denkt: Ein gut Gewissen ist das beste Ruhekissen. Ebenso sorglos sind die Affen betreffs ihrer Wohnungen; — „der Wald ist unser Hauptquartier“, meinen sie, und nur ein einziger unter ihnen zeigt etwas Neigung zum häuslichen Leben und dies ist der Orang-Utang. Frühere Reisende haben von ihm erzählt, daß er sich Hütten baue und Feuer anzünde, wenn es ihm zu kalt; — sie hätten auch gleich hinzufügen können, daß er sich des Morgens Kaffee koche und auf das Tageblatt abonnirt sei; denn das eine ist erlogen, so gut wie das andere. Was er in dieser Richtung thut, beschränkt sich darauf, daß er, der nicht die Behändigkeit anderer Affen hat und tagsüber Stunden lang mit stark gekrümmtem Rücken, vorgebeugtem Kopf und schlaff herabhängenden Armen auf einem Aste fast regungslos dasitzt, bei Anbruch der Nacht eine Art Nest sich bereitet. Zu diesem Zwecke biegt er die größeren Aeste eines Baumes zusammen, legt kleinere Zweige kreuzweise über dieselben, und schichtet, um das Ganze recht weich zu machen, Blätter von Nipa pardanus und Farrenkräuter übereinander. Ist das Wetter kühl, so deckt er sich auch mit dergleichen zu und verfertigt besonders sorgfältig eine Art Schlafmütze für das Haupt. Dieses herrliche Bett verläßt der melancholische Herr selten vor 9 Uhr morgens und hat es in dieser Hinsicht auf Borneo besser als die meisten Menschen in Europa, die schon um 7 Uhr an ihr Tagewerk gehen müssen. Um diese Stunde überraschen auch die Borneaner den Langschläfer, der geraume Zeit braucht, um sich aus seiner Hängematte freizumachen und so leicht gefangen wird. Man sieht, die Morgenstunde hat auch in Borneo Gold im Munde und mancher Orang-Utang könnte heute noch leben, wäre er nur ein wenig früher aufgestanden. Der Bär sucht sich für seinen Winterschlaf einsame, geschützte Stellen im Walde, am liebsten Höhlen, und wo er solche nicht findet, gräbt er sie sich in kalten Gegenden. — Hirsche und Rehe wählen sich im Walde einen gewissen Standplatz, zu dem sie stets zurückkehren, nachdem sie ihrer Aetzung nachgegangen, und welcher dadurch leicht kenntlich ist, daß er von allem Grase gesäubert und von Bäumen umgeben ist, deren Rinde völlig abgewetzt ist.

Maulwurfshügel kennt jedes Kind; aber wenige dürften eine

Ahnung von der kunstvollen und schlauen Weise haben, auf die diese Baue gegraben werden. Das Thier selber sieht gar nicht so intelligent aus, aber sein Körperbau mit dem mächtig entwikkelten Vorderleib, zeigt uns sofort den Erdgräber von Profession. Die Maulwurfsgänge laufen horizontal unter dem Boden hin, theils Haupt-, theils Nebengänge; um die losgewühlte Erde aus den Gängen fortzuschaffen, wirft das Thier die sogenannten Maulwurfshügel auf, die von vielen ungebildeten Städtern für den Bau selbst gehalten werden. Dieser befindet sich in der Regel in der Nähe der nicht großen Hügel. Er liegt 1—2 Fuß unter der Erde und bildet ein backofenförmiges Gewölbe von mehr als einem Fuß Durchmesser. Die Wände sind glatt gedrückt und Laub, Moos und Wurzelwerk bedecken den Fußboden.

Um diesen Wohnraum zieht sich in einer Entfernung von 6—10 Zoll eine Kreisröhre und über dieser eine etwas kleinere, mit der größeren parallel laufende. Die Verbindung dieser mit der höheren und dem Wohnraume vermitteln drei Gänge und 5—6 Gänge führen auf die Oberwelt. Man sieht, es kann dem Maulwurf nicht schwer fallen, sich allen Verfolgungen zu entziehen. Von jenen Gängen aus laufen erst die großen einfachen oder gabelförmig sich theilenden Röhren des Jagdreviers, die oft viertelstundenlang sich dehnen und in denen man das Thier am leichtesten fangen kann, da es dieselben mehrmals des Tages passirt, auf seiner Jagd nach Regenwürmern 2c. Der Maulwurf kann daher dem Landwirth wohl lästig fallen, doch schädlich wird er ihm fast nie.

Auch sonst ist der Maulwurf ein ziemlich gutmüthiges Thier und hat er für Herbst und Winter seine Vorräthe gesammelt, so ist ihm sein Heim der angenehmste Ort, den er auch mit Muth vertheidigt; er weilt nirgends lieber als bei Frau und Kindern in der etwas dunkeln, aber dafür wohlerwärmten Stube, der unabhängigste Mann von der Welt. Was ihn am meisten plagt ist der Hunger. Man nimmt an, daß er täglich ebensoviel verzehren kann, als er wiegt, und in der Gefangenschaft verlangt er alle sechs Stunden einen Sperling und einen Frosch. Wird sein Hunger nicht gestillt, so stirbt er nach 12 Stunden. Werden zwei Maulwürfe in einen Käfig gesperrt und ohne Nahrung gelassen, so findet man am nächsten Tage nur mehr einen von ihnen lebend an, und diesen sehr stark zerbissen, von dem andern aber nur sehr geringe sterbliche Ueberreste.

An häuslichen Tugenden gleich und auch in der Anlegung der Wohnung ähnlich dem Maulwurf ist der Dachs. Zu seiner Wohnung führen oft mehr als zehn Röhren von 20—30 Fuß Länge, von denen jedoch gewöhnlich nur zwei befahren werden, während die andern Ventilations- und Sicherheitszwecken dienen. Fängt man ein Paar dieser melancholischen Thiere und läßt ihnen in einem Garten völlige Freiheit, so beginnen sie sofort mit der Anlegung eines Baues. Das erste Gemach, das sie sich graben, ist das Schlafgemach, das zweite die Vorrathskammer, das dritte — der Abort. Ihre Wohnungen sind ein Muster von Reinlichkeit, und deshalb wird jeder Unrath an besonderen Orten zusammengetragen. Auf diesen seltenen Reinlichkeitssinn baut der gott- und gewissenlose Fuchs seinen Plan, sich in den Besitz des bequem eingerichteten Dachsbaues zu setzen. Er verunreinigt einfach denselben, und das entsetzte Dachsenpaar verläßt nun in den meisten Fällen sofort den Bau, um irgendwo einen neuen herzustellen, und der Fuchs, der eine gute Nase und nie in seinem Leben Kölnerwasser gerochen hat, richtet sich nun im verlassenen Baue nach Behagen ein. Doch kommen Fälle vor, wo trotz allem Dachs und Fuchs zusammenwohnen und nicht selten sogar einen dritten Miethmann, das Kaninchen, zulassen.

In der Regel bauen sich selbstverständlich Fuchs und Kaninchen besondere Wohnungen, doch stehen sie in ihrem Bestreben, sich in die Behausungen anderer einzudrängen, nicht einzig da; — so sucht sich der Baummarder sein Heim in Eichhörnchen- und Raubvogelnestern. Der Iltis bewohnt im Sommer die Höhlen der Kaninchen, Hamster und Ratten, im Winter nimmt er bei den Menschen Absteigequartier. Daß der Kuckuck seine Eier in Bachstelzen- und Grasmückennester legt, ist bekannt; die Einsiedlerkrebse wohnen in Schneckenhäusern, deren Inwohner ausgestorben sind. Alle Nager bauen viel und gern. Einen besondern Ruf unter ihnen genießt der Hamster. Seine Baue liegen 5—6 Fuß unter der Erde und haben 5—7 Kammern, von denen eine zur Wohnung dient, die andern zu Vorrathskammern. Dahin trägt dieser Schrecken der Getreideböden 20—30 Pfund Korn, ja zuweilen einen Centner, und man gräbt deshalb seine Baue oft auf, um das darin aufgeschichtete Getreide wieder herauszunehmen. Wie zahlreich die Hamster in einer fruchtbaren Gegend werden können, sah man im Jahre 1817 in der gothaer Stadtflur, wo 112000 Hamster eingeliefert wurden, ohne jene zu rechnen, welche erschlagen wurden oder entkamen. Legt man nun jedem Hamster nur einen Diebstahl von 20 Pfund Korn zur Last, so kann man die Menge des auf diese Weise abhanden gekommenen Getreides für die nächste Umgebung von Gotha auf 22400 Ctr. schätzen.

Die Zwergmaus baut sich ein überaus künstliches, kugelförmiges Nest aus Halmen und Blättern, das sie auf die äußersten Spitzen der Baumäste frei aufhängt, um so vor den Besuchen von Schlangen sich zu sichern.

Die Murmelthiere legen ihre Bauten stets auf südlichen Bergabhängen an und haben Sommer- und Winterwohnungen; die letzteren sind tiefer gelegen, mit Heu und Moos reichlich ausgestattet und dienen mehreren Familien zugleich zum Aufenthalte den Winter hindurch. Ihr einträchtiges Zusammenleben während dieser Zeit ist um so leichter zu erklären, als sie dieselbe schlafend zubringen. Und was für einen Schlaf haben diese Murmelthiere! Kein Wunder, daß er sprichwörtlich geworden. Ein Murmelthier wird durch nichts erweckt, nicht einmal durch das Wasser. Nach Professor Mangili athmen sie in fünf Monaten ihres Winterschlafs nur 72000 mal, während sie ebenso oft im Sommer während zweier Tage athmen.

Als Baumeister berühmt sind ferner die Biber. Sie leben gesellig an Flüssen und Seen und vereinigen ihre Baue zu Kolonien, die oft aus mehreren hundert bestehen sollen, — natürlich nur dort, wo sie in ihrem Leben und Treiben nicht gestört werden, wo keine Mühlen klappern und keine Dampfboote keuchen. Der Bau besteht aus geflochtenen Baumzweigen, welche mit Erde als Mörtel verbunden und oben mit einer Schicht Schlamm bedeckt sind. Der Zugang befindet sich stets unter Wasser. Gegen Strömung und Eisgang wird die Kolonie durch Dämme geschützt, die aus verflochtenen Reisern bestehen. Dort, wo der Biber als Einsiedler vorkommt, wie es vor mehreren Jahren noch am Rhein der Fall war, gräbt er sich auch seine Wohnung in der Erde, vermuthlich, weil er dann sich sicherer vor Angriffen und Verfolgungen hält.

Von den Fischen legen nur sehr wenige sich Nester an. Die Krabben graben sich Löcher in die Erde. Die Schnecke trägt ihr Haus mit sich herum; die Spinne webt sich eins. Ein Thier aus einer Faltersippe baut Wohnungen in Form von walzenförmigen Gängen und schützt sie gegen die Fangheuschrecke durch eine Fallthüre, welche am oberen Ende befestigt, unten aber frei ist und aus Seide, verwebt mit Koth- und Blattstückchen, besteht.

Der Bautrieb der Vögel ist bekannt, und ohne Wohnung lebt wohl kaum ein Vogel; auf unzugänglichem Felsen oder auf dem Gipfel alter Eichen baut sich der Adler seinen Horst, unter der Erde der Eisvogel sein Haus. Während die Nester mancher unserer kleinen Singvögel kaum zwei Zoll im Durchmesser haben, hat das Nest eines gewissen westafrikanischen Vogels zwölf Fuß im Umfange, und enthält das eines andern einen Salon, ein Schlafzimmer und ein Vorzimmer, in dem sich gewöhnlich das Männchen befindet, gewärtig der Befehle der gnädigen Frau. Mehrere tropische, gesellig lebende Arten bauen auf einem Baume 20 bis 30 Nester und über diesen einen großen Regen- oder Sonnenschirm, von dem sie auch ihren wissenschaftlichen Namen (umbrella) erhalten haben. Wie viel Mühe und Sorgfalt verwenden sie nicht alle, um ihre Nester sicher, bequem und dauerhaft zu machen. Da heißt es vor allem, eine Stelle ausfindig zu machen, wohin der Nordwind keinen Zutritt hat, dann ein Material ausfindig zu machen, das weder ein guter Wärmeleiter ist, noch der Kälte keinen Widerstand leistet. Den ganzen Frühling hindurch wird gebaut und gehämmert, gesägt, geleimt, gepickt und — genäht, wie z. B. der Schneidervogel thut, der sein Nest mittels eines Fadens aus Blättern zusammennäht.

Ich glaube nun, daß meine geehrten Leser mir in meiner Ansicht beistimmen werden, daß auch die Thiere ihre Wohnungsfrage haben und daß auch ihnen dieselbe viel Kopfzerbrechen bereitet. Was wir auch in dieser Frage von den Thieren zu lernen haben? Nun, daß man liegt, wie man sich gebettet, und daß die Natur am liebsten denen hilft, die sich selber zu helfen verstehen. H. K.

Mein todtes Töchterchen.

Wie war vom Krampf der Leib der Kleinen
Geschwärzt, wie war sie starr und kalt!
Wie hatte sie im Schmerz die seinen,
Die zarten Händchen fest geballt!
Und doch — war ihr ein Glück beschieden?
Als stumm zu ihr ich niedersah,
Wie lag sie ruhig und zufrieden
Mit einem Engelslächeln da!

Die schönste Zeit, die rosenreiche,
Gewährte ihr die ew'ge Ruh,
Es deckte uns die kleine Leiche
Mit Blüthen treue Liebe zu,
Und oft seitdem, wenn unterm Flügel
Den Kopf der Vogel längst versteckt,
Ward ich an ihrem kleinen Hügel
Aus tiefem Sinnen aufgeschreckt.

Ich habe Leid um sie getragen,
Um mich in trüber Träumerei
Im nächsten Augenblick zu fragen,
Ob nicht die Trauer Frevel sei,
Ob mir denn auch ein Recht gegeben,
Zu klagen, daß der Tod sie traf
Und daß sie für das laute Leben
Erkoren sich den süßen Schlaf.

Aus dieser Welt der Vogellieder,
Aus Sonnenlicht und Blüthenduft
Zog es sie stillgewaltig nieder
In eine kühle, dunkle Gruft,
Und hat sie nicht, vor allen Sorgen,
Vor allem Wehe, das uns quält,
Vor aller Erdennoth geborgen,
Das bessre Theil vielleicht erwählt?

War ihr der leichte Sinn gegeben
Des Flachen, der um nichts sich härmt,
Der Eintagsfliege, die ihr Leben
Im Lichte sorgenlos verschwärmt —
Ich hätte arm sie nennen müssen,
Denn alles hätte sie entbehrt,
Was uns an wirklichen Genüssen,
An dauernden, die Welt bescheert.

Und doch, war zu dem weichen Herzen
Ihr auch der tiefe Sinn geschenkt,
Der auf die Leiden und die Schmerzen
Der andern still das Auge lenkt;
War ihr der klare Geist verliehen,
Der nichts als Flitter sieht und Schaum,
An dem des Lebens Bilder ziehen
Vorüber wie ein bunter Traum —

Ich hätte wohl in schweren Sorgen
Der Armen Zukunft überdacht,
Und in den Händen stumm geborgen
Mein Angesicht in mancher Nacht,
Denn wer, der fühlt, vermag zu loben
Der Frauen ungewisses Loos,
Auch derer, die, der Noth enthoben,
Geboren in des Reichthums Schoß?

Ist sie denn doppelt nicht gebunden,
Die Frau von zartem, edlem Sinn?
Es schwindet, ehe sie gefunden
Das Glück, der Jugend Blüthe hin;
Sie wandelt still auf öden Pfaden,
Das müde Haupt zur Brust geneigt,
Bis sich der erste Silberfaden
Im Haar an ihren Schläfen zeigt.

Dann sagt sie schweigend und ergeben,
Und doch in tiefgeheimem Weh,
Dem letzten Hoffnungsstrahl für's Leben
Dem letzten Traum von Glück Ade,
Zufrieden schon, wenn die Verblühte
Der Menge roher Spott verschont
Und wenn ihr für Geduld und Güte
Die Liebe fremder Kinder lohnt.

Und wenn sie nur verloren hätte
Das Heim, das ihr im Traum gelacht,
Das sie zu einer Friedensstätte
Dem Manne ihrer Wahl gemacht,
Das Heim, in dem die Stirn des Gatten
Von ihrer Lippe keuschem Kuß
Von jeder Falte, jedem Schatten
Zur Heiterkeit sich lichten muß!

Sie wagt es nicht, dies Glück zu fodern,
Das reinste, das die Erde kennt, —
Doch soll auch ungenützt verlodern
Die Flamme, die im Herzen brennt?
Soll nimmer an die Brust sie drücken
Mit Thränen den geliebten Mann,
Glückselig, daß sie ihn beglücken,
Daß sie von Herzen lieben kann?

Was kann Ersatz und Trost ihr bringen
Für dieses einen Glücks Verlust
Und für das Duften, Blühn und Klingen
In tiefer, süßberauschter Brust?
Es ist ihr Härtestes geschehen,
Wenn ihr im Tod das Auge bricht
Und keiner je in ihm gesehen
Der Hoffnung Stern, des Lebens Licht.

Es hätten ja die lauen, matten
Gefühle nimmer ihr genügt,
In denen sich mit einem Schatten
Die Seele andrer Frau'n betrügt;
Und fand sie auf der Lebensreise
Den Mann, bei dessen erstem Blick
Erschauend sie und selig-leise
Sich sagte: „Du bist mein Geschick!?"

Erschloß ihm festlich-weit die Pforten
Ihr Herz und ließ ihn jubelnd ein?
Und nannte nach den ersten Worten
In Stolz und Demuth sie sich sein?
Trat ihrem Heros sie entgegen,
An dessen Kommen sie geglaubt,
Und konnte sie vertrauend legen
An seine Schultern still ihr Haupt?

Wenn sie die Mannesseele findet,
Die Seele stark und tief und schlicht,
An der sich froh die ihre windet
Empor in's reine Geisteslicht,
Wenn unverwandt, mit stolzem Leuchten,
Ihr Blick an seinen Bahnen hängt,
Wenn jeden Blick von ihm mit feuchten,
Verklärten Augen auf sie fängt, —

Nach oben darf sie dankend schauen,
Denn Hohes schon hat sie erreicht,
Vor dem das Glück von tausend Frauen
Zu einem matten Schein verbleicht,
Ob auch von diesem Innenleben,
Von diesem Lieben still und heiß,
Von diesem Hoffen, diesem Beben
Der theure Mann nichts ahnt und weiß.

Von ganzem Herzen lieben dürfen
Und sicher, daß man nie es reut,
Aus übervollem Kelche schlürfen,
Der andern nur die Hefe beut,
So ganz und gar verzaubert werden,
Daß Wunsch und Zweifel man vergißt,
Es ist ein Glück, wie es auf Erden
Erwählten nur beschieden ist.

Doch dreimal hoch ist sie begnadet,
Wenn er die gleiche Liebe zeigt
Und stumm in scheuen Thränen badet
Die Hand, auf die sein Mund geneigt,
Wenn er, von ihrem Arm umkettet,
Vertrauend jedes Leid ihr klagt
Und still in ihrem Schoße bettet
Sein Haupt und nicht zu athmen wagt.

Wenn ihre sanften Worte heben
Den Trauerflor von seinem Sinn
Und wenn für jeden Schritt im Leben
Sie seine einz'ge Richterin,
Und wenn ihr nichts von dem verborgen,
Was ihm als Stern vor Augen steht,
Was als ein Schatten flücht'ger Sorgen
Zuweilen durch die Seele weht —

Wenn nichts von seiner tiefgeheimen
Gedankenwelt die Freundin trennt,
Wenn sie in ihren ersten Keimen
Sein Denken und sein Schaffen kennt,
Wenn sich von Lob und von Gelingen
Sein Auge darum nur erhellt,
Weil sie der Treuen Freude bringen
Und Stolz und Glück die Brust ihr schwellt, —

Wenn er, wie schmerzlich auch verwundet
Im Kampf, den jeder noch bestand,
Bei ihr und nur bei ihr gesundet,
Gepflegt von ihrer linden Hand, —
Dann mag sie, wenn die Sterne wehren
Den engsten, innigsten Verein,
Ihn tief und schmerzlich wohl entbehren
Und dennoch darf sie glücklich sein.

Ward ihr auf ihrem Lebenspfade
Dies Glück in keiner Form zutheil,
Dann war der Tod ihr eine Gnade,
Dann war im Tod allein das Heil,

Und thöricht sind die Gramgedanken,
Die Thräne selbst, die niederrinnt
Zum Hügel, den mit seinen Ranken
Der Epheu treulich überspinnt.

Leonhard Helm.

Ueber den Ausdruck von Gemüthsbewegungen.

Von **Paul Lossau.**

Die Oberflächlichkeit ist einer der häufigsten Vorwürfe, welche man unserer Bildung macht, und indem ich das anerkenne, muß ich hinzufügen, daß das gerade auch darin seinen Grund hat, weil unsere Bildung in einem gewissen Sinne nicht oberflächlich ist, d. h. weil sie sich nicht mit den Dingen befaßt, welche in Wahrheit an der Oberfläche liegen, um deren Verständniß wir uns naturgemäß zunächst bekümmern sollten. Unsere Bildung ist im allgemeinen in der That von dem falschen Streben und der falschen Meinung beherrscht, sie sei vor allen Dingen in der Kenntniß des ferner Liegenden zu finden, ohne Rücksicht darauf, daß doch das Nächstliegende den meisten Anspruch darauf hat, gekannt und erkannt zu werden. Wie viele Gebildete wissen nicht spielend

mit schwierigen Gedankenproblemen umzugehen und kennen dabei nicht einmal ihren eigenen Körperbau oder die Bildung des freilich bescheidenen Halmes auf der Flur, die sie tagtäglich betreten! — Unsere Bildung hat sich eben lange Zeit, viel länger, als aus gewissen Gründen nöthig und darum entschuldbar war, dem Naheliegenden und seiner Untersuchung, der Natur, entfremdet; sie hat sich in „höhere Regionen" verloren, wo sie nichts zu suchen, weil nichts zu finden hat. Aber eben dieses kühne Hinausgehen über sich selbst schmeichelte dem menschlichen Eigendünkel. — Es ist nun ein glückliches Zeichen gesunder Umkehr, daß der Mensch jetzt aus der wolkigen, ihm ewig unerforschlichen Ferne, von dort, wo das Uebermenschliche, also Unmenschliche thronen soll, zurückkehrt zu sich selbst, zu der Natur. Das wird gesunde, in sich befriedigende Bildung ergeben, und ist auch der Weg bis zur völligen Durchdringung des Volkes mit einer solchen Bildung noch sehr, sehr weit, so bescheiden wir uns, zufrieden mit dem Bewußtsein, daß er doch schon betreten ist, und in solchen geistigen Bewegungen trägt der Anfang schon die siegende Gewißheit der Zielerreichung in sich.

Solche Gedanken wurden in mir angeregt, als ich das schöne Werk des großen Charles Darwin las: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen beim Menschen und den Thieren" und ich dachte, vielleicht weiß es dir mancher Leser der „Neuen Welt" Dank, wenn du ihm etwas daraus mittheilst. Hat doch leider der „gewöhnliche Mann" heutzutage noch keine Zeit und meist auch zu wenig Verständniß, um solche größeren Werke zu lesen, und doch hat er wie jeder andere ein volles Anrecht auf alles Wissen, das große Denker und Forscher auch für ihn zusammengetragen haben.

Und ist denn die sichtbare „Sprache der Seelenerregungen", sind die Bewegungen des Ausdrucks im Gesicht und am Körper nicht von größter Bedeutung an und für sich selbst und für unsere Wohlfahrt? — Täglich, stündlich, in jeder Minute machen wir diese Bewegungen und sehen sie an anderen, sie sind uns von größtem Nutzen, der Mensch kann ohne sie gar nicht gedacht werden und doch giebt mit Ausnahme der bildenden Künstler und der Schauspieler so selten einer besonders darauf acht! — Diese Ausdrucksbewegungen dienen als die ersten Mittel der Mittheilung zwischen der Mutter und ihrem Kinde; sie lächelt ihm ihre Billigung zu und ermuthigt es dadurch, auf dem rechten Wege fortzugehen oder sie runzelt ihre Stirne aus Mißbilligung und das Kind steht von seinem bösen Vorhaben ab. Wir nehmen leicht Mitgefühl bei anderen durch die Form ihres Ausdrucks wahr; unsere Leiden werden durch solche Bewegungen gemildert, unsere Freuden erhöht und damit das gegenseitige, wohlwollende Gefühl gekräftigt. Die Bewegungen des Ausdrucks verleihen unseren gesprochenen Worten Lebhaftigkeit und Energie. Sie enthüllen die Gedanken und Absichten anderer wahrer, als es Worte thun, welche gefälscht werden können. — Jeder freie Ausdruck einer Gemüthserregung durch äußere Zeichen macht diese lebhafter, stärker. Auf der anderen Seite macht das Zurückdrängen aller äußeren Zeichen, soweit dies möglich ist, unsere Seelenbewegungen milder. Wer seiner Wuth durch heftige Gebehrden nachgiebt, wird sie nur vergrößern, wer die äußeren Zeichen der Furcht nicht der Prüfung des Verstandes und Willens unterwirft, wird Furcht in einem bedeutenderen Grade empfinden; wer in Unthätigkeit verharrt, wenn der Kummer ihn zu überwältigen droht, verliert alle Aussicht, die geistige Ruhe und Biegsamkeit wieder zu erhalten.

Damit ist wohl die Wichtigkeit des Ausdrucks von Gemüthsbewegungen zur genüge gekennzeichnet, und es dürfte sich der Mühe verlohnen, etwas näher auf dieselben einzugehen. Natürlich können wir aus dem reichen Schatze der in dem genannten Buche vorhandenen Gedanken und Beobachtungen nur wenige herausgreifen, und wie wir uns einerseits mehr auf die allgemeinen Prinzipien beschränken müssen, so werden wir andererseits hauptsächlich die Beobachtungen an Menschen berücksichtigen; aber für den bescheidenen Zweck einer vielen neuen Anregung hoffen wir immerhin Genügendes zu bieten.

Darwin hat drei allgemeinere Sätze aufgestellt, aus welchen sich, wie er hofft, mit der Zeit und der erweiterten und vervollständigten Beobachtungsarbeit alle Ausdrucksbewegungen werden erklären lassen. Nicht so, daß einer derselben immer eine ganze Bewegung erklären könnte, sie wirken vielmehr in verschiedenen Beziehungen zusammen; — doch sehen wir sie uns an und suchen wir dabei immer möglichst deutsch und verständlich zu bleiben.

Als erster Satz wird aufgestellt der der „zweckmäßig assoziirten Gewohnheiten". Was heißt das? — Gewisse äußere Bewegungen des Körpers sind bei gewissen Seelenzuständen von unmittelbarem oder mittelbarem Nutzen, um gewisse Empfindungen, Wünsche, Bestrebungen u. s. w. zu erleichtern oder zu befriedigen. Wird nun ein solcher Seelenzustand herbeigeführt, so schwach dies auch geschehen mag, so ist infolge der Macht der Gewohnheit und Assoziation (Verbindung gleicher oder ähnlicher Ursachen mit gleichen oder ähnlichen Wirkungen, in Gedanken und sonst) eine Neigung vorhanden, dieselben Bewegungen auszuführen, selbst wenn sie in dem gegebenen Falle nicht mehr vom allermindesten Nutzen sind. Solche Bewegungen können nun durch den Willen unterdrückt werden; aber es giebt viele Muskeln, welche wenig von dem Willen abhängen, und diese sind dann doch geneigt thätig zu werden, was immer noch sehr ausdrucksvolle Bewegungen giebt. Auch erfordert das Unterdrücken solcher Bewegungen wieder andere, welche sehr ausdrucksvoll sind.

Die Macht der Gewohnheit ist eine allbekannte Thatsache. Sie wird dadurch zu erklären gesucht, daß sich die Leitungsfähigkeit der Nervenfasern mit der Häufigkeit ihrer Erregung ausbildet und verstärkt. Diese Annahme erklärt zugleich die Möglichkeit der Vererbung gewisser Gewohnheiten, die sonst gar nicht erklärbar wären, so gewisse Schrittarten bei Pferden, das Stellen junger Vorstehhunde und das Spüren junger Hühnerhunde, die eigenthümliche Flugart einzelner Taubenrassen u. dgl. m.

Nicht minder wird die Macht der Assoziation zugegeben. Es ist Thatsache, daß Handlungen, Empfindungen und Gefühlszustände, welche gleichzeitig oder in dichter Aufeinanderfolge vorkommen, mit einander zu verwachsen oder sich aneinander anzureihen streben und zwar derart, daß wenn irgend eine von ihnen später wieder vor die menschliche Seele tritt, die anderen in der Idee leicht hervorgerufen werden. So sagt Huxley: „Es kann als eine Regel aufgestellt werden, daß wenn zwar geistige Zustände häufig und lebhaft zusammen oder hintereinander hervorgerufen werden, die spätere Hervorbringung des einen genügt, um den anderen hervorzurufen, und zwar geschieht dies, ob wir es wünschen oder nicht. — Jeder sucht sich, wenn er zu Boden fällt, durch Ausstrecken der Arme zu schützen, und nun können es nur wenige über sich gewinnen, nicht so zu handeln, wenn sie sich absichtlich auf ein weiches Bett fallen lassen. Der Gedanke des Fallens ist einmal bei ihnen mit dem des Schutzes assoziirt, verbunden, und führt so zu denselben Bewegungen, selbst da, wo sie nutzlos sind. — Wenn ein Mensch etwas nicht sehen will, so schließt er die Augen und wendet sich ab; will er dagegen etwas nahe sehn, so öffnet er weit die Augen. Weist nun ein Mensch eine ausgesprochene Ansicht heftig zurück, so wird er sehr häufig die Augen schließen und sich abwenden; nimmt er den Satz dagegen an, so wird er zum Zeichen der Bejahung mit dem Kopfe nicken und die Augen weit öffnen. In dem einen Falle handelt er so, als wenn er die Sache nicht sähe oder nicht sehen wollte; in dem anderen Falle, als ob er sie gern sieht und sehen mag. Die Ideenverbindung bei diesen Ausdrücken leuchtet ein. — Selbst wenn man im Dunkeln an etwas Schreckliches denkt, so schließt man die Augen, obgleich es doch nichts nützt. — Wenn wir uns auf einen Namen besinnen, so schauen wir scharf nach irgend einer Richtung, als ob wir ihn dort mit leiblichen Augen finden wollten, mit welchen wir sonst sichtbare Dinge zu suchen gewohnt sind. — Wenn ein Redner stockt, so fühlen wir selbst eine ängstliche Schnürung in der Kehle, und wenn ein Sänger beim Vortrage plötzlich heiser wird, so räuspern wir uns selbst: alles Dinge, welche nur aus dem Prinzip der Assoziation erklärt werden können.

Hierbei müssen nun auch die sogenannten Reflexthätigkeiten in Betracht gezogen werden. Reflexbewegungen im strengen Sinne des Ausdrucks, sagt Darwin, sind Folgen der Erregung eines peripherischen, d. h. an der Oberfläche des Körpers liegenden Nerven, welcher seinen Einfluß gewissen Nervenzellen überliefert und diese ihrerseits regen wieder gewisse Muskeln oder Drüsen zur Thätigkeit an. Alles das kann ohne irgend eine Empfindung oder ein Bewußtwerden unsererseits stattfinden, obschon es häufig davon begleitet wird. — Ein seiner Deutlichkeit wegen oft angeführtes Beispiel ist das von einem enthaupteten Frosche, welcher natürlich weder fühlen noch mit Bewußtsein irgend eine Bewegung ausführen kann. Wir bemerken, daß die Bezeichnung „enthauptet" hier nicht das Abtrennen des ganzen Kopfes zu bedeuten braucht, sondern nur die Entfernung des großen Gehirnes. Bringt man an einen Frosch in solchem Zustande einen Tropfen Säure auf die innere Oberfläche des Schenkels, so reibt er den Tropfen mit

der Oberfläche des Fußes derselben Seite wieder ab. Wird dieser Fuß abgeschnitten, — nicht schaudern, liebe Leserin, der Frosch fühlt nichts mehr! — so kann er natürlich diese Handlung nicht ausführen. Nach einigen fruchtlosen Anstrengungen giebt er daher den Versuch auf diese Weise auf, erscheint unruhig, als ob er irgend eine andere Weise aufsuchte und schließlich gebraucht er wirklich den Fuß der anderen Seite, wodurch es ihm gelingt, die Säure wegzureiben. Offenbar haben wir hier nicht blos einfache Zusammenziehungen in gehöriger Aufeinanderfolge zur Erreichung eines bestimmten Zweckes. Solche Handlungen bieten ganz die Erscheinung dar, als würden sie durch den Verstand geleitet und durch den Willen angeregt und doch vollziehen sie sich bei einem Thiere, dessen anerkanntes Verstandes- und Willensorgan entfernt worden ist; d. h. sie vollziehen sich als Reflexbewegungen. — Wenn die Oberfläche des Auges auch nur auf das leiseste berührt wird, so schließen wir unwillkürlich die Augen. Sticht uns jemand unversehens in die Hand, so ziehen wir sie unwillkürlich schnell stens zurück, lange bevor dazu ein Kommando von unserem Gehirne gekommen sein kann: beides Reflexthätigkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Auf dramatischem Gebiete sah es Ausgangs des 17. Jahrhunderts womöglich noch trostloser aus, als in dem Bereiche der übrigen Gattungen der Poesie. Das, wie wir oben gesehen, auch bei seinem vornehmsten Vertreter, bei Andreas Gryphius, in's unsinnig Bombastische und widerlich Greuelvolle entartete Kunstdrama der Gelehrtendichtung behauptete im ganzen nur einen beschränkten Wirkungskreis; in der ihm mit Rücksicht auf den Kunstgeschmack der Zeit in jeder Beziehung und auch in der Korruption weit überlegenen Oper erwuchs ihm ein Konkurrent, dem es grade an seinen bisherigen Hauptpflegestätten, den Fürstenhöfen, schließlich beinahe vollständig weichen mußte.

Das sich vornehmlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in den deutschen Landen einbürgernde Singspiel war ein Sprößling oder vielmehr ein Abklatsch des italienischen Dramma per musica, welches Ende des 16. Jahrhunderts hervorgegangen war aus den wohlgemeinten, aber unverständigen Bemühungen italienischer Dichter und Sänger, die verschollene und, wie man irrig meinte, hochentwickelte Musik der alten Griechen von neuem zu beleben. Die erste der so entstandenen Operetten, die von Ottavio Rinuccini gedichtete und von dem Sänger Jacopo Peri komponirte „Dafne" (1597) hatte Martin Opitz übersetzt und diese Uebersetzung war, von dem Meister des Kirchengesanges Heinrich Schütz komponirt, 1629 zu Dresden in Szene gegangen. So großen Geschmack die hohen Herrschaften von damals jedoch auch an der musikalischen Wirkung und der dekorativen Pracht des Singspiels fanden, so wenig imponirte ihnen die deutsche Sprache als Trägerin des Textes. Alles Fremde galt ja von vornherein als gut, weil es fremd war; daher war nichts natürlicher, als daß man mit dem von Italien überkommenen musikalischen Drama, bei welchem ohnehin die Musik immermehr zur Hauptsache und die Poesie zum gänzlich unbeachteten Aschenbrödel wurde, sofort nach diesem ersten, von Opitz und Schütz gemeinsam unternommenen Versuche zur italienischen Sprache zurückkehrte. Das Singspiel nahm also in Deutschland ganz und gar Gestalt und Wesen des Dramma per musica oder, wie es grade zu dieser Zeit umgetauft wurde, der italienischen „Opera", wieder an; italienische Musiker und Sänger, darunter auch die berüchtigten Kastratensoprane, hielten überall an den deutschen Höfen ihren Einzug, und keines von den einander jagenden Hoffesten konnte ohne ein sinnlos pomphaftes musikalisches Spektakelstück gefeiert werden.

Erst 50 Jahre nach der Aufführung der Opitz-Schützischen „Daphne" kam die deutsche Sprache auf dem Gebiete der Oper wieder zur Geltung, und zwar war es die reiche Hansestadt Hamburg, welche ein ganzes halbes Jahrhundert hindurch in Pflege und Produktion deutscher Opern das Menschenmögliche leistete. Nicht weniger als 300 neue Opern sollen bis gegen 1740 in Hamburg aufgeführt worden sein, und bald folgten die übrigen wohlhabenden deutschen Handelsstädte dem lockenden Beispiele. Auf jedes neue Drama kamen gegen Anfang des 18. Jahrhunderts, nach der zuverlässigen Angabe Gottscheds (den wir, nebenbei bemerkt, später genauer kennen lernen werden), immer wenigstens 20 neue Opern, und die Verschwendung bei der Ausstattung der Opern ging in's Maßlose. Alles, was die menschlichen Sinne zu reizen vermag, hat die Oper in üppigem Verein den Hörern und Beschauern darzubieten: hinter dem Triumphwagen der Musik ziehen neben der edelsten aller Künste, der Poesie, die übrigen Künste einher, — und gleichzeitig mit Malerei, Architektur und Tanzkunst wird die Kunstfeuerwerkerei und alles zur Erhöhung des Effektes erdenkliche andere in überreichliche Kontribution gesetzt. Der Inhalt dieser deutschen Opern entsprach der geschmacklosen Uebertriebenheit der Ausstattung vollkommen. Schon der Titel gab gewöhnlich einen sehr deutlichen Vorgeschmack von der Ungeheuerlichkeit des mit so riesigem Aufwande an Kunstmitteln dargestellten Gegenstandes; so hieß z. B. eine berühmte Oper des kaiserlich gekrönten Poeten Konstantin Dedekind: „Der siegende Jesus, ein Spektakelstück der wildesten Art, in welchem die Teufel in der offenen Hölle die schrecklichsten Arien singen."

Während in den vornehmen und wohlhabenden Kreisen des deutschen Volkes die Oper eine gedeihliche Entwicklung der dramatischen Poesie und mit dieser auch der Schauspielkunst unmöglich machte, bürgerte sich bei dem niederen Volke eine anders geartete Mischlingsgattung dramatischer Schaustellungen ein.

Da sich weder Vornehme noch Gelehrte in dieser Epoche um das Volksschauspiel bekümmerten, so knüpften nach dem dreißigjährigen Kriege das Volk und seine wandernden Komödianten ihre dramatischen Versuche an diejenigen Leistungen an, welche ihnen am lebendigsten in der Erinnerung geblieben waren. Es waren dies die nach 1560 in Deutschland zu weiter Verbreitung gelangten sogenannten „englischen Komödien", welche wahrscheinlich zu den Produkten des von den Vorläufern Shakespeares einigermaßen geläuterten englischen Volksschauspiels gehörten. Sie wurden durch englische Komödianten von den Niederlanden her nach Deutschland eingeführt und ursprünglich wohl meistens in englischer Sprache aufgeführt, später aber, nachdem die englischen Schauspieler in Deutschland heimisch geworden und sich mit deutschem Gauklervolke vermischt hatten, vielfach in's Deutsche übersetzt*).

Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts führte man nun entweder die englischen Komödien so wieder auf, wie man sie eben im Gedächtnisse behalten hatte, oder man ersetzte sie durch neue, ihrem Muster nachgebildete Stücke.

Diese Neubildungen oder Nachbildungen der englischen Schauspiele, unter dem Namen der Haupt- und Staatsaktionen zu üblem Weltrufe gelangt, behandelten zum großen Theile Stoffe aus der alten Geschichte oder Sage, verschmähten jedoch auch die Geschichte des Mittelalters nicht und wagten sich sogar an die geschichtlichen Ereignisse der Gegenwart**).

Gleichviel nun aus welcher Zeit die Stoffe der Haupt- und Staatsaktionen stammten, darin stimmen sie fast alle überein, daß sie mit der vaterländischen, der deutschen Geschichte nichts gemein hatten. Die Berücksichtigung heimischer Stoffe wurde auch

*) Ich folge hier der Ansicht Schäfers („Literaturbilder," Abhandlung über „die Anfänge der dramatischen Dichtung", Seite 146) und glaube, daß Kurz (a. a. O. II. 133b) im Irrthum ist, wenn er meint, daß es von vornherein Deutsche waren, welche unter dem Namen „englische Komödianten" in Deutschland umherzogen. D. Verf.

**) Während Kurz (a. a. O. II. S. 370a) behauptet, daß die Haupt- und Staatsaktionen ihre Stoffe meistens aus der Geschichte und Sage des Alterthums, selten aus der des Mittelalters und noch seltener aus der Gegenwart holten, sagt Prutz (Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters, 1847): „Die Stoffe waren theils den höfischen Romanen und Liebesgeschichten, theils der wirklichen Historie entlehnt, sowohl der antiken als der modernen, der fremden nicht weniger als der einheimischen. Selbst auch die allerfrischeste Tagesgeschichte blieb nicht unbenutzt." Wer recht hat, vermag ich nicht zu beurtheilen. D. Verf.

auf diesem Gebiete und dem niederen Volke gegenüber durch die Vernichtung des Nationalbewußtseins verhindert. Dabei schuf man hier so wenig Neues, als sonstwo; man bildete in den meisten Fällen holländische, spanische, französische Dramen nach oder dramatisirte ganz oder theilweise die Fabeln der im vorhergehenden Abschnitt charakterisirten Kunstromane.

Die Helden der Haupt- und Staatsaktionen waren lange Zeit dieselben, wie die der Gelehrtentragödie: Kaiser, Könige, Fürsten, berühmte Feldherren und berüchtigte Räuberhauptleute. Diesen gegenüber stand jedoch die lustige Person, welche Pickelhäring, Hanswurst oder Harlekin genannt wurde. Diese beiden Elemente bethätigten ihre Grundverschiedenheit schon durch ihre Sprache. Die Helden quollen über von Hoffmannswaldau-Lohensteinischem Schwulst; der Hanswurst redete dagegen so volksthümlich und damit freilich auch so trivial, so grob, so unfläthig-schmutzig als möglich.

Die Handlung zerfiel gleichfalls in zwei Theile, die mit einander ohne innere Nothwendigkeit verbunden waren. Ein Zwischenspiel unterbrach die Haupthandlung oder ein Nachspiel folgte ihr, in dem allegorische Figuren und Chöre auftraten und wunderliche Arien, Tänze und Festzüge, Illuminationen, Feuerwerk und dergleichen buntscheckiger Firlefanz mehr zum besten gegeben wurde. Den rohen Sinn der von Greueln überfüllten englischen Komödie hatten die Haupt- und Staatsaktionen natürlich sorglich gewahrt. Das Gräßliche war dem deutschen Volke von damals das Gewohnte, und der freche Blödsinn des Hanswurstes lieferte den abgestumpften Gemüthern das vollauf zureichende Gegengewicht wider die Unthaten und Schauernisse der Hauptdarstellung.

Indessen lag dem Wesen der Haupt- und Staatsaktionen ein tieferer Sinn zugrunde, der nicht übersehen werden darf. In dem Treiben der Helden führte sich das Volk das seinen Blicken sonst verschlossene Leben der höheren Stände vor Augen, es betheiligte sich ferner hierbei wenigstens in der Phantasie an den Geschehnissen der hohen Politik, von denen es auf anderm Wege viel eher etwas zu fühlen, als zu hören bekam. Und der Hanswurst, der nichts und niemanden mit seinem ungeschlachten Witz, seinem schamlosen Spott verschonte, war der Sachwalter des Volkes gegenüber den schrankenlosen Anmaßungen und Uebergriffen der Helden, der, wenn er sich auch in Unfläthetei selbst überbot, doch nichts weiter that, als auf einen groben Klotz den gebührenden Keil setzen.

Daß der Hanswurst immerhin noch das gesündere von den beiden Elementen der Haupt- und Staatsaktionen war, bewies er auch dadurch, daß er sich zu stets höherer Geltung emporschwang. Er wurde allgemach der Mittelpunkt und die Hauptperson der Stücke und hat sich als solche lange genug, vielen Anfeindungen zum Trotz, zu erhalten gewußt.

Wie der Hanswurst in den Haupt- und Staatsaktionen, so gewannen die Haupt- und Staatsaktionen in der deutschen Gesellschaft beständig an Terrain. Auch in den höheren Kreisen fanden sie Eingang und bildeten dort das würdige Gegenstück zu dem italienischen Opernwahnsinn. (Fortsetzung folgt.)

Austernfang bei stürmischem Wetter. (S. 304.) Daß die Auster schon vor Jahrtausenden ein wichtiges Nahrungsmittel der Küstenvölker gewesen ist, beweisen die sogenannten Küchenabfälle, welche in ungeheuren Anhäufungen längs der Ostküste Jütlands an den dänischen Inseln sich finden. Ob aber die Pfahlbauern die saftigen Mollusken mit Citronensaft würzten und mit Champagner herunterschwemmten, haben die Naturforscher noch nicht festgestellt. Die Römer, diese klassischen Schlemmer, wußten auch schon, daß zum feurigen Falerner einige Dutzend Austern schmecken. Prokonsul Sergius Arata legte 100 Jahre vor Christi Geburt das erste Austernbassin in der Bucht von Bajä an; Plinius der Aeltere, der bei der Verschüttung von Pompeji im Jahre 79 n. Ch. G. ums Leben kam, beschreibt mit großem Behagen die Mästung der Austern in dem Lukrinischen Teiche; der englische König Eduard III. erließ im Jahre 1375 ein Gesetz, welches verbot, Austernbrut zu jeder andern Zeit zu sammeln und zu versetzen als im Mai; Petrus Gyllius, ein kulinarischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, erzählt, daß man seit undenklichen Zeiten am Bosporus die Austern säe wie Getreide. Die Austernpflege ist also jedenfalls sehr alt und scheint nie ganz außer Gebrauch gekommen zu sein, wie die Pflege des Wein- und Ackerbaues, welche durch anhaltende Kriege oft für längere Zeit in Verfall geriethen.

Die Austern (Ostreidae) leben kolonieweise im Meere und waren auch in früheren Erdperioden reichlich vertreten. Sie gehören zur Molluskenfamilie aus der Klasse der Lamellibranchiaten, Muschelthiere mit unregelmäßigen, ungleichen Schalen, von welchen die linke dicker und gewölbt ist, während die rechte, durch ein inneres Schloßband befestigt, als flacher Deckel erscheint. Durch die gewölbte Schale dringt eine von dem Thier abgesonderte, kalkhaltige Substanz, mittels welcher die Schale an ihrer Unterlage angekittet wird. Das Schloß ist wenig entwickelt und meist zahnlos, die Schalen schließen aber sehr gut auf einander, und da das Thier verhältnißmäßig klein ist, so nehmen sie eine ansehnliche Quantität Meerwasser auf, welches das Leben außerhalb des Wassers einige Zeit unterhält. Der Mantel ist vollständig gespalten und an seinem freien dicken Rand einfach oder doppelt gefranzt. Diese Fransen und die am äußern Rand theilweise verwachsenen Kiemenblätter bilden den sogenannten Bart. Die ungeheure Verbreitung und Fruchtbarkeit dieses Weichthieres läßt nicht die Befürchtung aufkommen, daß es jemals trotz des großen Konsums ausgerottet werden könnte. Die Laichzeit währt von Juni bis September, in welchem Zeitraum ein Weibchen 3 bis 4 Millionen Eier produzirt. Es ist noch nicht erwiesen, wovon sich die Auster ernährt, denn sie zieht ohne Auswahl alle lebenden und todten organischen Stoffe an sich, welche ihr das strömende Wasser zuführt. Das Thier, welches an den Boden gekittet, jeglicher Bewegung entbehrt, ist wehrlos seinen Feinden preisgegeben. Fische schnappen die junge Brut, Krebse greifen zwischen die geöffneten Schalen und die Schnecke bohrt mit dem Rüssel Löcher in dieselben, um sich ihres wohlschmeckenden Inhalts zu bemächtigen. Aber ihre größten Feinde sind Schlamm, Schlingpflanzen und Frost, welche sie von der Nahrung tragenden Strömung abschneiden und so dem sichern Tode überliefern.

Man findet Austern an der französischen, englischen, norwegischen und schleswigschen Küste und zwar durchschnittlich in einer Tiefe von 6—9 Meter. Eine Ausnahme davon bilden die Austernbänke der südlichen Nordsee, welche wegen ihrer Tiefe von 20 Faden nicht besischt werden können. In der salzarmen Ostsee kommen keine Austern vor. Desto häufiger sind sie im Mittelmeer, im adriatischen und im schwarzen Meere zu finden. Die reichsten Austernbänke aber hat Nordamerika und dort besonders Massachussets, Virginien und die Chesapeakbai, in welch letztere uns unsere Illustration leitet.

Das Riff von Tally's Point auf der Rhede von Annapolis, der Hauptstadt des Staates Maryland in Nordamerika, ist der Schauplatz unseres Austernfangs und das Ziel der tausende von kleinen Austernbooten, die gewöhnlich blos mit einem Erwachsenen und einem Knaben bemannt sind. Der Fang ist sehr einfach; wo die Bänke bei der Ebbe trocken liegen, pflückt man die Austern mit der Hand, bei tieferm Wasser bedient man sich des Austernrechens, welcher mit einem Beutel zur Aufnahme der Austern versehen ist, oder des Scharrnetzes, dessen schwerer eiserner Rahmen mit seiner einen, mit Zähnen besetzten Kante am Boden hinschleppt. Die Aufgabe des Knaben ist, mit einem kleinen Hammer den Austernschalen die beliebte Rundung zu geben.

Die sämmtlichen Austernbänke von Nordamerika haben eine Ausdehnung von 3000 Miles. Die Auster ist wegen ihrer stickstoffhaltigen Substanz in Nordamerika zum Volksnahrungsmittel geworden. Man schätzt den Verbrauch auf 20 Millionen Bushels oder 4 Milliarden Austern jährlich, die Ausfuhr nicht mitgerechnet. Der Handel New-Yorks wird in diesem Artikel auf 100 Millionen Dollars geschätzt. Baltimore verschickt 3,800,000 Bushels in Büchsen, und macht, wie mit seinem Speck, den Kartoffeln und dem Mehl, dem europäischen Markt eine erhebliche Konkurrenz, die sich von Jahr zu Jahr steigert.

Dr. M. T.

Felsenküste der Orkneyinseln. (Bild S. 305.) Unser Bild führt uns in den entlegensten Winkel Europas, nach den Orkneyinseln, welche eine breite, klippenvolle, beständig sturmgepeitschte und strudelnde Meerstraße von dem großbritannischen Kontinent scheidet. Die Gewalt der Fluthen oder eines großen Naturereignisses hat den Isthmus, der einst die Orkneyinseln mit Schottland verband, in mehr als fünfzig Stücke zersprengt. Viele der Orkneyinseln sind ganz unbewohnt; manche haben gar keinen eigenen Namen. Auf einigen wächst etwas Gras, die meisten sind gänzlich kahle Klippen und dienen den Seevögeln zur Herberge. Nur in den feuchten Thälern gedeiht magerer Hafer und kümmerliche Gerste. Die Küsten bieten dem Sturm nur graue, nackte Steinflächen. Die Uferfelsen lagern und strecken sich neben und gegen einander in den wunderlichsten Formen und Umrissen. Das Meer hat sich tief zwischen die Felsen hineingearbeitet; anderwärts haben Wälle von Urgestein seinem Andrange Trotz geboten; so bildet die Gruppe der Orkneyinseln ein Labyrinth von seltsam gewundenen Meerengen und Buchten, von wild zerrissenen und ausgezackten Eilandsküsten, Landengen, Vorgebirgen und Klippen. Am gefährlichsten sind die Sunde zwischen den Inseln, wo die Fluth unablässig rast und tobt. Der Wind mag von Osten oder von Westen wehen, immer treibt er die Wogen in diese Engen hinein, wo sie keinen Ausweg finden, sich an den Felswänden tausendfach brechen und bald gefährliche Wirbel, bald reißende Strömungen bilden, welchen kein Fahrzeug widersteht. Und in dieser trostlosen Einöde, deren Ackerland wegen des anhaltenden Sturmes kaum den dreißigsten Theil des anbaufähigen Bodens beträgt, wohnen 33,000 Menschen, die sich durch Jagd und Fischerei kümmerlich ernähren. Ursprünglich sind die Inseln von Norwegen aus bevölkert worden und

zwar im 10. Jahrhundert. Im Laufe des Mittelalters kamen schottische Elemente hinzu. Im 13. Jahrhundert trat König Magnus Smek die Orkneyinseln für eine Geldsumme an Alexander III. von Schottland ab; als Christian I., König von Dänemark, gegen Ende des 15. Jahrhunderts seine Tochter an Jakob III. von Schottland verheirathete, gab er die Inseln wieder zum Pfande für die Mitgift und seit jener Zeit blieben sie bei Großbritannien. Wie schon oben angedeutet, giebt es schottische Lairds und norwegische Udällers, freie Bauern (Bonds), eingewanderte Pächter und besitzlose Fischer auf den Inseln. Hier findet man noch Charaktere, wie sie uns in den alten Heldengedichten entgegentreten, schroff, aber edel, voll Einfalt und voll Kraft, den Kopf voll alterthümlicher Vorurtheile und doch mit gesundem, klugen Sinn.

Es wäre zu weitläufig, alle die Dinge aufzuzählen, die in diesem entlegenen Erdenwinkel nicht vorhanden sind. Unter anderem findet man auf ganz Mainland, der größten der Orkneyinseln, von den andern gar nicht zu reden, weder Weg noch Steg, ein Stück Straße ausgenommen, welches sich von der einzigen Stadt Kirkwall kaum eine halbe Stunde weit nach Westen zieht und allmälich in eine weite sumpfige Fläche verliert. An Reisen im Wagen ist, wie man sieht, hier nicht zu denken; die Orkneyinsulaner helfen sich auf andere Manier. Es ist nämlich eine Gattung kleiner Pferde auf diesen Inseln zu Hause, deren man stets eine große Anzahl in der Nähe jeder Ortschaft frei umherlaufen findet. In der Landessprache heißen sie Shelties; sie sind haarig wie die Bären, flink, munter und ausdauernd. Wer nun einen Ausflug von ein paar Meilen zu machen hat, der geht von heim zu Fuße weg, nimmt aber Zaum, Gebiß und Sattel mit. Unterwegs packt er ein Pferdchen, das er durch hingeworfenes Gerstenbrot angelockt hat, bei der Mähne, legt ihm den Zaum um den Hals, den Sattel auf den Rücken, springt über und setzt es in Galopp. Wird das Thier müde oder hat es Tücken gegen den Reiter, so läßt man es laufen und nimmt ein anderes. Es hat auch gar nichts zu sagen, wenn man abgeworfen wird; man fällt oder gleitet höchstens drei Fuß herunter, und kommt auf Rasen oder Moos zu liegen; kein Glied thut einem davon weh.

Wie in Venedig tausende von Menschen sterben, ohne jemals ein lebendes Pferd gesehen zu haben, so giebt es viele Orkneyinsulaner, die noch niemals einen Baum zu Gesicht bekamen.

An den düsteren Nebeltagen dieser nördlichen Zone, wenn die Sonne um 11 Uhr Morgens auf und um 2 Uhr niedergeht und nur als matte röthliche Scheibe einen niedrigen Bogen am Horizont beschreibt, sitzt das einfältige, abergläubische Naturvölkchen in seinen niedrigen Hütten rings um das Torffeuer und labt sich an dem Bland, einem berauschenden Getränk, das sie aus Gerste und geronnener Milch bereiten. Allein in den längsten Sommertagen, wo auf den höchsten Punkten der Inseln um Mitternacht zwar nicht die Sonnenscheibe selbst, allein ihr durch die Strahlenbrechung gehobenes Bild sichtbar ist, — wie es unser Bild vorstellt, oder zur Zeit des Härings- oder Stockfischfangs, wenn zahllose Schiffe die blaue klare See durchfurchen, dann giebt es lebhaften Verkehr auf den Inseln, welche Wolle, Thran und Butter ausführen. Ein sehr gesuchter Artikel ist das Fischbein der gestrandeten Wale und die Federn der Seevögel, welche in den tausend Schlupfwinkeln der Uferklippen nisten. Den von dem Weltverkehr neun Monate lang abgesonderten Insulanern fehlt aller Antrieb zur Verbesserung ihrer Lage, deshalb sind ihre Bauern in dem Verfahren beim Ackerbau um Jahrhunderte zurück und ihre Fischer die einzigen Schotten, welche keinen Seedienst nehmen. Zur Auswanderung nach Amerika liefern die genügsamen Anwohner der Torfmoore der Orkneyinseln auch kein Kontingent, während sich das grüne Irland und das fette Mecklenburg, das obstreiche Böhmen und die weinreiche Pfalz zu Gunsten des neuen Welttheils entvölkern, ein Beweis für die unaufgeklärte Thatsache, daß, je unwirthlicher ein Land, desto fester die Insassen an seiner mageren Scholle kleben.

Dr. M. T.

Die erste deutsche Bibel. Es ist bekannt, daß die erste Arbeit von Guttenberg und Faust, den Erfindern der Buchdruckerkunst, im Druck der „heiligen Schrift“ bestanden hat, dagegen weiß man nicht, ob dieselben das sogenannte Wort Gottes auch in deutschen Uebersetzungen vervielfältigt haben. Von einem deutschen Bibeldruck haben wir eine sichere Nachricht erst aus dem Jahre 1477, wo der Buchdrucker Günther Zainer zu Augsburg eine deutsche Bibel herausgab. Um zu zeigen, wie damals die deutsche Sprache beschaffen war, geben wir eine Stelle aus dieser Uebersetzung wieder. In der Bergpredigt heißt es: „Selig seind die do duvächten (d. h. Verfolgung) leiden umb die Gerechtigkeit wann dy reich d'himmel ist ir. Ir wert selig, so euch die Leute fluchend und euch duvächten, und alles dy ubel wider euch sagent liegen (d. h. sagen und lügen) umb mich. Frewt euch und frohlocket wann ewer lon ist michel (d. h. groß) j den Himeln wann also haben sie duvächt die weissagen die vor euch waren“ 2c. — Am Schluß der Bibel befindet sich folgende Bemerkung: „Dieß durchleugtigest werk der gantzen heyligen geschrift, genandt die Bibel für all ander vorgedruckt teutsch bibeln lautern klärer und warer nach rechtem gemeynem teutsch dazu vorgedrucket. Hat sie eyn ende. In der hochwirdigen keyserlichen statt augspurg. Der edlen deutschen nacion nit die minst (d. h. geringste) sunder mit den meysten eben geleich genennet. Zu gantzem ende gedrucket. Umb wölich (welche) vollbringung sei lob glori und ere der hochen heyligen trivaltigkeit und eynigem wesen dem vater und dem sun und dem heyligen geyst. Der do lebt und regieret. Gott ewigklichen. Amen. 1477.“ — Man kann aus Vorstehendem ersehen, wenn man damit die gegenwärtige Schriftsprache vergleicht, welche gewaltige Veränderung die deutsche Sprache seit der Zeit Luthers, der die Bibel aus dem Grundtext in's Deutsche übersetzt, erlitten.

-z-

Aerztlicher Briefkasten.

Frankfurt a. M. K. E. Die Bartflechte läßt sich nicht durch innerliche Mittel heilen, denn sie ist häufig parasitischer Natur, d. h. ein mikroskopischer Pilz (Trichophyton tonsurans) durchwuchert die Haarbälge und ruft sowohl Entzündungsprozesse hervor, als bringt auch das Haar zum Absterben. Wenn Sie ein Haar herausziehen, so sehen Sie diesen Pilz reifartig auf dem Haarschaft liegen. Es hilft da kein anderes Mittel, als Entfernung jedes einzelnen Haares und die örtliche Anwendung antiparasitärer Mittel, z. B. Kreosotsalbe, Karbolsäurelösung u. s. w., worin Sie jeder Arzt unterrichtet.

Magdeburg. A. W. Hämorrhoiden, d. h. Aderknoten an der Mastdarmöffnung können sehr verschiedene Ursachen haben und sowohl im Verlaufe von Lungen-, Herz-, Leber- und Darmerkrankungen entstehen, wie auch ihren Grund in einer gewissen Schwäche der Venenwandungen haben, worüber ich mich in einer früheren, die „Krampfadern“ betreffenden Correspondenz (Nr. 24 der „N. W.“) bereits ausgesprochen habe. Insofern kann also von einem Hämorrhoidalleiden, welches abwechselnd seinen Sitz im Magen oder in der Brust oder im Kopfe haben soll, keine Rede sein, denn die Hämorrhoidalknoten sind nicht die Ursachen, sondern die Folgeerscheinungen anderweiter Erkrankungen, welche festzustellen und zu beseitigen immer die Aufgabe eines Arztes sein muß. Ein Mittel, das für alle Fälle paßt, kann es demnach auch nicht geben. Die einfachste und unschuldigste Hämorrhoidalerkrankung ist die im Verlaufe von chronischen, mit Verstopfung verbundenen Darmkatarrhen auftretende. Hier kann eine Brunnenkur (Friedrichshaller Bitterwasser, Karlsbader Salz) unter Umständen gute Dienste leisten. Wenn der Magen nicht sehr betheiligt ist, auch das sogenannte Friedrich'sche Kraftpulver.

A. W. in **Berlin** wolle sich an einen Chirurgen wenden. Die Anfragen von A. R. in **Breslau** und B. F. in Ap., Schnupfen und Husten betreffend, eignen sich nicht zur öffentlichen Besprechung. E. W. in **Hamburg** leidet an keiner Krankheit und möge sich des bei jungen Männern häufigen Uebelstandes wegen keine grauen Haare wachsen lassen. N. N. in N. F. hat nichts für die Rathschläge zu entrichten.

Dr. H. Meierstein.

Redaktions-Korrespondenz.

Koburg. K. „Die mechanisch-monistische Weltanschauung“ von Fabian ist erschienen im Verlage von Scholze in Leipzig und kostet M. 1,20.

Großenhain. C. F. Wenn Sie gelegentlich eine Nummer der „N. W.“ ein paar Tage früher haben wollen, als Sie sie von der dresdner Expedition bekommen, so senden Sie einfach den betreffenden Betrag in Briefmarken an uns ein. Der Postvorschuß würde die Kosten verdreifachen.

Magdeburg. C. Ihre Rösselsprünge und Räthsel mögen Ihnen viel Mühe gemacht haben, gelungen sind sie aber noch nicht.

Berlin. P. W., Frl. A. S., **Hamburg.** J. und **Breslau.** Tischler H. Ihre Novellen, resp. Gedichte sind nicht verwendbar; den meisten fehlt das Haupterforderniß brauchbarer literarischer Produkte: ein korrektes Deutsch.

Brüssel. Lz. Sie ersuchen uns „höflich“, Ihre Abhandlung „Ueber die Luft als ausreichendes Nahrungsmittel“ sofort zu lesen, und wenn wir auch zu diesem Zwecke „eine Nacht opfern müßten“! Nein, Verehrtester, so eilig haben wir es doch nicht; der Gedanke ist ja sehr schön und großartig, aber grade darum wollen wir ihn uns beschlafen.

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 18. März.)

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal des vierten Jahrgangs der „Neuen Welt“. Wir bitten unsere Leser, ihre Abonnements sofort erneuern zu wollen, und sind der Ueberzeugung, daß alle unsere Freunde, so wacker wie bisher, für die Weiterverbreitung unseres Blattes sorgen werden.

Die Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Plagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 27. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Der Marsch des nächsten Tages war noch erschöpfender, als der des vorhergehenden, und immer noch war kein Proviant angekommen. Alle litten furchtbar, sie litten Unglaubliches. Dennoch durfte nicht halt gemacht werden, sie mußten einen größeren Ort, wo sie mit Sicherheit Verpflegung erwarten durften, sie mußten Chrudim erreichen. Die Truppen waren in einem Zustande der Rebellion, es fehlte nicht mehr viel zu offener Empörung. Stefan nahm keinen Theil daran, er sprach nichts, er klagte nicht, er trauerte im Herzen, er schien abgestumpft und gleichgiltig gegen jede physische Pein.

Endlich langten sie in Chrudim an, und fast gleichzeitig mit ihnen traf ein Train mit Lebensmitteln ein. Hier konnte also der längst nöthige, der ersehnte Rasttag gehalten werden und die vom Marsche Uebermüdeten konnten sich erholen. Leider kamen auch mit der Bahn so ungeheure Nachschübe von Mannschaft hier an, und es traf nun so viel Militär zusammen, daß sich alles Vorhandene als ungenügend erwies. Für die Verpflegung so ungeheurer Heeresmassen war nirgends vorgesorgt, und alle Maßregeln erwiesen sich als unzulänglich. Die Gemeinde mußte also wieder, so viel als eben möglich war, aushelfen. Vierzehn Kreuzer sollten ihr per Mann ersetzt werden, dafür hatte sie ihn vierundzwanzig Stunden zu erhalten und zu bequartiren. Hier kamen den Truppen auch die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz zu; bisher hatten sie garnichts erfahren können, aber diese Nachrichten lauteten nicht günstig. Es hieß, am fünfundzwanzigsten hätte das erste Gefecht zwischen Reichenau und Turnau stattgefunden, mit großen Verlusten für die Oesterreicher; seitdem wären die Preußen im Vorrücken und würden täglich Schlachten geschlagen. Die Chrudimer selbst waren in großer Angst und Bestürzung, und eintreffende Flüchtlinge überbrachten neue Hiobsbotschaften. Sie berichteten von einem abermaligen Kampfe um Gitschin, und wieder waren die Preußen siegreich gewesen. Es verlautete bereits von den schrecklichen, verheerenden Wirkungen des Zündnadelgewehrs. Unglaubliche Gerüchte hatten sich darüber verbreitet. Viele von den Offizieren zuckten über diese neue Waffe mitleidig die Achseln und meinten, es würde damit nur unnütz eine Menge Patronen verpufft und man könnte garnicht die Munition liefern, welche die Regimenter damit verbrauchen würden; andere aber erwogen den Nachtheil, der ihnen selbst durch diese neuen Hinterlader entstehen konnte, mit nicht geringer Besorgniß. Gegen Abend kam die Nachricht, Feldmarschallieutenant Benedek habe sein Hauptquartier nach Königgrätz verlegt. Diese Festung konnte man am nächsten Tage erreichen; am nächsten Tage also schon war man auf dem Kriegsschauplatze angelangt, und wer weiß, wie bald berufen, in die Aktion mit einzutreten. Alle verlangten darnach. Alle die Leiden, alle die Unbilden, die unsäglichen Strapazen, die sie ertragen mußten, die Preußen waren schuld daran, die Preußen hatten sie verursacht, sie fluchten ihnen. Das Verlangen, die Gier, ihnen all' das namenlose Elend, das sie erlitten, heimzuzahlen, war übermächtig geworden. Jetzt erst fühlten sie, daß sie sie haßten, daß sie wirklich ihre Feinde waren, und sie dürsteten nach Rache; sie verlangten nichts heißer, nichts sehnlicher, als gegen sie geführt zu werden, um ihnen all' das Elend zurückzuzahlen; es erschien ihnen wie das Endziel, wie die Belohnung für all' die Qual, die sie ihretwegen erdulden mußten. Die Stimmung war erregter an diesem Ruhetag als je, seit sie die Heimat verlassen. Die Körper hatten kaum die nöthigste Erholung, als die Geister sich regten. Den ganzen Tag wurde hin und her diskutirt, der Muth ward neu erregt, die Rauflust allgemein. Auch Stefan war aus dem dumpfen Trübsinn der letzten Tage erwacht, auch in seinen Augen leuchtete ein wildes Feuer auf, auch ihn verlangte nach Thaten. Die Hitze war an diesem Tage drückend gewesen, es war daher der Befehl ausgegeben worden, bald nach Mitternacht aufzubrechen; man wollte die Morgenkühle zum Marsche benutzen. Noch in früher Vormittagsstunde konnte man Pardubitz erreicht haben.

So geschah es auch. In Pardubitz angekommen, fand man das böhmische Städtchen in großer Aufregung und ungeheurer Verwirrung. Pardubitz ist ein Knotenpunkt. Alle Truppen, welche von Prag und Brünn nach dem Kriegsschauplatze wollten, kamen hier zusammen, und ebenso die Bevölkerung der Städtchen und Dörfer, welche von den bedrohten Gegenden hinweg nach Westen oder Süden flüchten wollten. Sie hatten gehofft, von hier aus die Bahn benutzen zu können, und nun fanden sie diese für den Privatverkehr gesperrt. Darüber entstand natürlich großer Jammer. Die Angst vor den Preußen war groß und wuchs stündlich mit den schlechten Nachrichten, welche die noch immer nachkommenden Flüchtlinge brachten, sodaß die Leute den Kopf verloren und, in wahnsinnige Angst gerathend, sich nicht zu helfen wußten. Das kleine Städtchen war überfüllt; es begann an Lebensmitteln zu fehlen. Hier konnten die Truppen natürlich nicht verweilen, man vergönnte ihnen kaum eine kurze Rast; dann mußten sie weiter, ohne gegessen zu haben; aber man vertröstete sie, daß sie, nach einigen Stunden schon, das Hauptquartier

erreicht haben und daselbst alles finden würden, was sie benöthigten. Es galt also ein Zusammenfassen der letzten Kraft. Offiziere und Soldaten schleppten sich weiter. Das Wetter hatte sich geändert, es begann zu regnen. Sie kamen an kleinen Ortschaften vorbei, sie schritten an ungeheuren Getreidefeldern vorüber; das Korn stand in voller Reife, niemand dachte daran, es abzumähen. Hier wuchs Nahrung genug, indeß die Soldaten fast verhungerten. Einige Tage später lag es zerstampft, zertreten unter der fliehenden Armee.

Die Leute in den Dörfern waren zumeist auf der Landstraße versammelt, fast alle zur Flucht bereit. Schrecken lag auf ihren Gesichtern. Als die Soldaten heranrückten, kamen sie ihnen voll Mitleid mit Wasser entgegen. Sonst hatten sie nichts mehr zu geben. Das Vieh war fortgetrieben, und was sonst noch da war, hatten die Truppen, die vor ihnen kamen, schon weggenommen. Die armen Leute litten selbst Mangel. Viele drängten sich an die Soldaten und baten sie, sie möchten ihnen rathen, wohin sie flüchten sollten. „Die Preußen, die Preußen!" riefen sie. „Wie sollen wir ihnen ausweichen, diesen schrecklichen Feinden, die alles vor sich niederwerfen, die uns von unsrer Habe verjagen und uns alle zu Bettlern machen werden!?" — „Und die uns zwingen werden, protestantisch zu werden!" fielen die Weiber weinend ein. — „Ach, es ist schrecklich, es ist schrecklich!" klagten und jammerten alle. — „Man hört nur von Niederlagen, die Unseren verlieren; gegen die Zündnadelgewehre ist kein Aufkommen! Die schießen ganze Reihen nieder, die schießen in einem fort, die braucht man garnicht zu laden. O Gott, o Gott! Und unsere Söhne, unsere Brüder sind auch dabei!" — „Und unsere Männer!" schrieen einige Weiber. „Wer weiß, ob sie noch leben!" Die Angst, die Verzweiflung dieser Leute war herzerschütternd, und die zahlreichen Kinder stimmten in das Jammergeheul mit ein. Eine junge Wöchnerin wurde mit ihrem Kinde auf einen Wagen auf Bretter gelegt, um fortgebracht zu werden; ein altes Weib mit eingefallnen Wangen und stieren Augen hielt ein großes Kruzifix in den Armen und flüchtete damit gegen den Wald, um es dort vor den protestantischen Preußen zu verstecken. Jeder suchte das ihm Theuerste zu retten, es vor den Feinden in Sicherheit zu bringen.

Es regnete in einem fort, die Wege wurden schlechter, die Soldaten marschirten unaufhörlich weiter. Jetzt begann das Terrain anzusteigen. Die Zahl derjenigen, die zurückblieben, wurde immer größer; sie sanken hin, manche, um nicht mehr aufzustehen. Man ließ sie liegen, die Sanitätswagen waren bereits überfüllt. Eine Stunde vor Königgrätz wurde Rast gehalten, man mußte der allgemeinen Ermüdung Rechnung tragen. Jeder warf sich nieder, wo er stand, mitten in die Pfützen, die der Regen auf der Straße entstehen ließ. Die dem Menschen so natürliche Scheu vor Nässe und Schmutz war bei ihnen längst überwunden; bei so äußerster Erschöpfung kommt dergleichen auch garnicht in Betracht, und dann, sobald der übermächtige Wille nicht mehr ein Vorwärts gebietet, sieht man sich unvermögend, auch nur einen Schritt vorwärts zu machen — man bricht zusammen.

Sie mochten eine ziemliche Weile geruht haben, als ein Transport Verwundeter an ihnen vorüberkam. Mit lebhaften Zurufen begrüßten sie ihre braven, unglücklichen Kameraden. Ein hastiges Ausfragen begann. Die meisten von ihnen waren bei Skalitz verwundet worden. Die Schlacht war unentschieden geblieben, sagten sie. Auch sie wußten von den entsetzlichen Wirkungen des Zündnadelgewehrs zu erzählen. Da nützt keine Tapferkeit! riefen sie, und im Gefühle ihrer Ohnmacht rannen ihnen noch jetzt die Thränen über die bleichen Wangen. Gegen das Zündnadelgewehr ist jeder Muth vergeblich. Zugleich waren sie voll Wuth über ihre Führer. Die vom Regiment Khevenhüller waren in einen Sumpf dirigirt worden; sie mußten daselbst stehen bleiben, ruhig ausharren und zusehen, wie sie, bis auf wenige, wehr- und hülflos niedergeschossen waren. Andere wurden ohne Patronen in das Gefecht kommandirt, wie zur Schlachtbank. „Wir mußten uns wie das liebe Vieh niederschießen lassen!" erzählten sie, und ihre Fäuste ballten sich unwillkürlich und ihre Zähne schlugen aufeinander. „Tausende und tausende von uns sind gefallen; der einzige Trost ist nur, daß es um die Preußen nicht besser steht. Auch wir haben mörderlich dreingehauen, auch sie haben Todte und Verwundete ohne Zahl, vielleicht mehr noch, als wir." —

Die Verwundeten wurden weiter gebracht. Auch unsere Oberösterreicher und Salzburger marschirten vorwärts und sie erreichten alsbald die Vorposten bei Königgrätz. Ein ungeheures Lager war da aufgeschlagen. Die Konzentrirung der ganzen Nordarmee an diesem Punkte war vollendet.

Es war am Abend des zweiten Juli, als sich, vom Hauptquartier aus, die Truppen in Bewegung setzten. Sie überschritten die Elbe und besetzten die Höhen von Chlum und die im Halbkreis herumliegenden Dörfer, durch welche die Bistritz und die Trotina fließen. Es war eine starke, günstige Stellung, und Benedek hielt sie für uneinnehmbar. Sechshundert gezogene Geschütze waren staffelförmig übereinander aufgestellt und an allen wichtigen Punkten war die Waldung, die zwischen Feldern und Dörfern das ganze ansteigende Terrain bedeckte, derartig wegrasirt, daß sie den heranrückenden Preußen keinen Schutz gewähren konnte, sondern dieselben dem wohlgezielten Feuer der Oesterreicher blosstellte. So durfte Benedek hoffen, den anstürmenden Feind mit ungeheuren Verlusten zum Rückzuge zu nöthigen. Das zweite und dritte Corps, Steirer und Oberösterreicher, befand sich am rechten Flügel. Alle Truppen biwackirten im Freien. Unbestimmt hoben sich die Umrisse des Lagers von dem nächtlichen Himmel. Feuer durfte vorsichtshalber nicht angezündet werden, und die Nacht war dunkel und wolkig. Hier und da fing es zu regnen an, ein scharfer Nordwind fegte über die Höhen und durchkältete die ruhende Mannschaft bis auf die Knochen. Sie lagen in ihre Mäntel gehüllt auf dem feuchten, schlammigen Boden, den Tornister als Kopfkissen benützend. Die wenigsten vermochten zu schlafen. Es war die Erwartung, die Erregung vor der Schlacht, die ihre Nerven nicht zur Ruhe kommen ließ. Alle wußten, daß mit dem ersten Frühlicht ein heftiger, blutiger Kampf beginnen werde, der die Entscheidung bringen mußte für das Reich, die Entscheidung über Leben und Tod eines jeden einzelnen. In all' diesen jungen Körpern fieberte es. Die verschiedenartigsten Gemüthsaffekte durchwühlten Kopf und Herz dieser Menschen. Viele gedachten mit Wehmuth ihrer Lieben daheim und trafen ihre letzten Verfügungen; andere fühlten sich vor Angst unwohl, und die Abergläubischen unter ihnen, und deren gab's nicht wenige, befestigten ihre Amulette und Kreuze und flüsterten die Gebete, die sie kugelfest machen sollten; wieder andere konnten den Moment des Losschlagens nicht erwarten, wenigstens thaten sie so. Es waren die Ehrgeizigen, sie rechneten auf Beförderung, auf Kreuze und Orden. Jedes Wort der Furcht, jede Mißbilligung, jede unmilitärische Reflexion überhaupt war strenge untersagt, und jeder, der sich dergleichen unterfing, sollte augenblicklich niedergestoßen werden; sie sprachen sich also klüglicherweise gegenseitig Muth ein und suchten sich gewaltsam für ihre Sache zu erregen und zu begeistern. Fast jeder wußte von einem Unrecht, einer Beleidigung oder einem Schaden zu erzählen, der ihm, oder seinem Vater, oder doch seinem Großvater, oder sonst jemand, der ihm lieb war, dereinst von so einem nichtsnutzigen Preußen zugefügt worden wäre. Alte, uralte und meistens auch unwahre Geschichten wurden da aufgewärmt und erfunden, aber sie thaten ihre Schuldigkeit, sie entflammten den Haß, die Wuth gegen die feindliche Nation. Keiner von denen, die ihnen morgen gegenüberstehen sollten, kein einziger vielleicht, hatte einem von ihnen jemals etwas zuleide gethan, aber sie haßten sich gegenseitig, sie haßten sich alle und sannen auf ihr Verderben. Der lange Sepp und der weißköpfige Anton zählten zu den wenigen, die in diesem Augenblick harmloseren Empfindungen Raum gaben; sie hatten sich in einer kleinen, grasbewachsenen Mulde einen Platz erobert und lagen nun nebeneinander, die Ellbogen aufgestemmt, auf dem Bauche. Der Lange rekapitulirte sein junges Leben und er fand, daß es, wenn er auch sein Lebtag mit Noth und Entbehrung genug gekämpft, und wenn er auch von Kindsbeinen an niemand hatte, der sich um ihn gekümmert, dennoch lustig genug war; es war mit kecken, lustigen Streichen aller Art angefüllt und war eigentlich eine einzige Prügelei zu nennen. Diese Rückschau schien ihn höchlich zu befriedigen, und er gab mit sehr viel Humor — es war vielleicht nur Galgenhumor — und einigen dichterischen Ausschmückungen dem zuhorchenden Anton eine Auslese seiner „Kraftstückeln" zum besten.

„Meiner Seel', ich bin doch eigentlich ein verfluchter Kerl g'west, gelt, Toni?" sagte er dann mit einiger Selbstbewunderung. „Aber gib acht, die Preußen die fopp' ich auf ein' andre Art. Ich glaub' schier, es wär' das beste, ich lass' mich von ihnen fangen; dann müssens mich füttern. Herrgott! Dann sollens die Hungerleider erst erfahren, was so ein ächter österreichischer

Aelpler fressen kann, grausen soll ihnen davor! Aber bis sie mich fangen, da werd' ich mich vorher viel ducken müssen; ja, das Ducken, das halt' ich für die Hauptsach', gelt, Toni?"

Dieser nickte wie eine Pagode beständig mit dem Kopf, aber es wäre schwierig gewesen, zu entscheiden, ob dieses eine Bejahung für die Theorie seines Freundes, eine Zustimmung zu seinen Thaten oder vielleicht nur ein trübseliges Nicken zu seinen eigenen heimlichen Betrachtungen war.

Zwei ihrer Nachbarn nach rechts hatten ein Spiel Karten hervorgezogen und spielten „Halberzwölf" um die Ehre, denn Geld hatten sie keins mehr.

Stefan lag ihnen zur Linken. Er hatte den Tornister unter den Kopf gesteckt und hielt die Augen halb geschlossen; er dachte an Valerie. Als er nahende Schritte vernahm, sah er auf. Er erkannte die breitschultrige, kräftige Gestalt Hans Wachtlers, der ihn zu suchen schien. Augenblicklich war er auf den Beinen und den Mantel zurücklassend ging er ihm entgegen.

„Ich kann nicht schlafen," sagte Hans mit unterdrückter Stimme; „wenn es Ihnen ebenso geht, so möchte ich wohl eine halbe Stunde mit Ihnen verplaudern."

Stefan, der durch dies Entgegenkommen freudig berührt ward, versicherte, daß auch er nicht schlafen könne und daß ihm leichter um's Herz würde, wenn er wieder einmal in das Auge eines Freundes blickte.

„Dann kommen Sie," sagte Hans.

Das Bataillon, in das sie eingereiht waren, befand sich, wie schon gesagt, am äußersten rechten Flügel; es lag sehr östlich. Sie gingen in dieser Richtung einige hundert Schritte fort; sie gingen hart nebeneinander, langsam und vorsichtig, bis sie über die Lagernden hinaus waren; dann machten sie plötzlich halt. Sie waren der Lagerwache sehr nahe gekommen und durften sich nicht weiter wagen, wenn sie nicht angerufen werden wollten. Sie setzten sich auf den umgehauenen Stamm einer mächtigen Buche; so saßen sie eine Weile, schweigend und regungslos, und blickten von ihrem hohen Standort in die Nacht hinaus. Der Wind blies scharf, er zerriß immer wieder die schwarzen, sich zusammenballenden Wolken, dann trat auf Augenblicke der Vollmond hervor und beleuchtete mit seinem hellen, bläulichen Lichte weithin die düstere Szenerie. Die Anhöhe war von Bäumen entblößt; sie lagen noch theilweise umher und breiteten ihre verstümmelten Aeste über dem Boden aus, der aufgewühlt und zerstampft war. Die hier erbauten Häuser und Hütten waren niedergerissen worden, ihre Bewohner hatten sich geflüchtet. Auch in den Dörfern unter ihnen, soweit sie sahen, wo vor Tagen noch blühende Ortschaften gestanden, waren die Spuren des allzerstörenden Krieges sichtbar. Nichts Lebendes gab es jetzt da unten, alles war davongezogen, Mensch und Thier; überall Verwüstung, Verödung! Zwischen den Wiesen hindurch blinkte ein Silberstrich, es waren die im Mondlichte erglänzenden Fluthen der rasch dahinströmenden Bistritz, deren Rauschen bis zu ihnen heraustönte. Jetzt sah man in weiter Ferne schwere, röthliche Wolkenmassen langsam aufsteigen; dort war wohl ein brennendes Gehöfte, das von den heranziehenden Feinden, aus strategischen Rücksichten vielleicht, war angezündet worden. Dies Bild war von einer düsteren, schauerlichen Großartigkeit, es wirkte ganz verschiedenartig auf die Betrachtenden.

Hans fühlte sich unendlich traurig, weich und versöhnlich gestimmt. Er gedachte des ungezählten Jammers, den dieser Krieg, der nur wenige Tage erst gedauert, schon verursacht; er gedachte der morgigen Schlacht und seiner neuen Opfer. Stefans Haltung sprach kalte Entschlossenheit aus. Seine Augen schienen vergrößert, und um den sonst so fröhlichen Mund lagerte jetzt ein Zug von Herbheit und Bitterkeit. Er schien von den nächsten Stunden Schreckliches zu erwarten, aber er war auf das Schlimmste gefaßt.

„Wie wird es morgen hier aussehen!" begann Hans, wie zu sich selbst sprechend. Der weiche Ton vibrirte eigenthümlich durch die Stille der Nacht.

„Der Boden hier wird dann überreichlich mit Blut gedüngt sein!" stieß Stefan zwischen den Zähnen heraus. „Ein Leichenfeld wird es sein, und die heute noch so warmen Herzen von tausenden werden morgen ein Fraß der Geier sein!"

„Pst!" machte Hans. „Sprechen Sie nicht so laut, man könnte Sie hören." Dann fuhr er, in einen andern Ton übergehend, fort: „Ich möchte diesen finsteren Vorstellungen nicht zu viel Gewalt über mich einräumen, mir bangt zu sehr davor; ich will absichtlich der Mittel zum Siege nicht gedenken, nur an diesen selbst."

Stefan antwortete nicht, es entstand wieder eine Pause.

Hans rückte noch näher, und sich dem Ohr des Freundes zuneigend, flüsterte er: „Wir haben eine vortreffliche Position, wir werden die Preußen in die Flucht schlagen. Meine Kameraden behaupten, unsere Stellung sei ungemein günstig, und die Preußen vermöchten sie so wenig einzunehmen, als sie einst, trotz des Genies Friedrichs des Großen, die Stellung von Kollin zu forciren vermochten, — wir werden siegreich sein."

Stefan lächelte bitter. „Wir werden brav metzeln, meinen Sie. Gut; das ist die schöne Seite. Wie aber, wenn unsere Hoffnungen getäuscht werden, wie, wenn der Feind uns in die Flanken oder in den Rücken fällt; wie dann, wenn wir geschlagen werden? Sehen Sie Sich um, wir haben die Elbe im Rücken; nur wenige schmale Brücken führen hinüber, ein Rückzug scheint mir da unmöglich; ein fliehendes Heer wird sich in seiner Verzweiflung in wilder Unordnung in den Fluß stürzen, und tausende und aber tausende werden darin ihr Grab finden. Ich finde diese Stellung unklug gewählt, ich finde —"

„Schweigen Sie, ich bitte!" unterbrach ihn Hans. „Sie wissen es doch, wer es wagt, Bemerkungen über die Verordnungen seiner Vorgesetzten zu machen, der hat sein Leben verwirkt."

„Ja, und ich weiß auch, daß der Soldat verpflichtet ist, jedes Fehlschlagen einem ungünstigen Zufall in die Schuhe zu schieben und niemals dem Ungeschick oder der Kurzsichtigkeit des Feldherrn, und ich finde dieses Auskunftsmittel sehr einfach und sehr bequem; aber Sie haben recht, ich will schweigen, — was nützte auch mein Reden."

Es entstand eine ziemlich lange Pause. Und wieder blickten die Jünglinge unverwandt in die Nacht hinaus. Die Lüfte rauschten plötzlich in seltsamen Klagetönen über ihren Häuptern, und zugleich hob ein tiefer, schmerzlicher Seufzer Stefans Brust. Wie in geheimer Sympathie trafen die Augen der jungen Männer zusammen und das gleiche Wort kam über ihre Lippen: „Franz!" Ihre Hände fanden sich in dem gemeinsamen Mitgefühl um den Theuren, für immer Verlorenen, und sie tauschten einen innigen Druck.

In diesem Augenblick war in der weichen Seele des jungen Wachtler nichts mehr von eifersüchtigem Groll. Stefan war aber auch nicht mehr der glückliche, der lächelnde Stefan, — ihr gemeinsamer Schmerz und die gemeinsame Gefahr, der sie entgegengingen, bewirkten, daß Hans alles vergessen und vergeben.

„Ich habe in den letzten Tagen oft und viel an die arme Lene denken müssen," sagte er.

Stefan nickte. „Das arme Weib! Wie wird sie's ertragen!"

„Sie ist durch den Tod ihres Sohnes aller Hülfe beraubt, sie ist gänzlich schutzlos," fuhr Hans fort, „man muß für sie sorgen." Er stockte plötzlich, dann zog er in schüchterner Weise seine Brieftasche hervor und entnahm ihr ein zusammengefaltetes Papier. „Ich besitze einige tausend Gulden, über die ich frei verfügen kann, — ich habe der Lene ein kleines Legat vermacht, die Schenkung ist von unserm Auditor aufgesetzt und rechtskräftig, dies ist ein Duplikat — und hier ein Brief an die Lene selbst." Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er rasch: „Stefan, wenn mir etwas passiren sollte, so übergeben Sie ihr das in meinem Namen."

Stefan sah erst überrascht auf, dann nahm er das Dokument und sagte einfach und herzlich: „Ich danke, ich danke in ihrem Namen, aber hoffentlich werden Sie dies Werk der Barmherzigkeit selbst vollziehen." Er nahm seine Brieftasche hervor und legte das Papier hinein. Er hielt es für überflüssig, Hans zu sagen, daß er selbst auch an die Lene gedacht und daß er für den Fall seines Todes ihr die Hälfte seines Vermögens vermacht hätte, während er die andere Hälfte der Nandl zugeschrieben. Er schloß die Brieftasche wieder, ohne zu bemerken, daß ein kleiner Gegenstand, der zwischen den Blättern derselben verborgen gelegen, herausgefallen war.

Hans hatte ihn flattern sehen und er bückte sich darnach, um ihn aufzuheben. Ein „Ah!" entfuhr ihm, als er ihn jetzt zwischen den Fingern hielt. Er hatte diesen Gegenstand augenblicklich, instinktiv fast, wiedererkannt und seine Hand begann, ihn krampfhaft zu umschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangene Zigeuner. (Seite 323.)

Für oder wider die Vivisektion?

Von Dr. med G. Voigt (Verfasser der „Zukunftsmedizin").

„Die Wissenschaft ist das Höchste im Himmel und auf Erden!" — — Jeder, der seinen Verstand nicht blos einseitig beim Lichte der Studirlampe gewetzt, sondern sich soviel gesunden Menschenverstand bewahrt hat, um der Verdutzung widerstehen zu können, wird derartigen päpstelnden und an Größenwahnsinn streifenden Selbstbeweihräucherungen gegenüber alsbald erkennen, wie sehr unsre Zeit von der Phrase beherrscht wird. Derjenige aber, welcher jenes große Wort gelassen aussprach, mochte glauben, mit diesen Worten, die wahrlich nicht an allzu großer Bescheidenheit leiden, den denkbar größten Trumpf ausgespielt zu haben gegen alle und jede Kritik der „Philister", die nun einmal von der Vivisektion und ähnlichen Dingen nichts verstehen sollen, aber sich dennoch erdreistet hatten, Kritik zu üben an dem und jenem, was die Wissenschaft thut, oder sagen wir zutreffender, indem wir schon jetzt etwas näher und schärfer an das zu behandelnde Thema herantreten, was man vorgibt, im „Dienste der Wissenschaft" zu thun und was man (angeblich „zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit") im Namen der Wissenschaft sündigt.

Jene anmaßenden Worte wurden neulich in einem wissenschaftlichen Verein Studirender seitens einer der Mitglieder gelegentlich einer Debatte vom Stapel gelassen, die sich an einen Vortrag zu Gunsten der Vivisektion anschloß, also zu Gunsten der angeblich lediglich behufs wissenschaftlicher Zwecke an lebenden Thieren vorgenommenen Verstümmelungen und Zergliederungen. — Ganz beiläufig sei erwähnt, daß der Vortragende, ein Student der Medizin, während seines Plaidoyers zu Gunsten der Vivisektion mir, dem Schreiber dieser Zeilen, die ausgesuchte Aufmerksamkeit erwies, mich als reif für das Irrenhaus zu erklären, weil ich bereits an anderem Orte*), das häßliche und unheimliche Kapitel der Vivisektion streifend, mich gegen dieselbe ausgesprochen hatte. Ja, auch die Wissenschaft hat ihre Fanatiker! Hoffen wir, daß dieser angehende Jünger Aeskulaps zukünftig im Dienste der Menschheit etwas objektivere und stichhaltigere Diagnosen und Prognosen machen möge.

Jene an der Stirne dieses Aufsatzes stehende ungeheuerliche Phrase aber, sie wurde so bekenntnißfreudig und so siegesgewiß wie ein Trompetentusch den in ganz geringfügiger Zahl vertretenen Gegnern der Vivisektion entgegengeschmettert, sodaß man jenes sich aufblähende geflügelte Wort entweder für ein mathematisches Axiom (eine unwiderlegliche Wahrheit) oder aber für ein mit anerkennenswerther Bekenntnißfreudigkeit öffentlich abgelegtes Glaubensbekenntniß halten mußte. Vielleicht hatte der Betreffende als ein der Mathematik Beflissener die groteske Illusion, daß es sich mit der Medizin ebenso verhalte, wie mit der Mathematik, und in der Medizin auch alles so sicher sei, wie das, daß 2 mal 2 gleich 4 ist.

Der Odilienberg. (Seite 323.)

Würde er aber auf dem Gebiete der Medizin auch nur einen einzigen Schritt über die Grenze der medizinischen Hülfswissenschaften, also über das Weichbild der Physik, der Chemie, der Botanik und der grundlegenden Anatomie hinaus thun, also bis in jene Region vordringen, wo es anfängt, dunkel zu werden, so würde er sich ja bald davon überzeugen können, daß in den eigentlichen spezifischen Zweigen der Medizin noch nicht einmal der Schleier gelüftet ist, welcher die Geheimnisse des kleinen Einmaleins in der Medizin verhüllt. Immerhin hat aber der Verkündiger des Evangeliums vom „Höchsten im Himmel und auf Erden" eine Wahrheit erhärtet, allerdings zum soundsovielten male, aber — die Ehre gebührt ihm — bis zur mathematischen Evidenz erhärtet, die Wahrheit nämlich, daß unser Zeitalter bis zum Unerträglichen von der Phrase beherrscht wird. Ja, unser Zeitalter leidet an einer ganz eigenartigen Krankheit, an der geistigen Pest der Phrase. Mit einer Phrase werden heutigen Tages die größten und schönsten Wahrheiten wie tolle Hunde zu Boden geschlagen, mit einem einzigen geschickten Stichworte die Moral der wichtigsten und hals-

*) Siehe „Zukunftsmedizin", 11. Heft, Seite 875 ff.

starrigsten Thatsachen niedergemeuchelt, und durch ein „geniales“ geflügeltes Wort kann man heutigen Tags mit leichter Mühe und sogar mit Eleganz tausende von Gehirnen infiziren (anstecken), die Gehirne der Denkfaulen bis zum Garnichtsmehrdenken narkotisiren und andrerseits sensible Hirne bis zum gelinden Delirium fanatisiren und wirbelig machen. In unserm begnadeten Zeitalter der allgemeinen Arbeitstheilung ist selbst das Denken zu einem besonderen Industriezweige geworden, und es werden nicht selten selbst für eine ganze Nation von einzelnen Industriellen dieser Branche gewisse Gedanken und deren Endresultat — die öffentliche Meinung — in einer oder mehreren Fabriken gleich einem industriellen Erzeugniß, und nicht selten ebenso billig, aber auch ebenso schlecht wie dieses, fabrizirt und zum weiteren Verschleiß auf den öffentlichen Markt gebracht.

Nun ist es ja richtig, daß niemand mehr geneigt ist, auf die Worte seines Herrn und Meisters zu schwören, als ein Jünger der Wissenschaft in den ersten Semestern, und nur selbständige oder avancirte Köpfe machen hiervon eine erwähnenswerthe Ausnahme. Sind sie nicht beinahe alle zuvor eine große Reihe von Jahren, zu einer Zeit, wo ihr Hirn besonders leicht, tief und nachhaltig beeindruckungsfähig war, auf einer Gelehrtenschule derart erzogen und auf einigen derselben sogar derartig geistig gedrillt worden, daß die Schüler an dem, was der Vortragende, unterstützt durch seine persönliche Autorität und durch die Autorität des Carcers, als unumstößliche, wissenschaftliche Wahrheit vorträgt, niemals eine selbständige Kritik zu üben wagen, sondern, eingeschüchtert durch die Autorität des Vortragenden oder durch jene des Carcers sich daran gewöhnt haben, ihre Gedanken und die für den alltäglichen Bedarf erforderliche Ration Kritik gleich fix und fertig aus dem Munde des Vortragenden zu beziehen und auf diese Weise in verba magistri (auf die Worte ihres Meisters) schwörend, alles selbständigen Denkens ungewohnt und aller selbständigen Kritik mehr oder weniger abhold zu werden? Daß alsdann auf diese Weise viele, obschon erwachsen und bürgerlich mündig, nie mit eigenen Augen sehen, nie mit eigenen Ohren hören, sondern selbst bei im übrigen vortrefflicher Beanlagung doch immer nur auf Autoritäten schwörend, zu geistigen Nachbetern und Nachtretern werden müssen, ist aus dem mehr Angedeuteten als Gesagten leicht ersichtlich. Aus diesem Umstande wird es aber auch erklärlich, warum von jener wahren Bescheidenheit, wie sie jedes selbständige und nicht einseitige Wissen — im Gegensatze zur blos angeflogenen Buchgelehrsamkeit — zu erzeugen pflegt, grade bei derartig einseitig Vorgeschulten nur unendlich kleine und bescheidene Portionen zu finden sind, und warum die sprüchwörtlich gewordene Einseitigkeit in der Auffassung von Dingen und Angelegenheiten, die über die Sphäre des Schreibtisches und des Bücherschrankes hinausliegen, diesen Stubengelehrten das Diplom: „Gelehrte Verkehrte“ eingebracht hat. Der Vortragende aber, der daran gewöhnt ist, daß er seinen Hörern gegenüber immer Recht hat und nie einen Widerspruch gegen das oder überhaupt eine Kritik an dem, was er sagt, erfährt, auch selbst dann nicht, wenn sein glorreicher Beruf lediglich darin besteht, den denkbar ältesten Sauerkohl immer und immer wieder aufzuwärmen, zeigt infolge hiervon jene überlegene Miene und jenes selbstherrliche Gebahren, welches die „ächten“ Schulmänner kennzeichnet und sie so intolerant gegen Andersdenkende und so empfindlich gegen jede Art von Kritik macht. Dieser gelehrte Meinungsdünkel überträgt sich aber nur zu leicht und zu oft auf die Hörer, die sich alsdann betreffs der Wahrheit und Richtigkeit dessen, was sie wissen, hinter die Autorität ihres Lehrers flüchten, und auf diese Weise geschieht es nicht selten, daß über einseitiger, todter Stubengelehrsamkeit und über den großen Quartanten und Folianten bloßer Buchweisheit der kleine Katechismus des gesunden Menschenverstands verloren geht und man mit Le Boyer sagen kann: „L'on peut voir d'un oeil indifférent des hommes sans lettres, mais pas sans indignation des lettres sans hommes*).

Mit jener pompösen, selbstherrlichen Phrase: „Die Wissenschaft ist das Höchste im Himmel und auf Erden,“ läßt sich allerdings leicht hantieren; denn wer bei der Verkündigung dieses neuen und unfehlbar richtigen Glaubensbekenntnisses nicht alsbald gläubig in die Knie sinkt, ist ein Ketzer, ein Attentäter an der Wissenschaft. Wissen ist allein die Losung, ruft man unduldsam, alles andere werft nur getrost und gläubig über Bord. „Wir suchen die Wahrheit,“ sagen diese Herren, und doch werden sie bitterböse, wenn man sie auf einen Irrthum aufmerksam macht; ist denn aber nicht jeder erwiesene Irrthum eine neue Wahrheit?

Und wie verhält es sich denn mit jener auf dem Gymnasium tagtäglich citirten Sentenz: „In literis qui proficit et deficit in moribus, plus deficit quam proficit*). Besteht dieser Ausspruch nicht mehr zu Recht, sobald man die Universität mit dem Gymnasium vertauscht hat? Wo bleibt auf einmal die Moral, wenn man sagt, die Wissenschaft ist das Höchste? Wäre hier nicht der Ausspruch Kants am Platze:

„Wir sind civilisirt bis zum Ueberlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns schon für moralisirt zu halten, daran fehlt noch sehr viel. . . . Denn die Idee der Moralität gehört auch zur Kultur. Solange aber die Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eitlen und gewaltsamen Erweiterungsabsichten verwenden und so die langsame Bemühung der inneren Bildung, der Denkart ihrer Bürger unaufhörlich hemmen, ihnen selbst auch alle Unterstützung in dieser Absicht entziehen, ist nichts von dieser Art zu erwarten, weil eine lange innere Bearbeitung jedes Gemeinwesens zur Bildung seiner Bürger erfordert wird. Alles Gute aber, das nicht auf gute, moralische Gesinnung gepfropft ist, ist nichts als lauter Schein und schimmerndes Elend.“

„Man kann ein vaster Gelehrter, d. h. eine Maschine zur Unterweisung anderer, wie man selbst unterwiesen worden, — und in Ansehung des vernünftigen Gebrauchs seines Wissens dabei doch sehr bornirt sein.“

Jene unserer Betrachtung vorangestellte und von maßloser Selbstüberhebung oder aber von dem verkappten Pharisäismus der Hohenpriester der Wissenschaft Zeugniß ablegende Phrase bildet überhaupt die Signatur unseres Zeitalters, aber insonderheit bildet sie die prahlende Lieblingsdevise jenes dunklen Banners, welches man auf dem unheimlichen Gebiete der Vivisektion aufgepflanzt hat, die angeblich „im Dienste der Wissenschaft“ und „zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit“ mit größtem Raffinement und, wie wir bald sehen werden, mit unglaublicher Grausamkeit zahllose Verstümmelungen und Zergliederungen an lebenden Thieren ausführt.

Ja, jene Phrase sie ist die Signatur unsers Zeitalters, ein hochbedeutungsvolles Zeichen der immermehr zunehmenden Abgötterei, welche das Publikum mit der Wissenschaft treibt. Der Kultus der Wissenschaft, soweit letztere die ihr dargebrachte Verehrung verdient, ist edel und ebenso berechtigt, wie jeder andere Kultus; sobald man aber jeder Art von Thun und Treiben der Forscher zujubelt und dies selbst dann thut, wenn sich diese oder doch ein Theil von ihnen zu fanatischen Ausschreitungen der bedenklichsten Art verleiten läßt, so muß einem derartigen Treiben ebenso wie jeder anderen Form des Fanatismus energisch entgegengetreten werden, da jede Art von Fanatismus und insonderheit jede Art privilegirter Grausamkeit das allgemeine, rechtliche und sittliche Bewußtsein schädigt.

Jene Abgötterei aber, die das Publikum zur Zeit mit allen Bethätigungsweisen der Wissenschaft treibt, leistet den Mißrichtungen und den zahlreichen Ausschreitungen, wie sie das Gebiet der Vivisektion aufweist, außerordentlichen Vorschub. Denn dadurch, daß man die Wissenschaft zur höchsten und absoluten Instanz macht, also durch die Verabsolutirung der Wissenschaft, erreicht man es, ungestraft und selbst ungerügt, wissenschaftliches Material um jeden Preis herbeizuschaffen. Dieser Wissenssucht, dieser fanatischen Neigung, den Wissensdurst aus purer wissenschaftlicher Habsucht, und zwar ohne alle anderen Rücksichten und um jeden Preis zu befriedigen, muß entgegengetreten werden.

Wer es nun aber unternimmt, dieser wissenschaftlichen Manie entgegenzutreten, der darf niemals auf einen thatsächlichen Erfolg rechnen, wenn es ihm nicht gelingt, eine öffentliche Meinung gegen jenes Treiben zu erschaffen, ähnlich derjenigen, wie sie in England schon seit Jahren besteht. Nur auf diesem Wege ist etwas zu erreichen, obschon es für den einzelnen an und für sich mehr muthig als klug ist, jenen mächtigen Priestern der Wissenschaft entgegenzutreten, ihnen, die jährlich ungezählte Hekatomben von Fröschen, Kaninchen, Katzen und Hunden dem Götzen der Verstümmelung und der Zergliederung lebendiger Thiere, also der

*) Man kann wohl Menschen ohne Gelehrsamkeit mit gleichgiltigen Augen betrachten, aber Gelehrsamkeit ohne Menschen kann man nur mit Unwillen betrachten.

*) Wer in den Wissenschaften Fortschritte macht, aber sittlich zurückbleibt, macht mehr Rückschritte als Fortschritte.

Vivisektion, zum Opfer bringen. — Ganz aussichtslos ist aber das Beginnen, gegen diese geistige Epidemie in der Weise anzukämpfen, daß man den von dieser wissenschaftlichen Seuche Ergriffenen einen richtigen Begriff von der Natur ihres Treibens beizubringen sucht. Denn alle diejenigen, welche von einer geistigen Seuche ergriffen sind, unterscheiden sich von allen andersartig epidemisch Erkrankten ja gerade dadurch, daß bei ihnen das Gehirn, also das Organ des Begriffsvermögens und des Bewußtseins, erkrankt ist, mithin die höchste Instanz, an welche wir appelliren wollen, um den von der geistigen Seuche Ergriffenen die eigentliche Natur ihres Treibens zum Bewußtsein zu bringen und auf diese Weise eine heilsame Verständigung zu erzielen, erkrankt, folglich inkompetent und unzurechnungsfähig ist.

Auf dem unschönen Gebiete der Vivisektion haben wir es aber keineswegs blos mit den Fanatikern, sondern auch mit den Pharisäern der Wissenschaft zu thun. Letzteren ist es nämlich, dank der abgöttischen Verehrung, welche das Publikum jedem Thun und Treiben, sobald sich dasselbe überhaupt nur wissenschaftlich geberdet, entgegenbringt, gelungen, die öffentliche Meinung betreffs der Vivisektion zu fälschen, indem man das öffentliche Bewußtsein über die Tragweite und über den Nutzen dieser Versuche durch gewisse Phrasen und Schlagworte, wie z. B. daß dies alles „im Dienste der Wissenschaft" und „zum Nutzen der leidenden Menschheit" geschehe, getäuscht hat und, soweit man sich hierbei selbst täuschte, wenigstens irregeleitet hat. Unter solchen Umständen geschieht es, daß tausende von Aerzten die Vivisektion mißbilligen, aber diese Mißbilligung nur unter vier Augen und Berufsgenossen gegenüber aussprechen. Jene pharisäischen Phrasen und Schlagworte geben nun zur Zeit jedem, der aus was immer für Gründen darauf ausgeht, rein egoistische Zwecke zu verfolgen, z. B. die Sucht zu befriedigen: etwas um jeden Preis zu wissen, den Schein eines Beglückers der Gesellschaft, während derselbe doch nur darauf ausgeht, sich selbst zu beglücken, z. B. durch Befriedigung seiner Wissenssucht oder seines Ehrgeizes, ja selbst blos seiner wissenschaftlichen Neugierde. Denn diese sind es, welche ihre rein egoistischen Zwecke als Mittel und Methode zur Erreichung allgemeiner, die Gesellschaft beglückender Zwecke ausgeben und unter der Firma: „Alles im Dienste der Wissenschaft und zum besten der leidenden Menschheit" zu thun, es nicht blos erreichen, daß sie uneingeschränkt und unter Zustimmung und moralischer Mithelferschaft der öffentlichen Meinung ihr rein egoistisches Treiben etabliren, sondern zugleich auch noch beim Publikum Anerkennung, Achtung, Beifall und Bewunderung einheimsen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ausdruck von Gemüthsbewegungen.

Von **Paul Lossau.**

(Fortsetzung.)

Ein heiteres, aber sehr bezeichnendes Beispiel erzählt Darwin von sich selbst und manchem von uns wird ähnliches begegnet sein: „Ich brachte mein Gesicht dicht an die dicke Glasscheibe vor einer Puff-Otter (eine sehr giftige Schlangenart) in dem zoologischen Garten mit dem festen Entschlusse, nicht zurückzufahren, wenn die Schlange auf mich losstürzte. Sobald aber der Stoß ausgeführt wurde, war es mit meinem Entschlusse aus und ich sprang einen oder zwei Yards (1 Yard etwas weniger als ein Meter) mit erstaunlicher Geschwindigkeit zurück. Mein Wille und mein Verstand waren kraftlos gegen die Einbildung einer Gefahr, welche niemals direkt erfahren worden war."

Viele Handlungen, welche ursprünglich mit Bewußtsein ausgeführt wurden, sind späterhin durch Gewohnheit und Assoziation in Reflexhandlungen verwandelt worden. So ist es kaum glaublich, daß die Bewegungen jenes geschilderten Frosches anfangs nicht willkürlich ausgeführt sein sollten, während sie später durch lange fortgesetzte Gewohnheit so leicht gemacht wurden, daß sie zuletzt ohne Bewußtsein und Willen ausgeführt werden. — Wahrscheinlich ist auch das Niesen und Husten ursprünglich durch die Gewohnheit erlangt, jedes reizende Theilchen so heftig als möglich aus dem empfindlichen Luftwege auszustoßen, während es jetzt bei erwachsenen Menschen eine reflektorische Handlung ist. — Das unwillkürliche Zusammenfahren bei einem Schrecken, einer drohenden Gefahr wurde wahrscheinlich durch die anfängliche Gewohnheit erlangt, uns so schnell als möglich der Gefahr durch einen Sprung zu entziehen, sobald einer unserer Sinne uns eine Warnung davor zukommen ließ. Jetzt ist diese Bewegung unbewußt, unwillkürlich geworden.

Heben wir nun noch aus der niederen Thierwelt einige Beispiele gewohnheitsmäßig assozürter Bewegungen heraus, welche gleichfalls beweisen, daß gewisse, ursprünglich zu einem bestimmten Zwecke ausgeführte Bewegungen hinterher infolge der Gewohnheit ausgeführt werden, ohne von dem mindesten Nutzen begleitet zu sein: Hunde, welche sich auf einem Teppich oder dem harten Fußboden niederlegen wollen, gehen meist rings im Kreise herum und kratzen den Boden mit ihren Vorderpfoten in einer ganz sinnlosen Art. Dieses Thun erklärt sich aber aus der noch jetzt bei verwandten Thieren, den Schakals, Fenneks u. s. w. beobachteten Erscheinung, daß sie in zoologischen Gärten ihr Stroh in gleicher Weise behandeln. Ohne Zweifel werden die wilden Voreltern der Hunde, als sie auf offenen grasigen Ebenen oder in Wäldern lebten, vor dem Niederlegen das Gras niedergetreten oder sich eine bequeme Grube gegraben haben, welche Gewohnheit nun noch die gezähmten Hunde beibehalten haben. — Katzen decken ihre Exkremente beider Art mit Erde zu. „Mein Großvater aber," erzählt Darwin, „sah, wie eine junge Katze Asche auf einen Löffel voll reinen Wassers scharrte, der auf dem Herde vergossen war." Jedenfalls hat sie sich oder eine andere Katze für unanständig gehalten und die Ideenverbindung zugleich mit der Gewohnheit geboten ihr das Verscharren. Weiter erzählt Darwin: „Es ist sehr bekannt, daß Katzen ungern ihre Füße naß machen — wahrscheinlich weil sie ursprünglich die trockenen Theile von Egypten bewohnt haben — und wenn sie ihre Füße naß machen, so schütteln sie sie heftig. Meine Tochter goß etwas Wasser in ein Glas dicht neben dem Kopfe einer jungen Katze und sofort schüttelte diese ihre Füße in der gewöhnlichen Art und Weise, so daß wir hier eine gewohnheitsgemäße Bewegung haben, die irrthümlich durch einen assoziirten Laut statt durch den Gefühlssinn erregt wurde." — Wenn junge oder auch ältere Katzen gemüthlich auf einem warmen Shawl oder sonst einem weichen Gegenstande liegen und sich recht behaglich fühlen, so beklopfen sie diesen Gegenstand ruhig und abwechselnd mit ihren Vorderpfoten; dabei sind die Zehen ausgebreitet und die Krallen leicht vorgestreckt. Auch nehmen sie manchmal einen Zipfel des Shawls oder eine Franse des Kissens in ihr Maul, saugen daran und schließen die Augen und schnurren vor Entzücken. Alle diese Bewegungen haben sie als junge Thiere an den Milchdrüsen ihrer Mütter vorgenommen, um eine reichlichere Milchabsonderung zu erregen oder sie überhaupt zum Fließen zu bringen; durch Assoziation übertragen sie dieselben nun auf ein allgemeines Behagen.

Nach allen diesen Anführungen dürfte die Richtigkeit dieses ersten Darwin'schen Prinzips für die Erklärung des Ausdrucks der Seelenbewegungen als erwiesen angenommen werden können, nämlich daß, wenn irgend eine Empfindung, Begierde, Unwillen u. s. f. während einer langen Reihe von Geschlechtern zu irgend einer willkürlichen Bewegung geführt hat, dann eine Neigung zur Ausführung einer ähnlichen Bewegung beinahe mit Sicherheit erregt werden wird, so oft dieselbe oder irgend eine ähnliche oder assoziirte Empfindung, wenn auch sehr schwach erfahren wird, obgleich die Bewegung in solchem Falle häufig von gar keinem Nutzen ist. Bei oft ganzer und allgemeiner Vererbung sind diese gewohnheitsmäßigen Bewegungen nur wenig von Reflexthätigkeiten verschieden. —

Das zweite allgemeine Prinzip des Ausdrucks nennt Darwin das des Gegensatzes. Er sagt: Sowie gewisse Gemüthsbewegungen zu gewissen ursprünglich nützlichen Ausdrucksbewegungen geführt haben, so tritt bei entgegengesetzten Gemüthserregungen die lebhafte Neigung ein, jener ersteren vollständig entgegengesetzte Bewegungen eintreten zu lassen, auch wenn dieselben von gar keinem unmittelbaren Nutzen sind. Ein sehr auffallendes Beispiel dafür findet man zunächst bei einzelnen niederen Thieren, so beim Hunde. Wenn nämlich ein Hund einem anderen Hunde oder

einem Menschen in einer bösartigen Absicht sich nähert, „so geht er aufrecht und steif einher, sein Kopf ist leicht empor gehoben oder nicht sehr gesenkt, der Schwanz wird aufrecht und vollständig steif getragen, die Haare sträuben sich, besonders den Nacken und Rücken entlang, die gespitzten Ohren sind vorwärts gerichtet und die Augen haben einen starren Blick.“ Alle Glieder sind gespannt, die Muskeln fest angezogen und langsam bedächtigen, aber bewußt kräftigen Schrittes nähert er sich dem Gegner: alles sehr verständliche und ausdrucksvolle Bewegungen, sie verrathen in allen Stücken die Vorbereitung zum Kampfe. Nehmen wir nun an, der Hund macht plötzlich die Entdeckung, daß der Mensch, welcher herankommt, eine ihm sehr bekannte und wohlwollende Person ist, dann ändert sich im Nu seine ganze Haltung. „Anstatt aufrecht zu gehen, sinkt der Körper abwärts oder duckt sich und führt windende Bewegungen aus; der Schwanz, statt steif und aufrecht gehalten zu werden, wird gesenkt und lebhaft von der einen zur andern Seite gewedelt; das gesträubte Haar legt sich; die Ohren sind heruntergeschlagen und nach hinten gezogen, aber nicht (wie beim Kampfe selbst) dicht an dem Kopf; die Lippen sind schlaff. Dadurch, daß die Ohren nach hinten gezogen werden, werden die Augenlider verlängert und die Augen erscheinen nicht länger mehr rund starr.“ Nicht eine einzige von allen diesen Bewegungen ist für das Thier von unmittelbarem Nutzen, und es dürfte sich kaum ein anderes Erklärungsprinzip als das von Darwin hiefür aufgestellte finden lassen. Die vorbedeutete gegensätzliche Bewegung eines Hundes zeigt sich häufig sogar in einem Niederwerfen auf den Rücken, so daß im Gegensatze zu der angreifenden Kühnheit hier die unterwürfige, bittende Demuth zum Ausdruck gelangt. — Auch beobachte man nur einen Hund, der sich auf irgend etwas freut, auf ein Futter, einen Spaziergang oder sonst dergleichen und vergleiche seine Körperhaltung mit derjenigen, wenn eine Enttäuschung eintritt: sie ist der volle Gegensatz in allen Einzelnheiten und doch ist von unmittelbarer Zweckmäßigkeit dabei nicht die Rede. — Eine Katze, die Kampfstellung annimmt, duckt sich nieder, die Ohren werden nach hinten gelegt, um den gegnerischen Krallen nicht so ausgesetzt zu sein; der Schwanz wird elastisch von einer Seite zur anderen geschwungen, der Mund wird zum Theil geöffnet und zeigt die Zähne, wobei hin und wieder ein wildes Knurren ertönt; die Augen sprühen; die Vorderpfoten werden mit vorgestreckten Krallen häufig vorwärts geschleudert; das Haar liegt ganz glatt an. Und nun sehe man dasselbe Thier, wenn es sich in behaglicher Gemüthlichkeit mit erfreutem Schnurren an seinem Herrn reibt: die Haltung ist vollständig aufrecht auf stelzengeraden Füßen, der Rücken leicht gekrümmt und das Haar in Folge dessen ziemlich rauh; die Ohren sind aufrecht und gespitzt; der Schwanz ragt steif empor, nur die oberste Spitze bewegt sich manchmal hin und her, die Augen spiegeln freudige Zufriedenheit wieder: gewiß der vollste Gegensatz, wieder ohne daß ein unmittelbarer Nutzen zu erkennen wäre.

Nun ein paar Beispiele vom Menschen! Eine sehr häufige und ausdrucksvolle Bewegung ist das Zucken mit den Schultern; es drückt meist Hülflosigkeit oder Entschuldigung aus. Stellen wir uns zunächst eine entgegengesetzte Seelenstimmung mit ihrem Ausdrucke vor. Ein entrüsteter Mensch, welcher empfindlich ist und sich einem Unrechte nicht unterwerfen will, trägt seinen Kopf trotzig aufrecht, und indem die Schultern zurückgeworfen werden, dehnt sich die Brust schildartig gewölbt aus; vielfach ballt er seine Fäuste und bringt einen oder beide Arme in die Höhe zum Angriff oder zur Vertheidigung, wobei die Muskeln der Gliedmaßen steif sind; er runzelt die Stirne und da er entschlossen ist, schließt er fest den Mund. Die Stellung nun und die Handlungen eines hülflosen Menschen sind in jedem einzelnen dieser Punkte genau das Umgekehrte. Der hilflose Mensch zieht zwar auch unbewußter Weise die Stirnmuskeln zusammen, aber gerade diejenigen, welche das zornige Stirnrunzeln verhindern, indem die Augenbrauen in die Höhe gehoben werden; die Muskeln um den Mund erschlaffen, so daß der Unterkiefer herabhängt; die Schultern werden zuckend emporgezogen und die Brust tritt zurück; die Ellenbogen werden meist nach innen gekehrt und als sehr sprechendes Zeichen die offenen Handflächen mit leicht gespreizten Fingern gezeigt; der Kopf sinkt oft kraft- und energielos nach einer Seite. Von Nutzen sind diese Bewegungen doch wahrlich nicht; aber der hilflose oder sich entschuldigende Mensch wünscht seinen Seelenzustand zu zeigen und dazu sind diese gegensätzlichen Bewegungen sehr geeignet.

Wenn eine Person in leidenschaftlicher Erregung einer anderen mit erhobener Stimme sagt, sie solle fortgehen, so wird meist der Arm bewegt, als sollte die andere damit fortgeschoben werden, wenn auch der Beleidiger gar nicht nahe dabei steht und es auch nicht nöthig ist, erst noch durch eine Geberde zu erklären, was gemeint wird. — Wünschen wir dagegen, daß jemand nahe zu uns herankommen möchte, so handeln wir, als ob wir ihn zu uns heranziehen wollten, wenn auch die betreffende Person ganz außerhalb des Bereiches unserer Arme liegt. So zeigen sich in vielen anderen Fällen ähnliche zwecklose Bewegungen, welche nur aus dem Prinzip des Gegensatzes erklärt werden können.

Die Erklärung desselben findet Darwin in Folgendem: „Jede Bewegung, welche wir unser ganzes Leben hindurch willkürlich ausgeführt haben, hat die Thätigkeit gewisser Muskeln erfordert; und wenn wir eine direkt entgegengesetzte Bewegung ausgeführt haben, so ist beständig eine entgegengesetzte Gruppe von Muskeln in Thätigkeit gekommen, — wie beim Drehen nach rechts oder links, im Fortstoßen eines Gegenstandes von uns weg oder im Heranziehen desselben zu uns her und beim Heben und Senken einer Last.“ Durch die Generationen hindurch fortgesetzte Uebung wird dann natürlich die Neigung, entgegengesetzte Bewegungen bei entgegengesetzten Empfindungen und Regungen auszuführen, vererbt und stabil geworden sein. —

Wir kommen zu dem letzten der allgemeinen Prinzipien des Ausdrucks, bei welchem wir uns auch nur zunächst auf allgemeinste Beispiele beschränken müssen. Mit kurzen Worten läßt sich dasselbe bezeichnen als das Prinzip der direkten Thätigkeit des Nervensystems.

Wenn das Empfindungsorgan, wenn das Gefühl stark erregt wird, so erzeugt sich Nervenkraft im Ueberschusse. Diese Kraft wird in gewissen Richtungen fortgepflanzt, welche einerseits von dem Zusammenhange der Nervenzellen abhängen, andererseits aber, soweit das Muskelsystem in Betracht kommt, von der Natur der zur Gewohnheit gewordenen Bewegungen. Ferner scheinen derartige Bewegungen davon abhängig zu sein, daß der Zufluß von Nervenkraft zu den Muskeln unterbrochen wird. Nun ist offenbar jede Bewegung, welche in und an unserem Körper ausgeführt wird, von der Zusammensetzung der Nerven bedingt — les nerfs voilà l'homme, sagte Cabanis. — Doch sollen bei der Besprechung dieses dritten Prinzips Handlungen, welche durch den Willen oder die Gewohnheit bedingt sind oder sich aus dem Prinzip des Gegensatzes ergeben, soviel als möglich ausgeschlossen werden. „Der hier vorliegende Gegenstand,“ sagt Darwin, „ist sehr dunkel,“ und mit echt wissenschaftlicher Bescheidenheit fügt er hinzu: „Es ist immer sehr rathsam, unsere Unwissenheit deutlich zu erkennen.“

Doch fehlt es an prägnanten Beispielen nicht für den direkten Einfluß des Nervensystems auf den Körper und seine Bewegungen. Da ist zuerst das thatsächlich vorgekommene und vorkommende Erbleichen des Haares bei äußerstem Schrecken oder Kummer. Dem russischen Kaiser Alexander I. sollen über dem Brande von Moskau die Haare merklich schnell ergraut sein. — Da ist ferner das Zittern der Muskeln bei Menschen sowohl als bei Thieren, welches nicht nur von keinem Nutzen ist, sondern häufig geradezu störend wirkt, — eine jedermann bekannte Erscheinung. Da das Zittern häufig durch Wuth veranlaßt wird, lange bevor Erschöpfung eintritt, da es auch bei vielen in Verbindung mit großer Freude sich zeigt, so haben mehrere Physiologen angenommen, daß, wie schon oben allgemein erwähnt, jede starke Erregung des Nervensystems den stetigen Fluß von Nervenkraft zu den Muskeln unterbreche, wodurch eben das Zittern hervorgerufen wird. — Ein weiteres Beispiel für das direkte Einwirken des Sensoriums ist die Art und Weise, in welcher die Absonderungen des Nahrungskanals und gewisser Drüsen, so der Leber, der Nieren (Urin) und der Milchdrüsen, durch heftige Gemüthserregungen affizirt werden; sie vollziehen sich dann nämlich in beschleunigter Weise und oft unwillkürlich. Als ich in das mündliche Maturitätsexamen zu gehen im Begriffe stand, hatte ich häufig Neigung zum Uriniren, meinen Mitschülern ging es ebenso, wir hatten eben Furcht. Mein Vater nahm einmal einen jungen kleinen Hund auf die Hand, der nicht gehorchen wollte, und drohte ihm sehr ernstlich; dafür hinterließ ihm das kleine geängstete Thier doppelt unangenehme Spuren auf der Hand; — aber wer hat nicht schon ähnliche Erfahrungen gemacht!

(Schluß folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Während sich, mit völlig vereinzelten Ausnahmen, überall, auf allen Gebieten der schönen Literatur eine tiefe Verkommenheit breit machte, vollzog sich in dem Bereiche der Wissenschaften zwar langsam und mit ängstlicher Vorsicht, aber doch für die damaligen Verhältnisse entschieden genug, ein Fortschritt zum besseren.

Die Wissenschaft war bis an's Ende des 16. Jahrhunderts in allen christlichen Ländern die demüthige Magd der Religion, die fanatische Vertheidigern jedes der Kirche und ihren Dienern wohlgefälligen Aberglaubens gewesen. Die vornehmste der Wissenschaften, die Philosophie, hatte keine höhere Aufgabe gekannt, als die religiösen Dogmen in Systeme zu bringen, sie plausibel zu machen und scheinbar zu beweisen. Zuerst hatte sich die italienische Philosophie gegen diese unwürdige Rolle aufgelehnt; zwei Dominikanermönche, Giordano Bruno und Campanella, bilden den bewundernswerth kühnen Vortrab des kleinen Heerhäufleins derjenigen Geistesstreiter, welche die menschliche Vernunft von der erdrückenden Last religiöser Vorurtheile befreit haben. Die Revanche ist ihnen die Kirche allerdings nicht schuldig geblieben — Giordano Bruno wurde nach achtjähriger Kerkerhaft am 17. Februar des Jahres 1600 in Rom als Ketzer verbrannt; Campanella schmachtete beinahe 30 Jahre im Kerker und wurde nur durch die Gnade des den Wissenschaften und Künsten zugethanen Papstes Urban VIII. im Jahre 1629 für den kurzen Rest seines ausschließlich der Erforschung der Wahrheit hingegebenen Lebens wieder in Freiheit gesetzt. Trotzdem ging die Saat, welche die beiden Helden des Gedankens gestreut, nicht verloren. Während noch im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts der englische Lord Bacon von Verulam (1561—1626) der Schöpfer der religiös unabhängigen englischen Philosophie geworden war, während ferner Frankreich in René Descartes (Renatus Cartesius, 1596—1650) anfangs des 17. Jahrhunderts einen bahnbrechenden Philosophen gewonnen hatte, und in Holland der edle Jude Baruch Spinoza (1632—1677), den Fluch seiner Stammesgenossen und die Schrecken völliger geistiger Vereinsamung nicht fürchtend, den Bruch zwischen Religion und Philosophie vollzogen hatte, erhob sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch in Deutschland ein Philosoph, der äußerlich zwar den Zusammenhang mit der christlich-religiösen Anschauungsweise, vielleicht ängstlicher als nöthig, wahrte, im Wesen jedoch thatsächlich die Emanzipation der Wissenschaft von der religiösen Herrschaft trefflich vorbereitet hat. Dieser Philosoph war Leibnitz (am 3. Juli 1646 zu Leipzig geboren, 1716 gestorben). Die in neuester Zeit lebhaft angefochtenen*) Verdienste dieses unzweifelhaft durch eine die wissenschaftlichen Kenntnisse seiner Zeit allumfassende Gelehrsamkeit, gleichwie durch vielseitigste Produktivität ausgezeichneten Mannes bestehen zunächst darin, daß dasjenige, was sich aus seinen zahlreichen Schriften als sein philosophisches System zusammenstellen ließ, in seinen Konsequenzen die Grundpfeiler der christlichen Anschauung von Gott und Welt bedrohte, so unschuldig christlich und gottesfürchtig Leibnitz in seinem ganzen Leben war oder sich gestellt hat. Nach ihm besteht die Welt aus rein ideellen Einheiten, Monaden, einer Art Atome von punktueller Unkörperlichkeit, deren Wesen thätige Kraft*), eine Kraft, die alle möglichen, die ganze Außenwelt ergebenden, mehr oder minder entwickelten, mehr oder minder in's Bewußtsein der Monade fallenden Vorstellungen enthält. In den Monaden der sogenannten unorganischen Natur liegen die Vorstellungen gewissermaßen im Dunkel des Unbewußten verborgen; in den Pflanzenmonaden manifestiren sich die Vorstellungen als bildende Lebenskräfte, in den Thiermonaden treten sie in ein traumhaft dämmerndes Bewußtsein und erzeugen bei den höheren Thieren Empfindung und Gedächtniß; die Monaden der menschlichen Wesen endlich haben klare, im Bewußtsein sich deutlich abspiegelnde Vorstellungen. Die Urmonade oder Monade der Monaden ist Gott, von dem alle anderen Monaden Ausstrahlungen sind. Der Inhalt der Vorstellungen aller Monaden, von denen jede einzelne also ein Spiegel des Universums ist, ist vermöge der vom Anbeginn bestimmten — präſtabilirten — Harmonie völlig gleich, daher auch die Vorstellungen und Bewegungen der menschlichen Seelenmonade in genauester Uebereinstimmung mit den Vorstellungen und Bewegungen der menschlichen Körpermonaden.

Diese merkwürdige Lehre enthält für das Glaubensschiff der christlichen Kirche gefährliche Klippen: einmal die totale Wesensgleichheit Gottes mit allem, was da ist; zum andern daraus folgend die Entwicklungsfähigkeit der niedersten Steinmonade auf unendlicher Stufenleiter bis zur höchsten Vollkommenheit des Bewußtseins. Nicht minder bedenklich für das Christenthum ist die häufig mißverstandene Lehre des Leibnitz, daß die Welt unter allen möglichen Welten die beste sei. Freilich klingt die Entwicklung dieser Lehre in der Leibnitz'schen „Theodicee" (Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt) äußerst christlich. „Die Welt muß als Werk Gottes die beste aller möglichen Welten sein; denn wäre eine bessere Welt möglich, als diejenige, welche wirklich besteht, so hätte Gottes Weisheit dieselbe erkennen, seine Güte sie wollen, seine Allmacht sie schaffen müssen"**). Das ist nun gewißlich wahr, — der einzige Uebelstand ist, daß dabei die Allmacht, die ein unveräußerliches Attribut des christlichen Gottes ist, total in die Brüche geht.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese Konsequenzen der Leibnitz'schen Philosophie nicht sofort in einem frischen, fröhlichen Geisterkriege gegen das Christenthum zutage traten; diesem standen Ende des 17. Jahrhunderts, ebenso gut wie Ende des 16., die probaten Mittelchen der Verketzerung und Verdammung, des Kerkers und der Verbannung und im Nothfalle der Folter und des Scheiterhaufens gegen jede revoltirende Bewegung der Geister zur Verfügung, und eine religionsfeindliche Philosophie konnte weder auf eine Unterstützung des Volkes noch der Fürsten rechnen, wie sie der strengreligiösen Reformation der Luther, Kalvin und Zwingli das Leben gerettet und theilweisen Sieg verschafft hat.

Das eine aber läßt sich erweisen: es haben neben der aus England stammenden und von Frankreich her durch die Encyklopädisten Voltaire u. s. w. nach Deutschland verbreiteten materialistischen Gedankenemanzipation die aus der Leibnitz'schen Philosophie hergeleiteten, idealistisch fundirten Ideen langsam und unmerklich zerstörend, wie der Wurm im Holze, an den Grundfesten des Christenthums gefressen.

Damit sind indessen die für die Menschheitsentwicklung förderlichen Wirkungen des Leibnitz'schen Schaffens nicht erschöpft; auf fast allen Gebieten des menschlichen Wissens wirkte seine erstaunliche Thätigkeit und Gelehrsamkeit in lebhaftester Weise anregend; der deutschen Gelehrsamkeit eroberte er die Achtung des Auslandes, in der vornehmen Gesellschaft in Deutschland erweckte er

---

*) Der in den letzten Jahren vielfach genannte Philosoph Eugen Dühring ist es, der mit jener allen seinen gelehrten Leistungen eigenthümlichen Erbitterung darzuthun versucht hat, daß Leibnitz nicht nur als Mensch ein niedriger Charakter, sondern auch als Gelehrter ein „in mehr als zweideutiger Weise, nämlich immer entschieden in der schlechteren Richtung reproduzirendes Entlehnungstalent" gewesen, dessen Weltruhm hauptsächlich aus dem Boden des geistigen Diebstahls entsprossen sei. E. Dühring, „Kritische Geschichte der Philosophie in ihren Anfängen bis zur Gegenwart," 2. Aufl., Berlin 1873, Abth. II., Abschn. II, Kap. III., S. 300—361. Dagegen erklärt Lange, „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart," Iserlohn 1873, S. 389, mit Bezug auf Leibnitz: „Jene Widersprüche (im System L's) sind da; sie sind auch wohl Zeugen von Charakterschwächen; allein wir dürfen nicht vergessen, daß wir es hier nur mit den Schatten im Bilde eines wahrhaft großen Mannes zu thun haben." Zwar machen es die Ausführungen Dührings wahrscheinlich, daß Leibnitz seine angeblich selbständige Monadenphilosophie auf dem philosophischen Grund und Boden Giordano Brunos aufgerichtet habe, ebenso wie er wohl seine Differentialrechnung den Newtonschen Forschungen und manches andre anderen entlehnt hat; aber abgesehen davon, daß jemand seinem Volke und der Menschheit große Dienste leisten kann, ohne ein durchaus selbständiger und ganz auf eigne Faust epochemachender Philosoph zu sein, scheint mir die äußerst geringe Werthschätzung des idealistischen Philosophen Leibnitz seitens des „materialistischen" Philosophen Dühring zum Theil dem Umstande geschuldet, daß letzterer die Leibnitz'sche Monadenlehre sammt der Lehre von der präſtabilirten Harmonie in mehr als einer Beziehung nicht richtig verstanden hat.

*) Vis activa; „gleich der Kraft des gespannten Bogens," fügt Ueberweg, „Grundriß der Geschichte der Philosophie," III. Theil. Berlin 1875, Seite 103, das Verständniß erleichternd, hinzu.

**) Ueberweg, a. a. O. S. 124.

oder schürte er das Interesse an den Wissenschaften, an den Höfen der Fürsten regte er die Gründung wissenschaftlicher Akademien an, und, was gleichfalls nicht unterschätzt werden darf, die deutsche Sprache erkannte und erklärte er zuerst für befähigt, dereinst Sprache der Wissenschaft zu werden, obgleich er selbst noch fast ausschließlich sich bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten der lateinischen und französischen Sprache bediente. Dabei schrieb er selbst ein Deutsch, das, wie Kurz sagt, nicht nur alles, was seine Zeitgenossen deutsch geschrieben, an Klarheit und Bestimmtheit und meistens auch an Reinheit weit übertraf, sondern auch eine Lauterkeit und Kraft des Sprachgefühls zeigte, welche beweist, daß er nicht nur aus den besseren Schriften der früheren Zeiten, sondern auch unmittelbar aus der lebendigen Sprachquelle, aus dem Volke, schöpfte*).

Viel energischer als Leibnitz nahm sich Christian Thomas (1655—1754), der Zeitsitte gemäß Thomasius genannt, der deutschen Sprache an. Zwar schrieb er selbst noch ein breites und geschmackloses Deutsch, aber er zeigte doch in wirklich epochemachender Weise, daß die gute Meinung des Leibnitz bezüglich unserer vielverkannten Muttersprache wohl begründet war. In Abhandlungen, welche ungeheures Aufsehen erregten, vertheidigte er im Jahre 1687 als Professor der Jurisprudenz zu Leipzig den Grundsatz, daß die deutsche Sprache gegenüber der lateinischen, deren ausschließlicher Gebrauch die strenge Abgeschlossenheit der Gelehrten und die Unzugänglichkeit der Wissenschaft für's Volk zur nothwendigen Folge habe, in ihr natürliches Recht, Sprache der ganzen Nation zu sein, wiedereingesetzt werden müsse. Und der wackere Thomasius that in unerschütterlicher Konsequenz alles, was er thun konnte, für die deutsche Sprache, er hielt als erster seine juristischen Vorlesungen deutsch*) und gab sogar zur größten Entrüstung der Gelehrtenwelt schon im Jahre 1688 eine deutschgeschriebene gelehrte Zeitung, die „Monatsgespräche", heraus, in denen er in feuriger Unerschrockenheit den Kampf führte, dem sein ganzes wissenschaftliches Leben gewidmet war, dem Kampfe „mit der Barbarei der Schulen, der Gesetze und der Gerichte". Die Barbarei der Gesetze und Gerichte fand er vorzugsweise in den greuelvollen Hexenprozessen und in der Anwendung der Tortur, die vor ihm gleichfalls kein Gelehrter als ganz entbehrlich und schmachvoll zu bezeichnen den Verstand oder den Muth gehabt hatte. So ist denn Thomasius als einer der wackersten Vorläufer der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts zu betrachten und ihm das Verdienst zuzuerkennen, daß er sowohl für die Einführung einer vernünftigen Methode in der Behandlung aller Wissenschaften, als auch für die Verbreitung humanitärer Ideen über alle Schichten des Volkes hin in wahrhaft hervorragender Weise thätig gewesen ist.

*) Kurz, a. a. O. II. S. 450.

*) Cholevius („Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen", 1854, 56, 2 Thle.) stellt da, wo er die Bedeutung des Opitz bespricht, die mir ganz unbegreifliche Behauptung auf, Thomasius habe gar kein Latein verstanden, also guten Grund zum Gebrauche der deutschen Sprache gehabt. Wie Thomasius, als Sohn eines Rektors der Thomasschule in Leipzig und als Zögling dieser Schule, als Professor in Leipzig und Halle, als Geheimrath und Rektor der hallenser Universität in diesen Verdacht kommen konnte, ist mir um so unbegreiflicher, als er, um sich der Gelehrtenwelt, besonders seinen Fakultätsgenossen, in wissenschaftlichen Dingen verständlich zu machen, einen großen Theil seiner Schriften in lateinischer Sprache abgefaßt hat, so die „Institutionum jurisprudentiae divinae libri tres", die „Fundamenta juris naturae et gentium ex sensu communi deducta" u. s. w. Cf. Ueberweg, a. a. O., S. 128.

Eine wahre altpreußische Geschichte zum Lobe des Civilstandsgesetzes.

Ein Schuhmacher war's, der mir folgende Geschichte erzählte: Es ist doch eine schöne Sache, sagte er, daß nun die neugebornen Kinder nicht mehr meilenweit in Wind und Wetter, bei Hitze oder Frost, zur Taufe gefahren werden müssen, sondern, daß es dem Civilstandsgesetze nach genügt, wenn der Vater, die Hebamme oder ein Vertrauensmann auf's nahe Standesamt geht, die Geburt des neuen Weltbürgers anmeldet und zugleich den ihm bestimmten Namen in die Register eintragen läßt, womit allem und jedem Genüge geschehen. Erstens wird Geld und Zeit gespart, zweitens laufen die kleinen Dinger nicht Gefahr für ihre Gesundheit. Ich armer Teufel wurde natürlich noch, ich bin ja schon ein alter Knabe, zur Taufe in die Kirche gefahren. Für mich mußte beim Geistlichen noch baar berappt werden, und seht mich an, welch' ein Opfer der ersten Kirchfahrt ich geworden bin. Lahm und krumm seht ihr den Meister, und das hat nur die Taufe gemacht. Von klein auf war ich solch' ein Krüppel, nur gesund vor der Taufe.

Meine Eltern waren arme Losleute auf dem Lande und lebten von Feldarbeit bei benachbarten Besitzern. Mein Geburtsort liegt zwei Meilen von unserer Stadt, zu der er eingepfarrt war. Meine Alten waren kirchliche Leute, aber das schließt nicht aus, daß bei festlichen Gelegenheiten auch einmal ein Theil des kärglichen Verdienstes in Schnaps angelegt wurde. War einmal so Sitte und ist es leider heute noch, wenn auch nicht mehr in dem Maße. Solch' ein Festtag war meine Taufe. Es soll ein sehr kalter Sonntag gewesen sein, als man mich zur Kirche fuhr. Einen andern Tag, als einen Sonntag, konnte man aber nicht wählen, da ein Arbeitstag nicht versäumt werden durfte. Mein Vater drosch auf Antheil, den 11. Scheffel, bei einem benachbarten Gutsbesitzer Getreide, und da durfte er schon wegen des Verdienstes und dann wegen seiner zwei Mitdrescher nicht fehlen, die sonst auch hätten feiern müssen. Bis zum nächsten Sonntag, in Aussicht, daß es weniger kalt sein würde, konnte aber nicht gewartet werden, da es zuviel gekostet hätte. Dem Aberglauben nach mußte nämlich damals — ei, scherzen wir nicht, auf dem Lande in vielen Gegenden auch noch bis heute — bei einem ungetauften Kinde die ganze Nacht Licht brennen, damit es nicht der Teufel hole. Auch diese Kosten beseitigt das Civilstandsgesetz, da das Kind in 24 Stunden angemeldet und benamset sein muß, was jetzt für viele ja die kirchliche Taufe ersetzt, und so dauert nun die Beleuchtung, ohne die es nun einmal nicht geht, nur höchstens eine Nacht.

An einem bitterkalten Tage fuhren also die Taufgäste mit mir armen Wurm zur Kirche. Hin ging alles gut von statten. Ein Schlitten folgte dem andern auf regelrechter Landstraße. Im Taufhause wurden nur so und so viele Schieven (kleine irdene Schüsseln) mit Kaffee geleert, Fladen gegessen, die männlichen Gäste hatten freilich auch ein Schnäpschen gehoben, aber bei Leibe nicht zu viel, um nicht angeheitert in die Kirche zu kommen. So kam ich warm zur Stadt und warm zur Kirche. Lange mußten wir warten bis an meiner winzigen Person der Taufakt vollzogen werden konnte, da frühere Anmeldungen vorgingen und es ein gesegnetes Kinderjahr gewesen sein muß. Als der Taufakt vorüber, schüttelte der Frost alle Gäste und eilig ging es in die Ausspannung zurück, um sich der Sitte nach auf Kosten des freilich nicht anwesenden Taufvaters, meines Alten, zu erholen. Lustig wurde gezecht. Die Männer holten sich Wärme aus dem Cornus. Dann wurde zum feinen Doppelkümmel übergegangen, die Frauen machten in Süßem, schonten aber gerade auch nicht. Was Wunder, als es zur endlichen Abfahrt ging, — ich hatte so lange friedlich auf der Ofenbank geschlummert, — waren die Köpfe voll, wie 's sich für die damalige Zeit für eine forsche Taufe schickte. Anspannen und einsteigen machte Sorgen und Mühe, aber alles Uebel wurde heitern Muthes überwunden, wenn auch Männlein und Fräulein manchmal die Balance verloren und in den Schnee kippten. Das kühlte wohl ab, aber nüchtern machte es nicht. Mit Jauchzen und mit Glockengetön ging es hinab die Straße und zum Thore hinaus. Das Wetter war schlecht geworden. Es wehte stark, die Geleise waren voll Schnee, und auf der hohen schlägigen Bahn der Landstraße fuhr es sich herzlich schlecht. Ein Schlitten folgte dem andern, ich in den Armen der Hebamme auf dem ersten Schlitten trotz des Stoßens und Schwankens im warmen Mantel sanft entschlummert. Den lustigen Großen fuhr es sich aber zu schlecht auf dem verwehten Wege und kühn bog der erste Schlitten ab um die letzte Meile querfeld in gerader Richtung zurückzulegen. Natürlich folgte der zweite Schlitten und mit dem Geiste des Cornus im Kopfe, war die Wettfahrt beider Schlitten die natürlichste Sache von der Welt. Die Frauen kreischten, wenn es im Schwunge durch die freilich vollgeschneiten Gräben ging. Der erste Schlitten hatte bessere Pferde und die Insassen des zweiten hatten ihn bald aus dem Gesichte verloren, umsomehr, da die Wolken Schnee hinabschütteten, der Wind ihn aber auch von der Erde den Fahrenden in die Augen wehte. Der zweite Schlitten, in dem unter andern meine noch lebende Male-Tante saß, von der ich die ganze Geschichte übrigens habe, fing an zu irren und es dauerte lange Zeit bis er endlich wieder das noch erkennbare Geleise fand, das der erste Schlitten hinterlassen. Der Hof war im Schneegestöber nicht zu sehen, so folgte er also dem Geleise, um wenigstens, sollte auch der erste Schlitten irren, nicht von ihm getrennt zu werden. Die besten Wege hatte freilich der vorfahrende Schlitten auch nicht getroffen, aber er war doch durchgekommen; also ihm nach war die Losung. Höhen und Tiefen kann man bei Schnee schlecht unterscheiden und es kreischten die Frauenzimmer mörderlich. Als der Schlitten mit Schwung unerwartet in eine tiefe Leege hineinfuhr und im harten Stoße unten einen Graben passirte, wurde noch toller gekreischt und niemand bemerkte, daß meine hinten an der Seite sitzende Male-Tante bei dem Schwunge am Graben hinausgefallen war und tief im Schnee lag. Als sie sich aufgerafft und dem Schlitten nachrief, hatte derselbe bereits die Höhe der Leege erreicht und war nicht mehr zu sehen. Alles Schreien half nichts, umsoweniger, da die Stimme dem starken Wind

entgegen wirken sollte. Was war zu machen? Die Tante kannte die Leege, wußte, daß sie beinahe eine halbe Meile bis zum Dorfe habe, richtete also ihre Kleider zum Gange im tiefen Schnee zurecht und wanderte auf den Schlittenspuren vorwärts. Da bemerkt sie seitwärts etwas dunkles im Schnee. Jemand, denkt sie, hat ein Tuch verloren und will es aufnehmen. Aber — siehe da, ein Tuch war es freilich, aber halb entblößt, bei Wind und Wetter naß vom Schnee, lag ich armer Teufel stumm und verfroren darin, stumm, denn das Schreien war mir schon vergangen. Die Hebamme, die mich auf dem Schoße hatte und deren Kopf auch etwas überladen war, hatte mich beim Passiren des Grabens verloren, ohne es zu bemerken. Male-Tante hüllte mich in die Tücher und ihren Mantel und schleppte mich die halbe Meile nach dem Dorfe. Dem Zufall und der Tante verdanke ich das Leben, der Erkältung bei der ersten Ausfahrt aber meine Krüppelhaftigkeit.

So der, trotz der krummen Beine höchst fidele und verständige Schuster.

R. John.

Gefangene Zigeuner. (Bild S. 316.) Unser Bild stellt uns eine Familie aus dem Volke der Parias dar, die ihr Brod von allen Aeckern nehmen und Wasser aus allen Flüssen schöpfen und doch nirgends heimathsberechtigt sind. Wenn man die Züge, Sitten und Lebensweise der verschiedenen in Europa unter dem Namen Tsiganen, Gitanos, Zigeuner, Gipsies und Bohemiens umherirrenden Stämme mit einander vergleicht, so findet man überall eine Aehnlichkeit, die eine gleiche Abstammung außer allen Zweifel setzt, aber das Land ihrer Abkunft hat noch niemand festgestellt. Die dunkle Hautfarbe der scharfen Züge, der lebhafte Blick und das schwarze dichte Haar, welche Merkmale allen europäischen Zigeunern eigen sind, berechtigen den Forscher, ihre Wiege mit gleicher Wahrscheinlichkeit am Ganges, am Euphrat oder am Nil zu suchen. Auch ihre Sprache, die, wie alle ihre europäischen Schwestern indischen Ursprungs ist, bietet keinen Leitfaden der Zigeunerabkunft, denn sie hat alle Idiome in sich aufgenommen und ist ein wahres Rothwälsch geworden, dessen Grammatik erst geschrieben werden muß. Einen Grundriß dazu hat der Ungar Bornemissa entworfen.

Wer hat nicht schon ein Zigeunerlager — wenigstens im Bilde — in einer Schlucht an der Heerstraße gesehen? Das Gebell der unter dem Wagen angebundenen Hunde verkündet dem Reisenden schon von fern seine Anwesenheit; nackte Kinder kommen ihm entgegengelaufen, um von ihm ein Almosen zu erbetteln, alte, halb entblößte Frauen bieten ihm ihre Wahrsagerkünste an und überhäufen ihn mit Verwünschungen, wenn er ihnen ein kleines Geschenk dafür versagt; junge Mädchen, oft von tadelloser Schönheit, in flitterbesäte Lumpen gehüllt; grasende Klepper und grunzendes Borstenvieh vervollständigen mit dem unvermeidlichen Geiger und der spindeldürren Urgroßmutter, die am brodelnden Kessel hockt, die phantastische Szene, welche in dem gluthrothen Schimmer des lodernden Lagerfeuers einem Hexensabbath gleicht.

Fröhliche Stunden
Leben Zigeuner,
Kinder der Haide, frei wie der Wind.
Eilend und weilend
Nimmer gebunden
Schwindet mit Wandern das Leben geschwind.

Mit Tagesanbruch schlägt der Yamadar (König) auf den Amboß und das räthselhafte Wandervolk verschwindet wie ein Traumbild.

Das ist die Lichtseite der glatten Poesie. Betrachten wir nun die Schattenseite der rauhen Wirklichkeit. Die Zigeuner, welche sich selbst Rom (altindische unreine Kaste) nennen, sind weder mit den Sintiern Homer's, noch mit den Sigynen Herodot's identisch. In Europa erschienen sie zuerst im Jahre 840 n. Ch. G. und zwar unter dem Kaiser Nikephorus und wurden von den Griechen Athinganoi genannt, aus welchem Worte ihre anderen lautverwandten Benennungen entstanden sind. Heute sind sie von Indien bis zum atlantischen Ocean und Eismeer verbreitet. Man berechnet ihre Kopfzahl in Europa, Asien und Afrika auf 5 Millionen; davon kommen auf Europa 700,000. In der Türkei leben 500,000 und in Oesterreich-Ungarn 156,000 Zigeuner. Skandinavien besitzt die wenigsten Zigeuner, wo sie Tatern genannt werden. Auch in das übergeschäftige Leben des Industrialismus Englands passen die dunkeln Gesellen nicht recht. Ihre Hauptbeschäftigung ist hier, wie überall, der Pferdehandel, der ihrer Schlauheit den weitesten Spielraum gewährt. Frankreichs Zigeuner sind vorwiegend Nagelschmiede. Auf der appenninischen und pyrenäischen Halbinsel ziehen sie es vor, eher zum Vergnügen als zum Nutzen ihrer Nebenmenschen beizutragen und spielen zum Tanze auf. Nur in der Türkei, dem Paradies der Faulheit, sind sie seßhaft geworden und hantiren an der Pflugschar und dem Amboß. In Deutschland, Belgien, Holland und in der Schweiz stehen sie auf dem Aussterbeetat; auch das cisleithanische Oesterreich sucht durch strenge Polizeimaßregeln den frischen Zuzug von Ungarn möglichst zu verhindern, hat aber noch immer viel zu viel von diesem Mehlthau der Kultur und guten Sitte innerhalb der eigenen Grenzen. Rußlands strenge Kälte hat den Zigeunern zwar nicht ihre dunkle Hautfarbe, wohl aber ihre Gewohnheiten genommen. Gleich Murmelthieren halten sie während des Winters in den Städten ihren Winterschlaf und bereisen im Sommer als Sänger und Musiker die Messen.

Und nun zur Erklärung unseres Bildes, das uns nach Ungarn, dem gelobten Land der Zigeuner führt. Indifferent gegen nationale und konfessionelle Gehässigkeit ist der Zigeuner jedermanns Freund, wenn er in der Czarda des Juden bei Hochzeit und Taufe, bei der Kirmeß und Landtagswahl seine Fiedel ertönen läßt. Ohne ihn wäre der Magyar nur ein halber Magyar, denn er könnte nicht tanzen und singen. Aber nichtsdestoweniger macht man den armen Fiedler, der schlechter wie ein Hund am Ende des Dorfes haust, für jedes im Umkreis verübte Verbrechen verantwortlich. Dem Dorfjuden Itzig Feitel ist eine Kuh gestohlen worden und da kurze Zeit darauf des Zigeuners schönere Hälfte Ilonka in ein Paar neuen Stiefeln stolzirte, so galt es für ausgemacht, daß der Fiedler Paprika Jánczi die Kuh gestohlen habe. Der gestrenge Tablabiro (Bezirksrichter) läßt den vermeintlichen Frevler mit Weib und Kind von seinen Panduren verhaften. Nachdem Paprika Jánczi vor dem Richterstuhl seine Unschuld in allen landesüblichen Sprachen und Glaubensbekenntnissen betheuert hat, wird er mit einem argumentum a posteriori entlassen.

Wenn Ungarn der Zigeunerhimmel genannt wird, so könnte mit demselben Recht Rumänien die Zigeunerhölle heißen. Die nach französischer Schablone zugeschnittene Landesverfassung existirt nur für die Bojaren (Edelleute). Eingeborene Bürger gibt es in Rumänien nicht, weil alle Handwerker vom Ausland (größtentheils aus Ungarn) eingewandert sind, und wieder nach der Heimath zurückkehren, wenn es ihre Mittel erlauben, um der willkürlichen Gerichtspflege zu entgehen. Der Jude und Zigeuner sind rechtlos. Der erstere ist zwar nicht leibeigen aber nicht zum Erwerb des unbeweglichen Gutes berechtigt. Der letztere rangirt in die Kategorie zwischen Hund und Pferd. Als Lastthier des Bojaren wechselt er auf den Befehl des letzteren Wohnung und Beschäftigung und unterscheidet sich von dem Negersklaven nur dadurch, daß sein jeweiliger Herr aus Vermehrungsrücksichten seine Familienbande respektirt. Von Schulbildung kann unter solchen Umständen keine Rede sein. Wie es mit der Moral dieser Bedauernswerthen aussieht, kann sich jeder Unbefangene denken. Die rumänische Verfassung garantirt zwar allen Rumänen gleiches Recht, aber Juden und Zigeuner sind keine Rumänen, sondern Juden und Zigeuner. Da die Diplomaten der Berliner Konferenz im Jahre 1878 die Gleichberechtigung der Christen und Juden in Rumänien hergestellt haben, wäre es wohl auch an der Zeit, sich der armen Zigeuner zu erinnern, die uns doch näher liegen, wie die Bewohner von Wadai oder Dahomey (Negerstaaten in Afrika), deren Sklavenjoch empfindsamen Seelen Thränen erpreßt.

Dr. M. T.

Der Odilienberg. (Bild S. 317.) Sechs Stunden von Straßburg entfernt, liegt das Städtchen Barr, anmuthig an den Fuß der Vogesen gelehnt. Wer es liebt, an dem breiten Strom, in dem unsre heutige Entwicklung der Zukunft zufließt, hinaufzugehen bis an seine Anfänge, der biege hier ab von der staubigen Fahrstraße, um im kühlen Waldesdunkel einen Trunk zu thun aus erquickendem Bergquell. Wir leben sehr rasch, und der einzelne hat wenig Zeit, von den flüchtigen Interessen des Tages mit sinnendem Blick in die Vergangenheit zurückzuschauen, aber da oben auf dem Odilienberg — dem Sujet unsrer Illustration — überkommt uns eine rechte Feiertagsstimmung, wenn das rast- und ruhelose Streben zweier Jahrtausende an unserem geistigen Auge vorüberzieht. Die dunkle Ahnung längst verschwundenen Treibens mahnt uns nicht nur an das Werden und Vergehen der menschlichen Herrlichkeit, sondern auch an das Joch des Frohndienstes, das uns die große Natur auferlegt, und das wir niemals abschütteln werden, — wir Krüppel der Civilisation am allerwenigsten!

Der östliche Söller des Klosters Odilienberg ist circa 900 Meter über der Meeresfläche. Wonnetrunken schweift das entzückte Auge über das Rheinthal von Landau bis Basel. Hier zu unsern Füßen die vom Wind bewegte goldne Halmfluth der Weizenfelder, sanfte Rebenhügel und steil aufstrebende Bergmassen, durch wechselnde Laubholz- und Nadelwaldungen vielfach schattirt, weiterhin, soweit das Auge reicht, zwanzig Städte, dreihundert Dörfer, und am nördlichen Horizont das Wahrzeichen des Elsasses, Straßburgs Münsterpyramide, — dort drüben, zwischen den Rhein und den Schwarzwald eingeengt, das langgestreckte badische Ländchen, und dort, den südlichen Hintergrund abschließend, in rosenrother Färbung schimmernd, die zackigen Spitzen und Hörner der himmelanstrebenden Schweizergletscher. Den westlichen Rahmen der unvergleichlichen Rundschau bilden die bis 800 Fuß über die Burgruinen Lützelburg und Rathsamhausen ansteigenden Bergrücken des Hochfelds.

Die nach allen Seiten steilabfallende Felsenterrasse, auf welcher heute das stattliche, aber geschmacklose Odilienkloster steht, diente den keltischen Ureinwohnern der Wassihinna (Wasgau) als natürliche Veste. Als der „größte Römer“ Julius Cäsar von Gallien aus bis an den Rhein vordrang, flüchtete der bei Bibrakte (Autun) geschlagene Gallierfürst Vercingetorix hierher und ließ die „Heidenmauer“ aufführen, deren kolossale Ueberreste wir noch heute bewundern. Diese Lagermauer, ohne Mörtel aus oft zwei Meter langen Quaderstücken aufgeführt, lief um den ganzen Bergrücken herum, senkte sich in ein tiefes Thal hinab, erhob sich nordwärts wieder auf einen andern Berg und bildete bald hervorspringende, bald abgerundete, bald eingebogene Winkel, je nachdem die Terrainbeschaffenheit es erforderte. Ihr Umfang beträgt 10500 Meter und die dadurch eingeschlossene Fläche von über eine million Quadratmeter bot tausenden von Kriegern eine sichere Zufluchtsstätte. Die römischen Sieger errichteten auf dem Felsenplateau ein Castrum (befestigtes

Lager), welches sie mit dem Unterlande durch eine heute noch erkennbare, $2^1/_2$ Stunde lange Heerstraße verbanden. Tacitus nennt den Burgflecken Altitona. Die alemannischen Ueberwinder der Römer nannten das Bollwerk **Hohenburg**. Im Jahre 666 nach Chr. Geb., also in einer Zeit, wo die erstarrten Dogmen des Christenthums noch nicht um den Aufschwung des Denkens und Empfindens ihre Fesseln geschlagen hatten, entstand hier ein Kloster und wurde unter der Aebtissin Odilie, einer Tochter des Fürsten Eticho, zur Kulturstätte. Eine ihrer Nachfolgerinnen, die Aebtissin Herrad von Landsperg, verfaßte hier um's Jahr 1190 den „Hortus deliciarum" (Lustgarten), eine Sammlung lateinischer Gedichte mit biblischer Nutzanwendung, denen das Nöthigste aus anderen Wissenschaften zur Erläuterung beigefügt war. Es ist ein getreues Spiegelbild der geistigen Strömung der damaligen Zeit. Leider ist das mit zierlichen Initialen und phantasievollen Randverzierungen ausgestattete Manuskript, welches sorgsam auf der straßburger Stadtbibliothek aufbewahrt wurde, wie so manches andere, in der Schreckensnacht des 24. August 1870 ein Raub der Flammen geworden. Von der ursprünglichen Anlage der Odilienkirche und den Klosterbaulichkeiten ist keine Spur mehr zu finden, denn vom Jahre 1049 bis 1681 haben hier die Flammen achtmal gründlich aufgeräumt. Ueberhaupt sind die Flammen, welche bald die Franzosen, bald die Deutschen schürten, in diesem paradiesischen Erdenwinkel zu einer traurigen Berühmtheit gelangt. Dort, jener helle Flecken zwischen den braunen Tabaksanpflanzungen heißt Rosheim, einst eine der zehn freien Reichsstädte des Elsasses. Graf Peter Ernst von Mansfeld ließ die Stadt im dreißigjährigen Kriege plündern und anzünden, weil ihn die Bürger einen Bastard gescholten haben. Das stattliche Barr mit seinem zierlichen Martinsthurm ließen im Jahre 1678 die Franzosen an allen Ecken und Enden anzünden, weil beim Abzuge der Truppen ein Offizier aus dem Hinterhalt erschossen wurde. Die auf unserm Bilde im Vordergrunde stehende landsperger Klosterruine ist während des Bauernkrieges (1552) in Rauch und Flammen aufgegangen.

Doch genug von den Greueln der Weltgeschichte. Hoffen wir, daß unsern Nachkommen die Geschichte des menschlichen Geistes höher stehen und werthvoller sein wird, als Umwälzungen von Staaten und Auf- und Niedergang von Stämmen und Völkern.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die guten Schwestern, welche das Kloster bewohnen und denen weit und breit Wald und Flur gehört, „für Geld und gute Worte" gern bereit sind, den Beweis zu liefern, daß trotz der schlechten Zeiten Küche und Keller der heiligen Odilie von ihrer Berühmtheit nichts eingebüßt haben. Alljährlich am Pfingstmontag strömen tausende in buntem Durcheinander der lichten Höhe zu, um sich von der Stichhaltigkeit dieser Behauptung zu überzeugen und nach der glänzenden Beweisführung etwas schwankend den Rückweg anzutreten.

Dr. M. T.

Birma, der allerneueste Kriegsschauplatz. Seitdem England so leichten Kaufes den Schir Ali in Afghanistan überwunden, ist seine Kriegslust nicht einmal durch die Niederlage, welche ihm der Zulukönig Cetewayo beigebracht, zu dämpfen. Kaum hat es im afrikanischen Boden bei Isandula seine Todten begraben, so wirft es in Hinterindien Theebau, dem König von Birma, den Fehdehandschuh hin, um die birmanischen Prinzen zu rächen, welche der König in einer Anwandlung von Säuferwahnsinn in der Hauptstadt des Landes, Mandalai genannt, hinrichten ließ.

Das Familiengemetzel kommt den Engländern sehr gelegen und gibt einen triftigen Vorwand zur Niederwerfung des letzten selbstständigen Reiches in Hinterindien. Der schlaue Birmanenkönig Theebau hat bisher jeden Versuch Englands, sich in die Angelegenheiten des Landes zu mischen, vereitelt und trieb seine diplomatische Finesse so weit, daß er im Jahre 1872 eine Gesandtschaft nach Rom und London schickte und in Rangoon, der zweiten Stadt des Landes, ein Parlament von Priestern und Adeligen zusammenrief, um eine Verfassung für die leibeigenen Handwerker und Bauern zu berathen. Nach der Ermordung seiner Brüder, ihrer Frauen und Kinder, retablirte das Reichsoberhaupt die altgewohnte Despotie, kraft deren er Herr des Lebens und Eigenthums seiner Unterthanen ist. Das Land, 12,000 Quadratmeilen groß und von dem schiffbaren Flusse Irawaddi durchströmt, grenzt im Osten an das südwestliche China und Siam. Im Westen und Norden ist es durch die Gebirgskette von Arrakan von den indobrittischen Küstenländern und den unabhängigen tibetanischen Gemeinwesen getrennt. Das Brahmaputragebiet, mit seinen steilen Hängen gegen den bengalischen Meerbusen abfallend, haben die Engländer seit 1852 besetzt und so die Birmanen vom Meer weggedrängt, um ihren Mineralschätzen, Handels- und Ackerprodukten die Ausfuhr abzuschneiden. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 6 Millionen. Sie sind eine indochinesische Mischlingsrasse, die sich zum Buddhismus bekennt, Fleischspeise verschmäht und eine von den indischen und chinesischen Idiomen abweichende Sprache spricht, welche, gleich der Ursprache auf den Nikobarischen Inseln, ausschließlich aus einsilbigen Worten besteht. Trotzdem das Land unter dem Wendekreis des Krebses liegt, ist das Klima infolge bewaldeter Gebirgszüge gemäßigt, wasserreich und gesund. Die Birmanen sind klein, gut proportionirt, von brauner Farbe, aber nie dunkel, mit schwarzem, straffem reichlichem Haar. Sie zeichnen sich vor den benachbarten Völkern durch größere Lebhaftigkeit und stärkeren Thätigkeitstrieb aus. In Folge des Ultimatums wird König Theebau in kurzer Zeit tausende von Bewaffneten zusammenraffen, um der englischen Invasion die Besetzung des Landes zu wehren; da aber von einer Uebung im Gebrauch der Waffen und von Mannszucht keine Rede ist, und außerdem Kavallerie und Artillerie in Birma unbekannte Dinge sind, wird wohl das indo-brittische Kaiserthum bald um eine Provinz bereichert werden, welche der Schlüssel zum Landwege nach China ist und obendrein millionen von Opiumkonsumenten besitzt, welche das berauschende Gift um den von England bestimmten Preis kaufen müssen.

Dr. M. T.

Die Poesie des Martin Opitz, welche in der Einleitung zur Abhandlung über Lessings Wirken charakterisirt ist, sei hier in einer interessanten Probe unseren Lesern vorgeführt. Segen der Einfalt ist das Gedicht betitelt:

Wol dem, der weit von hohen Dingen
Den Fuß stellt auf der Einfalt Bahn;
Wer seinen Muth zu hoch wil schwingen,
Der stößt gar leichtlich oben an:
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.

Ein hohes Schloß wird von den Schlägen
Des starken Donners mehr berührt;
Wer weit wil, fellt offt aus den Wegen,
Vnd wird durch seinen Stoltz verführt.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferrinn.

Auff grosser See sind grosse Wellen,
Viel Klippen, Sturm vnd harter Wind;
Wer klug ist, bleibet bey den Quellen,
Die in den grünen Wäldern sind.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

Hat Phyllis gleich nicht Gold vnd Schätze,
So hat sie doch, was mir gefellt;
Womit ich mein Gemüth ergetze,
Wird nicht gekauft vmb Gut und Geldt.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

Man steht bey reicher Leute Pfordte
Sehr oft vnd kömpt doch selten ein;
Bei jhr bedarf es nicht der Worte,
Was jhr ist, ist nicht minder mein.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

Glentzt sie gleich nicht mit thevren Sachen,
So glentzt doch jhrer Augen Liecht;
Gar viel muß Hoffahrt schöner machen,
Ihr schlechter Schein betreugt mich nicht.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

B. G.

Die Untersuchung des Wassers in Bezug auf seine Zulässigkeit als Trinkwasser ist nach Dr. Koller sehr einfach. Man nimmt ein Theil Tannin (Galläpfel-Gerbsäure, die in jeder Apotheke zu kaufen ist) und ein Theil Weingeist, löst das in vier Theilen Wasser auf und filtrirt die nicht klare Lösung. Von derselben setzt man einen Eßlöffel voll zu einem gewöhnlichen Trinkglase voll Wasser. Jede bald eintretende Trübung, besonders in erheblicherem Grade, läßt erkennen, daß dieses Wasser als Genußmittel nicht zu verwenden ist. Die entstandene Trübung weist auf die mehr oder minder reichliche Anwesenheit von organischen Stoffen hin und gerade diese bilden bekanntlich beim Wasser die Hauptursache seiner Schädlichkeit.

-z-

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). -- Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 28. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Einen Moment schien Hans unschlüssig, was er damit beginnen solle, als sich Stefan ihm jetzt zuwendete, sah er ihm groß und fragend in's Gesicht. „Stefan,“ sagte er mit vor Erregtheit vibrirender Stimme; „wir sind Kameraden, wir sind mehr, wir sind Freunde geworden; aber ich denke, wahre, wirkliche Freunde müssen Vertrauen zu einander haben, und besonders in solcher Lage. Wir erwarten die Schlacht — wer weiß, was geschieht, — — hast du nichts auf dem Herzen, nichts, was du mir anvertrauen möchtest?“

„Nein, Hans, ich wüßte nicht,“ versetzte Stefan kurz.

Hans streckte ihm seine Hand entgegen, einige Vergißmeinnichtblümchen, mit einem blauen Seidenfaden zusammengebunden, lagen auf ihrer Fläche. „Nehmen Sie dieses wieder zu sich,“ sagte er mit ironischer Bitterkeit, „und achten Sie in Zukunft sorgfältiger auf dergleichen Liebestrophäen, wenn Sie diese Liebe selbst doch vor aller Welt verbergen wollen.“

Stefan hatte bereits die zarten Blüthen an sich gerissen, er blickte Hans mit funkelnden Augen an. „Sie wissen, von wem das kommt?“ fragte er.

„Ich habe ihr die Blumen selbst gepflückt, sie selbst mit diesem blauen Faden zusammengebunden; ich war damals so thöricht, zu hoffen, sie würde sie zum Andenken an mich bewahren. Sie hat es nicht gethan; aber es erscheint mir gleichwohl als eine dreiste Anmaßung, wenn diese Blüthen, die sie von mir genommen und getragen, wenn auch nur eine Stunde lang, von einem andern nun als sein Schatz geborgen werden.“

„Und wenn dieser andre nun dieses Mädchen liebt?“

„Ich liebe es auch, ich liebe Valerie ebenfalls!“

„Ja, Sie lieben sie, ich wußte es!“ rief Stefan mit unaufhaltsam hervorbrechender Heftigkeit. „Und auch Ihr Bruder liebt sie, und jeder von euch hat das Möglichste gethan, um sie zu verblenden, sich zu erschmeicheln, um sie für sich zu gewinnen.“

„Und wenn dem so ist, wer dürfte es uns verwehren?“ fragte Hans, durch die auffallende Heftigkeit des andern noch mehr gereizt. „Das Mädchen gefällt uns, sie ist mit uns in gleicher gesellschaftlicher Stellung, jeder von uns darf der Einwilligung der Eltern sicher sein, jeder von uns ist in der Lage, ihr ein angenehmes, sorgenfreies Daheim bieten zu können; wir dürfen also hoffen, sie glücklich zu machen, während Sie —“

„Hochmüthiger! Sie glauben, an meiner Seite müsse sie unglücklich werden, ich könne ihr nur Sorgen und Elend bieten, ein jämmerliches, beklagenswerthes Dasein, und es sei Vermessenheit, daran zu denken, sie heimzuführen als mein Weib! Nun denn, ich bin so vermessen und ich wage zu denken, daß ich sie glücklich machen werde, glücklicher, als ein jeder von euch es könnte, denn ich liebe sie mehr, als ihr beide zusammen!“

„Eingebildeter!“

„Und ich habe allein ein Recht auf sie, ein heiliges, unveräußerliches Recht, denn — jetzt sollen Sie es wissen — sie liebt mich wieder!“

„Sie hat es Ihnen gestanden?“

„Sie hat es mir zugeschworen, sie hat es mir mit glühenden Küssen besiegelt!“

Die hohe Gestalt Wachtlers sank wie schwer getroffen in sich zusammen.

„Ja,“ fuhr Stefan fort, mit einer Art von wildem Triumph seinen Nebenbuhler betrachtend, „sie liebt nur mich, trotz meiner Armuth, trotz meiner Niedrigkeit liebt sie nur mich, und sie vertraut mir und glaubt an mich und an die Kraft, die sie mir eingeflößt hat.“

Hans erhob sich mit einer ihn plötzlich überkommenden ruhigen Würde. „Möge sie vorhalten, diese Kraft und eure Gluth, möge sie all' die Prüfungen, die euch bevorstehen, überdauern. Ob eure Liebe die wahre ist, ihr werdet es beide erst zu beweisen haben, ich meinestheils glaube nicht daran.“ Er grüßte Stefan mit einem ernsten Blick und entfernte sich mit langsamen, gemessenen Schritten. Geräuschlos ging er dem Lager zu.

Stefan blieb allein zurück, er schien betroffen; dann aber führte er das Vergißmeinnichtsträußchen an seinen Mund und küßte es. „Was weiß er,“ murmelte er, indeß ein stolzes Lächeln seine jugendlichen Züge überflog, „sie liebt mich! Und ich! — Ach, er hat's noch nicht erfahren, welcher Muth, welche neue Fähigkeiten in eines Mannes Seele erwachen, der liebt und die Gewißheit hat, wiedergeliebt zu werden! Er zweifelt an meiner Kraft, ich werde ihm beweisen, daß er unrecht hatte!“

Er stand auf und ging, einen kleinen Umweg beschreibend, seinem Platze zu. Die Kameraden schliefen; er hüllte sich in seinen Mantel, bald schlossen sich seine Augen, er verfiel in einen leisen, von Traumbildern bewegten Schlummer.

Der Morgen brach an. Die bleiche Sonne blieb hinter einer grauen Nebelmasse verborgen, die sich immer mehr zu verdichten schien und alsbald sich in einen feinen Regen aufzulösen begann,

der ununterbrochen herabrieselte. Der Wind hatte nur wenig nachgelassen, er blies noch immer bitter kalt und rauh den Soldaten in's Gesicht. Jetzt wurde Reveille geblasen und geschlagen, und alsbald wurde es im Lager lebendig. Eine überhastige Bewegung gab sich kund, die Waffen wurden untersucht, Munition vertheilt und Brot, und jetzt kamen die Marketenderkarren angefahren; Branntwein wurde in großen Quantitäten vertilgt, und jeder füllte seine Feldflasche damit. Sie brauchten's. Sie waren steif vor Kälte, und Branntwein erwärmt die Glieder, sagten sie, und auch das Herz. Adjutanten sprengten auf ihren flinken Rossen hin und her — Ordonnanzen gingen und kamen. Man erwartete das Heranrücken des Feindes, man wußte nicht genau, von welcher Seite, aber man vermuthete den Angriff auf verschiedenen Punkten. Leider versperrte der Nebel jede Aussicht über die Ebene. Die Kanonen waren gerichtet, die Bataillone in Schlachtordnung aufgestellt. Sieben Armeekorps waren, die Sachsen ungerechnet, innerhalb eines Raumes von neun Meilen zusammengezogen, sie standen zwischen Smiritz und Nechanitz.

Feldmarschall Benedek befand sich auf einem Hügel, oberhalb des kleinen Dorfes Lipa, von wo er das Centrum, den linken und den rechten Flügel beherrschte. Die Kavallerie war im Hintertreffen aufgestellt, um eine passende Gelegenheit zum Eingreifen abzuwarten. Die Mannschaft zeigte sich kühn und zuversichtlich, überhaupt von dem besten Geiste beseelt. Sie war in jener nervösen Spannung, in der man nach Thaten verlangt; in allen Muskeln zuckt es dann, man lacht, man spricht, Geistesfunken sprühen, aber nur drauf und dran, nur kein Verweilen mehr! Ein Zuwarten, ein ruhiges Verharren wird da zur Pein. Alle verlangten mit äußerster Ungeduld nach dem Beginn der Schlacht. Sie konnte in einigen Minuten schon ihren Anfang nehmen. Der Feind war im Anmarsch, man wußte es, aber die Höhen von Dub verbargen alle seine Bewegungen.

Endlich — um halb acht brach es los. Entsetzlicher Kanonendonner erschütterte die Luft und machte die Erde erbeben; die Schlacht wurde durch ein plötzliches, heftiges Artilleriefeuer der Preußen eingeleitet. Die Kugeln fliegen pfeifend und in erschrecklicher Anzahl durch die Luft; man hört sie abschießen und einschlagen mit ohrenbetäubendem Lärm. Gleich darauf konnte man die Offiziere schreien hören: „Schließt die Reihen!“ Sie waren arg gelichtet worden — die ersten Opfer der Schlacht von Königgrätz waren gefallen. —

Das Korps, in dem unsere Freunde sich befanden, wurde um acht Uhr auf den östlichsten Punkt der Kampfeslinie beordert. Es sollte in und um das Dorf Benatek sich postiren. Es war hier in einer durch Häuser und Gehölz gedeckten Stellung, und die Artillerie, die auf einem Hügel hinter Benatek sich aufstellte, konnte dem herannahenden Feind ungeheuren Schaden beibringen. Jetzt eröffneten aber auch hier die feindlichen Batterien ihr Feuer gegen die Österreicher. Die Infanteristen besetzten dennoch rasch und in guter Ordnung das Dorf und das vor demselben, nach einer Seite hin sich ausbreitende Wäldchen. Sie fanden sich bald in eine Rauchwolke gehüllt, ohne selbst noch einen Schuß gethan zu haben. Jedes Eingreifen in die Aktion war ihnen bis auf weiteres untersagt; sie mußten ihre Artillerie allein gewähren lassen, welche in ausgezeichneter Präzision der feindlichen Schuß für Schuß zurückgab. Die Oesterreicher kannten das Terrain, und jede Granate traf ihr Ziel; aber auch bei ihnen rissen die Kugeln große Lücken und räumten unter der Mannschaft auf, obwohl sie durch Häuser und Bäume einigermaßen gedeckt waren.

Stefan stand mit seinen Kameraden ziemlich außer dem Dorfe, hinter einer kleinen Kapelle. Sie befanden sich auf einer Erhöhung und hatten von hier aus den freien Ausblick gegen die vor ihnen liegenden Felder; aber die gewaltigen Rauchmassen, welche durch den Nebel niedergehalten wurden, gestatteten ihnen nicht, die Bewegungen der Feinde zu verfolgen. Sie vermochten nicht zu unterscheiden, ob sie noch jenseits des Flusses standen oder ob sie denselben bereits überschritten und allmählich gegen sie heranrückten. Sie hofften das letztere. In fiebernder Ungeduld standen diese armen Burschen da; sie sahen rechts und links die durch Granatensplitter verursachten Verstümmelungen ihrer Kameraden, sie sahen sie fallen, hörten ihren Weheruf, ihr Todesröcheln, und mußten auf ihren Plätzen verharren, ruhig sich verhalten, wie Bildsäulen dastehen, ohne sich zu rühren, während doch ihre Herzen wahnsinnig klopften, während alle ihre Pulse schlugen und ihr Körper zitterte vor Wuth und Aufregung.

Stefan stampfte mit den Füßen den Boden. „Wenn wir noch eine Viertelstunde hier stehen bleiben müssen,“ sagte er zu Sepp, der jetzt neben ihm sich befand, „so werden wir alle niederkartätscht sein; wie Hunde werden wir niedergeschossen sein, ohne uns vertheidigt zu haben.“

Sepp, der den Czako vom Kopfe geworfen, faßte mit der einen Hand nach seinem dichten, struppigen Haar, und es in einen Schopf zusammenfassend, beutelte er daran mit unbarmherziger Heftigkeit. „Steffel,“ rief er, „mir druckt's die Seel' ab, Steffel, wenn ich so elendiglich krepiren müßt', eh' ich's denen da drüben heimgezahlt hab' — 's wär' schrecklich! 's wär' das Härteste, was mich treffen könnt', wenn ich sie nöt unter meine Fäust' krieg'; aber wenn — dann g'freu dich, Preuß'! Meintwegen soll ich umbracht werden, aber eher will ich auch umbringen, je mehr, desto besser!“

In dem Augenblick stieß Stefan einen Schrei aus, eine Granate kam geflogen, er sah hinüber nach dem nahen Gehölze, wo Hans mit einer Anzahl Leute Posto gefaßt, — dort, dort mußte sie einschlagen. Ein Krach erfolgte, Staub und Sand wirbelte auf — sie war explodirt, die Splitter flogen auseinander, Tod und entsetzliche Wunden ertheilend. Ein Gebrüll erfolgte — dann wurde es einen Augenblick ganz ruhig. Stefan sah mit unendlicher Bangigkeit nach seinem Lieutenant. Er stand, er war unversehrt, er beugte sich zu einem Kameraden nieder, der minder glücklich war. Wieder donnerten die Kanonen. Die Mannschaft war kaum mehr zu halten; sie schrien, sie knirschten mit den Zähnen, sie zeigten sich auf's höchste erbittert, die Offiziere mußten all' ihre Autorität aufwenden, damit sie nicht blindlings den Feinden entgegenstürzten. Sie hielten es in dieser entsetzlichen Unthätigkeit nicht mehr aus, sie wollten zum Dreinhauen kommen. Aber es durfte nicht sein; wenigstens war der Augenblick dazu noch nicht gekommen. Die Offiziere hatten ihre Weisung vom Stabe, das Terrain müsse behauptet werden, es koste, was es wolle.

Indeß wurde die preußische Kanonade immer heftiger, sie hatte noch Verstärkung erhalten. Während dieser Kanonade und unter dem Schutze der dichten Rauchwolken, war es den Preußen gelungen, ihre Infanterie vorzuschieben; sie hatte den Fluß übersetzt und eine bequem gelegene Bodenerhöhung erreicht, wo sie sich vor dem Feuer der österreichischen Artillerie zu decken wußte. Die feindliche Artillerie rückte nun gleichfalls vor. Einige Batterien der österreichischen waren ungünstig plazirt, sodaß sie dieses Vorrücken nicht hindern konnten; ja, sie fanden sich bald selbst genöthigt, zurückzuweichen. Indeß kamen die preußischen Kolonnen, von Tirailleuren gedeckt, stetig vorwärts. Jetzt sah man sie über das Feld heranstürmen, jetzt hatten sie das Wäldchen erreicht —, der Zusammenstoß mußte erfolgen. Endlich, endlich sollte es zum Kampf kommen, zum Handgemenge, — der langersehnte Augenblick der Wiedervergeltung war gekommen. Ein Brüllen, ein Toben brach los, — die niedergehaltene Wuth, sie sollte sich jetzt in ihrer ganzen Schrecklichkeit offenbaren! — —

Es war Mittag geworden. Der Kampf war auf der ganzen Linie entbrannt. Fast alle Regimenter waren schon im Treffen. Die blitzenden Klingen und Bajonnette, die Musik, das Brüllen und Schreien, die flatternden Fahnen, die schnaubenden Rosse, alles wogte gleich wild empörten Fluthen durcheinander. Die Dampfwolken, durch den Nebel zu Boden gehalten, verhüllten alles minutenlang, aber sobald der Schleier riß, sah man diese Menschen in Bestien umgewandelt, von Mordlust entbrannt, und den Tod in tausendfältiger Gestalt rund um sie herum.

Um diese Zeit spielte die österreichische Artillerie an den meisten Punkten eine glänzende Rolle. Die österreichischen Festungsgeschütze luden nebst dem Projektil noch Kartätschenbüchsen; man ließ die Preußen bis in die wirksame Schußdistanz vorrücken; ein Krachen — und Fronten beinahe niedergelegt, war eins. Die Preußen vermochten kein weiteres Terrain zu gewinnen, ja, sie begannen sich zurückzuziehen. Auch im Infanteriekampf drängten die Oesterreicher vorwärts. Das Gemetzel war furchtbar! Eine enorme, eine schreckliche Anzahl Verwundeter wurde aus dem Gefechte weggetragen, viele der Verwundeten liefen, ihre letzten Kräfte zusammenfassend, hinweg und suchten die Verbandplätze auf, wo die Aerzte mit unsäglicher Aufopferung und Hingebung ihres Amtes walteten und doch nicht im stande waren, dieser stets wachsenden Zahl von Hülfsbedürftigen auch nur annähernd zu genügen.

Doch wir kehren nach Benatek zurück, wo es zum erstenmal in dieser Schlacht zum Handgemenge kam. Die Preußen waren in das Wäldchen eingedrungen; ihr Gewehrfeuer blieb nutzlos, da die Oesterreicher gedeckte Stellungen innehatten; man ließ sie

daher mit gefälltem Bajonnett vorrücken. Stehenden Fußes erwarteten die Oesterreicher den Angriff, und nun entspann sich einer der wüthendsten Kämpfe dieses entsetzlichen Krieges. Dreitausend Mann und neunzig Offiziere waren in das Gehölz eingedrungen, den Oesterreichern entgegen, nur dreihundert Mann und zwei Offiziere standen noch aufrecht, als sie auf der andern Seite herauskamen. Alle übrigen lagen mit hunderten von Oesterreichern todt oder verwundet niedergestreckt. Aber das Wäldchen war von den Preußen erobert und sie konnten jetzt in Benatek einziehen. Das Dorf brannte. Die Artillerie hatte es mit Brandraketen beschossen, man hatte dadurch die Oesterreicher zu vertreiben gesucht, aber diese setzten sich hier auf's neue fest. Von hier wollten sie nicht weichen, nie und nimmermehr! Sie riefen es sich zu, sie feuerten sich gegenseitig zum Widerstande an. Der Grimm, die Wuth aller war auf's höchste gestiegen. Sie hatten Blut gesehen, sie hatten gemordet, das Thier war in ihnen erwacht und sie waren blutgierig, unersättlich blutgierig geworden und wollten auf's neue sich anfallen, noch weiter schlachten, noch weiter sich zerfleischen!

Der sanfte, weichherzige Hans fühlte sich wie ein Rasender, er hieb mit blinder Wuth darein. Stefan hatte sich an seine Seite gedrängt, auch er metzelte mit ungeheurer Wuth. Sein Bajonnett war voll Blut, Menschenhaare klebten daran: er schonte nichts, er stieß nieder, was sich ihm entgegenstellte. Der Czako war ihm vom Kopfe gefallen, das schöne, blonde Haar umflatterte den bleichen, jugendlichen Kopf mit den sprühenden Augen. Die Brust keuchte, der Mund war verzerrt, er schäumte, er öffnete sich und dann schloß er sich wieder, die Zähne schlugen knirschend aufeinander, — er war schrecklich anzusehen. Sie alle waren entstellt, Dämonen gleich! Das Feuer nahm überhand. Die brennenden Häuser trennen die Kämpfenden, aber diese laden frisch und schicken eine Salve nach der andern durch die Flammen hindurch einander entgegen. Der Rauch steigt bis zum Himmel empor, die Sparren und Balken krachen und fallen brennend hernieder, — was kümmert sie's! Sie haben sich wieder gesammelt, und hier ist eine Gasse, sie ist noch passirbar, sie rennen hindurch und stürzen wieder auf's neue auf einander los. Wildes Schreien, Ausrufe des Spottes, der Wuth, des Hasses ertönen, und gegenseitige Rufe der Ermuthigung, die zur Ausdauer ermuntern.

Hans ist mit einem anderen jungen Offizier allen voran, Stefan fast unmittelbar hinter ihm, Sepp drängt sich ihnen nach, ein neuer Zusammenstoß erfolgt. Man kämpft mit dem Bajonnett, man schießt mit Revolvern, man rauft sich, man schlägt mit den Fäusten auf einander los. Das Prasseln der Flammen, das Krachen der zusammenstürzenden Häuser und Scheunen, das Heulen des Windes, der sich, durch die Hitze erzeugt, erhoben hatte, das Brüllen und Schnauben der Kämpfenden, das Wehgeschrei der Verwundeten und der Donner der Kanonen, es ist die Musik der Hölle und Teufel sind es, die hier im Blute watend, sich gegenseitig massakriren. Der Kampf zieht weiter, die Preußen werden zurückgedrängt, — jetzt sind sie wieder mitten unter den brennenden, einstürzenden Gebäuden. Die Preußen zeigen sich ermattet, sie können nicht weiter kämpfen, die Straßen des Dorfes sind mit Verwundeten, mit Todten, mit erschöpft Dahinsinkenden gepflastert. Wehe denen, die hier niederfallen, sie stehen nicht wieder auf, denn jetzt stürzen die meisten der brennenden Gebäude mit prasselndem Gekrache über ihnen zusammen. Der Aufenthalt in Benatek ist für beide Parteien unmöglich geworden. Die Preußen ziehen sich langsam zurück, die Oesterreicher folgen ihnen unter einem wilden Jubelgeschrei und drängen sie weit über Benatek hinaus.

Zu dieser Zeit, es war ein viertel auf Zwei, fand ein Rückzug der Preußen auf der ganzen Linie statt. Schon hielten die Oesterreicher die Schlacht für gewonnen. Sieg! Sieg! erscholl es auf allen Seiten, das weite Schlachtfeld entlang. Bei Benatek ward die Verfolgung nicht anbefohlen; die Oesterreicher befanden sich auf freiem Felde, sie sollten hier Athem schöpfen. Die Distanz zwischen ihnen und den sich nun rascher zurückziehenden Preußen erweiterte sich beständig. In dem Augenblicke bemerkte Stefan, wie Hans sich niederließ und sich hierauf völlig auf dem Boden ausstreckte. Er trat zu ihm. „Was ist Ihnen, Herr Lieutenant?"

„Ich bin verwundet."

„Wo?"

„Hier an der Schulter."

Stefan kniete bei ihm nieder und versuchte es, ihm den Waffenrock auszuziehen. „Sie haben bereits viel Blut verloren."

„Es muß wohl so sein, — ich merkte es erst garnicht, — ich war zu aufgeregt, — aber jetzt bin ich ganz erschöpft."

Stefan riß das Hemd auf und untersuchte die Wunde. Einige Offiziere traten herzu. „Lieutenant Wachtler muß sofort nach dem Verbandplatze gebracht werden," sagte der eine, „die Wunde scheint mir bedenklich."

„Es sind noch keine Krankenwärter hier," erklärte der andere, „und der Verbandplatz ist hinter Benatek."

„Wir werden ihn von zwei Mann dahin tragen lassen," erwiderte der erste.

„Erlauben Sie mir ein Wort, Herr Lieutenant," begann jetzt Stefan, „die Wunde muß augenblicklich verbunden werden, sonst verblutet er."

„Wenn aber kein Arzt uns hierher gefolgt ist —"

„Ich werde es thun, ich verstehe mich darauf."

Es kam keine Antwort. Eine allgemeine Bewegung gab sich in der Truppe kund. Hierauf erfolgte eine bange, lautlose Stille. Aller Aufmerksamkeit war auf einen Punkt der feindlichen Linie gerichtet. Dort ging etwas vor, man konnte das wohl an der sich dahin konzentrirenden Bewegung erkennen, an diesem Punkte auch hatten die Preußen sich wieder zu sammeln versucht, — und siehe — eine ungeheure Masse von Blauröcken rückte jetzt von dort heran — und Artillerie — Kavallerie, — wie ein Strom wälzte es sich daher. Das waren frische Kräfte, das war Verstärkung! Es war die Armee des Kronprinzen, es war die von den Preußen so sehnsüchtig erwartete Verstärkung. Sie erschien für die ihrigen im rechten Augenblick, rechtzeitig genug, um eine Niederlage der Preußen zu verhindern. Allsogleich und energisch griffen sie in die Aktion. Ihre Artillerie eröffnete ein Feuer, das die österreichischen Kanonen zum Schweigen brachte. Die Infanterie und die Schützen, welche, die Preußen verfolgend, so weit vorgedrungen waren, erhielten sogleich Befehl, sich zurückzuziehen. Hier, auf offenem Felde, von dem langen Kampfe zum Tode erschöpft, konnten sie den Anprall nicht erwarten, durften sie auf keinen Fall sich in ein Gefecht mit frischen und ihnen so sehr überlegenen Truppen einlassen. Es erfolgte ein schleuniges Zurückziehen, das alsbald in Flucht ausartete.

Stefan kniete noch immer neben dem Freunde. Er sah nicht einmal auf, er hatte sein eigenes Hemd zerrissen und legte nun mit der Unbeirrtheit und Vorsorglichkeit eines gewissenhaften Arztes den Verband an. Hans dankte ihm mit einem Blick. Jetzt bemerkten sie beide die allgemeine Bewegung und Bestürzung. Sie sahen die Kameraden sich zurückziehen, hastig, regellos; sie erkannten bald die Ursache. Angst lag auf allen Gesichtern, Ausrufe des Schreckens erschollen ringsum. Auch ihm galten mahnende Zurufe. „Rette dich!" — „Laß den Lieutenant zurück!" — „Es ist umsonst!" — „Rette dich!" riefen sie ihm zu. Und dann erscholl es wieder im Chor: „Die Preußen, die Preußen! Gott verdamm' sie, sie haben Verstärkung! Zu tausenden kommen sie heran. Sie erdrücken uns — wehe!"

Hans versuchte, sich zu erheben. „Geh, — geh!" rief er mit matter Stimme und doch so dringend. „Laß mich — hörst du!" In diesem Augenblick gab er dem Freunde das Du.

Stefan schüttelte den Kopf. „Der Verband würde sich wieder öffnen, er muß erst festgemacht werden," sagte er kurz. Er hatte sein Taschentuch hervorgenommen und band es nun fest um die Bandage.

Orkanartig brauste es jetzt über das weite Feld. Stefan sah auf, es waren die Regimenter der Preußen, die heranjagten. In einigen Minuten konnten sie hier sein; nur Flucht, schleunige Flucht konnte ihn retten. Er dachte daran, aber er sah auf Hans, unmöglich konnte er ihn hier zurücklassen. Er riß ihn in die Höhe. „Komm," rief er, „komm, oder wir sind verloren!"

Hans klammerte sich an ihn fest, er that einige Schritte, aber er war zu erschöpft, er brach zusammen. „Ich kann nicht," stöhnte er. „Geh," rief er dann abermals, „laß mich — ich befehle es dir." Das Haupt sank ihm auf die Brust, er schloß die Augen.

Immer näher kam das Getrappel. Die letzten Kolonnen der Fliehenden kamen in einiger Entfernung von ihnen vorüber. Stefan rief sie an, er forderte sie auf, den verwundeten Lieutenant mit sich zu nehmen. Aber sie hörten nicht auf ihn, sie mochten sich nicht aufhalten. Da verspürte er in sich die übermenschliche Kraft der Verzweiflung. Er nahm den fast willenlosen Körper des Freundes über seine Schulter und lief mit der schweren Bürde, so gut es ging, den Seinigen nach. (Fortsetzung folgt.)

Eine Montenegrinermaid an der Prelazischlucht. (Seite 334.)

Für oder wider die Vivisektion?

Von Dr. med. **G. Voigt** (Verfasser der „Zukunftsmedizin").

(Fortsetzung.)

Das Verfahren eines unternehmungslustigen Abenteurers, welcher nach Kalifornien geht, lediglich um Gold zu suchen, dabei aber eines schönen Tages die Entdeckung macht, daß er doch eigentlich nicht ein Goldgräber, sondern ein Pfadfinder und ein Pionier der Civilisation sei, mithin „im Dienste und zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft" thätig sei, dies Verfahren hat sich leider auch in der Wissenschaft eingebürgert, und auf diese Weise geschieht es, daß das selbstsüchtigste und profanste Treiben, sobald es nur mit einem Auge nach einem wissenschaftlichen Zwecke hinschielt und sich wissenschaftlich geberdet, heilig gesprochen wird, und dieser oder jener aus Ehrgeiz, ja selbst aus bloßer Unterhaltungssucht oder aus purer Langerweile einen Frosch in einen heißen Ofen sperrt, ein Kaninchen von seinem Gehirne befreit, einem Hunde ein Glas siedendes Wasser in den Magen schüttet oder einem Meerschweinchen solange auf dem Kopfe herumklopft, bis es epileptisch wird, dabei aber unaufhörlich versichert, daß dies alles „im Dienste der Wissenschaft" und „zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit" geschehe. Auf diese Weise ist der Experimentirende sowohl vor sich als auch vor allen denjenigen im großen Publikum entschuldigt, welche im übrigen seinen Standpunkt nicht theilen. Auf solche Weise wird die wissenschaftliche Habsucht durch das Vorgeben bemäntelt, „daß dies alles im Dienste der Wissenschaft geschieht," mithin rein egoistische Zwecke dadurch heilig gesprochen, daß man deren Nützlichkeit für die Allgemeinheit betont, indem man behauptet, daß man seinen Wissensdurst und seine wissenschaftliche Habsucht zum besten der leidenden Menschheit befriedigt, wobei man sowohl seiner Eigenliebe schmeichelt und zugleich der Achtung und Bewunderung des Publikums gewiß ist. So wird in vielen Fällen einerseits der Egoist und andererseits der Menschenfreund befriedigt, — und die Wahrheit? — — Die kann zusehen, wo sie bleibt.

Spinoza. (Seite 335.)

Wer nun aber trotzdem in dem Mittel nicht genug Heiligkeit findet, um den Zweck zu heiligen, wer also dem Lederdiebe Crispin nicht beipflichtet, dem werden vielleicht die aus dem gestohlenen Leder verfertigten Schuhe zusagen oder mit andern Worten: Wer gegen die Zergliederung und Verstümmelung lebender Geschöpfe ist, den wird vielleicht der Nutzen, welcher, wie man wenigstens behauptet, für die leidende Menschheit herausspringt, beifällig stimmen. Auf diese Weise heiligt man das Mittel durch einen fingirten Zweck und erntet beim Publikum Anerkennung, Beifall und Bewunderung. Eine solche Art, „im Dienste der Wissenschaft" zu arbeiten, ist geeignet, jede Art von Mißrichtung und insonderheit die zahlreichen Ausschreitungen, wie sie sich die vivisezirende, also die lebendige Geschöpfe zergliedernde Physiologie zu schulden kommen läßt, populär und achtungswerth zu machen. Hierdurch geschieht es aber wieder, daß die widerwärtigsten und unmenschlichsten Vorkommnisse, weil angeblich zum besten der leidenden Menschheit vorgenommen, todtgeschwiegen werden; man mag nicht gern daran denken und noch viel weniger davon sprechen oder gar öffentlich dagegen auftreten, und so erlebt man es, daß tausende unter vier Augen das, was von den Dienern der Wissenschaft vorgeblich zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit vorgenommen wird, mißbilligen, aber aus Furcht vor der gefälschten öffentlichen Meinung und in der nicht unbegründeten Sorge eines gegen die Wissenschaft — denn nicht allein die Forscher, sondern auch die bloßen wissenschaftlichen Handlanger lieben es, sich beständig mit der Wissenschaft zu identifiziren — unternommenen Attentats angeklagt zu werden, in unwürdiger Passivität verharren und sich ausschweigen.

Wenn sich aber einer hervorwagt, um gegen jene Ausschreitungen, an deren hohe Mission einzelne jener vermeintlichen „Pioniere und Pfadfinder der Wissenschaft" und jener „Diener der leidenden Menschheit" selbst glauben und die somit nicht als Scheinheilige, sondern als Fanatiker handeln, wenn sich, sagen wir, einer hervorwagt, um lauten Protest zu erheben, so wird dieses öffentliche Vorgehen als ein Attentat gegen die heilig gesprochene Vivisektion angesehen, und es ist alsdann mehr muthig als klug, dem Treiben jener Mächtigen entgegenzutreten. Da nämlich die öffentliche Meinung dahin beeinflußt wird, daß selbst auch die tausende von Pfuschern, welche in den Eingeweiden lebendiger Thiere herumwühlen, dies ebenfalls „im Dienste der Wissenschaft" und „zum besten der leidenden Menschheit" thun, während die eigentlichen, wahren Triebfedern ihres Handelns der oben angegebenen Art sind und sie in vielen Fällen nur darauf ausgehen, sich durch die ausgeführten Erstickungsexperimente, durch die Erzeugung von Krämpfen und Lähmungen und durch die Verstümmelungen zahlloser Versuchsthiere ein Monument bei den zeitgenössischen und bei den zukünftigen Geschlechtern zu errichten, haben sie auch das ganze gebildete Publikum für sich, da jedermann glaubt, daß dieses unter der Firma der Wissenschaft etablirte Treiben und Wissenschafteln sich in der That nur zum besten der leidenden Menschheit etablirt habe.

Aber selbst dann, wenn wir die in Rede stehenden Fragen

nur vom Krämerstandpunkte der Nützlichkeit aus betrachten und von diesem kalten Terrain aus, auf welchem keine Blume gedeiht oder doch wie Unkraut niedergetreten wird, die Hekatomben von Fröschen, Kaninchen, Katzen und Hunden zählen wollen, die alljährlich dem Götzen der Verstümmelung und Zergliederung lebendiger Thiere, also der Vivisektion, zum Opfer gebracht werden und wir damit die nicht blos mageren, sondern auch sehr unsichern Resultate, die bisher erzielt wurden, vergleichen, so werden wir eingestehen müssen, daß der aus diesem menschenunwürdigen Treiben hervorgehende Nutzen für die menschliche Gesellschaft in einem geradezu lächerlichen Mißverhältniß zu der Selbstherabwürdigung steht, welche die privilegirte sowohl, wie die nicht privilegirte Thierquälerei in sich schließt. Oder begehen wir nicht schon ein großes Unrecht, wenn wir mit Thieren etwas vornehmen, wozu wir nicht das geringste Recht haben? Denn wir können wohl ein Recht geltend machen, ein Thier zu kaufen, zu verkaufen, zu benutzen und selbst zu tödten, nie aber ein Recht haben, es zu quälen. Im Kampfe um das Daseiende, im Kampfe um des Leibes Nahrung und Nothdurft stehen wir auf gleichem Niveau mit den Thieren, erst im Kampfe um das Daseinsollende, im Kampfe um Wahrheit und Gerechtigkeit erhebt sich der Mensch über das Thier. Bleibt es aber nicht immer der beste Maßstab für Kultur und Civilisation, wie sich der Starke zu dem Schwachen stellt, also welche soziale Stellung die Frauen einnehmen und in welchem durchschnittlichen Maße die Behandlung der Thiere eine humane und menschenwürdige ist?

Das öffentliche Bewußtsein hat jedoch viel zu sehr die Privatansichten einzelner über die Nützlichkeit und über die Rechtlichkeit jenes Treibens zu den seinigen gemacht, weil man die öffentliche Meinung über die Tragweite und über den Nutzen dieser Versuche durch Schlagwörter, wie die bereits erwähnten, z. B.: „im Dienste der Wissenschaft“ und „zum besten der leidenden Menschheit“ gefälscht oder doch insoweit, als man sich selbst täuschte, irre geführt hat, und deshalb darf man in dieser Frage noch nicht auf einen augenblicklichen, thatsächlichen Erfolg rechnen wollen. Aber es gilt, jenen Ausschreitungen und Mißrichtungen, kurz, dem gesammten Treiben gegenüber, welches sich unter dem Worte Vivisektion verbirgt, eine öffentliche Meinung zu erschaffen und diese und ähnliche Ausschreitungen bloßzustellen, denn da das Wissen zunächst doch immer nur ein Haben ist, der Fortschritt der Menschheit aber vor allen Dingen in der Veredlung ihres Seins liegt, so muß jene intellektuelle Habsucht, jenes Wissen um jeden Preis, da dasselbe eine veredelnde Selbstbeschränkung sich selbst aufzuerlegen nicht fähig oder nicht gewillt ist, durch den Willen anderer eingeschränkt werden, **denn das öffentliche Bewußtsein geht über das Recht des einzelnen.** — —

Wesen und Zweck der Vivisektion.

Da die alten guten Zeiten vorüber sind, in welchen die Aerzte in Montpellier und im Alterthum Herophilus und Erisistratus die ihnen vom Könige aus den Gefängnissen überwiesenen Verbrecher lebendig öffneten und zergliederten, also vivisezirten, um „mit verhaltenem Athem“ das zu betrachten, was ihnen vorher verborgen gewesen war, so muß sich die Experimentalphysiologie, also jener Zweig der medizinischen Hülfswissenschaften, welcher auf dem Wege des wissenschaftlichen Versuchs die Gesetze und Grundbedingungen des Lebens zu erforschen strebt, mit Thieren begnügen.

Demzufolge erscheint für viele die gesammte Vivisektionsfrage erledigt, denn da Menschen als Versuchs-„Material“ nicht mehr zu beschaffen sind, so nimmt man Thiere; die Vivisektion aber, oder die Zergliederung lebender Geschöpfe, das ist sehr einfach, ist eben eine Methode der wissenschaftlichen Forschung und damit basta.

Wer nun noch irgend welche Bedenken hat, oder der Physiologie sogar das Recht streitig machen will, daß sie sich, um ihr Fortkommen zu suchen, barbarischer Methoden und Nothbehelfe bedienen, ist entweder ein Querulant oder überhaupt ein von schwächlichen Humanitätsrücksichten angekränkelter Laie und kann als solcher noch von Glück sagen, wenn man sein Ansinnen durch gewisse, extra hierfür erfundene, schön und bestechend klingende Phrasen, z. B. durch die Redensart „von der freien, ungefesselten Bewegung der Wissenschaft“ u. dgl., von der Hand weist; denn in den meisten Fällen pflegt man über eine solche Keckheit eines „Laien“ und über die ganz ungehörige Prätension desselben, in Sachen der Vivisektion mitsprechen zu wollen, ganz erstaunt zu sein und ihn ziemlich barsch nach seiner Legitimation zu fragen. Auf diese Weise geschieht es nun zuerst, daß wenn Laien, die von den besten und reinsten, weil selbstlosesten Motiven beseelt, sich eine Frage über das eigentliche Wesen und über die Berechtigung der Vivisektion erlauben, sie von den sogenannten Sachverständigen leicht und erfolgreich zurechtgewiesen werden und dabei noch den üblen Schein eines vorlauten Gebahrens auf sich laden. Diese Methode, ein solches Thun eines Laien als ein vorlautes und ungehöriges Gebahren hinzustellen, hat einen weit tieferen Sinn, als es für den ersten Augenblick erscheinen mag.

Nicht die berufenen Träger der Wissenschaft, sondern vielmehr jene, welche sich als Träger der Wissenschaft gebehrden, obschon sie nur bloße Handlanger derselben sind und alle diejenigen, welche die Wissenschaft als eine milchgebende Kuh und die Gefilde der Wissenschaft als eine Art Krautacker betrachten, auf welchem sie vor allem andern den für des Leibes Nahrung und Nothdurft erforderlichen nützlichen Kohl bauen, außerdem aber auch zur zeitweiligen Leckerei etwas saftigen Kohlrabi und delikaten Spargel kultiviren. Diese sind es, welche von ihrem angeblichen Hausrechte Gebrauch machen, indem sie annehmen, daß nur sie als privilegirte Pächter der verschiedenen Domänen der Wissenschaft das Recht hätten, diesen heiligen Boden zu betreten. Wagt nämlich ein Laie — mag derselbe im übrigen durch gesunden Menschenverstand und ein tiefes sittliches Gefühl noch so gut legitimirt sein — diesen siebenmal heiligen Boden zu betreten, so hat er von Glück zu sagen, wenn man nur das Flurregister vor ihm aufschlägt, um ihm schwarz auf weiß zu beweisen, daß er auf fremdem Gebiete und auf verbotenen Wegen wandelt und daß zu dem Gebiete, auf welchem man ihn ertappt hat, nur denjenigen der Zutritt gestattet ist, welche als wissenschaftliche Sachverständige legitimirt sind. Dieses Insichabgeschlossensein der gelehrten „Zunft“ hat sich dem modernen Zeitgeiste gegenüber nicht mehr voll und ganz aufrecht erhalten lassen und, dem unwiderstehlichen Andrange von außen her nachgeben müssend, hat man sich herbeilassen müssen, der öffentlichen Meinung gewisse Zugeständnisse zu machen, z. B. durch Popularisirung gewisser Zweige der Wissenschaft. Eine besondere Macht übt aber die Naturwissenschaft aus, ja dieselbe ist eine förmliche Großmacht, der man fast ganz allgemein huldigt. Soviel Gutes nun aber auch die Popularisirung dieses Zweiges der Wissenschaft zu stiften vermag, so darf doch nicht verkannt werden, daß sich hierbei ein arger Mißbrauch eingeschlichen hat; denn eine Anzahl von Zunftgelehrten machen das lebhafte und offenbare Verlangen des Publikums nach einem derartigen Wissen in geschicktester Weise gewissen rein persönlichen Interessen oder aber den Interessen der Zunft dienstbar. Auf diese Weise wird ein Theil der großen Macht, welchen die Wissenschaft auf das Publikum ausübt für den Privatgebrauch der Zünftigen handlich und der populär-wissenschaftlichen Darstellung, entsprechend den Zwecken, denen sie dienen soll, eine bestimmte Livrée angelegt. Der bei den Zunftgelehrten nicht eben schwach entwickelten Eigenliebe muß es natürlich weit mehr schmeicheln, wenn das besonders Glänzende und Werthvolle eines Ergebnisses der wissenschaftlichen Forschung und überhaupt die Summe alles dessen, was als ganz bestimmt und als vollständig positiv gilt, geflissentlich hervorgehoben wird, so daß die hierdurch in der Zuhörerschaft erzeugte staunende Bewunderung jener Geister, welche solches leisteten, den Gedanken gar nicht aufkommen läßt, daß ein gewöhnlicher, profaner Laienverstand sich auch an derartige Aufgaben heranwagen könne. Viele der Zünftigen glauben nämlich, daß man nur das wirklich erreichte, die positiv sicheren Ergebnisse und Resultate der wissenschaftlichen Forschung vor das Laienpublikum bringen dürfe, weil das Auffassungsvermögen und der Laienverstand nicht für die anderweitige Aufgabe ausreichend sei, um über das Unzulängliche, über die in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft bestehenden Lücken und über etwaige Ausschreitungen und Mißbräuche unterrichtet und dadurch zum eignen Nachdenken über noch zu lösende Aufgaben, also zur Mitforschung und Mitarbeiterschaft angeregt werden zu dürfen.

Das Ueberschütten des Leser- oder Zuhörerpublikums mit bloßen nackten Thatsachen regt aber weder zum Nachdenken, noch zum geistigen Selbsterwerb an, denn diese Ueberhäufung des Gedächtnisses mit bloßen Thatsachen erzeugt leicht Verwirrung oder doch ein rein mechanisches, allem eignen Denken und Forschen feindseliges Halbwissen und macht hierdurch die im Vergleiche zu den aufgewendeten Mitteln fast kläglich geringfügigen Resultate der Popularisirung des Wissens erklärlich. Die Zunftgelehrten überschätzen aber einerseits den Werth der vorgetragenen bloßen Thatsachen als Anregungsmittel zum Selbstdenken ebenso bedeutend,

als sie andererseits die Denk- und Urtheilsfähigkeit des Laienpublikums unterschätzen. Die beständige Wiederholung des Lobliedes auf den Ruhm der Wissenschaft und ihrer Hohenpriester, der beständig durchblickende Vorbehalt einer höchsten und unnahbaren Würde, als Erbtheil dieser Priesterschaft, das Verdecken der Mängel und das Uebergehen der Lücken in unserem Wissen, um den Schein des Fertigen und Abgeschlossenen zu erwecken, ist wohl geeignet, eine blindgläubige mit der Wissenschaft getriebene Abgötterei zu begünstigen und vom Selbstdenken abzuschrecken, nicht aber zum eignen selbstständigen Denken und zum Selbsterwerb auf dem geistigen Gebiete anzuregen.

Die Vivisektion ist nun aber keineswegs eine blos rein wissenschaftliche Frage, denn dieselbe hat auch noch eine andere ethische, also sittliche Seite. Kann man denn aber in sittlichen und moralischen Angelegenheiten von einem nichtsachverständigen Laienthum reden, oder ist Sitte und Moral anlangend nicht ein jeder „Sachverständiger", und ein jeder nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, in einer so hochwichtigen Angelegenheit mitzureden? Um nun tiefer in die nicht blos widerwärtige, sondern in Anbetracht der verschiedenen Seiten, welche die Vivisektion aufweist, auch ziemlich dunkle Materie einzudringen, fragen wir zunächst, ob die Vivisektion in der That ganz ausschließlich als Forschungsmethode für wissenschaftliche Zwecke zur Anwendung kommt. Und wenn dies der Fall ist, so fragen wir weiter: Ist dieselbe in der That nothwendig oder ist sie blos nützlich und deshalb begehrenswerth? Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Nothwendigkeit einer Forschungsmethode nicht vom Krämerstandpunkte der bloßen Nützlichkeit aus beurtheilt werden darf; denn auf diesem kalten und dürren Terrain rechnet man nur mit Werthen, welche sich genau beziffern lassen, während der intellektuelle und sittliche Werth und Nutzen, welchen die Wissenschaft schon dadurch allein hat, daß sie den menschlichen Geist durch Wahrheit veredelt, auf keinem Preiscourant verzeichnet ist. Der Nutzen ist ja das Idol (Götzenbild) unserer Zeit, dem alle Kräfte huldigen und alle Talente fröhnen, und der Tanz um dieses goldene Kalb ist lange schon nicht mehr blos eine Gepflogenheit der Kinder Israels. Jenen Jüngern der Wissenschaft, denen die Beschäftigung mit denselben nichts anderes als bloßes Brotstudium ist, ist es allerdings nicht zu verargen, wenn sie bei einem Fache, dessen Betrieb viel Zeit, Mühe und Geld kostet, vorerst fragen, wozu sie dieses Fach brauchen können. Und sie verlangen mit Recht, daß man ihnen dies sage; denn die Medizin hat geradezu eine Unzahl sogenannter Hilfswissenschaften und sie alle werden von den betreffenden Professoren für den ärztlichen Unterricht als sehr wichtig, ja als unentbehrlich hingestellt, und wenn es einer medizinischen Fakultät einfiele, die höhere Mathematik in den Lektionskatalog aufzunehmen, so würde der Lehrer derselben gewiß in den ersten Stunden seiner Vorlesungen es allen Hörern an das Herz legen, daß man ohne Integral- und Differentialrechnung kein guter Arzt werden könne.

Diejenigen nun, welche bei der Beurtheilung des Werthes oder der Zulässigkeit einer Forschungsmethode den praktischen Nutzen voranstellen, vergessen — oder sie wußten es überhaupt nie — daß jede Art der naturwissenschaftlichen Forschung auch einen absoluten Werth, einen Werth an sich hat, und daß mithin der Werth irgend einer naturwissenschaftlichen Forschung nicht in ihren Nebenbeziehungen zur praktischen Brauchbarkeit allein gesucht werden darf. Das Geheimniß des Lebens aufzuhellen, und dies würde als der eigentliche Zweck der Vivisektion bezeichnet werden müssen, wenn sie das wäre, was sie sein sollte, ist ein solch erhabener Zweck, daß er jede Rücksicht des Nutzens und der Brauchbarkeit auf dem Markte des Lebens ausschließt, und die Worte Döllinger's am Platze sind: „Ehe man fragt, wozu ein Wissen nützt, sollte man billig erst untersuchen, welchen inneren eigenthümlichen Gehalt und Werth es hat, inwiefern es den menschlichen Geist zu erfüllen und zu erheben fähig sei, ob es an sich groß und kräftig, Anstrengung fordernd, uns die Macht und den Gebrauch unserer Kräfte kennen lehre."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ausdruck von Gemüthsbewegungen.

Von **Paul Lossau.**

(Schluß.)

Ganz besondere Beachtung verdient das Herz, die wunderbare Uhr unseres Lebens, schon vor unserem Erscheinen auf der Welt bis zum letzten Athemzuge in ununterbrochener Thätigkeit. Das Herz ist für äußere Reize sehr empfindlich und seien dieselben noch so gering. Es ist daher natürlich, daß wenn die Seele heftig erregt wird, sie sofort und unmittelbar das Herz in Mitleidenschaft zieht. Diese Affektion wirkt auf das Gehirn zurück, wie andererseits durch den sogenannten herumschweifenden Nerv das Gehirn auf das Herz zurückwirkt, so daß bei jeder Erregung eine lebhafte und wechselseitige Wirkung und Rückwirkung zwischen diesen beiden bedeutungsvollsten Organen des Körpers besteht. — Nicht minder wird das vasomotorische System, welches den Durchmesser der kleinen Arterien (Schlagadern) regulirt, von den Empfindungsnerven unmittelbar beeinflußt, was sich namentlich beim Erröthen zeigt, worauf wir noch besonders zu sprechen kommen.

Zum aufklärenden Verständniß, namentlich dieses dritten Punktes, sei hier folgende Stelle dem Darwin'schen Werke entnommen: „Wenn ein Empfindungsnerv gereizt wird, so überliefert er einen gewissen Reiz der Nervenzelle, von welcher er ausgeht, und diese gibt ihren Reiz wieder zuerst an die entsprechende Nervenzelle der entgegengesetzten Körperseite und dann auf- und abwärts dem (Cerebrospinal-) Gehirn-Rückenmarks-Nervenstrange entlang an andere Nervenzellen, und zwar in größerer oder geringerer Ausdehnung, je nach der Stärke des ursprünglichen Reizes, so daß bei genügend starkem Reize das ganze Nervensystem affizirt werden kann. Diese unwillkürliche Ueberlieferung von Nervenkraft kann mit vollständigem Bewußtsein erfolgen oder auch ohne dasselbe. Warum die Erregung einer Nervenzelle Nervenkraft erzeugt oder freimacht, ist nicht bekannt; aber daß dies der Fall ist, scheint eine Folgerung zu sein, zu welcher die sämmtlichen bedeutenderen Physiologen, wie Johannes Müller, Virchow, Bernard u. s. w. gelangt sind. Herbert Spencer bemerkt, daß man es „als eine gar nicht weiter fragliche Wahrheit annehmen kann, daß die in irgend einem Augenblicke vorhandene Quantität frei gewordener Nervenkraft, welche in einer nicht weiter erforschbaren Weise in uns den Zustand hervorruft, den wir Fühlen nennen, sich in irgend einer Richtung ausdehnen muß und eine gleich große Offenbarung von Kraft irgendwo anders erzeugen muß, so daß, wenn das Gehirn-Rückenmarksystem heftig gereizt und Nervenkraft im Ueberschuß frei gemacht wird, letztere sich in heftigen Empfindungen, lebendigem Denken, heftigen Bewegungen oder vermehrter Thätigkeit der Drüsen ausbreiten kann." Spencer behauptet ferner, daß ein von keinem Beweggrunde besonders geleiteter Ueberschuß von Nervenkraft offenbar zunächst die am meisten gewohnheitsgemäßen Wege einschlagen und, wenn diese nicht hinreichen, in die weniger gewohnheitsgemäßen einfließen werde. Folglich werden die Gesichts- und Athmungsmuskeln, welche die am meisten gebrauchten sind, geneigt sein, zuerst in Thätigkeit versetzt zu werden, dann diejenigen der oberen Extremitäten, zunächst dann diejenigen der unteren und endlich diejenigen des ganzen Körpers."

Besonders charakteristisch sind, um für diese allgemeinen Ausführungen ein spezielles Beispiel zu geben, die äußeren Zeichen der Wuth, welche zum größten Theile Folgen der unmittelbaren Einwirkung des erregten Sensoriums sein dürften. Unter dem mächtigen Einflusse dieser Erregung ist die Thätigkeit des Herzens bedeutend beschleunigt, sie kann aber auch sehr gestört sein. Das Gesicht ist geröthet oder es wird infolge des verhinderten Rückflusses des Blutes purpurroth oder auch todtenbleich. Das Athmen ist beschwerlich, die Brust hebt sich mühsam und die erweiterten Nasenlöcher zittern. Häufig zittert der ganze Körper. Die Stimme ist verändert; die Zähne sind fest zusammengeklemmt und knirschen und das Muskelsystem ist meist zu heftiger, fast tobsüchtiger Thätigkeit angeregt. Die Geberden eines so erregten Menschen, welche mehr oder weniger deutlich die Handlung des Kämpfens oder sich Herumschlagens mit einem Feinde darstellen, kommen wohl in Folge der assozirten Gewohnheit daher, daß bei einem feindlichen Angriffe die Kräfte im Kämpfen und Verthei-

digen bis zum äußersten angestrengt werden; daher ihr Auftreten in Verbindung mit Wuth. — Bei der Erwähnung des Zähneknirschens stellt übrigens Darwin einen, jedenfalls unfreiwillig sarkastischen Satz zusammen: „Man sagt, daß in der Hölle ‚Zähneklappern‘ sei; ich habe das Knirschen der Backenzähne deutlich auch bei einer Kuh gehört, welche sehr heftig an einer Entzündung der Eingeweide litt.“ Mein verehrter Darwin! Daß Sie das Rindvieh und die Hölle in einen Satz und Zusammenhang bringen, wird ihr Ansehen bei den „Frommen“ schwer schädigen, die so liebenswürdig sind, nur Menschen in die Hölle zu bringen.

Ebenso ist bei sehr großer Freude eine starke Neigung zu verschiedenen zwecklosen Bewegungen und zur Aeußerung verschiedener Laute vorhanden, zu lautem Lachen, Springen, Tanzen, Klatschen mit den Händen u. s. w. Freude beschleunigt den Blutumlauf, dieser reizt das Gehirn und dieser Reiz wirkt wieder umgekehrt auf den ganzen Körper zurück.

Bei dieser Gelegenheit macht Darwin auch eine über das physiologische Gebiet hinaus Bedeutung beanspruchende Bemerkung: „Es verdient Beachtung, daß hauptsächlich das Vorausempfinden eines Vergnügens und nicht sein wirklicher Genuß es ist, welches zu solchen zwecklosen und extravaganten Bewegungen des Körpers und zum Ausstoßen verschiedener Laute führt. Wir sehen dies an unseren Kindern, wenn sie irgend ein großes Vergnügen oder einen besonderen Reiz erwarten. Auch Hunde, welche beim Anblick eines Tellers mit Futter freudig umhergesprungen sind, zeigen, wenn sie es bekommen, ihr Ergötzen durch kein äußerliches Zeichen, nicht einmal durch ein Wedeln ihres Schwanzes.“ Die Analogie mit der psychologischen Erfahrung liegt nahe, daß das Streben nach irgend einem Ziele mehr Genuß gewährt als das erreichte Ziel selber. Man erinnere sich auch des bekannten Lessing'schen Wortes. —

Wir können nunmehr die generelle Betrachtung der Gesetze, unter welche der Ausdruck der Gemüthsbewegungen fällt, schließen. In der Wirklichkeit wird jedes Gesetz selten in seiner Reinheit zur Geltung kommen, sondern sie werden unter einander verbunden auftreten. Dann aber sind sie trotz mancher dunklen Punkte meist hinreichend, um die Ausdrucksbewegungen zu erklären.

Nun kann es nicht in unserer Absicht liegen, die ganze Reihe der werthvollen Darwin'schen Beobachtungen hier auch nur skizzenhaft durchzugehen. Wessen Interesse für die Sache durch diese anspruchslosen Zeilen so weit erregt ist, daß er tiefer in dieselbe einzudringen wünscht, den müssen wir auf das bereits genannte Werk selbst verweisen; er wird es wahrlich nicht bereuen, seine Muße damit ausgefüllt zu haben. Nur um den vielseitigen Reichthum dieser Beobachtungen erkennen zu lassen, nennen wir hier die von Darwin bezüglich ihres Ausdrucks behandelten Seelenbewegungen. Da sind: Leiden und Weinen, Gedrücktsein, Sorge, Kummer, Niedergeschlagenheit, Verzweiflung; Freude, Ausgelassenheit, Liebe, Zartgefühl, Andacht, Ueberlegung, Nachdenken, üble Laune, Schmollen, Entschlossenheit, Haß und Zorn, Geringschätzung, Verachtung, Abscheu, Schuld, Stolz, Hülflosigkeit, Geduld, Bejahung und Verneinung, Ueberraschung, Erstaunen, Furcht, Entsetzen, Selbstaufmerksamkeit, Scham, Schüchternheit, Bescheidenheit, Erröthen — und dabei sind noch vielfach feine Modifikationen beobachtet. Gewiß sind damit alle menschlichen Seelenerregungen noch lange, lange nicht erschöpft, — sind sie doch selbst individuell unerschöpflich — aber bewundernswerth ist die geistige Kraft, der umfassendste Ueberblick, mit welchem diese überaus mannichfaltigen Einzelnheiten unter leitende Gesichtspunkte geordnet sind.

Doch können wir es uns nicht versagen, zum Schlusse noch wenigstens eine und zwar „die eigenthümlichste und menschlichste aller Ausdrucksformen“, das **Erröthen**, in kurzem zu behandeln. Hat diese Ausdrucksform doch, weil sie eben die „eigenthümlichste und menschlichste“ ist, ein gewisses Anrecht darauf und besonderes Interesse. —

Man findet das Erröthen bei allen Menschenrassen, selbst bei — man lache nicht! — den Negern, bei welchen es in einem Tiefer- und Glänzenderwerden der dunkeln Hautfarbe sich zeigt. Es tritt ein infolge der Erschlaffung der muskulösen Wandungen der kleinen Arterien, welche die Haargefäße mit Blut versorgen, und das hängt wieder davon ab, daß die betreffenden vasomotorischen Centraltheile beeinflußt werden. Herrscht im allgemeinen eine große geistige Aufregung, so wird der ganze Blutumlauf affizirt sein; es ist aber keine Folge der Thätigkeit des Herzens, daß das Netzwerk der kleinsten, das Gesicht bedeckenden Gefäße unter einem Gefühle von Scham u. s. w. mit Blut überfüllt wird. Uebrigens muß man Rothwerden und Erröthen unterscheiden; auch Affen werden vor Leidenschaft roth, dagegen können sie nicht erröthen; den Grund für diese Thatsache werden wir bald finden.

Das Erröthen dehnt sich in seltenen Fällen über mehr als das Gesicht, die Ohren und den Hals aus; doch zeigt sich auch bei Frauen ein Erröthen bis auf den Busen und viele Personen fühlen, wenn sie stark erröthen, ein Glühen und Prickeln über den ganzen Körper hin, ein Beweis, daß in irgend einer Art die ganze Körperoberfläche in Mitleidenschaft gezogen sein muß. — Die Neigung zu erröthen wird vererbt und zwar häufig in ganz bestimmter Art. Ein junges Mädchen beispielsweise erröthete bei einer ärztlichen Untersuchung ihres Rückgrates zuerst auf der rechten Wange, dann auf der linken, dann auf der Stirne u. s. w. Die anwesende Mutter sagte auf Befragen dem Arzte: „Ja, das hat sie von mir geerbt!“ und dabei erröthete sie in ganz derselben Weise und Reihenfolge.

Es sind besondere Bewegungen und Geberden, welche das Erröthen begleiten; jeder von uns wird sie schon beobachtet haben. Eine erröthende Person wird die Augen niederschlagen oder unruhig hin und her wenden; sie wird oft das Gesicht abwenden und wenn man z. B. ein Kind ausschilt, dann läuft es wohl zu der immer hülfreichen Mutter und versteckt in ihrem Schoße sein Köpfchen. — Auch der Geist wird beim Erröthen stark beeinflußt und verwirrt. Personen in solcher Gemüthsverfassung verlieren ihre Geistesgegenwart und bringen unpassende, abgebrochene Bemerkungen vor. Sie sind sehr zerstreut, stottern, husten verlegen, machen verkehrte Bewegungen und komische Grimassen. Auch schlägt das Herz schneller und das Athmen wird gestört.

Unser trefflicher Gewährsmann erzählt einen köstlichen Fall von der außerordentlichen Störung des Geistes, welcher manche empfindliche Menschen ausgesetzt sind: „Es wurde zu Ehren eines außerordentlich schüchternen Menschen ein kleines Mittagessen gegeben. Als derselbe aufstand, seinen Dank zu sagen, sagte er die Rede her, welche er offenbar auswendig gelernt hatte, indeß — in absolutem Stillschweigen und ohne daß er ein einziges Wort laut ausgesprochen hätte; dabei gestikulirte er aber, als wenn er wirklich gesprochen hätte, mit großer Emphase. Als seine Freunde bemerkten, wie die Sache stand, zollten sie dem vermeintlichen Ausbruch von Beredsamkeit lauten Beifall, sobald seine Geberde eine Pause andeutete, und der Mann entdeckte nicht einmal, daß er die ganze Zeit schweigend verharrt hatte. Im Gegentheil bemerkte er später gegen meinen Freund mit vieler Genugthuung, wie er glaube, daß er seine Sache ganz außerordentlich gut gemacht habe.“ Wenn nicht Darwin es wäre, der das erzählt, so könnte man es leicht für eine launige Erfindung halten.

Die Erklärung für die Beeinflussung des Geistes dürfte in dem innigen Zusammenhange gefunden werden, welcher zwischen dem Haargefäß-Kreislaufe auf der Oberfläche des Kopfes und des Gesichtes und dem des Gehirnes besteht. Vielfache Beobachtungen, die man darüber an Geisteskranken angestellt hat, bestätigen diese Ansicht.

Welcher Art sind nun die Seelenzustände, welche ein Erröthen herbeiführen? — Es tritt ein namentlich infolge von Schüchternheit oder von Scham wegen eines wirklichen Vergehens oder Scham wegen eines Bruches der Gesetze der Wohlanständigkeit, auch leerer Etiquette, oder infolge von Bescheidenheit aus Demuth oder infolge der bei einer Unzartheit sich regenden Sittsamkeit. Aber allen diesen Ursachen liegt ein wesentliches, gemeinschaftliches Moment zu Grunde, und es ist das, ganz kurz gesagt, die empfindliche Rücksicht auf die Meinung und ganz besonders die Geringschätzung anderer, ursprünglich in Bezug auf unsere persönliche Erscheinung, speziell unseres Gesichtes, und in weiterer Linie dann durch die Kraft der Assoziation und der Gewohnheit in Bezug auf die Meinung anderer über unser Betragen. Hier haben wir dann den Grund, warum nur der Mensch, und warum nicht auch die Affen erröthen können. Allem Erröthen liegt eine Aufmerksamkeit auf sich selbst zu Grunde, hervorgerufen durch den Gedanken, daß die eigene Person, das eigene Thun dem Urtheile anderer und namentlich solcher Personen unterliegt, an deren Urtheil uns etwas gelegen ist. Ein einzeln gedachter Mensch würde nie erröthet sein, und wenn wir in der Einsamkeit erröthen, so geschieht es immer nur deswegen, weil wir uns das Urtheil abwesender Personen vergegenwärtigen. — Da das weibliche Geschlecht viel zartfühliger und empfindsamer ist als das männliche, so ist bei ihm das Erröthen auch viel häufiger und zeigt sich selbst noch im späteren Alter.

Wichtig besonders für die Erziehung ist eine Bemerkung, welche Darwin gelegentlich der Besprechung der Schüchternheit macht und deren sorgfältige Beachtung sich von selbst allen Eltern empfiehlt. Er sagt: Da Schüchternheit allem Anscheine nach von Selbstbeachtung abhängt, so können wir einsehen, wie recht diejenigen haben, welche behaupten, daß das Tadeln der Kinder wegen der Schüchternheit ihnen nicht nur nicht gut thut, sondern sehr schadet, da es ihre Aufmerksamkeit noch eingehender auf sich selbst lenkt. Es ist sehr treffend hervorgehoben worden, daß nichts jungen Leuten mehr schadet als beständig wegen ihrer Gefühle beobachtet zu werden, ihre Gesichter untersucht zu sehen und den Grad ihrer Empfindsamkeit durch das überwachende Auge des unbarmherzigen Zuschauers gemessen zu wissen. Unter dem Zwange derartiger Untersuchungen können sie an nichts denken als daran, daß sie angesehen werden, und nichts fühlen als Scham und Besorgniß. Kinder merken das auch sehr wohl und suchen sich ihm zu entziehen; sollen sie uns ein Gedicht oder dergleichen hersagen, so bitten sie wohl: „Aber nicht ansehen!" und man soll ihnen folgen. Gerade für die künftige Charakterbildung, für die kräftige Selbstständigkeit, die offene Rücksichtslosigkeit sind solche anscheinenden Kleinigkeiten von allerhöchster Bedeutung. —

Die wahrscheinlichste Annahme in der Theorie des Erröthens ist die, daß scharf auf irgend einen Theil des Körpers gerichtete Aufmerksamkeit die gewöhnliche und tonische Zusammenziehung der kleinen Arterien dieses Theiles zu stören geneigt ist, was zur Folge hat, daß die erschlafften Gefäße sofort mit arteriellem Blute gefüllt werden. So oft wir glauben, daß andere unsere persönliche Erscheinung geringschätzen oder auch nur beachten, wird unsere Aufmerksamkeit lebhaft auf die äußeren und sichtbaren Theile unseres Körpers gelenkt und von allen derartigen Theilen sind wir im Gesicht am empfindlichsten. Die Kraft der Gewohnheit, der Ideenverbindung und der Vererbung thut dann ihr übriges. Daß aber die Aufmerksamkeit auf bestimmte Körpertheile diese beeinflußt, unterliegt keinem Zweifel. Man richte dieselbe beispielsweise längere Zeit auf das Blinken der Augen oder auf das Schlucken und man wird den Einfluß bald gewahr werden. Ein Mann, der lange Zeit seinen Pulsschlag beobachtete, brachte es dahin, daß derselbe jedes siebente mal ausblieb, so lange er diese Beobachtung fortsetzte, und solcher beweisenden Beispiele giebt es viele.

Ein Rückblick auf die nunmehr schließenden Ausführungen wird hoffentlich manchem Leser zeigen, daß nichts so alltäglich und oberflächlich ist, um nicht einer sehr ernsten, tief wissenschaftlichen und lehrreichen Untersuchung unterzogen werden zu können, und daß häufig die anscheinend gewöhnlichsten Dinge, welche von den meisten keiner besonderen Beachtung gewürdigt werden, zu den schwierigsten Problemen führen. Auf den hohen Werth auch dieser Darwinschen Untersuchungen ist bereits einleitend hingewiesen worden, und wir dürfen uns wohl seine Schlußbemerkung zu eigen machen, daß die Philosophie dieses Gegenstandes alle Beachtung verdient und daß namentlich jeder fähige Physiologe sich desselben noch viel mehr als bisher annehmen sollte. Das wird aber desto eher geschehn, je mehr im Publikum das rege Interesse für diese Sache erwacht. Und wir meinen, die „Sprache der Seelenerregungen" verdient doch fast ebensoviel Interesse und Studium, als die ganz besonders so genannte Sprache, welche ohne die erstere alles wirkungsvollen Ausdrucks entbehren würde.

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Auch auf den übrigen Gebieten der Wissenschaft begannen sich Ende des 17. Jahrhunderts verstandesgemäßere Bestrebungen bemerklich zu machen. Der Geschichtschreibung war es nach dem dreißigjährigen Kriege nicht besser gegangen, als den übrigen Theilen der Literatur, der schönen Literatur sowohl, als der wissenschaftlichen. Sie war zum Tummelplatz öder Geistlosigkeit und wüsten Ungeschmacks geworden und vermochte nur in der Ausgrabung historischen Materials, das man nicht einmal seinem Werthe entsprechend zu sichten verstand, aus dem Schutt und Moder der Archive und Bibliotheken einiges Dankenswerthe zu leisten.

Der als Begründer des Naturrechts berühmte Jurist Samuel von Pufendorf (1632—1694) wendete in seiner historischen Hauptarbeit, der 1682 erschienenen „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten in Europa" zuerst eine einigermaßen kritische Methode an, und Gottfried Arnold (1666 bis 1714) lieferte in seiner „Unpartheyischen Kirchen- und Ketzerhistorie" (1699—1700) ein Werk, das in seiner zwar immer noch unreinen und ungeschickten Darstellung wesentliche Fortschritte zum besseren zeigte und, was noch weit mehr zu bedeuten hatte, den für die damalige Zeit hohen Muth dokumentirte, die Glaubensansichten der von der Kirche verdammten Ketzer vom Standpunkte des Evangeliums aus einer Prüfung zu unterziehen und dieselben gegen ungerechte Angriffe in Schutz zu nehmen.

In Arnold besaß eine Partei der religiösen Reform, welche in diesem Zeitraum zu einflußreicher Wirksamkeit gelangt ist, einen ihrer ehrlichsten und fähigsten Vertreter. Sein genanntes Hauptwerk trug zur Vernichtung der starren Geisterbeherrschung durch die kirchliche Orthodoxie ungemein viel bei; man kann diese seine Bedeutung nicht besser charakterisiren, als durch den Ausspruch des Thomasius, welcher die Kirchen- und Ketzerhistorie „das beste und nützlichste Buch nach der Bibel" nannte und seinen Hörern die Anschaffung desselben — „selbst wenn sie das Geld dazu an ihrem Munde absparen oder erbetteln sollten" — so dringend als möglich an's Herz legte.

Jener religiösen Reformpartei — der der Pietisten — war ihr Weg gezeigt worden von Philipp Jakob Spener (1635 bis 1705), der im Jahre 1675 mit der Schrift „Pia desideria*) oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche" hervorgetreten war. In diesen „Piis desideriis" legte er seine Ansichten über die Aufgabe des Geistlichen nieder, indem er verlangte, daß allen, auch den Ungebildeten, die tiefsten Wahrheiten des Christenthums zugänglich gemacht und die Religion unter Aufgabe des todten Buchstabenglaubens dem Herzen des Volkes eingepflanzt werden sollte.

Die Vernichtung des brutalen Glaubensdespotismus, welche die pietistische Popularisirung und Vergemüthlichung der Religion einschloß, ward allerdings bald wettgemacht durch den Fanatismus und die unklare Schwärmerei und auch vielfach von geistlichem Hochmuth und Heuchelei, die sich der Nachfolger Speners und Arnolds bemächtigte; immerhin aber darf nicht verkannt werden, daß durch die erbitterten Streitigkeiten zwischen den Orthodoxen und den Pietisten der christlichen Religion in förderſamster Weise von neuem der Nimbus der Unnahbarkeit vor den Augen des Volkes zerstört wurde.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts trat in der Poesie ein Streben an's Licht, sich loszusagen von der Nachahmung italienischen Poetenschwulstes, wie sie die zweite schlesische Dichterschule so sorgfältig gepflegt hatte. Aber wieder fiel man aus der Nachahmung einer fremdländischen Poesierichtung, infolge des Unvermögens, selbständige Bahnen einzuschlagen, in die Nachahmung einer anderen.

Diesmal war es der Martin Opitz der Franzosen, der Gesetzgeber der französischen Dichtung, Boileau (1636—1711), dem sich eine Schule deutscher Versschmiede in sklavischer Nachäffung anschloß. An der Spitze dieser Schule stand der Freiherr von Canitz (1654—1699), dessen erst ein Jahr nach seinem Tode im Druck erschienene, aber lange vorher schon in den Kreisen der vornehmen deutschen Gesellschaft wohlbekannten Gedichte frei von lohensteinscher Unnatur sind und das Bemühen zeigen, sich ebensowohl durch die Eleganz boileauscher Verse und durch die Reinheit und Korrektheit der Sprache, als durch ihre nüchterne Verständlichkeit auszuzeichnen. Von Lebendigkeit des Gefühls und der Phantasie war jedoch bei Canitz keine Rede, und bei seinen Freunden und Nachfolgern, den Hofpoeten Besser und König, ebensowenig. Zudem bestand die Eleganz zumeist in Künstelei, und das Streben nach Verständlichkeit verseichtete und verwässerte den Gehalt der Verse, die hauptsächlich der niederen Aufgabe höfischer Lobhudelei huldigten und die glatte, redselige Geschmacklosigkeit der Sphären athmeten, in denen sie entstanden waren.

*) Fromme Wünsche.

Unter den damals sich erhebenden Gegnern der schlesischen Unsittlichkeitsbombastiker ragte nur einer durch sein Talent und eine gewisse Selbständigkeit des Strebens hervor; es war das Christian Wernicke oder Warneck, ein Mann, von dem man sonderbarerweise trotz des gewaltigen Aufsehens, das seine Leistungen erregten, weder etwas Sicheres über seinen Namen noch über das Jahr seiner Geburt — um 1660 —, noch das seines Todes — etwa 1720 — weiß. Die zahlreichen Epigramme Wernickes halten sich nicht allein frei von dem Schwulst der zweiten schlesischen Schule, sondern verspotten denselben sogar mit einem Witz und einer Unbefangenheit des Gedankens, die das geistige Niveau jener Zeit weit überragen. Der offene Angriff auf die Autorität der Hoffmannswaldau und Lohenstein rief eine literarische Fehde zwischen Wernicke und den hamburgischen Operntextfabrikanten Postel und Hunold hervor, die gewissermaßen ein Vorspiel war der späteren, für die Entwicklung unserer Literatur so wichtigen literarischen Kämpfe zwischen den Vertretern einander entgegengesetzter Anschauungen über Zweck und Wesen der Poesie.

Weder die höfischen Dichter Canitz, Besser 2c. noch Wernicke hatten gegenüber dem, was nach der Meinung Hoffmannswaldaus der allein würdige Inhalt poetischer Schöpfungen sein sollte, der Dichtkunst neue Aufgaben gestellt; nur gegen die Form, das Aeußerliche der Dichtung, hatten ebensowohl die Besserungsversuche der ersteren als der Spott des letzteren sich gekehrt. Dagegen trat in dem Hamburger Barthold Heinrich Brockes (1680—1747) ein Dichter auf, dessen unter dem Titel „Irdisches Vergnügen in Gott" herausgegebene Gedichtsammlung zur poetischen Darstellung der Natur zurückführte. Brockes war ein sehr kenntnißreicher, mit fast allen modernen und den klassischen Kultursprachen ebenso, wie mit den Künsten der Musik und Malerei vertrauter Mann, den seine Bekanntschaft mit der englischen Poesie, vornehmlich mit der des Kunstdichters Pope und des durch feines Verständniß für Naturschönheit ausgezeichneten Thomson zur Nachahmung begeistert hatte. Die Gedichte vorgenannter Sammlung schildern in größter Treue und einer, allerdings unpoetischen, in alle Details dringenden Genauigkeit die Erscheinungen und Produkte der Natur, von den Staubfäden der Blumen bis zu den Blitzen und Donnern sturmwüthiger Ungewitter, und dienen dabei nur dem einen Zweck, die Herrlichkeit Gottes in diesen seinen Werken zu preisen und zu feiern.

Auf diese Weise eroberte sich die Poesie durch Brockes ein weites, an Ausbeute reiches Terrain, auf dem sie von den ungeheuerlichen Zumuthungen, welchen sie bei der zweiten schlesischen Schule ausgesetzt gewesen, wenigstens in stiller Beschaulichkeit auszuruhen und neue Kräfte zu späteren, ihrem Wesen und Zweck voll entsprechenden Schöpfungen zu sammeln vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Salbaderei. Im Anfang der Einleitung zur Abhandlung über Lessings Wirken erwähnt der Verfasser gelegentlich den Saale-Bader Jakob Vogel, als einen jener ganz unbedeutenden, poetisch total unfähigen Menschen, welche sich eine mechanische Gewandtheit in der Handhabung der Opitz'schen Reimgesetze erworben hatten und sich nicht nur selbst für Dichter hielten, sondern auch allgemein als solche gefeiert und vom deutschen Kaiser sogar feierlich zum Dichter gekrönt wurden. Ein Theil der geneigten Leser der „Neuen Welt" wird wissen oder errathen haben, daß zwischen diesem Saale-Bader, d. h. dem Bader — Barbier und Heilgehülfe würde jetzt sein offizieller Titel sein — Vogel aus Stössen an der Saale und dem jetzt vielgebrauchten Worte Salbaderei, bedeutend breites, inhaltleeres, albernes Gewäsch, ein Zusammenhang besteht. Und in der That ist es so, — die Worte Salbader, Salbaderei sind die Denkmäler, welche dem gekrönten Poeten Jakob Vogel die dankbare deutsche Sprache gesetzt hat. Ich gebe im Nachfolgenden eine Probe der Poesie des Mannes, zum Beweise, daß ihm mit dieser Auszeichnung nicht unrecht geschehen ist; wie hoch sich der Saale-Bader selbst schätzte, geht gleichfalls ergötzlich genug aus den Versen hervor. Sie lauten:

Deutschland hat zwar einen Lutherum,
Aber noch keinen Homerum,
Einen rechtschaffnen Propheten,
Aber noch keinen rechtschaffnen Poeten.
Doch nun thut Gott erwecken frey
Einen Vogel, der ohne Scheu
Zum teutschen Poeten gekrönet ist
Von hohen Leuten dieser Frist.

Unseren Lesern wird es nun wohl nicht schwer sein, wenn sie wieder auf ein poetisches Produkt des gekrönten Baders oder seiner zahlreichen Nachfolger treffen, den Vogel an seiner Feder zu erkennen. B. G.

Eine Montenegrinermaid an der Prelazischlucht. (Bild S. 328.) Montenegro (slavisch Tschernagora, türkisch Karadagh, deutsch schwarzer Berg), von den dunkeln, mit Flechten überzogenen Felsen so genannt, ist eines der wenigen Länder Europas, die von dem allgemeinen Wanderzuge noch nicht überfluthet sind. Zu sehen gäbe es da genug, aber nicht genug zu essen, Grund genug, daß unsere verwöhnten Touristen, denen „Naturkneipen" Nebensache ist, dieses unberührte Fleckchen Natur meiden. Jahrhunderte lang hatte das zwischen Dalmatien, die Herzegowina, Albanien und das adriatische Meer eingekeilte Ländchen gar keine Grenzen. Erst im Jahre 1859 hat eine europäische Kommission sein Areal auf 76 Quadratmeilen mit 192,329 Einwohnern festgestellt. Der Berliner Kongreß (1878) hat sein Ländergebiet um 50 Prozent vergrößert und der Idee, daß Montenegro der Mittelpunkt ist, um den sich einst alle Südslaven krystallisiren werden, neue Nahrung gegeben. Wegen dieses Großmachtskitzels sind die Südslaven eifersüchtig bis zur Undankbarkeit auf der Wacht für ihre Unabhängigkeit; deshalb ist nie daran zu denken, daß sich alle slavischen Flüsse schließlich in das russische Meer ergießen würden. Trotzdem der russische Czar das geistliche Oberhaupt Montenegros ist, welches die wenigen Schulen im Lande auf eigene Kosten erhält, wird es ihm niemals gelingen, die widerhaarigen Böcke in seinen Pferch zu locken. Das Land, einst Lehnsgebiet des großserbischen Reiches, seit 1389 unabhängig und ein Pfahl im Fleische der Türkei, wählte bis 1836 seine Fürsten. Seit diesem Jahre ist die Fürstenwürde erblich, aber nur die Machtvollkommenheit eines Konsuls, der mit 16 Senatoren regiert, die, wie im alten Rom, mit den Comitien (Skuptschina) Fühlung haben müssen, sonst werden sie abgesetzt. Auch die Einrichtung der Miliz mit ihrem Stotinjar (Centurio) und Desetcar (Decurio) ist ein Abklatsch der römischen Legion. Die sehnigen, ausdauernden Einwohner, die durchweg von Pflanzenkost leben, sind ärmlich wie die Vegetation ihrer Berge. Daran ist die furchtbare Bora (Sturmwind) schuld, welche den Pflanzenwuchs von allen ungeschützten Stellen fegt. Jene üppigen Bergwiesen, wie sie die Alpen und Pyrenäen aufzuweisen haben, sucht man im Karstgebirge vergebens. Die scharf eingeschnittenen Thäler, von wilden Gießbächen durchrauscht, umragen die düsteren Konturen mächtiger, aber kahler Bergriesen. Nur ein kundiges Auge kann die primitiven Menschenwohnungen von den Felsen unterscheiden. Die Gesammtbevölkerung lebt in 373 Weilern zerstreut. Die einzigen zwei Ortschaften Cettinje (Residenz) und Njegusch dürfen kaum auf den Namen einer Stadt Anspruch machen. In dem pfadlosen hohen Gebirge fehlt jeder Verkehr; die wenigen Gegenstände des dringendsten Bedarfs erzeugt sich jeder so rasch und gut als möglich. Landesmünze existirt nicht; das wenige kursirende Gold und Silber trägt türkisches, österreichisches und russisches Gepräge. Die Erzeugnisse des Landes erwirbt man durch Tauschhandel im Frieden, im Kriege holt man sie bei den türkischen Nachbarn und zahlt mit Menschenblut. Nur Tabak, Salz und Schießbedarf kauft der Montenegriner im Ausland. Mit großem Widerwillen steigt zu diesem Zweck einmal im Jahr der Glavar (Oberhaupt) mit seinem Plemeno (Stamm) nach der österreichischen Stadt Kattaro (Dalmatien) hinab, weil er am Thor seine Waffen, die er sonst nie ablegt, abliefern muß; eine nothwendige Maßregel, weil der bewaffnete Montenegriner den Verkäufer, statt zu bezahlen, erschießen würde. Man nennt die Montenegriner nicht mit Unrecht europäische Indianer. Die Nüchternheit und die scharfen Sinne, aber auch die Grausamkeit gegen den überwundenen Feind und die Verachtung jeglicher Arbeit haben sie mit den Rothhäuten Nordamerikas gemein. Die einzige ehrliche Beschäftigung des Junak (Held) vom 17. bis zum 60. Lebensjahr ist der Krieg. Während er sich, am Heerde seine Pfeife schmauchend, von einem fahrenden Sänger beim Klange der Gusla (Geige) die Heldenthaten seiner Vorfahren rezitiren läßt, bestellt das Weib, wie ein Lastthier, die Felder. Die Frauen und Mädchen Montenegros sind während der Kindheit und Jugendblüthe oft wahre Bildhauermodelle von Anmuth und Eleganz des Körperbaues und leichter fester Haltung, welche letztere durch die Gewohnheit, die schwersten Lasten auf dem Kopfe zu tragen, sehr gewinnt. Aber die ihnen aufgelegte harte Sklavenarbeit läßt sie schnell altern, und dann ist ihr ganzes Dasein nichts als Mühe und Arbeit bis zum Tode. Und doch sind diese Bedauernswerthen, deren zwei gleich einem Maulthier taxirt werden, aufopferungsfähig und im Nothfall bereit, ihre Sittenreinheit mit dem Handjar (Messer) zu vertheidigen.

Unser Bild führt uns nach Krwna Mej (Blutgrenze) in die Prelazischlucht, wo in der Zeit vom 17. bis zum 26. Juni 1877 der Türkengeneral Suleiman dem Montenegrinerfürsten Nikita eine Niederlage beibrachte. Die Bevölkerung des Dugapasses hat durch die neuntägige Türkeninvasion unerhörte Bedrückungen zu erdulden gehabt. Nach dem Rückzug der Männer vollbrachten die Montenegrinerweiber vom Wasejowitschenstamm wahre Heldenthaten, doch allen voran Tadda Mirkowitsch, die Heldin unseres Bildes. Nachdem sie aus dem von den Türken umzingelten Humno (Dorf) ihren blinden Großvater und den lahmgeschossenen Nachbar gerettet hatte, trug sie dieselben auf dem Rücken

auf die Planina (Hochplateau) und wagte sich, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, trotz der Türkenkugeln zum drittenmal in's Dorf. Fast vor den Augen des Feindes trieb sie die nöthigsten Nutzthiere zusammen, um sie durch die felsigen Einöden der schwer zugänglichen Prelazischlucht auf der Planina zu bergen. An der Tränke pfeifen ihr die nachgesandten Türkenkugeln um die Ohren und dort; jenseits der Tara (Fluß) ist der schmale Saumpfad des Dugapasses auch schon in Pulverdampf gehüllt. Mit ruhigem Blick prüft sie die mehr und mehr schwindende Entfernung des Feindes und treibt die kleine Ziegenschaar unter den Steg, um sie den feindlichen Blicken zu entziehen. Gespannt aufhorchend versucht sie aus dem Gewehrgeknatter den Verlauf der Schlacht zu entnehmen. Endlich nach einer qualvollen Stunde scheint der Tumult der Kämpfer zu verstummen. Sie eilt auf ihre Warte, den wackligen Steg, doch vor Anstrengung überwältigt, sinkt sie an dem morschen Brückenkreuz zusammen. Dr. M. T.

Baruch Spinoza. (Porträt S. 329.) In dem Drama, welches wir die Weltgeschichte nennen, haben alle Erscheinungen eine Licht- und eine Schattenseite. Auch die spanisch-portugiesische Inquisition, gräßlichen Andenkens, macht keine Ausnahme von dieser Regel. Ohne diese Würgerin ad majorem Dei gloriam hätten die niederländischen Generalstaaten der vielen tausende betriebsamer Einwanderer entrathen müssen, welche der Glaubenshaß aus den gesegneten Gefilden der pyrenäischen Halbinsel verbannte und die man unter dem Sammelnamen „portugiesische Juden" zusammenfaßt. Mit der dem Semiten eigenthümlichen Rührigkeit lebten sich die der heiligen Hermandad entronnenen Knechte rasch in die freien Institutionen Hollands ein und es ist ein den wahren Menschenfreund anmuthender Zug, daß sie, zur Blüthe gediehen, nicht wenig zur Verherrlichung der neuen Heimath beitrugen. Kaum war das Siegel der Schmach von ihrer Stirne genommen, als ein Mann in ihrer Mitte erstand, dessen Leuchte die geistumnachtenden Dünste des Wahns und Aberglaubens verscheuchen sollte. Es ist Baruch Spinoza, welcher in Amsterdam am 24. November 1632 das Licht der Welt erblickte und dessen Bild wir nach einem holländischen Kupferstich vom Jahre 1695 reproduziren. Dem Geiste dieses kühnen Denkers entrangen sich in ungeahnter Fülle jene gewaltigen Gedanken, welche die Menschheit mit einem Rucke aus der damals noch immer herrschenden Macht des Mittelalters emporheben sollten. Aus dem Samen sollten in den Seelen der Völker neue Ideen heranreifen, stark genug, um über kurz oder lang die sie beengenden dogmatischen Formen zu sprengen. Ihm verdanken wir die ersten energischen Grundzüge biblischer Kritik. Er hat zuerst, ausgerüstet mit gründlichen Kenntnissen in der Sprache und Archäologie seines Volkes, auf die zahlreichen Widersprüche im alten Testament hingewiesen und verlangt, man solle ihm eine ebenso kritischgrammatische und historische Behandlung zu theil werden lassen, wie andern alten Büchern. Aber auch Spinoza's Leben entsprach seinen Werken, weil er selbst der freie Mensch war, den er als Urbild gefunden und für ewige Zeiten dargestellt hat. Selbst seine heftigsten Gegner, die ihn zu verketzern nicht müde wurden, haben keinen Makel an seinem Leben entdeckt; heiter, zufrieden und klar führte er sein einfaches Dasein, wie ein ächter Weiser. „Die Glückseligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst; und wir genießen nicht insofern Glückseligkeit, als wir die Leidenschaften überwinden, sondern, weil wir die Glückseligkeit genießen, können wir die Leidenschaften überwinden." Mit diesem Wahlspruch parirte er die Keulenschläge und Nadelstiche, mit welchen ihn die Fanatiker aller Konfessionen zeitlebens verfolgten, wie wir in dem kurzgefaßten Lebensabriß darthun werden. Als er dem Zweifel an der Autorität der Bibel und des Talmuds durch Gleichgiltigkeit gegen die Ceremonien der Synagoge Ausdruck gab, versuchte ihn das amsterdamer Synhedrium (israelitisches Kirchengericht) durch ein hohes Gehalt zur Orthodoxie zurückzuführen. Auf seine Entgegnung: „Nicht Geld suche ich, sondern Wahrheit" wurde er im Jahre 1656 mit dem großen Bann belegt, der ihn alles Umgangs und Schutzes der Judenschaft beraubte. Der christliche Magistrat willfahrte dem Drängen der jüdischen Fanatiker und verbannte den „gefährlichen" Apostaten aus Amsterdam. Leicht hätte Spinoza diesen Befehl rückgängig machen können, wenn er zu der christlichen Kirche übergetreten wäre; aber er verschmähte es, seine Ueberzeugung irdischen Vortheilen zu opfern. Von seiner Braut Olympias, der schönen und geistvollen Tochter seines Lehrers Dr. van den Ende, verschmäht und von Meuchelmord ehrgeiziger Streber bedroht, zog er sich in die Einsamkeit der Resignation zurück. Seit 1660 hielt er sich in Rhynsburg, Voorburg und im Haag auf. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich durch Schleifen optischer Gläser. Er wollte von niemand abhängig sein und wies standhaft die ansehnlichen Geschenke reicher Freunde, ja selbst die Erbschaft seines Vaters zu Gunsten seiner Schwestern zurück. Im Jahre 1672 bot ihm der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz eine philosophische Professur an der Universität in Heidelberg an. Aber da er sich verpflichten sollte, die geltende Religion nicht anzutasten, lehnte er dankend ab. Er glaube, schrieb er, die Philosophie als Lehrer nicht so fördern zu können, vor allem aber wisse er nicht, wie weit oder wie eng die Grenzen der ihm zugesagten Lehrfreiheit gemeint seien. Außer einigen kleineren Schriften hat Spinoza sein philosophisches System in dem Hauptwerk „Ethik" niedergelegt, welches aber nicht blos die Sittenlehre, sondern auch die Seelenlehre behandelt. „Es gibt nur eine Substanz, d. h. ein Sein, welches voraussetzungslos von Ewigkeit her existirt," lehrt Spinoza. „Dies ist Gott oder die Natur. Sie hat viele Attribute (Eigenschaften und ihre Bezeichnungen), von denen aber wir nur zwei zu erkennen vermögen, die Ausdehnung und das Denken. Unter diese zwei fallen also für unsere Auffassung alle Einzeldinge; alle sind zugleich denkend und ausgedehnt, d. h. Seele und Körper. Das Wort „Seele" soll aber nicht etwa ein besonderes, dem Leibe gegenüberstehendes und von ihm trennbares Wesen bedeuten, sondern ist nur ein anderer Name für Gesetzmäßigkeit der körperlichen Vorgänge. Alle Dinge sind von Vernunft durchwaltet und getragen, oder überall zeigt sich gesetzmäßiges Geschehen, Zusammenhang von Grund und Folge. Diese harmonische Einheit von Spinozas Lehre haben seine Nachfolger in zwei Theile gespalten, Schelling in die Philosophie der Natur und Hegel in die Philosophie des Geistes. Die kühnen Spekulationen des verfehmten Philosophen sind ein unerschöpflicher Quell, der heute noch viele Brunnen speist. Auch Schopenhauer und Hartmann, die Apostel des Pessimismus, haben sich der mathematischen Beweisführungsmethode des Spinoza bedient. Nicht das System, aber die einzelnen gewaltigen Gedanken eines Philosophen modeln ihre Schüler nach ihrer Eigenthümlichkeit um. Wenn man die Beweisführung der Lehrsätze Spinozas durch die darin angewandte geometrische Methode überwunden hat, so findet man sich in eine so lichte Gedankenwelt versetzt, daß alle Vorurtheile wie Nebel vor der Sonne verschwinden. Die spekulativen Feinheiten seines Systems wußten die Dichter Lessing und Goethe, — ja selbst die protestantischen Geistlichen Herder und Schleiermacher zu würdigen. Daß die Philosophen Schelling und Hegel auf Spinozas Schultern stehen, ist schon oben angedeutet. Die „Ethik", welche erst nach seinem Tode von seinen Freunden herausgegeben wurde, und die beiden anderen Werke, „Die Prinzipien der cartesianischen Philosophie" und „Der theologisch-politische Traktat", welche er in den Jahren 1663 und 1670 selbst edirte, sind in einem klassischen Latein geschrieben. Mit seinem Nothwendigkeitsprinzip im Haushalt der Natur trat er nicht nur der spiritualistischen Weltanschauung, nach welcher Gott und Welt nur des Menschen wegen da ist, sondern auch der Weltverachtung des Pessimismus, die das menschliche Dasein für eine thörichte Farce hält, erfolgreich entgegen.

Die körperliche Hülle des großen Denkers konnte sich viele Jahre nur mühsam gegen die Anfechtungen der Schwindsucht aufrecht erhalten, und so verließ sein Geist ohne jeglichen Kampf den schwächlichen Körper am 21. Februar 1677. Der Philosoph starb, bis zum letzten Augenblick geistig frisch, ohne Arzt und Priester in den Armen eines Freundes. Wenn sein Lehrsatz: „Man soll die Handlungen der Menschen nicht belachen, nicht beweinen, nicht vergöttern, nicht verfluchen, sondern — verstehen" seine edle Menschlichkeit in's hellste Licht stellt, so stempelt ihn eine andere Auslassung: „Die Welt ist nicht das Resultat einer Schöpfung, sondern einer Entwicklung" zum Entdecker darwinistischer Theorien. Durch die moderne philosophische Naturwissenschaft ist ein glänzender Lichtstrahl auf den verfehmten und ausgestoßenen Gelehrten gefallen, der bis in die fernsten Zeiten sein Gedächtniß erhalten wird. Dr. M. T.

Ein Lehrkontrakt aus dem vorigen Jahrhundert. In der gegenwärtigen Zeit, wo man privatim sowohl als durch Inanspruchnahme der gesetzgebenden Körperschaften kein Mittel unversucht läßt, den naturgemäßen Verfall des Kleinhandwerks aufzuhalten und wo als zur Hebung der Industrie ganz besonders dienlich ein „geregeltes Lehrlingswesen" — Wiedereinführung von „Zucht und Ordnung" — empfohlen wird, dürfte es von Interesse sein, einen Lehrvertrag kennen zu lernen, wie er vor ca. 100 Jahren verabredet wurde. Als der später so berühmte Perthes um Michaelis 1787 bei dem Buchhändler Böhme in Leipzig in die Lehre treten sollte, ward zwischen seinem Oheim und dem genannten Prinzipal folgender Vertrag abgeschlossen: „Im Namen Gottes! Zu wißen sei hiemit denen es von Nöthen, daß zwischen Herrn Heubel (dem Oheim des jungen Perthes) an einem und Herrn Adam Friedrich Böhme, Bürger und Buchhändler in Leipzig, an anderem Theile nachstehender Kontrakt verabredet und geschlossen worden. Es hat genannter Herr Heubel seinen Neffen Christoph Friedrich Perthes, welcher Lust hat, die Buchhandlung zu erlernen, Eingangs erwähntem Herrn Böhme zu einem Lehrburschen übergeben und zwar dergestalt, daß Herr Böhme diesen jungen Menschen die Buchhandlung ohne Entrichtung einigen Lehrgeldes in sechs Jahren, welche Zeit von Michaelis 1787 angefangen und Michaelis 1793 ihre Endschaft erreichen soll, zu lehren versprochen und ihn nicht allein in solcher Handlung möglichst unterrichten, sondern auch zu aller Gottesfurcht und wohlanständigen Tugenden anhalten und vermahnen, nicht weniger mit Eßen und Trinken gewöhnlicher Maßen versehen, auch ihm nach ausgestandenen Lehrjahren erforderlichen Falls einen Lehrbrief ertheilen und, dafern er sein Glück weiter suchen will, mit Recommandation an die Hand gehen und überhaupt sich, wie einem christlichen Lehrherrn geziemt, verhalten will. Dagegen verspricht Herr Heubel seinem Neffen ein Federbett nebst dazu nöthigen Ueberzügen mitzugeben und solches nach Verlauf von sechs Jahren Herrn Böhme als Eigenthum zurückzulaßen. Dafern aber Herr Böhme nach Gottes Willen vor Beendigung der sechs Jahre versterben sollte, bedingt sich mehrgedachter Herr Heubel ausdrücklich aus, seinen Neffen nach Beschaffenheit der Umstände einem andern Lehrherrn zu übergeben, um die rückständigen Lehrjahre vollends erlernen zu laßen,

auch das mitgegebene Federbett wiederum zurückzufordern ihm freistehen soll. Ferner will erwähnter Herr Heubel seinen Neffen die ganze Lehrzeit mit nothdürftiger Wäsche und Kleidern versehen, daneben ernstlich ermahnen, daß er in diesen seinen Lehrjahren seines Lehrherren Bestes eifrig beobachten, jeder Zeit treu, fromm, fleißig, gehorsam und unverdrossen sich bezeigen, des Sonntags fleißig in die Kirche und außerdem weder bei Tag noch bei Nacht ohne Erlaubniß aus dem Hause gehen, alle böse Gesellschaft meiden und alles andere, was einem frommen und getreuen Lehrburschen geziemt, gehorsamst verrichten solle. Im Falle auch Herrn Böhme wider Verhoffen und welches Gott in Gnade verhüten wolle, durch erwähnten G. F. Perthes wegen erwiesener Untreue in der Handlung und in seinen Verrichtungen, so ihm als Lehrburschen obliegen, einiger erweislicher Schaden verursacht werden sollte, so verspricht mehrgedachter Herr Heubel als Selbstschuldner dafür zu haften und Herrn Böhme diesfalls schadlos zu halten 2c. Leipziger Michaelis-Messe 1787. Friedr. Ernst Heinr. Heubel. Adam Friedr. Böhme."

-z-

Lösung der Räthselfrage in Nr. 24.

Die zuerst eingegangene Lösung, von Herrn M. in W., ist in folgender Weise zutreffend motivirt:

Nach dem Sturze des römischen Reichs durch die germanischen Völkerschaften nahmen, wie so manches andere, die Sieger von den Besiegten auch ihre Zeitrechnung an. Nach Beseitigung der ältesten römischen Zeitrechnung war in frühester Zeit ein Mondjahr von 355 Tagen zu 12 Monaten eingeführt worden, mit Einschaltung eines dreizehnten Monats, wenn es nöthig erschien, d. h. etwa alle drei Jahre. Nun beträgt aber das sogenannte tropische Jahr, nach welchem wir jetzt rechnen, 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, $51\frac{6}{10}$ Sekunden. Die Einschaltung eines dreizehnten Monats mußte daher in die römische Zeitrechnung nach und nach eine Verwirrung bringen, die durch die Willkür und zum großen Theil auch die Unwissenheit der Pontifices (Priester), denen die Regelung des Kalenderwesens oblag, noch vergrößert wurde. Diese Verwirrung in der Zeitrechnung war zu Julius Cäsars Zeit auf's höchste gestiegen, sodaß derselbe nach dem Vorschlage des Astronomen Sosigenes (im Jahre 45 v. Chr. oder im Jahre 709 der Erbauung der Stadt Rom, von welcher an die Römer rechneten), ein Jahr von 365 Tagen einführte.

Allein, da nach seiner Annahme das Jahr 365 Tage 6 Stunden hatte, so bestimmte er, daß nach je drei Jahren in den Februar des vierten ein Tag eingeschaltet werden sollte, und zwar zwischen den 23. und 24. so, daß in diesem vierten Jahre der Februar 29 Tage erhielt. Ein solches Jahr hieß ein Bissextil-Jahr; da nämlich die Namen der Tage nicht geändert werden sollten, so ward der eingeschaltete Tag, weil der 23. Februar sextus ante calendas Martis (d. h. der sechste vor den Kalenden — dem Anfang — des März) hieß, bis sextus ante calendas (der zweitmalige sechste vor den Kalenden) genannt, und nach ihm das Jahr.

Trotzdem diese Zeitrechnung Ordnung in die Verwirrung brachte, so war doch die Annahme der Jahresdauer von 365 Tagen 6 Stunden um 11 Minuten $8\frac{4}{10}$ Sekunden zu groß gewesen, sodaß alle 128 Jahre etwa ein Tag wieder hätte ausfallen müssen.

Zur Beseitigung der so entstehenden Differenz, die sich im Laufe der Zeit sehr bemerklich machte und die 1582 schon zehn Tage betrug, ordnete in gedachtem Jahre der Papst Gregor XIII., von der Kirchenversammlung zu Trident damit beauftragt, auf den Vorschlag des Kalabresen Aloysius Lili an, daß zunächst zehn Tage zwischen dem 4. und 15. Oktober ausfallen, und daß ferner unter vier aufeinanderfolgenden Säkularjahren (Anfangs- oder besser Endjahren des Jahrhunderts), welche nach der bisherigen julianischen Zeitrechnung Schaltjahre sein sollten, hinfort nur eines als Schaltjahr zu rechnen sei, und zwar dasjenige, welches durch 4 getheilt wieder eine volle Hundertzahl ergibt, also die Jahre 1600, 2000, 2400 2c., während die übrigen, 1700, 1800, 1900, 2100 2c., als einfache Jahre blieben. Die zehn erwähnten Tage im Oktober sollten zu dem Zwecke ausfallen, daß die Frühlingsnachtgleiche, welche zur Zeit der Kirchenversammlung in Nicäa, im Jahre 325, am 21. März gewesen, wieder auf diesen Tag falle und bei demselben verbleibe. Die Berechnung des kirchlichen Osterfestes (und der Festrechnung überhaupt), das am ersten Sonntage nach dem auf die Frühlingsnachtgleiche folgenden Vollmonde gefeiert wurde, machte dies wünschenswerth.

Diese verbesserte Zeiteintheilung wurde, im Gegensatze zur alten, welche nach Julius Cäsar die julianische hieß, die gregorianische genannt. Allein die Einführung derselben (des gregorianischen Kalenders) ging nicht so rasch und gleichmäßig vorwärts, als man wünschte. An dem von der päpstlichen Bulle festgesetzten Tage erfolgte nämlich die Einführung nur in Italien, Spanien und Portugal; zwei Monate später erst in Frankreich, 1583 im katholischen Theile Deutschlands und den katholischen Kantonen der Schweiz und der Niederlande; 1586 in Polen, 1587 in Ungarn. Nach langem Widerstreben, infolge des Religionshasses, entschlossen sich erst im Jahre 1700 die protestantischen Staaten Deutschlands, sowie Dänemark und die protestantischen Theile der Niederlande zur Einführung des verbesserten gregorianischen Kalenders, indem sie elf Tage ausfallen ließen und vom 18. Februar gleich zum 1. März 1700 übergingen, sodaß es einen 19. bis 28. Februar in gedachtem Jahre überhaupt nicht gab. Folglich hatte die Redaktion der „N. W." recht, als sie behauptete, es sei am 21. Februar des genannten Jahres in Berlin weder irgendein Mensch geboren worden, noch irgendeiner gestorben. 1701 folgten die protestantischen Kantone der Schweiz, welche das Jahr gleich mit dem 12. Januar begannen. Erst 51 Jahre später (1752) ließ der Religionshaß in England die Einführung des neuen Kalenders zu, und man übersprang dort die Tage vom 2. bis zum 13. September. Noch später fügte sich Schweden in die gregorianische Zeitrechnung, wo man die Tage zwischen dem 17. Februar und 1. März 1753 ausfallen ließ.

Nur die Russen und die Bekenner der griechischen Kirche sind bis auf den heutigen Tag bei der julianischen Zeitrechnung (dem alten Stile) geblieben, weshalb deren Kalender gegen den unsrigen um 12 Tage differirt, d. h. sie sind seit 1800 12 Tage hinter uns zurück. Diese Differenz steigert sich nach je 128 Jahren etwa um einen Tag, sodaß von 1900 an dieselbe 13 Tage, von 2050 an 14 Tage betragen wird. — Daß der russischerseits erhobene Einwand, daß Handel und Verkehr zu sehr durch eine Veränderung der Zeitrechnung leiden würden, nur ein Vorwand ist, bedarf keines Beweises.

Redaktions-Korrespondenz.

Zürich. Stud. F. Sie hatten ganz recht, als Sie meinten, daß wir bei den an H. S. in W—g gerichteten Rathschlägen bezüglich der Wahl einer in bestimmtem Sinne nutzbringenden Lektüre auf S. 452 des 2. Jahrg. u. Bl. eine gewisse Methode befolgt haben; sonst hätten diese Rathschläge überhaupt keinen Sinn gehabt. Heute wissen wir jedoch nicht mehr, welche Broschüren grade die dort mit Zahlen bezeichneten waren. H. S. sendete uns das Verzeichniß einer Reihe von in seinem Besitz befindlichen Schriften und bat um Angabe der Folge, in welcher er dieselben lesen und studiren sollte, um möglichst viel geistigen Gewinn dabei zu haben. Falls Sie uns ein ähnliches Verzeichniß senden, werden wir Ihnen mit Vergnügen in derselben Weise behülflich sein.

Berlin. Frau P. W. Es freut uns, daß Ihnen der langgewünschte Bescheid nun doch noch wird. Aber verehrteste Dame, glaubten Sie wirklich im Rechte zu sein, als Sie „nahe daran waren, es eine Ungezogenheit zu nennen", daß Sie keine baldige Antwort auf Ihre Frage bekamen? Meinen Sie, daß eine Frage, wie die Ihre, ob der lange Schnurrbart eines Romanhelden nothwendig war oder nicht, so wichtig ist und daß die Redaktion eines Blattes, wie die „N. W." irgend eine Spur von Verpflichtung hat, solche Fragen zu beantworten? Wenn Sie das wirklich meinen, so müssen wir bekennen, daß wir, die Redaktion der „N. W.", entschieden zu den ungezogenen Leuten gehören, denn nur der ausdrückliche Wunsch unseres, dem schönen Geschlecht gegenüber ganz außerordentlich rücksichtsvollen Mitarbeiters Rudolf Lavant rettete Ihr Briefchen vor dem Papierkorb. Wir denken, Sie werden gerecht genug sein, uns das zu verzeihen, nicht wahr?? Ihr Schreiben ist Herrn Lavant übermittelt. — Frl. L. T. Ob Sie die Liebe eines alten Herrn, der Freund und Wohlthäter ihres Vaters war und Sie nun heirathen möchte, mit gutem Gewissen zurückweisen dürfen? Wenn Sie für ihn keine Zuneigung fühlen, wie sie als Grundlage einer glücklichen Ehe unbedingt nothwendig ist, gewiß! Sie dürfen sogar nicht blos, sondern Sie müssen, wenn Sie den alten Herrn und Sich selbst nicht unglücklich machen wollen. Eine lebenslustige Siebzehnjährige paßt nun einmal unter gar keinen Umständen zu einem sechzigjährigen Greise!

Wien. Michael B. Bestellen Sie Sich das betreffende Buch bei der Volksbuchhandlung in Zürich.

Chemnitz. V. S. Rom hat jetzt etwas über 200000 Einwohner. Die fragliche Bemerkung in dem Artikel „Das antike Rom" bezieht sich auf eine längstvergangene Zeit, in der das ewige Rom bis zu 15000 Einwohnern hinabgesunken war.

Hamburg. Wtr. Sie schreiben „furchtbar viel" und wissen nicht, ob Sie „hervorragendes Talent" haben; um nun darüber klar zu werden, wollen Sie alles, was Sie „im ganzen letzten Jahre zusammengeschrieben", uns zur Prüfung zusenden?? Der Himmel sei unsrer armen Seele gnädig! Schicken Sie uns 50 Zeilen von den Produkten Ihrer unermüdlichen Feder — — das genügt vollständig, um kundzugeben, weß Geistes Kind Sie sind.

Kassel. K. B. W. Theuerster Herr! Wenn wir Ihre Gedichte, Ihrem Verlangen gemäß, veröffentlichten „in der Form, wie sie sind", so würden wir Ihnen einen schlechten Dienst erweisen. Sie beherrschen weder die deutsche Sprache, noch sind Sie zuhause im Reiche Ihrer eigenen Gedanken. Uebrigens, Hand auf's Herz: haben Sie nicht einmal das Gedicht eines andern, eines wirklichen Dichters, gelesen, das Sie absichtlich oder unabsichtlich in Ihrem „letzten Kirchhofsgang in Paris" — theilweise und in sehr, sehr mangelhafter Form — nachgebildet haben? Wir sind jedoch weit entfernt, Ihnen irgendeinen Vorwurf zu machen; Sie streben offenbar redlich, etwas Tüchtiges zu leisten, und das ist in allen Fällen anerkennenswerth.

Bevay. Fabrikdir. H. Besten Dank für Ihre freundliche Zusendung; dieselbe findet wahrscheinlich schon in der nächsten Nr. Unterkunft.

Rom. L. R. Wir werden sehen, ob wir die Sie interessirende und in der That auch allgemein interessante kunsthistorische Frage gelegentlich einer eingehenden Beleuchtung unterziehen können.

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 1. April.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). -- Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 29. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Stefans Muskeln zitterten; er glaubte, die müden Füße würden unter ihm zusammenbrechen und er müsse hinsinken mit der schweren Last; aber er trug sie dennoch und er kam den Seinen immer näher. Jetzt rief er ihnen abermals zu, und diesmal lösten sich sogleich zwei Mann von der Gruppe, sie kamen ihm entgegen, nahmen den Mann von seinen Schultern und trugen ihn weiter. Bald befanden sie sich in der Linie, unter dem Schutze ihrer eigenen Batterien, die wieder Posto gefaßt, und nun konnten sie ihren Rückzug ruhiger vollenden. Sie umgingen das noch immer brennende Benatek und kamen an einem Verbandplatz vorüber, wo Lieutenant Wachtler abgegeben wurde; aber schon war auch hier alles in Verwirrung und Auflösung begriffen. Die Verwundeten wurden auf Wagen geworfen, die meisten noch unverbunden, und man jagte mit ihnen davon. Nur weiter, weiter, nach Königgrätz! hieß es. Alles wollte sich in die Festung retten und sie jagten der Elbe zu. Oberhalb Benatek kamen die Reste der fliehenden Corps zum Stehen; sie sammelten sich und erhielten nun wieder Fühlung mit den andern am rechten Flügel aufgestellten Corps. Das Centrum schickte ein Detachement zur Verstärkung dieses Flügels, aber dadurch entstand bei Chlum eine Lücke. Das sollte für die Oesterreicher verhängnißvoll werden, entscheidend für den Ausgang der Schlacht.

Eine preußische Brigade erspähte die Schwäche dieses Punktes und, den günstigen Zufall rasch benutzend, schob sie sich mit einigen Batterien durch diese Lücke in den Rücken des Centrums. Plötzlich sahen sich die Oesterreicher im Rücken und gleichzeitig rechts in der Front und in der Flanke angegriffen. Ein mörderisches Rückenfeuer richtete sich auf Chlum und die nächst dem Orte gelegenen, dominirenden Höhen. Das Hauptquartier, welches hier aufgestellt war, war in's Feuer genommen, einige hohe Adelige wurden verwundet, einer vom Pferde geschossen. Von da an fehlte jede Ueberlegung, jede Besonnenheit; die Verwirrung wurde bald grenzenlos. In die Lücke schoben sich immer mehr feindliche Kolonnen — der Durchbruch des Centrums war nicht mehr aufzuhalten, und schon drang der preußische Kronprinz, der mit seinen frischen Truppen den linken Flügel bedroht hatte, siegreich vor: die preußischen Armeen konnten sich die Hände reichen. Immer mehr drängten sie die Oesterreicher zurück und nahmen die Höhen von Chlum, den Schlüssel der österreichischen Stellung.

Benedek gab den Befehl zum Rückzuge. Er war eilig, aber er artete doch nicht in Flucht aus. Die preußische Artillerie machte auf dem Gipfel des Lipahügels halt und schleuderte den sich Zurückziehenden Granaten nach, welche mit fürchterlicher Präzision über ihren Häuptern zerplatzten. Aber nicht genug damit, jetzt wurde auch noch Kavallerie zur Verfolgung beordert und ihnen nachgesendet. Die braven österreichischen Bataillone versuchten immer wieder sich zu sammeln, stehen zu bleiben und die ihnen nachsetzende Kavallerie zurückzuwerfen. Ihrer Artillerie war es gelungen, auf dem Hügelrücken von Strochetitz Posto zu fassen, und sie eröffnete ein heftiges Feuer gegen die verfolgenden Preußen, sodaß die nachsetzende Kavallerie in kleine Detachements sich auflösen mußte. Aber es nutzte dies alles nichts mehr, alle Aufopferung und persönliche Tapferkeit war vergeblich! Die österreichischen Kanonen wurden endlich, obwohl ihre Kanoniere die verzweifeltsten Anstrengungen machten, und bei dieser Gelegenheit mehr als dezimirt wurden, durch das heftigere Feuer der viel zahlreicheren preußischen Batterien zum Schweigen gebracht. Die österreichische Artillerie hatte furchtbar gelitten, sie war vernichtet. Sie wurde von dem Hügel vertrieben, und hierauf begann die Verfolgung der fliehenden Oesterreicher auf's neue; sie war unerbittlich, schrecklich, grausam.

Auch Stefan war unter den tausenden, welche im letzten Verzweiflungskampfe zu Boden gefallen und welche nun verwundet, hülflos auf dem Schlachtfelde zurückblieben. Man hatte nicht mehr Zeit, sie hinwegzubringen. Ein Granatsplitter hatte ihm den rechten Arm zerschmettert; er war hierauf bewußtlos geworden. Jetzt kam er wieder zu sich. Der Lärm der Schlacht dauerte noch fort. Er fühlte Durst, brennenden Durst, die Zunge klebte ihm am Gaumen; ein leises Stöhnen öffnete die staubbedeckten, vertrockneten Lippen. Er wendete sich ein wenig, da kam es ihm vor, als ob er im Schlamme läge. Vielleicht war Wasser in der Nähe. Mühsam versuchte er es, die linke Hand unter sich zu bringen, voll geronnenen Blutes zog er sie hervor, — er lag in seinem eigenen Blute. Mit matten, gebrochenen Augen blickte er um sich. Es war Dämmerung. Die Sonne war inmitten schwerer Massen scharlachrother Wolken untergegangen; war es nicht ein Reflex von all' dem Blute, das auf diesem Schlachtfelde vergossen ward? Blau und weiß schien es besäet, wie ein Kornfeld. Ja, da lagen sie rund um ihn gehäuft, untereinandergeworfen Freund und Feind, leise wimmernd, wie er, von dem fürchterlichsten Durste gequält oder bereits röchelnd im Todeskampf; und zwischen ihnen und auf ihnen die gefallenen verendenden Pferde und eine ungeheure Anzahl anderer wieder, welche ihre Reiter abgeworfen und nun erschreckt und schnaubend

mit flatternden Mähnen zwischen den Gefallenen hindurch, das Schlachtfeld auf und ab rasten. Immer noch dauerte das Schießen fort, und immer noch fielen neue Opfer. Jetzt fühlte Stefan und die, welche um ihn herumlagen, eine heftige Erschütterung, die Erde erbebte unter ihnen. Was war das? Kavallerie, zur Verfolgung beordert, kam über das Feld dahergesprengt, hinter ihnen drein die Batterien. Die auf der Erde Liegenden kreischten vor Entsetzen auf, als sie jetzt dieselben auf sich zu galoppiren sahen. Sie hoben die verstümmelten Hände auf, bittend hoben sie sie empor, als gäbe es hier Erbarmen zu hoffen; sie wanden sich am Boden, sie versuchten, sich fortzuwälzen, zu entrinnen. Die Kavallerie stürmte näher. Stefans Sinne fanden in diesem schrecklichen Augenblicke der Gefahr ihre Schärfe wieder, er sah alles, er begriff, was ihm drohte und er fühlte, wie sich ihm das Haar auf dem Kopfe sträubte. Die Pferde kamen näher, näher; auch über ihn würden sie hinwegsetzen. — Ein fürchterlicher Schrei entrang sich seiner Brust. — — Im nächsten Augenblick waren hunderte von zuckenden Körpern zertreten, von den Hufen zerstampft, von den Rädern der Lafetten zerquetscht, ein schauerlicher Menschenbrei, der sich mit dem feuchten, blutigen Sande vermischte. Dann sah Stefan nichts mehr.

Die Kavallerie stürmte fort; die österreichische warf sich ihnen entgegen, sie wollte den Rückzug der ihrigen decken, es gelang nur theilweise. An der Elbe angekommen, gerieth alles in wilde Unordnung. Die Verwirrung war heillos zu nennen, sie erreichte einen fürchterlichen Grad. Es gab nur wenige Brücken und sie waren dermaßen von Kanonen vollgestopft, daß das Fußvolk keinen Platz mehr fand. Viele wurden bei dem Andrang in's Wasser geworfen; tausende stürzten sich selbst in die Elbe, selbst Verwundete. Sie kämpften eine Weile mit dem Wasser, viele, viele Hände ragten eine Zeitlang daraus hervor, dann verschwanden sie. — —

Baron Gablenz kam um sieben Uhr als Parlamentär zum König von Preußen. Mit verbundenen Augen ward er vor ihn geführt, er bat um Waffenruhe. Der König verweigerte sie, die militärische Klugheit gebot, die Verfolgung nicht zu unterbrechen. Bis neun Uhr hörte man schießen, dann bezog das ermattete preußische Fußvolk seine Biwacks. Auf dem Schlachtfelde, mitten unter Leichen und Sterbenden, lagerten sie, wo Tod und Verstümmelung in hundertfacher, grauenhafter Gestalt sie umgab.

Ueber fünfzigtausend Menschen waren an diesem Tage verwundet oder todt. Der König, die Prinzen kamen herzu, ein Hurrahrufen erscholl; der König aber wies die Ehre, den Ruhm dieses Sieges bescheiden von sich ab und einem Höheren zu, und ehe noch die hungernde Mannschaft den kärglichen Imbiß zu sich genommen, befahl er, das fromme Lied anzustimmen: „Nun danket alle Gott!"

Stefan lebte noch. Es war Mitternacht, als er aus einer tiefen Ohnmacht wieder erwachte, die, da sie seine Herzthätigkeit fast aufhob, zugleich seine Blutung gestillt hatte. Er fror und immer quälte ihn noch der entsetzliche Durst. Seine Glieder waren steif, er vermochte sich nicht zu bewegen, er litt furchtbar. Der Mond war aus dem zerrissenen Gewölk getreten und stand jetzt hoch am Himmel, er beleuchtete mit seinem ruhig-sanften Lichte den gräulichen, tausendfachen Tod. Stefan starrte mit matten Augen vor sich hin, allmählich begannen ihm die Gegenstände, die ihn nach einer Seite hin umgaben, deutlicher zu werden und ihm zum Bewußtsein zu kommen. Da lag ein Kamerad gleich ihm in einer schmalen Erdvertiefung, auch er war von den Rädern und Hufen verschont geblieben, aber er war nichtsdestoweniger todt. Augen und Mund standen weit offen und das fahle, nach aufwärts gewendete Antlitz, auf das eben das volle Mondlicht fiel, hatte in seiner Starrheit etwas Entsetzliches. Weiterhin unterschied er die zerquetschten, verstümmelten Gliedmaßen der Unglücklichen, über welche die dahersausende Kavallerie gesetzt hatte. Er schloß die Augen, er wollte nichts weiter sehen, er vermochte diesen Anblick nicht zu ertragen. Plötzlich war es ihm, als vernähme er den regelmäßigen Tritt mehrerer herankommender Personen, und schon blickten seine Augen nach jener Richtung. Er sah Lichter, die sich hin- und herbewegten, und schwarze Gestalten, die schattengleich vorüberhuschten und sich an einigen Orten tief herabbeugten. Sein Herz begann zu klopfen, er sah und horchte in gespannter Erwartung. Die Schatten kamen näher, jetzt hörte er sprechen und nun vernahm er deutlich die Worte des Zunächststehenden: „Hier ist Kavallerie vorübergekommen, — das ist alles todt, — wird aufgeladen, — kommt in die Grube."

Stefan fühlte, wie sich ihm das Haar auf dem Kopfe sträubte. Lebendig will er nicht begraben, nicht mit diesen Leichnamen in eine Grube geworfen werden. Diese zerfetzten, verwesenden Körper unter ihm, auf ihm gelagert! Der Selbsterhaltungstrieb erwacht mit aller Macht. Er will sich aufraffen, schreien, aber kein Glied regt sich und kein Ton kommt aus seiner Brust, aus seinem vertrockneten Halse kein einziger schwacher Ton. Er fühlte sich verloren und ein Gefühl namenloser Angst erfaßte ihn, sie lähmte ihn vollends. Es beginnt zu brausen in seinen Ohren, schwarze Räder drehen sich vor seinen Augen, sie werden größer und immer schneller kreisen sie, sie reißen ihn mit sich fort, er fühlt sich untergehen. — — Eine Weile mochte ihm in diesem Zustande vergangen sein, ehe seine Sinne zu einer bewußteren Thätigkeit zurückkehrten: er hört und empfindet wieder. Ihm ist, als würde er aufgehoben, und nahe an seinem Ohr hört er sagen: „So ein kräftig, junges Blut, 's ist schade." „Fort, fort," mahnte ein anderer, „wir haben noch viel Arbeit, spute dich."

In diesem entscheidenden Augenblick nimmt Stefan noch einmal all' seine Kraft zusammen, er reißt die fast erloschenen Augen auf, und zugleich dringt ein leises, kaum hörbares Wimmern über seine Lippen.

„Er lebt!" sagte der Sanitätssoldat, der ihn aufgehoben.

„Wie lange denn? Mach' keine Umstände mit dem armen Teufel."

„Nein, der soll erst untersucht werden," replizirt der erste und winkt den Arzt herbei.

Dieser betrachtet flüchtig den Verwundeten und schüttelt den Kopf. „Der hat schon viel Blut verloren, der wird an Erschöpfung zugrunde gehen," brummt er. Gleichwohl legt er ihm den Nothverband an, und Stefan wird hierauf auf den Sanitätswagen gehoben und noch in derselben Nacht nach dem zunächstgelegenen, von den Preußen in aller Eile zurechtgemachten Feldlazareth transportirt.

Da liegt er nun, der arme Verwundete, in einer großen Scheune, in welche man einige Fenster eingesetzt, und deren roh zusammengefügte Bretter nur geringen Schutz vor den Unbilden der Witterung bieten konnten. Schwer- und Leichtverwundete, Oesterreicher und Preußen waren hier untergebracht worden, man hörte verschiedene Sprachen und Dialekte, man hörte Klagen und Flüche, schmerzerfülltes Wimmern und gleich daneben lautes Lachen und Geplauder. Der Schmerz der einen machte auf die andern, welche sich besser befanden, keinen Eindruck. In diesen ersten Stunden nach der Schlacht dachte jeder nur an sich, und der nicht vom Schmerz Gepeinigte freute sich, daß er der Gefahr entronnen, daß er lebte und athmete. Kein Belegraum war in dem Lazareth mehr übrig; in zwei Reihen standen die nothdürftig errichteten Lagerstätten — Betten konnte man sie füglich nicht nennen — dicht aneinander gedrängt, sodaß nur in der Mitte ein schmaler Gang zur Kommunikation freigelassen war, der an dem einen Ende, nahe dem Fenster, zum Operationstisch führte. Die Aerzte und ihre Gehülfen umgaben denselben. Seit dem frühesten Morgen, wo der Verwundetentransport hier angelangt war, war dieser Tisch noch nicht freigeworden, obwohl viele Operationen auf dem Lager selbst vorgenommen wurden.

Jetzt nähert sich ein Wärter der Ruhestatt, auf welcher Stefan, erschöpft und in Fieberphantasien befangen, darniederliegt. Seine Züge sind verstört, verworren liegt das schöne, blonde Haar über seinen Schläfen, theilweise noch blutig gefärbt. Er verlangt zu trinken und ruft die Nandl. Immer wieder spricht er diesen Namen aus. Seine kleine Freundin, deren Bild sich ihm, seit er von ihr entfernt, nur flüchtig aufgedrängt, ist ihm jetzt allein gegenwärtig; er erinnert sich in dieser Stunde an nichts, als daß es Nandl war, die ihm versprochen hatte, sie wolle zu ihm kommen und ihn pflegen, wenn er verwundet würde. In seinen Phantasien glaubt er sie nun vor sich zu sehen an seinem Bette, und als ihm der Wärter den Becher an den Mund setzt, mit Wein und Wasser gefüllt, trinkt er gierig und seine farblosen Lippen lispeln: „Dank, Nandl!" Dann zieht es wie ein Lächeln über sein Antlitz, er glaubt zu fühlen, wie sie mit den kleinen, braunen Händen über seine heiße Stirne fährt, wie ihre Finger sanft darüber hinwegstreichen. Das that so wohl, das beruhigte ihn, ein Gefühl des Geborgenseins kam über ihn und er wiederholte leise und bittend: „Bleib' bei mir, geh' nicht fort, Nandl; wenn du bei mir bist, werde ich nicht sterben."

Es war Mittag, als zwei Aerzte an Stefans Lager traten,

um ihn zu untersuchen. Es waren zwei noch sehr junge Männer. Sie hatten ihre Röcke ausgezogen und die Hemdärmel weit hinaufgesteckt; obwohl sie ihre Hände fortwährend wuschen, zeigten doch ihre Arme, ihre Kleider, ihr Gesicht und selbst ihre Haare die Merkmale ihrer Beschäftigung; unermüdlich waren sie ihr obgelegen seit dem ersten Schlachttage. Es war für harte Arbeit gesorgt worden und die wackeren Männer hatten ihre äußerste Kraft angespannt, um die Opfer eines traurigen Zwanges nach Möglichkeit wenigstens, wenn auch nur als Krüppel zu erhalten. Heute besonders war die Arbeit erschöpfend gewesen, und noch harrten so viele ihrer Hülfe. Sie tranken ab und zu ein Glas Wein oder schwarzen Kaffee, um ihre Muskel- und Nerventhätigkeit zu erhöhen, aber auch ihre Reizbarkeit und Ungeduld ward dadurch gesteigert, und die Wärter und ärztlichen Gehülfen hatten darunter zu leiden. Sie vermochten nicht schnell, nicht geschickt zu arbeiten, und doch troff von ihren Stirnen der Schweiß, und die andauernde Anspannung von Aufmerksamkeit und Kraft hatte in ihre männlichen Gesichter Furchen gezogen. Der Chirurg hatte Stefans Arm untersucht, er war von Granatensplittern arg zerfetzt worden, die Nerven und Adern waren zerrissen und die Ernährung des Armes somit aufgehoben.

„Eine Amputation ist hier nothwendig," so lautete der chirurgische Ausspruch.

„Es ist die Frage, ob er die Operation übersteht," sagte der Unterarzt, der den Puls gegriffen und die Züge des Kranken genau examinirt hatte; „der Mann ist zu erschöpft."

Der Chirurg zuckte mit den Achseln. „Geschieht es nicht, so kommt in einigen Stunden der Brand dazu. Der Mann hat übrigens eine kräftige Konstitution, und ich hoffe, ihn zu retten. Nun, mein Sohn," wendete er sich an den fast gleichaltrigen Kranken, „wir werden dich wieder auf die Beine bringen, aber den Arm mußt du hergeben, — verstehst du, was ich dir sage? Um dich am Leben zu erhalten, mein liebes Kind, mußt du dir den Arm abnehmen lassen; es wird nicht wehe thun, du wirst nichts spüren, denn wir werden dich chloroformiren. Nun besinne dich ein wenig und sage uns dann, ob du damit einverstanden bist."

Stefan sah mit matten Augen zu dem Doktor auf. „Fragen Sie die Nandl," sagte er, und in einen Flüsterton übergehend: „wenn sie will, will ich auch."

„O, die will schon," scherzte der Unterarzt. „Es wird deiner Nandl lieber sein, du kommst mit einem Arm zurück, als gar nicht."

Der Kranke bemühte sich, aufwärts nach dem Kopfende des Bettes zu blicken, dort glaubte er sie, aber er hatte nicht die Kraft hierzu. Seine Augen suchten hierauf wieder denen des Doktors zu begegnen. „Schicken Sie sie nur ja nicht fort," bat er mit beweglicher Stimme und sichtbarer Anstrengung, „sie soll bei mir bleiben. — „Nandl," rief er leiser, „Nandl, beuge dich über mich — so — ich möchte deine Nähe fühlen, — ja —" Ein schwaches Lächeln erhellte das blasse, jugendliche Antlitz, er schwieg, aber seine Lippen bewegten sich noch immer, er diskutirte in Gedanken wohl noch weiter mit der Nandl.

Die Aerzte hatten indeß eine kurze, ziemlich eifrige Berathung gehalten, jetzt blickten sie wieder nach dem Kranken. Die Verordnung lautete dahin, daß zu einer so wichtigen Operation der Kranke seine Zustimmung geben müsse. Es ist dies in den meisten Fällen nur eine Formalität, aber man suchte sie zu erfüllen.

„Das Wundfieber ist so eigentlich vorüber," sagte der Unterarzt, der die Operation nicht ungern gesehen hätte, „aber der Bursche erscheint mir nichtsdestoweniger unzurechnungsfähig."

„Aber er ist zurechnungsfähig," versetzte der andere mit ungeduldiger Heftigkeit, „und was geschehen muß, muß sogleich geschehen."

In dem Augenblick neigte Stefan wie bejahend das Haupt, seine Züge nahmen einen entschlossenen Ausdruck an, und mit fester, vernehmlicher Stimme sagte er: „Die Nandl willigt ein, so thun Sie's."

Ein Wink an die Lazarethdiener und Stefan wurde nach dem Lazarethtisch gebracht. Der Arm wurde bis über die Schultern entblößt, er mußte weit oberhalb des Ellbogengelenks abgenommen werden. Mittels der Finger wurde eine starke Kompression oberhalb dieser Stelle ausgeübt, damit der Blutumlauf gehemmt und keine weitere Blutung stattfinden könnte; hierauf nahm man das Chloroform, es wurde an den Mund gebracht, Stefan verlor das Bewußtsein.

Nach fünfzehn Minuten war alles vorüber. Langsam kam er zu sich und allmählich zu völliger Besinnung. Er sah um sich. Neben ihm lagen, auf einen Haufen zusammengeworfen, menschliche Gliedmaßen, zu oberst sah er einen Arm sammt der Hand, an dem kleinen Finger erglänzte ein schmaler, goldener Reif mit einem kleinen Türkis, er erkannte ihn; es war der Ring, den ihm Valerie in der Abschiedsstunde geschenkt. Bei diesem gräßlichen Anblick wurde sein blasses Gesicht noch fahler. Ein Laut des Entsetzens drang heiser aus der zusammengekrampften Brust, alles, alles war ihm mit einemmale klar geworden. Und das Schreckliche war geschehen, das Jammervollste, was einen Menschen treffen kann: er war ein Krüppel, ein elender Krüppel sein Leben lang. — — Er wurde abermals ohnmächtig.

Der Krieg war mit der Schlacht von Königgrätz so gut wie beendet. Die österreichische Regierung hätte ihn zwar noch gerne fortgeführt, wäre es auch nur, um die militärische Ehre zu retten; aber jetzt zeigte es sich, daß dies doch keine so leichte Sache sei, sobald das Volk diese Fortführung nun einmal nicht wollte.

Der Nimbus, mit dem man die Armee bisher umgeben, war abgestreift, die Armee war diskreditirt, ihre Führer verhöhnt und all' die schönen Worte von Siegesgewißheit und österreichischem Ruhm, mit denen die Journale vor dem Kriege geflunkert, und all' die Phrasen von Vaterlandsliebe und Volksheroismus, von dem treuen österreichischen Sinn und von der Pflicht der loyalen Bürger, die höchsten Güter zu vertheidigen, der Ehre Oesterreichs neue und noch größere Opfer zu bringen, mit denen sie nun das Volk zur Fortsetzung des Krieges stimmen wollten, wollten nicht mehr verfangen.

Die entsetzlichen Thatsachen waren da, sie waren jetzt allgemein bekannt, und sie konnten durch keine noch so schönen Phrasen hinweggeleugnet oder auch nur bemäntelt werden. An vierzigtausend junge Männer waren gefallen, es war die Blüthe, die Kraft, die Zukunft des österreichischen Volkes, tausende kehrten als jämmerliche, bemitleidenswerthe Krüppel zurück. Handel und Industrie lagen darnieder, alle Geschäfte stockten, die Schuldenlast war eine erdrückende geworden, die innern Verlegenheiten wuchsen mit jedem Tage, Millionen hatte der Krieg verschlungen und Millionen verlangte der Staat zu neuen Rüstungen. Ein Schrei der Wuth, der Empörung ging durch das ganze Land, die Stimmung wurde mit jedem Tage erregter, sie grenzte an Verzweiflung. Unter solchen Umständen hielt es die Regierung für das beste, energische Maßregeln in Anwendung zu bringen: der Belagerungszustand wurde am 27. Juli über Wien und Niederösterreich verhängt. „Die unnachsichtigste Strenge des Gesetzes müsse herrschen," so hieß es in einem neuen Manifeste, „wenn die Gefahren verbrecherischer Thätigkeit sich nicht allein gegen einzelne, wenn sie sich gegen die allgemeinen Interessen der staatlichen Gemeinschaft kehren." Jede Kritik war hiermit sistirt, die Volksstimme unterdrückt. Das Volk durfte sich nicht rühren, es durfte seine Mißstimmung nicht äußern, sonst wurde es nach den Paragraphen des Militärgesetzbuchs bestraft. Aber solche Maßregeln haben nur selten den Erfolg für sich, es gährte und grollte heimlich fort. Wenn das Mißvergnügen nicht mehr einzelne, wenn es die Majorität erfaßt hat, dann steht die staatliche Gewalt auf schwanken Füßen. Die Regierung durfte es nicht wagen, den Krieg fortzusetzen, sie mußte Frieden schließen. Die Unterhandlungen begannen und am ersten September war der Friede unterzeichnet.

Hierauf erfolgte die Auslieferung der Kriegsgefangenen. Die verwundeten Oesterreicher waren zum Theil in den in Böhmen etablirten Feldlazarethen verblieben und nicht über die Grenze geschafft worden. Im Verlaufe des Septembers wurden ungeheure Transporte dieser Gefangenen befördert. Am 13. September kamen ihrer sechzehntausend auf dem Nordbahnhofe in Wien an, darunter viele Rekonvaleszenten; auch Stefan zählte zu den letzteren. Diese armen Burschen waren sechsundzwanzig Stunden von Prag bis Wien gefahren, ohne Nahrung zu sich genommen zu haben. Es war zwölf Uhr nachts, als sie in Wien anlangten. Außer den Bediensteten war niemand auf dem Bahnhofe, keinerlei Vorbereitung zu ihrem Empfang war getroffen, es war für nichts gesorgt, um die Hungernden zu erquicken. Sie wurden in das Transportsammelhaus geschickt und mußten zu Fuß dahin gehen. Dort bekamen sie aber ebenfalls nichts zu essen, und so blieben sie nüchtern bis zum Morgen. (Fortsetzung folgt.)

Eisstopfung an der Stadtmauer von Thorn. (Seite 346.)

Der vergleichsweise Werth verschiedener Sorten von Fleisch und Fisch als Nahrungsmittel.

Von **Rothberg-Lindener.**

Wenn man als die älteste Fertigkeit des Menschen, als die, welche denselben von den ihm an Intelligenz nächststehenden Thieren zu unterscheiden geeignet ist, die Herstellung und Benutzung von Werkzeugen zu reichlicherer und vollkommnerer Befriedigung seiner Bedürfnisse mit Recht anzusehen geneigt ist, so müßte man doch wenigstens gleich nachher die Fähigkeit nennen, die von der Natur gebotenen Nahrungsmittel als Speisen zur besseren und geeigneteren Ernährung des Körpers zuzubereiten. Beide sind durch beständigen Gebrauch in Jahrtausenden entwickelt worden; und wenn auch die Leistungen auf dem Gebiete der Werkzeugverfertigung und deren immer ausgedehntere Nutzbarmachung und Befruchtung durch die wissenschaftlichen Prinzipien der Mechanik durch ihre Massenhaftigkeit und Dauer in unsrer Zeit die erste Beachtung beanspruchen, so ist doch die Summe von Erfahrungen, welche das in bescheidenere Grenzen gebannte Gebiet der sogenannten Kochkunst umfaßt, durchaus nicht gering zu schätzen. Auch sie hat — aber erst in neuester Zeit — eine Stütze und Förderin an einer verwandten Wissenschaft gefunden, an der Chemie. In sehr vielen Fällen kann diese sich darauf beschränken, die von dem Geschmacksinn und dem Gefühl bei der Verdauung jener beigebrachten Verfahrungsweisen zu erklären, nachträglich als auf durchaus rationellen Grundsätzen beruhend, anzuerkennen; während die Fortschritte, welche die Chemie in Bezug auf Ernährung gebracht hat, mehr darin bestehen, daß sie einerseits den unerläßlich nöthigen Bedarf des menschlichen Körpers an Nährstoffen, und zwar den nach Klima, Bodenbeschaffenheit und Arbeit, nach Alter und Geschlecht verschiedenen, bestimmt; daß sie ferner den Gehalt der von der Natur und durch die menschliche Kunst geschaffenen Nahrungsmittel an jenen Stoffen untersucht; endlich — und das ist gegenüber schrankenloser Profitgier und dadurch hervorgerufener Gewissenlosigkeit eine den höchsten Dank verdienende Leistung — ist in den meisten Fällen nur die Chemie im stande, die Entwerthungen, schädlichen Beimengungen und Verfälschungen nachzuweisen, denen die eben auch als „Waaren“ betrachteten Nahrungsmittel in ausgedehntem Maße unterliegen. Und so kann sie der Kochkunde und Hauswirthschaft sich dankbar und nützlich bezeigen, indem sie ihr bei der Auswahl und Zusammenstellung der benöthigten Rohmaterialien bald rathend, bald warnend zur Hand geht. Es widerfährt nur leider hier recht oft der Chemie, was anderen Wissenszweigen in ähnlicher Lage: die „Kunst“ pocht mit stolzem Selbstbewußtsein darauf, älter zu sein, vieles, was die Chemie ihr sagen könne, „schon längst gewußt“ zu haben, und so glaubt sie sich berechtigt, vorgeschlagene Neuerungen *unerprobt* als bloße Zeichen von Ueberhebung anzusehen. — Aber es bedarf, um dieses Mißtrauen seitens unserer von der Chemie durchaus mit der gebührenden Hochachtung betrachteten, wohlerfahrenen Kochkünstlerinnen zu zerstreuen, wohl nur des Hinweises, daß ihnen die Chemie in die eigentliche Praxis garnicht hineinzureden beabsichtigt, für sie neue Rezepte garnicht erfinden, sondern ihre Thätigkeit mehr nur aus dem Gesichtspunkt der Gesundheitspflege betrachtet sehen will.

Am Nordkap. (Seite 347.)

Gute und richtige Ernährung durch die für jeden Fall geeignetsten Nahrungsmittel ist sicherlich eine der ersten Vorbedingungen zur Bewahrung der Gesundheit, und darauf weist die Chemie in den angeführten Beziehungen hin und hilft zugleich die einem jeden zur Verfügung stehenden Mittel, seien sie größer oder geringer, ökonomisch und zweckentsprechend beim Einkauf zu verwerthen. In diesem Sinne bitten wir die Leser der „Neuen Welt“ unsere chemischen Ausführungen im Gebiete der Nahrungsmittel aufzunehmen.

Zu unseren wichtigsten Nahrungsmitteln gehört das Fleisch unserer Schlachtthiere. Was von denselben nach Absonderung der völlig ungenießbaren Theile als mehr oder weniger zur Nahrung brauchbar zum Verkauf gelangt, besteht im großen Durchschnitt in 100 Theilen aus:

Muskelsubstanz	17
Fett und Zellgewebe	3
Knochen	11
Fleischflüssigkeit	69

Die Knochen werden hauptsächlich nur vom Schlächter als werthvolle Beilage zum verkauften Fleisch angesehen, in der That aber ist der Werth einer aus ihnen allein hergestellten Bouillon sehr

gering; denn während eine Durchschnittsbouillon aus Ochsenfleisch die zwar auch nicht große Quantität von 3% festen Bestandtheilen enthält, so bestehen diese doch aus sämmtlichen löslichen Bestandtheilen des Fleisches, wogegen die aus Knochen erkochte Brühe davon im wesentlichen nur etwas Fett und löslich gewordene Leimgallerte enthält, welche letztere einen sehr untergeordneten Nährstoff darstellt. Es sind daher auch die Knochenbouillontafeln, nachdem sie durch Reklame ein vergängliches Scheinansehen erlangt hatten, längst wieder — und mit Recht — in völlige Mißachtung gekommen.

Wir wollen also weiterhin unter Fleisch, mit Ausschluß der 11% Knochen, nur die genießbare Muskel- und Gewebsubstanz mitsammt den darin enthaltenen löslichen Bestandtheilen verstanden wissen. Dieser Theil des thierischen Körpers besteht aus einer Vereinigung verschiedenartiger Gewebe und von ihnen festgehaltener Flüssigkeiten, deren fester Hauptbestandtheil die thierische Faser oder das Fibrin ist, eine organisirte stickstoffhaltige (Proteïn- oder Albumin-) Substanz. Die einzelnen Fasern, durch Bindegewebe bündelweise zusammengehalten, bilden die Muskeln. Das zwischen Muskelscheiden und Bindegeweben in besondere Zellen ablagernde Fett ist eine nichtorganisirte Substanz von einem sehr hohen Kohlenstoffgehalt. Dieses Ganze ist von einer Unzahl feiner Blut- und Lymphgefäße durchzogen, welche die Ernährung des lebenden Muskels besorgen und von Nervenäſtchen, welche seine Bewegung veranlassen. Durchtränkt ist die feste Substanz von einer dem Gewicht nach meist überwiegenden stickstoffreichen Flüssigkeit, der Flüssigkeit, welche theils Substanzen enthält, die vom Blut zur Ernährung der Gewebe abgegeben, theils solche, die aus diesem beim Stoffwechsel entstanden und zur Auffaugung und Entfernung abgeschieden sind. Es sind das organische Basen, nämlich Kreatinin und Hypoxanthin, ferner Kreatin, Inosit oder Muskelzucker, dann sogenannte extraktive Stoffe und Milchsäure, sowie Inosinsäure, endlich auch die jedem organischen Körper zum Leben nöthigen organischen (mineralischen) Stoffe, unter denen hier Chlorkalium und phosphorsaures Magnesium vorherrschen.

Wenn nun auch das Wasser, welches die angeführten Nährstoffe gelöst enthält, ein für die Bildung und das Bestehen der Muskeln und Gewebe durchaus unentbehrlicher Bestandtheil ist, so steigt doch offenbar der Marktwerth des Fleisches als Nahrungsmittel mit der Verminderung seines Gehalts an reinem Wasser, das wir, soweit es für den menschlichen Körper nöthig, demselben in vielerlei andrer Gestalt zuführen können. Der Wassergehalt des Fleisches unserer Schlachtthiere ist keineswegs ein gleichmäßiger, weder für alle Gattungen, noch für verschiedene Thiere derselben Art; er hängt wesentlich von dem Fütterungszustand des Thieres ab und fällt, je besser das Thier genährt oder gemästet war. Wie erheblich der Unterschied ist, zeigen folgende Zahlen.

Der Gehalt an reinem Wasser beträgt in 100 Theilen Fleisch von:

	Ochsen	Schwein	Schaf	Lamm
magerem	60	56	58	62
gut genährtem	54		50	
gemästetem	46	39	40	49
fettem	39		33	

Man sieht hieraus, wie bei fortschreitender Mästung der Wassergehalt ab- und demnach die Menge fester Substanzen im gleichen Gewicht entsprechend zunimmt und zwar beträgt die Zunahme im Mittel 40%, bei sehr fetten Thieren sogar 60%. Die Vermehrung der Trockensubstanz geschieht dem größern Theil nach, indem sich an Stelle des Wassers Fett in den Geweben absetzt, zum kleinern Theil kommt sie auch der Muskelsubstanz zugut, wie folgende Gegenüberstellung zeigt. In 100 Theilen Fleisch vom Ochsen sind enthalten:

	im magern	im fetten Thier
Wasser	60	39
Muskelsubstanz	30,5	36
Fett	8	23,5
Unverbrennlich (Salz)	1,5	1,5

Für den Fleischkonsumenten bedeuten diese Zahlen, daß wenn er 1 Pfund Rindfleisch, von einem gut genährten Thier herrührend, einkauft, er darin $10^1/_2$ Neuloth mehr werthvolle, dem Körper zugutkommende Nährstoffe erstanden hat, als wenn er ein gleiches Gewicht Fleisch, das von einem magern Thier herrührt, empfängt, da sich in diesem $10^1/_2$ Neuloth Wasser mehr befinden, als im andern. Für das bloße Auge ist dieser werthlose Bestandtheil in einem solchen Stück durchaus nicht sichtbar, da er von dem Zellgewebe, wie von einem Schwamme aufgesogen gehalten wird; manchmal macht er sich beim Kochen bemerklich durch Schwinden des Fleisches — sicherlich aber ist der Organismus um jene $12^1/_2$ Neuloth benachtheiligt, wenn er ein solches Stück statt eines an Nährstoffgehalt vollwichtigen hinnehmen soll. Das wasserhaltigere Fleisch müßte bei reellem Handel im richtigen Verhältniß billiger sein, so daß also die auf solches angewiesenen Leute den Mangel an Gehalt durch ein größeres Quantum zu ersetzen im Stande wären, — selbstverständlich für dasselbe Geld!

Der Hinweis auf die Beziehungen, welche wissenschaftliche Erfahrungen für die Privatwirthschaft, für das Geldeinkommen und seine Verwendung eröffnen, wird unseres Erachtens fast stets, auch in populären Abhandlungen zu sehr vernachlässigt: man hält das als für den wissenschaftlichen Nimbus bedrohlich! Es dürfte das einer der Erklärungsgründe dafür sein, daß im übrigen völlig gediegene derartige Abhandlungen über sehr interessante nützliche Dinge doch zumeist nur dem Wind gepredigt sind. Wir können für unsere Person, unbeschadet der Befriedigung, welche das Wissen an sich gewährt, auch die Frage nach seinem Nutzen nicht als unberechtigt ansehen, zumal wenn es sich um die Kenntniß von im gewöhnlichen Leben häufigen und für dasselbe wichtigen Dingen handelt; wir glauben sogar das Wesen der „Halbbildung" — dieses von öffentlich redenden und schreibenden Personen jetzt mit Vorliebe zur Schmähung der Gegner gebrauchten, aber nicht definirten Stichwortes — am besten ausgeprägt in den Leuten zu erkennen, die Wissen besitzen, ohne doch seine konsequente Nutzanwendung für, seinen Zusammenhang mit dem praktischen Leben zu verstehen oder zu wollen! Wir denken also der Wissenschaftlichkeit nichts zu vergeben, wenn wir in einem Artikel, der allgemein verständlich sein soll, bei sich bietender Gelegenheit Bezug nehmen auf den gegenwärtigen Nutzen oder Schaden einer durch die Chemie festgestellten Thatsache für den allgemeinen öffentlichen Säckel, oder auch für den Privatbeutel. Speziell die Lehre von der Pflege der menschlichen Gesundheit darf die Rücksicht auf die durch sie in Anspruch genommenen Mittel eigentlich nie aus den Augen verlieren, wenn sie eine Wirkung ausüben will: dann erst macht sie die nöthige Unterscheidung dessen, was der reiche, was der arme Einzelne thun kann und was die Gesammtheit thun sollte; würden diese Punkte immer gehörig klargelegt und betont, so würde sich so mancher gegen diese Kenntnisse minder ablehnend erhalten, der es jetzt als einen Hohn auf seine nun einmal feststehenden Verhältnisse und sehr beschränkten, durchaus nicht ausdehnungsfähigen Einkünfte ansieht, wenn ihm geräumige, gut ventilirte Wohnung, reichliche, kräftige Nahrung u. a. m. als von ihm zu beschaffende Mittel zur Pflege seiner Gesundheit empfohlen werden. Zuerst natürlich will jeder wissen, was er bei richtiger Ausnutzung seiner Mittel in dieser Beziehung haben und leisten könne: ein guter Unterricht müßte das Volk zur Erlangung dieser Erkenntniß befähigen! Oder würden nicht an Stelle der Zins- und sonstigen kaufmännischen Profitrechnungen für breite Volksschichten einen größern Nutzen und bessere Einsicht in das öffentliche Leben Aufgaben bieten, wie etwa die folgende: Wenn 1 Pfd. Rindfleisch bei 30% Wassergehalt 60 Pfg. kostet, wie viel ist dann ein gleiches Gewicht bei 60% Wassergehalt werth?

Die Ausrechnung dieses interessanten Regeldetriexempelchens ergibt für letzteres nicht mehr als 39 Pfg. Werth. Man findet in gleicher Weise nach obiger Tabelle, daß Fleisch von einem magern Schwein im Verhältniß zu solchem von einem fetten nur 43 Pfg., daß Fleisch von einem magern gegen das von einem fetten Schaf sich wie 38 zu 60 Pfg. unterscheiden müßte und daß Fleisch von einem magern Lamm nur etwa 45 Pfg. kosten dürfte, wenn hier wie in allen Fällen ein Durchschnittspreis von 60 Pfg. für vollwerthiges Fleisch beispielshalber angenommen ist. In Wirklichkeit begegnen wir an demselben Orte — also bei Ausschluß der für entfernt von einandergelegne Gegenden ja erheblichen Preisschwankungen — keine so großen Preisunterschiede; und doch sehen wir ebensowohl alte, abgenützte Kühe, die vor Schwäche ihren abgemagerten Körper nicht mehr tragen können, als auch die feistesten Ochsen, in Ansehung ihres Gewichts und des durch etwaige Bewegung ihnen verursachten Unbehagens zur Schlachtbank gefahren werden! — Es ist eben nicht wegzuleugnen, daß die Leute mit beschränktesten Mitteln, die an der einen Stelle ihr Fleisch kaufen, weil es vielleicht gar 10 Pfg. billiger ist, als bei dem Fettviehschlächter, trotzdem noch die erheblich Benachtheiligten sein können und dann in ihrem Ernährungszustand gegen die vollwerthiges Fleisch kaufenden Mitbürger erheblich zurückbleiben müssen, wenn selbst beide gleichviel Geld auf dieses Nahrungsmittel angelegt haben. Es wäre in der That wünschenswerth, daß jedes Schlachtthier entweder noch bevor es geschlachtet

wird, nach sachverständiger Begutachtung seines Ernährungszustandes, oder nach einer Prüfung des Wassergehalts verschiedner Probestückchen des Fleisches seinen bestimmten Taxpreis per Pfund bekäme, um grade die ärmern Konsumenten vor derartiger Benachtheiligung in ihrer Ernährung zu schützen.

In einzelnen großen Städten haben die Fleischstücken von verschiedenen Theilen desselben Schlachtthieres ziemlich erheblich abweichende Preise. Dieser Unterschied ist nicht ungerechtfertigt, da der Werth in der That ein wechselnder ist, aber meist nicht so sehr, als die Preisdifferenzen rechtfertigen müßten. Jedenfalls bedingen gute oder schlechte Ernährung bei mehreren Thieren derselben Art eine viel größere, wie man bei aufmerksamem Vergleich der früher gegebnen und der Zahlen in den folgenden Tabellen finden wird. Nach Untersuchen von Ch. Mène enthielten 100 Theile:

1. Schweinefleisch

Bestandtheile	Niere	Mürbbraten	Cotelett	Schinken frisch	Schinken geräuchert	Speck
Fleischflüssigkeit	74	73	73	69,6	59	9
Muskel und Gewebe	18,1	17,4	17,4	22	26	9
(davon Leimsubstanz	8	9	5	7	3,3	0,7)
Fett	7	8,5	8,65	8,2	8	76
Salze	0,97	1,1	0,95	1,2	7	6

2. Hammelfleisch

	Keule	Schulter	Cotelett	Hals
Fleischflüssigkeit	75,4	75,7	75,5	74,5
Muskel und Gewebe	14,3	14	14,3	15,4
(davon Leimsubstanz	0,2	0,14	0,3	0,6)
Fett	8,8	8,9	8,6	8,5
Salze	1,5	1,3	1,6	1,6

3. Kalbfleisch

	Brust	Hals	Nierenstück	Niere	Cotelett	Schulter	Kopf
Fleischflüssigkeit	69,6	75	76,2	72,8	72,6	76,6	85,5
Muskel und Gewebe	21	16,6	15,4	22,2	20,6	18,1	7,2
(davon Leimsubstanz	13	13	12	13,7	12,5	13	5,5)
Fett	7,5	6,3	7,1	3,7	5,1	3,6	7,2
Salze	1,8	1,1	1,3	1,3	1,7	1,7	0,1

Während im ganzen die Schwankungen nicht erheblich sind, bemerkt man doch, daß z. B. vom Schwein der Schinken den höchsten Nährwerth besitzt, vom Hammel das Halsstück, dann Keule und Kotelett, während das Fleisch vom Kopf einen äußerst geringen Nährwerth besitzt. Die in der Tabelle unter der Rubrik „Muskel und Gewebe" im allgemeinen höheren Zahlen könnten zu der Annahme verleiten, daß Kalbfleisch einen höhern Nährwerth besitze, als Hammel- und Schweinefleisch, es ist aber der in Klammer angegebne, verhältnißmäßig sehr hohe Gehalt an Leimsubstanz in Beachtung zu nehmen, doch aber in erheblich geringerem Maß blut- und demnach auch kraftgebend, als die eigentlichen Albuminstoffe, welche im Hammelfleisch die bei weitem vorwiegenden sind.

Da für manche, besonders Küstengegenden auch die Fische zur allgemein genossenen Volksnahrung gehören, so geben wir noch zum Vergleich chemische Analysen, nach obigen Prinzipien geordnet, von zwei Arten Fisch; und zwar von einem sogenannten Edelfisch, dem Lachs und von dem überall bekannten Proletarier Häring. Es setzen sich 100 Gewichtstheile zusammen im (frischen und ungesalzenen):

	Lachs	Häring
Flüssigkeit	77	80,7
Albuminstoffe und Gallert	13,2	10,1
Fett	4,3	7,1
Natürliche Salze	5,5	2,1

Es zeigt sich aus den Zahlen, daß diese Wasserbewohner als Nahrungsmittel in der That des größern Wassergehalts wegen dem Fleisch der Landthiere nachstehen, — vielleicht sind sie unbewußt aus diesem Grunde zur Fastenspeise gemacht worden? — und daß der Edelfisch sich durch bessern Ernährungszustand vor seinem Genossen niedern Standes auszeichnet: kein Wunder! da er als Räuber auf andrer Kosten lebt und sich nicht, in so unsinnig großen Massen, wie jener Proletarier, wandernd, jede bequeme und reichliche Ernährung unmöglich macht!

Auffällig ist bei diesen Analysen der hohe Gehalt von natürlich im Organismus dieser — wie aller — Fische vorkommenden mineralischen Bestandtheile oder Salze, der das Doppelte und Dreifache dessen unserer Landthiere beträgt.

Der Werth dieser in keinem organisirten Körper fehlenden Salze, den der Albuminstoffe und Fette für die Ernährung, das Verhältniß derselben zu einander und in seiner Bedingtheit durch Klima und körperliche Arbeit auseinanderzusetzen, bleibe späteren Ausführungen vorbehalten.

Für oder wider die Vivisektion?

Von Dr. med. G. Voigt (Verfasser der „Zukunftsmedizin").

(Fortsetzung.)

Um den wissenschaftlichen Werth oder Unwerth einer Forschungsmethode festzustellen, darf man also nicht zunächst darnach fragen wollen, ob dieselbe einem praktischen Bedürfniß abhilft, denn der wahre Adel der wissenschaftlichen Forschung beruht nicht auf den materiellen Rücksichten des Nutzens, sondern auf der Veredlung des menschlichen Geistes durch Wahrheit.

Erfüllt nun die Vivisektion diese ihre hohe wissenschaftliche Mission? Oder ist vielleicht bei ihr ebenso wie bei der angewandten Anatomie, welche speziell der Wundarzneikunde dient, einzig und allein ihr praktischer Nutzen ausschlaggebend? Mit diesen beiden Fragen dringen wir bis an den eigentlichen Kern der Vivisektionsfrage vor; denn entweder erfüllt die Vivisektion durch die Resultate ihrer Forschungen ihren hohen Beruf, den menschlichen Geist zu veredeln, oder es macht sich diese an sich widerwärtige Forschungsmethode durch den großen praktischen Nutzen, welchen sie stiftet, beifallswerth.

Sobald wir nach dem inneren, absoluten Werthe einer Forschungsmethode fragen, dürfen wir jedoch nicht erwarten wollen, daß sich derselbe immer auch genau beziffern und sozusagen an den Fingern herzählen läßt. Hierdurch wird die endgiltige Beantwortung dieser Frage sehr schwer und weit, weit über die Grenzen, die uns hier gezogen sind, hinausgehend, da dieselbe eine äußerst gründliche und erschöpfende Behandlung erfordert. Uns ist es heute vor allen Dingen darum zu thun, das schwierige und zugleich etwas dunkle Material, wie es betreffs der Vivisektionsfrage vorliegt, zu sichten und soweit zu präzisiren, daß wir in Zukunft jeder anderweitigen, einseitigen Behandlung dieses Themas gegenüber der Verdutzung zu widerstehen vermögen, wie sie die pharisäische und zum Theil sogar jesuitische Behandlungsweise der Vivisektionsfrage seitens der Zunft anstrebt und bereits auch mit einem beklagenswerth großen Erfolge die Fälschung der öffentlichen Meinung in's Werk gesetzt hat.

Geben wir einmal den wissenschaftlichen, inneren Werth der vivisezirenden Forschungsmethode zu; denn im weiteren Verlaufe unserer Betrachtung wird ungesucht und ganz von selbst dieses und jenes Streiflicht nach dieser Seite hin fallen und geeignet sein, uns die Vermuthung aufzudrängen, daß, wenn man überhaupt eine geeignete Position gewinnen will, um die Vivisektion zu vertheidigen, man gleich von allem Anfang an einen Sprung in die Luft nach einem in dieser schwebenden Trapez machen und dieses alsdann als Fundament benutzen muß. Auf diesem eigenartigen Fundament wird alsdann mit der Kühnheit und Kunstfertigkeit eines wissenschaftlich geschulten und wissenschaftlich gebildeten Jongleurs eine akrobatische Pyramide — genannt Nothwendigkeit und Nutzen der Vivisektion — errichtet, deren Basis natürlich in der Luft schwebt, und das andächtige und „geneigte" Laienpublikum staunen macht, und zwar in dem Maße staunen macht, daß die flimmernden und bestechenden Phrasen über die „unerläßliche Nothwendigkeit" der Vivisektion, welche man von diesem in der Luft schwebenden Podium aus in das staunende und gläubige Publikum schleudert, vollständig vergessen oder aber garnicht bemerken lassen, auf welcher unsoliden Basis diese ganze Pastete luftiger Hypothesen und gewagter Schlußfolgerungen balancirt. In allen derartigen Fällen ist es richtig und praktisch, derartige Künstler auf den soliden Boden der Thatsachen zu drängen, weil sie bei der Natur dieser stachlichen und halsstarrigen

Dingerchen genöthigt werden, alsbald einen kunstvollen Fandango auf Eiern zu tanzen, dabei aber gewärtig sein müssen, bei jedem festen und soliden Schritte einzubrechen.

Angenommen nun, die Vivisektion habe einen wissenschaftlichen Werth an sich, so folgt hieraus als bindende und unabweisliche Konsequenz, daß dieselbe alsdann als eine wissenschaftliche Forschungsmethode auch ausschließlich zu rein wissenschaftlichen Zwecken, mithin auch nur von wissenschaftlichen Forschern angewendet werden darf, nicht aber jeder wissenschaftelnde Stümper, welcher pharisäisch vorgibt, „im Dienste der Wissenschaft" zu arbeiten, berechtigt sein darf, in den Eingeweiden lebendiger Thiere herumzuwühlen. Diese Angelegenheit wird sich von selbst klären, wenn wir weiter unten genauer zusehen, wer überhaupt vivisezirt und wer nicht blos angeblich, sondern thatsächlich als Forscher im Dienste der Wissenschaft an lebenden Geschöpfen experimentirt.

Wenn wir aber, um das Für und Wider in der Vivisektionsfrage genauer abzugrenzen, vorläufig bedingungslos zugeben, daß die Vivisektion eine eigenartige, dabei widerwärtige Methode der wissenschaftlichen Forschung sei, was bleibt uns dann wohl noch zu untersuchen übrig? Alsdann müssen wir das zweite Bollwerk der Vivisektion rekognosziren, jenes Bollwerk, in welchem sich die Mehrzahl der Vivisektoren verschanzt hat, und welches in der That als eine äußerst feste und kluge Position betrachtet werden muß. Diese Verschanzung liegt auf jenem frostigen und dürren Terrain, auf welchem, wie bereits erwähnt wurde, keine Blume gedeiht, oder doch wie Unkraut unter die Füße getreten wird, nämlich auf dem Terrain des praktischen Nutzens, wo die Veredlung des menschlichen Geistes und die Vervollkommnung des sittlichen Seins und Thuns des Menschen allerdings auf dem Kurszettel notirt ist, aber wie alle außer Kurs gesetzten oder doch wenig nachgefragten Effekten kaum eine beiläufige Beachtung findet. Hier beginnt die Komödie!

Denn da ja nicht blos die Jesuiten, die Diplomaten und die hohen Politiker annehmen, „daß der Zweck das Mittel heilige," so sucht man auch hier das Mittel, nämlich die Vivisektion, durch einen erdichteten und fingirten Zweck zu heiligen, indem man vorgibt, daß alle die ungezählten Hekatomben von Hunden, Katzen, Kaninchen und Fröschen, welche man alljährlich dem Götzen der Vivisektion zum Opfer bringt, „im Dienste der leidenden Menschheit" gequält, gemartert, verstümmelt und lebendig zergliedert werden.

Deshalb flattert auch jenes Banner, welches man zum Sammelpunkt und zum Panier der „im Dienste der Menschheit" arbeitenden Vivisektoren gestempelt und geweiht, so stolz und verheißend auf der höchsten Zinne dieses stärksten Bollwerks der Vivisektion und verkündet durch die prahlende Devise, welche auf diesem stolz wallenden Banner prangt und welche lautet: „Im Dienste der leidenden Menschheit," weithin und in alle Lande die erhabene Mission der Vivisektion. Dadurch aber, daß das Allerheiligste jener Tempel der Wissenschaft, vor deren Altären man dem Götzen der Vivisektion opfert, hinter starken, vor den neugierigen Blicken des „Laien"publikums schützenden Mauern liegt, dringt nur selten eine verläßliche Kunde aus jenen Palästen, welche die einen als Tempel, andere hingegen als die Folterkammern der Wissenschaft bezeichnen, hinaus in das große Publikum. Und wenn es in der That einmal geschieht? O, dafür flattert ja jenes stolze Banner hoch in der Luft, um durch seine jesuitische Aufschrift: „im Dienste der leidenden Menschheit" denjenigen, welche fragen, was denn eigentlich diese widerwärtige und äußerst kostspielige Forschungsmethode für einen praktischen Nutzen abwirft, eine hohe Dividende für die Gesundheit und für das Leben der Menschheit zu versprechen, dem Menschen- und Thierfreunde aber tagtäglich vor Augen zu führen, daß man hinter jenen Mauern zu Nutz und Frommen „der leidenden Menschheit" arbeitet, also eine durchaus humane Mission erfüllt.

So lehnt man sich pharisäisch einerseits an das Idol unserer Zeit, an den Nutzen an, andrerseits aber auch an jene, welche nach der sittlichen Berechtigung eines derartigen Treibens fragen, und verkündet letzteren, daß die Vivisektion zu der erhabenen und humanen Mission berufen sei, durch ihre Ergebnisse in Zukunft die Menschheit von ihren Leiden und Gebresten zu erlösen. Auf diese Weise gewinnt man sowohl den Beifall des kalkulirenden, nach einem praktischen Nutzen suchenden Verstandes, als auch die Sympathie der Herzen, welche Mitgefühl und Barmherzigkeit für alle lebenden Geschöpfe und insonderheit für jene hochorganisirten und empfindsamen Thiere empfinden, die der Vivisektion vorzugsweise zum Opfer fallen.

Auf diese Weise wird sowohl der Egoist als auch der Menschenfreund befriedigt. — —

Obschon nun jenes Banner tagtäglich von neuem in das Blut ungezählter Schaaren von Geschöpfen, die wir wohl ein Recht haben, als unser Eigenthum zu benützen, zu verkaufen und selbst zu tödten, niemals aber ein Recht, sie zu quälen, getaucht wird, gewinnt dieses Banner dennoch dadurch, daß es durch seine Verheißungen für die leidende Menschheit sowohl an den Verstand, als auch an die Herzen aller Bewohner des Erdenrundes appellirt, einen internationalen und zugleich neutralen Charakter, sodaß ein jeder Nichteingeweihte dasselbe in demselben Maße wie eine neutrale und internationale Flagge des genfer Verbandes respektirt und jeden Angriff auf das Bollwerk der Vivisektion zu einem internationalen Verbrechen, zu einem Verbrechen an der Humanität und an der gesammten menschlichen Gesellschaft gestempelt und als solches gebrandmarkt wird.

Ob nun jene diesem neutralen Banner der Vivisektion aufgedruckte Devise: „Im Dienste der Wissenschaft und zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit" blos irrthümlich, also beispielsweise ein bloßer Druckfehler ist, oder ob dieselbe eine Art Kriegslist, eine mit Raffinement auf die Verdutzung und Täuschung des großen Laienpublikums berechnete Spiegelfechterei ist, mag vorläufig dahingestellt bleiben. Die Wirkung und der Erfolg dieses Manövers ist unter allen Umständen der soeben angedeuteten Art. Soviel wird aber schon jetzt ersichtlich, daß, wenn es uns gelänge, nachzuweisen, daß in diesem Falle wissenschaftlich gebildete Piraten unter einer falschen Flagge, nämlich unter dem hehren Emblem der Wissenschaft, einhersegeln, während das eigentliche, innerste, treibende Motiv ihres Thuns nichts andres als schrankenloser Egoismus, nichts andres als die widerwärtigste intellektuelle Habsucht, kurz, nichts andres als rücksichtsloseste Habgier des Verstandes ist, die nur die persönliche Eitelkeit, oder ihre unbezähmbare Wissenssucht ohne alle anderen Rücksichten, und zwar **um jeden Preis** befriedigen will, wenn uns dieser Nachweis gelingen würde, sagen wir, dann würden wir allerdings vor einem wissenschaftlichen, verkleideten, verkappten und mit Humanitätsphrasen bemäntelten Humbug stehen, gegen den all' der groteske und pyramidale Humbug eines Barnum als eitel Kinderspiel und Stümperei erscheint! — —

Ist die Vivisektion nothwendig oder wenigstens nützlich und deshalb begehrenswerth?

Nachdem wir auf die angeblich erdichteten Zwecke und auf das Wesen der Vivisektion einige Streiflichter haben fallen lassen, wollen wir es versuchen, uns ein Urtheil über die praktische Nützlichkeit der Vivisektion zu bilden und wenn sich eine solche ergeben sollte, weiterhin untersuchen, ob dieselbe in einem irgend erträglichen Verhältnisse zu den aufgewendeten enormen Mitteln, zu den gewaltigen Opfern an Zeit, Mühe und Geld steht, welche man der Vivisektion in solch' überschwenglichem Maße zuwendet. Sehr klar zu Tage liegend kann der Nutzen der Vivisektion nicht sein, denn wäre derselbe augenfällig, so müßte wenigstens unter den Fachmännern und unter den Sachverständigen nur eine Meinung darüber herrschen. Dem ist aber nicht so. Im Gegentheile finden wir, daß die Ansichten hierüber sich stracks entgegengesetzt sind. So wird beispielsweise in einem Gutachten der züricher medizinischen Fakultät behauptet, daß die Vivisektion den idealsten Zwecken der Menschheit diene, daß sie zur Errettung und Erhaltung von Menschenleben unentbehrlich sei und daß ihr Wegfall mit Generationen von schlechten Aerzten, d. h. mit Menschenleben bezahlt würde.

Mehr kann man in der That von der Vivisektion nicht verlangen wollen; denn in diesem Gutachten wird ihr eine herrliche Mission, die Mission, „den idealsten Zwecken der Menschheit zu dienen", nachgerühmt; leider hat man es verabsäumt, dieser stolzen Behauptung so etwas, was man Beweis nennt, beizufügen. Heutigen Tags verlangt man aber selbst von einer Fakultät, daß sie das, was sie behauptet, auch beweise, nicht aber die Ansichten einer gelehrten Körperschaft als einen unfehlbaren Glaubenssatz hinstellt und dem Publikum als glorreiche Wahrheit aufdringt.

Mit diesem Gutachten darf man nur die Ansichten zahlreicher und hochangesehener englischer Aerzte und jene des tief in die Frage der Vivisektion eindringenden Verfassers einer ganz vorzüglichen und ausgezeichneten Schrift*), welche den wissenschaftlichen

*) „Die Vivisektion, ihr wissenschaftlicher Werth und ihre ethische Berechtigung, von Jatros. Leipzig 1877. J. A. Barth." (Preis 2 Mark.)

Werth und die sittliche Berechtigung der Vivisektion erörtert, vergleichen, um alsdann wenigstens zu ahnen, was alles unter der hehren Flagge der Wissenschaft einhersegelt, was alles sich hinter der Wissenschaft versteckt, und was alles mit dem Mantel der Wissenschaft sich deckt. Jenes Urtheil der englischen Aerzte und das tief-, scharfsinnig und wissenschaftlich begründete Bekenntniß des Verfassers der oben erwähnten vortrefflichen Schrift lauten aber beide einmüthig dahin, „daß für alle die entsetzlichen, qualvollen Leiden der millionen von Thieren, die in den letzten zehn Jahren über ganz Europa hin den utopischen (nichtigen) Zwecken der Vivisektion und der Eitelkeit so vieler nach einem wissenschaftlichen Namen strebenden Forscher geopfert worden sind, auch nicht eine einzige Stunde eines Menschenlebens aufgewiesen werden kann, die dadurch gewonnen oder erträglich gemacht worden wäre." — —

Wenn Professor Hermann in Zürich dem Publikum erklärt: „Für die geretteten Hundeleben werdet ihr mit Menschenleben bezahlen," — so weiß man nicht, was man von einer solchen Behauptung halten soll. Denn entweder muß man sich über einen derartigen Köhlerglauben wundern, der so unverbrüchlich an die Macht der Medizin über Leben und Tod glaubt, ein Standpunkt, der von jedem unterrichteten und vorurtheilsfreien Arzte als ein längst überwundener angesehen wird, oder man muß annehmen, daß diese prahlerische und unwahre Behauptung gegen eine bessere, innere Ueberzeugung ausgesprochen worden ist. Kaum mag man einer solchen Behauptung eine ernsthafte Widerlegung angedeihen lassen, weil dieselbe eine beinahe beleidigende Geringschätzung der Urtheilsfähigkeit des Laienpublikums in sich schließt. Denn das eine vermag sich jeder Laie selbst zu sagen, daß, wenn die Vivisektion wirklich im Stande wäre, auch nur ein einziges Menschenleben zu erhalten oder zu verlängern, die Ziffern der Sterblichkeitstabellen innerhalb der letzten zehn Jahre, seit welcher Zeit die Vivisektion florirt, sich verringert haben und die Lebensdauer der Menschen zugenommen haben müßte. Hierzulande hat man jedoch noch nicht das geringste von dieser glorreichen Folgewirkung verspürt, und der Genannte weiß ebenso wie jeder andere, daß alles das, was man zum Lobe der Medizin hört und liest, nur den diagnostischen (den die Erkennung der Krankheiten betreffenden) Theil der Medizin, nicht aber den kurativen (also den die Heilung von Krankheiten betreffenden Theil) angeht.

Allerdings ist die Aufgabe der Medizin nicht blos das Erkennen, sondern auch das Heilen von Krankheiten; ersteres allein ist Wissenschaft, letzteres aber war bisher bloße Erfahrungssache und wird es wohl noch lange bleiben. Um Krankheiten zu erkennen, macht der Arzt seine lange Schule durch, heilen dagegen kann jeder, der weiß, was hilft.

Der an sich ihr anhaftenden Schwächen braucht sich die Medizin nicht zu schämen, erst wenn sie anfängt, aus falscher Scham oder aus noch schlimmeren Gründen diese ihre, die Heilung von Krankheiten betreffenden Schwächen, also ihre Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit als angewandte, praktische Medizin, also ihr ärztliches Unvermögen, unter der Maske vivisektorischer Versuche zu verstecken, begeht sie etwas, dessen sie sich schämen muß! Denn diese prahlerischen Behauptungen, daß die Vivisektion und andere gelehrte Vielwisserei etwas mit der Heilung von Krankheiten zu thun habe, täuscht das Publikum, indem es die angewandte Medizin, also die Heilkunde, mit einer falschen Glorie umgibt und das leidende Laienpublikum dahin beeinflußt, daß es staunt, glaubt und hofft. Der Abglanz dieser falschen Glorie strahlt aber auf die Vivisektion zurück und macht viele glauben, daß dieselbe in der That das für die ausübende Heilkunde leistet, was sie zu leisten vorgibt. Unsere Tage sind gezählt! Dies darf jeder arzneimittelsüchtige Arzt mit vollem Recht behaupten, und die immer kürzer werdenden und immer seltener in den Apotheken einlaufenden Rezepte beweisen die Wahrheit jenes Selbstbekenntnisses der mittelsüchtigen Aerzte. Die Schwächen der allopathischen Heilweise verdienen eine nachsichtige Beurtheilung, da diese Heilweise auf Wissenschaftlichkeit nicht Anspruch machen kann; wenn aber jene Hülfswissenschaften der Medizin, wie z. B. die Vivisektion, die beständig mit tausend unbekannten Größen rechnen muß und sich dementsprechend tagtäglich verrechnet, den von der Physik, von der Chemie und von der Anatomie erborgten Schein der Wissenschaftlichkeit mißbraucht und dem großen Publikum gegenüber nicht mehr in den Grenzen der ihr zukommenden Bescheidenheit bleibt, so darf sie sich auch nicht wundern, wenn das einsichtsvoller gewordene Laienpublikum die Prätensionen der Vivisektion einer kritischen Untersuchung unterzieht, wobei die Vivisektion immer nur verlieren, niemals aber gewinnen kann, ja, sie darf sich selbst nicht einmal beklagen, wenn man alsdann allgemein und etwas barsch nach ihrer wissenschaftlichen Legitimation fragt! — —

(Fortsetzung folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Ueber ein viel größeres dichterisches Talent, als Brockes es besessen hatte, verfügte der um fünfzehn Jahre jüngere Schlesier Joh. Christian Günther (1695—1723). Während den übrigen Dichtern jener Zeit die Poesie nichts mehr als eine angenehme Beschäftigung war, die sie nach Belieben aufnahmen und beiseite legten, war sie bei Günther der Erguß seines innersten Lebens, das Spiegelbild seines Denkens und seines Geschickes. Er war so ganz und ausschließlich Poet, daß ihn die ungezügelte Dichterleidenschaft, die noch durch eine unglückliche Liebe in verhängnißvoller Weise gesteigert und vertieft wurde, zu keiner ordnungsgemäßen Gestaltung seiner Lebensverhältnisse kommen ließ. Er besang die hellauflodernde Lust und die verzehrende Pein eines wildbewegten Menschenherzens in lebensvollen, oft ächt poetischen Versen, denen sowohl seltene Mannichfaltigkeit der Anschauung, als auch eine damals nicht minder seltene Tiefe und Wärme des Gefühls eigen war. Aber neben hohen und edlen Gedanken und Gefühlen lagert bei ihm oft genug gemeine Sinnlichkeit und brutale Roheit; und so wie er selbst elend zugrunde gehen mußte an der Haltungslosigkeit des eigenen Charakters, so mußte sein gutes Beispiel als Dichter verloren gehen an der verständnißund gefühlsarmen Jämmerlichkeit des Zeitcharakters.

Das mit so gewaltiger Anmaßung aufgetretene Alte mußte erst kritisch vernichtet werden, ehe die dünngesäten Keime des Besseren in der deutschen Literatur sich blüthenspendend und fruchtbringend entfalten konnten. Indessen standen auch dem Aufkommen einer nur halbwegs ernsthaften Kritik auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften mächtige Schranken entgegen. Die Schriftsteller waren sehr zufrieden, wenn man sie lobte, aber sehr erbittert, wenn ein Tadel auf der Oberfläche des literarischen Lebens zu erscheinen wagte. Und ein hochzuverehrendes Publikum war der Kritik nicht minder gram. Ja, wenn man sich noch darauf beschränkte, an verstorbenen Poeten herumzumäkeln; aber an lebendigen die Sonde eines wirklich gesunden Menschenverstandes und das Sezirmesser literarischer Kritik zu üben, das war lieblos, das war unchristlich, das that den vielverehrten Leib- und Magenpoeten des werthen Publikums weh und vergällte diesem den süßen, gedankenlosen Genuß der gewohnten Geistesspeise.

Bei den Lesenden ebenso wie bei den Dichtern mußte sich daher die Kritik erst einschmeicheln, und auch vor den hohen weltlichen und geistlichen Behörden, die herzlich gern bereit waren, ein gekränktes Dichter- oder Gelehrtengemüth gegen die abscheuliche Gehässigkeit kritisirender Genossen in Schutz zu nehmen, hatten sich die Kritiker weislich in acht zu nehmen.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß die kritische Bewegung in der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts von der freieren Schweiz ihren Ausgangspunkt nahm. Das erwachende Gefühl für das Bessere trat zuerst im Jahre 1721 in einer Zeitschrift zutage, welche von mehreren in Zürich lebenden Schriftstellern, unter Leitung des Geschichtsgelehrten Bodmer (1698 bis 1783) und des Geistlichen Breitinger, gegründet wurde. Diese unter dem Namen „Diskurse der Maler" erscheinende Wochenschrift nahm die seit der Reformation gänzlich abgebrochene literarische Verbindung der Schweiz mit Deutschland wieder auf und ging in unerschrockener Freimüthigkeit mit den herrschenden literarischen

Anschauungen in ein strenges, aber in den meisten Beziehungen durchaus gerechtes Gericht.

Dem trotz der früheren Angriffe Weise's, trotz der Kritik Wernicke's und trotz der gegensätzlichen Bemühungen der Hofdichter immer noch sich im Vordergrunde der literarischen Bühne behauptenden Schwulst der Schlesier und der trivialen Nüchternheit Weise's und seiner Anhänger galt zunächst der durch seine Kühnheit das höchste Aufsehen erregende Angriff der Schweizer.

Sowohl Bodmer als Breitinger meinten es sehr ernst und gut mit ihrer Kritik; Bodmer zumal hatte einen sehr hohen Begriff von der Poesie und der Kunst überhaupt. Sie war ihm etwas Hehres, Heiliges, das allerdings zum Ergötzen der Menschen dienen sollte, aber nur zu einem rein sittlichen Ergötzen, das dazu angethan wäre, die Menschen zu erheben, sie sittlich zu läutern.

In der Bekämpfung der Schlesier einerseits und der Anhänger Weise's andrerseits thaten die Schweizer dasselbe, was in Deutschland sehr viele vor ihnen gern auch gethan haben würden, wenn sie den Muth der Kritik gehabt, den Kampf mit der Meinung des großen Haufens nicht gescheut hätten. Das tapfere Beispiel, welches „Die Diskurse der Maler" gaben, stachelte nun bald zur Nachahmung an. Zuerst beschritt ein junger leipziger Gelehrter, der sich auch zum Reformator der deutschen Literatur bestimmt glaubte, denselben Weg. Es war dies der einst hochberühmte Joh. Christoph Gottsched (1700—1766), der als Magister der schönen Künste und Wissenschaften im Jahre 1724 auf der Flucht vor den barbarischen und stattlichen Leuten äußerst gefährlichen Werbegelüsten des preußischen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. nach Leipzig gekommen und bei dem Geschichtsprofessor, kurfürstlich sächsischen Historiographen und Hofrath Johann Burckhard Mencke Bibliothekar und Hauslehrer geworden war. 1725 hatte Gottsched mit Vorlesungen über Philosophie und Dichtkunst die akademische Lehrthätigkeit aufgenommen und durch den bei seinen Hörern erzielten Erfolg ermuthigt unmittelbar nachher auch eine Zeitschrift, „Die vernünftigen Tadlerinnen" erscheinen lassen. In seinem Tadel war nun Gottsched in Rücksicht auf die öffentliche Meinung von damals sowohl in den „Tadlerinnen", als schon vorher in dem von Mencke herausgegebenen deutschen Theile der „Acta eruditorum"*), sehr „vernünftig"; er legte sich sogar viel entschiedener auf das Loben und Lobhudeln, als auf das Tadeln, in der unverkennbaren Absicht, sich zunächst eine Schule, möglichst viel Anhänger und möglichst großen Einfluß zu verschaffen. „Er lobte das Elende, suchte den Lohn geistiger Arbeit nicht in sich, sondern außer sich in Ruf und Namen, er warb kriechend, das Armselige lobend und befördernd, Anhänger, die auf seine Worte schwuren; er rezensirte, er machte Lärm und Aufsehen. — — Die von ihm geformte, früher von seinem Protektor Mencke gestiftete ‚Deutsche Gesellschaft' in Leipzig gab ihm eine Klientel**) solcher Leute, die sich gern Mitglieder aller Winkelsozietäten nennen. Seine ästhetische Zeitschrift, erst ‚Die Tadlerinnen', dann (von 1727) ‚Der Biedermann' genannt, erreichte freilich die englischen nicht, die ihm zum Muster dienten; aber er hatte auch ein ganz anderes Publikum als Addison und Steele. Gottscheds Zeitschriften waren für den deutschen Mittelstand bestimmt; für diesen paßte seine und seiner Kulmus, der nachherigen Frau Gottsched, ihrer Klienten und Freunde Sprache, Witz, Denkweise viel besser, als eine feinere und höhere Denkweise, die ihnen fremd war." So zeichnet der berühmte Historiker Schlosser in seiner „Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" diesen Theil von Gottscheds Thätigkeit, einer Thätigkeit, deren staunenswerthe Rastlosigkeit und Energie edlerer Strebeziele würdig gewesen wäre.

Aber nicht nur bei den einzelnen ging Gottsched auf den Seelenfang aus, ganzen großen Theilen des deutschen Volkes galten seine geschickt gewählten und ausgeworfenen Köder. Die Schlesier gewann er durch das ungemessene Lob, welches er dem ihm so ziemlich charakter- und talentverwandten Opitz spendete; die Sachsen nahm er für sich ein durch die Behauptung, daß das leipziger Deutsch, welches er sich bereitwilligst zu eigen gemacht hatte, das einzig richtige Hochdeutsch wäre, den Ost- und Westpreußen schmeichelte er durch die eifrige Hervorkehrung einer jedenfalls gemachten Heimatsliebe, die Schweizer eroberte er durch das begeisterte Lob, welches er den Bemühungen Bodmers und Breitingers spendete, u. s. f. (Fortsetzung folgt.)

*) Gelehrtenverhandlungen.
**) Sprich: Klientehl (Schutzgenossenschaft).

Eisstopfung an der Stadtmauer von Thorn. (Bild S. 340.) Nach einem harten Winter mit seinem Gefolge von Noth und Krankheiten traten erschütternde Ereignisse ein, deren Ursache in den ungewöhnlichen Erscheinungen des Frühjahrswetters zu suchen ist. Die furchtbare Geißel, die zu unsern modernen Leiden noch die des Mittelalters hinzufügen wollte, ist glücklicherweise in Europa nicht weiter vorgedrungen und selbst am Rande des Welttheils bei den fast unkontrolirbaren Kirgisen der Steppe im Erlöschen; dafür schwingen andere Elementargeister das Flammenschwert der Vernichtung. Schon in den ersten Tagen des Februar breitete sich ein wolkenloser, sonniger Himmel über der froh aufathmenden Erde aus. Der sehnsüchtig erwartete Herold des Frühlings stellte sich ein. Doch diesmal trug er nicht die Farben seines Herrn, sondern noch immer die düstere Livree des Winters. Der Schrecken begleitete seinen Schritt und das Verderben haftete an seinen Fersen, Orkane umtobten die erwachende Natur und der rieselnde Bach, der befruchtende Strom ward zur verheerenden Wasserfluth, die bald als Lawine die Städte Bleiberg und Hüttendorf bei Villach in Kärnthen begrub, bald als Eisstoß die Städte Thorn und Schwetz in Deutschland verwüstete, hier als unerwartete Quelle die Bergwerke von Ossegg (Böhmen) und Wieliczka (Galizien) mit Untergang bedrohte, dort als Schneesturm und Regenguß die ungarische Stadt Szegedin dem Erdboden gleich machte. Unser Bild greift eine Episode aus dem Schreckensdrama heraus und versetzt uns vor die altersgrauen Stadtmauern von Thorn, deren oft bewährter Widerstand durch die Eisstopfung in der Weichsel vom 12. bis zum 20. Februar auf eine harte Probe gestellt wurde. — Die Geburtsstätte des berühmten Astronomen Nikolaus Kopernikus, welche die zweifelhafte Berühmtheit besitzt, sehr oft der Zankapfel kriegführender Parteien gewesen zu sein und deshalb öfter als nothwendig ihren Herrn gewechselt zu haben, liegt unweit der Mündung der Drewenz in die Weichsel in der fruchtbaren Weichselniederung und hat als Grenzstation zwischen Deutschland und Rußland sowie als Flußhafen und Knotenpunkt dreier Eisenbahnrichtungen einen bedeutenden Umsatz verschiedener Handelsartikel. Obzwar von meilenweiten Dämmen geschützt, wurde es im Jahre 1855 von einer schrecklichen Ueberschwemmung heimgesucht. Deshalb ergriff die Thorner ein panischer Schrecken als die Zeitungen am 15. Februar dieses Jahres verkündeten, daß die Weichsel bei Zawichost und Sandomir an der galizischen Grenze ihre Dämme durchbrochen und bei Gora Kalvarya, 64 Kilometer oberhalb Warschaus, 26 Dörfer überfluthet hat. Am 18. Februar zeigte der tückische Strom bei Thorn seine Gefährlichkeit. An diesem Tage Mittags nahm der Eisgang in der vollen Breite des Stromes seinen Anfang, kam jedoch abends im Hauptarm wieder zum Stehen. Wie sturmgehobene Gletscher des Polarmeeres schoben sich die aufgethürmten und durch neuen Frost zusammengekitteten Eismassen vor das thorner Brückenthor, wie es unser Bild zeigt. Die Fluth stieg von Stunde zu Stunde und erreichte am 19. eine Höhe von 7,83 Meter Höhe. Die über den polnischen Arm der Weichsel führende Holzbrücke stürzte krachend zusammen und das ganze Weichselthal von den diesseitigen Festungswerken bis zu den jenseitigen Höhen glich einem sturmgepeitschten See, aus dem nur die Eisenbahnstraße und der Bahnhof herausragte. Die Sturmglocken tönten von den bedrängten Nachbarorten Pensau, Schmolln, Czarnowo und Gorski. Die Bewohner flüchteten auf die Dächer und verlebten schreckliche Stunden in der stetig steigenden Fluth. Manches Menschenleben wurde gerettet, das bereits die Schatten des nahenden Todes umschwebten. Die entfesselte Fluth ergoß sich durch die durchbrochenen Dämme über urbares Land; Möbel, Ackergeräthe und Hausthiere trieben in der reißenden Strömung. Stromabwärts von Thorn, in Langenau, stürzten die von den Wellen unterwaschenen Häuser ein und auf dem Schloß Dykow, ganz von der Fluth umgeben, wehte die Nothfahne. Tiefer abwärts sah es noch schlimmer aus. In der Krümmung des Flusses bei Deutsch-Westfalen thürmte sich das Eis zu einem Bollwerk auf, das plötzlich durch die Fluth gehoben die Häuser der Städte Schwetz und Culm vernichtete. Als die Häuser der Uferstraßen weggeschwemmt waren, drangen die Eisschollen durch die Fenster der oberen Stockwerke in die Zimmer und trieben die Bewohner auf die Bodenräume hinauf, wo sie frierend und hungernd auf Rettung harrten. Und sie kam noch zur rechten Zeit, denn trotzdem die sämmtlichen Bewohner der Altstadt aus den einsturzdrohenden Häusern ausquartirt werden mußten, ist doch kein Menschenleben zu beklagen. Gleiche Hiobsposten über den zerstörten Wohlstand von tausenden langten von Schönau, Kossowo, Dirschau und Graudenz ein. Die Mildthätigkeit wird im Jahre 1879 sehr stark in Anspruch genommen, sie hat sich aber auch glänzend bewährt, denn weder politische noch konfessionelle Meinungsverschiedenheit vermag ihr Schranken zu setzen, wie die Sammellisten der Zeitungen für die Ueberschwemmten von Szegedin und Schwetz, der Hilfsbedürftigen im Spessart und in Bleiberg bezeugen. Allenthalben tanzen und deklamiren, musiziren und mimen die Reichen, um mit dem erzielten Eintrittsgeld das Unglück zu lindern. Aber auch die Armuth ist mit unermüdlichem, aufopferungsvollen Eifer beflissen, ihr Scherflein auf den Altar der Menschenliebe niederzulegen. Die Garnison

von Aschaffenburg (Bayern) hat sich nahe an hundert Laib Commisbrot abgedarbt, um die Hilfsbedürftigen im Spessart zu unterstützen und die pester Waisenkinder haben den szegediner Leidensgefährten ihre Sparpfennige zur Milderung der Noth gereicht. Somit hätte das Sprüchwort „In der Noth kommen tausend Freunde auf's Loth“ diesmal unrecht. Es ist zu hoffen, daß der Nothschrei der Bedrängten in der Weichselniederung ein wirksames Echo finden und kräftige Abhilfe nicht blos für dieses Jahr, sondern auch für die Zukunft durch Errichtung sturmfester Dämme segensreich anbahnen werde. Den Anfang hat die Bürgergemeinde von Schwetz dadurch gemacht, daß sie den Beschluß faßte, die alte 300 Jahre bewohnte und ungesunde Heimstätte in der Altstadt für immer zu verlassen und auf das linke hochgelegene Ufer des Schwarzwassers überzusiedeln. Wie jedes Uebel auch sein Gutes hat, bekommt die Bewohnerschaft dadurch ein seuchenfreies und vor Ueberschwemmung geschütztes Heim. Dr. M. T.

Am Nordkap. (Bild Seite 341.) Unser Bild führt uns an den äußersten Nordrand Europas, in die unwirthlichen Gegenden von Finnmarken, dessen Küste von den Fjorden (schmale Meerbuchten) zerschnitten und vom Eismeer umgeben sind. Die Bewohner des Landes, Lappen genannt, das beschränkteste und leichtgläubigste Volk der Welt, sind finnischen Ursprungs und mit der mongolischen Rasse Innerasiens verwandt. Diese furchtsamen, unansehnlichen Stiefkinder der Natur mit der schmutziggelben Hautfarbe, schiefgeschlitzten Augen und vom Kopfe abstehenden Ohren, deren Bevölkerungsziffer in den statistischen Tabellen ein wachsendes Minus nachweist, haben nach der zweiten sogenannten kleinen Eiszeit, als das Rennthier in den Apenninen und Pyrenäen weidete, ganz Europa bevölkert und wurden von der kaukasischen Menschenart, wie die Eskimos Amerikas von den Rothhäuten, nach den arktischen Einöden gedrängt. Sie haben ein zähes Leben, sonst müßten sie längst ausgerottet sein. Das Leben unter dem 71. Grad nördlicher Breite ist ein fortwährender Kampf mit der Natur im schroffen Wechsel, fast ohne Uebergang, von glühendster Sonnenhitze zum frostklirrenden Winter, vom blendenden Tag zu der bangen Nacht, die nur das Nordlicht flammend erhellt. Einsam das Dasein, stürmisch die Elemente — was wunder, daß auch die Sinnesart der Menschen unfreundlich ist. Der Lappe, der seine aus Treibholz erbaute, niedrige, unsaubere und verräucherte Hütte nur dann aufsucht, wenn Sturm und Frost ihn dazu zwingen, fühlt sich in seinem Fischerboot heimisch. Seinen einzigen Reichthum, die Rennthierheerde, raubt ihm oft ein einziger Augenblick, in welchem eine so plötzliche Dunkelheit eintritt, daß die grasenden Thiere, davon aufgescheucht, in die Fjorde stürzen, an deren Riffen sie zerschellen. Ohne das Rennthier ist das armselige Dasein des Lappen undenkbar, denn es ist der Lieferant aller Bedürfnisse und kostet obendrein dem Eigenthümer gar nichts, weil es sein Futter, Moos und Birkenrinde, selbst sucht. Es zieht den Schlitten und liefert Milch; sein Fell dient zur Kleidung, sein Gehörn zum Werkzeug, sein Gehirn zum Gerben, die Knochen und Hufe zum Heizen, die Gedärme zu Bogensehnen, die Adern zum Nähen, das Fett zur Beleuchtung und das Fleisch zur schmackhaften Kost. Dafür ist der Lappe sehr dankbar, behandelt es bei Lebzeiten wie seinesgleichen und verleiht ihm in seinem Mythus Unsterblichkeit, denn das Lieblingsrennthier trägt seinen verstorbenen Herrn nach Udevalla, dem Lappenhimmel, wo es keinen Winter giebt. Der Lappe, der sich seit undenklichen Zeiten in garnichts veränderte, hat keinen Sinn für Staats- und Gemeindeangelegenheiten. Das Ideal seiner Wünsche ist ein Branntweinrausch. Sein christliches Bekenntniß ist reine Formsache, denn er hängt mit zäher Ausdauer an der heidnischen Ueberlieferung seiner Vorfahren. Er flieht und haßt die faktischen Besitzer seines Landes, die Norweger, von denen er sich wie ein Zulu von einem Engländer unterscheidet. Es ist gradezu lächerlich, daß die Regierung von Norwegen in diesem entlegensten Außenposten der civilisirten Welt, wo niemand an Widerstand denkt, die Anlage einer Festung für nothwendig erachtet hat. Dieses unnütze Spielzeug mit 21 Kanonen und 25 Mann Besatzung heißt Wardoehus und liegt auf der Wardoeinsel im Warangerfjord. Die einzige Stadt der Finnmarken, und zwar die nördlichste der ganzen Welt, heißt Hammerfest und liegt zwischen den Scheren (Klippen) von Sorö. Sie hat eine große kaufmännische Bedeutung, weil sie den Handel zwischen Archangel (Rußland) und Christiania, der Hauptstadt von Norwegen, vermittelt.

Das Nordkap, der Hintergrund unseres Bildes, ist ein von Stürmen kahlgepeitschter Felsenkoloß von Urgestein, in Wolken von Vögeln gehüllt. Diese Vögel, vorwiegend Eidergänse, erhalten nebst den Fischen und Rennthieren das wenig beneidenswerthe Dasein des Lappen. Ob zwar die Eidergans, um den Nachstellungen des Fuchses zu entgehen, sich in die Luft erhebt, sitzt sie gewöhnlich auf dem Felsen oder schwimmt auf dem Meere. Von allen Vögeln des Nordens können sich die Eidergänse am längsten unter dem Wasser halten; man kann bis zu fünfzehn Minuten zählen, bevor sie wieder emportauchen. Sie sind so zahm, daß die Menschen sie dort wie Hausthiere behandeln; sie bauen in der Regel ihre Nester in den Hütten der Stranddörfer. Ohne Furcht kann man das Weibchen dann vom Neste heben und dieses der kostbaren Federn (der Eiderdunen), mit denen es angefüllt ist, berauben. Die Farbe der Federn ist entweder weiß, dunkelgrau oder gelblichgrau, und die geschätztesten sind die, welche sich das Weibchen von der Brust rupft, um den Jungen ein warmes Bett davon zu bereiten. Zwei, dreimal lassen die Thiere sich's gefallen, wenn man ihr Nest plündert, dann aber verlassen sie den Aufenthalt in der Nähe der Menschen und bauen ihre Nester in Felsspalten am Meer. Wie aus unserer Illustration ersichtlich, läßt sie der unersättliche Mensch auch dort nicht ruhig brüten. Die Nester an den senkrechten Felsuferrändern auszuheben, ist dann freilich oft mit Lebensgefahr verbunden, weil die Seile, welche den Ledergurt des Nestausnehmers tragen, durch Kälte und Nässe beschädigt, oft plötzlich in rotirende Bewegung gerathen und der schwindlich Gewordene an den Riffen zerschellt. Fleisch und Eier der Eidergans sind nur für den thrangewöhnten Magen der Lappen verdaulich. Das Eiderhuhn legt vier bis fünf Stück graugrünliche Eier, die es unausgesetzt vor den Raubanfällen der Möven behüten muß. Um dem Angriff dieser und anderer Feinde gemeinsam begegnen zu können, bauen sie ihre Nester zu zwanzig bis dreißig nebeneinander. Der Handel mit Eiderdunen ist ein sehr bedeutender. Gewöhnlich sind die Federn in runden Ballen oder viereckigen Packeten von drei bis vier Pfund verpackt. Von der feinsten Sorte reicht zu einem vollständigen Oberbett schon ein halbes Pfund hin. Durchschnittlich findet man in jedem der unzähligen Nester sechs bis sieben Loth Federn. Die vorzüglichsten Märkte für die Eiderdunen sind in Tromsoe, Hammerfest, und des Sommers in Lewanger bei Drontheim, wohin die Finnen und Lappen die Waaren mit ihren Rennthieren bringen, um sie gegen Eisenwaaren, Kaffee, Zucker und Taback, insbesondere aber gegen [illegible]wein umzutauschen. Das unselige Feuerwasser verbunden mit den angreifenden Witterungseinflüssen hat ihren physischen und moralischen Charakter bedeutend verschlechtert. Der beschwerdevolle Fischfang, welcher den Körper früh abnutzt, macht es erklärlich, daß der Lappe der Gegenwart nicht mehr seinen kraftvollen Ahnen ähnlich sieht. Der übermäßige Genuß des Brantweins aber hat sie geradezu blödsinnig gemacht. Deßhalb hegen sie nicht nur vor ihren Herren, den Schweden und Norwegern, sondern auch vor ihren stammverwandten Nachbarn, den russischen Lappen eine abergläubische Furcht. Und an Aufklärung ist hier, wo man sogar noch ganz allgemein an Zauberkünste glaubt, nicht zu denken. Dr. M. T.

Eine interessante Notiz über den gegenwärtigen deutschen Buchhandel geht durch die Zeitungen und verdient im Interesse der vergleichenden Statistik aufbewahrt zu werden. Danach existiren im ganzen 5230 Firmen, von denen sich 1231 mit dem Verlagsbuchhandel beschäftigen, 251 mit dem Verlagskunsthandel, 128 mit dem Verlags-Musikalienhandel, 84 mit dem Sortiments-Kunsthandel, 152 mit dem Sortiments-Musikalienhandel, 118 mit dem Antiquariatshandel und 3216 mit dem Sortiments-Buch-, Antiquar-, Colportage-, Kunst-, Musikalien- und Landkarten-, Papier- und Schreibmaterialienhandel. 3154 Firmen wählen ihren Bedarf selbst, 1435 in Leipzig liefern den Verlag auswärtiger Handlungen aus, und 535 nehmen Neuigkeiten unverlangt. Die 5230 Firmen haben 130 Filialen und vertheilen sich auf 1295 Städte. Davon kommen 4042 auf das deutsche Reich mit 959 Städten, 5 auf Luxemburg, 631 auf Oesterreich mit 204 Städten, 595 auf die übrigen europäischen Staaten mit 129 Städten, 78 auf Amerika, 3 auf Afrika (Alexandrien, Capetown, Kairo), 3 auf Asien (Jeddo, Smyrna, Tiflis) und 3 auf Australien (Adelaide und Melbourne).

Durch Zunftzwang oder, wie man etwas verschleiert sich ausdrückt, durch Wiederbelebung der Innungen will man dem Niedergange der Industrie, richtiger dem Verfall des Kleinhandwerks entgegentreten. Dem gegenüber hat es Interesse, zu sehen, zu welch' wunderlichen Verwicklungen der Zunftzwang oft führte und welche sonderbare Streitigkeiten den „Stadtvätern“ zur Entscheidung vorgelegt wurden. Wie in geringem Maß noch heute, so war ganz besonders vor ca. 400 Jahren das freiberger Bier gut und wurde in Sachsen anderem Gebräu vorgezogen; doch verbot der Bierzwang dessen Einfuhr und Ausschank in den Gasthäusern, und Zuwiderhandlungen gegen das Verbot wurden mit hohen Strafen, Konfiskation des Bieres ꝛc. belegt. Aus diesem Grunde weigerten sich im Jahre 1508 die dresdner Böttcher Fässer zu fertigen und auszupichen, welche zur Aufnahme von freibergischem Bier dienen sollten. Auf erfolgte Beschwerde entschied der Stadtrath nach eingehender Berathung in drei Sitzungen, daß die Böttcher — damals Büttner genannt — denjenigen Bürgern, welche ein oder zwei Faß freiberger Bier erkauft oder geschenkt erhalten hätten, also in Ehren erworben, die Fässer zurichten und pichen sollten, aber nicht mehr als höchstens zwei, daß sie aber sich dessen weigern könnten, wenn irgend jemand ein Faß solchen Bieres von einem andern kaufen wollte. Dieser den Böttchern in Dresden bekannt gemachte Rathsbeschluß steht nach dem Zeugniß von C. Gautsch („Saxonia“) im dresdner Stadtbuch vom Jahre 1508 eingetragen und lautet folgendermaßen: „Am Freitage nach Emern Anno domini octavo sind drey Retn der Bütner halben, die In der stat den Burgern kein Freibergisch Birvas haben wollen zurichten noch bichen, geratslagt vnd irkant; In (ihnen) auch also gesagt, Ab etliche Burgern ein vas oder Zewei von Freibergk In kauff oder schenkweis zu seinen Ehren zu sich brachte, gebracht hatte oder brengen wurde, solten sie Im (ihm) zurichten vnd bichen, vnde darüber nicht Sunder, so Irgents einer Freibergisch vas von andern zu sich kauffen wolden oder wurden sie Im nicht bichen.“ -z-

Von den poetischen Künsteleien und Spielereien der Pegnitzschäfer (cf. den Artikel „Lessings Wirken", „N. W." Nr. 24, S. 286 d. J.) mögen folgende Beispiele den Lesern der „Neuen Welt" einen Begriff geben. Der denselben wohlbekannte Hauptstifter des Blumenordens, Georg Philipp Harsdörffer, hat sich gelegentlich bemüht, die Form eines Reichsapfels dichterisch nachzubilden. Hier das Produkt dieser Bemühungen:

O
wie süß
aber süß
seyn des Friedens Flüß'!
jeder sie erküß'!
Kriegesflut
kränket Muth,
all's verhört,
all's zerstört.
Teutsche Reich
Ist nicht gleich
ihm itzt mehr
Gott erhör'!
und bescheer'
uns den Friedensglantz,
uns nicht gar verheere gantz!
deiner Gnaden Aug' über uns auffwache,
uns die treue Lieb' und Eintracht belache,
damit auf dem Plan dieses runden Weltgebäu,
Ach dein Lob erschall', und sich deine Kirch' erfreu'!
Mächtig ist dein Wort, kräftig deine Stimm',
leg des Feindes Haß, steure seinen Grimm!
Grosser Zebaoth, unsre Bitt' gewer',
auf dz wachs' und sich vermehr'
diß dein Eigenthum,
dir zu Preis und Ruhm!

Wie wir im Vorstehenden eine Probe von dem sonderbaren Bemühen der Pegnitzschäfer sehen, die äußere Form gewisser Gegenstände in der Form ihrer Gedichte nachzubilden, so finden wir im folgenden Wechselgesang zwischen Floridan und Klajus, d. i. zwischen Sigmund von Birken und Klaj, ein Exempel, wie sie in ihre Poeme auch allerlei Naturlaute zu verflechten suchten:

Frühlings Willkomm.

Fl. ES fünken und flinken und blinken
Kl. Buntblümichte Auen;
Es schimmert und wimmert und glimmert
Fl. Frü-perlenes Tauen.
Es zittern und flittern und splittern
Kl. Frischläubichte Aeste;
Es säuseln und bräuseln und kräuseln
Fl. Windfriedige Bläste.
Es singen und klingen und ringen
Kl. Feldschlürfende Pfeifen;
Der Mayen am Reyen Schalmeyen
Fl. Der Hirten verschweiffen.
Es bellen und gellen und schellen
Kl. Die Rüden und Heerden;
Es stralet und pralet, bemahlet
Fl. Das Stikkwerk der Erden.
Die Schatten und Matten begatten
Kl. Ein völliges Lachen;
Das Rieseln und Blüseln und Kieseln
Fl. Bekleidet die Brachen.
Es lallet und wallet und schwallet
Kl. Am gläsernen Strande,
Es strudeln und brudeln und wudeln
Fl. Die Wellen zu Rande.
Es lispeln und wispeln und fischpeln
Kl. Krystallinne Brünnen,
Und spritzen und schwitzen und nützen
Fl. Mit kräuslichem Rinnen.
Es streichen und schleichen in Teichen
Kl. Die schuppichten Fische,
Und krümmeln und schwimmeln und wimmeln
Fl. Mit Hauffen zu Tische.
Es witzschern und zitzschern und zwitzschern
Kl. Die hupfenden Büsche;
Es rauschet und lauschet und zauschet
Fl. Ihr holdes Gezische.
Es dirdirlir, dirdirlir, dirdirlir,
Kl. liret die Lerche;
Es klappern und bappern und blappern
Fl. Schlangbeinichte Störche;
Es krekken, kerekken und quekken
Kl. Grüngelbliche Frösche,
Sie lechzen und ächzen und krächzen
Fl. Mit hellem Gedrösche.
Es summeln und brummeln die Hummeln
Kl. In heiteren Lüften;
Es spielet und sület und wület
Fl. Das Wald-Wild bei Klüften.
Was klimmet und schwimmet und brümmet, will Frölichkeit machen:
Kl. Was lebet und schwebet und bebet, verjünget sein Lachen.

B. G.

Sprechsaal für jedermann.

Vevey, 31. März 1879.

Die verschiedenen Mittheilungen bezüglich des Keuchhustens in der „Neuen Welt", die ich mit Interesse gelesen habe, veranlassen mich, noch auf ein anderes Hülfsmittel gegen Keuchhusten, Diphteritis und dergleichen aufmerksam zu machen, welches sich nach meinen Erfahrungen sehr gut bewährt und z. B. bei meinem einjährigen Kind mit großem Erfolg angewandt worden ist. Dieses Mittel besteht in der Inhalation von rektifizirtem Terpentinöl, von dem man ungefähr 10—15 Tropfen auf einen Ballon Wasser des Inhalationsapparats verwendet. Patient muß alle anderthalb bis zwei Stunden inhaliren, ohne Unterlaß Tag und Nacht, so daß nach dem „Medical Record" bei Diphteritis nach 24 Stunden ununterbrochenen Gebrauchs der Inhalationen ganze Stücke Membranen, welche genau die Form der Luftröhre hatten, expektorirt wurden. Während dieser Inhalationen ist es rathsam, das Gesicht des Patienten mit einem Tuch zu bedecken, da die Flüssigkeit die Haut reizt und empfindlich macht. Wenn man keinen Inhalator hat, so träufelt man beim Keuchhusten, während das Kind schläft, einige (zwei oder drei) Tropfen Terpentinöl auf das Kissen, so daß das Kind beim Athmen diese Dünste einathmen muß, und wenn es wach ist, träufelt man zwei oder drei Tropfen auf das Lätzchen, läßt es ihm an und erneuert die Dosis, wenn die erste verraucht ist. Bei konsequentem Gebrauch dieses Mittels ist der Keuchhusten in höchstens drei Tagen beseitigt. Bei Erwachsenen leistet es auch große Dienste. Das in der „N. W." empfohlene Räuchern mit „schwefliger Säure" leuchtet mir auch sehr ein; werde es bei vorkommenden Fällen versuchen und anrathen. Jedenfalls lassen die Hustenanfälle **sogleich bedeutend** nach, schon nach dem bloßen längeren Riechenlassen an einem mit Terpentinöl parfümirten Tuche. — Dieses im Interesse des allgemeinen Wohls.

Louis Hahn,
Direktor der Kindermehlfabrik von Nestlé in Vevey (Schweiz).

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. Mehrere Abonnenten. Zum Selbstunterricht in der englischen Sprache dürften die Toussaint-Langenscheidt'schen Unterrichtsbriefe am meisten zu empfehlen sein. In Schulen und beim Privatunterricht findet das Lehrbuch von Ahn häufig Anwendung. Zum Selbstunterricht in der Stolze'schen Stenographie ist zu empfehlen: Lehrbuch der deutschen Stenographie. 1. Theil. Anleitung zur deutschen Stenographie, von Wilh. Stolze. 32. Aufl. Herausgegeben von Dr. Fz. Stolze. — 2. Theil, Schlüssel zu den Aufgaben in Wilh. Stolze's Anleitung zur deutschen Stenographie. Mittler & Sohn, kgl. Hofbuchhandlung, Berlin, Kochstraße 67, 70. — A. T. Ist uns unmöglich.

Aussig. A. R. Wir können Ihnen leider nicht helfen und wissen auch nicht, an wem es liegt, daß Sie die betreffenden Nummern nicht rechtzeitig erhalten haben. Die Kolporteure sollten aber sofort, wenn ihre Bestellungen nicht beachtet werden, Beschwerde führen. Sehr häufig liegt die Schuld aber nicht an der Expedition, sondern an den Kolporteuren selbst, welche oft ihren Verpflichtungen gegenüber der ersteren nicht pünktlich nachkommen. Es liegt uns indessen fern, das grade von Ihrem Kolporteur behaupten zu wollen.

Antwerpen. Frau L. W. Wir sollten noch mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts nehmen? Mit Vergnügen! Schreiben Sie uns gefälligst nur, worin diese Ihre unbefriedigten und durch die „N. W." zu befriedigenden Bedürfnisse bestehen.

Liezen (Steiermark). J. K. Da wir von keinem verkäuflichen oder sonstwie zu erwerbenden Originalschriftstücke aus der Feder Lassalle's wissen, so wollen wir hiermit in Ihrem Interesse an alle unsre Leser die Bitte gerichtet haben, uns davon in Kenntniß zu setzen, falls der eine oder der andere einen in seinem Besitz befindlichen Brief Lassalles oder sonst etwas dergleichen zu veräußern bereit sein sollte. Für den frdl. Hinweis auf die bewußte Korr. frdl. Dank.

Potsdam. J. Z. Sie dichten: „Ich hab' mich an ihren Küssen gelabt — Bin glücklich, ja selig gewesen — Doch hat mich die Liebe zum Narren gehabt — Bin krank jetzt, werd' nimmer genesen!" Begnügen Sie Sich mit der aufrichtigen Versicherung, daß Sie uns bitter leid thun!

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 8. April.)

Wir haben **Kommandantenstraße Nr. 6** in **Berlin** eine **Filiale** errichtet und bitten unsere Berliner Abonnenten, Sich wegen des Bezuges der „Neuen Welt" unter Benutzung obiger Adresse an Herrn **Hugo Fritzsche** zu wenden.

Leipzig, 15. April 1879.

Genossenschafts-Buchdruckerei.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 30. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Die Dispositionen über die Zurückgekehrten waren bald getroffen. Diejenigen, welche noch der Pflege bedurften, wurden in den Spitälern untergebracht, die Geheilten zu ihren Regimentern abgeschickt. Die Krüppel, welche mittellos waren und für gänzlich erwerbsunfähig angesehen wurden, durften auf die Invalidenversorgung Anspruch machen; aber selbst unter diesen waren nur wenige, welche von dieser Wohlthat Gebrauch zu machen wünschten. Das Invalidenhaus ist das letzte, das äußerste Zufluchtsmittel. Diejenigen, die über eine kleine Habe verfügten, erhielten einfach den Abschied. Stefan besaß ein Vermögen von einigen hundert Gulden, der Staat hielt sich nicht verpflichtet, für ihn zu sorgen, und er konnte gehen. — —

Es war ein prachtvoller Herbstnachmittag, als der Jüngling durch die belebten Straßen der inneren Stadt schlich, angethan mit dem zerfetzten Soldatenrock, von dem der rechte Aermel schlotternd herabhing und an seinem untern Ende an den Rock genäht war. Nur langsam bewegte er sich vorwärts. Wer sein Gebrechen gewahrte und dann in das blasse, von Krankheit und Gram entstellte Antlitz sah, konnte nur Mitleid mit dem armen, verkommenen Menschen fühlen. Viele der Passanten blieben auch stehen und sahen ihm nach, meist ein Wort des Bedauerns ihm nachrufend. Stefan senkte, wie unter der Last dieses Mitleids, den Kopf noch tiefer auf die Brust. Links und rechts fluthete und hastete die Menge an ihm vorüber, die meisten in fröhlicher Geschäftigteit einem Ziele zueilend; andere in munterem Geplauder, einen Freund oder eine Freundin an der Seite, und wieder andere in stolzem Selbstgenügen oder in süßer Gedankenlosigkeit behaglich vorüberbummelnd. Sie alle erschienen so glücklich, jeder von ihnen hatte wohl einen Gegenstand, eine Hoffnung, ein Ziel, um dessentwillen ihm das Leben lieb war, — Stefan hatte nichts. Er kam den Graben herunter und betrat den Stefansplatz, er stand vor dem herrlichen Dom. Er kannte ihn aus Abbildungen, und dies architektonische Meisterwerk hatte besonders in seinen reinen, edlen Formen seinen für alles Schöne empfänglichen Sinn entzückt. Wie innig hatte er sich auf den Augenblick gefreut, wo er ihm in Wirklichkeit vor die Augen treten werde; jetzt empfand er im tiefsten Gemüth nur den schauerlichen Kontrast zwischen seinen Hoffnungen und der Erfüllung. Mit welch' freudigen Erwartungen, den Kopf voll kühner Pläne, gedachte er in diesem Herbste hier einzuziehen, um in feurigem Jugendmuth an seinem künftigen Glücke zu arbeiten. Glaubte er nicht, sobald er nur erst Wien betreten, wäre ihm nichts mehr unerreichbar? Nur an ihm läge es dann, so meinte er, zu lernen und sich zu bilden, den Grund zu legen zu Ehre und Ruhm. Er hatte nicht einen Augenblick an sich, an seiner Arbeitskraft und an seinem geistigen Können gezweifelt, — und nun? Mit zwanzig Jahren siech, elend, ein Krüppel, ein Gegenstand des Mitleids, des Erbarmens für jeden Vorübergehenden!

Er schritt über die Straße. Der Abendsonnenschein vergoldete den wunderprächtigen, hochaufragenden Thurm, der pyramidenartig in die Höhe schießt, und fiel schräg über die zierlichen Seitengiebel mit ihrer reichen Ornamentik, die aus dem ungeheuren Dache heraustreten, dessen farbige, glasirte Ziegel nun aufsprühten unter der glühenden Beleuchtung wie Edelsteine. Er hatte keine Empfindung für die großartige Schönheit dieses Anblicks, er ballte die Faust und biß in ohnmächtigem Grimm die Zähne übereinander. Jetzt war er beim Hauptportale angelangt, — ach, er hätte sich am liebsten an seinen steinernen Pfeilern den Schädel zerschmettert. Er lehnte sich an das hier angebrachte Eisengitter. Er konnte nicht weiter, und dann war es hier verhältnißmäßig ruhig. Wohl standen vor ihm, den Platz entlang, Wagen an Wagen gereiht, aber die eigentliche Passage der Fußgeher war auf der andern Seite desselben.

Ein schlankes, junges Mädchen in eleganter Toilette kam an ihm vorüber. Ihr Blick streifte seine Verstümmelung, sie wandte sich und blickte fast neugierig in sein Gesicht. Sie erschrak sichtlich, als sie in dieses so jugendliche, gramverstörte Antlitz sah; sie erröthete und entfernte sich, etwas verwirrt einem Wagen zuschreitend. Aber im Begriff, auf den Tritt zu steigen, sah sie sich abermals nach dem Soldaten um und zog das Portemonnaie. Ein Kind, das Blumen feilbot, stand in der Nähe, die duftenden Blüthen schienen einen Gedanken freundlicher Art in ihr zu wecken. Sie winkte das Mädchen an sich heran und kaufte ein Nelkensträußchen; sie steckt eine Banknote zwischen die Blätter und beauftragte die Kleine, dies dem armen Soldaten zu überbringen. Ein fast unmerkliches Neigen des Kopfes nach ihm hinüber, ein graziöses Lächeln, und sie saß im Wagen und fuhr davon.

Stefan hatte alles bemerkt, er war dem ganzen Vorgang in zitternder Erregung gefolgt, das Mädchen hatte ihn in Haltung und Gestalt an sie erinnert, die er liebte, an Valerie, die er die Seine zu nennen hoffte; und dieses Mädchen hatte bei seinem Anblick in die Tasche gegriffen, um ihm ein Almosen zu geben: wer weiß, vielleicht würde Valerie ein gleiches thun. Eine heiße Thräne, von Demüthigung und Qual erpreßt, stieg in seine Augen,

das Blut drang wie in empörten Wellen gegen seine Schläfen. Mechanisch hatte er nach dem Sträußchen gegriffen, das ihm die Kleine gebracht, er hielt es vor sich und seine Augen hafteten darauf in starrer Regungslosigkeit.

Die Kleine schien das zu verdrießen, sie schüttelte erst den blonden Kopf mit den wirren Haaren, dann trat sie näher und zupfte Stefan am Gewande. „Sie, Herr Soldat,“ mahnte sie und wies hierauf mit einem spitzbübischen Augenzwinkern nach dem Sträußchen, „Sie, ein Guldenzettel steckt drin, — mögen Sie ihn nicht? Ich nähm' ihn schon.“

Stefan schrak auf, unentschlossen sah er auf das Kind, dann zog ein herbes Lächeln seine Mundwinkel tief herunter. „Das ist ein Denkzettel,“ antwortete er mit leise vibrirender Stimme, „den will ich mir bewahren, aber ich will dich entschädigen.“ Er steckte das Sträußchen an die Brust und langte hierauf in die Tasche nach einem preußischen Silberstück, das er der Kleinen einhändigte.

Sie langte gierig nach der seltenen Gabe und lief damit davon, ohne zu danken. Schon hatten sich einige Gaffer um den Beschenkten gesammelt und ihre Zahl drohte sich zu vermehren. Stefan entzog sich dieser unerwünschten Theilnahme so rasch als es ihm möglich war. Er schritt durch die Kärntnerstraße und ging über die Elisabethbrücke auf die Wieden.

Professor Wüst, mit dem er, seit er in der Rekonvaleszenz sich befand, im Briefwechsel stand, und der sich um seinen jungen Freund in warmer Theilnahme sorgte und bemühte, hatte ihm in dieser Vorstadt einen Gasthof bezeichnet, in welchem er selbst abzusteigen pflegte. Eine Zusammenkunft sollte hier zwischen ihnen verabredetermaßen stattfinden. Wüst wollte in diesen Tagen in Wien eintreffen, und sich von hier über Paris nach London begeben, wo alle Mitglieder der Expedition sich zusammenfanden, um von dort im Oktober ihre große wissenschaftliche Reise nach Südamerika anzutreten.

Stefan hatte bald den Gasthof aufgefunden und miethete sich daselbst ein; er hatte ein kleines Zimmer im dritten Stock verlangt, der Aufwärter, dem er keine Befehle zu geben hatte, hatte ihn bald verlassen und er war allein. Allein! er wird es fortan immer sein.

Stefan schritt im Zimmer auf und nieder, endlich läßt er sich erschöpft in einen Stuhl sinken. Der Arm fällt schlaff herunter, der Kopf neigt sich vor, bis das Kinn die Brust berührt.

Er fühlt eine grenzenlose Leere in sich, eine Art von Ekel überkommt ihn, er will nichts mehr denken, er möchte vergessen, vor allem sich selbst.

So bleibt er lange in einem Zustande der Stumpfheit, der Apathie. Nur wirre, unzusammenhängende Bilder drängen sich vor seine Seele, aber dann schlägt doch wieder etwas wie ein Gedanke in ihm auf, und endlich bricht es laut, wie ein Ruf der Verzweiflung über seine Lippen: „Was soll aus mir werden!“

Er wird den Professor nur sehen, um Abschied von ihm zu nehmen; sein wahrster, treuester Freund und Beschützer, er verläßt ihn, um in die Urwälder Brasiliens zu gehen; sein Vater, sein Bruder, sie wollen nichts mehr von ihm wissen, sie haben ihm die Abfertigung bereits gegeben.

Als er ihnen sein Unglück mitgetheilt, hatten sie ihm nichts darauf geantwortet; aber der Notar, der ihm die Mühle und die Grundstücke verkaufte, hatte ihm, außer den siebenhundert Gulden, die er dafür bekommen, im Namen des Vaters noch weitere hundert Gulden überschickt, in Anbetracht des bösen Schicksals, das ihn betroffen, zugleich mit der Weisung, er möge sich mit dem Geld ein für allemal einen festen Erwerb sichern, damit er weiterer Hilfe von seinen Verwandten nicht bedürftig wäre, auf die er auch fernerhin nicht zu rechnen habe.

„Sie mögen ruhig sein“, sagte er sich.

Er wollte tausendmal lieber betteln, ehe er jemals wieder ihre Hilfe in Anspruch nähme. Aber er hatte nun keinen Beschützer und keine Familie mehr, und das treueste Herz, das in in der Heimat an ihm gehangen, das ihm mit heißer, aufrichtiger Liebe zugethan war, er hatte es selbst von sich gestoßen: die Nandl. Und diejenige, die er anbetete, die in sein junges Herz den Feuerbrand der ersten Liebe geworfen, sie, deren Andenken dasselbe mit Bildern der Wonne, der Verheißung belebte, ihr mußte er nun für immer entsagen, und es war bereits geschehen.

In einem Brief an Hans war der Einschluß an Valerie enthalten. Hans, der Urlaub genommen und nach Hohenwang zurückgekehrt war, um sich von seiner Verwundung zu erholen, hatte wiederholt, zugleich mit dem Professor, an Stefan geschrieben. Er hatte seinem Lebensretter in den wärmsten und herzlichsten Ausdrücken seinen Dank ausgesprochen. Das „du“, das sie sich in dem Augenblick der äußersten Gefahr gegeben, es sollte ihre unverbrüchliche Freundschaft besiegeln und nichts sollte fortan zwischen ihnen stehen.

In zarter, delikater Weise deutete er an, daß seine Gefühle für Valerie, seit er sie wiedergesehen, nur die der Freundschaft seien, daß sie selbst ihn als Vertrauten akzeptirt hatte, als Mitwisser ihres Verhältnisses zu Stefan, und daß sie diesen beschwöre, ihr durch ihn Nachricht zukommen zu lassen. Stefan kannte den edlen Charakter, den diskreten Sinn des jüngeren Wachtler, er war von seinem Großmuth gerührt, aber es hätte ihm vielleicht widerstrebt, sie anzunehmen, wenn er glücklich gewesen wäre; aber nun galt es, Valerie alles zu entdecken, ihr ihre Freiheit zurückzugeben und ihr zu entsagen für immer.

Den Brief, den er ihr durch Hans zukommen ließ, war ruhig und kurz gehalten. Er klagte nicht darin, er jammerte nicht. Er hatte es über sich gebracht, durch kein Wort der Geliebten seine Verzweiflung zu verrathen, den langen, schrecklichen Kampf seines Herzens zu offenbaren. Er hatte ihr einfach die Thatsache mitgetheilt, daß man ihm den rechten Arm amputirt habe, daß er ein Krüppel sei, und daß damit all seine Lebenspläne vernichtet, all seine Hoffnungen auf Glück dahin geschwunden. Er gebe ihr ihr Wort zurück, sie sei frei. Den Ring, den sie ihm als ein Zeichen ihrer Treue gegeben, könne er ihr nicht zurückschicken, er sei mit seiner Hand begraben worden.

Acht Tage waren seit Absendung dieses Briefes verflossen, und nun schien für ihn alles vorüber. Valerie war ihm der Inbegriff alles Wünschenswerthen geworden, nun hatte er kein Ziel, keine Hoffnungen mehr, er hatte auch keine Kraft mehr; und er kann nicht einmal arbeiten, nicht einmal im Schweiße seines Angesichts Vergessenheit suchen für die Martern seiner Seele.

Es ist dunkel geworden in der kleinen Stube, die mit ihren kahlen Wänden, dem dürftigen Mobiliar, so fremd, so trübselig ihn umgibt. Er sitzt noch immer auf demselben Stuhl, er sieht vor sich hin und unterscheidet nichts mehr. Es ist so still, er hört nichts als den eigenen keuchenden Athem, der wie Seufzer der gepreßten Brust sich entringt.

Er fühlt in dieser Minute die volle Pein seines Daseins und er fragt sich, ob er fortleben könne und müsse in diesem entsetzlichen Zustande, verstümmelt, ohne Ziel, ohne Hoffnung auf Glück — und er antwortet sich darauf mit „nein“.

Plötzlich hebt er den Kopf — er hat Tritte gehört und Stimmen — sie nähern sich — er springt in die Höhe — er glaubt die eine zu erkennen — aber ehe er noch die Thüre erreicht, wird sie aufgerissen, ein heller Schein dringt herein und Wüst stürzt mit ausgebreiteten Armen und einem lauten Freudenruf ihm entgegen.

„Mein alter Junge, ich hab' Dich wieder! Du — Du —“ er kommt nicht weiter, er drückt ihn an sich, obwohl seine kurzen Arme kaum bis an die Schultern des sich Herabbeugenden reichen, und er umfängt ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Sie weinen beide bei diesem Wiedersehn.

„Licht, mehr Licht will ich haben,“ ruft der kleine Mann dem Aufwärter zu, der mit ihm gekommen und eine angezündete Kerze auf den Tisch gestellt hatte. „Ich muß Dich doch betrachten, mein Junge, ich muß doch sehen, was sie aus Dir gemacht haben.“ Aber als diesem Wunsche willfahrt worden, und als Wüst jetzt die Zerstörungen inne ward, die diesen jungen, kräftigen Körper getroffen, da überkam ihn Schmerz und Wuth. Er lief im Zimmer auf und nieder, er ballte die Fäuste und fuchtelte mit den Armen in der Luft herum, er verwünschte in den heftigsten Ausdrücken den Krieg. Und inmitten dieser grimmigen Ausbrüche lief er wieder zu Stefan und küßte ihn und tastete in zärtlicher Fürsorge an ihn herum, befühlte ihn, befühlte seinen Puls und schluchzte wie ein Kind, um gleich darauf sich wieder seinem Zorne zu überlassen. Der kleine Mann war komisch und rührend zugleich anzusehen, aber er war außer sich, und Stefan mußte ihn schließlich selbst beruhigen und ihn trösten. Es gelang ihm auch. Das Geschehene konnte nun doch nicht ungeschehen gemacht werden, und man mußte sich wohl oder übel darein ergeben. Der Professor saß jetzt neben Stefan auf dem kleinen Sopha, er hielt die Hand seines jungen Freundes in der seinen und streichelte sie, und fühlte dann zum soundsovielten male wieder nach dem Pulse. Dabei erzählte er ihm, daß er schon seit zwei Tagen in Wien sei und Stefan sehnsüchtig erwartet habe, denn er müsse in einigen Tagen abreisen, da sein Eintreffen in London

von dem Leiter der Expedition sehr gewünscht wird, umsomehr, da diese selbst die Reise nach Rio de Janeiro im Oktober schon, also früher als vorher beabsichtigt war, anzutreten gedenke.

Er sagte ihm auch, daß er sein Werk über die Lurche vollendet und daß er bereits einen Verleger dafür gefunden, der ihm die Hälfte des Honorars sogleich ausgefolgt und sich kontraktlich verpflichtet, die andere Hälfte sofort nach Erscheinen des Werkes auszuzahlen.

„Ich habe also Geld, mein Junge", fügte er mit einem frohen Lächeln hinzu, „mehr als ich für den Augenblick brauche, und das ist ein Fall, der bisher bei mir noch nicht vorgekommen ist, Du kannst mir's glauben, aber darum will ich auch nicht knicern; bin ich einmal in Havre, brauche ich kein Geld mehr, von da an sorgt die Expedition für alle meine Bedürfnisse, ist das nicht herrlich? Ich sage Dir, ich komme mir sammt meinem Ueberfluß förmlich märchenhaft vor, na, ich bin nur froh, daß ich was auszugeben habe, namentlich um Deinetwillen."

Er blickte seinen jungen Freund wie tröstend und ermunternd mit seinen kleinen Augen an. Er mochte einsehen, daß es vorhin thöricht war und grausam, dem Armen das Entsetzen zu offenbaren, das er über seinen jämmerlichen Zustand empfunden hatte, das mußte ihm denselben erst recht fühlbar machen. Hier war es die Aufgabe eines Freundes, ihn über seine Lage hinwegzutäuschen.

„Ja, Stefan," fuhr der Professor fort, „Du hast fleißig für mich gearbeitet und ich bin Dein großer Schuldner, ich freue mich, daß ich Dir nun einen Theil davon zurückzahlen kann."

Stefan versuchte zu lächeln. Er dachte in dem Augenblick, daß selbst diese großmüthige Unterstützung an seinem traurigen Loos nichts ändern würde, aber er hütete sich, dies auszusprechen.

„Dank, lieber guter Professor," sagte er, „vor der Hand bin ich selbst ein vermögender Mann; die Mühle, die Grundstücke sind verkauft, ich trage mein Kapital in der Tasche."

„Da sind wir also beide Nabobs," scherzte Wüst, „und meiner Treu, wir wollen uns auch darnach geberden."

Er sprang auf und zog die Klingel.

Der Aufwärter erschien, und Wüst bestellte ein feines Souper und zwei Flaschen von dem besten Oesterreicher. Bald war dasselbe servirt.

Der Professor schickte den Kellner fort; er bediente selbst, schnitt Stefan das Fleisch und brach ihm das Brod, und der Mann, der, sobald es seine eigene Person betraf, so unachtsam und ungeschickt war, der zeigte nun eine aufmerksame Fürsorge, eine liebevolle Zartheit, wie nur eine Mutter für ihr Kind sie haben konnte. Dabei aber vergaß er nicht auf sich, er schenkte sich selbst fleißig ein, und auch Stefan mußte trinken und erzählen. Stefans Briefe waren nicht ausführlich genug gewesen, und der Professor wollte alles wissen. Den Marsch, den Schlachttag, und wie er verwundet auf dem Schlachtfelde lag, alles dies berichtete er nun mit Lebendigkeit und einer fast grausigen Anschaulichkeit. Die kleinsten Details waren in seinem Gedächtniß wie festgebrannt. Der Professor legte ihm den Arm um den Hals und strich beruhigend über die eingefallenen Wangen.

„Nun, das ist vorüber, mein Kind; und nun höre den Vorschlag, den ich dir machen will. Du sollst mit mir gehen, ich denke, es wäre das beste. Verlasse Oesterreich, verlasse Europa, bleibe an meiner Seite, Stefan, in den Urwäldern Brasiliens wirst du dich erholen, deine Leiden vergessen."

Stefan schüttelte leise den Kopf. „Das geht wohl nimmermehr. Eine solche Forschungsreise stellt ungeheure Anforderungen an alle geistigen, vielleicht noch mehr an die physischen Kräfte eines Menschen. Es gehört ein ganzer Mann dazu, um sie mit Erfolg zu bestehen, um sie mit einigem Nutzen auszubeuten. Was sollte ich dabei thun, Professor, ich, ein kranker, verstümmelter Bursche, ich, nur noch ein halber Mensch? Ich wäre Ihnen ja nur eine Last, eine beständige Sorge, und wenn ich mich noch so anstrengte, es liegt nicht mehr in meiner Macht, Ihnen zu nützen."

„Ach was, nützen!" rief der Professor, ihm einen gutmüthigen Klaps gebend. „Du sollst dich erholen; nicht als mein Gehülfe, als mein Freund sollst du mich begleiten."

„Ich wäre Ihr ärgster Feind, wenn ich Ihren großmüthigen Antrag annehmen würde. Ich würde Ihnen Geld kosten, denn für den ungebetenen Genossen wird die Expedition keineswegs die Kosten tragen."

„Nun, Geld haben wir ja; erinnere dich nur, mein Bursche, mein Honorar —"

„Das würde nicht ausreichen, Professor, außerdem wäre ich Ihnen aber ein beständiges Hinderniß, eine Sorge, mir selbst aber ein Vorwurf und eine Qual."

So sprachen sie hin und her. Der Professor meinte es gut, er hatte gedacht, solange er über Stefan wache, wäre er vor jedem Uebel gesichert, aber er mußte jetzt nach reiflicher Erwägung doch zugeben, daß Stefan recht hatte, und daß es überdies ihm nicht einmal eine Wohlthat erzeigen hieße, wenn er den noch Leidenden, Herabgekommenen den Strapazen einer langen Seereise und den noch größeren von Landreisen an den unbekannten Ufern der großen Ströme im Innern Brasiliens aussetzte, wo das gelbe Fieber selbst kräftige Konstitutionen anfällt und zahlreiche Opfer fordert.

„Aber wenn du hier bleiben willst, wo bringen wir dich unter, Stefan?" sagte er einigermaßen besorgt. „Ich muß die Beruhigung haben, ehe ich reise, dich in einem dir zusagenden Berufe und, für die Zeit meiner Abwesenheit wenigstens, wohl versorgt zu wissen. Nun, hast du schon darüber nachgedacht, — welchem Fache willst du dich zuwenden?"

Stefan sah den Professor mit ernsten, traurigen Augen an. „Ich weiß es nicht," sagte er langsam, fast mühsam. „Alles, für das ich Neigung und Beruf in mir gespürt, ist mir verschlossen."

„O!" machte der Professor, wie abwehrend.

„Ich kann weder Mediziner noch Anatom, weder Chemiker noch Botaniker werden," fuhr Stefan in plötzlich aufwallender Bitterkeit fort. „Für diese Wissenschaften braucht man beide Hände, für die Lehrzeit wenigstens, wo man Versuche anzustellen hat; für die spekulativen Wissenschaften fehlt es mir aber an jeder Begabung, und ein Handwerk" — sein Blick glitt an dem leeren Aermel herab — „kann ich ebenfalls nicht ergreifen; o, ich weiß wahrlich nicht, ob es mir auch nur gelingen wird, mir das Leben zu fristen."

Der Professor schalt ihn kleinmüthig und verzagt, aber er selbst war es nicht weniger. „Wir werden nachdenken," sagte er zu Stefan.

„Ja, nachdenken," wiederholte dieser mechanisch. Dann aber warf er den Kopf in die Höhe und in seinen Augen blitzte es auf. „Jetzt aber sollen Sie mir von der Heimat sprechen, Professor, von denjenigen, die ich liebe."

„Also wohl auch von der Nandl?"

„Ja, von ihr, Professor, und dann — von Hans Wachtler —"

„Natürlich."

„Und dann —" Stefan stockte abermals, hierauf, wie einen Anlauf nehmend, „dann möchte ich auch erfahren, wie Fräulein Valerie sich befindet." Gott sei Dank, es war heraus. Stefan, der bei dieser Frage die Farbe gewechselt, saß nun da, die eine Hand fest zusammengeballt, sodaß die Nägel tief in's Fleisch drangen; er wagte es nicht, aufzusehen.

Der Professor aber sagte sehr gleichmüthig: „Ich glaube, sie langweilt sich. Kein Wunder auch, die beiden jungen Wachtler waren fort und auch die Gräfin hat bald nach Ausbruch des Krieges das Städtchen verlassen. Da mag ihr's denn gar zu einsam geworden sein."

„Und kam sie nicht nach Lindau, Sie zu besuchen?"

„Nicht einmal. Du weißt ja, ihre Eltern haben es ihr verboten; als aber damals, bald nach eurem Abmarsch, das Gerücht von der königgrätzer Schlacht und von der entsetzlichen Niederlage der unseren sich verbreitete, da paßte sie mich auf der Straße ab, und damals fand ich sie sehr verstört, und sie fragte mich, ob ich nichts von den Lindauern wüßte, die bei dieser Schlacht dabei gewesen, und ob ich keine Briefe erhalten. Ich wußte leider nichts, garnichts. Du hattest noch nicht geschrieben und keiner von euch, auch Hans Wachtler nicht. Sie hat damals sehr geweint."

„Sie hat geweint!"

„Nun, es weinte damals alles; das ganze Land war in Jammer und Thränen, als die schreckliche Niederlage der unseren bestätigt ward. Bestimmte Nachrichten erhielten wir aber erst durch Hans, als er, es mag nun vier Wochen her sein, mit einer noch nicht völlig geheilten Armwunde nach Hause zurückkehrte. Von ihm erfuhren wir, daß du ihm dieselbe vor den Augen des heranrückenden Feindes verbunden hattest, während die Kameraden an euch vorüberflohen und auch dir ein ‚Fliehe!' zuriefen, und wie du ihn dann auf die Schulter genommen und ihn über das Schlachtfeld getragen, bis du ihn in Sicherheit gebracht. O, er erzählte uns alles, er nennt dich seinen Lebensretter."

(Fortsetzung folgt.)

Der Viadukt über das Cuyahogathal in Cleveland. (Seite 358.)

Eine Nilgauantilopenfamilie. (Seite 359.)

Die Unmöglichkeit einer Universalsprache.

Von **A. Reichenbach.**

Dem aufmerksamen Beobachter entgeht es nicht, daß in unserer so viel gepriesenen, aufgeklärten Zeit von oberflächlichen Köpfen und Kleinmeistern oft etwas für einen Fortschritt angesehen und verkündet wird, was dem tiefer Blickenden und schärfer Denkenden als ein Rückschritt oder gar eine Thorheit erscheint. Es würde zu weit führen, wollten wir hier auch nur kleine Zahl derartiger Irrthümer näher in Betracht ziehen. Wir greifen heute nur einen heraus, behalten uns aber vor, später auch noch auf den einen oder anderen der übrigen zu kommen, so weit dieselben zu einer Besprechung in diesem Blatte geeignet sind. Der Irrthum, den wir heute im Auge haben und welcher neu auftaucht, da und dort bereits zur Sprache gebracht und dessen Verwirklichung als ein Fortschritt angepriesen wurde, ist der Gedanke und Wunsch einer Universalsprache. Dieser Gedanke ist, wie gezeigt werden soll, nicht neu.

Schon seit längerer Zeit ist in der Philosophie die Behauptung aufgetaucht, daß alle bestehenden oder wenigstens bekannten Sprachen wohl von einer einzigen Ursprache abstammen möchten. Die vergleichende Sprachforschung ließ ein Zurückgehen für manche Haupt-Ausdrücke und -Beziehungen mehrerer Sprachen auf eine Anzahl Grundformen zu. Was nicht gefunden wurde oder nachgewiesen werden konnte, das suchte man, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch Hypothesen zu ergänzen und auszufüllen. Wie bekannt, läßt sich auf diese Weise leicht ein System construiren. Von den Anhängern der Bibel, sowie von den Vermittlungsmännern zwischen dieser und der Wissenschaft wurde die hier in Frage stehende Behauptung sofort gierig aufgegriffen und bereits als sicheres Resultat wissenschaftlicher Forschung ausgegeben. Man erblickte hierin nämlich einen neuen Beweis für die Richtigkeit der biblischen Erzählung von der Abstammung des Menschengeschlechts von nur einem Aelternpaare. Wir können uns selbstverständlich mit einer eingehenden Prüfung dieser Frage hier nicht abgeben, bemerken aber nur, daß aus jenen Resultaten der vergleichenden Sprachforschung viel eher auf eine gemeinsame naturgemäße Entstehung der menschlichen Sprache zu schließen ist als auf eine gemeinsame Ursprache. Wie die wissenschaftliche Forschung den Urmenschen auffaßt, kann die menschliche Sprache nur aus der engsten Wechselwirkung zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur entstanden sein. Diese beiden Faktoren waren aber im allgemeinen überall gleich vorhanden. Allein vom allgemeinen konnte auch nur eine kleine Zahl von Gattungslauten oder Bezeichnungen herstammen, eine Weiterentwicklung und Weiterbildung der sprachlichen Anfänge konnte allein durch den Verkehr des Menschen mit den Einzelerscheinungen seiner Umgebung stattfinden. Diese Einzelerscheinungen wechselten und wechseln sehr stark und zwar oft in einer verhältnißmäßig kurzen Entfernung. Es ist nun ganz natürlich, daß mit anderen Erscheinungen auch andere sprachliche Ausdrücke entstehen. Der Mensch entnimmt doch seine Vorstellungen aus seiner Umgebung und Erfahrung. Denn nur die Erscheinungen können ihm Bilder von ihnen selbst durch seine Sinne in den Kopf, seinem inneren Wahrnehmungs- und seinem Vorstellungs-Vermögen zusenden. Aber aus diesen Vorstellungen kann er auch nur mit Hilfe seines Denkvermögens sich Begriffe schaffen. So erblicken wir die Vorstellungs- und Begriffswelt des Menschen im innigsten Zusammenhange mit der ihn umgebenden Natur. Da aber die Sprache für die Dinge, für deren Vorstellungen und Begriffe Ausdrücke und Bezeichnungen liefern soll, so steht auch sie in diesem engen Zusammenhange. Die Erfahrung zeigt, daß Menschen, welche andere Gegenden, Länder und Erdtheile bereist haben, für Erscheinungen daselbst und für durch das dortige Leben geschaffene Einrichtungen in ihrer Muttersprache gar keine entsprechenden Ausdrücke finden, große und gesuchte Umschreibungen machen, um anderen das, was sie beschreiben wollen, nur einigermaßen zu veranschaulichen, in der Regel aber bald einsehen, wie alle Umschreibungen doch den richtigen Begriff und das klare Verständniß der Sache nicht zu geben vermögen. Man hört daher gar oft eine solche versuchte Erklärung mit den Worten schließen: „So recht begreiflich machen kann man es in unserer Sprache gar nicht; man muß es eben selbst gesehen haben, um es ganz zu verstehen.“ Es darf uns daher nicht wundern, daß wir in ganz verschiedenen Ländern auch eine ganz verschiedene Vorstellungs- und Begriffswelt treffen und daher auch andere Sprachformen. Die Erfahrung zeigt ferner, daß Bewohner eintöniger Gegenden auch nur eine arme, unausgebildete Sprache haben, während Länder mit vielen abwechselnden Naturerscheinungen, üppiger Vegetation rc. eine wort- und bilderreiche Sprache haben. Daß sich dieser Einfluß noch weiter geltend macht, z. B. bei der Poesie, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden. Man braucht hier nur einen Vergleich anzustellen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich zur genüge die Unmöglichkeit einer Universalsprache für alle Völker der Erde. Allein man ist in dieser Verirrung sogar schon so weit gegangen, bereits eine der gegenwärtig lebenden Sprachen als die Universalsprache der Zukunft zu bezeichnen und das ist die englische. Der Grund, warum man gerade diese Sprache der Erfüllung einer so wichtigen Bestimmung für fähig hält, ist: weil die englische Sprache so ziemlich in allen bekannten Gegenden der Erde gesprochen wird. Untersuchen wir diesen nicht besonders tiefen Grund nun ein wenig besser. Angenommen, es ist Thatsache, daß in allen bekannten Gegenden der Erde das Englische verstanden und gesprochen wird, so handelt es sich doch selbstverständlich um Gegenden außer England, ja stillschweigend nimmt man außereuropäische Länder an, deren Bewohner nicht zu den Kulturvölkern der Gegenwart zählen. Da fragen wir denn: wer versteht und spricht dort das Englische? Nur englische oder mindestens europäische Kolonisten; warum? — weil die Gegend unter englischer Herrschaft steht und daher die englische Sprache die Beamtensprache, die der Kaufleute, überhaupt der Gebildeteren ist. In diesem Falle wird natürlich auch der Deutsche, der Franzose rc. englisch sprechen. Finden sich Gegenden und Orte, die nicht unter englischer Herrschaft stehen und wo dennoch die englische Sprache die herrschende ist? Wir glauben bestimmt nein sagen zu dürfen; Amerika natürlich ausgenommen. Aber selbst unter der Botmäßigkeit der englischen Regierung spricht der Urbewohner solcher Orte nur gezwungen diese Sprache, unter den Seinen aber, wo der Zwang nicht vorliegt, spricht er seine eigene Sprache, diese ist für seine Vorstellungen, für seine Erscheinungs- und Gedankenwelt geschaffen. Mag die englische Sprache viel wortreicher und ausgebildeter sein, seine Muttersprache ersetzt sie ihm doch nicht. Doch, den kühnen Fall gesetzt, man faßte den Entschluß, in allen Gegenden der Erde, wo der Europäer nur hinkommen kann, zwangsweise die englische Sprache einzuführen, und den noch kühneren Fall angenommen, es gelänge, diesen Entschluß durchzuführen, — was würde schon nach ein bis zwei Menschenaltern aus diesem zwangsweis eingeführten Englisch, das von vorne herein unmöglich überall ein reines sein konnte, geworden sein? — Amerika hat nach seiner Selbstbefreiung von der englischen Herrschaft die englische Sprache beibehalten, aber das amerikanische Englisch ist eben amerikanisches Englisch. Nicht einmal der Irländer ist dahin zu bringen, ein reines Englisch zu sprechen. Ganz ebenso würde es sich mit jeder anderen Sprache verhalten. Der Franzose sagt auch, daß seine Sprache die Sprache der Welt sei. Er hätte daher auch das Recht zu verlangen, daß sie zur Universalsprache der Zukunft erwählt würde. Ferner beachte man die Reisenden: wo man hinkommt, trifft man Deutsche an. Nun, die Deutschen werden doch wenigstens unter sich auch deutsch reden. Wir wollen aber nicht in dieselbe Thorheit verfallen und jene Forderung für unsere Sprache aufstellen. Wir sagen daher kurz und bündig: eine jede Sprache ist an ihr Stammland gebunden, mit demselben natürlich verwachsen; in ein anderes Land verpflanzt, entartet und verwildert sie. Es geht ihr genau ebenso wie den Pflanzen, Thieren und Menschen. Daß sich die Pflanzen und Thiere in anderen als ihren Stammländern entweder verändern oder untergehen, ist bekannt. Der Mensch aber wird in einem anderen Lande mit der Zeit ebenfalls ein anderer, der Deutsche wird in seinen Kindern und Enkeln in Frankreich Franzose, in Italien Italiener und umgekehrt.

(Schluß folgt.)

Für oder wider die Vivisektion?

Von Dr. med. G. Voigt (Verfasser der „Zukunftsmedizin").

(Fortsetzung.)

Hätte nun aber der Obengenannte in der That den Glauben, daß das, was von einem Hunde gilt, auch für den menschlichen Organismus Geltung haben müsse, so sieht man keinen Grund ein, warum man nicht umgekehrt die Krankheiten der Hunde gemäß den Vorschriften der Menschenheilkunde behandelt. Wie wir aber bereits weiter oben sahen, beeinflussen selbst die stärksten und am eingreifendsten wirkenden Stoffe, die sogenannten Gifte, die verschiedenen Thiere nicht blos verschieden, sondern sie wirken auf dieselben ganz anders, als auf den Menschen. Denn, wie bereits weiter oben erwähnt wurde, geschieht es nicht blos, daß die Blausäure, welche dem menschlichen Organismus gegenüber eins der stärksten Gifte bildet, einer Kröte gegenüber wirkungslos bleibt; ferner, daß Ziegen ungestraft Schierling genießen und Kaninchen ohne Schaden die dem Menschen so schädliche Tollkirsche (Belladonna) verzehren können, daß Tauben Quantitäten von Opium vertragen, welche den kräftigsten Menschen tödten würden; sondern es wirkt beispielsweise auch das Quecksilber ganz anders auf den Menschen, als auf den Hund. Die Vivisektion lehrt wohl bis zu einem gewissen Grade die Gesetze und die Art und Weise der Lebensbethätigung bei Hunden, bei Kaninchen, bei Katzen und Fröschen kennen, aber eine Physiologie des Menschen lehrt sie nicht. Daß aber die Physiologie, also die Erforschung der Gesetze, welche das organische Räderwerk im menschlichen Körper beherrschen, ihr eigentliches Forschungsobjekt, also den Menschen, aufgegeben und sich nicht blos mit Vorliebe, sondern beinahe ausschließlich anderen Geschöpfen, den Thieren, zugewendet hat und auf die Katzen, die Frösche und auf den Hund gekommen ist, muß als eine beklagenswerthe Mißrichtung betrachtet werden.

Wenn nun in dem obenerwähnten Gutachten der züricher medizinischen Fakultät das Mitleid und das Barmherzigkeitsgefühl eines gebildeten und gefühlvollen Publikums als „weichliche Gefühlsverschwommenheit" bezeichnet wird, so gehört eine solche Bemerkung in die Kategorie von Behauptungen, denen man nicht einmal eine anständige Widerlegung gönnen mag; und wenn der Obgenannte (Prof. Hermann) die Gegner der Vivisektion „hysterische Weichlinge" und „Pharisäer" schimpft, die sich gegen die Vivisektion erklärt habenden Frauen für „fanatisirte Betschwestern" erklärt, so beweist derselbe, allerdings ohne daß er es weiß und will, sehr viel gegen die Berechtigung der Vivisektion, aber nicht das geringste für dieselbe. Denn mit dem innern wissenschaftlichen Werthe der Vivisektion muß es doch sehr schlecht bestellt sein, wenn man solch' unsaubere Geschosse durch die Luft schwirren läßt und es nöthig hat, die Vivisektion mit derartigen Waffen zu vertheidigen, zugleich beweist aber eine solche Kampfesweise, daß die Vivisektion zu allerletzt dazu angethan ist, den menschlichen Geist zu verfeinern und das menschliche Herz zu veredeln, aber daß dieselbe sehr wohl geeignet ist, durch die beständige Gewöhnung an Grausamkeiten der widerwärtigsten Art eine Erniedrigung des menschlichen Geistes und eine Verwilderung des Herzens zu erzeugen. Wenn der Genannte aber weiterhin sagt: „daß wenn einmal die Thierwelt absolut in Schutz genommen werden solle, sich dieser Schutz des Menschen auf alle, auch auf die niedrigsten Thiere erstrecken müsse, nämlich auf Infusorien, Insekten u. s. w., ferner auf den Schutz der Mäuse gegen die Katzen u. s. w." so sieht man, zu welchen Mitteln der Uebertreibung und des Widersinns die fanatischen Vertheidiger der Vivisektion sich versteigen, und man könnte die Sache ruhig der Zeit überlassen, da derartige Manövers allein schon an dem Fluche der Lächerlichkeit, der ihnen anhaftet, zugrunde gehen müssen.

Und was sagt Charles Belle, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Vivisektion, über den wissenschaftlichen Werth derselben? Er sagt mit trocknen Worten: „Das Oeffnen lebendiger Thiere hat mehr dazu beigetragen, den Irrthum zu perpetuiren (beständig und dauernd zu machen), als die richtige Einsicht, die wir dem Studium der Anatomie entnehmen, zu bestätigen." (Nervous System 2. Theil, Seite 184.)

Außer hervorragenden Fachmännern haben sich aber auch die berühmtesten Aerzte, wie z. B. Nélaton und William Fergusson, gegen die Vivisektion ausgesprochen und dabei konstatirt, daß die Vivisektion für die Wundarzneikunde vollständig unnütz ist. Als einen indirekten Beweis für die Wahrheit der vorstehenden Aussprüche und für ähnliche Auslassungen zahlreicher anderer wissenschaftlicher Autoritäten kann man den Umstand betrachten, daß die königliche chirurgische Akademie in London die Vivisektion für Unterrichtszwecke möglichst eingeschränkt hat, und die Universität in Dublin die vivisektorischen Experimente in ihren Laboratorien abgeschafft und seitdem nicht weniger tüchtige Aerzte, als andere derartige Anstalten, ausgebildet hat.

Wenn man hört, daß ihrerzeit eine große Anzahl von Aerzten eine an den großen londoner Thierschutzverein gerichtete Denkschrift behufs möglichster Beschränkung der Vivisektion unterzeichnet hat, so könnte man sich wundern, warum die deutschen Aerzte bis jetzt so scheu und ängstlich mit ihren Ansichten zurückgehalten haben. Wenn man aber weiß, daß die öffentliche Meinung sich in England schon seit Jahren dem allgemeinen Thierschutz zugewendet hat, daß ferner dem Parlamente bis zum 11. Januar 1877 bereits 772 Petitionen mit 145,774 Unterschriften übergeben worden sind, daß man es durch die Parlamentsakte von 1876 durchgesetzt hat, daß Hunde, Pferde, Esel, Maulthiere und Katzen von der Vivisektion ausgeschlossen sind, und weiterhin bedenkt, daß der eine große Thierschutzverein (Victoria-Street-Society) seit August 1878 ebenso wie die fünf übrigen englischen Thierschutzvereine die gänzliche Abschaffung der Vivisektion auf ihre Fahne geschrieben haben, so wird man einsehen, daß die Verhältnisse in England derart sind, daß sie jeden die Vivisektion nicht billigenden Arzt zum freien Bekenntniß seiner Ansichten ermuthigen. In Deutschland dagegen liegen die Verhältnisse derart, daß der größte Theil der Aerzte verhindert ist, offene Stellung zur Vivisektion zu nehmen, weil, wie bereits weiter oben angedeutet wurde, jeder, welcher abfällig über die siebenmal heilige Vivisektion urtheilt, als ein verlorener Sohn der Wissenschaft betrachtet oder sogar als Attentäter gegen dieselbe verketzert wird.

Doch hören wir noch einige weitere Ansichten über den wissenschaftlichen Werth der Vivisektion. -

So sagt z. B. Dr. Roche, Mitglied der französischen Akademie: „Sehen wir nicht alltäglich **unbestreitbare** Resultate der Vivisektion des Vorabends durch andere des folgenden Morgens **Lügen gestraft werden?** Wenige Fälle ausgenommen führt die Vivisektion fast regelmäßig zu den trügerischsten Resultaten und ist an und für sich ganz unfähig, irgend etwas Sicheres aufzubauen."

Nélaton aber, der berühmte pariser Chirurg, sagte zu Claude Bernard, dem bekannten Vivisektor, daß alle auf die Experimentalphysiologie gegründeten Systeme falsch seien und daß man ein sehr merkwürdiges Buch über die Widersprüche der verschiedenen physiologischen Experimente schreiben könnte. Der deutsche Anatom Strauß-Dürkheim spricht sich folgendermaßen aus:

„Die Schüler lernen nichts aus dieser abscheulichen Methode der Vivisektion. Im Organismus von Thieren, die in einen so furchtbaren Zustand versetzt sind, müssen alle organischen Funktionen gänzlich gestört sein und können folglich nichts Neues lehren. Aber der Fanatismus ist eine Seuche, sie verbreitet sich überall, an allen Orten sprießen die Vivisektoren hervor. Man quält aus Neugierde, aus Gewohnheit und Mode." — —

Einiges über den wissenschaftlichen Werth der Vivisektion.

Sobald von wissenschaftlichen Ergebnissen der vivisektorischen Experimente die Rede ist, so muß man immer festhalten, daß auch nicht ein einziges Experiment der vivisezirenden Physiologie auch nur annähernd eine ähnliche Beweiskraft, und insofern auch nicht einmal annähernd einen innern, wissenschaftlichen Werth hat, als beispielsweise ein seitens der Physik oder seitens der Experimentalchemie angestellter Versuch; denn den vivisektorischen Versuchen wohnt dadurch eine beständige Quelle des Irrthums inne, daß sie den lebenden Organismus und die Gesetze, welche das organische Räderwerk dieses komplizirten Maschinismus beherrschen, erforschen will, ohne das Wesen der lebenden organischen Substanz, welche das Konstruktionsmaterial jenes Maschinismus bildet, in seiner physiologischen Wesenheit zu kennen. Der kleinste zusammensetzende Bestandtheil eines lebenden Geschöpfes, die sogenannte Zelle, ist ja, wie bekannt, selbst wieder ein Organismus, dessen Art und Weise der Lebensbethätigung ebenso verwickelt als dunkel ist.

Bei der Kompliziertheit des organischen Räderwerks, in welches man durch die vivisektorischen Versuche eingreift, ist es auch kaum anders zu erwarten, als daß die Ergebnisse spärlich, widerspruchsvoll und täuschend sind; und auf diese Weise geschieht es, daß jede Meinungsverschiedenheit unter den Vivisektoren eine weitere Reihe neuer Versuche und Quälereien hervorruft, deren Resultate nicht selten noch widersprechender sind, als die vorhergehenden, weil sie von viel zu viel verschiedenen und gänzlich unbekannten Einflüssen abhängen. Jedes neue, in irgend einer Fachzeitschrift veröffentlichte Experiment ruft zahllose Wiederholungen in allen Laboratorien Europas hervor; und wenn man sich vergegenwärtigt, daß die weit überwiegende Mehrzahl dieser fortwährend in geometrischen Progressionen bis in's unendliche sich vervielfältigenden vivisektorischen Experimente keineswegs immer von berufenen Händen ausgeführt wird, sondern oft von Stümpern, denen der Himmel alles und jedes Forschungstalent versagte, und die sich eben deshalb auf die Vivisektion stürzten, um, begünstigt durch den Zufall, vielleicht auf diesem Gebiete eine Entdeckung zu machen, die ihnen Ruhm und Brot bringt, wonach sie in anderer Weise vergeblich strebten, so kann man sich nicht wundern, wenn die Geschichte der Vivisektion darthut, daß immer jede neue Generation von Vivisektoren die Resultate der vorhergehenden umwirft, um schließlich ihrerseits wieder von der nächstfolgenden des Irrthums bezichtigt zu werden.

Den diesbezüglichen offenen Eingeständnissen hervorragender Fachmänner (Charles Belle, Nélaton und Fergusson) gegenüber, daß unter jedem tausend von derartigen Vivisektionsversuchen kaum mehr als der zehnte Theil irgendeinen, wenn auch noch so geringen Werth für die Wissenschaft und Heilkunde beanspruchen kann, während die übrigen neunhundert als vollständig unnütz und werthlos erachtet werden müßten, könnten die Vertheidiger der Vivisektion immer noch das eine entgegenhalten, daß die wissenschaftliche Forschung oft genug tausende von vergeblichen und fruchtlosen Versuchen machen muß, um irgendein an sich werthloses oder wenigstens praktisch nicht verwendbares Resultat zu erzielen. Hierzu würden wir aber gegenfragen müssen: Handelt es sich nicht bei den in Rede stehenden Versuchen, im Gegensatze zu anderen naturwissenschaftlichen Versuchen, um lebende Wesen, und ist es sittlich von einem Kulturmenschen gehandelt, für die unerhörten Qualen und Grausamkeiten so zahlreicher vivisektorischer Versuche so beschämend wenige und armselige Ergebnisse einzutauschen? Und wenn es in der That erwiesen wäre, daß die Vivisektion „im Dienste der leidenden Menschheit“ forscht und arbeitet, also einen humanen Zweck verfolgt, ist es dann sowohl vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit und des praktischen Nutzens, als auch vom Standpunkte der Humanität zu rechtfertigen, daß jährlich auf diese nicht blos widerwärtigen, sondern zugleich ergebnißarmen Versuche ungeheure Summen verwendet werden, mit Hülfe deren zahlreiche humane Aufgaben, welche zur Zeit der Lösung harren, in ergebnißreichster und menschenwürdigster Weise bewältigt und gelöst werden könnten?

Jeder selbständig denkende Leser, welcher sich die Muße nimmt, den aus 388 enggedruckten Folioseiten und 6551 Paragraphen bestehenden, amtlichen Bericht einzusehen, in welchem die königliche Kommission zu London das Treiben der Vivisektoren in beinahe allen physiologischen Laboratorien Europas enthüllt hat, wird es einer großen Anzahl von Versuchen auf den ersten Blick ansehen, daß sie nicht nur mit einer Frivolität sondergleichen ausgeführt worden sind, sondern oft auch aus bloßer fanatischer Wissenssucht und ohne alles Forschertalent, weil von Stümpern und von ungeübten Anfängern, die von der unwiderstehlichen Begierde erfüllt waren, den Ruhm eines Entdeckers zu erwerben, kurz von Leuten ausgeführt worden sind, für welche andere Rücksichten als wissenschaftliche garnicht mehr in Betracht kommen. Von der Frivolität, mit welcher gewisse vivisektorische Versuche von gewissen Seiten vorgenommen worden sind, legt der § 5621, welcher die künstliche Fabrikation „siamesischer Zwillinge“ schildert, beredtes Zeugniß ab. Wer die gewaltigen und umfangreichen blutigen Eingriffe, welche die Versuche, zwei Thiere aneinander wachsen zu machen (wozu es nicht blos der Entfernung der Haut von der gemeinsamen Berührungsstelle, sondern auch der Veranlagung einer gemeinsamen Blutcirkulation zwischen gewissen Organen der beiden Thiere bedarf) in sich schließt, mit dem Resultate vergleicht, welches doch kaum auf ein anderes Prädikat, als „amüsant“ zu sein, Anspruch machen kann, der wird einsehen, daß die Ergebnisse und Resultate derartiger „wissenschaftlicher“ Versuche höchstens geeignet sind, die wissenschaftliche Neugierde zu befriedigen. Wo bleibt bei diesen Versuchsreihen der rein wissenschaftliche Nutzen? und wo der praktische Nutzen für die leidende Menschheit? — —

Nicht anders verhält es sich mit dem Versuche des Professor Carpenter, welcher den Magen eines Hundes mit siedendem Wasser anfüllte und infolge hiervon zu dem armseligen Ergebnisse gelangte, daß dieser Hund nach 4 Stunden starb (s. § 5616), während er einem andern Hunde Sand in die Adern füllte, beides Versuche, die höchstens das eine beweisen können, daß das Gehirn eines derartigen „Forschers“ selbst an zuviel Wasser oder an Versandung leidet.

Aber, wie gesagt, die Medizin und insonderheit die Vivisektion ist blos noch Auge, seitdem die Physiologie den Grundsatz aufgestellt, daß nur das Sichtbare erkennbar und überzeugend sei. Hieraus wird nämlich die Art und Weise erklärlich, in welcher die Wissenschaft, besonders durch die Vivisektion „Bereicherungen“ erfährt; denn da die einen nur zugeben, was sie sehen, — wobei man aber sehr leicht alles Denken verlernt, so schlitzte man (Magendie) beispielsweise einer trächtigen Hündin den Bauch auf, nur um zu **sehen,** bis zu welchem Maße die Mutterliebe einer Hündin sich bethätigt, und die Wissenschaft wurde mit der glorreichen (!) Thatsache bereichert, „daß die arme Hündin auch noch sterbend ihre Jungen leckt.“ Ist dies Wißbegierde oder blos wissenschaftelnde Neugierde? Ist dies Wissensdrang oder ist es fanatische, intellektuelle Habsucht, die keine Rücksichten mehr kennt, wenn es gilt, die wissenschaftelnde Neugierde zu befriedigen und die das Wissen **um jeden Preis** zu ihrem Idol macht. Hieraus wird ferner ersichtlich, wie nothwendig es ist, daß derartige Vivisektionsversuche am Menschen anzustellen nicht allein die Humanität, sondern auch das Gesetz verbietet; denn auch die Wissenschaft hat, wie wir sehen, ihre Fanatiker.

Und wo bleibt bei dem oben angeführten und bei ähnlichen Versuchen der wissenschaftliche Werth, um zu beweisen, daß dergleichen Experimente wirklich „im Dienste der Wissenschaft“, und wo bleibt der praktische Nutzen, um zu beweisen, daß derartige Qualen und Grausamkeiten in der That „zum Wohle der leidenden Menschheit“ bereitet und verübt werden?

Dieser selbe wissenschaftliche Fanatismus ist es auch, welcher sich das menschenunwürdige Ziel setzte, „die Grenzen der Anhänglichkeit des Hundes an seinen Herrn“, — also die Anhänglichkeit eines Thieres, welches stets bereit ist, der Gespiele, der Gefährte und der Beschützer des Menschen zu sein, — „wissenschaftlich zu konstatiren“.

Zu diesem Behufe quälte z. B. Brachet seinen Hund so oft er ihn sah, auf alle erdenkliche Weise. Alsdann zerstörte er die Augen desselben, damit das Thier ihn nicht erkennen konnte, und da das nicht genügte, so durchbohrte er das Trommelfell in beiden Ohren und füllte das Innere des Ohres mit geschmolzenem Wachs an. „Dann liebkoste ich das Thier“, fährt dieser Mensch in seinem Berichte an die Akademie fort, „und nun, da es mich weder sehen, noch hören konnte, zeigte es keinen Zorn, sondern schien nicht unempfindlich gegen meine Liebkosungen.“

Dieser teuflische Versuch aber, würdig eines Baschi-Bozuk, nicht aber eines Kulturmenschen, wurde von der Akademie mit einem Preise gekrönt. (Fortsetzung folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Bodmer und Breitinger einerseits sowie Gottsched andererseits waren indeß nicht nur die nächsten Ziele ihres Strebens — die Vernichtung des Ansehens der zweiten schlesischen Dichterschule und die Ueberwindung weise'scher Trivialität — gemeinsam, sondern auch der geistige Grund und Boden, aus dem diese ihre Bestrebungen hervorgegangen waren. Der Philosophie des Leibnitz, welche von dem aus Breslau stammenden Professor Christian Wolf (1679 bis 1754) zu Leipzig und Halle in ein wohlgeordnetes System

und durch Verzicht auf die befremdlichsten leibnitz'schen Gedankenblitze dem gewöhnlichen Verständnisse nähergebracht worden war, verdanken die einen wie der andere den besten Theil ihrer Denkschulung und ihrer Begriffswelt.

In der Art aber, wie sie die leibnitz-wolfische Philosophie in ihren Werken verwertheten, tritt bereits die Grundverschiedenheit ihrer Auffassungsfähigkeit und ihrer Bestrebungen hervor. Während sich bei Gottsched mehr die wolfische Methode angewandt und ausgenützt zeigt, beginnen bei Bodmer und Breitinger die in wolfische Gewänder gehüllten leibnitz'schen Gedanken wirksam zu werden. Diese geistesinnerliche Verschiedenheit mußte um so nothwendiger zu Reibungen und zum Zerwürfnisse führen, als beide Theile entschlossen waren, in gleichmäßig rücksichtsloser Energie ihr letztes Ziel — die Reformation der deutschen Literatur — auf ihre eigne Weise zu erreichen.

Schon im Jahre 1727 erschien, durch mannichfaltige Abhandlungen in den „Diskursen der Maler“ vorbereitet, eine Abhandlung Breitingers: „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks“, welche den ersten Theil eines — übrigens nicht fortgesetzten — Werkes über das Wesen des Schönen bilden sollte. Darin forderten die Schweizer von dem Dichter, er solle seine Einbildungskraft („Imagination“), die ein der schöpferischen Naturkraft ähnliches Vermögen sei, „wohl kultiviren,“ von ihr habe die reiche und freigebige Dichtkunst „ihr Leben und Wesen einzig und allein“; diese seine Einbildungskraft aber müsse vor allem der Natur treu bleiben und ihr, als der „einzigen und allgemeinen Lehrerin“, alle Kunstwerke nachbilden; und schließlich müsse „die gute Imagination“ vorerst im Dichter selbst diejenige Stimmung hervorgerufen haben, in die seine Werke ihr Publikum versetzen sollten*).

Theils der Inhalt dieser Abhandlung, theils und hauptsächlich der Umstand, daß dieselbe seinen eigenen reformatorischen Plänen zeitlich zuvorgekommen war, veranlaßten Gottsched schon 1730 mit einem ganzen, systematisch abgerundeten und in sich abgeschlossenen Werke, „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen“, hervorzutreten, worin er endgiltig das Wesen und die Gesetze der Dichtkunst festgestellt und, ganz wie Opitz, zum Gebrauche für jeden vernünftigen Menschen die Anweisungen gegeben zu haben glaubte, wonach man nicht nur zu dichten, sondern sogar das Höchste in der Dichtkunst zu erreichen im stande wäre. Allerdings war er nur in der Anordnung der Gedanken in seinem Werke originell; in den Gedanken selbst lehnte er sich vielfach und ohne Hehl an andere, selbst an die Schweizer an**), und nur wo er ihnen auf die Wege einer höheren Erkenntniß nicht zu folgen vermochte, strebte er in seiner beschränkt vernünftigen Art auf thatsächlich überwundene Anschauungen zurück.

Das Gedankenfundament seiner Arbeit läßt das bereits schlagend und charakteristisch genug erkennen. In dem einen seiner Grundsätze, den er an die Spitze seines Systems stellt, stimmt er anscheinend noch vollkommen mit Bodmer und Breitinger überein: die Poesie bestehe in der Nachahmung der Natur. Während diese jedoch verlangen, daß sich der Künstler bei der Naturnachahmung von seiner Einbildungskraft leiten lasse, will Gottsched die Vernunft wieder als oberste Herrscherin über den poetischen Schöpfungsdrang eingesetzt wissen. Wo die Vernunft aber alleinherrscht, da umfängt die Menschen nicht nur eine empfindlich kühle Gefühlstemperatur, sondern da gilt auch in erster Linie die jede Begeisterung verscheuchende Frage nach den praktischen Zwecken.

Gottsched ging nun soweit, als ein an allen Gefühlen flügellahmer Verstandesmensch nur vordringen kann, indem er den Zweck der Dichtung in die ergötzende Belehrung setzte. Und damit war er denn vollständig in die Niederung der poetischen Erkenntniß, worin die Poeterey der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts so üppig geblüht und gewuchert hatte, wieder zurückgekehrt.

*) Zu vergleichen die lichtvolle Darstellung der Anschauungen und Bestrebungen Bodmers und Breitingers bei Koberstein, „Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur“, 4. Aufl., 5 Thle., 1857—63.

**) Gottsched beruft sich mehrmals direkt auf sie, so z. B., „Versuch einer kritischen Dichtkunst“, 1. Thl., 8. Hauptstück, handelnd „von den verblümten Redensarten“ und die deutschen Nachäffer Marinis geißelnd, wo es im § 23 lautet: „Ich würde die Exempel von solchem Phöbus (Bombast, Schwulst) und Galimatias (konfuses Zeug) aus unsern Poeten in großer Menge anführen können, wenn nicht solches bereits in den Diskursen der Maler mit so vieler Gründlichkeit als Scharfsinnigkeit geschehen wäre. Ja, wir hoffen noch verschiedene neue Schriften von Herrn Bodmer, darinn diese und andre Fehler unsrer Scribenten nach den Regeln der gesunden Vernunft beurtheilt werden sollen.“

Gleich Martin Opitz waren auch ihm die Franzosen preiswürdige Vorbilder und neben ihnen solche englische Poeten, welche selbst Nachahmer der französischen Dichtungsweise waren. Auch die Alten ließ er als Muster gelten, aber nur insoweit, als sie in ihren poetischen Schöpfungen einer phantasiearmen Vernunft sklavisch unterthan geblieben waren.

Im ersten Anlauf eroberte sich das neue gottsched'sche Gesetzbuch der Poesie allerorten bewundernde Anerkennung. Aber damit konnte Gottsched sich noch lange nicht zufrieden geben. Er mußte bestrebt sein, aus dem vermeintlich allein oder wenigstens im höchsten Maße fruchtbaren Boden seiner Dichtkunstgesetze eine neue poetische Literatur emporblühen zu lassen. Und an unerschrockener Initiative hat es dem Manne niemals gefehlt — dieses Verdienst müssen ihm auch seine ärgsten Feinde zuerkennen. Wo in Wahrheit eine Reform am meisten noththat, da war er am ehesten mit seiner Reform bei der Hand: auf der Schaubühne.

Wie tief das Theater gesunken, wie es mit dem Opernunwesen auf der einen und den Haupt- und Staatsaktionen auf der andern Seite zu den tiefsten Stufen der Entwürdigung hinabgestiegen war, haben wir gesehen. Allerdings war das Theater in den Haupt- und Staatsaktionen volksthümlich geblieben, aber es hatte sich mehr und mehr der Keime eines geistigen Aufschwungs entledigt; „die Schauspielkunst war zur bloßen Pöbelbelustigung, zum Hohn der guten Gesellschaft herabgekommen. Sie war nichts als der Hanswurst der Nation, ein Verdauungsmittel, eine Medizin für kranke Magen geworden. Im Bettelsacke ihre Herrlichkeiten von Ort zu Ort schleppend, mit den Genossen um den zugeworfenen Bissen ringend, wie der Aussatz der Gesellschaft gemieden, in Aberwitz und Schmach versunken, verzweifelnd endlich an der eignen Kraft und an irgendeiner andern Rettung, — als so ihr klägliches Geschick vollendet war, da erst reichte sie die Hände den französischen Fesseln hin, an denen sie denn auch glücklich aus dem Schlamme gezogen wurde.“ — So schildert die fragliche Situation kurz und treffend Eduard Devrient*).

Gottsched war der Mann, welcher der deutschen Schauspielkunst die französischen Fesseln anlegte. Kurze Zeit bevor sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ erschien, hatte er sich mit dem Theaterprinzipal Neuber und seiner tüchtigen, unternehmungsmuthigen Gattin, der bekannten Friederike Karoline Neuberin, bekannt gemacht, die mit ihrer Truppe seit 1728 die leipziger Messen zu besuchen pflegten.

Die kluge, gebildete Neuberin hatte selbst schon klar erkannt, daß es mit ihrer Kunst, wie sie allüberall gepflegt wurde, nicht weit her sei, daß dieselbe insbesondere aller Würde und jedes edleren Zweckes gänzlich baar sei, ohne daß diese Würdelosigkeit und Zweckwidrigkeit aus ihrem innersten Wesen mit Nothwendigkeit folge; darum, und gleichzeitig vielleicht auch mit Rücksicht auf erhöhten materiellen Gewinn, nahm sie bereitwillig die ihr von Gottsched gebotene Hand an und ließ sich gesagt sein, daß an die Stelle der Hanswurstiaden, der Haupt- und Staatsaktionen und Singspiele regelmäßige, nach französischer Art zugeschnittene Trauer- und Schauspiele treten müßten.

Zum guten Glück für die merkwürdigen Verbündeten, die mißachtete Komödiantenprinzipalin und den hochberühmten Professor, konnte sich die Stadt Leipzig eines Publikums rühmen, das, reich, wie es war, und von der Kultur seiner Zeit geistig und leiblich überfirnißt, dem gewagten Experimente der Verpflanzung französischer oder französirter Tragödien auf die deutsche Volksbühne mit Interesse und einem gewissen Verständniß entgegenkam. Zudem verstand sich ja Gottsched auf die Mache öffentlicher Erfolge, und so war es schließlich nichts weniger als ein Wunder, daß das Theater den Beweis für die Richtigkeit seiner Poesiegesetze zu erbringen schien.

Mit Hülfe von Kostümen, welche auf Gottscheds Einfluß hin aus der dresdner Hofgarderobe geliehen wurden, führte die Neuberin schon 1728 das erste regelmäßige Trauerspiel auf, — die Uebersetzung einer Tragödie „Regulus“ von dem Franzosen Pradon, — und erntete damit entschiedenen Beifall. Dieser erste Versuch zog natürlich eine Reihe anderer nach sich; Gottsched und die Gottschedianer, allen im Eifer und Talente voran Adelgunde Victorie Gottschedin, lieferten innerhalb zehn Jahren wirklich eine ganze, für die Ansprüche des Publikums und damit für die Bedürfnisse der Theaterprinzipale ausreichende dramatische Literatur, großen-

*) „Geschichte der deuschen Schauspielkunst“, Leipzig, Weber, 1848. Bd. 1, S. 396.

theils durch Uebersetzungen und geringentheils, durch meistens auch nur äußerlich, selbständige Schöpfungen.

Selbst das Meisterwerk dieser so üppig in die Halme schießenden Richtung der poetischen Produktion nannte sich eigentlich nur ein Originalwerk; es war jedoch thatsächlich eine Bearbeitung fremder Originale, „halb dem Englischen des Addison*), halb dem Franzosen Deschamps entlehnt*)." Dies war der „Sterbende Cato" Gottscheds, der, streng die sogenannten drei aristotelischen Einheiten, die des Ortes, der Zeit und der Handlung, einhaltend, in breiter Deklamation auf den Stelzen des Alexandriners einherschritt und, trotzdem er fast aller Handlung entbehrte, von Gottscheds Bewunderern doch als die höchste Blüthe deutscher Dichtung bis in den Himmel erhoben wurde. (Fortsetzung folgt.)

*) Jos. Addison (spr. Aeddisen) (1672—1719), englischer Dichter und Gelehrter, dessen bedeutendste dichterische Leistung das einst hochgepriesene, ganz nach dem verdorbenen französischen Geschmack seiner Zeit geschaffene moralisirende Drama „Cato" ist; auf publizistischem Gebiete leistete A. dagegen wirklich Großes — seine ethnologischen und historisch-politischen Aufsätze in der von seinem Freunde Richard Steele (sprich Stihl) (1675—1829) herausgegebenen Zeitschrift „The Tattler" (der Schwätzer) und dem von ihm mit diesem gemeinsam redigirten „The Spectator" (Beobachter) waren sprachlich und inhaltlich Muster- und Meisterwerke.

*) Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters.

Deutschlands Dichter und Denker.

Ein Monatsrückblick für April.

August Heinrich Hoffmann wurde am 2. April 1798 zu Fallersleben, im Lüneburgischen, geboren, daher nannte er sich später Hoffmann v. Fallersleben. Er bezog, nach Absolvirung des Gymnasiums, die Universität Göttingen, um zunächst Theologie, bald aber Literaturgeschichte und Philologie zu studiren, und unternahm sodann wiederholt Reisen nach Belgien, Holland, Oesterreich, der Schweiz und Dänemark, um seine Studien zu vollenden. Nach seiner Rückkehr lebte er eine zeitlang in Berlin, bis er 1823 zum Kustos an der Universitätsbibliothek in Breslau berufen wurde. 1830 wurde er außerordentlicher, 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur. Durch königliches Dekret vom 20. Dezember 1842 wurde er infolge seiner freimüthigen Aeußerungen und besonders wegen „anstößiger Grundsätze und Tendenzen", die angeblich in seinen „Unpolitischen Liedern" (Hamburg 1840—41, 2 Bde., 2. Aufl. 1842) zu Tage getreten sein sollten, ohne Pension seiner Professur enthoben und alsdann von einem Bundesstaate des deutschen „Staatenbundes" zum andern gehetzt und überall ausgewiesen, da die löbliche Polizei den ihrer Meinung nach höchst staatsgefährlichen Menschen nirgends dulden wollte. Hoffmann ward also zu einem unsteten Wanderleben verurtheilt, bis das Jahr 1848 dem Vertriebenen seine Rehabilitation und das gesetzliche Wartegeld als Pension brachte. 1854 ließ er sich in Weimar nieder und 1860 wurde er als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor nach Schloß Korvei berufen, woselbst er am 29. Januar 1874 starb. — Daß Hoffmann, der auf dem Gebiete der deutschen Philologie als Forscher und Herausgeber außerordentlich thätig war, sich große Verdienste um die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Sprache und Literatur erworben, wird allseitig anerkannt; aber auch als Dichter nimmt er eine höchst ehrenvolle Stellung ein (vgl. Neue Welt III. Bd., S. 335). Seine zahlreichen Volkslieder und Zeitgedichte wurden durchgehends vom Volke mit großem Beifall aufgenommen und aller Orten singt man: „Treue Liebe bis zum Grabe", „Der Frühling ist gekommen", „Abend wird es wieder", „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", „Wie könnt' ich dein vergessen!" ꝛc. Nicht minder dürfte es wohl wenige unserer Leser geben, denen nicht die ergötzliche „Berliner Novelle" vom lebensmüd' und matten Eckensteher Naute, der „im Himmel auch Gensdarmen" antrifft, bekannt wäre. Hoffmanns Schöpfungen sind eben zum Volkseigenthum geworden.

Gerade acht Jahre später als Hoffmann von Fallersleben, am 2. April 1806, wurde zu Krakau Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen geboren. Wie sein Vater, der österreichischer Appellationsrath war, trat auch er, nachdem er auf der Universität zu Wien (wo er u. a. Lenau kennen lernte) Philosophie und Jurisprudenz studirt, in den Staatsdienst. Im Jahre 1840 wurde er zum niederösterreichischen Regierungsrath ernannt, 1845 vertauschte er diese Stellung mit der eines ersten Kustos der wiener Hofbibliothek. 1848 erfolgte seine Aufnahme in die kaiserliche Akademie der Wissenschaften und 1867 ward er an Laube's Stelle zum General-Intendant des kaiserlichen Hofburgtheaters befördert. Er starb am 22. Mai 1871. — Seine poetische Laufbahn begann Münch-Bellinghausen unter dem Namen Friedrich Halm mit dem Drama „Griseldis", das im Jahre 1835 unter großem Beifall auf dem Hofburgtheater zu Wien aufgeführt wurde. Die außerordentlich beifällige Aufnahme seines Erstlingswerkes bestimmte ihn zu zahlreichen neuen dramatischen Schöpfungen, von welchen insbesondere „Der Fechter von Ravenna", Trauerspiel in fünf Akten, (1854) ungeheures Aufsehen erregte und auf fast sämmtlichen deutschen Bühnen zur Aufführung gelangte. Auch die Gedichte Friedrich Halm's erlebten 1877 eine dritte Auflage.

Es wird so ziemlich allgemein anerkannt, daß die Oesterreicher in wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung lange hinter den übrigen Volksstämmen zurückgeblieben sind, und man war deshalb im Norden gewohnt, in der Regel mit Stolz auf das heitere, lebenslustige Volk herabzusehen. Allein längst hat man wahrnehmen können, daß dies Volk eine Fülle von Lebenskraft besitzt, wie kaum irgend ein andrer deutscher Volksstamm; in neuerer Zeit ist Oesterreich durch eine Reihe von trefflichen Gelehrten und Dichtern aus seiner abgeschlossenen Stellung herausgetreten und hat sich in Wissenschaft, Poesie und politischem Leben eine hervorragende Stellung erworben. Dazu hat nicht wenig beigetragen der Sprosse eines uralten Adelsgeschlechts, Anton Alexander Maria Graf von Auersperg, geb. 11. April 1806 zu Laibach, der sich als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün einen weitverbreiteten Ruhm errungen hat. Er studirte und wohnte anfänglich in Wien und lebte dann auf seinen Gütern im Herzogthum Krain, von wo aus er mehrere Reisen nach Frankreich und Italien unternahm. 1832 wurde er zum k. k. Kammerherrn ernannt; aber er nahm zwar den Kammerherrnschlüssel an, trat jedoch nicht in den Staatsdienst. 1848 schickten ihn die Stände Oesterreichs in das Vorparlament zu Frankfurt am Main, und er ward darauf auch in die Nationalversammlung gewählt; seit 1861 freisinniges Mitglied des österreichischen Herrenhauses, ereilte ihn der Tod am 12. September 1876 zu Graz. — Die ersten Gedichte Anastasius Grüns („Blätter der Liebe", Stuttgart 1830) blieben fast ganz unbeachtet; dagegen wurde man durch den noch im selben Jahre erscheinenden Romanzenkranz „Der letzte Ritter" auf den jungen Dichter aufmerksam. Dieser Dichtung ließ er (Hamburg 1831) die „Spaziergänge eines wiener Poeten" folgen, die ein ungeheures Aufsehen erregten — ertönte doch darin zum erstenmale in österreichischen Landen eine Dichterstimme für die Freiheit. Die anmuthige, bilderreiche Sprache, in welcher die Zustände Oesterreichs geschildert, die Feinde der geistigen Entwicklung — Pfaffen, Staatsmänner, Adlige — gegeißelt wurden, entzückte umsomehr, als es nicht lange verborgen blieb, wer sich hinter dem Pseudonym Anastasius Grün verbarg. Hatte derselbe in den eben genannten Dichtungen speziell österreichische Interessen vertreten, so erhob er sich doch sehr bald von diesem partikularistischen Standpunkt. Er verfocht im „Schutt" (Leipzig 1835) mit großer Wärme die Sache der Freiheit: im „Thurm am Strande" schildert er mit tiefer Wahrheit die Leiden eines wegen seiner freien Gesinnung im Kerker schmachtenden Dichters; in den „Fünf Ostern" wird die Zerstörung Jerusalems, die Eroberung der heiligen Stadt durch die Kreuzfahrer, die Herrschaft der Muhamedaner, die Zeit Napoleon's und zuletzt das Ostern der Zukunft behandelt: in diesem sind Kreuz und Halbmond verschwunden, Krieg und Knechtschaft, Lug und Trug sind unbekannte Erscheinungen, ewiger Friede beglückt die Menschheit. Wenn Anastasius Grün auch in seinen ferneren Gedichten die Liebe, die Natur ꝛc. besingt, so bleibt sein leitender Gedanke doch immer die Verherrlichung der Freiheit, und Gedichte wie „Der alte Komödiant", „Der Deserteur", „Die Dicken und die Dünnen" ꝛc. werden immer im Herzen des Volkes leben. -z-

Der Viadukt über das Cuyahogathal in Cleveland. (Bild Seite 352.) Dem rastlos schaffenden Geist der Menschheit, der vor keinem Wagniß zurückschreckt, Hindernisse überwältigt, die unbesieglich schienen, Ideen verkörpert, deren Ausführung als unmöglich erachtet wurde, eint sich die materielle Kraft des heute zu hoher Vollkommenheit gediehenen Maschinenwesens, und beide mit einander in Verbindung rufen Schöpfungen hervor, deren Großartigkeit die Bewunderung der Mitwelt wie der Nachwelt erregt. Wohl hat man auch in vergangenen Zeiten Baudenkmäler von heute noch unerreichter Schönheit errichtet, deren Ruinen noch unsere Bewunderung erregen, aber wozu die Völker des Alterthums Jahrhunderte brauchten, vollenden wir in ebensoviel Jahrzehnten. An der Chinesischen Mauer, einer Schutzwehr gegen die Einfälle der Mandschus, arbeiteten die Unterthanen dreier Dynastien. Herodot und Strabo erzählen uns, daß während des Baues der Pyramiden viele Generationen jüdischer Frohnarbeiter zugrunde gingen. Die langsame Entwicklung der Stadt Rom ist sprüchwörtlich geworden. An der römischen Befestigungslinie, welche das Weltreich vor den germanischen Barbaren schützen sollte und welche von der Mündung der Donau bis zur Mündung des Rheines lief, bauten von Augustus bis Aurelian (1—276), beiläufig dreißig römische Kaiser. Und wieder vergingen Jahrhunderte bis sich aus ihren während der Völkerwanderung zerstörten Lagern die Städte Ofen, Wien, Regensburg, Augsburg, Mainz, Coblenz und Cöln entwickelten. Auch das Mittelalter nahm sich beim Errichten seiner Münster recht viel Zeit und hat den Ausbau der meisten der Gegenwart überantwortet. An alle diese Bauten des heidnischen Alterthums und des christlichen Mittelalters in Asien, Afrika und Europa knüpft sich der Name des Erbauers. Anders in Amerika. Alle die Wunder der Kultur, welche seit dem 24. Juni 1497, dem Tage der

Entdeckung Nordamerikas durch den Venetianer José Cabot, hier in's Leben traten, entstanden durch die „namenlose Menge", die sich aus fast allen europäischen Völkern und überdies noch aus Negern, Chinesen und Indianern rekrutirt. Das Beispiel des stumpfen menschlichen Heerdengeistes, der dem Leithammel folgt, findet in den Vereinigten Staaten Nordamerikas keine Nachahmer. Die Kritik ist dort die öffentliche Meinung, unter deren Messer, wenn es noch so tief in's Holz schneidet, sofort junge Schößlinge hervorsprießen, denn dieses Völkermosaik ist trotz seiner Herbheit empfänglich für alles Menschliche und zieht vom Mittelpunkte seines Wirkens aus Linien nach allen Gebieten des Wissens und Könnens. Beweis dafür ist die Brücke, welche, das weite Thal des Cuyahoga überspannend, die beiden Ufer dieses Flusses an seiner Mündung in den Eriesee mit einander verbindet und die nur aus Gemeindemitteln bestritten wurde. Wie aus unserer Illustration ersichtlich, theilt der großartige Bau die aufblühende Stadt Cleveland im nordamerikanischen Staat Ohio in fast zwei gleiche Theile und gewährt eine herrliche Aussicht auf einen der schönsten Seen der neuen Welt, den von romantischen Ufern umrahmten Eriesee, das rege Treiben der Schifffahrt und das ameisenartige Gewimmel der Fahrenden, Reitenden und Gehenden. Unser Bild zeigt uns Cleveland im Rahmen des starren Winters, dessen eisige Bande aber nicht im Stande sind, die rührige Betriebsamkeit des Yankee zu lähmen, obzwar er die Schiffe zur Unthätigkeit zwingt. — Die Dimensionen der Brücke übertreffen an Länge, Breite und Schwere alles bisher Dagewesene. Um von einem Ende der Brücke bis zum andern zu gelangen, braucht man, mäßig ausschreitend, etwa 15 Minuten, da man eine Länge von 980 Meter zu durchmessen hat. Auf der Ostseite besteht der Viadukt aus einem 46 Meter langen gepflasterten Erddamm mit starken Widerlagsmauern an beiden Seiten, dem sich dann die eisernen Brückenbestandtheile anschließen. Zwischen dem ersten Flußpfeiler und dem ersten Bogen der steinernen Brücke auf der Westseite mußte ein Raum von circa hundert Meter überspannt werden, den eine Drehbrücke einnimmt, nicht die größte, wohl aber die schwerste der Welt, welche mittels Dampfkraft um einen steinernen Brückenpfeiler bewegt wird, der zum Theil im Wasser am Rand des westlichen Ufers steht. Sämmtliches Eisen, das zu der Brücke verwendet wurde, ergibt ein Totalgewicht von 1410 Tons. Die Fortsetzung des Viadukts jenseits der Drehbrücke wird von steinernen Bogen gebildet, denen sich dann wieder ein Erddamm anschließt. Die Kosten für das ganze Unternehmen belaufen sich auf 2,151,460 Dollars und sind, wie schon oben erwähnt, von der Gemeinde durch Brückenbons im Betrage von 2,135,000 Dollars gedeckt worden. Für den Rest und die Reparaturkosten ist ein Brückenzoll von einem Cent für jeden Fußgänger in Aussicht genommen. Fuhrwerke, deren sieben bequem nebeneinander auf der Brücke fahren können, zahlen natürlich mehr. Außerdem ist anf beiden Seiten ein Fußweg mit einem Raum für je vier Mann. In Zahlen ausgedrückt hat die Brücke eine Gesammtbreite von $19\frac{1}{2}$ Meter, wovon 12 Meter auf die Fahrstraße entfallen. Viele Jahre vergingen in erbitterten Kämpfen über die Ausführung dieses Projekts. In der Oeffentlichkeit und zuhause wurde von Berufenen und Unberufenen über die Rentabilität des unausführbar scheinenden Unternehmens debattirt; bei allen Wahl- und Gemeindeangelegenheiten war der projektirte Viadukt ein gesuchter Zankapfel; die überall, folglich auch in Amerika, informationsbedürftige Zunft der Journalisten sog jahrelang an dieser süßen Frucht des Pro et Contra. „Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb," mußten endlich auch diese Rufer im Streit verstummen, und einmal begonnen, wurde das Werk dann mit jener Rührigkeit und Kühnheit ausgeführt, welche ein charakteristisches Merkmal der unternehmungslustigen Amerikaner bilden.

Dr. M. T.

Eine Nilgauantilopenfamilie. Unser Bild (Seite 353) zeigt uns eine Antilopenfamilie, die nicht etwa am Nil im Nilgau (Aegypten) lebt, sondern in Ostindien und Kaschmir, und dort der Nilgau (blauer Ochse) genannt wird. Von den Naturforschern wurde das erste im Jahre 1767 nach Europa gebrachte Exemplar Portax pictus genannt. Der Nilgau ist eine mächtige Stütze für Darwins Entwicklungstheorie, weil er eine Uebergangsform zwischen Hirsch und Rind darstellt. Und in der That vereinigt er in der Haltung und Bewegung die Gepflogenheit des Rindes und des Hirsches. In der Ruhe nimmt sich seine Gestalt nicht vortheilhaft aus. Der zwischen die Keulen geklemmte Wedel und der gekrümmte Rücken geben seiner Haltung etwas unfreies, gezwungenes, und diesen Eindruck macht auch sein Gang. Auf der Flucht dagegen sind seine Bewegungen elegant, voll Elastizität und Sprungkraft, der Wedel hoch aufgerichtet. Die sanft halbmondförmig gebogenen Hörner, welche beiden Geschlechtern zukommen, beim Weibchen aber viel kürzer als beim Männchen sind oder ihm auch gänzlich fehlen, werden nur etwa 7 Zoll lang, sind dick an der Wurzel und vorn schwach gekielt. Ein dunkelbraunes Aschgrau mit einem schwachen Anflug ins Bläuliche ist die allgemeine Färbung. Der Vordertheil des Bauches, die Vorderbeine, die Außenseite der Hinterschenkel sind schwärzlich-grau, die Hinterbeine schwarz, der mittlere und hintere Theil des Bauches und die Innenseite der Schenkel aber weiß. Zwei Querbinden von derselben Färbung verlaufen über die Fußwurzel, die Fesseln eigenartig umgebend; ein großer halbmondförmiger Flecken steht an der Kehle. Erwachsene Böcke werden an der Schulter 4 Fuß hoch und über 6 Fuß lang. Je ein Männchen und ein Weib mit ihrem Nachwuchs leben an den Rändern der Dschungeln (dichtes Unterholz tropischer Wälder), in deren Mitte sie aus Furcht vor dem Tiger nicht einzudringen wagen. Von den Menschen gehetzt, sind sie entschlossen und bösartig. Der Bock stellt sich wüthend dem Jäger, fällt auf die Beugen nieder, rutscht unter tiefem Brüllen einige Schritte vorwärts, um blitzschnell gegen den Feind anzuspringen und ihm durch schnelles Emporschleudern des Hauptes und der Hörner eine gefährliche Verletzung beizubringen. Auch den in unseren zoologischen Gärten geborenen Böcken, die niemals den Wald gesehen haben, ist nicht zu trauen; deshalb sind die Wärter auf die Nilgauantilopen nicht besonders gut zu sprechen. Jetzt ist der Nilgau gegen seinen Wärter freundlich und zuthunlich und läßt sich streicheln, erregt aber irgend eine Kleinigkeit seinen Mißmuth, so zeigt sich sofort sein boshafter, tückischer Charakter. Er zieht dann den Hals ein, krümmt den Rücken und umschleicht mit eingeklemmtem Wedel, schielend und finstere Blicke um sich werfend, den Wärter. Ist dieser dann nicht auf der Hut, so versetzt ihm das tückische Thier einen Stoß. Das Thier bleibt in den zoologischen Gärten Europas auch im Winter im Freien und ließe sich in Wald und Flur einbürgern, wenn die Forst- und Landwirthschaft eine solche Bereicherung unseres heimischen Wildstandes nicht widerriethe. Nach den Angaben der indischen Reisenden liegt der Nilgau während des Tages im Walde verborgen. Nach Sonnenuntergang und in den ersten Morgenstunden geht er auf Aesung, und in den bebauten Gegenden wird er der Verwüstung wegen, die er anrichtet, bitter gehaßt. Er soll alles, was er genießt, vorher beschnopern, die Pflanzen sorgfältig sich auswählen und gerade deshalb sehr lästig werden. Die Jagd des Nilgau wird seit den ältesten Zeiten in Indien betrieben und die Untergebenen indischer Fürsten machen sich ein Vergnügen daraus, ihren Herren und Gebietern gerade diese Antilope gefangen zuzuführen, weil ihre Jagd lebensgefährlich ist.

Die Familie der Antilopen ist so vielgestaltig, daß die Grenzglieder der Reihe kaum noch Aehnlichkeit mit einander zu haben scheinen. Nur das geübte Auge eines Naturforschers kann zwischen dem ungeschlachten Nilgau und der zierlichen Zwerggazelle Familienähnlichkeit entdecken. Ebenso ist auch der Grad ihrer Wildheit sehr verschieden, obzwar sie alle Pflanzenfresser sind, folglich nicht zu den reißenden Thieren gehören. Sie leben unter allen Himmelsstrichen, aber das Vorkommen gewisser Pflanzen in gewissen Distrikten hat ihrer Freizügigkeit Grenzen gesetzt. Es ist bekannt, daß ihre meisten Arten, Gazellen genannt, die großen Steppen warmer Länder bewohnen, aber wir wissen auch, daß das gewandte Kind unseres Hochgebirges, die Gemse, zu den Antilopen gehört. Dieses Gratthier, das leider von Jahr zu Jahr seltener wird, steigt von den Grenzen des ewigen Eises nur dann bis zur Nadelholzregion hernieder, um an den saftigen Sprossen der Fichten, Tannen und Föhrenbäume zu naschen, wenn der Schnee das Wollgras, seine gewöhnliche Nahrung, deckt.

Man darf die Antilopen nützliche Thiere nennen und braucht keine Ausnahme zu machen. An den Orten, wo sie leben, bringen sie selten erheblichen Schaden, wohl aber nützen sie durch ihr Fleisch, durch ihr Gehörn und durch ihr vortreffliches Fell. Sie sind deshalb ein Gegenstand der eifrigsten Jagd bei allen Völkern, die mit ihnen die gleiche Heimath theilen. Noch größer aber dürfte der Gewinn sein, den sie dem Menschen gewähren durch die Freude am Anblick ihrer Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit und durch den außerordentlichen Reiz, welchen ihre Jagd bereitet. Auf der Spur einer Gazelle im Atlas (Afrika) oder einer Gemse in unsern Alpen setzt der Jäger hundertmal sein Leben ein: er betreibt die Jagd mit einer Leidenschaft, die geradezu dämonisch ist und deshalb Veranlassung zu ungezählten Märchen war. Die indischen und arabischen Dichter entlehnten dem feuchten Glanz der schmachtenden Antilopenaugen und der Zierlichkeit ihres Gliederbaues und ihrer stolzen Haltung die schönsten Vergleiche und Wortspiele. Dazu kommt noch, däß die meisten Antilopen, wenigstens in ihrem Vaterlande, die Gefangenschaft leicht und dauernd aushalten, sich in derselben fortpflanzen und ihren Herrn durch ihre Zahmheit und Zutraulichkeit sehr erfreuen. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme, wovon die Nilgauantilope den Beweis liefert.

Dr. M. T.

Eine Poesieblüthe duftigster Art aus dem siebzehnten Jahrhundert überreichen wir unsern Lesern in folgendem Gedichte des berühmten Stifters der zweiten schlesischen Dichterschule, des breslauer Rathspräsidenten Christian Hoffmann v. Hoffmannswaldau (cf. Nr. 25 S. 297 „N. W." d. J.). Der ebenso ehrsame als geschmackvolle Poet singt die Geliebte folgendermaßen an:

Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sparbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen.
Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kerzen,
Der Komplimenten Sitz, du Meisterin zu scherzen.
Der Tugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit;
Du Andachtsfackelchen, du Quell der Tröstlichkeit.
Du tiefer Abgrund du, voll tausend guter Morgen,
Der Zungen Honigseim, des Herzens Marzipan
Und wie man sonsten dich, mein Kind, beschreiben kann,
Lichtputze meiner Noth und Flederwisch der Sorgen.

B. G.

Goldregengift. Nach der Mittheilung einer sachmännischen Autorität soll der wegen seiner schönen Blüthen vielbeliebte Strauch oder Baum, genannt Goldregen, Cytisus Laburnum, ein äußerst gefährliches Gewächs sein, da Blüthen, Blätter, Schoten, selbst Rinde und Wurzeln Cytisin enthalten, das schon in einer Dosis von 0,03 Gr. unter die Haut gespritzt, Hunde und Katzen sofort tödtete. Seit der ersten Beobachtung einer Vergiftung eines Menschen 1843 (ein Knecht hatte aus Scherz einer Köchin ein Stückchen Goldregenrinde in die Suppe gelegt), sind mehr als hundert Vergiftungen beobachtet, und von diesen endete eine große Zahl tödtlich. Die Erscheinungen der Vergiftungen sind sehr wenig charakteristisch: Erbrechen, Durchfall, Krämpfe und baldiger Verfall der Kräfte. Gegenmittel gibt es nicht.

Sprechsaal für jedermann.

Noch einmal der Keuchhusten. Bezugnehmend auf den Artikel des Herrn Hahn in Nr. 29 der „Neuen Welt" theile ich den Lesern dieses Blattes mit, daß ich in Mailand, Graz, Wien, und wenn ich nicht irre, auch in Prag ein viel einfacheres Heilverfahren wie die Terpentininhalation zu beobachten Gelegenheit hatte. In einem Zimmer der Gasanstalt, in welches mittels einer Rohrvorrichtung, gleich der meißner'schen Luftheizung, erhitzte Theerdämpfe geleitet werden, läßt man die mit dem Keuchhusten behafteten Kinder spielen. Durch das Einathmen der Theerdämpfe wird das Kind binnen drei bis vier Tagen, ohne Medikament und ohne Schädigung der Athmungswerkzeuge, von einer Plage befreit, welche mitunter sogar einen tödtlichen Ausgang nimmt. Die Röhrenleitung ist mit wenig Kosten zu bewerkstelligen; das Material zu den Theerdämpfen, in jeder Gasanstalt massenhaft vorhanden, kostet soviel wie garnichts. Der penetrante Theergeruch, der den Kleidern der Kinder nach dieser Radikalkur anhaftet, verflüchtigt sich in einigen Tagen. — Dieses im Interesse des allgemeinen Wohls, selbstverständlich unter der Einschränkung, daß in jedem Einzelfalle der Arzt zuvor um Rath gefragt werden muß, weil Komplikationen des Keuchhustens, wie z. B. sehr ausgebreitete Bronchialkatarrhe, katarrhalische Lungenentzündungen, sowie Gehirnsymptome eine Gegenanzeige bilden.

Dr. Max Trausil.

Aerztlicher Briefkasten.

Dresden. O. O. Schon die Thatsache, daß diejenigen Personen, welche ihr Kopfhaar am meisten schmieren und pomadisiren, gewöhnlich die wenigsten Haare haben, sollte jeden abhalten, darin des Guten zu viel zu thun. Nur trockenes, sprödes Haar erfordert die Zuführung von etwas Fettigem.

Berlin. Rudolph T. Schutzbrillen sind Brillen von rauchgrauem oder bläulichem Glase. Wo es sich darum handelt, den Eindruck greller Lichtreflexe abzuschwächen, ist ihr Gebrauch allerdings zu empfehlen.

Küti. H. R. Die Guyot'schen Theerkapseln sind sehr zuträglich für — den Geldbeutel ihres „Erfinders" und diejenigen Zeitungen, welche dafür Reklame treiben. Andern Leuten sind sie unsers Wissens nicht so gut bekommen. Wollen Sie durchaus Theer gebrauchen, so bekommen Sie für einen halben Frc. soviel, wie sich in hundert Guyot-schen Kapseln befindet. — Der andere Umstand eignet sich nicht zur Berathung.

Leipzig. H. P. Die Ursachen der Blasen- und Nierensteinbildung sind nicht genau bekannt. Nur das eine steht fest, daß alle Zustände der Harnwege, die mit Harnstauung und Harnzersetzung verbunden sind, z. B. also Blasen- und Nierenkatarrhe, die Steinbildung herbeiführen oder begünstigen können. Doch scheinen auch hier abnorme Stoffwechselverhältnisse einen bestimmten Antheil zu haben, denn sonst müßte es viel häufiger, als dies der Fall, Steinleidende geben. Unerwiesen namentlich ist die Behauptung, daß ausschließliche Pflanzenkost die Bildung von Steinen aus kohlensaurem Kalk, ausschließliche Fleischkost aus phosphorsaurem Kalk herbeiführe. Dagegen ist die Steinkrankheit, resp. die Disposition zur Steinbildung in vielen Fällen ererbt. Derartige Kranke dürfen nicht zu viel Fleisch essen, namentlich kein Rauch- und Schweinefleisch, und wenn sie fettleibig sind, so ist vegetarianische Lebensweise, wenigstens zeitweise, zu empfehlen. Ferner sind alkoholische Getränke jeder Art zu vermeiden, denn beim Genuß derselben kommt kein Nieren- oder Blasenkatarrh zur Heilung. Der Gebrauch des doppeltkohlensauren Natrons, des karlsbader Salzes, des Kalkwassers trägt zur Verhütung der Steinbildung bei.

Magdeburg. W. B. Versuchen Sie gegen die „Schuppen" im Gesicht chemisch reines Glyzerin.

Hannover. N. F. Birkensaft, d. h. der durch Anbohren eines Birkenstammes gewonnene süße Saft ist in Rußland ein Volksmittel gegen Nierensteinleiden; auch wird er äußerlich gegen Krätze gebraucht. Es soll nach allzureichlichem Genusse dieses Saftes die Harnruhr entstehen; also gehört er jedenfalls zu den die Nierenthätigkeit anregenden Mitteln.

Kratzau. A. S. Die Heilmittel gegen Epilepsie, welche wir in einer früheren Nummer nannten, kann Ihnen nur ein Arzt verordnen, der Sie persönlich gesehen und untersucht hat. Denn die Größe der Arzneigabe richtet sich nach den persönlichen Verhältnissen des Kranken.

Werden. F. M. Das von uns gegen Stinknase empfohlene Mittel bereitet jeder Apotheker. Es wird innerlich genommen; nicht eingeschnoben.

Mehrere Leser. Es ist bereits früher an dieser Stelle wiederholt gesagt worden, daß sich der Geschlechtssphäre angehörende Krankheiten nicht zur öffentlichen Besprechung eignen. Trotzdem liegen uns wieder einige Dutzend solcher Zuschriften vor, zum Theil sogar anonym, mittels deren uns eine gewisse Kategorie von Kranken flehentlich um Hülfe bittet, — jene durch geheime Jugendsünden geschwächten und an allen nur denkbaren Beschwerden Leidenden, die an der Zukunft verzweifeln und aus purer Hypochondrie einen Selbstmord begehen würden, wenn sie auch hierzu den Muth nicht verloren hätten. Wir würden herzlos erscheinen, wenn wir jenen blassen, hohläugig umherschleichenden Jünglingen, welchen die Kniee schlottern, wenn man sie anredet, die träumerisch den Kopf hängen, wenn lebenslustige Altersgenossen sich ihres Daseins freuen, unser Mitleid versagen wollten. Aber kuriren können und wollen wir solche Leute nicht mit Medikamenten, denn das thun nur Charlatans. Hier hilft nur eine vernünftige Diätetik, Vermeidung von erregenden Getränken, fleißige Bewegung im Freien, Abhärtung durch kühle Waschungen und leibliche und geistige Keuschheit. Beschäftigung mit ernsten Dingen, wenn die heine'sche „Jungfrau im Wellenschaumkleide" über einen solchen Träumer kommt, scheucht schon die zu jenem Laster führende Erregung zurück. Was dann noch bleibt, das muß ertragen werden bis zur Ehe, in der solche Beschwerden zu verschwinden pflegen. Kein Verheiratheter versucht, uns wegen solcher Dinge zu konsultiren. Also muß doch wohl die „Krankheit" durch Verhältnisse bedingt sein, deren Beseitigung außer unserer Macht liegt. Dies unsere Antwort ein- für allemal auf derartige Zuschriften, die künftig ohne jede direkte oder öffentliche Notiz in den Papierkorb wandern.

Weder schriftlich noch öffentlich beantworten lassen sich die Zuschriften von: J. T. in Meiderich; L. F. in Kl.-Tschansch; C. N. in Wolfenbüttel; P. Sch. in Altona; L. F. in Böhmen; Ch. L. in Oberburg; C. F. in Großenhain.

Dr. Meierstein.

Redaktions-Korrespondenz.

Breslau. Drechsler R. Ueber den Darwinismus hat Ludwig Büchner das leichtest verständliche Buch geschrieben; der Titel desselben lautet: „Die darwinische Theorie," 4. Aufl. Leipzig 1876. Jede Buchhandlung liefert Ihnen das Werk. Ihr naturwissenschaftliches Studium mögen Sie vorläufig auf dieses Werk beschränken. Haben Sie Sich den Inhalt desselben angeeignet, so wollen wir Ihnen weitere Fingerzeige geben. — W. M. Freundl. Dank für Ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit. — Frau Dr. K. Sie werden nunmehr das Gewünschte erhalten haben!?

Berlin. Schriftsteller Z. Sie hätten Heine's „Guten Rath" befolgen sollen; derselbe (in seinen hinterlassenen Papieren enthalten) lautet:

Gib ihren wahren Namen immer
In deiner Fabel ihren Helden.
Wagst du es nicht, ergeht dir's schlimm —
Zu deinem Eselsbilde melden
Sich gleich ein Dutzend graue Thoren:
„Das sind ja meine langen Ohren!"
Ruft jeder; „Dieses gräßlich grimme
Gebreie ist ja meine Stimme!
Der Esel bin ich! Obgleich nicht genannt,
Erkennt mich doch mein Vaterland,
Mein Vaterland Germania!
Der Esel bin ich! J—a! J—a!"
Hast einen Dummkopf schonen wollen,
Und zwölfe sind es, die dir grollen.

Chemnitz. B. T. Sie sind doch wohl im Irrthum: die Zahl der Verunglückungen in Steinbrüchen dürfte im allgemeinen nicht so groß sein, als die Zahl der Unglücksfälle bei den Metallarbeitern. So finden wir z. B. im Jahresbericht der preußischen Fabrikinspektoren für 1876, S. 147, eine Mittheilung des schlesischen Fabrikinspektors Frief, wonach 1875 auf 1000 schlesische Arbeiter je 11,57 Verunglückungen kommen; je 1000 Steinbrucharbeiter aber nur 7,66 Unglücksfälle aufzuweisen hatten, während 1000 Metallarbeiter beinahe viermal soviel, nämlich 29,68 erduldeten. Dagegen stehen die Steinbrüche so ziemlich allen anderen Arbeitsgebieten mit denjenigen Unfällen voran, welche einen tödtlichen Ausgang nahmen, indem in Schlesien bei ihnen auf je 1000 Arbeiter in genanntem Jahre 4,33 tödtliche Verunglückungen kamen, während bei der Metallindustrie nur 0,45 Todesfälle sich ereigneten.

Schwerin. Xy. Ein Buch zum Selbstunterricht in sämmtlichen Wissenschaften gibt es nicht. Sie, der Sie sämmtliche Wissenschaften studiren wollen, haben von Ihren Fähigkeiten einen sehr hohen, von dem Inhalte unserer Wissenschaften einen sehr niedrigen Begriff. Kehren Sie den Spieß um, so kommen Sie der Wahrheit näher.

Hamburg. To; **Freiburg.** L. R.; **Zürich.** Frl. M. Leider nicht verwendbar!

(Schluß der Redaktion: Dinstag, den 15. April.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 31. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

„Sie weiß auch davon, Fräulein Valerie?" fragte Stefan hastig, indeß ein Strahl der Freude seine düsteren Züge erhellte, „Was sagte sie?"

„Sie sprach mit stolzer Bewunderung von dieser That, sie schien sehr zufrieden, daß du dem großen Hans das Leben erhalten hast, woraus ich die Folgerung ziehe, daß ihr dieser keineswegs so gleichgiltig sei, als ich immer geglaubt habe; nun freilich, der hübsche Ewald kommt sobald nicht wieder."

„Ist das sicher?"

„Gewiß. Der gehört der siegreichen Armee an, bei der es jetzt förmlich Auszeichnungen regnet. Der hat jetzt nichts Eiligeres zu thun, als Rittmeister oder gar Major zu werden und sich einige Orden anheften zu lassen. Der denkt nicht an Valeriens schöne Augen und Hans wäre der Hahn im Korbe, aber der Unbeholfene weiß die Gelegenheit nicht zu nützen; es ist unbegreiflich, aber er hat seit seiner Rückkehr fast seine ganze Zeit bei mir verbracht."

„Wirklich!"

„Ich glaube auch, er steht mit seinem Alten schlimmer als je." Eine Pause trat ein.

Stefan war in Gedanken an Valerie versunken, er vervollständigte und berichtigte die dürftigen Mittheilungen des Professors; wie gern hätte er noch mehr von dieser versteckten Theilnahme erfahren, die er so wohl zu seinen Gunsten zu deuten wußte, und die ihm Seligkeit und Qual zugleich war; ja, auch Qual, denn dies herrliche Wesen war ihm doch für immer verloren. Der Professor hatte sein Glas geleert und auf's neue gefüllt. Er warf einen flüchtigen Blick auf Stefan und fragte mit einer ihn plötzlich überkommenden Gereiztheit:

„Nun, was ist's, nach der Nandl fragst du garnicht weiter? Es ist also doch, wie ich mir's gedacht, es ist etwas vorgefallen und es ist aus zwischen euch?"

„Aus!" fuhr Stefan fast erschreckt auf. „O, nicht doch, ich habe Nandl noch immer lieb, grade noch so lieb, wie damals, als ich das hülflose Kind zu Ihnen brachte."

„Hm, hm!" brummte Wüst in sich hinein, und er hackte dabei ganz unbarmherzig mit der Klinge seines Taschenmessers gegen das Tischtuch, welche Rücksichtslosigkeit er am nächsten Tage theuer bezahlen mußte. „Grade so, — also nicht anders und nicht mehr, — hm, hm."

„Und ich bin besorgt um sie, Professor, und ich frage mich, wer wird für das arme Ding Sorge tragen, wenn Sie fort sind?"

„Das laß dich nicht bekümmern," sagte Wüst, der seine Messerspitze gegen den Tisch stieß und das Messer hierauf zuklappte, „die Nandl sorgt schon für sich selbst."

„Wie kann sie das, das unwissende, hülflose Geschöpf?"

„Oh, die Nandl ist keineswegs so unwissend, als du glaubst, und wir beide haben ihre Intelligenz wahrlich unterschätzt. Ich sage dir, das kleine Ding hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, und es steckt gesunde Kraft und ein fester Wille in dem Mädel." Die kleinen Augen des Professors glänzten in freudiger Genugthuung auf, und seine Stimme nahm einen noch wärmeren Klang an, als er jetzt fortfuhr. „Du weißt das garnicht, geh, aber ich hab's gesehen. Es war ein harter Schlag für sie, als du fortgingst, denn die Nandl, so jung sie ist, hat ein leidenschaftliches Herz, und sie hat dich lieb gehabt, mehr als alles andere in der Welt; aber sie hat's verwunden, ich möchte sagen, eigensinnig verwunden, und ich sehe jetzt, sie hat recht gehabt."

Man sah es wohl, der Professor war in diesem Falle ganz auf Seite der Nandl, und es war ihm sogar darum zu thun, Stefan gegenüber ihrem Stolze nichts zu vergeben. Dieser sah betroffen vor sich hin. Daß ihn die Nandl vergessen könne, das hatte er niemals für möglich gehalten, und vielleicht glaubte er es auch jetzt nicht.

„Was that sie denn, als ich fort war?" fragte er mit einer Art neugieriger Beklemmung.

„Das weiß ich nicht; sie ließ sich die ersten Tage nicht sehen, aber am dritten kam die Kathrein zu mir; sie sah ganz erschreckt aus und klagte, die Nandl sei so störrisch, und sie werde es selbst verschulden, wenn ihre Alte sie noch todtschlage. Sie esse nichts und rede nichts und wolle auch nichts arbeiten, und sie mache sich nichts aus den Schlägen, mit denen sie die Alte traktirt, und sie wehre sich nicht dagegen, und das brächte diese noch mehr in Wuth; aber ich müsse hin und diesen Mißhandlungen ein Ziel setzen und der Nandl zureden, damit sie wieder vernünftiger werde. Ich machte mich auch gleich auf den Weg. Ich wollte die Nandl den Händen dieser unnatürlichen Mutter entreißen, ich wollte das Kind ganz zu mir nehmen. Als ich aber das Häuschen betrat und die Alte barsch anließ und ihr meinen Willen kund that, da kam die Nandl aus ihrem Winkel hervor und trat vor mich hin und sagte kurz entschlossen: ‚Nein, Professor, ich bleibe bei ihr.' Dann soll sie dich nicht mehr schlagen, sonst —. Die Nandl aber stellte sich gleichsam schützend vor ihre Alte, und mit der Hand mich abwehrend, bat sie: ‚Sagen Sie ihr nichts,

Professor, sie war in ihrem Recht, denn sie ist meine Mutter und ich war schlecht, ich hab' mich nicht um sie gekümmert und ich hab' sie hungern lassen, aber ich war so elend, und ich dachte, es wäre aus mit mir und ich würde sterben, aber ich sehe schon, es stirbt sich nicht so leicht, und ich werde doch leben, schon wegen der da, sonst verdirbt mir die Alte. Ja, ich muß für sie arbeiten, und ich will's thun. Meinethalben brauchen Sie Sich nicht zu sorgen, Professor, ich werd' mit ihr schon fertig, wenn ich nur will, und morgen komme ich zu Ihnen und es wird alles sein wie ehedem.' Nun, sie hat Wort gehalten, sie kam und war so folgsam und gefügig, aber man konnte nicht viel von ihr verlangen, ich bemerkte jetzt erst, wie schwach und heruntergekommen sie war, ob sie wirklich krank gewesen, konnte ich nicht erfahren, sie wollte mir darauf keine Antwort geben, aber wahr ist's, daß sie damals durchsichtig war, wie eine Gallerte."

Stefan seufzte leise auf.

„Nun, nun, du darfst dir das jetzt nicht zu Herzen nehmen," sagte der Professor gutmüthig und fügte hierauf mit einem kleinen Lächeln des Triumphes hinzu: „Ich sage dir ja, sie hat's überwunden, ganz und gar. Sie ward von Tag zu Tag kräftiger und rühriger, und ich bemerkte, daß sie mehr auf sich hielt, als je vorher, und da fragte ich sie einmal lachend, für wen sie denn jetzt immer so sorgfältig Toilette mache, und sie antwortete mir ganz ernsthaft: ‚Für mich selbst. Ich will rein und nett sein, weil es mir so gefällt.' Zum Lernen zeigte sie zwar noch immer keine Lust, aber sie verlangte von mir täglich die Zeitung. Ich fragte sie, ob sie darin von deinen Heldenthaten zu lesen wünsche, worauf sie erwiderte: ‚Ich möchte überhaupt wissen, was in der Welt vorgeht, da ich mich doch einmal näher darin umzusehen gedenke.'"

„Die Nandl!" unterbrach hier Stefan den Professor mit einem Ausruf der Verwunderung.

Dieser lachte. „Ja, grade so habe ich gerufen und grade so ein verdutztes Gesicht muß ich dazu gemacht haben. Sie aber hat mich mit ihren großen Augen ganz entrüstet angeblickt, und sie fragte mich, ob ich denn glaube, daß sie ihr Lebtag Kröten und Regenwürmer für mich fangen wolle? Da sei ich aber sehr im Irrthum, sie denke sich einen Erwerb zu suchen, wobei sie etwas Rechtes verdienen könne, damit sie niemanden mehr zur Last zu fallen brauche; sie wolle überhaupt allein etwas gelten, von niemand abhängen, und niemals einen andern für sich verdienen lassen. Nandl, auch nicht deinen Mann? fragte ich sie, und ich mußte dabei mit heimlichem Interesse das kleine, trotzige Ding betrachten, das so selbstvertrauend und zuversichtlich in die Zukunft blickte. ‚Nein,' versetzte sie darauf so kurz wie möglich, ‚ich will keinen Mann.' — Wenn aber der Stefan zurückkommt und dich begehrt, he? — ‚Der Stefan denkt nicht mehr an mich und ich nicht mehr an ihn, und drum sollen Sie mir auch nichts mehr von ihm sagen.'"

„Und sie hat wirklich nicht mehr von mir gesprochen, die Nandl?" unterbrach ihn Stefan, und es zuckte bei dieser Frage schmerzlich um seine Lippen.

„Nie mehr, ob sie aber nicht mehr an dich gedacht hat, das ist eine andere Frage. Als eine Hiobspost nach der andern eintraf, als die Schlacht bei Königgrätz und die Niederlage der unsern in ihrem ganzen Umfange bekannt wurde, da kamen wieder Tage, wo sie nichts aß und zu keiner Arbeit taugte. Ich glaube, sie hat damals nichts gethan, als die Zeitungen gelesen, die sie vom Anfang bis zum Ende durchbuchstabirt; aber gesprochen hat sie nicht von dir und auch nicht nach dir gefragt; nun, du mußt das nach dem, was zwischen euch vorgefallen, natürlich finden."

„Ja," sagte Stefan mit sich selbst anklagender Bitterkeit, „ja, ich hab's verdient, ich habe der Nandl sehr weh gethan, — ich konnte zwar nicht anders, aber sie hat recht, wenn sie mich zu vergessen sucht, und — jetzt erst vollends."

„Jetzt, — hm," machte der Professor, nachdenklich den Mund verziehend, „wer weiß, aber — die Nandl ist eben ein kleines Räthsel. — Es war an einem Nachmittag, als dein Brief kam, den du im Spital geschrieben und der mir das Unglück mittheilte, das dir widerfahren; ich wußte mich erst nicht zu fassen, ich saß da, den Brief vor mir auf den Knieen, und — ich denke, meine Augen müssen damals etwas umflort gewesen sein —, ich hatte es wenigstens nicht bemerkt, daß die Kleine hereingeschlichen und sachte hinter meinen Stuhl getreten war; da fühlte ich mich beim Kopf gefaßt, und nach diesem Griff weiß ich auch schon, daß es die Nandl ist, die mich an sich zieht und mich plötzlich mit einer ganz ungehörigen Heftigkeit auf die Augen küßt. Was willst du denn, du Teufelsmädel? fahre ich auf, sie aber fährt mir noch immer an den Augen herum. ‚Trösten Sie Sich nur, Professor,' sagte sie, ‚er wird nicht sterben, er hat's glücklich überstanden.' Wer hat dir erlaubt, den Brief zu lesen? ‚Nun, ich mußte es doch einmal erfahren, und ich bin froh, daß ich's weiß, jetzt kann ihn nichts Schlimmeres mehr treffen.' Ist das nicht schlimm genug? ‚Jawohl,' und sie senkte traurig den Kopf, aber gleich darauf blickte sie auf und lächelte. ‚Er wird wiederkommen,' sagte sie mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck, ‚jetzt weiß ich's sicher.' Dabei läuft sie hinaus und ich kriege sie an dem Tage nicht mehr zu sehen. Am nächsten Morgen sitze ich ganz vertieft bei der Arbeit. Da klopft's. Du weißt, ich bin sehr verdrießlich, wenn man mich stört, ich rufe auch kein Herein, aber die Thür geht trotzdem auf und die Nandl steht auf der Schwelle. Ich rufe sie zornig an und sage ihr, sie solle machen, daß sie wieder hinauskomme; statt dessen kommt sie mir aber immer näher und bleibt endlich dicht vor mir stehen und sieht ganz feierlich aus. ‚Professor,' sagt sie, ‚seien Sie nicht bös, aber ich komm' heut nicht nur so, es handelt sich um etwas Wichtiges, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen.'

„Du mir einen Vorschlag? — ‚Ich möchte Ihnen ein Geschäft antragen.'

„Ich glaube, ich bin in dem Augenblick ein gut Stück vor ihr zurückgefahren, sodaß ich in die Ecke meines Sophas zu sitzen kam; sie benutzt sogleich diese schöne Gelegenheit und setzt sich neben mich, und sie faltet bedächtig die Hände und sieht mich dabei so — so ernst forschend an, wie eine wirkliche Geschäftsfrau, die einen Handel abzuschließen kommt.

„Ein Geschäft — du! wiederhole ich; dann greife ich nach ihrer Hand und fühle ihr den Puls. Nandl, bist du nicht übergeschnappt? Sie aber lächelt so recht pfiffig in sich hinein und nickt mir dann sehr überlegen zu. ‚Das Geschäft würde uns beiden Vortheil bringen, Professor, und es gehört schon einiger Verstand dazu, um auf so etwas zu kommen.'

„Ich mußte lachen. — Mir scheint, du thust dir auf dein Geschäftsgenie schon im vorhinein etwas zugute, das ist ja eine ganz neue Eigenschaft bei dir; aber laß hören. ‚Professor, Sie haben da' — und sie zeigte dabei mit der Hand zum Fenster hinaus — ‚einen großen, abscheulich wüsten Fleck, den Sie Ihren Garten nennen.'

„Du, Nandl, drohte ich, beleidige meinen Garten nicht! ‚Es ist Ihnen noch niemals eingefallen, ihn zu verwenden, und noch viel weniger, ihn für Sich ertragsfähig zu machen, nicht wahr?'

„Was soll ich damit anfangen? ‚Das wissen Sie freilich nicht, aber ich, oh, das ist etwas anderes.'

„Du? ‚Ja, und darum wollt' ich Sie bitten, überlassen Sie mir den Garten; das erste Jahr umsonst, aber die nächsten Jahre will ich Ihnen Pacht dafür zahlen, und zwar einen sehr guten.'

„Du! Und von was willst du ihn denn bezahlen? ‚Von dem, was mir von meinem Verdienst übrig bleibt.'

„Potztausend, es bleibt ihr noch was übrig! ‚Und außerdem sollen Sie das schönste Gemüse haben, wahre Leckerbissen, ganz umsonst.'

„Ja, wenn ich nur wüßte, wie ich dein schönes Gemüse verzehren soll, wenn ich drüben in Amerika bin. ‚Ja so, das ist schade; aber es macht nichts, wenn Sie es nicht essen können, so soll es denen zugute kommen, die Sie hier hinterlassen.'

„Ich hinterlasse jemand — so? ‚Natürlich, die Kathrein und den Hund. Sie werden sie doch nicht mit nach Amerika nehmen wollen, und so mir nichts dir nichts in die Welt hinausstoßen können Sie sie auch nicht.'

„Gewiß nicht; es ist wahr, an das hatte ich noch garnicht gedacht. ‚Sehen Sie, wenn ich nicht wäre, auf was Sie alles vergessen; ich sehe, das macht Ihnen jetzt Sorge, aber ich will diese Sorge von Ihnen nehmen. Sie überlassen mir das erste Jahr den Garten umsonst, und dafür sorge ich für die Kathrein und den Ajax, und Sie räumen mir hier im Hause für mich und meine Alte eine von Ihren kleinen Stuben ein, denn es wird besser sein, wenn ich auch hier wohne, und dafür will ich auf alles sehen und es verwalten, das Haus und die Geräthschaften, die Bibliothek und die Aquarien, die Kathrein und den Ajax, ich werde über allem wachen, ich nehme alles auf mich.'

„Prächtig, Nandl, aber sag', willst du das alles im Sommer mit Salat und im Winter mit den Kartoffeln erhalten, die du in meinem Garten anbauen wirst?"

„Da fing die Nandl halblaut zu lachen an.

„Sie sei nicht so dumm, sagte sie, sie werde weder Salat

noch Kartoffeln bauen, ihre Mutter hätte ein Kartoffelfeld, das gäbe ihnen genug davon, sie werde seltenes Gemüse und am meisten Blumen pflanzen. Und nun fing sie an, mir ihren Plan auseinanderzusetzen, den sie in ihrem Kopf schon ziemlich fertig hatte.

Sie wolle in Lindau eine Handelsgärtnerei errichten, sagte sie, und sie hätte den Anfang dazu schon in ihrem eigenen kleinen Gärtchen gemacht, und der Schloßgärtner, ihr alter Freund, hätte ihr versprochen, ihr dabei mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ich konnte mich in Nandl's kühne Projekte nicht sogleich hineinfinden, mir kamen sie allzuproblematisch vor. Ich glaubte ihr deßhalb den Rath ertheilen zu müssen, sie möge sich in solche Sachen nicht einlassen, ich würde ihr und Kathrein schon einiges Geld zurücklassen, von dem sie leben könnten, bis ich wiederkomme, aber das übrige solle sie bleiben lassen, sie sei ein unwissendes Mädel, das nicht einmal ordentlich schreiben und lesen könne, und das von Bodenkultur und Blumenzucht so viel wie nichts verstehe. Da bin ich aber an die Unrechte gekommen.

Sie wurde ganz wild und fragte mich, ob denn ich selbst mit 16 Jahren ein Gelehrter gewesen sei, wie jetzt, oder ob ich nicht ebenfalls ein dummer Junge war, der seine Kenntnisse mühsam und nach und nach sich gesammelt, und weßhalb ich denn bei ihr voraussetze, daß ihre Unwissenheit eine bleibende sein müsse, oder ob man überhaupt einem Mädchen nicht zutrauen wolle, daß sie eine Sache gerade so ernst nehmen könne, wie ein Junge. Kurz, sie hat ihrem Schnabel keine Gewalt angethan, und sie hat mich tüchtig heruntergeputzt." Der kleine Mann lachte herzlich und vergnügt bei dieser Erinnerung an seine moralische Niederlage vor der Nandl.

„Ich versichere dich, ich wurde ganz demüthig, denn ich sah ein, daß die Kleine recht hatte, und daß ich selbst so ein alter Philister sei, wie so viele, über die ich mich lustig mache, und gerade so alberne Vorurtheile habe, ohne mir deren immer bewußt zu sein. Ja, die Nandl hat mich recht beschämt, aber zugleich freute ich mich über das Mädel, das so resolut und wacker ihre Sache vertheidigte und sich nicht einschüchtern ließ, und ich beschloß, ihr dabei nach Kräften behilflich zu sein. Ich sagte ihr, ich würde ihr über die Ueberlassung des Gartens einen förmlichen Vertrag ausstellen, dann suchte ich ihr sogleich alle einschlägigen Werke über Bodenkultur, die ich besitze, hervor, und ich sprach ihr von dem Prinzip der Zuchtwahl und wie sie dasselbe bei ihren Pflanzen in planmäßige Anwendung bringen könne. Sie hörte mir zwar aufmerksam zu, aber am nächsten Tage bemerkte ich, daß sie mir die Bücher alle wieder in meine Bibliothek zurückgestellt hatte. Sie sei für das gelehrte Zeug viel zu dumm, behauptete sie, als ich sie deßhalb zur Rede stellte. Dafür hatte sie sich aber mit Ungestüm über meinen Garten hergemacht, und mit einem wahren Feuereifer fing sie an, auszureißen, was etwa noch darin gewachsen. Es sei lauter Unkraut, meinte sie. Ich ließ sie frei schalten und walten, ich kaufte ihr Werkzeuge und Samen und ließ ihr einigen Dünger zuführen. Ich erlaubte mir nur die Frage, ob sie glaube, wenn sie erst wirklich einmal Blumen und Gemüse habe, ob das Städtchen und seine wenigen Sommergäste so viel davon bedürfen würden, daß ihr das einigen Gewinn einbrächte.

‚Ei, was sie hier nicht nehmen, schicke ich nach Salzburg, dort kaufen's die Fremden‘, antwortete sie mit ungeheurer Zuversicht.

‚Und im Winter? he, was dann?‘

‚Ich hab' daran schon gedacht und ich werd' Ihnen morgen die Antwort bringen.‘

„Nun, und worin bestand die?" fragte Stefan, den die Ausführungen des Professors über seine kleine Freundin in fast athemlose Spannung versetzt hatten.

„Am nächsten Mittag —" fuhr der Professor in seiner jovialen Weise fort, „gerade wie ich mich zu Tische setzen will, kommt sie hereinspaziert und hält einen so riesigen Blumenstrauß vor sich hin, daß die kleine Person fast dahinter verschwand."

„Wo hast du das Prachtstück her? Das ist ja wunderbar!"

‚Und unverwelklich‘, lacht sie, und richtig, das Kind hat da ein wahres Problem gelöst: einen unverwelklichen Strauß aus frischen, natürlichen Blumen! Du kannst mir's glauben, er war voll Frische und Glanz, dabei im Arrangement graziös und elegant, mit den feinen, mannigfaltigen Gräsern, die federartig aus der Mitte herauswuchsen, und den zahlreichen Strohblumen, weiß, gelb, lila, die ein Ornament darin bildeten, von dem sammtartigen Edelweiß umrahmt, zwischen dem hie und da eine Hagebutte mit ihrem tiefen Roth hervorlugte. Es machte einen prächtigen Effekt, und ich war entzückt davon: ich mußte ihn während des Essens immerfort betrachten, nach demselben aber nahm ich ihn und verpackte ihn eigenhändig und schickte ihn nach Wien an einen Kunstgärtner. Nach acht Tagen hatte ich die Freude, der Nandl fünf Gulden übergeben zu können, die man für diesen Strauß bezahlt, und zugleich eine Bestellung auf weitere Bouquets. Leider war von wildwachsenden Strohblumen nicht mehr viel aufzufinden, aber im nächsten Jahr wird sie eine Menge von diesen Blumen in ihrem Garten haben.'

„Und nun, glaubst du noch ängstlich sorgen zu müssen um die Zukunft der Nandl? Mir ist für sie nicht bange, wahrlich nicht. Die hat Erfindungsgeist, und resolut ist sie auch," der kleine Mann lehnte sich behaglich zurück und kniff unter einem vergnügten Schmunzeln die kleinen Augen noch mehr zusammen.

„Und weißt du, was ich am meisten bewundere? und ich kann mir's eigentlich nicht erklären, die hat doch ihr Lebtag keine Bücher gelesen, hat nichts gelernt, und ist doch so klug und weiß, was sie braucht, — es ist merkwürdig."

„Ja, ja," rief Stefan mit lebhaft warmer Zustimmung, „die Nandl hat so schöne natürliche Anlagen und sie ist so absonderlich, nicht so wie andere! Wie freue ich mich, daß sie Ihnen lieb geworden und daß für sie gesorgt ist, wahrlich, mir ist dadurch ein Stein vom Herzen; aber ich hätte es nicht erwartet, daß sie sobald ruhig und vernünftig wird, und daß sie so schnell sich in etwas fügen lernt, von dem sie sagte, sie könne es nicht ertragen," setzte er in naiver Aufrichtigkeit hinzu.

„Ah, da hab' ich dich, Egoist," fuhr der Professor auf, „du hättest also erwartet und es hätte dir wohl gethan, wenn sie sich deinetwegen abgehärmt, wenn sie den Trennungsschmerz nicht hätte überwinden können, he?"

Stefan wurde blutroth. „Professor," stammelte er abweichend.

„Du bist entweder ein Geck oder du liebst sie, eins von beiden," er brachte dies in raschem Ungestüm, wie in einem Schwall heraus, als er aber die peinliche Verlegenheit, ja man könnte fast sagen, den Schreck bemerkte, den diese vehemente Anklage auf Stefan hervorbrachte, kehrte das gutmüthige Lächeln von vorhin wieder zurück.

„Na, na," sagte er, „beruhige dich, wir wollen nicht weiter davon reden, es geht mich auch nichts an, es ist überdies spät geworden." Er sah auf die Uhr, griff dann nach dem Glase, um den Rest des Inhalts mit einem Zuge zu leeren, und reichte hierauf Stefan die Hand.

„Leb wohl, mein Sohn, und gute Nacht."

„Noch einen Augenblick, Professor," bat dieser. „Eines möchte ich noch erfahren, nachdem ich eigentlich zuerst hätte fragen sollen, wie geht es der alten Lene? kennt sie das schreckliche Unglück, das sie getroffen hat, hat sie den Tod ihres Franz bereits erfahren?"

Das Gesicht des Professors wurde sehr ernst.

„Ja;" sagte er kurz, dann nochmals die Hand Stefan's drückend, gleichsam zum Abschied, „davon morgen, Stefan."

Dieser hielt ihn an der Hand zurück.

„Nicht doch, Professor, sagen Sie es mir jetzt."

Wüst schüttelte verneinend den Kopf.

„Verlange es nicht, es ist eine traurige Geschichte, und dann — ich bin müde."

„Nur ein Wort, Professor, ich bitte Sie darum; wie hat sie's aufgenommen, es ward ihr doch schonend mitgetheilt, der Armen?"

Der Professor stieß ein schrilles, kurzes Lachen hervor. „Haha! Schonend! Meuchlings hat man sie mit dieser Kunde überfallen, mit hinterlistiger Grausamkeit hat man der alten Mutter in der Stunde, in der sie es am wenigsten vermuthet, den Tod ihres einzigen Kindes in die Ohren geschrien."

„Wer hat diese Unmenschlichkeit begangen?"

„Der Priester auf der Kanzel!"

„Es ist nicht möglich!"

„Ich sage dir, es ist so!" rief der Professor, von einem rasch aufflammenden Zorn hingerissen und gänzlich seinen Vorsatz vergessend. „Valerie hat es mir erzählt und andere. Im Städtchen war es längst bekannt, daß Franz Brummer den Strapazen erlegen ist; die Heimkehrenden hatten die Kunde mitgebracht, und alle wußten darum. Vor der Lene hielt man es ängstlich geheim, nicht der roheste Bursche hätte den Muth gehabt, vor sie zu treten und ihr das Schreckliche zu offenbaren. Sie selbst hoffte auf die Wiederkehr des Sohnes, sie glaubte ihn von den Preußen gefangen, und alles bestärkte sie in diesem Glauben. Als es hieß, die Gefangenen würden demnächst ausgeliefert, war sie überglücklich,

sie erwartete ihn nun täglich, stündlich. Er muß ja jetzt kommen, sagte sie jedem, er muß. Das arme Weib befand sich in einem krankhaften, überreizten Zustand, ich sah es leider. — Es war Sonntag. Sie geht, wie immer, in die Kirche; die Messe ist aus und der Pfarrer betritt die Kanzel. Es war derselbe, so sagte man mir, der Franz als einen Abtrünnigen seit langem haßte, und der, da ihm der Sohn entgangen war, nun dafür sich an der Mutter rächen wollte. In der Predigt schon spricht er von dem Fluche des Himmels und der ewigen Verdammniß, die alle diejenigen trifft, die vom alten Glauben hinweg sich zu schlimmen Neuerungen wenden, und er weissagt sogar die schrecklichsten zeitlichen Strafen schon für diese ärgsten aller Sünder. Der alten Lene, die doch insgeheim ihren Sohn selbst ob solcher Abtrünnigkeit anklagte, mochte wohl die Haut geschaudert haben. — Nun hat er geendet, und darauf faltet er in Mitleid die Hände zu einem Gebet für einen derartig Verirrten, der seit Jahren nicht die Beichte gehört hat, und der, nicht genug an seinen eigenen Sünden, noch durch Verbreitung gottesleugnerischer Schriften zur Sünde verführt. Ja, meine Geliebten im Geiste, rief er, laßt uns alle beten für ein also verirrtes Schaf, das leider unserer Gemeinde angehörte und das nun gestorben, ohne geistlichen Trost und Abendmahl, aber nicht etwa im ehrlichen Kampfe ruhmvoll gefallen, nein, elend auf der Straße hat er seine Seele ausgehaucht. Da seht ihr alle das schreckliche Gericht, das ihn schon auf Erden ereilt. Nun laßt uns beten, auf daß er im Jenseits an seinem Gott einen gnädigen Richter finde. Er macht eine Pause, er blickt nach seinem Opfer mit kalter Erbarmungslosigkeit. Aller Augen sind dahin gewendet, jeder weiß, wer hier gemeint ist, und sie sehen nach dem alten, hülflosen Weibe, das mit gefalteten Händen, mit entsetzten Augen und offenem Munde dasitzt, gleichsam das Schreckliche ahnend und des Schlages gewärtig, der sie vernichten soll. Der Mann auf der Kanzel aber richtet die Augen empor und mit salbungsvoller, erhobener Stimme ruft er: Laßt uns beten für den unglücklichen, während des Marsches umgekommenen Franz Brummer. —

„Ein Schrei erschüttert die Kirche, ein markdurchdringender Schrei, der in ein Stöhnen sich verliert. Valerie stürzt auf die Lene zu, und die anderen alle; der Priester verließ indeß ruhig die Kanzel."

(Fortsetzung folgt.)

Die Petermannsspitze und der Franz-Josephsfiord im Innern von Grönland. (Seite 370.)

Die Unmöglichkeit einer Universalsprache.

Von **A. Reichenbach.**

(Schluß.)

Hiermit glauben wir hinlänglich gezeigt zu haben, daß es eine Thorheit zu nennen ist, von einer solchen Universalsprache auch nur zu träumen. Aber man hat noch einen Hinterhalt. Man sagt: zugegeben, daß eine Universalsprache aller Völker eine Thorheit, so läßt sich doch wohl eine solche für die Gelehrtenwelt annehmen und durchführen. Betrachten wir auch diese Behauptung etwas näher.

Möglich muß es erscheinen, daß, was für die Allgemeinheit unausführbar ist, für einen Theil ausführbar wäre. Die Gelehrtenwelt macht nur einen kleinen Theil des ganzen Menschengeschlechts aus. Die Sache mag von diesem Gesichtspunkte aus manchem um so wahrscheinlicher vorkommen, als man bereits einmal eine Zeitlang eine allgemeine und einzige Gelehrtensprache besaß, welche ja heutzutage noch gelehrt und leider noch zuviel gehandhabt wird. Das ist die lateinische Sprache. Diese war bis etwa zu Luthers Zeit die ausschließliche Sprache der Gelehrsamkeit. Aber wir müssen fragen, von wann an? warum? und in welcher Weise? Mit dem Verlegen des Schwerpunkts der christlichen Kirche nach dem Abendlande, und zwar nach Italien, wurde das Latein die herrschende Sprache der Kirche. Solange der Hauptsitz des kirchlichen Lebens im Osten sich befand, war auch das Griechische die vorherrschende Sprache. Die morgenländischen Kirchenväter, wie Chrysostomus, Eusebius, Klemens von Alexandrien u. a., schrieben griechisch; die abendländischen, wie Augustinus, Hieronymus u. a., schrieben schon lateinisch. Die Kirche aber war die Trägerin der Wissenschaft. Ohne ihre Genehmigung durfte kein Werk erscheinen und keines durfte etwas enthalten, was irgendwie gegen ihre Lehre verstieß. Da nun das Lateinische die Sprache der Kirche war, welche dieselbe der Einheit wegen auch für das kirchliche Leben anderer Länder vorschrieb, überdies die Gelehrten jener Zeit zum größten Theil Theologen waren, die Bildungsanstalten in den Händen der Kirche sich befanden, so konnte es nicht anders kommen, als daß die Kirchensprache auch die Gelehrtensprache werden mußte. Zugleich bildete sich der Gelehrte etwas darauf ein, seine Werke in einer Sprache zu schreiben, welche nur von seinen Standesgenossen verstanden wurde.

Adolf Strodtmann. (Seite 171.)

Für den von der damaligen Wissenschaft zu behandelnden Stoff aber reichte das Latein vollständig aus. Kirchengeschichte, Konzilsbeschlüsse, Dekrete von Päpsten, Grundsätze der Moral, Erklärung der in das Latein selbst übertragenen Bibel, daneben das bischen von der Kirche erlaubte Zwitterphilosophie und die von ihr als erlaubt diktirte Naturlehre, das war so ziemlich der wissenschaftliche Stoff. Kam es einmal vor, daß die lateinische Sprache nicht gut ausreichte, so nahm man es nicht so genau, selbst einen Ausdruck zu machen oder ein Kauderwelsch von Latein zu schreiben. Wer das „Kirchenlatein", spottweise auch „Küchenlatein" genannt, kennt, kann das hier Gesagte nur bestätigen. Zu dem allen kam noch hinzu, daß die lebenden Sprachen des Abendlandes, wo damals die Kultur ihre Pflege zu finden hatte, diejenige Ausbildung noch nicht erreicht hatten, welche sie für die Abfassung wissenschaftlicher Werke brauchbar gemacht hätte. Aus all' diesen Gründen ist nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Thatsache einer gemeinsamen Gelehrtensprache in der Form des Latein erklärlich.

Alle diese Gründe bestehen heute nicht mehr. Die Kirche ist nicht mehr die Trägerin der Wissenschaft, sondern die heftigste Feindin derselben geworden. Die Wissenschaft ist frei und ihr Gebiet ist ein unübersehbares. Was die Kirche früher noch als wissenschaftlichen Stoff behandeln zu müssen glaubte, wird heute von der Wissenschaft theils gänzlich als Irrthum verworfen, theils ganz anders behandelt, theils auch garnicht mehr beachtet. Die Sprachen der Kulturvölker haben eine Ausbildung erreicht, welche sie besser befähigen, der Wissenschaft zu dienen, als das Latein. Wir sehen daher von der Zeit ab, in welcher die Herrschaft der Kirche gebrochen, die Wissenschaft sich freigemacht hat und selbständig nun ihre Wege geht, selbstverständlich ein unermeßliches Gebiet vor sich sieht, das Latein als gemeinsame Gelehrtensprache immer mehr in Verfall gerathen und die nationalen Sprachen an dessen Stelle treten. Es sind mithin die früheren Gründe einer solchen Einrichtung ganz und gar weggefallen; neue sind aber nicht vorhanden. Oder wollte man etwa den einen geltend machen: den Gelehrten aller Länder den Verkehr und das Studium ihrer Werke zu erleichtern —? Das könnte der einzige, denkbare Grund sein, und der ist unseres Erachtens garnicht stichhaltig. Einmal wäre es garnicht möglich, in einer Sprache, ohne jede Benutzung von Bezeichnungen aus einer andern Sprache, ein wissenschaftliches Werk zu schreiben, z. B. auf keinen Fall ein ethnographisches. Wer heutzutage sich ernstlich mit Wissenschaft (im eigentlichen, nicht modern verflachten Sinne des Worts) beschäftigen will, der muß Kenntniß wenigstens der bedeutendsten Sprachen haben. Wenn der Gelehrte aber die andern Sprachen kennt, so braucht er keine gemeinsame Gelehrtensprache. Im Gegentheil, es ist für ihn, wenn er nicht grade ein Brotgelehrter ist, von viel größerer Wichtigkeit und von bedeutenderem Vortheil, ein Werk in seiner Originalsprache zu lesen, als in einer Uebersetzung. Sodann ist die Sprachkunde selbst ein bedeutender Zweig der Wissenschaft und leistet in richtiger Anwendung sehr Schätzenswerthes. Wir können daher derselben auch für die Zukunft nur gute Pflege und mögliche Weiterbildung wünschen. Haben wir aber nach dem Prinzip der Arbeitstheilung in der Wissenschaft gute Vertreter der Sprachforschung, so werden wir auch möglichst gute Uebersetzungen haben. Diese aber machen eine gemeinsame Gelehrtensprache wiederum entbehrlich und fördern sogar die Ausbildung der eigenen Sprache. Schließlich sei noch auf einen Punkt aufmerksam gemacht. Der mittelalterliche und theilweise auch noch der neuzeitliche Gelehrte glaubte in seinem Dünkel, nur für sich und seinesgleichen forschen und schreiben zu dürfen. Dieser Dünkel wird heute nicht mehr geduldet, die Auffassung der Aufgabe des Gelehrten ist heute eine ganz andre. Nach dieser Auffassung steht er im Dienste der Menschheit. Für diese forscht und arbeitet er; für sie soll, was er durch seine Arbeit erzielt, verwerthet werden. Darum soll der Gelehrte in einer Sprache schreiben, die auch den Nichtgelehrten, wenigstens den Angehörigen seines Volkes, verständlich ist. Der deutsche Gelehrte schreibe daher deutsch, der französische französisch, der englische englisch u. s. w., und wir lesen dann diese Werke entweder in der Ursprache oder in einer guten Uebersetzung. Auf beide Arten wird, wie schon gesagt, die Bildung des einzelnen, wie der Sprachen selbst viel mehr gefördert. Und so erscheint auch der Gedanke an eine gemeinsame Gelehrtensprache als unbegründet, zweckwidrig und thöricht.

Man erzählt von dem deutschen Philosophen Leibnitz und dem französischen Theologen und berühmten Kanzelredner Bossuet, daß sie in einem längeren Briefwechsel über dieses Thema verhandelt haben. Was aber zwei solche Köpfe als unausführbar erkannten, sollten heutige Kleinmeister nicht als neuentdeckte Weisheit verkaufen wollen. Wer nichts Besseres zu bieten weiß, der schweige, und wenn es auch nur in einem „Volksbildungsverein" ist.

Für oder wider die Vivisektion?

Von Dr. med. **G. Voigt** (Verfasser der „Zukunftsmedizin").

(Fortsetzung.)

Ueber den praktischen Nutzen der Vivisektionen.

Es wurde bereits weiter oben hervorgehoben, daß bei der Komplizirtheit des organischen Räderwerkes, in welches man durch die vivisektorischen Versuche eingreift, es kaum anders zu erwarten ist, als daß die Ergebnisse spärlich, widerspruchsvoll und täuschend sind.

Da nun der Gesammtorganismus eines lebenden Wesens aus millionen und aber millionen solcher kleinster und individueller Organismen besteht, so muß der Versuch, die Natur und das Wesen des Lebens aus der Betheiligungsweise des Gesammtorganismus, also aus der gemeinsamen Lebensthätigkeit aller jener kleinsten Organismen (Zellen) erschließen zu wollen, beinahe aussichtslos erscheinen. Was soll man aber dazu sagen, wenn man es unternimmt, durch blutige Eingriffe einzelne Räder aus dem organischen Getriebe auszulösen und nun dem nicht mehr normalen, regelrechten Organismus sogenannte „Fragen" vorzulegen, einem Organismus, der eben deshalb, weil er aus seinem einheitlichen Zusammenhange herausgerissen ist, kein Organismus mehr ist, an welchem man die Gesetze der regelrechten Lebensthätigkeiten, also die physiologischen Gesetze zu studiren vermag. Denn der thierische Organismus ist aus einem Guß geformt und gleicht einer komplizirten Maschine, deren kleinste Räderchen und Getriebe mit der größten Genauigkeit aneinanderpassen und ineinandergreifen. Sobald nun auch nur ein einziges Rad gewaltsam entfernt, also aus dem regelrechten und einheitlichen Zusammenhange mit dem übrigen Maschinismus gerissen wird, so muß selbstverständlich alsbald im ganzen Organismus die größte Unordnung und krankhafte Verwirrung hervorgerufen werden. Es gehört daher ein sehr geringes Maß von Nachdenken dazu, um zu erkennen, daß tausende von Vivisektionsversuchen unnütz und widersinnig sein müssen, die an einem schwerverletzten, thierischen Organismus die Gesetze der regelrechten (physiologischen) Bethätigungsweise studiren und dieselben alsdann auch noch auf den Menschen übertragen wollen; aber man möchte fast glauben, daß diejenigen, welche nach den heftigsten und schrecklichsten vivisektorischen Eingriffen, z. B. nach der „Ausspühlung" und „Auswaschung" einzelner Gehirntheile von Versuchsthieren noch erwarten, daß die übrigen Theile des Organismus noch fortfahren werden, regelrecht zu funktioniren (sich zu bethätigen), an ihrem eigenen Hirn eine derartige „Auswaschung" erlitten haben. Doch es ist ja erwiesen, daß jede Art von Fanatismus immer und überall geistige Blindheit zu erzeugen pflegt.

Aus dem Umstande nun, daß die physiologischen Funktionen an einem der Vivisektion unterworfenen Körper ganz andere werden, als im gesunden und normalen Körper, wird es auch erklärlich, warum die Ergebnisse der Vivisektionsversuche sich so häufig widersprechen und zu Trugschlüssen aller Art Anlaß geben, trotz ihrer widerspruchsvollen und trügerischen Natur aber dennoch auf den menschlichen Körper übertragen werden.

Wenn aber jene Ergebnisse der vivisektorischen Versuche in der That der Heilkunde, also dem Wohle der leidenden Menschheit in

dem Maße zu gute kämen, als man behufs einer captatio benevolentiae (einer Gunsterschleichung) beim Publikum prahlerisch zu behaupten pflegt und der ausübenden Medizin in der That eine solche Macht über Leben und Tod eignete, als man von derselben Seite vorzugeben wagt, was würde man wohl in Anbetracht der beständigen Ungiltigkeitserklärungen, welche jene physiologischen Wahrheiten als Ergebnisse trügerischer und widerspruchsvoller Experimente beständig erfahren, die leidende Menschheit unter der entsprechend falschen Behandlung derartig physiologisch ausgebildeter Aerzte zu leiden haben! Je weniger aber die Vivisektion den Charakter einer positiven Wissenschaft, oder einer zuverlässigen (exakten) Forschungsmethode hat, desto wissenschaftlicher geberdet sie sich wenigstens, und es kann deshalb nicht oft genug an den Ausspruch eines der berühmtesten aller Vivisektoren, nämlich an die Worte Claude Bernard's erinnert werden, welche lauten:

„Quelle confiance peuvent mériter des théories fondées sur des faits physiologiques inexacts? C'est un édifice, qui pèche par la base."*)

Der bedeutendste unter den englischen Vivisektoren, Dr. Brown-Sequard, hat aber erst kürzlich sich dahin ausgesprochen, „daß die Lehren der Vivisektion über die Funktionen des Gehirns (also des wichtigsten Kapitels der Nervenphysiologie, welchem sich die experimentirende Physiologie oder die Vivisektion zur Zeit beinahe ausschließlich zugewendet hat) ein Gewebe von Irrthümern gewesen sind, welche nun erst durch klinische Beobachtungen am Menschen korrigirt worden sind."

Genau ebenso spricht sich der französische Vivisektor Longet aus und Legallois, ebenfalls ein großer Vivisektor vor dem Herrn, bekennt offenherzig: „daß er soviele verschiedene Resultate gehabt habe, als er Experimente machte, daß er deshalb die Vivisektion ganz aufgegeben hätte, nicht ohne Bedauern, eine so ungeheure Zahl von Thieren dafür geopfert und soviel Zeit damit verloren zu haben."

Charles Bell wiederum, unter den Vivisektoren eine Autorität ersten Ranges, stellt als Fachmann der Vivisektion ein wenig glänzendes Zeugniß aus, indem er sagte: Die Konfusion ist eine Geißel der Wissenschaft und sie ist das in die Augen springendste Resultat der Vivisektion.

Nun lieben die Vivisektoren zu sagen, man müsse der Natur „Fragen" vorlegen und sie „zu Antworten zwingen". Die Erfahrung lehrt nun aber, daß diese erzwungenen Antworten der Natur denselben wissenschaftlichen und praktischen Werth haben, d. h. so unzuverlässig sind, als jene Antworten, welche die Inquisition früherer Jahrhunderte mit Hilfe der Daumenschrauben und mit Hilfe der Folter von den Befragten erzwangen.

Magendie aber, der, wie bereits weiter oben erwähnt wurde, einer trächtigen Hündin den Bauch aufschlitzte, nur um zu **sehen**, bis zu welchem Maße sich die Mutterliebe einer Hündin bethätigt, bekannte vor seinem Tode, daß sicher kein Arzt an sein eignes Krankenbett einen Doktor rufen würde, der seine Kenntnisse aus einer zu solchen Irrthümern führenden Quelle, wie es die Vivisektion ist, geschöpft hätte.

Für jeden vorurtheilslosen, nicht durch den Qualm minutiöser Fachgelehrsamkeit umwölkten Geist ist es sonnenklar, daß das Ende dieses unsers Jahrhunderts auf die Vivisektion mit demselben Unmuth und Abscheu zurückblicken wird, als wir es bei dem Gedanken an die Inquisition und an die Hexenprozesse früherer Jahrhunderte thun. Ja, die Vivisektion wird zum Prüfstein werden, auf welchem sich der wahrhaft gebildete, einsichtsvolle und edle Theil der Gesellschaft als der einflußreichere bewähren wird, jener Theil der Gesellschaft, der nicht blos eine virtuose, mithin — wie alles Virtuosenthum — einseitige gewerbsmäßige Schulung des Geistes und bloße fachmännische Routine aufweist, sondern sich durch eine sich harmonisch erzeugende Verfeinerung des Geistes und Veredlung des Herzens auszeichnet.

Schon allein durch die wenigen bloßen Streiflichter, welche die vorstehenden leisen Andeutungen und die Aussprüche der Hauptmatadore der Vivisektion auf den „wissenschaftlichen" Charakter und Werth derselben geworfen haben, wird es ersichtlich, wieviel die Vivisektion zu beweisen haben wird; denn daß wir jetzt auch in Deutschland eine Vivisektionsfrage haben, ist für jedermann ersichtlich, und nicht minder, daß man sich zur Zeit nicht mehr damit begnügen wird, daß die Herren Vivisektoren blos behaupten, was ja sehr bequem ist, sondern daß man nun auch Thatsachen und Beweise für den wissenschaftlichen Werth und für den praktischen Nutzen der Vivisektion verlangt.

Für jeden, auch für den Nichtfachmann, ist es ersichtlich, daß die physiologische Forschung dem lebenden Organismus gegenüber zwei Wege betreten kann, indem sie entweder den Gesammtorganismus in seinen verschiedenen Lebensäußerungen und Lebensbethätigungen gegenüber den Einflüssen der ihn umgebenden Welt zu ergründen sucht, oder indem sie die letzten treibenden Kräfte und deren Bethätigungsweise zu erforschen sucht, also nicht blos die Erscheinungs- und Daseinsform des Lebens, sondern das Wesen und die Natur des Lebens selbst zu enthüllen bestrebt ist.

Letzteres kann aber nur dadurch geschehen, daß man das Wesen und die Bethätigungsweise der kleinsten, individuellen lebendigen Bestandtheile des Organismus, also der Zellen, die selbst Organismen sind, und die zu einem organischen Verbande vereinigt und assoziirt den Gesammtorganismus bilden, erforscht.

Die Methode der ältern physiologischen Forschung hatte insofern einen Vortheil vor der vivisezirenden Forschungsmethode voraus, daß sie die Bethätigungsweise und die allgemeinen Normen derselben am Gesammtorganismus und zwar am menschlichen Gesammtorganismus zu erforschen strebte. Diese Methode, den unverletzten gesammten, und zwar den menschlichen Organismus, wie er leibt und lebt, zu erforschen und die Gesetze zu ergründen, denen er hierbei unterworfen ist, war insofern im Stande einen unmittelbar praktischen Nutzen zu gewähren, als die Ergebnisse ihrer Forschungen, weil am menschlichen Organismus gefunden, alsbaldige und vollgiltige Nutzanwendung für den Menschen gestatteten, sowohl für die Diätetik, wie für die allgemeine Gesundheitspflege. Daher hat auch diese Art der physiologischen Forschung die die Bethätigungsweise und deren Gesetze am Menschen umfassende Lehre, also die Physiologie des Menschen erfahrungsgemäß am meisten bereichert und der allopathischen Heilkunde — soweit dieselbe auf physiologischen Grundlagen beruht — nachweislich den größten praktischen Nutzen gebracht.

Wir müssen aber anfangen, weit mehr nach dem praktischen Nutzen gewisser Zweige der Wissenschaft zu fragen, als es bisher geschehen ist. Allerdings werden viele Fachgelehrten bitterbös, wenn dies geschieht, und man thut alsdann, als ob die Wissenschaft wirklich nur um ihrer selbst willen da sei, als ein „hohes der Menschheit immanentes (innewohnendes, eingeborenes) metaphysisches (übersinnliches) Gut". Es gibt aber Disziplinen, und insonderheit gehört hierzu die Medizin, von denen man mit Recht einen thatsächlichen und praktischen Nutzen verlangt und erwartet; mithin darf auch bei der experimentirenden Physiologie, die sich ganz vorzugsweise der vivisektorischen Forschungsmethode bedient, (selbst wenn der hohe Zweck der Wissenschaft an sich, den menschlichen Geist durch Wahrheit zu veredeln, in der vivisektorischen Forschung weit deutlicher erkennbar wäre, als es der Fall ist) nicht aller und jeder praktische Nutzen geopfert werden, welchen sie für die Heilkunde und für die allgemeine Gesundheitspflege zu leisten nicht blos berufen, sondern auch verpflichtet ist, mag sie nun diese ihre Mission dadurch erfüllen, daß sie uns neue Mittel und Methoden zeigt, um Krankheiten zu heilen oder doch zu lindern, also der praktischen Heilkunde zu dienen, oder mag sie den ungleich höheren Zweck erfüllen, uns darüber zu belehren, wie wir Krankheiten verhüten können, also der Gesundheitskunde (Hygieine) zu dienen.

In dieser Beziehung ist nun ein großes und allgemein anerkanntes Bedürfniß vorhanden, und wenn das öffentliche Bewußtsein, getrieben durch dieses tiefempfundene Bedürfniß nach dem praktischen Nutzen einer derartigen Forschungsmethode fragt und ihn sucht, also eine vermehrte Leistungsfähigkeit der praktischen Heilkunde und der Gesundheitslehre heischt, so hat es nicht blos Anlaß genug dies zu thun, sondern auch ein Recht darnach zu fragen, wie die experimentirende Physiologie mit dem ihr nicht blos zu wissenschaftlichen, sondern auch zu rein praktischen Zwecken anvertrauten Pfunde wuchert, wie sie also mit den ihr in opulentestem Maße zur Verfügung gestellten finanziellen Mitteln wirthschaftet. Wundern kann man sich alsdann nicht genug, wenn von jener Seite die seitens des Publikums nach den praktisch verwerthbaren wissenschaftlichen Ergebnissen gehaltene Nachfrage mit wenigen Ausnahmen äußerst brüsk zurückgewiesen und

*) „Welches Vertrauen können wol jene Lehren verdienen, die man auf die unzuverlässigen Thatsachen der Physiologie gründet? Ist es doch ein Gebäude, welches im Grundriß verfehlt ist."

der stereotype Einwand gemacht wird: „Nur wir, die Männer der Wissenschaft haben die Befugniß, die Frage über die Zulässigkeit und Berechtigung der Vivisektion zu entscheiden, nicht aber Ihr, Ihr unwissenschaftlichen Laien!" Diese hochmüthig abweisende Haltung der experimentirenden Physiologie, die zur Zeit vollständig in der Vivisektion aufgegangen ist, wird aber geradezu unverständlich, wo sie doch beständig behauptet, daß die ungezählten Schaaren von lebenden Geschöpfen, denen sie unsägliche Foltern auferlegt, nicht blos „im Dienste der Wissenschaft", sondern auch „zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit", also behufs eines praktischen Nutzens geopfert würden. Dies alles aber, nämlich die Behauptung, daß die Vivisektion im Dienste der leidenden Menschheit arbeite, und die brüske Zurück- und Zurechtweisung des über die geringfügigen, praktisch verwerthbaren Ergebnisse der Vivisektion Klage führenden Publikums thun jene, denen alljährlich von Staats wegen, also von dem Steuer zahlenden Publikum ganz enorme Geldmittel zur Verfügung gestellt werden, dies thun jene, welche recht wol wissen, daß nicht blos der rein wissenschaftliche Werth der Ergebnisse ihrer Forschungen, sondern auch der praktische Nutzen der Ergebnisse in einem erschreckenden Mißverhältniß zu den gewaltigen finanziellen und sonstigen aufgewandten Mitteln stehn, dies thun die Vertreter einer wissenschaftlichen Forschungsmethode, obschon wenigstens ein Theil derselben erkannt hat, daß auf der von der Vivisektion betretenen Bahn der Forschung für die praktische Heilkunde kaum je ein erheblicher Nutzen herausspringen kann, da wol allgemeine Normen der Lebensbethätigung allen lebenden Geschöpfen zukommen, im übrigen aber eine Physiologie der Hunde, Frösche niemals eine Physiologie des Menschen sein noch werden kann, und es immer ein äußerst gewagtes Unternehmen bleibt, die durch die vivisektorischen Versuche an Hunden, Fröschen, Katzen und Kaninchen gewonnenen Ergebnisse auf den Menschen zu übertragen und in Bezug auf diesen zur allgemeinen Giltigkeit zu erheben.

Wir hatten bereits weiter oben flüchtig angedeutet, welchen zweifelhaften wissenschaftlichen Werth jene Ergebnisse der vivisektorischen Versuche haben und haben müssen, weil dieselben an einer ihnen an- und eingeborenen Gebrechlichkeit leiden, indem sie an einem Organismus gesammelt werden, dessen Integrität (Unversehrtheit) gestört ist, weil er infolge eines blutigen Eingriffs aufgehört hat, ein unversehrtes und vollständig organisches Räderwerk zu sein, mithin die Gangart und die ganze Bethätigungsweise eines solchen komplizirten organischen Maschinismus aufgehört hat, harmonisch, also regelrecht, normal und gesund zu sein. Man hat aber nichtsdestoweniger die Ergebnisse derartiger Beobachtungen als Ergebnisse eines regelrecht funktionirenden Maschinismus registrirt, oder, wenn ja eine Korrektur stattfindet, diese vollständig dem subjektiven Ermessen des Registrirenden überlassen, da aller und jeder Maßstab fehlt, um die zahlreich und reichlich sprudelnden Fehlerquellen, die allen vivisektorischen Versuchen als ein innerer, ihrem Wesen eingeborener Fluch anhaften und deßhalb nicht ausgeschlossen werden können, würdigen und beziffern zu können.

Aus dem Gesagten wird es auch erklärlich, daß man gerade in der Gegend, wo man die eigentliche Lichtquelle des die Vivisektion gegenwärtig umgebenden Glorienscheins zu finden hofft, selbst dann, wenn man mit den scharfen und kritischen Blicken eines vereidigten Taxators darnach Ausschau hält, nur das eine zu entdecken vermag, daß es gerade in dieser Gegend anfängt, recht düster zu werden. Dort wird der „wissenschaftliche" Boden so schwankend und morastig, daß man bei jedem soliden Schritte durchtritt; und nur dadurch vermag die wissenschaftliche Forschung der Vivisektion ein Scheinleben zu fristen, daß sie einen beständigen Fandango auf Eiern tanzt.

Zugleich wird aber auch unser Erstaunen über die vivisezirenden physiologischen Forscher wachgerufen, die hier, wo sie nicht zum großen Publikum gewendet sprechen, so bescheiden sind, daß sie sich mit den magersten und nicht selten weit mehr Mitleid und stilles Beileid als Bewunderung erweckenden Resultaten begnügen. Wir erstaunen, wenn wir sehen, welche reiche Ausbeute das Programm dieser Forschungsmethode versprach und wie wenig es hält, wir erstaunen, wenn wir sehen, wie siegesgewiß die Vivisektoren auszogen, und wie wenig sie sich in einer im übrigen anerkennenswerthen Weise entmuthigen lassen; wir erstaunen, wenn wir sehen, mit welchem erstaunlichen Fleiße die Vivisektoren ganze Berge von Beobachtungsmaterial und von erstickendem Detail aufhäufen und wie sie sich endgiltig mit äußerst magern und unsichern Resultaten begnügen.

Da, wie wir bereits sahen, jeder kleinste, individualisirte Bestandtheil (die sog. Zelle) eines lebenden Organismus selbst ein Organismus ist und einen der automaten Materie innewohnenden Trieb besitzt, oder mit anderen Worten, da das Konstruktionsmaterial des organischen Räderwerkes eine der organischen Substanz innewohnende, selbstständige Seele hat und sich dementsprechend, wenn schon maschinenmäßig (automatisch), so doch selbstständig und eigensinnig, nichtsdestoweniger aber gesetzmäßig bethätigt, so stehen die physiologischen Gesetzgeber vor diesem anarchischen und eigensinnigen Treiben der Muskel- und Nervenmolekule rathlos da.

Jene in dem Wesen und in der Natur des Versuchsmaterials gegebene zwingende Beweiskraft eines physikalischen Experiments hat also das physiologische Experiment nicht im entferntesten aufzuweisen, denn das treibende Element des Komplizirten und Räthselhaften ist in den kleinsten, scheinbar einfachsten Bestandtheilen, also in den Zellen eines Organismus ebenso groß und ebenso dunkel wie im Gesammtorganismus.

Physik und Physiologie sind also in Rücksicht auf die Beweiskräftigkeit ihrer Versuche himmelweit verschiedene Dinge und da ein Vivisektionsversuch, wenn ihn die experimentirende Physiologie tausendfältig, ja man darf wohl sagen hunderttausendfältig anzustellen pflegt, niemals Anspruch darauf zu erheben vermag, rein wissenschaftlicher Natur zu sein, da ihm von Haus aus eine mehr oder weniger große Fehlerquelle innewohnt, so kann auch die Menge der Versuche den gewünschten wissenschaftlichen Profit nicht bringen. Nichtsdestoweniger sprechen die Herren Vivisektoren beständig und in einem Athem von beiden „Wissenschaften", nämlich von der Physik und Physiologie, in demselben Sinne. Die Physiologie für eine positive zuverlässige Wissenschaft ausgeben ist aber dem mehr Angedeuteten als Gesagten zufolge nichts anderes als eine Täuschung des Publikums. Eine noch viel größere Täuschung des Publikums ist es aber, wenn man behauptet, daß, jemehr man der Vivisektion Hunde und andere Versuchsthiere entzöge, umsomehr Menschenleben in Gefahr kämen. Daß diejenigen, welche dies behaupten, einen derartigen Köhlerglauben an die praktische Leistungsfähigkeit der Medizinheilkunde nicht haben können, mithin jene Behauptung gegen ihre innere Ueberzeugung aus bloßer Menschenfurcht, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, mithin als Pharisäer aussprechen, muß auch jedem Laien einleuchten, sobald er sich an den Skeptizismus (Zweifelsucht) und an den Nihilismus (der Unglaube betreffs der angeblichen Heilwirkung der Arzneimittel) der zeitgenössischen Aerzte erinnert. Was die Vivisektion nach dieser Seite zu leisten vermag, oder vielmehr, was sie in Ansehung der praktischen Verwerthung ihrer Forschungsergebnisse nicht leistet, werden wir alsbald sehen, wenn wir weiter den praktischen Nutzen der Vivisektion besprechen.

Man hat gesagt, die Physiologie verdanke alles, was an ihr wahr und werthvoll ist, dem Versuche am lebenden Thiere, so z. B. die Theorie über die Blutcirkulation und über die doppelte Leitung der Nerven, also die centripetale (den Mittelpunkt suchende) Weiterleitung der von Seiten der uns umgebenden Welt auf uns einwirkenden Reize bis zum Gehirn hin (Empfindungsnerven) und in umgekehrter, centrifugaler (den Mittelpunkt fliehenden) Richtung, von dem Centralorgan, dem Gehirn aus den Willensimpuls nach der Peripherie des Körpers, also nach den Muskeln hin leitenden elektrischen Kabel oder Nerven (die sog. Muskel- oder Bewegungsnerven).

Bei allen vivisektorischen Versuchen tritt, unbekümmert um den praktischen Nutzen, die wissenschaftliche Sucht zutage, welche ihren Wissensdurst **um jeden Preis** zu befriedigen trachtet, oder aber es ist bloße Unterhaltungssucht infolge Langerweile, oder es ist der Ehrgeiz und die Eitelkeit der Experimentirenden, welche diese veranlassen lebende Thiere zu zerfleischen, sie langsam zu ersticken oder zu braten, einen Frosch in einen heißen Ofen zu sperren, auf dem Schädel eines Meerschweinchens so lange herumzuklopfen, bis dasselbe epileptisch wird u. s. w.

(Schluß folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Was im vergangenen Jahrhundert den Dramen der schlesischen Gelehrtenpoesie nicht gelungen war — die Eroberung und Behauptung der Schaubühne —, das setzte Gottsched für die dramatische Dichtung seiner Schule auf der neuber'schen Bühne und dank der wackeren Unterstützung der beiden Neuber auf dem deutschen Theater jener Zeit überhaupt siegreich durch. Dasselbe wurde wieder einer Ordnung unterworfen, und die mit marionettenhafter Steifheit wunderlich gepaarte rohe Willkür, welche das Schauspielwesen beherrscht hatte, allgemach verdrängt. Und das war ein bedeutsamer Fortschritt, wenn auch diese neue Ordnung aus theilweise grundverkehrten Regeln und Kunstgesetzen entsprungen war.

Aber keineswegs leicht, sondern nur unter mühevollen und aufopferungheischenden Kämpfen vermochte sich die Wendung zum besseren zu vollziehen. Bei den höheren Gesellschaftsklassen außerhalb Leipzigs war wenig Verständniß zu finden; nach dem abscheulich verdorbenen Geschmack des großen Publikums waren die Dramen französischen Stils erst recht nicht — sie waren viel zu zahm, zu wenig nervenerschütternd, zu langweilig; und die ganze Ueberzahl der gleichfalls auf poetischem Felde verständnißlosen und geistesträgen Theaterprinzipale stemmte sich mit aller Kraft gegen die Verbreitung der unbequemen Neuerung an, — war doch vorläufig viel zu wenig Geld dabei zu verdienen, viel eher die kostbare Gunst der Theaterbesucher zu riskiren.

Die beiden Neuber waren indeß nicht zu entmuthigen*) und Gottsched stand hinter ihnen, unerschütterlich auf dem einmal beschrittenen Wege vorwärtstreibend.

Zehn Jahre nach der im vorigen Abschnitte erwähnten ersten Aufführung des „Regulus" — im Oktober des Jahres 1737 — brachen die Verbündeten ebenso entschieden mit dem alten Schlendrian auf dem Gebiete der Komödie, wie damals mit den Traditionen der zur Haupt- und Staatsaktion hinabgesunkenen und verhunzten Tragödie.

Diesmal galt es einen vernichtenden Streich gegen die schablonenhafte Hauptperson, den jeder Entwicklung unfähigen Mittelpunkt der verlotterten Stegreifkomödien selbst.

Auf offener Bühne, vor zahlreich versammeltem Publikum und in feierlicher, theatralischer Aufführung wurde dem Hanswurst wegen des von ihm professionsmäßig geübten, gröblichen Unfugs der Prozeß gemacht, mit dem Resultate, daß er zur ewigen Verbannung von der deutschen Bühne und zu sofortigem Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt und diese Verurtheilung an einer mit buntscheckigem Kleide angeputzten Puppe vollzogen ward.

So närrisch diese feierliche Vernichtung des Schalksnarren der deutschen Volksbühne auch erscheinen mag**), — so folgenreich war sie doch. Der Hanswurst wehrte sich zwar seiner Haut und tauchte oft genug und in den verschiedensten Verkleidungen aus der Asche seiner Hinrichtung wieder empor, aber auch die tapferste Vertheidigung seiner nicht durchweg begabungsarmen Darsteller, von denen der eine u. a. mit dem gelungenen Witze, „ihn verbannen zu wollen, sei ein wahrhaft gottschädlicher Gedanke"***), für ihn eintrat — vermochte ihn vor dem baldigen Begrabenwerden nicht zu schützen.

Die mit so großer Energie betriebene dramaturgische Thätigkeit verhinderte Gottsched nicht, anderen Feldern der literarischen Produktion eine quantitativ sehr fruchtbare Mühe zu widmen.

Auf seine Zeitschrift, „Die vernünftigen Tadlerinnen", und den 1728 aus denselben entstandenen „Biedermann" ließ er 1732 die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit" folgen, und neben dieser seiner gelehrten Journalistenthätigkeit verfaßte er allerhand Lehrbücher, wie z. B. die „Ausführliche Redekunst" (Hannover 1728), und bearbeitete dieselben sofort selbst auch zum Gebrauche auf den Schulen.

Während der dreißiger Jahre des Jahrhunderts war Gottscheds Ruhm auf seinen Gipfelpunkt gelangt; Gottsched war, wie man ganz bezeichnend gesagt hat, zum Diktator des literarischen Geschmacks in Deutschland geworden.

Mit den tonangebenden Dichtern in der Schweiz, der einzigen literarischen Gruppe, welche neben ihm und seinen Anhängern einen weitreichenden Einfluß besaß, hatte sich nach Beendigung der ersten Fehde ein leidliches Einvernehmen wiederhergestellt. Bodmer und Breitinger hatten sich, wählerischer in den Mitteln, aber ebenso unermüdlich als Gottsched, in ihrer eigenen Umgebung und in ganz Deutschland zahlreiche Jünger geworben und in stiller und emsiger Arbeit ihre Hauptwerke vorbereitet, mit denen sie der Dichtkunst das ihren ästhetischen Anschauungen entsprechende Fundament fest und dauerhaft zu legen hofften. Inzwischen hatte sich die Zeit insofern für ihre Absichten günstiger gestaltet, als die Gedanken der leibnitz-wolfischen Philosophie in weitere Kreise der beziehungsweise gebildeten Gesellschaft Eingang gefunden und die Kritik sich — vornehmlich durch die gedankenvollen und witzigen Satiren Christian Ludwig Liscows (1761—1760) — mehr und mehr Beachtung und Ansehen erobert hatte.

In den Jahren 1740 und 41 gingen nun die beiden schweizerischen Dichter mit einer Reihe von Veröffentlichungen vor, welche ihre langgehegten ästhetisch-kritischen Absichten zur That werden ließen. Bodmer erschien mit der Abhandlung „Von dem Wunderbaren in der Poesie" und den „Kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter" auf dem Plane, während Breitinger gleich Gottsched in einer „Kritischen Dichtkunst" das Gesammtgebiet der poetischen Literatur in den Bereich seiner Kritik zog, und in der „Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse" diesen besonderen Theil der Poetik, in dem ihm die Quelle aller Poesie zu sprudeln schien, beleuchtete.

In der „Betrachtung über das Wunderbare in der Poesie" hatte Bodmer des großen englischen Dichters Milton (1608 bis 1674) mächtiges Epos, „Das verlorene Paradies", welches er 1732 als erster in's Deutsche übersetzt hatte, dem Verständnisse seiner deutschen Landsleute näher zu bringen gesucht und es gegen die Angriffe Voltaire's und anderer mit großer Wärme in Schutz genommen.

Das gab den letzten Anstoß zu dem seit langem unvermeidlich gewordenen feindlichen Aufeinanderplatzen der Anschauungen, wie sie die Schulen Gottscheds und der Züricher vertraten.

Gottscheds Pedantenverstand mochte von dem „Verlorenen Paradies" nichts wissen. Eine Dichtung, in welcher der Sündenfall des ersten Menschenpaares episch dargestellt und poetisch zurückgeführt wird auf den tragischen Kampf zwischen Gott und Satan, und noch dazu einem Satan, der selber ein tragischer Held ist, ein dem Herrgott geistig ebenbürtig gegenüberstehender Revolutionär des Gedankens — — eine solche Dichtung konnte dem souveränen leipziger Poetenschulmeister nicht nüchtern und simpel genug erscheinen. Er hatte daher schon mannichfach an ihr herumgenörgelt und ließ nun in seinen Blättern eine Rezension der bodmerschen Abhandlung los, deren ungerecht höhnischer Ton von den Zürichern mit Recht als eine Kriegserklärung aufgefaßt und unverzüglich mit energischen Gegenangriffen erwidert wurde.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Prutz, a. a. O., thut der Neuberin unrecht, indem er sagt: „Ja, wenn man betrachtet, welchen weiteren Gang die Freundschaft zwischen Gottsched und der Neuber genommen und wie rasch sie sich auflöste, wie bereitwillig sogar die Neuber selbst, sobald irgend ein Vortheil es zu erheischen schien, von ihrer eigenen Reform abstand und die gereinigte Bühne selbst wieder nach Gelegenheit verunreinigte, — wenn man dies alles betrachtet, so kann man sich, unbeschadet der sonstigen Verdienste der Frau Neuberin, in der That kaum des Verdachtes erwehren, daß es, wie bei Gottscheds Eitelkeit und Herrschsucht, so bei ihr zum guten Theil Spekulation und finanzielle Berechnung gewesen, als sie sich so bereitwillig auf Gottscheds Vorschläge herbeiließ." Man lese dagegen das Kapitel „Frau Neuberin und die leipziger Schule" im 2. Bande von Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", insbesondere die Briefe der Neuberin und ihres Mannes an Gottsched, und die, volle Hingabe an einen hohen Beruf athmende, poetische Abschiedsrede der ersteren bei ihrem Abgange von Hamburg nach Petersburg im Jahre 1740.

**) Sogar Lessing nannte den durch Gottsched veranlaßten hochnothpeinlichen Hanswurstprozeß der Neuberin „selbst die größte Harlekinade"; er tadelte die Verbannung der Stegreifspiele und des Hanswurstes und verlangte gelegentlich auch ihre Wiederherstellung. Wir werden späterhin sehen warum und inwieweit mit Recht.

***) Eduard Devrient, a. a. O., Bd. II., S. 41.

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für April.

(Fortsetzung.)

Unbestritten soll das Theater eine Bildungsanstalt des Volkes, eine Bildungsstätte für Herz und Gemüth sein — ich sage **soll**, denn daß die Bühne diese ihre Aufgabe immer, oder auch nur zum großen Theil erfüllt habe, wird Niemand zu behaupten wagen. Unter denen, welche sich um die Hebung des Theaters verdient gemacht haben, ist **August Wilhelm Iffland** zu nennen: er verstand es, das bürgerliche Leben, das Familienleben darzustellen, was beiläufig bis zu seiner Zeit so gut wie nicht geschehen war; und — mehr Schauspieler als Dichter — zeichnete er sich ganz besonders durch ebenso lebenswahre wie kunstvolle Wiedergabe vornehmlich in gemüthlich-rührenden Rollen aus. Als der Sohn wohlhabender Eltern, geboren am 19. April 1759, empfing er zunächst durch Hauslehrer Unterricht und besuchte sodann die Schulen seiner Vaterstadt Hannover. Schon in früher Jugend fühlte er sich mächtig zum Theater hingezogen und hatte deswegen vielfach von seiten seines Vaters Vorwürfe zu erleiden. Aber diese hielten ihn nicht ab, seinem Ideal nachzugehen: Am 12. Februar 1777 begab sich Iffland gegen den Willen seines Vaters nach Gotha, um dort eine Stelle am herzoglichen Theater anzutreten. Bald wurde sein Name rühmlich genannt, sodaß er bereits 1779 einen Ruf an das Mannheimer Theater erhielt. Von 1796 ab Direktor des Nationaltheaters in Berlin, fanden seine vielfachen Verdienste um Hebung der Berliner Schaubühne derart Anerkennung, daß er u. a. der erste Schauspieler war, dem ein Orden verliehen wurde. Im Jahre 1811 ward er zum Generaldirektor aller königlichen Schauspiele ernannt. Er starb am 15. September 1814. — Als dramatischer Dichter leistete Iffland Hervorragendes in der Sittenschilderung, er verstand Charaktere zu zeichnen, und verrieth überhaupt große Bühnen- und Menschenkenntniß — allerdings traf ihm mit Recht der Vorwurf, er bemühe sich zu sehr um theatralischen Effekt und stelle nicht das poetisch Wahre dar, sondern ahme ängstlich das Gemeinwirkliche nach, seine Stücke litten zu sehr an moralisirender Breite und weichlicher Empfindsamkeit. Von seiner großen Fruchtbarkeit als Theaterdichter zeugt, daß er wiederholt vier große Schauspiele in einem Jahre schrieb. Die beliebtesten seiner Stücke sind: „Der Verbrecher aus Ehrsucht" (Mannheim 1784), „Die Mündel" und „Die Jäger" (Berlin 1785), „Die Hagestolzen" (Leipzig 1793), „Der Herbsttag (1793), „Die Advokaten" (1796).

„Da trat mit fäll'gem Wechsel in der Hand — Ein harter Gläub'ger plötzlich an sein Bett, — Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt." Diese Verse schrieb an seinem Todestage als Schluß eines noch lange nicht vollendeten Gedichts nieder der deutsche Dichter **Franz Freiherr Gaudy** (Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr v. Gaudy), der am 19. April des Jahres 1800 zu Frankfurt an der Oder das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, ein königlich preußischer General, ließ ihm eine tüchtige Ausbildung zu Theil werden. 1819 trat er als Lieutenant in das preußische Heer, doch quittirte er 1833 den Militärdienst, um sich ganz literarischer Beschäftigung zu widmen. Er lebte darauf als Privatgelehrter zu Berlin und starb daselbst am 6. Februar 1840. Das Satyrische und Heiterlaunige ist das eigentliche Gebiet Gaudy's in zahlreichen Dichtungen, fast durchweg in Heine'scher Manier, verspottete er die Thorheiten der Zeit („Die große Firma" 2c.); köstlich ist u. A. sein: „Des Hagestolzen Geburtstag". Die 1835 (Leipzig) herausgegebenen „Kaiserlieder" machten das größere Publikum zuerst auf den Dichter aufmerksam. Er besang in denselben den ersten Napoleon und zog sich dadurch mannigfache Vorwürfe zu.

Ein Jahr später als Gaudy, am 19. April 1801 ward zu Groß-Sährchen in der Niederlausitz, als der Sohn eines Geistlichen, **Gustav Theodor Fechner,** geboren. Nachdem derselbe eine Zeitlang die medizinisch-chirurgische Akademie zu Dresden besucht, bezog er 1817 die Universität Leipzig, absolvirte daselbst das Studium der Medizin und ward schließlich (1834) zum ordentlichen Professor der Physik an der Leipziger Hochschule ernannt. Im Jahre 1840 zwang ihn ein chronisches Augenleiden, das er sich durch anstrengende optische Versuche zugezogen, diese Stellung niederzulegen, die er auch nicht wieder antrat, als sich seine Krankheit nach einigen Jahren besserte. Fechner hat sich namentlich als Gelehrter auf dem Gebiete der Philosophie und Physik große Verdienste erworben; aber auch seine Gedichte und seine satyrisch-humoristischen Schriften, die er unter dem Namen Dr. Mises erscheinen ließ, erwarben sich vielen Beifall; von dem gesunden Witz und Humor des Dichters zeugt beispielsweise „Der Froschteich", und einzig in ihrer Art, außergewöhnlich geistreich aufgefaßt, sind seine Räthsel (Leipzig 1850). —

Als der Sohn eines Beamten wurde zu Krotoschin in der Provinz Posen am 19. April 1824 der Dichter **Otto Roquette** geboren. Er studirte in Berlin, Heidelberg und Halle Philosophie, Geschichte und neuere Sprachen, erhielt 1853 eine Lehrerstellung in Dresden, siedelte jedoch nach drei Jahren nach Berlin über, um an der Kriegsakademie den Unterricht in der Literaturgeschichte zu übernehmen. Gegenwärtig ist Roquette Professor am Polytechnikum zu Darmstadt. Gleich die erste größere Dichtung, mit welcher er hervortrat, brachte ihm nicht geringen Ruhm: das prächtige Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt" (1851), fand insbesondere bei romantisch-schwärmerischen Naturen, außerordentlich großen Beifall; es ist bis jetzt in 44 Auflagen erschienen. Der „Brautfahrt" ist das schöne, viel gesungene Lied entnommen: „Noch ist die blühende, goldne Zeit, — Noch sind die Tage der Rosen!" — Von den dramatischen Arbeiten Roquette's kamen nur einige auf die Bühne, dagegen erfreuten sich seine lyrisch-epischen Dichtungen, seine Erzählungen (z. B. der Roman „Hans Haidekukuk", Berlin 1853) und namentlich auch seine anmuthigen Novellen der beifälligen Aufnahme des Publikums. Roquette schrieb auch eine in mehreren Auflagen erschienene „Geschichte der deutschen Literatur".

Zwölf Jahre früher als Roquette — am 20. April 1812 — war ein Dichter geboren worden, der Zeit seines Lebens einen tapferen Kampf gegen jegliche Art der Geistesunterdrückung geführt hat. Es war dies **Friedrich von Sallet** aus Neisse in Schlesien. Derselbe wurde 1829 Offizier, konnte aber dem Soldatenleben keinen Geschmack abgewinnen; es erfüllte ihn vielmehr das leere und nur nach äußerem Schein trachtende Wesen seiner Standesgenossen, wie der vornehmen Welt überhaupt, mit Mißbehagen und Unwillen. Eine Satire, die er über den Militärstand geschrieben, erregte ein so großes Aufsehen, daß man ihn vor ein Kriegsgericht stellte und zu zehnjähriger Festungsstrafe verurtheilte; durch den König wurde die Strafe in zwei Monate Festungsarrest umgewandelt. Im Jahre 1838 entschloß sich Sallet, um unabhängiger seinen Studien und der Literatur sich widmen zu können, den Abschied aus der Armee zu fordern, und begab sich nach Breslau, woselbst er bereits am 21. Februar 1843 starb. Sallet, ein edler Charakter, der für alles Schöne eingenommen war und der die Bekämpfung der Knechtschaft, als Quelle der Lüge, sich zur Aufgabe gestellt hatte, hoffte von der zunehmenden Bildung der Völker die Befreiung der Menschheit; in politischer Hinsicht hielt er die Volkssouveränität für die vernünftige Grundlage des Staatslebens. In seinem Hauptwerke, „Laienevangelium" (Berlin 1842), einer Umdichtung und freien Erläuterung der Evangelien, bekämpft er, von der Annahme ausgehend, daß das Christenthum entwicklungsfähig sei, die engherzigen, dogmatischen Anschauungen der Theologen, und geißelt scharf die Lüge und die Heuchelei. Seine sämmtlichen Werke sind 1845 zu Berlin erschienen.

Zu den großartigen Erscheinungen, deren Einfluß auf die geistige Entwicklung der Menschheit von nachhaltigem Einfluß gewesen ist, gehört der berühmte Philosoph von Königsberg: **Immanuel Kant.** Geboren am 22. April 1724, habilitirte er sich 1755 als Privatdozent an der Universität seiner Vaterstadt, ward 1770 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, entsagte im Jahre 1797 seinem Lehrstuhl und starb am 12. Februar 1804. (Vergl. Biographie und Porträt im 3. Jahrg. der „N. W.", Nr. 30, S. 351 ff.) E. Künzel.

Die Petermannsspitze und der Franz-Josephsfjord im Innern von Grönland. (Bild Seite 364.) Seit Gumbjörn, des Isländers Ulfr Kraka Sohn, der muthmaßlich in den ersten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts auf einer Fahrt nach Island westwärts um die Insel getrieben und dadurch zum unfreiwilligen Entdecker Grönlands wurde, bis zu dem Oesterreicher Payer, welcher im Jahre 1870 bis 1871 auf Grönland überwinterte, haben es zahllose Vertreter fast aller seefahrenden Nationen versucht, den Eisgürtel zu sprengen, der die beiden Pole unseres Planeten umgibt. Folianten könnte man füllen, um die Heldenthaten zu verzeichnen, die sie im Dienste der Wissenschaft vollführt, um die Entbehrungen zu schildern, denen die meisten unterlegen sind. Wir müssen uns auf die Schilderung jenes Schauplatzes beschränken, den unser Bild wiedergibt. Zu Ehren des moralischen und materiellen Urhebers der österreichischen Nordpolexpedition im Jahre 1871—73 hat der zweite Kommandant derselben, Payer, die Gegend, die er nach der Natur gezeichnet hat, die Petermannsspitze und den Franz-Josephsfjord benannt. Die Sonne, dieser Urquell alles Lichts und Lebens, muß hier einer dreimonatlichen Polarnacht weichen, während welcher die Kälte über 32 Grad Reaumur erreicht und furchtbare Böhen (Schneestürme) in ewig erneuerter Flucht über die schroffen Firnen dieser arktischen Alpengegend, deren Spitzen sich 13,000 Fuß über die Meeresfläche erheben, dahinjagen. Und doch ist das momentane Schweigen des Sturmes noch entsetzlicher. „Die Stille des arktischen Winters" — schreibt Payer — „hat etwas unheimliches; die düstern Schatten, mit welchen das Leben reizlos entflieht, belasten das Gemüth. Alle Töne der Schöpfung sind erloschen, das Flüstern und Rauschen von Quellen und Bächen ist verklungen, die Brandung der Wogen verstummt, der Wasserfall an der kalten Felswand erstarrt, das Pflanzenleben wie auf ewig vernichtet, unter der Schneedecke verschüttet. Die Thiere haben die starre Küste entweder mit dem äußern Saum des Packeises oder mit mildern Breiten vertauscht, sind nach dem Innern des Landes gezogen oder haben den Winterschlaf begonnen. Kein milder Sonnenblick färbt die Höhen, leuchtet auf den Eiskolossen und der tiefschwarzen Fläche des Meeres. Gestalten und Farben sind undisturt; ein allgemeines Leichentuch umhüllt die einzelnen Glieder der Natur. Darüber lastet die eisige Nacht, die Sterne senden lebhaft zitternd ihr kaltes Licht herab, gespensterbleich heben sich die beschatteten Schneewände der Berge vom schwarzen Felssaum ab; dämonisch düster ragt die Felsenstirn des Kammes in die Nacht empor; Schneeflocken gleiten in geräuschloser Monotonie herab auf die stille, kalte Erde, auf die Eisdecke, welche unser Schiff seit Monaten gefesselt hält. Das Verdeck ist schneebelastet, Maste und Raen strecken ihre kohlschwarzen Glieder gegen den Himmel, an den Tauen

haftet der Frost in zarten krystallenen Geweben, das Steuer ist unter Eisblöcken vergraben."

So schildert ein Augenzeuge die Landschaft unter dem 73. Grad nördlicher Breite zwischen den Kaps Weber, Gauß, Franklin und Humboldt. Und doch war es auch hier nicht immer so lebensfeindlich und öde. Gleichwie über die von uns bewohnten Breitegrade in vorhistorischer Zeit eine Kälte hereinbrach, welche die Pyrenäen, die Alpen und den Balkan in einen einzigen, zusammenhängenden Gletscher verwandelte, nachdem eine Erdumwälzung die Urwälder begrub, welche heute das Material zu unsern Braun- und Steinkohlenlagern liefern, so ist im 13. Jahrhundert die Küste von Grönland durch stetig zunehmende Vereisung schwer zugänglich geworden. Isländische Geschichtsschreiber berichten uns, daß ein Mann Erikr raudi sich 14 bis 15 Winter vor der gesetzlichen Einführung des Christenthums, also im Jahre 985 oder 986, als der erste „im grünen Lande" (Grönland) niederließ. Päpstliche Breves (Gesetzeserlaß) bestätigen den großen Aufschwung der grönländischen Kolonien, welche pünktlich ihre Kirchensteuern nach Rom ablieferten. Vom 13. Jahrhundert ab, dem oben erwähnten Zeitpunkt der Vereisung der Küsten und der Ausbreitung der Gletscher im Innern des Landes fließen die Nachrichten aus Grönland immer spärlicher bis sie in der Reformationszeit vollends versiegen. Die Normänner Grönlands wurden gleich den kühnen Pionieren, die von hier aus Nordamerika und zwar nach der heutigen Staateneintheilung Newfoundland, New-Scottland, Massachusets und Rhode-Island besiedelten, von Seuchen und Wetters Unbill spurlos ausgetilgt. Die Nordpolfahrer aus dem Zeitalter der nordischen Entdeckungen Martin Frobisher, James Allday, John Davis, Godske Lindenow, Henry Hudson u. a. sprechen nur von eingeborenen Grönländern (Eskimos). Erst Hans Egede, der Pfarrer zu Vaagen auf den Loffoden (eine Inselgruppe, zu Norwegen gehörig), kolonisirte im Jahre 1721 die Ostküste Grönlands und wurde so der Schöpfer der dänischen Herrschaft daselbst. Gegenwärtig bestehen auf der Westküste Grönlands 13 Missionsstationen, denen ein dänischer Bischof vorsteht. Ein Deutscher, Namens Giesecke, hat sieben Jahre lang (1806—13) als Mineralog die Küsten Grönlands durchstreift, ohne ein Spur der früheren normännischen Ansiedlungen zu finden. Jetzt ist das ungeheure Land, das sich vom 60. Grad nördlicher Breite bis zum Nordpol erstreckt, von Walfischfängern und Nordpolfahrern nach allen Richtungen umsegelt; in seine unwirthlichen Binnenländer wird wol niemand dringen, weil dort nichts zu holen ist. Hören wir, was Payer, der von den neueren Forschern, Roß, Pachtusow, Franklin, Kane, Hayes und Koldewey, am nördlichsten, nämlich bis zum 78. Grad n. B. gedrungen ist, für Erfahrungen während der Ueberwinterung der deutschen Expedition gemacht hat. Er widerlegt die Annahme, daß die Ueberwinterung in den Polarländern der Gesundheit nachträglich sei. Trotz dem unvermeidlichen Verzicht auf Reinlichkeit (ein im September naß gewordene Gegenstand wird erst im nächsten Juni trocken und eisfrei, kann also während dieser ganzen Zeit nicht gewaschen werden) war die Anzahl der Skorbutkranken unter seiner Gefolgschaft eine sehr geringe. Katarrhe kommen in der klaren, sehr feuchtarmen Luft arktischer Gegenden gar nicht vor. Die Jagd auf den Eisbären oder auf das Walroß ist mit Gefahr verbunden, jene auf Moschusochsen, Rennthiere, Füchsen, Vögel und Meeresthiere gewährt nur Vergnügen. Der Polarfuchs wird hauptsächlich wegen seines kostbaren Pelzes gejagt, sein Fleisch ist für Europäer ungenießbar. Er hat, mit seltenen Ausnahmen, wenig von jener Arglist, welche man unserm Reinecke nachrühmt. Auch seinem Landsmann, dem Polarhasen, fehlt die Furcht, aber auch die Fußfertigkeit unseres Lampe. Auf den vereinzelten ärmlichen Oasen von Moosen, Flechten, graugrünen Gräsern, Ranunkeln, Steinbrecharten und Birken, deren zollhohe Stämme ein Zündhölzchen nicht viel übertreffen, weidet im Sommer das Rennthier und der Moschusochse. In den verwitterten Steinfugen, von Heidelbeergestrüpp überwuchert, nisten Schneehühner und Raben. In dem ewig beweglichen Element der Salzfluth tummeln sich neben unzähligen Fischen und Weichthieren der Finn und Narwal, das Walroß und der Seehund, von den schnatternden Möven und Alken, Tauchern und Eidergänsen umflattert. Und alle jagt und verzehrt der Mensch, der unansehnliche aber ausdauernde Eskimo. Diese Krone der arktischen Schöpfung nimmt auf der Kulturskala eine sehr untergeordnete Stellung ein.

Unser Bild stellt den erhabenen Moment vor, wie unsere Nordpolfahrer am 3. Februar nach dreimonatlicher Nacht den ersten Sonnenstrahl erblicken.
Dr. M. T.

Adolf Strodtmann. (Porträt S. 365.) Ein Unterschied zwischen den Völkergruppen der Romanen und Germanen liegt darin, daß diese ihre großen Männer erst nach dem Tode feiern, jene im Leben. Der Vers auf diese Geschichte ist leicht gemacht. Während Frankreichs Literaturgrößen, wie Victor Hugo, Ernest Renan u. a., Honorare nach Hunderttausenden einheimsen, sind Deutschlands „Ritter vom Geiste", wie Hermann Lingg, Hieronymus Lorm und der jüngstverstorbene Karl Beck, auf die Almosenbüchse der Schillerstiftung angewiesen. Trägt das viel lesende und wenig Bücher kaufende deutsche Volk einzig und allein die Schuld daran? Nein! Die Wanderlust unserer Schriftsteller trägt auch viel zur Zerrüttung ihrer „Vermögens"umstände bei. Auch Adolf Strodtmann, dessen wohlgelungenes Porträt unser Bild gibt, machte keine Ausnahme davon und war eine ächte Zugvogelnatur. Freilich zwangen ihn oft Umstände, den Wohnort gegen seine Neigung zu verändern. Als Sohn eines Predigers wurde er am 24. März 1829 in Flensburg geboren. Mit eiserner Energie, die ihn Zeit seines Lebens charakterisirte, griff er in die politische Bewegung des Jahres 1848 ein und eilte unter die Fahnen des kieler Studentenkorps, um gegen Dänemark zu kämpfen. Nach sechsmonatlicher Gefangenschaft, die er, im Gefechte bei Bau verwundet, auf einem dänischen Linienschiff verlebte, bezog er die Universität in Bonn. Wegen offener Parteinahme für Gottfried Kinkel relegirt, zog er nach Köln, um mit Freiligrath die „Westdeutsche Zeitung" zu redigiren. Von Köln ausgewiesen, versuchte er verschiedene literarische Unternehmungen in Paris, Hamburg und London, deren Mißlingen ihn im Jahre 1852 zur Auswanderung nach Amerika zwang. Nach Lenaus Beispiel führte er dort vier Jahre lang ein unstetes Nomadenleben, um, wie sein Vorbild, amerikamüde zurückzukehren. Wie ein kühner Reiter, dem in der Schlacht ein Pferd nach dem andern erschossen wird, immer wieder mit neuem Muth ein frisches Pferd besteigt, so gründete er immer wieder ein neues Unternehmen, diesmal in Hamburg. Weil er aber das Geheimniß der Quadratur des Cirkels, es gleichzeitig mit allen Parteien zu halten, nicht verstand, litt er auch hier Schiffbruch. Im Frühjahr 1870 übersiedelte er nach Berlin. Daß er bei der Unverkäuflichkeit seiner Gesinnung in Berlin nicht auf Rosen gebettet war, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen. Aber nichtsdestoweniger begann seine literarische Thätigkeit, die er mit voller Kraft und freudiger Begeisterung übte, Früchte zu tragen. Vor den Thoren Berlins, in dem Dorfe Steglitz, erwarb er ein Heim und entwickelte hier eine erstaunliche Arbeitskraft. Nach einer trüben, gedrückten Jugend kam eine kurze, schöne Zeit, — „doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten." Am 17. März dieses Jahres, kurz vor Vollendung seines 50. Lebensjahres, entriß ihn der Tod für immer seiner unermüdlichen Wirksamkeit. Seine im Jahre 1863 erschienene Sammlung von Zeitgedichten, unter dem Titel: „Brutus, schläfst du?" bekundet ihn als einen eigenartigen, politischen Lyriker, dem die Literaturgeschichte einen ehrenvollen Platz zwischen Herwegh und Anastasius Grün anweisen wird. Wenn er mitunter die Gesetze des Verses weniger streng nahm, als dies seit Platen möglich und darum nothwendig geworden ist, so entschädigt uns dafür seine übermächtige Gedankenfülle und die Tapferkeit seiner Gesinnung. Seine geistige Bedeutung gipfelt aber in seiner literarhistorischen und kritischen Thätigkeit. Mit der in Hamburg sorgfältig gesichteten Gesammtausgabe der heine'schen Werke in zwanzig Bänden verband er sein biographisches Werk „Heinrich Heine's Leben und Werke", und hat dadurch nicht nur dem deutschen Aristophanes, sondern auch sich selbst im Herzen des deutschen Volkes ein Denkmal aere perennius (dauernder als Erz) gesetzt. Wie er aber treffend die Leichtlebigkeit des deutschen Spötters in Paris wiederzugeben verstand, so hat er auch die im Hauch des kräftigen Seewindes bewährte und erstarkte Naturwüchsigkeit und Einfachheit des dänischen Inselvolks in den „Dänischen Volksmärchen" Deutschland vermittelt. Die Bearbeitung der englischen Dichter Shelley, Byron und Tennyson ist nicht nur eine korrekte Uebersetzung, sondern eine charakteristische Nachdichtung derselben mit geibel'scher Formvollendung. Die Lebensschicksale des Dichters Bürger, welche mit denen Strodtmanns große Aehnlichkeit haben, bestimmten letzteren zu einer Art Ehrenrettung, „Briefwechsel Bürgers mit den Zeitgenossen" betitelt. Als wenn der geistvolle und findige Literarhistoriker eine Ahnung seiner baldigen Auflösung gehabt hätte, häuften sich kurz vor seinem Tode seine Arbeiten in erstaunlicher Menge. Mit dem Dänischen und Englischen wie mit seiner Muttersprache vertraut, übersetzte er fast zu gleicher Zeit „Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts" von dem Dänen Brandes, und „Lessings Leben" von dem Engländer Sime, und vollendete außerdem noch sein Originalwerk: „Dichterprofile".

Adolf Strodtmann war eine liebenswürdige, aber wortkarge Nordlandsnatur. Wie die meisten Schleswig-Holsteiner suchte er seiner äußern Erscheinung durch eine gewisse Strammheit in Gang und Haltung den Charakter mannhafter Energie zu verleihen. Er schätzte an den Leuten, mit denen er in Verkehr trat, den praktischen Zug des ergiebigen Erwerbes, war aber selber in allen positiven Dingen ein unpraktischer Mensch, der nur geringe Bedürfnisse kannte, durch die es ihm möglich geworden, sich über die Noth des Daseins hinwegzuhelfen. „Er war ein Mann — nehmt alles nur in allem!"
Dr. M. T.

Der Sündenbock. Wer kennt nicht das symbolische Thier, welches der Sündenbock genannt wird? Und doch ist seine liturgische (kirchenfeierliche) Bedeutung wenigen bekannt. Hier ist sie. Die Idee einer bequemen Entsündigung en masse ist spezielles Eigenthum der praktischen Israeliten jener Zeiten, in welchen ihre Könige Kanaan beherrschten. Am Versöhnungstage wurde der Hohe Priester und das ganze Volk für die Sünden des Jahres mit Jehova versöhnt. Nachdem der Hohe Priester sich körperlich und geistig gereinigt hatte, opferte er einen Stier und zwei Böcke, wovon der eine dem Jehova, der andere dem bösen Gott zugelost wurde. Der Stier und der Jehova-Bock wurden in ehrenvoller Weise im Tempel geopfert und mit dem Blute das Heiligthum siebenmal besprengt unter mysteriösen Worten: „Eins, eins und eins; eins und sechs; eins und sieben", welche an das Hexen-Einmaleins in Goethes „Faust" erinnern.

Dem dem bösen Gott geopferten Bock wurden die Sünden des ganzen Volkes aufgeladen, deßhalb „Sündenbock", das unglückliche

Thier in die Wüste gebracht und in einen Abgrund gestoßen, wobei es in Stücke zerschellte.

Menschliche Sündenböcke, d. h. andere Personen statt seiner eigenen büßen zu lassen, sind bei den sonst in religiösen Dingen sehr strengen Indern bis auf den heutigen Tag üblich. Am Feste der Göttin Marigammai übernehmen die Sklaven die Sünden ihrer Herren und entsündigen sie mit einer gräßlichen Marter. Ein Priester schlägt den Büßer mit der hohlen Hand sehr stark auf den Rücken, so daß das Fleisch aufschwillt, welches nun zusammengefaßt und mittelst eines eisernen Hakens gewaltsam durchbohrt wird. Mit diesem Haken wird er an einem Baume in die Höhe gezogen, während eine um den Leib gelegte Binde das Ausreißen des Fleisches hindert, und in der Luft herumgeschwenkt, wobei der Büßende Blumen herunterwirft, welche von den Umstehenden gesammelt und als Talisman aufbewahrt werden. — Gleichwie der Mensch seines gleichen nicht schont, läßt er abergläubisch unschuldige Thiere seine Sünden büßen. Der Bauer spießt mittelst eines spitzen Hölzchens bei lebendigem Leibe die Kröte auf dem Felde auf, um Unglück zu vermeiden, und läßt die Fledermaus eines ausgesucht qualvollen Todes sterben, indem er sie an den Flügeln an's Hausthor nagelt. Der harmlosen Blindschleiche zertritt er den Kopf, vielleicht mit einer dunklen Ahnung jener so sehr verbreiteten Meinung von der dämonischen Gewalt der Schlange, wie sie als Versucherin in der Bibel und als Abzeichen jener wahnwitzigen Orgien, die zu Ehren des Bachus und Sabas im Alterthume gefeiert wurden, uns in Erinnerung ist?

Dr. M. T.

Beispiele von der Sprachmengerei im siebzehnten Jahrhundert (cf. „Lessings Wirken", Nr. 23, S. 273 u. Bl.). In einer dem erwähnten Jahrhundert angehörigen Bearbeitung der Erzählung vom Hauptmann zu Kapernaum, der Jesum Christum bat, seinen kranken Knecht zu heilen, redet der römische Hauptmann zu Jesu:

Monsieur, ich bin nicht werth, daß Ihr zu meiner Thüren
Und in mein schlecht Logis sollt mit mir hinmarschiren,
Un mot, sprecht nur ein Wort, ich weiß, zu dieser Stund'
Et tout incontinent so wird mein Knecht gesund.

Häufig gestaltete man auch literarische Erzeugnisse aller Art à la mode, d. h. in der französelnden Manier der Zeit, um, besonders zum Gebrauch der vornehmen Gesellschaft. In dieser Weise wurde z. B. der dritte Vers des Kirchenliedes „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut, — Du Brunnquell aller Gnaden", verballhornt, der unverfälscht also lautete:

Fürwahr, wenn mir das kömmet ein,
Was ich mein Tag begangen,
So fällt mir auf mein Herz ein Stein
Und bin mit Furcht umfangen.
Ja, ich weiß weder aus noch ein
Und müßte stracks verloren sein,
Wenn ich dein Wort nicht hätte.

Besagte Verballhornung dagegen lautet:

Mon dieu, wenn mir das kommet ein,
Was ich toujours begangen,
So fällt mir auf mon coeur ein Stein
Und bin mit peur umfangen.
Ja, ich weiß weder aus noch ein
Und müßt' partout perdu wohl sein,
Wenn ich dein mot nicht hätte.

B. G.

Den auch in die deutsche Umgangssprache des siebzehnten Jahrhunderts eingerissenen Bombast charakterisirt der in dem Artikel „Lessings Wirken", „N. W." Nr. 25, S. 297 d. J. erwähnte Johann Balthasar Schupp in seiner Schrift: „Der teutsche Lehrmeister, oder ein Discurs von Erlernung und Fortpflanzung der freyen Künste und Wissenschaften in Teutscher Sprache" in folgender Erzählung: „In Hessenland ist ein Procurator gewesen, genannt der dicke Lorentz, welcher sich der Zierlichkeit im Deutschen Reden sonderlich hat befleißigen wollen. Einsmals hat er zu seinem Jungen sagen wollen: „Jung, hole mir mein Messer!" Damit er nun kund mache, daß ein Unterschied sei zwischen ihm und einem gemeinen hessischen Bauren, hatte er gesagt: „Page, bringe mir mein Brod-schneidendes Instrument!" Einsmals hat er zu seiner Frauen sagen wollen: „Frau, es hat neun geschlagen; gehe zu Bett, ich habe noch etwas zu thun." Damit die Frau nun wisse, daß er ein hessischer Cicero sey, hatte er gesagt: „Du Hellfte meiner Seelen, du mein ander Ich, meine Gehülfin, meine Augenlust! Das gegossene Ertz hat den neundten Thon von sich gegeben; erhebe dich auf die Seulen deines Cörpers, und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide!" ꝛc. Jener Phantast wollte zu seinem Jungen sagen, daß er ihm die Stieffeln außziehen solte; da sagte er: „Du, der du geringer bist, als ich, entledige meinen Untertheil deß Leibes von der übergezogenen anatomirten Haut!" — Ferner erzählt Schupp in derselben Schrift: Die junge Maul-Affen, welche mit Liebs-Gedancken umbgehen und mit der Leimstange zu lauffen pflegen, suchen eine sonderliche Zierlichkeit in der affektaten (gezierten) Rede, und meynen, das Frauenzimmer müsse ihnen deswegen hold seyn. Ich war einsmals auff einer Gasterey, und als ich wieder nach Hause gehen wolte, stunde ein junger Phantast bey einem Mägdelein in einer Eken und löffelte mit ihr, brauchte unter andern diese Worte: „Allerschönste Jungfrau, indem ich verliere, gewinne ich, und indem ich gewinne, verliere ich. Indem ich verliere, scilicet (es versteht sich) meine vorige Gesellschafft, gewinne ich eure längst gewündschte Gegenwart, und indem ich eure Gegenwart gewinne, verliere ich meine Libertät (Freiheit). Eure Schönheit, welche weit über den Horizont der Vollkommenheit gestiegen, hat mein Hertz und Verstand so gefangen, daß, ob ich wohl hiebevor die scharffe Pfeile deß Cupidinis (Cupido ist gleich Amor, der Gott der Liebe) verlachet, so muß ich doch jetzo vor dem Altar eurer Extraordinari Qualitäten niederknyen, und euch mein inbrünstiges Hertz in tieffer Demuth auffopfern. Ja ich schwere euch bei dem höchsten Gott Jupiter, daß der kleine Knabe Cupido mein Hertz dermassen verletzet, daß es mir in meinem Leibe, als wolte es Capreol (Kapriolen, d. s. Bocksprünge, a. s. v. als Grimassen) schneiden. O ihr allerschönste Venus, die ihr viel schöner seyd, als die Venus auß Cypern, was vor Superlativos (der Superlativ ist der höchste Grad bei der Steigerung der Beiwörter, wie z. B. von hoch der Superlativ lautet „am höchsten", von gut „am besten" ꝛc.) sol ich doch jetzo brauchen, damit ich euch bezeugen könne, wie hoch ich eure perfection venerire (Vollendung verehre). —

B. G.

Das Schriftstellerhonorar, wie es zu Zeiten Luthers üblich war, möchte mancher Verleger wohl heute noch gern als Werthmesser für literarische Arbeiten gelten lassen. Sechs Groschen für den gedruckten Bogen waren schon ein ansehnliches Honorar. Luther selbst nahm in der Regel nichts von seinen Verlegern, als einige Freiexemplare der betr. Schriften. Mehrere Buchhändler hatten sich vereinigt, ihm ein Jahresgehalt von 400 Thalern zu geben, wenn er alles, was er schreibe, ihnen in Verlag gebe; aber Luther schlug dies aus, um sich völlige Unabhängigkeit zu bewahren.

-z-

Redaktions-Korrespondenz.

Dortmund. H. Bewußte Abschrift angekommen. Ihr Wunsch wird demnächst erfüllt. Frdl. Dank und Gruß.

Leipzig. Frl. Cl. F. Wir hoffen, zur brieflichen Erfüllung Ihres Wunsches Zeit zu haben, ehe Ihnen diese Nr. zu Händen gelangt. Sollte das jedoch nicht der Fall sein, so sei im vorhinein um freundliche Geduld gebeten. — Steinmetz St. Ihr Besuch wird uns lieb sein.

Berlin. S. Sch. In Ihrer humoristischen Epistel, die uns sehr sympathisch berührt hat, ist ein kleiner Widerspruch mit untergelaufen: im Anfange erklären Sie Sich bereit, uns „homöopathisch" zu kuriren, wenn uns ob der von Ihnen eingesandten Gedichte ein Unbehagen beschleichen sollte, und am Schluß versprechen Sie, Sie wollen, wenn wir Ihre Verse mit einem „blutigen Scherz" in unserem Korrespondenzwinkel abgethan hätten, „fernerhin nur noch still in sich hineindichten." Wir wollen den Konflikt dieser beiden Vorsätze dadurch lösen, daß wir uns für die homöopathische Behandlung — Kur wollen wir es nicht nennen, weil wir beim Durchsehen Ihrer kleinen Gedichte gar kein Unbehagen empfunden haben — aussprechen. Und wenn Sie uns noch etliche Dosen gesendet haben werden, verrathen wir Ihnen auch, welche davon wir den Lesern mitzugenießen geben werden. — A. F. Prämienbilder dürfen wir absolut nicht geben, wenn wir uns nicht in eine Linie mit gewissen ordinären Spekulationszeitschriften degradiren wollen. Wer die „N. W." nicht lesen will ihres inneren Gehaltes willen, der mag es bleiben lassen. Darin aber haben Sie recht, daß es „dem armen Manne" schwer ist, zur Ausschmückung seines Heims mit Bildern auf anderem ehrlichen Wege zu kommen; und diesem Uebelstande abzuhelfen, wollen wir uns Mühe geben, für eine billige Ausgabe guter Holzschnitte, vielleicht zu nächstem Weihnachtsfeste, zu sorgen.

Pößneck. Romanschriftsteller X. Warum lassen Sie denn garnichts mehr von Sich hören? Brief doch erhalten?

Koblenz. A. E., C. A., F. Sch. Die „spaßhafte Frage": Warum fuhr der Prophet Elias in den Himmel hinauf, mit der Antwort, weil er nicht herniederfahren konnte, ist ein uralter Kahlauer, mit dessen Veröffentlichung wir bei unseren Lesern ein vieltausendstimmiges Hohngelächter ernten würden. Den guten Willen und die frdl. Gesinnung erkennen wir dankbar an.

Solingen. E. H. N. Wir können Sie nicht empfehlen als einen Mann, der die so lästige Bartflechte zu heilen vermag, bevor wir Ihr Mittel kennen und ärztlicher Prüfung unterbreitet haben. Ihre Versicherung, daß Sie die Sache nicht als Geschäft betreiben, mag vollkommen richtig sein, als Grundlage solcher Empfehlung genügt sie uns jedoch nicht.

Hamburg. B. Z. Damit uns „des Guten nicht zuviel werde", wollen Sie uns täglich ein Gedicht oder eine kleine Erzählung „oder so was" zusenden, und was uns nicht gefällt, sollen wir dann „gefälligst umgehend" zurückschicken; „so eine Kleinigkeit" könnten wir ja immer „während dem Frühstück" lesen. — — Heiliges Donnerwetter, das ist auch ein Vorschlag zur Güte!!! Meinen Sie, wir würden Ihnen dafür, daß Sie uns täglich das bischen Frühstück auch noch mit Ihrer Poesie verwässern und verbittern, täglich eine Prämie in Gestalt einer Groschen-Postmarke widmen? Sind Sie des Teufels, junger Mann?

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 32. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

„Der Elende!“ rief Stefan unterbrechend, im vollen Grimm.

„Ja, der Elende,“ wiederholte der Professor, „er hat sie getödtet.“

„Sie war also —“

„Todt. Ein Herzschlag hat ihr Leben geendigt.“

„Todt!“ Stefan schlug die Hand über die Augen.

„Sterben ist nicht das schlimmste,“ sagte der Professor weich, „es war das beste, was das alte Weib thun konnte.“

Stefan nickte zustimmend. „Ja, es war das beste.“

Sie blieben noch eine Weile beieinander, jeder in Gedanken versunken. Dann reichten sie sich stumm die Hand, mit einem herzlichen Druck, sich Gute Nacht sagend. Der Professor nahm das Licht und begab sich auf sein Zimmer.

Stefan hatte in dieser Nacht nur wenig geschlafen. Als er morgens aus einem unruhigen Schlummer erwachte, fand er sich herabgestimmter, unglücklicher als je. Er sagte sich zwar, er müsse sich aufraffen, auf Stunden wenigstens, um den Professor über seinen Zustand nicht zu allarmiren, er hätte ihm so gerne alle Beruhigung gegeben, die er gewünscht, um ihm das Scheiden zu erleichtern, — aber wird er es vermögen, wird er die Kraft haben, heiter und wohlgemuth zu scheinen, indeß Verzweiflung und Lebensüberdruß all' seine Fähigkeiten lähmt?

Er kleidet sich mühsam an, es geht äußerst langsam. Er vermag noch nicht mit der linken Hand allein auszukommen, und dann, er hat noch immer das Gefühl, als besäße er beide. Er verspürt noch all' die Aeußerungen des Lebens in dem fehlenden rechten Arm und bis in die Fingerspitzen hinab, in denen es zuckt und reißt, die mithelfen wollen und sich vergebens abmühen. Ihm ist jetzt, als krümme sich der Arm, als balle sich die Faust und als müsse er wüthend dreinschlagen, er spürt dies alles, es sind die Empfindungsnerven des Gehirns und des Oberarmes, die, gleich thätig wie früher, diese trügerischen Einbildungen hervorbringen.

Endlich ist er fertig. Er lehnt sich am Fenster in einen Stuhl zurück und wartet. Auf was? Er weiß es selbst nicht, vielleicht bis der Professor ihn hier aufsucht. Er fühlt sich unfähig zum Denken, zum Handeln, zu irgend einer Thätigkeit. So bleibt er, den Kopf schwer in die Hand gestützt, eine ziemliche Weile. Der Briefträger kommt und bringt ihm zwei Briefe; er besieht den Poststempel, sie sind aus Seekirchen — beide. An der Adresse erkennt er die Handschrift seines Freundes Hans, sie ist auf beiden dieselbe; es wären also beide von ihm? Nein! er springt auf — der zweite ist oon ihr, von Valerie! Es ist ein Gedanke, der sein Blut in stürmische Wallung bringt; es muß so sein, Hans hat nur die Adresse geschrieben, um, sollte dem Professor der Brief zufällig unter die Augen kommen, Valerie nicht zu kompromittiren. Nur mühsam öffnet er denselben, sein Herz klopft ihm zum Zerspringen — der Brief war von Hans. Dieser berichtet darin, wie er seinen Auftrag gewissenhaft ausgeführt, wie er Stefans Brief an Valerie gegeben, und diese schreibe ihm nun selbst die Antwort. Stefan stößt einen leisen Seufzer aus, er läßt den Brief fallen und ergreift den andern; aber seine Hand zittert so stark, er vermag ihn nicht zu öffnen. Er reißt das Couvert mit den Zähnen auseinander, und als er jetzt die kleinen zierlichen Buchstaben vor Augen hat, die ihre liebe Hand ihm geschrieben, die ersten, die er von ihr erhalten, da erfaßt ihn ein Schwindel, und er mußte sich an das Fenster lehnen, an dem er stand. Was schreibt sie dir, fragt er sich, was wird ihre Antwort sein? Ihm ist, als hätte er hier die Entscheidung über Leben und Tod. Aber seinem Willen gelingt es, alsbald dieser nervösen Bewegung Herr zu werden und er liest:

Mein Stefan!

Du bist unglücklich und du glaubst dich deshalb berechtigt, das Band zu lösen, das uns verband. Es mag rechtschaffen und ehrenhaft sein, aber ich fand mehr Stolz als Liebe in diesem raschen Entschluß. Du willst allem entsagen und hast noch nicht einmal den Versuch gemacht, ob du nicht trotz deines Unglücks etwas Tüchtiges leisten, dein Ziel erringen kannst?! Ist dir keine Kraft, kein Muth mehr geblieben, um mich zu gewinnen?

Und ich hielt diese Eigenschaften in dir für unerschütterlich, und ich dachte, sie müßten im Unglück sich erst recht bewähren; hätte ich mich getäuscht? Nein, ich glaube es nicht, und ich vertraue dir und diesem Muthe, von dem ich Proben habe. Hans, der dein wahrer Freund ist und nun auch der meine, hat mir von deiner Bravour erzählt, von deiner Kaltblütigkeit inmitten der Gefahr und von deiner heroischen Aufopferung, um ihn zu retten. Ich müßte kein Soldatenkind sein, wenn solche Tapferkeit, so hoher persönlicher Muth mich nicht entzückten und begeisterten. Du bist mein Held geworden, den ich bewundere, den ich liebe. Warum glaubst du nicht mehr an diese Liebe? Meinst du, weil du verwundet und eines Armes beraubt bist, du wärst für mich ein anderer geworden? Ich liebe dich reiner und inniger nur, aber dein Brief war kalt und liebeleer, er hätte mich verletzt und beleidigt, wenn nicht Hans mir zugerufen, daß du mich mehr

liebst als alles auf der Welt, und daß nur die Verzweiflung ihn dir eingegeben hat. Ist das so, dann will ich dich retten, Stefan, dich erheben. Hans meint, ich müsse dein Genius werden, wird er recht behalten? Ich möchte es so gerne sein, ich möchte dir die frühere Zuversicht und Lebensfreudigkeit wieder zurückgeben, den Glauben an dich selbst und an mich. Ich möchte recht kraftvoll sein, um dich zu kräftigen.

Dein Unglück erscheint mir aber auch wirklich nicht so groß, als du es jetzt noch fühlst; was brauchst du die Hand? Du sollst kein Arbeiter sein, du kannst es nicht mehr sein — und — ja ich freue mich fast, daß dies der Fall, und daß dir jede niedere Beschäftigung und Lebensstellung damit versagt ist. Du sollst allein mit dem Kopfe arbeiten, du sollst ein Geisteshero werden! Ich denke nicht daran, daß du so bald dein hohes Ziel erreichen wirst, nur langsam und allmählich wirst du die Stufen des Ruhmes erklimmen, aber du sollst mich besitzen, lange ehe du die Höhe erreicht. Wie lange dauerts, dann bin ich großjährig, der elterlichen Bevormundung entwachsen; ich habe eine Tante, die mich zärtlich liebt, die ein großes Vermögen besitzt und keinen andern Wunsch kennt, als mich glücklich zu machen; sie wird unsrer Vereinigung nicht entgegen sein, sie wird uns ein Asyl in ihrem Hause geben. Aber ich will jetzt keine Pläne machen; wir haben noch Zeit, sehr viel Zeit, um darüber nachzudenken, und ich habe dir ohnehin vielleicht schon zu viel gesagt, du stolzer, böser Mensch. Aber du wirst mich ein wenig loben und mir ein wenig danken müssen. Ich hoffe, ich habe dich dir wiedergegeben, mir wiedergegeben und dein nächster Brief schon wird jeden Zweifel an die Allmacht deiner Liebe zu entkräften wissen, nicht wahr? Geliebter, ich küsse dich in Gedanken viel, vielmal. Lebe wohl und gesund. Deine Valerie.

Der Eindruck, den dieser Brief auf den jungen Mann hervorbrachte, war überwältigend. Es war, wie wenn dem Ertrinkenden plötzlich eine rettende Hand sich entgegenstreckt, wie wenn dem in dunkler Kerkernacht Vergehenden plötzlich die Sonne scheint. Sie liebt ihn! Sie liebt ihn wahr, echt, treu! sie will ihm angehören, trotz seines Elends! Seines Elends? ist er denn noch elend? er ist es nicht mehr. Ein Gefühl wahnsinniger Freude, namenlosen Entzückens erfaßt ihn, er fühlt sich wieder jung und stark und kräftig; die ganze Allmacht erwiderter Liebe kommt über ihn — er fühlt sich wie ein Gott. Dann denkt er wieder, was sie für ihn gethan, und unendliche Dankbarkeit regt sich in seinem Herzen, die Hingabe seines Lebens scheint ihm zu wenig um hier zu vergelten.

Als er nach einer Stunde den Professor in seinem Zimmer aufsuchte, mußte dieser über die wunderbare Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, nicht wenig staunen. Seine Gestalt schien noch höher, seine Augen hatten wieder Feuer, die Wangen waren etwas geröthet, und die geöffneten Lippen gaben dem Gesichte einen Ausdruck von Kühnheit und Fröhlichkeit; über seinem ganzen Wesen lag gleichsam ein Strahl der Verklärung.

Wüst äußerte seine Freude über diese günstige Veränderung; er schrieb sie zumeist seinem eigenen wohlthätigen Einfluß zu, den er über das junge Gemüth wiedergewonnen, und er kam dadurch in die heiterste Laune.

„Du willst also den Kampf ums Dasein wieder aufnehmen, mein Junge, o, du siehst heute darnach aus; wahrlich, einem kühnen Recken, einem Sieger gleichst du vielmehr."

Stefan eröffnete ihm, daß er vor allem entschlossen sei, ein Jahr privat zu studiren, und zugleich in die achte Klasse des Gymnasiums als Externer sich eintragen zu lassen. Er hoffe, man werde ihm die Aufnahme nicht verweigern, da er ja giltige Gymnasialzeugnisse bis zur Absolvirung der sechsten Klasse habe, denn Großvater Dietrich ließ ihn in Salzburg alljährlich seine öffentliche Prüfung ablegen. Seine Ausbildung bis zum Eintritt in ein Seminar war vollendet, jetzt wollte er nach einem Jahr eifrigen Studiums so weit kommen, um seine Maturitätsprüfung mit Erfolg bestehen zu können, worauf seinem Eintritt in die Hochschule nichts mehr entgegenstand. Während dieser Zeit, meinte er, werde er all' seine Fähigkeiten einer genauen Prüfung unterzogen und einsehen gelernt haben, welcher Fakultät er sich mit Erfolg zuwenden könne.

„Sehr vernünftig, mein Junge; und es wird nicht viel länger als ein Jahr dauern, so bin ich wieder zurück, und ich werde dich dann schon zu leiten wissen. Vor der Hand liegt mir alles daran, dich gut untergebracht zu haben, am besten bei einem meiner Kollegen; es wäre mir lieb, wenn du nichts von dem vergäßest, was du bei mir gelernt hast. Ich werde dir schon einen Platz finden; unbesorgt, unbesorgt." Er ging in fröhlicher Geschäftigkeit, die Hände reibend, im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Stefan stehen und sah ihn lachend an. „Wir müssen uns vor allem wieder zivil machen, du mußt den häßlichen, zerfetzten Rock vom Leibe bringen. Ich will dich herausputzen, Junge, gib acht, wie einen Prinzen, und dann will ich dich ein bischen einrichten, dir ein bischen Behaglichkeit schaffen, eine kleine Bibliothek dir zusammenstellen —"

„Vor allem Schulbücher, Professor," lachte Stefan.

„Alles bekommst du, was du brauchst, du weißt, ich habe Geld."

„Ich auch," rief Stefan mit der ganzen Sorglosigkeit der Jugend, „und Sie müssen mir die Freude lassen, Professor, für meine nächsten Bedürfnisse selbst zu sorgen."

Sie verließen das Hotel und verfügten sich in die innere Stadt. Wüst war von einer gewissen geschäftigen Erregtheit. Es war vielleicht das erstemal in seinem Leben, daß er einige hundert Gulden in der Tasche hatte, für welche er keine dringende Verwendung hatte, und mit welchen er Einkäufe zu machen gedachte. Er hatte das übermüthige Gefühl, als könne er damit alles aufkaufen, was man in Wien Schönes und Nützliches finden könne. Sie begaben sich zunächst zu einem Konfektionär für Herrenkleider und Wäsche, woselbst sich Stefan einen vollständigen Anzug aussuchte nebst einiger Wäsche und dies selbst bezahlte; der Professor fand aber einen zweiten und dritten Anzug, der für Stefan unerläßlich sei, „denn weißt du, mein Junge," sagte er, „die äußere Repräsentation ist äußerst wichtig bei einem Menschen." Er zupfte dabei seine etwas ausgefranzten Rockärmel über die Handmanschetten, deren Frische sehr angefochten werden konnte, und er erstand dies Nothwendige und noch manches Nothwendige auf eigene Rechnung. Stefan mußte den neuen Anzug sogleich behalten, und er sah darin sehr gut aus. Der Professor, der jetzt, wo sie wieder auf der Straße waren, hinter ihm drein schritt, musterte ihn mit stolzen, vergnügten Blicken von oben bis unten. Bei dem lebhaften Treiben, dem Gewühle — konnte es indeß nicht fehlen, daß er mit den ihnen Entgegendrängenden in Kollision gerieth, er wurde hin- und hergestoßen, aber er stieß lustig wieder zurück, bald gerieth er in einen Menschenknäuel und der kleine Mann verschwand unter der Menge, Stefan blieb dann stehen und sah sich nach ihm um. Da hatte er sich aber schon wieder herausgearbeitet und steuerte, die Hände in der Luft, einem Bücherladen zu, vor dem er stehen blieb. Wie viel Neues gibt es da, was ihn interessirt, und was seiner Meinung nach für Stefan unumgänglich nothwendig sei, er winkt ihn zu sich, und sie treten ein. Ah, diese Bücher, diese Karten, diese Illustrationen! Er möchte alles haben. Stefan nimmt nur, was er braucht, aber er bezahlt es selbst. Ach, er ist ja auch so stolz und so glücklich heute, und er glaubt schon unendlich besonnen zu handeln, indem er der freigebigen Willkür des Professors einige Schranken zu setzen sucht. Aber diese Einschränkungen machen den Professor ungeduldig, er hat ja noch immer soviel Geld, und es erfaßt ihn wie ein Fieber, er muß es los werden. Er bleibt nun bei jedem Verkaufsladen stehen. Hier diese Uhren! Stefan soll einen Chronometer haben, es ist etwas Neues, er kauft einen; und hier diese Stoffe! Dieser blaßrosa müßte wohl für die Nandl passen, und jener für Kathrein, und da — die Werkzeuge, wie viel Nothwendiges, Praktisches für die Gärtnerei ist darunter. Er läßt alles in eine Kiste zusammenpacken, es soll nach Lindau spedirt werden. Welche Freude für die Nandl! — Da sieht er elegante Wirkwaaren aufgestapelt. Das wäre auch nicht übel für die Kleine, ich glaube, sie kann nicht stricken, aber sie soll Strümpfe tragen, ja, sie soll sie tragen. Er kauft einige Dutzend davon, das Zeug ist so billig. Und hier in diesem Laden nebenan, die herrlichen Bänder. Das ist etwas für die Mädchen, das sticht in die Augen, — besonders die rothen. Ein Gedanke: das wäre auch etwas für die Wilden in Brasilien, das müßte ihm die Gunst der braunen Weiblein gewinnen, o gewiß! Aber dann muß er auch Glaskorallen haben und Spiegel, ja, Spiegel, das ist eine herrliche Idee! Er tritt in einen solchen Laden, er kauft an zwanzig kleine Spiegelchen, es ist der ganze Vorrath. Aber wie denn? Wenn er die Weiber bedenkt, darf er ihre Männer nicht vergessen; er braucht Messer und Scheeren und Federn und Tücher, er kauft von all' diesem Plunder, und er hätte vielleicht noch mehr gekauft, wenn nicht Stefan ernstlich dazwischen getreten und wenn nicht die Glocken die Mittagsstunde verkündet und sein Appetit ihn auf andere Gedanken gebracht hätte. Er suchte mit Stefan eine Restauration auf, wo er in früheren Jahren mit seinen

Kollegen zusammengetroffen war, er fand auch heute zwei derselben vor, ebenfalls joviale Herren, die dem guten Wein, mit dem der Professor dies Wiedersehen feierte, wacker zusprachen und sogleich eine Verabredung für den Abend trafen, wo Wüst auch noch einige andere Kollegen treffen sollte. Gegen den jungen Schützling desselben zeigten sie sich liebenswürdig und zuvorkommend, was diesen ermunterte und erhob; auch sie waren der Meinung, es wäre das Beste und Vortheilhafteste, wenn er in dem Hause eines Gelehrten, bei einem Physiologen oder Anatomen unterkommen könnte, und so gewissermaßen in einer geistigen Atmosphäre lebte, an die er sich schon gewöhnt hatte. Nach dem Essen nahm der kleine Professor einen Fiaker, um mit seinen Kollegen und Stefan in den Prater zu fahren, er wollte Stefan alles zeigen, er wollte die wohlthätige Kur von Zerstreuungen und Ermunterungen, unter welcher dieser, wie er vermeinte, so sichtlich sich erholte und seine Elastizität wiedergewann, noch fortsetzen. Abends wollte er ihn in das Theater schleppen und dann mit zu dem Kneipabend, aber Stefan erklärte sich zu ermüdet; er war es auch, und dann wollte er allein sein, um an Valerie zu denken, ungestört sich zu finden mit all' den wonnigen, hoffnungsvollen Bildern, die ihre Liebe ihm neu erstehen ließ. Er mußte ihr schreiben, ihr danken, ihr sprechen von seinem Glück, seinem Entzücken, seiner unendlichen Dankbarkeit. Der Professor drang nicht weiter in ihn, er schickte ihn, als sie vom Prater kamen, nachhause, und wollte allein in's Theater; aber er besann sich eines besseren. Er fand es zweckmäßiger, sogleich in die Kneipe zu gehen.

Am nächsten Morgen, als Stefan bei dem Professor eintrat, traf er ihn, wie er ganze Ströme kalten Wassers über den wüsten Kopf schüttete. „Dieses Wien hat ein miserables Klima," stöhnte er, „man verliert alle Widerstandskraft, ich bin heute so — findest du nicht, daß ich etwas heiser bin?" Er räusperte sich gewaltig, spuckte aus, und wagte dann noch eine letzte Douche. Nach und nach schien doch die gewünschte Wirkung einzutreten, die Augen wurden wieder klar und der Kopf weniger schwer. Als er jetzt seine Brille aufsetzte und die Unmasse von Kistchen und Schachteln und Päckchen betrachtete, die in dem Zimmer aufeinandergehäuft waren und die gestrigen Einkäufe enthielten, lächelte er wiederum ganz vergnügt.

„Ich könnte, wie Herr Säuerling, jetzt eine gemischte Waarenhandlung errichten. Ach, wenn ich nur all' diesen Plunder schon expedirt hätte, aber weißt du, wen ich nicht bedacht, auf wen ich vergessen habe? Auf Thekla; sie wird sich sehr beklagen; vielleicht sollte ich doch für sie noch etwas —" Er ging, wie überlegend im Zimmer auf und ab, dann nahm er eine Brieftasche aus dem Rocke, der noch über dem Sessel hing, und übergab sie mit ungemein feierlicher Miene an Stefan. „Bewahre mir das, bewahre es gut," fügte er mit einer Grimasse hinzu. „Laß dich nicht durch meine Bitten verführen, trotze ihnen und gib mir auf keinen Fall mehr von diesem Gelde heraus, als täglich fünf Gulden."

„Enthält diese Brieftasche Ihr Geld, Professor?"

„Den Rest."

„Das müssen Sie mir aber offen übergeben, ich muß doch wissen, wie viel —"

„Es ist mir lieber, wenn du's nicht weißt, und ich mag's auch nicht wissen, es wird nicht mehr der Rede werth sein, aber sobald du mein Säckelmeister bist, werden wir auskommen."

„Aber, Professor, das wäre ja ganz unverantwortlich, — Sie hatten doch gestern —"

„Sechshundert Gulden."

„Und heute?"

„Wir werden auskommen, mein Junge, ich brauche ja nicht mehr viel, ich bleibe vier bis fünf Tage, kann's aber auch abkürzen, und dann die Reise nach Paris und Havre, — was kann das kosten? Von da an lebe und fahre ich schon auf Kosten der Expedition; wenn noch zweihundert Gulden darin sein sollten, was ich übrigens bezweifle, so reicht's aus."

„Aber Professor."

„Kind, mache mir keine Vorwürfe, es ist geschehen, und ich bereue es nicht, es waren lauter nothwendige Sachen, das mußte angeschafft werden. Du brauchst das und die Nandl auch, und für die braunen Damen muß ich doch auch etwas mitnehmen, und" — der Professor kam sichtlich in Eifer — „ich sehe wirklich nicht ein, weshalb ich mir darüber ein graues Haar sollte wachsen lassen, für dich ist trotz alledem gesorgt, da sieh!" Er zog eine zweite Brieftasche hervor und nahm ein Papier daraus. „Hier habe ich einen von Herrn Kleiber, meinem Verleger, unterzeichneten Vertrag, der dich ermächtigt, sechshundert Gulden in Empfang zu nehmen, welche er sofort nach Erscheinen auszuzahlen hat; du kannst das Papier gleich zu dir nehmen."

Stefan machte eine abwehrende Bewegung. „Nicht doch, lieber Professor, das kann ich nicht."

„Was kannst du nicht? Meinst du, ich werde diesen Wisch nach Brasilien mitnehmen, um ihn dort, vorausgesetzt, daß ich ihn nicht unterwegs verliere, einem Caripunahäuptling vorzulegen? Ich wüßte für ihn dort nur die eine Verwendung als Fidibus, um damit die Friedenspfeife anzuzünden. Du mußt ihn bewahren, denn du mußt das Geld beheben, und ich werde dann wenigstens ruhig sein können, denn bis ich wieder zurückkomme, ist damit deine Existenz gesichert."

Stefan ging auf ihn zu; er sah dem kleinen Manne in die Augen und fiel ihm dann um den Hals.

Wüst drückte ihn einen Moment an sich, dann aber lief er zum Fenster und riß es weit auf. „Diese entsetzlichen Kopfschmerzen!" rief er mit einem desperaten Ausdruck, der in diesem Moment sehr komisch wirkte. „Ja, die wiener Luft und der Durst! Grade wie gestern Abend — unlöschlich! Aber froh bin ich doch, daß ich in die Kneipe gegangen, zu meinem Heile war's zwar nicht, das seh' ich jetzt ein, aber ich bin eben ein Märtyrer für deine Sache, Stefan."

„Für die meine?" Ein schalkhaftes Lächeln überflog die Züge des jungen Mannes. „Meinetwegen also haben Sie all' den Jammer über sich heraufbeschworen?"

„Freilich, du Undankbarer!" rief der Professor mit schlecht gespieltem Zorn. „Wenn ich nicht dorthin gegangen wäre, so wüßte ich wahrlich nicht, was ich mit dir anfangen, wo ich dich unterbringen sollte, während jetzt —"

„Sie haben eine Pension für mich gefunden, Professor?"

„Und was für eine! Kost, Logis, Wäsche und Berücksichtigungen jeder Art, für einen wahrlich nicht allzuhohen Preis."

„Und der ist?"

„Sechshundert Gulden für das Jahr."

Stefan fuhr erschreckt in die Höhe. „Professor, das ist enorm, das übersteigt meine Mittel, das kann ich nicht bezahlen."

„Und weshalb denn nicht, junger Herr, wenn ich fragen darf? Du wirst das erste halbe Jahr begleichen, dafür hast du indeß genug; ehe du die zweite Hälfte zu erlegen hast, ist mein Buch erschienen, und du wirst dann soviel besitzen, daß du noch für ein zweites Jahr deine Pension bezahlen könntest."

„Das glaube ich wohl, Professor, aber erstens möchte ich das Geld nicht gerne angreifen, und dann —"

„Oho!" unterbrach ihn der kleine Mann in gereiztem Ton. „Du wirst es angreifen, das sage ich dir, ich brauche das Geld jetzt nicht, ich werde es niemals brauchen, denn wenn ich nach einem Jahr zurückkomme, erhalte ich die indeß nicht behobenen Interessen meines kleinen Vermögens, und dann bringe ich eine wissenschaftliche Ausbeute mit, die ich wohl verwerthen will; das Geld ist also dein, ganz dein, dagegen gibt es keine Einwendungen mehr; und wenn du sagst, der Preis in dieser Pension wäre dir zu hoch, so weißt du eben nicht, daß ich ihn selbst angesetzt habe, und du weißt auch noch nicht, bei wem du wohnen wirst, und die Persönlichkeit, dächte ich, fiele doch auch in die Wagschale."

„Ah, es ist also eine besondere Persönlichkeit?"

„Einer unserer ersten Physiologen, ein Mann von großer Begabung, der namentlich in der Pathochemie Anerkennenswerthes geleistet hat. Er hat ein bedeutendes Vermögen, das er vor einigen Jahren geerbt, für rein wissenschaftliche Zwecke dahingegeben, er hat sich ein Laboratorium gebaut, einzig in seiner Art, um dort in seinem Sinne zu experimentiren; er arbeitet unaufhörlich mit Anspannung aller seiner physischen und geistigen Kräfte, denn die Förderung, der Fortschritt in seiner Wissenschaft ist ihm Aufgabe und Endzweck seines Lebens geworden. Es ist Professor Schwarz."

„Er ist Ihr Freund?" sagte Stefan voll Respekt für den warmen Lobredner wie für den Gelobten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gemüthsleben der Thiere.

I. Entstehen und Entwicklung der Seele.

(Philosophie und Naturwissenschaften. — Leber- und Hirnseelen. — Das Allsinnthier. — Der Prozeß des Denkens. — Primitive Urtheile. — Entstehen und Entwicklung der Seele. — Beginn des Thierlebens. — Selbstzerstörung. — Musikalische Spinnen. — Grundbedingung jeder seelischen Entwicklung. — Das Fischleben. — Der Rechnungsfehler der Dohle. — Storchengericht. — Erbauliches aus dem Elephantenleben. — Vom Esel.)

„Die älteren Brüder der Menschen“ nennt Herder, der liebenswürdigste aller Denker deutscher Nation, die Thiere, und zeigt dadurch in dieser Hinsicht einen viel besseren und klareren Blick als der große Kant, für den nur das sittlich Qualifizirbare Werth besaß, und der deshalb den Thieren eine Stellung einräumte, der Erfahrung und Wissenschaft gleicherweise widersprechend. Und doch hatte schon 2000 Jahre vor dem großen königsberger Philosophen der gleichfalls große Stagirite Aristoteles den für jene Zeiten doppelt bedeutsamen Ausspruch gethan, daß zwischen der Thier- und Menschenseele es nur einen Unterschied des Grades, nicht der Wesenheit gebe; und wenn diese Meinung heute endlich fast allgemeinen Eingang gefunden hat, so fällt dies Verdienst viel weniger der Philosophie als den Fortschritten zu, welche die Naturwissenschaften seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gemacht haben.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, alle jene Ansichten vorzubringen, welche man aussprach, um die unzweifelhaften Zeichen eines Seelenlebens bei den Thieren zu erklären, ohne das allgemein beliebte Monopol des Menschen, eine „Seele“ zu besitzen, zu schädigen, mit anderen Worten, den Pelz menschlichen Forschungsstolzes zu waschen, ohne ihn naß zu machen; für unsern Zweck genügt es, zu wissen, daß die neuere Schule die selbständige Existenz der Seele überhaupt für unmöglich hält, daß darnach die Seele nur ein Ausfluß der belebten Materie sein, und man daher bei dem Vorhandensein dieser auch auf eine „Seele“ schließen muß.

Wenn der Naturphilosoph Oken die untersten Thiere in einer Art mesmerischen Zustandes beläßt, den mit Geschlechts-, Gefäß- und Verdauungsorganen versehenen Weichthieren eine träumende, melancholische Leberseele, und erst den höher entwickelten eine wachende Hirnseele gibt, und endlich so auf das „Allsinnthier“, den Menschen kommt, so hat er damit nur in ahnender Weise die Resultate der neuesten Wissenschaft ausgesprochen, daß nämlich die Entwicklung der Seele mit der des körperlichen Organismus parallel laufe, und daß sonach die Seele das Maß ihrer Fähigkeiten in dem niedern oder höhern Körperorganismus findet, und wie erst aus diesem entstanden, so auch in allen Verrichtungen von demselben abhängig ist.

Was haben wir demnach unter Seele zu verstehen?

Seele nennen wir, was in uns empfindet, denkt und will, Verrichtungen, die zwar von den körperlichen verschieden, doch ohne dieselben nicht denkbar sind.

Wenn Thiere Seelen besitzen, so müssen dieselben also jene erwähnten Eigenschaften und Fähigkeiten zeigen, und dies scheint ziemlich schwer zu beweisen, da wir das Seelenleben der Thiere nur aus dem äußeren Anschauen lernen können. Wir werden daher den kürzesten und sichersten Weg einschlagen, indem wir, das Leben des Menschen von dessen frühester Entwicklung verfolgend, es mit dem Leben der Thiere vergleichen.

Die hauptsächlichste Thätigkeit der Seele ist das Denken; was der Gedanke selber ist, sagt uns die Wissenschaft nicht; — denn wenn sie uns auch lehrt, daß, wie aus der Leber die Galle, so sich aus Blut und Gehirn, aus Wärme und elektrischen Flüssigkeiten der Gedanke erzeugt, — so ist uns dadurch nur der Prozeß des Denkens erklärt, nicht aber der Gedanke selbst.

Das Rettungsboot. (Seite 383.)

Ebenso kennen wir die Bestandtheile des Denkens: es sind die Begriffe, Urtheile und Schlüsse. Die Begriffe und Urtheile bilden das feste Besitzthum, das all' unser Wissen und Erkennen in sich schließt; die Schlüsse aber sind die eigentlichen Hülfsmittel, die Werkzeuge des Denkens, und aus ihnen entstehen unsere Begriffe und Urtheile. Alles das, was durch den elektrischen Nervenstrom in unser Gehirn gelangt, bliebe fruchtlos dort liegen, hätten wir nicht die Fähigkeit, daraus Schlüsse zu ziehen, und Schlüsse nennen wir die Verknüpfung mehrerer Urtheile zu einem neuen.

Der Schluß verbindet also eine Anzahl gegebener Urtheile, um daraus ein neues Urtheil zu bilden. Nun ist aber jedes Merkmal, das wir an Dingen der Außenwelt wahrnehmen, schon an und für sich ein Urtheil, ohne daß wir wüßten, wie es entstanden; es gibt somit Urtheile, die wir ohne die Thätigkeit des

Denkens empfangen, und diese sind es, welche zuerst unser Denkvermögen erwecken. So könnten wir uns niemals einen Begriff und eine Unterscheidung von schwarz und weiß, von heiß und kalt 2c. bilden, ohne daß diese Merkmale äußerer Dinge durch die Nerven in unser Gehirn gelangten und dann erst von diesem zu Schlüssen verarbeitet werden. So liegt also die erste Ursache des Denkens stets in der Außenwelt, und kann eine seelische Thätigkeit ohne vorhergegangene physische Erscheinung, d. h. ohne die Erfahrung, nicht gedacht werden, und jene primitiven Urtheile, wie es die Erscheinungen der Außenwelt sind, müssen als die Quelle und Bedingung unseres geistigen Lebens betrachtet werden. Dieselben liegen somit außer unserer Seele.

Treten wir, dies näher zu erklären, an die Wiege eines Neugeborenen. Dem kleinen Wesen fehlt jedes Selbstbewußtsein, jede Unterscheidung des Individuums von der es umgebenden Außenwelt. Licht und Dunkel, Wärme und Kälte wirken zwar auf das kleine Kind ein, es empfindet dieselben, ohne aber daraus einen Schluß ziehen zu können. Nach und nach lernt es aber zwischen den Empfindungen der äußeren Welt und den Bewegungsempfindungen des eigenen Körpers einen Unterschied zu machen. Dem Kind ist nun sein eigentlicher Körper ein von allen Gegenständen der Außenwelt und seiner Erfahrung geschiedenes Ding, das von allen sonstigen Ortsveränderungen geschieden werden muß. Diese Merkmale sind eben die den Ortsveränderungen der Körperglieder beigegebenen Bewegungsempfindungen und deren Empfindlichkeit bei allem Wechsel der sonstigen Wahrnehmungen. Während das Kind z. B. jetzt in das Licht versetzt wird und dann sich im Dunkeln befindet, bald Wärme und Kälte empfindet 2c., fängt es an, bei allem Wechsel etwas Bleibendes wahrzunehmen, und der erste Gedanke des Selbstbewußtseins dämmert in ihm auf.

Heinrich Wilhelm Dove. (Seite 383.)

Dieses Selbstbewußtsein, das aus der Wechselwirkung der Wahrnehmungen der Außenwelt und der bleibenden Empfindungen des eigenen Körpers entsteht, ist die erste Entwicklungsstufe der Seele; es ist der erste Schluß, den diese bildet und welcher lautet: Es gibt etwas, das stets wechselt, und etwas, das stets bleibt; folglich gibt es zwei Dinge. — Nun fängt das Kind auch einheitlich zu handeln an; es wendet Kopf, Hand und Fuß nach einer Richtung, um sich in eine gewisse Lage zu bringen u. s. f., d. h. es lernt den Körpergebrauch und den Genuß der Außenwelt.

Gleichwie aber ein Mensch, der in ein dunkles Zimmer tritt, anfangs nur eine einzige, dunkle Masse erblickt und dann erst durch Anstrengung des Gesichts- und Tastsinnes die einzelnen Dinge zu unterscheiden weiß, so fängt auch endlich das Kind, das zuerst alles es Umgebende für ein einziges Ding hielt und daher weder Personen noch Sachen von einander zu unterscheiden wußte, die verschiedenen unterscheidenden Merkmale zu erkennen an, die Dinge der Außenwelt zu theilen und zu unterscheiden, und durch diese Unterscheidung die ersten Spuren des Gedächtnisses zu zeigen. Dies ist die zweite Entwicklungsstufe der Seele. Allerdings geht das Kind anfangs nicht korrekt vor, indem es alles, was ihm begegnet, für ein Individuum seinesgleichen hält und daher z. B. ein Stäbchen oder gar ein Püppchen, das man ihm in die Hand gibt, schlägt, küßt, anzusprechen sucht. Allein nach und nach verschwindet dies, und das Kind kann nun einen Stein von einer Blume, ein Thier von einer Pflanze unterscheiden; d. h. es bildet sich Begriffe, indem es das Wesentliche, das es z. B. an allen Thieren bemerkt hat, zurückhält, das Unwesentliche aber ausläßt, und so sich ein abstraktes Bild von einem Thiere bildet, das weder Katze noch Hund ist und indem es doch sogleich, je nach dem zufällig Hinzutretenden, das besondere Thier erkennt. Auch von dem besonderen Thiere macht es sich solch' ein Bild, das, z. B. wenn es den Hund betrifft, weder Pudel noch Mops, weder schwarz noch weiß ist und das ihm

dennoch beim Erscheinen eines wirklichen Hundes die Gewißheit gibt: dies ist ein Hund. —

Diese Bildung abstrakter oder allgemeiner Vorstellungen zeigt die dritte Entwicklungsstufe der Seele an; — sie ist zugleich die höchste und letzte und in ihren weiteren Fortschritten die Erklärung aller höheren Geistesthätigkeiten.

Wir haben also drei Entwicklungsstufen der Seele vor uns; es sind:

1) Unterscheidung des eigenen Wesens von der Außenwelt, oder das dämmernde Bewußtsein; 2) Bildung und Verknüpfung von Vorstellungen (zu Schlüssen); Gedächtniß; 3) Bildung von (allgemeinen) Begriffen; Mittheilung nach außen.

Es obliegt uns nun, zu suchen, ob jene drei Entwicklungsstufen der menschlichen Seele sich auch bei den Thieren vorfinden; ist dies der Fall, so haben wir einen sicheren Untergrund für unsern weiteren Aufbau gefunden. Und in der That treffen wir, wo wir überhaupt mit Empfindungen begabte lebende Wesen vorfinden, auch an denselben die ersten Spuren einer sinnlichen Wahrnehmung und einer rohen Unterscheidung des eigenen beweglichen Individuums und der Außenwelt, also Bewußtsein und den Beginn einer Vorstellungsthätigkeit. Von dieser tiefsten Stufe gelangen wir zu Geschöpfen, bei denen eine Verknüpfung verschiedener Vorstellungen geschieht, die mit einem gewissen Zeit- und Ortsgedächtniß begabt und offenbar einer einfachen Reflexion fähig sind. Endlich auf der dritten und höchsten Stufe finden wir Wesen, bei welchen außer der Weiterentwicklung dieser Fähigkeiten eine Verbindung der allgemeinen Vorstellungen zu Allgemeinbegriffen sich vorfindet und bei welchen das geistige Leben nicht mehr auf das Individuum beschränkt bleibt, sondern nach außenhin durch Zeichen- oder Lautsprache sich mittheilt.

Schon in den niedrigsten Thierklassen, bei den Infusorien, Polypen, Quallen, finden wir Lebensäußerungen, die auf ein Selbstbewußtsein hindeuten. Die Thiere ergreifen die ihnen angemessene Nahrung, wählen sie unter der Unzahl sonstiger Gegenstände aus, mit denen sie in Berührung kommen, und geben nicht selten einem Nahrungsstoff den Vorzug vor den anderen. Sie wählen also; die Wahl aber setzt immer ein einheitliches, bewußtes Handeln voraus. Einen Polypen kann man wie einen Handschuh umstülpen, sodaß die Innenseite nach außen kommt. Das Thier empfindet diese Mißhandlung sehr unangenehm; denn gewöhnlich sucht es sich wieder zurecht zu bringen und häufig gelingt ihm das. Im entgegengesetzten Falle jedoch sucht es mit derjenigen Seite die Nahrung aufzunehmen, mit der es früher verdaute, und mit jener zu verdauen, mit der es früher die Nahrung empfing. Der Polyp kennt also seinen Körper; er benützt ihn zweckmäßig und weiß ihn sogar neuen Verhältnissen anzupassen, — er steht also jedenfalls in der ersten Entwicklungsstufe der Seele. Eine gewisse Art Stachelhäuter übt sogar Selbstzerstörung aus, indem sie, wenn man sie bei ihren Armen anfassen will, dieselben durch Zerstückelung oder Abbrechen zerstören, und so entkommen.

Eine Stufe höher stehen die Weichthiere. Die Schnecke betastet die Dinge, die ihr begegnen, mit ihren Fühlfäden, und sie, wie die Muschel, wissen das Wasser oder die entsprechende Menge Feuchtigkeit aufzufinden. Sogar ein Gedächtniß haben diese Thiere. Die Messerschneide, eine Muschel, die sich während der Ebbezeit tief in den Sand einbohrt, so daß nur oben ein kleines Loch offen bleibt, wird von den Fischern herausgelockt, indem sie etwas Salz in das Loch schütten. Das Thier kommt nun hervor und muß augenblicklich gepackt werden. Thut man dies nicht, so entweicht es und kommt nie mehr zum Vorschein, man mag Salz aufstreuen, so viel man will. Das Thier lernt also nicht nur die Gefahren kennen, sondern auch meiden; — so graben sich auch gewisse Krebse in den Sand ein, sobald sie verfolgt werden, und ziehen andere beim geringsten Geräusch ihre Füße unter den Brustpanzer zurück und pressen ihre Scheeren fest an den Körper, um nicht bemerkt zu werden. Auch ist bei dieser Thiergattung ein neuer Fortschritt zu bemerken; sie reinigen und pflegen schon ihren Körper — also ein erhöhtes Selbstbewußtsein, erste Anzeichen von Lebensfreude und Eitelkeit. Noch einen Schritt weiter gehen die Spinnen — sie lieben die Musik, wie die Spinne des Fräuleins von Bövern, die durch das Spiel auf dem Piano aus ihrem Verstecke hervorgelockt wurde.

Ehe ich nun fortfahre in der Darstellung der Seelenentwickelung der Thiere, möchte ich vorerst einer Frage begegnen, die viele Leser auf den Lippen haben werden; warum nämlich denn diese Thiere auf den unteren Stufen stehen bleiben und nicht wie der Mensch höher steigen. Darauf läßt sich mit dem antworten, was bereits über das Entstehen der Seele gesagt wurde, daß nämlich unser Bewußtsein nur durch die Außenwelt geweckt werde. Unser Bewußtsein ist demnach keine besondere Fähigkeit der Seele, sondern eine in uns aufgenommene Wahrnehmung der Außenwelt, in Unterscheidung unseres eigenen „Ich", also eine Anschauung selber. Nun werden die Anschauungen nur durch die Sinnesorgane vermittelt, durch Augen, Ohren, Gefühl 2c. und die Zahl, Sicherheit und Klarheit unserer Anschauungen hängt also von der Zahl, Stärke und Verbindung der entsprechenden Nerven ab, mit anderen Worten, unser Bewußtsein ist auf die Thätigkeit unserer Nerven- und Sinnesorgane angewiesen und je besser konstruirt und zahlreicher diese sind, um desto klarer und deutlicher ist auch unser Bewußtsein. So verliert also z. B. der Mensch das Bewußtsein, sobald die Sinnesorgane ihn verlassen, und um wie viel tausend Vorstellungen und Begriffe ärmer muß der Blindgeborene sein als die Sehenden. Die Zeit, in der das Bewußtsein entsteht, ist also naturgemäß direkt abhängig von der Zeit, in welcher der Körperorganismus seine Ausbildung erhält; denn die erste Entstehung des Bewußtseins setzt voraus, daß das Individuum Sinneseindrücke aufzunehmen und durch Bewegungen zu beantworten weiß. Damit ist aber nicht die Bedingung gestellt, daß alle Sinne ihre Ausbildung erlangt haben. Wenn nur ein einziger der zu räumlichen Anschauungen befähigten Sinne Empfindungen vermittelt und das ihm beigeordnete Muskelsystem so weit fertig ist, daß der Mechanismus der Reflexe ungehindert von statten gehen kann, so sind damit die Bedingungen zur Entwickelung eines Bewußtseins schon gegeben. In den meisten Fällen wird der Tastsinn der äußeren Haut der vermittelnde Sinn sein, der sogar auch nicht selten zur räumlichen Anschauung befähigt. Die Vorstellungswelt ist dann freilich eine höchst unvollkommene, sie beschränkt sich ganz und gar auf die Trennung des eigenen Körpers von der Außenwelt. Bei Thieren mit solch' einfacher Muskel- und Nervenkonstruktion muß also das Seelenleben auf der niedrigsten Stufe bleiben, wenn auch der Tastsinn bei ihnen mit besonderen Tastorganen ausgestattet ist und mit den Fühlern mancher derselben verglichen die menschliche Hand ein rohes unbehilfliches Organ ist. Und je entwickelter dieser Tastsinn ist, umsomehr pflegen die übrigen Sinne, besonders das Gesicht, zurückzubleiben. Bei vielen Thieren jener Klassen fehlt es daher ganz, bei anderen dient es nur zur Auffassung von licht und dunkel, nicht aber zur Anschauung räumlicher Bilder, wie aus dem Fehlen eines entsprechenden Augenmuskelsystems zu schließen. Vergleichen wir nun die Stufenfolge der Thiere, so bietet sich die wechselnde Klarheit des Bewußtseins (d. h. die Bildung von Vorstellungen) eben als eine Folge der in dem körperlichen Organismus gelegenen Bedingungen dar. Ein thierischer Organismus ohne Nervenknoten z. B. wird niemals jenen Grad von Seelenthätigkeit erreichen können, den ein anderer mit Nervenknoten versehener zeigt. Mit der Beschränkung der sinnlichen Hilfsmittel, vor allem mit der ungenügenden Ausbildung des Auges, des einzigen Sinnes, der weithin in die Tiefen des Raumes dringt, muß schon der Kreis der Vorstellungen enger und enger werden, muß das Bewußtsein endlich selber seinen ganzen Inhalt in dem dunkeln Unterschied der eigenen Bewegung von den veränderlichen Aeußerungen der Außenwelt finden. Diese einzige Unterscheidung und erste Seelenentwicklungsstufe, die keinem Thierorganismus fehlt, genügt vollständig, obschon sie sich in zwei Vorstellungen auf immer erschöpft, zu einheitlichen Handeln und zweckmäßigen Körpergebrauch.

Bei niederen Körperorganismen muß also auch eine niedere Thierseele angenommen werden, wie bei höheren und einer größeren Anzahl von Sinnesorganen eine höher entwickelte. Wie aber bei den niedrig gestellten gewisse Arten zur größtmöglichen Höhe der Entwicklung sich emporgeschwungen haben, wie z. B. unter den Insekten die Bienen und Ameisen, so finden wir bei den Wirbelthieren dagegen, denen im großen und ganzen auch der menschliche Organismus angehört, in den untersten Klassen Thiere, die an Intelligenz die bestentwickelten der früheren Klasse kaum übertreffen. Man schreibt den Fischen und den Reptilien sehr wenig Seelenkräfte zu; — doch mag dies daher kommen, daß sie weniger der täglichen Beobachtung zugänglich sind, als andere Thiere. Mancherlei Züge aus dem Leben der Fische z. B., wie das Hochzeitskleid der Männchen zur Zeit der Paarung, der Nesterbau einiger Arten, die Wanderungen, die gewisse von ihnen unternehmen (manche sogar zu Land, wie brasilianische Arten,

die bei Austrocknung ihres Teiches zu tausenden durch den Wald ziehen, um einen neuen Teich sich aufzusuchen), sowie ihr lebhafter Farbenwechsel bei Trauer und Schmerz, Freude und Tod lassen auf ein nicht unbedeutendes Gemüthsleben und eine bedeutende Macht der Affekte schließen. —

Auf einem bereits viel höheren Standpunkte als sie stehen die Vögel, mit denen wir die dritte Entwicklungsstufe der Seele erreicht haben. Begriffsbildung und besondere Gedächtnißstärke sind bei ihnen zu bemerken. Die Dohle, die einmal eine Büchse abfeuern gesehen, fliegt sofort bei dem Anblick einer solchen auf, während sie bei Annäherung von Leuten mit Stangen, Leitern 2c. ruhig sitzen bleibt. Die Nachtigall kann bis drei, die Dohle bis vier zählen. Wenn nämlich vor ein Dohlennest fünf Jäger treten, hierauf in's Gebüsch sich zurückziehen und dann einer nach dem andern es wieder verläßt und fortgeht, so kommt, sofort nachdem der vierte das Gebüsch verlassen, die Dohle aus ihrem Versteck hervor, offenbar, weil sie an den fünften noch verborgenen Jäger nicht mehr gedacht, und wird zur Strafe für diesen Rechnungsfehler niedergeschossen. Die Maus zählt bereits bis neun. Auf das ausgezeichnete Gedächtniß der Vögel gründet sich auch ihr Nachahmungsvermögen, welches die Drossel befähigt, bald wie eine Lerche oder Nachtigall zu schlagen, bald wie eine Taube zu gurren, bald wie ein Hund zu bellen oder wie eine Katze zu miauen. Nichts beweist das klare Vorstellungsvermögen der Vögel besser, als der Umstand, daß als Frauen verkleidete und mit Betten auf dem Rücken versehene Jäger dennoch von den Dohlen erkannt und geflohen wurden. Am höchsten in der Intelligenz stehen unter den Vögeln die Kraniche und Störche, welch' letztere Wachen ausstellen, Krieg führen und vor der Wanderung im Herbste Berathungen abhalten, bei denen jene Individuen, welche den Reisestrapazen nicht gewachsen erscheinen, ausgemustert und getödtet werden.

Aber den höchsten Grad der Intelligenz erreichen die Säugethiere; und es gibt wenig Regungen des menschlichen Gemüthes, die nicht in jenen und besonders in den Hausthieren wenigstens im Keime enthalten sind. Die reiflichste Ueberlegung und den besten Witz zeigt der Elephant, und derselbe steht daher in dieser Hinsicht dem Menschen näher als selbst der Affe. — Ein Offizier der indischen Armee hatte solch' ein Lieblingsthier, das er auf das beste verpflegte. Einst mußte er verreisen und trug daher dem Kornak (ind. der Diener) auf, den großen Liebling gut zu warten. Der Kornak hatte aber nichts Eiligeres zu thun, als dem Elephanten täglich nur die halbe Ration der gewohnten Nahrung vorzusetzen. Als nun der Offizier von seiner Reise zurückkehrte und es nicht versäumte, der nächsten Mahlzeit des Lieblings beizuwohnen, setzte diesem der Kornak natürlich wieder die ganze Ration vor. Der Elephant aß ruhig die eine Hälfte, ließ die andere stehen und war nicht zu bewegen, sie zu berühren. So kam das unredliche Gebahren des Kornaks an's Licht und der Elephant hatte sich gerächt. — Um die Besucher des pariser Pflanzengartens davon abzuhalten, dem Elephanten Futter zu werfen, wurde vor das Gitter eine Schildwache mit aufgepflanztem Bajonnette gestellt, um jeden am Futterwerfen zu verhindern. Der Elephant sah dieser Thätigkeit des Soldaten einige Zeit ruhig zu, dann bewarf er ihn unmuthig mit Sand, und als der Soldat diesen ruhig von sich entfernte, ging dem Elephant endlich die Geduld aus, er entriß dem Soldaten das Gewehr, zermalmte es und warf es ihm zu den Füßen hin — unter dem Gelächter der Pariser, die alles gern verlachen, am liebsten aber ihre Regierung. Auch die Fähigkeiten des Affen sind nicht gering und der Affe des Naturforschers Buffon, der seinen Pflichten als Kammerdiener auf's genaueste nachkam, allen Besuchern die Thür öffnete, sie in das Empfangszimmer führte und den Herrn herbeirief, den Thee servirte 2c., beweist, daß auch eine Art Pflichtgefühl diesen Thieren eigen. — Aber auch andere Thiere zeigen ähnliche Fähigkeiten; so läuft das Pferd, wenn es ein Hufeisen verloren, selbst zu der Schmiede, in der es ihm einmal angeschlagen worden ist, und auch die Dummheit des Esels ist nicht so groß, wie man gewöhnlich annimmt. Sein Grundfehler ist die Halsstarrigkeit. Er thut alles gezwungen, — mit dem Trotze wächst die Mißhandlung, mit der Mißhandlung der Trotz. So kommt es, daß das Thier endlich stumpfsinnig wird und der alte Esel noch „dümmer" ist als der junge. Er ist eben kein Opportunitätspolitiker, Meister Langohr; er versteht es nicht, zu wedeln wie der Hund — aber gar so dumm ist er doch nicht. Dumm kann man das Schaf nennen, das willenlos seine Wolle und sein Leben hergibt, während die Ziege wiederum große Intelligenz zeigt und sich über den Mensch mehr lustig macht, als sich ihm unterwirft. —

Die Thiere sind also Wesen, deren Erkenntniß von der des Menschen nur durch die Stufe der erreichten Bildung verschieden ist. Zwischen Thier und Mensch besteht also, wie Prof. Wundt sagt, keine tiefere Kluft, als innerhalb des Thierreiches selber. Alle beseelten Organismen bilden eine Kette gleichartiger Wesen, die fest zusammenhängt, in der nirgends eine Lücke besteht. Schluß- und Urtheile sind die seelischen Grundverrichtungen. Schlüsse und Urtheile haben wir aber auf jeder Stufe des geistigen Lebens nachgewiesen, als die Faktoren, aus denen die Seelenfähigkeiten hervorgehen. Sie sind es, die Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen und Begriffe bilden, und sie sind es, die auf der ganzen Stufenleiter geistiger Geschöpfe von einzelligen Infusorien und formlosen Polypen bis zum Menschen herauf das innere Leben ausbilden. (Fortsetzung folgt.)

Karl Beck, der Dichter der „Lieder vom armen Manne".

Von Dr. Max Vogler.

Man hatte lange schon Kunde davon, daß der Dichter der „Lieder vom armen Mann" zu Wien schwer krank darniederlag; nun hat ihn, am 9. April d. J., der Tod von seinen Leiden erlöst. Karl Beck hat ein so warmes Herz für die Armen und Elenden gehabt, er ist ein so tapferer Kämpfer für die Wahrheit gewesen und hat zudem soviel Bedeutendes geschaffen, daß es durchaus angemessen erscheint, ihm in diesen Blättern ein Denkmal des Dankes und der Ehre zu setzen.

Als Sohn eines jüdischen Kaufmanns am 1. Mai 1817 in dem ungarischen Marktflecken Baja geboren, besuchte Karl Beck das Gymnasium zu Pest, wohin seine Eltern inzwischen übergesiedelt waren, und studirte dann eine Zeitlang in Wien Medizin. Seine Privatverhältnisse zwangen ihn indeß, dieses Studium bald aufzugeben, worauf er sich wieder nach Pest zurückwandte, um sich auf dem Kontor seines Vaters dem Kaufmannsstande zu widmen. Nach einem halben Jahre aber entsagte er auch diesem Berufe, zu welchem er wenig innere Neigung fühlte, und ging nach Leipzig, wo er sich bei der philosophischen Fakultät inskribiren ließ und ausschließlich der Poesie und den schönen Wissenschaften lebte. Durch einen der „Jungdeutschen", mit deren philosophischen und politischen Ansichten Beck gleich von Anfang an die meiste Verwandtschaft zeigte, — durch Gustav Kühne, der damals die „Zeitung für die elegante Welt" redigirte, in die Literatur eingeführt, gab er sehr bald einen gewichtigen Beweis seines literarischen Vermögens in den 1838 zu Leipzig veröffentlichten „Nächten, Gepanzerte Lieder". Ganz aus dem Drängen und Treiben der Zeit herausgeboren und ein wildes Freiheitsverlangen, mit oft geschickter Anwendung der damaligen politischen Schlagworte, zum Ausdruck bringend, liegt in diesen Gedichten schon ganz die markige Kraft, der seelenvolle Zauber und das phantasiereiche Leben, welche die Dichtungen Karl Becks überhaupt auszeichnen, wenn auch eine allzu pompöse Einrahmung in kühne Bilder die Klarheit der Gedanken zuweilen verdunkelt und die Jugend des Autors in schwülstigen Ueberladungen und Uebertreibungen sich äußert. Die glühende Phantasie des Dichters zeigt sich gleich in dem ersten Gedichte, „Der Sultan", worin er ein lebendiges Bild seines bisherigen Seelenlebens entrollt, — am Ende hat ihn brünstige Liebe erfaßt zu „einer Jungfrau, stolz, umrauscht vom festlichen Gewande":

„Sie nennt sich Zeit, und ihres Sehnens Drang,
Ihr Lieben, ihr Gebähren, ihr Bestreben,
Und ihre Märchen, mitternächtig bang
Ich schrieb sie hin mit meinem rothen Leben."

Damit ist sein innerster Drang, dem Geiste der Zeit seine Stimme zu leihen, klar ausgesprochen, und in welchem Sinne er den Athem dieser Zeit auffaßte, geht u. a. aus dem Gedicht „Die Eisenbahn" hervor. Entgegen den kleinlichen Bedenken und egoistischen Besorgnissen der „Philister", die nur fragen, ob die von ihnen bei

dem Unternehmen veranlagten Gelder gewinnen oder verlieren werden, und die der unbequemen „Neuerung“ fluchen, weil die „Eisenschlange“ grade ihre Flur, ihre Saat „begeifert“, sind dem Dichter

Diese Schienen Hochzeitbänder,
Trauungsringe, blankgegossen;
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen! du bist zahm geworden!
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden,
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst, am Leben festzuhangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird das Hochzeitfest begangen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Erinnerte der wilde, freiheitschwärmende Klang dieser Lieder an die Weise Anastasius Grüns, dessen siegesgewisse Heiterkeit dem Dichter freilich nicht zu eigen ist, so gemahnt die im ganzen düstere, träumerische Stimmung, die über den Gedichten des in demselben Jahre erschienenen „Fahrenden Poeten“ liegt, mehr an die trübe, melancholische Art Lenau's. Die reizvollen, farbenreichen Bilder seiner ungarischen Heimat, die Karl Beck hier entwirft, lassen sich in mehr als einer Beziehung mit den eigenthümlich belebten Haidebildern des letzteren vergleichen, und auch die Schilderungen aus dem wiener Leben sind glücklich ausgeführt und anziehend, während die Reflexionen in den letzten Abschnitten, „Weimar und die Wartburg“, bei allem zuweilen begeisterten Aufschwung, den das Dichtergemüth darin nimmt, hier und da zu breit ausgesponnen und zu weitschweifig erscheinen.

Im Jahre 1839 ging Beck nach Hamburg, wo er die Aufmerksamkeit Karl Gutzkows auf sich lenkte, der in ihm „das kräftigste und hoffnungsvollste Talent der Jüngeren“ zu erkennen glaubte, „der alle Mittel besitze, ein deutscher Byron zu werden“. Das folgende Jahr brachte bereits wieder eine neue Gedichtsammlung von ihm: „Stille Lieder“, die manche Klänge von großer Zartheit und melodischer Weichheit enthalten, wie „An der Donau“, „Ich liebe dich“, „Heimweh“ und das wundervolle Mädchenlied „Geh' zur Ruh'“:

Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh' zur Ruh'!
Lieblich weht des Abends Kühle,
Werde kühl auch du!
Träume, daß der Hauch der Nacht
Dir ein Palmenblatt gebracht,
Geh' zur Ruh'!

Laß dein Hangen, laß dein Bangen,
Irrend Auge, schließ dich zu!
Sieh, der Tag ist schlafen gangen,
Schlafen geh' auch du!
Ach, das süß erlebte Glück
Spiegelt dir der Traum zurück,
Geh' zur Ruh'!

Dem obengenannten Werke reihte sich an das Trauerspiel „Saul“ (1841), welchem noch in demselben Jahre seine bedeutendste Schöpfung, der Roman in Versen „Jankó, der ungarische Roßhirt“ folgte. Dieses Werk weist alle Vorzüge der beck'schen Dichtweise auf: einen glänzenden Reichthum an Phantasie, meisterhafte, farbenfrische Schilderung, tiefste Wärme der Empfindung. Dabei tritt uns das ungarische Volksleben in so treuer Auffassung entgegen, daß wir uns selbst mitten zwischen all' dem bunten Volk, auf dem weiten Haideland, in den Schenken, auf dem Schlosse des Großherrn, in den Hütten, unter Zigeunern und Magnaten zu befinden meinen, und die Dichtung verfolgt außerdem noch den bewußten Zweck, in praktischer Darstellung die gähnende Kluft zwischen Reich und Arm, Herr und Knecht, all' die Grausamkeit eines unbeschränkten, gewaltthätigen Feudalismus und die aus diesen Zuständen entspringenden schweren Konflikte zu zeigen, sodaß dieser „Jankó“ ohne Zweifel auch ein bedeutsamer Ausdruck der Freiheitstrebung des Jahrhunderts geheißen zu werden verdient. Welch' treffliches landschaftliches und seelisches Stimmungsbild ist da z. B. das kleine Lied: „War die Sonne schlafen gangen“, — welch' hinreißende Schilderung der Zigeunermusik und des wilden Csardastanzes gibt der Dichter in dem Stück: „Nun spielt — und mag euch Gott verderben — ein ungrisch Lied, voll Glut und Blut“ 2c., — wie lebendig weiß er den Gegensatz zwischen dem bis zur Lächerlichkeit verfeinerten und verweichlichten Leben in der Residenz, „dem goldnen Käfig“, und dem frischen, ungebundenen Schalten und Walten draußen im Lande, dem wilden, ausgelassenen Treiben auf dem Schlosse des Großherrn uns vor die Augen zu führen, und welch' eine wuchtige Satire liegt darin, wenn der Poet den eben trotzig für die Freiheit schwärmenden Großherrn fortfahren läßt:

Freiheit! — Waren meine Bauern
Willig und geduldig blieben?
Sorgten sie für meine Felder?
Sind die Zehnten eingetrieben?
Sind die Dämme aufgeworfen?
Ist das Holz im Wald gehauen?
— ‚Wohl! Jedoch die eignen Aecker,
Herr, sind traurig anzuschauen‘ . . .

— Traurig? Ei, es blieb den Schelmen
Zeit genug, ihr Feld zu warten.
Doch es sitzt sich gar zu lieblich
Am Gelage bei den Karten. —
Welch' Getümmel in der Schenke? . . .
— ‚Tanz, o Herr, und Hochzeitgeiger.‘ . . .
— Was die Glocke? — Wie die Schnecken
Schleppen sich die trägen Zeiger!

Und dann, als der Schloßherr in die klang- und lusterfüllte Schenke tritt:

Die Bauern langen erschrocken
Von den struppigen Locken
Mit knechtischem Gemüthe
Die breitgekrämpten Hüte.
Sonst, beim Wasserkruge
Hinter dem Pfluge,
Schweißbenetzt, mattgehetzt,
Sonst, lagernd auf der Erden
Bei den mähnewerfenden Pferden,
Vom Sturm gerüttelt, geschüttelt,
Von der Sonne beschossen,
Vom Regen begossen,
Sonst, wenn Weib und Kind um Brot
Zum Himmel geschrieen in bittrer Noth,
Indeß der Schloßherr die Flaschen entpfropft,
Auf's werdende Bäuchlein klopft,
Mit duftendem Kraute die Pfeife stopft,
Auf wonniglich zerküßten
Lippen und Brüsten
Trunken, versunken ruht:
Kampflustig rücken sie da den Hut,
Sehn finster und wild,
Daß die Taube mild,
Die harmlos sonst und unverzagt
Aus ihren Händen das Futter pickt,
Zusammenschrickt
Und nicht zu nahen wagt:
Da brüten sie Fluch und Verderben,
Und sterben soll er, sterben, sterben!
Und jetzt, wo er mit stolzem Schritt
In ihre Reihen tritt,
Jetzt stehn sie entnervt, erblaßt,
Als wollten sie fast
Dem Götzen zu Füßen fallen,
Die feigen Vasallen! . . .

Während er diese prachtvolle Dichtung schuf, hatte sich Beck mit solcher Macht in sein ungarisches Vaterland zurückgeträumt, daß ihn ein heftiges Heimweh erfaßte, welches ihm nicht eher Ruhe ließ, bis er wieder zum Wanderstabe griff und seinen Aufenthalt zunächst in Pest nahm. Aber hier deshalb angefeindet, weil er sich in seinen für die Zeitschrift „Der Ungar“ gelieferten Beiträgen der deutschen Sprache bediente, sah er sich veranlaßt, dieser Stadt bald den Rücken zu kehren und nach Wien zu wandern, wo er mit dem ihm schon längst seelenverwandten Nikolaus Lenau warme Freundschaft schloß. Auch hier hielt es ihn jedoch nicht lange, und er wandte sich nach Berlin, wo er in Verkehr mit Varnhagen, Boekh, Humboldt und Schelling trat und im Jahre 1844 die „Nächte“, den „Fahrenden Poeten“ und die „Stillen Lieder“, vereinigt und kritisch gesichtet und geläutert, unter dem Gesammttitel „Gedichte“ von neuem herausgab. Sehr

bald schon finden wir ihn in der Schweiz. Hier machte er Bekanntschaft mit Freiligrath und Herwegh und brachte als werthvollste Ausbeute die „Lieder vom armen Manne“ mit zurück, welche im Jahre 1846 zu Berlin erschienen und seinen Namen sehr populär machten. Eine tiefe Trauer, weniger über eigenes Lebens- uns Herzensgeschick, als über das solange vergebliche Ringen der Menschheit, ein schneidendes Weh über die geistige und leibliche Noth derselben, eine heiße Sehnsucht nach dem endlichen Sieg wahrer Humanität zieht sich durch dieselben hin.

Eines der ergreifendsten unter den „Liedern vom armen Manne“ ist das Gedicht „Knecht und Magd“. Der Dichter schildert darin zuerst die freudlose, mühevolle Jugend der beiden, die sich lieben und gerne zusammenkommen möchten, aber trotz aller Arbeit erst im Alter vereinigt werden, — und als sie nach langem Sparen und Zusammenscharren von „Kreuzern und Gulden“ endlich ein Paar geworden und ein Hüttlein, „mit Röhricht gedeckt“, erworben, da lachen und weinen und jauchzen und beben sie, — nicht aus „Wonne der Liebe“, denn „sie waren getrennt seit der Jugend Tagen, im rauschenden Lenz, wann die Lerchen der Brust am lautesten schlagen“, — „nein! nur daß am eigenen Herd die eigenen Pfühle sich heben“, und daß nur Gott ihr Herr ist, „der die Sterne beruft, zu leuchten, wenn's nachtet. . . .“

Im Jahre 1849 verheirathete sich Beck in Wien mit Julie Mühlmann aus Berlin, die ihm aber leider schon nach sechs Monaten der Tod (die Cholera) wieder raubte. Vom tiefsten Schmerz über diesen herben Verlust erfaßt, verließ er Wien, woselbst er das Feuilleton des „Lloyd“ während der letzten Zeit redigirt hatte, und führte in Deutschland ein unstätes Wanderleben. Erst 1852 nahm er seinen Aufenthalt wieder in Wien und dann in Pesth; hier hatte er die Redaktion einer belletristischen Zeitschrift übernommen. Inzwischen waren die unter den unmittelbaren Eindrücken der Zeit entstandenen „Monatsrosen“ (1848) erschienen und im Jahre 1849 das Gedicht „An Kaiser Franz Josef“, in welchem er für die politischen Verurtheilten — die bereits hingerichteten ungarischen Generale — vom Kaiser Gnade erflehte, und infolge dessen er namentlich von dem böhmischen Dichter Moritz Hartmann der politischen Apostasie beschuldigt und auf das schärfste angegriffen wurde. Die nun, im im Jahre 1852, folgende Gedichtsammlung „Aus der Heimat“ bietet Bilder und Szenen aus dem Befreiungskriege der Ungarn (1848—49); der Dichter verherrlicht darin voll Begeisterung den Kampfesmuth und die Tapferkeit der Kämpfenden, gleichviel, auf welcher Seite sie standen; leider aber haben diese Poesien, durch das an sich löbliche Bestreben des Autors nach maßvollerem Ausdruck, nach korrekterer Form, nach vorsichtigerer Wahl der, in seinen früheren Gedichten nicht immer ganz zutreffenden und geschmackvollen Bilder, an Frische und Lebendigkeit der Schilderung Einbuße erlitten. Am gelungensten sind die Husaren- und Zigeunerlieder. Schön und für den künstlerischen Fortschritt des Dichters charakteristisch ist das Schlußgedicht: „O, denket nicht vom Lied gering“, welches so ausklingt:

„Das Lied, es ist des Herzens Brot,
Wir können es nicht missen,
Am Sarg und an der Wiege nicht —
Es ist der Welt Gewissen!“

Die Dichtungen, welche Karl Beck in neuerer Zeit veröffentlichte, lassen das gleiche Bestreben, allzu üppige Auswüchse seiner Phantasie auszurotten, erkennen; doch sind einzelne Schilderungen vermöge ihrer wahren dichterischen Beredtsamkeit in seiner nächsten Publikation, der politischen Ballade „Jadwiga“ (1862) immerhin als höchst gelungen zu bezeichnen. Dasselbe darf von den Sonetten „Oesterreich in zwölfter Stunde“ (1868) gesagt werden. Eine zarte, sinnige Schöpfung gab der Dichter in den Distichen „Täubchen im Nest“ (1868), formell vollendet und gefühlsinnig im Inhalt. Beck hat diese Dichtung seiner letzten Sammlung „Still und bewegt“ (1869) einverleibt. Wenn sich auch in der letzteren manches Gezierte und Geschraubte findet und oft ein allzugroßer Bilderbombast die Klarheit und den konsequenten Fortgang der Schilderung beeinträchtigt, so rauschen uns daraus doch Klänge entgegen, welche die alte Gluth seines Dichtergemüths athmen; denn Beck schuf immer aus innerster, zwingendster Nothwendigkeit, und bei selten einem ist das poetische Schaffen so sehr dem tiefsten Herzensbedürfnisse entsprungen, wie bei ihm.

Während der letzten Jahre war der Dichter durch ein schweres Leiden fort und fort an das Krankenlager gefesselt. Seine materiellen Verhältnisse waren traurigster Art, und erst in allerjüngster Zeit hatte man eine Geldsammlung zu seinen Gunsten veranstaltet. Es ist bekannt, wie man deutschen Dichtern — und ein deutscher Dichter im besten Sinne des Wortes war Karl Beck — lohnt. Ganz alleinstehend im Leben, mußte er Asyl und Pflege in einem öffentlichen Spitale zu Wien suchen. Monate lang vor seiner letzten Stunde befand er sich in einer Art fortwährenden Todeskampfes. „Er, der so hart mit dem Leben zu ringen hatte,“ — berichteten unlängst die Tageszeitungen — „ringt nun mit dem Tode, und fast immer befindet er sich in den heftigsten Fieberphantasien. In diesen Fieberphantasien kehrt dem Dichter ein Gedanke wieder und immer wieder zurück, steigt ein Bild fortwährend von neuem vor seiner Seele auf. Und das ist die glückliche Zeit, die er einst in Weimar verlebte, — die glücklichste seines Lebens. Fortwährend kommt der Name der Stadt an der Ilm auf seine fieberkranken Lippen. Vor kurzem noch war eines Tages die Erinnerung an jene Zeit ganz besonders lebendig in seinen Phantasien. Mit einer Heftigkeit, welche die zur Pflege um ihn Versammelten erschütterte, verlangte er, nach Weimar gebracht zu werden, nach der Stadt, in der er glücklich gewesen sei. Die Heftigkeit, mit der er dies forderte, wuchs immer mehr, und die Aerzte des Spitals, in dem Karl Beck sich befindet, wußten schließlich keinen andern Ausweg, um ihn zu beruhigen, als den, daß man im Krankenzimmer eine Reise nach Weimar simulirte. Man setzte den bewußtlosen Dichter in einen Rollstuhl, den man durch das Zimmer in Bewegung setzte, man rief die Namen von Stationen; als dieser erschütternde fromme Betrug eine Weile hindurch fortgesetzt war, beruhigten sich wirklich die Fieberphantasien des Poeten, und friedlich lächelnd schlief er ein, als wäre sein schönster Traum erfüllt.“ Eine wirkliche und größere Reise — nach einem andern Weimar — trat er in der Nacht vom 9. zum 10. April dss. J. an, wo er zum ewigen Schlummer entschlief. Kurz vor seinem Tode hatte er in der Zeitschrift „Nord und Süd“ noch seine „Erinnerungen an Alexander Petöfi“, seinen genialen Landsmann, veröffentlicht.

Der Leichenfeier des Dichters, die am 12. April in der reformirten Kirche zu Wien stattfand, wohnten alle literarischen Kreise der Residenz, viele Studenten und außerdem ein massenhaftes Publikum bei. Der zelebrirende Pastor konnte es sich nicht versagen, am Sarge des Todten gegen die Ansichten und Schriften Karl Beck's, insbesondere gegen die „Lieder vom armen Manne“, scharf zu Felde zu ziehen, was, nebenbei bemerkt, bei allen Anwesenden einen höchst peinlichen Eindruck gemacht hat. Wir denken, der heimgegangene Dichter wird darob nicht weniger ruhig schlafen, und sein Vermächtniß ist uns darum nicht weniger lieb . . . .

Die Königin der Pampa†).

Montevideo gegenüber, am westlichen Ufer des Rio de la Plata („Silberstrom“), finden wir die Königin der Pampa, die Stadt des überseeischen Himmels und der schönen Frauen, des Morastes und der Saladeros*), Buenos-Ayres („Gute Lüfte“). Erst kaum drei Jahrhunderte alt, besitzt diese Stadt doch schon eine reiche Geschichte von Ruhmesthaten und Unglücksfällen. Sie wurde im Jahre 1535 von einer Schaar Abenteurer gegründet, die, verlockt von einigen wenigen Stücken Silbers, welche Sebastian Cabot aus Paraguay mitbrachte, sich zahllosen Gefahren aussetzten, um die fabelhafte Kaiserstadt Trapalanda aufzusuchen, welche silberne Mauern, goldene Dächer und diamantene Fenster

*) So heißen die riesigen Schlachthäuser, in welchen täglich hunderte von Rindern und Pferden zu Pökel- und Räucherfleisch verwandelt werden.

†) Wir beginnen hiermit die Schilderungen südamerikanischer Länder und Zustände von neuem, und zwar in äußerlich von einander unabhängigen Abhandlungen.
D. Red.

haben sollte. Bald nachher, infolge der unaufhörlichen Einfälle der Querandis, die ihr Vaterland gegen die ersten Eindringlinge auf's äußerste vertheidigten, verlassen, wurde Buenos Ayres im Jahre 1580 von Juan de Garay wieder erbaut, der diese Stadt auf's neue gegen die Eingeborenen vertheidigen mußte, die den Boden ihrer Heimat mit dem Blute so vieler Fremden tränkten und das Andenken an jene Greuelthaten im Pago de la matanza („Gau der Niedermetzelung") zurückließen. Später Hauptstadt eines Vicekönigreichs gleichen Namens, fristete Buenos Ayres ein elendes Dasein unter der habsüchtigen spanischen Regierung, bis diese es im Jahre 1810 zugleich mit anderen amerikanischen Besitzungen verlor, welche als die kostbarsten Edelsteine der Krone von Kastilien, derselben den stolzen Namen der „Beherrscherin zweier Welten" verliehen hatten. Die Nachfolger eines Pizarro und Cortez verloren so durch ihre politische Kurzsichtigkeit, durch ihre Goldgier, durch die Dummheit ihrer Statthalter, vor allem aber durch den Mißbrauch ihrer Macht — plötzlich eine ganze Welt.

Die Königin der Laplataländer gerieth aus dem tiefsten Druck der Tyrannei in den wüsten Strudel der Anarchie, und gegenwärtig lebt sie losgetrennt von ihren dreizehn Schwesterstaaten, deren Haupt und Herz sie ist, und deren Herrin sie manchmal auch werden wollte. In der Wuth der Bürgerkriege indeß reinigt sie sich allmählich von dem alten Schmutz, mit welchem Spanien sie jahrhundertelang bedeckte, und woraus sie bald um so kräftiger und schöner sich erheben wird, um sich ganz der fieberhaften Thätigkeit einer jugendlich aufstrebenden Bevölkerung hinzugeben. Wenn man das Klima von Buenos Ayres mit dem anderer Länder Südamerikas vergleicht, so kann man sagen, daß jene Stadt in der That den schönen Namen verdient, welchen sie trägt. Hinsichtlich der Atmosphäre und Temperatur den Städten des südlichsten Italiens zu vergleichen, ist ihr Himmel so klar, daß manchmal bei hellem Tage der Planet Venus sichtbar wird. Der Boden ist sehr feucht, da er sich nur wenig über den Spiegel des Flusses erhebt und sehr porös ist. Das Wasser des Flusses ist rein und sehr sauerstoffhaltig, da der Fluß hinlänglich Zeit hat, denselben in reichem Maße auf der langen Reise durch sein ungeheures Stromgebiet aufzunehmen, das 71700 geographische Quadratmeilen umfaßt und in dieser Ausdehnung einzig und allein dem Stromgebiet des Amazonenflusses nachsteht, das 18000 Quadratmeilen größer ist.

An vielen Orten sammelt man in gut gebauten Brunnen das Regenwasser oder das in den sandigen Boden eindringende Flußwasser. Buenos Ayres hat sehr reine Luft, sehr reines Wasser und außerdem eine solche Fülle von animalischen Nahrungsmitteln, daß ein Theil derselben, welcher hinreichen würde, alle Armen Irlands zu ernähren, den Hunden und der Fäulniß überlassen wird*). Bis 1857 hatte noch keine Epidemie dieses glückliche Land verwüstet, das sich rühmen durfte, in seinem Pampero (Südwestwind) ein kräftiges Präservativ zu besitzen, um die geringste Infektion der Luft im Keime zu zerstören. Dieses Vertrauen wurde bei Gelegenheit der letzten Epidemie des gelben Fiebers gerechtfertigt, das Montevideo entvölkerte, aber nichts gegen das benachbarte Buenos Ayres vermochte, wo einige mit jener Krankheit behaftete Personen aus Montevideo im Spitale starben, ohne das Fieber zu verbreiten. Unglücklicherweise jedoch wurde in dem genannten Jahre jene schreckliche Krankheit aus Brasilien in die argentinische Hauptstadt übertragen, wo sie sich ausbreitete und erst durch den Eintritt des Winters in jener Hemisphäre (Juni, Juli, August) erstickt wurde. Diese Thatsache ausgenommen, welche hoffentlich eine Ausnahme bleiben wird, ist Buenos Ayres immer von den großen Epidemien Asiens, Europas und Amerikas verschont geblieben.

Die Körperkonstitution der Portenos, wie sich die Bewohner von Buenos-Ayres nennen, ist im allgemeinen eine gute; sehr selten sieht man daselbst skrophulöse oder rhachitische Individuen. Die Tuberkulose dagegen ist dort viel verbreitet; überhaupt ist jener Himmel den Schwindsüchtigen, welche aus anderen Ländern dorthin kommen, nicht günstig. Rheumatische und Herz-Affektionen, vor allem aber nervöse Krankheiten jeder Art sind dort sehr häufig. Wenn der Nordwind weht, macht sich eine außerordentliche Niedergeschlagenheit, ein allgemeines Unwohlsein bemerkbar, welches für Personen nervös-reizbarer Konstitution und für Frauen um so empfindlicher wird. Wenn jener Wind herrscht, müssen auch Nichtärzte seinen schlimmen Einfluß gewahr werden, denn wenn sie dann die schönen Damen Plata's besuchen, finden sie die eine matt und gähnend, die andere von Migräne ergriffen, die dritte krank hingestreckt oder in Konvulsionen. In jenen Unglückstagen ermatten die politischen Geschäfte, der gesellige Verkehr erschlafft, die Leidenschaften des Herzens gerathen in unerwartete und gefährliche Krisen, und der Einfluß der Außenwelt auf den Gang der menschlichen Ereignisse ist überhaupt ein so großer, daß es bei allen großen und kleinen Angelegenheiten, die unter dem portenischen Himmel verhandelt werden, nothwendig ist, den Nordwind mit in Rechnung zu bringen. Dieser Einfluß wird auch dem Fremden fühlbar, und ich selbst habe ihn nicht allein in der argentinischen Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen Santa Fè, Entrerios und Corrientes beobachtet.

Es ist sehr schwer, diese Erscheinung genügend zu erklären. Die Naturforscher und Aerzte von Argentinien haben hierüber mehr oder weniger geistreiche Hypothesen aufgestellt. Das fragliche Phänomen tritt bei warmem und feuchtem Nordwind auf; aber das Thermometer und Hygrometer können unter anderen Umständen genau dieselben Anzeigen geben, ohne daß doch dabei das allgemeine Wohlbefinden im geringsten litte. Ich meinerseits glaube, daß bis jetzt die Erforschung der chemischen und physikalischen Verhältnisse des großen atmosphärischen Ozeans, in den wir bei unserer Geburt eintauchen und aus dem wir bis zu unserm Tode nicht mehr heraustreten, noch sehr unvollkommen ist; Thatsache ist, daß unsere Lungen und Nerven sehr große Unterschiede aufweisen, wo die sorgfältigste Analyse nicht die geringste Differenz entdecken kann. Indeß kann man bis jetzt annehmen, daß der Nordwind über die ungeheuren Urwälder Paraguays und Brasiliens nach Buenos-Ayres kommt und demnach die Produkte der langsamen Zersetzung organischer Stoffe mit sich führen muß, die in einer feuchten und warmen Atmosphäre unaufhörlich vor sich geht. Dieser Wind muß daher seiner ganzen Natur nach mit den regelmäßigen Luftströmungen schroff kontrastiren, die, von den salzigen Fluten des Ozeans oder vom Kräuterduft der Pampa erfüllt, immer sehr rein und erfrischend sind. Nicht selten ereignet es sich auch, daß ein atmospärisches Agens in einem Lande schädlich wirkt, während es in einem andern durch einige, je nach der Konstitution der Bewohner verschiedene Nebenumstände gehemmt, in der That keinen nachtheiligen Einfluß ausübt. Im weitern Verlauf unserer Reisebeschreibung werden wir noch mehr Gelegenheit nehmen, ähnliche Thatsachen zu berichten, welche auf einem der dunkelsten Felder der Hygieine einiges Licht werfen. Die italienischen Aerzte finden in Buenos-Ayres viele Landsleute, besonders Genueser, die mit ihnen sympathisiren. Wenn sie thätig und begabt sind, haben sie, von den freien Institutionen des Landes und der herzlichen Gastfreundschaft seiner Bewohner begünstigt, Anwartschaft auf hohe Stellen.

Die Portenos zeigen in körperlicher Konstitution und Charakter einen Mischlingstypus zwischen den beiden Nationen Andalusiens und Frankreichs. Sie sind von mittlerer Statur, haben offene und kohlschwarze Augen, blasse Gesichtsfarbe, dunkles Bart- und Kopfhaar und sind mager und beweglich. Insbesondere zeichnen sich die Frauen durch das tropische Feuer ihrer großen, von sehr langen Wimpern bedeckten Augen und durch die Elastizität und Grazie ihrer Bewegungen aus. Die Bewohner von Buenos-Ayres sind lebhafter und leichter Natur, unerschrocken und ausdauernd in Krieg und Frieden. Liebhaber alles dessen, was glänzt, werden sie leicht begeistert, und noch leichter wissen sie zu vergessen. Voll heftiger Leidenschaften, kennen sie den Geiz kaum dem Namen nach, sind aber der Mode allzusehr ergeben. Munter und begabt, zählen sie in der Dichtkunst, Geschichte und Politik schon viele Namen ersten Ranges. Voll kleiner Fehler und großer Tugenden, berechtigen sie zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

Ich will noch ein paar Worte über die großen südamerikanischen Städte sagen, die sich fast alle an jener reichgezackten, ungeheuren Küstenstrecke befinden und nach einigen oberflächlichen Reisebeschreibungen ganz Amerika ausmachen. Die Vereine von Menschen erscheinen im mittägigen Amerika als ganze in Gährung begriffene Staaten, die durch das Zusammenströmen von tausend verschiedenen Elementen sich von Tag zu Tag bilden und wieder umbilden und von denen, da sie sich in unaufhörlicher Bewegung befinden, es sehr schwer ist, ein Bild zu fixiren. Wir, die wir ewig denselben Schutt auf demselben Grunde und dieselben Spinnengewebe an denselben Decken sehen müssen — wir können

*) Bekanntlich werden diese überflüssigen Fleischmassen seit kurzem durch Liebigs neuerfundenen Fleischextrakt für die Menschheit nutzbar gemacht.

kaum den unaufhörlichen Umwandlungen folgen, in denen sich die jungen amerikanischen Staaten bilden und organisiren.

Uebrigens tragen jene Städte einen mehr europäischen als amerikanischen Charakter, und man könnte sie besser Pfropfreiser unsers alten Kontinents auf der jugendlichen Halbkugel des Kolumbus nennen. Die Dampfboote übertragen dahin nur zu oft die Ausscheidungen des Kontinents, denen jenes Land Zeit und Raum genug bietet, sich zu bestimmten Charakteren zu entwickeln; andererseits jedoch bringen auch die Fremden aller Nationen ihre Vorurtheile und ihr Wissen, ihre alten Gewohnheiten und Leidenschaften mit hin, wodurch das ursprüngliche amerikanische Element der Bevölkerung, in tausend Bruchstücke zertheilt und zerfetzt, oft kaum mehr bemerkt und unterschieden werden kann.

In den südamerikanischen Städten darf man nur den Einfluß des kosmischen Klimas und der politisch sozialen Verhältnisse auf die verschiedenen Nationen Europas suchen; aber auch da läßt sich nur die unmittelbare Gegenwart beschreiben und die nächste Zukunft errathen, da man sonst Gefahr läuft, in der Luft schwebende, nichtige Theorien aufzubauen. Wer neue Formen der Bildung finden und ganz bestimmte Erscheinungen der Physiologie und Psychologie beobachten will, muß sich in's Innere des amerikanischen Kontinents begeben und jene Menschen aufsuchen, welche sich um kleine, vereinzelte und durch ungeheure Strecken Landes getrennte Mittelpunkte gruppiren, wo die europäische Zivilisation nur sehr allmälich und in kleinem Maße eindrang und nicht immer erwünscht war, noch bereitwillig aufgenommen wurde — wo man noch, ohne Gefahr zu irren, sagen kann: diese Rasse ist amerikanisch, diese Kleidung, dies Benehmen, diese Krankheiten sind Produkte eines langen, immer gleichen und ununterbrochenen Einflusses.

Dr. Schatzmayer.

Das Rettungsboot. (Bild S. 376.) Deutschlands Küsten, von der holländischen bis zur russischen Grenze, gehören in vielen Beziehungen zu den gefährlichsten, die es giebt; jahraus jahrein geht an ihnen die Schifffahrt eines Volkes vorbei, dessen Handelsmarine die drittgrößte der Welt ist; fast in jedem Jahre toben an ihnen die schwersten Stürme, bei deren Wehen Feuerthürme und Seezeichen aller Art so gut wie nutzlos werden. Da geschehen dann Schiffbrüche und Strandungen in Menge oft angesichts der Küste.

Es gab eine Zeit, in der man dem jähen Tode des Seemanns wie einem unvermeidlichen, nun einmal mit der Seefahrt verbundenen Uebel unthätig zusah und nur ein ohnmächtiges Mitleid dem Opfer der Elemente zollte. Die Zeit ist jetzt vorbei; man rüstet eifrig zur Hilfe, wo noch zu helfen ist.

Seit im Jahre 1784 zu London das erste „nicht untersinkende" Boot erbaut wurde, hat die Technik eine Menge von Konstruktionen für ein Fahrzeug erdacht, das die Menschen bei schwerstem Sturm und wildester Brandung in's Meer hinauszutragen vermöge, ohne ihr Leben zu gefährden. Auf den beiden Londoner Weltausstellungen sah man eine Sammlung von mehr wie 50 Modellen für Brandungsboote solcher Art, wie sie unser Bild vorstellt, welches den Preis von 500 Pfund Sterling errungen hat, den der Herzog von Northumberland ausgeschrieben hat. Nach diesem preisgekrönten Modell kombinirte Mr. Peake, Baumeister der königlichen Werft in Woolwich, ein Rettungsboot, welches seine vorzüglichsten Eigenschaften besaß, groß und stark, an den Seiten widerstandstüchtig gegen Anprall der Wogen und daher vor Umschlagen möglichst gesichert, im Stande, das einschlagende Wasser sofort wieder abzulassen, von schneller Fahrt und fähig, sich selbst wieder aufzurichten, wenn es umgeschlagen ist. Das Peake'sche Rettungsboot empfängt die Eigenschaften der Stabilität und der Tragfähigkeit, des Nichtuntersinkens und des Selbstaufrichtens durch Luftbehälter, die an den inneren Seitenflächen, sowie am Vorder- und Hintertheile sich befinden, aber doch für eine nicht geringe Anzahl von Personen freien Raum lassen; vom hereinstürzenden Wasser entleert es sich selbst durch im Boden befindliche Ventile, die sich öffnen, sobald jenes Wasser das Boot mehr belastet und tiefer eintaucht. Seit 1872 ist es das Normalboot (Lifeboot) des großen englischen Rettungsvereins. Auch in den englischen Kolonien, sowie in Frankreich, Belgien und Holland baut man nach dem Peake'schen Muster. Die Boote der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger in Bremerhafen und Büsum, sowie mehrere Boote der preußischen Rettungsstationen sind Peake'scher Konstruktion, alle bei Mr. Forrest & Komp. in London gebaut, bis auf das Büsum-Boot, welches das Werk des Schiffsbaumeisters Harighoeft zu Rönnebeck ist. Die Rettungsboote der Vereinigten Staaten in Nordamerika sind aus kannelirtem Eisen nach dem System des Schiffsbaumeisters Josef Francis in New-York und haben den Vortheil leichterer Lenkbarkeit, weßhalb sie auch in neuerer Zeit von vielen deutschen Rettungsstationen eingeführt worden sind.

Wenn die Verbindung zwischen dem gestrandeten Schiff und dem Lande durch Rettungsboote unmöglich geworden ist, so muß derselbe durch die Luft geschehen. Dies ermöglicht ein Geschütz, mit dem eine Leine über das Schiff hinausgeschleudert wird. Sie fällt auf Deck nieder, die Schiffsmannschaft ergreift sie, zieht mit ihr ein starkes Tau nebst Windenblock an Bord, das an einem hohen Punkte festgemacht wird. Auf diesem wird ein Rettungskorb zwischen dem Schiffe und dem Lande hin- und hergezogen. Seit den ersten Versuchen, die mit dem Korb im Jahre 1792 angestellt wurden, hat derselbe manche Verbesserungen gefunden; allein die eine Art desselben, der Mörserapparat, ist jetzt noch fast so konstruirt, wie ursprünglich von seinem Erfinder, dem Kapitän Manby, der ihn 1808 zuerst zu einer Rettung benutzte. An der Bombe befindet sich eine Oese, in der die Leine befestigt ist, welche die Verbindung mit dem Wrack bewerkstelligt. Auch dieses Verfahren ist auf allen englischen, dänischen, holländischen und deutschen Küsten in Anwendung gebracht.

Wenn das Mörsergeschoß nicht weit genug trägt, so versucht man es mit der Rakete. Die erste Rettungsrakete rührt (1826) von Mr. Denett zu Newport (Insel Wight) her; eine andere von Mr. Carter, Artillerie-Feuerwerker zu Hull; eine dritte von Mr. Boxes, Obersten der königl. Artillerie in Woolwich. Aehnliche Apparate zur Rettung Schiffbrüchiger werden in dem königl. preußischen Feuerwerks-Laboratorium in Spandau hergestellt. Freilich sind die Apparate, die einzelnen Raketen, die dünnen, aber festen Leinen, die sie mit enormer Geschwindigkeit mit sich ziehen, äußerst kostspielig, allein das Rettungswerk verlangt die Anstrengung aller Kräfte, denn jedes Menschenleben ist ein unschätzbares Gut. Mit Booten und Geschossen, ihrer Anschaffung und Unterhaltung, ja selbst mit der Besoldung der Mannschaften ist aber nicht genug gethan, so lange letztere die Apparate nicht handhaben lernen und selbe sogar mißtrauisch anblicken. Unsere deutschen Küstenbewohner sind ein phlegmatisches Volk, das sich durch militärisches Kommando vom sichern Strand in's Rettungsboot nicht treiben läßt; was aber ihre rege Menschlichkeit betrifft, stehen sie ihren Vorbildern der englischen und holländischen Rettungsvereine gewiß nicht nach. Ihr Bewußtsein, daß sie dastehen als die Vertreter eines ganzen Volks, welches durch die Küsten seines Landes die wichtigsten Rechte, aber auch heilige Pflichten erhalten hat, ist der beste Beweis, daß die deutsche Nation in Wirklichkeit ein Seevolk ist. Hoffentlich wird das Rettungsboot einst den Torpedo und das Panzerschiff verdrängen. Möge bald die Zeit kommen, wo man den Erhaltungsmaschinen des menschlichen Lebens mehr Fleiß angedeihen läßt, als wie den Vernichtungsmaschinen. Jedenfalls sind die Erfindungen der Peake, Manby und Francis segensvoller, wie die der Dreyse, Mauser, Chassepot, Remington, Martini und Konsorten, denn trotz des Schnellfeuers des russischen Krnkagewehrs modern einmalhunderttausend Russen dies- und jenseits des Balkans; die Riflemuskete vermochte nicht die Engländer vor einer schmählichen Niederlage im Zululand zu schützen, und die pomphaft ausposaunte Uchatiuskanone der Oesterreicher hat in Bosnien gewiß kein Menschenleben gerettet.

Die obenbeschriebenen Rettungsmaßregeln werden leider nur im Frieden in Anwendung gebracht, denn der Krieg, der jeden Personenverkehr und Waarenaustausch zwischen Freund und Feind aufhebt, kennt kein Mitleid mit denjenigen, welche die Blokade (Absperrung) brechen; das Feuer der Leuchtthürme erlischt und die Bojen (Seezeichen) verschwinden; die durch versenkte Schiffstrümmer unfahrbar gemachten Hafeneingänge werden noch überdies mit Torpedos (Sprengmaschinen) bespickt, die jede Annäherung mit Tod und Verderben bedrohen. Aber auch die täglich wachsenden Errungenschaften der Wissenschaft in Betreff naturgemäßer Lebensweise durch Beschaffung frischen Wassers und reiner Luft werden durch den Krieg illusorisch — d'rum sei Erhaltung des Menschenlebens und nicht dessen Vernichtung die Losung der Zukunft.

Dr. M. T.

Heinrich Wilhelm Dove. (Porträt S. 377.) Wie einst die wissenschaftliche Feststellung der Erdumdrehung durch Kopernikus und ihre Schwerkraft (Gravitationslehre des Newton) den Zeitgenossen nicht einleuchten wollte und von den Gelehrten angefeindet wurde, weil sie ihre verschimmelten Systeme und die darauf gebauten Hypothesen über den Haufen warf, so hat auch das von Dove aufgestellte „Gesetz der Stürme", eine Armee von Widersachern auf die Beine gebracht. Selbst Oerstedt, der den Elektromagnetismus entdeckte und hiermit die Grundlage des elektrischen Telegraphen geschaffen hat, wurde anfänglich von den Naturforschern mit einem vornehmen Achselzucken abgethan. Daß ihn die Laien nicht zu würdigen wußten, ist selbstverständlich, denn die Gelehrten arbeiten selten in der Absicht, Industrie und Gewerbe direkt zu fördern.

Das Eigenthümliche einer großen Wahrheit oder einer großen Idee ist immer, daß sie befruchtend nach allen Richtungen wirkt. Dies ist der Grund, daß Dove in unserm Jahrhundert der Eisenbahnen und Telegraphen den Triumph seines angefeindeten Systems erlebte, aber seit dem 5. April l. J. ist der große Physiker, „der Vater der Meteorologie" (Witterungskunde), Heinrich Wilhelm Dove, dessen wohlgetroffenes Porträt unsere Illustration bringt, nicht mehr; der Tod hat ihn für immer seiner dreiundfünfzigjährigen Lehrthätigkeit entzogen. Was Dove

in anderen Fächern der Physik geleistet, verschwindet, so scharfsinnig auch diese Leistungen sein mögen, vor seinen Verdiensten in der Meteorologie. Das Drehungsgesetz der Winde, von Südwest durch West nach Nord und Nordost, von Nordost durch Ost und Süd nach Südwest, wird an seinen Namen geknüpft bleiben, solange die nördliche Erdhälfte besteht und die Erde sich in derselben Richtung um die Sonne dreht. Das Gesetz mit seinen Ausnahmen und Anwendungen, seinem Zusammenhange mit den anderen atmosphärischen Erscheinungen dünkt uns jetzt so einfach, so sich von selbst verstehend, daß wir nur schwer begreifen, welcher Jahre hindurch dauernden Riesenarbeit es bedurfte, um es aus der erdrückenden Masse zum Theil höchst fragmentarischer und selbst ungenauer Beobachtungen herauszuschälen und in seiner ganzen Klarheit zu erfassen, — aber grade dieses ist das Verdienst bevorzugter Geister, daß sie sich von der Masse des Materials nicht überwältigen lassen, sondern die Bausteine zu einem wohlgefügten Gebäude zusammenzustellen wissen. Dove hat den von Humboldt und Mahlmann eingerichteten regelmäßigen Beobachtungskreis der Witterung von 29 Stationen auf 130 erweitert. Während er seine Nächte der Bewältigung des ihm massenhaft zuströmenden Beobachtungsstoffes widmete, wußte er wie ein Feldherr, daß von den Alpen bis zum Kurischen Haff, von der Saar bis zur Schneekoppe ein getreues Heer von Beobachtern die Erscheinungen mit Instrumenten registrirte, die von ihm verglichen und geprüft worden waren. Und dieses ungeheure Zahlenmaterial vermehrte sich bald in's Unglaubliche durch die Berichte, welche elektrische Blitzboten von fast allen Punkten der bewohnten Erde über den täglichen Zustand unseres Dunstkreises herbeitragen.

Die Orkane, die in winterlichen Tagen über Europa einherziehen, lehrte Dove als tropische Gäste kennen, er wies ihre Wirbelnatur nach, führte Sturmwarnungen längs der Nord- und Ostseeküste ein und faßte alles von Seefahrern und Physikern gesammelte Material zu seinem „Gesetz der Stürme“ so zusammen, daß der in der chinesischen See vom Typhon (Wirbelwind) bedrohte Seefahrer nach seiner Vorschrift steuert, um dem Verderben zu entgehen. Auch die Klimatologie, die Lehre von der Vertheilung der Wärme auf der Oberfläche der Erde, sowie die Maß-, Ton-, Sicht- und Farbenlehre, sowie die Elektrizitäts- und Magnetismuskunde verdanken ihm durch geistvolle Ideen und glücklich konstruirte Instrumente ihre Weiterentwicklung.

Dove's populär gehaltene Abhandlungen, welche in „Poggendorfs Annalen“ erschienen, sind zahllos. Wir wollen nur die berühmtesten anführen, welche, gleich Justus von Liebigs chemischen Untersuchungen, eine große Umwälzung in Ackerbau und Handwerk hervorgerufen haben: „Ueber Maß und Messen“ (1835), „Ueber den Zusammenhang der Wärmeveränderungen der Atmosphäre mit der Entwicklung der Pflanze“ (1846), „Das Gesetz der Stürme“ (1857, in wiederholten Auflagen, englischer und französischer Uebersetzung), „Die Stürme der gemäßigten Zone (1863), „Darstellungen der Farbenlehre“ (1853), „Eiszeit, Föhn und Scirocco“ (1867), „Der Schweizer Föhn“ (1868), „Ueber Wirkungen aus der Ferne“ (1845), „Der Kreislauf des Wassers auf der Oberfläche der Erde“ (1866) u. s. w.

Der unermüdliche Greis trug 53 Jahre lang Physik an der berliner Universität, an zwei Gymnasien, an der Gewerbeschule und an der Kriegsakademie vor und wußte seine frische Darstellung durch sprudelnden Witz und originelle Wendungen 106 Semester hindurch zu beleben. Seine populären Vorträge in der polytechnischen Gesellschaft vermochte seine Laune zu humoristischen Abendunterhaltungen zu gestalten. Als tüchtiger Bergsteiger verbrachte er seine Ferien immer im Gebirge, doch hatte er auch hier stets die Taschen voll physikalischer Instrumente und ein Barometer in der Hand. Es hielt schwer, in dem sonnverbrannten, einfach gekleideten Mann mit dem weißen, struppigen Bart das korrespondirende Mitglied von dreizehn Akademien zu erkennen.

Dove ist, wie die meisten Angehörigen der „berliner“ Intelligenz von schlesischer Abkunft. Er ist im Jahre 1804 in Liegnitz geboren, hat als 22jähriger Mann mit der Abhandlung über die Veränderungen des Barometers an der berliner Universität promovirt, habilitirte sich Ostern 1826 in Königsberg als Privatdozent in den physikalischen Disziplinen, wurde aber ein Jahr später auf Humboldts Empfehlung nach Berlin berufen, wo er ununterbrochen bis zu seinem am 5. April l. J. erfolgten Tode wirkte.

In unseren Tagen, da man in den Naturwissenschaften bemüht ist, in den verschiedenen Kräften das Gemeinsame aufzusuchen, um zu einer gewissen Einheit derselben hinzudringen, wird jede neue Entdeckung gleichwie von einem Wellencentrum nach allen Richtungen hin ihre weit erschütternden oder doch erregenden Kreise ziehen, und diese Wellenkreise der Forschung werden auch Dove's Ruhm nach allen Richtungen tragen.

Dr. M. T.

Eine Probe von der allbeliebten Häufung des Gräßlichen in den dramatischen Werken der deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts (Lessings Wirken, „N. W.“ Nr. 25, S. 297 d. J.) liefert die Rede, welche in der Tragödie „Kleopatra“ von Kaspar v. Lohenstein der Geist des gemordeten Jamblichius vor seinem schlafenden Feinde Antonius hält. Sie lautet:

Der Wütterich muß vor sich sterben fühlen,
Denn ein geschwinder Tod ist Gnade, keine Straffe,
Der Henker mag zwölf Tage mit ihm spielen,
Daß sein gekrümmter Leib vor auff dem Pferde schlaffe,
Sein Rücken fühle Peitsch' und Bley!
Ein eisern Kamm zerkratze seine Glieder!
Die Schraube kwetsch' ihm Arm und Bein entzwey!
Die Wippe lass' auf Nadeln ihn fall'n nieder,
Man schneid' ihm ab die Zung' und brech' ihm aus die Zähne!
Die Fuß-Sohle schlagt ihm ohne Zahl,
Die Nägel schnürt biß auff das Blutt mit einer Seene!
Reißt alle Haar' ihm auß, doch eines auf einmal.
Tropft Schwefel, siedend Ertzt und Oel ihm auff die Brust,
Schmiert ihn mit Honig ein, daß ihn stets Wespen stechen,
Bereitet ihn zu einer Mäuse-Kost,
Und laßt das Rad die Schienbein' ihm zerbrechen!
Wenn nun nach diesem Kurtzweil-Spiel,
Anton nicht länger lauern wil,
So sterbe ja der Hund, der mich hat todt gepeinigt!
Doch thut ihm hundert Tod' auff einmal immer an!
Er werd' in einen Sack mit Schlang' und Hund gethan!
Er werde, doch nicht todt, geröstet und gesteinigt!
Man wind' ihm seine Därmer aus dem Bauche,
Tränckt ihn mit Krötten-Safft, speist ihn mit Hütten-Rauche!
Neht ihn in Bärenhäut' und werfft ihn Hunden für,
Denn er war wüttender, als kein gebeißig Thier.
Setzt ihn auff einen Stuhl aus Stahl,
Kront ihn mit einem Helm aus glüend heissen Eisen,
Dann bratet ihn in Ochsen und am Pfal',
Und endlich mag sein Fleisch so Rab' als Geyer speisen.
Die Beine brennt zu Asch' und streut sie in die See!
Kratzt seinen Namen aus, sein gantzes Haus vergeh'! B. G.

Redaktions-Korrespondenz.

Köln. H. Ihre Beschwerde haben wir der Expedition übergeben.

St. Gallen. Sollten Sie die Auflösung des betreffenden Rösselsprungs nicht selbst finden können? Wir wollen Ihnen soviel verrathen, daß sie in einer weltbekannten Strophe eines heine'schen Kraftliedes besteht.

Linden vor Hannover. St. E. Wenn wir demnächst mit einem Antiquar zusammenkommen, wollen wir nns erkundigen, ob einzelne Bände der rotteck'schen Weltgeschichte käuflich zu haben sind.

Altenburg. M. K. Die Pflicht, zu steuern, pflegt allerdings in Deutschland erheblich früher an den Staatsbürger heranzutreten, als das Recht, zu wählen. Dieses letztere, das aktive Wahlrecht zum Reichstage, beginnt mit dem 21. Jahre; das passive Wahlrecht dagegen, das Recht, gewählt zu werden, beginnt erst mit dem 25. Lebensjahre. — Auswanderung nach Australien berührt das Erbrecht eines Deutschen in keiner Weise; auch kann der Ausgewanderte von Australien her sehr wohl klagbar werden. — Ihre Poesieen zeigen eine gewisse Begabung, indessen gehen Sie mit dem Reime etwas barbarisch um, wenn Sie z. B. Fontainen auf brennen, eben auf Schleppen, Cavalier auf für reimen. Auch gerathen Ihre Vorstellungen manchmal in scharfen Kontrast mit der Wahrheit und Wirklichkeit, z. B. da, wo sie von dem Mohren singen, der sein Schloß am Aequator stehen und eine Amazone zur Geliebten hat.

Kassel. L. W. Ihr Frühlingsgedicht ist nicht verwendbar.

Leipzig. Xy. Sie haben gehört, daß ein Mensch, von dem Sie meinen, daß er uns nahestünde, mit großer Emphase erklärt hat, er sei unser Feind!? Nun, wenn wir den Mann auch für viel zu unbedeutend halten, um seine Freundschaft für eine Ehre zu erachten, so stehen wir doch auf des Dichters Standpunkte, der da meint:

Wenn du's soweit bringst, daß du Feinde hast,
Dann lob ich dich, weil alle noch nicht gut sind.
Dir müssen feind sein, die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen feind sein, die die Wahrheit fürchten!
Dir müssen feind sein, die das Recht verdrehen!
Dir müssen feind sein, die von Ehre weichen!
Dir müssen feind sein, die von Tugend fern sind!
Dir müssen feind sein, die nicht Freunde haben,
Nur Mitgenossen ihrer irren Frevel!

und empfinden stille Genugthuung bei dem Gedanken an dieses Schächers Feindschaft!

An unsere Leser. Beschwerden wegen unregelmäßiger Zusendung unseres Blattes bitten wir stets direkt an die Expedition der „Neuen Welt“, Färberstraße 12. II. zu richten. Ueber jede eingelaufene Beschwerde wird in einem Briefkasten der Expeditton Bescheid ertheilt werden.

Die Redaktion der „Neuen Welt“.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 33. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Der Kleine zuckte die Achseln. „Der Mann ist jahrelang mein Gegner gewesen, er hat mich vielfältig angegriffen, aber wir wissen doch, was wir von einander zu halten haben, und daß wir, wenn wir auch an einem Institute nebeneinander nicht gut bestehen können, doch grade zu denen gehören, die es ehrlich mit der Wissenschaft meinen und jeder Schwindelei entgegen sind. Ich habe übrigens Grund zu der Vermuthung, daß er sein Unrecht gegen mich eingesehen hat, er hätte sich sonst nicht so bereitwillig gezeigt, dich bei sich aufzunehmen; ja, sogar umsonst wollte er dich nehmen, als ich ihm von deiner Verstümmelung sprach, von deiner Lage und daß du stark heruntergekommen seist, obwohl du eine robuste, organisch trefflich ausgebildete Natur bist."

„O, Sie haben sein Mitleid für mich wachgerufen!" rief Stefan vorwurfsvoll.

„Nicht doch, mein Kind; ich habe auch dies Anerbieten sogleich zurückgewiesen, wir brauchen kein Mitleid und wir werden deine Pension bezahlen, im voraus werden wir sie bezahlen."

„Sie sind entschlossen und völlig einig geworden?"

„Gewiß, das heißt, wenn du willst, er will dich auf jeden Fall, er interessirt sich für dich; und weißt du, was mich am meisten bestimmt, dich bei ihm unterzubringen? Das ist die Zusage, dich in seinem Laboratorium arbeiten zu lassen, soweit du es nämlich vermagst; du wirst daher nicht nur nichts vergessen, du wirst viel neues dazu lernen. O, du wirst bereits ein tüchtiger Physiologe sein, noch ehe du an die Hochschule gekommen bist."

Stefan umarmte seinen väterlichen Freund in warmer, überströmender Dankbarkeit. Erschien es ihm doch selbst als ein großes, unverdientes Glück, in das Haus eines so ausgezeichneten Mannes zu kommen. Es drängte ihn jetzt, denselben kennen zu lernen, und so rasch wie möglich. Es war ja auch keine Zeit zu verlieren, da Wüst in kürzester Frist Wien verlassen wollte. Der Professor bestand aber darauf, vorher noch eine stärkende Atzung zu sich zu nehmen. Erst als dies in ausgiebiger Weise vor sich gegangen war, begaben sich die beiden nach dem in derselben Vorstadt befindlichen Hause, in welchem Professor Schwarz einige Zimmer bewohnte. Sie trafen ihn daselbst nicht an, es hieß, er sei in seinem Laboratorium. Sie durchschritten mehrere Höfe und kamen zu einem von allen Seiten freistehenden, ebenerdigen Gebäude. Ein Diener, kurz und gedrungen in seiner Gestalt, mit einem kommoden, grauen Rocke, über dessen Aermel er Leinwandstulpen trug, und mit einem mächtigen Vollbart, der in üppiger Ueberwucherung die Wangen bis zu den Nasenflügeln bedeckte, öffnete ihnen. Er ließ sie in ein Vorzimmer treten und begrüßte hierauf Professor Wüst in sehr familiärer Weise.

„Er arbeitet drinnen," sagte er mit wichtiger Miene und ein wenig geheimnißvollem Zusammenziehen seiner buschigen, weit überhängenden Augenbrauen — er war auch in den oberen Partien seines Gesichts reichlich mit Haarschmuck bedacht —, „aber ich will Sie melden."

„Thun Sie das, lieber Frank, Sie kennen mich ja noch?"

Frank nickte, und es schien, als ob er unter seinem Barte das Gesicht zu einem breiten Lächeln verzog. Genau konnte man dies allerdings nicht wissen, seine physiognomischen Aeußerungen blieben hinter diesem undurchdriglichen Gestrüpp verborgen und entzogen sich jeder Beobachtung. Erst nachdem er hinlänglich genickt, eine Gewohnheit, die er von seinem Herrn angenommen, drang es in gedämpftem Tone hinter seinem Barte hervor:

„Jawohl, Herr Professor, ich kenne Sie, Sie haben uns oft genug geärgert, mein' ich, — was wahr ist, ist wahr."

Wüst lachte. „Nun, seitdem ihr mich unschädlich gemacht, werdet ihr hoffentlich versöhnlicher gestimmt sein."

„Ja, wir denken milder über Sie."

„Und da Sein Herr mich seiner Freundschaft versichert —"

„Meinetwegen — will es auch thun."

„Nun, das ist sehr hübsch von Ihm, und ich wünsche nur, mein lieber Frank, daß Er etwas von dieser Freundschaft auch auf diesen jungen Mann übertrüge, den ich als meinen Sohn betrachte und den ich euch hier lasse, als Pensionär, als Schüler, versteht Er."

Frank hatte sich mit einem Ruck nach Stefan umgewendet und betrachtete ihn aufmerksam. Leider konnte Wüst nicht wahrnehmen, ob diese Aufmerksamkeit in freundlichem oder feindlichem Sinn zu deuten war, und ebensowenig verstand er, was er in seinen Bart hineinbrummte; ein geübteres Ohr hätte vielleicht diese Worte aufgefangen: „Hat schon wieder einen, mir kann's recht sein." Hierauf nickte er wieder, wie grüßend, wandte sich hierauf der Thüre zu und verschwand in derselben, sie sorgsam hinter sich zuziehend. — Stefan sah fragend auf Professor Wüst.

„Es ist ein rauher Kerl, aber eine ehrliche Haut," erläuterte dieser mit halber Stimme, „er ist seit Jahren bei Schwarz, er besitzt sein Vertrauen, er arbeitet mit ihm, und da liebt er es denn, andern gegenüber sich mit seinem Herrn und Meister, für den er eine abgöttische Verehrung fühlt, zu identifiziren."

Noch ehe Stefan seinerseits eine Meinung aussprechen konnte, ging die Thür auf und Frank winkte den Herren, hereinzukommen. Sie betraten das Laboratorium des Professors. Es war ein großer Saal mit hoher, mächtig gewölbter Decke, von der mehrere Gaskandelaber in Drachenform herabhingen. Die entsprechend hohen Fenster verliehen dem Raume ein herrliches Licht und ließen alle Gegenstände darin genau unterscheiden. Ein großer Kamin von schwarzem Marmor, der der Thür gegenüber angebracht war, fiel zuerst auf; den Fenstern zugewendet waren drei Arbeitstische zu je vier Plätzen angebracht, auf deren Aufsätzen eine Unzahl Fläschchen und Cylinder, Mikroskope, Retörtchen und Apparate, nach einem gewissen System geordnet, standen. In einer tiefen Nische befand sich ein riesiger Herd, der in einem weit vorgebauten Mantel all' die Dämpfe auffing, die den Tiegeln entströmten, um sie möglichst rasch in den Rauchfang zu befördern, Destillirösen mit schlanken, cylindrischen Röhren oder großen, metallenen Retorten, die in ihrer ungeschlachten Form und Massigkeit wie Ungeheuer daranhingen, okkupirten die Ecken, zwischen ihnen und den großen Apparaten, die ringsumher standen oder einem Arbeitstisch nahegerückt waren, wanden sich Kautschukschläuche schlangengleich am Boden hin und her. Es war eine moderne Hexenküche, alles phantastischen Beiwerks entkleidet, und doch verliehen die mannichfaltigen Apparate der heutigen Chemie und Physiologie dem Ganzen einen kaum minder wunderlichen und seltsamen Charakter, als zur Zeit der Alchymisten und Wundermänner.

Schwarz hatte sich von seinem Arbeitstisch erhoben, um sich die Hände zu waschen; jetzt schritt er den Eintretenden entgegen. Es war ein hoher, schlanker Mann, von elegantem Wuchs, in untadelhafter schwarzer Kleidung. Er mochte kaum vierzig Jahre zählen. Er trug das dichte Haar à la Fiesko geschoren und der dunkle Bart, der die blassen Wangen umschattete, war kurz geschnitten. Die etwas vorgebeugte Haltung und der matte Ton seiner Gesichtsfarbe ließen erkennen, daß er nur selten der frischen Luft und freier Bewegung genoß, und daß ihn die Arbeit mit eiserner Macht an dem Studirtisch festhielt. Den geistreich geschnittenen Mund umspielte jetzt ein Lächeln; es war nur eine Grimasse, ein Zusammenziehen der Muskeln, sein Gefühl wußte nichts davon. Hatte dieser Mann überhaupt dies undefinirbare Etwas, das man Gefühl nennt? Es lag ein Ausdruck von Unempfindlichkeit in diesem Gesichte; die großen, stahlgrauen Augen blickten so scharf, und doch war es dies grade, was das männlich Interessante seiner ganzen Erscheinung noch erhöhte. Er gab Wüst die Hand und bewillkommnete Stefan, den ihm dieser vorstellte, mit freundlichen Worten. Er wies ihnen Stühle an und verabschiedete Frank mit einem Blick.

Wüst begann sogleich, alles auf Stefan Bezügliche zu erörtern. Schwarz hörte ruhig zu. Seine Augen glitten langsam, wie tastend über das Gesicht und den Körper des Jünglings hinweg. Dieser fühlte sich eigenthümlich irritirt davon, es war ihm, als befände er sich unter dem Messer des Anatomen, und etwas wie Grauen überkam ihn. Da hielt ihm Professor Schwarz die Hand hin. „Es gefällt mir, daß Sie Sich durch Ihr Unglück nicht abschrecken ließen; hundert andere hätten es in Ihrer Lage gethan." Schwarz sprach leise, fast im Flüsterton, und doch mußte man jedes dieser Worte weithin vernehmen, so rein und scharf accentuirt fiel jede Silbe von seinen Lippen. „Sie haben Kraft, junger Mann" — wieder durchforschte ein prüfender Blick die körperlichen Verhältnisse desselben —, „aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Vorhaben ein mehr als kühnes, daß es ein verwegenes zu nennen ist, und daß ein Gelingen, ein an's Ziel Kommen, mehr als fraglich bleibt. Haben Sie es also wohl überlegt und ist es wahre Neigung, ist es die Liebe für die Wissenschaft, die Sie diesen Weg erwählen läßt?"

„Ich glaube einigen Beruf in mir zu verspüren," entgegnete Stefan nach einem momentanen Zögern der Bescheidenheit.

„Ach was, er hat Talent," polterte Wüst dazwischen, „noch mehr, er hat eine gewisse Divination, die Divination des Genies; er wird ein ausgezeichneter Diagnostiker werden. Uebrigens bürge ich Ihnen dafür, daß er alle Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, überwinden wird."

Schwarz nickte. „Der Mensch vermag viel, sobald er wohlorganisirt ist, in seinen Nerven liegt sein Wollen und Können."

„Ich will wenigstens den Versuch machen, das Ziel zu erreichen, das ich mir gesetzt habe," sagte Stefan und fügte entschlossen hinzu: „und ich werde es erreichen oder an dem Versuch zugrunde gehen."

Die kalten Augen des Professors richteten sich mit einem Ausdruck des Mißtrauens auf den Jüngling. „Wir werden sehen," sagte er kurz und hart, und dann, mit einigen Schritten nahe an ihn herantretend: „Mein Freund und Kollege wünscht Ihre Aufnahme in meinem Hause; ich möchte nun wissen, ob dies auch Ihr persönlicher Wunsch ist."

„Ja, Herr Professor, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn er sich erfüllte."

Der Professor neigte langsam und bejahend den Kopf. „Nun denn, so sei es!"

„Herrlich!" rief Wüst vergnügt. „So ist alles zu allseitiger Zufriedenheit beendet, und somit müssen Sie erlauben, geehrter Herr Kollege, daß Stefan sogleich für ein halbes Jahr vorausbezahlt."

Dies geschah denn auch. Der Professor aber nahm das Geld nicht zu sich, er warf es rasch, als empfände er Abscheu davor, in eine Schublade. Es wurde noch besprochen, daß Stefan erst nach der Abreise des Professors hier einziehen werde, worauf Schwarz ihm versprach, daß bis dahin ein lichtes, geräumiges Zimmer für ihn eingerichtet werden und zu seiner Verfügung stehen solle.

Hierauf trennte man sich, die beiden Professoren mit Händedrücken und unter Versicherungen der Freundschaft und des gegenseitigen Interesses.

Die drei Tage, welche Wüst noch in Wien verweilte, vergingen rasch. Er wollte Stefan mit allen Schätzen der Kunst und Wissenschaft, die hier, als an einem Centralpunkte, aufgestapelt sich finden, bekannt machen, und er wollte ihm auch sonst noch alles Sehenswerthe zeigen. Die präliminirten „fünf Gulden täglich" reichten da freilich nicht aus, der Professor verbrauchte das Drei-, ja das Vierfache dieser Summe, ohne es eigentlich recht inne zu werden. Stefan hatte nicht den Muth, ihm das Geld zu verweigern, als er sah, wie glücklich es ihn machte, ihn, den Neuling, genießen zu lassen und mit ihm zu genießen. Er entnahm es aber nicht dem Beutel des Professors, der ohnedies auf's äußerste erschöpft war, und dessen Inhalt wohl grade für die Reise und einen kurzen Aufenthalt in Paris reichen würde, er bestritt das meiste aus seinem eigenen. Er glaubte es thun zu können; es blieb ihm ja mehr als genug, um das Erscheinen des Buches und damit die Auszahlung von sechshundert Gulden erwarten zu können; jetzt fühlte er sich berechtigt, das Geld als das seine zu betrachten.

Wüst rechnete garnicht; er war viel zu lustig und guter Dinge, um sich mit einer so heiklen Geschichte zu befassen, und dann, Stefan würde schon mahnen, dachte er, wenn's nöthig wäre. Erst als ihm dieser am Tage der Abreise eine noch sehr anständig gefüllte Brieftasche einhändigte, ahnte er den liebenswürdigen Betrug.

Die Stunde der Trennung war gekommen. Sie waren sich während dieses wiener Aufenthalts noch näher gerückt, jetzt fühlten sie erst, wieviel sie einander geworden, wie innig sie miteinander verbunden waren und wie schwer das Scheiden wurde. Sie fuhren zum Bahnhofe. Sie hielten sich an den Händen, die sie sich drückten und wieder drückten.

„Warum kannst du nicht an meiner Seite bleiben," sagte Wüst, indem er hinter seine Brille eine hervorquellende Thräne zu zerdrücken suchte.

„In einem Jahr sehen wir uns wieder," tröstete Stefan.

Wüst versuchte zu lächeln. „Da müßte aber alles am Schnürchen gehen; sagen wir lieber gleich in achtzehn Monaten, das ist wahrscheinlicher."

Sie blieben bei einander bis das Zeichen mit der Glocke gegeben ward und der Kondukteur zum Einsteigen mahnte, dann umarmten sie sich ein letztes mal. „Vergiß mir die Nandl nicht," flüsterte Wüst, „sieh nach ihr und versöhnt euch, nichts Trennendes soll zwischen euch sein, ihr seid ja meine Jungen, — aber du bist doch im unrecht ihr gegenüber, ja, das bist du, und du bist ein Eigensinniger und ein Herzloser obendrein."

Er wollte sich hart machen beim Abschied, er wollte sich rauh geben, es gelang ihm nicht. Er hatte im Coupé Platz genommen und winkte mit nassen Augen zu ihm herüber. „Leb wohl, Stefan, mein Junge, denk' an mich!"

Der Zug setzte sich in Bewegung, ein Taschentuch flatterte aus Wüst's Coupé, — in den nächsten Sekunden war der Zug aus der Halle und brauste davon.

An der Thür des Laboratoriums wurde die Glocke gezogen. Es war Stefan, der gekommen war, um als Pensionär bei Professor Schwarz einzutreten, und den man vom Vorderhause hierher gewiesen, wo ihn Frank empfing und ihn in das für ihn bestimmte Zimmer geleitete. Stefan war einigermaßen betroffen, als er inne ward, daß dasselbe unmittelbar neben dem Laboratorium gelegen war, da es aber geräumig und licht, nett und freundlich war, so sagte er sich, daß dies alles sei, was er füglich beanspruchen könne, und er gab sich zufrieden. Er begann sogleich, sich einzurichten. Er stellte die Möbel nach seinem Bedürfniß und Geschmack, ordnete seine Bücher, seine Kleider und hing eine Photographie des Professors Schwarz über seinem Schreibtische auf. Er begann sich bald behaglich zu fühlen in diesem Raum, der ihm allein angehörte, wo er Ruhe und Sammlung hatte, um zu arbeiten. Und wie wollte er arbeiten! Er mußte jetzt sich selbst beweisen, was er vermochte. Er war als Externer in's Gymnasium aufgenommen und eingeschrieben worden; der vorgeschriebene Lehrplan ward ihm mitgetheilt und Professor Schwarz hatte versprochen, späterhin durch einen seiner Hörer jede etwa noch nöthige Anleitung und Förderung ihm angedeihen zu lassen. Er begann also seine Studien, und wenn er nach stundenlangem, eifrigen Lernen ermüdet das Buch aus der Hand legte, ergriff er die Feder, um seine Schreibübungen mit der linken Hand zu beginnen. Sie fielen ihm schwer und es machte ihn ungeduldig, wenn er bald darin erlahmte; aber er hatte die Freude, daß es täglich besser ging, und er glaubte den Zeitpunkt nicht allzuferne, in welchem die Linke ebenso geschickt sein werde, als es die Rechte gewesen. Mit Professor Schwarz kam er nur selten in Berührung. Seine Studenten hatten noch Ferien, und er blieb daher meist drüben in seiner Wohnung und arbeitete auf seiner Stube. Auch die Mahlzeiten wurden Stefan von Frank auf sein Zimmer gebracht. Dieser ließ sich dann mit ihm in einen längeren Diskurs ein. Er wußte alle möglichen Universitätsgeschichtchen, wußte die lächerlichsten Anekdoten von anderen Professoren und die wunderbarsten Züge von seinem Herrn zu erzählen, den er anbetete und bei dem er selbst in großer Gunst stand, was ihm, in natürlicher Rückwirkung, eine Art Verehrung einflößte. Wenn ihm Stefan einmal von seinen Hoffnungen und Plänen sprach, und er hatte Augenblicke, wo er das Bedürfniß fühlte, sich mitzutheilen, zuckte er nur stillschweigend die Achsel, aber es schien Stefan, als ob es unter diesem Barte höhnisch ihm entgegengrinste. Sonst war Frank freundlich und aufmerksam gegen ihn, wenn auch in seiner rauhen Weise. Die Kost war gut und reichlich und Frank nöthigte ihn förmlich zum Vielessen, namentlich von Fleisch.

„Sie sind noch immer miserabel,“ sagte er dann, „schlechte Blutqualität — muß aufgebessert werden, — haben auch keine Muskeln noch,“ — er faßte ihn prüfend am Arme, — „alles schlapp, weich, — und das Gesicht — hat eine Käsefarbe, das können wir nicht brauchen. Essen Sie, essen Sie, — das Stück Braten da das zwingen Sie noch hinunter — nur hinein damit.“

Stefan mußte lachen. „Aber Frank,“ rief er mit einem munteren Blick, „Sie mästen mich ja förmlich; grade wie der Menschenfresser im Märchen es mit dem kleinen Jungen machte, ehe er ihn auffressen wollte.“

Und Frank schnitt hierauf eine seiner undefinirbaren Grimassen und gröhlte etwas, das ebenso undeutbar war, in seinen großen Bart. Stefan fand sich dadurch belustigt, Frank hatte in seinen Augen den Nimbus des Mysteriösen, den er ihm anfänglich selbst aufgeheftet, völlig eingebüßt.

Schnell waren ihm die ersten zwei Monate in rastloser Thätigkeit vergangen; da änderte sich in etwas die Situation. Die Studirenden waren endlich vollzählig eingerückt, und in dem Laboratorium, in dem der Professor bisher allein mit Frank oder mit einem oder zwei Assistenten gearbeitet hatte, wurde es nun lebendig. Es wurden die verschiedensten Versuche gemacht, dozirt und experimentirt. Starke Gerüche und Dämpfe drangen in Stefans Stube und zugleich ein wirres Durcheinander von Stimmen und Tönen; all' der Lärm, der überall entsteht, wo viele Menschen in Thätigkeit beisammen sind. Mit der Ruhe und Sammlung war es dahin. Wie häufig war es das Gequieke und das Schmerzensgeschrei der gemarterten Thiere, mit denen Professor Schwarz soeben einen seiner Versuche anstellte, das seine Nerven aufregte. Sonderbar: er hatte bei Wüst ähnliche Versuche gemacht, damals war er selbst thätig und dabei ruhig geblieben, all' seine Gedanken, all' seine Sinne waren durch die Arbeit und die sich daraus ergebenden Resultate in Anspruch genommen, jetzt war, außer dem Gehör, jede andere Wahrnehmung ausgeschlossen, und dies wirkte erregend auf seine Phantasie. Es däuchte ihm, als hätte er niemals ein Thier so entsetzlich schreien gehört, niemals solche Laute vernommen, die die Qual der in ihren zartesten Nerven Getroffenen so furchtbar deutlich aussprachen. Es hieß auch, Professor Schwarz sei in der Vivisektion grausam; fast niemals wendete er Chloroform an, um seine Opfer zu betäuben. „Um Schmerzen lindern zu können,“ sagte er, „müsse man den Schmerz studiren in all' seinen Aeußerungen, das Leben selbst in all' seinen verwickelten Erscheinungen zergliedern.“ Und er zergliederte und zerschnitt, und all' seine Sinne spähten mit dämonischer Gier nach diesen zuckenden Geschöpfen, die ihm die Geheimnisse ihres Organismus enthüllten sollten.

Dann ward es wieder mit einemmale ruhig im Laboratorium, und Stefan vernahm die umschleierte Stimme des Professors, die in ihren scharfen Accenten wohlvernehmlich bis in sein Zimmer drang: er hielt einen Vortrag. Niemals ließ Stefan einen solchen außer acht, er trat hinaus unter die Hörenden. Wie andächtig lauschten sie alle, wie hingen sie an seinem Munde, um keines seiner Worte zu verlieren, und wie fesselnd war er selbst in solchen Augenblicken. Die sonst leicht gebückte Gestalt war hoch erhoben, jeder seiner Muskeln schien gespannt und seine Augen sprühten. Der ganze Mensch war von seinem Gegenstand ergriffen, und gleich einer Offenbarung schien, was diesen heißen Lippen entströmte; und doch waren es keine pathetischen Worte, keine begeisterten Tiraden. Kurz, klar, nüchtern war, was er sprach, voll unerbittlicher Logik, und er gab sogleich die materiellen Beweise; er zeigte und verglich, er experimentirte. So kam es, daß Stefan viele Stunden des Tages in seinen Studien unterbrochen ward; freilich in einer Weise, die ihm für seine spätere Laufbahn nur von Nutzen sein konnte, und er beklagte sich wahrlich nicht darüber; aber er war gezwungen, nun auch viele Stunden der Nacht zuhülfe zu nehmen, um all' die Arbeiten, die er sich vorgenommen hatte, leisten zu können. Anfänglich fiel es ihm schwer, aber er gewöhnte sich an das nächtliche Studiren, ja, er fand, daß er mit Erfolg wohl nur des Nachts arbeiten könne, und er brachte es bald soweit, daß er mit vier bis fünf Stunden Schlaf sich genügen ließ. Der Winter kam und verstrich für Stefan in völliger Gleichförmigkeit. Er war in dieser Zeit zufrieden mit sich und durfte es sein. Ein Gefühl von Jugendkraft und Lebensfreudigkeit kehrte ihm wieder zurück. Wohl hatte sein Körper nicht die ehemalige Strammheit wieder erreicht und seine Wangen blieben bleich, aber das war seiner sitzenden Lebensweise zuzuschreiben und vor allem dem Mangel an frischer Luft, was den ehemaligen Gebirgsbewohner empfindlich schädigen mußte. Hier saß er zwischen seinen vier Mauern, hier athmete er in einer von ungesunden Dämpfen geschwängerten Atmosphäre, und wenn er einmal, verlangend nach Luft und Sonne, nach dem Fenster sah, begegnete sein Blick nur den grauen, hohen Feuermauern der umliegenden Häuser, und über diesen ein kleines, ganz kleines Stück blauen Himmels. Nur während der Dämmerstunde machte er einen kurzen Spaziergang; für ihn gab es keinen Sonn- und keinen Feiertag, es gab auch keine Zerstreuung und keine Erholung und dennoch war er glücklich, ach, so glücklich! Er war voll Hoffnung und Zuversicht und auch ein wenig stolz, weil er fühlte, daß er halten werde, was er versprochen. Ja, es wird ihm gelingen, er wird die Geliebte sich erringen! Dieser Gedanke ist ihm allgegenwärtig, er befeuert ihn, er gibt ihm unendlichen Muth, unendliche Ausdauer. Er erhält von Valerie jede Woche einen Brief; sie sind heiter und zärtlich, diese Briefe. Er schreibt ihr, so oft er kann; er adressirt immer an Hans, aber eine kleine Chiffre am Kuvert zeigt diesem an, daß der Brief nicht an ihn ist. Auch der Nandl hat er geschrieben, aber sie hat ihm nicht geantwortet. Konnte sie seinen Brief nicht zusammenbringen oder wollte sie ihm absichtlich weh thun? Professor Wüst hatte ihm einmal von Liverpool aus Nachricht zukommen lassen, in dem Augenblick, als die Expedition sich anschickte, ihre große Reise nach Südamerika anzutreten; seitdem hatte er nichts mehr von ihm vernommen.

Das Ende des Februar war gekommen, mit ihm die erste öffentliche Semesterprüfung, welche Stefan zu bestehen hatte. Am Tage der Prüfung war er in großer Aufregung, aber er bestand sie gut, in einigen Gegenständen sogar mit Vorzug. Er kehrte heim mit einem Gefühle des Triumphes. Dieser erste Erfolg machte ihn unsäglich glücklich, er ließ ihn alle Anstrengungen und Mühen vergessen. Er vermeinte, das Schwerste nun hinter sich zu haben, er glaubte sich in seinem jugendlichen Uebermuth schon fast am Ziele.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gräber der Khalifen in Kairo. (Seite 395.)

Das Gemüthsleben der Thiere.

II. Instinkt und Triebe.

(Triebe, nichts als Triebe. — Fehlbarer Instinkt. — Reflexbewegungen und instinktive Handlungen. — Von sauren, süßen und bitteren Mienen. — Natürliche Anlagen. — Vererbung und Anpassung. — Erklärung des Triebes. — Von einem seltsamen Instinktthier. — Abänderung. — Sittenverderbniß unter den Thieren. — Endresultat.)

Für die Denkfaulheit der Menschen finden sich gewisse Schlagwörter, die vor Natur- und Gesellschaftserscheinungen gleichsam als Schildwache aufgestellt, jedes nähere Eingehen in dieselben verhinderten, auf solche Weise den Fortschritt der Menschheit aufhielten und die Herrschaft gewisser Ideen und Anschauungen stützten. So waren es die beliebten Ausflüchte „Instinkt und Triebe“, die, Jahrtausende lang in Ansehen, die Menge gedankenlos an den schlagendsten Erscheinungen des Thierlebens vorübergehen ließen und für alles, was im stande gewesen wäre, über die Seele der Thiere zum Nachdenken aufzufordern, nur das mitleidige „Triebe, nichts als Triebe“ erlaubten.

Nun ist es allerdings richtig, daß nicht alles, was wir bei den Thieren bemerken, die Folge reiflicher Ueberlegung ist; man müßte andernfalls den Thieren zum Theil einen höheren Verstand zuschreiben, als den Menschen selbst, was doch nicht möglich. Wir können z. B. nicht annehmen, daß die Raupe, wenn sie sich einpuppt, folgendes sich denkt: Es kommt die Zeit, wo ich zum Schmetterling werde; ich muß mir deshalb ein Gehäuse machen, und zwar auf die Weise, daß ich dasselbe als Schmetterling verlassen kann, ohne mich zu verletzen. Weil man dies nicht zugeben konnte, folgerte man, daß der Trieb eine blind vollbrachte Handlung sei und das Thier nur eine einfache Maschine. Andere behaupteten, die Thiere handeln nach angeborenen Anschauungen; allein wir haben im ersten Abschnitt gesehen, daß die Anschauungen erst dem Selbstbewußtsein entspringen und dieses erst der Wechselwirkung der Empfindungsnerven und der Erscheinungen der Außenwelt entstammen (daher es keine angeborenen Anschauungen gibt); andere endlich behaupteten, die Thiere handelten blind nach einer über ihnen stehenden Intelligenz. Diese letztere Annahme wird am besten dadurch widerlegt, daß wir sehen, wie der Trieb für sich allein dem Thiere noch nicht zu seiner Erhaltung genügt, daß vielmehr dort, wo er allein waltet, sehr oft das Verderben der Individuen erfolgt und er seinen Zweck erst durch die Denkkraft erreicht. Die Schmeißfliege z. B. hat die Gewohnheit, ihre Eier auf faulendes Fleisch zu legen, um so den auskriechenden Jungen gleich die Möglichkeit der Ernährung zu bieten. Nun haben die Blätter der Stapelien einen Aasgeruch, und nicht selten legt deshalb die Schmeißfliege ihre Eier auf diese Pflanzen. Die Jungen verderben natürlich und der blinde Trieb hat sich als fehlbar erwiesen. — Der Mistkäfer pflegt seine Eier in Mist zu legen, diesen zu Kugeln zusammenzurollen und nach einem sicheren Orte hinzubewegen. Nun gelingt es einem Käfer allein in den seltensten Fällen, die Mistkugel vom Platz zu schaffen; eine Weile steht der Käfer sinnend da; — hierauf eilt er in das Gebüsch, holt sich einige Kollegen, und die vereinten Kräfte dieser bringen die Kugel in Bewegung. Hier wurde der Zweck erreicht, jedoch nicht ohne hinzugetretene Ueberlegung. Solche Beispiele ließen sich auf viele tausend vermehren; sie alle zeigen, daß der Instinkt zwar die Thiere führt, aber nicht bis an das Ziel, ohne Hinzutritt des Denkens; das Bewußtsein nimmt den Trieb in sich auf, nimmt dessen Leitung auf sich und führt ihn je nach den Umständen aus.

Was ferner die Menschen zu der Annahme eines die Thiere absolut beherrschenden Triebes besonders veranlaßte, war die schnelle Entwicklung und früh eintretende Fähigkeit derselben zu gewissen Handlungen (während der Mensch völlig hülflos geboren werde und großer Mühe bedürfe, um im geringsten sich fähig zu zeigen). So laufen, wie bekannt, die jungen Enten, kaum aus dem Ei gekrochen, dem Wasser zu, und ist, wenn die Raupe das Licht der Welt erblickt, ihre Mutter längst schon todt; und dennoch verfertigt sich bald darauf das junge Thier ein vollkommen ihm angepaßtes Gespinnst, ohne daß die Mutter es hätte darin unterweisen können.

Um uns in diesem Punkte Sicherheit zu verschaffen, wollen wir, gradeso wie im ersten Abschnitte, wo es sich um die Bestimmung der Thierseele handelte, dem Menschen uns zuwenden

Die Auerhahnbalze. (Seite 396.)

und sehen, ob denn nicht auch bei ihm der Instinkt vorhanden und wir absolut so unfähig zur Welt kommen, als es den Anschein hat. Und unmöglich kann bei richtiger Würdigung aller Erscheinungen das überraschende Resultat ausbleiben, daß das „denkende Wesen“ — sonst auch Mensch genannt — die Mehrheit seiner Handlungen ohne vorherige Inanspruchnahme des Gedankens unternimmt und die meisten derselben, erst nachdem sie gesehen, in das Bewußtsein aufnimmt.

Der schlafende Mensch macht Bewegungen, von deren Ausführung er gar nichts weiß. Der Mensch lacht, weint, schreit ohne daß er zuvor über die Handlungen nachdenkt und zum Entschlusse kommt: jetzt werde ich lachen u. s. f. Wenn das Kind das Schreiben lernt, braucht es Mühe, jeden einzelnen Buchstaben hin zu malen; — ein gewandter Schreiber braucht nur ein Wort zu hören, um es sofort auf das Papier zu bringen, ohne sich erst von der Wahl der Buchstaben oder der Art, dieselben zu schreiben, Rechenschaft zu geben. Ebenso wird der Gebrauch der Sprache völlig instinktiv, und so gibt es denn zahllose Handlungen und Bewegungen, welche der Mensch ganz unabhängig vom Denken verrichtet.

Es können also im Anfange wohl bewußte Handlungen (wie z. B. das Schreiben) zu unbewußten und instinktiven Handlungen und umgekehrt instinktive Handlungen durch Aufnahme in das Bewußtsein zu bewußten oder wirklichen Handlungen werden (z. B. wenn ich mir vornehme, einen schlechten Witz zu belachen).

Aus den reinen Empfindungen entstehen durch die Thätigkeit der Nerven und Muskeln die Reflexbewegungen, aus den Affekten und Gefühlen gewisse Handlungen, welche wir als instinktive Handlungen bezeichnen. Das Merkmal beider ist die ihnen innewohnende Zweckmäßigkeit.

Die Gesichtsausdrücke des Sauren, des Süßen und des Bittern sind die drei Hauptformen der menschlichen Physiognomie. Alle drei zeigen Zweckmäßigkeit im höchsten Grad. Bei der sauren Miene werden die Lippen von den Seitenwänden der Zunge, die für das Saure besonders empfindlich sind, möglichst viel entfernt; bei der bitteren Miene werden die hintern Theile der Zunge und der Gaumen, die für das Bittere besonders empfindlichen Partien, weit von einander gehen. Die empfindlichsten Theile berühren also am wenigsten die Geschmacksstoffe des Sauren und Bitteren. Umgekehrt verhält es sich mit der süßen Miene. Das Hauptorgan für die Perception ist die Zunge; — der süße Gesichtsausdruck besteht nun in einer saugenden Bewegung, bei welcher jene empfindlichen Theile vorzugsweise mit dem Süßen in Berührung kommen.

Der bitteren Miene entsprechen sämmtliche Abstufungen der Verachtung, des Abscheues, des Ekels; — die saure Miene kündet jede Art von Schmerz und ihr höchster Grad ist das Weinen.

Nun ist bekannt, daß das Kind im Augenblick, wo es auf die Welt kommt, zu weinen anfängt, also eine saure Miene macht, ohne je zuvor etwas Saures gekostet zu haben. Wie ist dies zu erklären? — Daß das Kind die Vorstellungen des Süßen und Sauren mit auf die Welt bringt, ist nicht anzunehmen, aus Gründen, die wir oben erklärt; — es bleibt somit nur die Annahme, daß das Kind mit Anlagen geboren wird. Meinen Lesern ist das Gesetz der physischen Vererbung, wie es Charles Darwin aufgestellt, jedenfalls bekannt, nach welchem nur die stärksten und besten Arten sich erhalten und ihre Eigenschaften vererben können, während die minder praktischen und schwächeren untergehen müssen.

Dasselbe Gesetz auf die seelischen Thätigkeiten angewendet, hellt das Dunkel, in welchem lange alles, was Instinkt und Trieb hieß, auf, und es dürfte auch nicht schwer fallen, das Walten dieses Gesetzes auch in der Entwicklung der Seelenakte zu beweisen. Die Leser werden sich nämlich erinnern, daß in dem früheren Abschnitte gesagt wurde, daß die Entwicklung der Seele mit der des Körperorganismus parallel laufe. Die Vervollkommnung der Arten in körperlicher und geistiger Beziehung besteht also in nebeneinander laufenden Entwicklungsreihen, die sich gegenseitig bedingen. Wo bestimmte Nerven-, Muskel- und Centralorgane durch seelische Impulse öfters in Funktion treten, da wird die physische Ausbildung derselben gefördert, d. h. sie werden größer, stärker, zahlreicher, und wo wiederum durch physische Einflüsse, Nahrung 2c. die Nerven und Muskeln zunehmen, da muß auch die Seelenthätigkeit sich vervollkommnen.

Auf solche Weise konnten im Laufe vieler Generationen einzelne Nervenfasern und Nervenzellen, durch Umstände und Verhältnisse begünstigt, sich weiter entwickeln, andere in der Entwicklung zurückbleiben, neue entstehen, vorhandene untergehen. — So hatte z. B. der Maulwurf früher wohl einen normalen Körperbau und ein vollkommenes Sehorgan. Unbekannte Vorgänge veranlaßten eine Generation, ihr Dasein unter der Erde zu fristen. Die nächste Generation folgte ihr darin und vererbte, nachdem sie ihr ganzes Leben mit Graben zugebracht, auf ihre Nachkommenschaft besonders stark entwickelte Brust-, Bauch- und Halsmuskeln und daher eine besondere Vorliebe und Fähigkei zum Graben und Leben unter der Erde. Die Lebensgewohnheit der ersten Generation hatte sich praktisch und für den Lebenserhalt nützlich erwiesen, sie wurde daher von der zweiten adoptirt, von dieser vererbt und so zum bekannten Maulwurfstrieb. Hingegen vernachläßigten sie alle bei ihrer unterirdischen Thätigkeit ihr Sehorgan, da es ihnen von keinem Nutzen war; die Sehnerven nahmen daher ab und wurden immer schwächer und schwächer; denn nur das relativ Nützliche vererbt sich.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Gehirn des Menschen oder irgend eines Thieres nicht etwa eine unabänderliche Zahl von Zellen und Fasern enthält, sondern daß ihre Zahl bedeutenden Schwankungen unterworfen ist. Wenn wir ein Thier mit nur einer Zelle und zwei oder drei Nervenfäden annehmen, so müßte jener Nervenfaden, der den häufigsten Empfindungen ausgesetzt war, besonders zunehmen und stark werden, etwa auch mehrere Nervenäste erzeugen, und dieses so verstärkte Nervensystem wird, da die Klarheit des Bewußtseins von dem Maße der Sicherheit abhängt, mit dem Anschauungen der Außenwelt dem Gehirne zugeführt werden, auch das Bewußtsein kräftigen, Gefühle und Affekte erzeugen. Die auf solche Weise geschehene Vervollkommnung von Körper und Seele, die zahlreicheren Nerven und das klarere Bewußtsein wurde auf die Nachkommen vererbt und zum Besitzthum einer Generation gemacht. Die so erworbene Bildung aller Nerventheile befähigt diese Nachkommen zu komplizirteren Bewegungen, zunächst nur Reflexbewegungen, die sich doch nur als hervorgegangen aus willkürlichen Handlungen verstehen lassen.

So ist das Weinen des Kindes bei der Geburt nur eine Reflexbewegung, die sich unbewußt vollführt, allein es ist zu einer solchen erst im Laufe vieler Generationen geworden, nachdem es im Anfang willkürliche Handlung gewesen.

Nachdem wir es nun versucht, das Gesetz der Vererbung auf die Thätigkeit der Seele zu übertragen, wird es uns nicht schwer werden, uns die Natur der Instinkte und Triebe bei Menschen und Thieren zu erklären und sie für einen der starken Entwicklung einiger Nerven entstammenden und des Individuums sich unbewußt bemächtigenden Drang nach einer gewissen Beschäftigung zu nehmen, derart, daß das Individuum, ohne den Grund und das Ziel dieses Dranges zu kennen, zu jener Arbeit sich besonders disponirt fühlt und sie allen andern vorzieht. Wenn also z. B. die Raupe sich ihr Gehäuse spinnt, weiß sie allerdings nicht, warum sie es spinnt und daß sie es benöthige, um ihre Umwandlung darin abzuwarten; sondern sie spinnt es, weil sie sich dazu disponirt fühlt und weil ihr keine andere Beschäftigung so große Befriedigung gewährt, als eben dieses Spinnen. Es ist also ein unbewußter Drang, der sie nöthigt, die Arbeit zu unternehmen, aber nichts hindert sie bei dieser Arbeit selbst das Denken zu Hilfe zu nehmen. Nicht anders geht es bei den Menschen. Wenn ich Hunger verspüre, geschieht dies gewiß ohne mein Denken; ich fühle mich einfach zum Essen disponirt — allein ich kann meine Denkkraft dahin verwenden, dieser Disposition möglichst vollkommen nachzukommen. Worin der Hunger besteht und welchen Zweck dessen Befriedigung verfolgt, kommt nur in den meisten Fällen gar nicht in Betracht. Es liegt eben in dem Wesen des Triebes, daß wir uns zu einer Handlung disponirt fühlen, deren Entstehung und Zweck uns unbekannt oder nicht zu wissen nöthig.

Die Triebe der Selbsterhaltung und der Erhaltung des Geschlechts (der Art) u. a. m. sind angeborene Triebe; es giebt aber auch angelernte Triebe und Instinkte. Lesen, Schreiben, Musik werden bei den Menschen meistens zu instinktiven Handlungen; mit den mancherlei Kunsttrieben der Thiere ist dies ebenfalls so.

Vermuthlich wird der Leser jetzt viel besser einsehen, daß die Mehrzahl der menschlichen Handlungen instinktive Handlungen sind und daß er weit häufiger nach angeborenen oder anerzogenen Trieben handelt, als nach selbstständigem Denken, und Wundt sagt daher mit Recht: „Wenn ein Kuckuck zoologische

Studien betriebe, würde er vielleicht den Menschen für das seltsamste Instinktthier erklären. Mit den Vögeln theilt er den Instinkt der Ehe, gleich dem Fuchse pflegt er seine Jungen zu ziehen, wie der Biber hat er den Trieb, Häuser zu bauen, wie die Biene liebt er es, Kolonien zu bauen und in Staaten zu leben; mit der Ameise ist ihm die Lust am Kriegführen, Sklavenhaltung und an nutzbaren Hausthieren gemein; nimmt man noch die paar anderen Instinkte, die er für sich allein hat, wie Kleidertragen und Handeltreiben hinzu, so wüßte ich wahrhaftig kein instinktreicheres Thier zu nennen.“ —

Wir haben also am wenigsten Grund, über die Triebe der Thiere die Nase zu rümpfen, umsoweniger als, wie wir gesehen, diese Triebe die Seelenthätigkeit keineswegs aufheben, sondern nur nach einer gewissen Richtung hin beschäftigen. Allerdings wissen wir nicht den Grund dieser Richtung, und worin die Disposition oder Vorliebe zu einer gewissen Beschäftigung besteht, ist noch ein Räthsel, obgleich wir uns darüber, wie die Disposition entsteht, leicht Rechenschaft geben können. Jede Uebung der Organe oder der geistigen Fähigkeit nach einer besonderen Richtung hin, fördert deren Ausbildung, und, auf die Nachkommen vererbt, werden diese letzteren zu der Thätigkeit unmittelbar befähigt, zu welcher ihre Voreltern einer langen Einübung bedurften.

Nachdem wir uns also, wie ich hoffe, über die Art und Weise verständigt haben, wie gewisse Triebe und Instinkte sich vererben können und die zweckmäßigen Gewohnheiten einer Generation sich auf die Nachkommen als Anlagen und Neigung übertragen lassen, wäre es mir lieb, wenn mir ein denkender Leser die Entgegnung machte: „Wer A sagt, muß auch B sagen, und wenn Sie die Vererbungslehre zur Erklärung der Triebe benutzt haben, dürfen Sie auch das Gesetz der Abänderung nicht außer Acht lassen; Nun sind aber die Triebe der Thiere unveränderlich und Ihre Beweisführung ist zu Schanden geworden“ — fehlgeschossen! — Was die Menschen bei Betrachtung des Thiertriebes so weit vom Ziele wegführte, war eben jene Meinung von der absoluten Stabilität des Triebes, von der Unveränderlichkeit der Instinkte.

Vor zehntausend Jahren sagte man, bauten die Ameisen ihre Städte gerade so wie heute und nach zehntausend Jahren werden sie es noch so thun. Die Triebe wirken also unverändert fort, während die Talente und Fähigkeiten der Menschen eine stete Veränderung und steten Fortschritt zeigen. Die Behauptung ist nicht übel, aber es fehlt ihr jeder Beweis.

Wo giebt es in der That nur einen einzigen dafür? — Unsere naturwissenschaftlichen Beobachtungen sind nicht älter als zweitausend Jahre und was will diese Zahl in einer Entwicklungsperiode bedeuten, in der sich Jahrtausende wie Tage aneinander reihen! — Die Naturvölker in Centralafrika und Polynesien leben im großen ganzen vielleicht 2—3000 Jahre auf derselben Entwicklungsstufe, und man wird doch nicht glauben, daß sie vom Anfang so gewesen, wie sie heute sind. Ja selbst bei geschichtlichen Völkern kann ein solcher scheinbarer Stillstand eintreten und für den Beobachter aus der Ferne erscheint die Kultur der Chinesen als eine seit mehr als 2000 Jahren verknöcherte Form. Und dennoch wird man nicht annehmen, daß diese edle Nation mit ihrem Kaiser und ihren Mandarinen, ihren Bambusstöcken und Flachszöpfen aus der Erde herausgewachsen. Und gerade von den Bienen und Ameisen müssen wir schließen, daß ihre Staaten aus der Familie hervorgegangen; ein Beweis dafür sind jene zahlreichen Arten von Bienen und Ameisen, die einzeln leben und es noch zu keiner Staatenbildung gebracht haben. Andrerseits läßt die Einrichtung des Sklavenmachens, des Haltens von Melk- und Lastthieren 2c. bei den Ameisen auf stete und lange Entwicklungsperioden schließen.

Indem wir die Triebe als hervorgegangen aus persönlichen Gewohnheiten, die geeignet erschienen für die Erhaltung und das Leben der Art erklärten, müssen wir auch zugeben, daß diese Instinkte sich ändern je nach den Lebensbedingungen und Einflüssen denen die lebende Generation unterworfen. Und in der That sehen wir dies durch eine Unzahl Beispiele erhärtet. So besitzt zum Beispiel das Kaninchen den Trieb, sich Wohnungen im Walde zu bauen. Es folgt diesem Triebe Jahrhundert für Jahrhundert, weil dieser Trieb zu seiner Erhaltung nöthig ist; so gut wie gewisse Polynesier trotz aller Reverends und Bibelagenten heut noch Menschenfresser sind, weil der Mangel an großen Säugethieren den nun einmal nicht bezähmbaren Trieb der Menschen nach Fleischkost auf dies grausige Auskunftsmittel hinweist. Wird nun das Kaninchen eingefangen, so fährt es und seine nächsten Nachkommen noch fort, sich mit dem Versuch eines Baues abzumühen, allein schon in den folgenden Generationen erlischt der Bautrieb und giebt man nun solch' einem Individuum die Freiheit, so versteht es nicht mehr, sich einen Bau aufzuführen, d. h. die Unthätigkeit der betreffenden Organe hat eine Schwächung derselben zur Folge, die Thiere fühlen daher keinen Drang mehr zu einer Bethätigung derselben und es bedarf mehrerer Generationen, bis eine durch die Umstände veranlaßte Uebung der Organe, eine Kräftigung derselben und somit eine Disposition zum Bauen eintreten. So fällt also mit der Nothwendigkeit eines Triebes auch die Fähigkeit, denselben zu bethätigen.

Bienen auf Barbados gebracht hören nach einigen Jahren auf, Honig zu sammeln, da sie das ganze Jahr denselben in den Zuckersiedereien auffinden können, während sie auf Jamaika diesen Trieb bewahren, da die Regenzeit sie am Ausfliegen hindert.

Andere Bienen unseres Erdstriches leben brav und ehrlich von ihres Rüssels Arbeit, bis sie einmal durch Mangel getrieben dazu verleitet werden, fremde Bienenstöcke zu plündern, und, merkwürdig! solche Bienen kehren nie mehr zu ihrer Arbeit zurück und finden es viel bequemer, von der Arbeit und Mühe anderer zu leben. Ebenso werden körnerfressende Vögel in Folge von Hungersnoth zu Fleischfressern und Mördern und kehren ebenfalls nie mehr zu ihrer Fastenküche zurück — gewiß ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Rückfälle Einmalgefallener.

Es können aber nicht allein Instinkte und Triebe verloren gehen, sondern auch neue erworben werden. So sind der Trieb des Schafhundes, die Heerde stets zu umkreisen (und nicht ihr voranzugehen), und jener andere des Hühnerhundes, ein auffliegendes Feldhuhn zu verfolgen 2c. von einem Individuum erworbene und auf die Nachkommen vererbte Fähigkeiten, von denen der in Freiheit lebende Hund sich nichts träumen läßt.

Somit kann sich jenes Vorurtheil, die Triebe wären vom Anfang an gewesen und würden stets so bleiben, vor dem Verdikte der Thatsachen sich nicht halten und es fällt mit diesem Vorurtheil zugleich auch alles Abenteuerliche und Unnatürliche. Das Räthsel löst sich um so leichter, wenn man die Instinkte und Triebe der Thiere Sitten nennt; und wie diese bei den Menschen Jahrtausende anhalten können und nur allmählich und für das Auge des Beobachters unsichtbar sich ändern, sobald die Grundlagen, die ihnen die Existenzberechtigung gaben, sich modifiziren, so müssen auch die Triebe der Thiere je nach den Verhältnissen andauern oder sich verschieden gestalten. So herrscht auch z. B. in dem einen Ameisenstaat Sklaverei, in dem andern nicht; und in dem einen Sklavenstaate wiederum werden die Sklaven von den Herren erhalten, und in dem anderen die Herren von den Sklaven. Als Resultate des Gesagten können folgende Punkte angenommen werden:

1) Es gibt Instinkte und Triebe; doch sind dieselben gleichmäßig auf Menschen und Thiere vertheilt und sind der durch die Gewohnheit einzelner Individuen auf die Art vererbte Drang, dieser Gewohnheit ebenfalls nachzukommen.

2) Diese Instinkte und Triebe sind nicht unabänderlich, sondern variiren nach den Bedürfnissen der lebenden Art.

Wir haben das Gebiet der Theorie nun glücklich hinter uns und können, nachdem wir die Grundlagen der Thierseele gefunden, an unsre Aufgabe herantreten, das Gemüthsleben der Thiere nach seiner ganzen Ausdehnung zu untersuchen und die Höhe der geistigen Entwicklung der Thiere zu finden.

Herr Knauerhase.

Eine Maierinnerung; von **Maximilian Dittrich.**

Vor ungefähr fünfzehn Jahren war es, als ich — ein blutjunger Bursche — eine kleine Vergnügungsreise angetreten hatte, die mich zu meinem lieben, alten, unbeschreiblich herzensguten Großmütterchen in ihr Sommerquartier führen sollte.

Die achtzigjährige Frau floh, wie so viele der glücklicher situirten Menschen, im Sommer das Getöse, den Staub und die Langeweile der großen Stadt; aber sie suchte nicht, gleich den lebenslustigen Kindern der Welt und den vorzeitig lebensüber-

drüssigen Mitgliedern der sogenannt guten Gesellschaft, das elegante Gewühl vornehmer Bäder oder das wirre Treiben auf den Heerstraßen der Vergnügungsreisen, sondern sie spann sich ein mit ihrer Tochter, meiner damals auch schon nahezu sechzigjährigen Tante, in die weltverlassene Einsamkeit eines winzigen Kleinstädtchens, dessen Fluren heute noch nicht von den Eisenwegen des großen Verkehrs berührt werden.

Dort hausten sie — die uralte, seit einem halben Jahrhundert verwitwete Frau und das alte Jungfräulein — vom Mai bis zum Oktober jeden Jahres bei der einzigen Busenfreundin der letzteren, der Witwe eines Landraths, die sich nach dem Tode ihres Gatten in ihre Heimatsstadt und das Haus ihrer Vorfahren zurückgezogen hatte.

Es war ein gar beschauliches Leben, das die drei miteinander führten. Des Morgens frühzeitig saßen sie im Gärtchen hinter dem Hause in der weinlaubumrankten Laube und plauderten von ihren in alle Welt zerstreuten Lieben; dabei tranken sie ihren Milchkaffee oder ihr Morgensüppchen, und wenn sie damit fertig waren, machte Großmütterchen einen Spaziergang in dem zwanzig Schritt langen Gärtchen, am Arme der noch mit den meisten Körperkräften ausgerüsteten Frau Landräthin, und, wenn die schwachen Füße gegen die Anstrengung des Gehens sich aufzulehnen anfingen, was, wenn's gut ging, spätestens nach zehn Minuten geschah, setzten sie sich wieder in die Laube oder ließen den Garten-Großstuhl unter den Fliederbaum neben die gleichfalls bequeme Lehnbank schieben, und nun strickten oder häkelten die Landräthin und meine Tante mit regem Fleiße und nimmermüder Geduld, während Großmütterchen dem Vogelgezwitscher lauschte und ihre Gedanken in die duftumwobenen Fluthen ihrer Erinnerungen sich versenken ließ. Dann kamen ab und zu ein paar alte Bekannte im Vorbeigehen in's Gärtchen herein, — gute, stille Leute, meist nur, um sich zu erkundigen nach dem Befinden der alten Damen und besonders respekt- und liebevoll nach dem Wohlergehen der Frau Senior (mein Großvater war Senior, d. i. erster Geistlicher an einer Hauptkirche unserer Residenz gewesen); denn die Frau Senior erfreute sich der ungeheuchelten Verehrung aller der 1500 Einwohner des Städtchens. Nur immer am dritten oder vierten Tage erschien ein minder stiller Gast; ein Gast, der mehr zu fragen und zu erzählen hatte, als die anderen zusammengenommen; das war der Medizinalrath — ein Arzt, der die Welt und ihren Lärm nicht grade floh, aber sie haßte, und seit einem Jahrzehnt hier, wo auch seine Wiege gestanden, die Zinsen eines mäßigen Vermögens verzehrte, nebenbei Kranke behandelte, wenn man ihn dazu nöthigte, und hauptsächlich auf Gott und alle Welt mit viel Galle und einigem Humor räsonnirte.

Dieser letzterwähnte Besuch wurde mit sehr verschiedenen Gefühlen von den drei Damen aufgenommen. Die Frau Landräthin, welche von ihrem seligen Gatten die Ueberzeugung geerbt hatte, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, ärgerte sich oft entsetzlich über den alten Räsonneur, der selbst die hohe Obrigkeit mit seinen Gift- und Stachelworten nicht verschonte; meine Tante, in deren weichem Gemüthe die Vorstellung tiefe Wurzeln geschlagen, die Menschen sammt und sonders seien rechtlich und brav, und alles, was da geschehe, auch das anscheinend größte Unglück, sei in seinem innersten Kern doch unübertrefflich gut — meine Tante, sage ich, fürchtete den Medizinalrath, wie das junge Mädchen den Geier fürchtet, der ihre Taubenlieblinge bedroht.

Großmütterchen aber fürchtete den bärbeißigen Herrn nicht im mindesten und ärgerte sich auch nicht über ihn. Großmütterchen fürchtete überhaupt nichts und ärgerte sich über nichts. Ihre klaren, blauen Augen strahlten immer den gleichen, wehmüthigheiteren Seelenfrieden in ihre Umgebung hinaus, und Schmerz und Leid strich nur wie Windeshauch über ihr so ungemein zartbesaitetes und doch so bewundernswerth starkes Gemüth dahin. Ueber den Medizinalrath und seinen ewig neuen Grimm lächelte sie; sie nannte den Mann trotz seiner neunundfünfzig Lebensjahre einen Tollkopf, der sich noch austoben werde; dabei ging sie aber auf sein Räsonnement ein, berichtigte und milderte nicht selten seine übertriebenen Schilderungen von der Schlechtigkeit der Menschen und Verhältnisse und gab ihm sogar zur stillen Verzweiflung der Frau Landräthin gelegentlich einmal mit leisem Nicken des eisgrauen Hauptes recht.

Und grade deswegen kam der Medizinalrath oft und regelmäßig in das Haus der Landräthin. Die Frau Senior war sein Ideal; nur sein verfluchtes Pech wäre schuld, pflegte er in gemüthlicher Stunde zu betheuern daß er nicht um lumpige dreißig Jahre früher geboren worden, dann hätte sie seine Frau werden müssen, und er hätte sich sein Lebtag nicht den zehnten Theil soviel geärgert, als es in der That der Fall gewesen.

Der Medizinalrath behandelte auch die Damen als Arzt. Großmütterchen war zwar nie krank, immer nur schwach, dafür wurden aber die Frau Landräthin und meine Tante nimmer recht gesund. Bei meiner Tante war Kopf und Magen gesund, alles übrige aber krank. Und daß der Magen sich so merkwürdig gesund erhalten, hatte auch seine Schattenseiten; denn er verdaute viel mehr, als dem schwachen Körper nütz' war, und hatte es besonders auf Kuchen und sonstige nährende Zuckerbäckereien abgesehen, welche der Medizinalrath stets von neuem widerrieth, und der rebellische Magen sich stets von neuem zu erzwingen wußte. Im Grunde schadete diese Neigung zum Süßen und Nahrhaften meiner Tante nicht viel, nur hatte sie unter dem fast unaufhörlich zunehmenden Drucke einer stattlichen Beleibheit zu seufzen.

Bis zur Zeit des Mittagessens blieb der Medizinalrath gewöhnlich da; und das war, wenn er es absichtlich that, sehr klug von ihm, denn den drei Damen mundete das tägliche Brot viel besser, wenn er eben fortgegangen war, als sonst. Die Großmutter fühlte sich leicht erregt durch die ungewohnt lebhafte Unterhaltung; die Tante dankte ihrem Schöpfer, daß der Feind und Zerstörer ihrer schönen Träume von allgemeiner Menschengüte und tadelloser Weltvortrefflichkeit von dannen gewichen, und die Frau Landräthin vergaß in ihrem Aerger regelmäßig ihren aus der angeblich guten alten Zeit überkommenen Grundsatz, dann mit dem Essen aufzuhören, wenn es ihr am besten schmeckte.

Nach dem Essen wurde dann immer ein Schläfchen gemacht und der Rest des Tages wieder mit einer kurzen Promenade und langer Unterhaltung, mit Stricken, Häkeln und — was die wichtigste und interessanteste Nachmittagsbeschäftigung war — mit dem Lesen der großen Provinzialzeitung verbracht. Zwischenhinein kamen einige seltene Kaffeevisiten und abends sprach der Herr Kantor zuweilen vor, um getreulich über die Lokalneuigkeiten der nächsten Kreisstadt, die er manchmal besuchte, Bericht zu erstatten.

So floß es wochaus, wochein dahin — das Stillleben meines Großmütterleins und ihrer Umgebung. Und nun sollte ich, der lebensfrohe und garnicht selten übermüthige und wilde Bursche, dem das Leben in der Stadt von mehrmalhunderttausend Einwohnern nicht reiz- und geräuschvoll genug vorkam, 8 oder gar 14 Tage in dem einsam friedlichen Hause am grasüberwucherten Marktplatze dieses winzig kleinen Nestes zubringen und, bewacht von den dreitausend Argusaugen der verehrlichen Kleinstädterschaft, ein dem Himmel und allen ortsangehörigen alten Damen weiblichen und männlichen Geschlechts wohlgefälliges Herrnhuterleben führen!

Grade der Gedanke des grellen Kontrastes zwischen meinen auf das ruhlos und lärmend Lebendige gerichteten Neigungen und dem pflanzenartig bewegungsarmen Landstadtleben war für mich unwiderstehlich anziehend gewesen. Ich hoffte auf wildfremde und darum interessante Verhältnisse und Menschen zu stoßen, aus deren Bekanntschaft mir eine Bereicherung meiner Welterfahrung und Menschenkenntniß erwachsen müsse. Gleichzeitig kam ich mir vor wie ein Märtyrer, wenn ich daran dachte, daß ich eine Woche lang mit den Kanarienvögeln zu Bett gehen, mit den Hühnern aufstehen, meiner Tante das Strickgarn wickeln und der Frau Landräthin die Zeitung vorlesen würde, und dazu Milchkaffee und einfaches Bier zu trinken, Mehlsuppe zu suppen und Sauerkraut mit Klößen zu essen hätte.

Ebenso neugierig als würdevoll resignirt kam ich daher den 25. Mai 186. in Buchfeld an. Ich hatte zwei Stunden in einem der Größe des Städtchens entsprechend kleinen Omnibuskasten von der nächsten Eisenbahnstation her über Land fahren müssen, war weidlich geschüttelt worden und ziemlich froh, als ich dem mir wenig nobel erscheinenden, federlosen, quadratischen Karren entronnen war.

Der Empfang, sowohl seitens meines Großmütterchens und der mir gleichfalls von ganzem liebeseligen Herzen zugethanen Tante, als auch von Seiten der wegen ihres ehrenfesten und mit männlicher Energie ausgestatteten Charakters hochachtbaren Landräthin, war ein so wohlthuend warmer, daß ich mich in überraschender Weise angeheimelt und schon am ersten Abend die Vorstellung eines mir bevorstehenden Martyriums verblassen fühlte.

Am andern Morgen war ich zu meinem eigenen lebhaften Erstaunen noch vor fünf Uhr erwacht, frisch und fröhlich auf-

gestanden und, sobald ich angekleidet war, in den Garten gegangen, um dort meine drei Gastgeberinnen zu erwarten.

Es war ein sonniger Maimorgen — so schön, so thaufrisch und blüthenduftig, wie sich ihn das naturtrunkenste Dichtergemüth nur träumen kann. Mich überkam ein seltsames Interesse an den Blumen und Bäumen, an den Sperlingen, die sich schwätzend und zankend von Zweig zu Zweig jagten, und an den Hühnern, die, als ich den Hof durchschritt, über den unbekannten Eindringling in ein entsetztes und garnicht endenwollendes Gegacker ausgebrochen waren. Schade, daß man mir auf dem Gymnasium soviel Latein und Griechisch und so gar keine Spur von Naturkunde beigebracht hatte: außer der Rose und dem Veilchen, der Tulpe und der Nelke kannte ich nicht eine einzige Blume bei Namen, und von diesen fand ich nur, freilich in üppiger Anzahl, die Rose blühend im Gärtchen, während daneben ein reicher, mir in seinen hunderten von Exemplaren fast gänzlich unbekannter Blüthenflor meine krasse Unwissenheit zu verhöhnen schien.

Ich wollte mich eben über die naturwissenschaftliche Verwahrlosung der gelehrten Bildungsanstalten meines lieben Vaterlandes zu entrüsten anfangen, als mir ein Kätzchen in's Auge fiel, welches mit mächtigen Sätzen über den hohen Plankenzaun in den Garten gesprungen war und, nicht minder verwundert als die Hühner, mit hochgekrümmtem Rücken da stehenbleibend, wo es den Boden berührt hatte, den Fremdling grünlich blitzenden Auges anstarrte.

Mein Versuch, es mit den freundlichen Rufen: „Miez, Miez, — komm' zu mir, Miezchen, komm' doch!“ zu belehren, daß ich kein katzenfeindlicher Bösewicht sei, schlug fehl, denn Miez wendete mir mißtrauisch den Rücken und verschwand pfeilgeschwind im Gebüsch nach der Weinlaube hin, von wo ich jetzt ein leises Geräusch vernahm, wie von Schritten, die langsam und schwer über den Holzfußboden der geräumigen Laube schleiften.

(Schluß folgt.)

Für oder wider die Vivisektion?

Von Dr. med. **G. Voigt** (Verfasser der „Zukunftsmedizin“).

(Fortsetzung.)

Wer vivisezirt und wie vivisezirt man.

Selbst auch dann, wenn wir in der vorstehenden Betrachtung gefunden hätten, daß die Vivisektion wissenschaftlich oder praktisch einen größeren Nutzen zu stiften vermöchte, als es, wie wir sahen, der Fall ist, so würden wir doch immer die Frage aufwerfen müssen: Wer vivisezirt und wie vivisezirt man?

Oder soll in dem Falle, wo es sich thatsächlich um eine ergebnißreiche wissenschaftliche Forschungsmethode handelt, die eine Anzahl grausamer Versuche nicht entbehren kann, auch jeder Stümper ohne allen Beruf und ohne alles Talent ganz nach seinem Belieben in den Eingeweiden lebender Geschöpfe herumwühlen dürfen? Sicherlich darf auch selbst in dem Falle, wo es notorisch und erwiesen ist, daß die vivisezirende Forschungsmethode dazu angethan ist, durch dieses oder jenes ihrer Ergebnisse die Physiologie zu bereichern, nur allein der Forscher von Fach und jene, welche sich speziell dem Studium der Physiologie widmen, gesetzlich berechtigt sein, derartige Versuche an lebenden Geschöpfen vorzunehmen, während zur Zeit jedermann dazu berechtigt ist.

Wenn nun die Vertheidiger der Vivisektion sagen, daß in Deutschland die privatim betriebene Vivisektion kaum eine nennenswerthe Ausdehnung gewonnen habe, da die in Deutschland Medizin Studirenden nicht die erforderlichen Mittel zu derartigen kostspieligen Versuchen besäßen, so ist dem entgegenzuhalten, daß es, um Vivisektionsversuche, wie sie in physiologischen Vorlesungen behufs der Demonstration vorgenommen werden, mit mehr oder weniger Glück und Geschick privatim nachzuahmen, keineswegs besonderer Hilfsmittel bedarf, da zur bloßen wissenschaftelnden Stümperei die anatomischen Instrumente, wie sie im Besitze eines jeden Medizin Studirenden sind, und außerdem das Versuchsmaterial in Gestalt eines Frosches, einer Taube, eines Kaninchen, einer jungen Katze oder eines jungen Hundes völlig ausreichend sind. Ein anderes ist es allerdings, wenn es gilt behufs methodischer Forschungen eine ganze Reihe von vivisektorischen Versuchen auszuführen und zwar so „exakt“ auszuführen, als es die vivisektorische Forschungsmethode überhaupt erlaubt; hierzu bedarf es allerdings ganz anderer Mittel und eines mehr oder weniger kostspieligen physiologischen Rüstzeugs, obschon die Herren Vivisektoren trotz ihrer vollkommenen und sogar glänzenden Ausrüstung die Behauptung jenes deutschen Universitätsprofessors, „daß die wissenschaftlichen Leistungen der ‚großen und prachtvollen Laboratorien‘ immer im umgekehrten Verhältniß zu dem großen Aufwande und zu der glänzenden Ausstattung, die sie erfordern, stehen“ noch nicht zu entkräften vermocht haben.

Wieviel oder wie wenig privatim vivisezirt wird, wissen die Studirenden aber selbst am besten. Gerade derartige plumpe Nachahmungen der Versuche eines einzelnen, also die Nachahmung der in der Vorlesung seiten des Lehrers der Physiologie ausgeführten Versuche, bilden einen der ärgsten Mißbräuche des vivisektorischen Experiments; denn jeder kann sich leicht sagen, welche Legion lebender Wesen dadurch in qualvollster Weise um's Leben gebracht wird, daß ein Theil von den tausenden von Hörern und Schülern der Physiologie die ihnen in den Vorlesungen vorgeführten Versuche, wenn auch nur zum Theil, wiederholen, und je mehr derartige Versuche wegen mangelnden Experimentirtalents und geeigneter technischer Hilfsmittel ihnen mißlingen, sich dieselben zur Wiederholung derartiger Experimente aufgefordert fühlen. Daß nun aber die Zahl solcher unberufenen Hände nicht gering sein kann und jene wissenschaftelnden vivisektorischen Versuche den Charakter einer allgemein verbreiteten Seuche angenommen haben, geht schon allein daraus hervor, daß eine uns bekannte Fabrik chirurgischer Instrumente jene sinnreichen Folterbänke der Vivisektion, nämlich die sogenannten, aus einer Bank nebst einem zum Festschrauben für die Opfer bestimmten metallenen Kunstgestänge bestehenden „Hunde- und Kaninchenhalter“ zu einer Zeit, wo die vivisektorischen Versuche allgemeiner Mode wurden, zu tausenden vertrieb, also einen Bedarf gedeckt hat, der weit über die für die physiologischen Institute erforderliche Anzahl derartiger Vorrichtungen und Rüstzeuge zum Festschrauben und Niederhalten der Versuchsthiere hinausgeht. Außer den wissenschaftelnden Stümpern aber, bei denen vivisektorische Versuche insofern zu einer Art Privatliebhaberei geworden sind, als dieselben weder auf ein wissenschaftliches Ergebniß, noch auf einen praktischen Nutzen rechnen können, werden von den Lehrern der Physiologie alljährlich tausende und abertausende von vivisektorischen Versuchen angestellt, die, fast immer dieselben bleibend, sich alljährlich immer wiederholen. Jahr aus Jahr ein erneuert sich in allen physiologischen Hörsälen dieser Cyclus vivisektorischer Demonstrationen, so daß der unparteiische Zuschauer zu dem Glauben kommt, daß diese Vorlesungen weniger eine physiologische Schulung der Medizin Studirenden sein sollen, sondern vielmehr zu der Annahme verleitet wird, daß alle diese Zuhörer zu physiologischen Fachleuten und insonderheit zu Vivisektoren ausgebildet werden sollen. Die angehenden Aerzte, und das sind 99 pCt. der Hörer in einem physiologischen Hörsaal, wollen aber behufs ihrer physiologischen Schulung und Ausbildung vor allen Dingen die Resultate und zwar die sicheren und feststehenden Resultate der physiologischen Forschungen kennen lernen; denn diese sind es, welche neben der Anatomie grundlegend für ihr gesammtes medizinisches Denken werden sollen. Wenn dieselben überdies noch erfahren, wie und auf welche Weise dieselben erlangt wurden, wenn sie also die Methoden und die Geschichte der wissenschaftlichen Forschung kennen lernen, so können sie sich damit begnügen und werden es auch. Wenn man aber dem gegenüber hält, daß es, weil dem Gedächtniß zu Hilfe kommend, noch instruktiver sei, die einschlägigen Versuche leibhaftig vor Augen zu führen, so müssen wir jenem Engländer beipflichten, welcher sagte, daß dies dasselbe bedeute, als wenn man Vorlesungen über die Kulturgeschichte der Menschheit durch Experimente mit Folterwerkzeugen und durch Versuche mit den Scheiterhaufen illustriren wollte. Wohl kann es aus instruktiven Gründen für einzelne Fälle wünschenswerth erscheinen, dieses oder jenes Kapitel der

Physiologie durch ein oder das andere vivisektorische Experiment zu illustriren, aber nothwendig ist es nicht, mögen es die Fanatiker der Vivisektion auch noch so oft versichern. Wo bleibt aber der Beweis, daß das vivisektorische Experiment in Vorlesungen für angehende Aerzte nothwendig ist? Ueber das Wünschenswerthe läßt sich aber streiten, weil hierin die Meinungen verschieden sein können. Soll aber das Wünschenswerthe erfüllt werden, so kann und darf dies nur bedingungsweise geschehen und es werden Einschränkungen nothwendig sein, nicht blos hinsichtlich der Anzahl der Versuche, worüber Sachverständige, aber nicht blos die dabei interessirten Fachleute, recht wohl zu entscheiden vermögen, sondern auch hinsichtlich der Art, der Dauer, der Spezies der zu verwendenden Thiere, und hinsichtlich der Art der erforderlichen Schmerzbetäubung derselben werden spezielle Bestimmungen beziehentlich Einschränkungen getroffen werden müssen.

Wie man bei den vivisektorischen Versuchen gegenwärtig zu Werke geht, also wie man vivisezirt, dies sollen uns die Herren Vivisektoren selbst erzählen, und hierzu bedarf es nur, die physiologischen Fachzeitschriften zu durchblättern und außerdem von den gradezu haarsträubenden Beispielen Notiz zu nehmen, wie wir sie in dem bereits erwähnten amtlichen Berichte der königlichen Kommission in London auf 388 enggedruckten Folioseiten und in 6551 Paragraphen aufgezeichnet finden. Wenn wir eine Anzahl derselben noch namentlich anführen, so darf der Leser nicht glauben, daß dieselben vereinzelt dastehen oder ganz besonders herausgegriffen sind, sondern dieselben sind vielmehr häufig genug mehr oder weniger typisch für gewisse Arten ganzer Versuchsreihen.

Mit welcher unerhörten Fühllosigkeit und Grausamkeit man hier und da vivisezirt, zeigt uns Professor Dr. Fyfe in Edinburg, der einen an allen vier Pfoten gefesselten Hund noch durch eine starke Peitschenschnur an den Tisch befestigte, die er dem Thiere, nachdem er dessen Nase durchbohrt, durch diesen äußerst empfindlichen Theil hindurchgezogen hatte. Ohne daß das Thier betäubt war, wurde nun die Brust- und die Bauchhöhle geöffnet. In welcher Weise und in welchem Maße der Schmerz, den das Thier hierbei empfand, zum Ausdruck kam und welche fürchterliche Qual es außerdem noch dadurch empfand, daß bei der geringsten zuckenden Bewegung die Peitschenschnur in den Mundkanal der durchbohrten Nase einschnitt, wird in dem betreffenden Berichte der Untersuchungskommission von einem Augenzeugen geschildert.

Der Versuch Brachet's, um die Grenzen der Anhänglichkeit seines Hundes „wissenschaftlich zu konstatiren“ wurde bereits weiter oben erwähnt und gesagt, daß er zu diesem Behufe seinen Hund, so oft er ihn sah, auf alle erdenkliche Weise quälte, alsdann die Augen und das Trommelfell in beiden Ohren zerstörte, damit ihn das Thier weder sehen noch hören könne u. s. w. Außer diesem Versuche wurden aber noch 200 andere Hunde ähnlichen „interessanten“ Versuchen geopfert.

Eine geradezu endlose Reihe von Versuchen stellten die Professoren Schiff und Gavaret an, um „wissenschaftlich“ festzustellen, wie und in welcher Zeit der Tod bei Hunden durch gewaltsame und langsame Erstickung und durch Backen und Rösten dieser armen Kreaturen in der Backofenhitze eintritt.

(Schluß folgt.)

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für April.

(Fortsetzung.)

„Gute Verse wollen gemacht sein,“ singt Mirza-Schaffy, und dieser „Spruch der Weisheit“ dürfte wohl nicht angefochten werden. Aber er versteht auch gute Verse zu machen, der Dichter der in alle europäischen Sprachen, ja selbst in's Hebräische übertragenen, mehr als sechzig mal neu aufgelegten „Lieder des Mirza-Schaffy“: **Friedrich Martin Bodenstedt.** Derselbe wurde am 22. April 1819 zu Peine im ehemaligen Königreich Hannover geboren. Seine Eltern wünschten, daß er Kaufmann werden solle, ihm gefiel es aber nicht hinter'm Ladentisch und es gelang ihm auch, die Lehre zu verlassen. Darauf studirte er zu Göttingen, München und Berlin hanptsächlich Philosophie, Geschichte und Philologie; später bekleidete er eine Hauslehrerstelle in Moskau und übernahm dann (1844) die Leitung eines pädagogischen Instituts in Tiflis. An diesem Orte machte er die Bekanntschaft eines öffentlichen Schreibers (Mirza-) Schaffy, der ihm u. a. in den orientalischen Sprachen Unterricht ertheilte. Nun folgten Reisen in die kaukasischen Länder, in die Türkei u. s. w. und kaum nach Deutschland (München) zurückgekehrt begab sich Bodenstedt nach Italien, wo er (1848) in Triest die Redaktion des „Oesterreichischen Lloyd“ führte. Allein nach kurzer Zeit verließ er diese Stellung und lebte in Berlin, bis er 1854 als Professor der slavischen Sprachen und Literaturen nach München berufen wurde. Im Jahre 1866 folgte er einer Einladung des Herzogs von Meiningen — der ihn auch in den Adelstand erhob —, um die Direktion des dortigen Theaters zu übernehmen. Seit 1870 hat sich Bodenstedt in's Privatleben zurückgezogen, um ganz sich der Literatur zu widmen. Den Glanzpunkt unter seinen eigenen poetischen Schöpfungen bilden die schon oben erwähnten „Lieder des Mirza-Schaffy“, welche zuerst in einer Reisebeschreibung des Morgenlandes: „1001 Tag im Orient“ eingeflochten und von dem Dichter als geistiges Eigenthum seines Lehrers Mirza-Schaffy ausgegeben wurden. Die reizenden, in Inhalt und Form leichtgeschürzten Lieder bilden ein lebendiges Gemälde des orientalischen Lebens, sie fordern auf, in Lust und Fröhlichkeit das Leben zu genießen. Sehr ansprechend sind die Liebeslieder, vortrefflich die Sprüche der Weisheit 2c., kurz, Bodenstedt offenbart sich uns als einer der hervorragendsten Dichter unserer poetisch nicht überschwänglich reich ausgestatteten Gegenwart. Und er ist nicht blos bedeutender Lyriker, es errangen auch seine Tragödie „Demetrius“ (Berlin 1856) und andere Theaterstücke Erfolg. Ferner sei noch die Schrift: „Die Völker des Kaukasus“ erwähnt und seine vielfachen Uebersetzungen, darunter die selbstständige Uebertragung mehrerer Shakespeare'schen Dramen. („Gesammelte Schriften 1865—1869, 12 Bände; „Erzählungen und Romane“ 7 Bände. 1872.)

Als Gelehrter und ausgezeichneter Germanist wird **Carl Heinrich Wilhelm Wackernagel,** der am 23. April 1806 zu Berlin geboren wurde, im allgemeinen bezeichnet, und allerdings sind seine gelehrten Schriften verhältnißmäßig bedeutender als seine Dichtungen. Bereits im Jahre 1828, als er noch die Universität seiner Vaterstadt besuchte, trat er mit den „Gedichten eines fahrenden Schülers“ an die Oeffentlichkeit, ohne damit viel Beifall zu erringen; auch die in 5 Bänden erscheinenden „Neuen Gedichte“, welche seine poetischen Schöpfungen der Jahre 1832—42 enthalten, wurden mehrfach getadelt: man warf dem Dichter, der frommes Gottvertrauen zur Grundlage seiner Dichtungen gemacht hatte, vor, er sei Pietist und Feind der Freiheit. In der That vermochte er nicht über einen engherzig-partikularistischen Standpunkt sich zu erheben; in seinem „politischen Glaubensbekenntniß“ erklärt er, „kein Freund von wurzellosen Freiheitsbäumen“ zu sein, doch liebe er auch nicht „allzuviel vom alten Wust zu träumen“. Gute Aufnahme fand das den ernsten Zeitgedichten folgende „Weinbüchlein“ (Leipzig 1845); dasselbe enthält u. a. das überall und mindestens allen Sangesbrüdern bekannte launige Liedchen: „Wenn man, wie wir, zu Felde zieht, — Sind Flaschen viel zu friedlich“ 2c. — Da es Wackernagel nicht gelang, in Preußen eine passende Stellung zu erhalten, so nahm er im Jahre 1833 einen Ruf als Professor der deutschen Sprache und Literatur am Pädagogium zu Basel an; drei Jahre darauf erklärte ihn die preußische Regierung des Bürgerrechts verlustig; infolgedessen schenkte ihm die Stadt Basel das ihrige. 1854 wurde er in den „Großen Rath“ gewählt. Er starb am 21. Dezember 1869. Als Hauptwerke sind zu nennen: „Deutsches Lesebuch“ (5. Auflage 1878, 5 Bde.), „Altdeutsches Wörterbuch“ (1878 5. Auflage), Ausgaben des „Schwabenspiegel“ und „Walters von der Vogelweide“ (1862).

Karl Lebrecht Immermann, aus einer altpreußischen Beamtenfamilie stammend, wurde in Magdeburg am 24. April 1796 geboren. Noch Gymnasiast, kaum 16 Jahre alt, schrieb er bereits einen Roman und ein Gedicht auf den Tod des unglücklichen Heinrich Kleist, sowie ein Drama: „Prometheus“. Nachdem er am Feldzuge gegen Napoleon theilgenommen, studirte er in Halle Jurisprudenz, konnte sich aber mit der unter seinen Kommilitonen herrschenden Deutschthümelei nicht befreunden und gerieth daher mit diesen in Konflikt, weßhalb seine Schrift: „Ueber die Streitigkeiten der Studirenden in Halle“ bei dem 1817 auf der Wartburg bei Eisenach aus Anlaß des beendigten dritten Jahrhunderts der Reformation von den deutschen Burschenschaften veranstalteten Feierlichkeit — dem sogenannten Wartburgfest — verbrannt wurde. Nach beendetem Studium bekleidete Immermann verschiedene Stellungen als preußischer Gerichtsbeamter, bis er 1827 Oberlandesgerichtsrath in Düsseldorf ward. 1834 übernahm er die Leitung des dortigen Stadttheaters, fand jedoch, obgleich er Ausgezeichnetes leistete, nicht die gehoffte Anerkennung des Publikums und gab deshalb die Stellung auf, um abermals in den Staatsdienst zu treten. Bereits am 25. August 1840 ereilte ihn der Tod. Immermann erwarb sich zuerst einen Namen durch seine dramatischen Dichtungen, wenn dieselben auch keinen Anspruch auf große Selbstständigkeit machen können, sondern insgesammt namentlich ein tiefes Studium Shakespeare's nicht verkennen lassen, sodaß ein Kritiker sagen konnte: Immermann's Dramen seien lediglich als Studien zu betrachten, in denen er bald Shakespeare, bald Goethe u. a. m. nachzubilden, bald auch sie alle zu verschmelzen suche. Aus den Schöpfungen Immermann's heben wir hervor: „Das Trauerspiel in Tirol“ (Hamburg 1827), das nachmals umgearbeitet unter dem Titel „Andreas Hofer“ in die Sammlung seiner Werke aufgenommen wurde, — „Kaiser Friedrich II.“ (Hamburg 1828), „Alexis“ (Düsseldorf 1832). Ferner das Lustspiel: „Die Verkleidungen“ (Hamburg 1828), sein reizendes Märchen — das Heldengedicht — „Tulifäntchen“ (Hamburg 1829)

und sein Roman: „Münchhausen", in welchem er das biedere, treue Wesen des Bauernstandes, entgegen dem falschen, trügerischen der sogenannten höheren Klassen darstellt; der rein poetische Theil des Buches: „Oberhof" zählt, wie der Literarhistoriker Stern sagt: „jedenfalls zu den schönsten und unvergänglichsten Werken unserer Literatur."

Es ist darüber gestritten worden, ob der Gebrauch der Mundarten in Dichtungen zu rechtfertigen sei, und man hat gefunden, daß die Anwendung des Dialekts in Gedichten nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar geboten sei, „wenn der Dichter nur solche Gegenstände und Verhältnisse behandelt, die der Gegend eigenthümlich sind, in welcher eine Mundart gesprochen wird." (Heinrich Kurz, Literaturgesch. Bd. 4. S. 834.) Diese Bedingungen hat in hohem Maße zu erfüllen verstanden der holsteinische Dichter **Klaus Groth**, in dessen Dichtungen die Denk- und Empfindungsweise des dithmarschen Volkes in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit sich wiederspiegelt und mit großer Naturwahrheit und echt volksthümlich die verschiedenartigsten Verhältnisse der einzelnen Stände und Volksklassen geschildert werden. Besonders bekannt wurde der Dichter durch seine 1853 herausgegebene Gedichtsammlung; „Quickborn", die mittlerweile in vielen Auflagen erschienen ist, und durch seine Sammlung von Erzählungen: „Vertelln". — Klaus Groth, am 24. April 1819 zu Heide im Norddithmarschen geboren, besuchte das Seminar zu Tondern, um sich zum Lehrer vorzubereiten; zu weiteren wissenschaftlichen Studien fehlten ihm die Mittel. Indeß eignete er sich durch eisernen Fleiß privatim eine nicht geringe gelehrte Bildung an: Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, — auch erlernte er 5 fremde Sprachen. In Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Sprache verlieh ihm die Universität zu Bonn das Diplom eines Doktors der Philosophie. Seit 1859 ist Groth Professor in Kiel. (Schluß folgt.)

Ein noch ungedruckter Brief Schillers. Nachfolgenden noch nicht bekannten Brief des großen Dichterfürsten an seine Schwester entnehmen wir der in Leipzig erscheinenden Illustrirten Zeitung für Gabelsbergersche Stenographen, welche das interessante Schreiben zum ersten male der Oeffentlichkeit übergibt:

„Theuerste Schwester. Gestern Abend erhalte ich deinen lieben Brief und eile Dich aus Deinen und unsrer besten Eltern Besorgnissen über mein Schicksal zu reißen. — Daß meine völlige Trennung von Vaterland und Familie nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft sein, wenn ich sie nicht erwartet, und selbst befördert hätte, wenn ich sie nicht als die nothwendigste Führung des Himmels betrachten müßte, welche mich in meinem Vaterlande nicht glücklich machen wollte. Auch der Himmel ists, dem wir die Zukunft übergeben, von dem Ihr und ich, Gottlob nur allein, abhängig sind. Ihm übergebe ich Euch, meine Theuren, er erhalte Euch fest und stark, meine Schicksale zu erleben, und mein Glück mit der Zeit mit mir theilen zu können. Losgerissen aus Euren Armen weiß ich keine bessere, keine sicherere Niederlage meines theuersten Schatzes, als Gott. Von seinen Händen will ich Euch wieder empfangen, und — das sei die letzte Thräne, die hier fällt!

Dein Verlangen, mich zu Mannheim etablirt zu wissen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreise meines Glückes läge, dort zu sein, so gern wollte ich die nähere Nachbarschaft mit den Meinigen vorziehen, und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimischen Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte. Ich schreibe Dir gegenwärtig auf meiner Reise nach Berlin, wo es mir in mehr als in einem Fach nicht fehl schlagen kann, wo, nach dem einstimmigen Urtheil aller Menschen, denen ich meine Umstände vorlegte, mein Glück aufgehoben sein muß. Auch ist es möglich, daß, wenn mich bedeutende Connaissanzen zu Berlin unterstützen, ich nach Petersburg gehe. Erschrick nicht, beste Schwester, daß soviel Meilen zwischen Euch und mich werden zu liegen kommen. Ihr sollt jedes meiner Verhängnisse mit mir theilen; ich suche mein Glück eben so sehr für Euch als für mich. Innerhalb einiger Jahre soll, wenn Gott will, kein Schuh breit zwischen uns liegen. Bis dahin wache der Ewige über Euch und mich.

Deine zweitnächste Sorgfalt wird ohne Zweifel mein Auskommen sein. Zu Deinem und unsrer zärtlichsten Eltern Trost kann ich Dir sagen, daß ich bis jetzt auch keine Kleinigkeit habe entbehren müssen, welche ich zu Stuttgart gewohnt war. Auch in die Zukunft kann ich zuversichtlich sehen, weil mir meine Arbeiten gut bezahlt werden, und ich fleißig bin. Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der ersten Woche auf festes Einkommen rechnen, weil ich vollgültige Empfehlungen an Nicolai habe, der dort gleichsam der Souverain der Literatur ist, aber Leute von Kopf sorgfältig heranzieht, mich schon im voraus schätzt und einen ungeheuren Einfluß hat, beinahe im ganzen Deutschen Reiche der Gelehrsamkeit. Ich habe keine anderen Gedanken, als mein Glück nur allein durch Medicin zu machen, und werde suchen, innerhalb eines halben Jahres Doctor zu sein. Da ich durch Sachsen gehe, so habe ich gute Adressen an große Gelehrte, auch an Fürst, wenn ich die letzte benutzen will.

Für meine Schulden können meine Eltern stehen, denn ich hätte bereits schon die Hälfte davon abgetragen, wenn es nicht meine erste Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren. Meinen Gläubigern verschlägt es nichts, ob sie drei Monate früher oder später bezahlt werden, da die Zinsen fortlaufen, mich aber kann das Geld, daß ich ihnen jetzt schicken würde, an den Ort meines Glückes bringen. Das ist eine Billigkeit, die Jedermann erkennen muß, und wofür wäre ich denn so lange ein rechtschaffner Mann gewesen, wenn mir dieses Prädicat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Credit machte? Sage dieses den Leuten, so wird Alles sich zufrieden geben. — Noch einmal, meine innig geliebte Schwester, vertrau auf Gott, der auch der Gott Deines fernen Bruders ist, dem 300 Meilen eine Spanne breit sind, wenn er uns wieder zusammengebracht haben will. Grüße unsern besten allertreuesten Vater, und unsre herzlich geliebte gute Mutter; meine liebe redliche Louise und unsre kleine gute Nanette. Wenn mein Segen Kraft hat, so wird Gott mit Euch sein. Ein inneres lautes Gefühl spricht laut in meinem Herzen: ich sehe Euch wieder — vertraut Gott. Es wird kein Haar von uns Allen auf die Erde fallen. — Ich werde zu weich, Schwester, und schließe. Wenn Du die Wolzogen sprichst, so mache ihr tausend Empfehlungen. Auch der Vernhein empfiehlt mich. Ich kann nicht Weiteres schreiben, du schreibst mir wie bisher über Mannheim. Ewig Dein treuer zärtlicher Bruder Friedr. Schiller. E. N. 6. Nov. 1780.

Die Gräber der Khalifen in Kairo. Unser Bild (S. 388) führt uns heute in jenen schmalen Landstrich Afrikas, der, jährlich von dem Nilfluß überschwemmt, zwischen der lybischen Wüste und dem arabischen Golfe liegt, in das altehrwürdige Aegypten.

Seine Bewohner, bedauernswerthe Sklaven heute wie vor Jahrtausenden, sind das früheste geschichtliche Volk der Erde. Die Bibel setzte den Anfang aller Geschichte in eine Zeit, in der das altägyptische Reich nach vieltausendjährigem Bestehen sich bereits seinem Ende zuneigte. Wie bekannt, hat der Erzvater Jakob mit seinen zwölf Söhnen, deren einer, Joseph, es bis zum ägyptischen Ackerbauminister brachte, das Land in einer Blüthe der Kultur gefunden, die eine lange Zeit der Entwicklung voraussetzt. Auch die Juden müssen länger in Aegypten gelebt haben, als es die Bibel angibt, bis sich die zwölf Familien trotz ihrer sprüchwörtlichen Fruchtbarkeit zu hunderttausenden vermehrten. Eine Inschrift auf Psammetich's Pyramide (Königsgrabdenkmal) meldet heute noch, wieviel die Beköstigung ihrer 36,000 jüdischen Erbauer gekostet hat. Mosis Pentateuch (fünf Bücher der Civilgesetze) sind Nachahmungen ägyptischer Institutionen, die der umsichtige Reformator den Sitten seines Volkes anpaßte. Diese fünf Bücher, sowie die „geoffenbarten" Zehn Gebote, welche sich schon in der persischen Zend-Avesta und in den indischen Vedas vorfinden, bilden heute noch den Grundstock unserer Moral.

Die spärlichen Nachrichten über die Urgeschichte Aegyptens, welche wir Herodot und Diodor verdanken, muß man mit großer Vorsicht aufnehmen, weil sie sich oft widersprechen. Der heliopolitanische Oberpriester Manetho, der auf Befehl des Königs Ptolemäos Philadelphos die Geschichte seines Vaterlandes in griechischer Sprache verfaßte, nennt uns 31 Königsdynastien mit Angabe ihrer Regierungsdauer, beiläufig 4000 Jahre. Die hieroglyphische Stammtafel, welche man vor kurzem in den Ruinen des Palasttempels von Abydos entdeckte und entzifferte, stimmt in der Hauptsache mit den Angaben des Manetho überein. Darnach hieß der Gründer des ägyptischen Reichs Menes und lebte 5702 vor Christi Geburt. Wenn man erwägt, daß nach der Volksüberlieferung der menschlichen Dynastie des Manos einige ganz- und einige halbgöttische Dynastien vorausgingen, so kann man getrost das Bestehen des Reichs am Nil heute mit 10000 Jahren beziffern. 452 Jahre nach Menes wurden die ältesten uns erhaltenen Denkmäler ägyptischer Baukunst, die beiden Pyramiden von Dahschur, südlich von Memphis, errichtet, welche heute noch am Rande der lybischen Küste stehen. Ihre Inschriften und Abbildungen sind ein getreues Spiegelbild der Lebensverhältnisse einer Zeit, in welcher die ganze übrige Welt für uns noch völlig im Dunkeln liegt.

2300 Jahre vor Christo hat der biblische Joseph durch Herrichtung mächtiger Dämme die bis dahin wüsten Provinzen in fruchtbares Ackerland verwandelt und dadurch wohl zu der biblischen Allegorie der sieben fetten und sieben magern Kühe Veranlassung gegeben. Von dem Rückzug der Juden durch das Rothe Meer weiß Manethos Geschichte nichts zu erzählen, wohl aber, daß Joseph's Landsleute, die Hyksos (Hirten), das Land eroberten und nach ihrer Vertreibung aus Aegypten in Palästina Jerusalem gründeten. Dadurch wird dem Moses dasselbe Schicksal bereitet, wie dem Homeros, beide lösen sich in einen Gattungsbegriff, in eine Anzahl von Schriftstellern auf. Mit der Vertreibung der Hyksos beginnt die glanzvollste Periode Aegyptens. Es ist dies die Zeit der 18. und 19. Dynastie der Pharaonen (Könige). Memphis, Abydos und Theben, die drei Hauptstädte des Landes, werden mit bewunderungswürdigen Denkmälern geschmückt und die Macht und der Ruhm weit über die Grenzen des Landes getragen, denn Assyrien und Medien, Persien und Baktrien, sowie Aethyopien waren Provinzen der ägyptischen Könige Setho und Ramses. Eine Darstellung auf der äußeren Südseite der Tempelruinen von Karnak meldet uns die Eroberung von Jerusalem aus dieser Zeit. Luxus und Ueppigkeit, Ueberwuchern der Priesterkaste und Unterdrückung des Bauernvolkes führten hier wie überall den Ruin des Landes herbei. Von hier ab wurden die Könige nur aus der Priesteraristokratie gewählt, welche den Verfall des Reichs beschleunigte. Dem entnervten Volke wurde durch äthyopische und griechische Einwanderung frisches Blut zugeführt. Daß das Land damals, wie Herodot in seiner Dodekarchie erzählt, 20000 Städte gehabt haben soll, ist unwahrscheinlich. 525 v. Chr. eroberte Kambyses Aegypten und degradirte es zu einer persischen Provinz. 332 v. Chr. eroberte sie der makedonische Alexander und gründete dadurch die grie-

chische Herrschaft der Ptolemäer, unter denen das altägyptische Volkswesen verschwand. Damals wurde Alexandria der Mittelpunkt griechischer Gelehrsamkeit. Die letzten Ränke der Ptolemäerin, der sittenlosen Kleopatra, bewerkstelligten die Einverleibung Aegyptens in das römische Reich. Die „Kornkammer von Rom“, wie sie Kaiser Augustus nannte, büßte unter seinen Nachfolgern ihre Selbstständigkeit völlig ein. Das Christenthum, das im ersten Jahrgang n. Chr. Eingang fand, erzeugte hier die ersten Einsiedler und Mönche, welche sich wie ein Mehlthau über die ganze christliche Welt verbreiteten. Hier ist auch der klassische Boden der dogmatischen Kämpfe wegen der göttlichen und menschlichen Natur in Christo. Der Zwiespalt der christlichen Sekten verhalf den Mohamedanern zur Eroberung des Landes, welche Amru, dem Feldherrn des Khalifen Omar, im Jahre 638 gelang. Durch diese Gewaltthat erhielt der Islam das Uebergewicht.

Der Khalife Moez Eddin Allah gründete im Jahre 969 die Stadt Masr el Kahira (das heutige Kairo) und ist der Erbauer der phantastischen Gräberstätte, welche unser Bild veranschaulicht. Schaurig ist der Eindruck, den diese Gräberstadt heute in ihren Ruinen auf jeden Besucher hervorbringt; öde, durch nichts unterbrochene Stille herrscht ringsumher, der Fuß wandelt auf dem weichen Sande der Wüste, der tiefblaue Himmel spannt sich wolkenlos darüber aus und rechts und links vom Beschauer erheben sich an die hundert der prachtvollsten Moscheen im reichsten Arabeskenschmucke, mit edlen Kuppeln und mit schlanken Minarets.

Seit dem zehnten Jahrhundert steht ein Theil dieser Mausoleen dem Zahn der Zeit Trotz bietend und durch ihre prachtvolle Ornamentik die Bewunderung der Besucher herausfordernd.

In den reichsten, phantasieglühendsten Mustern schlingen sich überall unendliche Arabesken um den Marmor, in Stein gewirkten brüsseler Spitzen oder, um den kühnen Vergleich zu gebrauchen, zu Stein gewordener Musik vergleichbar. Nur einer orientalischen Phantasie konnte ein solcher Bilderreichthum entstammen und unwillkürlich bemächtigt sich der Gedanke des Geistes, daß der Dichter dieser steinernen Bilder seine Begeisterung aus denselben Brüsten saugen mußte, wie Hafis und der Dichter der Tausend und einen Nacht — aus der Unendlichkeit und Majestät der umgebenden Wüstennatur und der eigenthümlich begehrungssüchtigen und zugleich entsagenden Welt des Korans.

Die innern Räume sind, von einigen Koransprüchen abgesehen, die in die Wände eingemeißelt sind, schmucklos. Wohl stehen auch hie und da die Sarkophage der Erbauer, doch ihre Asche ist in alle Winde zerstreut und ihr Andenken bis auf ihre Namen verschollen. Und diese Namen sind mit Fluch bedeckt, weil sie die grausamsten Tyrannen bezeichnen, die sich jemals vom Schweiße ihrer Sklaven, hier Fellahs genannt, gemästet. Seit dem Jahre 1250 wurden die Sklaven Aegyptens von den Mamelucken, einer fürstlichen Familie, die aus der Leibwache der Khalifen hervorging, regiert, welche alle ihre Vorgänger an raffinirter Bosheit übertrafen. Empörungen, Gewaltthaten und Gräuel aller Art bezeichnen ihre Thatenspur. 1518 wurde Aegypten eine türkische Provinz, d. h. die Erpresser wechselten nur den Namen, aus Mamelucken wurden Paschas. Am 1. Juli 1798 erschien Napoleon vor Alexandrien und nahm es am andern Tage mit Sturm. Er wollte durch Aegyptens Besetzung den Handel Englands im Mittelmeer vernichten und von hier aus Indien bedrohen; beides mißlang, als er 1801 den Engländern weichen mußte.

1806 wußte sich ein albanesischer Soldat zum Herrn Aegyptens emporzuschwingen; es ist der Begründer der jetzt regierenden Dynastie, Mehemed Ali. Alle seine Reformen trugen die eine Tendenz, durch europäische Regierungskünste den Despotismus auf das höchste zu steigern. Auch die Durchstechung der Landenge von Suez, welche Afrika mit Asien verbindet und durch deren Entfernung der Weg von England nach Indien um zwei Dritttheile vermindert wird, die der „Rebell der Pforte“ in Angriff nahm, sollte ihm nur immer wieder neue Geldquellen aufthun. Sein Enkel, der jetzt regierende Ismail Pascha, ist ein Verschwender, der christliche Kniffe mit türkischer Schlauheit verbindet. Nachdem der Schwindler trotz der unermüdlichen Steuerschraube abgewirthschaftet hatte, beschloß ihn Europa zu Gunsten seiner Gläubiger unter Kuratel zu stellen. Der Engländer Wilson und der Franzose Bligniéres sollten ihn auf die Finger klopfen, wenn er zu tief in den Beutel griff. Im Anfange dieses Jahres hat er die unbequemen Aufpasser abgesetzt, um wieder auf eigenes Risiko — Schulden zu machen. Soeben verhandelt England und Frankreich über die Mittel zum Hinauswerfen des „letzten Pharao“.

Dr. M. T.

Die Auerhahnbalze. (Bild S. 389.) Der Auerhahn ist der edelste und größte Vertreter der Familie der Feldhühner, deßhalb auch der hohen Jagd zugewiesen, die aber durch das scheue Wesen und die scharfen Sinne desselben unendlich erschwert wird.

Unser Bild stellt einen lebenslustigen Hahn in der Brunstzeit (Auerhahnbalze) vor, während welcher er in den Monaten März und April seine sonstige Vorsicht vergißt und im Morgengrauen den eigenthümlichen Ruf des Balzens hören läßt, wobei er sich in einem so trunkenen Zustande befindet, daß er den ihn beschleichenden Jäger nicht gewahr wird.

Der Auerhahn hat einen runden, fleischigen Körper, wie der Truthahn, ist jedoch etwas kleiner als dieser, nämlich 63—76 Centimeter lang, 1,4 Meter breit und in der Feistzeit 12—15 Pfund schwer. Der Schnabel ist 5 Centimeter lang, stark, gekrümmt, vorn scharf abgeschnitten, hinten tief eingeklappt, von Farbe schmutziggelbweiß. Der Augenstern ist braun und voll Feuer. Ein fünf Centimeter langer, kahler, hochrother Fleck steht über dem Auge, dessen Lider röthlich geperlt sind. An den ovalen Nasenlöchern stehen feine dunkelgraue Federchen, Scheitel und Kehle sind schwärzlich; der Hinterhals ist dunkelaschgrau, schwarz gewässert, der Vorderhals schwärzlich aschgrau gewässert, der Rücken rostbraun überpudert, die Flügel schwarzbraun, die Schwanzfedern schwarz, mit wenigen weißen Flecken; die Brust stahlgrün, der Unterkörper schwarz und weißgefleckt. Am Hinterkopf sind die Federn merklich verlängert, an der Kehle steht ein schwarzer Bart.

Die Auerhenne ist um ein Drittel kleiner und wiegt selten mehr als 6—7 Pfund. Es fehlt ihr der Bart, sowie der hochrothe Augenfleck des Männchens.

Der Auerhahn lebt polygamisch (vielbeweibt) als Standvogel im Bergwald und zwar auf dem ganzen Gebiet des asiatisch-europäischen Kontinents von der Tundra Sibiriens und Norwegens Finnmarken bis nach Indien und Spanien. Wegen des plumpen Körpers und der kurzen Flügel ist sein Flug wie bei allen Feldhühnern niedrig, schwerfällig und rauschend und doch nicht anhaltend. Deßhalb sucht das Auerhahngeflügel des Tags sein Futter auf der Erde, birgt sich aber des Nachts in den Wipfelkronen der Bäume.

Die Henne legt 10—12 gelbe, braungefleckte Eier, welche sie vier Wochen lang in einer flachen Grube bebrütet, ohne daß sich das sonst scheue Thier durch die Annäherung von Menschen dabei stören läßt.

Die Nahrung des Auerhahngeflügels besteht aus Nadelholzsamen, Bucheckern, Waldbeeren und Insekten; in der winterlichen Hungersnoth aus Fichtennadeln und Tannenzapfen.

Obzwar der Auerhahn wegen seines schmackhaften Fleisches gesucht ist, bringt er doch mehr Schaden wie Nutzen, weil er die Holzsaaten ausscharrt und die Laub- und Nadelknospen abknackt. Jung gefangen oder durch Truthennen ausgebrütet, läßt sich das Auergeflügel zähmen und wie anderes Hühnervieh halten.

Zur Erklärung der sonderbaren Haltung des Auerhahns auf unserm Bilde sind wir unsern Lesern eine Schilderung des „Balzens“ schuldig.

Schnalzend beginnt der Auerhahn den ersten Satz seiner Liebesmelodie, deren Laute immer schneller aufeinander folgen und in den Hauptschlag, das „Schleifen“ überleiten, welches aus nicht zu beschreibenden Zisch- oder Wetztönen besteht, deren letzter den langgezogenen Schluß bildet.

Während des „Schleifens“ nähert sich der Jäger dem Auerhahn, der in diesem Augenblick weder sieht noch hört. Es gehört viel Ausdauer und Vorsicht dazu, unbemerkt in Schußweite des Vogels zu kommen, weil das Thier nach jedem Ausbruch seines Sinnentaumels die Umgebung scharf sondirt und zudem das Waldesdunkel im Morgengrauen den besten Schützen daran hindert, dasselbe auf's Korn zu nehmen. Ein brechender Ast oder ein unbewachter Fußtritt macht die Hühner aufmerksam, die sofort durch ihr „Wackwackwack“ den gemeinschaftlichen Herrn Gemahl warnen.

Ist der Hahn während des Balzens waidgerecht gestellt, so stürzt ihn ein Fingerdruck aus der Welt der Verzückung in die Tiefen des ewigen Schweigens hinab.

Dr. M. T.

Redaktions-Korrespondenz.

Altenburg. M. K. In der an Sie gerichteten Korrespondenznotiz in der vorigen Nummer ist ein Schreib- oder Druckfehler durch die Korrektur geschlüpft. Es soll heißen: Das aktive Wahlrecht beginnt nicht (wie Sie meinten) mit dem 21. Lebensjahre, sondern wie das passive mit dem 25. Jahre. Im übrigen ist der fragliche Bescheid richtig.

Wien. M. H. Wir ertheilen Ihnen in einer der nächsten Nummern Bescheid.

Holstein. Schlossermeister H. Als Lehrbuch der Kunstschlosserei kennen wir nur den „Grundriß der Schlosserkunst“ von König, 5. Aufl., Weimar 1872; außerdem gibt es ein „Buch der Fortschritte für Schlosser,“ gleichfalls Weimar, 3. Aufl. 1869.

Berlin. Student S. Ihre Humoreske „Studiosus Kneipenfreund“ ist angekommen. Prüfung bald.

Breslau. M. T., **Amsterdam.** D., **Bremen.** R. F., **Königsberg.** Frl. W. Ihre Gedichte und Novellen sind leider nicht verwendbar.

(Schluß der Redaktion: Donnerstag, den 7. Mai.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 34. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Auf seinem Zimmer angekommen, fand Stefan einen Brief von Wüst vor. Er stieß einen Freudenruf aus. „Endlich! Ach, das ist heute ein Glückstag!“ Er öffnete rasch. Der Brief war aus Para in Südamerika und datirt vom 15. Januar. Er schrieb sehr heiter, er schien fröhlich und wohlgemuth. Die Seereise hatte er in verhältnißmäßig befriedigender Weise zurückgelegt, in Rio de Janeiro habe er sich außerordentlich wohl befunden und mit ihm all' die Genossen, und obwohl ihr Aufenthalt dort leider nur von kurzer Dauer sein konnte, habe die Expedition doch astronomische Messungen und geologische Untersuchungen vorgenommen, welche von Bedeutung waren. Er selbst habe sich meistentheils in den Lagunen, welche die Küste säumen, herumgetrieben und einige sehr interessante Thatsachen in Bezug auf marine und Süßwasserthiere beobachten können. Hier in Para hätten sie jedoch noch garnichts gethan, und lägen nun schon mehr als vier Wochen auf der faulen Haut, das mache die große, die enorme Hitze; aber sobald nur erst der Januar, hier der heißeste Monat des Jahres, vorüber sei, würden sie an die Weiterreise nach Manaos denken. Im April aber gedächten sie in Kanots die Fahrt auf dem Madeirastrome anzutreten, um dessen bisher kaum gekannte Ufer zu durchforschen. „Wenn wir unter diesen Indianerburschen nur einige finden werden, die die Güte haben, uns als Führer und Ruderer zu dienen;“ so schrieb er weiter, „aber diese Kerls leben in einer so entzückenden Unabhängigkeit und sind deshalb naturgemäß so faul, daß sie uns noch eher etwas daraufzahlen würden, wenn wir sie nur in Ruhe ließen.“ Er richtete hierauf an Stefan die zärtlichsten Fragen, und erbat sich einen Brief desselben nach Manaos, damit er doch, sobald er im Herbst dahin zurückkehre, sogleich etwas Liebes höre und Nachrichten über alles ihn Betreffende erhalte. Stefan sollte ihm auch melden, ob sein Werk zur festgesetzten Zeit erschienen und welche Aufnahme es gefunden habe. Stefan las den Brief wiederholt, der ihm den Theuren so getreulich vergegenwärtigte; er war freudig bewegt und doch überkam ihn zugleich ein Gefühl von Bangigkeit. Jetzt, in dieser Zeit war es, wo Wüst sich für die Reise in das Innere eines ungekannten, durchaus unkultivirten Landes rüstete. Welchen Gefahren, welchen Strapazen und Mühseligkeiten ging er entgegen! Wird er ihnen Trotz bieten können? Wird er in seinem Feuereifer bei seinen Beobachtungen sich nicht zu Unklugheiten verleiten lassen? Wie lange wird es nur dauern, bis er wieder Nachricht von ihm haben wird! Jetzt erst kam ihm das Herbe einer so langen Trennung recht zum Bewußtsein, und er litt schon jetzt, wo er um ihn zu zittern begann, von der voraussichtlich langen Dauer derselben. Wüsts Wünsche und Aufträge wollte er so schnell als möglich besorgen. Es waren seit seiner Abreise mehr als fünf Monate verstrichen. Das wissenschaftliche Werk mußte also demnächst erscheinen. Er wollte heute noch zu dem Verleger gehen und sich darnach erkundigen. Er brauchte ja auch das Geld, das er vertragsmäßig sofort nach dem Erscheinen desselben zu beheben ermächtigt war. Seine Mittel waren bis auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen und er mußte nun die Pension für das zweite Halbjahr erlegen. Ja, er wollte zum Verleger, und dann hinaus in's Freie. War es doch heute ein Festtag für ihn, und er wollte ihn feiern; draußen in Wald und Feld, zugleich des neuerwachenden Frühlings und seines Glückes sich freuen. Vorher aber drängte es ihn noch, das glückliche Resultat seines ersten Examens allen denen bekannt zu geben, von denen er dachte, daß sie daran Antheil nähmen. Er schrieb einige Zeilen an Valerie, an Nandl, an Hans und auch an seinen Vater. Dann setzte er etwas unternehmend den Hut auf die blonden Locken und ging zur Thür hinaus.

Im Laboratorium traf er mit dem Professor zusammen. Dieser kam auf ihn zu und drückte ihm die Hand. „Ich gratulire Ihnen,“ sagte er freundlich. „Sie mögen wohl selbst sehr befriedigt sein, daß es Ihnen so wohl gelungen ist?“

„Herr Professor, ich bin überglücklich.“

„Und Sie wollen dieser Stimmung ein besonderes Relief verleihen?“

„Ja, ich will sie noch erhöhen, ich will den heiteren Abend im Freien genießen, herumlaufen, bis ich müde bin, und dabei allerlei fröhlichen Gedanken freien Spielraum geben. Ich bin ja doppelt glücklich heute, ich habe auch gute Nachrichten von Professor Wüst erhalten.“

Stefan zeigte den Brief und übergab ihn an Schwarz, als dieser mit einiger Neugier fragte, ob er ihn lesen dürfe. Nachdem dieser ihn hastig überflogen, gab er ihn mit ernster Miene zurück.

„Ich sehe, Professor Wüst rechnet darauf, daß sein Werk noch während seiner Abwesenheit im Buchhandel erscheine.“

„Gewiß; es muß in den nächsten Wochen erscheinen, auch ich rechne darauf. Ich bin auf die Summe angewiesen, welche der Herr Verleger nach dem Erscheinen desselben an mich zu bezahlen hat, um meinen Verpflichtungen gegen Sie, Herr Professor, nachzukommen.“

Schwarz zuckte die Achseln. „Ich fürchte sehr, daß Sie Sich diesmal in Ihren Annahmen verrechnet haben. Ich habe davon gehört, daß von dem sofortigen Erscheinen des Werkes abgesehen würde und daß dasselbe hinausgeschoben werden soll. Ich dachte, Wüst wäre bereits davon verständigt."

Stefan trat erbleichend einen Schritt zurück. „Man hätte mich davon verständigen müssen; aber ein solches Vorgehen ist doch unmöglich, es wäre nicht zu entschuldigen, und ich könnte nicht begreifen, welche Motive —"

Schwarz lächelte mit kaltem Sarkasmus. „Welche Motive? Wüst hat Feinde, mächtige Feinde, das ist Motiv genug; und wenn diese das Erscheinen eines solchen Werkes auch nicht gänzlich zu verhindern vermögen, so können sie doch dahin wirken, daß dieses, namentlich wenn der Verleger sich ihnen gern gefällig zeigt oder vielleicht durch allerlei Mittel gefügig gemacht worden ist, verzögert wird."

„Das wäre entsetzlich!"

„Es wäre dies sehr zu beklagen im Interesse der Wissenschaft, aber Wüst trüge selbst die meiste Schuld daran; oder ist es nicht eine Unklugheit, grade vor dem Erscheinen seines Werkes eine Reise anzutreten, welche ihn sozusagen aus der civilisirten Welt verschwinden läßt? Wer soll seine Interessen wahren, wenn er sie selbst in solcher Weise vernachlässigt?"

„Sagen Sie mir, Herr Professor, rathen Sie mir, was kann ich dafür thun? Wir haben doch einen Vertrag in Händen — sehen Sie selbst."

Schwarz durchblickte das Schriftstück, das ihm Stefan hinhielt. „Dieser Vertrag," sagte er dann, ihn wieder zurückgebend, „verpflichtet den Verleger zu garnichts, er ist sehr ungeschickt gemacht. Herr Kleiber ist gehalten, eine Summe von sechshundert Gulden nach dem Erscheinen des Buches Ihnen auszufolgen, aber er hat kein Pönale zu zahlen, wenn er es nicht erscheinen läßt."

„Aber er hat ja bereits sechshundert Gulden dafür in vorhinein bezahlt."

„Die wird er aber verlieren, und er hat wahrscheinlich dann noch einen Vortheil dabei."

„Ich will mir sogleich Aufklärung darüber verschaffen!" rief Stefan in heftiger Erregung.

Er grüßte und rannte davon. Athemlos langte er bei dem Verleger an. Dieser versuchte, die Sache anders darzustellen. Er hätte Professor Wüst einmal sein Wort gegeben, meinte er, er werde es auch halten, er hätte ja selbst im andern Falle einen zu großen Schaden dabei, aber er müsse die Herausgabe auf die Rückkunft Wüsts verschieben. Einige Reduktionen erschienen ihm unumgänglich, er könne diese aber nur mit dessen Wissen und Willen vornehmen.

Stefan drohte, daß er das Werk ganz zurücknehmen und einen andern Verleger dafür gewinnen werde. Kleiber gestand ihm das Recht zu, machte ihn aber darauf aufmerksam, daß es ihm sehr schwer fallen dürfte, einen solchen zu finden, und daß er selbst sodann jede weitere Verbindung mit Wüst ablehnen würde. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen, und das Resultat war, daß Stefan alles beim Alten ließ. Er konnte hier nicht eigenmächtig handeln, umsoweniger, da er sich sagte, daß Wüst auf diese Weise direkt nicht geschädigt werde, und daß die Herausgabe nur einen Aufschub erleide, indeß, wenn er das Werk zurücknähme, dessen Erscheinen ganz in Frage gestellt werden könnte. Er könne ja dasselbe immer noch beanspruchen, sobald er nur erst wirklich einen anderen Verleger dafür hätte.

Er ging also, Grimm und Zorn im Herzen. Verstört kam er nachhause. Er hatte zuerst nur an Wüst gedacht, jetzt ward ihm das Mißliche seiner eigenen Lage klar. Er hatte so ganz auf dieses Geld gerechnet, er hatte es nicht für möglich gehalten, daß es ihm vorenthalten bleiben könne, und nun war es doch so, — und Wüst war im Innern Brasiliens, es konnte ein Jahr dauern, ehe er wiederkehrte; von was sollte er leben?

Der Tag hatte so schön begonnen, so glückverheißend, er hatte ihn so fröhlich zu beenden gedacht, nun war er wie niedergeschmettert unter der Wucht dieses ihn so unverhofft treffenden Schlages. Wenn es ihm nicht gelang, sich selbst seinen Lebensunterhalt zu erwerben, so war alles für ihn in Frage gestellt, all' sein Hoffen zerstört, ja, er selbst war dem Elend, dem Mangel preisgegeben. Seine ihm angeborne Elastizität kehrte indeß bald wieder. Wie? Hatte er sich nicht für einen harten Kampf gerüstet; galt es nicht, einen hohen Preis zu erringen, und hatte er sich nicht zugeschworen, ihn zu holen, und sollte er auch darüber zugrunde gehen? Und nun, beim ersten Mißgeschick bräche er muthlos zusammen? Nein! „Ich will lernen, auf mich selbst vertrauen, ich will mir allein durch die Welt helfen, thun's doch so viele andere!"

All' sein Jugendmuth, all' der Stolz des auf sich selbst Angewiesenen erstanden ihm neu. Professor Schwarz, das wußte er, würde die Vorausbezahlung der Pension nicht verlangen, er würde warten. Er hatte also einen, ja zwei Monate Zeit, sich umzusehen, etwas zu verdienen. Er wollte Unterricht geben, er mußte sich Lektionen zu verschaffen suchen. Er besprach sich mit Frank, dieser rieth ihm, er solle sein Gesuch in den Blättern annonciren. Das Inserat sei das einzige Mittel in einer großen Stadt und zugleich das beste.

Stefan ließ ein solches in mehrere Blätter einrücken und bezahlte dafür eine artige Summe. Er erwartete mit ungeduldiger Spannung den Erfolg. Es kam nichts, keine Anfrage, keine Zuschrift. „Sie müssen es noch einmal hineingeben," rieth Frank. Stefan gehorchte und inserirte ein zweitesmal. Es ergab kein günstigeres Resultat.

Wochen waren ihm so in steter Erwartung vergangen; da äußerte er einem Studirenden gegenüber, demselben, der öfter mit ihm korrepetirte, seine Verwunderung über seine vergeblichen Bemühungen.

Dieser lachte über Stefans naive Unkenntniß und belehrte ihn, daß es keineswegs eine so leichte Sache sei, Lektionen zu erhalten. Das Angebot dafür sei ungleich größer als der Bedarf, und einer, der sein Examen nicht gemacht habe, der habe bei dieser enormen Konkurrenz gar keine Aussicht auf Erfolg. Es gäbe so viele Hörer der Hochschulen, absolvirte Juristen, ja, schon anerkannte Lehrkräfte, die sich vergeblich nach Lektionen umsähen; kaum ein Zehntel von all' denjenigen, welche sich damit ihr Brot zu erwerben suchten, fänden es wirklich auf diese Weise.

„Und was machen die übrigen, von was leben sie?"

„Nun, die meisten wissen sich irgendeine Unterstützung zu verschaffen, einige greifen zu dem nächstbesten Erwerb, den sie grade bekommen können, sehr viele aber unterliegen der Mißgunst der Verhältnisse, es ereignet sich jedes Jahr einigemale, daß einer in unserer Mitte im Hörsaale zusammenbricht, er wird ohnmächtig, nachdem er tagelang buchstäblich gehungert hat."

Stefan seufzte. Das war eine traurige Verkündigung, aber er hielt sie für übertrieben, er wollte sich wenigstens nicht einschüchtern lassen, und solange es ginge, nichts unversucht lassen. Er inserirte ein drittesmal und erhielt eine Zuschrift und eine Adresse. „Endlich, endlich!" rief er entzückt.

Er begab sich sofort an den ihm bezeichneten Ort. Es war ein sogenanntes „feines Haus". Er wurde angemeldet und hierauf in einen Salon geführt, in welchem sich die Frau des Hauses und noch eine andere Dame befanden. Er wurde bei seinem Eintritt mit einem „Oh!" empfangen, das nicht grade ermuthigend klang. Sein Aeußeres, sein Gebrechen namentlich, schien aufzufallen und zu verblüffen.

Die Damen flüsterten mit einander und musterten ihn dann mit einer für ihn peinlichen Aufmerksamkeit. Hierauf ließen sie ihn an sich herantreten und begannen ein förmliches Verhör mit ihm. Sie zeigten einen sehr bedeutenden Grad von Neugierde, diese Damen, sie wollten nämlich alles wissen: die Art, wie er den Arm verloren, seine früheren heimatlichen Verhältnisse und seine jetzigen, und sie befragten ihn sogar um seine Pläne und Aussichten für die Zukunft. Nachdem sie ihren Wissensdurst befriedigt und ihm Geständnisse förmlich erpreßt hatten, bedauerte die Gnädige unendlich, ihn nicht sofort engagiren zu können, aber sie müsse vorher noch mit ihrem Gemahl Rücksprache nehmen und sie werde ihm dann das Resultat mittheilen. Sie zweifle garnicht, daß es ein günstiges sein werde, sie betrachte ihn schon als angenommen und hege ihrerseits für ihn die freundlichste Gesinnung. Er wurde hierauf mit einem huldvollen Lächeln entlassen. Leider mußte er, noch während er im Vorzimmer den Paletot anlegte, einige Aeußerungen dieser freundlichen Gesinnungen mitanhören.

Er hatte kaum die Thür hinter sich zugezogen, als die Damen mit lauter Stimme ihre gegenseitige Meinung über ihn zum Austausch brachten.

„Der Mensch ist nicht übel," sagte die Dame vom Hause, „aber ich möchte nicht gern meine Kinder an den widrigen Anblick eines Krüppels gewöhnen, ihre Zartfühligkeit müßte dadurch abgestumpft werden."

„Ach, und der ist ja doch nur ein gemeiner Soldat gewesen, nicht einmal eine Charge hat er bekleidet."

„Du hörtest ja, er war ein Bauernjunge, obwohl er, wie ich finde, nichts Bäuerliches mehr an sich hat, im Gegentheil —“

„O, du scheinst also wirklich für ihn eingenommen, aber bedenke nur, der Mensch hat noch gar keine Zeugnisse, und dann hat er ganz und garnichts Lehrerhaftes, nichts Pädagogisches, er trägt nicht einmal eine Brille.“

„Und dann ist er so blaß, er sieht trotz seiner Jugend nicht blühend aus, wer weiß, was ihm sonst noch fehlen mag, — o, sei nur ruhig, der bekommt die Stelle nicht, ich werde mich hüten.“

Stefan hörte nichts weiter, eilends verließ er das Haus, er rannte durch die Straßen, wie von den Furien gejagt. Er konnte also wirklich vergeblich nach Brot suchen, es konnte also wirklich soweit mit ihm kommen, daß er, kaum zwei Monate vor dem entscheidenden Examen, von allen Mitteln entblößt dastand, daß er davon zurücktreten mußte, nachdem er soviel dafür gelernt, gearbeitet, gesorgt, und daß er, statt um die Aufnahme in die Hochschule, um die im Invalidenhaus nachsuchen mußte.

Es konnte so weit kommen? Es war ja bereits soweit, was fehlte denn noch dazu? Er wollte jetzt zum Professor, er wollte ihm alles sagen. Er mußte es wissen, daß er ihm nichts werde bezahlen können, ja, daß die Verpflegung von zwei Monaten, die er bisher angenommen, eine Schuld sei, die er nicht abtragen, nicht vergüten könne. Und wenn dieser dann mit seiner kalten Miene ihn gehen heißt — — dann ist's eben zum ärgsten schon gekommen.

„Und er wird mich gehen heißen!“ ruft er sich selbst angstvoll zu, indem er, nicht mehr auf das ihn Umgebende achtend, dahinstürmt. „Er wird es thun; seit Tagen bemerke ich, daß er mich scharf und forschend ansieht, daß seine Blicke auf mir haften, mit einem Ausdruck, als wollte er fragen, wie lange gedenkst du noch wie ein Dieb auf meine Kosten zu leben? — O, ich ertrage das nicht länger, ich will dem ein Ende machen!“

Er hatte das Haus erreicht, er ging in den ersten Stock, er trat in die Studirstube des Professors. Dieser, der sonst über jede Störung ungehalten war, nahm ihn auf, als wenn er ihn längst erwartet hätte. Stefan hielt keine Vorrede, er bekannte mit einer Offenherzigkeit, die in den Augenblicken der Verzweiflung uns überkommt, seine ganze mißliche Lage.

Schwarz hörte ihn ruhig an. Stefan hatte seine Bekenntnisse geendet und der andere sprach noch immer kein Wort. Es hatte fast den Anschein, als ob er dem, was ihm Stefan vorgetragen, durchaus keine Aufmerksamkeit geschenkt, und als ob seine Gedanken indeß in einer andern Richtung thätig waren. Seine Augen weilten auf den Zügen und überflogen prüfend den ganzen Habitus des Jünglings. Er begann endlich mit seinem leisen Ton: „Wissen Sie, mein Freund, daß Sie herrlich gebaut sind?“

Stefan sah betroffen auf; eine solche Ansprache hatte er nicht erwartet.

„Sie haben eine breite, gewölbte Brust, einen schönen, kräftigen Körper,“ fuhr jener fort.

„Ich hatte ihn,“ sagte Stefan mit einem Seufzer.

„Sie besitzen noch immer Zähigkeit und Widerstandskraft,“ — seine Augen wandten sich nicht ab von ihm, — „Sie können einiges riskiren; wenn Sie blaß aussehen und Ihre Wangen an Rundung verlieren, so rührt dies mehr von seelischen Affekten her. Es ist der vergebliche Kampf mit der Ungunst der Verhältnisse, der sie so herunterbringt.“

„Ja, Herr Professor,“ rief Stefan aufwallend, „es ist die Sorge, es ist der Kummer, die mich unterminiren, es ist die Angst, heute oder morgen aller Subsistenzmittel mich beraubt zu sehen und dann aufgeben zu müssen alles das, was mir das Leben werthvoll und schön erscheinen läßt, alles, an das ich meine Seele gehängt. O, wenn Sie wüßten, Herr Professor, wie dieses vergebliche Ringen martert und quält, wie diese Unruhe des Gemüths, dies Sorgen um's Brot uns ausdörrt, und dabei lernen zu müssen, nein, büffeln, mit Trigonometrie sich herumschlagen und mit griechischen Worten; Geschichtszahlen auswendig lernen, indeß einen die Verzweiflung packt, — ach, Sie haben es wohl nie erfahren!“

Ein Zug bitteren Spottes kräuselte die Lippen des Professors. „Meinen Sie? Sie halten Sich also für einen seltenen Märtyrer, und doch wissen Sie noch nicht einmal, was Hunger ist; Sie sehen das Schreckgespenst erst in der Ferne, — mir, mein Freund, ist es hart an den Leib gerückt, aber ich habe es bezwungen.“

„Sie hatten tüchtige Arme, um es abzuwehren, Sie hatten Ihre graden Glieder.“

„Es ist wahr,“ sagte der Professor mit zermalmender Kälte, „Sie sind im Nachtheil, Sie sind ein Krüppel und Sie werden unterliegen.“

Stefan fuhr auf. „Sagen Sie das nicht, Herr Professor, nicht mit dieser gräßlichen Bestimmtheit, so sehr bin ich noch nicht herabgekommen; noch denke ich an die Möglichkeit, mich aufzuraffen, mich durchzubringen, noch bleibt mir wenigstens die Kraft des Wollens; ich will das nächste Ziel zum mindesten erreichen, ich will meine Studien vollenden um jeden Preis.“

„Um jeden Preis,“ wiederholte Schwarz langsam, wie für sich. Eine Pause entstand, dann hob er den Kopf und sah Stefan voll in's Gesicht. „Junger Mann, hören Sie mich. Ich will bis zur Beendigung Ihrer Studien die materielle Sorge von Ihnen nehmen und Ihnen zugleich die nöthige Ruhe des Gemüthes geben, damit Sie ihnen mit Erfolg obliegen können. Die nächsten Jahre, bis nach abgelegtem Universitätsexamen, sind Sie in meinem Hause freigehalten und es soll Ihnen an nichts fehlen.“

Welch' ein unerwarteter, überraschender Antrag! Er machte Stefan schwindeln; ein Gefühl wahnsinniger Freude wallte in ihm auf, sein Herz pochte in verdoppelten Schlägen, indeß seine Lippen rasche, unzusammenhängende Worte des Dankes stammelten; es war ihm, als müsse er dem Manne zu Füßen fallen.

Dieser aber wehrte ihn kalt ab. „Danken Sie mir nicht. Meinerseits ist keine Großmuth im Spiele; ich werde eine Gegenleistung von Ihnen verlangen. Ich habe in dem Augenblicke nicht Zeit, Ihnen dieselbe auseinanderzusetzen, wir werden zu gelegener Stunde das weitere besprechen. Adieu!“

Er winkte verabschiedend mit der Hand. Stefan zog sich zurück. Er fühlte sich wie in einem Traume befangen. War es wahr, was er soeben erfahren, war es möglich? Welch' ein jäher Wechsel in seinen Verhältnissen! Dies plötzliche Enthobensein von allen Sorgen, die Güte des Professors, die sich in soviel äußerliche Schroffheit kleidete, dies ganze Benehmen und diese Gegenleistung, von der er nicht wußte, in was sie bestehen konnte, und die in ihrer Art jenem doch wichtig und werthvoll erscheinen mußte, das alles schwirrte ihm durch den Kopf, erfüllte ihn mit freudiger Zuversicht, und doch schien ihm alles wie ein unlösbares Räthsel.

Einige Tage waren seitdem vergangen. Stefan war mit Professor Schwarz zum öfteren im Laboratorium zusammengetroffen, wo in dieser Zeit interessante Versuche angestellt wurden, aber dieser schien keine Notiz von ihm zu nehmen, ja, ihn kaum zu bemerken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gemüthsleben der Thiere.

III. Sitten, Sittlichkeit und Sprache der Thiere.

(Sitte und Sittlichkeit. — Naturzustand. — Thierstaaten. — Familienleben bei den Fischen. — Unterseeische Gouvernanten. — Hochzeitstanz. — Hundeidylle. — Thierehe. — Adoptivkinder. — Ehebruch. — Freundschaft. — Mitleid. — Geschwisterliebe. — Ehret das Alter. — Liebe zu den Menschen. — Selbstmord. — Humanität. — Schlechte Eigenschaften. — Gewissenswurm. — Trinker. — Die Thiersprache. — Sprachreichthum. — Thierschonung. — Schluß.)

Nachdem es uns gelungen ist, für die Entwicklung und Thätigkeit der Thierseele genügende Grundlagen zu finden, erübrigt uns nur noch eine Darstellung der geistigen Fähigkeiten, der Sitten und Sittlichkeit, des Seelen- und Gemüthslebens der Thiere. Der Annahme, daß auch die Thiere sittliche Gefühle besitzen, werden vielleicht viele widersprechen und einer Möglichkeit solcher bei den Thieren sich entgegenstemmen; allein mit welchem Rechte? Niemand wird leugnen können, daß in der Geschlechterfolge der Thiere gewisse Sitten sich festsetzen, Triebe oder Instinkte, und wo es Sitten gibt, muß es ja auch Sittlichkeit geben. Auch hier werden wir den Weg betreten müssen, den wir schon zweimal mit Erfolg eingeschlagen, und bei den Menschen darum uns umsehen, in welcher Wechselwirkung bei ihnen Sitte und Sittlichkeit stehen.

Wenn wir die Sittlichkeit eines Volkes beurtheilen wollen, so untersuchen wir dessen Sitten und schließen aus dem Stande dieser auf die Sittlichkeit. Allerdings nicht mit vollem Rechte; wohl hat

das erwachende sittliche Gefühl eines Volkes die Sitten desselben geschaffen, allein diese werden noch fortbestehen und von den Alten als die besten auf der Erde gepriesen werden, während sich in der *sittlichen Anschauung* der jüngeren Generation bereits ein bedeutender Umschwung vollzogen und für die letztere die herrschende Sitte nur die Bedeutung einer leblosen Form hat. Denn gradeso unwahr jene Annahme, daß die Triebe der Thiere unveränderlich seien, sich erweist, ebenso unrichtig ist jene Meinung von der absoluten Stabilität von Sittlichkeit und Sitten eines Volkes. Eine solche kann nur da eintreten, wo alle Verhältnisse ebenfalls stillestehen und wo der Mensch diesen Verhältnissen nicht entgegenarbeitet; wenn die Buschmänner und Feuerländer heute beinahe auf derselben Stufe stehen, wie vor zwei- bis dreitausend Jahren, so hat dies seinen Grund eben darin, daß diese Völkerschaften es nicht verstanden, das einzige Mittel, das es gibt, um sich aus dem Naturzustande zu erheben, Arbeit und produktive Thätigkeit überhaupt, anzuwenden, und so auf den langsamen Weg natürlicher Vererbung und Anpassung angewiesen blieben. Allein auch da würde man sich irren, wollte man annehmen, daß jenen Völkern jedes sittliche Gefühl mangelte; — sie haben ihre Sitten und Gebräuche, folglich ihre sittlichen Anschauungen. Und dasselbe ist auch bei den Thieren der Fall. Auch sie scheinen uns im Naturzustande zu leben und einem ewigen Stillstand verfallen zu sein; allein wir haben schon im vorigen Abschnitte gesehen, daß dies nicht möglich; und auch sonst würde uns schon das Vorhandensein von Sitten bei den Thieren beweisen, daß auch diese nicht stille stehen; denn die *Sitten entstehen*, indem die *Gewohnheiten* einzelner, wenn sie sich praktisch zur Erhaltung der Art erweisen, erst zum *Gebrauche* mehrerer und endlich zum *Gesetz* erhoben werden, und setzen also zum mindesten drei Perioden voraus: des Versuches, der Anpassung und der Vererbung. Um die Sitten eines Volkes kennen zu lernen, fragt man vor allem nach der Art seiner Regierungsform und wie das einzelne Individuum lebt, d. h. nach Auffassung des Staates und der Familie, und beide finden wir bei den Thieren. — Die Thierstaaten zerfallen in zwei Arten; die eine besteht in der Vereinigung zahlreicher Individuen nur zu gewissen Zwecken und Zeiten; nach Erreichung der Zwecke löst sich das Staatswesen wieder auf, die einzelnen Familien siedeln zwar alle sich nahe nebeneinander an, doch mit vollkommener Wahrung der individuellen Freiheit; solchergestalt sind die Biberstaaten, die Vereinigung der Zugvögel zur Zeit der Wanderungen, die Gesellschaftsreisen der Fische zur Laichzeit, die Heuschreckenschwärme (die oft 20 millionen Individuen zählen), die Raubzüge

Kaiser Nero in d

bahn. (Seite 408.)

Unter den meisten wirbellosen findet sich noch keine Spur von Familien; ebenso gering ist dieselbe bei den zwei niedrigsten Wirbelthierklassen. Die Begegnung des männlichen und des weiblichen Thieres geht ohne Wahl vor sich und löst sich sofort nach Erreichung des Zieles auf. Doch kann man dies, nach meiner Meinung, von den Fischen doch nicht ganz unbedingt behaupten; die Anlegung eines sogenannten farbenreichen Hochzeitskleides seitens der Männchen zur Zeit der Paarung weist doch auf eine Koketterie des Weibchens hin, und der Umstand, daß die Männchen vieler Arten Nester bauen und auf den Jungen sitzen, und daß sogar das Männchen einer Art in Südamerika und auf der Insel Ceylon die Eier im Munde ausbrütet, beweist, daß diese Begegnungen nicht rein augenblicklicher Natur sind. Nebenbei gesagt, erinnere ich mich, bei Perty gelesen zu haben, daß gewisse Arten Salzwasserfische ihre Brut an Meerquallen zur Verpflegung und Erziehung, wie an Gouvernanten, überlassen, unter deren Obhut sie bis zu einer gewissen Entwicklungsstufe bleiben. — Ist doch ja auch der Tanz der Mücken, dessen fröhliche Reigen wir so oft des Sommers durch einen Schlag mit dem Taschentuch in Unordnung bringen, der Hochzeitstanz der Mücken, die wie Ameisen und Bienen ihre Hochzeit in der Luft begehen, und zeigt doch das wechselreiche Surren und Summen der winzigen Hochzeiter, daß auch ihre Seelchen die Liebe nicht nur befriedigt, sondern auch erfreut.

der Prozessionsraupen 2c. 2c. Verwilderte Hunde rotten sich zusammen, ebenso Wölfe. Wilde Pferde und Esel, Antilopen und Elephanten leben heerdenweise. Aber viel tiefer reicht dieser Trieb der Vereinigung. Viele Quallen, Polypen, Mollusken 2c. haben eine Art Gemeinschaft; aber noch kennen sich hier nicht die Individuen, sondern nur die Arten. Erst auf einer etwas entwickelteren Stufe suchen sich einzelne auf; es bildet sich zwischen bestimmten Individuen das Gefühl des Zusammengehörigseins; die Thiere treten in bestimmte Familien und Staaten zusammen.

Viel vollkommener und klarer zeigen sich die Familienverhältnisse bei den Säugethieren und Vögeln. Ob sie nun in Monogamie oder Polygamie leben, immer erstreckt sich die gegenseitige Zuneigung über die Grenzen des Triebes hinaus und resultiren aus der Vereinigung gewisse Verpflichtungen. — Gorilla und Pavian leben mit mehreren Weibchen, andere Affenarten begnügen sich mit einem einzigen; — die Wiederkäuer leben größtentheils ebenfalls polygamisch; — häufig auch Elephant und Löwe, Eber und Pferd. Doch begnügt sich der Löwe in der Gefangenschaft sehr gern mit einem Weibchen und überträgt auf dieses alle die Zärtlichkeiten, welche er sonst an sein Serail verschwendete. Und

der Elephant folgt willig seinem Weibchen in die Gefangenschaft, obschon er sich auch durch fremde Elephantenmädchen bestricken und so sich gefangen nehmen läßt.

Im allgemeinen verlieren die Hausthiere den Trieb, in der Ehe zu leben, namentlich infolge der Sicherheit, die es hier gibt und für Weibchen und Junge nichts befürchten läßt. Doch leben Hund und Hündin auf einem Hofe stets beisammen; so faßte nach Cuples ein intelligenter Pintscher solch' eine Zuneigung zu einem Wasserhund, daß er infolgedessen von diesem getrennt wurde, er blieb ihm jedoch treu und gegen alle Schmeicheleien anderer taub und blind und starb so ohne Nachkommen, zum großen Verdrusse seines Besitzers. — Viel kräftiger und ursprünglicher bietet sich in dieser Hinsicht das Leben der Waldthiere dar. Wolf und Wölfin halten treu zusammen; — auf Hühnerhöfen läßt zwar das Betragen des Fuchses viel zu wünschen übrig, aber zu Hause bei Weib und Kind ist er der aufmerksamste Gatte, der zärtlichste Vater. Die gewaltigen Kämpfe von Hirschen und Rehen um den Besitz eines Weibchens, die Entfaltung der natürlichen Vortheile jedes einzelnen Männchens in diesem Kampfe vor den Augen des ruhig zusehenden und prüfenden Weibchens beweisen deutlich, daß man mehr sucht, als Genuß um jeden Preis. — Wenn es bei den meisten Thieren vorkommt, daß, nachdem die Kinder aufgezogen, die Bande zwischen den Eltern sich lockern und lösen, so will dies nicht sehr viel bedeuten; dasselbe geschieht in Neuholland und Südafrika seitens der Eingeborenen. Ueberdies muß es bemerkt werden, daß es gerade nicht die allerintelligentesten Thiere sind, welche die Ehe „bis zum Tod" eingehen, wie Professor Wundt richtig bemerkt. Die eigentliche Ehe findet überhaupt erst bei den Thieren statt; eine Vereinigung, die andere Ziele hat, als die, welche durch Befriedigung der Triebe erreicht werden können.

Die Monogamie ist bei den Vögeln fast allgemein. — Strauß, Kasuar und Hahn (aus Asien stammen) leben in Vielweiberei; alle drei kommen aus dem Orient, dem klassischen Lande der Serails, — und es ist gewiß merkwürdig, die klimatischen Verhältnisse gleichen Einfluß auf Menschen- und Thiersitten nehmen zu sehen. Sonst leben Männchen und Weibchen eng zusammen, und ihre ganze Sorge ist auf die Erhaltung und Erziehung der Kinder gerichtet, wie überhaupt die Kindesliebe bei den Thieren stark ausgedrückt ist, und auch dadurch erwiesen, daß manche von ihnen bei Mangel eigener Jungen fremde adoptiren. So pflegte eine Henne Feldlerchen, Katzen säugten Ratten, Eichhörnchen, Hasen Kaninchen und junge Hunde. Das traute Leben in einem Storchennest ist männiglich bekannt; — aber nicht alle haben eine Ahnung von dem, was in einem solchen vorgehen kann. Es scheint, daß der Ehebruch bei den Vögeln besonders als ein schweres Vergehen geahndet wird, und in Smyrna ist es allgemein, daß man, um sich ein grausames Vergnügen zu machen, in ein Storchennest Hühnereier legt, überzeugt, daß beim Hervorkriechen der Jungen das Männchen bei diesen vermeintlichen Beweisen ehelicher Untreue über das Weibchen herfallen und es tödten werde. Folgendes Beispiel führt Wundt als über jeden Zweifel erhaben an.

Eine Störchin hatte mit einem jüngeren Storche, der sie in Abwesenheit ihres Gatten besuchte, öfters Umgang gepflogen und die Spuren ihrer Liebesabenteuer stets durch ein Bad vernichtet, das sie in einem benachbarten Brunnentroge nahm. Als aber böswillige Beobachter eines Tages das Wasser aus diesem abgelassen, entdeckte das zurückkehrende Männchen alsogleich die Treulosigkeit; es entfernte sich und kam nach kurzer Zeit mit mehreren seiner Genossen zurück, die nun gemeinschaftlich die Ehebrecherin zu Tode peinigten.

Der Ehebruch ist übrigens nicht allein bei den Vögeln ein Vergehen; — hat sich z. B. eine Stute einer der verwilderten Pferderassen mit dem Hengste einer andern Art abgegeben, so wird sie von dem Leithengst der ersten Heerde nicht länger mehr in dieser geduldet.

So ist denn die Thierehe uns ein Vorbild der menschlichen Ehe, wie der oft citirte Professor Wundt sich ausdrückt, und in jeder Beziehung eine Vorstufe derselben.

Dehnt sich aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sich in der Ehe auf einzelne Individuen beschränkt, auf eine größere Anzahl aus, so entsteht die zweite Art von Thierstaat, in welchem das Familienleben völlig in dem Staatsleben aufgeht! Solcher Art sind der Bienen- und der Ameisenstaat; dieselben bieten eine Menge interessanter Erscheinungen; doch gehört deren Darstellung nicht in den Rahmen unserer Aufgabe, das Seelenleben des Individuums zu schildern. Man würde sich irren, wollte man annehmen, daß das Gemüthsleben der Thiere sich auf das Gebiet der ehelichen und Kindesliebe beschränke; — ihre Seele ist viel reicher besaitet und äußert sich nach jeder Richtung hin. Die Thiere kennen nicht allein die Liebe, sondern auch die Freundschaft. Jeder Landmann kennt die herzlichen Beziehungen zwischen Pferden und Kühen eines Stalles. Aber nicht allein auf Thiere derselben Art beschränkt sich die Freundschaft. So faßte ein Hund eine innige Freundschaft zu einer Gans, die er überallhin begleitete, und in Hamburg eine Katze zu einem Hund. Eines Tags fuhr der Freiknecht durch die Straßen dieser Stadt und fing den Hund ein. Da fuhr die Katze schnell wie ein Blitz dem Manne in's Gesicht, würgte und zerkratzte ihn, so daß er den Hund freilassen mußte, unter dem lauten Beifall des Publikums. Ja, Mitleiden ist den Thieren im höchsten Grade eigen. Der Chirurg Morand hatte einen Freund, dessen Hund das Bein brach, und heilte dieses aus Gefälligkeit für den Freund. Einige Zeit darauf kratzte etwas an der Thür seines Kabinets, und als er dieselbe öffnete, kam jener Hund herein, einen anderen mit gebrochenem Beine mit sich führend. Durch Schmeicheleien gab er dem Chirurgen den Zweck seines Besuches zu verstehen und übergab ihm den neuen Patienten zur Heilung. Sehr schön offenbart sich dieses Mitgefühl in der Geschwisterliebe. Ein Kanarienweibchen hatte drei Junge ausgebrütet, zwei gelbe und ein dunkelgefärbtes, und starb bald darauf. Der trauernde Witwer, selbst hochgelb, übernahm die Erhaltung der beiden gelbgefärbten, ließ aber dem dunkelgefiederten nichts zukommen, und dieses hätte verhungern müssen, wenn es nicht von seinen Brüdern oder Schwestern von Zeit zu Zeit gefüttert worden wäre.

Die Polynesier tödten die Alten und Schwachen, und wenn die Indianer einen größern Kriegszug antreten, lassen sie die Greise mit einer Mundration hilflos zurück, oft nicht ohne Thränen und Küsse — beiderseits.

Die Ratten halten es anders und, obwohl sie von der Geschichte der Spartaner so wenig wissen, als die Katze vom Bierbrauen, ihre Greise hoch in Ehren. Alte blindgewordene Individuen werden in den innersten Theilen der Höhle verborgen und dort mit Nahrung versehen, reichlicher vielleicht und gewiß weniger verletzend, als dies in den Armenhäusern geschieht.

Aber die Liebe der Thiere wendet sich auch den Menschen zu, und künftige Naturforscher werden vielleicht in der Verehrung, die manche Thiere dem Menschen zollen, die ersten Keime religiösen Lebens entdecken. Jäger, Hirten, Fuhrleute können Wunderbares von der Innigkeit der Thiere ihnen gegenüber erzählen, und was davon zu den Ohren der Wissenschaft kommt, ist nicht immer das Wunderbarste. Die Katze der Mad. Helvetius saß nach dem Tode dieser Dame mehrere Tage auf deren Grab und verendete in einem Gebüsch in der Nähe. Ein großer Hund eines englischen Offiziers starb aus Freude, als er den aus dem Felde zurückkehrenden Herrn wieder erblickte. Der Trompeter Lamot des 7. französischen Husarenregiments hatte ein weißes Roß, das er auf das beste verpflegte. In einem Treffen an der Donau 1809 fiel der Husar; doch das Pferd verließ ihn nicht und verhinderte auch die Entfernung der Leiche. Eine Nacht wachte es an jener, eilte dann fort, wie in wildem Schmerz, und sprang in die rauschenden Wogen der Donau. Als Napoleon I. dies erfuhr, sagte er: „Ich möchte wohl wissen, ob die Menschen, welche den Thieren nichts Göttliches zugestehen, auch jetzt behaupten wollen, daß diese Thiere nur Maschinen ohne Gedanken und Gefühle sind." — Horace Vernet hat den vierbeinigen Selbstmörder durch seinen Pinsel verewigt.

Vom Menschen selbst unterscheiden Haus- und Waldthiere genau den Mann von der Frau, und die meisten Raubthiere greifen die Frauen nur im Falle der Noth an. So befindet sich nach Tantoppidar, einem schwedischen Naturforscher, auf den kleinen Alphütten Norwegens beständig eine Magd — Bundyi genannt, — um Butter und Käse zu machen und das Vieh gegen die Wölfe, Bären, Luchse rc. zu bewachen, „die gemeiniglich ein so schwaches Werkzeug scheuen." —

Daß die Thiere „Menschlichkeit" besitzen sollen, wird vielen seltsam scheinen, aber noch seltsamer, daß sie „menschlicher" sind, als die Menschen selber. Der Großvezier Rajah Domla ließ einst Elephanten vorführen, welche über auf der Straße liegende Kranke hinwegschreiten und diese somit zertreten sollten. Die Elephanten weigerten sich aber, dies zu thun, und zeigten sich somit humaner, als Se. Exzellenz der Großvezier Rajah Domla.

Daß solche Effekte und Handlungen ein sittliches Gefühl, eine,

wenn auch dunkle Unterscheidung von gut und bös voraussetzen, ist zweifellos; und wenn wir dies aus den guten Eigenschaften der Thiere nicht erkennen wollen, können wir es aus deren bösen Eigenschaften ersehen. Bosheit, Haß und Rachsucht finden sich bei den Thieren ebenso häufig, als bei den Menschen. Eitelkeit und Putzsucht fehlen ihnen nicht. Die Dromedare züchtigt man, indem man ihnen den Halsschmuck abnimmt.

Viele Thiere leben vom Diebstahl. Ein Hund, der diesen Berufszweig ergreift, geht mit niedergeschlagenen Augen an den Menschen vorbei, sein Blick ist unstät und scheu. — Er ist eben mit seinem Gewissen nicht ganz eins.

Auch sonstige minder gute Eigenschaften theilt das Thier mit dem Menschen, so z. B. das Bestreben nach Betäubung, Trinken und Rauchen. Schon Montegazza hebt hervor, daß und die Thiere nach berauschenden Mitteln lüstern sind, wie z. B. die Katzen nach Baldrian. Die afrikanischen Elephanten suchen eifrigst nach einer gewissen berauschenden Frucht, und nach Brehm fangen die Eingeborenen Nord-Afrikas die Affen dadurch, daß sie ihnen berauschende Getränke anbieten. Darwin sah Affen mit vielem Wohlgefallen rauchen.

Aber theilen die Thiere auch mit dem Menschen das meiste Gute und Böse, so scheint uns doch ein Ding eigen zu sein, dessen Besitz den Thieren mangelt, nämlich die Sprache. Und doch ist dem nicht so. Daß wir die Sprache der Thiere nicht verstehen, gibt uns noch kein Recht, deren Existenz abzuleugnen; im Gegentheil beweist uns das Zusammenwirken der Thiere einen sehr wirksamen Verständigungsapparat; und es liegt durchaus nicht im Wesen der Sprache, daß diese aus Worten besteht. Sprache ist der Ausdruck von Gefühlen, Vorstellungen und Begriffen durch Bewegung, und ob diese durch den Mund, das Auge oder sonst ein Organ geschieht, ist völlig gleichgiltig. Manche sagten, dos Thier besitze nur eine Gefühls-, der Mensch aber eine Gedankensprache; dies ist allerdings richtig, wenn z. B. der Hund als einziges Mittel, sich zu verständigen, die Stimme besäße. Das Bellen allerdings ist nur eine Gefühlssprache, das Ausrufezeichen unserer Schrift; es zeigt Affekte, Zorn, Freude, Lust an, aber keine Begriffe. Diese drückt das Thier durch die Geberdensprache aus. Wenn ein Hund z. B. mit seinem Herrn ausgehen will, wird er nicht zu bellen anfangen, sondern den Herrn umkreisen, mit hellem großen Auge ihn anblicken, ihm vorauslaufen u. s. w. Wenn die Katze von dem Menschen etwas will, sieht sie ihn lange und fest an, und je nachdem der Wunsch erfüllt wird oder nicht, gibt sie ein freudiges oder klagendes Miau! von sich.

Wir besitzen nicht mehr klare Vorstellungen, als wir durch die Sprache auszudrücken im Stande sind, und da die Thiere viel weniger Vorstellungen als der Mensch besitzen, so bedarf auch ihre Sprache nur sehr weniger Zeichen, um dennoch ihnen vollständig zu genügen. Aber es hat auch der Mensch nur sehr wenige ihm völlig geläufige Vorstellungen im Kopfe, und es gibt kein feineres Prüfungsmittel für die Stufe der geistigen Kultur eines Menschen, als sein Wörterbuch. So gebraucht nach Max Müller ein gebildeter Mann in England nie mehr als 3—4000 Wörter, und nur ein Zeitungsschreiber 6000. Große Redner bringen es auf 10000; in Milton finden sich 8000, in Shakespeare 15000 Wörter. Das ganze alte Testament enthält nur 5652 Wörter (darunter keins, das Gehör bezeichnet), und auf den Obelisken Aegyptens finden sich nur 900. Wenn es die höchste Blüthe einer so hohen Kultur, wie es die ägyptische war, nur auf 900 Vorstellungen brachte, wie gering mußte die Zahl dieser bei einem ägyptischen Bauer sein. Gebraucht doch nach den Aufzeichnungen eines englischen Pfarrers der ländliche Arbeiter dort nicht mehr als 300 Wörter in seinem Leben!

So haben wir die langen Reihen des Thierreiches durchlaufen und überall Leben, überall Seele, Schmerz und Freude gefunden.

Wohl wird jeder Leser nun Herder recht geben, der die Thiere „die älteren Brüder der Menschen" nannte; ja wohl, die älteren, aber nicht die glücklicheren. Erkennen wir sie als unsere Brüder an, die nicht schlechter sind als wir selbst, und schonen wir sie, wo es möglich. Die lächerliche Ansicht, daß die Thiere der Menschen wegen da seien, wird ja ohnedies kein Leser mehr theilen; denn wenn z. B. das Schaf da ist, um dem Menschen Wolle zu geben, so ist der Mensch da — um dem Floh Blut zu geben. Erinnern wir uns eher an die schönen Worte des Dichters Lamartine, der 1858 an den pariser Thierschutzverein schrieb: „Alles, was eine Seele hat, denkt, alles, was Gefühl hat, empfindet, alles, was liebt, hat das Recht, geliebt zu werden, und alles, was leidet, Anspruch auf Mitleid." —

Nicht besser glaube ich diese Zeilen beschließen zu können, als mit den Schlußworten eines Gedichts von Wilhelm Jordan, welche lauten:

Sei mitleidsvoll! Was wir erfuhren,
Das schläft im Stein, das lebt im Baum,
Das zuckt in allen Kreaturen,
Als Dämmerlicht, als Fragetraum.

Sei mitleidsvoll! Du bist gewesen,
Was todesbang vor dir entrinnt.
Sei mitleidsvoll, du wirst verwesen
Und wieder werden, was sie sind.

Sei mitleidsvoll, o Mensch, zerdrücke
Dem Käfer nicht die gold'ne Brust,
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sommertanz, die kurze Lust.

H. K.

Für oder wider die Vivisektion?

Von Dr. med. G. Voigt (Verfasser der „Zukunftsmedizin").

(Schluß.)

Wenn wir nun das Ergebniß unserer Untersuchung über den wissenschaftlichen und praktischen Nutzen und über die sittliche Berechtigung der Vivisektion uns kurz vor Augen führen, so lautet dasselbe ungefähr folgendermaßen:

Die Vivisektion, welche prätendirt, eine Wissenschaft zu sein, ist ebenso reich an Mißerfolgen und Irrthümern, als sie arm an positiven Ergebnissen und arm an innerem Verständiß ist; ja, dieselbe ist überhaupt von Haus aus wenig befähigt, Ergebnisse zu liefern, die einen wissenschaftlichen Werth besitzen oder die eine praktische Nutzanwendung für die ausübende ärztliche Thätigkeit gestatteten. Dieselbe gewährt aber nicht blos einen kaum nennenswerthen, wissenschaftlichen und praktischen Nutzen, sondern sie ist auch nicht einmal instruktiv genug, um den menschlichen Geist erfolgreich zu befruchten. Im Gegentheil macht sie denselben durch Eindrücke der widersprechendsten Art steril und öde, indem sie das Gehirn durch das beständige Einpflanzen und Wiederausroden sogenannter vivisektorischer „Wahrheiten" derartig zerarbeitet und vivisektorisch beeinflußt, daß dasselbe wie das der Professor Goltz'schen Versuchshunde „einem frischgehackten Kartoffelfelde gleicht". Die Vivisektion wirkt aber nicht blos verödend auf den Geist ihrer Jünger, sondern auch herzverhärtend; denn mit jedem mißlungenen Versuche wächst die Entdeckungssucht und diese wird weiterhin zur förmlichen Manie, die alle andern Rücksichten bei Seite drängt und jedes Gefühl von Mitleid erstickt. Aber noch nicht genug, daß die Vivisektionsversuche einen äußerst geringen wissenschaftlichen und einen kaum nennenswerthen praktischen Nutzen für die „leidende Menschheit" gewähren, nicht genug, daß dieselben einen verrohenden und Herz verhärtenden Einfluß auf die angehenden Aerzte ausüben, so verschlingen diese widerwärtigen Versuche auch noch gewaltige Summen, eine beschämende Thatsache für unsere Zeit, in der ein humaner Zug durch die ganze menschliche Gesellschaft geht und wo so zahlreiche schöne und humane Aufgaben vorliegen, die mit jenen der nicht blos inhumanen, sondern auch ergebnißarmen Sache der Vivisektion zugewendeten opulenten Summen erfolgreich gefördert und selbst endgiltig gelöst werden könnten.

Wie ganz anders würden sich alle jene Uebelstände gestalten, wenn gewisse Bestimmungen, die wir an diesem Orte nur ganz allgemein andeuten wollen, Platz greifen würden, z. B.:

daß die Vivisektion nur den Physiologen von Fach und zwar ausschließlich nur behufs wissenschaftlicher Forschungen erlaubt wäre;

daß von den warmblütigen Thieren, welche zu vivisektorischen Versuchen benutzt werden dürfen, Pferde, Esel, Hunde und Katzen ausgenommen sind;

daß alle schmerzhaften vivisektorischen Versuche, welche als Demonstrationen für physiologische Vorlesungen dienen sollen, verboten sind.

Oder aber, daß bei allen den behufs von Demonstrationen vorzunehmenden vivisektorischen Versuchen die betr. Thiere während der ganzen Dauer des Versuchs und zwar thatsächlich anästhesirt, also empfindungslos gemacht werden müssen, nicht aber durch Curare oder vermittelst der Durchschneidung der Kehlkopfsnerven blos bewegungslos, widerstandslos und stumm gemacht werden dürfen, nur um den Zuschauern und Zuhörern einen Zustand der Empfindungslosigkeit vorzutäuschen.

Ferner: daß die Lokalitäten, in denen die Vivisektionen vorgenommen werden, jederzeit einer auszuübenden Kontrole zugänglich sein müssen, sodaß allein schon die Möglichkeit eines inspizirenden Besuchs wie ein Damoklesschwert beständig über den Häuptern jener zu Ausschreitungen geneigten Vivisektoren schwebt.

Der große Bedarf an Versuchs-„Material", also an Versuchshunden und anderen, für vivisektorische Versuche benutzten Geschöpfe bedingt eine rege Nachfrage nach dem betreffenden Artikel und diese Nachfrage hat dann auch zur Folge, daß die Bezugsquellen nicht immer redlicher Art sind, wie es erst neulich wieder eine durch die Zeitungen gehende Bekanntmachung aus Bonn dargethan hat. Auf Grund derartiger Vorkommnisse halten wir es für sehr praktisch und zeitgemäß überhaupt einmal neugierig zu fragen, wie und auf welche Weise denn eigentlich die physiologischen Institute ihr Versuchsmaterial, soweit dasselbe in Hunden und Katzen besteht, beschaffen? Sind die betreffenden Hunde von ihren Besitzern veräußert, oder sind es herumstreifende, herrenlose und als solche oder wegen einer Contravention gegen das famose Hundereglement vom Caviller eingefangene Hunde? Oder wird vielleicht ein Theil der armen, zu Vivisektionszwecken verwendeten Kreaturen von Unterhändlern, welche den physiologischen Laboratorien als Lieferanten dienen, auf den Straßen und anderwärts — gefunden?

Vielleicht ist die Hauptbezugsquelle für Versuchshunde und Versuchskatzen gerade in jenen Zwischenhändlern zu suchen, welche so oft nur immer ein Vivisektor Bedarf an Versuchsmaterial hat, stets so glücklich sind, alsbald das erforderliche Versuchsmaterial zu — finden. Denn so groß und allgemein kann unmöglich die Unbarmherzigkeit sein, daß so zahlreiche Besitzer von Hunden sich ihrer Hunde um wenige Mark zu den vorgedachten Zwecken entäußern, um den großen Bedarf der physiologischen Institute zu decken. Zwar wird gerade durch den Umstand, daß man die öffentliche Meinung über den wissenschaftlichen Werth und über den praktischen Nutzen der Vivisektion gefälscht hat, einem derartigen Beginnen Vorschub geleistet, denn dadurch, daß die Vivisektion mit allen ihren abscheulichen Ausschreitungen gesetzlich erlaubt ist, wird die privilegirte Grausamkeit populär und achtungswerth gemacht, so daß man sich nicht wundern dürfte, wenn Dieser oder Jener, der sich seines Hundes aus irgend welchen Gründen entäußert, ihn womöglich noch mit einer gewissen Vorliebe den „Folterkammern der Wissenschaft" zuwendet, weil er ihn als ein der Wissenschaft dargebrachtes Opfer oder als einen auf dem Altar der Menschenliebe „zum Besten der leidenden Menschheit" einem allerdings qualvollen Tode zu weihenden Märtyrer betrachtet.

Und wenn jene Zwischenhändler in der That nur bloße Vermittler zwischen dem hundehaltenden Publikum und den hundevivisezirenden Physiologen wären, so muß das Publikum weit mehr darauf achten lernen, welche endgiltige Verwendung die unter der harmlosen Firma des Hundehandels käuflich erworbenen Hunde finden.

Auch nach dieser Seite muß Abhilfe geschafft werden, was einfach dadurch geschehen würde, daß die physiologischen Institute nicht wie es jetzt vorzugsweise geschieht, ihre Einkäufe unter der Hand und mehr oder weniger heimlich machen, sondern daß sie ihren Bedarf nur von solchen entnehmen, welche als Besitzer der betreffenden Thiere oder doch als Beauftragte und Bevollmächtigte jener Besitzer Hunde zum Verkauf anbieten. Wenn außerdem die physiologischen Institute gesetzlich dahin verpflichtet werden, daß sie in bestimmten Zeitperioden die Zahl der eingekauften Hunde, deren Signalement, ferner das Datum des Einkaufstages, den Namen und Wohnort des Verkäufers öffentlich bekannt geben müssen, so wird hierdurch am erfolgreichsten einer Schädigung des allgemeinen sittlichen Bewußtseins entgegengetreten werden, die jetzt dadurch gegeben ist, daß es eine streng verpönte und eine privilegirte, weil gesetzlich gestattete, Thierquälerei giebt, ein Umstand, welcher viele an der eigenen Auffassung dieser Dinge irre werden läßt und die privilegirte Grausamkeit, also die Ausschreitungen der vivisezirenden Experimentalphysiologie, der sogenannten „Hundeschinder", wie sie der Volksmund nennt, ein Ausdruck, den man wohl unhöflich und hart, aber kaum ungerecht nennen kann — populär und achtungswerth macht. — — —

Wo und in welcher Richtung nur immer wir also die kritische Sonde in der Vivisektionsfrage einstoßen und wie und auf welche Weise nur immer wir das Wesen dieses intellektuellen und sittlicher Auswuchses der Wissenschaft mit dem anatomischen Sezirmesser aufdecken und zergliedern, überall bestätigt sich die Wahrheit des Zeugnisses, welches einer der größten Geistesheroen unsers Jahrhunders, Arzt und Naturforscher in einer Person, Charles Darwin, der Vivisektion ausstellt, indem er sagt: **„die Vivisektion ist des Abscheus und der Verdammung werth."** — —

Herr Knauerhase.

Eine Maierinnerung; von **Maximilian Dittrich.**

(Schluß.)

Hinter dem Weinlaub hervor trat jetzt eine merkwürdige Gestalt: ein kleiner, auf einen Krückstock gestützter, offenbar steinalter Mann von so gebeugter Haltung, daß es aussah, als ob er bei jedem seiner schleifenden Schritte mit dem vornübernickenden, käppchenbedeckten Haupte die Stockkrücke berühren müsse; um die mageren Glieder schlotterte ein langer, fast bis auf den Boden reichender, einstmals grün gewesener Rock mit thalergroßen Hornknöpfen, der bis obenhin zugeknöpft war und mit seinem breiten und hohen Kragen eine unförmliche Halsbinde umschloß, in welcher das Kinn des Greises völlig verschwand.

Auf dem linken Arm des langsam auf mich zuwankenden Mannes saß die Katze, jetzt behaglich schnurrend und sich an der Brust des Alten zärtlich reibend. Erst als die beiden in meiner Nähe angekommen waren, kümmerte sich die Katze wieder um meine Anwesenheit, indem sie den Kopf nach mir hinwendete und auf ihrem wenig bequemen Sitze, so gut es ging, eine Vertheidigungsstellung einnahm.

Für den Greis schien ich garnicht zu existiren. Ich grüßte ehrerbietig und vernehmlich; jedoch ohne Erfolg. Der Alte sprach zwar, aber nur mit der Katze:

„Du bist — heute so — unruhig, Miezel," entrang sich stoßweise und in heiseren Tönen seinen zitternden Lippen. „Was — ist dir denn? — 's ist wohl spät? — Schon fünf durch? Ja, ja — dann müssen wir beide — in die Stube. Dann — kommen die Damen. Da ist der alte — Knauerhase — zu nichts nütze. Siehst du — Miezel — der guten Frau Senior — Gott erhalt' sie — lange, recht — lange noch, der muß ganz weh — werden um ihr — gutes Herz — — wenn Sie so'n morschen alten — Menschen sieht — wie den — alten — Knauerhase. Wenn sie uns nur nicht sähen — Miezel —, wenn uns — nur niemand, gar niemand sähe — — —"

Es hatte sich meiner, während ich den Alten so sprechen hörte, eine merkwürdige Beklommenheit bemächtigt. Nie hatte ich noch einen so gebrechlichen, einen — er hatte selbst den treffendsten Ausdruck gebraucht — so augenscheinlich morschen alten Menschen gesehen. Zu den höchstens fünfzig Schritten durch den Garten und den Hof bis zur Hausthür brauchte er fast eine Viertelstunde, und doch eilte er sichtlich und strengte sich an nach Kräften; bei jedem dritten Schritte mußte er stehen bleiben, um Luft zu schöpfen; überall, wo er sich an einen Baum, an einen Zaunpfahl

oder eine Mauer lehnen konnte, ruhte er daran aus — — endlich, endlich verschwand er in der Hausflur, und nun erst bemerkte ich, daß ich immer noch wie angewurzelt an der Stelle stehen geblieben war, von wo ich den Greis zuerst erblickt. Jetzt erst fiel mir ein, daß ich dem Armen doch meine Unterstützung hätte anbieten können, anbieten sollen. Wohin mochte er übrigens wollen? In dem Hause, das meines Wissens von der Landräthin und ihren Gästen und Dienstboten allein bewohnt wurde, konnte er doch wohl nicht wohnen! Vielleicht konnte ich ihm noch auf der Straße ein Stück Weges das Geleit geben, wenn er mich auch im Garten nicht hatte sehen wollen. — —

Ich ging eilig in's Haus. Von dem Alten war keine Spur mehr zu schauen, obgleich er in seiner langsamen Weise weder die weite Hausflur bis zur vorderen Thür durchmessen haben, noch die Treppe hinaufgestiegen sein konnte. Eben sah ich mich noch verdutzt nach dem, wie mir schien, räthselhaft Verschwundenen um, als ich oben, im ersten Stockwerk, eine Thür sich öffnen und die drei alten Damen sich anschicken hörte, in den Garten zu gehen. Nun sprang ich hinauf, um meinem Großmütterchen das beschwerliche Treppensteigen möglichst zu erleichtern.

Die Damen hatten vortrefflich geruht und waren ausnehmend guter Dinge. Daß auch ich mit bestem Gewissen versichern konnte, prächtig geschlafen zu haben und mich über das im bezaubernden Sonnenschimmer des Frühlings strahlende und duftende Gärtchen aufrichtig begeistert aussprach, erhöhte die allgemeine Befriedigung.

Nur ich war doch etwas stiller, als ich es sonst wohl zu sein pflegte, wenn ich mir auch Mühe gab, zu der Unterhaltung das Meinige beizutragen. Das blieb dem Feingefühl des Großmütterchens nicht lange verborgen. Wir hatten uns eben erst in der Laube, um den Morgenkaffee zu trinken, niedergelassen, da fuhr sie mir mit der weichen, weißen Hand über die Augen und sprach:

„Was fehlt dir denn eigentlich noch, lieber Junge? Du starrst mir immer so in's Blaue und siehst, wenn mir recht ist, doch nicht gar so heiter aus?"

Nun erzählte ich, was und wer meine Gedanken heute schon so lebhaft in Anspruch genommen.

Ueber das gute Antlitz des Großmütterchens stahl sich das gewohnte w ̓müthig-milde Lächeln:

„Der alte Herr Knauerhase — den hast du gesehen? Nun ja, das ist ein alter, schwacher Herr — denke dir, lieber Junge, der ist noch zehn oder zwölf Jahre älter, als deine alte Großmutter — —"

„Neunzig Jahre?" rief ich erstaunt.

„Neunzig volle Lebensjahre wenigstens, ja, ja!" nickte die alte Frau. „Er war ein Bursche, nicht viel jünger als du, damals, als der alte Fritz gestorben ist. Nun wartet er schon lange darauf, daß sie ihm die Todtenglocke läuten — —"

„Wir wollen heute nicht an's Sterben denken, Frau Senior," nahm die Landräthin das Wort. — „Der alte Herr Knauerhase ist ein ehemaliger Lehrer," damit wandte sie sich an mich, „der nun schon seit dreißig Jahren pensionirt ist und von seiner Pension in meinem Hause, wo ihm schon meine selige Mutter ein kleines Stübchen eingeräumt hatte, nun ein stilles, von aller Welt zurückgezogenes Leben führt. Man stört und ängstigt den alten Mann nur, Sie wissen's ja, Frau Senior, wenn man sich irgendwie um ihn kümmert. — Und nun, erzählen Sie uns, junger Herr, Neuigkeiten aus der großen Stadt, — gestern sind wir zum Plaudern garnicht recht gekommen. Heute müssen Sie uns aber Red' und Antwort stehen. Großmutter und Tante ersehnen täglich Nachrichten von ihren Lieben dadrin und erhalten sie spärlich genug."

Damit war der Herr Knauerhase kurz und bündig für den ganzen Morgen abgethan. Ich hatte hundert Fragen zu beantworten und hundert Geschichten zu erzählen, und wenn dem Großmütterchen etwas so recht Freude machte, was ich erzählte, dann schloß sie die blauen Augen und lächelte in stiller Glückseligkeit vor sich hin. Dabei saßen wir in der Laube oder promenirten im Garten, Großmütterchen alsdann auf *meinen* Arm gestützt; später saßen wir unter dem Fliederbaum, nahmen dort ein frugales zweites Frühstück ein und plauderten unermüdlich weiter.

Lange, ehe ich's für möglich hielt, schlug die Glocke vom nahen Rathhausthurme 11 Uhr. Kurz darauf erschien unter der Hausthür eine kräftige, wohlbeleibte Mannesgestalt und näherte sich raschen und festen Schrittes dem Garten. Mit einem energischen Rucke kehrte die Landräthin dem Ankommenden den Rücken zu und sagte garnicht sehr leise und vorsichtig: „Schon wieder der unausstehliche Mensch, der Witter. Wenn der ‚Guten Morgen' sagt, sagt alle Gemüthlichkeit ‚Gute Nacht'."

Auch meine Tante erschrak sichtlich. „Der Medizinalrath," seufzte sie. „Ich habe mich heute wirklich garnicht krank gefühlt, aber ich glaube, ich werde jetzt schon nervös, wenn ich an die scharfe Stimme und die scharfen Worte des Medizinalraths nur denke."

Die Großmutter allein sagte nichts, aber sie streckte dem Medizinalrath die Hand entgegen, noch ehe er ganz nahe herangekommen war, und erwiderte den allerdings auffällig lauten Gruß desselben herzlich:

„Recht guten Morgen, mein lieber, guter Witter. Nun, wie geht's Ihnen? Hat Sie heute das liebe Sonnenlicht einmal so recht heiter gestimmt? Wie?"

„Geärgert hat's mich — das nichtswürdige Sonnenlicht, und das gründlich," polterte der Herr Medizinalrath. „Nehmen Sie mir's nicht übel, meine verehrteste Frau Senior, aber sagen Sie selbst, — können wir in unserm Neste mit seinen lächerlicherweise ganz weiß angekleckten Häusern wohl so grelles Sonnenlicht gebrauchen, wie es ein hohnlächelnder Himmel heute über uns arme Sünder verhängt hat. Wenn dieses gottverdammte — verzeihen Sie, meine Damen — dieses wunderschöne Wetter nur drei Tage anhält, hat die Hälfte aller Buchfelder die tollsten Augenschmerzen und ein Dutzend Menschen ist blind geworden, und ich — der ich auf den unglückseligen Einfall gekommen bin, mich hier zur Ruhe zu setzen — komme aus dem Lamento und dem Hülfegeschrei: ‚Herr Rath, kuriren Sie mich oder meinen Onkel hier und meinen Mops da' — garnicht wieder heraus. Na, ich freue mich schon auf die Bescheerung — —"

Bei diesen verzweifelten Worten hatte sich der Medizinalrath einen Stuhl aus der Laube geholt und sich neben meiner Großmutter niedergelassen. Indessen war auch die Vorstellung erfolgt.

„Mein Enkel, Herr Rath, von dem wir Ihnen schon erzählt haben — unser lieber Herr Medizinalrath Witter, der sehr gut ist und sehr schlimm aussieht und redet," hatte Großmütterchen mit einem Blick auf die Landräthin und ihre Tochter uns mit einander bekannt gemacht.

„Die gute Frau Senior!" lachte der grimmige Herr laut auf. „Wie sie den alten Brummbär immer unter ihre schützenden Fittiche nimmt. Uebrigens, wenn ich vielleicht nicht ganz so harmlos bin, junger Herr, wie ich Ihrer liebenswürdigen Frau Großmutter erscheine, so bin ich auch nicht grade Beelzebub in Person, nicht einmal so eine Art Menschenfresser oder so etwas, wozu mich gern etliche sehr ehrbare Bürger und Bürgerinnen hiesigen krähwinkligen Gemeinwesens machen möchten; nicht wahr, Frau Landräthin und Fräulein Fritzchen?" Damit wandte sich der Medizinalrath mit malitiösem Augenblinzeln direkt an die Landräthin und meine Tante.

„Wenn hiesige Bürger und Bürgerinnen mit ihren krähwinkligen Begriffen von Liebenswürdigkeit den Herrn Medizinalrath Witter manchmal für eine Art Menschenfresser hielten, so wäre das wohl eben solchen Krähwinklern zu verzeihen," versetzte die Landräthin ziemlich scharf. „Denn zufrieden mit seinem Loose und freundlich zu den Leuten, wie es jeder gute Mensch und Christ seinen Mitmenschen gegenüber sein sollte, sieht man den Herrn in der That nicht oft."

„Was mich betrifft, so würde ich mit Vergnügen die Bekanntschaft eines Menschenfressers machen, Herr Medizinalrath," wagte ich mich in das Gespräch zu mischen, das mir gleich von vornherein eine vielversprechende Wendung zu nehmen schien. „Und ich würde mich garnicht wundern, wenn sich damit die Reihe der interessanten Begegnungen und Beobachtungen fortsetzte, welche mir hier bereits zutheil geworden sind."

„Na, wenn unsere Frau Landräthin recht hat — und Damen haben natürlich immer recht," meinte der Medizinalrath, „so haben Sie also in mir wirklich die Bekanntschaft eines Individuums gemacht, das Anrecht auf den ehrenvollen Titel eines Menschenfressers hat. Und so interessant wie die übrigen Sehenswürdigkeiten, denen Sie hier begegnet sein können, bin ich am Ende auch. Neugierig wär' ich freilich, zu hören, was so einem jungen Großstädter hier interessant vorkommt?"

„Nun erzähle, lieber Junge," ermunterte mich die Großmutter; „sonst denkt der schlimme Witter, daß du unser gutes Buchfeld auch nur verspotten willst."

„Ganz gewiß nicht. Sehen Sie, Herr Medizinalrath, als ich gestern Nachmittag meinen Einzug hielt, fiel mir unter manchem andern Bemerkenswerthen zunächst auf, daß die Häuser der Stadt

allesammt eins wie das andere aussehen, als ob sie ausnahmslos nach derselben Schablone gemacht wären."

„Sind sie auch, mein Lieber! Buchfeld, wie es jetzt noch steht, ist einer von den Orten, die nach totaler Zerstörung im siebenjährigen Kriege auf Befehl unseres erleuchtetsten Despoten, des alten Fritzen, neuaufgebaut worden sind. Da hat sich denn Seine Majestät eines Tages überlegt, was so ein Ackerbürger für ein Haus brauchen könnte, und dann sind die paar hundert Häuser, innen und außen ganz egal, auf Seiner Majestät Befehl und Kosten gebaut worden. Was nun nicht inzwischen niedergebrannt ist, steht heute noch. Ist Ihnen noch mehr so Interessantes aufgestoßen?"

„Gewiß!" erwiderte ich, den meiner Ansicht nach unberechtigten Spott nicht beachtend. „Heut in frühster Frühe z. B. bin ich dem ältesten Menschen begegnet, den ich je gesehen. Einen Menschen, der mir ein Bild menschlicher Gebrechlichkeit darbot, so ergreifend, wie ich es kaum für möglich gehalten. Ich bilde mir nun ein, vielleicht mit Unrecht, daß mit der packend interessanten Erscheinung eine entsprechend interessante Geschichte zusammenhängen muß, auf die ich sehr neugierig wäre."

Es war mir, als wenn die Landräthin wieder ein wenig unruhig und ungehalten geworden wäre.

„Wenn ich nicht irre," sagte sie, „sagte ich Ihnen schon, daß Herr Knauerhase zwar ein sehr langes und Gott und den Menschen wohlgefälliges, dabei aber sehr einfaches und aller pikanten Unterbrechungen entbehrendes Leben geführt hat."

„Na, da sind Sie denn doch aber sehr auf dem Holzwege, verehrteste Frau," fiel ihr der Medizinalrath rasch in's Wort. „Man greife nur hinein in's volle Menschenleben — sagt der alte Goethe, — und unser junger Freund hat wirklich ganz recht — wenn man offene Geistesaugen besitzt, bemerkt man sogar in Buchfeld allerlei Interessantes. Der alte Knauerhase ist nun ganz unfraglich die Krone des Bemerkenswerthen am Orte; wenn die Damen es erlauben, erzähle ich Ihnen, junger Mann, kurz und gut seine Geschichte."

Noch ehe die Landräthin, wie sie Lust zu haben schien, ablehnend antworten konnte, hatte meine Tante, deren weiches Gemüth an dem alten Herrn Knauerhase innigsten Antheil nahm, im Namen aller ihre Zustimmung gegeben, und auch Großmütterchen hatte bedeutungsvoll genickt.

„Kauerhase ist also etwa 92 Jahre alt; er war Lehrer, ein Dorfschulmeisterlein — volle vierzig Jahre lang — dann wurde er in Gnaden entlassen und genießt nun seinen Lebensabend in Buchfeld, auch schon dreißig Jahre lang."

„Und damit ist die Lebensgeschichte des wackeren alten Mannes auch schon zu Ende," wollte die Landräthin wieder unterbrechen.

„Bitte recht sehr!" beharrte aber der Medizinalrath bei seiner Erzählung. „Jetzt geht's erst los. Die Herrschaften müssen wissen, daß kein Mensch über Knauerhase's Leben und Schicksale so unterrichtet ist, als ich. Mein Vater war aus Peterwitz — sieben Viertelstunden von hier —; er hat bei Knauerhase seinen ersten Unterricht genossen und ist ihm immer in Freundschaft zugethan geblieben. Von ihm habe ich folgendes erfahren: Traugott Daniel Knauerhase war der einzige Sohn armer Häuslerleute und ein körperlich schmucker und geistig so begabter Bursche, daß er sich nicht nur sehr bald die Hochachtung des alten peterwitzer Schulmeisters, eines invaliden Unteroffiziers aus dem siebenjährigen Kriege, und die Zuneigung des Pastors, sondern auch die Protektion des Herrn von Schmettau, des Gutsherrn von Peterwitz, eroberte. Der Unteroffizier-Schulmeister hatte den aufgeweckten Jungen schon nach einjährigem Unterricht nichts neues mehr zu lehren; darauf nahm sich der Pastor seiner an, brachte ihm Latein bei und später etwas Griechisch und sogar Hebräisch, lehrte ihm ein paar höhere Rechnungsarten, tausend Bibelverse und Gesangbuchlieder — kurz alles, was er selbst wußte und konnte —, aber der Junge war kaum dreizehn Jahre, da war der gute Pastor auch mit seinem Latein bei ihm zu Ende. Nun schickte ihn der Herr von Schmettau auf's Gymnasium nach der Hauptstadt — der Bengel müsse studiren, meinte der alte Offizier, und Geistlicher werden. Was konnte man in der guten, alten Zeit auch anderes mit einem talentvollen Jungen anfangen? Die Sache wär' auch ganz schön gewesen — der Traugott Daniel machte reißende Fortschritte in litteris*) und hätte mit 14 Jahren die Universität beziehen können, wenn nicht seinen Gönner plötzlich ein Gehirnschlag getroffen hätte. Peterwitz fiel an den Schwiegersohn des alten Herrn — einen flotten Gardeoffizier, der weder die Bauerjungen noch die Pfaffen leiden mochte und von den Wissenschaften auch nicht viel hielt. Er gab dem jungen Knauerhase statt der jährlichen Unterstützung ein- für allemal den guten Rath, er solle, da ihm nun doch einmal so viel unnützes Zeug eingepaukt worden wäre, Dorfschulmeister werden, dafür wisse er mehr als genug. Der arme Junge, dem so mit einem Schlage die schönsten Zukunftsträume zerstört wurden, fügte sich denn auch in das Unvermeidliche und kehrte nach seinem Heimatsdorfe zurück. Nun unterstützte er, zunächst gegen Wohnung und Kost, den Unteroffizier-Schulmeister als Adjuvant, was sich der gern gefallen ließ, da ihm die eigene Gelehrsamkeit niemals hatte imponiren wollen. Natürlich hegte und pflegte der talentvolle und für einen Dorfschulmeisterposten von damals viel zu gebildete Mensch unausgesetzt die Hoffnung, seine Geisteskräfte dereinst in einer besseren Stellung ausnützen zu können. Er studirte Tag und Nacht — wo er ging und stand, sodaß er bald, trotz seiner urgesunden Natur und der frischen Dorfluft, in der er einen großen Theil des Tages athmete, bleich und viel älter ausschaute, als er wirklich war. Schon mit neunzehn Jahren war er das Orakel des ganzen Dorfes, zu dessen Gelehrsamkeit und Weisheit Jung und Alt mit Bewunderung und Stolz aufschaute. Dabei konnte es denn nicht fehlen, daß sich auch die hübschen Mädel den gelehrten Knauerhase betrachteten und ihn trotz seiner für einen Bauerburschen ganz absonderlichen Gesichtsfarbe als recht begehrenswerth erkannten. Diesmal hätte er sein Glück machen können — was man so Glück nennt —, wenn er nur gewollt hätte. Nicht nur sehr hübsche, sondern auch für peterwitzer Begriffe sehr reiche Mädchen hatten ein Auge auf den gescheiten Jungen geworfen. Aber, um die sitzen zu lassen, die er liebte, und eine zu heirathen, die ihm gleichgiltig oder gar zuwider war, so gescheit war er nicht; — er hatte sich in die Annemarie verliebt, die zwar eine herzensbrave Haut und ein recht hübsches Mädel war, aber nicht einen rothen Heller in die Suppe zu brocken hatte. Das genirte die beiden Leute garnicht; als der alte Unteroffizier seinen Schulmeisterdienst quittiren mußte, weil er sich am Ende nicht einmal mehr während seiner wenigen Schulstunden fuselfrei zu halten im stande war, und als dann Traugott Daniel Knauerhase wohlbestallter Schulmeister in Groß-Peterwitz bei Buchfeld wurde, da heiratheten sich die zwei, — beide, auch Traugott Daniel, immer noch voll Jugendmuth und Lebenslust und gewillt, sich durch allerfleißigste Arbeit und allertreueste Pflichterfüllung ein leidliches Lebensgeschick redlich zu verdienen. An ihnen lag es auch nicht, wenn sie durchaus auf keinen grünen Zweig kamen. Schulmeister Knauerhase war im Sommer um drei Uhr früh schon auf seinem ihm von Amtswegen gehörigen Stück Land und grub und säte und jätete Tag um Tag mit riesiger Geduld; dann unterrichtete er die Dorfjugend so, daß die peterwitzer Bauern nur die eine Sorge hatten, ihre Kinder möchten für sie und ihren Bauernberuf gar zu gescheit werden. Nebenbei spielte er in der Kirche die Orgel und auf Hochzeiten und Kindtaufen die Fiedel, machte sogar Gelegenheitsgedichte, half beim Pastor und auf dem Dominium als Rechnungsschreiber aus — arbeitete mit einem Wort gradezu übermenschlich und alles hauptsächlich, um sich zu einem Examen vorbereiten zu können, das ihn zur Uebernahme einer bessern städtischen Lehrerstelle befähigen sollte. Beinahe wäre es ihm gelungen — da kam die Frau Schulmeisterin zum drittenmal und zwar mit Zwillingen in's Kindbett. Die Arme hatte sich noch bis zum letzten Tage vor ihrer Niederkunft überarbeiten müssen und war deshalb so schwach, daß sie die gefährliche Katastrophe nicht überstand — — fast verzweifelnd wankte der Schulmeister Knauerhase ein paar Tage nach der Geburt seiner zwei jüngsten Kinder zu dem Grabe, in das man ihm wieder ein Stück seines Lebensglücks — diesmal das beste, wie Sie ihn noch heute, nach 65 Jahren, betheuern hören können — versenkte. Bald richtete sich der immer noch kräftige und junge Mann von neuem auf; er suchte in womöglich noch angestrengterer Arbeit Vergessen und Brot für seine vier Kinder. Ob er nach dem Tode seiner Frau noch an ein Emporschwingen gedacht hat, weiß ich nicht. Hätte er es gethan, so wäre all' sein Ringen ergebnißlos geblieben, wie es zuvor gewesen. — Ich sehe, die Damen werden ungeduldig," unterbrach sich der Medizinalrath mit einem Blick auf die Landräthin; „ich kann mich jetzt auch kurz fassen — der Hintergrund ist bereits gegeben, auf dem sich der flüchtige Abriß der fernern Schicksale unsers Knauerhase klar und deutlich abheben wird. Die unsern Welttheil tief erschütternden Ereignisse zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gingen an dem peterwitzer Dorfschulmeister, so sehr er sich auch für das

*) In den Wissenschaften.

Treiben der Welt interessirte und obgleich es ihn in seiner Jugend an allen Fasern seines Herzens in das große Leben da draußen hinausgezogen hatte, spurlos vorüber. Zwar drang der Kriegslärm auch bis Peterwitz, aber Knauerhase blieb, was er war; er erzog seine Kinder, drei Jungen und ein Mädchen, so gut er konnte und mit geistig aufreibender Anstrengung all' seiner Kräfte; dafür hatte er freilich den Lohn, daß sie alle gediehen und daß die beiden ältesten Jungen, als die Trommeln Freiwillige zum Befreiungskriege warben, der eine 18, der andere 19 Jahr alt, gegen den Millionenmörder, den ersten Napoleon, Heerfolge leisten konnten. Das Opfer, welches der Dorfschulmeister auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt, wurde voll und ganz angenommen: der ältere Sohn blieb bei Belle-Alliance auf dem Felde, von dem jüngern und schwächern hat der Vater nie wieder etwas gehört; ein unbestimmtes Gerücht ging, er sei auf irgend einem Nachtmarsch den Strapazen erlegen; er blieb verschollen. Nun hing sich das Herz des Mannes mit verdoppelter, ängstlich zärtlicher Vaterliebe an die beiden letzten Pfänder der Liebe seines Weibes, die Zwillinge. Der Knabe war schwächlich, aber gleichfalls recht beanlagt, das Mädchen hatte sich auch körperlich trefflich entwickelt. Es gelang dem Vater, den Sohn als Schreiber in die Stadt zu bringen, und dort schwang sich dieser zum Subalternbeamten bei der Stadtgemeinde auf mit der Hoffnung auf ein für seine und seines Vaters Wünsche gutes Avancement. Die Tochter folgte ihrem Bruder in die Stadt, um bei einer entfernten Verwandten putzmachen und schneidern zu lernen. Aber sie lernte nicht nur das, sondern machte auch die Bekanntschaft der städtischen Vergnügungen und eines untergeordneten Schauspielers, der ihr die zweifelhafte Ehre erwies, ihr seine Liebe zu erklären und sie zu verführen, sich ihm auf den Kreuz- und Querzügen seines unstäten Komödiantenlebens anzuschließen. Lange Zeit hörte der arme Vater nichts von seinem heißgeliebten Kinde — bis eines Tages eine sogenannte Schmiere, ein fahrendes Theater, in das große Nachbardorf von Peterwitz, Langenschönau, kam und dem peterwitzer Schulmeister gute Bekannte erzählten, daß er in der Scheune des Gastwirths in Schönau allabendlich ein hochroth geschminktes, hohläugiges, klapperdürres Frauenzimmer zum Todtlachen putzig Komödie spielen sehen könnte, das seiner Annemarie ganz merkwürdig ähnlich sähe. Daniel Knauerhase soll noch in derselben Nacht hinüber gegangen sein nach Langenschönau; was er dort gethan und erfahren hat, wußte niemand — das einzige steht fest, daß der arme Mann bald nachher in ein Nervenfieber fiel, das ihn an den Rand des Grabes brachte, seine ungeheuer zähe Natur aber doch nicht überwinden konnte. Fortan sprach er nur noch von einem Kinde, seinem Sohne, seiner einzigen und letzten Hoffnung. Der wurde denn auch endlich nach zehnjähriger Beschäftigung auf Tagegelder als festbesoldeter Magistratsschreiber angestellt, aber er hatte nicht so einen unüberwindlich zähen Körper, als der Vater — als er dreißig Jahre alt war, hatte er sich die Schwindsucht an den Hals gearbeitet, und am 55. Geburtstage seines Vaters kam er, um diesem seinen Glückwunsch darzubringen und nicht wieder fortzugehen; ein Blutsturz warf ihn nieder und nach vier Tagen war er in den Armen des Alten verschieden. — — Mit diesem letzten Kinde ging unserm Knauerhase auch der letzte Rest seiner geistigen Widerstandskraft in die Grube. Er quälte sich noch ein paar Jahre mit furchtbarer Anspannung seines armen Hirns in der Schulstube hin — dann mußte er sich pensioniren lassen. Für seine vierzigjährigen treuen Dienste bekam er seinen vollen Baargehalt mit auf den Weg — — ganze dreißig Thaler für's Jahr — ja, junger Mann, 30 Thaler; als Dorfschulmeister im Dienste hatte er noch freie Wohnung und Holz und ein Fleckchen Land zur Bebauung, als Dorfschulmeister außer Dienst konnte er — nach damaligem Brauche — nicht mehr bekommen, als diese 30 Thaler. Und damit lebt nun der Mann 30 Jahre — hier im Hause unserer Frau Landräthin, die es seither unternommen hat, dem Alten die altgewohnte freie Wohnung zu gewähren. Gute Christen schenken dem Alten zu hohen Festtagen ein Stückchen Fleisch und einen Teller Kuchen — sonst kocht er sich selbst einen Topf Kartoffeln und einen zweiten Topf sogenannten Kaffee und ißt Schwarzbrot dazu und, wenn's hoch kommt, ein klein bischen Butter. Dabei ist er 92 Jahre alt und fast ganz taub und blind geworden und spricht nur mit einer Katze, deren Urahnen er schon gehegt und gepflegt, und dann und wann wagt er ein Wörtchen an unsere liebe, alte Frau Senior. Vor der übrigen Welt aber fürchtet er sich — er geht ihr sorgfältig aus dem Wege — er fürchtet wohl gar, sie könnte ihm noch mehr rauben, als sie ihm schon geraubt."

Der Medizinalrath schwieg. Die Landräthin hatte sich erhoben und war geräuschlos von dannen gegangen. Ueber das Gesicht meiner Tante rannen heiße Thränen und auch in Großmütterchens Auge sah ich eine Perle blitzen, die mir tiefe, tiefe Theilnahme verrieth. Ich aber, ich glaube, ich habe den ganzen Tag nicht mehr drei Worte über die Lippen gebracht.

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für April.

(Schluß.)

Julius Waldemar Grosse, der gegenwärtige Sekretär der Schillerstiftung zu Dresden, wurde am 25. April 1828 zu Erfurt geboren, machte in Magdeburg einen dreijährigen Kursus als Geometer durch und studirte dann an der Universität zu Halle die Rechte. Aber nur von kurzer Dauer war bei ihm das Studium des trocknen Jus, schon 1852 ging er nach München, um sich der Malerei zu widmen. Zuvor hatte er bereits als poetisches Erstlingswerk das Trauerspiel „Cola di Rienzi“ veröffentlicht. Bald darauf gab sich Grosse ganz literarischer Beschäftigung hin, ward Mitredakteur der „Neuen Münchner Zeitung“ und als das Blatt 1862 als „Bayrische Zeitung“ in den Besitz der Regierung überging, übertrug ihm dieselbe die Stellung eines Redakteurs des nichtpolitischen Theils, welcher Posten ihm umsomehr zusagte, als er dabei Zeit zu größeren Arbeiten gewann. Seit 1869 bekleidet er die eingangs erwähnte Stellung. Die 1860 von ihm herausgegebenen „Epischen Dichtungen“ erfreuten sich einer günstigen Aufnahme des Publikums, besonders gefiel das „Mädchen von Capri“; ebenso wurde sein Drama „Die Ynglinger“ beifällig aufgenommen.

Ein Meister der Dichtkunst, dessen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Poesie so groß gewesen, daß nach seinem Vorbild sich die sogenannte „Schwäbische Dichterschule“ bildete, war **Johann Ludwig Uhland**, der Sohn des Universitätssekretärs zu Tübingen, geboren am 26. April 1787. Nachdem derselbe an der Universität seiner Vaterstadt die Rechtswissenschaft studirt, wurde er 1808 Advokat, 1810 Doktor der Rechte und bekleidete hierauf eine zeitlang eine Stellung im Justizministerium; dann praktizirte er als Advokat. Vorher war er in Paris gewesen, um die Handschriften altdeutscher Dichtungen zu studiren. Ein unermüdlicher Kämpfer für Freiheit und Volkswohlfahrt, besang er die Erhebung des deutschen Volks und stritt für Aufrechterhaltung des alten guten Rechts, als 1815 der König von Würtemberg eine Verfassung einzuführen versuchte, durch welche die alten Freiheiten des Landes zum großen Theil vernichtet werden sollten. 1819 wurde Uhland in die Ständeversammlung gewählt und 1833, als die Regierung ihm — der inzwischen Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen geworden war — keinen Urlaub zum Eintritt in die Ständeversammlung gewährte, verließ er den Lehrstuhl. 1848 schickte das würtembergische Ministerium ihn als Vertrauensmann nach Frankfurt am Main, darauf wurde er vom Volk in die Nationalversammlung gewählt, in welcher er seinen Platz auf der Linken einnahm. Er folgte dem Rest der Versammlung nach Stuttgart; dort mußte er, als dieses Rumpfparlament am 18. Juni 1849 mit Waffengewalt auseinander gesprengt wurde, von seiten des Militärs Mißhandlungen erleiden. Nun widmete sich Uhland in stiller Zurückgezogenheit ausschließlich seinen Studien und trat politisch nur noch an die Oeffentlichkeit durch die Zurückweisung der ihm von den Königen von Preußen und Bayern angebotenen hohen Orden. Von der ganzen deutschen Nation hochgeehrt, starb er am 13. November 1826 in seiner Geburtsstadt; dieselbe errichtete ihm später ein Denkmal. Aber ein schöneres Andenken seines ruhmreichen Wirkens hat er selbst uns hinterlassen in den Schöpfungen seines Geistes. Die erste Sammlung seiner Gedichte, mit der er 1815 an die Oeffentlichkeit trat, hat mehr als sechzig Auflagen erlebt — er ist ein Lieblingsdichter des deutschen Volkes geworden: die Freiheit bildete die Grundlage seiner zahlreichen Lieder und Balladen und er zeichnete sich aus sowohl durch echten Patriotismus, als durch Volksthümlichkeit und innige Hingabe an die Nation. („Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet“, „Wenn heut' ein Geist herniederstiege“ — „Das ist der Tag des Herrn“, „Ich hatt' einen Kameraden“, „Droben stehet die Kapelle“ 2c.) Auch einige Dramen schrieb Uhland und als Literarhistoriker und gelehrter Germanist erwarb er sich um die deutsche Sprache große Verdienste. („Walter von der Vogelweide“, „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“ 2c.)

Zu den freisinnigen Dichtern, die in Einfachheit und Natürlichkeit des Volkes Fühlen und Denken poetisch zum Ausdruck bringen, gehört auch der sich Goethe zum Vorbild nehmende **Ernst Freiherr von Feuchtersleben**, der am 29. April 1806 in Wien geboren ward. Er studirte zuerst Medizin und wurde als Schriftsteller durch ein Buch: „Diätetik der Seele“ bekannt, das in 42 Auflagen erschienen ist. Ueber Seelenkunde hielt er Vorträge an der Wiener Hochschule; 1840 war er zum Sekretär der Gesellschaft Wiener Aerzte ernannt worden. Im Jahre 1848 trug man ihm das Ministerium des öffentlichen Unterrichts an; aber er lehnte ab, nahm dagegen die Stelle eines Unterstaats-

sekretärs in diesem Ministerium an und wirkte für gänzliche Umgestaltung des Unterrichtswesens („Mit „frank und froh“ ist nichts gethan — Volksunterricht! da hebt es an“); da sich ihm Hindernisse entgegenstellten, die er nicht zu bewältigen vermochte, so gab er diese Stellung bald auf. Er starb bereits am 3. September 1849. Von seinen Gedichten sei das wehmüthig-schöne „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ 2c. erwähnt. Seine sämmtlichen Werke — 7 Bände — wurden von Fr. Hebbel (1857—1861) herausgegeben.

Ein beliebter Romanschriftsteller der Gegenwart ist **Albert Emil Brachvogel**, dessen Geburt am 29. April 1824 seine Mutter von einer schweren Gemüthskrankheit rettete. Als sechs Jahre darauf sein Vater starb, fiel seine Mutter in die alte Schwermuth zurück, und deswegen war die Jugendzeit Brachvogel's eine außerordentlich düstere. Man brachte ihn, nachdem er die Realschule besucht, zu einem Kupferstecher in die Lehre, um seinen Hang zur Schauspielkunst zu unterdrücken; aber nach einiger Zeit verließ er die Werkstelle, um die Bühne zu betreten, zu der er sich nun einmal von jeher mächtig hingezogen fühlte. Nicht lange währte die Freude: sein erstes Auftreten war ein derart verunglücktes, daß er sich sofort und für immer vom Theater zurückzog. Er lebte dann zu Berlin und Breslau und ist am 27. November vor. Jahres in Berlin gestorben. Von den zahlreichen Romanen, die er verfaßte, verdienen hervorgehoben zu werden: „Friedemann Bach“ (1858), „Schubart und seine Zeitgenossen“ (1863) und „Beaumarchais“ (1865); von seinen Dramen fand den meisten Beifall: „Narziß“ (1857), dem seine späteren Tragödien nicht gleichkommen. E. Künzel.

Kaiser Nero in der Rennbahn. (Bild S. 400—401.) Der französische Dichter Viktor Hugo hat vor kurzem ein Epos (erzählendes Gedicht) unter dem Titel „Amnestie“ veröffentlicht. Schwungvoll und in rührender Milde sucht er zu beweisen, daß die Grausamkeiten der römischen Kaiser Tiberius, Caligula, Nero und Domitian, sowie der französischen Könige Ludwig XI. und Karl IX. nur die Folge ihrer falschen Erziehung und die Frucht des Grundsatzes waren, daß die im Purpur Geborenen über menschlichen Gesetzen und menschlicher Sitte ständen.

Wer der Ehrenrettungstheorie Viktor Hugo's einige Berechtigung zollt, muß folgerichtig auch die Unthaten des Scheusals Nero, der von 54—68 n. Chr. den römischen Kaiserthron verunglimpfte, milder beurtheilen, denn er war der Sohn seiner Zeit, die ihn lehrte, daß es für einen römischen Kaiser überhaupt kein Verbrechen gibt, das sich nicht sophistisch bemänteln ließe.

Als die Römer ihr Ideal der Weltherrschaft verwirklicht hatten, da waren ihnen alle Ideale des Lebens versunken und sie selbst die Knechte der elendesten Despoten geworden, in denen die Weltherrschaft wie ein Spott auf sich selbst sich darstellte. Weder die damalige Philosophie der Stoiker und Epikuräer, noch auch der heidnischen Religionen, die zu dem schlimmsten und sinnlosesten Aberglauben entartet und für jeden Denkenden unmöglich und widerwärtig geworden waren, vermochten an diesem entarteten Geschlecht etwas zu bessern. Der Philosoph Seneca, der Erzieher des Kaisers Nero, wohin er blicken mochte, nur ein heftiges Jagen nach Genuß, eine gegenseitige Ueberlistung, Unterdrückung und Verachtung gewahrend, bezeichnete die Thätigkeit der menschlichen Gesellschaft als einen ungeheuren Wettkampf der Bosheit. Die Verzweiflung schlich sich in die Herzen aller derer, die noch für das Vaterland fühlten, denn das fieberhafte Ringen nach mühelosem Erwerb feierte im römischen Weltreich seine Orgien.

So sah es in Rom aus, als der Mehrer und Vollender der römischen Weltherrschaft, Julius Cäsar, am Idus des März 44 Jahre v. Chr. unter den Dolchen derjenigen fiel, die noch einen Rest von altem Römerstolz bewahrt hatten. Sein Neffe und Nachfolger Augustus (30 v. Chr. bis 14 n. Chr.) nahm nur das Prinzipat im Reiche an und gewöhnte allmälich die römischen Republikaner durch glückliche Verwaltung des Reichs an das Kaiserthum. Erst seine Nachkommen führten den Familientitel Cäsar (Kaiser) als Bezeichnung ihrer Würde. Sein Stiefsohn Tiberius Cäsar, ein Klumpen Thon mit Blut durchknetet, wie ihn einer seiner Lehrer nennt, mordete von 14—37 n. Chr. Diesem folgte des Großvaters würdiger Enkel Caligula (37—41). Von dem Dolche des Tribuns Cassius Chärea beseitigt, machte er dem blödsinnigen Cäsar Claudius platz, der sich von dem Urbild aller Buhlerinnen, seiner Frau Messalina, beherrschen ließ. Nach der Hinrichtung dieses Inbegriffs aller weiblichen Laster vermählte sich der alternde Wüstling mit Agrippina, der Wittwe des Domitius Ahenobarbus (49), adoptirte ihren Sohn Nero und gab ihm seine Tochter Octavia zum Weibe. Zum Dank dafür ließ ihn seine Gemahlin Agrippina ermorden. Der junge Cäsar Nero, in dem der kriechende Senat einen zweiten Julius Cäsar sah, eröffnete seine Regierung mit der Hinrichtung seiner Mutter Agrippina, seines Erziehers Seneca und der Vergiftung seines Bruders Britannicus. Von der Angst diktirt, die alle Inhaber des kaiserlichen Throns beherrschte, nahmen Nero's Missethaten ihren unaufhaltsamen Fortgang. Wie später der englische König Heinrich der Achte ließ er nacheinander seine Gemahlin Octavia und seine Konkubinen Sabina Poppäa und Akte hinrichten. Unter zügellosen Ausschweifungen, von den düstern Bildern angeblicher Verschwörungen gegen seine Herrschaft und sein Leben erschreckt, begann jenes wilde Wirbelleben, welches den römischen Pöbel und die Prätorianer (kaiserliche Leibwache) an den Kaiser fesselte, aber die tiefste Kluft zwischen ihm und allen Besseren grub, die den Muttermörder ohnehin nur mit Grauen auf dem Thron sahen. Mit Hilfe seines Günstlings Tigellinus, des Obersten der Leibwache, begann ein blutiges Wüthen gegen hervorragende Männer, deren Namen, Stellung und Gesinnung dem verrückten Cäsar gefährlich schienen. Mit zunehmender Gewissensangst steigerte er seine Ausschweifungen und Thorheiten — ein wüstes Gemisch von Grausamkeit, viehischer Sinnenlust und unsinnigen Kunstgetriebes, das endlich in der muthwilligen Zerstörung einer Weltstadt gipfelte. Wenigstens wird er mit großer Wahrscheinlichkeit als Urheber der Feuersbrunst angesehen, welche in der Gegend zwischen dem palatinischen und cälischen Hügel ausbrach. Plötzlich (19. Juli 64) stand der größte Theil der ungeheuren Stadt in Flammen und brannte acht Tage lang. Unbekannte Leute durchstrichen die Straßen und hielten das Volk durch Drohungen vom Löschen ab. Von den vierzehn Bezirken Roms blieben nur vier unversehrt, drei brannten ganz nieder und in den übrigen sieben standen nur noch einzelne, sehr beschädigte Häuser. Die ehrwürdigsten und ältesten Tempel, eine ungeheure Menge unersetzlicher Kunstschätze, gingen unter.

Im theatralischen Anzug stand Nero während des Brandes auf der Zinne eines entfernten Palastes, in den Gärten des Mäcenas, um sich mit Wohlgefallen an der Flammen Pracht zu weiden, und deklamirte eine Stelle aus Homer's „Ilias“, die den Untergang Trojas schildert. Und als der bengalische Knalleffekt dieser kolossalen Opernszene verpufft war, da hatte die Wuth des Imperators bereits ein anderes Opfer erspäht: die unglückseligen Nazarener, die er, ein Virtuose der Lüge und Heuchelei, für seine Unthat verantwortlich machte. Die eingezogenen Nazarener (Christen) wurden auf die grausamste Weise hingerichtet, gekreuzigt, in die Felle wilder Thiere eingenäht den Hunden zur Zerfleischung vorgeworfen oder auch, nachdem ihre Kleider mit brennbaren Stoffen überzogen waren, angezündet, so daß sie, wie lebende Fackeln, in langen Reihen zu nächtlichen Rennspielen im Cirkus leuchteten.

Eine ähnliche Menschen- und Thierquälerei, die leider heute noch ihre Bewunderer findet, veranschaulicht unser Bild.

Kaiser Nero, der sich bereits bei den olympischen Spielen in Griechenland als Sänger, Schauspieler und Wagenlenker produzirt und theilweise auch blamirt hatte, glaubte seine Kutschervirtuosität auch den Römern nicht vorenthalten zu sollen.

Die Szene spielt im Cirkus Maximus in Rom unweit des Mons Aventinus. Der durch jede schändliche Ueppigkeit erschöpfte Riese ist eine märchenhaft grausige Erscheinung. Die wahnsinnige Lebensgier blitzt ihm für einen Augenblick aus den Augen und die Aufregung röthet seine sonst genußschlaffen Wangen. Die dampfenden Räder des Rennwagens berühren kaum den Sand der Arena des Cirkus und die Quadriga (Viergespann) mit ihren schäumenden Nüstern und stieren Augen scheint beflügelt. Seine Mitbewerber um den Rennpreis, ein Paar wetterbraune Prätorianer, hüten sich wohl, ihrem Herrn und Meister den Rang abzulaufen, der dem ganzen Menschengeschlecht einen einzigen Kopf wünschte, um ihn mit einem Hiebe zerspalten zu können. Die herz- und gemüthlose Menge, die auf den Tribünen wie ein Ozean von Menschenköpfen wogt, jauchzt dem Gott-Thier ihr „Jo-Triumpfe“ zu. Die krankhaft gesteigerte Genußsucht dieser Sklaven wußte die bestialische Grausamkeit des Tyrannen, der die einen beraubte, um die andern zu beschenken, immer wieder auf's neue zu kitzeln.

Nach vierzehnjährigem Wüthen war der phantastisch räthselhafte Komödiant derart abgenützt, daß es hohe Zeit war, ihn in die Rumpelkammer der menschlichen Irrthümer zu werfen.

Als sich die Legionen unter Galba gegen ihn empörten, fand auch der Senat den Muth, ihn zu proskribiren. Zitternd floh der feige Wicht auf das Landgut eines Freigelassenen, Namens Phaon. Hier versteckte er sich im Schilfe und schöpfte sich, vom Durst gequält, mit der Hand Wasser aus einer Pfütze. Als seine Verfolger heransprengten, versuchte er sich den Dolch in die Kehle zu stoßen, aber die Memme, welche tausende morden ließ, hatte nicht die Kraft zum Sterben, und so mußte einer seiner Begleiter nachhelfen. Mit ihm war Julius Cäsar's Geschlecht auch in den adoptirten Zweigen gänzlich erloschen.

Dr. M. T.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 35. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Es war ein kühler Abend in den ersten Tagen des Mai. Stefan hatte lange studirt und dann einige Aufsätze geschrieben, endlich sank die linke Hand ermattet herab, der Kopf neigte sich gegen die Brust, er schlief. Er träumte von ihr. Heitere, glückliche Gebilde erstanden ihm, er sah sich auf dem Gipfel seiner Hoffnungen, seiner Wünsche, und er lächelte im Traum, und über die halbgeöffneten Lippen kam es wie ein Hauch: „Valerie!“

Da erweckte ihn jene sonderbare Einwirkung, die die Nähe eines anderen, fremdartigen Geschöpfes in uns hervorbringt. Er reißt die Augen auf und blickt in zwei andere, die fest auf ihn gerichtet waren. Er kennt den kalten und doch so faszinirenden Ausdruck dieser Augen. Erschreckt sprang er in die Höhe und trat unwillkürlich vor dem Professor, der vor ihm stand, einen Schritt zurück, eine Entschuldigung stammelnd.

„Sie träumen süß,“ sagte Schwarz, und der mephistophelische Zug in seinem Gesicht trat scharf hervor, „von Glück und Liebe, wie es scheint.“ Dann, den Ton ändernd: „Es thut mir leid, Sie gestört zu haben, aber ich bemerkte das Licht in Ihrem Zimmer, und da Frank schon schläft, so wollte ich Sie bitten, mir in das Laboratorium zu folgen, wo ich den neuen bunsen'schen Apparat einer Probe unterziehen möchte.“

Stefan gab sogleich seine größte Bereitwilligkeit kund und folgte dem Professor in das Laboratorium. Dumpf dröhnten die Schritte der beiden Männer in dem großen, leeren Raume. Das Licht der einen Gasflamme, die angezündet war, ward von den hohen, tiefen Wölbungen förmlich aufgesogen, und bei dem geringen Schein schien sich der Raum noch auszuweiten, mit seinen Nischen und Erkern in's Unabsehbare zu verlieren. Nur um den großen Kamin, in dem ein Feuer angezündet war, um die Nachtkälte zu paralysiren, hatte sich ein Lichtkreis gebildet. Ein rother Schein fiel weithin über das Estrich, glühende Reflexe tauchten bald hier, bald dort auf den Glaskugeln, Retorten und Flaschen auf und tanzten weiter wie Kobolde, indeß gigantische Schatten an den Wänden aufstiegen und hinanwuchsen bis an das Gewölbe.

Der Apparat ward genau besichtigt und in Thätigkeit versetzt; man mußte nun das Resultat einer langsamen Verbrennung abwarten. Professor Schwarz hatte auf einem niedrigen Schemel nahe am Kamin Platz genommen, er hatte das Feuer im Rücken und es schien ihm wohl zu thun. Er forderte Stefan auf, sich auf einem zweiten Schemel niederzulassen; er wies ihm selbst den Platz an, und zwar so, daß die Gluthen ihn grell erleuchteten, er konnte so jede Regung in diesem jungen Gesichte beobachten. In dem Augenblicke aber saß er vorgebeugt, die Ellbogen auf's Knie gestützt, der Kopf ruhte in der Hand, die seine Augen verdeckte. In der Retorte sprudelte und brodelte es, sonst war kein Laut vernehmbar. Jetzt kam es wie ein Seufzen über die Lippen des Professors.

„Die Quelle aller Wissenschaft ist die Erfahrung,“ flüsterte er kaum hörbar, „wir haben kein anderes Mittel, wir müssen die Erscheinungen studiren, um zu Schlüssen auf ihre Ursachen und Gesetze zu gelangen.“

„Ihrem Scharfsinne, Herr Professor, gelingt es immer, die richtigen zu ziehen.“

Schwarz schüttelte leise den Kopf. „Auch ich bin großen Irrthümern unterworfen, auch ich stehe vor mancher Frage, wie vor einem Räthsel, und doch von der heißen Gier verzehrt, sie zu lösen.“ Er warf plötzlich den Kopf in die Höhe und seine Augen richteten sich scharf und kalt auf Stefan. „Eine solche Frage beschäftigt mich soeben, — würden Sie wohl im Interesse der Wissenschaft und zugleich um Sich mir zu verpflichten mir in einigen Experimenten beistehen?“

Stefan erröthete vor Vergnügen. „O, Herr Professor, Ihr Antrag macht mich unendlich glücklich.“

„Sie kennen ihn noch nicht,“ erwiderte Schwarz herb. „Aber Sie würden, wenn Sie darauf eingingen, eben dasjenige erfüllen, was ich von Ihnen wünsche und erwarte; es wäre die Gegenleistung, die ich nach unserm Uebereinkommen zu fordern berechtigt bin.“

Der Ton, in dem dies vorgebracht wurde, stimmte Stefan merklich herunter, dennoch sagte dieser mit Wärme: „Verfügen Sie ganz über mich, all' mein Können, alle meine, freilich nur geringen, geistigen Fähigkeiten stehen zu Ihren Diensten.“

„Ich brauche nicht Ihren Geist, mein junger Freund, ich spekulire auf Ihren Körper.“ Stefan sah ihn betroffen an, der Professor schien nicht darauf zu achten, er fuhr fort: „Sie haben heute meinen Vortrag über die Entwicklung der Pilzformen mit angehört?“

„Jawohl, Herr Professor.“

„Dann wissen Sie auch, daß man diese Pilze künstlich kultiviren kann, und daß es gelungen ist, dieselben in der Luft aufzufinden.“

„Sie haben uns gezeigt, daß man diese mikroskopischen Pilze wegfangen, sammeln und säen kann.“

Der Professor nickte. „Diese unsere Kenntnisse beschränken

sich aber bisher nur auf die Gährungspilze, es gibt aber auch — Blutpilze. Nun, die Entwicklung dieser Blutpilze kennen wir nicht, und doch ist es ja gewiß, daß eine große Anzahl von Krankheiten der Menschen durch dieselben erzeugt werden. Aber wie kommt der Pilz in den Körper hinein? Wo existirt er außerhalb des menschlichen Körpers? Diese Fragen sind von der höchsten Bedeutung, sie können nur durch lange fortgesetzte Experimentationen mit künstlich erzeugten Pilzen beantwortet werden, und sie werden erst ihre vollständige Lösung finden, wenn es gelungen sein wird, sie in das Blut der Menschen zu übertragen und diese damit krank zu machen."

Der Professor machte eine Pause, aber seine Augen wandten sich nicht ab von dem Gesichte des jungen Mannes, dessen Erblassen selbst unter dem röthlichen Schein der Flamme sichtbar ward. „Ich verstehe," sagte Stefan, indeß seine Lippen sich nur mühsam bewegten; „mir ist nun alles klar. Sie wollen Versuche anstellen."

„Ja."

„Sie wollen sie an mir anstellen!?"

„Ja. Ich will Ihren Organismus zu einigen hochwichtigen Experimenten benutzen."

Stefan biß die Lippen fest zusammen, indeß in seinen Augen die jähe Flamme der Empörung aufstieg.

Der andere fuhr mit ruhigem Ernste fort: „Ich theile Ihnen hier ohne Rückhalt meine Absichten mit, junger Freund, ich hege sie seit langem."

„O, ich Thor," rief Stefan jetzt in überquellender Bitterkeit, „daß ich auch etwas mich Ehrendes erwarten konnte! Und ich bin Ihnen also ein zweibeiniges Kaninchen, nicht mehr und nicht weniger, und Sie verlangen von mir, daß ich mit derselben blöden Stumpfheit an mir herumexperimentiren lasse, bis ich der Qual erlegen."

„Ich verlange garnichts," erwiderte Schwarz kalt und trocken. „Ich mache Sie mit den Bedingungen bekannt, unter welchen ich Ihre leibliche Versorgung auf Jahre hinaus übernehmen würde, Sie können sie annehmen, Sie können sie ablehnen, es steht in Ihrem Belieben."

Stefan biß sich auf die Lippen. In seinem Belieben! O, der Vampyr wußte es wohl, daß er ihm sein Herzblut geben werde, um sich die Möglichkeit, die einzige kleine Möglichkeit zu erhalten, seine Studien zu vollenden. Aber, was konnte ihm das nutzen, wenn er damit seine Gesundheit dahingegeben? Aber war diese weniger bedroht, wenn er dem Mangel die Thür öffnete, wenn er all' den Kummer über sich hereinbrechen ließ? Und würde, wenn er jetzt feige zurückträte, ihn nicht der Vorwurf verfolgen, du hättest dein Ziel erringen können und hast es nicht gewollt! Und dieses so ängstlich erhaltene Leben, es würde ihn elend machen, und er würde tausendmal lieber wünschen, über dem Experiment zugrunde gegangen zu sein. Wie ein Blitz flog ihm das durch das Gemüth, und zugleich stand es fest in ihm, den Vorschlag anzunehmen.

„Wohlan, ich willige in Ihre Bedingungen," rief er entschlossen. „Es bleibt mir keine Wahl; nehmen Sie mich, Herr Professor, ich verkaufe mich Ihnen als Versuchsthier."

Schwarz machte eine Geberde des Unwillens. Das Wort schien ihn zu verletzen. „Ich sehe, Sie zählen nicht zu den begeisterten Jüngern, die für ihre Wissenschaft alles wagen, allem trotzen, um eine Hypothese zur Wahrheit zu erheben, — ich hatte solche Jünger!" Er machte eine Pause und fuhr dann in einem noch trockneren Tone fort: „Uebrigens bitte ich Sie, meinen Vorschlag nicht für gefährlich zu halten. Unser erster Versuch ist vielleicht etwas gewagt, aber sein Gelingen ist mehr als zweifelhaft. Wir werden höchst wahrscheinlich monatelang herumexperimentiren, ohne einen Erfolg zu erzielen, wir werden vielleicht niemals zu einem solchen gelangen; sollte es mir aber dennoch glücken, zu einem Resultate zu kommen, die winzigen Pilze in Ihren Körper hineinzubringen, und erkranken Sie dann wirklich, dann wird es meine höchste Aufgabe sein, Sie so schnell wie möglich wieder gesund zu machen."

„Ich danke Ihnen."

„Ich werde Sie überdies mit jeder meiner Operationen im vorhinein bekannt machen, und Sie können, sobald sie Ihnen nicht behagt, zurücktreten."

„Mit was werden Sie beginnen, Herr Professor?"

„Ich werde mich vorderhand auf die Erzeugung des Wechselfiebers beschränken."

„Das ist also ein leichter Anfang, — und später?"

„Wenn sich meine Voraussetzungen bewahrheiten, so möchte ich wohl einen schwachen Anfall von Rückfalltyphus hervorzubringen suchen."

Stefan zuckte unwillkürlich zusammen.

„Das ist ebenfalls nicht gefährlich," fuhr Schwarz leisen Tones und mit unerschütterlichem Gleichmuth fort, „es ist erwiesen, daß diese Pilze bei einer hochgradigen Temperatur absterben. Wir werden also das Fieber künstlich steigern, und nachdem Ihre Körperwärme über vierzig Grad gestiegen ist, werden Sie von den mikroskopischen Krankheitskeimen befreit sein. Der Fall stellt sich also folgendermaßen dar: Sie haben immer einige Krankheitstage für den Fall des Gelingens; für den Fall des Nichtgelingens, der bei den meisten unserer Experimente weit eher anzunehmen ist, haben Sie Sich eine angenehme, sorgenfreie Existenz geschaffen. Sie werden Ihre Examina machen und Ihre wissenschaftliche Ausbildung vollenden, für welche Ihnen noch überdies die an sich selbst gemachten Experimente zugute kommen. Jetzt wissen Sie alles. Schlagen Sie ein?"

Stefan reichte ihm die Hand, — der Pakt war geschlossen.

Der Apparat nahm von jetzt an die Aufmerksamkeit des Professors wieder vollständig in Anspruch. Die beiden traten an ihn heran und vollendeten ihr Experiment, dann trennten sie sich mit einem kurzen Gruß.

Die nächsten Tage ward Stefan in keiner Weise belästigt. Mit dem Sanguinismus der Jugend hatte er sich indeß in seine neue Lage gefunden; ja, es gewährte ihm eine Art freudiger Genugthuung, daß er dem Opfer, das ihm Valerie mit ihrer Liebe gebracht, nun auch seinerseits eines entgegensetzen könne; jetzt glaubte er erst ihrer völlig würdig zu sein, und wie sollte ihm jetzt das Lernen leicht werden, da er all' der drückenden Sorgen für immer enthoben war.

Professor Schwarz hatte indeß seine Zeit nicht verloren; er konstruirte eigene Apparate, ähnlich denen, welche man überall zur mikroskopischen Analyse der in der Luft schwebenden Staubtheile anwendet, damit konnte er nun die Anwesenheit von Pilzsamen konstatiren. Hierauf suchte er das krankmachende Element. Er legte eine Keimstätte dieser winzigen Pilze an und verpflanzte diese hierauf in Stefans Zimmer. Die Apparate zeigten indeß nur geringe Mengen von umherfliegenden Sporen und in Stefans Befinden zeigte sich keine Veränderung.

Schwarz schien dies erste Mißlingen aufzuregen; er sprach nichts, aber er sann und grübelte. Bald schritt er zu neuen Versuchen.

Ein anderer Gelehrter hatte sich dahin ausgesprochen, daß das Wechselfieber durch eine Alge, eine winzig kleine, zellige Pflanze erzeugt wird, die unter dem Namen Palmella bekannt ist und die in schleimiger, hautartiger Ausbreitung sich über Tümpeln und Sümpfen bildet. Die außerordentlich kleinen, aber noch deutlich in ihrer Form erkennbaren Sporen dieser Zellenalge, erheben sich mit den Nebeln und Dünsten des Abends durch die von dem Moore aufsteigenden Luftströmungen, vertheilen sich in den über dem Sumpfe schwebenden Nebeln bis zu einer gewissen Höhe und sinken am Morgen wieder zu Boden. Schwarz verschaffte sich zwei Kistchen voll Palmella, deren Vegetation sorgfältig unterhalten wurde, und er begann nun mit diesem neuen Infektionsmittel direkte Versuche anzustellen. Die Kistchen wurden in das Fenster von Stefans Stube gestellt und dieses ausgehoben, sodaß auch während der Nacht die Luft frei aus- und einströmen konnte.

Die Apparate zeigten am Morgen zahlreiche, in dem Zimmer umherschwebende Sporen an. Der Professor war sehr befriedigt, er kam häufig in Stefans Zimmer und beobachtete sein Aussehen, er kam ihm noch blasser vor als gewöhnlich. Obwohl er sich nicht beklagte, zeigte sein Puls eine kaum merkliche Steigerung. Freilich, das konnte auch von der Erregung herrühren, die den jungen Mann bei diesen Experimenten unwillkürlich überkommen mußte. Stefans Phantasie übertrieb wohl die unheimlichen, bisher noch unbekannten Einwirkungen auf seinen Körper.

Stefan schlief sechs Nächte in diesem Zimmer. Er klagte endlich über Kopfschmerzen und begann im Verlaufe des siebenten Tages sich ernstlich unwohl zu fühlen; am achten Tage hatte er einen wohl charakterisirten Anfall von Wechselfieber. Schwarz war auf dem Gipfel seiner Erwartungen; seine Augen leuchteten in stolzer Genugthuung. Die sonst so streng geschlossenen Lippen waren halb geöffnet und ließen die weißen Zähne sehen; es lag etwas Tigerhaftes in seiner Freude. Stefan versuchte zu lernen, es ging nicht. Das Fieber steigerte sich; er fühlte sich bald sehr

ermattet, die Glieder wurden ihm schwer, Frost schüttelte ihn; er mußte auf Anrathen des Professors zu Bett gehen.

Die Palmellen wurden hierauf entfernt, das Zimmer desinfizirt und Stefan etwas Chinin eingegeben. Es wurde sofort besser mit ihm, er konnte schon am nächsten Tage das Bett wieder verlassen, und nach einigen Tagen fand Schwarz, daß er vollständig geheilt sei. Er konnte wieder seinen gewohnten Beschäftigungen obliegen, aber eine gewisse Unlust war ihm geblieben und auch Appetit stellte sich nicht wieder ein, er vermochte fast nichts zu essen und fand, daß ihn das Experiment einigermaßen angegriffen hatte. Schwarz hingegen war von der raschen Heilung nicht befriedigt; sie hatte ihn stutzig gemacht. Waren die Sporen auch wirklich in den Körper und in das Blut gelangt? Waren die Sporen allein das ursächliche Moment der Erkrankung gewesen oder hatte die erregte Einbildungskraft des Jünglings hingereicht, um diese Symptome der Krankheit hervorzubringen? Der Versuch schien ihm, seinen eigenen Bedenken gegenüber, nicht zu genügen, er konnte vor einer wissenschaftlichen Kritik nicht stichhaltig sein. Er sollte erneuert werden, genau mit denselben Mitteln, unter etwas veränderten Umständen.

Es war Juni geworden. Stefan, der sich zur Maturitätsprüfung gemeldet, hatte nun, nachdem er eine Taxe von dreißig Gulden erlegt, seine schriftlichen Prüfungen zu machen. Er bestand sie durchweg mit lobenswerthem Erfolg. Jetzt blieb ihm noch die mündliche Prüfung, sie sollte in sechs Wochen stattfinden. Da kündete ihm Professor Schwarz an, daß es ihm äußerst wünschenswerth wäre, wenn er jetzt, wo er die Palmellen noch besitze, mit einem zweiten Versuch beginnen könne. Stefan habe sich jetzt vollständig erholt, er würde den äußerlichen Einwirkungen kräftig Widerstand leisten; sollte dennoch eine Krankheit hervorgerufen werden, so würde diese keine längere Zeitdauer in Anspruch nehmen als das erstemal, sodaß also in zwölf bis vierzehn Tagen alles vorüber sein könne; er hoffe, Stefan werde sich diesem Wunsche um so eher fügen, da dieser Versuch der letzte auf lange Zeit hinaus sein werde, denn er selbst gedenke, während der diesjährigen Ferien eine Erholungsreise anzutreten.

Stefan willigte ein. Seine rasche Genesung ließ ihm die Sache nicht mehr so gefährlich erscheinen, und er hoffte zur Prüfungszeit wenigstens von allen Unannehmlichkeiten frei zu sein; im übrigen, sagte er sich, hätte er, solange er das Brot des Professors esse, kein Recht, sich den einmal eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen. Es wurde also ein zweites Experiment unternommen. Diesmal stellte sich das Unwohlsein früher ein. Nach fünf Tagen schon brach das Fieber aus, und zwar mit erschreckender Heftigkeit; gegen alle Erwartung vermochten Medikamente nicht, wie das erstemal, das Uebel zu bannen; Schwarz versuchte daher, es auf künstliche Art noch zu steigern, um durch die Hochgradigkeit der Körpertemperatur die Sporen zu vernichten. Dies wurde auch erreicht, es traten Pausen von zwei, ja selbst von drei Tagen ein, wo Stefan sich verhältnißmäßig wohl befand, aber sobald seine Körperwärme auf das Normale herabsank, keimten die Sporen auf's neue; in dieser Weise wurden wenigstens die sich alsdann erneuernden Krankheitserscheinungen gedeutet. Stefan legte sich diesmal nicht zu Bette, er wollte der Krankheit den kräftigsten Widerstand leisten und hoffte sie dadurch zu besiegen. Er durfte jetzt nicht schwach sein, er mußte sich körperlich aufrecht erhalten und geistig frisch; galt es doch, die letzten wiederholenden Studien zu seinem Examen zu machen. Er war jetzt nur von dem einen Gedanken erfüllt, es zu bestehen, es gut zu bestehen. Man machte ihm die besten Hoffnungen. Sein Korrepetitor sagte ihm, er sei völlig gerüstet und ein Mißerfolg wäre nicht anzunehmen.

Professor Schwarz versprach ihm bis dahin Genesung. Er wandte in der That all' seine Kunst an, um dem Uebel zu begegnen; es spottete seinen Anstrengungen, es zeigte sich von unglaublicher Hartnäckigkeit. Stefan war lange geduldig gewesen, er vertraute der Wissenschaft, der Erfahrung des Professors, und die fieberfreien Tage ließen in ihm stets die Hoffnung keimen, es müsse besser werden. Als aber die Krankheitserscheinungen regelmäßig wiederkehrten, ja, in der letzten Zeit von Symptomen begleitet waren, die eine Verschlimmerung anzeigten, überkam ihn die quälendste Unruhe, die Furcht, von diesen Umständen benachtheiligt, sein Examen schlecht zu bestehen und am Ende doch zu unterliegen. Er war körperlich rasch heruntergekommen, er war abgemagert und seine blasse Gesichtsfarbe wurde fahl, die letzten Nächte vor der Prüfung kam kein Schlaf mehr in seine Augen. Am Morgen dieses wichtigen, entscheidenden Tages fühlte er sich indeß wohler. Welche Kraft des Willens liegt nicht in einem menschlichen Organismus, — wie vermag er seine Nerven aufzustacheln, und sie gehorchen ihm. Freilich bezahlt er diese widernatürlichen Reizungen oft mit bleibender Zerrüttung.

Stefan hatte sich sauber angekleidet, er traf seine letzten Vorbereitungen, als Professor Schwarz bei ihm eintrat.

„Wie befinden Sie Sich heute?"

„Ich muß mich heute wohlbefinden," sagte Stefan und richtete sich aus seiner vorgebeugten Haltung, die ihm seit seinen Fieberanfällen gewöhnlich geworden war, empor. „Sie wissen es, Herr Professor, ich habe heute Prüfung."

Die sonst so kalten Augen des Professors ruhten in diesem Augenblick mit einem Ausdruck von Sympathie, von wirklichem Mitgefühl auf seinem jungen Opfer. „Ich wünsche, daß Sie sie gut bestehen, ich wünsche es aufrichtig, Sie haben Sich einen Erfolg redlich verdient, Sie haben eine seltene Energie gezeigt."

„Wenn ich sie mir nur bis zum Ende bewahre," sagte Stefan, und seine bleichen Lippen schlossen sich unter einem leisen Beben. „Professor," fuhr er plötzlich mit Heftigkeit auf, „geben Sie mir etwas, ein Stimulationsmittel, das stärkste, das Sie haben, ich muß zwölf Stunden lang meine Sinne in gespannter Thätigkeit erhalten können, ich muß zwölf Stunden lang fieberfrei bleiben."

Schwarz übergab ihm ein Pülverchen. „Ich habe vorgesorgt, nehmen Sie das."

Stefan schüttete es in den Mund, ohne zu fragen, was es sei; es war ihm einerlei. Dann trat er zu dem Schreibtisch und steckte Papier und Federn zu sich. Hierauf sah er auf die Uhr. „Es ist Zeit, leben Sie wohl, Herr Professor." Er wollte rasch zur Thür, aber die Füße wankten.

Schwarz war ihm nachgegangen. „Ein Wagen erwartet Sie unten, benutzen Sie ihn," sagte er fast bittend, „Sie würden den weiten Weg zu Fuß nur mühsam zurücklegen."

Stefan nahm schweigend das Anerbieten an, — er mußte es wohl.

In dem großen Saale des Gymnasiums hatten sich zehn Abiturienten zusammengefunden, die ihre Prüfungen zu machen wünschten. Es waren junge Leute von 18 bis 22 Jahren; Stefan war nicht der älteste unter ihnen, aber jedenfalls der gereifteste. Er wurde von seinen Kollegen mit neugieriger Verwunderung betrachtet; sein Gebrechen und die auffallende Bläffe seines Gesichts flößten ihnen ebensoviel Mitleid als Respekt ein.

Anders verhielt es sich mit der Prüfungskommission. Stefan mußte zugleich mit seinem Gesuche, zur Prüfung zugelassen zu werden, seine Verhältnisse und den Stand seines Vaters angeben, er mußte seine Zeugnisse beilegen, aus denen man ersehen konnte, daß seine Gymnasialbildung keine völlig regelmäßige gewesen. Er galt den Herren also für einen Eindringling. Sie waren entrüstet, daß ein Bauernjunge, der nur als gemeiner Soldat gedient und als solcher zum Krüppel geschossen ward, sich anmaße, gut erzogenen Jünglingen sich gleichzustellen und sich in den Wissenschaften zu versuchen. Ja, wenn's noch Realwissenschaften wären, aber Philosophie, Medizin und Jus passen nicht für den ersten besten. Diese müssen für die Söhne der gebildeten Welt reservirt bleiben. Wir würden eine bedauerliche Konkurrenz schaffen, so war ihre Meinung, wenn wir dergleichen Leuten den Eintritt in die Fakultäten nicht erschweren sollten. Die Stimmung der Kommission war ihm also nicht günstig.

Der Landesschulrath und die Professoren nahmen um einen Tisch herum Platz.

Die Abiturienten wurden hierauf der Reihe nach vorgerufen. Der erste Gegenstand, in dem geprüft wurde, war Geschichte, und je zwei von ihnen traten an den Tisch, um unter den hier aufgehäuften Zetteln zwei Fragen, aus denen sie geprüft werden sollten, zu ziehen. Die meisten traten zagend an diese Schicksalsurne und griffen zögernd nach dem zusammengefalteten Papierstreifen. Desto rascher öffneten sie ihn. Gewöhnlich folgte ein Seufzer oder ein kummervolles „Oh" dieser Enthüllung. Fast kein einziger war auf seine Frage vorbereitet gewesen, oder er hatte doch mindestens eine andere gewünscht.

Stefan war ruhig und gefaßt; die körperliche Schwäche, die er so sehr gefürchtet, war von ihm genommen, er verspürte sie wenigstens nicht, er fand seine Sinne eigenthümlich geschärft, sein Gedächtniß klar, sein Erinnerungsvermögen weit zurückreichend. Er glaubte, die Fragen, die er gezogen, zur Zufriedenheit beantworten zu können, und so war es auch. Die Gegenstände, in

denen während der Vormittagsstunden geprüft wurde, waren Geschichte und Geographie, Mathematik und Geometrie und Latein. Stefan war darin so fest, daß man ihm nichts anhaben konnte; einige der examinirenden Professoren zeigten sich überdies freundlich gegen ihn, und wenn ihm einmal etwas in der Form nicht geläufig war — er war ja mit gewissen Schulkniffen nicht vertraut — halfen sie ihm, zum Aerger des Herrn Schulraths, darüber hinweg.

Er war in allen diesen Gegenständen gut durchgekommen, das wußte er, und das erfüllte ihn mit stolzer Freude.

Die East-Riverbrücke zwischen New-York und Brooklyn. (Seite 419.)

Um 2 Uhr wurde das Examen auf zwei Stunden unterbrochen, um all' den Betheiligten Zeit zum Ausruhen und zu ihrer körperlichen Stärkung zu gewähren. Alle verließen denn auch mit ziemlicher Hastigkeit das Haus, nur Stefan blieb noch. Der Weg zu Schwarz und wieder zurück wäre zu weit und zu ermüdend für ihn gewesen, einen Imbiß im Gasthause zu nehmen, erschien ihm aber für seinen Zustand nicht zuträglich. Er hatte eine strenge, ausgesuchte Diät zu beobachten; genoß er nun etwas, das seiner gestörten Verdauung nicht zusagte, so hatte er möglicherweise einen sofortigen Fieberausbruch zu befürchten; überdies hatte er keinen Appetit. Er ging im Saale auf und nieder. Er befand sich in einer eigenthümlichen Stimmung, er war voll Freude über den errungenen Erfolg und zugleich voll Angst, er könne ihm noch entrissen werden. Wenn seine Körperkräfte nur aushielten! —

Der Schuldiener kam herauf und fragte ihn, ob er etwas wünsche, er besorge alles für die Herren Studenten; er hätte übrigens selbst sehr schönes Obst und gutgeschmierte Butterbrote. Die jungen Herren kauften immer bei ihm.

Stefan bat ihn, ihm ein Weißbrötchen zu besorgen, sonst nichts.

Der Schuldiener war über diese Frugalität etwas verblüfft, dann ging er achselzuckend davon. Er hielt es nicht für nöthig, selbst wiederzukommen. Er schickte seinen kleinen Jungen, der brachte das Verlangte.

Stefan versuchte, die Semmel zu essen; aber sein Gaumen war trocken, wie ausgedorrt, die Lippen klebten aneinander, er konnte das Brötchen nicht hinabbringen. Er trat an's Fenster, er zog die Rollgardinen in die Höhe und öffnete es.

Eine heiße Luft drang ihm entgegen, sie erquickte ihn nicht. Im Westen thürmten sich die Wolken, ein Gewitter stieg auf, auf der Straße wirbelte ein heftiger Südwest große Staubmassen in die Höhe und trieb sie ihm entgegen — er mußte das Fenster wieder schließen. Er setzte sich auf einen Stuhl und, den Kopf in die Hand stützend, versuchte er es, freundlichen Gedanken nachzuhängen; er wollte an seine fröhliche Jugendzeit, er wollte an Valerie denken — er vermochte es nicht, er konnte seine Gedanken nicht ablenken von dem Zunächstliegenden, von der

Die heimlichen Zecher. (Seite 419.)

Frage: wirst du bestehen? Alles Vergangene versank vor dieser aufregenden Gegenwart, die die Entscheidung über seine Zukunft in ihrem Schoße birgt. Er fühlte plötzlich ein heftiges Unbehagen; er greift nach seinem Pulse, er ging unregelmäßig und rasch, er zählte hundert Schläge in der Minute; er befühlt die Haut, sie ist heiß und trocken, der Kopf brennt ihm — das sind die Anzeichen des Fiebers. — Stefan erhebt sich voll Unruhe; eine entnervende Furcht überkommt ihn; wenn der Paroxismus des Fiebers ihn erfaßte, wenn er nicht bis zum Ende aushielte — wenn diese körperliche Jämmerlichkeit alles in Frage stellte. — Nein, nein, es darf nicht sein, er wird aushalten, er wird stark sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Comacchio*).

Von Dr. L. Jacoby.

I. Ueberfahrt.

Am Abend eines wahren Sommer-Novembertags bestieg ich den Dampfer, der mich von Triest nach Ravenna führen sollte. Ein paar Bekannte hatten sich auf der Piazza grande, dem Marktplatz von Venedig, der, ähnlich wie in Venedig, den Hafenkai bildet, eingefunden, um mir zur Abfahrt ein Lebewohl zu sagen. Es war ein herrlicher Rückblick, als ich den erleuchteten Platz, darin die glänzende Rathhausuhr und den ganzen funkelnden Kai mit der zuletzt Abschied winkenden Drehflamme des Leuchtthurms allmählich vor mir versinken sah. Die Meerfahrt des Nachts war über alle Beschreibung schön. Vom Mondlicht keine Spur; doch hauchte das Meer selbst bis weit zum Horizont einen leisen, zauberhaften Schimmer aus — eine der mildschönen unter den prachtvollen Offenbarungen des Meerleuchtens — und in ungewohntem Glanz strahlten die Gestirne. Ein Wunderkrystall aber war die Meeresoberfläche. Nie, auch in den schönsten Sommertagen auf Helgoland, habe ich ein derartig geglättetes Meer gesehen. So vollendet zeigte die Riesenfläche die Natur eines Spiegels, daß das Himmelsgewölbe zu einer ganzen Hohlkugel vervollständigt erschien und alle Sternbilder klar und unverzerrt, wie aus der Höhe hernieder, so aus einer unendlichen Tiefe zu mir herauffunkelten. Und in der Mitte schwebte das schlanke Schraubenschiff dahin, getreu wie ein Luftballon im atmosphärischen Ozean. Nur zwei dunkle Streifen bis weit, weit hinter uns her deuteten sichtbar die Thätigkeit der Schraube an, und die leisen Stöße der Maschine hinderten nicht im geringsten den überwältigenden Eindruck eines Schwebens im Raum. Es war ein Stück aus einer Jules-Verne'schen Romanphantasie, hineinversetzt in eine wirkliche Gegenwart. Viele Stunden brachte ich auf dem Verdeck zu, vorgelehnt neben dem wachthabenden Matrosen am Steuerruder, mich ganz in den Genuß versenkend der erhabenen Stille dieser dunkelblauen Märchennacht, und bewegt von dem Schönheitsschauer der Unendlichkeit.

In der Kajüte war man noch wach, als ich hinunterging. Die Passagiermannschaft, bestehend aus drei jungen Ingenieuren von Ferrara, einem italienischen Schiffsbaumeister aus Triest und einem Kaufmann aus Ravenna, hatte sich durch Spiel und Lektüre munter gehalten. Der Kapitän, der sich jetzt hinzugesellte, versicherte, er könne seit einem Jahrzehnt in diesen Regionen sich einer solchen Novembernacht nicht entsinnen. Als man nach dem Ziel und Beweggrund meiner Reise forschte und ich darüber Auskunft zu geben begann, entwickelte sich alsbald, mitten in tiefer Nacht, ein überaus lebhaftes Gespräch — über die Aalfrage. Mir war, wie zum erstenmal von allen Seiten italienisch auf mich eingestürmt wurde, sprachlich zumuthe, wie einem, der mehrere Wochen lang in einem Bassin mit sicheren Grenzen Schwimmübungen gemacht hat, nun aber in das tiefe, freie und bewegte Wasser eines See's hineingesprungen ist, wo die Wellen gegen ihn und über ihn zusammenschlagen, und er muß nun kämpfen und sehen, daß er oben bleibe. Doch gelang mir dies zu meiner Freude wirklich; meine Aufklärungen erregten das lebendigste Interesse der Gesellschaft, und der erwähnte ravenneser Kaufmann wurde schließlich so begeistert, daß er sich sofort hinsetzte und für mich einen fünf Seiten langen Empfehlungsbrief an den Verwaltungsdirektor der Lagunen von Comacchio, Sgr. Zamorani, abfaßte, ein Schreiben, das mir dort von dem größten Werth und Nutzen geworden ist. Spät erst, gegen drei Uhr, suchten wir auf den Lederkanapees der Kajüte unser Lager, um zwei Stunden darauf, beim Morgengrauen, den Hafen von Ravenna zu begrüßen. Dieser besteht nur aus einem vorgeschobenen Leuchtthurm und Zollgebäuden mit dem durch Pfahlwerk hergestellten Eingange in einen Kanal, der neben einer chaussirten Straße circa sechs italienische Meilen in's Land hinein nach Ravenna führt. Eine Journalière nahm uns auf, und wir fuhren den Landweg, vorbei an halbzerfallenen Hütten, deren Bewohner aus den Fensterlöchern gähnend in den erwachenden Tag hinausblickten, und an Gesellschaften von Rinderhirten, die zu Pferd ohne Sattel, eingewickelt in braune, zerfetzte Radmäntel und lange Spieße oder Stangen in der Hand, auf die Campagna trabten. Am rothglühenden Morgenhimmel begannen in der Ferne jene dunkeln Scheiben aufzutauchen, die ich aus der Landschaftsnatur Italiens von einer frühern Fahrt her kannte. Es waren die Vorläufer des berühmten Pinienwaldes von Ravenna. Wir durchschnitten einen Theil des meilenweit ausgedehnten Parkes, und ich konnte nun wieder die herrlichen Bäume in der Nähe bewundern, deren schwere Nadelkronen wie nichts anderes der Umgebung ein so eigenthümlich südländisches Gepräge verleihen. — Ravenna selbst kennen zu lernen, blieb mir nicht Muße. Uralterthümlich verwittert, in Armuth versunken und wie ausgestorben trat mir die Stadt entgegen, wo Dante im Exil gelebt und wo ihm sein Grabmal errichtet ist. Damals — im frühen Mittelalter — war Ravenna noch unmittelbar am Meere gelegen, hatte ausgedehnten Handel und zahlreiche, betriebsame Bevölkerung; heute konnte ich, grade wie einst beim Durchwandern des ausgegrabenen Pompeji, am hellen Tage durch ganze Straßen hindurchblicken, ohne einen lebendigen Menschen darin wahrzunehmen. Nur die zahlreichen Kirchen schienen bewohnt und bevölkert, zumeist von Frauen. Mein liebenswürdiger Ravennese wich nicht eher von meiner Seite, als bis wir eine kleine, offene Kalesche aufgetrieben, welcher zunächst meine Weiterbeförderung nach San Alberto, einem kleinen Städtchen circa 8 italienische Meilen auf dem Wege nach Comacchio, anheimgegeben wurde. Durch fruchtbares Gartenland ging zuerst der Weg, bis allmählich alle Bäume verschwanden und ein neues Meer, mitten im Lande, sich vor meinen Blicken ausbreitete, die Lagunen des Po. In San Alberto entwickelte sich in der Verständigung um Beschaffen und Dingen eines Kahnes eine nicht geringe Schwierigkeit für mich, die herbeigeführt wurde durch den fürchterlichen Dialekt der Bewohner. Obwohl zuletzt, wie ich glaube, das ganze Städtchen an der Verständigung theilnahm, so half mir doch all' mein schönes Italienisch hier ebenso wenig, wie etwa einem Fremden bei uns das schönste hannöversche Hochdeutsch in den Gefilden der Kassubei bei meinem Heimathstädtchen Lauenburg in Hinterpommern. Endlich konnte ich mich mit dem Bewußtsein in den ersehnten Kahn niederlegen, mein Nichtwissen aller möglichen Dialekte Italiens ordentlich bezahlt zu haben, und wahrscheinlich in Anerkennung dessen begann mein Führer, ein alter Fischer des Orts, der, aufrechtstehend, von den beiden hohen Seitenstützpunkten herab mit zwei unendlich langen Rudern das Boot regierte, eine jener schwermüthigen Melodien mir vorzusingen, in deren Molltönen in allen Kulturländern auf Erden das Volk sein Leid klagt. Aus einem breiten Kanal mit hohen Wällen kamen wir heraus auf eine unabsehbare Wasserfläche, aus der nur hin und wieder schwarze Punkte, Untiefen von Meergras hervorsahen, und wie ich so stundenlang darüberhin zog, eingewiegt von dem gleichmäßigen Takt des Ruderschlages und dem Gesumme des Liedes, da hatte ich das Gefühl, als müßte ich so endlos fort eine Bootfahrt über die Erdkugel machen und mein nächster Aussteigepunkt müßte etwa die Insel Ceylon sein. Unterbrochen wurde zuweilen das Stillmonotone der Reise durch das Geschrei von Möven, Tauchern und Wildenten, die an einzelnen Stellen zu dichten Massen geschaart, um eine gefangene Fischbeute sich zankten, einmal auch durch das deutliche Vernehmen von fernem Glockenläuten. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, Kirchthurmglocken läuten zu hören, während das Auge ringsumher nur Himmel und Wasser sieht. Es war, wie ich auf Befragen erfuhr, das Vesperläuten von Comacchio. Feuerroth wie am Morgen glänzten vor mir die Wolken, als ich bei Sonnenuntergang in den Canale grande von Comacchio einlief, und in der That bot sich mir sofort das Städtchen mit seinen vielen Seufzer- und Rialtobrücken, durch die wir fuhren, als eine nicht sehr reinliche Miniaturausgabe der edeln Venezia dar.

II. Eine Episode.

1.

4 Uhr Nachts in Comacchio. Ein frischer Wind braust durch die engen Straßen. Er wirft die an Stangen hängenden La-

*) Comacchio ist ein kleines Städtchen, etwa zehn Stunden von Ferrara, mitten in den Südlagunen des Po gelegen. Es ist berühmt durch seinen Aalfang, der nirgend auf der ganzen Erde so großartig wie in Comacchio organisirt ist. Die Reise dorthin unternahm der Verf. im Herbst 77 zum Studium der räthselhaften Aalfrage.

ternen kreischend hin und her und läßt in ihrem flackernden Licht dahinter an den Mauern die bunten Heiligen- und Marienbilder seltsam tanzende Bewegungen machen. Wir stehen am Hafen von Comacchio, um uns einzuschiffen zur Fahrt über die Lagune nach einer acht Stunden weit entfernten Station, einem Fischerdorf, das am Ufer des Meeres liegt. Der Hafenwächter hebt schlaftrunken die Schutzwehr auf, welche den Ausgang versperrt, während die Rudermannschaft bemüht ist, das Segel aufzuziehen und mehr als halb eingerefft an den Mast zu befestigen; denn die heftig wehende Brise ist kein ungefährlicher Vorwärtstreiber für das flachgebaute Fahrzeug, ein Umschlagen aber auf der Lagunentiefe bei Nacht könnte für die Insassen verhängnißvoll werden, wie denn die Leute nicht verfehlen, mir mehrere solcher Fälle mit Behagen zu schildern. Die Vorbereitungen sind endlich gethan, zuerst mit Rudern und Stangen geht es durch den Kanal und gleich darauf schlagen breitere Wellen an das Boot und verkünden die Fahrt auf dem bewegten Rücken der Lagunen. Zwei von der Mannschaft, die vor dem Wind und den spritzenden Wellen ihre Mäntel über den Kopf ziehen, hocken um den Mast nieder; einer hinterwärts gekauert, hält an der Seite an Ruder fest. Von wollenen Decken, die mein vorsorglicher Freund, der Lagunenverwalter, mitgegeben, war für mich ein Lager bereitet; die Wellen klatschten an den Rand des Bootes und gurgelten in mein Ohr ein wundersames Schlummer- und Morgenlied. Pfeilschnell flog das Schifflein auf der weiten Fläche dahin. Ein Flintenschuß in nächster Nähe weckte mich auf. Er rührte von einem jener originellen Wasserjäger her, die mitten in der Lagune in einer Tonne verborgen, deren Rand von Seetang bedeckt wird, auf die harmlos heranschwimmenden Wild- und Taucherenten schießen. Schon spiegelte sich am Horizont zu unserer Rechten, dort, wo eine schmale Landzunge das Binnenmeer von der Adria trennt, in der Lagune der purpurrothe Himmel wieder; allmählich wich ringsumher das düstere Grau, das auf den bewegten Wellen lag, und grade als die Sonne hinter Wolken hervor uns ihre ersten Strahlen sandte, stieß unser Fahrzeug auf einen jener Dämme auf, welche die ganze Lagunenfläche in einzelne Wasserfelder, Campi, scheiden. Wir stiegen aus, und das Boot mit Segel und Mast wurde unter Aufbietung aller Kräfte über den hohen Lehmdamm gezogen, um auf der andern Seite wieder hinunter in's Wasser zu gleiten. Noch zweimal wiederholte sich diese mühsame Operation — mir stiegen dabei Knabenerinnerungen an Cooper's Indianerfahrten auf — dann folgte ein Gewirr von Kanälen und Schleußen, bis endlich ein breiter, tiefe Wellen schlagender Strom uns aufnahm, ein wirklicher Arm des Po, des Erzeugers der Lagune. Von seiner wildanstürmenden Macht zur Zeit der Hochwasser legten die zerrissenen, steilen Uferwände, die unterspülten, übergeneigten und umgesunkenen Bäume eines längs dem Flusse weit sich hinstreckenden Pinienwaldes ein sichtbares Zeugniß ab. Der Wald gehörte, wie man mir mittheilte, zu einem Theil den heiligen Vätern eines Klosterkollegiums zu Rom, das wildreichste und schönste Gebiet desselben aber dem Grafen C., dem Groß- und Grundherrn aller ausgedehnten Reisfelder auf der Nordseite des Po-Armes. Es war gegen Mittag, als wir unser Ziel erreichten, ein weit sich hinziehendes Dorf mit zerstreuten Wohnstätten — Häuser konnte man sie nicht nennen —, durch das ein hoher Damm als einzige Straße führte; die Niederung zur Meeresseite ließ ein Netz von Gräben und rohrbewachsenen Lagunensümpfen erkennen, nach Westen aber auf der entgegengesetzten Seite des Dammes verkündete tiefschwarzes Ackerland die berühmte Reiskultur der südländischen Ebenen.

Wir stehen vor dem Podesta des Orts, einem ehrsamen Fischhändler, der mit verwundert aufgerissenen Augen aus dem ihm präsentirten Schreiben des Präfekten von Comacchio die Kunde entnimmt, daß ein deutscher Forscher aus Berlin in sein Dorf gekommen, um hier naturwissenschaftliche Untersuchungen anzustellen. Mit lebhaftem Eifer sagte er all' seinen Beistand zu, und es ward auf morgen früh ein größerer Ausflug und Fischzug in die nahe Meeresbucht verabredet, wozu die Anordnungen sogleich getroffen wurden. So konnte ich denn meine Schiffsmannschaft mit dem Auftrage entlassen, nach drei Tagen mit dem Boote wieder zu erscheinen, um mich abzuholen. Eine Einladung zum Mittagessen beim Podesta lehnte ich für heute ab, und ein junger Dorfbewohner in einem unglaublichen Winteranzuge, barfuß mit halben Hosen und Radmantel, führte mich, stolz meine Sachen tragend, in das Gasthaus des Dorfes. Wie aber sah dies aus? Es bot ein würdiges Seitenstück zu der Verkommenheit der Wohnstätten, die bereits beim Durchwandern der langen Dorfstraße mir aufgefallen war. Das Haus war von Lehmsteinen aufgemauert und zwei Stützbalken an einer Seite zeugten nicht eben für die Festigkeit des Baues. Im obern Stockwerk hatten die meisten Fenster keine Scheiben, dafür aber war der hölzerne Fensterladen querüber genagelt, so daß oben und unten mit ein wenig Licht zugleich Wind und Wetter lustig ihren Einzug hielten. Seit Menschengedenken hatte hier kein Fremder übernachtet. Wir schritten durch ein großes Zimmer, dessen Boden die hartgestampfte Erde bildete, und kletterten eine leiterförmige Stiege hinauf; dann holte mein Begleiter einen Hausbewohner herzu, der mit einem Beil durch Umstellung des Holzladens das eine Fenster möglichst dicht verschloß. Da das andere zum Glück sich noch durchsehbarer Glasscheiben erfreute, so war mein Zimmer, ausmöblirt mit einem leeren Bettgestell, Tisch und Stuhl, der Hauptsache nach hergerichtet, und ich ging hinunter, um mein Mittagsmahl zu bestellen, das aus Fisch und Polenta bestehen sollte.

Mir fiel aber die Wirthin auf, wie sie sich alsbald an dem Kamin des Zimmers zu schaffen machte. Eine nicht große, schöne Gestalt, von reinstem Ebenmaß der Glieder; man konnte sie höchstens in die Mitte der dreißiger Lebensjahre schätzen, obwohl ihr sonst dunkles, üppiges Haar an den Seiten bereits zu ergrauen begann. Ihr schöngeformtes Antlitz mit den großen, graublauen Augen hatte einen merkwürdig edeln Ausdruck, der durch ein paar Falten des Grams um den Mund noch gehoben erschien. Mit einer eigenthümlichen Handbewegung strich sie immer das volle Haar an der Seite zurück, während sie eifrig bemüht war, das flackernde Feuer auf dem Herd bald in festen Grenzen zu halten, bald vor dem gänzlichen Erlöschen zu bewahren. Und seltsam wie alles hier war auch das Brennmaterial, das fortwährend von einem kleinen Mädchen, offenbar der Tochter der Wirthin, aus einer Art Remise zur Thür hereingeschleppt wurde. Es bestand aus Schilfrohr und den getrockneten Stengeln und Stämmchen einer hier überall auf den Dämmen wachsenden, riesig großen Klettwurzel. Es knisterten die Flammen, und immer, wenn die Frau das halbfeuchte Rohr auflegte, erschien sie plötzlich ganz in eine Wolke von Rauch gehüllt, aus der dann wieder, vom Feuer magisch erleuchtet, ihr schönes Gesicht auftauchte. Dabei bewegte sie fortwährend die Lippen und sprach leise vor sich hin. Als ich aber frug, ob es denn kein Brennholz gäbe, der Wald sei ja in der Nähe, da ergoß sich eine Fluth von Rede und Erklärung in einem anmuthenden Klang und Tonfall der Sprache, von der selbst ich anfangs kein Wort verstand. Allmählich erst ward mir, halb durch Errathen, klar, was sie sagte: Es war früher immer an zwei Tagen in der Woche den Bewohnern des Dorfes gestattet gewesen, im Walde trocknes Holz zu sammeln; vor kurzem aber, nachdem das Priesterkollegium zu Rom mit dem guten Beispiel christlicher Barmherzigkeit vorangegangen, habe auch der Graf — jedesmal folgte auf das Wort Graf ein unübersetzbarer Fluch von ihren Lippen — den Befehl erlassen, daß nur einmal in der Woche und nur ein paar Stunden bis um die Mittagszeit Leseholz im Walde aufgenommen werden dürfe. Und sie könne nicht von dem Hause fort, sie sei allein mit der Puttella, sie habe niemanden auf der Welt, ihren Sohn aber, ihren Franzesko habe man ihr genommen und fortgeführt — sie wischte sich mit geballter Hand die Augen, als sei es vom Rauch, aber die Stimme bebte voll Gram, daß ihr wunderbarer Klang sich mir mit einem Schauer des Beileids in das Herz eingrub. Die Kleine aber, wie sie gerade mit dem Schilf hereinkam und den Namen Franzesko hörte, weinte laut auf, hielt sich ihr Schürzchen vor das Gesicht und wollte gar nicht aufhören zu schluchzen, bis die Mutter sie scheltend hinaustrieb. In diesem Augenblick trat der Podesta in das raucherfüllte Zimmer; er komme, sagte er, um sich zu erkundigen, wie es mit der Aufnahme für mich stände. Auf meine Bemerkung, daß kein Brennholz da sei, versprach er, von seinem eigenen Vorrath auszuhelfen. Er unterhielt sich mit der Wirthin, wie es schien, wegen Einrichtung meines Zimmers für die Nacht, und bat mich dann, ihn in seinen nahegelegenen Fischspeicher zu begleiten, um dort frischgefangenes Material anzusehen. Unterwegs erzählte er mir einiges zur Aufklärung der Szene, die ich eben erlebt hatte. Die Frau sei nicht von hier gebürtig, sondern aus Venedig, von wo sie ihr Mann, ein ortsangehöriger Seefahrer, fortgeführt. Es sei ihnen anfangs nicht gar so schlecht gegangen, da der Mann ordentlich gewesen und immer Geld geschickt oder gebracht, und sie auch ein kleines Eigenthum besessen habe. Seit vier Jahren aber sei der Mann nicht mehr zurück-

gekehrt und ganz verschollen, und so sei das ihrige nach und nach aufgezehrt worden und sie völlig verarmt. Er habe es wenigstens durchgesetzt, daß man ihr das alte Wirthshaus des Dorfes übergab. Zwei Kinder seien aus ihrer Ehe übriggeblieben, das kleine Mädchen zu Haus und ein Sohn. Dieser aber habe immer etwas Absonderliches an sich gehabt, wie ja auch die Mutter. Sie wollten immer höher hinauf, als sich für ihren Stand und für arme Leute schickte. Wirklich sei es ihr gelungen, mit Beihilfe eines Geistlichen in Venedig den Jungen in eine höhere Schule unterzubringen, die er auch durchgemacht. Er habe übrigens die Mutter in der letzten Zeit in ihrem Unglück, so gut er gekonnt, unterstützt. Nun aber, wo er eben erst zur Universität nach Mailand abgegangen, sei er dort in schlechte Gesellschaft gerathen und habe sich einem geheimen, verbotenen Verein angeschlossen; und nachdem er noch in diesem Sommer hier bei der Mutter zum Besuch gewesen, da sei er bald darauf mit anderen jungen Leuten plötzlich verhaftet worden und jetzt im Gefängniß zu Mailand. Eigentlich spiele aber da noch eine andere Geschichte mit. Il Signore, der Graf hier, ... der Erzähler pfiff plötzlich vor sich hin, brach dann ab und wandte seine Aufmerksamkeit so ausschließlich den Fischen zu, daß ich das Fragen unterließ. Und auch nach der Rückkehr und diesen ganzen Tag fand ich keine Gelegenheit, weiteres zu erfahren.

(Schluß folgt.)

Das allgemeine Massentödten der Pockenkranken im vorigen Jahrhundert durch Aerzte und Chirurgen.

Ein sauberes Stück Kulturgeschichte, von **Dr. H. Oidtmann**, Arzt in Linnich.

Es ist bekannt und wird von uns Impfgegnern nicht bestritten, daß im vorigen und im siebzehnten Jahrhundert von den an den Pocken erkrankenden Menschen stellenweise der fünfte, der dritte Theil, ja, die Hälfte und noch mehr zugrunde ging, und daß der Rest der Erkrankten viele Jahre lang, oft zeitlebens, hinsiechte. Die modernen, oberflächlichen Verfechter der Impfung, welche sich um die alte Geschichte der Heilkunde leider nie gekümmert, sagen dem Volke allen Ernstes vor: jenes kolossale Pockensterben im vorigen Jahrhundert, im Gegensatze zu der viel geringeren Pockensterblichkeit der heutzutage in Epidemiejahren an Pocken Erkrankten, rühre daher, daß die Pockenseuche früher nur ungeimpfte, jetzt aber meistens nur geimpfte und wiedergeimpfte Menschenleiber vorgefunden hätte. Das Unwahre der Behauptung, als ob man im vorigen Jahrhundert wirklich noch nicht geimpft habe, ist von mir in verschiedenen Schriften schon so häufig historisch dargethan worden, daß ich diesen Punkt hier übergehen darf. Spricht doch selbst der Schriftsteller, den ich unten werde reden lassen, bereits im Jahre 1730 über das damalige viele Impfen, und gibt sogar schon eine vollständige Impfliteratur an. Hier wollen wir uns nur mit der einen Frage befassen: Wenn das angebliche Ungeimpftsein es nicht war, was oder vielmehr wer war denn die Hauptursache, daß im vorigen Jahrhundert im Vergleich zu jetzt so wenige von den Pockenkranken mit dem Leben und noch weniger ohne leibliche Verstümmelung davonkamen?

Zur sachlichen Beantwortung dieser Frage will ich zwei Spezialgeschichtschreiber, zwei Autoritäten aus dem vorigen Jahrhundert selbst, reden lassen und mich meiner subjektiven Bemerkungen möglichst enthalten.

Da haben wir zunächst ein längst vergessenes Schriftchen eines Pfropf- oder Impfarztes — ich fand es in der Universitätsbibliothek zu Greifswald — aus dem Jahre 1730, welches, nebenbei bemerkt, auch schon über das Menschenblatter-Impfen (Inokuliren) im vorigen Jahrhundert spricht. In diesem Schriftchen erzählt uns ein vornehmer Arzt und Hofrath ganz naiv, wie die Aerzte damals die Pockenkranken zu hunderttausenden kunstgerecht um's Leben brachten.

I.

„J. N. J. (d. h. im Namen Jesu). Gründliche Anweisung zu einer Glücklichen Blatter-Cur nebst einen Anhang derer Schrifften, die von dieser Seuche und deren Inoculation (Einimpfung) gehandelt. Nach denen Mechanischen Lehr-Sätzen verfertiget von D. E. C. Löbern, S. S. E. Rath, Prof. M. und Camburgischen Land-Physico. J E N A zu finden in der Crökerischen Buchhandlung 1730."

Seite 4. Im Anfange der Pockenkrankheit ist die Unreinigkeit in der Lufft wenig und schwach, und diejenigen, so zuerst an Blattern darnieder liegen, kommen meistens gelinde durch und bleiben beinahe von Narben ganz verschont; mit der Zeit aber, wenn die ansteckenden Ausdünstungen von so vielen Kranken die Luft ganz anfüllen, so wird auch die Blatterseuche viel hefftiger und verursachet bei denen Kindern weit tieffere Narben.

Seite 10. ..... Aus angeführten Umständen erhellet, daß diese Seuche mit allen hitzigen Fiebern große Gemeinschaft habe, alles Geblüte in dem Leibe entzündet.

Wer wolte nun nicht, auf alle Art und Weise suchen durch sichere Mittel der Entzündung kräftig zu wehren, damit sie entweder kein Schwären verursachen, oder es doch wenigstens ohne Gefahr und mit Verschonung des Gesichts geschähe, und der Brand daraus nicht entstehen könne.

Ueberdem darff man sich ja nicht einbilden, daß der menschlichen Gesundheit dadurch gerathen würde, wenn der Patient recht viel Blattern bekommt und also das Böse, wie der gemeine Mann meint, recht herausgetrieben wird.

Seite 13. Derowegen ist folgende Method die Blattern zu curiren ganz natürlich und der Gesundheit höchst zuträglich:

Seite 14. Man siehet nehmlich in denen drei ersten Tagen der Krankheit, der bereits angefangenen Verletzung in dem Geblüte mit allem Fleiß beständig zu steuern. Derowegen lasse man dem (Pocken-) Patienten aus einer grossen Ader mit einer ziemlichen Oeffnung so viel Geblüte heraus lauffen, bis die Hitze im Gesichte sich verliehret, und der Kranke etwas übel wird, daß er sich brechen muß, welches bei Kindern meistentheils geschiehet. Alsdann kann man damit inne halten; indoch wird es wohl gethan sein, daß der Kranke sich niederleget, wenn das Geblüte aus der Ader fließet, damit derselbe nicht so geschwind üblich werde, da noch nicht Blut genug heraus gelauffen, denn ein kleiner Aderlaß ist mehr schädlich als nützlich, wie man solches allezeit bald nach dem Aderlassen an der Hitze wahrnehmen wird. Es muß also nach der Hefftigkeit der Pockenkrankheit das Aderlassen des Tages zweimal angestellet werden; ja bisweilen erfordern es die Umstände des Pockenkranken, das Aderlassen zwei bis drei Tage nacheinander zu continuiren. Wann man das Erbrechen bei denen Kindern (vom Aderlaß) befürchtet, so ist sehr dienlich, daß der Patiente eine halbe Stunde vor dem Aderlassen warmes Getränke, als Brühe oder Thee zu sich nimmt, weilen dadurch das Erbrechen erleichtert wird. Ueberdem darff man sich bei dem Aderlassen gar kein Bedenken machen, indem bei jedem Alter, es mögen Erwachsene oder Kinder sein, dasselbe sicher erlaubet ist; nur hierinnen wird noch einiger Unterschied zu machen sein, daß man nach der Beschaffenheit des Körpers weniger oder mehr Geblüte heraus lauffen läßt.

Es werden zwar einige davor halten, denen Kindern die Ader zu lassen, wäre was bedenkliches und gefährliches, weilen solche noch allzuschwach und furchsam wären, daß sie also von dem Schrecken leichtlich etwas könnten davontragen. Hierauf aber ist zu antworten, daß die Mattigkeit bei denen Kindern meistens von der starken Bewegung des Geblüts ihren Ursprung hat, und sind vielmehr die Kinder zu stark und haben zu viel Säffte bei dieser Seuche, welche die Gewalt der Pockenkrankheit vermehren, und recht schlimme Blattern verursachen. Wird also dem Geblüte die Gewalt nicht (durch Aderlaß) benommen, so müssen sie vieles ausstehen, oder gar ihr Leben darüber verliehren. Hingegen nach genugsam geschehener Aderlaß werden die Kinder allezeit leidlicher, weilen ein freier Umlauff des Geblütes dadurch befördert wird, und die erfrischenden Artzeneien mit dem Geblüte sich leichter vermischen können.

Seite 16. Doch ist hier der beste Rath, daß man denen Kindern vorher nicht vieles davon vorschwatze, und ihnen einige Angst verursache, man binde ihnen vielmehr die Augen zu, und wenn die Oeffnung (der Ader) geschehen, so habe man nur was bei der Hand, was ihnen angenehm; so geben sie sich gar leicht wieder zufrieden, und werden stille. Wer also nur auf die blosse Erfahrung Achtung geben will, der wird gewiß überzeuget werden, daß bei der Blatterkrankheit das Aderlassen höchst nöthig und unumgänglich sei, so sie anders sollen curiret werden.

Seite 17. Man betrachte doch nur bei denen zarten Kindern ihre Leibes-Beschaffenheit; es bestehet ja derselbe aus lauter kleinen Geädern, welche von Säfften angefüllet sind; nun entstehet von der Pockenseuche eine starke Bewegung des Herzens mit seinen Puls-Adern, welche so wohl die zarten Geädern leicht verletzen und verderben, als auch durch den geschwinden Umlauff des Geblüts, Hitze, Trockenheit und Entzündung des ganzen Leibes verursachen, wodurch der Umlauff des Geblüts aufgehalten wird, und der Brand entstehet; indem durch die hefftige Bewegung das Geblüte verderbet, und das kleine Geädern in deren Eingeweiden verstopfet wird, worauf der Todt des Patienten nothwendig erfolgen muß.

Seite 18. Diesen üblen Zufällen muß man ja als ein vorsichtiger Medicus bei Zeiten abhelfen, und durch genugsames Aderlassen der Heftigkeit vorbauen, so man anders ohne alle Schuld sein will. Von dem grossen Nutzen des Aderlassens in der Blatter-Krankheit bin ich sattsam überzeuget, sogar daß ich mir ein grosses Bedenken machen würde, wenn ich im Anfange solches unterlassen hätte, da mir doch hierbei zu schalten und zu walten freie Hand wäre gelassen worden, und der Patiente würde nachgehens gefährlich krank, oder verunglückte gar, daß er darüber das Leben verliehren müßte, massen ich alsdann nicht sagen könnte, daß ich der Hefftigkeit der Krankheit genugsam wäre entgegen gegangen, und nach meiner Ueberzeugung alles gethan, was man hätte thun können. Denn daß man sich wegen des Aderlassens der kleinen Kinder ein Bedenken macht, kommt mir eben so vor, wie mit einem kleinen und grossen Hause, denn wenn diese in Brand gerathen, so ist ja das kleine eben so vieler und fast mehrerer Gefahr, als wie das grosse unterworffen.

Seite 19. Da man nun bei erwachsenen Personen sich kein Bedenken macht die Ader zu öffnen, warum will man sich denn bei Kindern, die von einem so gefährlichen Fieber, als eines in der Welt kan gefunden werden nach der Pest, befallen werden, sich dieses so gewissen Mittels nicht bedienen.

Die Erfahrung (!!) hat in Spanien, Italien, Frankreich, Engelland, Holland und jetzo an vielen Orthen in Teutschland das Aderlassen (bei Pockenkranken) vor sehr dienlich befunden und ich habe auch selbsten mich des Aderlassens bei Kindern von zwei, drei oder vier Jahren mit einem erwünschten Ausgang der Krankheit (d. h. es starben damals oft 90 pCt. der erkrankten Kinder!) bedienet.

Seite 5. Das Geblüte, so im Anfange aus der Ader eines Pocken-Patienten gelassen wird, siehet vollkommen wohl aus, hingegen am andern und dritten Tage der Krankheit, wenn sich einige Flecken schon in der Haut sehen lassen, so hat es sich gemeiniglich sehr verändert, und ist dem Geblüte ähnlich, welches bei Fiebern aus der Ader gelassen wird; ie länger nun die Seuche in dem Leibe sich aufgehalten hat, desto entzündeter wird allezeit das Geblüte sein. Zeiget sich also bald im Anfange der Krankheit nach dem Aderlassen auf dem Geblüte was bläuliches, oder es bekommt oben gar eine weisse Haut, so ist die Pockenkrankheit von der grösten Gefahr, und muß das Aderlassen etlichemal wiederholet, und zugleich äusserlich und innerlich sehr fleißig Arznei gebrauchet werden, so man anders der Entzündung genugsam wehren, und den Kranken ausser aller Gefahr setzen will.

Die hitziger Natur sind, haben sich grosser Gefahr zu befürchten, sie bekommen gleich mit dem ersten Anfall der Krankheit das Böse-Wesen und sterben öffters auch in demselben (trotz Aderlaß). (Sollte nicht grade der Aderlaß dieses „Böse Wesen" gewesen sein?)

(Schluß folgt.)

Ein Fest in Südamerika.

Von Professor Dr. **Schatzmayer.**

Am reinsten und lebhaftesten spricht sich der Charakter des Volkes wohl in seinen Festen aus. Bei diesen ist jedermann bemüht, sich ein Vergnügen zu verschaffen, so einfach, ungezwungen und allverständlich, wie nur irgend möglich. Dasselbe muß daher so recht aus dem Wesen des Volkes und seiner sozialen Einrichtungen und Gewohnheiten geschöpft sein. In einem Volksfeste darf man daher den treuesten Ausdruck des Geistes- und Gemüthszustandes und der Sitten des betreffenden Volkes erblicken. Noch mehr: bei solchen Gelegenheiten wird jeder Theilnehmer durch die natürliche Neigung zum Vergnügen und zur Geselligkeit in nähere Berührung mit anderen Theilnehmern aus den verschiedensten Schichten gebracht; im Genusse des Festes schließt sich von selbst sein Herz auf, seine Zunge löst sich, und indem er einige Stunden lang die mehr oder minder dichte Hülle der Verstellung lüftet, die ihm der alltägliche Geschäftsverkehr und die Rücksicht gegen sich selbst überall, auch in den freiesten Lebensverhältnissen, auferlegt, läßt er uns einen Einblick thun in das innerste Getriebe seines Herzens.

Und nun mögen unsere Leser uns nach Entrerios begleiten, um an einer Yerra theilzunehmen.

Es ist Winter oder Frühlingsanfang. Ein reicher Gutsbesitzer hat uns zu seinem Feste (Yerra) geladen. Von allen Seiten der unendlichen, grasreichen Ebene tauchen, schon in fernster Ferne sichtbar, kleine Gruppen von Reitern oder zweirädrigen Wagen auf, mit mehreren Familien vollgepfropft und langsam von Ochsen geschleppt. Wir verfolgen deren allmähliche Annäherung eine Weile mit unseren Blicken, — plötzlich vernehmen wir hinter uns und rings um uns her Sporengeklirr, Wiehern der Pferde und lautes Gewirr von Menschenstimmen. Graziös hüpft hier eine Sennorita (Fräulein) von dem Rücken eines Pferdes, wo sie während des Rittes, eng an ihren Vater oder Geliebten gepreßt, gesessen hatte. Die jungen Männer und Knaben spornen indessen ihre Rappen, die kaum erst ihrer wilden Freiheit entrissen scheinen, üben sich in gewagten Künsten und lassen dabei ihren reichen Silberschmuck tausendfach in der lichten Sonne spielen. Unterdessen hat der Hausherr schon von der Morgendämmerung an im Corral (weiter, mit Holzpfählen eingehegter Platz) seine ganze Rinderheerde versammelt, und so sieht man auf einmal im engsten Bezirk unmittelbar vor sich hunderte und tausende von edlen Hornträgern, welche, gegenseitig sich drängend und stoßend, wie ein Meer von lebendigen Wogen erscheinen, die unaufhörlich gegen einander treiben, brüllen und lärmen. Ein Gautscho besteigt nun sein Pferd, schwingt mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit die lose Schlinge seines Lasso und bricht sich Bahn durch das wogende Ochsenheer. Der Lasso ist eine lange Leine von geflochtenen Lederstreifen, die durch einen eisernen Ring gezogen wird, welcher sich an dem freien Ende befindet, während das andere an dem Sattel befestigt ist. So bildet der Lasso eine fliegende Schlinge, die in den Händen des Gautscho durch die Schnelligkeit und Sicherheit ihres Schwunges brauchbarer als ein Feuergewehr erscheint.

Während die männliche Jugend dem Spiele hingegeben ist und abwechselnd ihre Geschicklichkeit im Pialar zeigt, sind die Sennoritas beschäftigt, das Abendessen zu bereiten, bei welchem nie die landesüblichen Pasteles (Fleischpastetchen mit Rosinen, Speck rc.) fehlen dürfen, mögen sie nun aus Ojaldra, Repulgados oder Bocado bestehen.

Das Fest endet abends mit einem Balle, wo fast immer zu einem Geklimper von zwei oder drei schlecht gestimmten Guitarren getanzt wird. Der gewöhnlichste Tanz ist der Pericon, man tanzt aber auch den Cielito en batallo oder De la Colsa, den Gato und Cosayres. Der andalusische Fandanguillo wird selten getanzt.

Die argentinischen Nationaltänze sind graziös, nicht zu leidenschaftlich, von vielem Mienenspiel und oft auch von gereimten Ansprachen begleitet, womit sich die Parteien wechselseitig beehren, wobei sie mit den Fingern schnalzen und die Fersen zusammenschlagen.

Zwischen einem Pericon und einem Cielito wird tüchtig Wein und Branntwein getrunken, während die Mäßigeren Maté schlürfen. Der Dichter der Gesellschaft setzt sich dabei auf ein Bett oder auf den Fußboden und improvisirt Novellen und Liebesscherze, die er mit näselnder, melancholischer Stimme zur Guitarre singt. Nicht selten habe ich bei diesen Improvisatoren viel Phantasie und Geist gefunden, aber meine Ohren haben sich stets gegen diese schauderhafte Musik empört, die doch die einzige nationale Musik des Gautscho ist. Der lebhafte und üppige Klang der andalusischen Gesänge hat sich in der That in jenen argentinischen

Ebenen verloren. Dafür haben die Einsamkeit der Pampa und die Gewohnheit eines wilden und unabhängigen Lebens eine eintönige, tiefschwermüthige Musik geschaffen, in der gar manchmal altspanische Ausgelassenheit nicht gut zu dem apathischen Stoizismus des Indianers stimmt. Von dem Reichthum des Estanciero (Grundbesitzers), der uns zu seiner Yerra eingeladen hat, ist die Länge des Festes abhängig, das einen bis sieben Tage lang dauern kann.

Nach den Pferdewettrennen im Sommer ist im Winter das beliebteste Vergnügen der Argentiner die rina, d. i. der Hahnenkampf. In dieser Jahreszeit erblickt man überall in den Gehöften und vor den Häusern große Käfige von Schilfrohr, worin der künftige Gladiator mit der einzigen Lebensgefährtin, die man ihm gelassen, gefangen sitzt. Hier bereitet man den Hahn nach strengen Regeln der Diätetik für seine Kämpfe vor. Während man ihn durch Absonderung von seinen vielen illegitimen Gemahlinnen der kriegerischen Lorbeeren würdiger zu machen strebt, sucht man zugleich durch kräftige und seltene Nahrung auf Kosten seiner fetteren und plumperen Gegner seine Muskeln zu stärken. Von Zeit zu Zeit läßt man ihn zur Uebung an Kämpfen theilnehmen, vorher umwickelt man seine Sporen mit leinenen oder ledernen Lappen, damit er mit denselben nicht verwunden kann. Bei diesen Proben wird die Tüchtigkeit des Kämpfers abgeschätzt und mehr oder minder große Hoffnung für die Zukunft gefaßt. Ich sah Gautschos, die, nachdem sie viele Wochen lang der „guten Erziehung" und Pflege ihres Zöglings die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet hatten, auf einmal bei einem solchen Probekampf in ihren schönsten Erwartungen getäuscht, in der größten Wuth den Armen erwürgten, der beim ersten schwachen Angriff einer Henne schmählich davongelaufen war! —

Ist der Hahn endlich compuesto, d. i. kampffertig, so wird er nach dem renidero gebracht, einem wahren Theatergebäude, das von der Regierung besteuert wird und wo auf einer großen Tabelle die Gesetze des Hahnenkampfes gedruckt zu lesen sind. In der Mitte der Arena aufgestellt, wird der Hahn gewogen und mit anderen verglichen, um ihm einen Gegner, in Größe und Gewicht so ebenbürtig wie möglich, zu finden. Die Waffen der beiden Kämpfer sind ihre natürlichen und einige falsche Sporen von Messing oder Silber. Die stählernen sind gesetzlich verboten, da man sie für giftig hält.

Die Rina kann bis zum Tode eines der beiden Kämpfer oder solange fortgesetzt werden, bis einer von ihnen vom Platze weicht und durch ein Hinterthürchen entflieht, das immer in einem Winkel der Arena für den Entmuthigten offen steht. Auch der Hahn gilt für gänzlich besiegt, der zwar noch unblutig, aber schielend und mit niedergesenktem Schnabel krähend die Bewohnerinnen seines Harems zuhilfe ruft. Dieser letzte Appell an seine geliebten Lebensgefährtinnen hat für uns Europäer etwas sehr rührendes; die Argentiner dagegen, die darin nur den Beweis der Feigheit und der schimpflichsten Niederlage erblicken, könnten sich bei diesem Anblicke zutode lachen.

Ueberraschend ist der Enthusiasmus, mit welchem die Argentiner dem Schauspiele solcher Kämpfe beiwohnen.

Mit der gespanntesten Neugierde verfolgen sie jede Bewegung und Wendung der Kämpfer. Tiefes Schweigen, nur dann und wann von leidenschaftlich lauten Rufen der Wettenden unterbrochen, herrscht während der Aktion. Auf die Ausdauer der Hähne werden von den Reichen oft enorme Summen gesetzt, während die Aermeren nur einige Realen auf den Ausgang dieses blutigen und grausamen Schauspiels wagen können. Die Stiergefechte sind jetzt in den meisten Staaten Südamerikas verboten, und darin hat die gegenwärtige Generation im Vergleich mit den Vorfahren einen entschiedenen Fortschritt gethan; dagegen ist die Rina jetzt noch ein so allgemeines Lieblingsvergnügen der Südamerikaner, daß sie wohl noch viele Jahre lang bestehen wird.

Bei den großen Nationalfesten und Kirchweihen fehlt auf dem Platze des Ortes niemals ein großer Bogen, von dem ein kleiner goldner Ring an einem schwachen seidenen Bande herabhängt. Die jungen Leute müssen im größten Galopp unter dem Bogen durchreiten, mit einem schwachen Stäbchen denselben aufspießen und losreißen. Dies Spiel, sortija genannt, wird in Gegenwart der höchsten Civil- und Militärpersonen des Landes und vor einem schönen Kranze der feinsten Damen abgehalten, die mit ihren Taschentüchern und freundlich lächelnden Gesichtern die Caballeros (Herren, eigentlich „Ritter") zu dem schweren Unternehmen anfeuern und stolz sind, wenn sie ihre Finger mit dem glücklich errungenen Preise des Siegers schmücken können.

Dieses Fest erinnert an die besten Zeiten unsers mittelalterlichen Ritterthums.

Gliederung der süddeutschen Mundarten.

Die reichgegliederten Sprachstämme Europas, romanisch, germanisch und slavisch, wurzeln alle drei im Sanskrit, der Ursprache Indiens, und sehen sich bei näherer Prüfung der Wurzelworte viel ähnlicher, als man nach vieltausendjähriger Entfremdung meinen sollte.

Der vergleichenden Sprachwissenschaft war es vorbehalten, die innige Verwandtschaft der indo-europäischen Völker trotz ihrer polyglotten Babelwirthschaft nachzuweisen. Wäre die letztere nicht eingerissen, so hätten wir in Europa zwar noch lange nicht einen Hirten und eine Heerde, aber wenigstens eine einzige Literatur, was doch auch nicht ganz zu verachten wäre.

Trotz der bunten Musterkarte unzähliger Mundarten strecken sich nur drei Aeste des gewaltigen deutschen Sprachenstammes in das Flußgebiet des Rheins, des Mains und der Donau, und zwar der alemannische, bayerische und fränkische. Die Ureinwohner dieses Distriktes waren die Finnen, welche so gut wie gar keine Merkmale ihres vielleicht vieltausendjährigen Aufenthaltes hinterlassen haben. Diesen folgten die Kelten, von deren Sitten und Gebräuchen nur ihre Gräber spärliche Kunde geben. Die noch heute übliche keltische Benennung der Flüsse wurde von deren Anwohnern den germanischen Eindringlingen überliefert, ein Beweis, daß der eiserne Besen, Krieg genannt, doch nicht gründlich die keltischen Einwohner Süddeutschlands wegfegen konnte und ihre Ueberleibsel nur allmählich von den Sueven, Bojern und Franken aufgesogen wurden.

Beginnen wir mit den grimmen Sueven, die sich in der Tretmühle des Schicksals zu den gemüthlichen Schwaben umgestaltet haben. Ob und wie ihre Ahnen, die Alemannen, mit den Cimbern und Teutonen verwandt sind, wird wohl nie aufgeklärt werden. Eine Eigenschaft war beiden, wie allen Nordlandsrecken, gemein, die Zähigkeit. Im Jahre 101 vor Christi Geburt behaupteten die römischen Konsuln Marius und Catulus, die Cimbern auf den raudischen Feldern (in der heutigen Lombardei) bis auf den letzten Mann vertilgt zu haben, und 1878 Jahre nach Christi Geburt gibt es noch immer in den „sieben Gemeinden" bei Verona und in Judikarien echte unverfälschte Abkömmlinge dieser Cimbern, ein Beweis, daß Sprachen und Völker ein zähes Leben haben. — Der Uebergang der Cimbern und Teutonen über die Alpen ist das erste Glied jener weltumgestaltenden Kette von Ereignissen, der man in der Geschichte den Gattungsnamen der „Völkerwanderung" beigelegt hat. Dreißig Jahre nach der blutigen Katastrophe auf den raudischen Feldern begann der sturmgewaltige Anprall der Alemannen unter Ariovist, welchen der schlaue Julius Cäsar gegen die keltischen Bewohner der Schweiz und des Elsaß (Helvetier und Sequaner) lenkte. Nach damaligem Kriegsgebrauch warf Ariovist ohne viel Federlesen die beiden oben genannten Keltenstämme aus ihren Ansiedlungen hinaus und zwang sie zur Auswanderung nach ihrem Mutterlande (dem heutigen Frankreich). Der Ackerbau, Rom und das Christenthum schleiften den alemannischen Bärenhäutern die rauhen Kanten ab und erleichterten ihre Verschmelzung mit den Vindelikern (Insassen der Gegend von Augsburg) und andern rhätischen Ureinwohnern. Die Längenaxe ihres Sprachgebiets reicht heute wie vor 19 Jahrhunderten im Flußgebiet des Rheins vom Ursprung (Disentis) bis zu seiner Vereinigung mit dem Main (Mainz), und die Breitenaxe vom Ursprung der Mosel (Epinal) bis zur Mündung des Lechs in die Donau (in der Nähe von Augsburg). Mit Ausnahme der stammverwandten Schweizer (deutscher Zunge) schalten sie als Elsässer, Badenser, Rheinhessen, Pfälzer, Würtemberger und Allgäuer unter den Fittigen des deutschen Kaiseraars. Ihre mehr oder weniger abweichenden Idiome sind nur Provinzialnuancen der alemannischen Grundfarbe.

Die zweite Dialektgruppe Süddeutschlands repräsentiren die Bayern. Die Wiege ihrer Ahnen, der Bojer, kann nur die „unterirdische" Geschichtsforschung aus den verwitterten Resten der Vorzeit, und das nur hypothetisch, rekonstruiren. Jedenfalls stehen die Bojer mit den Bayern nur in entfernter etymologischer Verwandtschaft. Strabo, Julius Cäsar und Tacitus erzählen uns, daß das Bojerreich sich vom herzynischen Waldgebirge (Harz) bis zum nördlichen Abhang der Alpen erstreckte. Durch die Markomannen aus Bojerheim (Böhmen) herausgeschlagen, verursachte ihr Stoß nach Süden jene Völkerfluth, deren Wellenkämme sich tosend an den Ufergestaden der klassischen Mittelmeerländer brachen. Das geschah nach Cäsar 60 Jahre vor Christi Geburt. Mit Ausnahme der tollkühnen Abenteurer, die durch Noreja's und Verona's Pässe in Italien einbrachen, siedelte sich das Bojervolk im Flußgebiet der Donau vom Lechfeld bis zu den transsilvanischen Karpathen (Siebenbürgen) an und wurde hier später, von Rom unterjocht, in die Provinzen Pannonien (Ungarn), Norikum (Oesterreich-Steiermark-Kärnthen) und Rhätien (Tyrol) eingetheilt.

Die Spätfrucht der griechisch-römischen Kultur gedieh am Donaustrand überraschend schnell, verdarb aber völlig durch die Stürme der

Völkerwanderung, um der christlich-germanischen Kultur Platz zu machen. Der romanisirte Kelto-Bojer widerstand zähe der neuen Bildungsschablone, denn nach Ranke's Untersuchungen erscheinen erst im Anfang des achten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung bayerische Urkunden mit deutschen Orts- und Personennamen. Aber mit derselben Zähigkeit, mit welcher der Kelto-Bojer die Germanisirung zurückwies, hielt er später an ihr fest, denn trotz der Invasion der Avaren, Slaven und Magyaren blieb der Bajuvare, wie ihn jetzt die Geschichte nennt, in Ungarn, Oesterreich, Steiermark, Tyrol und in dem eigentlichen Bayern kerndeutsch. Das Oesterreichisch-deutsch mit seinen vielen Schattirungen ist demnach bajuvarischen Ursprungs und mit Ausnahme der flandrischen Kolonisten, die unter dem ungarischen König Geisa dem Zweiten Siebenbürgen besiedelten, sprechen die Deutschen von Hermanstadt bis Augsburg dieselbe Mundart.

Die dritte süddeutsche Dialektgruppe, die fränkische, folgt westlich vom Fichtelgebirge den mäandrischen Windungen des Mains, dieses modernen Rubikons, und östlich der Eger bis zur Elbe, übersetzt das Riesengebirge und reicht bis zur Oder. Wahrscheinlich fand während der Glanzperiode des Frankenreiches, welches die Gothen und Longobarden beerbte, eine Auswanderung nach Böhmen und Schlesien statt; wenigstens sprechen die echt germanischen Langschädel und der fränkische Accent der Deutschböhmen und Deutschschlesier dafür. Hoffentlich wird uns Professor Virchow nicht desavouiren, wenn wir die Schlesier als Franken für Süddeutschland reklamiren. Dr. M. T.

Die East-River-Brücke zwischen New-York und Brooklyn. (Bild Seite 412.) Die gewaltige Handelsstadt New-York, deren Verkehr mit London, Liverpool und Hamburg rivalisirt, hat eine kurze Lebensdauer und eine einfache Geschichte. Im Jahre 1612 von den Holländern auf der Manhattan-Insel in der Mündung des Hudson unter dem Namen Neu-Amsterdam gegründet, wurde sie 1664 von den Engländern erobert und ihr Name in New-York umgewandelt. Seit 1776 ist sie Hauptstadt des gleichnamigen Unionsstaates. Die Erklärung der in der Weltgeschichte einzig dastehenden Thatsache, daß eine Stadt ohne jeglichen militärischen Apparat und ohne irgend einen bureaukratischen Hebel in verhältnißmäßig kurzer Zeit fast alle Metropolen der alten und der neuen Zeit an Einwohnerzahl überflügelt hat, bietet uns die Statistik. Diese neueste Wissenschaft, welche jeden Pendelschlag an der Weltenuhr notiren möchte, erzählt, daß von 1846 bis 1867 3,583,000 Europamüde im new-yorker Hafen gelandet sind, wovon, gering gerechnet, 10 Prozent zu dem Riesenanschwellen der Stadt beitrugen.

Wo vor dritthalbhundert Jahren der in Felle selbsterlegter Thiere gekleidete Indianer pürschte oder der weiße Trapper, den Abenteuerlust oder verübter Frevel in die Wildniß trieb, seine Biberfallen stellte, erheben sich thurmhoch über den Masten und Dächern die Pfeiler einer Drahtseil-Hängebrücke, welche nach ihrer Vollendung im Jahre 1880 den Verkehr zwischen New-York und Brooklyn, den man jährlich auf 70 Millionen Passanten veranschlagt, vermitteln soll.

Wenn der Erbauer der Brücke, Johannes Röbling, ein geborner Thüringer, vor hundert Jahren die Methode der Grundsteinlegung der Pfeiler und der Drahtseilspannung hätte verlautbaren lassen, so würde man ihn, wie einst den Mann, welcher die Wunder der Dampfkraft prophezeite, für verrückt gehalten haben.

Jeder der beiden Brückenthürme hat eine Grundfläche von 1590 Quadratmetern. Den Unterbaugrund hat man nicht abgesperrt und nicht ausgepumpt, sondern gleich riesigen Taucherglocken viereckige Holzkästen (Caissons) hinabgelassen, deren Inhalt, komprimirte Luft, das Wasser einzudringen verhinderte und die Maurer in den Stand setzte, 6 Meter über der Meeresfläche das granitne Fundament zu legen. Die Beleuchtung dieser unterseeischen Werkstätte kostete 6000 Dollars, denn während die Maurer auf dem Holzkasten eine Steinschicht auf die andere thürmten, wurde innerhalb des Holzkastens der Meeresboden abgegraben, damit die Holzkästen immer tiefer einsinken konnten. Auch die Herstellung und Spannung des Drahtseils kann man als „noch nicht dagewesen" bezeichnen. Ein Drahtseil von mehr als 1 Kilometer Länge und $1\frac{1}{4}$ Meter Umfang konnte unmöglich transportirt werden, man mußte also an Ort und Stelle Draht um Draht aneinanderfügen. Um das erste dieser Metallseile von einem Ufer zum andern zu spannen, rollte man es mit Hilfe eines Schiffes ab; um aber das Seil vom Wasser bis zur Höhe der Pfeiler zu heben, damit es über die Thürme geführt werden konnte, mußte der Zeitpunkt abgewartet werden, da der Raum zwischen den beiden Thürmen gänzlich frei von Schiffen war, was bei dem regen Verkehr auf dem Meereskanal immerhin selten vorkommt. Am 14. August 1876 kündigte ein Kanonenschuß diesen günstigen Augenblick an, und das rasch aufgezogene Seil verwirklichte die erste Verbindung zwischen den Zwillingsstädten New-York und Brooklyn; ein zweites, neben das erste gespannt, ermöglichte eine Anzahl beweglicher Stege zu tragen, auf welchen die Arbeiter 80 Meter über den Wellen ihr Werk vollendeten. Jedes Drahtseil besteht aus 19 Bündeln, jedes Bündel aus 326 Drähten. Die Kosten des Bauwerks, welches im Dezember 1869 angefangen wurde, belaufen sich auf 52 Millionen Mark.

Der Schöpfer dieser Riesenidee, Johannes Röbling, der Erbauer der großartigen Brücken über die Niagarafälle und über den Ohio bei Cincinnati, sollte ihre Vollendung nicht erleben; er starb bei Ausübung seines Berufes, doch hat er in seinem ältesten Sohn, Oberst Washington Röbling, einen würdigen Nachfolger gefunden.

Die Brücke ist 1052 Meter lang und 28,91 Meter breit, sodaß bequem zwei äußere Fahrbahnen für Straßenfuhrwerk und Pferdebahnbetrieb, zwei schmalspurige Schienenwege für Lokomotivbetrieb und ein erhöhter Fußweg hinlänglichen Raum darauf finden. Daß unter der Mittelöffnung von 486 Meter Spannweite die größten Schiffe bequem passiren können, ist selbstverständlich.

In schwindelnder Höhe zwischen Himmel und Meer, vierzig Meter über den Topmasten der Schiffe, ungehindert von Ebbe und Fluth, wird der rege Verkehr das Andenken des Erbauers bis in die fernsten Zeiten wach erhalten. Dr. M. T.

Die heimlichen Zecher. (Bild Seite 413.) Der Abt Anselmus war ein hochgelahrter Mann, der über den schweinsledernen Folianten der Klosterbibliothek sogar Brevier und Rosenkranz vergaß. Böse Zungen behaupteten, daß ihm Davids Psalmen weniger geläufig seien, als „die Kunst zu lieben" von Ovid. Er war aber auch ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, dessen nimmerfehlender Speer die Klosterküche mit schmackhaftem Wildpret versorgte. Letzterer Umstand setzte ihn in den Augen des Klosterkoches, Pater Hilarius, und seines Bratenwenders Filucius in gewaltigen Respekt.

Die beiden Küchenmarschälle, welche der Leser auf unserm Bilde sieht, lasen zwar nicht die Werke der gottlosen Dichter, aber auch nicht die der frommen Kirchenväter, sondern pflegten durch reichliche Atzung des rundlichen Leibes, und das Alpenglühen auf ihren Nasen verrieth, daß sie keine Kostverächter eines guten Tropfens waren. Deshalb konnten es die beiden Unzertrennlichen dem gestrengen Abte nicht verzeihen, daß er infolge eines Gichtanfalles „zur Wahrung der Ordensregel" dem Kellermeister, Pater Simplicius, die gemessene Weisung ertheilte, künftig an Fasttagen weder ihm selbst, noch irgend einem seiner Konventualen auch nur einen Tropfen Weines zu verabfolgen.

Der Zugang zum Keller führte durch die Zelle des Weinküpers Simplicius und über seinem Bette hingen die Schlüssel dazu.

Der feiste Koch mit der blendenden Glatze und sein verschmitzter Famulus schmiedeten einen Plan, um den Kellermeister zu übertölpeln, was bei Simplicius, wie schon sein Name besagt, kein sonderlich schweres Stück Arbeit war.

Beim Abendessen im Refektorium erzählten sie ihren Zellennachbaren, doch so, daß es der furchtsame Simplicius hören konnte, daß seit einigen Nächten schon ein vierbeiniges Ungethüm, wahrscheinlich der Satan selbst, auf den Klostergängen rumore und die letzte Nacht sogar kettenklirrend und feuerspeiend in die Zelle des Kochs gedrungen sei.

Dem Pater Simplicius wären vor Angst die Haare zu Berge gestiegen, wenn er noch welche gehabt hätte; aber Hunger und Durst sind ihm gründlich vergangen. Zum erstenmal in seinem Leben schlich er davon, ohne seinen Weinkrug geleert zu haben. Von Fieberfrost geschüttelt, ging er zu Bett, aber die Angst raubte ihm den Schlaf. Vergebens marterte er sein Gehirn, um die Formel der Teufelsbeschwörung zu finden. Selbst sein gewöhnliches Schlafmittel, das Abhaspeln des Rosenkranzes, wollte heute nicht verfangen. Kaum holte die Glocke der Thurmuhr zum ersten Schlage der Mitternachtsstunde aus, so wurde ein Pfauchen und Schnaufen auf dem Gange vor seiner Zellenthür vernehmlich.

Simplicius zog sich auf seinem Lager wie ein Igel zusammen und barg den tonsurirten Hohlschädel in der Kapuze. Kaum hatte er, gegen die Mauer gewendet, beide Augen zugedrückt, als die Zellenthür aufging und die Ausgeburt der Hölle mit einem drohenden Grunzen hereintrampelte. Auch das Kettengeklirr vernahm er schaudernd; selbst der Schlüsselbund über seinem Kopfe schien mitzuklirren, und als das Ungeheuer im Keller verschwand, glaubte er ein Hohngelächter zu vernehmen.

Es waren Hilarius und Filucius, die sich vor einem mächtigen Stückfaß Rüdesheimer der gelungenen List erfreuen wollten.

Jetzt war aber guter Rath theuer. Die durstigen Gauche hatten bei der Ausführung des wohlüberlegten Schabernacks ein Trinkgeschirr mitzunehmen vergessen. Vergeblich leuchteten sie mit dem Kienspahn in alle Winkel hinein, der Kellermeister hielt Becher und Kannen sorgsam unter Verschluß. Aber die Noth macht erfinderisch. Wie unser Bild zeigt, sog Hilarius mit mächtigen Zügen den Freudenspender mittels eines Weinhebers ein und Filucius behalf sich mit einem Strohhalm.

Des süßen Weines voll kehrte das „vierbeinige Ungeheuer" auf demselben Wege zurück, nur schien es etwas kreuzlahm geworden zu sein, denn es hatte nicht übel Lust, das Lager mit dem zitternden Simplicius zu theilen, als die Schlüssel über seinem Kopfe klirrten.

Natürlich hatte er keine blasse Ahnung von dem wahren Sachverhalt; aber der Abt nahm seine Meldung von der Geistererscheinung sehr ungläubig auf. Vor Aerger bekam der Klostertyrann einen heftigen Gichtanfall, aber nichtsdestoweniger beschloß er, sich am nächsten Fasttag in die Zelle des Kellermeisters tragen zu lassen, um höchst eigenhändig mit dem Weihwedel den Wehrwolf zu bannen. Aber der Teufel war schlauer wie der Pfaffe und zog es vor, an dem bewußten Abend durch Abwesenheit zu glänzen. Dr. M. T.

Aus Friedrich von Logan's Sinngedichten*).

Von meinen Reimen.

Ich weiß wohl, daß man glaubt, daß einer gerne thu,
Das was er gerne sagt: Allein es trifft nicht zu,
Die Welt ist umgewand. Ich kenne manchen Mann,
An Worten ist er Mönch; an Thaten ist er Hahn.
Mein Reim ist manchmal frech, die Sinne sind es nicht,
Der eine Zeug ist Gott; der andre das Gerücht.
Ich höhne Laster aus, ich schimpfe böse Zeit,
Denn die macht großes Werk von großer Ueppigkeit.

Hoheit hat Gefahr.

Auf schlechter ebner Bahn ist gut und sicher wallen,
Wer hoch gesessen hat, hat niedrig nicht zu fallen.

Auf einen glückseligen Schelmen.

Dir sei, sagst du, bald gewähret,
Was du dir nur kannst erdenken:
Schade, daß du nie begehret,
Daß du mögst am Galgen henken.

Verdorbene Kaufmannschaft.

Bei dem Bäcker kaufen Korn, bei dem Schmiede kaufen Kohlen,
Bei dem Schneider kaufen Zwirn, hilft dem Käufer auf die Sohlen.

Kaiser Probus.

Kaiser Probus wollte schaffen,
Zu bedürfen keiner Waffen.
O wo ist in unsern Tagen
Kaiser Probus zu erfragen?

Hunger ist der beste Koch.

Hunger ist der beste Koch;
Dieses mangelt ihm nur noch,
Daß er, wie sonst andre Sachen,
Sich nicht selbst kann schmackhaft machen.

*) Siehe Art. „Lessings Wirken", „N. W." d. J. Nr. 25, S. 296.

Des Pater Abraham a Sancta Clara (cf. „N. W." d. J. Nr. 25, S. 297) Anweisung, wie sich die Jungfrauen zu verhalten haben: Ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß sein, wie die Glocken am Charfreitag, muß sich nit viel hören lassen; die Männer können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Mute seyn. Ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie eine Orgel; sobald diese ein wenig angetastet wird, so schreyt sie; eine rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie eine Spittel-Suppen, die hat nit vil Augen, auch soll sie auch wenig vmbgaffen 2c.; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn wie ein Nacht-Eul, die kombt fein wenig ins Taglicht; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß sein, wie ein Spiegel, wann man diesem ein wenig zu nahen kombt vnd anhauchet, so macht er ein finsteres Gesicht; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie ein Liecht, welches versperrter in der Latern vil sicherer ist, als ausser derselben. Insonderheit aber soll seyn vnd muß seyn ein rechte Jungfrau, wie ein Schildkrott, diese ist allezeit zu Hauß, maßen sie ihre Behausung mit sich tregt; also eine rechte Jungfrau sich von haussen soll zu Hauß auffhalten zur Meidung aller bösen Gelegenheiten; denn gleichwie jener gute Saamen deß Evangelischen Ackermanes, so auff den Weeg gefallen, von den Vöglen ist verzehrt worden, also seynd die Ehrsame Jungfrauen, welche immerzu auff Weeg vnd Gassen sich sehen lassen, vor den Ertz-Bösewichter garnicht sicher. Wäre die Dina, deß Jakob saubere Tochter, zu Hauß geblieben, so wäre sie niemalen so spöttlich umb ihr Ehr' kommen.

Berühmt gewordene „Dummköpfe". Es ist eine bekannte Thatsache, daß Männer, die sich durch hervorragende Eigenschaften des Geistes und Herzens um die Menschheit im höchsten Grade verdient machten, in der Schule ihren Schulmeistern oder im Hause ihren Eltern viel Mühe gemacht haben. So war der berühmte Newton in der Schule ein Faulpelz, Sheridan wurde von seiner Mutter für einen unverbesserlichen Einfaltspinsel gehalten, Walter Scott mußte von seinem Schulmeister sich sagen lassen, er sei ein Dummkopf und werde einer bleiben, Chatterton war als Knabe „so dumm, daß nichts mit ihm anzufangen", ebenso Robert Burns, Béranger und Wellington. Auch Schiller galt ja bekanntlich, als er die Karlsakademie besuchte, bei manchem seiner Lehrer und Mitschüler für einen sehr mittelmäßigen Menschen.
Dr. M. V.

„Da mal' i Rößle!" Während der Zeit, da Schiller als Theaterdirektor in Mannheim angestellt war, fragte ihn einst die Gattin des Schauspielers Beck, ob ihm nicht die Gedanken ausgingen, wenn er so die ganze Nacht hindurch (wie es ja Schillers Gewohnheit war) dichte. „Das ischt nit anders," gab Schiller in seinem breiten, schwäbischen Dialekt zur Antwort, „aber wenn die Gedanken ausgehen, da mal' i Rößle." In den Manuskripten des Dichters finden sich denn auch wirklich ganze Seiten, auf welchen er nichts als kleine Pferde und Männchen gekritzelt hat. Wenn in der Folge irgendeine Stelle in Schillers Dramen den mannheimer Schauspielern und ihren Freunden nicht gefiel, so pflegten sie dann wohl scherzend zu fragen: „Schiller, da haben Sie wohl fleißig Rößle gemalt?"
Dr. M. V.

Vermehrung der zum Betrieb eingestellten Maschinen in Frankreich. Frankreich besaß im Jahre 1852 sechstausend im Betriebe stehende Maschinen, welche zusammen eine Kraft von 75000 Pferden repräsentirten. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Dampfmaschinen weit über 40000, mit zusammen etwa 1 500000 Pferdekraft, was ungefähr der Kraft von 60 millionen Menschenarmen gleichkommt. Dr. M. V.

Aerztlicher Briefkasten.

Liezen. J. K. Wenn ärztlicherseits keine organische Störung als Ursache der bei Ihnen so häufig auftretenden Nasenblutungen aufgefunden werden kann, so ist es wohl möglich, daß Sie an der sogen. Bluterkrankheit (Hämorrhophilie) leiden, d. h. einer angebornen oder erworbenen Neigung des Körpers zu Blutungen. Jede Verletzung der Haut bringt bei den mit dieser Krankheit Behafteten eine lange anhaltende und schwer zu stillende Blutung hervor. Das einzige, bis jetzt dagegen bewährte Mittel (selbstverständlich außer der Behandlung der Blutung selbst) ist das Glaubersalz. Es muß zeitweise, gewöhnlich aber mehrere Tage hintereinander, als Abführmittel genommen werden.

Halle a. S. H. S. Eine Bleivergiftung dürfte durch das Anfassen der Lettern bei Schriftsetzern nur sehr selten vorkommen, und sie hat, wenn sie zur Beobachtung gelangt, wohl meistens eine andere Ursache. Wir sind daher auch nicht geneigt, der Diagnose eines der behandelnden Aerzte zuzustimmen, umsoweniger, weil die Gegenmittel des Bleis bis jetzt ohne jedweden Erfolg gebraucht worden sind, während andere Mittel, die bei Bleivergiftungen entschieden nutzlos sind, wenigstens zeitweise Besserung bringen. Konsultiren Sie deshalb einmal einen andern Arzt, dem Sie von jener Diagnose übrigens nichts zu sagen brauchen. Brieflich können wir Ihnen nicht rathen.

Dresden. B. Wegen des Sie seit 4 Wochen belästigenden „Nasentröpfelns" sind Sie in Sorgen und verlangen unsern Rath?! — Oh! — Die übersandte 10-Pfennigmarke verwandten wir für einen Brief an einen armen Mann am Rhein, dem zufälligerweise für ein viel bedenklicheres Leiden brieflicher Rath ertheilt werden konnte.

Ems. K. L. Die Frage, ob der Satz im Harn immer Schleim enthält oder ob noch andere Beimengungen darin enthalten sind, z. B. Eiter, Spermatozoen u. s. w., läßt sich nur durch mikroskopische Untersuchungen entscheiden. Uebrigens kann der Schleim nicht blos der Blase, sondern auch den Nieren, Harnleitern 2c. entstammen. Die Behandlung richtet sich zum größern Theil nach den Ergebnissen dieser Untersuchung, welche der Charlatan, aber kein wissenschaftlich gebildeter Arzt zu unternehmen verschmäht.

Zwickau. G. R. Friedrichshaller Bitterwasser.

H. L. in Berlin, Th. R. in Braunschweig, P. in Königsberg und G. W. in Dresden. Der Inhalt Ihrer Zuschriften eignet sich nicht zur Beantwortung.
Dr. H. Meierstein.

Redaktions-Korrespondenz.

Frankfurt a/M. Ludw. Op. Herr A. Reichenbach, Pred. d. freien Gemeinde zu Breslau, wünscht Ihre Adresse. Frdl. Gr.

Hall. R. K. Helene von Rakowitzas „Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" enthalten zweifelsohne manches Richtige, sind aber eben im Geiste dieses, wegen ihres pikanten Gesichts und ihrer üppigen Gestalt von allerhand Thoren und — leider — auch von einem sehr gescheiten Menschen — Lassalle — verhätschelten und verdorbenen Weibes geschrieben und können darum nur ein Zerrbild von Lassalle's Geist und Charakter bieten. Was Lassalle unter vier Augen, mit dem Leben und den Menschen geistreich spielend und tändelnd, plauderte, muß in der Wiedergabe durch solch' einen weiblichen Flachkopf den Hauch des Schalen, Albernen und Unverschämten annehmen; was er in schwachen Augenblicken ungefesselter Leidenschaft that, muß, so dargestellt, vernünftiger und zureichender Motivirung ganz baar, thöricht und verwerflich erscheinen. Das Buch ist also für einen Menschen, der sein Geld nicht ungenirt zum Fenster hinauswerfen kann, keinenfalls die 4 Mark werth, die es kostet. — Die auf H. bezügliche Zeitungsnachricht ist eine Reporterente. — Den Rösselsprung haben Sie richtig gelöst.

Die Beantwortung zahlreicher Korrespondenzen muß für die nächste Nummer aufgehoben werden. (Schluß der Redaktion: Dinstag, den 20. Mai.)

Expedition: **Essen.** Fr. Mmm. Nr. 27 per Kreuzband abgesandt; kostet 13 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 36. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Er verläßt den Saal und geht über die Stiege in den Hof hinab. Er will am Brunnen trinken, sich erquicken, sich kühlen. Seine Kniee zittern unter ihm. Als er zurückkehrt, findet er die Mehrzahl der Abiturienten bereits anwesend. Die jungen Leute hatten sich sichtlich gestärkt und unterhielten sich nun in ziemlich lebhafter, geräuschvoller Weise; der eine hob die Strenge, der andere die Milde der Professoren hervor, der eine war entzückt von sich, ein anderer wenigstens mit sich zufrieden, ein jeder aber strich seine Geistesgegenwart oder doch seine Pfiffigkeit hervor, welche ihn, selbst wo er nichts wußte, nicht im Stiche ließ und die ihm sicher aus jedem Dilemma heraushalf. Nach ihrer Ansicht sollten jetzt am Nachmittag die unangenehmsten Gegenstände zur Prüfung kommen, Religion und Griechisch. Sie verbündeten sich daher zu gegenseitiger Unterstützung, wo und wie es nur anging. Auch Stefan wurde angegangen, seine Mithilfe nicht zu versagen. Seine bisher gezeigten Kenntnisse, noch mehr aber sein bereits kräftiger, blonder Bart, der ihm Lippen und Wangen bedeckte, imponirten ihnen ganz gewaltig.

Ein hübsches, lustig und intelligent aussehendes Bürschchen von neunzehn Jahren, den sie Viktor Greil nannten, kam auf ihn zu und bot ihm die Hand.

„Wir sind dem Alphabet nach die nächsten, wir werden auch nachmittags wieder gleichzeitig aufgerufen werden. Wir halten zusammen, wenn es Ihnen recht ist. Das Griechische, wissen Sie, das ist nämlich meine schwache Seite; es könnte vorkommen, daß ich hängen bliebe; dann souffliren Sie mir hinter Ihrem Buche hervor, sehen Sie, so — ich höre das schon."

„Wenn Sie Sich da nur nicht an den Unrechten gewendet haben," sagte Stefan lächelnd, „ich bin auch kein Philhellene."

„O, Sie haben Verstand und Geistesgegenwart, das hab' ich schon gesehen, und das ist die Hauptsache."

„Die Hauptsache ist und bleibt, daß wir einen leichten Autor kriegen," bemerkte ein anderer, „z. B. Plato oder Xenophon, nur nicht den Thukydides, der wäre unser Ruin."

Jetzt schob ein dritter sein rothleuchtendes, lächelndes Vollmondgesicht zwischen ihnen durch.

„Wenn man auch in einem Gegenstand fällt — das hat nicht viel auf sich," sagte er mit phlegmatischer Ruhe.

„Ah, der dicke Otto will uns trösten; nun ja, er kennt das aus Erfahrung," riefen alle im Chor.

„Und deshalb sage ich euch, es hat nicht viel auf sich," wiederholte Otto. „Man wird dann nach zwei Monaten zu einer Nachprüfung eingeladen, die immer glimpflich abläuft — natürlich, sie setzen dann voraus, daß man etwas gelernt hat, und diese gute Meinung rettet uns."

„Und er rettet sein Fett aus all' seinen unzähligen Durchfällen und Nachprüfungen," scherzte Viktor, „ich bin überzeugt, er wird aus seiner nächsten mit einem Bauch hervorgehen." Er applizirte ihm dabei einen freundschaftlichen Klapps auf diesen Körpertheil.

„Mich würde eine Nachprüfung wüthend machen, schon deshalb, weil mir dadurch die Ferien verdorben würden, und ich freue mich heuer so unbändig darauf, ach, ich weiß auch, warum," — er machte ein pfiffiges Gesicht und blinzelte recht schelmisch mit den Augen — „ich soll sie bei einer Tante verbringen, die ein reizendes Töchterlein hat, eine kleine, pikante Brünette; bei der möchte ich dann was anderes thun, als den Plato studiren."

Alle lachten. Auch Stefan lächelte über diesen glücklichen Kindersinn, der mit seinem ersten galanten Erfolge schon im vorhinein prahlt.

Viktor klopfte ihm jetzt mit einiger Wichtigkeit auf die Schulter, und rasch das Thema wechselnd, zitirte er den Vers aus Faust: „Nun sag', wie hast Du's mit der Religion? Ich glaube fast, du hältst nicht viel davon."

Stefan nickte mit lachender Zustimmung ihm zu: „Lieber wäre es mir schon, es würde statt aus Religion aus Naturgeschichte geprüft, da gäb's wohl nicht leicht eine Frage, die ich nicht zu beantworten vermöchte."

„Am vernünftigsten wäre es, man würde Religion überhaupt nicht beim Examen prüfen; aber soweit sind wir noch lange nicht."

„Aber man dürfte mir doch unmöglich das Zeugniß der Reife versagen, wenn ich in Religion eine Frage nicht beantworten könnte? Wozu brauche ich Kirchengeschichte und Kirchendogmen auf der Hochschule als Mediziner?"

„Rechnen Sie nicht auf allzugroße Milde in diesem Punkt; die Herren Professoren wissen es wohl, daß nur der Zwang uns noch in die Kirche führt, und daß nur ein diktatorisches Muß uns dazu bringen kann, ihre alten Kirchenväter und all' die für ein lebendiges Gefühl unverständlichen Dogmen zu studiren."

„Ich unterlag aber bisher nicht diesem Zwang," rief Stefan, „und ich konnte wahrlich, da ich so viel und Mannichfaltiges zu lernen hatte, nicht viel Zeit auf einen Gegenstand verwenden, der für mich der unwichtigste von allen schien, denn Religion ist doch —"

Er kam nicht weiter. Diejenigen, die der Thür zugewendet waren, husteten in sehr bezeichnender Weise. Auf einen Wink Viktors hielt Stefan sofort inne und sah sich um. Es war der Schulrath, gefolgt von den Professoren, an ihrer Spitze der Herr Religionsprofessor selbst. Es war ein großer, hagerer Mann, dessen strenge Blicke nun mit inquisitorischem Dräuen sich gegen die Gruppe richteten. Stefan, über alle hervorragend, fiel ihm zuerst auf; er hatte die letzten von ihm gesprochenen Worte wohl gehört und er schien ihm der Mittelpunkt eines gegen ihn gerichteten Komplotts zu sein. Der Argwöhnische witterte beständig Unheil, er kannte seine Pappenheimer, aber er wollte ihnen auf die Finger sehen.

Die Professoren beklagten sich über die unerträgliche Hitze und nahmen hierauf ihrem Range nach Platz. Den unglücklichen Examinanden wurde dabei noch heißer. Nach einer kurzen Diskussion am Professorentisch, die im Flüsterton gehalten wurde, erhob sich endlich der Herr Religionsprofessor, und den Mund zu einem O spitzend, was ihm ein ungemein wichtiges Aussehen gab, begann er eine salbungsvolle Ansprache:

„Ich will jetzt mit dem Examen aus Religion beginnen, einem Gegenstande, dem alle bedeutenden Männer unsers theuren Vaterlandes bisher ihr Interesse zugewendet haben; und dies mit Recht, ist sie doch die Grundlage des Staats und der Gesellschaft, weshalb ich auch die genaueste Kenntniß derselben bei Ihnen voraussetze."

Die jungen Leute sahen sehr beunruhigt aus, — das war eine unheilverkündende Vorrede. Stefan fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg, halb aus Aerger, halb aus Besorgniß. Er schrak zusammen, als ihn jetzt der hochwürdige Herr mit dem Finger bezeichnete und fragte:

„Wie heißen Sie?"

Er erhob sich und trat vor: „Stefan Grillhofer."

„Nun, Stefan Grillhofer, sagen Sie mir etwas von den Tugendmitteln; es gibt allgemeine Mittel, um zur christlichen Tugend zu gelangen, und es gibt besondere; nennen Sie mir dieselben."

Stefan sann nach, er wußte sich nicht zu erinnern, von besonderen christlichen Tugendmitteln gehört oder gelesen zu haben, aber er gedachte, diese Frage wohl der Vernunft gemäß beantworten zu können. Es gibt ja so viele Mittel, welche menschliche Tugend befördern können, und er nannte, schnell gefaßt, in rascher Reihenfolge diejenigen, welche ihm davon am wichtigsten schienen.

Der Examinator runzelte die Stirne. „Sie haben da eine hübsche Anzahl sehr willkürlich zusammengestellt, aber die, welche Sie nennen, sind nicht die wahren. Sie nennen nicht die eifrige Theilnahme am heiligen Meßopfer, Sie nennen nicht die christliche Selbstverleugnung, die stete Keuschheit und freiwillige Armuth, Sie nennen nicht den vollkommenen Gehorsam. Sie scheinen Sich mit der Sittenlehre nicht genügend beschäftigt zu haben, ich will hoffen, daß Sie in Kirchengeschichte besser zuhause sind. Sagen Sie mir, was Sie von dem Leben und segensreichen Wirken des heiligen Severin wissen."

Stefan stockte das Blut; es schien ihm gewiß, daß der Professor es darauf abgesehen hatte, ihn zu werfen, da er ihm Fragen über Themata gab, deren Ungewöhnlichkeit und Unbedeutendheit fast das Wissen ausschloß. Er wußte von diesem Heiligen außer dem Namen und der Zeit, in der er gelebt, so gut wie nichts, aber er mußte sich heraushelfen, so gut es ging.

„Der heilige Severin," begann er, „ist der Apostel von Norikum, er erschien zur Zeit der Völkerwanderung als Glaubensbote unter den wilden Völkern an der Donau und lehrte das Evangelium." Stefan machte eine Pause.

„Weiter!" rief der hochwürdige Herr.

Stefan schwieg; sein Herz pochte in wahnsinnigen Schlägen.

„Ist das alles, was Sie über den heiligen Severin wissen?" fragte der Professor höhnisch.

„Ja," sagte Stefan, dem in seiner Erregtheit jede weitere Zögerung unmöglich war.

„Und von den Wundern, die er verrichtet, von den Prophezeiungen, die er gethan, wissen Sie nichts?"

„Nein," rief Stefan in plötzlicher Gereiztheit, „ich kenne diese Wundermythen nicht."

„Mythen!" fuhr der Professor ergrimmt auf. „Dies Wort erscheint mir wie eine absichtliche Frechheit; vermeinen Sie nicht, dahinter Ihre Unkenntniß zu verbergen, wir wissen, was wir von Ihnen zu halten haben."

„Sequenz, der nächste!" rief der Herr Schulrath strenge.

Der Professor wendete sich an Viktor, Stefan war abgethan. Er kam auf seinen Platz zurück, betäubt, erschreckt, wüthend gegen sich selbst. Wie war es doch gekommen, daß ihm das unkluge, rasche Wort entschlüpfte? Hatte er so gänzlich alle Macht über sich verloren? Er konnte es jetzt selbst nicht mehr begreifen, aber er hatte eine Unbesonnenheit begangen, die für ihn von den verderblichsten Folgen sein konnte. Verstört barg er den Kopf in seinen Händen, vor seinen Augen flimmerte es und ein dumpfes Brausen erfüllte seine Ohren; aber er durfte nicht verzagen, er suchte sich zu beruhigen. Noch war nichts verloren, er hatte bisher in allen Gegenständen gut bestanden, wenn dies nun auch im Griechischen der Fall war, so konnte man ihm nichts anhaben. Man konnte ihm doch unmöglich den Eintritt in die Hochschule verweigern, oder damit die Nichtbefähigung für eine wissenschaftliche Laufbahn begründen, weil er die christlichen Tugendmittel und die Wunder des heiligen Severin nicht kannte; es war unmöglich, er konnte es nicht glauben, und doch fürchtete er es. Diese Zweifel und Befürchtungen regten ihn immer noch mehr auf, in seinem Kopfe hämmerte es, seine Pulse flogen, er fühlte, wie das Fieber ihn erfaßte mit unabwendbarer Gewalt.

Die Prüfung in Religion war beendet, die in griechischer Sprache begann. Die Entscheidung nahte. Noch einmal nahm Stefan all' seine Willenskraft zusammen und trat, als er aufgerufen wurde, mit Viktor an den Tisch. Viktor bekam den Plato, Stefan eine Stelle aus dem Thukydides zu übersetzen. Da Stefan den weitaus schwierigsten Autor bekommen, so wurde Viktor vorher genommen, und ihm war gestattet, sich indeß vorzubereiten. Er hielt das Buch in den Händen und starrte hinein, er las und las, er verstand die Worte, aber sie hatten keinen Sinn, — er fing von vorne an. Ein kalter Schweiß trat auf seine Stirne und das Fieber schüttelte ihn. Er wollte seine Gedanken sammeln, aber er hörte genau, was die Nebensitzenden sprachen; er merkte jetzt, daß Viktor, der hübsche Knabe, der seine Sympathien gewonnen hatte, stockte, daß er nicht weiter konnte. Er warf einen Blick auf ihn, und dieser, dem Blick begegnend, zeigte auf die eine Stelle in seinem Buche, wo das verfängliche Wort stand. Stefan empfand die Angst des Knaben mit, sie vermehrte die seine; das Wort war ihm geläufig, aber es fiel ihm in dem Augenblick nicht ein. Da richtete der Schuldirektor eine Frage an den examinirenden Professor, und den günstigen Moment benutzend, soufflirte der junge Lateinprofessor, der ihnen zunächst stand, den ganzen Satz. Viktor warf ihm einen raschen, dankbaren Blick zu, — er war gerettet.

Jetzt ward Stefan gerufen. Er machte eine gewaltige Anstrengung, um sich zu fassen, und er begann. Nach den ersten, gut übersetzten Zeilen ließ die Spannung nach; er fühlte sich freier und er übersetzte ein gutes Stück Wort für Wort. Aber bald stockte er, er war bei einer undefinirbaren Phrase angekommen, er konnte sie nicht durchdringen. Er las die Stelle ein zweitesmal, sie blieb ihm unverständlich; ein jäher Schreck durchfährt ihn. Wenn er in diesem Gegenstande nicht allen Anforderungen entspricht, so ist er verloren. Der Gedanke lähmt ihn; zugleich beginnen seine Vorstellungen sich zu verwirren, andere Bilder drängen sich ihm auf, er sieht sich ausgeschlossen von allen weiteren Studien und auf dem Wege zum Invalidenhaus. Und wenn dies geschieht, was wird er Valerien sagen, die auf ihn rechnet? Er versucht es dabei, seine Gedanken wieder auf den Satz zurückzubringen, aber es geht nicht; eine Art zorniger Raserei überkommt ihn, und er verwünscht sich selbst. Er hört jetzt, daß ihm Viktor etwas zuflüstert, aber er kann es nicht verstehen, da, den letzten Rest von Besinnung zusammennehmend, übersetzt er die Stelle mit durchaus freier Auffassung, wie es ihm in den Mund kam.

„Das ist falsch," sagte der Professor, „Sie haben diese Stelle nicht verstanden. Sollen wir dem Examinanden noch eine andre aufschlagen?" wendete er sich an den Schulrath.

Dieser gähnte. „Es ist nicht nöthig, Sequenz."

Die nächsten wurden aufgerufen. Von da an nahm das Examen einen raschen Verlauf; es war spät geworden, die Herren selbst mochten ermüdet sein und das Ende herbeisehnen.

Als um sieben Uhr das Examen beendet war, mußten die Abiturienten den Prüfungssaal verlassen, während die Professoren zu einer Konferenz zusammentraten. Die jungen Leute blieben in dem angrenzenden Korridor, des Augenblicks harrend, wo sie wieder hineingerufen und ihnen die Resultate bekanntgegeben wurden. Es begann indeß zu dunkeln, starke Blitze zuckten an dem bewölkten Himmel und der Donner grollte in der Ferne.

Sie befanden sich alle in einer Gewitterstimmung, dumpfe Schwüle innen und außen. So vergingen zwei Stunden, zwei bange Stunden für jeden von ihnen. Nur wenige Worte wurden in der Zeit gewechselt, jeder war in Gedanken mit sich selbst beschäftigt; selbst der lustige Viktor, der eine Zeitlang mit allerlei Scherzen sich und die andern zu zerstreuen suchte, war verstummt, er ging mit zwei Kameraden, die Hände auf dem Rücken, mit großen, schallenden Schritten auf und nieder. Der dicke Otto hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen, er schlief sanft und wurde nur von Zeit zu Zeit durch sein eigenes Schnarchen wieder munter. Stefan lehnte ihm gegenüber, die rasch vorüberzuckenden Blitze zeigten sein erschreckend bleiches Antlitz; er hielt die Augenlider halb geschlossen, indeß die Zähne klappernd aneinanderschlugen, Fieberfrost schüttelte ihn.

Es ward neun Uhr, der Schuldiener begann die Gasflammen in den Korridors langsam anzuzünden, da erschallte aber auch schon die Stimme des Professors, die sie in den Saal zurückrief. Sie traten ein wie Delinquenten, die einen Urtheilsspruch vernehmen sollen. Der Direktor des Instituts erhob sich und begann die Resultate der Maturitätsprüfung zu verlesen. Er begann bei den negativen.

Otto Spohn wurde auf ein Jahr reprobirt. Otto nickte. Es verblüffte ihn kaum, er schien etwas dergleichen erwartet zu haben. Dann hieß es weiter: „Stefan Grillhofer erhält nicht das Zeugniß der Reife, da er in zwei Gegenständen, Religion und griechische Sprache dermalen noch nicht genügende Studien aufzuweisen hat; es wird jedoch, im Hinblick auf seine lobenswerth ausgeführte schriftliche Prüfung sowie auch die in den übrigen Fächern vollständig genügenden Resultate, ihm der Rath ertheilt, die Prüfung nach einem halben Jahre noch einmal zu wiederholen."

Stefan empfing diesen Ausspruch völlig apathisch. Der Mensch ist nur eines gewissen Grades von Erregung fähig; ist diese Grenze erreicht, dann folgt auf diese Ueberreizung der Nerven die Abspannung, nach dem Kampfe die stumpfsinnige Resignation.

Stefan entfernte sich vor den übrigen. Am Hausthore angekommen, mußte er sich an das Säulenportal lehnen, um seine Kräfte zu sammeln. Das drohende Gewitter hatte sich entladen, es regnete in Strömen, die Nacht war dunkel. Er drückte sich fester an die Säulen, niemand würde ihn hier bemerken. Drinnen wurde es bald laut, die Verlesungen waren beendet, die Abiturienten stürmten die Treppe hinunter, helle, fröhliche Stimmen tönten in rascher Wechselrede durcheinander; diese da, sie mußten zufrieden sein. Sie kamen näher, der Lärm mehrte sich, jetzt ward die Hausthür aufgerissen, und wie ein Schwall ergoß sich diese überschäumende Jugend; sie stürzten alle mit einemmale heraus. Sie lachten, sie jubelten auf, dann faßten sie sich rasch und gingen mit einer gewissen Würde ihres Weges, sie waren keine Gymnasiasten mehr, sie fühlten sich bereits als Studenten der Hochschule. Stefan richtete sich mühsam auf, er wankte vorwärts. Zwei der Professoren kamen im Gespräch hart an ihn heran.

„Der blasse Einarmige hat mir fast leid gethan," sagte der eine; „den armen Teufel scheinen die Studien sehr angestrengt zu haben."

„Hm," machte der andere, „was will der auch, vermeint er, er werde jemals mit völlig Gesunden konkurriren können? Ein Krüppel ist einmal ein Krüppel; der war Soldat und gehört in's Invalidenhaus."

Sie gingen vorüber, ohne Stefan bemerkt zu haben. Er hatte alles gehört, er senkte den Kopf noch tiefer auf die Brust. Es dauerte eine Stunde, ehe er das Haus des Professors und sein Zimmer erreicht hatte. Das Mittagessen stand auf dem Tisch, er ließ es unberührt; er trank ein Glas Wasser und warf sich in's Bett. Ruhe, Schlaf, Fehlen des Bewußtseins — er verlangte sonst nichts, nichts mehr. Und der Schlaf kam und mit ihm das Vergessen von all' der Qual des Lebens.

Am nächsten Morgen, als er erwachte, glaubte er sich noch kränker zu fühlen, als je zuvor: todtmatt und elend. Nichtsdestoweniger erhob er sich und kleidete sich an. Als seine Blicke auf den Schreibtisch fielen, auf seine Bücher, da schien ihm sein Mißerfolg und alles wieder in's Gedächtniß zu kommen. Er schlug in wiedererwachender Verzweiflung die Hand gegen die Stirn, aber schon im nächsten Augenblick fiel sie matt herab, er selbst ließ sich in einen Stuhl am Fenster nieder. Er hatte keine Kraft mehr, keinen Willen, keine Leidenschaft, er war gebrochen. Lange, lange starrte er durch das Fenster hinaus auf die graue, verwitterte Mauer, dann richteten sich seine Augen auf das kleine Stück blauen Himmels, das darüber sich wölbte. Ein Taubenpaar drehte sich da im raschen Flug herum, silbern erglänzte das Gefieder. Wie wunderhell mußte die Sonne scheinen, es kam ihm jetzt erst zur Empfindung. Ein warmer, leuchtender Sommermorgen war angebrochen, er ahnte ihn kaum; hier war alles so grau, so kalt — puh! — ihn fröstelte. Ach, er möchte wohl einmal wieder in der Sonne sitzen und den süßen Duft der Alpenkräuter einsaugen und die Luft der Berge — ach! Ein unendliches Sehnen überkam ihn, ein schmerzendes Weh im Herzen: das Heimweh. Seine Blicke hingen fest an dem blauen, sonndurchwebten Fleck da oben, es war ja derselbe Himmel, der auch über seinem Heimatsort herniederlächelte, der über den Bergen lag und in dem grünen See sich spiegelte. O, könnte er Lindau wiedersehen, nur einmal noch! Jetzt wußte er erst, wie er das alles liebte, und er hatte es so lange vergessen können! Und die grünen Wälder und die rasch fließenden Bächlein! An einem derselben war's, wo er die Nandl zuerst getroffen, damals ein wildes, ungezähmtes, kleines Wesen. Er hatte es zu sich gerufen, er sprach mit ihm, und Nandl blickte zu ihm auf mit den großen Kinderaugen; sie faßte schnell Vertrauen zu ihm, und sie gab ihm die Hand und ging ein Stück Wegs mit ihm, dann riß sie sich los und sprang in den Wald hinein. Aber er sah sie öfter und er wußte sie zutraulicher zu machen, und sie gehorchte ihm endlich und bald nur ihm allein. Oh, sie hatte ihn lieb, er wußte es wohl und es freute ihn. Wie oft waren sie im lustigen Uebermuthe ausgegangen, um Thierchen aufzuspüren, wie oft im traulichen Waldesschatten nebeneinander gesessen, voll inniger Vertraulichkeit, wie oft zusammen über den See geschifft, — o, welch' eine schöne, schöne Zeit war das gewesen! Und er gedachte seines lieben Professors und auch des Vaters gedachte er, nicht mit Zorn, mit Wehmuth, er war ja doch sein Vater, und er sah ihn vor sich in seiner Pelzmütze, mit den festen, hübschen Zügen, und der stattliche Grillenhof trat ihm vor Augen, das Haus mit der hölzernen Galerie, und er stand darauf und sah über den See hinüber nach den Wäldern, die der Sonnenschein vergoldete, und nach den fernen, duftigen Bergen. Das Knarren der Thür brachte ihn wieder zum Bewußtsein der freudlosen Gegenwart, er stieß einen Seufzer aus und sank in den Sessel zurück.

Frank trat ein. Er brachte ihm das Frühstück, und der Herr Professor ließen fragen, wie das Examen ausgefallen sei.

„Ich bin durchgefallen," sagte Stefan in düsterer Ruhe.

Frank sah ihn fast erschreckt an. „Oho! Und die zehnmonatliche Büffelei also umsonst!?" Er warf die Serviette, die er noch in der Hand hielt, erbost auf den Tisch. „Schöne Geschichte, das, — was werden Sie jetzt anfangen?"

„Ich weiß es nicht."

„Werfen Sie Ihre Schulscharteken beiseite; was ist's auch! Geben Sie die Idee auf, ein Gelehrter zu werden, — nicht jeder hat die Energie, wie wir, — denken Sie an etwas anderes."

„Für mich ist alles dahin; alle meine Hoffnungen sind zertreten, ich selbst bin krank, ich bin elend."

„Nun ja, da haben wir's, gleich wieder völlige Muthlosigkeit. Aber sehen Sie," — Frank setzte sich Stefan gegenüber und zerwühlte mit beiden Händen seinen großen Bart, — „so mußt' es kommen — Sie haben selbst schuld — es taugt nicht, wenn einer wie Sie mit besonderen Erwartungen in die Welt guckt; ja, sich ducken, klein beigeben — das paßt Ihnen nicht, Sie betrachten Sich wie einer, der ganz beisammen ist, Sie machen Ansprüche an's Leben, die sich nicht erfüllen können, — werden deshalb niemals zufrieden sein — niemals — wenn Sie sie nicht herabstimmen, wenn Sie nicht bescheidener werden, — das sag' ich Ihnen. Hm, es muß das ein jeder. Ein jeder muß das, muß sich in seine Lage finden, und — wenn man schon einmal das Unglück hat —"

„Ein Krüppel zu sein, nicht wahr?" ergänzte Stefan.

Frank sah etwas verlegen drein. „Nun ja, Sie müssen Sich's doch einmal klar machen."

„O, es ist mir ganz klar geworden, und ich sehe es ein, ich war ein Thor, ein Thor!" Er senkte den Kopf. „Ich will auch ganz bescheiden sein, ganz bescheiden; ich will auf alles verzichten, aber" — seine Stimme erhob sich — „ich will mich nicht länger von ihm langsam zu Tode martern lassen, er soll gnädig sein und es rasch mit mir zu Ende bringen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Liechtenstein-Klamm bei St. Johann im Pongau. (Seite 431.)

Ein Ausflug nach Comacchio.

Von Dr. L. Jacoby.

2.

Das schöne Wetter lockte mich nachmittags hinaus, und ich wanderte mit meinem Cicerone, dem Demi-Sanskulotten, das Dorf entlang nach dem Walde zum Ufer des Po. Zuversichtlich gemacht durch meine Begleitung, unternahm ich es diesmal, an die Hütten näher heran- und in einzelne derselben hineinzutreten.

Albrecht von Haller. (Seite 430.)

Das war nicht eben schwer, da den Thüren nicht nur Schlösser, sondern zumeist den Häusern auch die Thüren fehlten. Ich zählte auf diesem Gange außer einigen kleinen Lehmhäuschen vierzehn Rohrhütten von einer Kulturbeschaffenheit, daß ich überzeugt bin, Schweinfurt und Cameron und Stanley haben unter all' den Stämmen der Wilden in Afrika, die sie erforscht, derartiges nicht gefunden. Aus mehreren aufrechtstehenden Lagen von Schilfrohr aufgebaut, in Abständen durch Quergeflecht verbunden, bildete die ganze Behausung bis zum Dach einen einzigen, zusammenhängenden Raum, in dessen Innern an Schnüren Tücher herabhingen, welche die Zimmer der Hausparteien darstellten, denn bis zu drei Familien wohnten in solchem Rohrstall, dessen Boden selbstverständlich die feuchte Erde bildete. Und von den Rohrlagern erhoben sich hin und wieder Gestalten, die mir gleichfalls erschienen wie festgeronnene Klumpen feuchter Erde. Sie waren krank, und mein Begleiter fuhr sich mit den Händen über Gesicht

und Körper und sprach das Wort: Pellagra (gefährliche Hautkrankheit), dessen Bedeutung mir hier zum erstenmal vor Augen trat.

Als wir das Dorf verließen, schloß sich uns ein neuer Begleiter an, eine große, knochige Gestalt mit einem auswärts gekrümmten, steifen Arm, die erst scheu hinter uns blieb, dann aber, auf meinen Wunsch von meinem Nachbar herbeigewinkt, zögernd näher kam. Es war ein sprachloser Halbidiot von höchst gutmüthigem Gesichtsausdruck. Mein muthwilliger Genosse stellte ihn mir unter dem Namen Signor Giallo vor und machte dabei ein verwickeltes Kompliment, welches der andere mit freundlichem Grinsen nachzuahmen sich bemühte. Mein Spaziergang durch den Wald in so origineller Gesellschaft war schön. Der Wind hatte sich gelegt; nur ein tief melancholisches Seufzen ging durch die dichten Nadeln der Pinienbäume, und an der einschmeichelnd weichen Luft mit dem erquickenden Harzgeruch und an dem frischen Unterholz merkte man kaum, daß Spätherbst und Winter war. Bald verkündete ein mächtiges Rauschen den Strom, an dessen ausgezackten Uferabhängen mein erster Begleiter seine Künste zeigte, indem er unter die übergeneigten Baumstämme sich wand und tollkühne Sprünge ausführte, wobei ihm seine Naturschuhe treffliche Dienste leisteten. Und wir wanderten vom Strom hinweg, tiefer hinein in den Wald. Durch das dunkle Grün schimmerte ein weißer Streifen mir entgegen, und als wir näher kamen, erkannte ich mitten im Walde eine hohe Garten- und Parkmauer, darüber sich herrliche südländische Coniferenbäume und Taxus- und Cypressenstämme erhoben. Es ist der Garten des Grafen, sagte mir bedeutsam der Junge und fragte gleich, ob ich nicht über die Mauer sehen wolle, der Giallo werde mich gern auf seine Schultern heben. Da ich dies kopfschüttelnd verneinte, fühlte ich mich am Arm gezupft. Es war der Stumme, der durch Zuwinken mit dem gekrümmten Arm mir andeutete, ihm zu folgen. Unschlüssig sah ich meinen Begleiter an, der aber war eifrig dabei und so gingen wir vorwärts. Unser Führer bahnte uns durch dichtes Gestrüpp einen Weg, bis wir vor einem ausgetrockneten Kanale standen, der wohl einst eine Verbindung mit dem Strome hergestellt hatte. Diesen, der ganz von Gebüsch überwachsen war, schritten wir entlang, dann ging es gebückt weiter, der Stumme bog ein paar junge Baumstämme zurück, und plötzlich sah ich vor mir das Innere eines prächtig reichen Parkes, an dessen Ende wir verloren in weiter Ferne durch Epheugrün hindurch das leuchtende Weiß der Mauern und die blinkenden Fensterscheiben eines Schlosses märchenhaft herübergrüßten.

3.

Es war Abend geworden. Vor dem Heerde der großen Wirthsstube, in welchem diesmal ein lustiges Holzfeuer prasselte, standen meine beiden Begleiter. Der erste machte den Koch und briet auf Kohlen zur Seite des Feuers eine Anzahl Dintenfische, ein Lieblingsgericht der Dorfbewohner, das ich zur Belohnung für beide bestellt hatte. Glückselig schaute der Stumme drein, wie die Speise nebst Wein für ihn aufgetragen und auf Tisch und Teller ordentlich servirt wurde; und als mit der heißen Polenta auch Salz dazukam, wie es beinahe schien ein Leckerbissen nicht nur für Blödsinnige unter den Armen Italiens, da entrangen sich ein paar unartikulirte Freudenlaute seiner Brust. Die Wirthin hatte alles, ohne ein Wort zu sagen, hergerichtet, wie ich es ihr geheißen, und die Kleine sah erstaunt zu. Zuletzt fragte sie die Mutter, da der Giallo heute soupire wie ein Baron, ob er später auch tanzen werde. Ich verstand die Frage erst, als sich nicht lange nachher das Zimmer mit Personen beiderlei Geschlechts allmählich zu füllen begann. Der Mann, der mir heute früh das Fenster in Ordnung gebracht hatte, machte den Kellner und schenkte für einzelne — nicht alle konnten sich diese Ausgabe erlauben — in irdenen Töpfen Wein, während die Wirthin die in Papierdüten mitgebrachten Fische, Krappen und Sepoline den Gästen am Feuer zubereitete. Bald jedoch wurde ein Schenktisch hinausgetragen, ein anderer, sowie die Bänke an die Wand gestellt und ein sonderbares Musikantenkleeblatt kam herein, ein kleines Männchen mit schiefer Schulter, eine Violine in der Hand und zwei hagere Guitarrevirtuosen, ein alter und ein junger, die spitze Hüte trugen und wie zwei an demselben Draht gezogene Figuren zusammen stets gleiche Bewegungen machten. Drei Stühle wurden für sie auf den Schenktisch gestellt, die beiden zugleich hinaufgekletterten Guitarren hoben die Violine in ihre Mitte, und nun fingen die drei an mit großer Nonchalance, doch nicht ohne innerlichen Schwung und Rythmus, Stücke aus allerlei modernen Opern zu verarbeiten; und dann spielten sie Tänze auf, zu denen alsbald die Erdenwelt unter ihnen im Zimmer zu hüpfen und sich umherzuschwenken begann. Auf den Gesichtern aller Tanzenden, deren Kleidung zerfetzt genug erschien, lag das bleiche Elend ausgebreitet, doch fanden sich unter den Burschen wohlgebaute Gestalten und wenigstens ein paar regelmäßige Antlitzformen, was man von den Dorfschönen nicht sagen konnte. Nur das pechschwarze lange Haar zweier Mädchen, das sich im Tanze aufgelöst hatte, gab seinen Trägerinnen einen eigenthümlich wilden Reiz. Unvergleichlich hob sich vor allen Gästen im Zimmer das schöne Gesicht der Wirthin ab, die den Tanzenden nicht die geringste Beachtung schenkte. Ihr kleines Abbild aber, das Töchterlein, sah mit den großen hübschen Augen wehmüthig dem bewegten Treiben zu, — lustig konnte man dieses Tanzfest gar nicht nennen. Als ich sie scherzend fragte, ob sie nicht mittanzen möchte, wies sie auf ihren Fuß, an welchem ich zum erstenmal eine beim Gehen nur wenig sich markirende Verunstaltung erkannte. Mein munterer Cicerone wagte es, als Einzeltänzer aufzutreten. Er hatte aber kaum den ersten Pas gemacht, wobei die Merkwürdigkeit seines Ballanzugs in bedenklicher Weise zum Vorschein kam, da erschien wie der Blitz von seinem musikalischen Thron der linke Guitarre-Mann herabgeschwungen, hob den ganz Verdutzten aus der Mitte der Tanzenden empor und setzte ihn — eine überraschend neue Tanztour — durch das offenstehende Fenster hinaus in's Freie, zum nicht geringen Jubel der draußen gaffenden Dorfjugend. Ich sah, wie aus einem Winkel des Zimmers hervor der Stumme sich hinausschlich, um seinen so schmählich des Vergnügens beraubten Freund zu trösten, und beide durften denn auch später, freilich nur als Zuschauer, wiedererscheinen. Müde geworden von den Wander-Erlebnissen dieses Tages, stieg ich endlich in mein Zimmer hinauf, und lange noch tönten in mein Ohr die schwirrenden Akkorde des Guitarrepaares und der scharfe Diskant der buckligen Violine.

4.

Trübes, feuchtes Wetter draußen. Zurückgekehrt von einer vielstündigen Ausfahrt in die bewegte Meeresbucht, die des Interessanten gar mancherlei, des Gewünschten wenig geboten, saß ich wieder vor dem mir liebgewordenen Kamin in dem Zimmer mit dem Erdparquet und sah der Wirthin zu, wie sie ganz in der ursprünglichen Weise der antiken Welt Flachs spann. Aus einem Wocken unter dem Arm zupfte sie den Faden heraus, der an einer herabhängenden, mit den Fingern geschnellten Spindel aus gebranntem Thon sich zu Garn zusammendrehte; reichte die Spindel bis zum Boden herunter, so ward auf sie der Faden aufgewickelt. — Meine Begleiter von gestern wären hiergewesen, sagte mir die Wirthin, und sie wollten wieder in den Wald gehen. — Ich erzählte, daß ich den Garten des Grafen und auch das Schloß gesehen, aber es sei mir alles so still und todt dort erschienen. Wie lebt denn der Graf, fragte ich, ist er verheirathet? — Seine Frau ist lange todt. — Und hat er nicht Kinder? — Eine junge Tochter, erwiderte sie, ihrem Vater gleicht sie, wie ein Engel dem Teufel. — Ich fing an, meine Verwunderung auszusprechen über das große und tiefe Elend, das ich hier gefunden. — Herr, sagte sie, in den Jahren, die ich hier bin, ist man immer arm gewesen, aber trauriger wie jetzt kann es gar nicht mehr kommen. Für uns wird nichts besser, für die Armen wird alles schlimmer, die Sachen werden schlimmer und die Menschen und Gott auch. — Ich wußte nicht, wie es kam, daß ich, von diesen Worten bewegt, sie plötzlich fragen mußte: Erzählt mir von Eurem Sohn und erzählt mir von Euch; Ihr seid ja so ganz anders, wie die Frauen hier. — Sie schwieg und zupfte schneller und sah auf die tanzende Spindel. Ihr seid ein Fremder, murmelte sie; aber Ihr seid gut. Zögernd begann sie, doch merkte man es ihr an, wie es ihr wohlthat, sich auszusprechen; und sie erzählte, daß sie in Venedig geboren sei, wo noch heute ihre alte Mutter in einem wohlthätigen Stift lebe; von der habe auch die kleine Faustina den Fehler am Fuße geerbt. Dort in dem Zimmer der Alten hänge noch ein Bild, worauf die Mutter als Kind gemalt sei und ganz wunderbar ähnlich sei Franzesko diesem Bilde, viel mehr als ihr selber, der eignen Mutter. Sechszehn Jahre alt sei sie gewesen, als sie ihren Mann geheirathet, dem zulieb sie hierhergekommen; doch immer habe sie sich nach ihrer schönen Vaterstadt zurückgesehnt. Und Leides genug habe sie durchgemacht, als ihr in der Fieberluft hier zwei Kinder gestorben; das Gräßlichste aber sei gewesen, wie ihr Mann nicht zurückkehrte und sie immer und immer auf ihn gewartet und dabei immer tiefer in's Elend hineingekommen.

Ihr einziger Trost sei der Franzesko gewesen und daß er habe studiren dürfen. Nun sei er im Gefängniß, wegen Verschwörung, sagen sie; doch kein anderer habe ihn hineingebracht, als der Graf, aus Haß und Rache, da er gewußt, daß ihr Sohn die Maria, des Grafen Tochter, die er ja schon als Kind gekannt, liebe, und sie ihn auch; und daß sie sich in Mailand wiedergesehen. — Ich fragte, ob sie nicht ein Bild ihres Sohnes habe. Sie stand auf und ging in eine Nebenkammer, von wo sie nach einer Weile mit einem Päckchen zurückkehrte. Es war ein Schulheft ihrer kleinen Tochter, mit rothem Seidenband umwickelt, und als sie es öffnete, sah ich darin eine Menge loser, mit schöner Handschrift versartig beschriebener Blätter. Obenauf aber lag eine Photographie, die sie mir schweigend überreichte. Ich staunte über die Schönheit des jungen Mannes, den das Bild darstellte. Die hohe Stirn, das lockige Haar mit der eigenthümlichen Linienbegrenzung an den Schläfen, der gluthvolle und doch apollinisch-herbe Ausdruck des Gesichts — mir war, als hätte ich das Bild schon gesehen, und das Original müßte mir seit lange lieb und vertraut sein. Ich machte von meiner Bewunderung kein Hehl, auch mußte ich ihr sagen, wie unrecht sie habe, die Aehnlichkeit mit sich nicht groß zu finden; an Nase, Mund und Augen müsse jeder sofort in diesem Bilde sie selbst herauserkennen. Sie nahm das Bild und betrachtete es lange, und ich sah, wie bewegt sie wurde. Da sie es nun in das Heft zurücklegen wollte, fragte ich, was denn auf den losen Blättern geschrieben sei. — Das sind Franzesko's Gedichte, erwiderte sie. — Wie? Gedichte von Eurem Sohne? rief ich überrascht. — Ja, Herr — und sie reichte mir ein Blatt hin. Ich begann zu lesen; doch vermochte ich nicht gleich den Inhalt im einzelnen mir zu deuten, und ich bat sie deshalb herzlich, mir ein paar Blätter auf mein Zimmer hinaufzugeben, um sie mit Muße durchzustudiren. Erfreut über die lebhafte Theilnahme, die ich bekundete, überließ sie mir gern das ganze Päckchen, nachdem ich versprochen, ihr morgen alles wohlgeordnet zurückzugeben.

Und so saß ich denn droben in meinem Stübchen bei einem Kerzenlicht, dessen Flamme durch alle möglichen Kunstgriffe vor dem durch den Fensterladen dringenden scharfen Luftzug kaum geschützt werden konnte. Ein Sturmwind hatte sich erhoben und pfiff um das Haus, daß die baufälligen Wände unheimlich knisterten. Aber ich achtete kaum darauf und ließ auch das Abendbrod, das mir die Kleine in's Zimmer brachte, unberührt. Meine Seele war gefangen von den Poesien, die aus den Blättern zu mir flüsterten und klagten und zürnten und gedankenvoll prophezeiten. Wie wenn ein Ungeübter durch ein Stereoskop schaut, darin zuerst ihm alles unklar und verhüllt und verworren erscheint; allmählich aber schieben und fügen sich die Umrisse ineinander, und in lichter Körperlichkeit plötzlich treten die Bilder heraus vor das überraschte Auge, so tauchte mir nach öfterm Lesen das Verständniß dieser Poesien auf. Erst der Kälteschauer des anbrechenden Morgens mahnte mich an die versäumte Nachtruhe.

5.

Meine Bootsleute waren angekommen, und ich nahm Abschied von dem freundlichen Podesta, meiner Wirthin und ihrem Töchterlein. Ich gab der hübschen Faustina ein kleines Geschenk als Andenken und sagte ihrer Mutter, als ich zum Lebewohl ihre Hand preßte, sie werde brieflich von mir hören. Dem Giallo und seinem Freunde, die sich am Einschiffungsplatze eingefunden hatten, steckte ich ein paar Münzen zu. Längs der gewundenen Ufer der ganzen Kanalstrecke, durch die das Boot ruderte, liefen sie beide neben uns her, und als endlich der breite Strom des Po uns wiederum aufnahm und sie zurückbleiben mußten, da hörte ich wieder jenen unartikulirten Schrei des Stummen, diesmal seinen Schmerzenslaut über die Trennung von dem ersten vielleicht, der sich gegen den armen Blödsinnigen freundlich erwiesen. Der Himmel hing voll Wolken, aus denen es nun leise zu tröpfeln begann. Als wir durch das Schleußennetz in die offene Lagune kamen, dunkelte es bereits; dichter strömte der Regen hernieder, und bald konnte man auf der endlosen Fläche nichts unterscheiden, als oben und unten Wasser, durch einen grauen Wasserkörper glitten wir mit Ruder und Segel hindurch. Schnell trat auch volle Finsterniß herein und schuf eine Situation, wie sie Heine schildert:

Aus dunkler Höh' mit wilder Macht
Die Regengüsse träufen;
Es war, als wollte die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

Ganz unbegreiflich war und blieb es mir, wie meine kompaßlosen Schiffsleute bei dem vollständigen Mangel auch des geringsten Merkmales der Orientirung durch das finstere, von einzelnen Windstößen gepeitschte Naß Richtung und Weg zu finden vermochten. Sie unterhielten sich mit munteren Scherzreden und waren allesammt freudig gestimmt, weil das Unwetter, dem nur noch der volle Oststurm fehlte, für Comacchio endlich die Aussicht auf einen reichen und glücklichen Nacht-Fischfang bot. Als aber geraume Zeit so hingegangen war, da spähten sie doch besorgt und eifrig aus nach dem „Fünkchen der Madonna", wie sie es nannten, das ist die Lampe, welche über einem Marienbilde das winzige comacchienser Leuchtfeuer bildete und für den Schiffer des Nachts den sicheren Hafen anzeigt. Bald wollte der, bald jener das Flämmchen erblickt haben, immer aber täuschten sie sich, und als endlich der am Vordertheil sitzende ein sicheres, frohes eccola! ausstieß, war ich erst nach langem Suchen im stande, den unscheinbaren Lichtpunkt zu entdecken, der noch meilenweit entfernt schien. Mitternacht war vorüber, als dicht vor uns aus dem Regen die Umrisse des großen Domes von Comacchio auftauchten und ich nach schwieriger Landung halb erstarrt und geblendet in meinem Domizil „Al cacciatore" in Comacchio anlangte. Da im Kamin der Gaststube noch Feuer brannte, so bat mich der Wirth, hineinzutreten, bevor mein Zimmer erwärmt werde, und so hatte ich noch Gelegenheit, ein paar Maraspieler in voller, wilder Thätigkeit zu beobachten, die sich durch mein Hinzukommen keinen Moment stören ließen. Dem einen der Spieler, einem jungen Burschen mit blitzenden Augen und wildem Haar, den Hut weit nach hinten auf den Nacken gerückt, mußte durch das Aufschlagen auf den Tisch ein Splitter in die linke Hand gedrungen sein, denn er hatte um die Handwurzel ein Taschentuch gewickelt, das von dunklen Blutstropfen gefärbt war, auch zuckten seine Lippen schmerzlich; nichtsdestoweniger erfolgten seine Schläge mit den gespreizten Fingern und die Ausrufe in gleicher Leidenschaft weiter und führten mir die tiefempfundene Wahrheit eines der Gedichte von Franzesko lebhaft vor Augen, welches diesem von obenher unter allen Regierungem dem Volke anerzogenen und durch noch heute bestehende Einrichtungen geförderten Nationallaster gewidmet war. Noch mitten in den buntverworrenen Traum hinein, der sich diese Nacht aus meinen jüngsten Erlebnissen zusammenspann und durcheinanderwob, verfolgten mich die Rufe: due! dieci! sette! sette! und die verzerrten Angesichter der Maraspieler.

Das allgemeine Massentödten der Pockenkranken im vorigen Jahrhundert durch Aerzte und Chirurgen.

Ein sauberes Stück Kulturgeschichte, von Dr. **H. Oidtmann**, Arzt in Linnich.

(Schluß.)

Seite 20. „Nun kann ich zwar nicht in Abrede stellen, daß diejenigen hierinnen sehr irren, welche meinen, es käme bei denen Blattern nur auf das blosse Aderlassen an, womit öffters viel versehen und verderbet wird. (Das glaube ich wohl! D. A.) Es ist deswegen wohl zu merken, daß selbiges nur den Anfang zu einer glücklichen Cur bildet, sonsten aber wird weit mehr dazu erfordert. Denn gleich nach demselben muß man auf alle Art und Weise bedacht sein die Haut weich zu machen und zugleich das erhitzte Geblüte zu zertheilen, weswegen um die Füsse und Beine beständig warme Umschläge von erweichenden Sachen bereitet, geleget werden;

Seite 21. Ueberdem ist vornehmlich zu sorgen daß das verderbte Geblüte wieder zertheilet werde. Es muß derohalben der Patiente viel dünnes Getränke laulicht trinken, mit etwas gereinigtem Salpeter vermischt. Dergleichen kühlende und angenehme (?!) Getränke wird ein jeder erfahrener Medikus genugsam zu verordnen wissen. Hierauf wird alle Stunde von der kühlenden Tinktur und pulvere antipyico wechselsweise eingegeben.

Seite 22. Hier darff man sich nicht fürchten, daß man mit denen Arzeneien der Sache zuviel thue; denn dieselben sind der Entzündung zu wehren eingerichtet, und braucht man dieselben fleißig fort.

Es wird der ganze Leib mit Betten zugedeckt.

Die Luft in dem Zimmer muß in einem solchen Grad der Wärme erhalten werden, als sie dem Kranken selbsten erleidlich ist; man beweget die Lufft mit einem Fecher nach dem Gesichte zu, damit durch diese Kühlung die Hitze daselbst am meisten gedämpffet werde (das war die Ventilation im vorigen Jahrhundert!); jedoch werden dabei die andern Theile des Leibes in einer feuchten Wärme erhalten. Man schaffet alles faulichte Wesen bei Seite und suchet eine gereinigte Lufft um den Patienten herum zu erhalten. Zu dem Ende kann man mit Räucher-Pulver des Tages etlichemahl die Lufft säubern und verbessern. (Luftwechsel galt für einen tödtlichen Eingriff.)

Die Blatter-Krankheit auf jetzt beschriebene Art zu kuriren ist nach denen Lehr-Sätzen der mechanischen Medizin vest gegründet. Diejenigen, wo man alles das, was in vorhergehenden ist gerathen worden, hat brauchen können, haben glücklich die Blattern überstanden; hingegen sind andere sehr unglücklich gewesen, welche wegen der eingewurzelten Vorurtheile sich nicht nach der Vorschrift gehalten; denn derselben Kinder sind von Blattern sehr stark befallen worden und haben wohl gar ihr Leben darüber einbüßen müssen, welches man aber im Geringsten nicht der von uns angeführten und sonst recht sichern Kur zuschreiben darff, sondern die Schuld liegt an den Leuten selbst, daß sie dem Rath der Medici nicht folgen wollen. Gewiß, wer sich dieser Methode zu rechter Zeit bedienet, der kann versichert sein, daß er nächst göttlicher Hülfe diese Krankheit gar leichtlich überstehen werde.

Schließlich folgt in dem Buche eine kleine, aber gespickte Pockenpharmakopoe, ein Verzeichniß von Arzneikompositionen der drolligsten Art, wobei in der Regel 12—14 verschiedene Gift- und andere Pflanzen, Blätter, Stengel und Wurzeln zu Einem Rezept durcheinandergemengt werden. Auch solche ekelhaften Gebräue noch mußten im vorigen Jahrhundert die armen Pockenkranken ptisanenweise sich hinunterwürgen, ehe sie von den Aderlässen und Schröpfungen getödtet und in die Grube geschickt wurden. Und da beklagen unsere aufgeklärten ärztlichen Humanisten die traurigen Schicksale der Pockenkranken des vorigen Jahrhunderts, daß sie nämlich den „Segen der Impfung“ nicht gekannt hätten und an dem „Nichtgeimpftsein“ so massenhaft gestorben wären!

Erstaunt fragen wir uns: Gingen denn damals den Menschen über die Greuel der ärztlichen Abschlächtereien die Augen nicht auf? Dafür stand das Volk zu sehr unter dem Despotismus ihrer dogmatisch geschulten Aerzte. Wenn unter hundert Pockenkranken, denen zur Ader gelassen worden, auch nur zehn nicht umzubringen waren und ihr Leben noch einmal kümmerlich retteten, dann waren die übrigen neunzig, welche starben, nach der Erklärung der Aerzte beileibe nicht den Aderlässen erlegen, sondern nur darum nicht gerettet worden, weil sie sich entweder zu spät oder dabei noch nicht genug Blut hatten abzapfen lassen; — und so wurde tapfer drauflos Blut gezapft und — geimpft. Heute sagt man ganz analog: die Gestorbenen waren entweder zu spät oder nicht stark genug oder schon vor zu langer Zeit geimpft. Die Pocken bringen die Menschen nicht um, sondern das Ungeimpftsein derselben.

Der damals den Ton angebende Freind und seine zeitgenössischen Kollegen, welche die Pockenkranken außer mit Aderlässen auch noch mit maßlosen, drastischen Purganzen um die Ecke brachten, fanden übrigens schon im Jahre 1725 ihren Sittenrichter in dem Professor Dr. Johannes Woodward von Gresham, einem klarblickenden Arzte und Lehrer. Sein Werk „De Variolis“ wirft ganz erschreckliche Streiflichter auf die Schreckensherrschaft der Pfropf- oder Impfärzte und Chirurgen des vorigen Jahrhunderts. Nachdem er die gewissenlose, schaudervolle Praxis seiner zeitgenössischen Kollegen, besonders der Freindianer, bei Pockenkranken in dem ersten Theile seines Buches gebührend gegeißelt*), beruft er sich S. 59 auf den warnenden Ausspruch des Hippokrates, welcher vom Arzte verlange, daß er ja besonnen handeln und sich hüten möge, durch eine verkehrte Behandlung dem Erkrankten Schaden zuzufügen, denn die Uebel, welche die Krankheit begleiteten, seien „per se“ schon schlimm genug. Es ist viel sicherer, sagt Dr. W. gegen die Freindianer, abzuwarten, die Pockenkranken zu beobachten und sich des Arzneiverordnens gänzlich zu enthalten, als irgend etwas zu wagen, was dem Kranken schaden könnte. Es sei zu wünschen, daß durch die ungeheure Anzahl der gebräuchlichen scharfen Arzneien dem Kranken nicht ein viel größerer Schaden zugefügt werde, als durch die Krankheit selbst. Das Volk, aber auch bereits erfahrene Aerzte hätten beobachtet, daß ganz besonders bei den Pocken diejenigen Kranken, welche möglichst wenig Arznei nehmen, durchkommen, diejenigen dagegen, welche recht viele ärztliche Hilfsmittel gebrauchen, sehr selten die Krankheit überleben.

Mit diesem Ausspruche hatte Dr. Woodward in ein Wespennest gegriffen; die Kollegen fielen über ihn her, thaten ihn in den Bann, schalten ihn einen Leineweber und machten ihm die Tage bis zu seinem 1728 in London erfolgten Tode recht sauer. Dr. W. fährt fort:

Einer von den Freunden und Gesinnungsgenossen des Dr. Freind nennt als das Hauptheilmittel gegen die Pocken den Aderlaß, fügt aber gleich selbst hinzu, er verhindere nicht allein nicht den Tod, sondern die obenbeschriebene ärztliche Methode, pockenkranke Menschen durch die Aderlaßlanzette rasch umzubringen, könnte an Raffinement nicht leicht überboten werden. Und dennoch habe ich von Aerzten des vorigen Jahrhunderts eine Menge Bücher vor mir liegen, welche für das damalige allgemeine Herrschen noch mörderischerer ärztlicher Pockenbehandlungsmethoden Zeugniß geben, so u. a. die in lateinischer Sprache geschriebenen „Briefe des Dr. Johannes Freind an Dr. Mead über die Purgirmittel im Pockenfieber, Rotterdam 1710 u. 24.“

Der schärfste Hieb, den der Dr. W. seinen gewissenlosen Blutzapfkollegen geben konnte, war der folgende Ausspruch, welcher so recht die Oberflächlichkeit und den Selbstbetrug der damaligen Impf- und Pockenärzte kennzeichnet, welche durch Aderlässe und höllische Latwergen die Menschheit dezimirten:

Diese Herren Reformatoren der Heilkunst hüten sich wohl, irgendeinen ihrer s c h l i m m e n Pockenausgänge zu erwähnen. Und doch hat in dieser Beziehung die Aderlaßmethode ihres gleichen nie gehabt und wird es nie haben. — Dr. Freind (Verfechter des Aderlasses in der Pockenkrankheit) verschweigt, zur Ehrenrettung des Hippokrates, daß von 42 Fieberkranken nach der Aderlaßmethode 24 gestorben sind. (Seite 156.)

Aus diesen schlichten Worten eines berühmten, aufrichtigen Arztes können wir ermessen, welche Bewandtniß es mit den Erfolgstatistiken der damaligen Aderlaßmanie bei Pockenkranken hatte. Das beharrliche Verschweigen und Vertuschen der zahllosen ungünstig verlaufenden Fälle galt nach stillschweigendem Uebereinkommen nicht allein für statthaft, sondern aus Standesinteresse gleichsam für geboten.

---

*) Ich fand in dem Exemplar seiner Schrift, welches ich in der Bibliothek zu Greifswald entdeckte, einen von ärztlicher Hand geschriebenen alten Zettel, in welchem Dr. W., weil er über die Medikasterwirthschaft in den Pockenepidemien bitter geklagt, in hämischer Weise des Brotneides und aller möglichen niedrigen Motive beschuldigt wurde — ein Zeichen von Zelotismus der alten, zünftig-dogmatischen Aerzte. Diese handschriftliche Kritik war ein Citat von Dr. Mead, einem Feinde der damaligen Impfgegner.

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Der 15jährige Literaturkrieg zwischen den Leipzigern und den Schweizern. — Des Krieges Früchte. — Neutrale: Hagedorn und Haller.)

Die sich in schroffer Weise an das Tageslicht drängenden Gegensätze zwischen den poetischen Anschauungen G o t t s c h e d s, des allein tonangebenden Führers der deutschen Schönliteratur, und denen B o d m e r s und B r e i t i n g e r s, der Chorführer jener von der Schweiz ausgegangenen literarischen Bewegung, entfachte nun einen bis dahin in Deutschland ganz beispiellosen, an Erbitterung manchen Völkerkampf überbietenden Literaturkrieg.

Wie die einander ausschließenden Ansichten der feindlichen Literaten über Miltons „Verlorenes Paradies“ den letzten Anstoß zum offenen Ausbruch der Feindseligkeiten gegeben hatten, so bildete Gottscheds beleidigte Herrschereitelkeit, bitter gekränkt schon durch den Titel des breitinger'schen Hauptwerkes, das wie sein eingebildetermaßen endgiltiges, unumstößliches Poesiegesetzbuch „Kritische Dichtkunst“ hieß, den beständigen Stachel zu hämischer Erneuerung der Zwistigkeiten; und die überlegenen Einsichten der Schweizer in das Wesen und die Aufgabe der Poesie waren der eigentliche Gegenstand des Kampfes.

Bodmer und Breitinger waren zwar gleich Gottsched bereit, die Regeln der poetischen Kunst den Meisterwerken des Alterthums zu entnehmen, aber nicht darum, weil diese so gewonnenen Regeln dem entsprächen, was Gottsched als die auf schönwissenschaftlichem Gebiete unfehlbare Menschenvernunft zur absoluten Geistestyrannin gemacht wissen wollte.

Sie hatten den Gegenstand viel tiefer zu fassen gesucht, als Gottsched; sie untersuchten, wie die alten Schriftsteller selbst zu den Gesetzen ihres klassischen Schaffens gekommen seien. Dabei führte sie ihr Nachdenken zu der Folgerung, die mustergiltigen Redner und Dichter der Römer wären darum so Ausgezeichnetes zu leisten im stande gewesen, weil sie sehr sorgfältig darauf geachtet hätten, was immer eine lebendige Wirkung auf die Gemüther hervorzubringen geeignet sei, und warum diese Wirkung eintreten müsse. So hätten sie die Kunst in der Natur gefunden und die Regeln der Kunst als unverbrüchliche Gesetze allen nachfolgenden Zeiten überliefern können. Daher sei es für alle Zeiten Aufgabe des Kunstlehrers, „die Regeln, auf welche die Erfahrungen zuerst geführt haben, zu prüfen und die Ursache dessen, was nach der Natur des menschlichen Gemüths und der Harmonie zwischen demselben und den Vorstellungen (d. i. den Gegenständen der Darstellung) gefallen muß, damit zu vergleichen“*).

Damit hatten die beiden Schweizer in der That die Kunstregeln auf ihren wahren Ursprung zurückgeführt; doch das war nicht ihr einziges Verdienst. Sie waren es, welche zuerst in Deutschland durch ihre theoretischen Erörterungen, und hauptsächlich durch die Verknüpfung der Poesie mit der Malerei, die einander wesensgleich sein sollten, im Publikum der Ueberzeugung Bahn brachen, daß die Poesie eine den anderen Künsten ebenbürtige Kunst sei, deren vornehmster Zweck, der zu ergötzen, nicht auf jede beliebige Art, sondern nur durch die Darstellung des Schönen erreicht werden könne. Und dadurch leiteten sie eine Reihe von Forschungen über die Quellen und die Natur des Schönen ein, welche, wie wir sehen werden, für die deutsche Literatur von höchster Wichtigkeit geworden sind.

Dieser ihr ästhetischer Standpunkt war ebenso vollkommen neu, als für Gottscheds Oberflächlichkeit und Nüchternheit gänzlich unerreichbar. Er konnte nur wettern gegen die dichterische Phantasie, sie wieder hinauswerfen wollen aus dem Reiche seiner trocknen Verstandespoesie, ihre schöpferische Kraft für bare Thorheit und eine Art poetisches Verbrechen verdammen, aber sie als poetisch unentbehrlich zu begreifen vermochte er nicht.

Im Anfange des Kampfes war Gottscheds Position äußerlich die günstigere. Er war nicht nur der hochangesehene Gelehrte und Professor an der weltberühmten, anerkannt ersten deutschen Universität, sondern ihm standen auch die meisten Mitstreiter und in Schwabe's zu Leipzig von 1741—45 erschienenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ und den von 1742—47 in Halle zur Ausgabe gelangten „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“ einflußreiche gelehrte Preßorgane zur Verfügung.

Bald jedoch errang das muthige Auftreten der Schweizer auch diesen Anerkennung und warb für sie Bundesgenossen, besonders nachdem sich der im vorigen Artikel erwähnte Satiriker Liscow offen auf ihre Seite gestellt hatte. Mit der Dauer des Kampfes steigerte sich die Erbitterung und verminderte sich der Anstand in der Wahl der Mittel und in der Ausdrucksweise. Beide Theile zeterten und schimpften, — freilich erreichten die Schweizer im Schimpfen die Meisterschaft ihres Gegners nicht; beide Theile warfen einander, nicht immer mit Unrecht, Chikanen und Intriguen der niedrigsten Art vor, und es charakterisirt die Vorwürfe, welche herüber und hinüberflogen, trefflich, wenn Bodmer und Breitinger dem Gegner höhnend zugestanden, sie bestächen die noch heute bestehende, damals literarisch bei weitem einflußreichere Zeitung, den „Hamburgischen Korrespondenten“, vierteljährlich mit einem halben Schock Schweizerkäse, gleichwie sie den ehemals begeisterten Anhänger Gottscheds, den jungen Dichter Rost, mit Würsten, und Liscow mit Würsten und Käse für sich gewonnen hätten.

*) Cf. Koberstein, a. a. O.

Unsere poetische Literatur gewann durch diesen Krieg nicht unmittelbar. Die Schweizer waren so wenig Dichter als Gottsched, und konnten zwar für ihre Zeit ausgezeichnete Dichtungsregeln, aber nur sehr mangelhafte Gedichte machen. Als jedoch nach fünfzehn Jahren Gottsched vollständig besiegt, sein Einfluß gebrochen, seine Anhänger fast alle von ihm abgefallen waren, da war die schönwissenschaftliche Welt nicht nur von einem unduldsamen Oberrichter und verständnißarmen Tyrannen befreit, sondern es war auch ein so reges literarisches Leben erzeugt, solche Lust an der Kritik großgezogen, soviel poetisches Urtheil gezeitigt und soviel Anregung zu einsichtsvollem dichterischen Schaffen gegeben, wie noch nie zuvor in Deutschland*).

Dichter und Dichterlinge und, was viel bedeutsamer war, dichterische Vereinigungen und Zeitschriften schossen wie die Pilze aus dem Boden. Gottsched selbst zählt in der letzten von ihm herausgegebenen Wochenschrift, dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ (1751—62), nicht weniger als 182 derartige literarische Organe, fast alle geboren zwischen 1725 und 55 und weitaus die meisten befruchtet durch Gottsched und die Schweizer und durch die zwischen ihnen tobende Fehde.

Aehnliche Zwecke wie die um Bodmer und Breitinger schon seit 1721 geschaarte Vereinigung der „Maler“ verfolgte der 1734 von Samuel Gotthold Lange zu Halle gegründete Verein zur Beförderung deutscher Sprache, Poesie und Beredsamkeit, der auch die Uebung in poetischen und prosaischen Arbeiten zur Aufgabe hatte. Mit Ausnahme Jakob Immanuel Pyra's, der sich in einer Schrift, worin er nachwies, wie „die Gottschedische Sekte den Geschmack verderbe“, später auf Seite der Schweizer schlug, hatte übrigens auch dieser Schriftstellerkreis keinen Namen von dauerndem Ansehen aufzuweisen gehabt.

Nachdem dieser Verein mit dem Scheiden Lange's und Pyra's von Halle (1724) eingeschlafen war, traten drei junge Männer an demselben Orte zu zwanglosem Zusammenwirken, gemeinschaftlicher Lektüre der griechischen und römischen Dichter und zu, gegenseitiger Beurtheilung unterworfenen, Nachbildungen derselben einander nahe, nämlich Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719 bis 1803), Johann Peter Uz und Johann Nikolaus Götz. Ihr gemeinsames Streben erwarb ihnen die Bezeichnung der „Halleschen Dichter“ oder auch, im Gegensatz zu der in Leipzig bestehenden Schule sächsischer Dichter, die der „preußischen Dichterschule“.

Samuel Gotthold Lange bemühte sich, in Laublingen unweit Halle, wo er 1737 Pastor geworden war, nach allen Seiten hin Anknüpfung suchend, der geistige Mittelpunkt eines größeren Kreises literarisch Strebender zu werden, und empfing in seinem Hause außer Pyra auch den halleschen Professor Meier, den Schüler Baumgartens, des Vaters der deutschen Aesthetik und den Mitbegründer derselben, sowie Gleim und den Mathematiker und Aesthetiker Sulzer, durch welch' letzteren, der ein geborener Schweizer und Anhänger Bodmers und Breitingers war, er auch mit diesen in Verbindung kam.

Von demselben Streben war Gleim beseelt, der nach vollendeten Studien in Potsdam Hauslehrer, dann Sekretär des Prinzen Wilhelm von Brandenburg und Schwedt, und 1745 auf ganz kurze Zeit Staatssekretär des alten Dessauer geworden war, sich dann zu Berlin aufgehalten hatte und endlich 1747 einem Rufe als Domsekretär nach Halberstadt folgte.

Auch er schuf sich überall, wo er nur konnte, literarische Verbindungen, aber ihm war es garnicht um seinen eigenen Ruhm und Vortheil, sondern ausschließlich und uneigennützig um die Förderung der deutschen Literatur und ihrer hoffnungsvollen Jünger zu thun. Auf die literarhistorische Bedeutung Gleims und der übrigen, obengenannten Schriftsteller werden wir bei späterer Gelegenheit zu sprechen kommen. —

Während der Zeit des gottsched-bodmerschen Streits, und noch vor Beginn des offenen Kampfes zwischen den Leipzigern und den Schweizern waren zwei Dichter erstanden, die eine selb-

*) Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung, 4. Aufl., 4. Bd., S. 63) unterschätzt den Nutzen des Streits der Schweizer mit Gottsched in auffallender Weise, vielleicht in Anlehnung an die, wie mir scheint, einigermaßen einseitige Charakteristik der Schweizer durch Goethe in „Winkelmann und sein Jahrhundert“; während Koberstein, Kurz, sowie alle übrigen bedeutenden Literarhistoriker, deren bezügliche Ausführungen mir augenblicklich im Gedächtniß sind, diesen Kampf besser zu würdigen wissen.

ständige und mit Rücksicht auf die frühere Geschichte der deutschen Literaturentwicklung hohe Bedeutung zu beanspruchen haben; es sind dies der am 28. April 1808 zu Hamburg geborne Friedrich von Hagedorn, Sohn des dänischen Staats- und Konferenzraths Hans Stats von Hagedorn, und der 10. Oktober desselben Jahres geborene Sohn eines alten berner Patriziergeschlechts Albrecht von Haller (Porträt S. 425). Beide waren hochbegabt und empfingen eine vorzügliche Erziehung. Der um wenige Monate ältere Hagedorn neigte sich mehr zu heiterer, leichter Lebensauffassung; ungemein früh fühlte er sich als Dichter:

„Noch eh' der schwache Fuß zum Gehen Kraft gewann,
Und eh' die kleine Hand die Lettern deutlich schriebe
Empfand schon meine Brust zu Versen Lust und Liebe — —"

singt er selbst — die strengen Wissenschaften waren und blieben ihm Nebensache; den Freuden der Liebe und des geselligen Lebens galt sein Streben und Dichten. In Haller trat der schroffste Gegensatz zu der leichtherzigen Lebensanschauung Hagedorns in die Erscheinung. Er war der geborene Gelehrte. Sechs Jahre alt, fing er an, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch zu lernen, und schon als achtjähriger Knabe entwickelte er einen Sammelfleiß, der es ihm ermöglichte, in garnicht langer Zeit aus Bayle's historischem Wörterbuch beinahe 2000 kurze Biographieen auszuziehen. Als er aber dreizehn Jahre alt war, erwachte die Lust zur Poesie auch in ihm, und er begann, wie es in seiner Gelehrtennatur begründet war, sofort mit dem eifrigen Studium der alten Dichter; im Alter von fünfzehn Jahren hatte er so nebenher Uebersetzungen aus Ovid, Virgil und Horaz angefertigt, eine Menge lyrischer Gedichte und zwei Trauerspiele verfaßt und neben anderem auch ein 4000 Verse zählendes Epos gedichtet, das den Ursprung des Schweizerbundes schilderte. Nachdem er von 1723 an in Tübingen Anatomie und Botanik studirt, und in Leyden, der berühmtesten damaligen Universität Europas, von 1725 an seine Studien fortgesetzt hatte, erwarb er sich 1727 mit einer Abhandlung über den Speichelgang die medizinische Doktorwürde, und ließ sich nach Beendigung einer wissenschaftlichen Reise nach England und Frankreich und einer mit dem Professor Geßner unternommenen botanischen Alpenreise wieder in Bern nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Mein grüner Winkel.

Es ward zum Trost, es ward zum Segen
Die stille Welt der Pflanzen mir;
Ich lernte lieben, lernte pflegen
Die Blumen, meines Gartens Zier.
Ich bin nicht rauh genug zum Handeln,
Ich bin zu träumerisch und weich —
So laßt mich sinnend denn durchwandeln
Mein kleines, stilles, grünes Reich.

Was ich am Tage auch gelitten,
Am Abend sühnt's mein Paradies;
Es knirscht von meinen flücht'gen Tritten
Der schatt'gen Heckenwege Kies,
Seh ich von fern mit frohem Winken
Im Wind die schlanken Birken wehn,
Die Wacht zur Rechten und zur Linken
Der niedern Gartenpforte stehn.

Ich helfe jeder jungen Ranke
An ihrem Stab empor zum Licht —
Bei Sturm und Regengüssen schwanke
Sie ohne Halt und Stütze nicht;
Und an der Rose zartem Laube
Betracht' ich prüfend jedes Blatt,
Ob über Nacht es sich zum Raube
Der Spinner nicht erkoren hat.

Und dämmert still der Nacht entgegen
Der Tag voll Glut und Sonnenbrand,
So sprüht und stäubt den kühlen Regen
Auf meine Blumen meine Hand;
Dann fühl' ich wohl das Haar sich feuchten,
Ich fühle Stirn und Wange glühn,
Und nieder blickt mit mildem Leuchten
Der Stern der Liebe auf mein Mühn.

Die Vögel lernten mir vertrauen
Und fliehn bei meinem Nahen kaum,
Und ohne Scheu und Sorge bauen
Ihr Nestchen sie in Busch und Baum.
Den Alten auf der Jagd nach Futter
Hab' ich ja nimmer auch geschreckt,
Die Jungen nicht und nicht die Mutter,
Die über sie die Flügel deckt.

Was ich im weiten Garten finde
An spitzem, dornbewehrten Reis,
Um Stamm und Ast und Zweige winde
Ich schirmend es mit treuem Fleiß,
Daß nicht der Marder und die Katze,
Die lüstern durch die Gänge schleicht,
Mit scharfer, mörderischer Tatze
Die arme, junge Brut erreicht.

In jedem Lenz begrüß' ich wieder
Den scheuen Kuckuk selbst als Gast
Und flügelschlagend läßt er nieder
Sich immer auf demselben Ast,
Und oftmals hemm' ich meine Schritte,
Wenn ungewollt ich überrascht
Das Eichhornpaar, das um die Mitte
Des Stamms und auf und ab sich hascht.

Es formen sehnende Gedanken
Sich ohne Mühe zum Gedicht,
Wenn das Gewirr von Laub und Ranken
Vergoldet liegt im Morgenlicht,
Es trägt der Wind der Glocken Hallen
Zu mir herüber aus der Stadt
Und heiße, schwere Thränen fallen
Wie Regen auf ein theures Blatt.

Der Bäume schwanke Wipfel wiegen
Sich leise, wenn der Wind sie trifft,
Und irre Schatten überfliegen
Des Blattes rasche, schöne Schrift,
Und rühren keke Morgenwinde
An das Gezweig, so deckt im Nu
Die süßen Liebesworte linde
Ein Blüthenblatt-Gestöber zu.

In meinem Häuschen weinumsponnen
Hab' ich in dunkler, schwüler Nacht
So oft getrauert und gesonnen
Und an mein schlankes Lieb gedacht.
Dann schlägt auf den verschlungnen Wegen
Wie heißer Athem mir die Luft,
Es weht betäubend mir entgegen
Der Rosen und Violen Duft.

Ein tiefes, träumendes Verstummen,
Wo lautes Leben erst gewirrt!
Nur einen Falter hör' ich summen,
Der kreisend um die Blumen schwirrt,
Nur dann und wann erhascht mein Lauschen
Den dumpfen Fall der reifen Frucht,
Des Schilfes und der Weiden Rauschen
Am Ufersaum der kleinen Bucht.

Es spiegelt kaum, mit mattem Flimmer,
Ein Stern sich traumhaft in der Fluth,
Die regungslos, in schwarzem Schimmer,
An meines Gartens Borden ruht.
Mir ist, als sei von Menschenfüßen
Dies kleine Eden nie entweiht,
Als wohne hier der Geist der süßen,
Der Geist der heil'gen Einsamkeit.

Leonhard Helm.

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für Mai.

Ueber den „Dichter der Armen", wie man den am 1. Mai 1817 geborenen, in der Nacht vom 9. zum 10. April d. J. gestorbenen **Karl Beck** genannt hat, finden die Leser ausführliche Lebensbeschreibung und Charakteristik in Nummer 32 d. Bl.

Von dem „frechen Licht" des Tages abgewendet, preist die „heilige, unaussprechliche, geheimnißvolle" Nacht und singt der Jungfrau Maria inbrünstige Lieder der am 22. Mai 1772 auf dem Familiengute Wiederstadt in der Grafschaft Mansfeld geborene **Friedrich Georg von Hardenberg.** Er war der begabteste unter den Dichtern der sogenannten „Romantischen Schule", die, rückwärts blickend, das Ueberschwänglich-Wunderbare der poetischen Wirklichkeit voranstellte. Nachdem Hardenberg die Rechtswissenschaft studirt, wurde er in Weißenfels als Assessor beim Salinendepartement, dem sein Vater als Direktor vorstand, angestellt. 1798 ging er nach Freiberg, um die Bergwissenschaften zu studiren; nachmals ward er Amtshauptmann in Weißenfels und starb bereits am 25. März 1801 an der Schwindsucht. Er dichtete unter dem Namen „Novalis", und außer den zahlreichen von ihm veröffentlichten geistlichen Liedern („Wenn ich ihn nur habe" 2c.) ist sein Roman „Heinrich von Ofterdingen" zu erwähnen.

Ebenso talentvoll als charakterlos war **August Friedrich Ferdinand von Kotzebue,** geboren am 3. Mai 1761 zu Weimar, so daß J. Scherr mit Recht von ihm sagen konnte, daß er „der angebornen und eifrigst ausgebildeten Niederträchtigkeit seiner Gesinnung literarisch zu europäischer Bedeutung zu verhelfen wußte, indem er überall der Gemeinheit und falschen Sentimentalität zu schmeicheln verstand". Wie Kurz erwähnt, fing Kotzebue schon an, Verse zu machen, als er kaum sechs Jahre alt war. Auf der Universität, die er mit dem 16. Jahre bezog, verfolgte er mehr die schöne Literatur und mit Leidenschaft das Theater, als das Studium der Jurisprudenz, dem er sich eigentlich gewidmet hatte; noch als Student verfaßte er mehrere Theaterstücke. Nachdem er eine zeitlang als Advokat in Weimar gelebt, ging er nach Rußland, wo er in rascher Folge verschiedene hohe Stellen im Staatsdienste bekleidete, so u. a. die Leitung des deutschen Theaters übernahm. Im Jahre 1797 wurde Kotzebue als Hoftheaterdichter nach Wien berufen; aber es gefiel ihm dieser Posten nicht lange; er wurde mit

Pension entlassen und zog nach Weimar. Als er hierauf in Familienangelegenheiten eine Reise nach Rußland unternahm, wurde er, weil er sich durch seine Schriftstellerei verdächtig gemacht, auf Befehl des Kaisers schon an der Grenze arretirt und nach Sibirien verbannt. Doch erfolgte nach 4 Monaten seine Begnadigung; der Kaiser schenkte ihm sogar ein Gut und ernannte ihn auf's neue zum Theaterdirektor. Nach der Ermordung Paul I. kehrte Kotzebue wieder nach Deutschland zurück, um später zum drittenmal nach Rußland zu gehen. 1813 wurde er russischer Staatsrath und im Jahre 1816 sandte ihn die russische Regierung mit einem Jahresgehalt von 15000 Rubeln und dem Auftrage nach Deutschland, „über alle neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht u. s. w. in Deutschland und Frankreich in Umlauf kämen", direkt an den Kaiser zu berichten. Er lebte, bekämpft von allen Freiheitsfreunden, als russischer Polizeispion in Berlin, Weimar und zuletzt in Mannheim, woselbst er am 23. März 1819 von dem (später hingerichteten) Studenten der Theologie Karl Sand — einem religiös-patriotischen Schwärmer — erstochen wurde. „Den Tod durch den Mordstahl des schwärmerischen Sand hatte er tausendfach an Deutschland verdient", meint Johannes Scherr, — — denn sein Talent, seine seltene Erfindungsgabe, seine großartige Kenntniß der äußern Bühnenwirkung benützte er — jedes sittlichen Haltes entbehrend — um das natürliche Gefühl für Anstand und Sittlichkeit zu ertödten und die Unmoralität zu befördern; und er hat umsomehr Unheil über Deutschland gebracht, als er eine kaum glaubliche Fruchtbarkeit entfaltete: außer Romanen, Novellen, Gedichten, Reisebeschreibungen 2c. sind allein 210 Dramen von Kotzebue erschienen. Seine Stücke, sagt Stern, offenbarten „eine Gemeinheit und Plattheit, die ihr eigentliches Publikum am vornehmen und niedren Pöbel hatte." Nichtsdestoweniger finden wir einzelne Theaterstücke Kotzebue's, besonders Lustspiele, noch heute auf dem Repertoir deutscher Bühnen, wie z. B. „Die beiden Klingsberg", „Die deutschen Kleinstädter", „Die Verkleidungen", „Die Unglücklichen" u. a. m., und sein albernes Gedicht: „Die Verzweiflung" ist auf allen Jahrmärkten käuflich zu haben. —

Wolfgang Robert Griepenkerl, dramatischer Dichter, wurde am 4. Mai 1810 in Hofwyl in der Schweiz geboren, studirte nach dem Willen seines Vaters in Berlin Theologie, wandte sich aber bald ausschließlich literarischer Beschäftigung zu. 1840 wurde er zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Kadettenanstalt zu Braunschweig ernannt, welche Stellung er im Jahre 1847 aufgab. Er starb am 17. Oktober 1868. Von seinen Dramen sind hervorzuheben: „Robespierre" (Bremen 1851) und „Die Girondisten, Trauerspiel in 5 Aufzügen." —

In einem Eichengrunde bei Göttingen traten in einer prächtigen Mondnacht des Jahres 1772 zu einem Bunde der Dichtung und Freundschaft eine Anzahl junger Dichter zusammen, die, von patriotischem Geist durchdrungen, vor allem echte Humanität und strenge Sittenreinheit zu pflegen sich vornahmen. In diesen sogenannten „Hainbund" wurde auch der am 9. Mai 1752 in Hannover geborene **Johann Anton Leisewitz** aufgenommen. Derselbe besuchte die Universität zu Göttingen, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, ward darauf Advokat und 1778 Sekretär der Landschaft in Braunschweig; später wurde er zum Mitglied der Regierung ernannt und erwarb sich in dieser Stellung Verdienste um die Armenpflege. Er starb am 10. September 1806. Sein Hauptwerk ist das Trauerspiel „Julius von Tarent."

Als der Sohn des auch durch sein Lehrbuch der Metrik bekannten Dichters J. A. Apel ward am 10. Mai 1811 zu Leipzig **Guido Theodor Apel** geboren. Er genoß eine sorgfältige Erziehung, studirte auf den Universitäten Leipzig und Heidelberg Jurisprudenz, widmete sich aber, nachdem er 1836 infolge eines unglücklichen Sturzes von einem Pferde das Licht der Augen eingebüßt hatte, bald ganz der Dichtkunst, und es errangen insbesondere seine von gesundem Humor belebten Lustspiele und sein Drama: „Das Nähkäthchen, Schauspiel in 3 Aufzügen" (Leipzig 1856) vielen Beifall. Er starb am 26. November 1867.

Während Apel mit Glücksgütern reich bedacht war, mußte sich **Johann Peter Hebel,** der Sohn eines armen Webers in Hausen im Badischen, auf kümmerliche Weise seinen Lebensunterhalt erwerben, da er bald nach seiner am 11. Mai 1760 (in Basel) erfolgten Geburt seinen Vater durch den Tod verlor. Doch gelang es ihm durch Unterstützung einiger Freunde, das Gymnasium in Karlsruhe besuchen zu können. Von 1778 bis 1780 studirte er in Erlangen Theologie. Acht Jahre darauf ward er in Karlsruhe zum Professor befördert und 1805 übertrug man ihm die Direktion des Gymnasiums. Im Jahre 1819 erfolgte seine Ernennung zum evangelischen Prälaten. Er starb plötzlich auf einer Reise in Schwetzingen am 22. September 1826. Aus dem Volke hervorgegangen, hat denn auch kaum je ein Dichter das Volk in seinem innersten Wesen so gut erkannt und dessen Thun formgewandt poetisch so schön dargestellt, als Hebel, dessen „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreund" gradezu ein Meisterstück genannt werden muß. Gervinus sagt, daß die Dichtungen Hebel's „an echter Naivetät in den Naturdichtungen neuerer Zeiten nicht ihres gleichen" haben und Findel stimmt dem bei, indem er erklärt, daß die Art, wie Hebel jeden Gegenstand der Natur zu beleben verstehe, in der That „unnachahmlich" sei. Auch Scherr schließt sich dem allgemeinen Lob an und meint: „Allem, was der Dichter auffaßte, wußte er einen poetischen Schmelz und Duft zu verleihen, welchen die liebenswürdige Naivetät der mundartlichen Form noch verstärkt." Von seinen Gedichten sei nur hervorgehoben: „Die Wiese", „Sonntagsfrühe" und das reizende „Liedlein vom Kirschbaum". Es verdient schließlich Erwähnung, daß Hebel es war, welcher die seit langer Zeit völlig verdrängte Dialektdichtung wieder zu Ehren brachte.

Justus Liebig, geboren am 12. Mai 1803 zu Darmstadt gestorben in München als Professor der Chemie am 18. April 1873, hat durch seine zahlreichen Untersuchungen, deren Resultate er veröffentlicht, Bedeutendes zur Förderung der Wissenschaft und ihrer Anwendung in der Praxis beigetragen. Wegen seiner vielfachen Verdienste wurde er in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Sein Portrait befindet sich im 1. Jahrgang der „N. W.", S. 352, die Biographie S. 360.

E. Künzel.

Die Liechtenstein-Klamm bei St. Johann im Pongau. (Bild Seite 424.) In einer ihrer glücklichsten Launen hat die Natur das österreichische Salzkammergut in's Leben gerufen. Unmittelbar aus der bayerischen Ebene steigt der Vorhof des Alpendomes zum Himmel empor. Aus der wunderbaren Vereinigung des Lieblichen mit dem Erhabenen, aus himmelhohen, schneebedeckten Bergen und frischen grünen Matten, aus schattigen Wäldern mit murmelnden Silberquellen und schroffen Runsen mit donnernden Wasserfällen ist dieses Schaustück der Schöpfung zusammengesetzt.

Bezeichnend für die Saumseligkeit der Bewohner dieses paradiesischen Erdenwinkels ist aber der Umstand, daß die schönste Partie zwischen Salzburg und Gastein, die Liechtenstein-Klamm bei St. Johann im Pongau, erst seit dem Jahre 1877 dem Touristen und zwar nur zum Theil erschlossen ist. Der ehernen Schlange der Eisenbahn, welche von dem römischen Juvavium (Salzburg) bis Lend (Landesgrenze) das grüne Thal der Salzach durchzieht, war es vorbehalten, dieses nur den Jägern und Schmugglern bekannte Dornröschen in die Welt einzuführen.

Wer sich auf Schusters Rappen, nämlich auf seine Beine verlassen kann, dem rathen wir unbedingt zur Fußtour, die man von Salzburg bis St. Johann bequem in $6^1/_2$ Stunde zurücklegen kann; es ist eine ununterbrochene Reihenfolge der großartigsten Landschaften. Von Salzburg über Hallein nach Golling geht man ohne merkliche Steigung auf einem Wiesenteppich. In Golling stürzt sich von dem bewaldeten Abhang des Hohen-Göll aus einem Felsloch mit vorspringenden Blöcken der Wasserstaub des Schwarzbachfalls, der muthmaßliche Abfluß des 220 Meter höher gelegenen Königsees. Von hier senkt sich der Weg zwischen dem senkrecht abfallenden Tännengebirge und dem ebenso steilen Hagengebirge zum Kroatenloch, berühmt durch die Blutbäder bei Paß-Lueg (1742 und 1809). An der Aschauer Brücke fällt der Blühnbach, die Moräne der Gletscher der „Uebergossenen Alm", in die Salzach. Bei dem stattlichen Marktflecken Werfen verbreitert sich das Thal der Salzach und westlich wird die 2939 Meter hohe Felsennadel des Hochkönigs sichtbar. Von dem nächsten Ort Bischofshofen erreicht man in $2^1/_2$ Stunde St. Johann im Pongau. Nach einem Rückblick auf die grauen, kahlen, zerrissenen Zacken des Tännengebirges, die man von hier aus sechs Stunden weit verfolgen kann, führen wir den Leser in die schauerliche Kluft, wie sie unser Bild zeigt.

Länger als nothwendig haben sich die Naturforscher darüber gestritten, ob die Falten unserer alten Mutter Erde der Wassergott Neptun oder der Feuergott Pluto verschuldet hat. Die Auswaschungen (Klammen) bei St. Johann im Pongau im sekundären Kalkstein, welcher bekanntlich jede Mitwirkung feuerspeiender Berge ausschließt, bringen das lateinische Sprüchwort: „Gutta cavat lapidem" (der Tropfen höhlt den Stein aus) zu Ehren und liefern den unwiderlegbaren Beweis, daß die Physiognomie unseres Planeten weniger durch gewaltsame Umwälzungen als durch den stetigen Einfluß der Athmosphärilien (Wasser und Luft) bestimmt wurde.

Nachdem wir uns in dem freundlichen Marktflecken St. Johann, den die Vorberge der Hohen Tauern und des Tännengebirges umschließen, gelabt haben, greifen wir wieder zum Wanderstab, um auf einem etwas holprigen Knüppeldamm das Ziel unserer Wanderung zu erreichen. In einer Stunde ist unseren Blicken eine Gebirgspartie aufgeschlossen, welche im Gebiet der deutsch-österreichischen Alpen kaum ihresgleichen finden dürfte.

Den Eintritt in die Schlucht vermitteln Brücken, deren Eisenträger in die Felswände eingelassen sind. Tosend braust die Ache dem Wanderer entgegen und wirft zischend ihren schäumigen Gischt auf die Wände der Galerien, die sie in ungezählten Aeonen durchnagt hat. Nach kurzem Gange haben wir das Ende der ersten Klamm erreicht. Doch das ist nur die freundliche Vorhalle zu der eigentlichen Werkstätte der Mächte der Vernichtung. Schon steigen himmelverhüllend die Wände eines Felsenkessels empor, und obzwar sie 2 bis 4 Meter auseinander stehen, herrscht in der nächsten Schlucht an den sonnenhellsten Tagen tiefe Dämmerung. Hier stürzt die Großarlerache in unzähligen Kaskaden unter der zitternden Brücke hindurch und von oben fällt ein feiner Staubregen herab. Das Getöse eines unsichtbaren Wasserfalls gemahnt uns an die Hölle, wie sie Dante in seiner „Göttlichen Komödie" geschildert.

Auf der Stiegenbrücke, auf welcher auf unserm Bilde der Mönch

herabkommt, gelangen wir durch einen Felsentunnel zu den düsteren Klammwänden; von welchen sich der bisher verborgen gewesene Großarlerachenfall herabstürzt. Die Kaskaden ober- und unterhalb nicht gerechnet, hat der Wasserfall eine Höhe von 53 Metern. Beim Anblick dieses Effektstückes glaubt man die Schönheiten der Liechtenstein-Klammen erschöpft, aber weit gefehlt! — Eine halbe Stunde weiter gewahren wir einen 200 Meter hohen Felsenriß. Wie Gainnanda Gäp, der gähnende Schlund der nordischen Göttersage, scheint die Finsterniß den Eindringling verschlingen zu wollen. Bei einer Biegung des Stollens glaubt man den Hort der Nibelungen zu sehen. Ein vorspringender Felsblock ist durch eine Spalte vom Sonnenstrahl grell beschienen. Der aus tausend Rinnsalen angewachsene Gebirgsbach stürzt als breites Silberband über den Felsen, um in unzählige Tropfen zu zerstieben, die, alle werthlos und einander gleich, doch im Sonnenschein als bunte köstliche Edelsteine funkeln. Dieses Brillantfeuerwerk, welches Mutter Erde aus Wasser herstellt, wirkt desto intensiver, weil der Zuschauer im Dunkeln steht.

Hiermit habe ich den Lesern der „Neuen Welt“ ein Geheimniß des Hochgebirges entschleiert, das noch nicht einmal in Bädecker's Reisehandbuch steht. Denn die Pongauer Alpenvereinssektion hat den 1844 Meter langen Weg bis zur dritten Schlucht erst voriges Jahr mit einem Kostenaufwand von etwa 3000 Gulden ö. W. gangbar gemacht.

Die Liechtenstein-Klamm übertrifft an Großartigkeit die berühmte Taminaschlucht in Graubünden, und zudem ist es im Salzkammergut viel billiger wie in der Schweiz, was doch auch nicht zu verachten ist.

Dr. M. T.

Ein einmaliger ärztlicher Briefkasten*).

Allen denjenigen, welche den Unterzeichneten mit einer Zuschrift erfreuten oder ärgerten, belustigten oder belästigten, kurzweilten oder langweilten, in Begeisterung oder in Verzweiflung versetzten, diene ein- für allemal folgendes zur Beherzigung:

Der Unterzeichnete hat nichts, aber auch gar nichts mit dem ärztlichen Briefkasten der „Neuen Welt“ zu thun, und verweist hiermit alle diejenigen, welche eine ärztliche Berathung wünschen, mit ihren — hoffentlich frankirten — Zuschriften an die Redaktion des ärztlichen Briefkastens der „N. W.“ Eine sachlichere, kenntnißreichere und gewissenhaftere Beurtheilung, als sie daselbst auf solche Anfragen, die überhaupt ohne Beaugenscheinigung des betreffenden Patienten, und zwar öffentlich, beantwortet werden können, abgegeben wird, ist kaum denkbar.

Der Unterschied, welcher zwischen der zur Zeit noch florirenden, aber sich bereits dem Untergange nähernden allopathischen Heilweise und derjenigen besteht, die sich „Naturheilkunde“ nennt, und welche dazu berufen ist, die Medizin der Zukunft, nämlich eine gemeinverständliche, äußerst segensreiche Heilweise zu werden, soll demnächst von dem sich zur Naturheilkunde bekennenden Schreiber dieser Zeilen in einem speziellen Artikel behandelt werden, da sich dieser Unterschied nicht mit wenigen Worten klar machen läßt.

Aus der großen Anzahl der vor uns liegenden Zuschriften wollen wir eine kleine Anzahl herausgreifen und ausnahmsweise beantworten. Wie recht und billig sollen die Damen den Vorrang haben. 1) Da wünscht z. B. eine Dame, Frau R. aus **Liegnitz**, ärztlichen Rath. Hier ist er:

Zweifellos ist der betreffende Herr N. ein sehr kenntnißreicher, gefühlvoller und uneigennütziger Arzt — o, wenn nur alle dies wären — der Ihr drei Monate altes Kind gegen die unschöne Arzneimittelsucht seiner Eltern in Schutz nimmt. Versetzen Sie Sich doch nur einen einzigen Augenblick in die Lage dieses tüchtigen und gewissenhaften Arztes. Derselbe thut voll und ganz seine Pflicht, indem er Ihnen gemäß seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung die Versicherung gibt, daß es sich in dem vorliegenden Falle um eine „unwesentliche Sache“, nämlich um einen vorübergehenden Schönheitsfehler eines 3 Monate alten Kindes handelt. Trotzdem wird der betreffende Arzt durch Ihr „eindringliches Zureden“ endlich dahin gebracht, „etwas zu verschreiben.“ Derselbe wurde also solange gefoltert — denn unter so bewandten Umständen rechnen wir hierzulande die Zunge einer Dame zu den Folterwerkzeugen — bis er gegen seine wissenschaftliche Ueberzeugung handelte. Welches ist nun wohl das Ergebniß dieses Thuns? Was gewinnt der Arzt hierbei? (Wir erwähnen nämlich den Arzt in erster Linie, weil der dreimonatliche sogenannte Patient eigentlich gar kein Patient ist, sondern in diesem Falle der Arzt der eigentliche Patient ist, da er am meisten bei der ganzen Angelegenheit zu leiden hat.) Was gewinnt nun der Arzt? Um das Kind vor noch anderweitigen, vielleicht weit weniger harmlosen Quacksalbereien — wir sagen anderweitigen, denn derartige Klienten laufen gern aus der Praxis des nicht gefügigen Arztes und suchen anderwärts ihre Arzneimittelsucht zu befriedigen — zu schützen, verordnet er „etwas“, obgleich er sich sagt, daß seine Verordnung ergebnißlos sein muß. Auf solche Weise erhält er bei dem Widerstreit zwischen seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung und Ihrer frenetischen Arzneimittelsucht die eine leere Schale der streitigen Auster, Sie selbst aber die andere, nämlich den Wahn, daß nun erfolgreich eingegriffen worden sei; die Auster selbst verzehrt aber der schmunzelnde Apotheker, der dem betreffenden Rezept auf den ersten Blick ansieht, daß es lediglich aus dem glorreichen Grunde verschrieben worden ist, „damit der Patient 'was hat“ („ut aliquid habeat“). Gönnen wir dem Apotheker diese seltene Freude; denn die Tage der allopathischen Apotheken sind gezählt und die Rezepte werden, jemehr es in dem Publikum tagt, immer kürzer und einfacher und gehen immer seltener in den Apotheken ein.

Nun sollte man denken, damit sei Ihnen, der Mutter, volle Genüge gethan. Aber nein! Alsbald beginnt eine erneute Jagd auf Arzneimittel; denn man hat herausgebracht, daß das verordnete Medikament „blos Magnesia ist.“ Man hält nun auch bei uns Nachfrage nach einem „Arzneimittel“, nicht etwa, weil jene unbedeutende Hautaffektion eine besondere Pflege bedarf oder besondere Maßnahmen verlangt, sondern weil sie die Mutter des Kindes „lästig“ findet. I, das ist ja ganz neu, daß ein kleines, hilfloses, 3 Monate altes Wesen der **Mutter** „lästig“ wird. Das ist doch wohl nur ein Schreibfehler?

2) Frau S. in **Halle a/S.** Wenden Sie Sich an einen erfahrenen Arzt.

3) Frl. Malwina vom **Thüringerwalde.** Sie hatten die Freundlichkeit, uns mit einem Schreibebrief zu beglücken, in welchem Sie Sich „ein paar wohlgeformte, dichte und dunkle Augenbrauen“ bestellen; wir bedauern sehr, daß dieser Artikel zur Zeit vollständig vergriffen ist.

4) Frl. G. in **Meißen.** Ihre „medizinische Frage“ haben wir einem Damenschneider zur Begutachtung unterbreitet.

5) Hrn. H. in **Posen.** Ziehen Sie einen erfahrenen und gewissenhaften Arzt zu rathe; denn es handelt sich in dem betreffenden Falle um ein tieferliegendes organisches Leiden. Der Umstand, daß Sie so viele Jahre an wiederholten Anfällen von Kopfrose gelitten haben und Ihr gegenwärtiger Zustand von körperlichem und geistigen Ueberarbeitetsein hat unverkennbaren Einfluß auf die Entstehung Ihres leidenden Zustandes geübt. Dieser Zustand des körperlichen und geistigen Ueberarbeitetseins kann aber nicht überraschen, wenn man hört, daß Sie im Winter von früh 8 Uhr (im Sommer von 7 Uhr an) bis abends 1/29 Uhr angestrengt und zwar sitzend thätig sein müssen. Da sind Sie allerdings in einer unbarmherzigen Tretmühle bedienstet, und in diesem Umstande suchen Sie die letzte Ursache Ihres Leidens, alsdann wird sich schon das erforderliche hilfreiche Rezept finden lassen.

6) Hrn. M. in **Breslau** Wahrhaftig, Sie verdienen es, krank zu sein! könnte man bei Ihnen ausrufen. Denn wer wie Sie mit Argusaugen über seinem Medikamenten-„Schatz“ wacht und selbst Medizin, welche die Aufschrift trägt: „Zweistündlich 1 Eßlöffel“, in einzelnen Tropfen sich zuzählt und alsdann noch den Löffel ausschleckt, „damit ja der heilsamen Wirkung kein Eintrag geschieht“, der verdient es, ganz abgesehen von seinem Köhlerglauben, daß ihm von seinem Apotheker ein Arzneivertilgungs-Diplom überreicht werde. Den besten Beweis, daß Sie mit einem ganz außerordentlichen Arzneivertilgungstalente begabt sind, liefern Sie dadurch, daß Sie die Summe, welche Sie auf „gesundheitsdienliche“ Medikamente nach und nach verwendet haben, auf 2000—3000 Mark berechnen. Da müssen Sie ja ein förmlicher Ausbund von strotzender Gesundheit geworden sein. Nehmen Sie aber einmal den Fall ein, Sie hätten weder das erforderliche Geld, um dem Laster der Medizinschwelgerei zu fröhnen, noch hätten Sie die erforderliche Zeit, um jedes Atom, das in Ihren Körper ein- und ausgeht, mit den Blicken eines vereidigten Taxators zu prüfen, wie dann? Dann bliebe Ihnen in der That nichts anderes übrig, als gesund zu sein. Uebernehmen Sie sofort einen Landbriefträgerposten, das ist die beste Medizin für Sie. — —

7) Hrn. F. in **Weimar.** Nein und noch einmal nein!

8) Hrn. M. in **Schmalkalden.** „Wenn Ihnen nicht so recht wohl um's Herz ist, so nehmen Sie regelmäßig einige bittere Schnäpse zu sich.“ Sie fabriziren wohl bittere Schnäpse und wollen, wie es scheint, durch den ärztlichen Briefkasten Reklame für bittere Schnäpse machen? Das eine wenigstens ist sicher, daß in allen jenen Fällen, in welchen Ihnen „nicht wohl um's Herz ist“ und Sie nach dem Bittern greifen, es Ihnen wohl mehr um ein Schnäpschen als um Ihr Herz zu thun ist.

(Schluß folgt.)

*) Herr Dr. Voigt ersucht uns, diesem „einmaligen ärztlichen Briefkasten“ in der „Neuen Welt“ Unterkunft zu gewähren, und wir haben im Interesse unserer Leser diesem Wunsche Folge gegeben. Red.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 37. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Frank schnellte in die Höhe. „Was reden Sie denn da, grade als ob — als wenn — hören Sie, das ist zu arg; wenn wir Sie krank gemacht haben, werden wir Sie auch wieder gesund machen, — ha! das ist ihm ein Leichtes — ihm, — wird's auch zusammenbringen, hoff' ich." Er ging erbost gegen das Bett hin, um es zu ordnen, aber er warf Polster und Linnen erst recht durcheinander, dabei brummte er fortwährend unverständliches Zeug in seinen Bart; er sah sich dann nach Stefan um, und als er bemerkte, daß dieser keine Entgegnung versuchte und matt und wie in sich zusammengesunken dasaß, that ihm seine Rauheit leid und er wollte sie wieder gut machen. Er näherte sich Stefan mit einer Zartheit, die bei ihm sehr täppisch aussah. „Nur keine Angst, keine Angst, es geschieht Ihnen nichts mehr, er treibt's nicht weiter, — er läßt Sie los, ich weiß, weiß es von ihm selber; hab' es ihm ja gesagt, daß er bei Ihnen zu weit gegangen ist, — ja, bei Gott, ich hab' es ihm selbst gesagt, und was wahr ist, ist wahr, er hat's noch keinem so arg angethan, aber, mein Gott — die Gelegenheit, das müssen Sie doch einsehen, wann erwischt man auch wieder einen — einen — nun, was wahr ist, ist wahr, — weniger schade ist doch am Ende —" Frank schwieg betroffen; bei dem Bestreben, seinen Herrn zu vertheidigen, hätte er bald wieder eine Dummheit gesagt und dem armen Jungen weh gethan, aber zum Glück wird er's nicht bemerkt haben, meinte er. Er wollte es auch schnell vertuschen, und er reichte ihm deshalb das Glas saure Milch hin, das er ihm gebracht hatte. „Sie müssen frühstücken, junger Herr, — das können Sie gut vertragen, — trinken Sie, trinken Sie!"

Er hielt ihm das Glas an den Mund und Stefan nahm und nippte. Dann versank er in seine vorige Apathie. Er hatte es wohl verstanden, was Frank in seiner Ungeschicktheit ihm mit halben Worten verrathen: der Physiologe machte sich kein Gewissen daraus, ihn als Versuchsthier zu benutzen, denn er war ja ohnehin schon ein verstümmeltes, ein werthloses Individuum in seinen Augen. Es war dies vielleicht die schmerzlichste Demüthigung unter allen.

Gegen Mittag kam der Professor herunter. Er schien ernstlich besorgt. „Sie bedürfen dringend einer Luftveränderung," sagte er in einem fast väterlichen Ton. „Das Fieber droht in ein perniziöses auszuarten. Dergleichen ist häufig mit einer chronischen Blutentartung verbunden, und nun nehmen Sie Sich auch noch Ihre gestrige Schlappe so zu Herzen. Sie sind sehr sensibel, weit mehr, als bei Ihrem robusten Körper vorauszusetzen war. Kehren Sie über die Ferien in Ihre Heimat zurück, dort werden Sie Sich hoffentlich bald erholen; wenn Sie etwas bedürfen, meine Börse steht Ihnen zur Verfügung."

Stefan lehnte dankend ab; er hoffe grade noch genug zu haben, um die Fahrt bezahlen zu können, sagte er; als ihn aber Schwarz verlassen hatte, gab er Frank seine Uhr mit der Weisung, sie zu verkaufen, — er hatte nicht mehr das Geld zur Heimreise. Nachmittags packte er seine wenigen Utensilien zusammen; ja, er wußte es jetzt, er müsse heim. Gestern noch hätte es sein Stolz für unmöglich gehalten, jetzt nachhause zurückzukehren, so zurückzukehren, krank, siech, als ein durchgefallener Prüfungskandidat, als ein Bettler, in einem Zustande, der das Mitleid herausfordert, das Erbarmen; jetzt wußte er, daß er vom Leben nichts, nichts anderes mehr zu erwarten habe, als dieses Mitleid, dieses Erbarmen. Aber bei denen, die er liebte und die ihn liebten, hatte er ein heiliges Anrecht darauf, er wollte es sich holen, und wie ein krankes Kind verlangte er jetzt sehnsüchtig darnach. Sie durften ihm Theilnahme, Mitleid nicht verweigern, er war ja so unglücklich, er war ja elend. Sie würden sie ihm auch nicht versagen, o, er war dessen sicher, selbst sein Vater würde nicht mehr hartherzig sein, sie alle würden ihn mit Liebe umgeben, mit tröstender Zärtlichkeit. Er würde an dem süßen Gifte sterben, er fühlte es, aber er konnte ja nicht länger leben. Und so wollte er denn noch einmal an dem Anblick alles dessen sich erfreuen, das ihm von Jugend auf theuer war, er wollte auch Valerie wiedersehen, ihr danken für ihre Liebe und Treue und — Abschied von ihr nehmen. Er hatte keinen andern Wunsch mehr, als diesen. Er brachte ihn in Ausführung.

Er schrieb an Wüst nach Manaos, er theilte ihm alles auf sein Werk Bezügliche mit, und dann so ziemlich alles, was ihn selbst betroffen; er verhehlte nicht den desperaten Zustand seiner Gesundheit, ohne jedoch Professor Schwarz dafür verantwortlich zu machen, ja, ohne der an ihm gemachten Experimente Erwähnung zu thun; er sagte, daß er nachhause zurückkehre, da ihm nichts anderes mehr übrig geblieben, aber er ließ, indem er ihm ein wehmüthiges Abschiedswort zurief, durchblicken, daß er ihn daselbst wohl kaum mehr vorfinden werde. — Um acht Uhr war er auf dem Bahnhof, er fuhr mit dem Schnellzug der Heimat zu.

Nachdem Professor Wüst Lindau verlassen hatte, um seine große Reise anzutreten, war die Nandl mit ihrer Mutter in sein

Haus gezogen, wo ihnen der Professor die links vom Eingange gelegenen Stuben, sein ehemaliges Schlaf- und Badezimmerchen, eingeräumt hatte. Seine Bibliothek, sowie sein Arbeitszimmer, die er zuguterletzt noch selbst in Ordnung gebracht, sollten nur von der Nandl betreten werden, der auch die gewissenhafte Aufsicht über die Aquarien anvertraut war; ihr wurden auch von Wüst alle Schlüssel übergeben, und sie konnte für ein Jahr und darüber sich hier als unumschränkte Herrin betrachten. Die alte Kathrein, die das Mädchen lieb hatte und wohl bemerkte, wie ernst Nandl es plötzlich mit der Arbeit nahm und wie wacker und rührig sie mit nur geringer Beihülfe bestrebt war, den wüsten Fleck in einen Garten umzuwandeln, wie verständig sie für künftigen Gewinn sorgte und alles eintheilte, fügte sich gern und willig dieser neuübernommenen, jugendlichen Hausfrau, die ihr gegenüber freilich nur die Nandl blieb. Sie ärgerte sich über die alte Huber, die unwirsch und mit nichts zufrieden sich zeigte, und, obwohl Nandl bestrebt war, ihr einige Behaglichkeit zu schaffen, doch immer noch mehr verlangte. Jetzt sah Kathrein erst, wie dieses alte Weib, das völlig blödsinnig geworden war und sich stundenlang mit der vergilbten Wäsche ihres verstorbenen Kindes beschäftigen konnte, diese herzend und küssend, doch schnell zum Verständniß des wirklichen Lebens erwachte und sogar ein gewisses Raffinement zeigte, sobald es galt, die Nandl zu quälen. Sie war zu nichts mehr zu gebrauchen, nicht zu den kleinsten häuslichen Verrichtungen, weil sie sich dazu nicht gebrauchen lassen wollte, aber, obwohl sie nichts leistete und keinerlei Anstrengung sich unterzog, verlangte sie doch unter allen am meisten zu essen. Es gebühre ihr das, meinte sie, und die Nandl müsse es ihr geben. Hat ein Kind nicht die Verpflichtung, für seine Mutter zu sorgen? Gewiß, dieses mußte sie erhalten, es mußte sie füttern, unter allen Umständen, selbst wenn ihm für die Nothdurft des eigenen Körpers nicht mehr genug übrig blieb; und sie wollte sich füttern lassen, sie wollte sich mästen, der Nandl zum Trotz, die ja die Nahrung ihrem Kinde weggetrunken hatte; es war ihre Lebensaufgabe, ihr Lebenszweck geworden, es war ihre Wiedervergeltung! Sie aß mit Gier, sie aß mit Schadenfreude, ohne Bedacht, ob auch nur ein Krümchen für die andere übrig blieb. Sie hatte es seit Jahren so gemacht; früher hatte die Nandl das, was sie brauchte, beim Professor erhalten, jetzt aber hielt sie mit der Alten gemeinsamen Tisch. Es wäre der Armen wohl schlecht ergangen, wenn nicht hie und da die Kathrein sich in's Mitttel gelegt und der Alten, wie einem bösen Hunde, die Knochen wieder abgejagt hätte.

Der Winter kam und mit ihm eine schlechte Zeit für die junge Unternehmerin. Das Geld, das ihr Wüst hinterlassen, war aufgebraucht, im Garten lag der Schnee, und selbst in den Mistbeeten, die ihr dieser noch vor seiner Abreise herstellen ließ, keimte kein Hälmchen. Nandl wollte ihre Botengänge wieder aufnehmen, um nur einige Kreuzer heimzubringen, aber die Lindauer waren ihr feindlich gesinnt und wollten ihr nichts zu verdienen geben. Der Grillhofer hatte die Dorfleute gegen sie aufgehetzt, seitdem die Nandl in dem verrufenen Hause des Professors wohnte. Seitdem es hieß, sie hätte daselbst einen Garten angelegt, und das nächste Jahr werde sie den Städtern Salat und Spinat verkaufen, erwachte zugleich die Mißgunst. Was, ein so junges, dummes Dirndl wollte ein Geschäft auf eigene Faust führen und Geld verdienen? Nun, wär' nicht übel, dergleichen durfte nicht unterstützt werden, und sie nahmen sich vor, der Nandl soviel wie möglich in den Weg zu legen; gewiß wollten sie niemals etwas von ihr kaufen, und wenn sie's auch noch so nothwendig brauchen thäten. Auch die Kathrein, die das Renommé einer vorzüglichen Köchin hatte, und stets zu Tauf- und Hochzeitsschmäusen als solche angenommen und gut bezahlt wurde, ward jetzt nicht mehr so gesucht, und sie hatte es nur dem Umstande, daß ihr Ruf schon weit über Lindau hinaus sich verbreitet hatte, zu danken, wenn sie zuweilen als Aushelferin noch begehrt wurde. Sie mußte sich recht kümmerlich durchbringen. Die alte Huber hatte im vorigen Jahre, als ihre gänzliche Erwerbsunfähigkeit konstatirt war, von der Kommune ein Erdäpfelfeld geschenkt erhalten, es hatte heuer einen guten Ertrag abgeworfen, und sie waren gegen Ende des Winters auf diesen allein angewiesen. Aber von Erdäpfeln kann man leben, und es wäre alles gut gewesen, wenn nur die Huber, seitdem sie, wie sie sagte, das ganze Haus ernähren mußte, nicht noch launenhafter und wahrhaft unerträglich geworden wäre. Sie verlangte für ihre Erdäpfel, die sie den andern gab, Brod und Fleisch für sich, und so gab's jeden Mittag Streit und Zank, und sie erhob dann ein Zetergeschrei und jammerte über ihr elendes Loos, und über die Unkindlichkeit der Nandl, die ihre Mutter darben lasse, und sie schimpfte dann über die Kathrein, die sich von ihrem Eigenthum füttere, sodaß diese, von Widerwillen erfaßt, oft davonlief und rasch ein Stück Zeug oder ein Kleidungsstück verkaufte, um dieser gefräßigen Megäre den Mund zu stopfen. Kathrein begann sie zu hassen, Nandl aber blieb ihr gegenüber gleichmüthig und geduldig; sie war die Art und Weise schon gewöhnt, und sie raubte ihr nicht den frohen Muth, mit dem sie in die Zukunft blickte. Sie schien mit einem gläubigen Vertrauen, mit einer Art blinder Zuversicht, alles von derselben zu erwarten. Bald begann auch wieder für sie die Zeit harter, körperlicher Anstrengungen. Sobald der Schnee geschmolzen, mußten die Gartenarbeiten wieder beginnen. Jetzt konnte sie keinen Taglöhner mehr besolden, sie mußte selbst drauf und dran. Sie fing an zu graben und zu schaufeln, und die gute Kathrein half ihr dabei nach besten Kräften.

Um diese Zeit war's, als im Dorfe unsere alten Bekannten, der große Sepp und der weißköpfige Anton, viel von sich reden machten. Sie waren im Spätherbst, bald nach dem Friedensschlusse, auf unbestimmte Zeit beurlaubt worden, und da sie in einer Stadt nichts anzufangen wußten, so waren sie wieder in die Heimat zurückgekehrt, um sich hier als Knechte zu verdingen. Aber im Winter herrscht auf dem Lande ohnedies ein Ueberschuß von Kräften, und keiner nimmt sich da unnütze Esser in's Haus; wo sie anklopften, wurden sie abgewiesen. Die beiden Burschen waren überdies verkommen und arg verwildert, sie hatten sich den Branntwein angewöhnt und eine derbe Rauferei brachte sie bald vollends in bösen Leumund.

Eines Vormittags waren die beiden mit einem Bauer, dem reichen Entenhuber, in Streit gekommen, bei dem sie Arbeit gesucht und der sie ungebührlich hart angelassen und abgewiesen hatte; als sie am selben Abend im Wirthshaus wieder mit ihm zusammentrafen, konnte der Sepp es nicht unterlassen, von seinem Tische aus einige Anzüglichkeiten gegen den Nachbartisch zu schleudern, wo die Ansässigen bei vollen Krügen beisammen saßen. Sie riefen ihm zu, er sei ein Lump und habe sein Maul zu halten, was der Sepp erst recht als eine Aufforderung zum Sprechen ansah. Aber nach seiner hierauf erfolgten oratorischen Leistung streckten sich ihm ein Dutzend Fäuste entgegen, und man drohte, ihn hinauszuwerfen. Da erfaßte Sepp schnell entschlossen den Tischleuchter, und der Riese prügelte damit sämmtliche Anwesende, ob schuldig oder unschuldig, so nachdrücklich durcheinander, daß er endlich ganz allein als Sieger zurückblieb, nachdem selbst der Wirth das Weite gesucht hatte. Er übte hierauf die Rechte eines Eroberers, indem er alles noch vorhandene Bier aussoff und nach dieser Heldenthat in der Scheune seines Feindes seinen Rausch ausschlief. Seitdem war er geächtet, und der blonde Anton, obwohl ganz unschuldig an dieser Affaire, mit ihm. Keiner wollte mehr mit ihnen zu thun haben. Da geschah denn das Unvermeidliche, sie wurden Wildschützen. Sie machten ihre Sache gut, und man erzählte sich, sie hätten Monate hindurch gut zu leben gehabt und wahrlich nicht gedarbt, aber an einem bitterkalten Wintermorgen, da das Thermometer 10 Grad Kälte wies, wurden sie vom Förster und seinen Gehülfen erwischt und angehalten.

Sie setzten sich nicht zur Wehr; den Halberfrorenen mochte das Stadtgefängniß als ein höchst wünschenswerther Aufenthalt sich darstellen; ihr Begehren danach wurde denn auch sogleich erfüllt: man gönnte ihnen Zeit, den Rest des Winters im Stadtkotter über die Veränderung ihrer Lage nachzudenken. Da fanden sie denn, daß es daselbst kaum etwas wärmer als in ihrer Erdhöhle, aber dafür unverhältnißmäßig langweiliger sei, und sie nahmen sich vor, sich das nächstemal nicht mehr fangen zu lassen. Als sie loskamen, machte es ihnen einige Sorge, daß sie keine Gewehre mehr hatten, die waren und blieben konfiszirt, aber sie fingen, bis sie sich andere verschaffen konnten, die Hasen in der Schlinge, und diese schmeckten deshalb nicht weniger gut. Im Dorfe begannen sie als wahre Unholde sich zu geberden, sie stießen kecke Reden, ja Drohungen aus, und erpreßten sich so Geld und Lebensmittel. Es machte ihnen Spaß, die Bauern gegen sich aufzubringen und sie gleichzeitig in Angst zu versetzen; es lag ihnen nichts mehr daran, als ehrliche Leute zu gelten, ja, sie hielten es für eine Ehrensache, zu zeigen, daß sie sich durch eine Strafe nicht abschrecken ließen, sondern in männlicher Konsequenz den einmal betretenen Pfad muthig weiter wandelten, und es erschien ihnen zugleich als ein Akt der Wiedervergeltung, diejenigen, die sie soweit gebracht hatten, in jeder Weise zu ärgern und zu schädigen.

Mit diesen bubenhaft wilden Regungen in der Brust, ganz banditenmäßig sich fühlend, dabei die gemüthlichsten G'stanzeln herabsingend mit dem Schlußjauchzen dazu, streiften sie an einem schönen Nachmittage Arm in Arm durch's Dorf. Sie waren beim Branntweiner eingekehrt, und es zeigte sich bald, daß sich dieser ein Vergnügen daraus machte, die Burschen mit einigen Gläschen zu regaliren. Diese hatten hierauf den Stoß am Hut nach vorne gekehrt, aber niemand zeigte sich gewillt, diese Herausforderung übel zu nehmen. Auch im Wirthshause hielt man sich ängstlich von ihnen fern, und der lange Sepp, dem das langweilig zu werden begann, sann daher auf eine die Gemüther aufstachelnde Schandthat. Sie verließen das Gemeindewirthshaus und gingen weiter. Da kamen sie an dem Garten des Professors vorüber, und über den hölzernen Zaun guckend, sahen sie Kathrein und Nandl, beide mit dem Spaten beschäftigt. Der Sepp blieb stehen und lachte.

„Schaut's die an! I, Kreuzteufel, Dirndl, was grabst denn da so hitzig, wie ein Maulwurf, denkst wohl gar, dein Kleiner hätt' da seine Schätz' vergraben?"

Nandl sah von der Arbeit auf und ließ den Spaten einen Augenblick feiern. „Hör', Sepp," sagte sie mit munterer Schlagfertigkeit, „möch'st wohl andere zum Narren halten, bist aber selber ein dummer Kerl; freilich hat mir mein kleiner Professor hier einen Schatz hinterlassen, du hast halt blöde Augen, weil du das nicht siehst, in dem ganzen Grund und Boden da liegt der Schatz versteckt, aber ich weiß nur nicht, ob ich die Kraft haben werd', ihn zu heben."

Der Sepp hatte sich erst ganz verblüfft bei seiner großen Nase gefaßt; so grob war ihm lange keiner gekommen, sie fürchteten sich alle vor ihm, aber er schien von dieser Ungenirtheit gradezu entzückt, er lachte jetzt laut auf. „Bist ein recht resches Dirndl, du, mit deiner großen Schaufel in den winzigen Händen; 's ist grad' zu g'spaßig, das; na, damit wirst nichts heben, wenn du dir nicht helfen laßt."

Die Nandl lachte ebenfalls. „Es wär' mir nicht z'wider, ich möcht' mir schon helfen lassen, weißt, Sepp, es ist nur das einzige eben, es hilft mir halt niemand."

„Ja, es ist wahr," fiel jetzt der blonde Anton ein, „die Leut' im Dorf haben ein Vorurtheil gegen dich, und noch dazu ein ung'rechtes."

„Grad' wie gegen uns," grollte Sepp; „'s ist ein sakrisches Pack; ja, ja, ich weiß, sie mögen dich nicht."

Die Nandl nickte zustimmend, dann verzog sie ihr frisches Gesicht zu einer schelmischen Grimasse. „Sie haben mich besonders auf dem Zug, seit der alte Grillhofer und der Entenhuber mir anbefohlen haben, ich soll alle Kröten und Unken, von denen ich mir da freilich ein' hübschen Vorrath angelegt hab', umbringen lassen, und seit ich ihnen darauf geantwortet hab': bei mir wird nichts umgebracht, und die Kröten und Unken gehören dem Professor und er hat mir's als meine Gärtnergehülfen hinterlassen. Seitdem glauben die wirklich, das seien so eine Art böser Geister, die mir bei der Arbeit helfen thun, und seitdem bin ich im ganzen Ort verschrien; und glaubst es, Sepp, wie jetzt mit Beginn des Frühlings meine Kröten und Unken wieder hervorkommen, und des Abends so recht vernehmlich quaken, ja heulen, so daß man's weithin hören kann, da schlagen sie ein Kreuz und machen lieber einen Umweg, nur damit sie nicht an meinem Garten vorüber müssen, wo, wie sie sagen, die Kröten auf sie lauern, um ihnen ihr Gift in's Gesicht zu spritzen, — die Dummköpf'!"

Die Burschen lachten in ausgelassener Weise. „Ja, dumm sind sie," bestätigte Sepp, „blitzdumm und feig obendrein."

„Weißt was, Nandl," rief der blonde Anton, „wir fangen deine Kröten zusammen und setzen sie bei ihnen an, wir setzen das ganze Dorf damit voll."

„Ja, das thun wir!" rief Sepp, von der Idee ganz begeistert. „Oder noch besser, wir vergönnen sie dem Grillhofer und dem Entenhuber allein, ja, das gibt's!"

„Nein, das gibt's nicht!" entgegnete die Nandl sehr entschieden.

„Aber, Nandl, denk' nur, wenn ich abends im Wirthshaus dem Anton so rechte Schauergeschichten von den Kröten erzähl', natürlich so laut, daß 's alle hören müssen, und der Grillhofer und der Entenhuber, das dicke Schwein, kommen dann in der Nacht nachhaus, und es quiekt und quakt ihnen aus ihren Höfen entgegen, ah, das gibt an Mordspaß."

„Ei was, ich brauch' meine Kröten für mich selbst, ich kann sie nicht hergeben."

Der große Sepp beugte sich noch etwas mehr über den Zaun herüber. „Zu was brauchst sie denn, he?" fragte er neugierig und geheimnißvoll. „Hast am End' richtig ein' Nutzen davon, du sakrisch Dirndl, du, geh, sag' doch."

Nandl lachte. „Freilich hab' ich ein' Nutzen, und ein' großen, du kannst's schon glauben, sie fangen mir alles Ungeziefer weg, das meine Blumen und Pflanzen zerstören könnt', sie befreien mich unermüdlich von diesen Feinden, sie lockern mir aber auch den Boden, kurz, sie sind wirklich und wahrhaftig meine Gehülfen."

Der Sepp ließ seine Augen wie verwundert auf dem kleinen Mädchen haften. „Nandl, du red'st aber wirklich ganz g'scheit, meiner six, ihr habt's halt bei dem Professor da schier die Weisheit mit dem Löffel g'fressen."

Jetzt steckte die Kathrein die Schaufel in die Erde und holte dabei so geräuschvoll Athem, daß alle auf sie blickten. „'s geht nicht weiter," pustete sie, „ich muß eine Weil' rasten."

„Laß es gut sein, Alte, und geh' hinein," meinte Nandl, „ich will das Stückel schon allein fertig bringen."

„Wie denn, Nandl?" bemerkte Sepp vorwurfsvoll. „Hast dich selbst schon überarbeitet, hast aufgedrückte Blasen auf den Händen, da geht's nimmer vorwärts."

„Das Stück muß ich noch umgraben, damit ich morgen einsetzen kann, — 's nutzt nichts."

Der Sepp schwang sich plötzlich mit rascher Behendigkeit über den Zaun. „Ich will dir helfen, wenn's dir recht ist, Nandl; hab' freilich schon lang' nichts gearbeitet, aber ich mein', 's wird noch gehen."

„Ich will die Hülf' gern und dankbar annehmen, Sepp," sagte Nandl ruhig, und wie er jetzt die Schaufel der Kathrein anfaßte und nun vor ihr stand, da sah sie zu ihm auf und lachte ihm aus ihren schwarzen Augen freundlich zu; dem Sepp schien das nicht übel zu gefallen. Es war kurios, aber er konnte sich's nicht verhehlen, daß das kleine, schwarze Ding eigentlich ein gar hübsches Mädel geworden sei, und das Arbeiten an ihrer Seite kam ihm durchaus nicht unangenehm vor. Vielleicht verrieth sein Gesicht etwas von diesem innerlichen Vergnügen, sicher war, daß der Anton ihn darum zu beneiden anfing, und der sprang nun gleichfalls über den Zaun und ging grade auf die Nandl los.

„Gib mir die Schaufel, na, mach' keine Umständ', gib her, ich will die Arbeit für dich fertig machen."

Nandl zögerte, aber Sepp nahm ihr jetzt selbst die Schaufel aus der Hand und, die seine dem Anton hinwerfend, rief er: „Da hast, wenn du arbeiten willst, das Stück aber für die Nandl da will ich fertig bringen, und sie soll sehen, daß es mir wohl von der Hand geht."

Nandl ließ es geschehen, die armen, kleinen Hände brannten ja wie Feuer, aber ganz ruhen wollte sie doch nicht; sie ergriff Schnur und Richtholz und fing an, die Beete zu messen und einzutheilen. In dieser gemeinschaftlichen Thätigkeit verging der Nachmittag gar rasch, und Sepp war ganz erstaunt, als es dämmerte und die Nandl sagte, daß für heute die Arbeit gethan sei. „Gärtnerarbeit ist nicht so übel," meinte er, selbstzufrieden das große Stück überblickend, das er umgegraben, „meiner Seel', Nandl, ich hätt's nicht geglaubt, daß mich überhaupt eine Arbeit noch so freuen könnt', aber ich mein', 's kommt nur davon, daß ich dazu nicht gezwungen worden bin, daß ich's freiwillig unternommen hab', und daß ich weiß, ich hab' dir damit ein' G'fallen 'than; und morgen komm' ich wieder, kannst dich verlassen drauf."

„Und ich komm' erst recht, Nandl," sagte der Toni.

Sie hielten Wort, und sie kamen nicht nur morgen, auch übermorgen und dann fast täglich. Kathrein und Nandl nahmen die wackere Hülfe mit Freuden entgegen, sie war eine Wohlthat für sie, und sie verhehlten dies nicht. Freilich konnten sie die Burschen vorderhand nicht bezahlen, aber die Nandl meinte, es müsse bald besser werden und dann wäre sie das wohl im stande; einstweilen sorgte sie für ihre Unterkunft, indem sie ihnen die alte Hütte der Huberin, die leer stand, überließ, und was die Nahrung anbelangte, so mußten sie morgens und mittags mit der Erdäpfelsuppe vorlieb nehmen, welche ihnen Kathrein dampfend vorsetzte, und die ihnen gar wohl zu schmecken schien. Sie aßen sie mittags gemeinschaftlich und mußten dabei der Nandl vom Feldzug erzählen und von der königgrätzer Schlacht, und so erfuhr sie noch Ausführlicheres über Stefan, als das, was ihr bisher Hans erzählt hatte. Sie ihrerseits sprach den Burschen von den Hoffnungen, die sie auf ihr Geschäft setze, sie setzte ihre Pläne auseinander und holte sich bei ihnen in manchen Dingen Rath.

(Fortsetzung folgt.)

Bosnisches Dolce far niente. (Seite 443.)

Tiger auf der Lauer. (Seite 443.)

Thiere auf Reisen.

(Eine Generalversammlung. — Reisenöthigung und Reiselust. — Geographische Wanderungen. — Der Sperling auf Reisen. — Wie die Lemminge reisen. — Von sehr kleinen und sehr großen Passagieren. — Reisende Affen. — Die Luftfahrten der Spinne. — Periodische Wanderungen. — Wie man der Katze die Reiselust vertreibt. — Die Wandervögel. — Vor, während und nach der Reise. — Billig und schnell.)

Jeder meiner Leser wird bei einem Spaziergang, den er an einem schönen sonnig-blauen Septembersonntag auf das Land unternommen, um irgendeinen erhöhten Punkt des Dorfes, das er passirte, wie z. B. um den Kirchthurm, eine Menge Vögel bemerkt haben, die rastlos zwitschernd und lärmend diesen Punkt umkreisten, und es wird dem Leser nicht schwer gefallen sein, aus allen diesen Tönen und Rufen, diesem geschäftigen Hin- und Herfliegen zu erkennen, daß es sich da um etwas Wichtiges handle und daß er Zeuge einer nicht allzuruhigen Generalversammlung vieler Vögel eines Stammes sei. Den Gegenstand dieser Generalversammlung weiß er ohnehin auch schon; es gilt, die letzten Anordnungen zu treffen zum Antritt der Reise nach Centralafrika, das ein sehr schönes Land sein soll, oder nach Indien, das auch nicht übel ist. — Der Anführer und Reisemarschall ist längst gewählt und anerkannt; die Alten kennen bereits die Reiseroute und sind darüber ganz beruhigt; aber es gibt doch noch soviel zu ordnen; da sind Junge, die noch nie eine Reise unternommen und vom Meere keinen blauen Dunst haben; — da muß ihnen die Marschordnung, die Formirung des Dreiecks, erklärt werden, in dem die Reise ausgeführt wird; — und endlich die Kundmachung aller jener Maßregeln geschehen, welche für den Fall eines Angriffs seitens beutelustiger Raubvögel ergriffen werden sollen. Und zum Schlusse kommen wohl Freunde und Bekannte, Spatzen und andere Vögel, die auch des Winters bei uns bleiben, und da gibt es nun ein Abschiednehmen, so geräuschvoll, daß eines das andere nicht versteht, bis endlich der Ruf der Ordner erschallt, die Kolonne sich bildet und der Zug sich in Bewegung setzt.

Daß die Vögel wandern, weiß in der That jedes Kind; — allein es ist ein Irrthum, zu glauben, daß nur die Vögel wandern; — man kann im Gegentheil behaupten, daß *alle Thiere reisen oder wandern*, wobei man natürlich an die niedrigsten Thierformen, wie z. B. Infusorien oder Polypen, nicht denken darf. Natürlich hat auch eine Thiergattung eine größere Reise- und Wanderlust, als eine andere, gradeso wie in einem Volke mehr oder weniger als in einem andern das Bedürfniß und der Drang nach Ortsveränderung vorhanden ist. Im allgemeinen wandern die Menschen dort gerne und oft, wo es an den gehörigen Mitteln zur Existenz fehlt, und jene Sorge um die Möglichkeit der Lebenserhaltung des Individuums und der Art ist somit die hauptsächlichste Ursache des Wanderns bei Thieren und Menschen. Allein wie es unter den letzteren Leute gibt, die genug Geld im Kasten und dennoch Lust am Reisen haben, so gibt es auch Thiergattungen, welche reisen und reisen müssen, nicht blos der Sorge um die Nahrung wegen, sondern eben aus angeborener *Reiselust*. Und zu diesen „Reisefexen" und ausgesprochenen Gegnern des Wortes „Bleib' daheim und nähr' dich redlich" gehören die Vögel; — mit der aus der Nöthigung der Umstände hervorgegangenen Fähigkeit, weite Strecken im Fluge zurückzulegen, mußte auch die Lust und der Drang, diese Fähigkeit zu bethätigen, immerwährend wachsen, und so ist es gekommen, daß die Vögel vor allen anderen Thieren als *Wanderthiere* bezeichnet werden müssen. So fliegen z. B. unsere Schwalben, nachdem das herbstliche Klima und die daraus resultirende Unmöglichkeit, die gehörige Nahrung zu finden, sie gezwungen haben, Europa zu verlassen, über weite Strecken Afrikas, auf die sie sich niederlassen und bei denen sie versichert sein können, genügende Nahrung zu finden, — immer weiter bis in's Herz Afrikas, wo sie endlich niedersteigen, nachdem sie ihrer Reiselust vollauf genüge gethan; andere Vögel warmer Länder hätten es überhaupt garnicht nöthig, des Winters ihr Heim zu verlassen; allein sie wollen eben reisen, so gut wie der reiche Engländer, der nicht sterben könnte, ohne zuvor den Sonnenaufgang auf dem Rigi und den Tintenklecks in der Lutherstube auf der Wartburg gesehen zu haben.

Man hat also recht, wenn man die Vögel im allgemeinen Wanderthiere nennt, nur darf man nicht vergessen, daß alle Thiere wandern; — und zwar unterscheidet man *drei Arten von Thierwanderungen*. Man muß nämlich vorerst von allen den Wanderungen, welche regelmäßig in periodischer Wiederkehr, hin und her in bestimmter gleichbleibender Richtung, — oder durch besondere Umstände veranlaßt, unregelmäßig nach dieser oder jener Richtung stattfinden, jene zu unterscheiden wissen, wo eine Thierart allmählich im Laufe der Zeit, von einer Himmelsgegend zur andern sich verbreitet, und zwar in der alten Welt stets von Ost nach West. — So scheinen die Römer die graue Ratte (mus rattus) noch nicht gekannt zu haben, indem dieselbe erst später so weit westlich vorrückte. Sie ist indeß größtentheils durch die Wanderratte (mus decumanus) verdrängt worden, die, aus Sibirien stammend, gegen Europa und den Westen überhaupt losmarschirte, und zwar bei diesem Vordringen mit Vorliebe die großen Handelsstraßen benutzte. Es ist fast selbstverständlich, daß nicht allein der Nahrungstrieb diese Thiere zu solch' einem Wandern veranlaßte, sondern daß dieses vorzugsweise dem Menschen und Thieren eigenen Trieben, die Grenzen ihres Nahrungs- und Existenzgebietes möglichst zu erweitern und überall sich fortzupflanzen, wo dies möglich, zugeschrieben werden muß. Alle Thiere, und selbst alle Pflanzen, haben den Trieb, sich auszubreiten und dort festen Fuß zu fassen, wo die Bedingungen für ihre Existenz vorhanden; — und wie die Wanderratte von den Steppen Sibiriens aus den Weg bis in die westliche Schweiz gefunden, so ist umgekehrt unser Sperling mit dem getreidebauenden Menschen bis nach Sibirien vorgedrungen. Warum? Weil ihm durch den Getreidebau seine Existenz selbst in jenem Lande gesichert erschien. Weder dem Menschen noch dem Thiere hat die Natur einen Nahrungsbezirk angewiesen; der eine wie das andere müssen sich denselben erst erobern; sie müssen ihr Brot sich erst suchen; und wer dies nicht versteht, dem fällt sicher vom Himmel — keines herab.

Verschieden von diesen langsamen, von Station zu Station gehenden Wanderungen, mit steter Anlegung von Etappen und Versuchsstationen, sind die, welche eine Thiergattung in gewissen Perioden oder zu ganz unbestimmten Zeiten unternimmt und die zum Ziel irgendeinen Boden haben, der mehr Garantien für die Erhaltung einer Art liefert, als ein früherer. Auf diesen, den bisherigen Aufenthaltsort, wird dabei gewöhnlich nicht mehr reflektirt. Im allgemeinen sind Nahrungsmangel und Uebervölkerung die Ursachen dieser Reisen, manchmal aber auch nur die Lust und das Verlangen, zu wandern und sich in der Welt ein wenig umzusehen.

Berühmt durch jene Art der Reisen sind vor allem die *Lemminge*, eine kleine Mäuseart des nördlichen Europas, welche nach Linné alle 18—20 Jahre aus den schwedischen Alpen nach dem Bottnischen Meerbusen wandern, und auf diesem Zuge mehrere klafterbreite, zwei Zoll tiefe Spuren hinterlassen. In ungeheuren, millionen zählenden Heereshaufen durchziehen sie das Land, und zwar rücken sie immer in einer graden Linie vor, von der sie auch nicht eine handbreit abweichen. Ob ein Berg, ein Haus, ein Fluß auf dieser Linie liegen, kümmert sie nicht; ist es ein Berg, so übersteigen sie ihn; ist es ein Haus, so wird es überklettert, falls nicht zufälligerweise auf der graden Linie Thüren und Fenster liegen, die dann natürlich benutzt werden; ist es aber ein Fluß, so wird er durchschwommen, und läge auch gleich nebenan eine Brücke und ertränken auch tausende beim Durchschwimmen. Die Lemminge sehen nun einmal weder nach rechts noch nach links; das ist nun einmal so ihre Art, zu reisen. Aus den Städten und Dörfern, die sie durchziehen, flieht alles mit Vieh und Gut; große Schwärme beutelustiger Vögel verkünden hoch oben in der Luft das Nahen der Mäusevölker; bereits wohlgesättigte Vögel schließen wiederum den merkwürdigen Zug. — Man hat es versucht, diese seltsame Wanderung aus dem unter kosmischen Einflüssen sich alle 18 bis 20 Jahre wiederholenden besonders günstigen Wachsthume gewisser Pflanzen, welche jene Thiere deshalb anlocken, zu erklären; allein viel einfacher und natürlicher ist, anzunehmen, daß infolge der großen Fruchtbarkeit der Mäuse alle zwanzig Jahre eine derartige Uebervölkerung eintritt, daß sich ein Theil der Thiere genöthigt sieht, auszuwandern, um nicht aus Mangel an Nahrung umzukommen. Daß die kleinen Auswanderer dabei stets und nur den graden Weg wählen, scheint mir nicht gar so wunderbar wie anderen Leuten; — unkundig des Weges und das Reisen nicht so gewöhnt, wie etwa die Vögel, lassen sie sich von dem ganz richtigen, sehr oft auch vom Menschen gefühlten Trieb leiten, daß der grade Weg sie sicher von dem bisherigen Ort fortbringt und daß sie, ihn einschlagend, nie Gefahr

laufen können, nach jenem Punkte nach langen Wanderungen zurückzukehren, von dem sie ausgezogen. Der grade Weg bringt immer vorwärts; er mag weniger bequem sein, aber er läßt auch keine Täuschung zu; — die Lemminge haben recht: der grade Weg führt am besten an das Ziel. —

Aber nicht allein die Lemminge, auch noch viele andere Thiere gehen auf Reisen, wenn zuhause das Brot zu theuer wird. So kennen wir die Wanderungen der Hermeline, der Ringelnattern, der Raupen, Libellen und Schmetterlinge. Lichtenstern sah im südlichen Afrika viele millionen Raupen auf der Wanderschaft vom Norden nach dem Süden. Die Wanderlust der Prozessionsraupe ist schon in deren Namen ausgedrückt. Die Larven einer gewissen Fliege — nach einigen der Thomasfliege — sammeln sich manchmal zu tausenden, schließen sich kettenartig aneinander und marschiren so durch den Wald, was der Volksmund Heerwurm nennt und für das Vorzeichen eines nahenden Krieges gehalten wird.

Am 17. Juni 1840 zeigte sich plötzlich in Possad-Brinkow, einer Vorstadt von Brementschug, einer Stadt am Dnieper, ein millionen zählendes Raupenheer im raschen Anschritte gegen die Stadt begriffen; die erschreckten Einwohner, die für ihre Felder alles fürchteten, faßten den heroischen Entschluß, die Dnieperbrücke abzubrechen, um so die gefräßigen Thiere von einem weiteren Vordringen in das eben im jungen Saatenstande befindliche Land abzuhalten; allein die Raupen schreckte dies nicht im geringsten vom Weitermarsche ab; sie fügten sich zu großen Klumpen zusammen, durchschwammen den Fluß, kamen wohlbehalten auf dem andern Ufer an und setzten mit großer Seelenruhe ihren Weitermarsch gegen Nord-West fort.

Die Wanderungen der Ameisen in den tropischen Ländern sind ein Schrecken für den Menschen. Wenn sie des Nachts in einem Dorfe anlangen, fährt alles entsetzt vom Lager auf und flieht auf's freie Feld hinaus, Haus und Hof, Scheune und Stall den gefräßigen Ankömmlingen überlassend.

Man sieht, es gibt doch einen kleinen Unterschied zwischen den Reisen von Menschen und Thieren. Wenn die Menschen reisen, so werden sie gewöhnlich von den Wirthen, wie man zu sagen pflegt, „ausgezogen"; die reisenden Thiere aber machen es umgekehrt, und der Wirth wird vom Passagier ausgezogen. In kleinerem Maßstabe kommen übrigens solche Ameisenwanderungen auch in Europa vor; so fielen 1834 Myriaden sehr kleiner Ameisen in Brighton und einzelnen Quartieren Londons ein und zwangen die Bewohner aller Häuser zum zeitweiligen allerschleunigsten Verlassen derselben, bis die winzigen Passagiere es für gut fanden, die Stadt zu verlassen.

Und wie die Ameisen auf Reisen gehen, so auch — die Elephanten. In großen Heerden machen sie sich auf den Weg, um neue Wohnungsbezirke sich aufzusuchen, und Dalton spricht von Elephantenstraßen in Süd-Afrika, „so gerade wie eine Römerstraße, kaum vier Grad abweichend." — Wie, wenn auf einer solchen Straße reisende Ameisen den reisenden Elephanten begegnen würden? Nun, sie würden zertreten werden nach dem Grundsatze: denn ich bin groß und du bist klein! — Ebenso reisen auch die Affen, und zwar zeigen dieselben schon einen gewissen Komfort in ihrer Art zu reisen; zwar tragen sie unter dem Arm noch keinen Bädeker und kein Fernrohr an der Seite, dafür aber tüchtige Knüttel in der Hand; vorne marschiren die Alten und Männchen, dann erst folgen die Mütter mit den Jungen, theils auf dem Rücken, theils an der Seite.

Wenn aber der Affe nach dem Wanderstabe greift, der Elephant auf selbstgebauten Straßen der Heimath den Rücken kehrt, tausend andere Thiere zu Wasser und zu Land sich auf die Wanderschaft begeben, so geschieht dies größtentheils doch nur der lieben Nahrung wegen; allein es giebt ein Thier, das aus reiner Lust zum Reisen weite Fahrten über's Meer macht, allein und ohne Führer, und dies ist die Spinne. Im Hochsommer, wenn die Sonne glühendwarm vom tiefblauen Himmel herniederglänzt, kommt es häufig vor, daß solch' ein junges Thier von einem Baume oder sonstigem erhöhten Punkt aus die Reise antritt, indem es aus seinen Spinnwarzen einige Fäden hervorkommen läßt, die es zu einem Teige verwebt, von dem es nun mit Leichtigkeit durch die Luft getragen wird. Dies Netz fortwährend erneuernd und die alten Fäden (Altweibersommer) abstoßend, schwebt nun die Spinne leicht und wollüstig hoch oben in den warmen, sonnigen Lüften. Ihr Luftfahrzeug führt sie über Dörfer und Städte, Fluren und Wälder, Berge und Thäler, Flüsse und Meere, oft nach weiten Inseln hin, wo sich das kleine Thierchen endlich niederläßt und von den Naturforschern mit Staunen mitten in einer tropischen Landschaft aufgefunden wird.

Wahrlich, den Menschen, der tagsüber in seine Arbeitsstube gebannt ist, wandelt fast die Lust an, der Spinne gleich zu werden, um so die Welt durchfliegen zu können ohne Sorgen und ohne — einen Pfennig Reisekosten.

Aber von allen diesen bisher erwähnten Thierwanderungen müssen jene anderen unterschieden werden, die — die dritte Art derselben — in regelmäßigen Zeitläuften sich wiederholend, von einem bestimmten Ort zum andern unternommen werden und die daher periodische Wanderungen genannt werden. Die Zahl derselben ist überaus bedeutend, und sie geschehen zu Wasser und zu Land sowohl, als in der Luft.

Häring, Kabeljau, Thunfisch, Lachs, Salm, Stör und Hai, sowie viele andere Fische haben ihre regelmäßigen Wanderungen von der Küste in die hohe See, von der hohen See an die Küste. Ebenso regelmäßig wandern auf den Hochebenen Asiens die ungezählten Heerden wilder Esel und Pferde, von Nord gegen Süd, je nach der Jahreszeit. Ebenso die Rennthiere. Die Rehe des kalten nördlichsten Afrika sind nach den Beobachtungen gewissenhafter Forscher in einer steten Bewegung von Ost nach West, von West nach Ost.

Die ungeheuren Antilopenschwärme des mittleren und südlichen Afrika wandern je nach der Regenzeit und der durch sie bewirkten Vegetation in den Gegenden nördlich und südlich vom Aequator alle Jahre regelmäßig hin und her. Unter den vielen tausenden von Individuen, deren Vorbeidefiliren oft mehrere Tage und Nächte dauert, hat man schon Löwen und Panther langsam einherschreitend gesehen. — Die Büffel Nordamerikas gehen im Sommer bis an die Küsten des Eismeeres hinauf und im Herbste in die südlicheren Gegenden herab; man sieht noch jetzt, trotz der unsinnigenn nd muthwilligen Verfolgung dieses prächtigen Thieres, die dasselbe mehr als dezimirt hat, solche Wanderzüge von mehr als zehntausend Individuen, unter deren Tritten die Erde erbebt und zittert; — sie haben im nördlichen Amerika, gleich den Elephanten in Afrika, ungeheure Straßen getreten, deren einige das Entstehen von permanenten Wasserläufen in denselben, Flüssen und Bächen herbeigeführt haben.

Die Hausthiere haben im allgemeinen diese Lust am Reisen eingebüßt; doch sind bei einigen von ihnen Spuren davon zurückgeblieben. Hunde und Ziegen entfernen sich oft wochen- und monatelang vom Hause und kehren erst zurück, wenn sie sattsam in der Welt sich umgeschaut; selbst die sonst dem Hause so treue Katze hat gegen einen Ausflug von zwei bis drei Tagen gar nichts einzuwenden; leider aber hat die Bosheit der Menschen ein Mittel gefunden, um ihr diese unschuldige Freude zu verleiden. Stutzt man nämlich der Katze die Ohren, so kann man versichert sein, daß sie täglich vor der Thorsperre sich zuhause einfindet; — sie fürchtet nämlich dann das Fallen des Thaues auf die ungeschützte Ohrmuschel, was sie nicht vertragen kann, und da sie diesem auf Reisen, wo man so oft von der Nacht überrascht wird, nicht entgehen kann, so bleibt sie lieber zuhause auf der Ofenbank.

Unter allen reisenden Thieren aber verdienen, wie schon gesagt, die Wandervögel die erste Beachtung. Das Reisen ist ihnen zur zweiten Natur geworden, zu einem bestimmten Faktor ihrer Lebensweise und Entwicklung; bei manchen zu einem Lebensbedürfniß; der Kuckuck stirbt, wenn er am Wandern gehindert wird. Lange vor Antritt der Reise werden schon die Vorbereitungen zu derselben getroffen, die Führer gewählt, die Erziehung der Jungen beschleunigt. Die Störche, die nach Indien gehen, halten vor Antritt der Reise eine Rekrutirung ab, bei welcher jene, die zu schwach erscheinen, um die Strapazen der weiten und gefahrvollen Reise zu überdauern, von der Reise suspendirt, zugleich aber getödtet werden — eine Sitte, die an jene der Rothhäute erinnert. Unternehmen diese einen weiten Zug, der für die Greise des Stammes zu beschwerlich erscheint, so werden dieselben mit etwas Proviant erbarmungslos zurückgelassen, und es geschieht nicht selten, daß diese Greise die Abziehenden mit aufgehobenen Händen bitten, nicht, sie mitziehen zu lassen, — sondern sie zu tödten.

Wilde Gänse, Kraniche, Störche bilden im Flug ein regelrechtes oder schiefes Dreieck; die Gänse der hinteren Reihen legen ihre Köpfe auf den Rücken der vor ihnen fliegenden. Am Tage wandern die guten, des Nachts die schlechten Flieger; am Tage die Körnerfresser, bei Nacht die lebhafteren Insektenfresser. Bei

heiterem Wetter ziehen die Kraniche oft 5000 Fuß über dem Meeresspiegel, bei gedrücktem niedriger.

Die Störche ziehen nach Indien, viele von ihnen bleiben jedoch schon in der Türkei, in der Nähe von Konstantinopel. Kraniche und Wachteln suchen Nordafrika (Aegypten) auf, während der Pirol, der Bienenfresser und die Schwalbe auch unter dem 12. Grad N. B. noch keine Ruhe haben, sondern bis hinein in's Herz von Afrika vordringen. Dort lassen sie sich nieder, ruhen sich von den Strapazen der Reise aus und denken wieder — an die Reise. Im tropischen Lande bauen sie keine Nester, brüten sie nicht, singen sie nicht. Die Möglichkeit, so entfernte Gegenden aufzusuchen und die alten wieder aufzufinden, erklärt sich aus der traditionell von Geschlecht auf Geschlecht sich fortpflanzenden Kenntniß der Reiseroute.

Man begegnet auch vielen Irrthümern betreffs des Zeitraumes, in welchem die Vögel diese weiten Reisen zurücklegen. Ein einziges Beispiel wird genügend sein, um dem Leser einen richtigen Begriff von der Zeitdauer dieser Luftreisen beizubringen. Unsere Hausschwalbe legt in einer Stunde zehn geographhische Meilen zurück und ihre Reise aus Deutschland bis in's Innere von Afrika erfordert nicht mehr als drei bis fünf Tage. Man sieht also, die Thiere verstehen nicht nur billiger, sondern auch bedeutend schneller als die Menschen zu reisen.

K. K.

Eine ungarische Räubergeschichte.

Beitrag zur Kulturgeschichte der jüngsten Vergangenheit. Von einem alten Honvedoffizier.

Zu Anfang des August 1861 war der Bahnhof von Czegled so gefüllt mit Reisenden, daß eine doppelte Anzahl Wagen den Lokomotiven angehängt wurde, um alle Passagiere nach Debreczin zu befördern. In einem Koupee zweiter Klasse saßen drei Damen und fünf Herren. Von den ersteren mochte die älteste etwa 40 bis 42, die zweite 20, die jüngste kaum mehr als 16 Jahre zählen. Von den Herrrn waren zwei ziemlich vorgerückten Alters, Männer mit Silberfäden im Haupthaar und Bart, der dritte in den dreißiger Jahren, der vierte etwas älter, der fünfte ein junger Mann mit blonden Haaren, Flaumbart, röthlichem Gesichte, mit Zügen, die auf den ersten Augenblick den Sohn Albions erkennen ließen. Er war Stallmeister des Grafen Georg Károly zu Nago-Károly. Die Dame war eine reiche Wittwe und Gutsbesitzerin im Szaboltscher Komitat, Frau von Balkány, mit ihren beiden Töchtern Sarolta und Etelka. Sarolta hatte schon in ihrem 16. Jahre geheirathet, einen jungen Kavalier, der sehr tief unter dem Niveau ihrer Bildung stand, den man überall nur Jankó (Hans) nannte, was ziemlich deutlich einen einfältigen Menschen bezeichnete. Dieses Ehepaar hatte sowenig miteinander harmonirt, daß es sich schon in den Flitterwochen trennte, und ein nachfolgender Ehescheidungsprozeß riß das Band Hymens zwischen ihnen ganz entzwei. Sarolta war ebenso schön als liebenswürdig und sehr belesen. Die Mutter verwendete große Summen auf die Erziehung der beiden Töchter, und die Musen fanden in ihnen sehr empfängliche und gelehrige Schülerinnen.

Frau von Balkány war mit zweien ihrer Reisegefährten, mit dem ehemaligen Obersten Nikolaus von Futaki und Peter von Szinéri, bekannt und wurde es auch mit den beiden übrigen, ihren Landsleuten, dem ehemaligen Honvedoberstlieutenant Ludwig von Tallay und dem andern Herrn, den ihr Herr von Szinéri unter dem Namen Gregor von Balla vorstellte.

Da sowohl Futaki wie auch Tallay mehrere Jahre als politische Flüchtlinge in London zugebracht hatten, so war auch der Engländer nicht ganz zum Schweigen verurtheilt, denn Tallay unterhielt sich fast ausschließlich mit ihm und auch Futaki mischte sich manchmal in ihr Gespräch. Tallay hatte eine Anstellung als Hofmeister des jungen Grafen Abraham von Luskodi in Budai — zwei Meilen nordwärts von Debreczin — erhalten und reiste eben dahin, um diese Stelle anzutreten. Frau von Balkány war mit der Gräfin Luskodi, der Mutter des kleinen Abraham, befreundet, Balkán lag von dort nur eine Meile entfernt, und sie forderte Tallay auf, er möchte sie zuweilen besuchen. Eine ähnliche Einladung ward auch den drei anderen Herren, Futaki, Szinéri und Balla, zutheil, und alle vier sagten ihre Besuche zu.

Als der Zug in Debreczin hielt, wo die Gesellschaft, außer Herrn von Futaki und dem Engländer, die weiter nach dem Szathmárer Komitat reisten, das Koupee verließ, mußten sie noch einige Zeit im Wartesaal zubringen, ehe sie eine Fahrgelegenheit fanden, die sie an ihren Bestimmungsort bringen sollte.

„Sie fahren nach Feketetó, Herr von Szinéri?“ fragte Frau von Balkány.

„Nein, ich begleite meinen Freund, Herrn von Balla, nach Siebenbürgen,“ entgegnete der Gefragte und setzte flüsternd dazu: „In diesem Manne erblicken Sie den Sohn des größten Patrioten Ungarns, des berühmten Barons Nikolaus Vesselény.“

„Ah, einer der 43 illegitimen Nachkommen dieses großen Patrioten,“ bemerkte die Dame lächelnd.

„Sie irren, gnädige Frau,“ berichtigte sie Szinéri, „Gregor ist ein legitimer Sohn Nikolaus Vesselény's von einer Dame, die er geheirathet, ehe er das Bauernmädchen aus Freiwaldau zur Gattin nahm.“

„Das wußte ich nicht, daß der Baron zweimal verheirathet gewesen.“

„Es war eine heimliche Ehe. Vesselény und der Vater der Komtesse, die er geheirathet, waren die größten politischen Gegner, die junge Dame hingegen neigte sich den liberalen Grundsätzen des Barons zu.“

„Wer mag dies gewesen sein? Eine Siebenbürgerin?“ fragte Frau von Balkány.

„Dies soll vor der Welt ein Geheimniß bleiben,“ entgegnete Szinéri. „Umsomehr, da die Dame noch lebt. Es wird aber nicht lange mehr so sein, denn sie leidet an einem Uebel, welches an ihrem Aufkommen zweifeln läßt, an der Brustwassersucht. Sie kann es höchstens noch ein Jahr hinziehen.“

„Er hat sich wahrscheinlich im Ausland gerichtlich von ihr scheiden lassen.“

„Nein, er hat es nicht gethan. Der verstorbene Baron hätte das Mädchen in Freiwaldau nicht heirathen dürfen, es war Bigamie,“ erklärte Herr von Szinéri. „Seine erste Gattin liebte und achtete ihn zu sehr, als daß sie gegen ihn etwas unternommen hätte, ja, sie will auch jetzt nicht gegen die beiden Söhne zweiter Ehe, die hierdurch als illegitim erkannt werden würden, einen Prozeß anstrengen, aus Pietät für das Andenken ihres Gatten.“

„Und dieser Herr, Ihr Sohn?“ fragte Frau v. Balkány weiter.

„Dieser wird, so lange seine Mutter lebt, ebenfalls ruhig bleiben.“

„Mir könnten Sie die Dame doch nennen, Herr von Szinéri, von mir erfährt es niemand. Wir sind ja alte Bekannte; Sie müssen mich als die diskreteste Frau kennen. Mich interessirt die Sache ganz außerordentlich, ich habe den Baron sehr gut gekannt, ich war freilich noch ein gar kleines Mädchen, als er unser Haus besuchte. Kenne ich diese Dame?“

„Sie müssen sie kennen, sie war viele Jahre im Neugebäude gefangen, sie war schon zum Tode verurtheilt, mit schwerer Mühe gelang es ihren Verwandten, sie zu retten.“

„Foltern Sie mich nicht, Herr von Szinéri, nennen Sie mir sie.“

„Ihr Wort darauf, daß Sie es niemandem sagen werden,“ bat Szinéri.

„Mein Wort darauf, ich werde stumm sein, wie das Grab.“

„Die Gräfin Blanka Székí,“ sprach Szinéri mit flüsternder Stimme.

„Ah, ich hätte es beinahe errathen. Ich weiß, daß er ihr den Hof gemacht. Wenn er nur seinen Prozeß gewönne, ich vergönnte ihm die schönen Güter, Hadad und Libó, mehr als den Söhnen der Bäuerin. Ist er verheirathet?“

„Wer — mein Freund? Nein, er ist Junggeselle. Er besitzt übrigens auch jetzt schon ein ansehnliches Vermögen, etwa 120,000 Gulden. Es ist eine brillante Partie. Dieser wäre für Sie, gnädige Frau, ein passender Eidam, nicht aber der stotternde Jankó. Glauben Sie nicht?“

Frau von Balkány zierte sich ein wenig und sagte weder ja noch nein; doch war sie gegen Balla viel freundlicher, als sie es im Koupee während der Reise gewesen, sie versäumte es nicht, ihre Einladung zu wiederholen, und schied von den drei Herren mit dem freundlichsten Lächeln und in rosigster Laune.

Die beiden Herren, Balla und Szinéri, verschwanden aus der Gegend, und man hörte beinahe ein Jahr lang nichts von ihnen, Tallay dagegen trat seine Stelle als Hofmeister im Hause des Grafen Luskodi an.

Frau von Balkány kam mit ihren beiden Töchtern ebenfalls nach Luskod, um der Gräfin ihren Besuch abzustatten. Sie erneuerte ihre Bekanntschaft mit Tallay und wiederholte ihre Einladung zum Besuch.

„Wiederum eine große Patriotin weniger," rief der alte Graf Luskodi, der ein Zeitungsblatt in den Händen hielt. „Die Gräfin Blanka von Széki, gestorben zu Pesth an der Brustwassersucht in ihrem 45. Jahre."

„Sie muß älter geworden sein," sagte Frau von Balkány, und sich zur Gräfin Luskodi wendend, fuhr sie fort: „Glaubst Du nicht, Amelie, daß sie älter gewesen? Die Eitelkeit der Frauen geht sogar bis über das Grab hinaus. Keine einzige will ihr wirkliches Alter eingestehen."

„Dies ist ein harter Schlag für ihren Sohn," bemerkte der Graf. „Sie haben doch von dem allbekannten Balla, alias Besselény gehört, Gnädige? Er macht Kunstreisen mit Peter von Szinéri. Er ist erst vor einer Woche hier durchgereist."

„Ah, wirklich? Was halten Sie von der Sache, Graf?" fragte Frau von Balkány.

„Es läßt sich nichts Gewisses darüber sagen," entgegnete der Gefragte.

Man sprach nun viel von der Aehnlichkeit in den Zügen des Herrn von Balla mit jenen des verstorbenen Barons Besselény; diese war auch wirklich in die Augen fallend, und diejenigen, die den letzteren in seiner Jugend gekannt, mußten es gestehen, daß Balla ihm wie aus den Augen geschnitten war. Der Graf sprach seine Ansichten über das Benehmen und die Manieren des Herrn von Balla aus, auch die Gräfin und mehrere Gäste des Grafen theilten dessen günstige Meinung, der einzige, Tallay, der Hofmeister des Hauses, war einer entgegengesetzten Ansicht, er behauptete, sowohl in den Gesichtszügen, namentlich in den Augen des Herrn von Balla, wie auch in seinen Manieren etwas gefunden zu haben, was keinen geborenen Kavalier bekundete, zudem, setzte er hinzu, könne er von einem Menschen, der mit Herrn von Szinéri, einem wenig vertrauenswerthen Manne, Umgang pflog, keine hohe Meinung haben. Alle fielen nun über Tallay her, und der Graf rieth ihm, er möge in seinen Aeußerungen bezüglich des Herrn von Balla vorsichtiger sein, wenn er sich keine Herausforderung von ihm auf den Hals laden wollte.

Während dieses Gesprächs fuhr eine mit vier Rothschimmeln bespannte, sehr elegante Kalesche im Hofe ein. Alle rannten nach dem Fenster, um zu sehen, wer es sei, und erkannten in den Angekommenen die Herren von Balla und Szinéri. Der Graf gerieth in einige Verlegenheit, er befürchtete einen Konflikt zwischen den Angekommenen und seinem Hofmeister, welcher durchaus nicht Miene machte, das Feld zu räumen, sondern fortfuhr, an der Unterhaltung theilzunehmen.

Herr von Balla unterhielt sich zumeist mit den jungen Damen, namentlich mit den Töchtern der Frau von Balkány, nebenbei war er auch sehr höflich und zuvorkommend gegen Tallay, ja es schien sogar, als suchte er sich diesem zu nähern, doch wurden diese Versuche von Tallay ziemlich kühl aufgenommen.

Einige der Gäste blieben über Nacht; andere, deren Landsitze nicht weit entfernt von Budaj lagen, verließen das Schloß. Frau von Balkány war eine der letzten, die das Schloß verließen, es war spät nach Sonnenuntergang, und Tallay erbot sich, ihnen als Eskorte zu dienen, indem er sie den Weg durch einen Wald, welcher Budaj v. Balkán trennte, zu Pferde begleiten wollte. Auch Herr v. Balla rieth dazu, da dieser Weg durch Bethyáren (eine Art Räuber) ziemlich unsicher gemacht sei. (Fortsetzung folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Albrecht von Hallers, des großen deutschen Gelehrten, Leben und Dichten. — Schiller über Haller. — Hallers und Hagedorns Einwirkung auf die Poesie der Späteren.)

Die berner Regierung, welche begreiflicherweise den Werth des 21jährigen Gelehrten und Dichters nicht recht zu schätzen wußte, enthielt Haller in den ersten Jahren seines erneuten Aufenthaltes in Bern die von ihm erstrebte Stellung eines Arztes am großen Inselhospital vor, und ebenso erging es ihm mit dem Lehrstuhl der Beredtsamkeit an der Universität seiner Vaterstadt. Indeß verstand er sich rasch genug Geltung zu schaffen, so daß ihm die Regierung 1734, als er anatomische Vorlesungen zu halten begonnen hatte, ein anatomisches Theater errichten ließ und ihn 1735 zum Stadtbibliothekar ernannte.

Diese in Bern verlebten Jahre bildeten den poetischsten Abschnitt von Hallers Leben. Er verband sich mit Maria Anna Wyß zu ehelichem Glücke, wiederholte Jahr für Jahr seine an Erholung wie an wissenschaftlicher Bereicherung ergiebigen Exkursionen in die Alpen und schuf seine besten Gedichte, nachdem er seine in lohensteinischer Manier gehaltenen Jugendpoeme verbrannt hatte.

Die erste dieser Hochlandfahrten hatte sein berühmtes Jugendgedicht „Die Alpen" (1729)*) gezeugt; die Früchte der folgenden ließ er 1732 als einen „Versuch schweizerischer Gedichte", zunächst ohne seinen Namen, gesammelt erscheinen. Für den Tadel, welchen sich diese seine poetischen Leistungen hie und da zuzogen, entschädigte ihn die Anerkennung Bodmers und Breitingers in hohem Maße.

Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung leistete er in Bern Aufsehen Erregendes, und seine Stellung als Hüter einer reichen Bibliothek gestattete seinem universell angelegten Geiste die Ausbreitung seiner ohnehin schon tiefen und mannichfaltigen Kenntnisse über alle Gebiete des Wissens jener Zeit.

*) Findel, „Die klassische Periode in der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert," Leipzig 1851, S. 25, gibt irrthümlich 1732 als das Jahr an, in welchem das genannte didaktische Poem entstand.

So nahm er, wie Gervinus sagt*), „eine Riesenlast von Gelehrsamkeit" auf seine Schultern, aber nicht um, wie es so manchem andern Gelehrten ergangen ist, unter ihr zu erliegen, sondern nur um sie in erstaunlich vielseitiger Thätigkeit zur Förderung fast aller Wissenschaften fruchtbringend anzulegen. Mit alleiniger Ausnahme grade seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik, in der ihm in Linné ein überlegener Nebenbuhler den ersten Rang erfolgreich streitig machte, fand er in Tiefe der Auffassung, Fülle der Kenntnisse und wissenschaftlicher Produktivität auf allen übrigen Wissensfeldern kaum seinesgleichen. Und auch ein Sprachkundiger war er, wie selten einer. Neben seinen für Gelehrte, besonders für Gelehrte von damals, unumgänglichen und umfassenden Kenntnissen in den Sprachen der alten Römer und Griechen, war er vertraut mit mehreren orientalischen Sprachen und schrieb und redete holländisch, spanisch, italienisch, namentlich aber englisch und französisch ebenso gut, als seine deutsche Muttersprache.

1736 folgte er einem Rufe an die erst seit 1733 in der Gründung begriffene Universität Göttingen als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik. Hier sollten ihm die höchsten Ehren wissenschaftlichen Ruhms zutheil werden, freilich um den Preis des fast vollständigen Verzichts auf die Erholung und Erhebung durch dichterisches Schaffen. Mit der „Trauerode beim Absterben meiner geliebten Marianne" nahm er kurz nach seinem Einzuge in Göttingen feierlich Abschied von der Poesie. In den elenden Straßen der durch den dreißigjährigen Krieg in ihrer ersten Blüthe völlig ruinirten ehemaligen Hansestadt zerbrach der Wagen, welcher ihn und sein treues Weib an den neuen Wohnort gebracht hatte, und Marianne erlag den bei diesem Unfalle erlittenen schweren Verletzungen.

Haller vergalt der „triste petite ville**), wie er Göttingen zu nennen pflegte, während seines 17jährigen Aufenthalts den tiefen Schmerz der ersten Tage mit einem reichen Kranze wissenschaftlicher Wohlthaten. Das mit einer Anstalt für anatomisches Zeichnen verbundne anatomische Theater, die Entbindungsschule und der musterhaft eingerichtete botanische Garten verdanken ihm ihre Entstehung. Hochverdient machte er sich ferner um die

*) Gervinus a. a. O., S. 32. **) der traurigen kleinen Stadt.

Stiftung der königlichen Akademie der Wissenschaften, zu deren immerwährenden Präsidenten er ernannt wurde, und nicht minder um die Herausgabe und wissenschaftliche Ausstattung der damals unter dem Titel „Commentarii societatis Gottingensis“ entstandenen „Göttinger gelehrten Anzeigen“, in denen er mit der ungeheuren Zahl von 12000 kritischen Beiträgen aus dem Bereiche der Theologie, Philosophie, Literatur, Geschichte, Mathematik und Medizin die Unabsehbarkeit seines Wissensgebietes darthat.

Daneben schrieb er fortgesetzt für die bedeutendsten übrigen gelehrten Zeitschriften Deutschlands, Frankreichs und Englands und veröffentlichte 86 wissenschaftliche Schriften verschiedensten Umfanges, darunter das zwei Foliobände umfassende Werk über die Pflanzenwelt der Schweiz, ferner die „Primae lineae physiologiae“ (Grundzüge der Physiologie) und die mit seinen Noten versehenen medizinischen Vorlesungen seines holländischen Lehrers Boerhave.

Bei einer derartig außergewöhnlichen Bethätigung wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit, die ihn nach keiner Richtung hin mit den Interessen und dem Verständnisse der öffentlichen Gewalten in fühlbaren Konflikt brachte, — eine Vorbedingung äußeren Erfolges, wie sie bis heut unerläßlich geblieben ist, — konnte ihm die mannichfaltigste und höchste Anerkennung nicht fehlen. Er wurde kurfürstlich hannöverscher Leibmedikus und Hofrath; der Kommandant der polnischen Konföderirten Fürst Radziwill sandte ihm das Patent eines Generalmajors; der deutsche Kaiser Franz I. erhob ihn in den erblichen Reichsfreiherrnstand; später nahm ihn Georg II., der gleichzeitig Kurfürst von Hannover und König von England war, in den englischen Staatsrath auf; seine Vaterstadt Bern hatte ihn schon vorher zum Mitgliede ihres großen Raths gemacht, und 24 gelehrte Gesellschaften aller civilisirten Länder ehrten ihn und sich durch seine Aufnahme als Mitglied oder Präsident.

Sein Leben und seine wissenschaftlichen Leistungen in Bern, wohin ihn die Sehnsucht nach der Heimat 1753 zurückgeführt hatte, sowie die in den Jahren 1771—74 mit der Herausgabe dreier Romane vollzogene Wiederaufnahme seiner poetischen Thätigkeit, sowie sein am 12. Dezember 1777 erfolgter Tod liegen außerhalb des Rahmens der vorliegenden Darstellung.

Dagegen gebietet uns unsere Aufgabe, seine Stellung als Poet neben und gegenüber seinen dichterischen Zeitgenossen zu würdigen und die Einwirkung seiner Poesie auf die nachfolgenden Dichterleistungen zu schildern.

Haller war viel zu sehr Verstandes- und Gedankenmensch, er faßte das Leben viel zu ernst, zu realistisch-düster auf, um in seinen künstlerischen Schöpfungen das Höchste erreichen zu können. Kein Mensch vermag ein großer Gelehrter und nebenbei ein großer Dichter zu sein. Wenn der große Gelehrte Albrecht von Haller dennoch unter den Dichtern der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine der hervorragendsten Stellungen einnimmt, so lag das daran, daß sich die poetische Literatur des deutschen Volkes damals in einer Uebergangsepoche befand, in der es für sie galt, den Durchbruch zu einer edleren Form und deren Ausfüllung mit gedankenreicherem, kernhafterem Inhalte zu vollziehen, und daß Hallers, trotz überwiegender Gelehrtenneigungen, zweifellos hohe poetische Begabung, angefeuert durch englische Muster, diesen beiden Zeitforderungen in einer von der herrschenden Formlosigkeit und Inhaltsleere mächtig sich abhebenden Weise zu genügen verstand. Und so hat er denn durch sein Beispiel zu dem erstaunlichen Aufschwung der Dichtung im vorigen Jahrhundert lebhaft beigetragen.

Seine Gedichte, von denen hier neben den obenerwähnten „Alpen“ und der „Trauerode“ noch „Die Sehnsucht nach dem Vaterlande“, die „Unvollkommene Ode auf die Ewigkeit“ und das eine ganze Literatur von Nachahmungen eröffnende philosophische Gedicht „Vom Ursprung des Uebels“ hervorzuheben sind, sind poetische Abhandlungen über Natur und Menschenleben, über Sein und Denken, ausgestattet mit einer Fülle erhabener und tiefsinniger Gedanken, getragen von sittlich ernster, aber dabei starker und inniger Empfindung. Ich vermag nichts Besseres zu thun, als die der hallerschen Dichtung geltenden Worte Schillers hier wiederzugeben, um sie in ihrem Wesen voll und ganz zu charakterisiren*):

„Der Gedanke“ — der hallerschen Gedichte — „selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. — — Kraft und Tiefe charakterisiren diesen Dichter, von einem Ideal ist seine Seele entzückt, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tief rührend ist seine Klage; mit energischer, fast bitterer Satire zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er beständig mehr, als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen, als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben“**).

Haller sowohl, als der vorher genannte, jenem im Wesen schnurstracks entgegengesetzte Dichter, Friedrich von Hagedorn, wurde das Vorbild einer ganzen Reihe von Dichtern und solcher, die es zu sein sich einbildeten. Wer sich zur Lehrdichtung hingezogen fühlte und dem Gedanken das Herrscherrecht über das Gefühl zuerkannte, schloß sich an Haller an; wen sein Charakter dazu führte, mit dem Leben in kecker Freude am Genuß poetisch zu tändeln, der folgte, Hagedorn nachahmend, in anakreontischen Liedern, welche die Freuden des Weins und der Liebe, des Naturgenusses und des geselligen Lebens feierten, und in moralischen Gedichten und Fabeln den Spuren des Anakreon und des Horaz.

An dem Streite zwischen Gottsched und den Schweizern nahmen beide keinen direkten Antheil, obgleich beide den letzteren näher standen, als dem ersteren, der sogar an Hallers wissenschaftlicher Poesie offen Anstoß nahm. In Haller fühlte sich der Gelehrte zu solchem, sich vielfach auf das Persönliche und Frivole zuspitzenden literarischen Gezänk zu vornehm, während Hagedorn sich durch Streit und Aerger nicht sein frohes Leben verbittern lassen wollte. Aber die Dichtweise beider bot den schweizer Geschmacksrichtern und Poesielehrern willkommenen Anhalt. Haller war für Gottsched zu inhaltreich, zu tiefsinnig und empfindungswahr; und Gottsched war für Hagedorn zu nüchtern, zu steif und zu schulmeisterlich.

(Fortsetzung folgt.)

*) Kurz, a. a. O. S. 484, bestreitet die Richtigkeit des schillerschen Urtheils entschieden und behauptet, es gelange bei Haller nicht, wie Schiller meine, die Reflexion über die Empfindung zur Erscheinung, sondern es trete nicht blos in Hallers lyrischen Gedichten die Empfindung kräftig und unmittelbar hervor, sondern es seien auch seine didaktischen Poesieen, selbst die philosophische „Ueber den Ursprung des Uebels“ von einer rein lyrischen Empfindung ausgegangen. Diese Quelle der hallerschen Poesie leugnet aber auch Schiller garnicht, er weist nur, w[ie] mich dünkt, mit feinstem poetischen Gefühl und sehr mit Recht, dara[uf] hin, daß bei der Darstellung auch der eigensten und der tiefinnerst[en] Empfindungen, z. B. in den von Schiller citirten Anfangsworten d[er] Trauerode, die Denkkraft die Empfindung meistert, derart, daß ni[cht] in die poetische Erscheinung tritt, was Haller empfindet, sondern w[as] er über seine Empfindung denkt.

**) Schiller, „Ueber die naive und sentimentale Dichtung[“] S. 219, in der mir vorliegenden Cotta'schen Ausgabe von 1838 i[m] 12. Bande der sämmtl. Werke.

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für Mai.

(Fortsetzung.)

Zu den vorzüglichen Prosaschriftstellern, deren Zahl zu keiner Zeit eine große gewesen, muß der am 14. Mai 1781 zu Wörlitz bei Dessau geborne **Friedrich Ludwig Georg von Raumer** gerechnet werden. Derselbe bekleidete, nachdem er in Halle und Göttingen die Rechte und Staatswissenschaften studirt, bereits vom zwanzigsten Lebensjahre ab verschiedene Aemter im Justizdienst, ward 1809 als Regierungsrath nach Potsdam und ein Jahr darauf in das Ministerium berufen, gab aber diese Stellung auf, als er im Jahre 1811 zum Professor an der Universität Breslau ernannt wurde. 1818 erhielt er einen Ruf als Professor der Staatswissenschaften an die berliner Hochschule. V[on] Berlin aus unternahm er größere Reisen, u. a. auch nach Ameri[ka]. Man hatte ihn zum Mitglied des „Obercensurkollegiums“ gemac[ht], allein 1831 legte er diese Stelle nieder und gab ebenso (1847) den Post[en] als Sekretär der Akademie der Wissenschaften, den man ihm übertrag[en] hatte, auf. Letzteres geschah wegen einer viel Anstoß erregenden fr[ei]müthigen Rede. Er ward alsdann Mitglied des frankfurter Parlamen[ts] und Gesandter in Paris. 1853 trat er in den Ruhestand und sta[rb] am 14. Juni 1873 in Berlin. Raumer liebte es, vor allem auf d[er] „goldnen Mittelstraße“ zu wandeln; Börne nennt ihn „Kammerdiene[r]historiker“ (Pariser Briefe 33). Das dürfte hier zu seine[r] Charakteris[tik] genügen. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir: „Geschichte d[er] Hohenstaufen und ihrer Zeit“ (4. Aufl. 1871—73, 6 Bde.), „Die Be

einigten Staaten von Nordamerika (1845, 2 Bde.) und „Handbuch zur Geschichte der Literatur" (1864—66, 4 Bde.).

Als Dichter vaterländischer Gesänge rühmlichst bekannt ist **Friedrich Rückert**, der auf die deutsche Poesie großen Einfluß ausgeübt hat. Geboren am 16. Mai 1788 (1789?) zu Schweinfurt, starb dieser, als Lyriker neben Goethe stehende Meister der Dichtkunst und Sprache am 31. Januar 1866 auf seinem Landgut Neuseß bei Koburg. Die Leser finden Bild und Biographie im 3. Jahrg. d. „N. W.", S. 319.

August Kopisch, geboren zu Breslau am 16. Mai 1799, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, woselbst er schon mancherlei dichterische Versuche machte, und alsdann die Malerakademien zu Prag und Wien. Durch einen unglücklichen Sturz zog er sich eine Lähmung der rechten Hand zu, die ihn unfähig machte, den Pinsel zu führen. Nun ging er nach Italien und lernte dort Platen, den Vorkämpfer der neueren idealistischen Dichtung kennen und lebte mit ihm in intimer Freundschaft mehrere Jahre in Neapel. Durch die von ihm bewirkte Entdeckung der sogenannten „blauen Grotte von Capri" ward er eine populäre Persönlichkeit. Im Jahre 1828 kehrte Kopisch nach Deutschland zurück und lebte anfänglich in Schlesien, dann in Berlin. In den letzten Lebensjahren war er im Auftrage Friedrich Wilhelm IV. damit beschäftigt, eine Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten zu schreiben. Im Februar 1853 ereilte ihn plötzlich der Tod. — Seine Hauptstärke liegt im humoristischen Märchen und im Schwank; zu loben ist die schöne Form seiner Darstellung. Seine lyrischen Gedichte sind weitverbreitet, u. a. ist die hübsche „Historia von Noah" (Als Noah aus dem Kasten war, — da trat zu ihm der Herre dar 2c.) zum Volkslied geworden. Auch unter seinen ernsten Balladen, die im allgemeinen den komischen Dichtungen nachstehen, befindet sich Vortreffliches. So ist musterhaft: „Old Mütterchen." Seine Uebersetzungen: „Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln" (Berlin 1818) und „Dante, göttliche Komödie" (Berlin 1848) sind von großem Werth.

Ein männlicher Charakter, von heißer Vaterlandsliebe durchglüht wie kein zweiter, war **Ludwig Börne**, der „wie Lessing als national-literarischer Kritiker unsere ästhetische, Kant als philosophischer unsere wissenschaftliche, als politischer unsere staatliche Befreiung einleitete" (Joh. Scherr). Ich verweise auf die im letzten Jahrgange der „N. W." S. 532 bez. 539 (Porträt) befindliche Biographie, und füge derselben ergänzend hinzu: Börne wurde am 18. (22.?) Mai 1786 in der Judengasse zu Frankfurt a/M. geboren und hieß ursprünglich Löb Baruch. Er studirte in Berlin, Halle und Heidelberg Medizin, entschied sich aber zuletzt für das Studium der Staatswissenschaften. 1808 promovirte er zum Doktor der Philosophie. Drei Jahre darauf ward er Polizeiaktuar; aber als Frankfurt infolge der europäischen Restauration zu seiner reichsstädtischen Verfassung und damit zu den alten Gesetzen zurückgekehrt war, nach welchen kein Jude ein öffentliches Amt bekleiden konnte, wurde er entlassen. Nunmehr widmete er sich ganz der Schriftstellerei und trat mit großer Entschiedenheit für Verbesserung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände ein. Diese Thätigkeit verwickelte ihn in eine langwierige Untersuchung; er wurde verhaftet, jedoch erfolgte seine Freisprechung. Am 5. Juni 1818 ließ er sich taufen und nahm von dieser Zeit den Namen Ludwig Börne an. Karl Grün sagt: „Später hat ihn das Taufgeld gereut." Dann lebte er abwechselnd in Paris (Pariser Briefe), Frankfurt und Hamburg, und starb zu Paris am 13. Februar 1837. (Schluß folgt.)

Bosnisches Dolce far niente. (Bild Seite 436.) In uralter Zeit, unter Perseus, König von Makedonien, waren die Bewohner des jetzt Bosnien genannten Gebirgslandes zu Wasser und zu Lande der Schrecken von Rom. Als das illyrische Dreieck (Gattungsname für die heutige Türkei, Griechenland und Dalmatien) von Rom unterjocht worden war, schlug man die Herzegowina zur Provinz Dalmatien und Bosnien zu Pannonien. Die Völkerwanderung hat in beiden Provinzen blutige Spuren hinterlassen, weil sie zu wiederholtenmalen der Schauplatz des Ringens zwischen den Heeren des Gothenkönigs Alarich und des Führers der römischen Legionen, des Vandalen Stilico, gewesen sind. Das Jahr, in welchem die jetzigen Bewohner des Landes, die Slaven, einwanderten, ist historisch nicht festgestellt. Der ungarischen Oberhoheit, welche sich in Bosnien im 11. Jahrhundert etablirte, entzog es Twartko, der sich 1376 zum König von Bosnien erklärte. Im Jahre 1401 nahm seine Herrlichkeit ein Ende mit Schrecken, denn der Türke kam in's Land, dessen Spahis (Berittene) von jetzt ab nur mit den ungarischen Panduren (Gerichtsbüttel) abwechselten, bis sie die letzteren nach der Schlacht bei Mohacz (1526) aus dem Lande drängten, um die Aussaugung des armen Landes ohne Konkurrenz zu betreiben. Die 1134 Quadratmeilen (mit 1200000 Einwohnern) dinarischen Berglandes, welches zwischen Kroatien, Dalmatien, Montenegro, Albanien und Serbien eingezwängt ist, wurde ein Vilajet (Regierungsbezirk) eines Pascha von drei Roßschweifen. Die Begs (eingeborner Adel) beeilten sich, mit den neuen Landesherren zu paktiren, und warfen ihr Christenthum über Bord, um die christlich gebliebenen Bauern (Rajah) vollends besitzlos zu machen. Mit der Zeit bildete sich zwischen den Spahis und den Begs ein fester Korpsgeist aus, wie unter den Plantagenbesitzern Südamerikas. Ein unzufriedener Landmann, der einen Pachtherrn wegen allzugroßer Bedrückung verließ, fand keinen zweiten, der ihn aufnahm, und selbst der für ihn günstige Ausspruch des Kadi (türkischer Richter) nützte ihm nichts, weil derselbe niemals vollstreckt wurde. Der harte, kein Erbarmen, nur den augenblicklichen Vortheil kennende Grundherr nährte sich, geschützt durch seine Kawassen (Polizei), nach wie vor vom Schweiß der Rajah, und während diese in erbärmlicher Existenz verkümmerten, saß er daheim in seinem Hof (siehe unser Bild), in dumpfer brütender Stimmung des lieben Dolce far niente (süßes Nichtsthun) pflegend. Die Freuden des Harems, der Jagd, Tschibuk und Kaffee, das waren seine Genüsse. Wäre er nicht so beispiellos roh und unwissend gewesen, hätte er wohl fühlen müssen, daß die Armuth seiner Bauern auch seinen Wohlstand zurückbringt, daß er dem Rajah jeglichen Anlaß entzieht, Hof und Acker zu höherer Blüthe zu bringen, die ja doch nie sein Eigenthum werden konnten und von welchen ihn jede Laune seines moslemischen Zwingherrn verjagen konnte. Der Bauer hatte seinem Grundherrn 1/3 bis 1/2 des Ernteertrags auf seinen oft weit entfernten Gutshof abzuführen und überdies ihm wöchentlich mit Weib und Kind 3—5 Tage Frohndienst zu leisten. Das war aber nur die Gemeindesteuer; der Staat forderte von ihm jährlich 18 Mark Haussteuer, ferner 18 Mark Militärbefreiungstaxe für alle männlichen Familienmitglieder. Bedenkt man noch die Heiraths-, Schweine-, Schaf-, Eichelmast- und Mühlsteuer, sowie den für den christlichen Bauer drückenden Umstand, daß er die Kirche und Schule, sowie den Geistlichen und Lehrer aus seinem Säckel erhalten mußte, so findet man es begreiflich, daß der bedauernswürdige bosnisch-herzegowinische Landmann trotz des im Jahre 1850 mißlungenen Aufstandes im Jahre 1870 wieder zur Flinte griff. Im Beginn war die Erhebung rein agrarischer Natur (Ackerinteresse), erst später erhielt der Europa beunruhigende Aufstand durch auswärtige Elemente seinen politischen Charakter und war berufen, zu einer neuen Beschneidung des türkischen Reiches den Anlaß zu geben. Ob die im Jahre 1878 in's Land einrückenden Oesterreicher das Joch des Volkes brechen, muß erst die Zukunft lehren. Die von Oesterreich verkündete Gleichstellung aller Konfessionen zwingt jetzt schon die Begs zur Auswanderung, weil sie ihr bisheriges Erpressungssystem unmöglich macht. Die neuerbaute Eisenbahn von Brood (Grenzort an der Save) nach Serajewo (Hauptstadt) hebt nicht nur den Landesverkehr, sondern bringt auch die beiden Provinzen aus ihrer weltfernen Waldeinsamkeit mit den Kulturländern in Verbindung und ist das beste Medikament gegen das Faulfieber der türkischen Verkommenheit. Das Land mit seinem Ueberfluß an Obst, Getreide, Wein und Reis, seinen wildreichen Eichen- und Ulmenwäldern und den noch fast gar nicht ausgebeuteten Eisen-, Blei- und Quecksilberbergwerken ist schon der Mühe werth, durch vernünftige Bewirthschaftung verwerthet zu werden. Daß trotz der günstigsten Verhältnisse für Ackerbau und Viehzucht die Hälfte des Landes erst urbar gemacht werden muß und daß das vom Sturm gebrochene Holz des Urwaldes an Ort und Stelle verfault, weil es an Absatz und Verkehrsmitteln fehlt, ist nur in Bosnien möglich, dem Lande des süßen Nichtsthuns, wo sich tausende von Wallachen und Zigeunern herumtreiben, die nicht nur „dem lieben Gott" den Tag, sondern auch ihren Mitmenschen das Essen und Trinken stehlen. Aber auch die nicht nomadisirenden Landeskinder von „Neu-Oesterreich" wunderten sich darüber, daß es Menschen gebe, die an einer Eisenbahn in einem fremden Lande arbeiten und gleich wieder eine andere in Angriff nehmen, wenn die von Brood nach Serajewo fertig ist. Daß die 309622 Türken Bosniens und der Herzegowina seit dem Jahre 1401 bis heute nicht im stande waren, die Sitten und Gebräuche, sowie die Sprache der slavischen Einwohner auch nur im geringsten zu beeinflussen, ist der unwiderlegbarste Beweis ihrer unnützen Anwesenheit in einem Lande, dessen herrschende Rasse durch Jahrhunderte vorzustellen, sie nicht berufen waren. Jedenfalls wird es trotz der österreichischen Regierungsschablone (welche dank dem den letzten Akt des jüngsten russisch-türkischen Krieges bildenden berliner Kongresse jetzt auf Bosnien angewendet wird) noch lange dauern, bis Bildung und Gesittung der Kraft und Schönheit, den körperlichen Vorzügen, des bosnisch-herzegowinischen Volkes die Wage halten werden. Dr. M. T.

Tiger auf der Lauer. (Bild Seite 437.) In Nr. 30 der „N. W." führten wir unseren Lesern eine Nilgauantilopen-Familie vor, heute schildern wir ihren Todfeind, das furchtbarste aller Raubthiere, den Tiger, Felis tigris. Er gehört zur Gattung und Familie der Katzen. Charakterisirt durch schlanken, aber kraftvollen Körperbau, mißt er von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 2,9 Meter, wovon auf den quastlosen Schwanz 80 Centimeter kommen. Das Weibchen ist kleiner. Die Behaarung ist kurz und glatt und nur an der Wange bartartig verlängert. Auf dem Rücken ist die rostgelbe Grundfarbe dunkler, an den Seiten lichter, auf der Unterseite, den Innenseiten der Gliedmaßen, dem Hinterleib, den Lippen und dem unteren Theil der Wange weiß. Vom Rücken aus ziehen sich unregelmäßige, zum Theil doppelte schwarze Querstreifen in schiefer Richtung nach der Brust und dem Bauch herab. Der Schwanz ist lichter als der Oberkörper, dunkel geringelt, die Schnurren sind weiß, die rundsternigen Augen gelblichbraun. Der Verbreitungskreis des Tigers ist sehr groß, denn er erstreckt sich vom 8. Grad südlicher Breite bis zum 53. Grad nördlicher Breite, reicht westlich von seiner eigentlichen Heimat Ostindien bis zum Kaspischen Meer, östlich an den großen Ozean, südlich bis an's Meer, mit Einschluß der Insel Sumatra und Java, und nördlich bis Sibirien. Die Jagd auf diesen Würger, den der Ostindier den „Herrn der Wege und der Thiere" nennt, ist in Jeppore nur mit besonderer Erlaubniß

des Maharadja (Gouverneur) gestattet, und doch entvölkert er, wenn er erst einmal Menschenfleisch gekostet, ganze Ortschaften. Selbstverständlich gehört die Treibjagd mit Elephanten mit zu den noblen Passionen der eingeborenen Fürsten, wobei es selten ohne Opfer an Menschenleben abgeht. Durch diese offizielle Schonung wird das furchtbare Raubthier zur Landplage. Der Tiger klettert trotz seiner Größe doch ganz gewandt auf die Bäume und ist ein ausgezeichneter Schwimmer. Das Opfer, das er sich zur Beute ausgesucht, kann ihm in den seltensten Fällen entgehen, weil er es schlangenartig beschleicht. Zuweilen stürzt er blindlings und tollkühn auf Kameele, Stiere und Menschen, unbekümmert um ihre Zahl und Uebermacht. An den Hauptverkehrsstraßen lauert er Postboten, Reisenden und Heerden auf und wartet nicht auf Nachzügler und einzelne, sondern holt seine Beute mitten aus dem Haufen. Mit einem Hirsch oder einem Menschen im Rachen eilt der Tiger mit Leichtigkeit von dannen; selbst ein Pferd oder ein Rind vermag er ohne Anstrengung fortzuschleppen. Durch Feuer und und Lärm läßt er sich verscheuchen; wird er aber sehr von Hunger geplagt, so überwindet er auch die Antipathie gegen Trommellärm und Fackeln. Obgleich er kein eigentliches Nachtthier ist, sondern, wie die meisten Katzen, zu jeder Tageszeit umherstreicht, so gibt er doch den Stunden vor und nach Sonnenuntergang den Vorzug. Wenn die Nilgauantilopen zur Tränke gehen, so schleicht sich der Mordgesell, wie es unser Bild veranschaulicht, lautlos herbei und erharrt mit gierigen Augen den Moment zum tödtlichen Sprunge. In den Dschungeln holt er sich mitunter seine Beute auch aus der Klasse der Vögel. Der Panther, Leopard und Puma sind kleinere und schwächere Spielarten des Königstigers. Den griechischen Schriftstellern war er nur wenig bekannt. Erst in den Thierhetzen der Römer spielt er eine gewichtige Rolle. Wenn wir römischen Geschichtsschreibern Glauben beimessen dürfen, so fuhr Kaiser Heliogabalus, ein Tiger in Menschengestalt, durch die Straßen Roms in einem Wagen, von sechs gezähmten Tigern gezogen. Auch dem Prinzen von Wales hat Jung Bahadoor, der Maharadja von Nepaul (Ostindien), einen zahmen Tiger vorgeführt, aber die Bestie bleibt immer gefährlich. Dr. M. T.

Ein einmaliger ärztlicher Briefkasten.

(Schluß.)

9) Hrn. A. H. in **Quedlinburg**. Gewiß gibt es sogenannte „Mondsüchtige", oder, wie der Kunstausdruck lautet, Somnambulen. Der Somnambulismus oder das Schlafwandeln ist ein unbewußtes körperliches und geistiges Handeln im schlafenden Zustande, besonders beim Vollmondschein. Das Schlaf- oder Nachtwandeln erfolgt in einem krankhaften Schlaf- oder Traumzustande und ähnelt einer hochgradigen Schlaftrunkenheit außerordentlich. In diesem bewußtlosen Schlafzustande vollzieht der Schlafwandelnde bei offenen oder geschlossenen Augen, bei größerer oder geringerer Unempfindlichkeit der Empfindungsnerven körperliche und geistige Handlungen, die man sonst nur im Wachen und bei vollem Bewußtsein zu vollziehen im Stande ist; ja bisweilen geschieht dies mit außergewöhnlicher, nie aber mit einer gegen die Naturgesetze verstoßenden Geschicklichkeit, Kraft und Vernunft. Wunderbares hat bisjetzt noch kein vorurtheilsfreier Arzt von den Somnambulen verrichten sehen. Dieser Zustand tritt entweder ganz von selbst, bei Tag oder bei Nacht (besonders bei Vollmond) ein und kann künstlich durch Streichen oder Manipuliren (Magnetisiren) hervorgerufen werden; ebenso wie bisweilen beim Chloroformiren beschränkte Leute in einen Zustand versetzt werden, in welchem sie oft außergewöhnlich vernünftig sprechen.

10) Hrn. S. in **Dresden**. Wollen Sie Ihren Zustand freimüthigst — denn so halten wir es — beurtheilt wissen? Ihr „Fall" ist nämlich folgender: Sie sind in einen ganz fatalen Prozeß verwickelt; denn Ihr Magen hat zur Zeit einen Beleidigungsprozeß gegen Sie eingeleitet und zwar mit vollem Recht. Tagtäglich haben Sie ihm die ärgsten Beleidigungen zugefügt, und Ihr en canaille behandelter Magen erhebt deshalb zur Zeit schwere und schmerzvolle Anklage gegen Sie. Ist Ihnen nicht das Wort des großen Arztes Abernethy bekannt, welches lautet: „Erst mißhandeln wir unsern Magen, später mißhandelt er uns." Ja, es ist so, der Zahltag ist für Sie gekommen! — — Sie verlangen ein Rezept, also einen Ablaßzettel für Ihre begangenen Diätsünden. Glauben Sie denn aber wirklich, daß die Aerzte die Natur nach Belieben reglementiren können?

11) Hrn. A. H. in **Orlamünde**. Wenn Appetitlosigkeit und Erbrechen neben Schmerzhaftigkeit an einer bestimmten Stelle des Unterleibes besteht, so muß jeder gewissenhafte Arzt, da diese Symptome auch Begleiterscheinungen eines eingeklemmten Bruches, also eines lebensgefährlichen Schadens zu sein pflegen, unerbittlich auf eine genaue Untersuchung dringen.

12) Hrn. C. in **Magdeburg**. Nach Ihren eigenen Angaben sind Sie „ein junger, sehr gesunder, durchaus kräftiger und nicht im entferntesten nervöser Mann"; und als solcher machen Sie mit dergleichen Lappalien Sich und uns das Leben sauer? Ich sehe es kommen, nächstens halten solche „junge, sehr gesunde, durchaus kräftige und nicht im entferntesten nervöse Männer" bei uns beeiferte Nachfrage, ob sie sich wohl ohne Schmerz und Gefahr einer Amputation der Haare unterwerfen können, oder ob sie sich nicht lieber bei dieser Operation chloroformiren lassen sollen. Solche ängstliche, oder aber eingeschüchterte „Männer" sind allerdings eine willkommene Beute für Schwindler und Charlatane: — — Trinken Sie schleunigst einen Aufguß von Stiefmütterchenthee, aber um Himmels willen eilen Sie, ehe es zu spät ist, denn wenn Sie nicht eilen, heilt Ihr „Leiden", bevor Sie noch den Thee fertig haben, ganz von selbst.

13) Hrn. L. in **S**. Die innerliche Anwendung von Arzneimitteln ist in dem vorliegenden Falle wie in hunderttausend ähnlichen Fällen eine ebenso kostspielige als nutzlose Quacksalberei. Denn die Anwendung von Arzneimitteln ist in Wirklichkeit gar nicht einmal eine wissenschaftliche Heilmethode, sondern stützt sich ebenfalls auf die bloße sogenannte Erfahrung: denn man weiß von keinem einzigen Arzneimittel, warum es diese oder jene Wirkung hervorbringt u. s. w. Jede Heilmethode stützt sich auf den hochintelligenten, äußerst geschickten und tüchtigen Leibarzt, welcher jedem menschlichen Körper eingeboren ist und den man Natur- oder Selbstheilvermögen nennt und der an jeder Heilung eines Kranken den Hauptantheil hat. Es ist wahr, Sie haben eine Mammuthkonstitution, welcher kaum anders als mit der Radehacke beizukommen sein mag, aber Liebster. Bester, im neunundsiebzigsten Jahre müssen selbst derartige Heldennaturen anfangen, oder noch besser, bereits angefangen haben, ihrem Körper gewisse Zugeständnisse zu machen.

14) Hrn. E. in **Berlin**. Sie sind sehr krank, denn auch Sie leiden an der Arzneimittelsucht, was Sie daraus erkennen mögen, daß Sie auf jedes neue, als „heilsam" (allerdings heilsam, nämlich für die Börsen der Geheimmittelschwindler) angekündigte Geheimmittel wie ein Raubvogel losstürzen, um es für theures Geld zu kaufen, nachträglich aber Sich darüber zu wundern, daß Sie um eine nette Erfahrung reicher und um je 10 Mark ärmer geworden sind. Eine mehrwöchentliche, vorwiegend pflanzliche Diät (besonders Obst) und außerdem eine Lebensweise, die es nicht nöthig macht, sich nach Pentsao und ähnlichen „Medikamenten" umzusehen, ferner wöchentlich zwei warme Bäder (von 26—28 Grad Réaumur) werden Ihnen vortreffliche Dienste thun.

15) Hrn. M. Kl. in **Reichenbach**. „Il faut enrayer" (Es wird Zeit, die Hemmkette einzulegen) sagte der liederliche Ludwig XIV. zu seinem Leibarzte. Dieser aber entgegnete freimüthig: „Non pas Sir, il faut dételer" (Nein, Majestät, es wird Zeit, auszuspannen!) Und auch wir rufen: Ausspannen, verehrtes Lebemännchen, sonst geht es zu bösen Häusern. — —

16) Hrn. Emil B. in **Breslau**. „Ich habe wohl etwas Spleen," schreiben Sie. Gewiß, derselbe besteht nämlich in Ihrer Arzneimittelsucht und die mögen Sie Sich vom Halse schaffen. Versuchen Sie es nur mit einem Mittel, der Arbeit — denn Arbeit ist ein mächtiges Medikament. Außerdem zerhacken und verbrennen Sie sofort Ihren „Großvaterstuhl", denn was in aller Welt haben Sie 34jähriger Mann im Großvaterstuhl zu suchen? Unsere Verordnung lautet: Weniger essen und mehr arbeiten, nie im Großvaterstuhl, aber öfter einmal auf einem andern Stuhle, nämlich auf dem chaise percée sitzen, dann wird schon Ihre Milz abschwellen. — O, welche Lust, Ihr Arzt nicht zu sein! —

17) Hrn. C. L. in **Nürnberg**. Forschen Sie gründlichst nach, ob nicht durch Ihren Beruf (infolge geistiger Ueberanstrengung) oder durch häufige Gemüthsaufregungen, oder durch Ihre Lebensweise (Mißbrauch geistiger Getränke) oder, hm, durch irgendeinen andern Umstand (Ihr auffallender Appetit nach einem angekündigten Nervenextrakt, obschon Sie im übrigen, wie Sie selbst versichern, ein abgesagter Feind aller Geheimmittel sind, macht uns stutzig) Ihr Nerveninstrument verstimmt worden ist und eine melancholische Klangfarbe angenommen hat. Können Sie aber in der angedeuteten Richtung gar nichts entdecken, was die Ursache zu Ihrer Dolchstimmung sein könnte, so leben Sie zunächst einen Monat lang täglich von einer Mark und verdienen Sie diese durch anstrengende körperliche Arbeit.

28) Den mehrseitig an den Unterzeichneten ergangenen Anfragen, das Erscheinen des speziellen Theils der „Zukunftsmedizin" betreffend, diene als Antwort, daß das Erscheinen des zweiten Theiles, welcher die naturgemäße Behandlung derjenigen Krankheiten lehrt, die einer gemeinverständlichen Behandlungsweise zugänglich sind, nicht „in allernächster Zeit" erfolgen kann.

Gustav Voigt, Dr. med. (Verfasser der „Zukunftsmedizin").

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

№ 38. Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Nandl wußte die Burschen für ihre Pläne zu interessiren, und der Sepp meinte, die Sache könne sich machen, und er wolle ihr beistehen, soviel er's eben verstehe; just den Leuten zum Trotz, die sich's Wort gegeben hatten, niemals bei der Nandl zu kaufen, und die sicher vor Neid bersten würden, wenn sie nun doch mit der Gärtnerei was aufsteckte. Ja, den Bauern zum Trotz wollten sie beide der Nandl helfen.

Das war nun freilich ein sehr niederes Motiv für ihre edle That; aber sie hätten sich eines weniger gemeinen wahrlich noch geschämt. Erst, als sie einsehen lernten, daß sie wirklich der Nandl nützen konnten und daß sie wohl noch imstande waren, was Tüchtiges zu bewerkstelligen, begannen sie in ihrer eigenen Achtung zu steigen, und das that ihnen, die das Herz am rechten Fleck hatten und nur durch die Verhältnisse so verwildert waren, wohler, als sie es sich selbst gestehen wollten. Seitdem sie ein Mittagessen sich verdienen konnten, wollte ihnen das erpreßte nicht mehr schmecken. Auch den Branntwein wollten sie sich abgewöhnen; hatte ja doch die Nandl einmal gesagt, sie verabscheue diejenigen, die ihn trinken.

So vergingen Wochen in beständiger Arbeit. Die Sonne schien warm, der Frühling war im Anzug. Sepp wäre wohl manchmal lieber in den Wald gelaufen, als er aber die Nandl so unverdrossen, so unermüdlich arbeiten sah, da konnte er es doch nicht über's Herz bringen, davonzugehen, und er mußte ihr helfen; er ging wieder mit verdoppeltem Eifer an die Arbeit, er konnte nicht anders. Alles begann zu sprossen und zu keimen, zarte grüne Blättchen zeigten sich an den Gesträuchen, und die jungen Kastanien, die aus dem Garten, wo sie vereinzelt standen, in eine Gruppe nahe dem Hause, in den eigentlichen Hof versetzt worden waren, hatten dicke Knospen bekommen. Aber ein Ertrag stand noch immer in weiter Ferne; es entwickelte sich alles doch gar zu langsam.

Die Nandl seufzte. Die Kartoffeln gingen auch zu Ende; was sollten sie beginnen? Indeß verlangten die Magen der jungen Burschen immer energischer nach Fleisch und die alte Huber schrie laut darnach. Eines Tages brachten Sepp und Anton einen Hasen in die Küche, und am nächsten Tag lieferten sie der Kathrein einen fetten Auerhahn.

Kathrein war's wohl zufrieden und sie verwendete all' ihre Kunst auf die Zubereitung.

Ah, wie das duftete, das gab einmal ein herrliches Mittagessen! Es wurde aufgetragen und jeder nahm eine tüchtige Portion; nur die Nandl weigerte sich beharrlich, davon zu essen. Als der Sepp das sah, blickte er ganz trübselig drein, und mit seiner Eßlust war es auch dahin. Der Toni und auch die Kathrein zeigten sich bald gesättigt, und so erhielt denn die Huber den Löwenantheil; sie fraß alles auf.

Als die Schüssel abgeräumt war, ging die Kathrein in die Küche und der Toni in den Garten. Nandl blieb beim Tisch sitzen, sie hatte Rocksprossen und Knollen vor sich hingelegt, die sie nun zu theilen bemüht war. Der Sepp blieb auch; er that, als hätte er an seinem Werkzeug zu richten, er sah aber fortwährend zu ihr hinüber. Nach einer Weile begann er mit einem wahrhaft kläglichen Ton:

„Nandl, hörst, hätt' nicht 'glaubt, daß Du so eigensinnig sein könnt'st, oder daß Du ein gar so feines G'wissen hast, aber meiner Seel', wenn Du g'rad so auf die Erdäpfel versessen bist, ich kann's Fleisch auch noch g'rathen."

Nandl sah zu ihm auf. „Ihr habt eine schlechte Kost bei mir," sagte sie, „Ihr arbeitet und kriegt nichts dafür; ich kann's Euch ja nicht verdenken, wenn Ihr wieder zur Wildschützerei greift, um doch wieder einmal einen ordentlichen Bissen zwischen die Zähne zu bekommen. Aber es ist mir, als hätt' ich das am Gewissen, da ich Eure Zeit und Eure Kräfte für mich verbrauch', und darum soll's anders werden. Ihr sollt nicht mehr für mich arbeiten, Ihr müßt dorthin gehen, wo Euch die Arbeit bezahlt wird —"

Nandl konnte nicht aussprechen; der Sepp war vom Fensterbrett, auf dem er gesessen, heruntergesprungen und er schleuderte den zackigen Rechen, den er ausgestochen, zornig gegen den Boden.

„So, da haben wir's, aber da möcht' einer doch alles kurz und klein schlagen; sie ist gleich fertig, sie schmeißt einen gleich zur Thür hinaus. Du bist halt immer kurz angebunden, Du, Du! Aber wenn Du mich nicht mehr willst, mir kann's recht sein, ich kann gehen, ha, freilich, was hält mich denn zurück? Und ich geh' auch."

Er hatte seinen Hut, der auf einem Nagel an der Wand hing, heruntergerissen und stülpte ihn auf den Kopf, ihn mit einem Faustschlag noch tiefer in's Gesicht drückend, dann wendete er sich mit dröhnenden Schritten der Thür zu.

Nandl sah unmuthig auf dies Gebahren.

„Sepp!" rief sie, als er jetzt die Thüre erreicht hatte; es klang barsch und entrüstet.

Sepp blieb, wie auf ein Kommando, stehen.

„'s ist schad," fuhr sie fort, „daß Du so ein' dicken Kopf und so wenig Hirn drinn hast. Hast mich denn nicht verstanden? Ich hab' gesagt, wenn Du und der Toni wo anders ein' Arbeit kriegen könnt, die Euch was tragt, so wär's eine Narrheit, wenn Ihr länger bei mir mit Erdäpfel vorlieb nehmen sollt', das hab' ich g'sagt und nichts anderes, und vom Fortschicken war keine Red."

Der Sepp war langsam näher gekommen.

„Wenn ich aber so ein Narr bin, wenn ich so ein Narr sein will, was geht's Dich an, Nandl!" sagte er trotzig.

Nandl lachte.

„Na freilich, das steht Dir frei, und ich kann mir's wohl g'fallen lassen. Aber jetzt sei gescheidt und setz' Dich her, wir müssen einmal vernünftig mit einander reden."

Der Sepp schien vollständig gebändigt, er setzte sich gehorsam, legte den Hut auf die Knie und stemmte erwartungsvoll die Ellnbogen auf den Tisch.

„Was willst denn, Nandl?"

„Daß Du ein' Augenblick ruhig hier zuwartest, bis ich die Kathrein und den Toni heringeholt hab', die müssen auch dabei sein bei dem, was ich zu sagen hab'."

Nandl erhob sich rasch und fröhlich, indeß das Gesicht des langen Sepp sich wieder merklich verfinsterte. Er stampfte mit dem Fuß ungeduldig gegen den Tisch.

„'s ist merkwürdig, daß Du nicht ein' Augenblick zu zweien sein kannst, Du brauchst immer a große G'sellschaft um Dich herum."

„Ja, Sepp, das ist's eben, was ich sagen will, wir müssen uns für immer zusammenthun, wir vier, so wird's gehen, und so wird keinem ein Unrecht mehr geschehen und keiner wird benachtheiligt sein, und bei uns soll von jetzt an alles gemeinschaftlich sein, die Arbeit und auch der Gewinn, einerlei, ob's dann viel oder wenig ist, wir theilen alles."

„Ja, wie denn, Nandl, Dir gehört doch hier alles und Du hast zu befehlen, wir sind nur Deine Arbeiter."

„Aber die Arbeit ist eben die Hauptsach', und ich seh' schon, ich könnt' ohne Euch nimmermehr was zuwege bringen, und daß wir heut' so weit sind und daß alles so schön steht und so Reichliches verspricht, Euch dank' ich's doch allein, und es wär' recht undankbar von mir, wenn ich, nachdem Ihr die Arbeit so getreulich mit mir getheilt habt, es mit dem Gewinn anders halten wollte."

„Aber, Nandl," meinte Sepp, verlegen mit seinem Hut hin und herschlagend, „eine Gemeinschaft zu zweien, dös verstünd' ich wol — so zwischen uns zum Beispiel, aber zu vieren, dös geht mir nicht ein."

„Weil Du ein Papplöffel bist," lachte die Nandl voll unbefangener Fröhlichkeit, „aber ich werd' Dir schon genau alles expliziren und auseinandersetzen. Ich will nur, daß die andern auch dabei sind, damit ich's nicht zweimal sagen muß; also wart' ein bissel."

Sie eilte zur Thüre hinaus. Sepp hörte sie gleich darauf im Garten nach dem Toni rufen und es dauerte nicht lange, so kehrte sie mit demselben und der Kathrein in die Stube zurück.

Was nun folgte, konnte man keine Unterredung nennen, denn die Nandl sprach nur allein; aber es zeigte sich, daß sie diese geschäftliche Vereinigung bereits genau durchdacht und daß sämmtliche Theilnehmer mit allem einverstanden waren.

Die Gemeinschaft war gebildet, die Nandl hatte einen Geschäftssinn und ein organisatorisches Talent gezeigt, dabei eine Selbstständigkeit entwickelt, die von intelligenteren Genossen bewundert worden wäre. Weder sie selbst, noch ihre Umgebung wußten diese That ihrer ganzen Bedeutung nach zu würdigen. Nandl betonte nun die Nothwendigkeit, so rasch wie möglich sich Geld zu verschaffen. „Wenn wir vier ernstlich nachdenken, werden wir schon etwas ersinnen, was wir augenblicklich verwerthen können," meinte sie; hierauf trennten sie sich und jeder ging wieder an seine Arbeit.

Am nächsten Morgen kam einer nach dem andern mit einer Idee, die für einen Erwerb ausgenützt werden konnte. Sepp sagte, er verstünde es, Korkrinde zu gewinnen und daraus Körbchen und Gefäße zu schnitzen, aber hier würde das niemand kaufen; Anton versicherte, die Alpenblumen seien bei dem warmen Frühlingswetter schon etwas entwickelt, Azaleen und Rhododendron, Enzian und Trottelblumen könnte man auf den Südabhängen des Gebirges schon finden, er wollte sie suchen, und man müßte sie nach Salzburg schicken, freilich seien die eigentlichen Sommergäste dort noch nicht eingekehrt. Kathrein war dafür, etwas nach Wien zu schicken, sie wußte nur nicht, was; aber sie sagte, sie hätte sich die Adresse des Blumenhändlers, an den der Professor im vorigen Herbst den getrockneten Strauß geschickt, abgeschrieben und aufgehoben.

Nandl kombinirte alle die Pläne in einen einzigen zusammen. Sepp mußte ein leichtes, zierliches Körbchen aus Korkrinde fabriziren, dann ward Anton auf die Suche nach Alpenkräutern und Blumen geschickt, und er brachte die ersten Frühlingskinder, die da oben aus dem Schnee hervorlugten, sorgsam mit der Wurzel ausgezogen. Nandl bettete sie in das feuchte, weiche Moos, wo sie lustig sich weiter entwickelten, und arrangirte sie in dem Körbchen in ganz reizender Zusammenstellung. Hierauf wurde dieses auf das sorgfältigste in eine Kiste gepackt, und die Kathrein schrieb selbst die Adresse an den wiener Blumenhändler darauf. Zwei Tage nachdem dies abgeschickt war, kam die telegraphische Bestellung nach zwei weiteren Körbchen. „Schnellstens!" war darin bemerkt. Die Körbe wurden in die Blumenausstellung geschickt und erregten allgemeines Aufsehen. Die Absender erfuhren nichts von diesem Erfolg, aber sie erhielten für jeden Korb fünf Gulden, und die kleine Gesellschaft besaß plötzlich ein Vermögen von fünfzehn Gulden. Das machte sie fast schwindlich. Nandl wollte es sogleich in vier Theile theilen, aber die kluge Kathrein gab zu bedenken, daß dies kleine Kapital allmählich für die Bedürfnisse aller insgemein aufgebraucht werden solle, es tauge überdies nicht, wenn junge Leute soviel Geld auf einmal in die Hand bekommen sollten. Sie wolle es in Verwahrung nehmen, darüber Rechnung führen und alles Nothwendige daraus bestreiten. Man war damit wohl zufrieden, die Kathrein hatte sich das allgemeine Vertrauen erworben, und man war ihr überdies verpflichtet; sie war die einzige gewesen, die bisher hie und da etwas verdient hatte, und sie hatte diesen Verdienst ohne Zögern mit allen getheilt. So wurde sie denn einstimmig zur Verwalterin und Kassirerin ernannt.

Seit dem Tage trugen der Sepp und der Anton den Kopf hoch. Sie waren Geschäftsleute geworden, sie hatten sich bereits ein Kapital erworben, und sie hatten die Gewißheit, daß ihnen ihre Arbeit nun täglich mehr eintragen werde, jeder warme Tag und jeder Sonnenstrahl vermehrte ja ihre Aussichten auf Gewinn, überdies sollten sie den ganzen Verdienst ihrer Arbeit einheimsen. Ah, das ist etwas ganz Verschiedenes vom Tagelohn! Mit welchem Eifer, mit welchem Interesse gingen sie jetzt an ihr Tagewerk, wie achteten sie darauf, alles gut und pünktlich auszuführen, wie waren sie darauf bedacht, das Ausgeführte noch zu vervollkommnen! Die Selbstachtung war ihnen wieder erstanden und damit der Ehrgeiz. Sie haben uns im Dorfe keine Arbeit geben wollen und haben uns Tagediebe hernach gescholten, für unbrauchbares Gesindel hat man uns angesehen; — ah, sie sollen's erfahren, daß wir noch zu etwas gut sind, daß wir mehr und besser arbeiten können, als diese verleumderischen Wichte selbst! So dachten der lange Sepp und der weißköpfige Anton, und der Erfolg schien ihnen recht zu geben.

Ende Mai brachte Kathrein das erste Gemüse und die ersten Blumen auf den Markt nach Seekirchen; die Waare ward belobt und fand guten Absatz, man konnte mit dem Erlös zufrieden sein. Im Juni war eine hübsche Anzahl Sommergäste in Seekirchen angekommen und die Nachfrage mehrte sich. Die kleine Kompagnie fand ihre Erwartungen fast übertroffen.

* * *

„Wir haben heute Sonntag, den 28. Juli," sagte Kathrein, die in einem abgegriffenen Kalender blätterte, zu der Nandl, die baarfuß, in einem leichten Röckchen nahe am Fenster stand und damit beschäftigt war, ihr dichtes, in dem klaren Frühlicht bläulich erglänzendes Haar in zwei breite Flechten zu ordnen. „Du legst heute das neue Kleid an," fuhr Kathrein fort, „das dir der Professor von Wien geschickt hat; na, es hat lang' genug gedauert, bis wir den Schneider dafür bezahlen konnten, aber dafür ist's jetzt auch hübsch geworden."

Nandl wandte ihr lächelndes Gesicht dem Bette zu, auf welchem das fragliche Kleidungsstück von zarter rosa Farbe, das ärmellose Leibchen an den Rock genäht, weit ausgebreitet lag und wirklich gar frisch und duftig aussah. „Ich mein', es ist zu hübsch für mich," meinte Nandl, „und es wird mir gar sonderlich drin zu Muthe sein, — weißt, Kathrein, es ist eben das erste neue Kleid in meinem Leben."

Kathrein lachte. „Und dazu kommen auch noch die neuen, bunten Strümpf', die der Professor mitgeschickt hat, und neue Schuh', — sapperlot, Mädel, wirst dich sehen lassen können in dem Staat, — gehst wohl heut einmal mit mir nach Seekirchen hinüber in die Kirche, he?"

Nandl schüttelte den Kopf. „Ich bleib' zuhause."

Kathrein machte eine verdrießliche Geberde. „Immer zuhause, willst denn garnicht mehr nach der Stadt gehen?"

„Nein, ich könnt' dort einer begegnen, die ich nicht sehen mag."

„Ei, dummes Zeug, komm' nur."

„Hab' auch einiges noch im Garten zu thun. Siehst, da kommen auch der Sepp und der Anton schon," — sie lüftete ein wenig das kleine Vorhängelchen am Fenster, — „s' ist erst fünf Uhr, aber die sind unermüdlich."

„'s sind brave Burschen . . ." Kathrein hatte eine Stecknadel im Munde und sie mußte für den Augenblick ihr Lob beschränken und die Zunge ein wenig stille halten. Sie steckte mit aller Sorgfalt ihr Busentuch und band die Schürze um; sie war fertig, aber sie wollte durchaus auch die Nandl im Glanze sehen, und sie drängte sie daher, sich anzuziehen.

Nandl hatte ihre Zöpfe rund um den kleinen Kopf gelegt und die Krauslöckchen an ihrer Stirn hübsch glatt gestrichen, welchem Zwange diese aber nur für kurze Zeit gehorchten; jetzt setzte sie sich auf den Holzschemel, und einen Fuß über den andern schlagend, begann sie die Strümpfe anzuziehen und dann die blankgewichsten Schuhe. Sie ging hierauf in der Stube auf und nieder, prüfend, ob sie nicht zu groß oder zu klein wären; sie paßten ganz genau, und Nandl hob den Rock ein wenig in die Höhe und sah wiederholt auf die zierliche Fußbekleidung. Die Strümpfe waren auch gar zu hübsch, so schön gestreift, weiß und blau und roth. Jetzt kam die Kathrein mit dem Kleid und warf es ihr über den Kopf; es knisterte und rauschte in seiner Frische; sie steckte die Arme durch und Kathrein bauschte ihr die kurzen, weißen Hemdärmel hoch auf. Das Leibchen schloß knapp um die zarten, jungfräulichen Formen des jungen Mädchens.

Nandl bemerkte das mit einiger Verlegenheit. „Das Ding sitzt zu fest, das bin ich nicht gewöhnt," meinte sie; „ich möchte das weiter und bequemer haben."

„Warum nicht gar," polterte Kathrein, „damit du wie in den alten Leibeln, die ich dir geschenkt hab', wieder wie in einem Sack steckst; laß das nur so, es sieht gar nett aus und steht dir wohl zu Gesicht."

In der That stimmte das zarte Rosa gar wunderlieblich zu dem dunklen Haar und dem warmen, bräunlichen Teint. Kathrein ging um sie herum und schmunzelte immer befriedigter.

„Ein Tüchel muß ich doch darüber binden," versicherte Nandl.

„Bei der Hitze, du kindisches Ding, — willst es denn garnicht sehen lassen, wie schlank dein Leib ist und wie rund dabei, und daß du ein reifes Mädel geworden bist, und ein hübsches obendrein?"

„Geh!" rief Nandl, mehr ärgerlich als erfreut.

„Na, na, wirst es bald von andern zu hören kriegen, verlaß dich drauf; — und du willst also wirklich nicht mit mir nach der Stadt? Schau, es thät mich freuen."

„Schlag dir das aus dem Kopf, Kathrein, ich will nicht."

Die Alte zuckte die Achseln, nahm ihr Gebetbuch und verließ das Haus, um ihren Kirchgang anzutreten.

Nandl ordnete in der Stube alles zurecht, dann sah sie nach der Mutter: sie schlief noch. Sie war für einen Augenblick ungestört; das kam ihr selten genug. Sie ging nach dem anstoßenden Stübchen, das früher das Schlafzimmer des Professors gewesen, und nahm aus einer Kommode einen Brief, es war der letzte, den ihr Stefan geschrieben hatte; sie sah ihn lange an, dann begann sie ihn mit leiser Stimme sich vorzubuchstabiren. Bei einer Stelle hielt sie inne und versank in Gedanken: Er ist krank, er kümmert sich und plagt sich ab und doch gibt er die Studirerei nicht auf, und er kommt nicht zurück, und er wird noch weiter sich mühen, und alles wird er erdulden — um ihretwillen! Sie warf den Brief in die Schublade zurück und schloß sie rasch und heftig, dann that sie einen ungeduldigen Seufzer und sprang gegen die Thür. Wie von ungefähr fielen ihre Augen auf den schräghängenden Wandspiegel, der über derselben angebracht war; sie mußte in dem Augenblick daran denken, daß die Kathrein ihr heute gesagt hatte, daß sie hübsch sei; neugierig sah sie hinein. „Und was hätt' ich davon, wenn's auch wahr wäre," sagte sie, das Spiegelbild mit so kritischen Augen musternd, als ob es das einer fremden Person wäre, „er sieht mich nicht, — und wenn er wiederkommt? — dann werde ich ihm doch nicht gefallen." Sie wandte sich ab; gesenkten Hauptes trat sie in die Stube zurück und dann in die Küche. Dort warf sie eine weite Kutte von dunkelblauer Leinwand, eine Art riesiger Schürze, die ihre ganze Gestalt umhüllte und fast bis zum Saum des Kleides hinabreichte, über sich, und nachdem sie eine große Anzahl hölzerner Stäbchen ergriffen, die sauber geglättet auf dem Tische lagen, begab sie sich damit in den Garten. Sie hatte für den Sonntagmorgen nur eine leichte Arbeit sich vorbehalten, sie wollte einige Pflanzen aufbinden und stützen. Sie kam an Sepp und Anton vorüber, die mit Gießen beschäftigt waren, und bot ihnen einen freundlichen Morgengruß.

Die Burschen sahen ihr nach. Sie war gar zu leichtfüßig an ihnen vorübergegangen, sie hätten wohl gern ein Weilchen mit ihr geplaudert, aber die Nandl ist schon so, dachten sie, die denkt halt nur an die Arbeit. Es war merkwürdig, die kecken Burschen, die andern Dirndln gegenüber nichts weniger als blöde waren, die hatten vor der Nandl einen ungeheuren Respekt, und sie wagten es nicht, ihre Scherze bei ihr anzubringen. Die ist halt nicht wie die andern sind, bei der müßt' einer schon ernst kommen, sonst wird er gezaust und heimg'schickt.

Nun, jeder von ihnen verlangte nichts sehnlicher, als es bei ihr ernst nehmen zu dürfen, und jeder wartete nur auf die passende Gelegenheit, um ihr ganz ernstlich seine Liebe zu gestehen, aber, aber, weiß der Kukuk, diese passende Gelegenheit wollte sich nicht finden. Wenn das kleine Ding so vor ihnen stand und mit den unbefangenen Augen sie ansah, und dann wieder wie ein Geschäftsmann mit ihnen überlegte, oder wie ein lustiger Kamerad mit ihnen lachte, sie auch zum öftern auslachte, da fühlten sie instinktiv, daß der rechte Augenblick noch nicht gekommen war. Einer wußte um die Liebe des andern, aber da keiner begünstigt war, so vertrugen sie sich indeß noch recht gut mit einander. Die beiden kamen mit ihren Gießkannen der Nandl immer näher. Der Sepp stand nun an ihrer Seite; er sah ganz verliebt auf die braunen, runden Arme, die so emsig zwischen den Blumen herumarbeiteten, und auf den hübschen, sanftgebogenen Hals der Nandl. Jetzt stieß er einen tiefen, schweren Seufzer aus, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

Sie sah auch wirklich auf und sagte: „Aber Sepp, du gieß'st ja immer auf einen Fleck, da ist's schon g'nug naß, geh weiter." Sie wies mit der Hand nach der äußersten Grenze des Gartens, der schon nahe dem Walde lag. „Da oben, vergiß die Rosen nicht, die frisch gepölzten, die brauchen Wasser."

„Ja, freilich," bestätigte Anton, dem es schon lieb war, wenn er den Sepp nur von ihrer Seite brachte, „die Rosen, die brauchen's, und wir müssen sie begießen, noch eh' die Sonne hinkommt, also frisch, Sepp, laß nicht die Ohren hängen."

Sepp ergab sich drein, wie er es vordem und wie er es nachdem noch öfter gethan. „So was laßt sich halt nicht erstürmen, man muß Geduld haben," war seine heimliche Betrachtung und zugleich sein Trost.

Um diese frühe Morgenzeit kam ein junger, blasser Mann langsam und mühselig den Waldweg herunter. Er schritt über die thaufrische Wiese, und ohne das Dorf zu betreten, wandte er sich grade dem Häuschen des Professors zu. Dort angekommen, sank er völlig erschöpft auf die Bank nieder, die vor demselben stand. Er blieb eine Weile regungslos, man hörte nur den keuchenden Athem; sein Kopf war gegen die Mauer zurückgelehnt und seine Augen blickten in die wolkenlose Bläue des Himmels. Ein freudvolles Lächeln ließ die blassen Lippen sich öffnen, es lieh dem leidenden Antlitz einen noch schwermüthigeren Charakter. Er fuhr jetzt mit dem Taschentuch gegen die Stirne, sie war feucht von der Anstrengung des Gehens, und doch war der Morgen so kühl, die Luft so durchsichtig und rein. Ach, wie lange war's, daß er sie nicht geathmet! Er sog sie ein in langen, gierigen Zügen, und seine Augen überflogen die grünen Auen, die sanftansteigenden Hügel und die von einem leichten Morgenduft umwallten Berge. Stefan war in der Heimat. Nie war sie ihm so schön erschienen, nie fühlte er, daß er sie so innig geliebt. Er konnte sich nicht satt sehen an dem schönen, herzerhebenden Anblick um ihn herum. Dann gedachte er seiner Freunde und der Geliebten. Sein heißer Wunsch sollte sich erfüllen, er sollte Valerie wiedersehen, und doch, zugleich mit der unendlichen Sehnsucht, zog jetzt, wo er so nahe der Erfüllung war, ein Bangen in sein Herz. Was wird sie sagen, dachte er, wenn du so vor sie hintrittst, wenn all' das Elend, das über dich gekommen ist, sich ihr enthüllt?

(Fortsetzung folgt.)

Die Via Nazionale in Rom. (Seite 455.)

Ein Swimming Match*).

Wie weit kann ein Mensch schwimmen? Bis in das erste Dezennium unseres neunzehnten Jahrhunderts verwies man die Geschichte von Hero und Leander schon deshalb in das Reich der Fabeln, weil es für unmöglich galt, eine Strecke wie die zwischen Sestos und Abydos zu durchschwimmen. Am 3. Juli 1810 demonstrirte aber Lord Byron die Möglichkeit des unmöglich Geglaubten ad oculos, indem er binnen einer Stunde und zehn Minuten die von der Sage bezeichnete Strecke durchschwamm, und zwar ohne sonderliche Anstrengung. Die in diesem Fall zurückgelegte Entfernung beträgt 10 Stadien, das ist ungefähr eine viertel deutsche Meile oder eine halbe Stunde. Bis in die neueste Zeit galt diese Schwimmleistung des großen englischen Dichters, — der bekanntlich auf sie stolzer war, als auf seine Gedichte, — für ein unübertreffliches Kraftstück. Da erbot sich vor einigen Jahren der vielgenannte Kapitän Boyton, über den Kanal zu schwimmen, der an seiner schmalsten Stelle 25 englische oder 5 deutsche Meilen breit ist, und löste auch, nach einem mißglückten ersten Versuch, seine Aufgabe. Indeß kann man das Schwimmen Boytons, der sich eines sehr komplizirten Apparates bedient, nur sehr uneigentlich ein Schwimmen nennen, und die Bewunderung, welche die gelungene Schwimmtour anfangs erregte, machte sehr bald einer kühlen Beurtheilung des Herrn Boyton und seiner kuriosen Leistungen Platz. Da ging plötzlich im vorigen Sommer ein englischer Offizier, der schon seit Jahren den Ruf eines tüchtigen und ungewöhnlich ausdauernden Schwimmers hatte, Kapitän Matthew Webb, eine Wette ein, daß er ohne jeglichen Apparat im gewöhnlichen Schwimmkostüm, ausschließlich durch eigene Kraft und Geschicklichkeit sich über Wasser haltend und im Wasser fortbewegend, über den Kanal schwimmen wolle. Und die Wette wurde von Webb gewonnen, nach einem mißglückten ersten Versuch, wobei er widriger Winde und rauher See halber die Tour nicht hatte vollenden können.

Wolkenbild. (Seite 456.)

Seegesicht. (Seite 456.)

Lord Byron war nun glänzend geschlagen — die $1\frac{1}{2}$ englische Meilen, welche der Dichter des „Childe Harold“ durchschwommen, schrumpfen in nichts zusammen neben den 25 englischen Meilen des unpoetischen Kapitän Webb. Dieser konnte sich nun mit Recht den größten Schwimmer der Welt nennen; die eigenen Lorbeeren ließen ihn aber nicht ruhen: er entschloß sich, seine „unerreichte That“ selber in Schatten zu stellen. Im Anfang dieses Jahres erklärte er sich bereit, innerhalb sechs Tagen, bei durchschnittlich vierzehnstündigem Schwimmen den Tag, siebzig englische (14 deutsche) Meilen weit zu schwimmen. Wie das bei dem unternehmenden Charakter der Engländer nicht zum Verwundern ist, fand er mehrere Wettbewerber, die ihm den Lorbeer streitig machten: darunter Beckwith und Fearne, zwei der berühmtesten Schwimmer Englands und beide Sieger in zahlreichen Swimming Matches (Wettschwimmen). Das „Ereigniß“, um uns der Sprache der londoner Blätter zu bedienen, „ging“ Montag, den 19. Mai „los“, und zwar in Lambeth Baths, dem größten Schwimmbassin Londons, welches so hergerichtet war, daß 48 „Längen“ genau eine (englische) Meile ausmachten. Anfangs war Beckwith, ein „Seitenschwimmer“ (in schräger Lage mit vorgeschobenen Schultern) allen übrigen voran, allein schon am zweiten Tag wurde er von Fearne und Webb überholt, und Sonnabend, den 24. Mai abends, hatte Kapitän Webb den Match glänzend gewonnen: er hatte statt 70 Meilen deren mehr als 74, das ist nahezu 15 deutsche Meilen, zurückgelegt, während es Fearne auf $62\frac{1}{2}$, Beckwith auf $42\frac{1}{4}$ und der vierte Bewerber (Taylor) gar nur auf 24 englische Meilen gebracht hatten. Die ersten zwei Tage war Webb ununterbrochen im Wasser geblieben, und in den ersten 14 Stunden 17 Meilen, in den zweiten 14 Stunden 16 Meilen weit geschwommen. Bemerkenswerth ist, daß weder er noch seine Mitschwimmer sonderlich ermüdet waren: als Webb am Ende der Tour (einer wahren tour de force) aus dem Wasser kam, war er „ziemlich frisch“ und litt nicht im mindesten an Durchkältung, — blos an der etwas erweichten Haut bemerkte man, daß er so lange im Wasser gewesen. Vergleichen wir diese relative Frische mit dem Schauspiel vollständiger Erschöpfung und Zerschlagenheit, das die Helden (und Opfer) anderer, einen ähnlichen Kräfteaufwand erheischenden Sports — z. B. der jetzt so modischen Dauerwettläufe — darbieten, so müssen wir allerdings zu dem Schluß gelangen, daß das Schwimmen bei weitem nicht so anstrengend und, lange fortgesetzt, so aufreibend ist, als bisher allgemein geglaubt wurde. Die englischen Blätter versäumen es nicht, daraus eine praktische

*) Englisch, sprich: suimming mätsch — Wettschwimmen.

Lehre zu ziehen. Der „Standard“, eine der „großen englischen Zeitungen“, bekanntlich das Hauptorgan der herrschenden Tory-partei, welcher das „remarkable event“ (bemerkenswerthe Ereigniß) in einem Leitartikel bespricht, sagt u. a., nachdem er die Hoffnung ausgedrückt, Kapitän Webb werde „den guten Geschmack besitzen, sich nicht zu einem gewerbsmäßigen Preisschwimmer herabzuwürdigen“:

„Das Ergebniß dieses Wettschwimmens ist in doppelter Beziehung interessant. Zunächst zeigt es, mit welcher Leichtigkeit sich lang fortgesetztes Eintauchen in Wasser ertragen läßt. Nicht einer der Schwimmer, die um den Preis rangen, hat nennenswerth von Kälte gelitten. Auch wurde keiner derselben vom Krampf erfaßt, was den bisher für unumstößlich wahr gehaltenen Satz, daß jeder Versuch, eine längere Strecke zu schwimmen, den Krampf hervorbringen müsse, in die Reihe der Ammenmärchen verweist. Der Krampf tritt blos dann ein, wenn jemand, der seinen Körper nicht an die nöthigen Bewegungen gewöhnt und seine Muskeln nicht hinlänglich gestählt hat, sich unterfängt, eine Strecke zu durchschwimmen, die für seine Kräfte zu lang oder zu schwierig ist; ein guter, geübter Schwimmer hat niemals vom Krampf zu leiden. Eine zwei-, ja dreistündige Schwimmtour kann von jetzt an als gesunde und empfehlenswerthe Körperübung gesunder Menschen betrachtet werden. Die überlieferte Weisheit, man dürfe nicht länger als zwanzig Minuten im Wasser bleiben, mag für Frauen und Kinder, wie auch für schwächliche und blutarme Männer ganz gut sein, aber für alle gesunden Jünglinge und Männer ist diese Regel veraltet. Schon Benjamin Franklin erzählte uns von der Annehmlichkeit des Ruhens ‚nach einem zwei- bis dreistündigen Schwimmen in der Abendkühle‘; und Horaz schreibt die gleiche beruhigende Eigenschaft einem dreimaligen Ueberschwimmen der Tiber zu. Bei schönem Sommerwetter eine oder anderthalb Stunden, wo nicht zwei und drei Stunden zu schwimmen, ist jedenfalls ein vernünftigerer und gesünderer Zeitvertreib, als ein phlegmatischer Spazirgang oder ein Kartenspiel in der Kneipe; und sichert unter allen Umständen eine bessere Nachtruhe. Aber das Wettschwimmen in der vorigen Woche hat noch etwas anderes gelehrt, was die Schwimmer ja berücksichtigen mögen, nämlich, daß das ‚Seitenschwimmen‘, das heißt das Schwimmen mit einer Schulter im Wasser und der andern außerhalb desselben zwar vorübergehende Vortheile hat und für den Anfang ein scheinbares Uebergewicht verleiht, aber auf die Dauer dem gewöhnlichen ‚Brustschwimmen‘, das heißt dem Schwimmen mit der Brust nach unten und dem Rücken nach oben, die Wage nicht halten kann. Beim Schwimmen wie beim Rudern ist es der lange, langsame, stetige, ausgreifende ‚Streich‘ (stroke), der seine Wirkung thut und den Ausschlag gibt. Im vorliegenden Fall kam der ‚Brustschwimmer‘ Webb anfänglich mehrere Meilen hinter die ‚Seitenschwimmer‘ Fearne und Beckwith; allein sein solideres Schwimmen machte sich bald fühlbar, und bereits am dritten Tag war er so im Vortheil, daß seine Mitbewerber keine Aussichten mehr hatten.

„Bei dieser Gelegenheit erinnern wir uns wieder daran, welch' wichtiges Element das Schwimmen in unserer körperlichen Erziehung bildet. Vergangenes Jahr hatten wir Gelegenheit, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Thatsache zu lenken, daß eine Schwester Beckwith's von London Bridge nach Blackwall (drei englische Meilen) geschwommen war, und hervorzuheben, wie nützlich es wäre, wenn Mädchen — von Knaben, bei denen es selbstverständlich ist, zu geschweigen — in frühester Jugend schwimmen gelehrt würden. Das Schwimmen ist eine der gesündesten, wo nicht die gesündeste aller Leibesübungen — bei keinem andern Sport werden in gleichem Maß alle Glieder und Muskeln gleichmäßig beschäftigt und gekräftigt; die Kunst ist leicht zu erlernen und die Gefahr, mit der man sie vielfach verbunden glaubt, besteht nur in der Einbildung. Namentlich in der Badesaison hören wir zwar von sehr vielen Fällen des Ertrinkens, aber daß Schwimmer beim Baden ertrinken, kommt äußerst selten vor. Hoffen wir, daß die beginnende Badesaison nach dieser Richtung hin gut benutzt werde. Nicht jeder kann ein so vorzüglicher Schwimmer werden wie Kapitän Webb, dessen Körper für das Schwimmen außerordentlich gut gebaut ist, allein jeder Mensch, der im Besitz eines gesunden Körpers ist, kann ein guter Schwimmer oder eine gute Schwimmerin werden. — Zum Schluß möchten wir noch anführen, daß das Schwimmen kein mühsam-pedantisches ‚Trainiren‘ (training — Einübung) erfordert, wie das Dauermarschiren und Rudern. Kapitän Webb hat das einfachste „Regime“ von der Welt: er ißt und trinkt ganz nach Belieben und schwimmt so oft und viel, als er kann, — er lacht über die altmodische Regel, man solle sich möglichst in der Mitte zwischen Frühstück und Mittagessen, das in England gegen 5 Uhr nachmittags eingenommen wird) baden, — grade wie er über das Ammenmärchen lacht, man dürfe sich blos einmal des Tages baden und höchstens 20 Minuten im Wasser bleiben.“ —

So das englische Blatt, dessen Empfehlung der Schwimmkunst und des Schwimmens wir uns aus vollem Herzen anschließen. Grade als wir mit Durchlesung des oben im Auszug mitgetheilten „Standard“artikels beschäftigt waren, sprach ein Freund aus Kiel bei uns vor, der ganz zufällig im Laufe des Gesprächs die Bemerkung machte, ein großer Theil der deutschen Matrosen und so ziemlich alle deutschen Marinesoldaten seien des Schwimmens unkundig. Eine traurige Bestätigung hat diese, an sich gradezu unglaublich klingende Mittheilung durch die Thatsache gefunden, daß am 31. Mai des vorigen Jahres beim Untergang des „Großen Kurfürst“ fast 300 kräftige Seemänner ertrunken sind, obgleich wenige Minuten nach Eintritt der Katastrophe Hülfe zur Hand war. Hätten diese Matrosen und Marinesoldaten schwimmen gekonnt, so wären sie, mit Ausnahme der wenigen, die durch den Zusammenstoß selbst getödtet oder betäubt wurden, größtentheils gerettet worden. Daß für die Mannschaft der deutschen Kriegsmarine das Schwimmen nicht obligatorisch war, hat man nachträglich offiziell zugestanden. Es ist das ein um so unbegreiflicheres Versehen, als die Soldaten des deutschen Landheeres — und zwar mit vollem Recht — den ganzen Sommer hindurch Schwimmunterricht empfangen und Schwimmübungen vornehmen müssen. Seit vorigem Sommer soll dies auch für die Flotte eingeführt worden sein. Wir wünschen, es möge sich wirklich so verhalten. Weit besser wäre es freilich, wenn der obligatorische Unterricht im Schwimmen nicht auf Soldaten und Seemänner beschränkt, sondern allgemein für die Schuljugend eingeführt würde. Die Zahl der Orte, wo keine Gelegenheit zum Schwimmen sich findet, ist eine sehr geringe, und wer ein guter Schwimmer werden will, muß jung anfangen. Von keiner Kunst und Fertigkeit gilt in höherem Maß als vom Schwimmen das Sprüchwort:

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“

Eine ungarische Räubergeschichte.

Beitrag zur Kulturgeschichte der jüngsten Vergangenheit. Von einem alten Honvedoffizier.

(Fortsetzung.)

Auf dem ganzen Weg sprachen die drei Damen über nichts, als über das noble Benehmen, über die Liebenswürdigkeit und Bildung Balla's, den sie nun nicht anders als den Baron von Vesselény nannten. Tallay war es müde geworden, darüber zu streiten, er schwieg lieber. Im Walde begegneten sie ein paar verdächtigen Gestalten; einer trat sogar an den Wagen heran und fragte, woher sie kämen und wohin sie reisten. Etelka war so erschrocken, daß sie in ihrer Verwirrung und Angst Tallay anrufen wollte, anstatt dessen aber den Baron Vesselény nannte. Sofort entfernten sich die Betyaren; derjenige, der an den Wagen getreten war, entschuldigte sich, ihnen Angst gemacht zu haben, er sagte, er und seine Kameraden seien keine Betyaren, sondern Schweinehirten, — sie hätten deshalb gefragt, woher die Damen kämen, weil ihnen einige Schweine abhanden gekommen, und sie wollten nur wissen, ob die Reisenden diesen auf ihrem Wege nicht begegnet seien. Herr von Tallay lächelte über diese ungeschickte Entschuldigung und fügte hinzu, er habe noch niemals mit Pistolen und Flinten bewaffnete Schweinehirten angetroffen.

Nachdem er die Damen ohne weitere Abenteuer nachhause gebracht hatte, luden sie ihn zum Abendessen ein, und wiederum bildete der Baron Vesselény junior den Gegenstand des Gesprächs.

Tallay kehrte ziemlich spät in's gräfliche Schloß zurück. Die Gastzimmer, in welchen man Balla und Szinéri einquartiert, stießen an die Stube, welche der Hofmeister bewohnte. Da

bereits alles im Schlosse still geworden, hütete sich Tallay, ein Geräusch zu machen, er trat so leise auf, schloß die Thür hinter sich so leise zu, daß er überzeugt war, niemand könne ihn gehört haben. Doch waren Balla und Szinéri noch munter und Tallay hörte sie mit einander konversiren. Es widerstrebte ihm, sie zu belauschen, er legte sich zubett und schlief bald ein.

Der Hofmeister hatte einen sehr leisen Schlaf, das geringste Geräusch weckte ihn aus seinem Schlummer. Zwischen Mitternacht und 1 Uhr weckte ihn ein schwaches Geräusch; es war ihm, als hörte er in der Vorhalle herumgehen und auch seine Thürklinke bewegen. Er rief „wer ist's?", doch erfolgte keine Antwort und die Tritte entfernten sich. Es konnte auch einer der Windhunde des Grafen sein, denn die Tritte waren so leise, als wenn sie von der Pfote eines huflosen Thieres kämen, und die Windhunde hatten hier die üble Gewohnheit, manchmal auf die Thüre loszuspringen und dabei die Thürklinke zu berühren. Er stand auf, machte Licht und trat aus seiner Schlafstube in die Halle. Hier war aber weder ein Windhund, noch sonst jemand zu sehen; er horchte eine Weile, untersuchte, ob die Thür der Halle, die in's Freie führte, verriegelt sei und fand sie offen. Dies war garnichts Seltenes, die Dienstboten der Herrschaft waren ein nachlässiges Gesindel; es war sehr oft geschehen, daß sie diese Thür offen ließen, manchmal gab es auch nächtliche Stelldicheins zwischen den Mägden und dem Stallpersonal. Wer immer es gewesen sein mochte, dachte sich Tallay, der die Thür offengelassen, wenn er hinausgegangen, solle nicht mehr eingelassen werden, und er schloß die Thür ab, dann legte er sich wiederum zubette. Eine Stunde später hörte er wieder ein leises Geräusch; diesmal pochte man an eines der Fenster jener Stube, in welcher die Herren von Balla und Szinéri schliefen. Einer der Gäste stand auf, ging in die Vorhalle, öffnete die nach außen führende Thür und ließ jemand ein. In allem diesen lag nichts Außergewöhnliches und Tallay erschien es zu geringfügig, um darüber mit dem Grafen zu sprechen.

Balla und Szinéri weilten noch zwei Tage als Gäste des Grafen im Schlosse, und der erstere erhielt eine Einladung, das gräfliche Schloß öfters zu besuchen; Balla hingegen wandte sich an Tallay und bat diesen, wenn er nach Debreczin oder Großwardein käme, ihn ja mit einem Besuche zu beehren.

So oft Tallay nach Debreczin fuhr, was beinahe jede Woche einmal geschah, und in's gräfliche Schloß zurückkehrte, war die erste Frage, die man an ihn richtete, die, ob er den Baron Vesselény gesehen und besucht; auch Frau von Balkány und ihre beiden Töchter interessirten sich sehr dafür, daß Tallay Balla einen Besuch abstatte, so daß dieser, um den Wunsch so vieler Damen zu befriedigen, sich vornahm, Herrn von Balla in Debreczin zu besuchen.

Dieser bewohnte eines der hübschesten Häuser in der Annagasse, gegenüber der Promenade. Die Wohnung Balla's war ziemlich elegant, doch nicht ganz geschmackvoll eingerichtet, es fehlte die Harmonie unter den Geräthschaften und die Wände waren zu überladen mit Bildern, Bücherfächern und Waffen verschiedener Gattung; sogar Panzerhemden gab es da, und wenn man sie näher betrachtete und aufmerksam untersuchte, konnte man erkennen, daß sie auch jetzt noch Dienste leisteten, sie waren mit Rehleder neugefüttert und dieses mußte schon am Leibe getragen worden sein. Unter den Büchern gab es kein einziges Werk für einen Gelehrten, keine politischen Broschüren, keine wissenschaftlichen Schriften, nur Romane, namentlich Uebersetzungen von Bulwer und Ainsworth, ferner ein Buch mit dem Titel: „Schauplatz der ausgearteten Menschheit", in welchem die Lebensgeschichten Jack Sheppard's, des bairischen Hiesel's, Cartouches, Schinderhannes, Louis Mandrins, William Prices und anderer Verbrecher enthalten waren, endlich auch eine deutsche Uebersetzung des berüchtigten Newgate-Almanachs aus dem Englischen, eine Sammlung schrecklicher Geschichten, Mordthaten, Giftmischereien, Fälschungen und anderer Verbrechen.

Noch etwas gab es im Empfangssalon des Herrn von Balla, was Tallay besonders auffiel: einen photographischen Apparat. Als Tallay, der anfangs glaubte, es sei ein Stereoskop, näher trat und hineinblickte, sah er, daß das negative Bild eine österreichische Hundertgulden-Note reflektirte, außerdem aber lagen auf dem Tische mehrere ältere und neuere Münzen von Gold und Silber umher, ebenso auch Goldsand und kleinere oder größere Stangen Gold, Silber und andere Metalle. Tallay fragte Balla, ob er ein Liebhaber der Chemie und Metallurgie sei, und erwähnte einen gewissen Papadopulos, einen Griechen, der zu London und Berlin vorgegeben hatte, er sei im stande, Silber zu machen und damit viele Einfältige auf's Eis geführt hatte.

„Wo haben Sie diesen Menschen kennen gelernt?" fragte Balla. „In London?"

„Ich kenne ihn seit viel längerer Zeit. Er hat in der ungarischen Armee gedient, während der Revolution, er ist ungarischer Staatsbürger. Sein Vater wanderte hier ein, zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in Griechenland. Papadopulos der Silbermacher besitzt zu Pesth einen Antheil an einem Hause, seine Gattin und Kinder leben zu Neu-Pesth, er selbst hat Ungarn im vorigen Jahre (1861) im Juli verlassen, um nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu reisen, wo er wahrscheinlich die Yankees so beschwindeln wird, wie die Londoner und Berliner. Der Kerl ist übrigens so geschickt, daß er selbst Alexander von Humboldt und Faraday getäuscht hat. Ich habe des ersteren Brief an ihn gelesen und aus dem Munde des letzteren ein sehr günstiges Urtheil über sein chemisches Verfahren gehört. Er hat erst vor wenigen Jahren die Chemie zu studiren angefangen. Ich habe das Silber gesehen, welches er fabrizirt haben will, es ist in der königlichen Münze zu London als echtes Silber anerkannt worden."

„Stehen Sie mit ihm in Briefwechsel oder möchten Sie so gütig sein, mir den Ort genau anzugeben, wohin man ihm schreiben könnte?" fragte Herr von Balla.

„Wenn Sie ihm schreiben wollen, dann richten Sie Ihren Brief nur an den Oberkommandanten der Unionistenarmee oder nach Washington an den Kongreß. Das Postwesen in den Vereinigten Staaten ist so vortrefflich organisirt, daß jeder amerikanische Bürger alle an ihn gerichteten Briefe erhält."

Ob Herr v. Balla an Papadopulus geschrieben und von diesem eine Antwort erhalten, blieb Tallay unbekannt, doch schon im Laufe des nächsten Jahres (1862) kehrte Papadopulos nach Europa zurück. Er ward im Dienste der Vereinigten Staaten verwendet und bezog von dort eine jährliche Pension von 400 Dollars.

Während des Karnevals in Debreczin begegnete Tallay seinen beiden Bekannten Balla und Papadopulos, der letztere war auf einige Tage hierhergekommen. Tallay kümmerte sich um keinen von beiden, ebensowenig um Szinéri und Futaki, die ebenfalls hier waren; er wich ihnen sogar aus. Auch die Gräfin Luskodi und Frau von Balkány mit ihren Töchtern waren da und Balla machte den letzteren den Hof, er soupirte mit ihnen und man sprach auf dem Balle von nichts anderem, als davon, welche der drei jungen Damen Herr von Balla zur Gattin wählen würde.

Während der Rastistunde kam Papadopulos, der in der ungarischen Armee mit Tallay in einem und demselben Armeecorps und unter dem letzteren gedient hatte, auf diesen zu und erzählte ihm seine in Amerika erlebten Abenteuer und von den Gefechten, an welchen er theilgenommen; Tallay hingegen fragte ihn, seit wann er mit Balla bekannt geworden. Papadopulos lachte.

„Dieser Mensch glaubt mich ausbeuten zu können," sagte er, „ich bin aber nicht so einfältig, um mich ihm mit gebundenen Händen und Füßen auszuliefern. Es ist auch eine gefährliche Spekulation, man könnte, ehe man sich's versieht, nach dem Spielberg oder Kufstein gebracht werden. Eine kleine Schelmerei gegen Privatleute laß ich mir gefallen, ich habe viele zu Narren gehalten, aber etwas zu unternehmen, wo der Staatsanwalt eine Klage erheben könnte, da danke ich dafür, ich lebe lieber eingezogen von meiner Pension."

Mehr war aus Papadopulos nicht herauszubringen, vielleicht drang auch Tallay nicht weiter in ihn. Es genügte ihm, was er gehört, um sich ein Urtheil zu bilden. Wenn er das, was ihm Papadopulos gesagt, mit seinen eigenen Bemerkungen zusammenstellte, so mußte er unwillkürlich auf einen Gedanken geleitet werden, den er schon gefaßt, als er Balla zum erstenmal in der Gesellschaft Szinéri's auf der Eisenbahn getroffen. Tallay aber durfte es nicht wagen, seine Meinung öffentlich auszusprechen, denn nicht nur die Damen Luskodi und Balkány, sondern ganz Debreczin und Umgegend waren für den Menschen, den er selbst für einen Abenteurer, wenn nicht noch für etwas Schlimmeres hielt, so sehr eingenommen, daß er sich mit der ganzen Welt verfeindet haben würde, wenn er der Volksstimme Opposition machte, umsomehr, weil er sich auf das Zeugniß Papadopulos' nicht berufen konnte, da dieser schon am nächsten Tage sich von Debreczin entfernte. Die Fahrt von Budaj nach Balkán und das, was später bei Nacht geschehen, ging aber Tallay nicht aus dem Kopfe; trotzdem daß dies anderen nicht befremdend erschienen

wäre, kam es ihm doch so vor. Tallay war einige Jahre vor Ausbruch der Revolution Untersuchungsrichter und er wußte nur zu gut, welches Gewicht auf gewisse Indizien gelegt werden konnte; das, was jedermann unverdächtig erschien, war es in seinen Augen nicht, er mußte aber mit seinem Urtheile zurückhalten.

Unter den vielen Anhängern Balla's traf Tallay nur einen einzigen Menschen, einen ehemaligen Kriegskameraden, jetzt Pandurenlieutenant, Daniel von Barcza, aus dessen Blicken man lesen konnte, daß er Balla nicht eben gewogen war. Doch auch dieser befand sich in einer ähnlichen Lage, er durfte seine Meinung jener des Publikums nicht entgegenstellen.

„Es ist etwas ganz eigenthümliches um solch' eine Anstellung," bemerkte der Graf Luskodi in einer Gesellschaft, in welcher sich auch Tallay befand. „Dieser Barcza, ein Mensch, der einst Kriegskamerad Rosza Sandor's gewesen, der als Honvedrittmeister leichtlebig und übermäßig nachgiebig gegen alle, die mit den Gesetzen in Konflikt geriethen, selbst Räuber auf eigene Faust in Freiheit setzte, ist, seitdem man ihn zum Pandurenlieutenant ernannt, der ängstlichste Gesetzeswächter und mißtrauischste Mensch der Welt. Bei dem Grafen Emerich Degenfeld ist ein Einbruch geschehen, und er glaubt, derselbe sei vom Apotheker Györffy und dem Advokaten Huszti verübt worden; sein Verdacht gründet sich auf die nichtigsten Umstände, daß Györffy und Huszti in Teglás, dem Gute Degenfeld's, an dem Abend gesehen worden, an welchem der Einbruch geschah, daß sie Spieler sind, daß sie jetzt viel Geld ausgaben u. s. w. ‚Woher haben sie das Geld?' sagt er; wenn sie Spieler sind, so sei die Antwort leicht gegeben. Ferner behauptet er, daß alle falschen Banknoten, Dukaten aus Siebenbürgen kommen. ‚Es ist Vesseleny'sches Gepräge darauf', sagt er. Er meint den Baron Gregor Vesseleny alias Balla. Ich habe diesen Barcza gern, er hat mir schon große Dienste geleistet, indem er mehrere Stück Vieh, welche mir gestohlen wurden, zurückbrachte; aber das finde ich doch zu stark, von einem Manne, den wir Magnaten als ebenbürtig betrachten, vom Sohne des größten Patrioten Ungarns, dessen Andenken uns allen heilig sein muß, solche Dinge auszusprengen. Ich wundere mich nur über die Langmuth Gregor's, daß er Barcza noch nicht zum Duell gefordert."

„Barcza war bei den Hunyadi-Husaren der beste Fechter und ein berühmter Pistolenschütze," bemerkte Tallay. „Balla wird wohl Ursache haben, das zu ignoriren, was Barcza von ihm aussprengt. Ueberhaupt sollte ein Mensch all' dem Gerede hinterrücks kein Gehör schenken, und wenn mir jemand rapportirte, was man hinter meinem Rücken übles von mir gesprochen, dann würde ich es ihm nicht Dank wissen. Eine solche Zwischenträgerei ist gar zu verächtlich."

Mit dieser Erklärung hatte Tallay alle, die vielleicht Lust fühlten, ein Geklätsch zwischen Barcza und Balla zu machen, auf den Mund geschlagen; seine eigenen Ansichten kannte jedermann, diese beschränkten sich aber auf eine einfache Antipathie gegen die Person Balla's, ohne daß Tallay seinen Charakter verunglimpfte.

Balla hatte sich mittlerweile für eine der drei Schönen, denen er den Hof machte, erklärt, es war Etelka, die jüngere Tochter der Frau von Balkány. Man sprach sogar davon, daß eine Verlobung zwischen Balla und dem Fräulein stattgefunden, welcher in kurzer Zeit die Trauung folgen sollte, es hieß, die gegenwärtigen Besitzer der Vesseleny'schen Güter, dessen Wittwe und die beiden Söhne, hätten Balla einen Vergleich angeboten, eine Theilung der Güter in vier gleiche Theile, und um diesen zu Ende zu bringen, sei Balla nach Sibó, dem Stammsitz der Freiin, gereist. Auch in dieser Bereitwilligkeit, einen Vergleich einzugehen, da Balla doch als einziger und legitimer Erbe des verstorbenen Barons auf die ganze Hinterlassenschaft seines Vaters Ansprüche zu machen berechtigt gewesen wäre, wenn er sich in seinem Rechte sicher fühlte, erblickten Tallay und Barcza nichts anderes, als die Schwäche jener Ansprüche.

Schon am nächsten Tage der Abreise Balla's in Gesellschaft Szinéri's verbreitete sich in Debreczin und der Umgegend das Gerücht eines in der unmittelbarsten Nähe von Groß-Wardein verübten sehr verwegenen Attentats auf das Eigenthum eines jüdischen Pächters. Es hieß, mehrere verlarvte Männer seien bei ihm eingedrungen, hätten ihn gezwungen, sein gesammtes Baargeld, 3600 Gulden österreichischer Währung, einige Pretiosen und Silberzeug ihnen zu geben; außer diesen noch einige Wechsel auf kleinere Summen auszustellen. Das Sonderbarste an der Sache aber war, daß, obschon der Jude sich Bart und Haare ausraufte über den Verlust, den er erlitten, er doch keine Klage bei dem Komitate gegen die Thäter führte und sich in sein Schicksal ergab. Später hieß es sogar, er habe sich dahin geäußert, es wäre möglich, daß er alles, was er verloren, zurückerhielte, und um die Räuber nicht zur Rache zu reizen, hielte er es für besser, über diesen Raub zu schweigen.

Diebstähle sind in Ungarn so häufige Vorkommnisse, daß man es kaum der Mühe werth hält, darüber zu sprechen. So waren auch der Graf Luskodi, seine Gattin und ihre Tochter, Komtesse Ilka, Frau von Balkány und ihre Töchter bestohlen worden, namentlich waren es Schmuckgegenstände, auf die es die Diebe abgesehen hatten. Die Thäter aber konnten niemals ermittelt werden. Diese Diebstähle mehrten oder verminderten sich von Zeit zu Zeit, und Tallay hatte die Bemerkung gemacht, daß sie gewöhnlich vorkamen, wenn auch die Menge der falschen Banknoten und des falschen Gold- und Silbergeldes zunahm. Er schloß daraus, daß die Diebe und Fälscher miteinander in Verbindung ständen und daß sie den Ort ihrer Missethaten stets änderten. Diese Diebstähle hatten einen gewissen Weg, wo sie am häufigsten vorkamen, und zwar von Tokai über Nydregyháza, Debreczin, Groß-Wardein bis nach Klausenburg in Siebenbürgen. Mehrere Bauern, Schweinehirten und Czikós (Gestütknechte) wurden wegen Viehdiebstahls eingezogen, sie gestanden ihre Verbrechen ein, erhielten ihre Strafe, doch waren sie alle standhaft in einem Punkte, sie leugneten, Mitschuldige gehabt zu haben. Das bei ihnen befindliche Geld, der Erlös aus dem verkauften Vieh, wurde konfiszirt und dennoch lebten diese Leute in den Komitatsgefängnissen besser, als ihre älteren Mitgefangenen, sie erhielten aus unerschöpflicher Quelle Geld und Lebensmittel, ohne daß man erfuhr, woher diese Geschenke kamen. In Ungarn, zumal in den Komitatsgefängnissen, ist die Aufsicht über die Gefangenen nicht gar so streng, sie beschränkt sich darauf, zu sorgen, daß keiner entkommen könne; die Leute werden in- und außerhalb des Komitatshauses zu verschiedenen Arbeiten verwendet, sie stehen in Verkehr mit der Außenwelt, man schickt ihnen zuweilen Präsente, an die Komitatskastellane abgeliefert; einen Theil davon behalten die letzteren für sich, das übrige händigen sie den Gefangenen ein. So besteht eine Art patriarchalischen Verhältnisses zwischen dem Kastellan, den Komitatspanduren und den Arrestanten, alle stehen sich gut dabei, einer verräth den andern nicht; der Kastellan und die Panduren wissen, daß die Arrestanten als ihre besten Melkkühe zu betrachten sind; wenn es aufkäme, daß sie die Geschenke ganz unterschlügen, so würde nichts mehr geschickt werden.

(Schluß folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Ehemalige Gottschedianer begründen die „Bremer Beiträge". — Neue Epoche in der deutschen Journalliteratur. — Klopstock und die Bedeutung seines Messias.)

Die Niederlage Gottscheds wurde durch den Abfall des talentvolleren Theils seiner Anhänger besiegelt. In Leipzig selbst, in Gottscheds unmittelbarer Umgebung, bei den Mitarbeitern der ihm anfangs ganz ergebenen Monatsschrift seines Verehrers und Kollegen in der Professur, Johann Joachim Schwabe (1714—84) vollzog sich dieser Abfall zwar nicht in geräuschvoller, aber entschiedener Weise.

Diese bereits früher erwähnte Monatsschrift, die „Belustigungen des Verstandes und Witzes", hatte einer größeren Anzahl junger, begabter oder sich begabt wähnender Leute die von solchen allezeit erwünschte Gelegenheit geboten, ihre literarische Leistungsfähigkeit zu erproben. Der Herausgeber hatte dabei ein ganz kritikloses Verfahren beobachtet, indem er einfach alles aufnahm, was ihm angeboten wurde. Die zur vernünftigen Kritik unfähige

große Masse des Lesepublikums zeigte sich durch das so entstehende kunterbunte Allerlei der Beiträge befriedigt; und die talentarmen, unrettbar im Banne Gottscheds stehenden Mitarbeiter waren es nicht minder. Dagegen nahmen die begabteren und zu besseren, selbständigeren Leistungen befähigten Theilnehmer, bei denen die poetische Kritik der Schweizer inzwischen ihre Wirkung zu äußern begonnen hatte, mehr und mehr Anstoß an solcher Redaktion, umsomehr als die literarische Würde des Unternehmens noch durch die sich stets wiederholende Aufnahme kleinlicher Streitschriften offenbar verletzt wurde.

Ein Versuch des klugen und ehrenwerthen Gärtner (1712 bis 1791), Schwabe zu einer Aenderung in der Haltung der „Belustigungen“ zu bewegen, schlug fehl, und nun gründete Gärtner mit dem tüchtigen und gebildeten Adolf Schlegel (1721 bis 93) und dem als Dichter wie als Gelehrter hochstehenden und geistvollen Cramer (1723—1788) einen Verein zur Herausgabe einer eigenen Zeitschrift.

Zufällig fand sich ein bremischer Buchhändler zum Verlage eines derartigen Unternehmens bereit*) und die Freunde nahmen dessen Anerbietungen umsolieber an, als sie nicht Lust hatten, bei dem ersten Versuch mit ihrem Namen Pathe zu stehen oder sofort als die Herausgeber erkannt zu werden.

So erschienen 1745 die unter der abkürzenden Bezeichnung „Bremer Beiträge“ in der Literaturgeschichte berühmt gewordenen „Neuen Beiträge zur Belustigung des Verstandes und Witzes“, mit der schon in ihrem Titel angegebenen Aufgabe, durch poetische Schöpfungen zu erheitern, zu vergnügen.

Der bei dieser Zeitschrift zur Anwendung gelangende oberste Redaktionsgrundsatz führte eine neue Epoche in der deutschen Journalliteratur herauf; er bestand in der auf dem Boden der poetischen Tendenz, welcher die „Beiträge“ zu folgen hatten, fußenden, ungemein sorgfältigen, aller anderen Rücksichten ledigen Kritik.

Alles, was zur Veröffentlichung in dem Blatte gelangen sollte, mußte in den wöchentlichen Zusammenkünften des Vereins allen Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt werden und wurde schonungslos verändert oder, wenn sich der Verfasser den für nothwendig erachteten Aenderungen nicht unterwerfen wollte, zurückgewiesen, falls es nicht den Beifall der Mehrheit gefunden hatte.

Da es mit dieser Einrichtung sehr ernst genommen und selbst die im ganzen spärlichen Beiträge des Herausgebers der gemeinschaftlichen Begutachtung unterworfen wurden, so gelang es den „Bremer Beiträgen“ wirklich außergewöhnlich Treffliches zu Markt zu bringen und sowohl sich als damit auch der neuen Literaturbewegung in Deutschland zahlreiche Freunde und Förderer zu erwerben.

An Gärtner, Cramer und Schlegel schlossen sich zunächst an der für moderne Begriffe ungemein zahme und spießbürgerliche Satiriker Rabener (1714—1777), der als Gelehrter wie als lyrischer Dichter gleich ausgezeichnete Lüneburger Schmidt (1716 bis 89), der Hamburger Ebert (1723—95) und der als Dichter des noch von Gottsched bekannt gemachten komischen Heldengedichts „Der Renommist“ zu nicht unbedeutendem Rufe gelangte Zachariä (1723—77). Für eine freilich nur kurze Zeit betheiligte sich auch der Vorläufer der Kraftgenies, Lessings Freund Mylius, und später gesellten sich zu dauernder Gemeinschaft Adolf Schlegels Bruder, der als Dramatiker um die deutsche Literatur verdiente Johann Elias Schlegel (1718—1749), der Breslauer Straube und neben noch anderen Schriftstellern, die ihm an Bedeutung, gleich den meisten vorgenannten, weit nachstanden, der leipziger Professor Christian Fürchtegott Gellert (1715—69) hinzu, dem seine volksthümlichen Fabeln und moralischen Erzählungen einen in die weitesten Volkskreise und bis in unsere Tage hineinreichenden Einfluß und Ruhm verschafft haben.

Während die hier aufgezählten Männer den „Bremer Beiträgen“ hauptsächlich durch ihre Mitarbeiterschaft nützlich wurden und selbst von dieser Zeitschrift vielfach Anregung und Aufmunterung erfuhren, förderte Hagedorn das hoffnungsvolle Unternehmen mehr durch die wohlwollende Haltung, welche er ihm gegenüber einnahm, und den freundschaftlichen Beirath, den er den Mitarbeitern und Herausgebern zutheil werden ließ.

Diese ganze stattliche Reihe von Mitarbeitern und Freunden sollte indeß von einem Jünglinge an Dichterruhm und literarhistorischer Bedeutung weit überflügelt werden, der von den „Bremer Beiträgen“ im Jahre 1748 in die Welt der Oeffentlichkeit eingeführt wurde.

Im genannten Jahre erschien in den „Bremer Beiträgen“ der Anfang eines religiösen Epos „Messias“, gedichtet von einem bis dahin in weiteren Kreisen gänzlich unbekannten leipziger Studenten. Der Verfasser, Friedrich Gottlieb Klopstock, am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, war Theologe — nicht allein von Beruf, sondern gewissermaßen von Geburt — von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Aber er war auch ein Dichter von Geburt, so recht ein Dichter von Gottes Gnaden, d. h. in unserm Sinne ausgedrückt, dank einer gütigen Natur. Beides, den Theologen wie den Dichter, hatte Klopstock von Jugend auf in sich lebendig gefühlt, und diesen seinen Beruf in seiner vermeintlich naturnothwendigen Zweieinigkeit zur Bethätigung zu bringen, darauf war schon von seiner Schulzeit her all' das leidenschaftliche Dichten und Trachten seiner Feuerseele gerichtet gewesen.

Das Heldengedicht, dessen Muster das Epos der alten Kulturvölker war, galt zu jener Zeit, vornehmlich infolge der Verbreitung bodmerischer Anschauungen, als die höchste Gattung der Poesie; daher war es natürlich, daß derjenige, der sich befähigt glaubte, zur Erhebung der deutschen Literatur aus dem Staube sklavischer Nachahmung nicht nur ein Scherflein, sondern das Beste, was geleistet werden konnte, beizutragen, grade auf diesem Gebiete die Befreiung und den Triumph des deutschen Geistes erstreben mußte.

In der Rede, welche der zwanzigjährige Klopstock als Abiturient von Schulpforta gehalten, hatte er bereits in kühnen und genialen Zügen die Bahnen bezeichnet, auf denen sein Genius den Gipfel des poetisch und menschlich Erreichbaren zu erklimmen getrachtet hat. Die Poesie stellte sich ihm dar als eine fortwirkende Offenbarung des das All erfüllenden und regierenden göttlichen Geistes; die epischen Dichter der Alten seien formell auf dem rechten Wege gewesen, meinte er, und auch in der poetischen Verknüpfung des Menschlichen mit dem Göttlichen hätten sie den rechten und würdigen Gehalt der Poesie gesucht; aber sie hätten nicht zur Vollendung gelangen können, weil ihnen der allein würdige Gegenstand, die einzig wahre und beseligende Christenreligion verschlossen gewesen wäre. Alles, was da ist, in seinem Zusammenhange mit dem Schöpfer, dem Herrn der Heerschaaren, darzustellen; die Beziehungen Gottes zu dem Erlöser und den zu Erlösenden, Himmel, Hölle und Erde, wie sie sich berühren, mit einander in Einklang stehen und in Mißklang — das zu schildern, war für Klopstock das erhabenste Thema der Poesie. Und so ward denn die Messiade zu seiner Lebensaufgabe, an der er beinahe ein Menschenalter mit unermüdlichem Dichterfleiße geschaffen hat.

„Der Erlöser sollte der Held sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehen, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen und an dessen Verherrlichung sie glorreich theilnehmen sollen. Denn endlich, nach trüben und schrecklichen Stunden, wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anzuerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz umgibt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gesammelt hielt*).“

So schildert Goethe den Inhalt der Messiade.

In diesem gewaltigen Stoffe lagen allein schon die Ursachen, welche dem Dichter einerseits eine ungemessene begeisterte Verehrung seiner Zeitgenossen eintragen mußten und welche andrerseits seine mächtige poetische Begabung verhinderten, die Palme des unvergänglichen höchsten Dichterruhms zu erringen.

Den Chor der beifalljubelnden Zeitgenossen eröffnete Bodmer, welcher in Klopstock mit Recht seinen Christus erkannt, seinen Johannes, dessen Vorläufer und Verkündiger er gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie Chr. Fr. Weisse erzählt.

*) Goethe, a. a. O.

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für Mai.

(Schluß.)

Vierundzwanzig Jahre früher als Börne, am 19. Mai 1762, ward in dem Dörfchen Rammenau bei Bischofswerda in der Oberlausitz, als der Sohn eines armen Webers ein ebenso edler, energischer Charakter, als feuriger Patriot und scharfsinniger Denker geboren: **Johann Gottlieb Fichte.** Ein Glück, daß seine früh entwickelten Geistesgaben zufällig die Aufmerksamkeit eines verständigen und wohlhabenden Gutsbesitzers, Freiherrn von Miltitz, erregten. Dieser ließ Fichte eine gute Erziehung geben und ermöglichte ihm wissenschaftliche Studien (Theologie und Philosophie in Jena, Leipzig und Wittenberg). Nach Vollendung derselben suchte sich Fichte als Hauslehrer seinen Lebensunterhalt zu erwerben, — wegen seiner freisinnigen Ansichten, mit denen er nicht hinterm Berge hielt, gab man ihm keine öffentliche Anstellung. Er lebte dann, nachdem er vorübergehend in Warschau eine Stelle als Hauslehrer inne gehabt und in Königsberg Kant kennen gelernt, in Zürich, bis er, 1793, einen Ruf als Professor an die Universität Jena erhielt. Dort gewann er bald großen Einfluß auf die studirende Jugend. Ein Aufsatz: „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ zog ihm die Beschuldigung zu, atheistische Lehren zu verbreiten, und er ward in eine Untersuchung verwickelt. Deshalb und wegen anderer Unannehmlichkeiten legte er 1799 sein Amt nieder und ging nach Berlin, wo er vor einem gewählten Publikum Vorträge über Philosophie und im Winter 1807—1808, während die Franzosen Berlin besetzt hatten, seine berühmten „Reden an die deutsche Nation“ hielt. In diesen patriotischen Reden machte er den Vorschlag einer großartigen Nationalerziehung. 1810, bei Gründung der Universität Berlin, wurde er zum Professor der Philosophie und zugleich zum ersten Rektor ernannt. Er starb am 27. Januar 1814. Durch Fichte ward die von Kant begonnene geistige Bewegung fortgeführt und, freilich nicht zum Vortheil der Philosophie, weitergebildet. Seine Hauptwerke sind: „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre“ (Weimar 1794), die „Grundlage des Naturrechts“ (Jena 1796—97) und das „System der Sittenlehre“ (1798). Sein Sohn, Professor J. H. Fichte, hat seine gesammelten Werke herausgegeben.

Einer der hervorragendsten Geschichtsschreiber, insbesondere der deutschen Literatur („Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ 2c.), ein Schüler Schlosser's, der, wie dieser, rückhaltslos der Wahrheit zur Anerkennung zu verhelfen suchte, unbekümmert darum, ob er dadurch Anstoß erregte oder nicht — war der in Darmstadt am 20. Mai 1805 geborne **Georg Gottfried Gervinus.** Er mußte Kaufmann werden, aber nachdem er einige Jahre als Kommis fungirt, gelang es ihm, die Universität Heidelberg zu beziehen, wo er sich dem Studium der Geschichte widmete. 1836 ward er Professor der Geschichte und Literatur in Göttingen, doch schon im nächstfolgenden Jahre verlor er diese Stellung, weil er mit zu denjenigen sieben Professoren gehörte, welche einen Protest gegen die Aufhebung der Staatsverfassung erlassen hatten. Er erhielt den Befehl, binnen drei Tagen das Land zu „räumen“, und ging deshalb nach Darmstadt. Später wurde er Professor in Heidelberg. 1848 wählte man ihn in's Frankfurter Parlament, indeß legte er bald sein Mandat nieder. Im Jahre 1854 zog ihm eine Schrift: „Die Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts“ einen Hochverrathsprozeß zu, in welchem er zuerst zu viermonatlicher Festungshaft verurtheilt, dann aber freigesprochen, trotzdem aber seiner Professur enthoben wurde. Er starb am 18. März 1871 in Heidelberg.

Richard Wagner, der in Bayreuth lebende geniale Tondichter und Musikschriftsteller, ist in Leipzig geboren, am 22. Mai 1813. S. „N. W.“ III. Jahrg. S. 560.

Ueber das Leben des Dichters **Friedrich Wilhelm August Schmidt,** geboren den 23. Mai 1764 in Fahrland in Pommern, ist nur wenig bekannt; man weiß nur, daß er, nachdem er vorher eine zeitlang Prediger an der Zionskirche zu Berlin gewesen, im Jahre 1795 zum Pfarrer in Werneuchen (Mittelmark) ernannt wurde, woselbst er am 26. April 1838 starb. Nach diesem Orte wird er gewöhnlich „Schmidt-Werneuchen“ genannt. Die zahlreichen Dichtungen Schmidt's, der insbesondere und mit großer Vorliebe das einfache und einfachste Landleben schilderte, fanden zu ihrer Zeit großen Beifall.

„In der Geschichte der deutschen Literatur treten uns nicht selten Männer von Talent ohne Charakterkraft und wiederum ebenso häufig Männer mit ehrenwerther Charakterkraft ohne hervorragendes Dichtertalent entgegen. Umsomehr haben wir diejenigen zu schätzen, bei denen sich beides vereinigt findet. Es ist dies der Fall bei **Robert Ernst Prutz,** dessen Muth weder durch Verfolgung noch durch körperliche Leiden gebeugt werden konnte.“ (H. Kurz.) Prutz wurde am 30. Mai 1816 zu Stettin geboren, studirte in Berlin und nachdem er in Halle promovirt (1838), ging er auf Reisen. Zurückgekehrt, nahm er lebhaften Antheil an den sogenannten „Halleschen Jahrbüchern“; aber da ihm seine freisinnige Haltung Unannehmlichkeiten zu bereiten drohte, siedelte er (1840) nach Dresden über. Von dort wandte er sich im Jahre darauf nach Jena. Allein nach kurzer Zeit wurde er von da ausgewiesen, weil er ein Gedicht ohne Erlaubniß der Censurbehörde hatte drucken lassen. Von nun an hatte er seinen Wohnsitz abwechselnd in Berlin, Hamburg oder Dresden, bis er 1849 einen Ruf als Professor der Literatur in Halle erhielt. Indeß, er konnte seines Lebens nicht froh werden, kam wieder mit den Behörden in Konflikt und sah sich schließlich genöthigt (1859), seine Entlassung zu nehmen. Er starb, nachdem er längere Zeit kränklich gewesen, am 2. Mai 1871 in seiner Vaterstadt. Seine Gedichte zeugen sämmtlich von der ihm eigenen vaterländischen und freien Gesinnung, und gleich sein erstes politisches Gedicht „Der Rhein“, das er dem bekannten: „Sie sollen ihn nicht haben“ 2c. entgegensetzte, machte ihm einen Namen und ward beifällig aufgenommen. Er schrieb auch Liebeslieder, Novellen und Balladen, ein Buch: „Die Literatur der Gegenwart“, verfaßte eine „Geschichte des deutschen Theaters“ u. s. w. Unvollendet blieb leider die interessante „Geschichte des Journalismus“.

Der Hauptvertreter der sogenannten romantischen Dichterschule, die zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland vorherrschend war, **Ludwig Tieck,** wurde am 31. Mai 1773 in Berlin geboren. Nachdem er auf den Universitäten Halle, Göttingen und Erlangen besonders dem Studium der neueren Sprachen obgelegen, beschäftigte er sich im Auftrage des bekannten Literaten und Buchhändlers Nikolai in Berlin mit schriftstellerischen Arbeiten. Gegen Ende des Jahres 1799 ging er nach Jena, wo er sich an die Gebrüder Schlegel (die Begründer der romantischen Schule), Hardenberg u. a. anschloß. Auch wurde er in Jena mit Schiller und Goethe bekannt. Es folgten alsdann Reisen nach Italien, Frankreich und England. Vom Jahre 1818 ab wohnte Tieck in Dresden und wurde dort 1825 zum Hofrath und zum Intendanten des Hoftheaters ernannt. Im Jahre 1841 ward er von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen und starb daselbst am 23. April 1853. Tieck hat eine großartige Vielseitigkeit als Dichter, Literarhistoriker, Kritiker und Uebersetzer und eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelt; schade nur, daß die meisten seiner Arbeiten, wie im großen Ganzen überhaupt die phantastischen Schöpfungen der Romantiker, heutzutage nur noch für den Literarhistoriker Werth haben. Ausnahme hiervon machen einige seiner Gedichte, wie das schöne, vielgesungene Herbstlied: „Feldeinwärts flog ein Vögelein“ 2c.

Georg Herwegh, „ein „„Dichter von Gottes Gnaden““, ein poetischer Genius in des Wortes größter Bedeutung“ (W. Marr, Gartenlaube 1875 Nr. 19) ward am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren. Er starb am 7. April 1875 in Lichtenthal bei Baden-Baden. Biographie und Portrait befinden sich in „N. W.“ II. S. 207.

Der Ausbruch des Aetna.

Der Aetna im Begriff, auszubrechen — das war die Schreckensnachricht, welche zu Anfang der letzten Maiwoche dieses Jahres Sizilien durcheilte. Die Vorzeichen der Katastrophe waren nicht zu verkennen: am nördlichen Bergabhang öffneten sich Spalten und drei neue Krater wurden reißend schnell aufgeworfen. Dann stieg aus dem mittleren Kegel eine dichte Säule von Rauch, Asche und Dampf empor, während gleichzeitig ein mächtiger Lavastrom in ununterbrochener Fluth an den Seiten des Vulkans herabzufließen begann. So massenhaft und dicht war der Aschenregen, daß er bis über das Meer nach Reggio, an die gegenüberliegende Küste Kalabriens, getrieben wurde; und die neuen Krater sind nur einige Kilometer oberhalb des kleinen Dorfes Linguagrossa, das auf dem rechten Ufer des Alcantara und hart am Fuße des Berges liegt. Die Lava strömte in der Richtung von Randazzo, dessen Einwohner in aller Eile zu fliehen hatten. Man war auf das Schlimmste gefaßt.

Die erwähnten Symptome waren beiläufig nicht die bedenklichsten. Asche wurde ziemlich oft von dem Aetna ausgeworfen und auch Lava ergoß sich nicht selten in längeren oder kürzeren Zwischenräumen, ohne daß es viel zu bedeuten gehabt hätte. Selbst das plötzliche Entstehen von Spalten und Kratern an den steilen Abhängen des Aetna ist kein seltenes Vorkommniß. Eine der bemerkenswerthesten und auffälligsten Eigenthümlichkeiten dieses Vulkans ist grade die große Anzahl von kleineren, an seinen Seiten zerstreut hervortretenden Kegeln. Herr von Waltershausen verzeichnete deren im Jahre 1847 nicht weniger als 200 in einem zweimeiligen Umkreis um den Mittelkrater, während Monte Rossi, der Doppelkegel am südlichen Abhange, beinahe auf der Hälfte des Weges zum Gipfel, an seiner Basis fast eine Stunde (zwei englische Meilen) im Umfang, mit einer Höhe von 450 Fuß hat. Es war also kaum wahrscheinlich, daß entweder die Lava oder die Eröffnung der drei neuen boccarelle (Kratermündungen) am nördlichen Abhange die Hauptursache der Besorgnisse waren, welche man in Randazzo und Linguagrossa hegte. Was die meiste Furcht hervorrief, das ist die ominöse Natur der Warnungszeichen. In Messina wurde ein heftiger Erdstoß bemerkt, verbunden mit unterirdischem Donner, wie von Kanonenschüssen. Aus dem mittleren Krater wurden rothglühende Massen emporgeschleudert, die bei Nacht das Aussehen von riesigen Feuerkugeln hatten. Am Freitag vor Pfingsten vermehrte sich reißend die Heftigkeit der Eruption (Ausbruch), und am Sonnabend wurde aus Catania gemeldet, daß frische Spalten sich öffneten, daß der Lavastrom an Stärke und Schnelligkeit zunahm und daß Mio, ein kleiner, ackerbau- und weinbautreibender Weiler in der Nähe von Alcantara, von der Lava ganz überfluthet worden. Derartige Zeichen rechtfertigten die schlimmsten Befürchtungen.

Seit den Zeiten der grauesten Vergangenheit ist der Aetna wiederholt das Staunen und der Schrecken der Mittelmeer-Bevölkerung gewesen. Die griechische Dichtung und Sage machte ihn zur Wohnstätte

der gefangenen Rebellen, den Titanen. Empedokles stürzte, der Mythe zufolge, bei einem vergeblichen Versuch, das Geheimniß des Aetna zu lösen, in dessen Krater. Vierhundertundfünfzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung fand ein entsetzlicher Ausbruch statt, dessen Aeschylus und Pindar Erwähnung thun und den Thucydides, einer der realistischsten aller Geschichtsschreiber, beschrieben hat. Nach diesem Ausbruch herrschte mehr denn anderthalbtausend Jahre lang vergleichsweise Ruhe — die eingeschlossenen dämonischen Mächte schienen durch die über sie aufgethürmten Erd- und Felsenmassen erdrückt zu sein. Aber sie schlummerten nur und sammelten neue Kräfte. Im J. 1169 v. Chr. zerstörte ein heftiges Erdbeben ganz Catania, wobei über 15000 Menschen das Leben verloren haben sollen. Es war die Vigilie (Nachtmette vor dem Fest) der heiligen Agathe, und die mit Andächtigen gefüllte Kathedrale fiel in Trümmer, ehe eine einzige Person sich zu retten vermochte. Die Eruption war damals so gewaltsam, daß die Seiten des großen Centralkraters einstürzten. Der nächste bemerkenswerthe Ausbruch war grade 500 Jahre später: im Jahre 1669; er ist von Borelli auf's genaueste beschrieben worden. Nach heftigen Erdstößen öffnete sich plötzlich ein neuer Krater und ergoß sich ein mächtiger Lavastrom, der Belpasso, eine Stadt mit 8000 Einwohnern, zerstörte, Mastaluccia, San Pietro, Campo Rotondo und 14 kleinere Dorfschaften und Weiler wegfegte und sich auf Catania loswälzte. Die 60 Fuß hohen Stadtmauern hielten ihn zurück, obgleich sie an einzelnen Punkten überfluthet und niedergebrochen wurden. Aber auf beiden Seiten der Stadt floß der Lavastrom weiter, bis in das Meer, welches aufkochte und zischend dichte Dampfsäulen mit Asche, Bimstein und Schlacken emportrieb. Vierundzwanzig Jahre später, 1693, stiegen schwarze Rauchwolken aus dem Hauptkrater, unterirdischer Donner wurde gehört, die Lava begann zu strömen, Asche und Schlacken verfinsterten die Luft und ein schweres Erdbeben erschütterte ganz Sizilien. Catania wurde zerstört und 18000 Einwohner fanden ihr Grab unter den Ruinen der unmittelbar vorher so blühenden Stadt. Außer Catania wurden noch 50 Städte und Dörfer vollständig zerstört, und die Zahl der Menschen, welche bei diesem Ausbruch das Leben verloren, wird auf 100000 veranschlagt. Jetzt hatte der Vulkan wieder längere Zeit Ruhe. Erst im Jahre 1832 fand der nächste nennenswerthe Ausbruch statt, der das Städtchen Bronte vernichtete. Die letzte größere Eruption ist die des Jahres 1864: der Hauptkrater fing wieder an zu rauchen, das unterirdische „Brüllen" und Donnern ließ sich vernehmen, Erdstöße erfolgten, sieben neue Krater öffneten sich und ein Lavastrom, der alles vor sich herfegte, fluthete unterhalb des Monte Frumento an dem nordöstlichen Abhang langsam, mit einer Geschwindigkeit von einer englischen Meile den Tag, in die Ebene hinunter, ohne indeß besonderen Schaden zu thun. Seitdem ist der Aetna still gewesen bis zur letzten Maiwoche. Die jüngsten Erscheinungen und Warnungszeichen waren aber so drohend, daß die Bestürzung, welche sie weit hinaus in der Umgegend hervorgebracht haben, nur zu erklärlich ist. Die Bestürzung wird um so begreiflicher, wenn man erwägt, welche Interessen auf dem Spiel stehen, von der Gefahr für das Leben gar nicht zu reden. Die Abhänge des Aetna sind von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit und demgemäß dicht bevölkert. Von dem Fuße des Berges, da, wo der Aufstieg bemerklich wird, erstreckt sich ein Gürtel bebauten Landes, zwei englische Meilen breit auf dem nordöstlichen und westlichen, und gar von 10 englischen Meilen auf dem südlichen Abhange. Dieser außerordentlich gesegnete Bodenstrich ist bedeckt mit Weinbergen, Getreidefeldern, Olivenhainen und Fruchtbäumen jeder Art; Jahr für Jahr hat die Kulturfläche an Ausdehnung gewonnen — die Bauern dringen unermüdlich vor und erobern sich mit Spaten und Pflug Landstrecken, die niemand ihnen streitig macht, und sind bereits jenem dicken Waldgürtel nahegerückt, hinter welchem die wüste Region der Asche, der Schlacken und des ewigen Schnees mit dem Centralkegel in der Mitte liegt. Dieses ganze glückliche Gebiet, ein wahres Paradies, war mit trostloser, alles zerstörender Verwüstung bedroht. Die Bewohner hatten sich flüchten müssen: die Wohnungen, mit Ställen und Scheunen, die üppige Saat auf den Feldern, ein großer Theil der Fruchtvorräthe 2c. — alles ist den zerstörenden Elementen überlassen worden.

Endlich am 5. Juni gelangte der Lavastrom, nachdem er weite Landstriche überfluthet und auf seinem Weg alles verheert hatte, in die unmittelbare Nähe des Alcantara, dessen Bett er zu verstopfen drohte, was den Schrecknissen des Vulkans noch die einer Ueberschwemmung hinzugefügt hätte. Nach den letzten uns vorliegenden Berichten, vom 8. Juni, soll aber der Lavaerguß plötzlich aufgehört haben und der Lavastrom, welcher, so lange der Ausbruch dauerte, 50 bis 90 Meter die Stunde zurücklegte, hart am Alcantara zum Stillstand gekommen sein. In demselben Bericht heißt es, aus dem Mittelkrater dringe auch fast kein Rauch und keine Asche mehr hervor. Es muß nun abgewartet werden, ob die jetzige Ruhe blos eine kurze Pause in der Eruption ist, wie solche nicht selten sind, oder ob der Ausbruch für diesmal wirklich sein Ende erreicht hat. — -cht.

Die Via Nazionale in Rom. (Bild Seite 448.) Wer kennt nicht die berühmten alten sieben Hügel, das Kapitol, den Palatin, Quirinal, Cälius, Aventin, Esquilin und Viminal, von denen die stolze Roma dem ganzen damals bekannten Erdenrund ihre Gesetze diktirte, bis die rohen, aber sittenfesten Germanen kamen und die zuchtlose Herrlichkeit in Staub und Trümmer warfen. Wohl hat sich die alte Hetäre später aufgerafft, um mit dem Krummstab der Päpste die Welt des Mittelalters noch einmal zu beherrschen; aber die Aufklärung der Neuzeit hat den Krummstab in die Rumpelkammer geworfen und dem alten Rom eine bescheidene, aber ehrenvolle Stellung unter Europas Metropolen angewiesen.

Unser Bild veranschaulicht einen der sieben Hügel Roms und zwar den Quirinal, den die undankbaren Nachkommen des Romulus Monte Cavallo (Roßberg) nennen, gleichwie sie das Forum Romanum in Campo vaccino (Kuhfeld) umtauften. Der tiefe Einschnitt durch das nach harter Arbeit durchbrochene, felsenharte Mauergewirr ist die Via Nazionale, die neue, schnurgerade Hauptverkehrsader zwischen dem Herzen der alten Hauptstadt (Kapitol) und der Piazza dei Termini (Bahnhof). Während man bisher nur auf großen Umwegen, durch alte, enge, zum Theil steile Straßen, in denen der zusammengedrängte große Verkehr häufig in's Stocken gerieth, den Bahnhof erreichen konnte, führt die Via Nazionale direkt dahin und leitet den riesenhaft angewachsenen Verkehr ab oder gleicht ihn aus, weil die neuen Straßen Via di Napoli, Firenze, Torino, Modena und Via di Viminale von ihr durchschnitten werden. Die obengenannten sieben Hügel mit dem Monte Pincio, Testaccio und Citorio am linken Tiberufer, sowie dem Monte Vaticano und Gianicolo am rechten Tiberufer tragen heute noch ein unvergleichlich schönes Städtebild, in dessen Rahmen sich die 256153 Einwohner recht wohl befinden, obzwar sie auf abgelagertem Scherbenschutt ihr Dasein fristen. Bis zum Jahre 1700 lag diese unerschöpfliche Fundgrube der Geschichtsforschung unberührt. Papst Clemens der Elfte (1700–21) that den ersten Spatenstich zu den Ausgrabungen des antiken Rom, aber nicht viele seiner Nachfolger bethätigten den gleichen Eifer. Erst seit dem 20. September 1870, dem Tage des Einzugs der Italiener unter dem General Cadorna durch die Bresche der Porta Pia, wurden die Ausgrabungen von der Regierung in die Hand genommen und systematisch betrieben. Schon ein Jahr später legte man das alte, klafterhoch mit Schutt bedeckte Forum in seinem ganzen Umfange bloß. Auch die Nutzbauten, wovon eine die Via Nazionale ist, förderten verschüttete Treppen und Wandflächen, nach pompejanischer Art bemalt, auch hie und da musivische Verzierungen, Geräthe und Waffen, namentlich aber Befestigungsgrundmauern und wohlerhaltene Abzugskanäle zutage. Die letzteren, sowie die Wasserleitungen scheinen für die Ewigkeit angelegt. Vier davon, Acqua Vergine, 1450 erneuert, speist den schönsten Springbrunnen Roms, die Fontana di Trevi, Acqua Marcia, Acqua Felicie und Acqua Paolo, versorgen heute noch die Stadt mit Wasser.

Und nun zu der Erklärung unseres Bildes. Der Quirinal (Mons Quirinalis), der sich 55 Meter über die Stadt erhebt, bildet mit dem Viminal und Esquilin eine zusammenhängende Hochebene, auf welcher sich das neueste Rom ausbreitet. Diese Hochebene wurde zuerst von dem Sabinerkönig Tatius besiedelt. Der römische König Servius Tullius ließ die Ansiedlung vermittelst eines Ringwalles, dessen gewölbter Unterbau links auf unserem Bilde zu sehen ist, mit dem Kapitol verbinden. In der Blüthezeit der Republik errichtete man hier dem vergötterten Romulus als Deus Quirinus einen Tempel, dessen Priester, Flamen Quirinalis, alljährlich am 17. Februar die dreißig Kurien (Bezirke) Roms segnete. Auch eine göttliche Personifikation der Stadt hatte hier unter dem Namen Dea Roma ihren Tempel. In der Kaiserzeit entstanden hier die prachtvollen Thermen (Bäder) des Konstantin und Diokletian, deren Reste auf der Piazza dei Termini, in der Nähe des Bahnhofs bloßgelegt wurden. Der Zahn der Zeit und die Stürme der Völkerwanderung haben all' diese Denkmäler der römischen Weltherrschaft der Erde gleichgemacht und erst nach langer, langer Zeit erhoben sich aus dem Schutt einer öden Wüste ärmliche Hütten des Volkes, bedroht von den finsteren Bollwerken des Adels. Zur letzteren Kategorie gehört der wetterbraune, vierschrötige Thurm, der den Quirinalhügel nach der Stadt zu flankirt. Das Volk nennt ihn Torre di Nerone und die Sage erzählt, daß er einst in den Gärten des Mäcenas stand und dem Kaiser Nero beim Brande Roms als Aussichtspunkt diente. Er ist zwar sehr alt, aber bis in die Neronische Zeit reicht sein Alter doch nicht, denn er wurde erst um das Jahr 1200 von der Familie Aldobrandini errichtet, um als sturmfreie Zufluchtsstätte bei etwaigen feindlichen Ausfällen der nächsten Nachbaren, der Barberini, zu dienen. Die üppigen Pinien und Cypressen, die ihre grünen Kronen hoch über die Gartenmauer strecken, gehören zu den Parkanlagen des Palastes Aldobrandini, welche durch den tiefen und breiten Durchschnitt der Via Nazionale wesentlich beeinträchtigt worden sind; aber das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz. Der mächtige Quaderbau, dessen Substruktion rechter Hand bis zu der Thalsohle der Via Nazionale reicht, ist der Palast Barberini. Maderna, Borromini und Bernini erbauten dessen zierliche Räume, welche Pietro Cortona ausgemalt hat. Daß der Palast werthvolle Skulpturen, eine reichhaltige Bibliothek und eine vorzügliche Bildergalerie hat, ist eigentlich selbstverständlich; aber nicht jede Galerie enthält zwei solche Perlen, wie die Galerie Barberina, nämlich Raphael's Fornarina und Guido Reni's Beatrice Cenci.

Die Hauptmerkwürdigkeit des Quirinalischen Hügels wollen wir, weil auf unserem Bilde nicht sichtbar, nur mit wenigen Worten andeuten. Es ist der Palast der Päpste. Nur wenigen Päpsten war es vom Schicksal vergönnt, ruhig hier ihres Amtes zu walten; die meisten mußten sich mit inneren und äußeren Feinden herumschlagen. Sieben-

undsechzig Jahre stand das weitläufige Gebäude ganz leer, weil während dieser Zeit die Päpste von Klemens dem Fünften bis Gregor dem Elften in Avignon (Frankreich) residirten. Einzelne, wie Benedikt der Zwölfte, mußten, von ihren treuesten Söhnen, den Spaniern und Franzosen, gedrängt, auch sogar von Avignon fliehen. Im Jahre 1870 räumte der letzte weltliche Besitzer des Pontifikats (Kirchenstaat), Pius der Neunte, den Quirinal, um Viktor Emanuel, dem ersten Könige des geeinten Italiens, Platz zu machen. Der grollende Pontifex zog sich jenseits des Tiber in die freiwillige Gefangenschaft des Vatikans zurück, um die hoffentlich für immer abgeschaffte weltliche Macht der Päpste zu betrauern. Sein Nachfolger, der dreizehnte Leo, der etwas gelindere Saiten aufzog, hält trotzdem die Legende von der sogenannten Gefangenschaft aufrecht und hat auch das Interdikt (Fluch) über den Quirinal noch nicht aufgehoben, was aber Viktor Emanuel's Nachfolger, Humbert, nicht abhält, sich darin wohlzufühlen. Dr. M. T.

Luftspiegelungen. Die beiden Illustrationen, welche die heutige Nr. der „N. W." auf S. 449 enthält, stellen Luftspiegelungen dar, wie sie des öfteren beobachtet worden sind. Die eine Luftspiegelung, den Ballon mit seinem Doppelgänger vorstellend, beobachtete A. Launay während einer am 2. Dez. 1676 in Paris unternommenen Auffahrt. Am 13. Dezember stattete Launay der pariser Akademie Bericht ab über die während der Luftfahrt gemachten Beobachtungen. Es heißt in dem Bericht, daß in einer Höhe von 1506 Metern der obere Theil des Ballons in einer scharfen östlichen, der untere in einer nordwestlichen Luftströmung sich befunden habe, sodaß der Ballon aus seiner senkrechten Lage gekommen sei. Bei einer Höhe von 1883 Metern war der Ballon über die Wolken hinausgekommen und dem vollsten Glanze der Sonne ausgesetzt. Feierliche Stille herrschte ringsum. Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit der Luftschiffer, welche in das Anschauen des wunderbarschönen Schauspiels versunken waren, auf ein von den Sonnenstrahlen ganz genau wiedergegebenes Schattenbild des Ballons gelenkt. Als die Luftschiffer die Klappe öffneten, sahen sie ihr Schattenbild ebenfalls genau hingeworfen. In einer Höhe von 2824 Metern verschwanden die Wolken. Diese, in tieferer Lage wie der Ballon, erschienen jetzt wie ein Eismeer, welches, von der Sonne hell beleuchtet, außerordentlich glänzte. Als bemerkenswerthes Ergebniß der Fahrt wird in dem Bericht noch angeführt, daß die verschiedenen Luftströmungen ungeachtet des häufigen Wechsels ihrer Richtungen allgemeinen und bleibenden Gesetzen folgen. Was das sogenannte „Seegesicht" betrifft, so ward auch diese Erscheinung sehr häufig wahrgenommen, und besonders ist es das Eismeer, auf dem sich dem Auge des Schiffers derartige Lufterscheinungen darbieten. In weiter Entfernung hoch über dem Horizont beobachtet der Schiffer in der Luft nicht selten ein verkehrtes Bild seines Schiffes, manchmal oft sogar zwei Bilder. An diese Luftspiegelungen reiht sich diejenige, welche unter dem Namen Fata morgana bekannt ist. Der Leser weiß aus Erzählungen, welche Täuschungen, ja schmerzliche Enttäuschungen die Fata morgana dem Wüstenreisenden mitunter bereitet. Aber nicht nur in der Wüste, auch an den Küsten der Nord- und Ostsee, und vorzüglich an der neapolitanischen und sizilischen Küste, überhaupt in allen Zonen treibt die Fata morgana ihr Spiel. Alle diese Erscheinungen beruhen auf Täuschungen unserer Sinne. Wollten wir dem Blicke, den Sinnen überhaupt ohne weiteres bei der Naturbetrachtung voll und ganz trauen, wir würden nie klar werden über das, was um uns herum in der Natur vorgeht. Aber zum Glück hat die Natur selbst dafür gesorgt, daß den unzulänglichen Sinnen ein anderer Faktor — das Denkvermögen, der Verstand zuhilfe kommen kann. Und dieser ist es denn auch gewesen, der uns über den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen, die wir unter dem Gesammtnamen Luftspiegelungen kennen, Aufklärung verschafft hat. Darnach entstehen Luftspiegelungen, wenn die übereinander lagernden Luftschichten ungleich erwärmt werden. Besonders bei ruhiger Luft, wenn die verschiedenen Luftschichten sich in ebenen horizontalen Flächen übereinander befinden und der Temperaturunterschied derselben ein sehr bedeutender geworden ist, erleiden die Lichtstrahlen eine bedeutende Brechung und können theilweise sogar total reflektirt (zurückgeworfen) werden. Natürlich werden nun auch die Bilder aller derjenigen Gegenstände mit reflektirt, welche sich in dem Bereich der Lichtstrahlenbrechung befinden. Ganz ähnlich geschieht es bei senkrecht nebeneinander stehenden, ungleich erwärmten Luftschichten, deren sich in dem Streben nach Wärmeausgleichung krümmende Grenzflächen natürlich die von ihnen bedeckten Bilder nur verzerrt durch sich hindurchlassen können. Man kann sich denken, daß dergleichen Luftspiegelungen für unsere in naturwissenschaftlicher Erkenntniß noch wenig oder gar nicht vorgeschrittenen Altvordern den Reiz des Unheimlichen und Wunderbaren haben und die knechtische Furcht vor höheren Mächten befördern mußten. S.

Eisenbahnen. Die Gesammtlänge der Eisenbahnen in allen fünf Welttheilen betrug 1875: 295 783 Kilometer, gegen 38 022 Kilometer im Jahre 1850 und 332 Kilometer im Jahre 1830. — Zu Ende 1876 betrug die Länge der in Betrieb befindlichen Bahnen auf der ganzen Erde 311 049 Kilometer, d. i. gleich 0,23 km auf je 100 Quadratkilometer und 2,3 km auf je 10 000 Einwohner. In Deutschland kommen auf je 10 000 Einwohner 6,8 km Eisenbahnen. Ihre Länge betrug 1876 in Deutschland 29 149 km, Großbritannien und Irland: 27 147 km, Frankreich: 22 508 km, europ. Rußland: 19 875 km, Oesterreich-Ungarn: 17 486 km. Am Schluß des Jahres 1877 standen von deutschen Eisenbahnen im Betrieb:

	14 679 km Staatseisenbahnen,
	12 215 „ Privatbahnen, und
	3 550 „ Privatbahnen in Staatsverwaltung.
Summa	30 444 km.

Das Anlagekapital der gesammten deutschen Bahnen beträgt 7550 millionen Mark. -z-

---

Sprechsaal für jedermann.

Milton, Antrim County (Michigan), 27. April 1879.

In Nr. 24 der „Neuen Welt" richtet die Redaktion die Frage an einen H. H. in Milton, ob für europäische Einwanderer Aussicht auf eine leidliche Existenz in Michigan vorhanden sei? Ich weiß nicht, ob in Michigan mehrere Milton sind; wenn es aber nur ein einziges gibt, das in obgenanntem County liegt, so ist zu bemerken, daß es hier keinen Deutschen gibt, dessen Name mit H. H. begänne. Da die Redaktion aber auf ihre Frage Auskunft wünscht, so wird es ihr auch recht sein, wenn sie ein H. G. ertheilt*).

Ich will kurz unser Land und seine Verhältnisse schildern.

Michigan ist ein waldreicher Staat und hat keine Prairien. Der südliche Theil ist längst besiedelt, der nördliche Theil ist Wald, der nur, außer den großen Seen, die auf den Landkarten verzeichnet sind, durch zahlreiche kleinere Seen und durch die Ansiedlungen der Einwohner unterbrochen ist. Diese Seen bilden bei der Ausdehnung des Landes bequeme Straßen für Fortschaffung der Landesprodukte, die zur Zeit hauptsächlich noch aus Holz, Eisen und Kupfer bestehen. Das Land ist zum größten Theil hüglig und fruchtbar. Eine Eisenbahn durchzieht dasselbe vom Süden her bis an den Superiorsee.

Das Klima ist gesund; die Fieber, welche eine Plage der südlicheren und westlichen Staaten sind, kennt man hier nur dem Namen nach. Dafür ist aber der Winter lang und schneereich, doch ist die Kälte nicht sehr groß. Ende November oder Anfang Dezember schneit es gewöhnlich ein und bleibt so bis Ende März. Die Kälte ist gewöhnlich 8 bis 10 Grad Reaumur, erst im Februar gibt es etwas strengeres Wetter (Kälte 16—20 Gr. R.), doch hält es nur einen bis zwei Tage an und dann tritt die gewöhnliche Temperatur wieder ein. Der Sommer hingegen ist ziemlich heiß.

Die Farmer pflanzen hauptsächlich Winter- und Sommerweizen, Hafer, Mais und Kartoffeln, von den Obstarten besonders Aepfel. Gemüse der verschiedensten Art gedeihen hier.

Verdienst ist im Sommer nur auf wenigen Plätzen zu finden; im Winter hingegen ist genügend Arbeit zu haben in den Wäldern, aber alle Arbeit ist hart. Ebenso ist auch das Klären hart und erfordert nebst Arbeitslust noch ein ordentliches Quantum Geduld und Ausdauer. In einigen Jahren ist jedoch das Schwerste überstanden und die Verhältnisse nehmen von Jahr zu Jahr eine freundlichere Gestalt an. Heimstätten sind nur noch in abgelegenen Gegenden zu haben. Das Land gehört entweder der Eisenbahnkompagnie oder ist in Händen von Spekulanten. Erstere verkauft den Acre zu 7 Dollars. Die anderen nehmen gewöhnlich 10 Dollar pro Acre.

Es wäre jetzt Ihre Frage zu beantworten.

Für Familienväter, die einen oder mehrere arbeitsfähige Söhne haben und im Besitze von einigen hundert Thalern Geld sind, ist es möglich, in vier bis 5 Jahren sich eine leidliche Existenz zu erringen. Familienvätern, die keine Söhne haben, ist nicht zu rathen, im Busch sich anzusiedeln. Sind sie im Besitze von 6—800 Dollars, so thun sie besser, sie kaufen sich eine eingerichtete Farm.

Sollten Sie genauere Auskunft wünschen, so bin ich gern bereit, dieselbe zu ertheilen. Ergebenst H. G.

*) Es ist uns nicht nur recht, sondern wir danken Herrn H. G. für seine liebenswürdige Bereitwilligkeit bestens. Daß wir uns an einen H. H. wandten, geschah, weil wir mehrere mit dem Poststempel Milton, Michigan, versehene, gleichfalls sehr freundl. Zuschriften, unterzeichnet H. H., erhalten haben, durch die wir uns zu der erwähnten Bitte um Aufklärung berechtigt glaubten. Ob es noch ein zweites Milton in Michigan gibt oder ob jener H. H. Milton jetzt verlassen hat, wissen wir nicht. D. Red.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 39. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Das Gefühl der Scham regte sich in Stefan, aber er drängte es zurück. Ich will ja nichts von ihr, sagte er sich; nicht als ein Verlangender komme ich zurück, als ein Entsagender, der all' seiner Rechte sich begeben will, sie muß dies vorher erfahren, sie muß es wissen, daß ich ihren Anblick nur noch wie eine letzte Seligkeit verlange. — Dann versanken diese aufregenden Vorstellungen vor der zunächstliegenden froheren Empfindung. Er horchte. Regte sich's da drinnen nicht? Da drinnen, da wohnte ja die Nandl. Wie ein erquickender Freudenstrahl brach es in sein Gemüth; vor ihr zagte und bangte er nicht; er sah das kleine, braune Mädel vor sich, er sah, wie es in aufstürmendem Entzücken ihm an den Hals flog. Es konnte ja nicht anders sein, er war ja ihr alter Freund, ihr Stefan, und er wollte das Kind festhalten und ihm sagen: Hab' mich lieb, Nandl, recht lieb, ich brauche Liebe, ich sehne mich darnach, und doch wag' ich sie von niemand zu verlangen, als von dir. Er glaubte eben doch an keine so fest, als an die der Nandl, und er dachte, sie könne ihm Zärtlichkeit nicht verweigern; und er wollte einige Stunden in dem Hause verweilen, das ihm lieber gewesen war, als das Vaterhaus; er wollte hier ausruhen, sich hier erfrischen und kräftigen. Er war so müde, so gebrochen, hier glaubte er sich geborgen vor allen Kämpfen, vor allen Leiden. — —

Er horchte wieder, — es blieb so ruhig. — Schlief sie denn noch, die Kleine? Sollte er sie wecken? — Jetzt vernahm er ein plötzliches Knurren, dann folgte ein wüthendes Gebell, das war der Ajax. Stefan erhob sich, und ohne weiteres Bedenken öffnete er die Hausthür. Der Hund sprang ihm zornig entgegen.

„Ajax, du kennst mich nicht mehr?" Der Hund beschnupperte ihn und sprang hierauf mit einem Freudengeheul an ihm hinauf. „Wo ist die Nandl, wo?"

Das kluge Thier lief voraus durch die Flur, dem Garten zu, und lud Stefan durch Bellen und die übermüthigsten Sprünge ein, ihm zu folgen. Dieser sah, im Hofe angekommen, erstaunt sich um. Der Platz dem Hause zunächst war sauber mit Kies bestreut und in seiner Mitte erhob sich ein stattliches Boskett junger Bäume, deren üppige Kronen bereits einigen Schatten gaben; weiterhin zog sich eine weite, mit Blattpflanzen und blühenden Gewächsen aller Art angebaute Fläche: der Garten. Stefan hatte einen Theil durchschritten, dann blieb er stehen; seine Blicke folgten dem Hund, der, vorauseilend, sich einer zierlichen Mädchengestalt genähert hatte, die die Arme erhoben, den Kopf sanft vorgeneigt, zwischen Blumen herumhantirte, und welche Ajax nun am Rocke zu zerren begann, um sie in ihrer eifrigen Thätigkeit aufzustören. In Stefans Brust begann es zu hämmern; das ist die Nandl, dachte er. Sie wehrte den Hund ab, dann, durch sein Bellen noch weiter aufmerksam gemacht, wandte sie den Kopf, und die Hand vorhaltend, um nicht von der Sonne geblendet zu werden, blickte sie in der Richtung nach dem Hause. Er erkannte das frische Gesichtchen mit den sprühenden Augen; er vermochte seine Bewegung nicht länger zu meistern.

„Nandl!" rief er laut.

Ein Aufschrei antwortete ihm. Im nächsten Augenblick sah er sie, über alle Beete hinwegsetzend, mit weit ausgebreiteten Armen auf ihn zueilen. „Stefan!" klang's ihm entgegen, ein ungestümer Jubelruf. Wie klopften diese Herzen sich entgegen! Sein Körper beugte sich weit vor, sein Arm streckte sich nach ihr aus; schon war sie an seiner Seite, — da, als ob ein jäh aufspringender Gedanke mit übermächtiger Gewalt dem treibenden inneren Impulse einen Zügel angelegt hätte, blieb sie mit einem Rückprall, der in seiner Vehemenz die zarten Muskeln nachzittern ließ, vor ihm stehen. Die erhobenen Arme fielen wie gelähmt an den Seiten herab und mit einer von Thränen verschleierten Stimme sagte sie leise: „Sei willkommen, Stefan."

Auch er wich einen Schritt zurück mit angehaltenem Athem, mit schmerzlichem Erstaunen. Warum war sie nicht an seinen Hals geflogen, wie sie es wollte, wie er es erwartet hatte? „Du schrickst vor mir zurück, Nandl?" stammelte er.

Sie schüttelte heftig den Kopf, sie konnte nicht antworten, ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft, sie rang offenbar mit ihren Thränen, aber sie erfaßte, wie begütigend, mit ihren kleinen Händen die seine und drückte sie an ihre glühenden Wangen. So blieben sie eine Zeitlang nebeneinander stehen, ohne zu sprechen, ohne sich anzusehen. Dann trafen ihre Augen mit einemmale zusammen, nur eine Sekunde lang, und sie errötheten beide.

„Du hast nicht erwartet, mich so wiederzufinden, nicht wahr, Nandl?" fragte er traurig.

„Ich hab' gewußt, was dich betroffen hat, Stefan," entgegnete sie mit leiser, aber fester Stimme, „und ich hab' auch die andern gesehen, die aus dem Krieg zurückgekommen sind, es war manchem noch schlimmer gegangen; ich wollt' mich an den Anblick gewöhnen und ich hab' dich mir seither immer so vorgestellt — nur nicht so blaß und krank." Ihre Wimpern senkten sich wie unter der Last einer Thräne; dann warf sie wieder mit plötzlicher Heftigkei, den Kopf zurück, und ihn forschend und scharf anblickend: „Aber

sie, sie, um derentwillen du zurückgekehrt bist, was hat sie dazu gesagt?"

„Sie hat mich noch nicht gesehen," sagte er sanft, „ich kam zuerst zu dir."

In ihren Zügen blitzte es freudig auf, aber es kam und ging so rasch, daß Stefan es nicht bemerken konnte, dann erwiderte sie nicht ohne Bitterkeit: „Nun ja, bist auch ganz übernächtig, voll Staub und Ruß; ehe du ihr vor die Augen kommst, wirst du dich hübsch und sauber machen wollen."

„Ich will auch vorher noch meinen Vater sehen."

„Es weiß also niemand um dein Hiersein?"

„Niemand."

Sie faßte rasch seine Hand. „Dann bleib' bei mir und ruh' dich aus; bleib', bis du dich erholt und erquickt hast; sie sollen es nicht erfahren, die Deinigen, und auch sie nicht, daß du zuerst bei mir gewesen bist." Sie drängte ihn sanft gegen das Haus zurück; er ließ sich von ihr führen, sie kamen in den Flur, Ajax, der ihnen nach wollte, wurde von der Nandl beiseite geschoben, und sie betraten allein das Arbeitszimmer des Professors.

Es war alles wie zu der Zeit, als er noch hier wohnte. Jedes Geräth stand, wie es damals gestanden, die Aquarien waren bevölkert und auf dem Schreibtisch lagen noch einige Aufzeichnungen von seiner Hand. Nur er fehlte.

Stefan setzte sich auf das Ledersopha, an die Stelle, die er stets neben ihm eingenommen hatte; er stützte den Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hand. All' die glücklichen Stunden, die er hier mit dem theuren Lehrer und Freund verbracht, kamen ihm wieder in's Gedächtniß. „Wenn er doch hier wäre, — dann wäre alles besser!" Die weiße, feine Hand legte sich über die Augen.

Nandl sah auf ihn mit dem [illegible] Liebe, dann setzte sie sich zu ihm [illegible] er Entfernung, an das [illegible] Stefan? Ich [illegible]

[illegible] sagte ihr, daß sie vor [illegible] Jahre [illegible] eine Nachricht erwarten dürften, denn [illegible] Innere eines fast unbekannten Landes gedrungen. Sie sprachen dann noch weiter von ihm. Jedes wußte etwas Liebes, etwas Freundliches von ihm zu erzählen, es schien beiden Bedürfniß, von ihm zu sprechen, es schien sie zu erleichtern, zu erheitern, sie fühlten wieder, daß sie zusammengehörten. Stefan blickte einigemale von der Seite nach ihr. Warum saß sie denn so entfernt? Nicht einmal die Hand streckte sie ihm entgegen, er hätte die ihre so gern mit warmem, herzlichen Druck in die seine genommen, sie festgehalten; ein immer sehnsüchtigeres Verlangen überkam ihn nach einer, wenn auch noch so flüchtigen Liebkosung, er glaubte sie von der Nandl beanspruchen zu dürfen.

„Nandl," sagte er bittend, „thu' nicht mehr fremd, komm zu mir; wenn du wüßtest, wie er von uns gesprochen hat, — er nannte uns seine Kinder, und noch in dem Augenblick, als er abfuhr, rief er mir zu: ‚Versöhnt euch!' Es waren seine letzten Worte."

„Wir sind versöhnt," meinte die Nandl gut und herzlich, ohne sich indeß von ihrem entfernten Platze zu rühren, „und wenn er uns seine Kinder nannte, so hatte er recht, und er that dies wohl, weil er wußte, daß du mich wie eine Schwester betrachtest, — so ist's, nicht wahr? Ja, wir wollen uns Bruder und Schwester sein." Sie stand auf und reichte ihm die Hand, ernst und ruhig. Dann ging sie hinaus.

Stefan blieb, von einer unbeschreiblichen Empfindung erfaßt, wie bestürzt auf seinem Platze zurück. Es war ein süßes Weh, er wollte es nicht verscheuchen. War das die Nandl, die so von ihm gegangen? So ernst, so mädchenhaft hatte sie zu ihm gesprochen, fast stolz. Sie trat nun wieder ein, sie kam und ging, sie brachte ihm einen Imbiß. Hinter der vorgehaltenen Hand betrachtete er jede ihrer Bewegungen. Sie hatte die Schürze, die von Erde beschmutzt war, abgeworfen, er sah sie in dem netten Kleide, das ihr so wohl und zierlich stand, und all' ihre jungfräuliche Lieblichkeit ward ihm enthüllt; er fand in ihren Bewegungen die Anmuth, die ihn bei Valerie entzückt hatte, aber er glaubte, hier alles noch keuscher, noch zarter wiederzufinden. War das wirklich die wilde, braune Nandl, die baarfuß oder mit den alten Schuhen des Professors einherlief, und die in die Tücher der Jungfer Kathrein sich hüllte? Es war noch dasselbe braune Gesichtchen, dieselbe kleine Gestalt, und wenn sie etwas gewachsen war, so war es nicht bedeutend, und doch war alles anders, ausdrucksvoller geworden: das Kind hatte den unbeschreiblichen Reiz der vollen Jungfräulichkeit erhalten. Aber — er erkannte es mit einem Seufzer — es war nicht mehr die alte Nandl, es war nicht mehr *seine* Nandl.

Sie hatte auf einem kleinen Tisch in der Mitte des Zimmers das einfache Mahl aufgetragen, sie lud ihn nun ein, sich dazuzusetzen. Er gehorchte; sie zeigte sich in sorglicher Weise um ihn bemüht, sie zerschnitt ein Stückchen Rauchfleisch und legte ihm Rühreier vor, sie brach ihm das Brot; er aß, er brauchte einige Nahrung. Mit einer gewissen Scheu vermied er es jetzt, ihr in das Gesicht zu sehen, aber er sah auf die kleinen Hände, die ihn so flink bedienten. Die armen, kleinen Hände, — sie waren hart und schwielig geworden.

„Du hast viel gearbeitet, Nandl," sagte er weich.

„Ja, das ist wahr," erwiderte sie mit einem gewissen kräftigen Ausdruck, „seit du fort bist, hab' ich mich an die Arbeit gehalten, und ich hab' was Ordentliches zusammengebracht."

Er mußte jetzt doch zu ihr aufsehen. „Du bist klug und tüchtig, du kennst kein Verzagen." Sein Blick traf in die schwarzen, blitzenden Augen. „Der Professor hat es oft gesagt: ‚Um die Nandl ist mir nicht bange, die schlägt sich durch,' — aber du hast mehr, weit mehr gethan, du hast dir für alle Zukunft einen anständigen Erwerb gesichert; dein Garten ist wunderschön! Aber allein konntest du das doch nicht zustande gebracht haben?"

Nandl lachte. „Nein, gewiß nicht."

„Du hattest Taglöhner? Hans schrieb mir einmal davon."

„Auch mit Taglöhnern hätt' ich's schwerlich so weit gebracht, ich habe eben Genossen."

„Genossen?"

„Ja, du kennst sie, der lange Sepp und der weißköpfige Anton sind's, die und die Kathrein und ich, wir vier halten zusammen, wir theilen alles, die Arbeit und den Lohn."

Stefan sah besorgt, beunruhigt auf sie hernieder. „Wie konntest du dich mit diesen rohen Burschen so eng verbünden?"

„Sie *waren* roh, sie sind's nicht mehr," entgegnete sie mit Wärme; „sie sind so brav und fleißig wie kaum einer im Dorf, wir haben allen Grund, uns gegenseitig zu achten und mit einander zufrieden zu sein, und sie halten auf mich und würden mich schützen, wenn's nöthig wäre, aber —" (sie lächelte etwas schelmisch) „ich brauch' das nicht, Stefan, ich schütze mich schon selbst."

Stefan preßte die Lippen fest aufeinander, er durfte das nicht sagen, was ihm in schmerzlicher Wallung das Herz bewegte. Was hatte er auch für ein Recht dazu? Was war er noch der Nandl? Es fiel ihm jetzt ein, daß sie noch garnicht nach seinen Schicksalen sich erkundigt hatte, sie hatte noch nicht einmal gefragt, ob er seine Prüfungen wohl bestanden habe, weshalb er so heruntergekommen, welcher Kummer ihn bedrücke, was ihm bevorstand. Er war ihr also nichts mehr, er war ihr völlig gleichgiltig geworden!? Gleichgiltig — er der Nandl! Der Nandl, die mit der Treue eines Hundes an ihm gehangen, die glücklich war, wenn sie ihn nur sehen konnte! Als ihm der Professor damals von ihr gesagt, sie wolle nicht mehr an ihn denken, hatte er sich ergeben gezeigt, weil er nicht ernstlich daran geglaubt hatte, weil er es innerlich für unmöglich hielt. Er dachte wohl, es müsse sein Blick, sein Wort, sein Wille genügen, um die alte Macht über sie wiederzugewinnen, ihrer Theilnahme glaubte er so sicher zu sein, ihre Zärtlichkeit, ihre Liebkosungen hatte er noch vor einer Stunde als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt und er hatte sich aus tiefster Seele darnach gesehnt, und nun war alles anders gekommen, und sie stand vor ihm voll selbstbewußter Würde, so unnahbar in ihrem mädchenhaften Stolz, so fremd! Und dieser Sepp, den sie mit warmen Worten vor ihm vertheidigte, er war an seine Stelle getreten, er war ihr Freund geworden, — wer weiß, er war vielleicht ihr Geliebter! — Er hatte den Ellenbogen auf den Tisch gestützt und ermattet den Kopf in die Hand gelegt; ein Stöhnen entrang sich seiner Brust und er schlug die Hand über die Augen.

Nandl hatte die Schüssel hinausgetragen; als sie jetzt wiederkam, setzte sie sich ihm gegenüber an den Tisch. Er sah auf, er fühlte, daß ihre Augen auf ihm ruhten. „Du denkst an sie?" fragte sie ernst.

„Ja," antwortete er verwirrt.

„Es ist natürlich, sie ist deine Verlobte, du hast ein Recht auf sie."

Stefan stieß ein bitteres Lachen aus. „Ich habe auf niemand mehr ein Recht, ich habe auch keinen Wunsch und kein Begehren mehr, ich werde meine Studien nicht weiter fortsetzen, ich will

meinen Vater bitten, mich bei sich aufzunehmen, denn ich bin krank, ich werde vielleicht nicht mehr gesund werden, dann aber will ich in der Heimath sterben — in ihrer Nähe."

Nandl sah zu Boden, sie antwortete nichts.

Stefan überkam ein Unwille über diese Theilnahmslosigkeit. „Valerie ist gut und weichherzig," fuhr er in einem Tone des Vorwufs fort, „sie wird mir ihr Mitleid schenken; ihre Zärtlichkeit wird mich trösten und aufrichten, und ihr süßer Anblick wird mich entschädigen für all' das unsägliche Elend, das ich unverschuldet ertragen muß. Ihretwegen kam ich, ja, ich wollte nichts anderes, als sie wiedersehen."

„Wie und wo kann das geschehen, du darfst nicht zu ihr."

„Sie wird zu mir kommen."

„Wohin?"

Stefan ward noch bleicher. Was war das für ein harter Ton, den die Nandl jetzt gegen ihn annahm? Er fühlte sich noch empfindlicher dadurch verletzt. „Ich werde Mittel finden, mich mit ihr zu verständigen," sagte er trotzig. Er erhob sich mühsam, er ging einmal im Zimmer auf und nieder, seine Kniee wankten, er setzte sich an den Schreibtisch. Er nahm Papier und Feder und begann zu schreiben.

Nandl war am Tische sitzen geblieben, sie rührte sich nicht, ihre Hände lagen fest ineinander gepreßt, aber ruhig in ihrem Schoße. Man hörte nichts in dem Zimmer als das Gekratze der verrosteten Stahlfeder, die nur widerwillig über das Papier dahinfuhr. Jetzt warf sie Stefan zur Seite, er überlas den Brief, faltete ihn zusammen und steckte ihn ein; dann stand er auf und näherte sich zögernd der Nandl. Er hielt ihr die Hand hin. „Leb' wohl, Nandl," sagte er milde, „auf Wiedersehen!"

Sie hielt ihn an der Hand fest. „Gib mir den Brief," stieß sie mit plötzlicher Entschlossenheit hervor.

Er sah sie erstaunt an. „Er ist an Valerie."

„Ich weiß es."

„Was willst du also?"

„Ihn ihr zustellen, — gib." Und als er noch zögerte: „Er könnte leicht in falsche Hände kommen oder liegen bleiben; sie sind heute alle zur Gräfin geladen, ich weiß es, denn ich habe Gemüse und Blumen hingesandt, — aber ich will den Brief ihr selbst übergeben, und nur ihr, das ist das einzig Sichere. Nun, willst du oder willst du nicht?"

Stefan war überrascht. „Nandl, das willst du für mich thun?"

Sie sah ihn mit großen Augen ernst und forschend an. „Meinst du, daß mir das so schwer fällt?"

Er erröthete. „Nein, warum auch, ich wüßte keinen Grund."

„Aber dir einen Gefallen zu erweisen, hab' ich Grund genug. Ich bin deine Schwester und deshalb sollst du mir vertrauen."

Er übergab ihr den Brief. „Ich gehe sogleich, du bleibst noch, du findest jetzt deinen Alten nicht zuhause, die sind alle in der Kirche drüben. Tritt in die Bibliothek, dort steht das Bett des Professors, leg' dich hinein, du brauchst Ruhe. Ich bin bald wieder da, ich bring' dir Nachricht, wohl gleich die Antwort, — verlaß dich drauf." Sie winkte ihm tröstend mit den Augen zu, und ehe er noch etwas erwidern konnte, war sie draußen.

Er starrte lange, lange auf die Thür, in der sie verschwunden war. Seine Augen umflorten sich, heiße Thränen entstürzten ihnen und netzten die bleichen Wangen. „Sie hat's überwunden," murmelte er wiederholt, „ich bin ihr nichts — nichts!" Dann warf er sich laut aufschluchzend auf das Bett des Professors. Erschöpft, überwältigt von Müdigkeit, versank er bald in einen unruhigen Schlummer.

Der dottergelbe Kanarienvogel, dessen Bauer in der niedrigen, verrauchten Stube des alten Grillhofer nahe dem Fenster hing, und der darin von einer Sprosse zur andern sprang, strengte seine Kehle ganz übermäßig an; er wollte die in lauter, aufgebrachter Rede hervorgestoßenen Worte des alten Grillhofer überschreien, dabei streckte er seinen kurzen Schnabel wie im Zorne gegen Stefan vor, der in einem Sessel unterhalb des Käfigs Platz genommen hatte. Der Alte, die Mütze auf dem Kopf, die Pfeife in der Hand, ging mit großen, schweren Schritten in der Stube auf und nieder. „Da haben wir's jetzt," rief er mit seiner polternden Stimme, nicht ohne einen Anflug von triumphirender Genugthuung, „das kommt davon, wenn ein dalketer, trotziger Bub' vermeint, er weiß schon alles besser, er braucht sich von sein' Alten nicht mehr leiten, nichts mehr sagen zu lassen. Hätt'st mir g'folgt, hätt'st mir g'folgt, sag' ich, 's wär' alles anders kommen. Ich hab' dir's g'sagt, geh' zur Vroni, sie hat dich gern, hab' ich g'sagt, sie hätt' dich loskauft, sie hätt' dich g'heirath, wärst jetzt a g'machter Mann, a reicher Kerl, und hätt'st deine graden Glieder obendrein, ich hab' dir's g'rathen, ich hab' dir's g'sagt, wer aber wie ein Narr alles von sich g'stoßen hat, wer nicht g'folgt hat, das warst du — du!"

„Vater," erwiderte der junge Mann mit gepreßter Stimme, „laßt die Vergangenheit, es ist unnütz, über etwas zu reden, das nicht mehr zu ändern ist."

„So!" fuhr der Alte zornig auf. „Du bist immer gleich fertig: ‚Laß die Vergangenheit, es ist nicht mehr zu ändern,' wenn du aber mit deiner Vergangenheit auch deine ganze Zukunft auf's Spiel g'setzt hast, was dann — he? Du hast in einem Jahr alles, was dir g'hört hat, verputzt, und was ich dir g'schenkt hab', noch dazu, ganze achthundert Gulden waren's, das ist ein Geld, das ist ein Vermögen! Aber dich kümmert's nicht, du bist drum nöt verlegen, und hast dir denkt, no, wenn's durchbracht is, dann geh ich zu mein' Alten und sag' ihm: Da bin ich und da bleib' ich, und eh' du nicht wieder a paar Hunderter ausschwitzen thät'st, eh' wirst mich nöt los. — Aber weißt, Steffel, ich bin kein Brunnen, den man nach Belieben anpumpen kann, ich geb' nichts mehr her, ich geb' nichts, 's wär' auch umsonst, im nächsten Jahr wär' doch alles wieder verputzt."

Um Stefans bleichen Mund zuckte es, er schien unsäglich zu leiden, und wie im Erbarmen über sich selbst falteten sich die weißen Hände fest zusammen. Kein Ausruf des Zornes, der Empörung kam indeß über seine Lippen, er antwortete sanft, fast demüthig: „Vater, es mag ja sein, daß ich das Geld zu leichtsinnig verausgabte, aber ich dachte so recht zu handeln, — ich habe Euch ja alles schon erzählt; ich habe gerungen mit den Verhältnissen, ich wollte sie zu meinen Gunsten zwingen; ich hab' gearbeitet mit dem Aufgebot all' meiner Kräfte, niemand, auch Ihr nicht, Vater, darf m[illegible] Vorwurf der Liederlichkeit machen."

„Und ich soll di[illegible] glauben — hahaha! Die Lernerei in Wien ist also ei[illegible] dann hast noch obendrein verspielt, bist durch[illegible] mich am meisten — hast dich jämmerlich dav[illegible] wie schaust du aus, wie schaust du aus, [illegible]

Stefan schlug die Hand über di[illegible] Seufzer, von Qual erpreßt, hob seine Bru[illegible] Kanarienvogel schrie und schmetterte gegen ihn wi[illegible]

Der Alte nahm seinen Tabaksbeutel und warf ihn ge[illegible] Käfig. „Halt dein' Schnabel, Vieh!" rief er zornig. Dann ste[illegible] er sich, die Pfeife im Munde, grade vor Stefan hin, ihn musternd vom Kopf bis zu den Füßen. „Warst so ein schöner Kerl, ich will dir's nur sagen, ich war stolz auf dich, alles hat dich ang'schaut und die Dirndle waren grad' alle verruckt in dich. Hätt'st meinetwegen ein Lump sein können, 's hätt' dich trotzdem eine jede von unsern reichen Dirndln mit Freuden zum Mann g'nommen. Den Teufel auch, so a G'wachs, wie du g'habt hast, und so a G'sicht, und das feurige G'schau, das lockt die Weibsleut', aber jetzt ist's aus damit, jetzt — weinen könnt' man, wenn man dich anschaut — jetzt wird dich keine mehr mögen." Und als ob dieser Gedanke ihn noch mehr gereizt, fuhr er heftiger fort: „Was hast g'macht mit dir, Steffel? Verstümmeln hast dich lassen von die Feldscherer, und damit nicht g'nug, hast noch alle möglichen Krankheiten über dich kommen lassen, und eing'fallen sind jetzt deine Wangen, keinen Glanz haben deine Augen und du hast kein' Kraft und kein' Saft mehr in dir, und du wankst wie ein Greis daher; du bist dein Lebtag zu keiner Arbeit mehr tauglich, du bist nichts nutz, — was soll ich mit dir anfangen?!"

Stefan wendete langsam die ernsten, traurigen Augen dem Vater zu. „Ja, du hast recht, ich bin ein Elender, zu nichts mehr zu gebrauchen, aber eben deshalb komme ich zu dir, Vater. Wohin soll das Kind sich wenden, wenn es krank und verlassen ist, als an das Herz des Vaters, — ich habe keine andere Zuflucht mehr, als dich. Ich verlange keine Hülfe, keine Rettung, kein Geld von dir, aber laß mich wenigstens bei dir sterben, — du kannst mich nicht so von dir stoßen, du darfst es nicht. Glaub' mir's, nur schwer entschloß ich mich zu diesem Schritt, die Verzweiflung hat mir ihn eingegeben, aber ich dachte, du würdest milder, du würdest gütiger gegen mich sein, ich dachte, du müßtest Erbarmen mit mir haben, — aber du bist hart und grausam, du hast kein Herz."

Er richtete sich auf und seine Stimme war bei den letzten Worten fest und noch düsterer geworden als zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ostkap. (Seite 467.)

Das Rathhaus zu Tübingen. (Seite 468.)

Ein Gradmesser der Kultur.

Von **Rothberg-Lindener.**

„Die Seife ist ein Maßstab für den Wohlstand und die Kultur der Staaten. Diesen Rang werden ihr freilich die Nationalökonomen nicht zuerkennen wollen; allein nehme man es im Scherz oder im Ernst, soviel ist gewiß, man kann bei Vergleichung zweier Staaten von gleicher Einwohnerzahl mit positiver Gewißheit denjenigen für den reicheren, wohlhabenderen und kultivirteren erklären, welcher die meiste Seife verbraucht, denn der Verkauf und Verbrauch derselben hängt nicht von der Mode, nicht von dem Kitzel des Gaumens ab, sondern von dem Gefühl des Schönen, des Wohlseins, der Behaglichkeit, welches aus der Reinlichkeit entspringt. Wo dieser Sinn neben den Anforderungen anderer Sinne berücksichtigt und genährt wird, da ist Wohlstand und Kultur zugleich." Diesen bekannten Ausspruch unseres berühmten Liebig hatten wir bei der Wahl der vorstehenden Aufschrift für unser Thema im Sinne. Die von seinem Autor hinzugefügte kurze und bündige Motivirung könnte dasselbe im wesentlichen zu erschöpfen scheinen, — wenn die Begriffe „Kultur und Wohlstand" wirklich so einfache und unbestrittene wären. Man brauchte sich dann nur von der gefälligen Statistik Angaben über die Menge der verbrauchten Seife in verschiedenen Staaten liefern zu lassen, um eine hochinteressante Kulturtabelle aufstellen zu können. Daß ein solcher Beurtheilungsmaßstab aber doch nur mit mancherlei Vorbehalt anzunehmen ist, wird mir der freundliche Leser nach Hinweis auf eine ihm wohl erinnerliche Thatsache auf ganz anderm Gebiet zugestehen. Viele unserer „nicht so materialistisch" denkenden Mitbürger messen die Kultur nach dem Prozentsatz der des Lesens kundigen erwachsenen Staatsbürger. Diesen mußte gewiß der vielfache Jub[illegible]uf das Herz stolz schwellen, den in der Volksvertreter[illegible] Mittheilung des Ministers erweckte, daß auf je[illegible]ate, gleichviel, ob sie Mann, Weib od[illegible]t bloß ein, sondern soundsoviele Ere[illegible]aucht würden! Mein Leser Kritik[illegible]usgerufen: Ja! aber was für Sei[illegible] Aussprüche nur sehr vorsichti[illegible]ochte mit den folgenden Ausfüh[illegible]en, daß der Leser, wenn ihm vielleicht [illegible] ganz beifällige Kritik unserer Kulturhöhe mit [illegible] hohen Centnerzahl verbrauchter Seife, mangels [illegible] Argumente, abzuschneiden versucht werden sollte, einfach die Frage entgegensetze: „Ja! aber was für Seife?"

Daß es verschiedene Arten Seife gibt, weiß ein jeder. Und jede verständige Hausfrau, welche die ihr beliebende Sorte bald gut, bald schlecht geliefert bekommt, wird mir gern zugeben, daß sie von letzterer Abart sehr viel mehr verbrauchen muß, um ihre Familie auf derselben Kulturhöhe zu erhalten, die sie gewöhnt ist. Welche Ursachen aber diesen ärgerlichen Umstand veranlassen, darüber hat sich die Frau wol oft vergebliche Gedanken gemacht, und so können ihr einige systematische Auseinandersetzungen über diesen wichtigen Bedarfsartikel auch für ihren nicht so allgemein volkswirthschaftlichen Standpunkt vielleicht zudanke sein.

Zwei Grundstoffe gehören zu einer richtigen Seife: ein thierisches oder pflanzliches Fett oder Oel und ein Alkali (Kali oder Natron); was sich sonst noch darin findet, ist theils unvermeidliche, lästige Beigabe oder angenehme Zuthat, oder es ist vom Uebel und zum Schaden des Konsumenten. Die von Thieren stammenden Fette bestehen aus sogenannten Fettsäuren (Stearin-, Palmitin- und Oelsäure) in Verbindung mit Glyceriloxyd, welches letztere sich beim Verseifungsvorgang abscheidet, Wasser aufnimmt und dann das bekannte Glycerin darstellt; die Pflanzenfette oder Oele enthalten zum Theil unverbundene Fettsäuren. Die Alkalien, — welche am bekanntesten als kohlensaure sind, als Pottasche oder kohlensaures Kalium und Soda, oder kohlensaures Natrium — gehen als kaustische oder ätzende, d. i. von der Kohlensäure befreit, in die Verbindung ein. Die Seife ist also vom chemischen Standpunkte ganz bestimmt und ausschließlich als „fettsaures Alkali" zu bezeichnen. Diese Definition ist völlig maßgebend für die Beurtheilung aller, „Seife" genannten Produkte, sodaß also alles mehr in ihr Vorhandene, wenn nicht begründeter Ueberfluß oder Zuthat zu bestimmtem Zwecke, als Fälschungsmittel anzusehen ist.

Man kann die Seifen entweder nach der angewendeten Fettsubstanz — Talg, Oel (Baum-, Palm-, Kokosnußöl), Harz, Thran u. s. w. — bezeichnen oder nach dem Alkali als Kali- oder Natronseife. Kali gibt stets weiche, Natron harte Seifen. Letztere, die jetzt am meisten in Gebrauch kommenden, lassen sich in technischer Hinsicht eintheilen in Kernseife, in geschliffene Seife und in gefüllte Seife. Es ist hier weniger der Ort, auf die technische Herstellung der einzelnen Sorten einzugehen, als sie zu charakterisiren.

Reine Seife ist allein die Kernseife, welche außer fettsaurem Alkali nur noch ein möglichst geringes Quantum Wasser enthält. Da die zur Seifenbereitung nöthigen ätzenden Alkalien nur in Auflösung, als sogenannte Laugen, angewendet werden können und zwar erfahrungsmäßig mit einem höchstens 20prozentigem Gehalt der Lösung an Alkali, so gelangen dadurch zunächst erhebliche Mengen Wasser in die sich bildende Seife. Dasselbe läßt sich aber zum größten Theil wieder entfernen. Das geschieht nun bei den Kernseifen durch Zusatz von Kochsalz zu dem im Siedekessel gebildeten, noch heißen und flüssigen Seifenleim, durch das „Aussalzen." Wenn, wie bei Bereitung der deutschen Talgkernseife, das Fett zuerst mit Kalilauge verseift worden ist, hat das Aussalzen den doppelten Zweck, die gebildete Kaliseife, welche weichbleiben würde, in harte Natronseife umzuwandeln (Kochsalz ist Chlornatrium, und es verdrängt das Natrium in der Seife das Kalium, sodaß dann Chlorkalium und fettsaures Natron vorhanden ist), und dann durch die Eigenschaft des Kochsalzes, Wasser anzuziehen, die Abscheidung des größten Theiles des Wassers aus dem Seifenleim zu bewirken. Nach dieser Operation befindet sich beim Sieden der Kernseife im untern Theil des Kessels die überschüssige Lauge, welche auch Chlorkalium, Kochsalz, das ausgeschiedene Glycerin, sowie Unreinigkeiten enthält, während das fettsaure Natron mit mäßigem Wassergehalt oben schwimmt. Wird, wie z. B. bei Palmölkernseife, von vornherein Natronlauge angewendet, so hat das Aussalzen den alleinigen Zweck der Wasserabscheidung. Die regelrecht ausgesalzene Seife sondert sich von der Unterlauge in Gestalt rundlicher, halbflüssiger Klümpchen, der Kerne (wovon sie den Namen führt), welche durch weiteres Sieden zu einer gleichmäßig geschmolzenen, blasenfreien Masse vereinigt werden. Nach dem Erstarren kann man feine Krystallfäden darin wahrnehmen. Die der Seife immer in kleiner Menge anhängenden Unreinigkeiten setzen sich in dem nicht krystallisirenden Theil ab und bilden die Marmorirung (Fluß oder Flaser genannt). Eine reelle, frische Talgkernseife enthält immer noch im Durchschnitt 25 pCt. Wasser, eine Talg-Palmölkernseife etwa 24 pCt., reine Palmölkernseife 20 pCt. Wasser.

Die große Mehrzahl der Seifenfabrikanten stellt aber gegenwärtig gar keine Kernseife mehr her, weil sie zu unrentabel ist, sorgfältige Darstellung verlangt und zu wenig ergiebig ist, d. h. nicht genug Wasser enthält. Zehn Centner Talg geben etwa $16^2/_3$ Ctr. frische, nach Austrocknen an der Luft nur 15 Ctr. guter, trockener Seife.

Das Bedürfniß nach größerer Ergiebigkeit führte zur Herstellung der geschliffenen oder glatten Seife. Kernseife, also eine ausgesalzene, aus der auch die meisten Unreinigkeiten abgeschieden sind, bildet hier immer noch die Grundlage, welche geschliffen, d. h. mit Wasser oder einer schwachen Lauge auf's neue solange gesiedet wird, bis sie diesen Zusatz sich einverleibt hat. Solche Seife hat dann nicht mehr die Fähigkeit, zu krystallisiren oder eine Marmorirung anzunehmen und heißt aus diesem Grunde auch glatte. Aber auch diese Sorte ist noch nicht die für den Handel beliebteste.

Die gebräuchlichste, aber auch schlechteste Gattung Seife ist die gefüllte. Wird nämlich eine Seife beim Sieden wenig oder gar nicht ausgesalzen, so scheidet sich die Unterlauge nicht ab und der Fabrikant kann den ganzen Inhalt des Kessels als Seife verkaufen. Beim Erkalten erstarrt die gesammte Masse zu einer festen, beim Liegen auch hart werdenden Seife, deren Ansehen nicht den bedeutenden Wassergehalt verräth. Im höchsten Maße besitzt das Kokosnußöl die Eigenschaft, eine bei großem Wassergehalt hart und trocken scheinende Seife zu liefern, und theilt dieselbe auch anderen Fetten (Talg, Palmöl) mit, wenn es ihnen auch nur zu einem Fünftel zugesetzt wird. Aus 100 Theilen reinem Kokosöl lassen sich ganz gut 500 Theile solcher gefüllten Seife bereiten; bei Verwendung gemischter Fette ist eine Produktion von 250—300 Theilen Seife aus 100 Theilen Fettsubstanz

das Gewöhnliche. Der Wassergehalt solcher Seifen ist im Durchschnitt 37 pCt., aber es kommen auch besonders gelungene Füllungen im Handel vor, die sich durch 65 pCt. Wasser dokumentiren, ja sogar solche mit nur 20 pCt. Gehalt an reiner, trockener Seife sind nicht selten.

Als Grund für den Verzicht auf Herstellung guter Kernseife und Einführung der gefüllten geben die Fabrikanten das Bestreben des Publikums an, trotz gesteigerter Preise für die von ihnen gebrauchten Fette, die Seife immer gleich wohlfeil zu kaufen. Wenn sie also weniger Fett verbrauchen, dafür zwar der Seife mehr Wasser einverleiben, aber doch eine, selbst frisch, trocken und hart scheinende Seife wohlfeil liefern können, so ist anscheinend beiden Theilen geholfen. Der Unterschied ist nur der, daß der Seifensieder genau weiß, wieviel Unterlauge seine gefüllte Seife (auch Eschweger genannt) in sich aufgenommen hat, daß er seine Kosten- und Schadenberechnung also mit Sicherheit machen kann, während das Publikum in seiner Unwissenheit sich seinen Nutzen nicht auszurechnen vermag.

Die Marmorirung der Kernseife sucht man bei gefüllten durch Färben nachzuahmen. Es wird eine kleinere Menge Seife mit der färbenden Substanz (Eisenroth, Braunroth) gleichmäßig gefärbt und dann mit ungefärbter schichtenweis in Formen geschöpft und die Masse vorsichtig umgerührt. So entsteht zwar eine Marmorirung, die aber von der natürlichen durch Kernbildung leicht zu unterscheiden ist. Bei längerem Liegen gefüllter Seife an der Luft tritt schließlich eine erhebliche Gewichts-, sowie eine geringe Volumverminderung ein. Es bilden sich an der Oberfläche auch reichliche Effloreszenzen; das überschüssige Natron der Lauge als kohlensaures und außerdem anderes Salz werden bei Verdunsten des Wassers in fester, sichtbarer Form zurückgelassen. (Schluß folgt.)

Eine ungarische Räubergeschichte.

Beitrag zur Kulturgeschichte der jüngsten Vergangenheit. Von einem alten Honvedoffizier.

(Fortsetzung.)

Von Zeit zu Zeit kam Herr von Balla zurück nach Ungarn, doch verzögerte sich seine eheliche Verbindung mit Fräulein Etelka Balkány beinahe in's unendliche. Man erkundigte sich bei ihm und bei Frau von Balkány, wann die Trauung stattfinden würde, und die gewöhnliche Antwort, die man darauf erhielt, war, daß man abwarte, ob ein Vergleich zwischen Balla und der Wittwe des Barons Besselény zustande kommen würde; es gab einige vorwitzige Leute, die auch an die verwittwete Freiin Fragen stellten. Diese Dame aber sagte, sie kenne den Herrn von Balla nicht, sie habe ihn niemals gesehen, noch viel weniger ihm einen Vergleich angeboten, wie er es behauptete.

Diese Erklärung der Baronin war aber nicht imstande, die Leute von ihrer Meinung abzubringen, umsoweniger, als Balla den Prozeß gegen die faktischen Erben des Barons von Besselény dennoch unternahm und der Advokat, der denselben für ihn führen sollte, einer der ersten Rechtsgelehrten der ganzen Gegend war, von dem man wußte, daß er keinen Prozeß zu führen sich entschlösse, wenn er nicht schon von vornherein eines günstigen Resultats versichert wäre. Die Abschriften einiger Dokumente, namentlich eine Korrespondenz des verstorbenen Barons mit seiner Mutter in dieser Angelegenheit, sowie auch eine Schrift, in welcher er Gregor als seinen legitimen Sohn anerkannte, zirkulirten sowohl in Debreczin, wie zu Groß-Wardein. Das Sonderbarste aber war, daß der Name der Mutter Balla's in keinem dieser Dokumente zu finden war. In den Briefen des Barons war sie immer nur mit dem Anfangsbuchstaben B. bezeichnet, daher die Annahme, daß es die Komtesse Blanka von Széki gewesen sein mochte, wiewohl dies nicht sehr wahrscheinlich war, da diese Dame damals, als diese Briefe geschrieben wurden, kaum in dem Alter war, um einem Kinde das Leben zu geben; auch schien Balla viel älter zu sein, als er sagte; er gab sich für 28 Jahre alt aus und man hätte ihn für 35—36 Jahre alt halten können; endlich aber hatte er davon gesprochen, daß er während der ungarischen Revolution, also vor 15 Jahren, als Offizier in der ungarischen Armee gedient habe, sodaß er also schon mit 13 Jahren Offizier hätte gewesen sein müssen, was durchaus nicht glaubhaft, ja sogar unmöglich war.

Im Sommer des Jahres 1864 wurde zwischen Nyiregyháza und Királytelek an einem Juden ein gräßlicher Raubmord verübt. Dieser Mensch war auf die grausamste Weise ermordet worden, als er nach Tokaj reiste, und der Leichnam war beinahe bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Der rastlosen Thätigkeit und dem ungewöhnlichen Scharfsinne Daniel von Barczas gelang es, die Thäter zu ermitteln: es waren die schon erwähnten Menschen, der Apotheker Györffi und der Advokat Husati. Den letzteren verrieth unwillkürlich seine eigene kleine Schwester. Beide Mörder fielen dem Standrecht anheim und wurden 24 Stunden nach gefälltem Urtheil durch den Strang hingerichtet. Györffi war während des Verhörs und nach Verlesung des Todesurtheils sehr niedergeschlagen; es gelang seinem Bruder, welcher die Apotheke verwaltete, dem Verurtheilten Gift zu verschaffen, sodaß dieser schon ein Leichnam war, als er unter den Galgen gebracht wurde, er hatte das Gift in einer gläsernen Kugel beim Abschiedskuß seines Bruders erhalten, die Kugel zerbissen und dem Henker in dieser Weise vorgegriffen. Husati hingegen verlor den Muth nicht bis zum letzten Augenblicke, er hoffte stets auf Befreiung und während seines Ganges nach dem Richtplatze blickte er von Zeit zu Zeit um sich, fragte den reformirten Pastor, der ihm den letzten geistlichen Trost brachte, ob er keinen Reitertrupp erblicke, und sein Muth sank erst, als ihm der Henker den Strick um den Hals legte. Seine letzten Worte waren: „Ein einzigesmal in meinem Leben habe ich einem Magnaten gedient, und dieses einemal bringt mich an den Galgen." Das geraubte Geld, welches man bei den Mördern vorfand, war viel weniger, als der Ermordete, nach der Aussage seiner Familie während des Zeugenverhörs, mitgenommen hatte. Man nahm an, daß die Mörder das Geld in der Zeit zwischen dem Morde und ihrer Gefangennahme verschwendet hätten, denn sie lebten in Debreczin ziemlich flott, doch noch immer nicht so, daß sie 6000 Gulden — so groß war die Summe, die der Jude mit sich genommen, und es fehlte davon mehr als zwei Drittel (4200 Gulden) — in so kurzer Zeit verpraßt haben konnten, umsoweniger, weil es alle Welt sehen konnte, in welcher Weise sie lebten.

In eben demselben Jahre, vier Monate nach der Hinrichtung Husati's und Györffi's, wurde ein Bauer zu Vámos-Pires von seiner Gattin und seinem Knechte erschlagen. Auch diesmal war es Barcza, der die Thäter entdeckte. Im Verhöre des Knechtes fragte dieser die Standrichter, ob ihm die Todesstrafe erlassen werden würde, wenn er den Namen desjenigen entdecke, der ihn zum Morde seines Herrn verleitet, und ob man es ihm schriftlich geben wollte, daß er Gnade erhielte. Auf die verneinende Antwort rief er: „Da ich mir dadurch nicht helfen kann, so sollen Sie's auch nicht wissen." Das Weib, sie hieß Nani und war als Schönheit ersten Ranges im Distrikte der Haidukenstädte berühmt, ward verdächtigt, daß sie mit dem Knechte im Ehebruch gelebt habe; sie und der Knecht leugneten dies beständig, der letztere aber sagte: „Nani hat wohl einen Geliebten gehabt, sie ist aber zu stolz, um einen armen Knecht zu erhören, ihr Geliebter war ein gnädiger Herr, derselbe, der uns zum Morde verleitet; er hatte davon den größten Nutzen, ein schönes Weib und tausend Gulden, die mein Herr in seinen Taschen aufbewahrte. Nani widersprach dem Knechte in allen Punkten, sie wollte sogar den Knecht retten, indem sie sagte: er habe die That zu verüben geholfen, in der Hoffnung, ihre Liebe zu gewinnen. Sie leugnete, einen gnädigen Herrn zum Geliebten gehabt zu haben, und sagte, sie habe ihren Gatten ermordet, weil dieser sie gemißhandelt und weil sie ihn niemals geliebt, da ihre Eltern sie gezwungen, ihn zu heirathen. Der Gastwirth zu Vámos-Pires, ein Pole, der als Offizier unter den Honveds gedient hatte, äußerte vor mehreren Gästen seinen Verdacht darüber, daß Nani mit dem Baron Gregor Besseléni (Balla) in verbotenem Verhältnisse gelebt habe, daß dieser Herr und Szinéri sonst immer in diesem Gasthofe zu speisen pflegten, — er könne nicht begreifen, weshalb sie jetzt Vámos-Pires immer auswichen.

Es fehlte nicht an Leuten, welche die Worte des Gastwirthes Balla und Szinéri zutrugen; dieser letztere wurde allgemein für den Liebesboten und Geschäftsvermittler Balla's gehalten. Beide geriethen in eine maßlose Wuth und schwuren darauf, sie wollten

den Wirth züchtigen. Sie fuhren auch von Budaj dahin, der Wirth war aber nicht ein Mensch, der sich einschüchtern ließ; er bot beiden eine ritterliche Genugthuung an, welche aber von keinem der beiden Herren angenommen wurde, und die Züchtigung des Wirthes bestand darin, daß sie ihm ihre Kundschaft fortan entzogen und sein Wirthshaus in einen üblen Ruf zu bringen trachteten, was ihnen aber nicht gelang.

Noch immer beklagte man sich überall wegen größerer und kleinerer Diebstähle, namentlich die Damen, denen mehrere Schmucksachen fehlten, unter anderen auch die Tochter des Grafen Luskodi, Komtesse Ilka.

„Seit wie lange ist es her, daß Sie zum erstenmale etwas von Ihrem Schmucke vermissen?“ fragte Herr von Tallay die Komtesse.

„Das erste, was man mir gestohlen, war eine schöne Brosche, ein paar Ringe und meine kleinen Korallen-Ohrgehänge. Es war zu jener Zeit, als auch das Silberservice Mamas und die schönen Meerschaumpfeifen Papas gestohlen wurden.“

„Ich erinnere mich dessen, es war am Morgen des Tages, an welchem die Herren von Balla und Szinéri das gräfliche Haus besuchten.“

„Sie wollen doch nicht sagen, Sie hätten diese Herren im Verdacht?“

„Ich will nichts behaupten, ich verbinde nur die Zeit des begangenen Diebstahls mit jener dieses Besuchs,“ entgegnete Tallay. „Sie werden Sich erinnern, Komtesse, daß ich damals Ihrem Papa eine Mittheilung gemacht darüber, was mir bei Nacht aufgefallen war, und daß mehrere Ihrer Dienstboten, auf denen der Verdacht des Diebstahls lastete, aus dem Dienste entlassen wurden. Die Untersuchung, die der Ortsnotar und später der Stuhlrichter anstellte, zeigte, daß die Leute unschuldig waren. Es waren also keine Hausdiebe, sondern Fremde. Das Silber hat man wiedergefunden.“

„Und derjenige, der es in Debreczin verkauft hat, wurde eingezogen.“

„Er behauptete, das Silber gekauft zu haben. Es ging durch so viele Hände, daß der ursprüngliche Dieb nicht ermittelt werden konnte. Man ging damit bis nach Klausenburg, der Jude Elkesch hat sich ausgewiesen, daß er es von einem Menschen gekauft, der mittlerweile gestorben. Bei diesem letzten ist die Untersuchung stehen geblieben. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß alle diese Gegenstände in einer und derselben Nacht gestohlen wurden.“

„Das beweist noch nichts gegen den Baron Vesselény,“ sagte Komtesse Ilka und verließ Tallay schmollend.

(Schluß folgt.)

Gegensätze.

Erinnerungen von **W. H.**

I. Mit dem Bändchen am Hut!

Es ist „Musterung“ oder, wie man früher insgemein sagte, „Losung“. Da man aber in unserer kriegerischen Zeit viel Soldaten braucht, „losen“ sich nur gar wenige junge Leute frei, und so kommt der Ausdruck „Losung“ immer mehr in Abnahme.

Also, es ist Musterungstag. Dort im kleinen Stübchen eines abgelegenen Wirthshauses sehen wir früh morgens um 7 Uhr ein altes Mütterchen sitzen, während ihr junger, strammer Sohn sich lustig mit der Kellnerin unterhält und ihr in die rosigen Backen kneift. Unwillig ruft das Mütterchen: „Fritz, sei doch nicht so ausgelassen, um neun Uhr ist Musterung, und wenn sie dich nehmen, so stößt's mir das Herz ab.“ Wohl mochte das Mütterchen seufzen; Fritz war ihr einziger Sohn, aber dennoch hatte die Reklamation nicht geholfen, da erwiesen war, daß das alte Mütterchen in den letzten Jahren noch manchen Groschen durch saure Landarbeit verdient hatte und sich somit selbst ernähren konnte.

Fritz aber rief lustig: „Sie nehmen mich nicht, sieh doch, wie blaß ich bin, und ich zittere ordentlich.“ Er nahm sein Bierglas zur Hand und streckte den Arm lang aus. „Sieh, Mütterchen, wie ich bebe, — ich komme sicher frei.“ Des Abends zuvor hatte der junge Bursche auf den Rath der besorgten Mutter ein halbes Quart Essig getrunken und allerdings eine leichenblasse Farbe dadurch bekommen. Wohlgefällig betrachtete die Alte ihren bleichen Sohn, der, zu der Kellnerin hinüberschielend, zur Seite ein Schnippchen schlug und derselben zuflüsterte: „Ich werde doch Soldat, das ist ein lustiges Leben und der bunte Rock wird grade mir besonders gut stehen.“ Die Mutter überhörte das Geflüster, da grade die Wirthshausthür aufging, und lärmend und schreiend ein halb Dutzend junger Burschen eintrat, begleitet von mehreren alten Männern und Frauen, ihren Eltern oder Verwandten, welche gleichfalls zur Musterung wollten.

„Du wirst nicht genommen, Ernst,“ sagte ein kräftiger, junger Mann, dem man den Schmied schon von weitem ansah, zu einem kleinen, schwächlichen Kameraden. „Ach geh,“ zürnte dieser, „ich bin Schneider und muß euch noch alle zusammenflicken, sonst geht ihr aus Rand und Band.“ — „Hör' doch einer diesen Knirps an, spricht der auch mit,“ rief laut ein Dritter; „taugt nicht einmal zum Tambour, aber ich“ — und er schlug sich auf die Brust, daß es dröhnte — „Gardekürassier!“ — „Kellnerin, einen Schnaps!“ — „Mir ein Glas Bier!“ — „Mir auch, mir auch!“ so rief es dazwischen. Das alte Mütterchen aber, welches seine Tasse Kaffee austrank, rief ihren folgsamen Sohn zu sich und verbot ihm das Trinken, da er sonst wieder „gesund“ würde.

Fritz aber hatte schon hinter dem Rücken seiner Mutter mehrfach Branntwein getrunken und glühte wie eine Rose, sodaß er mit dem Rufe: „Aber Junge, was hast du gemacht?“ empfangen wurde. Und die unvermeidliche Essigflasche wurde unter der Schürze hervorgezogen, und Fritz, nach buntem Rock, blankem Helm und Soldatenruhm geizend, mußte aus Kindesliebe den sauren, doppelt sauren Trunk thun, und das Mütterchen hielt ihn fest, gar fest und beobachtete ihn mit den grauen, klugen Augen so scharf, daß es ihm nimmer gelang, hinterrücks einen bluterregenden „Schluck“ sich zu verschaffen.

Drüben in der Ecke lehnte derweil ein hübscher, blonder junger Mann, der etwas älter aussah, wie die anderen Burschen, und neben ihm stand ein kleines, liebliches Weibchen. In den Zügen des jüngst vermählten Paares drückte sich große Besorgniß aus; der junge Mann war schon zweimal wegen Körperschwäche zurückgestellt worden, und hatte im Vertrauen darauf, daß er auch das dritte mal nicht eingestellt werde, ein eigenes Sattlergeschäft gegründet und sich verheirathet. Heute nun war der verhängnißvolle Tag; er erröthete abwechselnd vor Furcht und Hoffnung. Sein ganzes Lebensglück konnte zerstört werden, wenn er drei Jahre dienen mußte. Weshalb war er auch so thöricht gewesen, noch vor Ablauf des entscheidenden Termins zu heirathen? Die beste Antwort auf eine solche neugierige Frage kann man in den schönen, braunen Augen der niedlichen jungen Frau lesen, die ihn so voller Liebe anblickt. Er drückt ihr die Hand und spricht ihr Muth zu; er hat's wahrlich nöthiger wie sie, da in den Weiberherzen die Hoffnung gemeinhin leichter Platz findet, als bei den Männern.

Die Glocke schlägt halb 9 Uhr. Singend und scherzend verläßt ein Theil der Anwesenden die Schenke, während schweigsam und gedrückt die übrigen folgen, unter den letzten das neuvermählte Paar und das Mütterchen mit ihrem ungeduldigen Sohne Fritz, den sie am Rocke festhalten muß, so eilig hat der's, unter die Soldaten zu kommen.

Im Rathhaussaale, den die Stadt der Aushebungskommission freundwilligst überlassen hatte, ging das Musterungsgeschäft vor sich. Mehrere Offiziere, der Militärarzt, der Landrath des Kreises und der Bürgermeister des Städtchens waren die Hauptpersonen.

Die Mehrzahl der jungen Burschen wurde nur einer oberflächlichen Untersuchung unterworfen, und besonders diejenigen, welche sich zum erstenmale stellten. „Vorläufig noch zu schwach, auf ein Jahr zurückgestellt,“ lautete die stereotype Phrase, welche schnarrend des Militärarztes Munde entfuhr. Und so konnte auch der ruhmbegierige Fritz, zu seinem eigenen tiefen Leidwesen, aber zu seines Mütterchens höchster Freude, ihr melden: „Vorläufig noch zu schwach, auf ein Jahr zurückgestellt.“ Mit ungeheurem Neide blickte Fritz auf alle diejenigen, welche ihren Hut mit einer rothen Schleife geschmückt hatten; er selbst, als vorläufig „Freigekommener“, mußte nach üblicher Sitte ein weißes Band tragen.

Bei den älteren Jahrgängen ging es natürlich strenger her;

man hatte es meist mit schon Zurückgestellten zu thun, die, waren sie jetzt nicht tauglich zum Felddienst, in die Ersatzreserve entlassen werden mußten. Da wurde sehr genau revidirt, und als der kleine Schneider drankam, sagte der Oberst: „Herr Doktor, nur keine Umstände, die Handwerker müssen wir sämmtlich nehmen, taugen sie nichts auf dem Exerzirplatze, so können Sie doch auf der Kammer arbeiten.“ Der lustige Schneider, der gern unter's Militär wollte, sagte leise zu seinen Spöttern: „Seht ihr's nun, daß ich euch doch zusammenflicken soll?“

Zögernden Schrittes trat der blonde Ehemann hervor. „Auch ein Professionist?“ — „Sattler,“ las der Amtsschreiber. — „Sind sehr wenige da, fehlen in der Armee; Herr Doktor, bitte, der ist gut gewachsen, hübscher Husar das!“ — Doch der Arzt machte ein etwas bedenkliches Gesicht. „Sehr schwächlich, zum Felddienst kann der Mann nicht gebraucht werden.“ — — Der Oberst warf ein, daß er aber doch darauf bestehen müsse, den Mann zu haben, schon der Sattlerarbeit wegen, welche auf alle Fälle von demselben geleistet werden könne. — Der Sattler stellte der Kommission vor, daß er verheirathet sei. — Ein junger Lieutenant sagte: „Schöner Spaß, das! Würde jeder von den Kerlen heirathen kurz vor der Musterung, um dann frei zu kommen.“

Das Schicksal hatte entschieden. Mit dem rothen Bande am Hut, das einige Kameraden ihm angeheftet hatten, wankte der Bedauernswerthe am Arme seiner weinenden Frau nachhause. Sein junges Geschäft war ruinirt, sein junges Eheglück zerstört. — Fritz aber, der das rothe Band an dem Hute sah, beneidete den Traurigen und schalt auf das Geschick, welches ihm nur ein weißes Band bescheert hatte.

II. Mit gerollten Achselklappen!

Alljährlich im Herbst herrscht in den Garnisonstädten einige Tage lang große Aufregung, — der Tag der Entlassung für die Ausgedienten naht und aus dem buntgerockten Soldaten wird ein bürgerlicher Reservist.

„Noch zweiunddreißig Stunden, Herr Unteroffizier!“ jubelte in der Kaiser-Franz-Grenadierkaserne zu Berlin ein munterer Rheinländer, während er seine Stiefeln putzte. „Prosit, Herr Unteroffizier!“ Der glückliche Soldat schob dem Korporal ein Bierglas hin, welches letzterer mit einem Zuge leerte und verdrießlich murrte: „Wenn man auch nur fortkönnte, aber, aber — ich habe keine Heimath.“

„Haha, da kommt ihr!“ ruft der Rheinländer zwei eintretenden Kameraden zu. „Ihr habt auch wohl keine Ruhe mehr — prosit Brüder! Nun aber 'mal angestimmt:

> Den nächsten Posten, den wir stehen,
> Steh'n wir vor unsres Liebchens Thür,
> Da brauchen wir auf nichts zu sehen
> Und keine Ronde stört uns hier.
> Frägt auch einmal die Mutter drein:
> Wo mag denn meine Anna sein?
> Die alte Schraube! Wenn sie's wüßt,
> Die herzt und küßt ein Reservist.“

Der Korporal trinkt wehmüthig bei den Klängen des Liedes ein Glas Bier nach dem andern aus. „Still, still, singt nicht so laut, der Feldwebel kommt!“ Und kaum daß er geendet, steht der gestrenge Herr auch schon in der Stubenthür: „Was soll der Lärm? Aha, ihr Bürschchen, ihr denkt wohl schon, daß ihr den Soldatenrock aushättet, — Donnerwetter, stehn Sie still, Müller, wenn ich mit Sie spreche, — nun, nun, euch könnten so einige drei Tage Mittelarrest nicht schaden, die ihr nach der Entlassung hier noch abbrummen müßtet; — wartet, ich schreibe es euch an, wenn ihr so weiter brüllt!“

So schlimm war's allerdings nicht gemeint; der Alte war so böse nicht, als er gern scheinen wollte. Aber er ärgerte sich; er hatte den Gamaschendienst längst satt, aber die gehörige Bildung mangelte ihm, um eine ordentliche Civilstelle erhalten zu können, und — Gensdarm wollte er auch nicht werden. Deshalb beneidete er die lustigen, jungen Burschen, daß sie schon übermorgen den bunten Rock ausziehen konnten.

„Herr Unteroffizier,“ sagte der Rheinländer, als der Feldwebel sich entfernt hatte, „Sie dispensiren uns doch heute Abend vom Unterricht? Der Feldwebel ist auf der Stube gewesen und kommt nicht wieder, — wir haben genug gelernt von ‚Spiralfeder‘, ‚Visirlinie‘, ‚Flugbahn‘, die sogar ‚rasant‘ ist, — wir sind zum Rasendwerden gescheidt; also, lieber Herr Unteroffizier, Sie dispensiren uns und kommen dann selbst nach der Stunde in den ‚Goldnen Engel‘, dort gibt's ein noch besseres Bier, als dieses — prosit, Herr Unteroffizier!“ Solchen trefflichen Gründen konnte der Korporal nicht widerstehen; er riskirte zwar einige Tage Arrest, doch wußte er ziemlich sicher, daß es nicht „herauskommen“ würde.

Die Reservisten gingen aus der Kaserne in die naheliegende Kneipe, wo schon eine Anzahl ihrer Kameraden, die auf ähnliche Weise Urlaub erhalten hatten, versammelt waren. Auf allen Gesichtern strahlte die Heiterkeit, nicht ein einziger wollte länger Soldat bleiben; man hörte allerlei schlechte Witze über die verflossene Zeit, daß das Ende der Plackereien nun endlich gekommen sei, man redete von der Heimath, von den Zukunftsplänen, und wenn dabei auch einem oder dem andern eine trübe Wolke über's Gesicht flog, da er wohl wußte, daß er manches wieder zu ordnen und nachzuholen habe, was durch die lange Militärzeit aus dem Leim gegangen oder vergessen worden war, so glättete sich doch bald wieder das Gesicht, und der kurze Zeit von solchen Zukunftsgedanken Gestörte wurde bald der Lustigste unter der lustigen Gesellschaft.

Aehnlich ging's auch noch den andern Tag.

Dann aber — es war ein Sonnabend — nahte die heißersehnte Stunde heran. Regimentsappell — der letzte Akt der strengen Disziplin, eine Rede des Kommandeurs, daß die nunmehr Entlassenen sich noch oft der freudigen Tage, die sie während der letzten drei Jahre genossen hätten, in ihrem Civilleben erinnern möchten; zum Schlusse ein übliches Hoch auf den Regimentskommandeur, welches aber eigentlich der wiedergewonnenen Freiheit galt, und unter Sang und Klang ging es nach den Bahnhöfen mit einem Reisebündel, dem Militärpaß, einer umgehängten Flasche und einem Reserveknüppel, — die Achselklappen der Reserveröcke gerollt: „Wer ausgedient hat seine Zeit, dem sei ein volles Glas geweiht!“

Unser Rheinländer mit seinen Kollegen marschirte nach dem Potsdamer Bahnhof. Dort besonders herrschte ein ungemein geräuschvolles Leben, da grade viele Gardisten aus den Westprovinzen stammen und dieselben auch meist besser mit Mutterpfennigen versehen sind, als die Soldaten aus den östlichen Provinzen.

Sicherlich, wer das Schicksal hat, in einem mit Reservisten besetzten Zuge zu fahren, dem werden noch lange nachher die Hurrahs in's Ohr dröhnen, in denen sich die in der neuen Freiheit auf jubelnden Reservistenherzen unaufhörlich Luft machen.

Und auch unsere jungen Leute, die wir in der Kaserne getroffen haben, lassen es an harmlosen Scherzen und tosendem Lärm nicht fehlen. Die Flasche wandert von Hand zu Hand, aber schon nach wenigen Stunden Eisenbahnfahrt ist der Lärm verstummt und hat weniger geräuschvollen Tönen, nämlich einem gesunden Schnarchen, Platz gemacht. Träume von Glück und Heimat umgaukeln die Schläfer, und siehe da! der junge, hübsche Rheinländer streckt seine Arme aus, Wonnegefühl auf seinem lächelnden Antlitz — gelt, er umarmt wohl im Traume schon sein harrendes, treues Mütterchen.

Ja, ja, es ist eine eigene Sache, mit „gerollten Achselklappen“ dahinzuziehen, nur demjenigen ganz verständlich, der sie aus Erfahrung kennt.

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Der religiöse Kunstdrang in Deutschland während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. — Die Messiade eine poetische Großthat. — Gottscheds deutscher Homer. — Die Messiade kein Epos.)

Außer Bodmer wagten sich in der ersten Zeit nach dem Erscheinen der Messiade wenig Stimmen des Beifalls oder Mißfalls an die Oeffentlichkeit; es war zu neu, zu kühn, was mit diesem Dichtungsbruchstücke zu leisten versucht wurde, und es erschien wohl auch gar zu befremdlich, daß ein 24jähriger Jüngling so Gewaltiges unternommen hatte.

Indessen hatte Klopstock doch viel zu sehr das der Zeitbildung und dem poetischen Zeitbedürfnisse nach Richtige getroffen und,

verglichen mit seinen dichtenden Vorgängern und Zeitgenossen, viel zu Großes geleistet, um sich lange auf die Anerkennung des schweizerischen Kritikers und seines Anhanges beschränkt zu sehen.

In Stoff und Form, in Auffassung und Sprache hatte der Anfang seines Epos dasjenige geschaffen, was sich dem gebildeten Theile des deutschen Volkes als die glänzende Befriedigung eines seit einigen Jahrzehnten stets lebendiger gewordenen Bedürfnisses darstellen mußte. Ganz besonders gilt das von seinem religiösen Stoffe. Trotz der mannichfachen Erschütterungen, welche das religiöse Bewußtsein im Volke erfahren hatte, beherrschte die Religion doch grade in Deutschland die Gemüther noch fast ausschließlich, und zwar war das zum guten Theile dem Umstande geschuldet, daß die elenden staatlichen und sozialen Verhältnisse das Aufkommen eines Nationalgefühls und die Erweckung des Interesses an politischen Dingen bislang unmöglich gemacht hatten. In der Religion, als dem, wie man wähnte, einzigen Fundament der Sittlichkeit, mußte auch die Hauptquelle des Kulturfortschritts sprudeln und die unverletzliche Bedingung aller menschlichen Glückseligkeit gegeben sein. Daraus wird erklärlich, daß eine Zeit, in der der Jammer und die Schmach des öffentlichen und die Inhaltlosigkeit des privaten Lebens so recht fühlbar zu werden begann, die Gemüther nur zu brünstigerem Anschluß an die Religion drängen mußte.

Der Drang nach religiösen Stoffen entsprang also dem Gefühle der ganzen Zeit. Schon 1711 hatte Leibnitz als den erhabensten Gegenstand poetischer Behandlung den Fall Adams und die dadurch nöthig gewordene Erlösung des Menschengeschlechts gepriesen. Seitdem hatten viele Verseschmiede und Dichter ihre Lieder der Passionszeit gewidmet; 1745 ließ der mehrerwähnte Pastor Lange ein größeres religiöses Gedicht erscheinen, und ein Jahr später begeisterte sich der erst 13jährige Wieland zu einem Epos, die Zerstörung Jerusalems behandelnd.

Und wahrhaft prachtvolle Blüthen trieb damals der religiöse Sinn auf dem Gebiete der Musik. Das großartigste und tiefste aller religiösen Tonkunstwerke, des großen Händel berühmtes Oratorium „Messias“, war 1741 vollendet worden, und Sebastian Bach, der musikgewaltige Kantor der leipziger Thomasschule, hatte von 1723 an diesem Leben und Weben in edel-religiösem Gefühl mit seiner hinreißend schönen Kirchenmusik ein ewiges Denkmal gesetzt.

So konnte es denn garnicht anders sein: auch der in frömmster Christlichkeit erzogene Schulpförtner Klopstock mußte nach kurzem Schwanken, ob nicht auf geschichtlichem Gebiete, und zwar in Leben und Thaten Heinrichs des Voglers der würdigste Dichtungsgegenstand zu suchen sei, sich mit aller Gluth seiner jungen Dichterseele in die unergründlichen Tiefen religiöser Stoffe versenken.

Mit kühnem Griff hatte er sich, wie wir gesehen haben, des größten Themas, welches ihm die christliche Religionsgeschichte zu bieten vermochte, bemächtigt; ebendesselben, welches Leibnitz scharfes Philosophenauge in seiner poetischen Zeitbedeutung erkannt hatte — des Themas der Erlösung von der Sünde, der Befreiung von der ewigen Verdammniß, der Versöhnung mit dem Ewigen, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden.

Gleichwie der Stoff so war auch die Form für jene Literaturepoche in hohem Grade ungewöhnlich und interessant. In den reimlosen Rhythmen des klassischen Hexameters war noch keinem Deutschen ein gutes Poem gelungen, und gleich im Anfang mochten die urtheilsfähigeren Leser fühlen, daß der Dichter des Messiasfragments die Form nicht als ein rein Aeußerliches betrachte und behandle, sondern daß er sich der Grundsätze, welche das Versmaß dem Inhalt anzupassen haben, bewußt sei, wie keiner vor ihm.

Und was die Sprache betrifft, die in dem „Messias“ an das Ohr des Lesers klang, — — sie war so knapp und dabei inhaltreich, so rein und doch schwungvoll, so melodiös und gefühlsberauschend in Deutschland noch niemals gehört worden.

Was wunder, daß man sich flugs einbildete, in dem „Messias“ habe Klopstock ein Epos geschaffen, welches kühnlich den mächtigsten poetischen Leistungen aller Völker und Zeiten als zum mindesten ebenbürtig an die Seite gestellt werden könne, und daß man das Werk und den Dichter selber bis in den Himmel erhob.

Wenn man nun damit sich einem argen Irrthum hingab, so war es doch das Verdienst Klopstocks, dadurch, daß er die für die Anschauungsweise seiner Zeit erhabensten Stoffe mit unbestrittenem Erfolge in das Bereich dichterischer Behandlung zog, der Dichtkunst den ihr gebührenden Ehrenplatz auf den Höhen des geistigen Lebens seines Volkes angewiesen zu haben. Bis dahin war sie, wie unsere Untersuchungen uns gezeigt haben, ein Spielwerk des Augenblicks gewesen; sie war dem niederen Berufe unterthan gehalten worden, der angenehmen Gelegenheit eine zierliche Dekoration zu gewähren, ihr wohlig duftende Kränze zu winden; bestenfalls hätte man sie gewürdigt, als Mittel ergötzender Belehrung und Erziehung sich gebrauchen zu lassen, und erst Bodmer und Breitinger hatten ihr theoretisch den Weg zu bahnen gesucht nach dem Tempel, in welchem den wahren Künsten Altäre errichtet waren. Klopstock hatte nun im ersten Sonnenfluge seines Dichtergenius die Pforte des Kunsttempels für die deutsche Dichtung erobert.

Das begriffen die wenigen und das ahnten die vielen; nur einer in Deutschland wollte und konnte um alles in der Welt nicht einstimmen in den Chorus der Begeisterten. Dieser eine mußte sich nicht nur kühl und ablehnend verhalten, er mußte die „Messiade“ mit Spott und Hohn überschütten und die kleine Zahl der ihm noch dienstwilligen literarischen Handlanger zu ihrer kritischen Vernichtung aufstacheln. Dieser eine war der bereits abgesetzte, aber an diese Absetzung nicht glaubende leipziger Literaturdespot Gottsched.

War die „Messiade“ in Wahrheit ein preiswerthes Poem, mit ihrem Sagen und Singen von dem Wunderbaren, Unaussprechlichen, Uebersinnlichen; vermochte Klopstock wirklich sich die Bewunderung des deutschen Volkes als großer Dichter zu erhalten — er, der nicht in der Poetenlehrschmiede bei Gottsched gewesen und nur von der eigenen Begabung, der eigenen riesenmächtigen Phantasie gelehrt und dichterisch entflammt worden war, — so hatte Gottscheds gehaßtester Widersacher recht gehabt, so hatte Bodmer tausendmal mehr Anrecht auf den Titel eines Reformators der deutschen Literatur, als er, und sein Streben und Dichten, sein Kritisiren und Lehren war eitel Anmaßung und Thorheit.

Gottsched setzte daher in seiner Verzweiflung geschwind einem seiner Getreuen die Dichterkrone auf's Haupt, ernannte ihn höchstselbst zum deutschen Homer, und nun galt es blos noch, das deutsche Volk davon zu überzeugen, daß die Ilias dieses Homer wirklich das Beste sei, was die deutsche Literatur hervorgebracht habe.

Der unglückliche deutsche Homer „gottschädlicher“ Mache war der sächsische Lieutenant Freiherr von Schönaich*), und dessen angeblich klassisches Epos war ein ebenso haarsträubendes Produkt, wie die von Gottsched gleichfalls beifällig aufgenommene Theresiade des Wieners v. Scheyb, bei deren Lektüre dem ehrlichen Verfasser selbst eingestandenermaßen die Haare zu Berge gestanden.

Aber so sehr sich Gottsched auch plagte im Kampfe um die literarische Herrschaft über die Gemüther des deutschen Volkes: es erwies sich glanzvoll die Ueberlegenheit des Genius über den kleinmeisternden Schulverstand, und die Messiade gab den Ausschlag in jenem langwierigen Literaturkrieg zwischen den Schweizern und den Leipzigern zu Gunsten der ersteren.

Sie that das und sie mußte das thun, obgleich sie, an sich betrachtet und abgesehen von jedem Vergleich mit den poetischen Schöpfungen derselben und der vorhergehenden Zeit, wie Gervinus hart, aber in der Hauptsache mit Recht urtheilt, „nur eine einzige Reihe ungeheurer Fehler“ darstellt**).

Um ein poetisches Kunstwerk zu sein, ist die Messiade viel zu sehr ein Tendenzgedicht. Sie dient in erster Linie einem andern Zwecke, als dem, welchem alle Poesieprodukte, als ihrer vornehmsten, ihrer eigentlichen Aufgabe unterthan sein sollen, der, poetisch schön zu sein. Die Verherrlichung des christlichen Glaubens, der Ruhm und Preis der christlichen Moral — danach vornehmlich ging Klopstocks Trachten und Dichten, als er sein großes Epos schuf.

Wir finden daher poetische Schönheiten nur in den einzelnen Theilen und besonders in den der Begabung des Dichters am reinsten und ungezwungensten entquellenden lyrischen Partien des Gedichts.

Daß Klopstock kein Epiker war, davon gibt sein Epos unwiderlegliche Kunde. So großartig der Stoff ist, den er sich auserseehen, so wenig episch ist er; und so begeistert und schwungvoll, so tiefsinnig und erhaben er ihn auch behandelt hat, so fern lag ihm doch epische Gestaltungsfähigkeit.

*) Warum Gervinus, a. a. O., Bd. IV., S. 45, Schönaich unter die preußischen Dichter einreiht, weiß ich nicht.

**) Gervinus, a. a. O. Bd. IV, S. 125.

Der Stoff des Epos soll Geschehenes, sollen Thatsachen sein. In dieser Dichtungsgattung soll der Poet seine subjektiven Anschauungen und Gefühle dahingeben für ein möglichst objektives, seinen Gegenstand in dessen Wesenheit fassendes Schildern, Erzählen. Gleichviel, ob man nun an die biblischen Erzählungen glaubt oder nicht, so werden doch an diese Erzählungen anknüpfende Phantasien über Vorgänge im Himmel und in der Hölle, vor und bei Erschaffung der Welt, bei und nach der Erlösung und dem jüngsten Gericht ewig nebelhafte, hinter dem Horizonte der Thatsachen verschwimmende Phantasieen bleiben. Und solche Phantasieen sind in ihrem innersten Kerne und in ihrem ganzen Umfange subjektiv; dem Phantasiearmen werden sie sich dürftig, schattenhaft, dem Phantasiereichen üppig und überschwänglich ausgestattet darstellen; dem einen werden die phantastischen Schilderungen des andern blaß und wesenlos erscheinen, während sich leicht ein dritter findet, der sie seiner Individualität nach für übertrieben und überspannt halten muß.

Mit einem aus dem Bereiche der Phantasie hergeholten Gegenstande wird also nun und nimmer die freudige Einmüthigkeit im Genusse zu erzielen sein, welche die epische Schilderung volksanerkannter Thatsachen desto eher im Gefolge hat, je naiver das Volk ist, dem sie geboten wird, je weniger die Individuen durch die Mannichfaltigkeit der Anschauungen und subjektive Schärfung des Urtheils von einander geistig getrennt sind.

Und nun denke man sich die Helden eines Epos, wie es die Messiade ist, und vergegenwärtige sich, daß das Sinnlich-Anschauliche auch zu den Erfordernissen des Epos gehört. Gott, der Allmächtige, Allumfassende und doch vom All in seiner uranfänglichen Vollkommenheit unendlich Verschiedene, ist in seinem Wesen weder zu begreifen, noch auch nur zu ahnen; mit Christus, soweit er Gottsohn ist, also in seinem unvergleichlich besseren, dem für ihn allein charakteristischen Theile, ist es ganz dasselbe. Die Engel und Teufel sehen sich in der Bibel wie in den Darstellungen der berühmtesten Maler und Dichter alle ähnlich, wie ein Ei dem andern, und unterscheiden sich, wie die Eier, nur nach der Größe auch nur in der größeren oder geringeren himmlischen Güte oder in der mehr oder minder potenzirten höllischen Niedertracht. Was ist mit solchem poetischen Material episch anzufangen? Nichts, rein garnichts!

Freilich hätte Klopstock die himmlischen und höllischen Geister verkörpern dürfen, wenn er anders es vermocht oder gewollt hätte — — aber womit verkörpern, als mit menschlichem Fleisch und Bein? Und dann wäre es mit der übermenschlichen Erhabenheit, die sein theologisch-religiöses Dichten und Trachten durchaus nicht preisgeben konnte, aus gewesen und mit der epischen Objektivität erst recht und in noch viel handgreiflicherer Weise.

Auch auf epische Abschweifungen in das Gebiet der Kulturgeschichte jener Zeit, die das Christenthum im Schoße des Hebräervolkes entstehen sah, oder sonst auf irgend einen realen Boden, durfte er sich nicht einlassen. „Geographische und nationale, kulturhistorische und politische Beziehungen", sagt zwar Hillebrand, „boten sich in entsprechender Fülle, sowie die religiösen Parteien unter den Juden, die Verhältnisse dieser zu den Römern, des Heidenthums zu dem Judenthum, selbst die geschichtliche Welt, welche das alte Testament so reich als bedeutsam umfaßt, konnte trefflichen Stoff zu epischer Ausführung geben*)"; und in dem Vorwurfe, daß Klopstock nach dieser Richtung hin eine leicht zu vermeidende Unterlassungssünde begangen, sind unsre großen Literarhistoriker so ziemlich einig.

In der That hätte Klopstock, um mit Gervinus zu reden, damit „epischen Boden gewonnen", aber nur auf Kosten und sehr zum Schaden der überirdischen Welt und ihrer übersinnlichen Helden, die dadurch noch mehr in die Dunkelheit des Phantastischen zurückgedrängt worden, und auf die das Interesse der Leser zu konzentriren, dann erst recht unmöglich gewesen wäre.

Eher noch hätte er die Traditionen der Kirche, wie u. a. Kurz will, die Legenden der Heiligengeschichte benutzen können, da diese mit der übersinnlichen Welt der klopstock'schen Dichtung weniger schwer in gewissermaßen natürliche Beziehungen zu bringen waren und in ihnen der Gegensatz des Thatsächlichen und Phantastischen verlöscht ist oder verlöscht werden konnte. Aber daran hinderte ihn wieder sein Religionsbekenntniß als Protestant, der selbst dichtend die von katholischer Glaubenswillkür beliebten Erweiterungen und Fortsetzungen der biblischen Geschichte nicht benutzen und für wahr ausgeben durfte.

Ueber all' diesen von Klopstocks Standpunkte und dem seines Stoffes aus gesehenen unumgänglichen Mangel an epischem Kerne und epischer Ausstattung vermag die subjektive Begeisterung des Dichters, die Ueberschwänglichkeit in der Schilderung, in Bildern und Gleichnissen, die Uebertriebenheit der Gefühle, die oft gewaltsame Erhabenheit der Auffassung nicht hinwegzutäuschen.

Daher mußte die Messiade, nachdem der Jubel der ersten Begrüßung, das sehr berechtigte Entzücken über den gewaltigen, vielversprechenden Fortschritt, den in diesem Gedichte die Poesie im ganzen und großen gemacht, bei der Veröffentlichung der die ersten drei in langsamer Folge ergänzenden Gesänge desto kühlerer Aufnahme begegnen, je mehr Muße das Lesepublikum zur Beurtheilung gewann und je entschiedener die Kritik der epischen Poesie des großen lyrischen Dichters Klopstock über den Kopf wuchs.

(Fortsetzung folgt.)

*) J. Hillebrand, Deutsche Nationalliter. seit Anf. d. 18. Jahrh.

Das Ostkap. (Bild Seite 460.) Wir führen heute die Leser der „N. W." unter den 65. Grad nördlicher Breite, wo sich zwei Kontinente, Asien und Amerika, und zwei Weltmeere, das nördliche Eismeer und der Große Ozean, begegnen. Dieser vorgeschobene Posten Asiens, das Ostkap genannt, welches unser Bild widergibt, ist durch einen Wasserarm von 90 Kilometer Breite, die Behringsstraße, von der ähnlich geformten Felsenausladung Kap Prince of Wales (Nordamerika) getrennt. Das Hinterland des Ostkap gehört zur sibirischen Tundra (Tiefebene) des Tschuktschenlandes und würde wahrscheinlich niemals von Seefahrern untersucht worden sein, wenn es nicht eine wichtige Station der nordwestlichen und nordöstlichen Durchschiffung des nördlichen Eismeeres wäre. Wir haben es diesmal mit der nordöstlichen Durchfahrt des Eismeeres zu thun, welche der schwedische Gelehrte Nordenskjöld im Jahre 1878 mit den beiden Dampfern „Vega" und „Lena" unternommen hat, um den Handelsschiffen einen neuen Seeweg zu den Mündungen der drei schiffbaren Flüsse Sibiriens, dem Ob, Jenissei und der Lena, zu eröffnen. Diese drei nördlich fließenden Wasseradern Sibiriens sind nebst dem sich östlich wendenden und im Ochotzkischen Meerbusen des Großen Ozeans mündenden Amur in der kurzen Zeit des Polarsommers für viele Gegenden die einzigen Verkehrswege. Daß die finnischen Ureinwohner, Jukagiren, Ostjaken, Tungusen, Tschuktschen und die südlicher hausenden Nomadenstämme der Tataren und Kirgisen, mit ihren mongolischen Stammverwandten, den Mandschuren und Chinesen, seit unvordenklichen Zeiten Handel trieben, berichtet uns der venetianische Reisende Marco Polo, der im Handelsinteresse und im Auftrage des Papstes zu Ende des 13. Jahrhunderts in einem Zeitraum von 25 Jahren einen großen Theil Chinas bereiste und in Begleitung des Großchans der Mongolen die entlegensten Theile Ostasiens besuchte. Erst die Neuzeit hat ihn durch Bestätigung des von ihm aus eigener Anschauung Mitgetheilten von dem Makel eines Aufschneiders befreit, mit dem sein Name von der Mitwelt verunglimpft worden war.

Seit der Entdeckung Amerikas mehrten sich auch die Entdeckungen in Nordasien. Auf Befehl des russischen Czars Peter d. Gr., der sich die Schiffsbaukunst in Holland praktisch aneignete und durch Handel und Wandel, sowie durch Einwanderung die Russen dem Westen näher zu bringen suchte, gingen 1710 bis 1716 mehrere Expeditionen nach dem Katharinenarchipel ab, und 1715 drang Markow an der Nordküste und im Eismeere bis zum 78. Grad nördlicher Breite vor. Veit Bering besuchte 1725—28 die Küste des nördlichen Sibirien und das Meer von Kamtschatka und durchschiffte mit Tschirikow und Spangenberg die nach ihm genannte Straße. Auch James Cook durchfuhr bei seiner 1776—79 ausgeführten Erdumseglung die Beringsstraße und besuchte Kamtschatka; Walton, Schelting, Murawiew, Pawloi u. a. m. suchten nach dem äußersten Osten vorzudringen, wagten aber nicht die westliche Durchfahrt nach Europa, d. h. die Umschiffung der sibirischen Nordgrenze, weil sie irrthümlich das Karische Meer (die Durchfahrt zwischen den Inseln Nowaja Semlja und dem europäischen Nordrand) für ein durchaus mit Eis angefülltes Becken hielten. Ende der sechziger Jahre begannen jedoch von Europa aus wieder Fahrzeuge nach Nordosten vorzudringen und lieferten durch ihre Erfolge die Bestätigung der außerordentlichen Wandelbarkeit der Eisverhältnisse; norwegischen Schiffern gelang es, das Karische Meer ohne wesentliche Hindernisse zu befahren. Dies veranlaßte den seit zwanzig Jahren um die Polarforschung hochverdienten schwedischen Gelehrten Nordenskjöld, jenen Regionen sich zuzuwenden. Während zweier kurzen Probefahrten (1875 und 76) erreichte er ohne Schwierigkeit den Jenissei und vermittelte dadurch den direkten Güterverkehr zwischen dem Flußgebiete des Ob und Jenissei, sowie den europäischen Häfen und schuf dadurch eine unversiegbare Absatzquelle für alle möglichen industriellen Erzeugnisse, denn die fünf millionen Bewohner Sibiriens sind viehzüchtende Nomaden, Jäger und Fischer, die ihren gesammten Bedarf an Metallwaaren, sowie alle Genußmittel aus Europa beziehen.

(Schluß folgt.)

Das Rathhaus zu Tübingen. (Bild Seite 461.) Der Bau, den unsere Leser im Bilde vor sich sehen, flößt seiner äußeren Erscheinung nach wenig Respekt ein, wenn man ihn vergleicht mit den modernen Bauten, wie z. B. das berliner Rathhaus. Und doch wird jeder Reisende, der Tübingen besucht und besichtigt, bewundernd vor diesem Rathhause stehen bleiben. Ein flüchtiger Blick zeigt uns, daß das tübinger Rathhaus, trotz des frischen Gewandes, in welches es die Neuzeit gehüllt hat, ein Produkt der mittelalterlichen Baukunst ist. Und grade das ist es, was uns fesselt. Von seiner Geschichte ist zu erwähnen, daß dasselbe im Jahre 1435 erbaut worden ist und zwar aus Holz. Ein Stockwerk ragte damals über das andere hervor, und zwischen dem sichtbaren Balkenlager waren Malereien in Blumen und Früchten angebracht. Umbauten hat das Rathhaus verschiedene erfahren. So z. B. wurde im Jahre 1508 der vordere Giebel mit dem Glockenthürmchen angebracht, und 1511 fügte man die Uhr ein. Im Jahre 1538 entstand der hintere Theil; 1698 wurden die sichtbaren Balkenköpfe durch Gesimse verkleidet und die Fassade mit der Malerei geschmückt, welche noch vor kurzem zu sehen war. Das Jahr 1849 brachte eine weitere Aenderung des alten Baues, und zwar wurde die sogenannte Lederbühne im ersten Stock zu einem Sitzungssaal für das Schwurgericht umgewandelt, wodurch sich die Entfernung des Uhrwerks und die Einsetzung neuer Fenster in diesem Stocke nöthig machte. Bei den neuesten Hauptrenovationen schonte man nach Möglichkeit den Baustil, wie er zur Zeit der Erbauung des Rathhauses der herrschende war. Eine Pietät gegen die Alten, welche nur anzuerkennen ist. Was den Bau selbst betrifft, wie er sich uns darstellt, so sind zwei Fassaden vorhanden. Am Giebel der Hauptfassade, links und rechts von der astronomischen Uhr, sehen wir zwei Figuren — eine männliche und eine weibliche — angebracht, welche Tag und Nacht darstellen. Unter denselben zu beiden Seiten der Uhrentafel befinden sich die Wappen Würtembergs und Tübingens. Den Raum zwischen den beiden großen Fenstern in der Mitte des obersten Stockwerks schmückt die Kolossalfigur Herzog Eberhard's im Bart, der nach der Sage von seinem Volke so geliebt ward, daß er in „Wäldern noch so groß" sein Haupt jedem Unterthan kühnlich in den Schoß hätte legen können. Die Fensterbrüstungen des obersten Stockwerks enthalten auf Tafeln, welche von Ornamenten umgeben sind, die Daten der Erbauung und der verschiedenen Renovationen des Gebäudes. Am Fuße des Bildnisses Herzog Eberhard's befindet sich zu beiden Seiten das alte Wappen der Stadt Tübingen und das der Universität, welch' letztere im verflossenen Jahre bekanntlich das Fest ihres vierhundertjährigen Bestehens feierte. Unterhalb der Fenster des zweiten Stockwerks sind, von Ornamenten umgeben, die Portraits folgender Männer angebracht: Der erste links ist der Freund und Rathgeber Herzog Eberhard's, Konrad Breuning, der von 1492 an Vogt von Tübingen war. Breuning starb am 27. September 1517 unter der Regierung Ulrich's I. von Würtemberg, dessen Mißwirthschaft zum Ausbruch des Bauernkrieges in Würtemberg wesentlich mit beitrug. — Der Zweite ist Johannes Osiander, Professor von Tübingen, geboren den 22. April 1657, gestorben den 18. Oktober 1724. Osiander machte sich um Tübingen verdient während des verwüstenden Krieges, mit welchem Ludwig XIV. von Frankreich das südliche Deutschland von 1689 — 1697 überzog. — Das dritte Portrait stellt dar Jakob Heinrich Dann, Bürgermeister von Tübingen, geboren den 24. April 1720, gestorben den 15. August 1790. Dann erwarb sich einen guten Namen durch seine Standhaftigkeit, mit welcher er die Mißwirthschaft der Landschaft und ihres Ausschusses bekämpfte. Das vierte Portrait zeigt uns den Oberammann Regierungsrath Johann Ludwig Hulier zu Tübingen, geboren den 11. März 1723, gestorben den 17. September 1800, ein Mann, dessen konsequente und unerschrockene Opposition den allgemeinen Widerstand zeitigte, der den Herzog Karl schließlich zwang, sein willkürliches Regiment aufzugeben. — Es folgt Johann Friedrich v. Cotta, geboren den 27. April 1764, gestorben den 29. Dezember 1832, der Freund Goethe's und Schiller's, der berühmte Buchhändler. — Das sechste Portrait ist das des Dichters Ludwig Uhland, geboren den 26. April 1787, gestorben den 12. November 1862. — Die allegorischen Figuren, mit welchen die Fensterpfeiler des ersten Stockwerks geschmückt sind, beziehen sich auf die verschiedenen Wirkungskreise der Gemeindeverwaltung. Links die erste Figur mit der Wage ist das Sinnbild der Gerechtigkeit, die zweite bedeutet die Fürsorge der Gemeindeverwaltung für die ökonomische Wohlfahrt der Stadt und die dritte Figur stellt die Minerva dar, die Beschützerin der Wissenschaft und Künste. In diesem Stockwerk befindet sich auch der Ausgang auf die sogenannte Gesetzeskanzel, welche vermuthlich im Jahre 1514 zur Verkündigung des Tübinger Vertrages hergestellt worden ist. Die bunte geschnitzte Eckfigur ist eine Darstellung des heil. Urbanus. Das Erdgeschoß endlich ist von sechs mit Gitterwerk verzierten Doppelthoren durchbrochen, welche zu den Feuerwehrlokalen, dem Rathhauskeller und der Stadtwage führen. Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß die Gebelfassade des Rathhauses die Wappen der Familien Breuning und Bauer enthält. Aus beiden Familien sind für die Stadt Tübingen mehrere hervorragende Bürgermeister hervorgegangen. An dieser Seite des Hauses befinden sich auch die folgenden schönen Sprüche: „Es wirke jeder Geist und jede Hand — Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl!" — Die Zwickel des Portals enthalten den alten Kernspruch: „Beim Rath weil — Zur That eil!"

S.

Aerztlicher Briefkasten.

Löbtau. Th. W. Bei Augenkrankheiten von Säuglingen können wir keinen Rath ertheilen; besonders wenn derartige, meist gefährliche und oft genug zur Erblindung führende Erkrankungen schon seit der Geburt bestehen. — „Webers Alpenkräuterthee" ist ein Abführmittel, welches nach den Angaben seines Erfinders das Blut verdünnen und reinigen soll. Wer ein auf weber'sche Weise gereinigtes Blut besitzt, wird, wie der Prospekt sagt, „weder von den Pocken, noch von der Cholera befallen." Außerdem soll dieser Thee vielen anderen gefährlichen Krankheiten vorbeugen und in den meisten Fällen den Arzt entbehrlich machen!! Glauben Sie an solchen Unsinn? Uns ist eine schamlosere Reklame kaum vorgekommen.

Paris. P. Da Ihre Hautthätigkeit sehr darnieder zu liegen scheint und dies wohl die Ursache des chronischen Schnupfens u. s. w. ist, so versuchen Sie den regelmäßigen Gebrauch von Dampf- und römisch-irischen Bädern. Doch müssen Sie in jeder Woche eines nehmen. — (Dies auch zur Notiz für A. F. in Berlin, dem die abhärtende Lebensweise, das Schlafen bei offenen Fenstern rc. nicht so gute Dienste gethan hat, als vielen anderen Lesern, die uns ihren Dank für den bezüglichen Rath zukommen ließen.)

Dr. Meierstein.

Der „**Deutsche Jugendschatz** mit der Beilage **Gesundheitspflege und Jugenderziehung**"*), Herausgeber W. Hasenclever und B. Geiser, hat sich während des ersten Halbjahres seines Bestehens, mit Rücksicht auf die besondere Aufgabe, der er gewidmet ist, einen großen Kreis von Lesern und Freunden geworben. Er sollte die Gedanken einer von allen überirdischen Voraussetzungen befreiten Humanität, die Idee einer rein menschlichen Moral in die Köpfe und Herzen unsres jungen Volkes senken und die Grundlage zu einer Erziehung legen helfen, welche den ganzen Menschen befähigt, seine Lebensaufgabe zu erkennen in der Beförderung des Wohlergehens der Gesammtheit, und der menschlichen Gemeinschaften edelsten Zweck zu setzen in die Ermöglichung des Glückes für jeden einzelnen, des Glückes, welches besteht in der Entwicklung und Bethätigung aller körperlichen und geistigen Anlagen. Von der erheblichen Anzahl bewährter Schriftsteller, welche sich von vornherein zur Mitarbeit bereit erklärt haben, haben Fräulein Meta Wellmer, sowie die Herren C. Fehleisen, Dr. Leopold Jacoby, Rudolf Lavant, W. Liebknecht, Dr. med. Meierstein, Dr. med. H. Oidtmann, Dr. med. Ed. Reich, Pred. A. Reichenbach, Prof. Dr. Schatzmayer, Dr. Max Trausil, Dr. Max Vogler, J. E. Wessely u. a. den Herausgebern, meistens mit einer größeren Anzahl dankenswerther Beiträge, in dem Streben nach jenem Ziele zur Seite gestanden. In der Folgezeit wird mit den Herren R. Lavant, M. Vogler, Maximilian Dittrich auch die durch ihre für die „Neue Welt" geschriebenen Novellen und Romane in weitesten Kreisen zu hoher Beliebtheit gelangte Schriftstellerin Frau M. Kautsky für den „Deutschen Jugendschatz" belletristisch thätig sein, während die berühmten Hygieniker Dr. Oidtmann und Dr. Reich in noch systematischerer Weise, als es anfangs zu ermöglichen war, das weite Gebiet der Volksgesundheitspflege in der für Eltern und Erzieher bestimmten Beilage anbauen werden. Im Hauptblatte werden neben den Novellen und Erzählungen in stets sorgfältiger sich gestaltender Auswahl Blüthen und Perlen aus dem Schatze der deutschen Dichtkunst den Kranz des unterhaltend Erziehenden schmücken, und die von neuem zur Aufnahme gelangenden, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte geschriebenen Biographien historisch berühmter Männer sollen beitragen, die Einsicht in die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts zu begründen und zu erweitern. Der „Deutsche Jugendschatz" will ein Ergänzungsblatt der „Neuen Welt" sein, welches die Jugend zur Aufnahme einer geistigen Nahrung vorbereitet, wie sie in dieser den höchsten geistigen Interessen des gesammten Volkes gewidmeten Zeitschrift den Erwachsenen, Geistesreifen geboten werden kann. Wer also die „Neue Welt" liest und ihr zugethan ist, der wird gut thun, seinen Kindern und Pflegebefohlenen den „Deutschen Jugendschatz" in die Hand zu geben.

*) Abonnementspreis für das Vierteljahr 1 M. 20 Pf. Für Kolporteure Rabatt. Alle Postanstalten, Buchhandlungen und die Expedition, Leipzig, Davidstraße 3, III., nehmen Bestellungen an.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 40. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von M. Kautsky.

(Fortsetzung.)

„Wenn du es auch nicht gern thust, Vater," fuhr Stefan fort, „du wirst es gezwungen thun müssen. Ein Vater hat Pflichten gegen sein Kind, wie dieses Pflichten hat gegen seinen Vater. — Du kannst mich jetzt nicht fortschicken, du darfst mich jetzt nicht hinausweisen in die Welt, so krank und hülflos, gebrochen an Leib und Seele, und wenn du es dennoch thust, wenn du mich jetzt gehen heißt, so ist das soviel, als ob du einen Mord begangen hättest."

„Jesus, Maria, Josef!" schrie der Alte entsetzt auf. „Gott bewahre mich, Steffel, was du auch wüst red'st, du sollst bleiben, du sollst bleiben, du sollst nicht die Straf' des Himmels auf mich herab beschwören."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Lorenz trat ein. Er hatte an der Thüre gehorcht. „Hat er Euch doch drankriegt!?" rief er mit einer Art derber Jovialität schon von der Thür her. „Habt Ihr Euch doch übertölpeln lassen von dem wiener Früchtel? Hab' mir's wohl gedacht, — aber jetzt reden wir zwei einmal ein Wörtel mit einander," wendete er sich in barscherer Weise an Stefan; „mir darfst nicht so jämmerlich kommen und nicht so dalkets Zeug vorschwätzen; mit mir mußt hübsch klar reden und deutlich, — und nun sag', was willst du eigentlich?"

Stefan maß ihn mit einem Blick unendlicher Verachtung, die bebenden Lippen blieben eine Weile geschlossen, dann sagte er entschlossen: „Nichts will ich mehr; nichts von ihm, nichts mehr von dir." Er schritt der Thüre zu.

Der alte Grillhofer stellte sich ihm entgegen. „So ist's nicht g'meint, Steffel," rief er in sichtlicher Angst, es war die Angst vor Hölle und Teufel; „du sollst dableiben, trotzdem daß wir wenig Platz haben, bis sich was für dich g'funden hat, — wir wollen nachdenken. Auf jeden Fall sollst du, wenn du gehst, ein paar hübsche Gulden mitkriegen, — oh, hülflos lassen wir dich nicht, beileibe nicht, das soll mir niemand nachsagen dürfen."

„Mir auch nicht," versetzte Lorenz, „wir lassen nichts auf uns kommen, wir lassen uns nicht bereden von den Leuten; wir werden thun, was sich g'hört, und was man billigerweise von uns verlangen kann. Uebrigens ist die Komödie, die uns der Steffel da vorspielt, nicht ernst zu nehmen. Du sagst, du hätt'st keine Hülfe und keine Zuflucht? Das wär' schön, zu was zahlen wir denn die schweren Steuern und schinden und plagen uns, wenn unsere Söhne und Brüder, die sie uns zu Soldaten nehmen und in den Krieg führen, dafür nicht eine anständige Versorgung hätten? Der Staat, der unsere Steuern einsteckt, übernimmt damit die Verpflichtung, für sie zu sorgen. Er wird auch für dich sorgen, wie für alle andern. Bleib' einige Tage als Gast bei uns, wir werden dich freundlich bewirthen, wie sich's ziemt, wir werden uns nicht spotten lassen, dann kriegst ein Reisegeld und fährst damit wohin du g'hörst, in's Invalidenhaus. Tausende leben dort ganz glücklich und zufrieden, und ich seh' garnicht ein, warum du es nicht auch solltest können, und warum grad' du was Besonderes haben möchtest; aber das kommt halt, wenn man so ein überspannter Mensch ist. Uebrigens, ich will dir keine Vorwürf' machen, Gott bewahr', du kennst jetzt unsere Meinung, und wirst dich darnach richten."

„Ich werde mich darnach richten."

Der Alte that ihm wieder einige Schritte nach. „Du kommst zum Nachtessen wieder, das versteht sich," rief er mit einer gewissen ängstlichen Besorgniß; „dein Zimmer von ehedem kannst freilich nimmer haben, aber wir werden dir schon was herrichten." Sie waren bei der Thür angekommen. Grillhofer reichte seinem Sohne die Hand. „Du siehst, Steffel, wir thäten's gut mit dir meinen, und drum hoff' ich auch, daß wir in Frieden auseinandergehen."

„In Frieden," wiederholte Stefan dumpf. Er drückte dem Vater die Hand, dann ging er hinaus, ohne seinen Bruder eines Blickes zu würdigen.

Der gelbe Kanarienvogel schmetterte ihm einen höhnischen Triller nach, dann setzte er sich beruhigt an sein gewohntes Plätzchen und steckte den Kopf zwischen die Flügel.

In der Villa der Gräfin Brandis waren Thüren und Fenster, die auf die mit Blumen und Blattpflanzen reichgezierte Terrasse hinausgingen, weit geöffnet. Die Hausfrau und ihre Gäste waren von dem reichlichen Mahl, dem Sprechen und den zahlreichen Toasten, welche ausgebracht worden, ziemlich erhitzt, und das erfrischende Lüftchen, das vom See hereinwehte, erschien allen äußerst angenehm.

Die Gräfin hatte ihrem Neffen, dem erst vor einer Woche zu einem kurzen Besuch eingetroffenen Ewald zu Ehren ein splendides Diner gegeben. Natürlich durfte dabei die Familie Tiefenbach nicht fehlen. Man war jetzt beim Dessert und befand sich in der fröhlichsten Stimmung. Ewald, der der siegreichen Armee angehörte, war noch während des Feldzuges zum Hauptmann

avancirt und hatte nach Jahresfrist eine abermalige Beförderung zum Major erfahren. Welche Ehre, welche Freude für die Familie! Der jugendliche Major wurde von den Seinen als ein Held begrüßt, allein berufen, den Ruhm und die militärischen Ehren der Wachtler von Hohenwang zu bewahren und zu vermehren.

Von Hans war dergleichen nicht zu erwarten. Der war noch immer Lieutenant, und er hatte vor einiger Zeit seiner Familie mit Festigkeit verkündet, daß er den Dienst verlassen werde und die Absicht habe, sich der Landwirthschaft zuzuwenden. Der General hatte ihm hierauf nur mit einem höhnischen Achselzucken geantwortet. Er konnte auch wirklich nichts anderes thun, war er doch selbst mit sich im Unklaren, was er mit dem Menschen anfangen solle. Hans hatte sich als Soldat brav gehalten, er hatte auf dem Schlachtfelde tapfer gekämpft, bis er verwundet davongetragen wurde; er zeigte trotzdem weder Vorliebe noch Anhänglichkeit für den Stand, dem er angehörte, ja, er verrieth Ideen und es bildeten sich Anschauungen bei ihm heraus, die den guten, alten Traditionen derer von Wachtler schnurstracks entgegenliefen. Kurz, für den Krieg war er am Ende noch tauglich gewesen, für einen Offizier im Frieden, wo der Dienst strammer gehandhabt wird, ward er es nimmer. Der General, dem die radikalen, demokratischen Tendenzen seines Sohnes immer klarer zu werden anfingen, zitterte, er könnte diesertwegen einmal in einen Konflikt gerathen. Nicht für den Sohn bangte ihm alsdann, aber für seine Ehre, für seinen Namen. Seine Familie hatte seit undenklichen Jahren mit Auszeichnung im Heere gedient, strengste Musterhaftigkeit und Loyalität bewahrt, und wiederholte Anerkennung war ihr deshalb zutheil geworden; doppelt schmachvoll wäre es nun gewesen, wenn sein eigener Sohn einst wegen Subordinationsverletzung bestraft oder gar seiner demokratischen Gesinnung wegen verdächtigt worden wäre. Es wäre das Schlimmste gewesen, was ihm hätte wiederfahren können. Da also von Hans nichts Gutes zu erwarten war, da der Vater einsah, daß er sich dieses Sohnes niemals werde rühmen können, ja, daß dieser im stande war, einen Makel auf seinen Namen zu werfen, und am Ende noch der Laufbahn seines Bruders hinderlich werden konnte, so war es wohl das Beste, wenn er dem Entschlusse dieses Menschen, den Dienst zu quittiren, nichts entgegensetzte, wenn er darein willigte, daß sich dieser für immer in ländlicher Einsamkeit begrabe. Aber sein Groll und seine zornige Mißachtung verminderten sich deshalb nicht, sondern sie empfingen nur täglich neue Nahrung. Er verweigerte es entschieden, dem Sohne eine Stelle auf seinem Gute zu geben, obwohl ihn dieser darum gebeten hatte; er sagte ihm, daß er nur wenig Vertrauen in seine Tüchtigkeit und noch gar keine Garantieen dafür habe, daß er von Oekonomie überhaupt etwas verstünde, überdies wünsche er den eigenen Sohn nicht in einer Subalternstellung auf seinem Gute zu sehen, und Hans habe dies auch nicht nöthig, da er als Vater, solange er sich dessen nicht unwürdig zeige, für alle seine Bedürfnisse Sorge tragen werde.

Hans knirschte unter dieser demüthigenden Abhängigkeit, in der er gehalten wurde; er hätte fortgehen mögen, um sich selbst eine Stelle zu erringen, um frei zu sein und unabhängig; aber was sollte er beginnen? Seine Kenntnisse waren wirklich sehr mangelhaft, ein Fachstudium hatte er nie betrieben, wer weiß, ob es ihm gelingen würde, sich auch nur das Nöthigste zu erwerben. So zögerte und schwankte er. Er hatte kein Selbstvertrauen und er machte sich deshalb Vorwürfe, er schämte sich seiner Schwäche und hatte doch nicht den Muth, mit allem, was ihn bedrückte, zu brechen. So kam es, daß er unzufrieden mit sich selbst und mit den andern wurde, daß er unwirsch und verdrießlich sich zeigte und daß eine Verbitterung in ihm platzgriff, die den sonst so sanften, gutmüthigen Hans aller seiner liebenswürdigen Eigenschaften zu berauben drohte. Täglich standen Vater und Sohn in bewußterer und unverhüllterer Feindschaft einander gegenüber.

Wie anders war es mit Ewald! Der in das Vaterhaus Zurückkehrende wurde mit stolzem Jubel begrüßt, mit warmer, überströmender Zärtlichkeit. Mit sechsundzwanzig Jahren war er zum Stabsoffizier befördert und mit einigen Orden ausgezeichnet worden. Welche hohe Fähigkeiten mußte er bewiesen haben, und welche Aussichten eröffneten sich ihm für die Zukunft! Papa war, dieser sonnigen Perspektive gegenüber, weich wie Butter, und Mama und die Tante zerschmolzen vor Rührung. Ewald war aber auch über alles herrlich. Sein hoher Rang fügte zu seiner jugendlich schönen Persönlichkeit eine Würde, die ihn männlicher und imposanter erscheinen ließ, und wenn er früher einen gewissen übermüthigen Stolz zur Schau getragen, so gefiel er sich jetzt in einer vornehmen Bescheidenheit. Alles war entzückt von ihm, und Valerie hörte, noch ehe sie ihn wiedergesehen, die exaltirtesten Lobpreisungen von allen Seiten. Als sie dann endlich mit ihm zusammentraf, mußte sie eingestehen, daß Mutter und Tante nicht zu viel gesagt, wenn sie ihn als einen vollendeten Kavalier geschildert hatten. Die Verschiedenheit der beiden Brüder erschien ihr jetzt noch auffälliger als je vordem; ihre Eigenthümlichkeiten fanden sich ausgeprägter, ja sie übertrieben sie offenbar beide, indem der eine sich konventioneller, der andere sich derber und ungebundener gab, als es ihrer natürlichen Anlage gemäß war. Ihr gegenseitiges Verhältniß schien sich indeß gebessert zu haben. Die Brüder waren herzlicher zu einander und vertraulicher als ehedem, und Valerie war Zeuge, wie Ewald den Bruder sogar gegen einen erbitterten Angriff des Vaters in Schutz nahm und bat, dieser möge nicht durch seine Strenge Hans so recht eigentlich zur Opposition aufstacheln und ihm das Vaterhaus noch mehr verleiden; es wäre höchst bedauerlich, wenn Hans, zum äußersten gebracht, dasselbe verließe, um in der Welt sich auf eigene Faust herumzuschlagen; er wünsche das durchaus nicht, denn Hans wäre im stande, bis zum gemeinen Arbeiter herunterzusteigen, seinem altadeligen Namen zum Trotz. Valerie sah in dieser Kundgebung nur den Beweis von Ewalds Klugheit und seiner wohlwollenden, brüderlichen Gesinnung. Sie bekam eine bessere Meinung von ihm, als sie ehedem hatte, und er erschien ihr als ein kräftiger, aber durchweg edler Charakter. Sie bemerkte auch, daß er ihr gegenüber sehr liebenswürdig war. Er hatte in der That das geckenhafte Wesen abgelegt, und wenn er auch innerlich noch mehr wie vordem von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt war, so besaß er doch jetzt so viel Geschmack, dies nicht zu zeigen. Sie fand ihn daher zurückhaltender, reservirter, als er es vor dem Kriege gewesen war, aber er behandelte Valerie mit Auszeichnung und Hochachtung. Er zeigte sich aufmerksam, zart und diskret, und diese Art der Verehrung, mit dem geahnten, aber unausgesprochenen heimlichen Verlangen wird Frauen und Mädchen am gefährlichsten, weil sie ihnen am meisten schmeichelt, am meisten ihre Phantasie reizt und ihnen zu denken gibt, und weil auch die skrupulöseste unter ihnen eine derartige Huldigung für harmlos und erlaubt hält, und sich wohl gestattet, sie anzunehmen.

Auch Valerie hatte nichts dagegen einzuwenden. Sie entfaltete dem jungen Offizier gegenüber all' ihre Anmuth in völliger Unbefangenheit, sie zeigte sich in ihrer reizendsten Natürlichkeit, die jungen Mädchen sehr häufig da abhanden kommt, wo sie gefallen wollen. Alle Schattirungen ihrer jetzt so wechselnden Gemüthsstimmung offenbarte sie unbekümmert; sie war fröhlich und lachte wie ein Kind, dann ward sie mit einemmale still und traurig, ihre Augen senkten sich und über ihr ganzes Wesen breitete sich ein Schatten sanfter Melancholie.

Ewald beobachtete diese mädchenhaften Anwandlungen und versuchte es, sie nach seinem Sinne zu deuten. Sie war offenbar verliebt und zwar unglücklich verliebt. Hans konnte unmöglich der Gegenstand ihrer Schwärmerei sein, er war nicht der Ritter, um den sich eine Schöne härmt — Ewald mußte bei dem bloßen Gedanken lachen —, und dann, diese beiden hätten ja längst mit einander im reinen sein müssen, seit Monaten konnten sie ungehindert mit einander verkehren und niemand stellte ihrer Vertraulichkeit ein Hinderniß entgegen; sie schmachtete also nach einem andern, — sie liebte ihn. Er fand dies ganz natürlich, er wußte es seit langem. Aber das arme Mädchen, — er konnte ihm nicht helfen, es liebte hoffnungslos, es mußte sich verzehren in unbelohnter Liebe, in dem vergeblichen Ringen nach seinem Besitz. Valerie gefiel ihm zwar immer noch, besser vielleicht als vor einem Jahre; wenn er aber damals in einer eifersüchtigen Wallung — eifersüchtig auf Hans, wie lächerlich! — sich zu einigen Schwärmereien hinreißen ließ, jetzt war er einer solchen Thorheit nicht mehr fähig, und er hätte sich sie auch niemals verzeihen können. Im übrigen hütete er sich, eine Liebelei anzufangen, die ihn dieser befreundeten Familie gegenüber am Ende zu einer Verbindung hätte verpflichten können; bei ihm handelte es sich jetzt nicht nur darum, eine solche mit einer Dame von Stande einzugehen, er wollte auch eine reiche Heirat schließen, und er durfte sich ohne Abgeschmacktheit zugestehen, daß er in dieser Hinsicht ganz enorme Ansprüche machen könne. Der schöne, junge Stabsoffizier von altem Adel und einigem Vermögen, er durfte überall seines Erfolges sicher sein.

Valerie hatte keine Ahnung von diesen sie betreffenden eitlen

Voraussetzungen des Herrn Majors, sie war diesen Kombinationen gänzlich fremd und seine süßen Blicke mitleidsvoller Theilnahme, mit denen er sie beehrte, waren ihr daher nicht ganz verständlich. Ihr junges Herz und ihre Hoffnungen gehörten noch dem fernen Jüngling, dessen Schönheit sie zuerst besiegt, dessen leidenschaftliche Liebe sie berauscht und dessen Charaktereigenschaften sie noch inniger an ihn gekettet hatten. Sie hatte damals nur mit ihm ein dauerndes Glück sich denken können, und sie hatte, in jugendlichem, großherzigen Vertrauen in seine Kraft, ihre Zukunft an die seine gebunden. Freilich waren seitdem Augenblicke gekommen, wo ihr über das Glück dieser Zukunft bange Zweifel aufstiegen, wo sie sich fragte, ob auch ihre Liebe so groß sei, um auszuharren, ja allen Hindernissen und möglichen Entbehrungen zu trotzen? Dann aber trat wieder das verführerisch schöne Bild Stefans vor ihre Augen; sie sah die hohe, reckenhafte Gestalt, sie sah die jugendlich-anmuthigen Züge, die soviel Kühnheit und Entschlossenheit verriethen, sie sah den rothen, schwellenden Mund, der so heiß zu küssen wußte, die blauen, glänzenden Augen — ach! — sie fühlte, daß sie ihn liebe, liebe, wie man eben mit zwanzig Jahren und zum erstenmal liebt.

Als das Unglück über ihn gekommen, gestand sie sich wohl, daß es ihrerseits ein edler, großherziger Entschluß gewesen, daß sie in die von ihm selbst vorgeschlagene Lösung nicht gewilligt hatte, daß sie ihr Wort, das er ihr zurückgegeben, nicht zurückgenommen, aber eben dieser Entschluß machte sie zur Heldin in ihren eigenen Augen, sie war voll Freude und Befriedigung, voll Bewunderung ihrer selbst. Welch' junges Wesen ist nicht entzückt von seiner ersten Großthat? Als dann Stefans Brief gekommen war mit dem stürmischen Entzücken, der überquellenden Dankbarkeit, als er geschrieben hatte, er wolle sich dieser Liebe, dieses edelmüthigen Opfers würdig zeigen, als er ihr schwur, sein Leben einzusetzen, um es zu vergelten, und entweder unterzugehen oder ein ihrer würdiges Loos ihr zu erringen, da war sie stolz auf ihn und auf sich selbst, da war sie glücklich, ihm einst angehören zu dürfen. Seine Briefe, der Erfolg des ersten Halbjahres rissen sie nicht aus dieser vertrauensseligen Stimmung, und Hans, der jetzt eingesehen hatte, daß er von Valerie niemals etwas für sich zu erwarten habe, der überdies seinem Lebensretter dankbar sich erzeigen wollte, bestärkte sie noch darin. Sein etwas lymphatisches Temperament erlaubte ihm wohl, eine Neigung im Herzen zu tragen, die von der andern Seite nur mit lauer Freundschaft erwidert wurde, und sich daran genügen zu lassen.

Stefans letzte Briefe hatten Valerie erschüttert. Sie zitterte jetzt nicht mehr für sich, sie zitterte für ihn. Sie fürchtete für seine Gesundheit. Er hatte ihr geschrieben, daß er das Wechselfieber habe; wie er dazu gekommen, hatte er verschwiegen, ihr überhaupt nichts von seinem Verhältniß zu Professor Schwarz erzählt, ebensowenig von seiner mißlichen pekuniären Lage; sie wußte nicht, wie schlimm es mit ihm stand, aber nachdem sie seine Erkrankung erfahren, überkamen sie bange Zweifel ob einer glücklichen Lösung. Sie wußte, daß Ende Juli die Prüfung war, und sie befand sich nun in gespannter Erwartung, wie er sie bestehen werde; er hatte seit vierzehn Tagen nicht mehr geschrieben, sie hatte keinerlei Nachricht, und auch Hans wußte nichts von ihm. In diese Zeit fiel die Ankunft Ewalds, und sie fragte sich oft, wie es möglich sei, daß sie, Kummer und Sorge für Stefan im Herzen, doch noch für Unterhaltung und Zerstreuung Sinn haben, ja, daß sie Stunden der Fröhlichkeit durchleben, daß sie scherzen und lachen könne und Augen habe für all' die kleinlichen Vorkommnisse ihrer Umgebung. Sie ärgerte sich dann über sich selbst und machte sich Vorwürfe, aber im ganzen ward ihre Stimmung nicht allzusehr alterirt. Heute erst war es über sie gekommen wie Sturm und ihr Taubengemüth war aufgewühlt worden in allen seinen Tiefen.

Es war früh am Morgen. Sie hatte nur erst ganz flüchtig sich angezogen; Mama schlief noch und Papa machte sich den Bart; sie ging nach dem Salon, die Fenster zu öffnen und der frischen Morgenluft Einlaß zu gewähren. Sie sah ein wenig hinaus, wie das so ihre Gewohnheit war, blickte auf die Straße und auf die Wälder und Berge am fernen Horizont, und prophezeite einen herrlichen Tag. Durch ein Geklingel an der Thür ward sie aus ihren behaglichen Wetterbetrachtungen aufgestört. Wer kam so früh? Sie horchte; sie vernahm eine tiefe Stimme, — es war der Briefträger. In der That trat Babette gleich darauf, einen Brief in der Hand, herein. Valerie langte darnach und besah aufmerksam Postzeichen und Adresse. Er kam von Wien und war an den Herrn Hauptmann adressirt. „Der ist von der Tante," sagte sie und wollte damit rasch in das andere Zimmer, um ihn dem Papa zu übergeben. Da winkte ihr Babette, sie möge dies unterlassen, und gegen die Eingangsthür weisend, flüsterte sie ihr zu: „Die Gärtnerin Nandl ist auch draußen, sie ist zugleich mit dem Briefträger gekommen, und sie hat mir gesagt, sie möchte mit Ihnen, gnädiges Fräulein, sprechen, aber allein und ungestört, sie hätte Ihnen was zu übergeben."

Valerie verfärbte sich. „Die Nandl?" stammelte sie ganz verwirrt. Sie war ihr seit einem Jahre kaum einmal begegnet, die Nandl war ihr ja absichtlich aus dem Wege gegangen; es mußte ein Ereigniß von Wichtigkeit sein, das sie hierherbrachte. Sollte es — mit Stefan in Verbindung sein? Sie fühlte sich sehr beklommen. „Wo ist sie?" fragte sie Babette ebenfalls leise.

„Noch vor der Thür, sie wollte nicht hereingehen, ich sollte Sie zuerst benachrichtigen."

„Es ist gut, ich will sie sehen."

Aber wie sie jetzt, noch immer den Brief in der Hand, nach dem Vorzimmer wollte, vernahm sie die Stimme ihres Vaters aus dem Nebengemach. „Was ist's denn, Valerie, wer war hier?"

Sie blieb erzitternd stehen. „Papa, ein Brief von der Tante, Babette bringt dir ihn." Sie übergab ihr denselben, und diese, die Situation wohl verstehend, trat unverweilt bei dem Herrn Hauptmann damit ein.

Valerie huschte in das Vorhaus. Nandl kam ihr entgegen; einen Augenblick standen sich die beiden Mädchen stumm gegenüber, dann nahm Valerie Nandl an der Hand und führte sie in die Küche, deren Thür sie abschloß. „Was bringen Sie mir, Nandl?" Sie nannte sie nicht mehr du.

„Einen Brief von Stefan Grillhofer." Sie zog ihn unter ihrem Tuch hervor und reichte ihn hin.

Valerie war sehr blaß geworden. „Er ist hier, er hat ihn Ihnen selbst übergeben?"

„Es wird wohl alles drinnen stehen, was Sie wissen müssen, lesen Sie ihn, — ich soll auf Antwort warten."

Valerie erbrach ihn mit zitternden Händen, sie ließ sich in einen Stuhl niedersinken, als ob ihre Füße sie nicht tragen würden, und sie las in großer Bewegung und Aufregung. Er hatte ihr das Schlimmste nicht verhehlt, er hatte ihr all' sein Elend mitgetheilt, alles, was sie wissen mußte, und daß er nichts mehr zu erwarten, nichts mehr zu hoffen habe, daß er sie nur einmal noch sehen müsse, ein einziges, letztes mal, und zwar an demselben Ort, wo sie die ersten Schwüre getauscht und wo sie glücklich gewesen. Er werde sie gegen Sonnenuntergang in der Ruine Hohenwang erwarten. Würde es ihr möglich sein, zu kommen? Sie dürfe ihm diese letzte Zusammenkunft nicht verweigern, er glaube ein heiliges Recht darauf zu haben, und er werde sie erwarten wie seine letzte Freude, sein letztes Glück.

Valerie brach in einen Strom von Thränen aus, sie schluchzte leise, dann suchte sie sich zu fassen; sie wollte die Nandl nach ihm fragen, nach seinem Aussehen und Befinden; als sie aber nun die weinenden Augen zu ihr aufschlug und dem feindselig forschenden Blick der Nandl begegnete, da regte sich's auch in ihr wie Groll. Diese Unversöhnliche haßte sie also noch immer? — Selbst jetzt, wo Stefan krank und gebrochen zurückkehrte, aller Hoffnungen baar, und wo sie um ihn vor Kummer zusammenbrach, ward diese gegen sie nicht milder gestimmt, nicht theilnahmsvoller; o, es mußte eine recht böse, verwilderte Kreatur sein, sie wollte auch weiter nichts mit ihr zu thun haben.

Sie erhob sich. „Ich werde kommen, sagen Sie das."

„Ich danke Ihnen," erwiderte Nandl. Sie grüßte hierauf kurz, sperrte selbst die von innen verriegelte Thür auf und lief hinaus.

Valerie brach jetzt abermals in Thränen aus. Unter fortwährendem leisen Schluchzen begann sie das Papier in kleine Stücke zu zertheilen, in immer kleinere, die sie dann, zum Fenster hinaushaltend, den Winden preisgab. Sie vermochte jetzt erst, ihre Gedanken zu sammeln. Was konnte sie den Eltern sagen, welchen Grund angeben für ihre Thränen und ihr verstörtes Aussehen? Wird sie ihren Kummer verbergen können? Und heute, wo sie zum Mittagessen bei der Gräfin geladen waren, konnte sie zurückbleiben? Und wenn sie auch ein Unwohlsein vorschützte, wird man sie dann allein lassen? Wird Papa nicht bei ihr bleiben wollen, oder Mama?

(Fortsetzung folgt.)

Karl Friedrich Wilhelm Wander.

I. Ein Besuch bei Wander.

Im Herbste des Jahres 1877 führten mich verschiedene Geschäfte nach Schlesien. Auch mit dem „Lehrer Wander“ — der Titel war noch von den vierziger Jahren her in meinem Gedächtniß mit dem Namen verwachsen — hatte ich eine Angelegenheit zu erledigen, über die wir schon seit längerer Zeit brieflich miteinander verkehrt. Ich freute mich, den Mann persönlich kennen zu lernen, dessen Name, als ich ein Knabe war, so oft in mein Ohr geklungen und dem ich, wenn er mir im Sturme des Lebens auch jahrzehntelang ferngerückt worden, doch stets ein pietätvolles Andenken bewahrt hatte. Ja, pietätvoll. Ich kann keinen passenderen Ausdruck finden, um die Art der Verehrung zu bezeichnen, die ich für diesen pflichttreuen, anspruchslosen, heldenmüthigen Lehrer des Volks und Verfechter des Rechts empfunden habe und empfinde.

Er wohnte in Quirl, einem Dörfchen bei Schmiedeberg — mehrere Stunden von der Eisenbahn. Die nächste Station ist Hirschberg. Dahin hatte ich zu fahren. Es war anfangs September — ein regnerischer, naßkalter Tag. Nicht in rosigster Stimmung kam ich in Hirschberg an, wo ich, wildfremd, keine menschliche Seele und — schlimmer als das — kein Gasthaus kannte. Doch da war rasch Hilfe geschafft. Der erste beste nahbar aussehende Eingeborne, an den ich, vom Bahnhof in das Städtchen gehend, mich wandte, gab mir nicht blos freundlichen Bescheid, sondern führte mich selbst in das von ihm vorgeschlagene Gasthaus, das seiner Empfehlung alle Ehre machte.

Charles Dickens. (Seite 478.)

„Wie weit ist es von hier nach Quirl?“ war eine meiner ersten Fragen an den Wirth, der es sich mit echt schlesischer, an das Erzgebirge erinnernder Gemüthlichkeit angelegen sein ließ, mir den Aufenthalt bei ihm so angenehm wie möglich zu machen.

„Ah!“ — und dabei sah er mich mit plötzlich erwecktem Interesse an — „Sie wollen wol zum Wander?“

„Zum Wander“ — das sagte mir, daß Wander dem Volke vertraut, ein Volksmann auch in diesem Sinne war, und daß er in Quirl und Umgegend ungefähr dieselbe überragende Stellung einnahm, wie weiland „der alte Fritz“ in Sanssouci und Potsdam. Wer nach Quirl ging, konnte selbstverständlich nur „den Wander“ besuchen wollen.

„Ja. — Kennen Sie Wander?“

„Ob ich ihn kenne!“ — und die Augen des Mannes leuchteten — „ich bin von hier, und in Hirschberg war Wander viele Jahre lang an der Stadtschule angestellt. Er war auch mein Lehrer. Und was für ein Lehrer! Wir Jungens alle wären für ihn durch's Feuer gegangen. Und heute noch ging' ich für ihn durch's Feuer, und ich glaube, es gibt keinen seiner Schüler, der's nicht mit Freuden thäte. Es ist schon lange her, seit sie ihn von hier fortgetrieben haben, — fast dreißig Jahre. Sie wissen, er war mit den Behörden oft im Konflikt; die Mucker hatten damals das Heft in der Hand, und der Wander ist ein Freigeist, der ihnen im Wege war.“ — —

Bis spät in der Nacht erzählte mir der brave Wirth, der eine für seinen Stand ungewöhnliche Bildung bekundete, von seinem Lehrer, für dessen pädagogische Tüchtigkeit er selbst ein lebendiges Zeugniß ablegte, — er so unermüdlich im Erzählen, wie ich im Zuhören.

Ich erfuhr, daß Wander — was schon die erste Frage des Wirths mir verrathen — noch immer einer außerordentlichen Popularität genoß, — daß sich eine förmliche Mythe um den „Märtyrer“ der vierziger Jahre gebildet hatte, der, obgleich in der Mitte der Siebziger stehend, körperlich noch rüstig, geistig jugendfrisch war, — daß er, nachdem alle Bitternisse der Armuth und Verfolgung im vollsten Maße von ihm gekostet worden, am Abende seines Lebens, in bedürfnißloser Zurückgezogenheit, eine ruhige, sorgenfreie Existenz führte. — — Trotz seiner angestrengten Studien, und obgleich man ihn stets hinter seinen Büchern finde, sehe er doch sehr gern Besuch bei sich, und ich könne auf guten Empfang rechnen. Und nicht blos ich, jeder. Wer auf viele Meilen im Umkreis irgend ein besonders verwickeltes und dringliches Anliegen habe, — der wende sich an „den Wander“, und keiner verlasse ihn ohne Rath oder Hilfe. — — So hatte ich mir's gedacht.

Den andern Morgen fuhr ich im Omnibus nach Quirl — außer der Post, die aber zu einer mir nicht passenden Zeit abging, gab's keine andere Gelegenheit. Das Wetter hatte sich etwas gebessert — es regnete nur wenig und die Sonne brach dann und wann durch die Wolken. Der Tag konnte gut werden — und er wurde es. Einer meiner Mitreisenden — ein Schuhmachermeister — knüpfte ein Gespräch mit mir an; im Laufe desselben kam heraus, daß nicht Schmiedeberg, der Endpunkt der Omnibuslinie, mein Ziel war, sondern Quirl.

„Ah — Sie wollen gewiß zum Wander!“ — war der gleichzeitige Ausruf meiner sämmtlichen Reisegefährten.

Und nun war wiederum Wander das Thema des Gesprächs, bis, nach dritthalbstündiger Fahrt, der Wagen hielt und der Kutscher, den ich gebeten hatte, mich vor Wanders Haus abzusetzen, den Schlag öffnete, mich zum Aussteigen einladend:

„Hier wohnt Wander!“

Schnell verabschiedete ich mich von den im Omnibus Zurückbleibenden, die mir mit einem gewissen Neid nachblickten.

Ich stand vor einem einfachen, zweistöckigen Haus, mit vier Fenstern Front, wenn ich mich nicht irre, — und mit einem bedeckten, von Holzsäulen getragenen Thoreingang, in welchem mir jemand entgegentrat und sofort herzlich die Hand darreichte.

„Sie sind Herr —?“

„Ja. Und Sie sind Herr Wander?“ — Das „Herr“ mußte ich hier doch hinzufügen.

„Ja, — seien Sie willkommen!“

Wir sahen einander einen Moment forschend an — ich hatte mir von ihm, er sich von mir ein Bild gemacht, das wir rasch mit der Wirklichkeit verglichen. Er hatte sich mich anders vorgestellt — das schrieb er mir später; ich fand die Wirklichkeit im wesentlichen der Vorstellung entsprechend, und als ich eine halbe Stunde mit ihm geplaudert, war mir's, als hätte ich mein Lebtag mit ihm verkehrt. Ja, so mußte, anders konnte er nicht aussehen. Schlicht und natürlich in Worten, in Kleidung und in Manieren, — auf einem Körper mittlerer Größe ein männlicher Kopf, die breite Stirn die Stirn des Denkers, der festgeschlossene Mund der Mund des Kämpfers — kräftige und doch auffallend gutmüthige Züge, das Auge scharf und zugleich mild, die Haltung aufrecht, nur beim Gehen, wo er das Haupt senkte,

Asyl für Obdachlose. (Seite 479.)

ein wenig nach vorn gebeugt — die Rede lebhaft, gedankenreich — das war Wander. In vielem erinnerte mich sein Aeußeres an Laube, — namentlich dessen Mund und Auge, blos weniger hart. Der Sohn des Volks, der selfmade man war ihm in das durchfurchte Antlitz geschrieben.

Unser „Geschäft“ war bald erledigt — über die Sache waren wir einig, und die Details regelten sich leicht. Den Abend mußte ich wieder in Hirschberg sein, um mit dem Nachtzuge zurückkehren zu können. Es blieben mir fünf oder sechs Stunden, die mit Windesschnelle enteilten. Er zeigte mir seine Bibliothek, seine Arbeiten, seine Wohnung, sein Gärtchen, das er selber bestellte, das Plätzchen im Garten, wo er bei schönem Wetter zu lesen, manchmal auch zu schreiben pflegte. — —

Es war das Plätzchen, wo ihn genau sieben Vierteljahre später, am 4. Juni 1879, der Tod wegraffte. — Ein schöneres zum Sterben hätte sich Mirabeau, der auf dem Todtenbett in der Natur zu schwelgen verlangte, nicht aussuchen können. — — Von diesem Plätzchen, wie aus den vorderen Zimmern des Hauses hat man die Aussicht auf die Schneekoppe, deren gewaltiger Rücken, klar, von der siegreichen Sonne herrlich beleuchtet, vor uns lag.

Nach dem Mittagessen führte mich Wander durch die Parkanlagen hinter seiner Wohnung — ich habe vergessen, wem sie gehören — auf eine romantische Anhöhe, von welcher sich uns ein wunderbar schöner Fernblick bot und „der König des Riesengebirges“ in seiner vollen Majestät, in seiner ganzen massigen Breite, sichtbar war. „Hierher gehe ich jeden Tag, bei gutem und schlechtem Wetter, im Sommer und im Winter.“ Der Weg ist ziemlich steil, aber „der alte Wander“ war so kräftig an meiner Seite hinaufmarschirt, als wäre er siebzehn und nicht ein Siebziger.

Auf diesem Spaziergang konnte ich so recht beobachten, welcher allgemeinen Liebe und Achtung er sich erfreute. Jeder, der uns begegnete, Mann, Frau, Kind, Reich und Arm, grüßte ihn ehrfurchtsvoll und mit dem unverkennbaren Ausdruck innigster Anhänglichkeit.

Während ich in seiner Wohnung war — höchstens drei, vier Stunden — wurde er mindestens ein halbdutzendmal hinausgerufen — es waren Leute, die sich Rath holen wollten. Ein Bauer war fünf Stunden weit zu Fuß gekommen, wie mir die Haushälterin mittheilte. — —

Wir sprachen viel. Von der Vergangenheit, von der Gegenwart, von der Zukunft; von unseren Zielen, Anschauungen, Hoffnungen. In Bezug auf die Ziele stimmten wir überein — nicht so in Bezug auf die einzuschlagenden Wege und die noch zurückzulegenden Etappen. Den „Kulturkampf“ nahm er ernst, er glaubte an den Liberalismus des herrschenden Systems. Ich widersprach ihm und war in der Lage, Thatsachen mitzutheilen, die seinen Glauben erschütterten. Wander war kein Politiker. In seine wissenschaftlichen Arbeiten vertieft, hatte er keine Zeit, sich mit den Einzelheiten der Tagesgeschichte zu beschäftigen. Und seine Illusionen waren sehr erklärlich. Die Verfolgungen, deren Opfer er in den Zeiten des bundestaglichen Deutschland gewesen, hatten in der „neuesten Aera“ sich nicht wiederholt, und das mußte sein Urtheil beeinflussen. Daß es in vielen Punkten thatsächlich besser geworden, war ihm ja auch nicht zu bestreiten. Den Militarismus betrachtete er als ein nothwendiges, aber vorübergehendes Uebel. Die „Auseinandersetzung mit Frankreich“, meinte er, sei unvermeidlich gewesen; doch gelte es jetzt, den Chauvinismus diesseits und jenseits des Rheines niederzuwerfen, damit ein ehrlicher Friede erreicht werde. Ohne Friede keine freiheitliche Entwicklung, keine Blüthe der Volksschule, auf der das Heil der Nation beruhe.

Die wirthschaftlichen Fragen lagen ihm fern. Er bat mich um Auskunft über dieses und jenes, und schließlich gab er mir recht, daß die politischen Zustände das Resultat der wirthschaftlichen Verhältnisse sind, und daß ohne eine Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse an gedeihliche politische Zustände nicht zu denken.

Von seinen eigenen Erlebnissen sprach er nicht gern, und nur auf Befragen, und dann mit der bescheidenen Zurückhaltung des edlen Menschen, der Vieles und Bedeutendes erlebt und geleistet hat.

In später Nachmittagsstunde trennten wir uns.

Ueber die meisten Punkte, in denen wir von einander abwichen, hatten wir uns in den Stunden unseres Beisammenseins verständigt.

Beim Abschied versprach er, mich in meiner Heimath zu besuchen. —

Drei Monate später trat er bei mir ein. Er kam aus dem Bad, wo er Heilung von einem rheumatischen Leiden gesucht, aber nicht gefunden hatte. Ich fand ihn stark gealtert — jedoch frischen Muths und in ungeschmälerter Geistesfrische. Ueber die deutschen Verhältnisse urtheilte er nicht mehr so günstig. Er hatte nicht viel Zeit, und wir konnten uns blos im Flug unterhalten.

Kurz nachher bekam ich einen Brief von ihm, in welchem er mit großer Freimüthigkeit sich über Personen und Zustände äußerte. Ich antwortete, und es folgten mehrere Briefe, aus denen zu gelegener Zeit Auszüge vielleicht willkommen sein dürften.

Gesehen habe ich ihn nicht wieder.

Am 6. Juni las ich in der Zeitung, daß ihn zwei Tage zuvor in seinem Garten, just auf dem Fleck, wo wir vor 21 Monaten zusammen gesessen, und, im Angesicht der Schneekoppe, über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gesprochen, der Schlag gerührt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine ungarische Räubergeschichte.

Beitrag zur Kulturgeschichte der jüngsten Vergangenheit. Von einem alten Honvedoffizier.

(Schluß.)

Der Graf, der davon hörte, ersuchte Tallay neuerdings, sich über Balla nicht in dieser Weise zu äußern, weil dies auch ihn — den Grafen — kompromittiren könnte, insofern er diesen Herrn bei sich empfing.

„Wissen Sie, daß die Männer der Linken in unserem und im Biharer Komitat Gregor zum Reichstagsdeputirten ersehen. Ich glaube zwar nicht, daß sie ihn bei der nächsten Wahl siegreich durchbringen, doch in drei Jahren ganz gewiß. Außerdem ist er der Bräutigam des Fräuleins Etelka von Balkány; Sie selbst wurden dort stets gut aufgenommen, ja man hält auch jetzt noch viel auf Sie. Wenn es Etelka zu Ohren kommen sollte, Sie hielten ihren Bräutigam für einen Räuber, wie würde sie dies kränken.“

„Ich habe meine Meinung über Balla sehr oft und öffentlich ausgesprochen, weiß auch ganz gewiß, daß man ihm alles, was ich gesagt, wie die verdächtige Räuberlektüre, mit welcher er sich unterhält, die photographirte Banknote, das, was mir Papadopulos gesagt, — hinterbracht. Wenn mir jemand nur den zehnten dessen nachsagen wollte, was ich von Balla gesagt, dann würde ich ihn gewiß zur Rechenschaft ziehen. Wenn er wirklich ein Kavalier wäre, würde er es mit mir ebenso machen. Seine Kourage ist aber nicht von weither, wie dies auch der Fall mit dem Gastwirth zu Vamos-Pires beweist.“

„Oh, Sie werden von einem Kavalier doch nicht fordern, daß er sich mit einem Gastwirth schlägt,“ sagte der Graf lächelnd. „Was Sie betrifft, so glaube ich nicht, daß man ihm etwas zugetragen, weil man Sie allgemein zu sehr achtet, um Sie in eine falsche Stellung ihm gegenüber zu versetzen. Andererseits aber hat es vielleicht auch der Baron bei Ihnen nicht so genau genommen; er hat von Ihnen eine sehr hohe Meinung, er hat es mir sehr oft gesagt, ja, er hat mich sogar gebeten, wenn Sie nach vollendeter Erziehung meines Sohnes keinen Platz fänden, Ihnen zu sagen, daß er Sie gern zu sich nehmen will, als seinen Güterdirektor mit einem fixen Salair von 3000 Gulden. Stoßen Sie ihn also nicht in so grausamer Weise zurück.“

Tallay hatte schon längst erkannt, daß seine Worte gleich den Rufern in der Wüste verhallten, er gab sich keine Mühe, die Leute von ihrer Voreingenommenheit zu heilen, doch blieb er selbst in eben dem Maße kalt und zurückhaltend gegen Balla, wie dieser zuvorkommend und freundlich gegen ihn zu sein vorharrte. Tallay besuchte nicht einmal Frau von Balkány so oft wie ehemals, es that ihm leid, sie von ihrer vorgefaßten Vor-

liebe für Balla nicht abbringen zu können, und der Anblick Etelka's, eines vertrauensvollen unschuldigen Mädchens, schnürte ihm das Herz zusammen.

Die Schwärmer für Balla hatten es versucht, ihn als Kandidaten für den Reichstag von 1865 durchzubringen, doch waren in den betreffenden Wahldistrikten schon mehrere allbeliebte Männer als Kandidaten aufgestellt, sodaß es vorauszusehen war, Balla könne mit ihnen nicht in die Schranken treten. Er spielte den großmüthigen und aufopfernden Patrioten, indem er die wenigen Stimmen, die sich für ihn erklärten, den Kandidaten der extremen Linken, zu welcher Partei auch er selber gehörte, zuführte.

Die gezwungene Großherzigkeit und Selbstverleugnung Balla's verschaffte ihm immer neue Anhänger, und es wäre sehr gewagt gewesen, ein böses Wort über ihn zu sagen, man hätte Deák oder Andrassy ungeahndeter angreifen dürfen, als ihn.

Im Herbst des Jahres 1869 wurden mehrere Verbreiter falscher Banknoten eingezogen. Diese Banknoten waren so täuschend nachgemacht, daß es unmöglich war, sie von den echten zu unterscheiden, wenn man nicht zufälligerweise zwei von derselben Serie und Nummer in die Hände bekam und auf diese Weise die Fälschung entdeckte. Unter den Fälschern befand sich ein Herr von Uray, ein intimer Freund Szinéri's, außerdem aber drei Juden. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, daß sie die mittels photographischen Verfahrens hergestellten Banknoten nicht selbst gefälscht hatten, sondern sie nur wissentlich verbreiteten. Auch jener Jude, der vor mehreren Jahren beraubt wurde, stand im Verdacht, diese Banknoten in Umlauf gebracht zu haben, indeß wurde er aus Mangel an Beweisen später wieder freigelassen. —

In einem der größeren Gasthöfe von Debreczin, im Speisesaale, waren ziemlich viele Gäste bei der Abendtafel. Die Zigeunerbande Kalózdis gab ein Konzert, und die Herren und Frauen lauschten mit einer gewissen patriotischen Andacht den Tönen der zauberischen Nationalmusik.

An einem der Tische im Saal saßen der Pandurenkommissar Daniel von Barczá und der reformirte Prediger von Acsád, einem Dorfe zwischen Budaj und Vámos-Pires; zu diesen gesellte sich Tallay, der auch, um das Konzert zu hören, erschienen war. Der reformirte Prediger neigte sich dem Ohre Tallay's zu und fragte ihn, ob es wirklich wahr sei, daß Herr von Balla die jüngere Tochter der Frau von Balkáni schon im Laufe des nächsten Karnevals heirathen würde.

„Er macht ihr, soviel ich weiß, schon seit sechs Jahren den Hof," entgegnete Tallay. „Schon im Jahre 1862 hieß es, daß er sie heirathen würde. Es scheint mir ein Glück für das Fräulein, daß sich die Vermählung so lange hinzieht."

„Der Herr Pandurenkommissar von Barczá hat mir gesagt," begann der Prediger von neuem, „Sie theilten die allgemeine Anbetung, mit welcher man Herrn von Balla Weihrauch streut, nicht, Herr von Tallay. Wir sind vielleicht die einzigen in Debreczin, die es nicht thun. Oh, wenn ich sprechen dürfte, ich würde fürchterliche Geheimnisse aufdecken können über ihn. Ich habe der unglücklichen Nani, die in Vámos-Pires hingerichtet wurde, geistlichen Beistand geleistet. Sie hat diesen Menschen gekannt. Sie wußte, daß er verheirathet ist; seine Gattin ist eine Gräfin, sie wohnt in Siebenbürgen und ahnt ebensowenig wie die Leute hier, daß er ein Verbrecher ist. Szinéri hält ihn in seinen Händen, doch da er selber an allen Räubereien, die der falsche Vesselény begangen, betheiligt ist, muß er schweigen. Einmal wird doch alles an den Tag kommen."

„Sie nennen ihn einen falschen Vesselény," unterbrach ihn Barczá. „Sehen Sie, dies ist dasjenige, was am wenigsten wird bewiesen werden können. Die Dokumente, in deren Besitz Balla ist, sind nicht alle gefälscht, der Trauungsschein und Geburtsschein sind es gewiß nicht, auch nicht die Briefe des verstorbenen Barons an seine Mutter. Darum handelt es sich auch bei diesem Menschen nicht; viel wichtiger ist die Frage, ob er an der Fälschung der Banknoten und anderer Papiere, die sich nicht auf seine Geburt beziehen, an der Verbreitung derselben, an den größeren und kleineren Räubereien und Diebstählen betheiligt ist. Man spricht davon, unsere neue Regierung, der Graf Andrássy und die übrigen Minister, wollten radikale Mittel anwenden, um all' den Räubereien und Verbrechen, die in riesenhafter Weise wachsen, Einhalt zu thun. Es wäre die höchste Zeit, daß es geschähe; dann wird aber auch dieser Balla-Vesselény in die Enge gerathen, es werden Dinge an's Tageslicht kommen, von denen jetzt niemand träumt."

Barczá's Prophezeihung sollte erst später in Erfüllung gehen.

Es vergingen wieder Monate. Noch immer fand die Vermählung Etelka's mit Balla nicht statt, der letztere fand tausend Ausreden, sodaß dieselbe von einem Monat auf den andern aufgeschoben wurde. Er reiste mit Szinéri von Zeit zu Zeit nach Siebenbürgen, blieb dort mehrere Monate, stand aber in fortwährendem Briefwechsel mit seiner Braut und mit seiner zukünftigen Schwiegermutter.

Endlich wurde der Graf Gideon Ráday von der ungarischen Regierung als königlicher Kommissar nach Szegedin geschickt, um mehreren in jener Gegend begangenen Verbrechen auf die Spur zu kommen. Das gab den Anlaß zu einer langen Reihe von Prozessen, die in ganz Europa Aufsehen erregten.

Der Graf Ráday leitete die Untersuchungen so geschickt, daß er Verbrechen, die vor 10, 20, ja sogar noch mehreren Jahren verübt wurden, entdeckte. Die ganze Organisation und Verzweigung der Verbrecher kam nach und nach an's Tageslicht, und es war offenbar, daß sogar Personen aus den besten Häusern darein verwickelt waren.

Unterdessen waren die Freunde und Bekannten der Frau von Balkány in Balla gedrungen und trieben ihn an, den letzten Schritt zu thun, um Etelka heimzuführen. Und er riskirte seine ganze Popularität, wenn er noch länger zögerte, sie an den Traualtar zu geleiten.

Da Frau von Balkány einen Theil des Jahres in Debreczin zuzubringen pflegte, wo sie ein Haus besaß, so sollte die Trauung Etelka's mit Balla hier stattfinden. Die beiden Schwestern und Komtesse Ilka Luskodi sollten an demselben Tage getraut werden, denn auch Etelka's ältere Schwester hatte jemanden gefunden, der ihr beweisen wollte, daß die Ehe zum Glück führen müsse und nicht zum Unglück, wie ihre erste. Die Verkündigungen der Vermählungen waren bereits zweimal von der Kanzel herab gelesen und der Tag brach an, an welchem die drei Damen den verhängnißvollen Schritt thun wollten, der sie mit einem Manne verbände.

Am Thore der reformirten Kirche machte man Queue, so sehr drängten sich alle dahin, um Zeuge der dreifachen glänzenden Ceremonie zu sein.

Während dies alles in der Stadt selbst stattfand, fiel auf dem Bahnhofe eine Szene vor, die vielleicht noch interessanter war, als jene, welche in der Kirche aufgeführt werden sollte. Auf dem Bahnhofe befanden sich die Herren von Tallay und Barczá. Aus einem Koupee erster Klasse war soeben eine Dame gestiegen. Sie war jung und schön, dabei sehr elegant gekleidet, ihr Gesicht war erschreckend blaß und man sah es in einem jeden ihrer Züge, daß sie sehr aufgeregt sein mußte. Tallay entfuhr bei ihrem Anblick ein lautes „Ah!" und er schritt auf sie zu.

„Willkommen in Ungarn und in Debreczin, gnädige Frau," redete er sie an. „Ist Ihre Mama auch hier? Es freut mich unendlich, Sie wiederzusehen, nach einer so langen Trennung. Es sind beinahe zehn Jahre, seit ich Sie zum letztenmale in England gesehen. Fühlen Sie Sich hier glücklicher als in London?"

„O nein, nein, Herr von Tallay. Es wundert mich, daß Sie mich erkannt, ich habe mich sehr zu meinem Nachtheil verändert," entgegnete die Dame. „Meine Mutter ist gestorben, und wenn ich zu spät gekommen sein sollte, so werde ich bald allein in der Welt stehen. Ich habe aber keine Zeit zu verlieren. Sie werden mich wohl besuchen. Ich werde in der Sankt Annagasse wohnen, im Französischen Hause."

„Ah, dort wohnt ja auch einer Ihrer Landsleute, der Baron Gregor von Vesselény oder Balla. Kennen Sie ihn?"

„Sie kennen ihn?" fragte die Dame. „Es ist mein Gatte."

Bei diesen Worten blickte Barczá, der ganz nahe bei den Sprechenden stand, auf und trat hart an Tallay heran.

„Entfernen Sie diese Dame, denn ich habe soeben aus Szegedin vom königlichen Kommissar Grafen Gideon von Ráday den Befehl erhalten, Balla und seinen Freund Szinéri zu arretiren," flüsterte Barczá Herrn von Tallay in's Ohr.

Nach diesen Worten wandte sich Barczá von Tallay und der Dame weg und ging nach dem Ausgange des Wartesaales, wo er zwei bewaffneten Panduren einen Wink gab.

„Sie werden Ihren Gatten nicht mehr in der Sankt Annagasse antreffen," sprach Tallay zu der Dame. „Er bewohnt seit gestern ein Haus in der Czeglédgasse, das der Frau von Balkány. Ich würde Ihnen rathen, eine Wohnung in einem Gasthofe zu nehmen. Ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen, die Sie und Ihren Gatten nahe angehen, zu machen."

„Ich muß aber meinen Gatten sogleich sprechen. Gehen wir also nach der Czeglédgasse; auf dem Wege dahin können Sie mir sagen, was Sie mir mitzutheilen haben. Gibt es hier keine Fiaker?"

Tallay rief einen Miethskutscher herbei, setzte sich zu der Dame in den Wagen und begann so schonend als möglich, ihr alles zu sagen, was sie ohnehin bald erfahren mußte, wenn sie hier bliebe.

„O, der Schändliche!" schrie die Unglückliche laut auf.

Der Wagen war bis auf den Hauptplatz gekommen, als er plötzlich anhalten mußte. Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich hier zusammen, von der entgegengesetzten Seite raste eine Miethkutsche in vollem Galopp die Straße entlang, auf dem Weg, welcher nach der Eisenbahn führte; hinter dem Fiaker ritt ein Mann ebenfalls im Galopp und rief dem Kutscher mehreremale zu, er möchte halten. „Ich schieße dich über den Haufen," brüllte er endlich, „wenn du nicht hältst!" Der Miethkutscher blickte nach rückwärts und erkannte in dem Reiter den gefürchteten Pandurenkommissar Daniel von Barczá; es gelang ihm, sein galoppirendes Roß zum Stehen zu bringen. In demselben Augenblicke aber öffnete sich der Schlag des Wagens und heraus sprang ein sehr elegant gekleideter Herr, der aus vollen Kräften zu rennen begann. Die Menge machte ihm platz und er gewann einen bedeutenden Vorsprung. Es war Balla, man erkannte ihn, und das Volk war so eingenommen für ihn, daß es gern gesehen hätte, wenn er Barczá entkam. Balla begegnete einer zweiten Miethkutsche; es war diesmal ein offener Wagen und dieser fuhr dem Bahnhofe zu. Balla sprang auf den Vordersitz, und man konnte sehen, wie er dem Kutscher eine Banknote in die Hand drückte. Doch der Wagen vermochte nicht mit dem Rosse Barczá's das Rennen auszuhalten; dieser war ihm bald ebenso nahe gekommen, wie er es dem ersten gewesen, und wiederum drohte Barczá dem Kutscher mit seiner Pistole. Balla sprang aus dem Wagen und fing von neuem an zu rennen.

„Im Namen des Gesetzes!" rief jetzt Barczá der Menge zu. „Haltet ihn auf, er ist ein Verbrecher, ein Räuber und Fälscher!"

Balla war grade an den Wagen gekommen, in welchem seine Gattin und Tallay saßen. Ihr Anblick lähmte seine Kräfte; er fuhr entsetzt einige Schritte zurück. Auch sie hatte ihn erkannt; sie rief Tallay zu: „Retten Sie den Unglücklichen!" Tallay verließ den Wagen und trat Balla entgegen. Dieser, in der Meinung, Tallay wolle ihn aufhalten, zog einen Revolver aus der Tasche und es wäre um Tallay geschehen gewesen, wenn nicht mehrere Bürger hinzusprangen und Balla in die Arme fielen, so daß der Schuß in die Luft ging. In diesem Augenblicke war auch Barczá hinzugekommen. Er packte Balla am Kragen und hielt ihn so lange fest, bis drei berittene Panduren hinzukamen, die den Gefangenen in ihre Mitte nahmen und auf das Rathhaus führten, wo der Kastellan sogleich eine mit Gitterfenstern versehene Zelle öffnete, in welche Balla gesperrt wurde.

Barczá war grade noch zu rechter Zeit in der Kirche angekommen, um die Trauung zu verhindern. Die Schwester Etelka's mit ihrem Bräutigam waren das erste Paar, welches vom Priester den Segen erhalten hatte; jetzt standen die Komtesse Ilka mit einem Ulanenoffizier, ihrem Bräutigam, vor dem Geistlichen. Szinéri hatte den Eintritt Barczá's bemerkt; er flüsterte Balla ein paar Worte in's Ohr, und dieser verschwand unter der Menge, sodaß ihn Barczá nicht sehen konnte. Szinéri wurde sofort gefangen genommen. Einer der Panduren hatte Balla aus der Kirche treten und in einen Miethwagen steigen sehen. Das übrige wissen unsere Leser.

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Klopstocks lyrische Dichtung in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. — Klopstock bei Bodmer. — Meta Moller. — Klopstocks glücklichste Zeit. — Wieland und Kleist.)

Die hervorragende lyrische Begabung Klopstocks bewies er glänzend in seinen Oden*). Schon während seines Studienaufenthalts in Leipzig, also in den Jahren 1746—48, hatte er eine Reihe der schönsten Gesänge dieser Art gedichtet. In diesen und in allen folgenden Oden spiegelt sich getreulich die Stimmung ab, welche den Dichter beseelte zur Zeit, als seiner Seele jedes dieser Lieder entquoll: wie Günther der erste war, der da dichtete, was er fühlte und lebte, so war Klopstock der zweite, der bei weitem größere Dichter des eigenen Fühlens und Lebens, überlegen jenem Vorgänger schon an poetischer Befähigung, und garnicht zu vergleichen mit ihm an Reinheit und Würde des Charakters, dem nur eine in der Stimmung der Zeit liegende, oft sich selbst überbietende Gefühlsseligkeit den Schein des allzu Weichen, Weiblichen verliehen hat.

Die leipziger Jugendgesänge feierten vorzugsweise Freundschaft und Liebe, letztere, wie der Dichter in der Ode an „die zukünftige Geliebte", für unser Gefühl nicht ohne den Beigeschmack des Komischen, klagt, ehe er noch eine Geliebte gefunden hatte**).

Als Klopstock 1748 als Hauslehrer nach Langensalza übergesiedelt war, begann sein liebesehnendes Herz für seine an demselben Orte wohnende Cousine Sophie Schmidt zu schlagen, und nun warben seine Lieder um Gegenliebe bei der stolzen Schönen, die er unter dem Namen Fanny verewigt hat. Fanny aber, die Tochter eines alten Handelsgeschlechts, war zu kalt, um von Klopstocks lyrischer Begeisterung sich zu heißer Gegenliebe hinreißen zu lassen, und zu vorsichtig, um zärtliche Verpflichtungen einzugehen, bevor die materielle Grundlage für eine glückliche Verbindung gewonnen war. Sie erwiderte daher die lodernde Dichterliebe nicht und verwandelte die Gesänge der Liebessehnsucht in Gesänge der Liebesklage, mit denen die oft krankhaft sentimentalen Trauerlieder über die Trennung von den schwärmerisch geliebten Freunden leidvoll zusammenstimmten.

1750 dämmerte ihm wieder eine hoffnungsvolle Zukunft herauf, als er in Zürich zu einem langgeplanten Besuche bei Bodmer eintraf, den die Messiade, nicht grade zum Vortheile der deutschen Literatur, zur Nacheiferung in der Schöpfung großer Epen begeisterte. Eine denkwürdige Fahrt auf dem Züricher See gab den Anlaß zu der, neuen Lebensmuth und das Emporkeimen einer neuen, übrigens sehr rasch geschwundenen Liebe kündenden Ode, „Der Züricher See"; ungemein charakteristisch für die Auffassung von den Pflichten des Dichters und den sittlichen Anschauungen, wie sie unter der Leitung Bodmers in den züricher Literatenkreisen herrschend geworden, ist die Thatsache, daß dieses, auch nicht die leiseste Spur eines nach modernen Begriffen wirklich profanen Gedankens zeigende Lied dem guten Bodmer schon viel zu weltlich schien für einen geweihten Sänger, wie es der Dichter des „Messias" sein sollte, und daß der harmlose Kuß, welchen der naturtrunkene Klopstock bei der Seefahrt dem Gegenstande seiner Huldigungen, der in jener Ode besungenen „fühlenden Schinzin", raubte, der Hauptgrund zu der bald eintretenden und nie mehr ganz beseitigten Entfremdung zwischen Bodmer und Klopstock*) wurde, einer Entfremdung, bei welcher indeß der von

*) Die Ode ist ein Mittelglied zwischen den, Hymnen genannten, Lob- und Feiergesängen, in denen die Subjektivität des Dichters gegenüber der erhabenen Größe seines Gegenstandes in den Hintergrund tritt, und dem ganz subjektiv Stimmung und Empfindung des Dichters zum Ausdruck bringenden Liede. Daher bringt die Ode, subjektiver als die Hymne, das Denken und Empfinden des Poeten in Beziehung mit dem gefeierten Gegenstande, während sie, objektiver als das Lied, ihren Gegenstand außerhalb der Sphäre der dichtenden Person sucht und diese durch die Reflexion auf diesen Gegenstand bezieht. Die Ode bewegt sich in gleichmäßigen Strophen, die, bei großer Freiheit in Gedankenausdruck und Satzkonstruktion, ein leitender Gedanke verknüpft hält.

**) Ach, warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabest du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz,
Und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Dauernd Verlangen, und, ach, keine Geliebte dazu!

*) Siehe Heinr. Pröhle, „Friedrich der Große und die deutsche Literatur", Berlin 1872, S. 127; Paldamus, „Deutsche Dichter und Prosaisten, von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit, nach ihrem Leben und Wirken geschildert," 2. Abth. 1858, der den Aufenthalt Klopstocks in Zürich eingehend und trefflich schildert, legt auf den verhängnißvollen Kuß zwar kein Gewicht, zeichnet die Denkweise der bodmerischen Kreise aber auch so, daß die Folgerung Pröhle's völlig gerechtfertigt erscheint.

Rücksichtslosigkeit nicht freie Charakter Klopstocks auch einen Theil der Schuld getragen hat.

Nach einem verunglückten Versuche, sich durch kaufmännische Unternehmungen in Zürich eine Existenz zu schaffen, nahm Klopstock das Anerbieten des dänischen Ministers Bernstorff, ihm durch einen Gnadengehalt von 400 Reichsthalern die Muße zur Vollendung der „Messiade“ zu gewähren, an. Auf der Reise nach Kopenhagen, 1751, lernte er in Hamburg eine glühende Verehrerin seiner Dichtungen, Meta Moller, kennen, für die das leicht erregbare Dichterherz flugs in heißer Leidenschaft zu schlagen begann. Fanny war nun bald vergessen, Klopstock verlobte sich 1752 mit Meta und im Juni 1754 ward sie sein Weib.

Diese Jahre einer glücklichen Liebe bildeten die schönste und dichterisch fruchtbringendste Zeit in Klopstocks Leben. Bis zu 1755 war die erste, zweifellos bedeutendere Hälfte der Messiade zum Abschluß gelangt. Inzwischen entstanden auch seine schönsten, lebensfrischesten Oden. Sie sangen frohgemuth, sprudelnd in Lebenskraft und Lebenslust, gleich den Liedern der Anakreontiker, nur gedanken- und beziehungsreicher, von Liebe und Wein und vor allem von seinem Weibe, das er in seinen Gesängen Cidli genannt hat.

Wie Klopstock zum Sänger der Vaterlands- und Freiheitsliebe wurde und was er als solcher und als Prosaschriftsteller geleistet, gehört leider der Zeit nach nicht mehr in den Bereich meiner Schilderung.

An Klopstocks Stelle, als er das Haus Bodmers verließ, trat im Herbst des Jahres 1752 ein blutjunger Dichter, in dem das Kennerauge des zürcher Kritikers auch ein großes, kräftig seiner Entwicklung entgegendrängendes Talent erkannt hatte. Es war der neunzehnjährige Pastorssohn Christoph Martin Wieland aus Oberholzheim bei Biberach, der von der Universität Tübingen, wo er Jurisprudenz studiren sollte und in Wirklichkeit nur philosophischen und philologischen Studien und poetischen Produktionen obgelegen, an Bodmer fünf Gesänge eines epischen Gedichts „Hermann“ im Manuskript zur Beurtheilung eingesendet hatte.

Dieser Anknüpfung war ein Briefwechsel gefolgt, der zu weiterer Annäherung und schließlich, wider den Willen von Wielands Vater, der den Sohn in Göttingen die akademische Laufbahn beschreiten sehen wollte, zu der Fahrt nach Zürich führte.

Der junge Wieland fügte sich den Schrullen Bodmers leichter, als der schon sehr selbständige und selbstbewußte Klopstock; er war noch naiv genug, in seinem Gastgeber nicht nur den hochstrebenden Menschen und verdienten Kritiker, sondern auch den Dichter über alles hochzuschätzen, und erst viel später kam er zu der Einsicht, daß die poetische Begabung Bodmers gering genug war, um ihm zu ermöglichen, wie ein Nachtrabe — so schreibt Wieland selber — poetische Schönheiten zu stehlen, wo er sie fand, und die Angstkinder seiner eigenen Muse damit herauszuputzen.

Indessen wenn Bodmer auch mit seinem gewohnheitsmäßig getriebenen, von ihm für durchaus berechtigt gehaltenen geistigen Diebstahle seinem gelehrigen Schützling ein für diesen in den nächstfolgenden Jahren seines dichterischen Schaffens ziemlich gefährlich gewordenes Beispiel gab, so wirkte doch der Aufenthalt in dem ein Centrum geistigen Strebens bildenden bodmerischen Hause nachhaltig anfeuernd auf ihn ein und rechtfertigte mit dieser Wirkung vollkommen die Verehrung, welche Wieland seinem züricher Beschützer auch dann nicht versagt hat, als er den poetischen Anschauungen Bodmers abtrünnig geworden war.

Anfangs mußte Bodmers Sucht, die Poesie einer frömmelnden Moral unterthan zu machen, bei Wieland auf fruchtbaren Boden fallen. Der Sohn einer frommen Familie, der Zögling der Schule von Kloster-Bergen bei Magdeburg war ebensowenig durch seine philosophischen Studien bei seinem Verwandten, dem Professor Baumer in Erfurt, und deren Fortsetzung auf der tübinger Hochschule, noch durch seine Liebe zu der als Sophie Laroche berühmt gewordenen Sophie Gutermann ganz von den Bahnen eines schwärmerischen Pietismus abgelenkt worden.

Der Einfluß der klopstockschen Dichtungen und der Umgang mit Bodmer ließ die religiösen Gefühle des Jünglings neu emporblühen und in seinen Dichtungen eine Reihe von Früchten treiben, die einen wundersamen Gegensatz zu seinen späteren, in übermüthiger Lebenslust sich gefallenden poetischen Werken bilden.

Denen schon in Tübingen verfaßten „Zwölf moralischen Briefen in Versen“, sowie dem „Anti-Ovid“ und dem „Frühling“ folgten das „Sendschreiben von der Bestimmung des poetischen Genies“, worin er gegen Rost polemisirt und beweisen will, daß der Zweck der Poesie die Anpreisung der Unschuld und Tugend, und nicht die Anreizung der Sinnlichkeit sei, und in Zürich das Patriarchenepos „Der geprüfte Abraham“, die „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde“, eine Anzahl Hymnen, darunter eine an Gott, eine Bodmer verherrlichende Abhandlung über dessen jammervolle Noachide u. dgl. mehr — — alles frömmelnd, übertrieben empfindsam und über jeden in heiliger Entrüstung herfallend, der nicht „mit den himmlischen Chören harmonisch die Wunder Gottes in herzentzündenden Tönen“ besang. So kamen mit dem unschuldigen Gleim die Anakreontiker, und besonders Uz, unter die fromm-poetische Kritikerscheere, welch' letzteren wegen seiner mit Götz gemeinschaftlich hergestellten Uebersetzung des Anakreon und seiner eigenen 1749 erschienenen „Lyrischen Gedichte“ das Verdammungsurtheil mit einer Herbheit traf, die von Lessing reichlich vergolten und von Wieland bitter bereut wurde.

Trotz all' dieses frommen Eifers machten sich auch schon in diesen frühesten wielandschen Dichtungen Anzeichen geltend, welche kundige Beurtheiler auf eine volle Wendung des jungen Dichters in der Richtung einer welt- und lebensfreundlicheren Stimmung schließen ließ, und der gleichfalls noch ganz junge Nikolai konnte schon im Jahre 1753 in den „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Künste in Deutschland“ schreiben: „Die Wielandische Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, und der alten Wittwe zu Gefallen sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemühet sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet; und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte.“

Wir werden sehen, wie es neben mancher andern Einwirkung hauptsächlich der unvergleichlichen Kritik Lessings gelang, diese Wendung zu vollziehen. —

Im bodmerischen Hause, zur Zeit als es Wieland gastlich aufgenommen hatte, konnte man auch die Bekanntschaft eines preußischen Offiziers machen; des Kapitäns Christian Ewald v. Kleist, der von Friedrich II. als Werber in die mit Kanonenfutter früher so freigebige Alpenrepublik gesandt worden war.

Kleist war ein Mann, welcher zwar als tapferer Soldat und ausgezeichneter Offizier in mancher Schlacht den Heldentod gesucht, um ihn schließlich bei der verhängnißvollen Niederlage von Kunersdorf (1757) auch zu finden, der aber doch als friedlicher, auf das Werk edel-humaner Entwicklung des Menschengeschlechts all' sein Denken und Streben konzentrirender Poet unvergleichlich höher begabt war, wie als rauher, dem Befehl seines Königs blind gehorchender Krieger.

1715 auf dem Rittergute seines Vaters, Zöblin in Pommern, geboren, hatte er von 1731 an auf der Universität Königsberg Rechtswissenschaft und gleichzeitig Philosophie, Physik, Mathematik sowie die literarischen Denkmäler des klassischen Alterthums mit hingebendem Eifer studirt. 1736 veranlaßten ihn zwei Oheime, die als Generäle in dänischen Diensten standen, gleichfalls in die Armee des Königs von Dänemark einzutreten. Doch bald berief ihn der Befehl Friedrich II. von Preußen, der keinen der als Offiziere zu gebrauchenden Adligen seines Landes entbehren konnte, in das Heer seines Vaterlandes zurück. Hier avancirte er 1749 zum Stabskapitän und wurde einige Zeit darauf mit dem erwähnten Werbeauftrage nach der Schweiz geschickt.

Schon von Gleim, der mit vielem Erfolg, mit Gervinus*) zu reden, die Rolle der Hebeamme bei den damals emporblühenden deutschen Poesie spielte und mit ihm in Potsdam bekannt geworden war, hatte er eifrige Anregung, sein offenbares poetisches Talent zu pflegen, empfangen, und im Umgange mit dem vierundzwanzigjährigen Ramler, welcher eben Lehrer an der berliner Kadettenschule geworden war, läuterten sich seine ästhetischen Anschauungen und entwickelte sich sein feinfühliges kritisches Urtheilsvermögen.

Doch weder der Einfluß von Gleim und Ramler noch der der züricher Literatenkreise beeinträchtigten Kleist's dichterische Originalität, — er ist eine der selbständigsten Erscheinungen in der Literatur seiner Zeit.

Kleist's Dichtungen, seine Erzählungen, Fabeln, Idyllen und Gedichte umweht der Hauch der Schwermuth über verlorene Liebe

*) Wie ich nachträglich gefunden, gebraucht Goethe in seiner Gedächtnißrede auf Wieland diese drastische Bezeichnung sowohl in Bezug auf Gleim als auf Bodmer.

und verfehlten Beruf. Auch die berühmteste, das didaktische Gedicht „Der Frühling", in dem er das Glück der Landbewohner im Frieden und das Elend des mit jedem neuen Frühling über sie hereinbrechenden Krieges schildert und die Bitte an die Fürsten richtet, den Völkern jenen segensvollen Frieden zu lassen, ist von demselben elegisch-sentimentalen Geiste beherrscht, wie er aus Klopstocks Poesieen spricht. Aber er ahmt eben nicht nach, sondern er singt, gleich Klopstock, ganz so, wie er selber fühlt. Daher sehen wir auch in seinem epischen Gedichte „Cissides und Paches", das im tollen Kampftrubel des siebenjährigen Krieges entstanden ist, die sentimentale Stimmung hinter die Kriegsfreudigkeit zurückgedrängt.

Indessen tritt grade in diesem Epos, und in noch erhöhterem Grade da, wo sich Kleist im Drama versucht, der Mangel seiner poetischen Begabung besonders hervor; die Produkte dieser Dichtungsgattungen gingen weder in Stimmung noch in Form so sehr als seine früheren Schöpfungen aus seinem eigensten Fühlen und Vermögen hervor. Wo er sich herausnimmt, wie Schiller sagt*), Menschen und menschliche Handlungen zu schildern, wird er dürftig und langweilig, weil die Gefühle des Dichters hier nicht den Gegenstand in den Hintergrund drängen dürfen.

Das Bedeutendste hat Kleist in seinen Idyllen geleistet; und in der Wahl ihrer Stoffe ist er den Dichtern der folgenden Zeit mit wegweisendem Beispiel vorangegangen, indem er sich nicht, wie es bisher geschehen, auf die Schilderung eines idealen, kulturfremden Schäferlebens beschränkte, sondern das Glück poetisch darzustellen suchte, welches allen unschuldigen Gemüthern aus der freiwilligen Beschränkung auf einfache Verhältnisse erwüchse.

Die kleist'sche Poesie hat einen erheblichen und durchaus günstigen Einfluß auf weite Kreise des deutschen Volkes ausgeübt; vornehmlich war es auch die preußische Armee, bei welcher dieser Dichter und Held in hohem Ansehen stand und zur Bekämpfung roher Gefühls- und Handlungsweise in des Krieges Noth und Graus das Menschenmögliche beigetragen hat*).

*) Schiller, a. a. O. Bd. 12, S. 221.

*) Gervinus, der das schon sehr strenge Urtheil Schillers über Kleist, bei ausdrücklicher Berufung auf Schiller, noch durch die entschieden zu harte Behauptung überbietet, Kleist habe „wenig und ohne großen Beruf" gedichtet, schließt seine Ausführungen über den seinerzeit allgefeierten Dichter des Frühlings mit folgendem Satze: „Diese seine Tapferkeit" — die durch sein heldenhaftes Ende an den Tag gelegte ist gemeint — „gewann der deutschen Dichtung und Literatur weit mehr die Herzen des preußischen Heeres und Volkes, als es je seine Poesieen vermocht hatten, die er bei Lebzeiten sorgfältig vor seinen Kameraden versteckte." An die Behauptung bezüglich der Gewinnung der Herzen des preußischen Heeres und Volkes glaube ich nicht recht, und von der anderen, Kleist habe bei Lebzeiten seine Gedichte sorgfältig vor seinen Kameraden versteckt, weiß ich, daß sie irrig ist. Schon am 29. September 1750 schreibt Kleist aus Potsdam an Gleim (der Brief ist im Anhange bei Pröhle, a. a. O. abgedruckt): „Der Zeitungsschreiber, der das Lob der Gottheit, das der König übersetzt, vor meines ausgegeben, hat sich geirrt. Es haben mir zwar schon Offiziers, die aus Berlin gekommen sind, auch gesagt, daß es daselbst allenthalben hieße, der König hätte von mir etwas übersetzt, allein es ist doch nicht an dem — —." Daraus geht doch hervor, daß Kleists Kameraden ihn schon früher als Dichter kannten und hochschätzten; und in einem von Schäfer, „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts", erwähnten Briefe Kleists an Hirzel rühmt er den günstigen Eindruck, den das Epos „Cissides und Paches" in der Armee gemacht, und schreibt: „Der Cissides hat mir viel mehr Kredit gemacht, als der Frühling; alle alten Generale haben mich dafür recht freundlich umarmt." Daraus geht wohl zur Evidenz hervor, daß der Dichter Kleist nicht deswegen hauptsächlich die Herzen der preußischen Armee und des Volkes sich eroberte, weil er ein Held war, sondern daß der gefallene Held, an denen ja schließlich keine Armee arm ist, darum die begeisterte Bewunderung seiner Zeit und auch seiner Kameraden mit in's Grab nahm, weil er ein Dichter war. D. Verf.

(Fortsetzung folgt.)

Charles Dickens. (Porträt Seite 472.) Der Hauptvertreter des englischen Volksromans, der Liebling der englischen Nation, wohl der größte der neueren Humoristen, Charles Dickens, ist im Jahre 1812 zu Landport bei Portsmouth als Sohn eines armen Hafenbediensteten geboren. Nach einer ziemlich oberflächlichen Schulbildung wurde er Schreiber bei einem Notar in London und später Reporter der Zeitungen „Parlamentsspiegel" und „Morning Chronicle". Obzwar er bei seinem „Penny-a-liner"-Geschäft nie um Material verlegen war, weil ihn seine blühende Phantasie mit Unglücksfällen, Entführungen und Morden versah, die gar nicht passirt waren, war doch immer Schmalhans Koch bei ihm, da er sein ganzes Geld zum Bücherankauf verwendete, was bekanntlich in England ein theures Vergnügen ist. Als er eines Tages in den Buchladen von Chapman u. Hall eintrat, um für den Rest seiner Habe die Novellen von Fielding und Smollet zu kaufen, fragte ihn Herr Chapman, was er sei, und auf die stolze Antwort: „Schriftsteller!" machte er ihm den Antrag, den Text zu einer vorhandenen Anzahl von Bildern des damals sehr gefeierten Zeichners Seymour zu schreiben. Die erste Lieferung der „Pickwick-Papers" genannten Wochenschrift erschien in 400 Exemplaren und hätte nach der vierten Lieferung beinahe ihr junges Leben ausgehaucht, aber Sam Weller, eine urkomische Figur dieser lose aneinander gereihten Erzählungen, rettete das Unternehmen und machte den Dichter mit einem Schlage berühmt. Bald gingen hunderttausende der Hefte ab, denn Leute, die sonst nichts lasen, lasen die „Pickwick-Papers". Der äußerliche Erfolg war ein so kolossaler, daß der Roman bis zu seiner Beendigung dem Dichter 20000 Thaler, dem Verleger aber 20000 Pfund Sterling eingebracht hatte! Das ist nur in England möglich, höre ich die Leser sagen. Und doch hat dasselbe England eine bittere Leidensgeschichte seiner berühmtesten Schriftsteller aufzuweisen. Der englische Geschichtsschreiber Stowe brachte mit der Sammlung der Materialien zu seiner Chronik Englands fünfundvierzig Jahre zu, schrieb zwölf Jahre an der Geschichte Londons und Westminsters und zehrte darüber sein ganzes väterliches Erbe auf. Dafür ertheilte ihm der König Jakob der Erste die Erlaubniß, während eines Jahres Almosen sammeln zu dürfen, das noch dazu sehr mager ausfiel. Der berühmte Samuel Bayle, der den alten englischen Poeten Chaucer in modernes Englisch übertrug, bekam dafür ein lächerlich geringes Honorar. Er schrieb eingehüllt in eine Decke, da er nicht imstande war, sich eine Hose zu kaufen. Spencer, der geschätzte Dichter, kam sein ganzes Leben lang nicht aus dem Elend heraus, und Richard Savage mußte sich für sein berühmtes Gedicht „Der Wanderer", das später so viele Auflagen erlebte, mit einem Honorar von zehn Guineen begnügen. Er hatte vier Jahre daran gearbeitet. Oliver Goldsmith konnte nur auf die besondere Empfehlung des berühmten Schriftstellers Johnson einen Verleger finden, der ihm für den „Vicar of Wakefield", ein Buch, welches später in millionen Exemplaren verbreitet und in alle Kultursprachen übersetzt wurde, ein für allemal fünfzig Pfund gab, womit jedoch Goldsmith sehr zufrieden war, denn er war so bescheiden, daß er die hundert Guineen, welche ihm später sein Verleger für sein Gedicht „Das verlassene Dorf" anbot, nicht annehmen wollte; er meinte, eine Guinee für eine Stanze sei doch zuviel. Ein trauriges Schicksal hatte eines der grandiosesten Werke der englischen Literatur: „Das verlorene Paradies" von Milton. Derselbe verkaufte das Manuskript für 5 Pfund Sterling und bekam ebensoviel für die zweite und ebensoviel für die dritte Auflage. Nach des Dichters Tode verkaufte die Wittwe alle ihre Eigenthumsrechte dem Verleger für acht Pfund Sterling, wobei dieser so gute Geschäfte machte, daß er an Templebar ein prächtiges Haus baute und sich Wagen und Pferde hielt. Daniel de Foë mühte sich lange vergebens, für seinen „Robinson Crusoë" einen Verleger zu finden. Endlich fand er einen, der sich bereit erklärte, das Manuskript drucken zu lassen, wenn de Foë es ihm für die erste Auflage unentgeltlich überlassen wolle, worauf dieser ohne weiteres einging. Das ist eine kleine Blüthenlese der Leiden der Berühmtheiten Englands; wieviel Mittelmäßigkeiten Hungers starben, „darüber schweigt des Sängers Höflichkeit". Das hat sich nun glücklicherweise, wenn auch nicht vollständig, doch sehr wesentlich geändert. Mit dem ungeheuren Aufschwunge, welchen das Zeitungswesen genommen hat, ist der Bedarf des geschriebenen Wortes ein sehr bedeutender geworden. Durch die allgemein sich verbreitende Bildung ist die Nachfrage und der Absatz von Büchern ein größerer; namentlich ist das Bedürfniß nach unterhaltender, zerstreuender Lektüre ein allgemeines und wird von allen Schichten der Gesellschaft empfunden. Der letztere Umstand trug wesentlich zur Berühmtheit des Charles Dickens' bei. Es gibt nur Einen Shakespeare, nur Einen Byron und auch nur Einen Dickens. Was Scott für die Welt der ritterlichen Romantik war, das war Dickens für die der mittleren und niederen Klassen der großen Weltstadt. Er war der Dolmetscher ihrer Gedanken, Gefühle und Aspirationen. Durch ihn erfuhr die eine Hälfte, wie die andere lebte. Er war der Mann seiner Zeit, denn seine Schriften wurden bei seinen Lebzeiten klassisch. Er war ein Schriftsteller, den jeder las, jeder verstand und jeder liebte. Für alles, was dazu beiträgt, Unwissende zu belehren, das Gemeine zu veredeln, die Auswürfe der Gesellschaft zu retten, besaß er einen offenen Sinn. Was er in seinen Romanen lehrte, konnten alle lesen und lernen. Das Schildern des hoffnungslosen Elends in den englischen Fabrikstädten, des Verbrechens im dumpfen Keller und im goldstrotzenden Salon, der Vornirtheit des Philisters, namentlich aber der Naivetät der Kinder verstand er in echt niederländischer Manier. Er schuf eine ganze Bildergalerie englischer Charaktere. Mit Ausnahme Shakespeare's hat nie ein Engländer seinen Landsleuten eine so große Anzahl Figuren von ihrem eigenen Fleisch und Blut vorgeführt. Wohlthätig bis zur Verschwendung, wußte seine Menschenliebe die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Armen und Verlassenen zu lenken, wenn er selbst zu helfen außer

Stande war. Es ist merkwürdig und Dickens als Novellisten und Dichter ganz eigenthümlich, daß er bei all' seiner großen Begabung für Satyre und Humor niemals etwas Unreines oder Unanständiges in seinen Werken gesagt hat. Neben Walter Scott ist er der einzige unter den neueren Dichtern Englands, dessen Werke man unbedingt jungen Mädchen von einem gewissen Alter in die Hände geben kann. Sein größtes Verdienst besteht aber darin, gemeinschädliche Uebel bloßgelegt zu haben. Seine Romane reagirten auf den Journalismus, der Journalismus auf die öffentliche Meinung, die öffentliche Meinung wurde ein Druck, der so lange drückte, bis endlich manch' altes nichtsnutziges Gesetz abgeändert und ein neues, passenderes geschaffen wurde. Seine Schriften riefen eine förmliche Revolution in den Landschulen in Yorkshire, in den Besserungsanstalten hervor, trugen zu Reformen in dem Chancery-Gerichtshofe und den geistlichen Höfen bei. Dickens leitete die öffentliche Meinung. In all' seinen Schöpfungen athmet der philantropische Geist, welcher mehr Gutes in England gestiftet, als hunderte von Wohlthätigkeitspredigten in Kirchen. Aber auch Aerzte und Psychologen haben stets die schlagende Wahrheit seiner Schilderungen von Krankheitserscheinungen, Wahnsinn, Selbstmord, von Geistesverwirrung durch übermäßiges Trinken 2c. auf's höchste anerkannt. Ja, seine Schilderung eines hektischen Menschen im „Twist" ist sogar in mehreren klassischen Medizinalwerken erwähnt worden, und zwar von englischen, amerikanischen und französischen Gelehrten. Obzwar Dickens eine große Genußfähigkeit für alles besaß, was das Leben angenehm macht, war er nie ein „Löwe" in den Salons der Aristokratie oder der Geldmenschen. Keinerlei Schmeicheleien gewisser Leute von Rang, welche gern den originellen Schriftsteller in ihren Salons „ausgestellt" hätten, konnten ihn in Versuchung bringen, der Gastfreiheit im eigenen Hause untreu zu werden. Mit einer großen Vorliebe für das Theater verband er auch die Fähigkeit, wie ein vollendeter Schauspieler seine eigenen Arbeiten vorzulesen, was bekanntlich eine große Seltenheit bei den Dichtern ist. Er lebte sehr regelmäßig und war ein fabelhaft ausdauernder Fußgänger. Er sah und besah alles. Häufig sah man ihn in dem scheußlichsten Regenwetter in ganz übelberüchtigten Gegenden, wo es von Dieben und sonstigem Gesindel wimmelt. Dort griff er in das „volle Menschenleben", um Studien für seine Lumpensammler, Trunkenbolde und die verwahrlosten und doch so lieblichen Kinderfiguren, wie „Klein Doritt" zu machen. Er hat London zu Fuß nach allen Dimensionen durchstreift, und kannte es ganz, wessen sich wenig Leute rühmen können. Er war ein glücklicher Mensch, alle seine Wünsche sind in Erfüllung gegangen, denn bei seinen vielen Talenten hatte er das Talent für den Erfolg. Selbst das Abnehmen des Erfolges, das sogenannte Sichselbstüberleben hat ihm ein gütiges Geschick erspart. Durch seine Vorlesungen in England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gewann er enormes Geld, verlor aber durch zu lange anhaltende Anstrengungen manches Jahr von seinem Leben. Er überarbeitete sich und unterminirte langsam und stetig Gesundheit und Kraft. Wie alles bei ihm originell war, so war es ihm auch vergönnt, öffentlich Abschied vom Leben zu nehmen. Seine Worte in der letzten Vorlesung klangen wie die Vorahnung des Todes und waren es auch. „Von diesen Lichtern verschwinde ich auf immer mit einem herzlichen, dankbaren, achtungsvollen und liebevollen Lebewohl." Er starb am 9. Juni 1870 und ruht neben dem deutschen Komponisten Händel in der Westminsterabtei. Pickwick, Sam Weller, Pecksniff, Dick Swiweller, Nikolaus Nickelby und viele andere klassische Schöpfungen werden sein Andenken noch lange vor der Vergessenheit bewahren.

Dr. M. T.

Asyl für Obdachlose. (Bild Seite 473.) Wenn die verflossenen Gründungsjahre durch ihren oft vielgepriesenen „wirthschaftlichen Aufschwung" nichts Gutes geschaffen haben, so haben wir ihnen u. a. doch wenigstens die Asyle für Obdachlose zu danken. Obdachlose hat es freilich immer gegeben, besonders solange unsere modernen Großstädte existiren, aber werkthätig hat man sich dieser Unglücklichen erst dann angenommen, als die Obdachlosigkeit die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf sich lenkte, als sie zur Kalamität der Großstädte wurde. London besitzt Asyle für Obdachlose schon seit längerer Zeit. Auf dem Kontinent war es unseres Wissens zuerst Berlin (1875), welches sich gezwungen sah, der Obdachlosigkeit durch Gründung von Asylen nach Möglichkeit zu steuern. Wir sagen ausdrücklich gezwungen, denn wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, die traurige Thatsache aus der Welt zu schaffen, daß eine größere Anzahl unbescholtener Familienväter mit ihren Familien im Freien kampiren müßte, weil sie die hohe Miethe für vergleichsweise kleine und schlechte Wohnungen den Hausbesitzern nicht zu entrichten vermochten oder weil sie überhaupt keine Wohnungen fanden — wer weiß, ob Berlin heute ein Asyl für Obdachlose hätte. Für diejenigen Obdachlosen, welche im Sommer bei „Mutter Grün" und im Winter in den „Pennen" zu nächtigen pflegen, sorgte ja in bekannter Weise die Polizei. Seine Entstehung verdankt das berliner Asyl für Obdachlose, welches, nebenbei bemerkt, zu Anfang nur für obdachlose Frauen und Mädchen eingerichtet war, der Mildthätigkeit hochherziger und vermögender Menschen. Ueber die Einrichtung und die Regeln, nach welchen die Ordnung im Asyl aufrechterhalten wird, ist kurz folgendes zu bemerken: Die Aufnahme erfolgt in den Stunden von 6—10 Uhr Abends, doch werden auch später und bis tief in die Nacht hinein Obdachbegehrende eingelassen. Mit Fragen nach Namen und sonstigen Verhältnissen werden die Obdachlosen verschont, jedoch werden freiwillige Mittheilungen nicht zurückgewiesen, insofern sie für die Anstalt von Wichtigkeit sind. Die Obdachlosen werden zunächst in die Küche geführt, wo sie das Schuhwerk und alle zum Nächtigen überflüssigen Kleidungsstücke abzulegen haben. Sie erhalten dafür Holzpantoffeln und eine nummerirte Marke, gegen deren Abgabe sie am andern Morgen ihre Sachen zurückerhalten. Punkt 9 Uhr müssen die Obdachlosen sich zur Ruhe begeben und um 6 Uhr morgens müssen sie das Lager verlassen. Das Lager eines jeden Obdachlosen besteht aus einer eisernen, mit Spiralfedern bezogenen Bettstelle, auf der eine Doppeldecke von starkem Drillich als Unterlage ausgebreitet liegt; zum Zudecken dient eine einfache Decke. Sobald das Zeichen zum Verlassen des Lagers gegeben ist, verfügen sich die Obdachlosen aus dem Schlafsaale in das sogenannte Toilettenzimmer, wo sie alle zur Reinigung erforderlichen Gegenstände vorfinden. Aber die Anstalt bietet nicht allein freies Nachtquartier, nach vollbrachter Reinigung erhält jeder Anstaltsgast sogar eine Portion Kaffee und ein Stück Brot. Um 8 Uhr muß jeder Obdachlose das Asyl verlassen haben, und mehr als fünfmal des Monats darf eine und dieselbe Person die Hilfe der Anstalt nicht in Anspruch nehmen. Diese scheinbar harte Bestimmung ist getroffen, um dem professionellen Vagabundenthum, welches in Großstädten ja immer anzutreffen ist, keinen Vorschub zu leisten. Dem ganzen Hauswesen steht ein „Hausvater" vor, während an jedem Abend ein Vorstandsmitglied die Kontrole übt. Soviel über das Asyl in Berlin. Unser Bild veranschaulicht uns einen Moment des Lebens und Treibens in dem Asyl für Obdachlose zu Wien. Auch das wiener Asyl besteht seit einer Reihe von Jahren und verdankt, wie das Berliner, sein Dasein der Humanität. Die Einrichtungen sind denen von Berlin ziemlich ähnlich. Die Obdachsuchenden dürfen aber nur drei Abende hintereinander das Asyl besuchen; sie können sich reinigen und erhalten beim Verlassen der Anstalt eine warme Suppe. Und das alles wie in Berlin unentgeltlich. Dem Beispiel von Berlin und Wien sind auch andere größere Städte in Deutschland gefolgt, wie z. B. Breslau und Leipzig, wo seit einigen Jahren ebenfalls die Obdachlosen kostenfrei beherbergt werden. Wenn es lobend anzuerkennen ist, daß begüterte und gute Menschen den Folgen der Armuth und des Elends zu steuern trachten, so ist nur zu wünschen, daß Asyle für Obdachlose, Volksküchen u. s. w. in keiner größeren Stadt fehlen möchten.

S.

Das Ostkap. (Schluß.) Nach dieser gelungenen Expedition hielt Nordenskjöld die Gelegenheit für sehr günstig, die seit dem sechzehnten Jahrhundert angestrebte Nordostpassage durchzuführen. Am 25. Juli 1878 verließ er mit zwei zur Ueberwinterung im Polareis eingerichteten Dampfern, „Vega" und „Lena", und von zwei Handelsschiffen begleitet, die Küsten Norwegens, ging um das Nordkap in's Weiße und Karische Meer und ankerte bereits am 6. August in Dixonshafen (Ostseite der Jenisseimündung). Die ihn begleitenden Handelsschiffe gingen den Jenissei bis zur Stadt Taruchansk hinauf und Nordenskjöld setzte vier Tage später die Umsegelung der Nordküsten der Alten Welt fort. Zehn Tage später passirte er die nordöstliche Spitze Asiens, Kap Tscheljuskin, und ankerte am 28. August in der Lenamündung. Hier ging der Dampfer „Lena" den gleichnamigen Fluß hinauf und erreichte am 21. September die Stadt Jakutzk. Von hier erhielt Europa die ersten Nachrichten über den günstigen Verlauf der Nordenskjöld'schen Expedition. Am 5. September dampfte Nordenskjöld mit der „Vega" ostwärts weiter und erreichte nach glücklicher Passirung der Longstraße (zwischen Ploverland und Sibirien) das Kap Kamenoi Serdze (steinernes Herz), etwa zwei Drittel des Weges zwischen der Long- und Beringsstraße. Die Tschuktschen (Küstenbewohner dieses Landstriches) meldeten vor drei Monaten den Walfischfängern in der Beringsstraße, daß Nordenskjöld eingefroren sei und daß sich die Mannschaft auf dem für die Eisfahrt konstruirten Dampfer „Vega" wohl befinde. In Folge dieser Nachricht sendete Gordon Bennet, der durch Veranstaltung von Stanley's afrikanischen Entdeckungsreisen rühmlich bekannte Besitzer der Zeitung „New-York Herald" seine in San Franzisko ankernde Yacht „Jeanette" zuhilfe. Ein anderer Privatmann, der Russe Sibiriakoff, ließ seinen Dampfer „Nordenskjöld", an dessen Bord sich der Vorstand des leipziger meteorologischen Bureaus, Freiherr von Danckelmann, befindet, am 12. Mai von Malmö in Schweden abdampfen, um via Suez der „Vega" zuhilfe zu eilen. Beide Schiffe kommen zu spät, denn die „Vega" wird, während wir dieses schreiben, eisfrei und wahrscheinlich wohlbehalten den beiden Nothhelfern und zwar der „Jeanette" in der Beringsstraße und dem „Nordenskjöld" irgendwo im Stillen Ozean begegnen. Kehrt die „Vega" um das Kap der guten Hoffnung (Südspitze Afrikas) zurück, so ist Nordenskjöld der erste, der das Problem der Umsegelung der Alten Welt und die Durchführung der Nordostpassage durch das nördliche Eismeer gelöst hat. Die Ergebnisse der Fahrt werden von hohem wissenschaftlichen Werthe sein, dürften aber nur geringen praktischen Nutzen bringen. Das Kap Kamenoi Serdze ist derselbe Punkt, den im Jahre 1728 Veit Bering von Osten erreicht hat. Durch Nordenskjöld's Wagstück ist die nördliche Verbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean über allen Zweifel erhaben, aber dem Seeweg für Handelsflotten werden die klimatischen Verhältnisse dieser Regionen immer Schwierigkeiten bereiten, und aus diesem Grunde wird sich die Nordostpassage ebenso wie die lange ge-

suchte und endlich zwar in verschiedenen Richtungen gefundene, aber nie gänzlich von einem Schiff zurückgelegte Nordwestpassage via Beringsstraße, Baffinsbai und Davisstraße für den Handelsverkehr unbrauchbar erweisen. Trotz alledem bleibt das Unternehmen Nordenskjöld's für alle Zeiten eine Großthat in der Geschichte der Polarfahrten und eine folgenschwere Bereicherung der Kenntniß unseres Planeten.

Dr. M. T.

Das billigste Beleuchtungsmaterial ist, wenigstens jetzt noch, das Petroleum. Die Kosten stellen sich pro Stunde bei:

Petroleum	1,83	Pfennige	3,2	Kerzenleuchtstärke
Photogen	2,04	„	3,0	„
Rüböl	2,28	„	2,8	„
Stearinkerze	2,43	„	1,0	„
Wachskerze	4,44	„	1,0	„
Paraffinkerze	4,71	„	1,1	„
Leuchtgas	4,86	„	6—10	„

Die Stärke des Lichts nimmt natürlich mit der Entfernung ab; seine Intensität ist von der größeren oder geringeren Weite der Lichtwellen (Schwingungen der Moleküle, einer alle Körper durchdringenden unwägbaren Materie) bedingt. In einer Sekunde pflanzt sich das Licht nach allen Seiten hin 42 505 Meilen weit fort. Das neueste Beuchtungsmaterial, das voraussichtlich eine große Zukunft hat, ist das sogenannte elektrische Licht, welches durch den starken elektrischen Strom einer galvanischen Kette erzeugt wird. Es wird jetzt auf Leuchtthürmen, bei nächtlichen Bauten u. s. w. angewandt und ist in neuerer Zeit erheblich verbessert worden.

-z-

Aerztlicher Briefkasten.

Stuttgart. K. P. Gewöhnliche Bouillon ist kein Nahrungsmittel, wie etwa Milch oder Eier; denn die geringe Menge Leim, welche sie enthält, kommt kaum in Betracht, und ihre Wirksamkeit, d. h. als Anregungsmittel, ist mehr auf den Gehalt an Kalisalzen zurückzuführen. Eine kräftige, die Nahrungsstoffe des Fleisches in sich aufnehmende Bouillon kann man nur aus gehacktem Fleische bereiten, welches in kaltes Wasser gelegt, in demselben innerhalb 12 Stunden öfter umgerührt und dann langsam zum Kochen erhitzt wird. Doch ist es viel zweckmäßiger, sich des Fleischextrakts zu bedienen, welcher frei von Eiweiß und Fett ist und auch keinen Leim enthalten soll, mit pflanzlichen Nahrungsstoffen genossen denselben aber fast den Werth thierischer Nahrungsstoffe verleiht, weil es ihnen die Blutsalze mittheilt. Die theuren Bouillontafeln enthalten fast nur Leim. — Wegen ihres Halsleidens fragen Sie Ihren Hausarzt.

Neumünster. P. P. Sie fragen uns: ob bei gewissen Krankheiten Heilung durch die Homöopathie zu erwarten sei? Warum nicht? Es führen ja viele Wege nach Rom, und Sie können, wenn Sie auf anderem Wege nicht an Ihr Ziel gelangt sind, es auf dem homöopathischen versuchen. So intolerant sind wir nicht, daß wir die Homöopathie, die ja viele ehrenwerthe Aerzte zu ihren Bekennern zählt, deshalb verwerfen könnten, weil sie als unwissenschaftlich aus den Hörsälen der Universitäten verbannt bleibt. Bedenken Sie jedoch, daß nichts vollkommen ist auf dieser Welt, daß keine von Menschenhirnen ersonnene Heilmethode unfehlbar ist, geschweige denn, daß bei Nichtbefolgung anderer, allen Heilmethoden gemeinschaftlichen Grundsätze aus dem Gebiete der Hygiene u. s. w. Erfolge erzielt werden könnten.

Ruppersdorf. A. G. Wir haben uns über die Mittel, welche den Haarwuchs befördern sollen, bereits in früheren Nummern der „N. W." ausgesprochen. Daß den Geheimmittelfabrikanten garnicht einfällt, Oel aus Klettenwurzeln zu bereiten, sondern daß dieselben gewöhnliches Ricinusöl anwenden, erwähnen wir nachträglich. Sie können die Geschichte also billiger haben, denn uns sind einzelne Fälle bekannt, in denen die wöchentlich einmalige Anwendung von Ricinusöl ganz überraschende Resultate ergab. Ein Mittel paßt übrigens nicht für alle Fälle.

Magdeburg. A. R. Es gibt einzelne Krankheitsformen, welche durch Elektrizität vollkommen heilbar oder doch besserungsfähig sind. Bei diesen wendet der Arzt aber seinen Induktionsapparat oder den konstanten Strom an, keineswegs Gicht- und Rheumatismusketten, von denen neuerdings zwar eine verbesserte Form (als Voltaische Säule) sich im Handel befindet. Wir rathen Ihnen, für letztere das viele Geld nicht auf's Gerathewohl zum Fenster hinauszuwerfen.

Berlin. L. Im achten Monate geborene Kinder sind lebensfähig. Sie unterscheiden sich von ausgetragenen Kindern durch ihre Kleinheit, denn sie wiegen selten über 4 Pfund, ferner durch die runzlige Beschaffenheit und übergroße Zartheit der Haut u. s. w. Gegen die übermäßige Sekretion der Talgdrüsen der Gesichtshaut sind Waschungen mit warmem Wasser und Seife, welch' letzterer man jedoch eine längere Einwirkung, als gewöhnlich beim Waschen, verstatten muß, sehr zweckmäßig. Gesellt sich auch Finnenbildung hinzu und wollen die in früheren Briefkastennotizen gegebenen Rathschläge dagegen nicht helfen, so lösen Sie 25 Gramm Kalischwefelleber in 1/4 Liter warmem Wasser und reiben damit das Gesicht ein. — Ihre sonstigen Fragen zu beantworten und die übersandte Zahnpulverprobe zu analysiren, fehlt es uns leider an Zeit.

Buchheim. H. Unter Most versteht man den ausgepreßten Saft verschiedener Früchte vor der Gährung, besonders aber den Weintraubensaft. Bei der Gährung zerfällt ein Theil des im Moste befindlichen Zuckers in Alkohol und Kohlensäure, und der Most wird nach Beendigung dieses Prozesses zum Wein. Aepfelmost und Aepfelwein ist also nicht ein und dasselbe.

Merscheid. A. K. Das Nesselfieber, an welchem Sie leiden, ist oft schwer zu heilen. Mitunter nützt das Einreiben mit einer einprozentigen wässerigen Carbolsäurelösung. Doch fragen Sie lieber den Arzt, der vielleicht anderweite Störungen bei Ihnen auffindet und dann ein passendes Kurverfahren einzuleiten in der Lage ist.

Paderborn. H. Schaffen Sie Sich das niemeyer'sche Werkchen „Die Lunge" an. Es ist bei Weber in Leipzig erschienen.

Zur Beantwortung ungeeignet sind die Briefe von E. A. in Berlin, dem Abonnenten in Altona, Stein in Berlin und Siegmund S. in Berlin.

Dr. Meierstein.

Redaktions-Korrespondenz.

E. K. Sch. Weder die Humoreske „Alte Liebe rostet nicht" noch die Novelle „Um Röschens Hand" ist für die „N. W." verwendbar. Beide zeugen von der Begabung des Verfassers in der Schilderung von Personen und Situationen, beide athmen auch einen gewissen Humor; aber die Personen — die Helden nicht ausgenommen — sind nicht werth, daß man sich auch nur einen Augenblick mit ihnen beschäftigt. Die Situationen sind gleichfalls allergewöhnlichster Art und der Humor ist viel zu grob und lange nicht tief und beziehungsreich genug. Wenn man z. B. solchen geistig und sittlich verwahrlosten Menschen, wie dem Helden der Humoreske, dem Commis Friedrich Schwengel, die Ehre belletristischer Behandlung gönnt, so muß man wenigstens die Leser mit geistreichen Schlaglichtern auf den Boden der sozialen Verhältnisse, aus dem solch' menschliches Unkraut emporwuchern kann, über den Jammer einer derartigen Erscheinung zu trösten oder diese zu erklären wissen. In der Novelle „Um Röschens Hand" eröffnet der Verfasser mit den Andeutungen über die Thätigkeit des Lebenselixirfabrikanten Apotheker Pilling und seines Sohnes, des Dr. med. Pilling, den Ausblick auf ein Terrain, welches die Helden einer trefflichen humoristischen Erzählung sehr wohl zu erzeugen vermöchte; aber diese beiden einzigen Individuen in der Novelle, die etwas mehr sind, als alltägliche Schablonen, treten hier auf als flüchtig behandelte Nebenpersonen, deren Schatten auf dem grell beleuchteten Hintergrunde der der Erzählung zugrunde liegenden Fabel in's Unbestimmte und Unfaßbare verschwimmt. Wenn es Ihrem Talent gelingt, sich auch bei humoristischen Arbeiten ernstlich Mühe zu geben und Herr zu werden über würdigere und lebenswahrere Gegenstände, so werden Sie, wie dem Schreiber dieser Zeilen scheint, nicht Unbedeutendes zu leisten im stande sein. Nehmen Sie dieses offenherzige Urtheil so wohlwollend auf, als es gefällt wurde. Frdl. Gr.

X. Frau B. Ihre Novelle „Miterlebtes" hat den großen Vorzug aufzuweisen, daß sie hineingreift in's volle Menschenleben und es da packt, wo es am interessantesten ist, — in einer der für unsre neueste Zeit am meisten charakteristischen sozialen Erscheinungen. Die Charaktere sind, soweit das in einer Novelle überhaupt möglich, sicher und scharf gezeichnet, die Situationen erscheinen lebendig, wenn sie auch hie und da farbenreicher ausgestattet sein könnten, die Gesammthaltung ist würdig und die Sprache fließt leicht und ungezwungen dahin. Nur eines wünschten wir zum Vortheil Ihrer Arbeit geändert: die plötzliche Veredlung der Handlungsweise des Banquier Stern gegen seine Frau sollte verständlicher motivirt sein, und zwar könnte sie das sehr leicht durch das viel eher, als Sie es geschehen lassen, sich geltend machende Bewußtsein von der Unzulässigkeit seines Geschäftstreibens.

Philadelphia. H. Sie schreiben: Als Leser der „Neuen Welt" erlaube ich mir, einige Zeilen an Sie zu richten. Ich kenne fast sämmtliche deutsche Zeitschriften und erkenne die „Neue Welt" als eine der besten illustrirten Zeitungen an, bis auf einen Punkt. Die „N. W." ist gegen den Spiritismus, aber nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Vorurtheil, oder mit anderen Worten, Sie wissen nicht, was Spiritualismus oder Spiritismus ist, und halten, wie viele andere, es nicht der Mühe werth, diese Lehre gründlich und unparteiisch zu untersuchen, wie es bedeutende deutsche Gelehrte gethan haben, gleichwie F. Zöllner u. s. w. — — Der Spiritismus zählt jetzt schon viele Millionen Anhänger, dieselben vermindern sich nicht, sondern dieselben werden immer mehr. — Ich hoffe, daß die „N. W." bald mehr und unparteiisch über den Spiritismus schreibt. — —

Nun, werther Herr, wir danken Ihnen für die freundliche Anerkennung, welche Sie der „N. W." zutheil werden lassen, und versprechen, derselben uns schon in einer der nächsten Nummern damit würdig erweisen zu wollen, daß wir die Angelegenheit des Magnetismus und Spiritismus einer eingehenden und ganz parteilosen Betrachtung unterziehen. Sie werden dabei sehen, daß es eine Voreiligkeit Ihrerseits war, zu behaupten, wir wüßten nicht, was Spiritismus sei. Daß bei der beabsichtigten und bereits seit längerer Zeit vorbereiteten Abhandlung der wissenschaftliche Gönner des Hrn. Slade, Herr Prof. Zöllner in Leipzig, nicht unberücksichtigt bleiben kann, ist selbstverständlich. Seine „Wissenschaftlichen Abhandlungen" werden im Gegentheil eine Hauptgrundlage unserer Ausführungen bilden.

Husum. R. Ihre Skizze ist gefällig geschrieben und nicht arm an interessantem Inhalt; daher acceptirt. Weiteres erwünscht.

Stuttgart. L. Weder die hübsche Kleinigkeit „Meine kleinen grauen Freunde" noch die Abhandlung „Ein politischer Denker des vorigen Jahrhunderts" so recht geeignet für die „N. W." — die erstere bedürfte eines wissenschaftlichen Kernes, die andere müßte etwa um die Hälfte kürzer und durch geistreiche Verknüpfung der übersetzten Bruchstücke für die sehr verwöhnten Gaumen unserer modernsten Lesewelt zurechtgemacht sein. Remission ist erfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 41. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Alle diese Fragen drängten sich ihr in rascher Folge auf, aber sie fand die Beantwortung für keine einzige. Sie fühlte nur, daß sie diese Begegnung nicht verweigern dürfe, daß sie kommen müsse. Verlangte nicht auch ihr eigenes Herz darnach? O gewiß, sie wollte Stefan wiedersehen, und sie hätte es für das härteste Mißgeschick gehalten, wenn sie daran verhindert würde. Sie mußte deshalb alle Hindernisse beseitigen und ihm entgegeneilen, der um sie gelitten und gekämpft hatte und der nun krank, gebeugt, unfähig zu weiterem Ringen, sein Hoffen aufgegeben und all' sein Glück. Durfte sie ihn auf's neue darin ermuthigen, seine Hoffnungen neu beleben? Sie wußte es nicht, aber sie wollte ihm wie ein Engel des Trostes erscheinen, milde und sänftigend; ihr Anblick — sie fühlte es — würde ihm Wonne bringen, ihre Worte voll tröstender Theilnahme ihn entschädigen für alle Unbilden und alles Leid. Aber sie? — Ueber sie bräche das Leid dann erst voll herein, und wenn sie ihn krank sieht und kummervoll, welche Schmerzen würde ihr das bringen, welche Qual? Wird sein Unglück nicht dann auch das ihre? Sie beginnt zu zagen, sie fürchtet sich vor dem Kummer, der ihr bisher noch nicht ernstlich nahe getreten war, aber sie sagt sich wieder und wieder, sie könne nicht anders, sie liebe ihn ja doch und sie werde ihn immer lieben, und sie bricht dabei in neue Thränen aus.

Da stürzt Babette herein. „Fräulein," ruft sie, „der Papa verlangt nach Ihnen, er ist aufgeregt, er sucht Sie, er kommt hierher."

Valerie springt erschreckt auf, sie ist so verstört, — was wird er sagen? Sie hat nicht Zeit, ihre Thränen zu trocknen, schon öffnet er die Thür, verwirrt wendet sie sich einer Etagère zu und kramt in dem hier aufgestellten Geschirr.

„Valerie!" rief der Hauptmann ungeduldig und nur den Kopf zur Thür hereinsteckend, wobei es ersichtlich ward, daß nur erst die Hälfte seines grauen Schnurrbartes schwarz gefärbt war. „Warum kommst du nicht? Laß den Kram, ich habe dir eine sehr ernste Mittheilung zu machen, eine sehr traurige." Valerie wandte ihr verweintes Gesicht dem Vater zu. „Ich sehe, du ahnst es wohl schon," sagte dieser; „aber beruhige dich, mein Kind, es ist noch nicht zum Schlimmsten gekommen, aber sie ist sehr schlecht, die arme Tante, und sie verlangt dich vor ihrem Tode noch einmal zu sehen."

„Ach!" rief Valerie, und nun, da sie, ohne Verdacht zu erregen, zu Thränen wohlberechtigt war, machte sie von dieser unverhofften Wohlthat auch sogleich den ausgiebigsten Gebrauch.

Sie warf sich mit lautem Schluchzen dem Vater an den Hals. Er zog sie beruhigend an sich und führte sie in den Salon. Mama war schon anwesend, sie kannte bereits den Inhalt des Briefes, der Valerie, der Tante Liebling, ihr Herzenskind, wie sie es nannte, dringend zu sich berief. Ihr Zustand sei bedenklich, hatte die Kammerjungfer geschrieben, und der Arzt meine, sie werde kaum einige Wochen zu leben haben.

Es erfolgte nun ein kurzer Familienrath. Valerie war die bereits festgesetzte Erbin der Tante, es war dies also ein Fall, der außer der herkömmlichen Theilnahme noch ganz andere Interessen und Gefühle wachrief. Die Verhältnisse der Familie Tiefenbach konnten sich jetzt mit einemmale verändern, Valerie konnte über Nacht eine reiche Erbin sein. Die Frau Hauptmann jubelte innerlich, aber da sie Valerie so tief ergriffen sah, wirklich unglücklich, so versuchte sie, ihren Augen ebenfalls einige nothdürftige Thränen zu erpressen. Sie wünschte, daß jedem Wunsche der theuren Kranken Rechnung getragen würde; Valerie sollte deshalb morgen oder übermorgen nach Wien abreisen und solange dort bleiben, als es nöthig wäre. Dann seufzte sie tief, und abermals ihr Taschentuch vor die Augen führend, rief sie: „Ach, es ist doch sehr traurig, daß wir jetzt, noch vor dem Diner, diese Trauerbotschaft erfahren mußten, ich bin so besorgt um die gute Tante, es wird mir kein Bissen schmecken."

Valerie bat um die Erlaubniß, zuhause bleiben zu dürfen; es sei ihr heute unmöglich, sich in fröhlicher Gesellschaft zu zeigen, sagte sie.

Mama wollte aber davon nichts wissen. „Wenn du zuhause bleibst, müßte ich es auch," folgerte sie, „wenn du deinen Schmerz so offenkundig machst, darf ich den meinen nicht verheimlichen. Aber du mein Gott, weshalb grämen wir uns denn überhaupt schon so sehr. Die Tante lebt ja noch, und wir wollen zu Gott hoffen, daß sie noch recht lange am Leben bleibt. Wir gehen also jedenfalls zur Gräfin, — hörst du, Valerie? — Nicht wahr, Papa, es ist das Vernünftigste? Aber wir werden den feinen Takt beobachten und erst nach dem Diner der Familie von der nahe bevorstehenden Abreise unserer Valerie Mittheilung machen, wir dürfen nicht mit unserm egoistischen Kummer die Feststimmung stören, man muß immer ein wenig zartfühlend sein auch für andere." —

Jetzt war dieses Diner vorüber, es war ausgezeichnet gewesen, und Frau Thekla hatte in der That das Möglichste an Zartfühligkeit geleistet; sie hatte in keiner Weise etwas merken lassen, das

geeignet gewesen wäre, auf die Fröhlichkeit dieses Mahles einen Schatten zu werfen. Gräfin Brandis, die liebenswürdige Wirthin, war voll munterer Laune, und der General hatte sogar einigemale über ihre heiteren Einfälle lachen müssen, welche Unnatürlichkeit zwar jedesmal durch ein starkes Husten unterbrochen wurde. Ewald war bisher der glänzende Mittelpunkt gewesen, um den sich das Gespräch fast ausschließlich bewegte und man hatte ihm förmliche Ovationen dargebracht. Als endlich das Thema seiner Heldenthaten und der daraus gezogenen glänzenden Zukunftsbilder erschöpft war, begann man, sich mehr mit der nächsten Umgebung zu beschäftigen. Man besprach die angenehme Lage der Villa und lobte die herrliche Aussicht über den See. Man machte der Gräfin Komplimente über das geschmackvolle Arrangement der neuen Möbel, welche sie hatte hierherkommen lassen, und der Hauptmann, der neben ihr saß und schon die ganze Zeit über den Galanten gespielt hatte, bedauerte nur, daß all' diese schönen Dinge nicht im stande wären, sie selbst auf die Dauer hier zu fesseln.

„Ach, Gräfin," rief Thekla mit ihrer miauenden Stimme, „wenn Sie nur wieder auf ein paar Monate gekommen wären und uns mit den Schwalben wieder verließen, es wäre entsetzlich."

Die Gräfin, die sich behaglich in den tiefen Polsterstuhl zurücklehnte und deren Augen die weite Fläche des grünen Sees überflogen, lächelte. „Ja," sagte sie nachlässig, „es ist wirklich sehr hübsch hier — den Sommer über —, aber einen Winter hier zuzubringen, dazu werde ich wohl schwerlich jemals den Muth finden."

„Und hast es doch schon einmal gethan," bemerkte ihre Schwester Johanna. „Aber es mögen grade die unangenehmen Erinnerungen, die sich bei dir mit diesem Winteraufenthalt verknüpfen, dich hindern, es ein zweitesmal zu versuchen; — ist's nicht so, Bertha?"

Die Gräfin erröthete stark. Ihre Schwester hatte, ohne es zu ahnen, die verwundbarste Stelle berührt, sie mußte trachten, so schnell wie möglich über dieses verfängliche Thema hinwegzukommen. „Ich war damals noch sehr jung und — leidend, ich verließ kaum das Zimmer, — ich kann mich auf die landschaftlichen und Temperaturverhältnisse dieser Zeit kaum mehr erinnern, überhaupt dieser Zeit kaum mehr erinnern." Sie winkte Ewald zu und ließ sich von ihm ein Glas Wasser einschenken.

„Es müssen jetzt siebzehn Jahre sein, daß du während des Winters hier warst?" fragte die Baronin, die, träge und schwerfällig, über einen einmal berührten Gegenstand nicht hinwegkonnte. „Sag' doch, Liebe, was hat dir denn eigentlich gefehlt? Ich habe darüber niemals etwas Rechtes erfahren."

Die Gräfin trank das Wasser mit einer Miene hinunter, als ob es Essig gewesen wäre. Nachdem sie das Glas auf den Tisch gesetzt und eingesehen, daß eine Antwort unumgänglich geworden, da aller Blicke sie zu verlangen schienen, erwiderte sie so unbefangen wie möglich: „Du weißt es doch, ich litt an den Nerven, ich hatte mich damals in der Pflege des Vaters überanstrengt."

„Immer erfährt man neue Züge von Tantchens Edelherzigkeit und Opfermuth!" rief Ewald, mit schalkhafter Galanterie die Hand der neben ihm sitzenden Tante zum Munde führend. „So bist du mir recht eigentlich das Prototyp ächter Weiblichkeit geworden."

Sie drückte ihm leicht die Hand. „Es war eine recht verfehlte Kur," scherzte sie in halbem Klageton; „ich kehrte leidender zurück, als ich hierher gekommen, der Arzt, der meinen Zustand nicht richtig beurtheilte, hätte mich nicht diesem rauhen Klima aussetzen sollen, er hätte besser gethan, mich nach Italien zu schicken. Nun, jetzt ordinire ich mir selbst," fügte sie fröhlich hinzu, „und wenn ich den vergangenen Winter in Nizza zugebracht, so will ich während des diesjährigen mich in Rom und Venedig umsehen. Ich mache Valerie den Vorschlag, mich zu begleiten, — Sie geben doch Ihre Einwilligung dazu?" Sie wandte sich fragend an den Hauptmann und seine Frau.

„Wie, Sie wollen mir mein einziges Kind entführen?"

„Das will ich, liebe Frau Hauptmann. Wie kann man auch ein zwanzigjähriges Mädchen in diese Einöde verbannen! Valerie muß sich hier zu Tode langweilen. Ja, ich finde, daß dies Fernhalten von allen Zerstreuungen und Genüssen, die große Städte uns bieten können, bereits ungünstig auf sie gewirkt hat, sie ist nicht mehr so lustig und ihre Wangen sind blasser, als im vergangenen Jahr."

Valerie erhob sich. „Ich fühle mich heute nicht wohl," sagte sie mit leise vibrirender Stimme, „gestatten Sie mir, für einen Augenblick auf die Terrasse zu treten, es weht da eine frische Luft, das wird mir gut thun." Ehe noch jemand erwidern konnte, hatte Valerie bereits ihren Vorsatz ausgeführt; ihr war, als müsse sie hier ersticken.

Alle sahen verwundert, Hans einigermaßen bekümmert, ihr nach. Er glaubte zu wissen, was das Herz des armen Mädchens bedrückte, sie hatte wohl Nachrichten von Stefan erhalten, er fürchtete, daß es keine günstigen waren. Sobald er einen Augenblick mit ihr allein sein konnte, wollte er sie darum befragen.

„Was ist's mit Valerie?" äußerte sich jetzt besorgt die Gräfin. „Das liebe Kind war heute so stumm, und jetzt erscheint sie ganz alterirt, ist ihr denn etwas zugestoßen?"

„Ja," sagte die Baronin, „ich habe es deutlich gesehen, sie hatte schon vorhin Thränen in den Augen."

„Sie hat kaum einige Bissen gegessen," bemerkte Ewald mit einem Seufzer des Erbarmens, und einem an sich selbst gerichteten heimlichen Vorwurf. Er war es ja, nach seiner Meinung, der das arme Ding so leiden ließ.

Jetzt hielt es die Frau Hauptmann für schicklich, dasjenige, das sie ihrerseits für den Grund dieser Thränen hielt, zu enthüllen, und selbst einige dazu zu weinen. Sie begann, ihr Sacktuch auch sogleich in Bewegung zu setzen. „Es ist wohl ganz natürlich, daß Valerie traurig ist, ich bin es auch, ich besonders, wir haben heute eine Nachricht erhalten, die mich in eine Stimmung versetzte, — in eine Stimmung —"

„Die ihr zum mindesten nicht den Appetit geraubt hat," flüsterte Ewald Hans zu.

Die Frau Hauptmann legte ihr Taschentuch vor die Augen. „Wir haben allen Grund, bekümmert zu sein." Sie betupfte mit dem parfümirten Battist ihr Gesicht und schneuzte sich dann.

Der Hauptmann nahm nun das Wort und theilte den Anwesenden die Krankheit seiner Schwester mit und die Befürchtungen ihres Arztes. Er sagte, daß sie Valerie erzogen habe und zärtlich liebe, daß auch diese ihrer Tante sehr zugethan sei, und da sie nun Valerie bei sich haben wolle, so könnten sie sich diesem Wunsche nicht entziehen.

„Natürlich nicht," fiel Thekla ein, „es ist auch nicht mehr als ihre Pflicht. Ach, die gute Tante, sie hat sich stets so großmüthig gegen meine Valerie gezeigt; schon vor einem Jahre hat sie ihrem Advokaten ihr Testament übergeben, worin sie meine Valerie als ihre Universalerbin eingesetzt hat."

Alle wußten dies Faktum seit langem, Frau Thekla hatte es oft genug den Wachtlers unter die Nase gerieben, aber erst in diesem Augenblick, wo die Erfüllung so nahe war, schien es jenen Eindruck hervorzubringen, den die berechnende Mutter damit erzielen wollte.

Ein „Ach!" und „So!" der Befriedigung ließ sich hören; und Ewald hing mit plötzlichem Interesse an Frau von Tiefenbachs Lippen, deren Geschwätz ihm sonst so unerträglich war, in der Erwartung, daß sie noch genauere Details zum besten geben werde. Aber Frau von Tiefenbach verbarg die Freude, die sie in diesem Augenblick empfand, heuchlerisch hinter ihrem Taschentuch. Der General ließ sich durch das Manöver nicht täuschen, er stürmte direkt auf den wichtigsten Punkt los.

„Wieviel hat sie denn zu erwarten, Ihre Valerie?"

Frau von Tiefenbach senkte die Fahne. „Wohl an hunderttausend Gulden, meine Valerie wird eine reiche Erbin." Sie warf einen triumphirenden Blick gegen Ewald hin.

Der General und seine Gattin gratulirten, indeß die Gräfin und Ewald die Augen der Terrasse zuwendeten, wo diejenige stand, die plötzlich aller Aufmerksamkeit auf sich zog, und die, unbekümmert um das, was hier innen vorging, ihre Blicke über den stillen See hinübergleiten ließ nach seinem äußersten Ende. Sie stand zwischen den blühenden Gewächsen, die hier aufgestellt waren. Der schlanke Körper lehnte sich leicht über die Brüstung. Man konnte das Gesicht nicht sehen, aber das hübsche Köpfchen mit den dunkelblonden Locken war zur Seite geneigt, wie in ernstem, träumerischen Sinnen. Die Sonne, die sich schon gegen die Waldberge niedersenkte, mußte bald hinter dem alten Schloß Hohenwang untergegangen sein; jetzt sendete sie noch ihre letzten glühenden Strahlen herüber und sie übergossen die jugendliche Gestalt mit einer Fluth von Licht und Wärme.

Ewald schien es, als wäre ihm Valerie noch niemals so bezaubernd vorgekommen. Die Gräfin wies nach ihr hin und bemerkte nicht ohne Rührung: „Es ist offenbar, sie empfindet wahren, tiefen Kummer, sie denkt nicht an den ihr bevorstehenden Reichthum, sie bangt nur um das Leben ihrer Tante, und das ist ein so schöner Zug ihres Herzens, der sie mir noch theurer

macht." Ewald nickte zustimmend, und die Gräfin wendete sich hierauf an ihn. „Wir dürfen sie nicht diesem Trübsinn überlassen, wir müssen daran denken, sie ein wenig zu erheitern, zu zerstreuen. Die Sonne ist im Sinken, eine kleine Fahrt über den See müßte charmant sein. Ihr macht natürlich euer Spielchen," wandte sie sich an die Elternpaare, „aber ich will Valerie dazu auffordern und Ewald soll uns führen."

Hans wurde bei solchen Gelegenheiten gern übergangen, Bertha fand ihn als chevalier des dames zu unbehülflich, und heute konnte sie ihn vollends garnicht brauchen.

Ewald warf der Tante einen dankbaren Blick zu. Er trat geräuschlos auf die Terrasse und stellte sich hinter Valerie. Diese fuhr leicht zusammen und wandte sich nach ihm um. „Der Abend ist wunderbar schön," begann er mit absichtlich gedämpfter Stimme, die dadurch an Vertraulichkeit gewann.

„Ja," antwortete sie mit gepreßter Stimme und dann einen Blick nach dem Stand der Sonne werfend, „es wird bald Sonnenuntergang —"

„Und man könnte es wagen, über den See zu rudern," ergänzte Ewald, „meine Tante ladet Sie dazu ein, und ich bitte Sie darum, mein Fräulein."

Valerie schüttelte den Kopf „Besten Dank, aber ich bin nicht wohl — ich will nach Hause."

„Bleiben Sie; was könnte Sie mehr erfrischen, als eine Kahnfahrt. Dies Unwohlsein, es ist überdies nur ein Vorwand, um allein zu sein. Aber Sie sollen nicht melancholischen Gedanken nachhängen, Sie dürfen nicht Ihren Stimmungen so nachgeben." Sein Ton wurde noch schmeichelnder und sein Kopf neigte sich so nahe dem ihrigen, daß er ihn fast berührte. „Vertrauen Sie Sich mir — ich will Sie erheitern, zerstreuen."

„Ich kann nicht, ich will nicht!" rief sie angstvoll.

Er ergriff in weiterem Drängen ihre Hand. „Entziehen Sie Sich mir nicht, Valerie, ich will Ihre Einwilligung zu dieser Fahrt als ein Zeichen betrachten, daß Sie mir, was ich sehnlichst wünsche, einigen Einfluß über Sich gestatten." Er wollte ihre Hand gegen seine Lippen ziehen, sie entriß sie ihm mit Heftigkeit.

Eine hohe Röthe bedeckte ihre Wangen. „Herr Major!" ihre Stimme klang erregt, fast zürnend, „ich bin heute nicht zu Scherzen aufgelegt, und ich habe es Ihnen schon gesagt, ich will nachhause. Gute Nacht." Sie trat von ihm hinweg und in den Speisesalon zurück.

Er trat verblüfft zurück. Was hat sie denn — so war sie noch nie, sagte er sich; sollte sie jetzt als reiche Erbin spröde gegen mich thun wollen? oder hält sie mein Liebeswerben für Scherz, weil sie an ein solches Glück nicht ernstlich glauben kann? Ich muß vorsichtig sein — sonst könnte sie mir entschlüpfen, und jetzt — jetzt möchte ich sie festhalten. Er strich mit zierlichen Fingern den parfümirten Schnurrbart zurecht und lächelte mit einiger Selbstironie: Jetzt kann ich mir ja vernünftigerweise erlauben, sie wieder zu lieben.

Valerie hatte, nach einigen bedauernden Einwendungen von Seite der Gräfin und Mama, die Erlaubniß erhalten, nachhause gehen zu dürfen. Mama hatte zwar versichert, sie werde bald nachkommen, um ihren Liebling nicht allein zu lassen; aber Valerie bat sie, sie möge sich im Whist nicht stören lassen, worauf Frau Thekla ruhig weitergab; sie wußte ja, daß sie von dieser Seite nichts zu besorgen habe. Therese, die Kammerfrau, ward beauftragt, das Fräulein nachhause zu geleiten.

Valerie trat auf den Korridor hinaus, indeß Therese noch auf ihrem Zimmer ihr Umhängetuch hervorsuchte.

Hans, der auf die Gelegenheit lauerte, mit Valerie ein Wort des Vertrauens zu wechseln, war ihr nachgegangen. „Was ist geschehen, Valerie? Es ist nicht die Krankheit Ihrer Tante allein, die Sie so verstört. Sie haben gewiß Nachrichten von Stefan?"

„Er selbst ist hier," flüsterte sie.

„Ist es möglich, und Sie werden ihn sehen?"

„Heute noch — jetzt — oben im Wald — in der Burgruine."

„Weshalb sind Sie denn so traurig?"

„Er hat seine Prüfung schlecht bestanden, er ist krank, er spricht vom Sterben. Er hat mir geschrieben — seine Hoffnungslosigkeit spricht aus jeder Zeile —, er möchte mich noch einmal, ein letztesmal nur sehen."

„Der Unglückliche!" rief Hans ergriffen, dann ganz nahe an Valerie herantretend: „Sie werden ihn wieder aufrichten, Valerie, Sie werden ihn vollständig zu trösten wissen; Sie dürfen es jetzt, Sie können es. Sie werden bald selbstständig sein und über ein großes Vermögen zu verfügen haben. Euer beiderseitiges Glück und Wohlergehen, es liegt jetzt allein in Ihren Händen. Und dann sagen Sie ihm auch, daß ich fest und treu zu ihm halte, daß ich mich freue, ihn wieder zu umarmen, daß ich morgen mit dem Frühesten —"

Er unterbrach sich. Frau Therese war aus der einen Thür getreten und Ewald aus der andern. Der letztere, als er die vertrauliche Annäherung der beiden bemerkte, runzelte die Brauen. Wie, sie flüstern sich zu, sie tauschen Geheimnisse und fahren vor einem Dritten verwirrt auf, sie stehen also doch in vertrauten Beziehungen zueinander, und ich, der eine Gefahr bei dem einfältig Schüchternen für unmöglich hielt, ich müßte vielleicht jetzt, wo ich Sieger sein will, vor ihm die Segel streichen? All' diese Erwägungen tauchten ihm in rascher Folge auf, aber er ließ nichts davon verlauten. Er überbrachte dem Bruder den Wunsch der Tante, das Boot in Stand setzen zu lassen, da sie die einmal angeregte Spazierfahrt nun doch zu machen wünsche. Er lehnte sich über das Treppengeländer und sah Valerie noch, die die Stufen hinabstieg, dann folgte er Hans nach der Hintertreppe, die nach dem Seeufer führte; er wollte fortan wachsam sein und die beiden im Auge behalten. Er war zum erstenmale wirklich erzürnt, wirklich eifersüchtig.

Frau Therese kam bald zurück. Sie erzählte, daß das Fräulein sich sogleich eingeschlossen habe, sie wolle schlafen, hätte sie gesagt. Ewald kam dies Ruhebedürfniß sonderbar vor, er glaubte nicht daran, und er hatte diesmal recht. Eine halbe Stunde später verließ Valerie in einem sehr einfachen dunklen Kleide das Haus. Sie ging rückwärts durch den Garten, wo nur die Kinder ihre Sonntagsspiele hielten, über die Felder dem Walde zu. Es war schwül. Die Sonne tauchte langsam und majestätisch, in voller Klarheit, hinter den Bergen unter. Es wurde ruhiger in den weiten Forsten, die das alte Schloß umgaben; kaum ertönte noch hie und da ein kurzes Gezwitscher, wie ein Gutenachtgruß, und doch war die Dämmerung noch nicht hereingebrochen. Es war hell noch, selbst unter den Bäumen.

In der großen Halle, im Erdgeschoß der alten Burg hingegen herrschte bereits jenes ungewisse traumhafte Halbdunkel, das, verbunden mit dem tiefsten Schweigen ringsum, die Phantasie im Uebermaß erregt; und immer tiefer wurden die Schatten und immer undurchdringlicher. Durch das große, offene Spitzbogenfenster säuselte der laue Abendwind herein und bewegte tändelnd das grüne, duftende Laubwerk, das von außen sich hier um die Stäbe und das zerbrochene Fenster rankte. — Inmitten der Halle, an dem mächtigen Strebepfeiler lehnte eine hohe Gestalt. Sie schien ruhig, regungslos, ihre Konturen traten bei der zunehmenden Dunkelheit immer mehr zurück; es war, als wollten sie eins werden mit dem kalten Gestein, und doch pochte hier ein junges Menschenherz in raschen, fieberhaften Schlägen und wollte fast vergehen in Sehnsucht und banger Erwartung. Stefan harrt der Geliebten seit einer Stunde. Wird sie kommen, wird sie halten, was sie versprochen hat? Alles hat ihn verlassen, er hat keine Stütze, keine Hoffnung mehr, keine Zukunft. Wie eine Oede liegt sein Leben vor ihm, und doch, mitten in Bitterkeit und Verzweiflung, verzehrt von Krankheit und Elend, obdachlos, denkt er an sie, denkt er an das Wiedersehen, das sie ihm versprochen hat, denkt er an den Augenblick der Seligkeit, der ihm bevorsteht. Es ist sein letztes Anrecht, er will es haben, voll und ganz. — Sie muß kommen, sie wird kommen! Sie darf ihn nicht so zurückstoßen, wie die anderen; ihretwegen hat er ja alles geopfert, soviel gelitten. Sie muß kommen, sie hat es ihm zugesagt.

Sie weiß jetzt alles, er hat ihr in seinem Briefe nichts verhehlt, sie kennt seine Lage und sein Elend, und doch bedachte sie sich keinen Augenblick und willigte in die Begegnung. Sie liebt ihn also! sie liebt ihn noch immer und trotz allem, was ihn getroffen hat; sie liebt ihn wirklich und wahr, sie allein! Er fährt zusammen; horch, hört er nicht Tritte? — ist sie's!? — nein, niemand. Es brach wohl draußen ein Thier durch das Gebüsch. — Sie zögert lange — längst ist die Sonne unter — sollte sich ihrem Kommen ein Hinderniß entgegengestellt haben — ein unüberwindliches vielleicht? Nein, nein, sie muß kommen — sie muß! Und er klammert sich an diesen Gedanken, wie der Mensch gierig nach dem Letzten greift, das ihn noch an das Leben fesselt, das einzig ihn bewahren kann vor Verzweiflung.

(Fortsetzung folgt.)

Die heiligen Krokodile zu Kuradsché in Ostindien. (Seite 490.)

Karl Friedrich Wilhelm Wander.

II. Kurzer Lebensabriß*).

Wander wurde am 27. Dezember 1803 in dem Dorf Fischbach bei Hirschberg in Schlesien geboren, und zwar als ächtes Proletarierkind. Bei den Eltern, die nur ein kleines Fleckchen Land hatten und einen Theil des Jahres taglöhnern mußten, war Schmalhans Küchenmeister. Und Schmalhans ist nicht blos ein schlechter Küchenmeister, sondern auch ein schlechter Erzieher Von planmäßiger Erziehung konnte natürlich keine Rede sein. Das Kind wuchs auf, wie solche Kinder aufwachsen. Es lernte, was damals in einer Dorfschule zu lernen war, zeigte sich aber aufgeweckt und wißbegierig. Nach der Konfirmation wurde der Knabe zu einem Tischler in die Lehre gethan; denn er sollte ein Handwerk lernen, weil Handwerk — nach der noch nicht erloschenen Legende — einen goldenen Boden hatte. Es gefiel ihm indeß nicht an der Hobelbank. Sein regsamer Geist empörte sich gegen die mechanische Arbeit. Er wollte Lehrer werden. Das schwebte ihm in frühester Jugend schon als Ideal vor, das er keinen Moment aus dem Auge verlor. Jede freie Minute wurde zum Studiren, jeder buchstäblich am Mund abgesparte Groschen zum Ankauf von Büchern und Papier verwandt. Sehr früh fielen ihm Pestalozzi's Schriften in die Hände; mit Feuereifer ergriff er die neuen Ideen, und, während es dem Knaben genügt hatte, Lehrer zu werden, ward es das erweiterte Ideal des Jünglings, für die Heilslehre Pestalozzi's zu wirken und Lehrer der Lehrer zu werden.

Mit neunzehn Jahren — 1822 — hatte Wander, aus eignem Antrieb und aus eigner Kraft, einzig auf sich selber und seine spärlichen Bücher angewiesen, dank seinem eisernen Fleiß es soweit gebracht, daß er die Vorprüfung bestehen und das Lehrerseminar zu Bunzlau beziehen konnte. Viel Vortheile bot diese Anstalt ihm nicht, die noch ganz nach der berühmten Unteroffiziersschablone Friedrichs des Großen eingerichtet war. Das pedantische Drillungssystem, welches den Kopf mit todtem Gedächtnißkram vollpfropfte und den Geist ohne Nahrung ließ, flößte dem jungen Zögling einen Abscheu ein, der durch die von der Direktion gepflegte Frömmelei und zelotische Intoleranz nicht gemildert wurde. Manchmal wäre er gern der „Bastille" entsprungen, allein er mußte den Lehrkursus durchmachen, wenn anders er nicht auf sein Ziel verzichten wollte. Er unterwarf sich stoisch der Drilltortur, und suchte, so oft es ihm möglich, Trost im Studium der Schriften Pestalozzi's und anderer Reformatoren der Pädagogik, wodurch er sich geistig frisch erhielt, und nicht blos die schlimmen Einflüsse der „Seminarerziehung" aufhob, sondern auch seinen Kenntnißkreis und seine Anschauungen wesentlich erweiterte.

Der Salzgräber von Hallstadt. (Seite 491.)

Nach zwei Jahren hatte Wander den Lehrkursus glücklich absolvirt und erhielt sofort in einem Dörfchen bei Bunzlau eine Lehrerstelle, die freilich ganz dazu angethan war, ihm gleich bei Beginn das Dornenvolle seiner erwählten Laufbahn recht anschaulich und fühlbar zu machen. Für $12\frac{1}{2}$ Groschen wöchentlich und einige gar kärgliche „Naturalien" hatte der einundzwanzigjährige Mann seines Amtes zu walten, in einer „Dienstwohnung", die im Winter nicht zu heizen war und im Sommer von Ungeziefer wimmelte. Doch das war nicht das Schlimmste. Von zartester Jugend an Entbehrungen gewöhnt, setzte er sich leicht über diese „Aeußerlichkeiten" hinweg; mehr Aerger und ernstere Unannehmlichkeiten verursachten ihm die Kämpfe, in die er unmittelbar nach seinem Amtsantritt mit dem Dorfgeistlichen, einem starren Orthodoxen, gerieth. Dieser, der bald die „Freigeisterei" des jungen Schulmeisters ausgeschnüffelt hatte, denunzirte ihn von der Kanzel herunter und im Privatgespräch als einen wahren Gottseibeiuns, vor dem man drei Kreuze schlagen und das Seelenheil der Kinder sorgfältigst behüten müsse. Infolge der frommen Hetzereien, auf die der streitbare „junge Schulmeister" jedoch die Antwort nicht schuldig blieb, kam es zu recht häßlichen Szenen, und eine Zeitlang war Wander in der That seines Lebens nicht sicher. Die Feindschaft der irregeleiteten Dorfbewohner schmerzte ihn tief. Er ließ sich aber nicht in's Bockshorn jagen, ging unerschütterlich den Weg der Pflicht und wußte zuletzt, allen Anfechtungen zum Trotz, seine Autorität zur Geltung zu bringen. Und mehr! Er kämpfte auch den Haß nieder, und als er nach dritthalbjährigem Wirken

*) Obige Skizze ist — was die Daten betrifft — zum Theil auf Grundlage des trefflichen Nachrufs geschrieben, welchen am 9. Juni ein Freund Wanders diesem in der „Frankfurter Zeitung" widmete.

„Kampfdorf“, wie er es scherzhaft in Briefen an einen Freund nannte, verließ, gab ihm das ganze Dorf, Alt und Jung weinend und mit innigsten Glückwünschen für sein ferneres Fortkommen, das Geleite.

Wander trat nun auf ein größeres Feld: er wurde Lehrer an der Stadtschule in Hirschberg; es sollte ihm das die Vorstufe zu einer Lehrerstelle am Schullehrerseminar sein. Seine Hoffnungen erfüllten sich jedoch nach keiner Seite hin. Die Freigeisterei, deren Stigma ihm fromme Denunzianten mit unauslöschlicher Tinte in die „Konduitenlisten“ geschrieben hatten, stand seiner Beförderung im Weg und bereitete ihm tausenderlei Hindernisse und endlose Chikanen, sodaß er fortwährend sich seiner Haut zu wehren und seine bedrohte Stellung zu vertheidigen hatte. Da man ihm die Möglichkeit abschnitt, als Seminarlehrer für pädagogische Reformen einzutreten, so warf er sich auf die „Schriftstellerei“ und verfocht in Broschüren und Zeitungsartikeln die neuen Erziehungs-Ideen.

Wenn man bedenkt, wie mißliebig noch heute den Oberbehörden die schriftstellerische Thätigkeit von Lehrern und sonstigen „untergeordneten“ Beamten ist, kann man sich einen Begriff davon machen, mit welchen Augen vor einem halben Jahrhundert, wo diese Abneigung zehnmal so groß war, das reglementswidrige Treiben des kecken hirschberger Stadtschullehrers betrachtet wurde. Wiederholt sollte ihm disziplinarisch etwas am Zeuge geflickt werden, allein er war so pflichttreu und ein so vorzüglicher, bei Schülern und Eltern und der gesammten Bürgerschaft so beliebter, so hochangesehener Lehrer, daß es bei den Versuchen bleiben mußte. Erst eine Schrift, die Wander im Jahre 1842 veröffentlichte und in der er verlangte, „die Schule solle als ein einheitlich gegliedertes Ganze unter die alleinige Oberhoheit des Staats gestellt und der Oberaufsicht der Geistlichkeit entzogen werden“, brachte ihm von Seiten des „Staats“, der diese schmeichelhafte Zumuthung nicht mit der leitenden „Staatsraison“ in Harmonie setzen konnte, eine „Verwarnung“ ein. Und als Wander gar im folgenden Jahre sich erkühnte, den „geschmähten Diesterweg“ gegen „die Gedankenlosigkeit eines frommen Lehrers“ in Schutz zu nehmen, wurde in Form Rechtens das Disziplinarverfahren eingeleitet, und da auch in anderen Schriften und Aufsätzen Wander's einige verfänglich scheinende Stellen entdeckt wurden, so erkannte die Regierung zu Liegnitz auf Strafversetzung an eine weniger gut dotirte Stelle und auf Enthebung vom Religionsunterricht. Im Vollbewußtsein seiner Unschuld ließ Wander sich das Erkenntniß nicht gefallen, und begründete seinen Einspruch mit so schlagenden Gründen, daß das Erkenntniß, insoweit es auf Strafversetzung lautete, nach 7 Monaten vom Oberpräsidenten der Provinz Schlesien kassirt wurde. Bei der Entziehung des Religionsunterrichts hatte es aber vorläufig sein Bewenden — bis zum Herbst 1848, wo Wander, nach Durchlaufung aller Instanzen, in seine vollen Lehrrechte wieder eingesetzt ward.

In diesen langwierigen Disziplinarprozeß fällt als Episode ein politischer Prozeß, der Wander's Namen zu europäischer Berühmtheit erhob. Die Hungersnoth von 1843, 1844 und 1845 erzeugte in Schlesien, wie in anderen Theilen Deutschlands „Hungerkrawalle“, die in einem großen schlesischen Weberdorfe zu blutigen Metzeleien führten. Es gab eine Partei im Staat, die jenen durchaus unpolitischen „Revolten der Verzweiflung“ mit Gewalt einen politischen Charakter aufdrücken wollte: im März 1845 wurde der bekannte „Referendar Stieber“ von Berlin nach Schlesien geschickt, um „die Fäden einer kommunistischen Verschwörung zu entdecken“. Herr Stieber, der seitdem „Karriere“ gemacht hat, bereiste den hirschberger Kreis als „Maler Schmidt“ und suchte nach „Verschwörern“ und der „Verschwörung“. Wer sucht, der findet. Herr Stieber fand „Verschwörer“, die sich jedoch leider nicht gut vor Gericht präsentiren ließen. Er brauchte „intellektuelle Urheber“. Und siehe da, er hatte das Glück, bei seinen künstlerischen Studien auf zwei geeignete Persönlichkeiten zu stoßen, die das nöthige Requisit der „Intelligenz“ besaßen: den Fabrikbesitzer Schlöffel und — Wander. Beide wurden als „intellektuelle Urheber“ der gesuchten „kommunistischen Verschwörung“ verhaftet. Die Schicksale Schlöffels, der 1848 Mitglied des frankfurter Parlaments wurde und dort auf der äußersten Linken saß, können wir hier nicht erzählen. Genug, Schlöffel hatte eine längere Untersuchungshaft zu erdulden und mußte schließlich entlassen werden, weil sich seine vollkommene Unschuld herausstellte. Wander war es leichter, die absolute Haltlosigkeit der Anklage nachzuweisen. Am 14. März 1845 verhaftet, wurde er schon nach drei Tagen, am 17. März, wieder in Freiheit gesetzt, jedoch nicht „außer Verfolgung“. Die Betheiligung an der „kommunistischen Verschwörung“ war eitel Dunst — das kam bei dem ersten Verhör an den Tag —, aber Herr Stieber brachte es wenigstens fertig, daß der verdunstete „Hochverrathsprozeß“ einen kleinen Niederschlag in Gestalt eines Prozesses „wegen Erregung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit gegen die Regierung“ hinterließ, der sich durch mehrere Jahre hinschleppte, und zwar mit Freisprechung durch alle Instanzen endete, dem Verfolgten aber zahllose Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten schuf und u. a. eine zweijährige Amts- und Gehaltssuspension für ihn im Gefolge hatte. Die Geschichte dieses denkwürdigen Prozesses, die ein grelles Schlaglicht auf die „vorachtundvierziger“ Zustände Deutschlands wirft, hat Wander in einem Buche geschrieben, das unter dem Titel: „Drei Jahre aus meinem Leben“ im vorigen Jahr — dreißig Jahre lang suchte er vergebens nach einem Verleger! — von der leipziger Genossenschafts-Buchdruckerei veröffentlicht wurde.

Diese „Drei Jahre“ aus dem Leben Wander's sind ein Stück deutscher Geschichte und ein echtes Quellenwerk, das nur mit Aktenstücken belegte Thatsachen enthält.

An den Ereignissen des Jahres 1848 betheiligte Wander sich blos als Zuschauer. Ein Mann des Gesetzes im schärfsten Sinne des Wortes, hatte er eine oft von ihm ausgesprochene Abneigung gegen revolutionäre Bewegungen, so sehr er auch mit deren Ziel sympathisiren mochte.

Die im November 1848 hereinbrechende Reaktion schonte natürlich den alten Rechtskämpen nicht lange. Eine Rede, die er auf einem Kinderfest hielt, gab den gesuchten Anlaß, und am 21. September 1849 wurde Wander, der genau ein Jahr vorher wieder in seine vollen Lehrerrechte eingesetzt worden war, vom Amt suspendirt und abermals in Disziplinaruntersuchung genommen. Dieselbe blieb jedoch resultatlos; — da fand sich denn irgendwo ein von ihm mitunterzeichnetes Protokoll einer Lehrer-Vereinssitzung, in welchem ein „Aufruf zu verbotenen Handlungen“ stecken sollte. Wander kam vor die Geschworenen, die auf 50 Thaler Geldbuße erkannten — der Staatsanwalt hatte 6 Monate Gefängniß, Verlust der Nationalkokarde u. s. w. beantragt! Der Staatsanwalt und Wander erhoben Einspruch; letzterer gewann den Prozeß. Das nutzte ihm jedoch nichts. Eine neue Disziplinaruntersuchung ward eingeleitet und die Regierung verurtheilte ihn zur Amtsentsetzung. Er bestritt die Kompetenz der Regierung und hatte das Gesetz auf seiner Seite. — —

Aber durch diese unaufhörlichen Prozesse und Verfolgungen war ihm der Aufenthalt in Hirschberg allmählich verleidet worden. Er gab 1850 sein Amt freiwillig auf und reiste nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, um sich dort eine Stellung zu gründen. An günstigen Anerbietungen und Gelegenheiten fehlte es nicht, doch er griff nicht zu: es zog ihn zurück in die alte Heimath, auf das alte Schlachtfeld. — —

(Schluß folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Gleim als Grenadier und Hebamme. — Der Moralapostel Gellert. — Ramler. — Lichtwer. — Geßners Idyllen. — Das französische Drama als Vorbild des deutschen. — E. Schlegel, der beste Nachahmer der Franzosen.)

Zur selben Zeit, als Kleist seine letzten Dichtungen schuf, erschienen die „Preußischen Kriegslieder von 1756—57 von einem Grenadier“. Der Grenadier war Kleists zärtlichster Freund, derselbe, der gleichzeitig der zärtliche Freund fast aller damaligen Dichter, aber nichts weniger als Grenadier war, sondern ein höchst friedlicher halberstädter Domsekretär und Kanonikus — der oft erwähnte „Vater“ Gleim.

Mit dem poetischen Werth dieser Grenadierlieder ist es die-

selbe Sache, wie mit der dichterischen Begabung ihres Verfassers überhaupt — beide sind äußerst bescheiden zu nennen*); und doch sind die Grenadierlieder eine wichtige Erscheinung in unsrer Literaturgeschichte, gleichwie dem Vater Gleim eine hohe Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Dichtung zuerkannt werden muß.

Was Gleim selbst so bedeutend gemacht hat, ist die Rolle des unermüdlichen Förderers und aufopferungsfreudigen Beschützers aller jungen literarischen Talente, jene Thätigkeit der literarischen Hebamme, — um die auch von Goethe gebrauchte Bezeichnung zu wiederholen. Alle jungen schreib- und dichtungslustigen Männer suchte er in den Bereich seiner wohlthätigen Freundschaft zu ziehen, und eine Menge theilweise höchst abenteuerlicher Pläne zu Nutz und Frommen des deutschen Dichtens wälzte er in seinem anschlägigen Kopfe umher und berieth er mit den Freunden.

Die Zahl der von ihm angefeuerten, moralisch und materiell Subventionirten ist eine erstaunlich große, und die bedeutendsten Namen befinden sich darunter: Ramler, Sulzer, Klopstock, Lessing, später die Karschin, Bürger, Göckingk, Heinse, Tiedge, Herder, Jean Paul, Seume u. s. w., u. s. w. feuerte er zu dichterischer Thätigkeit an, bedachte er leih- oder geschenkweise mit Geld, versorgte er mit Anstellungen und Würden.

Und viele dieser Schützlinge, die literarisch vornehmsten allerdings fast alle ausgenommen, lohnten ihm mit so überschwänglich zärtlicher Dankbarkeit, daß deren Ausdruck für unser von der Kinderkrankheit schwärmerischer Sentimentalität genesenes Gefühl vielfach den Stempel des Läppischen und Lächerlichen trägt; wie z. B. wenn sich die Freunde — ein Mann dem andern — viele heiße Küsse senden, wenn sie vor Glückseligkeit über ihre Freundschaft Thränen vergießen, oder wenn Heinse zum großen Gaudium der halberstädter Lästermäuler einen Brief „An unseren lieben Vater Gleim in Halberstadt" adressirt.

Der Werth der gleimschen Grenadierlieder beruht nun darin, daß sie sich zuerst wieder in volksthümlicher Weise an das Volk wenden und einen Stoff behandeln, der sich mehr und mehr ein nationales Interesse gewann.

Die Sache Friedrichs des Großen ward von Gleim, wie in jenen sturm- und drangvollen Tagen von vielen begabten und deutsch-patriotisch gesinnten Männern zur Sache des gemeinsamen, in Schmach und Elend beinahe verkommenden deutschen Vaterlande, damit zur Sache des Volks und des Rechts und — wie es bei der religiösen Anschauungsweise Gleims und seiner Zeit nicht anders sein konnte — zur Sache Gottes gemacht.

Im Preußenthum allein offenbarte sich ja eine, in ihren ersten Aeußerungen freilich kriegsrohe Kraft, aber doch eine Kraft, die insonderheit in Friedrich II., dem Schüler der Philosophen Wolff und Leibnitz und dem Freunde Voltaire's, auch die Hoffnung auf einen Aufschwung des Volksgeistes lebhaft rege machen mußte.

So sang denn Gleim begeistert und begeisternd den Ruhm Preußens und seines aufgeklärten und siegesmächtigen Königs in die deutschen Lande hinaus, und damit trug er ungemein viel dazu bei, die deutsche Literatur, für den Anfang nicht zu ihrem Schaden, für das mit allen Kräften emporstrebende Preußen zu erobern.

Wie **Gleim** sich mit seinen Kriegsliedern an das Volk wandte, so ließ sich auch der um wenige Jahre ältere, als Mitarbeiter der „Bremer Beiträge" schon erwähnte **Gellert** (1715—1769) mit der Wirkung, welche er vom Universitätskatheder herab und in der gebildeten Welt erreichen konnte, nicht genügen; sowohl in seinen religiösen Liedern als in seinen Fabeln und Erzählungen wendete auch er sich dem ganzen Volke zu. Ihm war es dagegen nicht um patriotisch politische, sondern um moralische Wirkung zu thun, um die religiöse Moral in den Liedern und die praktische Moral in seinen, alle Schwächen und Mängel des bürgerlichen Lebens und Treibens behandelnden Fabeln. Rechtschaffenheit, sittliche Strenge gegen sich selbst, christliche Milde und Nachsicht gegenüber den Fehlern der andern, Treue und rücksichtsvolle Klugheit sind die Tugenden, auf deren Einprägung seine poetischen Erzählungen hinauslaufen. Diese hausbackene, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Lebensweisheit verstand auch der einfachste Mann, und da das Volk etwas weniger tolerant ist gegen sittliche Fäulniß, als sich oft die oberen Klassen der Gesellschaft gezeigt haben, und sich in seiner ungeheuren Mehrheit des Bedürfnisses nicht entschlagen kann, zum mindesten bei dem jeweiligen Nächsten auf streng moralisches, die Rechte des andern, ebenso gut als die eigenen, wahrendes Gebahren zu stoßen, so drangen die gellertschen Fabeln als überall willkommene Moralprediger bis in die kleinste Hütte hinein und behaupteten auf lange Jahre hinaus einen Ehrenplatz neben Bibel und Katechismus.

Gellerts Moralapostelthum erwarb ihm übrigens nicht blos beim niederen Volke selbst, sondern auch in den gebildeten Kreisen bis zu den Fürsten hinauf hohe Anerkennung und Verehrung. Von Fremdenbesuchen wurde er oft beinahe erdrückt, preußische Offiziere kamen in seine Vorlesungen, das sächsische Städtchen Hainichen wurde von den Preußen äußerst schonend behandelt, weil er dort geboren war, die preußischen Prinzen Karl und Heinrich ließen ihn zu sich kommen und beschenkten ihn, und Friedrich der Große selbst hatte mit ihm eine lange Unterredung*), bei welcher der verständige, aber schlichte Mann auf den klugen König, der von deutschen Gelehrten sonst verteufelt wenig hielt, einen sehr guten Eindruck machte.

Einen ganz anders gearteten Einfluß als Gellert hatte sich **Ramler** (1725—1798) erworben. Er — einer der vielen deutschen Schriftsteller und Dichter, die ihre Lebensstellung, wenigstens theilweise, Gleim zu verdanken hatten — war kein irgendwie hervorragend produktiver Dichter, aber er war ein feinsinniger Kritiker und Verbesserer dessen, was andere poetisch geleistet hatten. Und als solcher war er derart angesehen, daß nicht nur Kleist und andere Anfänger im Beginn ihrer Dichterlaufbahn seinen Rathschlägen williges Gehör schenkten, sondern daß auch Leute, die sich auf ihre Dichtungen sehr viel einbildeten, wie **Weiße** und die **Karschin**, ferner selbst eminent kritisch angelegte Köpfe, wie Nikolai und sogar Lessing, seiner Feile ihre Arbeiten bedingungslos überantwortet haben.

Diese hochangesehene Kritikerstellung hatte Ramler besonders seiner von 1756 bis 58 unter dem Titel „Einleitung in die schönen Wissenschaften" erschienenen Uebersetzung und Bearbeitung des „Cours des belles lettres ou principes de la littérature" von dem französischen Aesthetiker **Batteux** zu verdanken, einem Werke, welches aufgebaut ist auf dem von den Franzosen in ihrer äußerlichen Weise aufgefaßten Grundsatze des Aristoteles, der Künstler habe die Natur nachzuahmen, und in Deutschland lange Zeit als vorzügliches Lehrbuch der Aesthetik gegolten hat. —

Ein Fabeldichter wie Gellert, als Poet wohl bedeutender als dieser, wenn er auch dessen ungeheure Popularität nicht annähernd zu erreichen vermochte, war der zu Wurzen in Sachsen geborne Magnus Gottfried **Lichtwer** (1719—1783). Er war eine jener seltenen Erscheinungen, die in beinahe gänzlicher literarischer Vereinsamung durch das Leben gewandelt sind; er schloß sich keiner bestimmten poetischen Richtung an, obgleich er Gottsched die ersten Früchte öffentlicher Anerkennung zu danken hatte, er nahm an den beispiellos lebhaften und die Literatur in ihrer ganzen Breite und Tiefe aufwühlenden Fehden keinen Antheil und wehrte sich sehr energisch und erbittert, als sich Ramler einfallen ließ, seine zuerst 1746 veröffentlichten und 1758 neu aufgelegten „Vier Bücher äsopischer Fabeln", allerdings ohne sich mit ihm in's Einvernehmen gesetzt zu haben, in dritter, aber thatsächlich verbesserter Auflage erscheinen zu lassen.

Während Ramlers Gelüste, andere Dichter zu belehren und ihre Werke zu verbessern, bei dem sich in jeder Beziehung von der Außenwelt abschließenden Lichtwer an den unrechten gekommen waren, so fanden sie dagegen bei dem gleichfalls für eine Ausnahmestellung in der damaligen Poetenwelt bestimmten Salomon **Geßner** (1730—1781) um so dankbarere Aufnahme. Geßner war in Zürich als der Sohn eines Buchhändlers geboren und 1749 zur Vervollkommnung in dem Geschäfte des Vaters in einer berühmten Buchhandlung zu Berlin untergebracht worden. Der Handel mit Büchern behagte jedoch dem künstlerisch beanlagten jungen Manne nicht besser, als es ein anderer, seine geistige Armseligkeit minder eifrig verbergender Handelszweig gethan haben würde; er verließ bald das Geschäft und widmete sich, den Einwendungen seiner Eltern zum Trotz, der Poesie und der Malerei.

---

*) Das was **Kurz**, a. a. O. S. 521a, über die Grenadierlieder sagt, erregt den Verdacht, Lessing habe ihnen eine sehr hohe **poetische** Bedeutung beigelegt; dem war aber keineswegs so, wie z. B. **Gelzer**, „Die neue deutsche Nationalliteratur nach ihren epischen und religiösen Gesichtspunkten," 3. Aufl. 1858, 2 Thle, sehr richtig bemerkt und Lessings Vorrede zur 2. Aufl. der Grenadierlieder in ihrer von letztgenanntem Literarhistoriker treffend als zweideutig bezeichneten Ausdrucksweise bestätigt.

*) Das interessante Gespräch gibt **Schäfer**, a. a. O., dem überlieferten Wortlaute nach wieder.

In Ramler fand der kunstbegabte Jüngling den sachkundigsten Förderer und Führer, der ihn nicht nur zum Ausharren auf dem aus eigenem innersten Antriebe beschrittenen Wege ermuthigte, sondern ihn auch darauf aufmerksam machte, daß er, dem das Dichten in schönen Versen nicht leicht wurde, zum Dichten in künstlerisch behandelter Prosa berufen sei.

In solcher Kunstprosa nun schrieb Geßner seine besten Dichtungen — jene berühmt gewordenen sogenannten Idyllen, deren Sprache in ihrer wohllautenden Ungezwungenheit auf das vollkommenste dem Gegenstande, welchen sie darzustellen hat, entspricht. Es sind nicht Idyllen im antiken Sinne, welche darstellen sollen, wie Naturmenschen denken, fühlen und — vor allem — handeln; grade die Handlung ist ihnen ein Nebensächliches, während bei ihnen zumeist die Schilderung von Natur und natürlichen Erscheinungen weit in den Vordergrund tritt. Noch weniger sind sie Idyllen, wie sie Kleist zu dichten begonnen, der diese Dichtungsart aus den idealen Fesseln eines erdichteten Naturlebens zu befreien suchte; denn die Personen der geßnerschen Idyllen haben mit dem wirklichen Leben noch weniger zu thun, als die idealisirten sizilianischen Hirten des berühmten alten Idyllendichters Theokrit; sie sind in ihrer seraphischen Leidenschaftslosigkeit lebensunwahr und, dem Zuge der Zeit folgend, so sentimental, wie Naturmenschen niemals geschildert werden dürfen. Das ist freilich ein Fehler, der durch die Armuth ihres Gedankeninhalts noch vergrößert wird; aber dieser Fehler wird dadurch aufgewogen, daß es reizende poetische Gemälde sind, die der Maler und Dichter Geßner schaffen wollte und geschaffen hat, Dichtungen, in denen alles harmonisch zusammenstimmt: Charakter und Gefühle der Personen mit den Situationen, in denen sie dargestellt werden, mit der Sprache, die sie reden, und mit der Natur, die sie umgibt. Diese Harmonie ist es, welche sie zu Kunstwerken macht und ihnen eine, vielfach allerdings überschwängliche gewordene, Würdigung und Bewunderung eingetragen hat.

Hatte mit mehreren der im Vorhergehenden behandelten Dichter die deutsche Schönliteratur bereits neue Wege eingeschlagen, welche, wenn sie auch nicht unmittelbar zum Ziele höchster Vollendung zu führen geeignet waren, doch von den alten, vielverschlungenen Irrgängen gröbster Geschmacklosigkeit und Kunstverkennung emporgeleitet hatten zu einer Höhe des dichterischen Verständnisses, auf welcher sich ein hoffnungsvoller Ausblick in das gelobte Land der wahren Kunst eröffnete, so gelangte am Ende der vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts mit dem unter den Mitarbeitern der „Bremer Beiträge“ aufgezählten Johann Elias Schlegel das vorzugsweise von Gottsched gepflegte französirte Drama zu seiner höchsten Vollendung.

Elias Schlegel hatte in Leipzig Jurisprudenz studirt und wurde als Schriftsteller ein Schüler Gottscheds, der ihm, wie den übrigen Jüngern, zur Veröffentlichung seiner Jugendarbeiten verholfen hatte. Schon als Zögling der Schulpforte hatte er Tragödien verfaßt, die der Student nun die Genugthuung hatte, in Leipzig, dem gerühmten Mittelpunkte deutscher Bildung, aufgeführt zu sehen. Wenn er aber auch große Fortschritte über den Leistungsbereich seiner Jugendarbeiten hinaus gemacht hat, so blieb er doch in allen wesentlichen Stücken im Banne Gottscheds und der von diesem in's Deutsch-Langweilige und Pedantische herabgezogenen französischen Vorbilder.

Die schon früher angedeuteten Fehler des als musterhaft und unübertrefflich geltenden französischen Dramas kennzeichnet Cholevius, im Anschluß an die Untersuchungen Lessing's, Herder's und August Wilhelm Schlegel's, wie mir scheint, in ausgezeichneter Weise. Nach Erwähnung der Thatsache, daß ein Abbé d'Aubignac der Gesetzgeber des französischen Dramas gewesen, indem er im Auftrage Richelieu's die das Drama betreffenden Vorschriften und Urtheile der Alten in ein System von Regeln gebracht hatte, wonach fortan die Werke auch der begabtesten französischen Dramatiker beurtheilt wurden, fährt der erwähnte geistvolle Literarhistoriker im wesentlichen folgendermaßen fort: Nun waren aber jene Regeln zum Theil von den Alten weder klar ausgesprochen, noch strenge beachtet, ferner beruhten sie oft auf Voraussetzungen, welche jetzt wegfielen, und endlich waren die, welche man für die wichtigsten hielt, nicht aus dem Wesen der Sache genommen. Vornehmlich ward den Dichtern die Lehre von den sogenannten drei Einheiten eingeschärft. Die Einfachheit der Verhältnisse, das zwar energische, aber von der pathologischen Verworrenheit noch wenig berührte Gemüthsleben und die logische Haltung der dramatischen Darstellung gestatteten dem griechischen Drama Einfachheit und Kürze. Die neue Zeit kann sich nur in einem umfassenden, vielfach verschlungenen Lebensbilde wieder erkennen. Die französischen Dichter blieben bei der Einfachheit der Handlung, ohne einmal die lyrischen Bestandtheile aufnehmen zu können. Sie durchflochten zum Ersatze die Handlung mit Intriguen und vertauschten die grade Bahn mit beschwerlichen Umwegen, um nicht zu frühe am Ziele anzugelangen. Mit derselben unzeitigen Gewissenhaftigkeit beobachteten sie die Einheit der Zeit, obgleich diese auch zufällig aus der Einfachheit der Handlung folgte und, wo es der Stoff erforderte, unbedenklich aufgegeben wurde. Dennoch machte man die Bemerkung des Aristoteles, daß sich die Länge der Tragödie auf einen Umlauf der Sonne beschränke, zu einem unverbrüchlichen Gesetze. Dies hatte nun in Verbindung mit der Einfachheit der Handlung die wesentlichsten Nachtheile zur Folge. Die Charaktere fanden keinen Raum, sich zu entwickeln, sondern kamen fertig auf die Bühne. Man sah nicht, wie die Handlungen dem Gemüth entsprangen, wie die Entschlüsse sich unter dem Zusammenwirken der Umstände und der Personen zur That bildeten; alles war bereits geschehen, und das Drama enthielt gleichsam nur das letzte Verhör und die Exekution. Von der Einheit des Ortes spricht Aristoteles nicht einmal. Sie ergab sich in dem griechischen Drama aus der Beschaffenheit des Stoffes und der Bühne, ist aber auch nicht immer vorhanden. Die französischen Dichter verlegten die Szene gewöhnlich in ein Zimmer des Palastes. Daraus entsprang manche Ungereimtheit. Die Personen gingen nach Belieben aus und ein. Man stiftete eine geheime Verschwörung in dem Hause des Fürsten. An demselben Orte gab es jetzt ein zartes Rendezvous, jetzt eine geräuschvolle Verhandlung. Andere Mängel erklären sich daraus, daß man die Würde der griechischen Tragödie mit dem romantischen Geiste des modernen Ritterthums vertauschte. Die Grundsätze, die Sitten, die Sprache selbst, jedes will jene Erhabenheit zeigen und erhebt sich gleichmäßig in die Sphäre, wo es licht ist und eben deshalb die individuellen Farben und Gestalten des natürlichen Lebens verschwinden. Die griechischen und römischen Heroen spielen in dieser Umgebung eine sonderbare Rolle. Ihre Handlungen verrathen die starken Leidenschaften des Alterthums, aber in ihren Raisonnements waren sie moderne Philosophen und nach ihrem Betragen galante Ritter.

Alle diese von Cholevius entwickelten, meist verhängnißvollen Fehler der französischen Komödie wurden von den Gottschedianern noch wesentlich überboten. Auch Elias Schlegel, der beste unter den Gottschedianern, blieb hinter den größten seiner französischen Vorbilder, hinter Corneille und Racine, weit zurück. Zwar hatte er eingesehen, daß die Einheit des Ortes nicht so streng durchgeführt werden dürfe, wie es die Franzosen thaten, und daß die erkünstelte Erhabenheit der Sprache die Wirkung eines Dramas nur schwächen könne. Aber während er sich in seinen Erstlingsarbeiten allzu sklavisch an die antiken Dramen anlehnt und ihnen sogar den Stoff abborgt, greift er in seinen späteren, so in dem lange Zeit und von einzelnen Literaturhistoristern auch jetzt noch als sein bestes Drama, und damit das beste der Epoche, geschätzten „Kanut“, auch zu historischen Stoffen und verarbeitet sie streng nach der französischen Schablone.

Elias Schlegel dichtete seine Tragödien wie die Franzosen in Alexandrinern; aber bei ihm zeigt dieses eintönige Versmaß eine verhältnißmäßig hohe Gewandtheit und Sprachbeherrschung. Und gedrungen, gedankenreich war diese Sprache, nicht mehr so weitschweifig und mit Bildern überladen, wie man sonst die Helden der französirten deutschen Tragödie reden zu lassen gewohnt war. Freilich sprechen Schlegels Helden auch nicht, wie es die Heroen der Griechen thun, die natürliche Sprache gewöhnlicher Menschenkinder, — sollten sie doch erhaben erscheinen in jeder Handlung und in jedem Wort; daher ergehen sie sich gern in spruchartigen Zwiegesprächen, während der Chor die Handlung mit langweiligen Tiraden unterbricht und stört. Wie den schlegel'schen Helden die Natürlichkeit fehlt, so mangelt ihnen auch die Individualität; selbst da, wo er sich Mühe gibt, originale Charaktere zu schaffen, in seinem „Kanut“ und „Hermann“, bringt er es nur zu Schattenmenschen, von denen der erstere lauter Gemüth ist, lauter Gutheit und Milde, obgleich er seinem ehrgeizigen Widersacher Ulfo gegenüber eine tüchtige Dosis Energie sehr wohl gebrauchen könnte, indeß der „Hermann“, welcher für seine Thusnelda in leidenschaftlicher Liebe entflammt sein könnte und sollte, eine Gefühlskälte zeigt, die ihn und das Stück bei dessen Aufführung nothwendig um die Sympathieen des Publikums bringen muß.

Auf welcher Stufe des dramatischen Verständnisses dieser die Epoche der gottsched'schen Theaterherrschaft geistig abschließende

Dichter gestanden, erhellt am besten aus dem Urtheil, welches er über Shakespeare fällte, den er ebenso wie Gryphius studirt hatte — was, nebenbei gesagt, ihn wieder vor den meisten der zeitgenössischen Dichter auszeichnet.

Schlegel vergleicht Shakespeare mit Gryphius und entscheidet in der Hauptsache zu Gunsten des letzteren. Die Dramen des Gryphius seien viel regelmäßiger, als die des Briten. Die letzteren stellten wohl Charaktere dar, lebendige und starke Charaktere zumal, aber Handlungen träten in ihnen weniger zutage, sie hielten sich nicht, wie sie sollten, streng an die Geschichte, und statt des Strebens nach der Einheit der Zeit, dehnten sie sich über Monate und Jahre aus, und fingen z. B. gar in Rom an, um in Philippi zu enden. Daß Gryphius die Zeichnung der Charaktere stets und ohne Abwechslung mit den Farben starker Leidenschaften ausstatte, sei wieder ein Vorzug vor Shakespeare, der in den Affekten Pausen eintreten, die Stimmungen wechseln lasse, u. s. w.

Elias Schlegel war also von dem Verständnisse des gewaltigen britischen Dramatikers und damit von einer richtigen Einsicht in das Wesen des Dramas wirklich noch weit entfernt. Er verfügte jedoch über einen feineren poetischen Geschmack und viel höhere ästhetische Bildung, als die übrigen Dramatiker von damals, und er bildete diese Vorzüge aus und bewährte sie, indem er sich nicht, gleich seinen Genossen, auf die Franzosen beschränkte, sondern, bevor er noch an Gryphius und Shakespeare ging, die Vorbilder seiner Vorbilder, die griechischen und römischen Dramatiker studirte.

Aus einer Abhandlung über das Theater, die er während seines Aufenthalts als Gesandtschaftssekretär in Kopenhagen geschrieben hat, geht sogar hervor, daß ihm die Einsicht zu dämmern begann, das Theater könne nur in erfolgversprechender Weise auf dem Boden der geistigen und gemüthlichen Bedürfnisse des Volkes, und für die damalige Zeit vor allem auf dem der nationalen Geschichte und der nationalen Eigenthümlichkeiten aufgebaut werden. Ein Theater, welches gefallen solle, meinte er, müsse „nach den besonderen Sitten und nach der Gemüthsbeschaffenheit einer Nation eingerichtet sein", und diejenigen Trauerspiele interessirten mehr und wirkten stärker auf die Gemüther, deren „Stoff in der Geschichte des Volkes liegt, für welches man dichtet".

Auch in Lustspielen hat sich Schlegel mit Glück versucht. Wie man den „Kanut" seinerzeit für die beste deutsche Tragödie erklärte, so hielt man seinen „Triumph der guten Frauen" für das beste deutsche Lustspiel, und sogar ein so kompetenter Beurtheiler, wie Lessing, schloß sich im Jahre 1768 dieser Meinung an und hatte nur an dem Stücke zu tadeln, daß es französische Charaktere und französische Sitten schildere und nicht deutsche, ein Fehler, der, wie Kurz wohl mit Recht bemerkt, sehr begreiflich erscheint, wenn man bedenkt, daß „die gesellschaftliche Bildung in Deutschland noch viel zu steif und unwahr war, als daß ein Dichter sie hätte dramatisch behandeln können"*).

Alles in allem genommen, war also Elias Schlegel ebensogut, als er eine dramatische Epoche, die durch ihr, jeden inneren Haltes entbehrendes Wesen raschem Untergange entgegenging, abgeschlossen hat, auch der hoffnungsvolle Vorbote einer gesünderen Richtung, deren Führer und Meister Lessing wurde. (Fortsetzung folgt.)

*) Kurz, a. a. O., II. 625a.

Sonnenregen.

Mürrisch dumpf der Himmel steht
Ganz in Grau gehüllt,
Und ein Regenschauer geht
Ueber das Gefild.

Und es hat ihr Thränenkleid
Angethan die Flur
Und in tief versunknem Leid
Trauert die Natur.

Von dem Himmel fällt das Naß
Kalt und grausamlich,
Und die Blumen und das Gras
Zitternd beugen sich —

Ob der Tropfen, groß und schwer;
Ueberall ringsum
Sind die Felder menschenleer
Und sind still und stumm.

Plötzlich reißt ein Wolkenflor,
Und aus lichtem Blau
Schießt ein Sonnenstrahl hervor,
Nieder auf die Au.

Horch, da tönt ein lieber Klang,
Und ein Lied beginnt,
Das durch Feldesstille drang
Schüchtern erst und lind.

Leise, leise setzt es ein,
Aber allsobald
Schwillt es an in Melodei'n,
Daß es weithin schallt,

Und ein jeder Halm entzückt
Spitzt sein grünes Ohr,
Und die Blumen, neubeglückt,
Richten sich empor;

Wachen aus der Thränenruh
Auf und freudig bang
Flüstern sie einander zu:
Das ist Lerchensang!

Von dem Regen ungebeugt
Durch das Naß hinauf
Schwirrend schwingt sie sich und steigt
Jubilirend auf;

Singet in dem Wolkengrau
Und sie segnet ein
Durch ihr Lied den Himmelsthau,
Daß er wird zu Wein,

Daß er in dem Sonnenstrahl
Feurig funkelnd blinkt
Und aus wolkigem Pokal
Labend niedersinkt.

Und die Erde trinkt den Wein
Und ihr Leid ist aus,
Auch der Sonne goldnen Schein
Lockt das Lied heraus

Aus dem düstern Wolkenflor,
Bis sie, voll und ganz,
Flammenstrahlend kommt hervor
Und mit ihrem Glanz

Wie verwundert um sich schaut,
Wer da sang so kühn,
Wer da sang so fröhlich laut,
Eh' sie noch erschien. —

Droben wird der Himmel klar,
Drunten auf der Au
Gras und Blumen wunderbar
Glühn im Freudenthau.

Leopold Jacoby.

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für Juni.

In Wien erzählt man sich: Eines Tages erschien bei einem renommirten Arzt ein Patient mit dem Anliegen, von seiner Krankheit geheilt zu werden. Als der Arzt nach sorgfältiger Untersuchung zu der Ueberzeugung kam, einen Hypochonder (eingebildeten Kranken) vor sich zu haben, gab er ihm den Rath, vor allen Dingen Zerstreuung zu suchen: „Gehen Sie in's Theater, und wenn Sie den Raimund sehen, dann werden Sie gewiß kurirt werden!" — Der Mann wandte sich kopfschüttelnd zur Thür und sagte im Abgehen: „Der Raimund bin ich selber!" — Es ist charakteristisch, daß der mit gradezu unerschöpflichem Humor begabte ausgezeichnete Lustspieldichter und gefeierte Schauspieler **Ferdinand Raimund** aus purer Schwermuth sich selbst den Tod gegeben hat: Er wurde von Einem Hunde gebissen, glaubte, derselbe sei toll, und feuerte deshalb einen Schuß auf sich ab, sodaß er nach unsäglichen Leiden acht Tage darauf (in der Nacht vom 5. zum 6. September 1836) starb. — Er war am 1. Juni 1790 in Wien geboren, sollte Konditor werden, lief aber aus der Lehre und begab sich zum Theater. Nach einer Reihe trüber Jahre gelang es ihm, im Theater in der Josephstadt zu Wien angestellt zu werden, von wo er 1817 zum Leopoldstädter Theater überging, das durch ihn zu hoher Blüthe gebracht wurde. Von 1821—1830 führte er die Direktion desselben. Dann unternahm er mehrere Kunstreisen und erntete überall großen Beifall, bis er sich 1836 tödtete. Sein „größtes, aber auch unsterbliches und lange nicht genug anerkanntes Verdienst besteht darin, daß er das Volksschauspiel aus der Versunkenheit, in welche es verfallen war, wieder emporhob, daß er in das poetische Leben des Volkes eindrang und neben unerschöpflich reinem Humor, der in den meisten Volksschauspielen durch gemeinen Straßenwitz verdrängt worden war, auch dessen reiches, unbestochenes Gefühl für alles wahrhaft Edle und Schöne zur künstlerischen Anschauung brachte." (Heinr. Kurz, Gesch. d. deutsch. Literatur, III. S. 489.) Seine besten Stücke sind: „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder der Bauer als Millionär", „Der Alpenkönig oder der Menschenfeind" und „Der Verschwender" (1833).

Julius Hammer, geboren am 7. Juni 1810 in Dresden, besuchte die dortige Kreuzschule, nachher die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren, und kehrte, nachdem er promovirt, 1834 wieder

nach Dresden zurück. Von Tieck, den er hier kennen lernte, aufgemuntert, sich ganz dem Studium der Literatur, zu dem er von jeher Neigung gehabt, zu widmen, begab er sich 1837 wieder nach Leipzig, in der Absicht, sich an der Universität zu habilitiren. Allein dies mußte wegen Mangel an Mitteln unterbleiben und er war vielmehr genöthigt, mit der Feder sein Brot zu verdienen. Er schrieb mehrere Novellen und gab eine Zeitung: „Das Nordlicht“ heraus, die jedoch bald wieder einging. Von 1845 ab schlug Hammer seinen Wohnsitz in Dresden auf und regte da zuerst den Gedanken einer Stiftung zur Unterstützung mittelloser Literaten und Künstler an, die denn auch unter dem Namen „Schillerstiftung“ errichtet worden ist. Er starb, nachdem er noch vorher drei Jahre in Nürnberg gelebt, am 23. August 1862 auf seinem Landsitz Pillnitz bei Dresden. Seine Dichtungen beruhen meist auf religiöser Grundlage; es verdienen jedoch Beachtung seine Hauptwerke, die Lehrgedichte: „Schau um dich und schau in dich“ (1877, 24. Auflage), „Zu allen guten Stunden“, „Fester Grund“ (Leipzig, 1859), „Auf stillen Wegen“ (1859) und „Lerne, liebe, lebe“ (1862).

Der Kolumbus der deutschen Poesie, so nennt J. Scherr **Ferdinand Freiligrath,** „welcher ihrem Kosmopolitismus neue Regionen der Anschauung aufthat“, ward am 17. Juni 1810 in Detmold geboren. Er wurde, entgegen seiner Neigung, zum Kaufmann bestimmt und erst vom Jahre 1839 ab konnte er sich ganz der Poesie widmen. Seine Dichtungen, ausgezeichnet durch großartige Stoffe und kühne formvollendete Darstellung, erregten großes Aufsehen und als er 1844 begann, mit Begeisterung und eigenthümlichem Feuer seine Stimme für die Freiheit zu erheben, da jubelte ihm alles zu, was sich nicht in den Banden des Absolutismus wohl fühlte. Am 18. März 1876 starb Freiligrath. S. Biographie und Portrait „Neue Welt“ Bd. I. S. 504 bez. 511.

Neun Jahre später, am gleichen Tage wie Freiligrath (17. Juni 1819), wurde zu Königsberg ein Dichter geboren — „eine der eigenthümlichsten und merkwürdigsten Erscheinungen, von welchen die Literaturgeschichte zu berichten hat, eigenthümlich und merkwürdig, nicht blos in seinen Schriften, sondern auch im Gange seines Lebens“ — **Albert Friedrich Benno Dulk.** Er trat, zum Nachfolger seines Vaters, eines Apothekers und Professors der Chemie, bestimmt, 1835 als Lehrling, 1839 als Gehilfe in dessen Geschäft, absolvirte inzwischen auch 1837 die Maturitätsprüfung für die Universität, auf welcher er sich dem Studium der Medizin und später der Naturwissenschaften widmete. Im Jahre 1841 ging er nach Berlin, wo er in der Lazarethapotheke dem Militärdienst als einjähriger Fretwilliger genügte, worauf er zuerst in Breslau, dann in Kupferberg als Apothekergehilfe konditionirte. Von unwiderstehlichem Drange zu poetischen Schöpfungen getrieben, zog er sich 1843 in ein kleines Städtchen Ostpreußens zurück, wo er das Drama „Orla“ schrieb. Ende 1843 ging er nach Berlin und 1844 nach Leipzig, um sich mit den Naturwissenschaften, insbesondere mit der Chemie zu beschäftigen. Da er mit Robert Blum und Wilh. Jordan bei dem Aufstande im Jahre 1845 von der Studentenschaft zum Redner bei der Bestattung der Gefallenen bezeichnet worden war, wurde er aus der Stadt verwiesen, worauf er sich zum Behuf einer für seine Promotion bestimmten Untersuchung nach Halle begab. Vorher hatte er, um für ein später unvollendet gebliebenes Drama „Heinrich Ludwig Tschech“ Erkundigungen einzuziehen (Tschech verübte am 26. Juli 1844 ein Attentat auf den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen), Tschech's Tochter besucht, infolgedessen die Regierung einen Haftbefehl gegen ihn erließ, der jetzt vollstreckt ward. Doch wurde er nach vier Wochen ohne Urtheil wieder entlassen. Von der halleschen Fakultät zurückgewiesen, ging er nach Breslau, wo er 1846 promovirte. Sein Gesuch, in Königsberg als Privatdozent Vorlesungen halten zu dürfen, wurde trotz der Fürsprache der Fakultät von dem Minister Eichhorn mit dem Bescheid zurückgewiesen, daß er zuvor überzeugende Beweise von Gesinnungsänderung geben müsse. Nach den Revolutionsbewegungen von 1848, an denen er lebhaft theilgenommen, reiste er nach Wien, ging von da meist zu Fuß über die Alpen nach Italien, schiffte von Neapel aus nach Alexandrien, wo er mit Bogumil Goltz zusammentraf. Er lernte arabisch, legte die Landestracht an, miethete sich nach Weise der ägyptischen Bauern in eine Barke ein, machte seine Küche selbst und fuhr Ende 1849 den Nil hinauf bis an die ersten Katarakten (große Wasserfälle) und wiederum herab bis Kairo, wo er Ende März 1850 eintraf. Von dort zog er nach Arabien, wo er nicht nicht fern vom Berg Sinai, eine Felshöhle zur Wohnung benutzend, in einem sogenannten „Schlangenwinkel“ einige Monate völlig einsam lebte. Dann kehrte er nach Europa zurück, verheirathete sich in Königsberg und bezog darauf mit seiner Familie in der Schweiz, 1000 Fuß über dem Genfersee, eine Sennhütte, in welcher er acht Jahre lang in der größten Einsamkeit lebte, die Zeit zu philosophischen, historischen und religionsgeschichtlichen Studien, sowie zu dramatischen Arbeiten verwendend. Im Jahre 1859 verlegte er seinen Wohnsitz nach Stuttgart. Als charakteristisch ist noch zu erwähnen, daß Dulk, der in seinen ersten Jugendjahren voll schwärmerischer Frömmigkeit im Sinne der protestantischen Kirchenlehre war, infolge selbstständiger Beschäftigung mit der Bibel und den Schriften von Strauß, Feuerbach, Bauer u. a., im Jahre 1849 seinen Austritt aus der Kirche erklärte und seit längerer Zeit unablässig in Schrift und Wort (u. a. „Stimme der Menschheit“, bei J. G. Findel in Leipzig) in freireligiösem Sinne thätig gewesen ist. Seit etwa Jahresfrist befindet er sich im Gefängniß — wegen Schmähung von Gebräuchen der christlichen Kirche. Seine Schriften zeugen durchgängig von Originalität und poetischer Begabung.

Wie die Dichtungen Uhland's vielfache Nachahmung fanden, sodaß er als Begründer einer sogenannten „Schwäbischen Dichterschule“ zu gelten hat, ist bereits bei dessen Biographie gesagt worden. Der bedeutendste unter den schwäbischen Dichtern und nicht blos Nachahmer, war der „älteste Schüler“ (wie er sich selbst nannte) und Freund Uhland's: **Gustav Benjamin Schwab.** Geboren zu Stuttgart am 19. Juni 1792, starb er daselbst am 4. Nov. 1850 als Mitglied des evangelischen Konsistoriums und Oberstudienrath. Vorher war er von 1817—1837 Professor der alten Literatur am obern Gymnasium seiner Vaterstadt gewesen und hatte eine zeitlang eine kleine Pfarrstelle in der Nähe von Stuttgart innegehabt. Sein Ruhm gründete sich in der Hauptsache auf seine volksthümlichen Balladen, doch auch als Uebersetzer und Biograph erwarb er sich Anerkennung. Von seinen Gedichten ist wohl das schönste und bekannteste: „Das Gewitter: Urahn, Großmutter, Mutter und Kind“ 2c.

(Fortsetzung folgt.)

Die heiligen Krokodile zu Kuradsché in Ostindien. (Bild Seite 484.) Mehr als die „Heiligkeit“ der ostindischen Krokodile dürfte die Leser der „Neuen Welt“ zunächst das interessiren, was die Naturgeschichte über die Krokodile, Alligatoren oder Kaimane lehrt. Bekannt ist, daß das Krokodil und der Alligator oder Kaiman zu den Reptilien gezählt werden, welche auf dem Lande wie im Wasser zu leben imstande sind. Das Krokodil zerfällt in verschiedene Gattungen und ist in der alten und neuen Welt vertreten, während der Alligator oder Kaiman nur in der neuen Welt anzutreffen ist. Charakterisirt sind das Krokodil und der Alligator durch den knöchernen, aus gekielten Schildern zusammengesetzten undurchdringlichen Rückenpanzer und den langen zusammengedrückten Schwanz mit einem Kamme. Als weitere Merkmale wären zu erwähnen, daß die Zunge ihrer ganzen Länge nach im Unterkiefer festgewachsen ist und daß die Augen mit vertikaler Pupille und mit drei Augenlidern versehen sind. Ohren und Nasenlöcher sind durch Klappen verschließbar, die Kiefer lippenlos, die Zähne eingekeilt und die vier Beine sehr kurz. Am Unterkiefer befinden sich zwei Drüsen mit moschusartiger Ausdünstung. Die Zehen der Vorderfüße sind meist getrennt, während die Zehen der Hinterfüße mehr oder weniger verwachsen und mit Schwimmhäuten ausgestattet sind; nur an dreien von den Hinterzehen befinden sich Krallen. Bei den Krokodilen unterscheidet man das sogenannte gemeine oder Nilkrokodil, welches gegenwärtig nur in Oberägypten (früher auch in Unterägypten), Mittelafrika und auf der Insel Madagaskar anzutreffen ist. Das Nilkrokodil wird 20 Fuß lang, ist oben baumgrün und unten schmutziggelb. Das Fleisch und das Fett des Nilkrokodils wird von einem Theile der eingeborenen Afrikaner gegessen, trotz seines Bisamgeruchs. Ferner kennt man das Leistenkrokodil. Dasselbe ist zuhause in Ostindien, auf Sumatra, Java, Ceylon u. s. w. Auch dieses Krokodil erreicht die respektable Länge von 20 Fuß, ist graugrün gefärbt und mit dunkelbraunen Flecken versehen. Es sind dann noch zu nennen das spitzschnauzige Krokodil, welches nur 12—16 Fuß lang wird und auf St. Domingo, sowie auf den übrigen großen Antillen und im Orinoco- und Magdalenenfluß zuhause ist; — die Gattung Gavial, ausgezeichnet durch eine schnabelartige Schnauze, ist nur in der alten Welt vertreten. Die bekannteste Art ist das Ganges- oder Schnabelkrokodil; dasselbe wird 20 Fuß lang und hält sich im Ganges und seinen Nebenflüssen auf. Mit dem Ganges- oder Schnabelkrokodil sind wir in jene Gegenden gelangt, wo die Menschen diesem größten und gefräßigsten aller Reptile göttliche Auszeichnungen zutheil werden lassen. Unser Bild zeigt uns einen Teich, welcher zum Aufenthalte der geheiligten Krokodile bestimmt ist. Die Thiere werden sorgfältig gehütet und gepflegt, und niemand darf ihnen etwas zuleide thun. Nur einmal im Jahre stören die gläubigen Indier die Ruhe ihrer Schützlinge dadurch, daß sie sich in dem gefährlichen Pfuhle baden. Den Badenden geschieht aber in der Regel nichts, da die „heiligen“ Thiere an Nahrung keinen Mangel leiden. Früher war es auch Brauch, die eines Verbrechens Angeklagten in Gegenwart eines Priesters einen Fluß passiren zu lassen. Kam er mit dem Leben davon, so war er unschuldig, verspeisten ihn die Krokodile, so war seine Schuld erwiesen — ein Aberglaube, der nur dort zuhause sein kann, wo die Priester unbestritten Herz und Gemüth der Menschen beherrschen. Außer dem Krokodil werden von den Indiern auch Kühe, Affen, Hunde, Schakals, Vögel, ferner Gewässer und besonders der Gangesstrom als heilig verehrt, wie denn überhaupt der Indier nach den Lehren des Brahmaismus einer großen Menge von Göttern und Göttinnen Ehren erweist. Auf das engste verwandt mit all' den angeführten Krokodilen ist die Gattung Alligator oder Kaiman, ausgezeichnet durch die Hinterfüße mit halber Schwimmhaut und die Vorderfüße ohne dieselbe. Sie kommt, wie schon erwähnt, nur in Amerika vor, wird nicht so groß wie das Krokodil und ist Thier und Mensch auch nicht so gefährlich wie dieses, ja auf dem Lande flieht der Alligator sogar den Menschen. Die Haut des Alligators wird zur Fußbekleidung und zur Anfertigung von Sätteln benutzt, Grund genug, eifrig Jagd auf ihn zu machen. Besonders anzutreffen ist der Alligator in Brasilien und Paraguay, jedoch kommt er in ganz Mittel- und Südamerika vor. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika bis zum 33. Grad nördlicher Breite ist das Hechtkrokodil — so genannt wegen seiner hechtartigen, vorn abgerundeten

Schnauze — anzutreffen. Für den Nachwuchs sorgt das Alligator- wie Krokodilweibchen, indem es in der heißen Jahreszeit 20 bis 60 gänseeierähnliche, hartschalige Eier in Uferlöcher legt. Unter den Thieren sind die Hauptfeinde dieser gepanzerten Ungethüme die Nileidechse und der Ichneumon, welche die Eier aufsuchen und fressen. Daß der Mensch ebenfalls alle Ursache hat, sich deren Feinden zuzugesellen, braucht nicht erst gesagt zu werden. S.

Der Salzgräber von Hallstadt. (Bild Seite 485.) Die Welt ist rund und muß sich drehen, sagt ein altes Sprüchwort, um die ewige Wandlung alles Irdischen anzudeuten. Aber es gibt doch manches, an dem wenigstens sehr lange die Zeit spurlos vorübergegangen ist. Dazu gehört das Handwerk der Salzgräber. Ueber den Häusern der Hallstadt (links auf unserm Bilde), die wie Schwalbennester an der Bergwand zu kleben scheinen, ragt ein finsteres Gemäuer, der Rudolphsthurm genannt, 398 Meter über dem See. Auf dem Begräbnißplatz, der diese epheuumrankte Warte umgibt, hat man im Jahre 1846 sechshundert Gräber bloßgelegt, deren Gerippe sammt einer Menge von Bronzegegenständen den Beweis liefern, daß das hallstädter Salzwerk seit dem dritten Jahrhundert in Betrieb ist. Kelten und Römer haben die Soole auf dieselbe Weise zutage gefördert, wie es die Germanen heute noch thun. In die tief eingehauenen Stollen, Sulzstuben genannt, führt ein Rutschbaum hinab. Dieser ist ein starker, schräggelehnter Balken, auf der oberen Fläche nur sanft zu einer Rinne gehöhlt, damit der daraufsitzende Salzgräber weniger schwanke und besser geleitet werde. Einmal hinaufgesetzt, wie ein Reiter in den Sattel, und den Strick, welcher an der Seite hängt, losgelassen, und man fährt blitzschnell in die Tiefe, einen Weg, den man sonst mühsam und lange klimmen und steigen müßte. Unten angekommen, kauert sich der Knappe in der Finsterniß neben sein mattleuchtendes Grubenflämmchen, oder legt sich auch auf den Rücken, um das Gestein und Erdreich herabzuschlagen. Ist die Sulzstube gehörig erweitert, so wird sie mit Tagwasser (Quellenleitung) bis an die Decke gefüllt. Das reine, klare Wasser leckt an den salzhaltigen Wänden des Raumes, lockert sie, und während das ausgewaschene Salz im Wasser gelöst und schwebend bleibt, sinken Erde und Steine zum Grunde. So hebt sich allmählich die Sulzstube von selbst höher, indem die Decke immer mehr zum Grunde sinkt. Röhren leiten dann die Sulz oder Soole hinaus an Stellen, wo der Bergschaffer oder der Hüttenmeister sie prüft, zuerst langsam tröpfeln läßt und entscheidet, ob sie salzhaltig genug und zulangend reichlich gesättigt. Dann, ist dies der Fall, wird die Soole vollends in den „Rennweg" abgelassen, in die gehöhlten Baumstämme, welche meilenweit über Berge und Schluchten, über Brücken und Abgründe, über Quellen und Sturzwasser gelegt sind, bald über, bald unter der Erde. Und sie führen die Soole über Ischl (berühmter Badeort des Salzkammergutes) dem Sudhause in Ebensee zu, wo angelangt, dieselbe in Pfannen abgekocht, abgedampft und endlich zu Trockensalz gestaltet wird. Das Salzgraben ist ein saures Stück Arbeit und nährt kärglich seinen Mann. In den Eingeweiden der Erde gibt es für den Salzgräber weder Tag noch Nacht. Ihm ist es gleich, ob draußen die hellstrahlende Sonne die Welt mit Glanz erfüllt, oder ob die sanftglitzernden und schimmernden Sterne herunterleuchten. Aber die Gewohnheit, die Amme des Menschen, erleichtert jede Mühsal und stumpft die Furcht vor der Gefahr, verschüttet oder ersäuft zu werden, ab. Dem Hallstädter wächst kein Fruchthalm auf dem öden Gestein, sein Erntefeld ist der kaltfeuchte Stollen unter der Erde, dessen Bodensegen er mühsam aus dem Geschiebe der Felsen herausgraben, herausschlemmen muß. Und doch liebt er seine „steinreiche" Heimath über alles, und die Sehnsucht nach ihr macht ihn blind für die Reize der Fremde. So ging es auch dem Salzgräber Schoberlechner Hiesel, als sie ihn in die bunte Soldatenjacke steckten. Im Krieg hätte er vielleicht die heimischen Leiden und Freuden vergessen, aber in dem eintönigen Gamaschendienst des Friedens beschlich ihn die schrecklichste Gemüthskrankheit, das Heimweh, und die Kaserne in Linz kam ihm wie ein Gefängniß vor. Endlich schlug die Stunde der Freiheit, und seelenvergnügt zog er die Uniform aus, um in sein „G'lüftl" zu schlüpfen. Die groben, genagelten Bergschuhe schienen seine Schritte zu beflügeln, Tag und Nacht war er gelaufen, ohne zu ermüden, die Welser Haide, das Traunthal, Gmunden und Ischl hatte er im Rücken und betrat mit klopfendem Herzen das Felsenlabyrinth des hallstädter Sees, das selbst der Reichste zu Fuße betreten muß, weil von Gosau-Zwang nach Hallstadt wol ein schmaler Saumpfad, aber keine Fahrstraße führt. Erst zog sich der Weg an der steinigen Wand empor, an welcher die trauliche Gosaumühle lehnt, schlängelte sich dann durch den Nadelwald, um einen Felsen, bald in's Dickicht hinein, bald wieder zu der Wald- und Felsenlichtung hervor, sodaß man den Spiegel des Sees immer tiefer und tiefer blitzen, dämmern, die ganze Welt wie hinabsinkend unter sich im Abgrunde sah. Dagegen erschlossen sich die Höhen wie neue Welten. Was Spitze und Schroffe von unten schien, war hier breites Feld, Wald, Wiese oder weithin sich streckendes Steingebiet. Die Kähne unten im See waren nur wie dunkle Fischlein, die langsam und träge dahinschlichen, der Himmel öffnete sich und gewann in seiner lichten Unendlichkeit dort, wo er sich für die Menschen unten schon abschloß, neue Ausdehnung über grüne Wälder und schroffe Alpen. Der See röthete sich bereits im Abendsonnenscheine, hinter dem lang hingestreckten Saarstein vollendete sich das wundervolle, wechselnde Farbenspiel, mit dem der Tag Abschied nimmt. Der See glitzerte in Grün, Gold, Purpur, und selbst das Schwarz der Nacht schien an Uferstellen sich gelagert zu haben. Und die Thaleinschnitte sanken in graue Dämmerung, denn die blaß-durchsichtige Scheibe des Mondes zog schon ihren Ring hinter der Koppe des schroffkantigen, kahlen Blassensteins herauf. Hiesel hatte die Höhe erreicht, auf der es nur mehr ein sanftes Steigen und Hingehen auf der moosigen Ebene und zwischen dem am Boden hinkriechenden Knüppelholze bedurfte, um den Schauplatz seiner Kindheit zwischen See, Himmel und Bergen mit einem Blick zu umspannen. Plötzlich war's ihm, als hörte er eine Stimme, sanft und klingend, freudig jauchzend und selig schallend daherziehen. War das nicht die Stimme der obertrauner Vroni? — Hiesel lachte und weinte zugleich und schwang, auf eine Felsenzacke vortretend, seinen Hut und stieß einen Juchzer heraus, den ihm die Berge vielfach wiedergaben. Auf der silbernen Bahn, die der spiegelnde Mond gezeichnet, kam das Einbäum'l (kleiner Kahn) von Obertraun immer näher und die sanften Töne schwollen immer stärker und stärker an, von den streichenden Lüften herübergetragen; jetzt jauchzen beide Stimmen zusammen und von der sanft verhauchenden und vermittelnden Ferne verschönt, klingt es wie Sphärenmusik:

„Da droben auff'm Berg
Ist der Himmel so weit,
Ist die Welt voller Pracht
Und's Herz voller Freud!

Die Alm voller Sommer,
Der See voller Schein,
Es kann auf der Welt
Nix mehr Schöneres sein!"

Dr. M. T.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Landwirthschaftliche, polytechnische und dergleichen Mittheilungen.

Die Getreideproduktion Deutschlands nimmt in der Reihe der Getreideproduktionsmengen aller europäischen Länder, trotz der schutzzöllnerischen Klagen über ihren steten Rückgang, eine hervorragende Stelle ein, wie eine Schrift von Dr. Hugo Werner, Prof. der Landwirthschaft an der Akademie zu Poppelsdorf, nachweist. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, nimmt die deutsche Produktion mit 7 Hektoliter die vierte Stelle ein, und nur Dänemark mit 14,3, Rumänien mit 7,9 und Rußland mit 7,4 Hektoliter stehen ihm voran. In Rücksicht auf das Flächenverhältniß der europäischen Staaten nimmt Deutschland mit 555 Hektoliter pro Quadratkilometer die dritte Stelle ein, während nur Belgien mit 798 und Dänemark mit 692 Hektoliter pro Quadratkilometer ihm den Rang ablaufen.

Eine Dampfkutsche ist neuerdings in England erfunden worden. Dieselbe besteht in einem je nach Bedürfniß elegant ausgestatteten Wagen, für 3—4 Personen, der geräuschlos, ohne unangenehmen Geruch und ohne Explosionsgefahr durch Dampf in Bewegung gesetzt wird. Geheizt wird mittels einer besonders konstruirten Petroleumlampe. Das Gefährt wird durch Zügel bequemer als ein durch Pferde gezogener Wagen gelenkt, durch eine Trittvorrichtung unter den Füßen des Lenkers in Bewegung gesetzt, angehalten, sowie in seiner Fahrgeschwindigkeit beschleunigt oder verlangsamt. In Wien und Berlin wurden Probefahrten abgehalten.

Eine Schreibmaschine ist jüngst in Amerika erfunden worden. Dieselbe hat, wie eine von der „Illustr. Ztg." Nr. v. 21. Juni d. J. gebrachte Abbildung zeigt, in ihrem ganzen Ansehen Aehnlichkeit mit der Nähmaschine, während das Schreiben auf ihr dem Klavierspielen gleicht. Tasten, auf denen die Buchstaben, Zahlen und Interpunktionszeichen angebracht sind, können von den Fingern des Schreibens niedergedrückt werden und prägen alsdann auf einem untergelegten Papier einen deutlichen Abdruck des angetasteten Buchstabens ab. Nach einiger Uebung kann der Maschinenschreiber ohne Anstrengung zweimal soviel schreiben, als in derselben Zeit ein geschickter Schreiber mit der Feder. Man kann bei dieser Maschine ebensogut mit gewöhnlicher Tinte arbeiten als mit Kopirtinte. Bei Verwendung der letzteren können von dem mit der Maschine beschriebenen Papier mit Hilfe der gewöhnlichen Kopirpresse mehrere Abzüge hergestellt werden. Außer dem Vorzuge der großen Leistungsfähigkeit erzielt die Maschine auch stets eine sehr gute Art von Schrift und kann von Blinden nicht minder als von Sehenden zum Schreibenden benutzt werden. Ferner verursacht sie keine Klexe und keinen Schreibkrampf und ist auch in Schiffen und auf Eisenbahnen bequem zu benutzen. Der Preis ist vorläufig noch ein ziemlich hoher, nämlich 450—500 Mark.

Eine neue billige Kopirtinte wird nach der von Fehr herausgegebenen Schrift: „Die Artikel des täglichen Bedarfs, Leipzig 1878", bereitet aus 35 Gramm Blauholzextrakt, die in 1 Kilogramm verdünnten Essigs bis zur Lösung gekocht werden. Der erkalteten Lösung setzt man 20 Gramm Eisenvitriol, 10 Gramm Alaun, 16 Gr. arabisches Gummi, 32 Gr. Zucker, 2 Gr. Glycerin hinzu.

Länder- und Völkerkunde.

Als Beihülfe zur Förderung der auf Erschließung von Centralafrika gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen sind im deutschen Reichshaushaltsetat für 1879/80 als einmalige Aus-

gabe des Reichskanzleramts 70000 Mark aufgenommen. Davon werden, nach Petermanns geographischen Mittheilungen (1879), 50000 Mark der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ überwiesen, welche 17000 Mark für die bereits begonnene Expedition von Rohlfs, und ebensoviel für die von M. Buchner und den Rest von 16000 Mark zur Anlegung der Station bestimmt hat, für welche die Brüsseler Assoziation der Afrikanischen Gesellschaft 40000 Frcs zur Verfügung gestellt hat. — Der hier erwähnte Dr. Buchner war am 5. Dezember v. J. in Loando angekommen, fuhr den 20. bis 23. Dezember den Coanza hinauf nach Dondo, unter 9⁰ 41′ geogr. Breite, traf hier mit dem preußischen Major von Mechow zusammen, besuchte den Cambesifall des Coanza und kam am 30. Jan. über Pungo Andongo in Malanga an. Dr. Buchner sowohl als Major von Mechow haben durch Fieberanfälle zu leiden gehabt. — Gerhard Rohlfs ist, nach einem Bericht des „Ausland“, in dessen Nummer vom 23. Juni d. J., in der Oase Djalo oder Audschila in der lybischen Wüste angekommen, nördlich von dem durch die Europäer noch nicht betretenen Kufara oder Kufra. Zur Zeit, als er seinen letzten Brief an den Herausgeber des „Ausland“ schrieb, 8. April d. J., wurde er von enormer Hitze, bis über 40 Grad Celsius im Schatten, belästigt. Der dadurch erzeugte Durst ist ebenso groß, als das Wasser — was sich natürlich auch noch verzweifelt spärlich vorfindet — niederträchtig schlecht ist. „Was würdest Du thun,“ schreibt Rohlfs, „wenn Du dazu verdammt wärest, nichts anderes als aachener Schwefelbrunnen zu trinken? Wenn der Kaffee, die Nahrungsmittel damit zubereitet werden müßten, und vor allem, wenn Du deinen Durst damit löschen solltest? Und welchen Durst hat man in der Sahara! Da ist der Durst eines Altbayern der eines Backfischchens dagegen. Wir waren fast eine Woche dazu verdammt, die Schwefelkur durchzumachen.“ — Von der Religion scheint man in Afrika merkwürdige Begriffe zu bekommen. Rohlfs schreibt nämlich weiter: „Hier in Djala würdest Du Deine Freude haben; hier könntest Du Studien über den Fanatismus machen. Und die Leute sind so von der Vortrefflichkeit ihrer Religion überzeugt, daß ein Unparteiischer zweifeln könnte, wer recht hätte, unsere katholischen, unsere protestantischen oder diese muhamedanischen Fanatiker. Die Regierungen wünschen immer und predigen fortwährend, das Volk dürfe die Religion nicht verlieren, und doch haben alle Regierungen immer die größten Schwierigkeiten mit den Religiösen. Und wenn uns eine Regierung nur erst einmal sagen wollte, welche Religion die beste sei. Eine jede Religion verdammt die andere.“ — Der Weg der rohlfsschen Expedition ist besonders an Versteinerungen reich; in botanischer und zoologischer Beziehung stößt sie dagegen, wie zu erwarten war, auf wenig Interessantes.

In Asien hat der bekannte Alpenforscher Moritz Déchy eine Reise nach dem Himalaya, dem größten Gebirge der Erde, unternommen. Wie ein Brief des Reisenden aus Darjiling, der Gesundheitsstation auf der Außenkette des Sikkim-Himalaya, an die Redaktion von „Petermanns geographischen Mittheilungen“ meldet, kam er gegen Ende Februar, nach kurzem Aufenthalte in Aegypten, Ceylon und Burma, in Kalkutta an. Déchy will denjenigen Theil des Sikkim-Himalaya durchforschen, den noch kein Europäerfuß betreten hat. Es ist dies der Theil vom Kintschindjunga bis zum Kongrapaß. Am 11. März wollte er, obgleich es dort noch Winter ist, nach Jongri, der letzten Sommeransiedlung im Retong-Thal, aufbrechen, um von da über die Pandim-Nursing-Kette nach dem Thale des Stuziony zu gehen, in den Thälern des Thlonok und Semu bis auf die Höhe der Grenzkette zu steigen und entweder diese zu überschreiten oder wenigstens Aussichten nach Tibet zu gewinnen. Alles, was jenseits dieser Grenzkette liegt, ist unbekannt. Begleitet ist Déchy von Andreas Maaner, einem der besten Fels- und Eismänner des berner Oberlandes, ferner einem Bhotia als indisch-englischem Dolmetscher, und 10 Bhotia-Trägern. In $2^1/_2$ bis 3 Monaten hoffte der Reisende nach Darjiling zurückgekehrt zu sein.

Die Bevölkerung Grönlands betrug („Aus allen Welttheilen“, Juniheft d. J.) 1879 7408 Seelen, wovon 4096 in Nord- und 5396 in Südland.

Die letzte Volkszählung in Japan, im September 1878 vorgenommen, ergab nach einer Mittheilung der „Gäa“ im Juniheft d. J. für das ganze Reich 34 338404 Einwohner und für die Hauptstadt Yeddo oder, wie sie jetzt von den Eingebornen genannt wird, Tokio, 1 096771.

Die Zahl der Indianer Nordamerikas veranschlagt G. Gerland in eingehender Untersuchung („Globus“, 1879, Nr. 15) für die gegenwärtige Zeit auf 394600, während er sie für das Jahr 1600 auf 792250 schätzt.

Die Einwanderung nach dem Westen der Vereinigten Staaten ist in der letzten Zeit sehr erheblich gewesen. Ein amerikanisches Blatt schätzt den Verkauf und die Besiedlung von Ländereien im J. 1878 im Westen, Nordwesten und Südwesten auf 18 millionen Acker und deren Ansiedler auf 60000 Köpfe, von denen sich in Texas allein 200000, in Kansas 125000, in Nebraska 100000, in Minnesota 50000, in Dakota 100000 u. s. w. niederließen. Seit 1873 sollen mindestens $1^1/_2$ millionen Menschen aus dem Osten, namentlich aus den großen Städten nach dem Westen ausgewandert sein. Dakota dürfte jetzt 150000 Einwohner haben. B. G.

Literarische Umschau.

„Ergänzungsbände zu den sämmtlichen Werken von Fritz Reuter“ sind vor kurzem im Verlage von K. A. Koch in Leipzig erschienen. Diese, zwei an der Zahl, enthalten zwei Lustspiele: „Der erste April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen“ und „Fürst Blücher in Teterow“, von denen besonders das erstere in Reuters kostbar drastischer Art originelle, urlebendige Menschen in oft hochkomischen Situationen dem Leser vor Augen führt, während den andern schon die metrische Form Fesseln anlegt, welche den Humor des gemüthvollen, aber derben plattdeutschen Dichters nothwendig beengen und ein wenig steif erscheinen lassen müssen. Den „Polterabendgedichten“, welche neben den Lustspielen die beiden Bände füllen, steht das Metrum und der Reim besser zu Gesicht, da es sich ja bei ihnen von vornherein nur um erfundene, künstlich geschaffene Personen und Situationen handelt und Reuter es dabei auch an freister Behandlung der Form keineswegs fehlen läßt. Der billige Preis der Ergänzungsbände, 4 Lieferungen zu je 75 Pfennige, oder in 2 Bände gebunden zusammen Mark 2,10, ermöglicht es allen Reuterliebhabern, deren Zahl immer noch im Wachsen ist, ihre Reuterbibliothek mit dem erfreulichen Ertrage dieser Nachlese zu bereichern.

„Freie deutsche Warte“, Wochenschrift für eine freiheitliche Kulturentwicklung des deutschen Volks und der Menschheit, herausgegeben von A. Reichenbach in Breslau (Mauritiusplatz 3a). Diese Wochenschrift erscheint seit dem 1. April d. J. und hat sich, wie in der Abonnementseinladung zum Beginne ihres zweiten Quartals gesagt wird, bereits einen ihre Existenz sichernden Leserkreis erworben. Das Blatt hat diesen Erfolg verdient, — es ist ehrlich demokratisch redigirt und tritt allen Gelüsten und Zumuthungen der Reaktion ebenso entschieden gegenüber, als der, den Niedergang unserer politischen und sozialen Verhältnisse verschuldenden liberalen Opportunitätspolitik. Es bringt in möglichst populärer Fassung politische, volkswirthschaftliche, juristische und sonstige wissenschaftliche Abhandlungen von allgemeinem Interesse und fügt denselben allwöchentlich eine kurzgefaßte, nur das Wesentliche berührende kritische Umschau auf dem Gebiete der Tagespolitik hinzu, sowie einen allerhand Notizen über Geburt und Tod, Leben und Wirken geschichtlich bedeutender Menschen, Erinnerungen an historisch wichtige Ereignisse u. s. w. enthaltenden „Kulturkalender“ 2c. — Wir werden vielleicht Gelegenheit nehmen, über den Inhalt der wissenschaftlichen Abhandlungen der „Freien deutschen Warte“ uns hin und wieder des näheren auszusprechen. B. G.

Redaktions-Korrespondenz.

Tübingen. Stud. theol. T. Warum wenden Sie Sich mit solcher Frage grade an uns? Recht haben Sie übrigens: der Kirchenlehrer Origines (zubenannt Adamantius — der Diamantene, wegen seines „diamantenen“ Fleißes, lebend von 185—254) lehrte, die in der Dreieinigkeit enthaltenen Personen Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist seien gewissermaßen im Range von einander verschieden, also, daß der Sohn Mittler sei zwischen dem Vater und dem heiligen Geiste und dieser letztere zwischen den Menschen einerseits und Gott Sohn und Gott Vater andrerseits. Wie hier, so spielte die Dreizahl überhaupt bei Origines eine bedeutsame Rolle: im Menschen seien vereint Leib, Seele und Geist, in der Bibel habe jede Stelle einen dreifachen Sinn, der als buchstäblicher, moralischer und mystischer aufgefaßt werden müsse, u. s. f. Bei Klemens von Alexandrien ist jener Subordinationismus auch zu finden, aber keineswegs so klar ausgesprochen, als bei Origines.

Bekanntmachung.

Von mehreren Abonnenten unseres Blattes gingen Beschwerden ein über säumige oder ganz unterlassene Zustellung der Nummern und Hefte von Seite unserer Kolporteure an verschiedenen Orten.

Wir machen deshalb unsere Leser darauf aufmerksam, dass die hiesigen wie auswärtigen Filialexpeditionen und Kolporteure von uns jede Woche die laufende Nummer und alle drei Wochen das betreffende Heft der „Neuen Welt“ zugesandt erhalten.

Vorkommende Unregelmässigkeiten in der Zustellung wollen daher uns gefälligst mitgetheilt werden, damit wir nach Kräften für deren Beseitigung wirken können.

Achtungsvoll! **Die Expedition der „Neuen Welt“,**
Leipzig, Färberstr. Nr. 12.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 42. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Stefan lauscht auf's neue — still — ein leises Rascheln — er täuscht sich diesmal nicht — es ist das Rauschen eines Frauenkleides.

Er beugt sich vor — eine dunkle Gestalt erscheint in der Thür. Sie bleibt stehen, sie muß sich erst an die Dunkelheit gewöhnen — sie thut einige Schritte gegen das Fenster — es ist Valerie. Er will rufen, er kann es nicht, aber er streckt ihr die Hand entgegen, und schon hat sie ihn bemerkt.

In einer Anwandlung von Schreck und mädchenhafter Scheu weicht sie vor ihm zurück, nur einen Augenblick — dann, alles vergessend, fliegt sie ihm an den Hals, voll Mitleid in rasch auflodernder Empfindung:

„Stefan, da bin ich!“

Er zieht sie an sich, er schließt die Augen; Wonneschauer stürmen auf ein, ein Schwindel erfaßt ihn, er drückt sie nur noch fester an die klopfende Brust.

Sie ist es, die sich endlich seinem Arm entwindet und ihn sanft dem Fenster zudrängt. Dort auf der Steinbank will sie ihn sehen, sie will ihn sehen, sie will ihn sprechen hören, er soll ihr erzählen. Sie hat zu seiner Linken Platz genommen; fast neugierig wendet sie sich seinem Antlitz zu, sie will wieder die lieben Augen sehen, die ihr so fest in der Erinnerung geblieben, als sie aber nun seinem Blick begegnet, senkt sie betroffen den ihrigen. Die großen blauen Augen waren ihr in einem so sonderbaren Glanz erschienen und sein Blick berührte sie heiß, verzehrend fast, und heiß und glühend ist auch sein Athem, der ihr entgegenweht. Sie bemerkt jetzt erst die fahle Blässe, die eingefallenen Wangen und das minder dichte Haar an seinen Schläfen, und sie seufzt. „Armer Stefan, du hast viel leiden müssen.“

„St, still!“ sagt er. „Ich will in diesem Augenblick nichts davon hören, ich weiß nichts mehr davon. Valerie, sag' mir, nur einmal noch, daß du mich liebst, — ich will's aus deinem Munde vernehmen.“

Sie blickte scheu zu ihm zu auf. „Gewiß, Stefan, in meiner Gesinnung hat sich nichts geändert, aber — dein Aussehen macht mir bange. Nun, du wirst wieder gesund werden, hier, bei uns. Du bleibst doch in Lindau, — nicht wahr? O, du wirst wieder gesund werden, ganz gesund.“ Sie vermochte es jetzt, ihm sanft, mit ermunternder Zärtlichkeit in die Augen zu sehen. Stefan hatte die seinen nicht von ihr abgewendet.

„Ich glaube wohl, — ich werde wieder gesund werden,“ stammelte er, noch immer wie in einem Taumel befangen; „ich möchte es, — ach, das Leben ist so schön, — ich muß wieder gesund werden!“ Dann starrte er sie an und, als käme ihm allmählich die Erkenntniß und als kehre er wieder zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurück, rief er, ausbrechend in wilden Schmerz: „Nein, — wozu auch? — du kannst nie und nimmermehr die meine werden!“

„Stefan,“ bat sie milde, in einem Tone sanften Vorwurfs, „denke nicht daran jetzt, denke vor allem an dich, suche dich zu beruhigen; du mußt dich erholen, — wenn du erst wieder gesund bist, dann kann alles noch gut werden.“

Er schüttelte heftig den Kopf und seine Augen überflogen mit banger Unruhe die sanften und etwas ängstlichen Züge des jungen Mädchens, als suchten sie darin etwas, das nicht mehr darin zu finden war. Sie hatte ihre Hand in die seine gelegt, er hielt sie fest, er drückte sie, als gälte es den Abschied. „Nein, nein, Valerie, es ist aus, ich werde nie mehr glücklich werden. Aber du sollst nicht glauben, daß ich schwach gewesen bin, daß ich dich leichthin aufgegeben hätte, du darfst nicht gering von mir denken, du sollst mich nicht verachten.“ Er wandte sich heftig ihr zu.

Valerie legte, wie beschwörend, begütigend und mitleidsvoll, ihre linke Hand auf seine rechte Schulter und fuhr schmeichelnd daran herunter. Da — einen Schrei ausstoßend, wirft sie sich schaudernd vor ihm zurück, als hätte sie eine Natter berührt. Sie hatte den Stumpf seines Armes erfaßt und die Hand war sodann an dem leeren Aermel herabgeglitten.

Stefan sprang in die Höhe. Er hatte alles begriffen, ihre Geberde, dieser Aufschrei voll Grauen und Entsetzen, er hatte ihm alles gesagt. Er ward blaß wie ein Sterbender, seine Augen blickten wie in ausbrechendem Wahnsinn auf die vor ihm Zurückweichende. „Du hast es gewußt,“ preßte er hervor, „ich hatte dir meine Verstümmlung nicht verschwiegen!“ Er steht jetzt ihr gegenüber, das Licht, das vom Fenster hereinfällt, läßt deutlich den schlotternden Aermel erkennen.

Sie vermag ihre Augen nicht davon zu wenden, ein Schauer durchzittert ihren Körper. „Ich konnte es mir nicht vorstellen,“ stammelte sie; „ich dachte — nur die Hand — nicht so — nicht so, — ach, das ist gräßlich!“ Und nun schlägt sie, in Thränen ausbrechend, beide Hände vor ihr Gesicht und sinkt, den Kopf gegen die Mauer schlagend, auf die Bank zurück. Sie schluchzt laut und unaufhaltsam. Sie kann nicht anders, Schmerz und Entsetzen überwältigen sie. Sie weint über ihn und über sich selbst. Es dauerte lange, ehe sie die Hände von den weinenden

Augen nahm. Warum sagte er nichts? Warum versuchte er es nicht, sie zu beruhigen, zu trösten? Sie sah um sich: Stefan war verschwunden. Einen Augenblick war sie fassungslos. Was bedeutete das? War er fortgegangen ohne Gruß, ohne ihr etwas zu sagen, oder hielt er sich nur verborgen? War er hinter einen dieser Pfeiler getreten? Sie begann ihn zu suchen, sie rief seinen Namen, der leere Raum warf schrill nur den Ton ihrer eigenen Stimme zurück. Es begann ihr unheimlich zu werden, sie schluchzte auf's neue. Sie bereute ihr Benehmen, sie klagte sich selbst an, sie hatte ihm wohl recht wehe gethan, aber sie konnte doch nichts dafür, es war so plötzlich gekommen, es war stärker als sie gewesen. Und dann, war sie nicht selbst unglücklich, war sie nicht selbst ein Opfer? Die Egoistin, sie dachte doch immer nur an sich, sie wußte nicht, was dieser Jüngling für sie gewagt und gelitten, und daß sie dem Verzweifelnden den Todesstoß gegeben mitten in's Herz hinein. Sie hatte die Halle in allen Richtungen durchschritten, er war nicht mehr hier anwesend; er mußte dieselbe in dem Augenblick verlassen haben, wo sie, in Thränen ausbrechend, fast besinnungslos zurückgesunken war. Aber er konnte nicht weit sein. Sie lief hinaus, sie sah nach allen Richtungen und begann endlich gegen Lindau hinabzugehen. Sie forschte nach rechts und links, ob sie ihn nicht im Gebüsche liegend träfe, — nichts, nichts. Sie verdoppelte ihre Schritte, sie fing zu laufen an, sie vermochte ihn nicht einzuholen, keine Spur von ihm.

Athemlos hielt sie inne. Sie begann, über ihre Lage nachzudenken. Die Dämmerung war hereingebrochen, sie durfte nicht mehr weiter. Was wollte sie denn auch? Stefan war in seinem Schmerz, vielleicht auch nur in einer Anwandlung trotziger Verletztheit davongegangen; er konnte Lindau längst erreicht haben. Sollte sie bis in's Dorf ihm nach? Sollte sie ihn bei seinem Vater aufsuchen oder — bei seiner Vertrauten, der Nandl? — Diese letztere Annahme besonders regte ihren weiblichen Stolz auf, — nein, das konnte sie nicht, nimmermehr! Sie ging langsam zurück. Wieder begann sie nachzusinnen, und sie vergegenwärtigte sich das blasse Antlitz mit den fieberglänzenden Augen. Wenn sie ihn wirklich gekränkt, den armen Kranken — ach, sie hätte in ihrem guten, gefühlvollen Herzen ihn gerne tausendmal um Verzeihung gebeten, sie hätte ihm Trost zusprechen mögen, — Trost?! fragte sie sich mit plötzlichem Besinnen. Konnte sie ihn trösten, und womit? Sie fühlte, daß sie es nicht könne, sie fühlte, daß sie nimmer Hoffnungen in Bezug auf ihre Person in ihm erwecken durfte, denn — sie schauderte abermals — sie konnte ihm fortan nicht Liebe mehr versprechen, sie konnte ihm nichts mehr sein, dem armen Verstümmelten, als eine Freundin. Sie glaubte in diesem Augenblick sein ganzes Elend mitzuempfinden, und als sie sich nun wieder der Ruine näherte, glaubte sie vor Ermattung nicht weiter zu können. Sie setzte sich auf eine Moosbank und brach neuerlich in einen Strom von Thränen aus. Sie war sich in diesem Moment ihrer eigenen Schwäche recht wohl bewußt, aber was vermag ein armes Mädchen einem so traurigen Schicksal gegenüber anderes zu thun, als sich weinend darein zu ergeben!?

Eilige Schritte ließen sie rasch den Kopf erheben. Kam Stefan zurück? Nein; sie hatte, trotz der Dunkelheit, in dem Herannahenden sogleich Ewald erkannt. Auch er hatte sie bemerkt und stand im nächsten Augenblick an ihrer Seite. Er sah befriedigt aus. Seine Kombinationen hatten sich als richtig erwiesen. — Sobald er von seinem Ritterdienst bei der Tante losgekommen, war er spionirend um das Haus des Bürgermeisters herumgeschlichen. Er hörte den wüsten Lärm der Kinder im Garten, und nur, um sie auszuholen, fragte er sie, ob ihnen denn das Lärmen nicht verboten wurde, da doch Fräulein Valerie krank sei und im Bette liege.

Die Kinder lachten ihm in's Gesicht und meinten, die Kranke sei vor einer Stunde hier vorüber spazirt, und der kleine Junge des Försters, der soeben bei der Schaar eintraf, sagte aus, er wäre ihr im Walde begegnet, und sie wäre an ihm vorübergeschossen, als ob's brannte.

„In welcher Richtung ging sie weiter?“

„Immer gradaus, dem Schlössel zu.“

Ewald wußte genug. Er nahm denselben Weg. Er wollte ihr nachgehen, sie überraschen; er traf sie erst bei der Ruine selbst — allein — in Thränen. Es war also blos Schwärmerei gewesen, ein romantischer Hang, der sie hierhergetrieben, das Bedürfniß, das alle Mädchen haben, die nichterwiderte Liebe in ihrem Busen zu nähren, das Bedürfniß, in ungestörter Einsamkeit sich auszuweinen, nichts weiter. Lächelnd trat er auf sie zu. Es waren sanfte Worte des Vorwurfs, die er an sie richtete. Sie erholte sich, sie hielt ihr Tuch vor die Augen und schluchzte. Sie war wirklich zu tief betrübt, zu unglücklich, um eine Entschuldigung oder Beschönigung ihres Hierseins auch nur zu versuchen; und wenn ja eine Bedenklichkeit über diesen Schritt in Ewalds Gemüth aufgestiegen wäre, so hätte sie nichts Besseres thun können, um sie zu verscheuchen. Sie hatte wohl nichts weiteres zu gestehen, dachte er, als was er ohnehin schon verstanden, nur zu gut verstanden hatte.

Er ergriff in zärtlicher Besorgniß ihre feuchten Hände, und indem er ihren Arm in den seinen zog, flüsterte er ihr zu: „Ich habe kein Recht, die Motive Ihres Schmerzes zu untersuchen, aber ich vermeine, er sei jedenfalls mit zu viel mädchenhafter Exaltation gemischt.“

Sie gingen abwärts, dem Städtchen zu. Sie ließ sich von ihm führen, geduldig, willenlos. Ihr Kopf war wüst, ihr armes Herz zuckte, sie achtete kaum auf das, was er sprach, sie verstand ihn nicht, als er ihr in halben Worten zu verstehen gab, daß ihr heimliches Sehnen mitgefühlt, daß ihre Neigung getheilt werde; aber es that ihr wohl in diesem Augenblick, eine Stütze zu haben, und seine weiche, flüsternde Stimme schien sie zu beruhigen, sie einzulullen. Erst als sie zuhause angelangt, als ihr Begleiter sich mit einem feurigen Kuß auf ihre weiße Hand von ihr verabschiedet hatte, und sie nun wieder allein war, kam all' der vorige Jammer voll zurück. Sie fühlte sich namenlos elend, ihr war, als wäre ihr Jugendglück, die Fähigkeit, zu lieben, mit Stefan zugleich verschwunden, von ihr gewichen auf immer.

Dem schwülen Abend war eine laue Sommernacht gefolgt. Der volle Mond war noch nicht über den Bergen heraufgestiegen, aber die Sterne glänzten und flimmerten in wunderbarer Pracht von dem durch kein Wölkchen verdeckten Himmelsgewölbe hernieder. In Lindau war alles zur Ruhe gegangen, alle Geräusche waren nacheinander verstummt, die Lichter waren ausgelöscht worden und im Dorfe rührte und regte sich nichts mehr, nur aus dem Garten der Nandl drang das vielstimmige Konzert der Lurche, die ihre Nachtarbeit begannen, und aus einem entfernten Gehöft ertönte von Zeit zu Zeit das heisere Bellen eines Hundes.

Auf der kleinen Holzbank vor dem Hause des Professors saß die Nandl und erwartete die Rückkehr Stefans. Von ihrem erhöhten Standpunkt aus mußte sie jeden sehen, der vom Walde kommt und bei dem steinernen Gnadenbilde einbiegt, um weiter in's Dorf zu gehen; ja, sie mußte ihn noch viel früher hören, seine Schritte mußte sie vernehmen, weither durch die stille Nacht. Zwei lange Stunden sind's, seitdem sie nach ihm ausspäht, aber er will nicht kommen. Sie hält es endlich nicht mehr aus, so ruhig zuzuwarten. Langsam geht sie dem Walde zu. Immer bleibt sie wieder stehen und horcht. Wo bleibt er nur? Valerie mußte ihn doch längst verlassen haben und nachhause zurückgekehrt sein. War's ein Nachempfinden des Glücks, das sie ihm gebracht, das ihn in der schönen Nacht nicht zur Ruhe kommen ließ? Sie schüttelte den Kopf. Stefan war zu krank, zu erschöpft dazu. Oder war er in Gedanken an sie zurückgeblieben und eingeschlafen? Sie machte sich alle möglichen Vorstellungen, um sein Ausbleiben zu rechtfertigen, aber alle erschienen ihr unwahrscheinlich und vermochten sie nicht zu beruhigen. Sie wußte, daß er im Vaterhaus nicht freundlich aufgenommen worden, — wenn er nun garnicht mehr dahin zurückkehrte, wenn er im Freien übernachtete? Es hätte seinen Zustand verschlimmern müssen, es durfte nicht sein. Sie kannte den Ort seiner Zusammenkunft mit Valerie, sie hätte ihn dort aufsuchen können, aber sie wies den Gedanken daran mit Heftigkeit zurück. Wenn sie nun doch noch bei ihm weilte, hätte sie, wie damals, sie überraschen sollen? Sollte sie auf's neue Zeuge ihrer Liebesbetheuerungen sein? Nimmermehr!

Sie war jetzt an der Stelle angelangt, wo der Waldweg sich scheidet, sie wollte hier eine Weile warten, er konnte ja noch kommen, von der einen oder der andern Seite. Sie trat seitwärts in das weiche, thaufeuchte Gras und setzte sich auf einen Stein, der daraus hervorstand. Ihre kleinen Hände lagen gefaltet im Schoß, sie harrte. Es war so ruhig, kein Blättchen rührte sich. War denn die ganze Welt todt und pochte ihr Herz allein in verdoppelten Schlägen? Bald drängten ihrem Gemüthe neue Vorstellungen sich auf. Wie, wenn diese Zusammenkunft ihm nicht erfüllt hätte, was er davon erwartet? Wenn ihm ihr

Anblick nicht die Seligkeit gegeben, die er ersehnt? Wenn er nicht Glück, nicht Trost bei seiner Valerie gefunden hätte? Ach, der Gedanke bringt ihr Erleichterung in ihrer eifersüchtigen Qual, sie wünscht, es wäre so, — nur einen Augenblick, dann weist sie ihn mit Abscheu von sich. Nein, nein, er wäre ja dann noch unglücklicher, und sie vermöchte ihm nicht zu helfen. — Aber wenn es doch so wäre? Wenn er jetzt im Walde umherirrte, in seinen Hoffnungen getäuscht, wenn er darüber verzweifelte? Jetzt schlägt die Thurmuhr in Seekirchen. In langen, gezogenen Tönen kommt es vernehmlich über den See herüber. Sie zählt — ewig lang scheinen ihr die Zwischenpausen — sie zählt elf.

So spät! — Sie springt auf, sie faßt sich in einem plötzlichen Gefühl des Schreckens bei den Haaren. Ein entsetzlicher Gedanke war in ihr aufgestiegen: Wenn er sich ein Leid angethan hätte?! Sie fängt zu laufen an, sie rennt in's Dorf zurück, sie öffnet die Thür ihres Hauses. Der Hund kommt ihr entgegen, sie beugt sich zu ihm herunter und umfaßt seinen Hals.

„Ajax," ruft sie mit einer angstvollen Dringlichkeit und als ob sie zu einem Menschen redete, „Ajax, wir müssen ihn suchen, den Stefan, den Stefan, unsern Stefan, — hörst du, Ajax!"

Der Hund wedelt mit dem Schweife, als ob er es wohl verstünde und seine Mitwirkung zusagte. „Wirst du ihn aber auch finden, mein gutes Thier?" Sie läuft in das Zimmer des Professors und kehrt mit dem wollenen Plaid wieder, den Stefan mitgebracht und bei ihr zurückgelassen hatte: sie läßt ihn durch den Hund beschnuppern, wirft ihn dann über die Schulter und verläßt mit dem Hunde das Haus. Der Hund läuft voraus, die Schnauze am Boden, und kehrt dann in lustigen Sprüngen wieder zu ihr zurück, die hastig vorwärts schreitet. Ajax scheint seine Mission wohl begriffen zu haben, und er scheint ihr gewachsen zu sein. Er läuft dem Walde zu und schlägt, am Scheidewege angekommen, den zur Ruine Hohenwang führenden ein. Nandl läuft bergan, fast ebenso rasch wie der Hund. Jetzt sind sie bei der Burg angekommen, Ajax stürzt durch das offene Thor in das Innere derselben. Nandl bleibt hochaufathmend und beklemmt vor dem Eingange stehen. Er ist also hier, noch mit ihr zusammen? Sie preßt die kleinen Nägel ihrer geballten Faust tief in's Fleisch, sie wagt es nicht, hineinzugehen, sie will nicht; der Hund wird sie schon aufstören. Sie horcht, — sie hört jetzt Ajax in der Halle hin und her laufen; er schnuppert, aber kein freudiges Bellen verkündet ihr, daß er ihn gefunden. Sie ruft nun: „Stefan, Stefan!" Keine Antwort. Aber der Hund kommt auch nicht zurück, — ist er auf falscher Fährte? Ihre bange Ungeduld läßt sie nicht länger außen weilen. Sie betritt die Halle, sie tastet in der Dunkelheit weiter. Es schwirrt und flattert um sie herum, einige Fledermäuse suchen über ihrem Kopf hinweg den Ausgang in's Freie. Unwillkürlich verzieht sie spöttisch den Mund, Valerie ist nicht hier, sie hat jetzt die feste Ueberzeugung davon. Aber Stefan? Es ist so dunkel, sie sieht nicht die Hand vor den Augen. Und was ist's mit Ajax, er rührt sich nicht, was ist mit ihm geschehen? Er war doch hier, — wo ist er hingekommen? Wieder ruft sie „Stefan!" Nur die eigne Stimme tönt im seltsamen Widerhall von der gewölbten Decke zurück. Jetzt beginnt sie, den Hund zu rufen, ein winselndes Gebell antwortet ihr von außen. Was ist das? Wie ein Dolchstich fährt es ihr durch's Herz, dann bleibt sie einen Augenblick wie gebannt unter dem Drucke eines haarsträubenden Gedankens: da draußen, da ist der Abgrund! — Sie muß hinaus. Aber wie? Von hier führt keine Thür, und die vom Hofe aus ist verschüttet, — wie ist der Hund hinausgekommen? Jetzt erinnert sie sich: da rückwärts, im hintersten Theil der Halle ist ein Stück Mauer eingestürzt, da ist er hindurch. Sie kennt die Stelle; ein Jahr ist's, daß sie hier gelegen und in ihrem Elend am liebsten gestorben wäre. Wenn über Stefan heute ein ähnlicher Wahnsinn gekommen wäre? Ihre Kniee wanken, aber sie tappt mit vorgestreckten Händen, den Pfeilern ausweichend, nach rückwärts; ein schwacher Schein dringt ihr entgegen; ah, — das ist die Lücke! — Schon fühlt sie das dornige Gestrüpp, das hier den Ausgang versperrt, es scheint geknickt, sie bricht mit Leichtigkeit hindurch. Sie ist draußen. Die Nacht ist heller geworden, der Lichtkreis, der den Mond umgibt, schwimmt langsam herauf, bald wird der Vollmond selbst über dem Gemäuer hervorsteigen. Sie sieht sich um; sie bemerkt den Hund, er steht hart am Rande des Felsens, der hier mit geringen Vorsprüngen und Abdachungen steil in die Tiefe hinabführt. Wieder erhebt er ein winselndes Geheul, diesmal stärker, durchdringender. Mit einigen Sprüngen kommt sie an ihn heran und fällt an seiner Seite in die Kniee. Alles ist ihr mit einemmale klar. Stefan ist da unten, er hat sich von hieraus hinabgestürzt. Wie hülfeflehend erhebt sie die Hände, ein Laut der höchsten Pein entringt sich der zusammengeschnürten Kehle, dann fällt sie, ihrer Verzweiflung nachgebend, mit dem Kopfe nach vorwärts auf das steinige Erdreich.

Ajax begann noch kläglicher zu heulen. Nandl fährt mit plötzlicher Energie in die Höhe, ihre Augen sind weit aufgerissen, als müßten sie im Dunkeln sehen, als müßten sie die Nacht des Abgrunds durchdringen. Sie schiebt sich noch weiter vor, dem Abhang zu, ihre Blicke tauchen in die Tiefe. Da, weit unten, lag wie ein dunkles Meer der weite, schwarze Wald, und aus seinen Wipfeln rauschte es wie in geheimnißvoller Klage zu ihr hinauf. Lag er da unten zerschmettert, todt? Sie breitete die Arme aus, ihr war, als zöge es sie ihm nach, als müsse sie auch hinunter zu ihm, zu dem Einziggeliebten.

In dem Augenblick tauchte der Mond in unendlicher Klarheit hinter dem Gemäuer auf und begann sein ruhiges Licht über sie und auf alle Gegenstände umher zu werfen. Wie ein silberner Nebel wob es sich aus den feuchten Dünsten des Waldes zusammen und wallte und wogte verführerisch über der Tiefe, dieselbe verschleiernd. Weiter und immer weiter beugte sich Nandl vor, — da stieß sie plötzlich einen Schrei aus; gellend tönte er weithin durch die stille, ruhige Nacht. Sie hatte ihn gesehen, — er war da unten, da hing er zwischen Himmel und Erde. Er war im Hinunterstürzen in einem Baum, der dem Felsenvorsprung entwachsen war und weit hinausragte, mit den Füßen hängen geblieben; zwischen zwei nahe beisammenstehenden Stämmen hatten sich seine Beine bei dem wuchtigen Fall fest eingekeilt, indeß der Kopf und der Oberkörper frei, durch nichts gestützt, der grausigen Tiefe zuhingen. Das Haar war über das Gesicht heruntergefallen und verdeckte es völlig, aber eben sein in den Mondstrahlen aufglänzendes Gold, das aus dem schwarzen Grunde sich abhob, hatte zuerst ihre Augen auf diesen Punkt gelenkt.

„Stefan!" rief sie mit all' der Inbrunst und all' dem aufjubelnden Entzücken ihres leidenschaftlichen Herzens. Die Tiefe, in der er hing, war nicht allzu beträchtlich, er konnte von dem Falle nur betäubt sein, vielleicht verletzt, aber nicht todt. Seine Lage war jedoch äußerst gefährlich, sie war entsetzlich. Sie mußte zu ihm, sie mußte ihn retten, und zwar sogleich, so schnell wie möglich. Ohne sich weiter zu besinnen, ohne zu bedenken, daß ihre schwachen Kräfte nimmer dazu ausreichen würden, um ihm Hülfe zu bringen, begann sie den steilen Abhang hinabzuklettern. Zur Zeit der Erbauung der Burg war dies eine kahle Felswand gewesen, aber im Laufe der Zeit hatte sich in allen Ritzen und Flächen des Kalkfelsens humusreiche Erde angesetzt, einzelne Bäume und Sträucher waren hervorgewachsen und mit Kräutern und Schlingpflanzen aller Art war das Gestein überwuchert. Nandl klammerte sich an allem, was ihren kleinen Händen einen Stützpunkt darbot, fest und begann hinabzuklettern. Der Hund zögerte noch, mit ihr den schwindelnden Weg zu betreten, heulend lief er oben hin und her; aber als sie immer tiefer vor ihm hinabstieg, überwand er seine Scheu und, vorsichtig die Tatzen einsetzend, suchte er ihr zu folgen. Nandl war bald in der Höhe des Körpers angelangt. Einige Klafter tiefer breitete sich ein mächtiger Felsenvorsprung aus, der sich nur allmählich abdachte; hier entsproßte der Ahorn, von dessen oberen Stämmen Stefan aufgefangen worden war; er hatte feste Wurzeln schlagen und sich kräftig entwickeln können; jetzt neigte er sich, infolge der auf ihm lastenden Schwere, noch mehr dem Abgrunde zu. Nandl übersah das mit einem Blick und sie erkannte sofort, daß sie nur von ihrem jetzigen Standpunkte aus Stefans Körper erreichen könne. Mit einer Waghalsigkeit, ja Todesverachtung, deren der Mensch nur in den Augenblicken höchster Nervenanspannung fähig ist, ließ sie jetzt mit einemmale die Sträucher, die sie mit den Händen fest umklammert gehalten hatte, los und, sich dem Abgrunde zuneigend, schwang sie sich zugleich dem Geäste des Baumes entgegen und erwischte es glücklich. Nur mit den Zehen hatte sie jetzt festen Boden unter sich, aber ihr Arm klammerte sich um Stefans Hüfte, die, auf den Zweigen ruhend, noch einen festen Halt hatte, indeß sein Oberkörper haltlos sich abwärts senkte. Sie befühlte den Körper, er schien ihr kalt; aber das konnte ja auch von der Feuchte der Nacht herrühren, die ihn durchdrungen hatte, ja, so mußte es sein. Bald vermochte sie die Vibration der Pulse zu unterscheiden, sein Herz klopfte, — er lebte!

(Fortsetzung folgt.)

Karl Friedrich Wilhelm Wander.

II. Kurzer Lebensabriß.

(Schluß.)

Kaum war Wander von seinem „Ausflug“ über das Weltmeer nach Hirschberg zurückgekehrt, so gingen auch die alten Chikanen wieder los. Gerichtsdiener erschienen, noch ehe er Zeit gehabt, die Familie und Freunde zu begrüßen, in seiner Wohnung, um ihn wegen rückständiger Steuern (von Amerika aus hatte er polizeiwidriger und unvorsichtiger Weise den Betrag — ein paar ganze Thaler — nicht geschickt!) auszupfänden; und da die „Exekution“ nicht genügte, so wurde er wegen Nichtachtung obrigkeitlicher Zahlungsbefehle (die seine Angehörigen ihm strafwürdiger und unvorsichtiger Weise nicht nach Amerika nachgeschickt hatten) verhaftet und trotz Ueberfüllung des Stadtgefängnisses einige Tage festgehalten. Das war der Willkomm. Und das Weitere entsprach der Einleitung. Man wollte dem verhaßten Manne den Aufenthalt unmöglich machen und fand hundert Mittel und Wege, sich durch viele kleine Verfolgungen für das Fiasko der großen Verfolgungen zu entschädigen. Und solche kleinliche Verfolgungen sind auf die Dauer schwerer zu ertragen als die großen. In einer französischen Novelle, irren wir nicht, von About, wird erzählt, daß ein von griechischen Räubern gefangener Reisender, der als sehr reich aber ebenso geizig bekannt war, von dem Hauptmann der Bande vor die Wahl gestellt wurde, entweder ein enormes Lösegeld zu bezahlen, oder sich alle halbe Stunden ein Haar ausreißen zu lassen. Der Reisende lachte anfänglich über das sonderbare Pressionsmittel — nach ein paar Tagen lachte er aber nicht mehr, sondern zahlte und kam halb wahnsinnig bei den Seinigen an. Ein ähnliches Verfahren wurde gegen Wander befolgt: man riß ihm solange ein Haar aus, d. h. fügte ihm solange in regelmäßiger Aufeinanderfolge hunderterlei, an sich gar nicht sehr bedeutende, durch die Wiederholung aber zur Folter werdende Unannehmlichkeiten zu, daß er zuletzt, zumal am politischen Horizont sich kein lichter Fleck zeigen wollte, die Geduld verlor und Anfang 1852 nach Löwenberg übersiedelte, wo er seinen wissenschaftlichen Arbeiten in Ruhe leben zu können gedachte, während seine Familie ein kaufmännisches Geschäft betrieb. Doch er hatte ohne die löbliche Polizei gerechnet. Auf Grund eines, von ehrlosen Verbrechern und Sträflingen handelnden Paragraphen wurde Wander die Niederlassung verweigert. Er wandte sich nun nach Bunzlau — auch hier wurde ihm die Niederlassung verweigert. Zum Glück hatte er sein Bürgerrecht in Hirschberg beim Weggehen nicht aufgegeben, sonst wäre er jetzt „heimathslos“ gewesen und wol auf dem „Schub“ über die Grenze transportirt worden. Nothgedrungen kehrte er nach Hirschberg zurück, von wo aus er sieben Jahre lang durch Beschwerdeschriften an die Behörden aller Instanzen und durch Petitionen an's Abgeordnetenhaus um sein Niederlassungsrecht kämpfte. Endlich, im Jahre 1859 — die älteste der „neuen Aeren“ hatte inzwischen begonnen — krönte der Erfolg seine Bemühungen: das Abgeordnetenhaus erklärte es für ungesetzlich, daß ihm die Niederlassung verweigert worden.

Hadwig von Schwaben und Mönch Ekkehard. (Seite 503.)

Innerhalb dieser sieben Jahre war ihm — anderer geringfügigerer Heldenthaten des „Rechtsstaats“ nicht zu gedenken — die Konzession zur Errichtung einer Privatschule versagt und seiner Frau der Gewerbebetrieb entzogen worden. Ja, man hatte es ihm sogar verwehren wollen, daß er sich „Lehrer“ nenne — ein Titel, der ihm, trotz zahlloser Prozesse, nicht hatte aberkannt werden können, und an welchem er um so fester hielt, weil er ihm den Triumph über die Intriguen seiner Feinde ausdrückte.

Mit jenem Beschluß des preußischen Abgeordnetenhauses endete für Wander die Zeit der Kämpfe und Verfolgungen. Durch seine Feder hatte er sich allmählich eine ziemlich gesicherte Existenz geschaffen — an einen bestimmten Ort war er nicht gebunden, nur wollte er sich nicht allzuweit von Hirschberg entfernen. So zog er denn in das prächtig gelegene Dörfchen Quirl, nahe bei Schmiedeberg, an der Straße zwischen Schmiedeberg und Hirschberg. Hier lebte er — in seinem „Heim“ haben wir ihn gesehen —, durch nichts abgezogen, wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten. Er schrieb nämlich, seit das Manteuffel-Westphalen'sche Regiment aufgehört, wieder viel für Zeitungen, und zwar namentlich auch über politische Fragen. Der „Bote aus dem Riesengebirge“ und der „Schmiedeberger Sprecher“ hatten im „alten Wander“ einen sehr emsigen und ebenso

schneidigen Mitarbeiter. Wander gehörte zu den Auserwählten, die nicht stumpf und nicht alt werden.

Hauptsächlich war aber seine Zeit dem „Deutschen Sprichwörter-Lexikon" gewidmet, einem Werk, dem keine Literatur Ebenbürtiges an die Seite setzen kann, und das seinem Fleiß, seiner Gelehrsamkeit und seinem Scharfsinn ein gleich rühmliches Denkmal setzt. An diesem Sprichwörter-Lexikon hat er fast 50 Jahre lang gearbeitet. Im Jahre 1831 begann er die Vorbereitungen, im Jahre 1863 erschien — bei Brockhaus in Leipzig — das erste Heft; im Jahre 1878 wurde der 5. und letzte Band vollendet, und als ihn im Juni des Jahres 1879 der Tod plötzlich dahinraffte, war das letzte Manuskript der Nachträge und Berichtigungen kaum trocken geworden.

Den Lehrerverhältnissen und der Entwicklung der Pädagogik in Deutschland und im Ausland folgte der „Lehrer Wander" stets mit einem besonderen Interesse, von welchem zahlreiche Zeitungsartikel und Abhandlungen Zeugniß ablegen.

Es ist zu wünschen, daß diese zerstreuten, zum Theil nur in engem Kreis bekannt gewordenen Arbeiten von befähigter Hand gesammelt und, kritisch gesichtet, durch Veröffentlichung in zweckmäßiger Form dem „großen Publikum" zugänglich gemacht und vor der Vergessenheit bewahrt werden.

Karl Beck. (Seite 504.)

Wander war, wie wir gesagt, ein Mann des Gesetzes im strengsten Sinne des Wortes. Das „Recht" war der Fels, auf den er sich stützte und auf dem er sich unbesiegbar wußte. „Man darf auch nicht den kleinsten Titel seines Rechts aufgeben," das war sein Wahlspruch in dem „dreißigjährigen Krieg", den er um sein gutes Recht geführt. Aber so begeistert er für das Recht war, für jene Fehlgeburt, genannt „Rechtsstaat", hatte er nur ein mitleidiges Achselzucken. „Das, was sich heutzutage Rechtsstaat nennt, ist nicht zu kritisiren; es ist unter aller Kritik", — so schrieb er Ende der 50er Jahre. — —

Am 21. September 1874 feierte Wander sein „fünfundzwanzigjähriges Amtsentsetzungsjubiläum". Er hatte nicht daran gedacht, aber Hunderte von treuen Freunden in allen Theilen des Vaterlandes wollten den „Gedenktag" nicht vorübergehen lassen, ohne „dem unentwegten Kämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht" ihre Verehrung zu bekunden. Eine Deputation wurde nach Quirl abgeordnet, und hunderte von sympathischen Zuschriften zeigten ihm, daß die Saat, welche er ausgestreut, nicht auf steinigen Boden gefallen war. — —

Seit zwei Jahren, wir zitiren hier den Nachruf in der „Frkf. Zeitung", kränkelte der alte Mann viel, sodaß er die ihm verordnete Traubenkur in der Pfalz nicht mehr gebrauchen konnte.

Augenscheinlich nahte der letzte Tag seines vielbewegten Lebens. Er wünschte nicht in Quirl, wo er zuletzt ansässig war, sondern in Hirschberg, dem Orte seiner amtlichen Wirksamkeit, seine Ruhestätte nach dem Tode zu finden. Er hatte sich darum eine Erbbegräbnißstelle daselbst angekauft. Im April v. J. trat in Hirschberg ein Komitee zusammen, um unter den Schülern, Schülerinnen, Freunden und Gesinnungsgenossen Wander's eine Sammlung zu veranstalten, durch welche zunächst eine würdige Einfriedigung der Erbbegräbnißstelle beschafft werden sollte. Sie wurde noch vor Weihnachten hergestellt, und am 27. Dezember 1878, also am 75. Geburtstage Wander's, begab sich eine Deputation aus Hirschberg nach Quirl, um Wander durch Uebergabe der Schlüssel zum Eigenthümer der Umfriedigung zu machen. Die Ueberweisung des ebenso seltenen als eigenthümlichen Geburtstagsgeschenkes an Ort und Stelle sollte mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand Wander's in günstigerer Jahreszeit stattfinden, wobei beabsichtigt war, demselben auch eine mit dem Namensverzeichniß der betheiligten Geber versehenes Album zu überreichen. Die volle Ueberweisung hat nun gestern (8. Juni) stattgefunden, und leider in anderer Weise, als die Freunde es hofften: mit dem Begräbniß. — — Er ruhe sanft! — Unter den Kämpfern für die Volksbildung, für das Recht und die Freiheit wird der Hirschberger Lehrer immer zu den Ersten und Besten gezählt werden, und das Volk, das immer dankbar ist denen, die ihm mit aufrichtiger Uneigennützigkeit, mit treuem Herzen dienen, wird ihm stets ein dankbares Andenken bewahren. — —

Die Verfolgungen aber, welche in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens geruht, wurden nach seinem Tode wieder aufgenommen. Wanders Schrift: „Drei Jahre aus meinem Leben" wurde im Herbst vorigen Jahres auf Grund des Sozialistengesetzes von der Polizei auf den „Index der verbotenen Bücher" gesetzt. Die Reichsbeschwerdekommission hat aber die Uebereifrigen belehrt, daß das Recht, für welches Wander gestritten, nicht ganz „ein leerer Wahn" ist, und hat das Verbot aufgehoben.

So hat denn der Mann, der im Leben die Feinde des von ihm vertretenen Rechts in allen Kämpfen besiegte, noch im Tode einen Sieg über sie errungen. — — —cht.

Ein Gradmesser der Kultur.

Von **Rothberg-Lindener.**

(Schluß.)

Zur Darstellung wohlfeilerer Seife findet ferner das gewöhnliche Fichtenharz und Kolophonium Verwendung. Diese Harze allein verbinden sich leicht mit den Alkalien, aber das Produkt würde nicht Absatz finden. Wohl aber geschieht das, wenn dem Harze eine gewisse Menge Talg zugesetzt wurde; man erhält dann die sogenannte gelbe Harztalgseife. Die in Deutschland häufig dargestellte Palmölseife enthält gewöhnlich auch Harz. Es werden 2 Theile Talg und 3 Theile Palmöl mit Kali- oder Natronlauge verseift und das fertige Produkt mit der aus 1 Theil Harz und der nöthigen Kalilauge gewonnenen Harzseife vermischt.

Die Kaliseifen sind, wie schon angedeutet, stets weich. Es ist das ebenso der Fall, wenn ein festes Fett oder ein flüssiges Oel zur Verwendung gelangen. Diese weichen oder Schmierseifen trocknen an der Luft nicht aus, sondern ziehen Wasser an und bilden eine Art Gallert. Es kann hierbei immer nur Kalilauge angewendet werden und ein Aussalzen findet natürlich nicht statt, da ja dadurch die nicht beabsichtigte Umwandlung in harte Natronseife vor sich gehen würde. Die Schmierseife enthält also auch immer den ganzen Kesselinhalt, Seifenleim, Unterlauge und alle Unreinigkeiten im Gemisch. Man kann diese Art bezeichnen als eine gallertdicke Lösung unreiner Kali-Oelseife in überschüssiger Kalilauge, gemengt mit dem bei der Verseifung ausgeschiedenen Glycerin.

Die Wahl der Fettarten zu weichen Seifen richtet sich theils nach dem Preise, theils nach der Jahreszeit. Im Winter verarbeitet man die sogenannten weichen oder warmen Oele, wie Hanföl, Lein- und Leindotteröl, Sommerrübsenöl und ähnliche; im Sommer hingegen die harten Oele, wie Winterrübsenöl, Südseethran und Häringsthran. Will man eine allzuweiche Beschaffenheit vermeiden, so verseift man Gemenge dieser Oele mit billigeren Fetten, Knochenfett, geringem Palmöl oder Talg.

Das sogenannte Korn in Schmierseifen, das von vielen als Zeichen ihrer guten Qualität angesehen wird, ist immer auf künstliche Weise hervorgerufen. Ohne Beeinträchtigung der Güte geschieht dies durch Zusatz kleiner Stückchen Hammeltalg zu dem verseifenden Oel, oder kleiner Würfel von harter, weißer zu der beinahe fertigen Schmierseife. Ueberflüssig ist es schon, das Korn hervorzurufen durch Zusatz von Stärkekleister und Umrühren der Seifenmasse, bis sich in ihr weiße Punkte oder Strahlen zeigen. Widersinnig und den Werth beeinträchtigend ist dagegen der häufig beliebte Zusatz von zerfallenem Aetzkalk, weil das hierdurch allerdings leicht zu bildende Korn aus werthloser, weil in Wasser unlöslicher Kalkseife besteht.

Die angeführten sind die Hauptgattungen von Seifen, die im Handel wohl seltener nach ihrer charakteristischen Bezeichnung, als unter den verschiedensten anderen Benennungen verkauft werden, die auch an verschiedenen Orten wechseln. Die meist sehr wasserhaltigen Toilettenseifen führen meist den Namen nach in kleinen Mengen zugesetzten Stoffen, die entweder wohlriechend sind oder irgendwie äußerlich medizinisch, verschönernd wirken sollen. Sie werden auf dreierlei Weise hergestellt. Entweder durch Zumischen der Riechstoffe zu umgeschmolzener fertiger Seife, oder, indem geruchlose, kalte Seife in Spähne zerschnitten wird, welchen Riech- und etwa beliebte Farbstoffe zugesetzt werden, wonach sie zwischen Walzen zerdrückt und gemischt werden, bis gleichmäßig gefärbte und parfümirte Seifentafeln zum Vorschein kommen, die dann nur zerschnitten zu werden brauchen. Bei der direkten Bereitung von Toilettenseifen wird der aus möglichst reinen Materialien ersiedeten Seife das Aroma und der Farbstoff vor dem Festwerden einverleibt. Als Farben finden sich zumeist verwendet Zinnober für Roth, Ultramarin für Blau, eine Lösung von Krümelzucker in Lauge für Braun. Pfirsichblüthfarbene Adern sollen durch Zusatz von etwas Weinstein zu der mit Bittermandelöl parfümirten Seife entstehen. Die vielbenutzte Mandelseife ist übrigens immer aus Schweinefett, oft mit Kokosöl gemischt, dargestellt und nur mit etwas ätherischem Oel der bittern Mandeln versetzt. Transparente Seifen werden durch Auflösen von völlig trockener, in Spähne geschnittener Talgseife in mäßig erwärmtem Alkohol hergestellt; wenn die Unreinigkeiten sich abgesetzt haben, wird die klare Lösung in Formen gegossen, in denen sie aber erst nach 3—4 Wochen hart und brauchbar wird. Zum Färben dient hier eine alkoholische Lösung von Cochenille oder Alkanna für Roth, Curcumatinktur für Gelb; zum Parfümiren wird häufig Zimmtöl benutzt.

Die Verwendung der Seife zur Entfernung von Schmutz, besonders irgendwie fettigem, ist nicht dem in ihr enthaltenen Alkali allein zuzuschreiben; die Fettsäuren spielen auch ihre Rolle dabei. Nach Chevreul's Erklärung ist der Vorgang beim Waschen der, daß die neutralen, fettsauren Alkalien sich im Wasser zersetzen in zweifach fettsaures und freies Alkali. Letzteres, das in der Seife verhindert war, durch Anziehen von Kohlensäure aus der Luft, wie freies Alkali, seine ätzende Eigenschaft zu verlieren, wirkt nun energisch lösend auf fettige Schmutztheile, es verseift sie. Das gleichzeitig gebildete doppeltkohlensaure Alkali, welches in Wasser unlöslich ist, hüllt die von der Haut, dem Gewebe abgelösten Schmutzfettseifentheilchen ein, hält sie suspendirt und hindert sie, sich auf's neue an den gereinigten Stellen niederzuschlagen. Die Fettsäuren sind also in der Seife Träger der Alkalien, dann Schutzmittel, welche sie vor Uebergang in den kohlensauren Zustand bewahren und schließlich Einhüllungsmittel beim Gebrauch der Seife.

Diese Anschauung für die Wirkungsweise der Seife gibt zugleich eine richtige Grundlage für die Beurtheilung des Werthes. Derselbe steht offenbar im graden Verhältniß zum Gehalt an reinem fettsauren Alkali. Eine reelle Seife dürfte daneben nur noch das unvermeidliche, möglichst geringe Quantum Wasser enthalten. Das künstlich hineinpraktizirte reine, oder in Gestalt von Unterlauge mit Unreinigkeiten und Salzen beladene Wasser

bietet selbstredend gar keinen Ersatz, ist Ballast zum oft sehr großen Nachtheil des Konsumenten. Eine gefüllte, dem Anschein nach leidlich trockene Seife löst sich, in Wasser gebracht, so rasch auf, daß eben nicht blos, wie bei einer reellen, trockenen Kernseife, durch Reiben das eben benöthigte kleine Quantum auf der richtigen Stelle abgegeben wird, sondern viel mehr davon, ja sie „zerfährt" bald ganz und gar, und der vom Fabrikanten hervorgehobene Vortheil der Wohlfeilheit erweist sich zum größten Aerger der Konsumenten als das Gegentheil. Es sind also der Wassergehalt und ein gewisser Härtezustand auch in warmem Wasser die ersten, wichtigsten und jedem Laien zugänglichen Grundlagen zur Beurtheilung einer Seife; aber nicht die einzigen. Es muß ferner die nach völligem Austrocknen einer Seife, die als Kernseife verkauft wurde, zurückbleibende Substanz neutrales, fettsaures Alkali sein und darf weder freies Alkali oder Kochsalz, noch überschüssiges Fett enthalten. Freies Alkali ist in den meisten Fällen schädlich, zuweilen aber auch vortheilhaft; Kochsalz ist überflüssig; unverbundenes Fett aber ist nachtheilig, da es die Bildung von reichlichem Seifenschaum hindert und durch Ranzigwerden die Seife für manchen Gebrauch entwerthet.

Die Gegenwart der bisher angeführten werthverringernden oder nachtheiligen Stoffe in der Seife kann vom Fabrikanten entschuldigt werden mit dem Verlangen der Konsumenten nach wohlfeiler Waare oder mit Mängeln bei dem Verfahren der Herstellung. Anders ist es mit einer Menge anderer Substanzen, welche in der Seife nichts oder nur vermeintlich etwas zu schaffen haben, falls deren Anwesenheit nicht schon durch die Benennung angezeigt wird. Letzterer Art sind die unter den Namen Bimsstein- und Kieselseifen verkauften, deren pulverisirte feste Substanz durch mechanische Abreibung zu reinigen bestimmt ist. Diese Substanzen sind auch dem Auge erkennbar. Nicht sichtbar findet man Kieselerde harten Talg- und Oelseifen beigemengt in Form von Wasserglas (löslichem kieselsaurem Alkali). Dieses läßt sich etwa bis zu 17 pCt. zusetzen; eine größere Menge würde in gefüllten Seifen, ähnlich wie Kochsalz wirkend, ein durchaus unerwünschtes Aussalzen herbeiführen. Unter dem Namen Van Bärle's Wasch-Präparat kommt eine Wasserglas-Komposition in den Handel, die aus einem Theil Seife und 30 Theilen Wasserglas besteht, Ansehen und Konsistenz von weißer Schmierseife hat. Dieses nicht als Seife verkaufte Präparat wird von Autoritäten empfohlen zum Auflösen des Schmutzes in gewöhnlicher Hauswäsche vor dem eigentlichen Waschprozeß, der also nur vorbereitet und erleichtert werden soll. Da es aber nur Fett und Schweiß, nicht aber auch so häufig vorhandene eiweißhaltige Stoffe (Blut, Schleim, Eiter) auflöst, ist der Gebrauch von Seife keineswegs erübrigt. Das ganze Waschverfahren wird theurer; überhaupt steht nach Wagner's Ansicht der Preis der Komposition im ungünstigen Verhältniß zu ihrem Werth. — Sparseife ist wol kein treffender Ausdruck für ein Gemenge von gewöhnlicher Harz- oder Kokosölseife mit viel Knochengallert! Müssen wir nicht diejenigen bedauern, die unter dem Namen Liverpool-Armenseife eine sehr gefüllte Waare bekommen, die nicht blos mit der Gallert, sondern auch mit der Erde der Knochen reichlich versetzt, wenn auch billig ist? Ist ein Verfahren wohl eines Patentes würdig, wonach die Fettsubstanz mit Aetzbaryt zersetzt werden soll, welcher eine unlösliche Seife bildet, die aber löslich wird, wenn man sie mit schwefelsaurem Natrium zersetzt, dabei zugleich den Baryt in schwefelsaurer Form in sich behält, dadurch weiß wie Alabaster und sehr schwer wird, aber doch Schund ist! Daß zur Vermehrung des Gewichts der Seifen zuweilen noch andere fremdartige Substanzen, wie Stärkemehl, gemahlener Kalk, Ocker, Thon, Gyps, Schwerspath zugesetzt werden, sei noch der Vollständigkeit wegen erwähnt.

An geeigneten und zuverlässigen Methoden, an deren Hand der Chemiker alle in Seifen vorkommenden Substanzen und sonach den Werth bestimmen kann, mangelt es nicht. Aber auch der Konsument kann auf einfachem Wege und ohne besondere Uebung und Apparate zu einer für sein Urtheil genügenden Werthbestimmung gelangen. Es reicht hin, wenn er den Wassergehalt und die Anwesenheit und ungefähre Menge fremdartiger Stoffe zu erkennen vermag. Der Wassergehalt läßt sich bestimmen, indem man eine abgewogene Menge geschabter Seife in ein kleines flaches Gefäß bringt und nun in der Röhre eines Stubenofens (der aber nicht so heiß sein darf, daß die Seife kohlt), oder besser noch auf einem Gefäß mit kochendem Wasser solange trocknet, bis die Spähnchen wieder zu einem Stück zusammenlaufen. Oder man kann auch die Methode des Aussalzens wählen, wonach die abgewogene Seife in gesättigte Kochsalzlösung eingetragen wird, wodurch sie sich beim Kochen zu einer festen, wasserarmen Masse zusammenballt, die nach Abspülen und gelindem Trocknen wiederum gewogen wird. Aus dem Gewichtsverlust läßt sich der prozentige ursprüngliche Wassergehalt der Seife leicht berechnen. Wenn derselbe mehr als 30 pCt. beträgt, so verdient die Waare nicht mehr das Prädikat „mittelmäßig". Die Feststellung des Antheils an unvermeidlichen Verunreinigungen und beigemengten festen, fremdartigen Bestandtheilen bietet gleichfalls wenig Schwierigkeit. Diese Substanzen lassen sich sehr leicht abscheiden; man braucht zu dem Zweck nur eine bestimmte Menge der verdächtigen Seife in auf 40 ° C. erwärmtem Alkohol zu lösen. Es bleiben alle fremden Körper, der größte Theil des Kochsalzes, des schwefelsauren und kohlensauren Natriums, sowie etwa vorhandenes Wasserglas als unlöslicher Rückstand am Boden. Nach mehrmaligem Auswaschen mit Alkohol und Trocknen bestimmt man sein Gewicht. Ergibt die Berechnung mehr als 5 pCt. solcher Rückstände, so ist man zu dem dringenden Verdacht berechtigt, daß die Verunreinigungen weder unvermeidlich, noch unbeabsichtigt seien! Auszunehmen sind die erwähnten Fälle, in denen der Konsument den Zusatz fremder, reibender Substanzen wünscht und die Namensbezeichnung diesen Umstand anzeigt.

Wenn nun der Leser die obigen Ausführungen mit seinen eigenen Erfahrungen zusammenhält, wird er mir gewiß gern zugeben, daß dieser Liebig'sche Gradmesser ein sehr elastischer Maßstab für unsere Kultur ist — darum vielleicht grade ein recht geeigneter für Parteizwecke! Wir aber werden uns auch weiterhin nicht wundern, daß soviele Reinigungsprozesse mißlingen, daß überall so gar viel schmutzige Wäsche noch auf gründliche Säuberung wartet. Da wird anscheinend viel Arbeit aufgewendet, wir sehen in's Wasser schlagen und Seifenschaum hochaufspritzen — am Ende bleibt die Wäsche doch schmutzig; sie wird immer wieder gewaschen: Ja! aber mit was für Seife?

Aberglaube oder Wissenschaft?

Von **Bruno Geiser.**

(Der Besuch des Magnetiseurs. — Die gelehrten Vertheidiger spiritistischer Anschauungen: z. B. Hare, Nassau W. Senior, Wallace und andere.)

Als ich vor einiger Zeit um Mittag nachhause zurückgekehrt war, meldete man mir, ein Herr habe mich zu sprechen gewünscht und auf die Mittheilung hin, ich sei augenblicklich abwesend, ein Manuskript hinterlegt, welches er sich nachmittags wieder abholen würde, wenn ich es nicht veröffentlichen wolle. Das Ersuchen, seinen Namen nennen zu wollen, hatte der Fremde mit der Bemerkung, der Name thue wohl nichts zur Sache, abgelehnt.

Ich bin an starke Zumuthungen gewöhnt und dagegen mit kaum zu erschütternder Kaltblütigkeit gewappnet. Achselzuckend wollte ich die paar Blätter beschriebenen Konzeptpapiers unter dem Chimborasso von Manuskripten begraben, den zu verkleinern ich täglich — fruchtlos wie Sisyphus — beflissen bin, als mein Auge absichtslos über den Titel und die ersten Zeilen der kleinen Abhandlung hinschweifte.

Magnetismus — Spiritismus — las ich da; ich lächelte unwillkürlich und schaute, ob die Leistung, deren Thema mir wenig Vertrauen einzuflößen geeignet war, eine Unterschrift aufzuweisen habe. Und in der That: Magnetiseur X. stand da zu lesen.

Nun hatten sich die in ihrem Aeußeren nichts weniger als gewählten Blättchen mein Interesse erobert. Was ein Magnetiseur über seine angebliche Wissenschaft für die „Neue Welt" zu schreiben gutfände, das zu erfahren, war ich wirklich ein wenig neugierig.

So kam denn das Manuskript nicht auf oder, als jüngst eingelaufenes, vielmehr unter den Chimborasso, sondern wanderte

mit mir an den Mittagstisch und lag — zu großem Aerger meiner Frau, die da meint, Arbeiten habe seine Zeit, Essen aber auch — während der Mahlzeit neben meinem Teller.

Der gerechte Aerger meiner Lebensgefährtin dauerte nicht lange. Kaum hatte ich einen Teller Suppe und zwei Blätter von der Arbeit des Magnetiseurs genossen, als ich die letztere — wieder achselzuckend — beiseite legte.

„Das Fleisch ist willig — —“ brummte ich vor mich hin. — Ungefähr um 4 Uhr nachmittags meldete mir das Dienstmädchen „den Herrn von heutmorgen“.

Ich griff nach dem Manuskripte des Magnetiseurs und begab mich in das Zimmer, wo er meiner harrte.

Ein großer, schmächtiger, noch ziemlich junger Mann stand bescheiden in der Nähe der Thür und grüßte ein wenig ceremoniell, jedoch mit entgegenkommender Freundlichkeit.

„Herr Magnetiseur X.?“ fragte ich, mich leicht, aber gleichfalls höflich, verbeugend.

„Zu dienen!“ erwiderte eine weiche, beinahe salbungsvolle Stimme.

„Sie hatten die Freundlichkeit, mir eine Arbeit über Magnetismus und Spiritismus zur Verfügung zu stellen — —“

Der Magnetiseur mochte das Schicksal ahnen, welches ich seinem Projekte, die „Neue Welt“ zu einem Organ seiner Geisterwelt zu machen, zugedacht hatte.

Nicht ohne eine gewisse Gewandtheit fiel er ein:

„Ich erlaube mir der Ansicht zu sein, daß es den Lesern Ihres geschätzten Blattes angenehm sein wird, einmal etwas Authentisches über eine so wichtige Frage unsrer Zeit und unsrer Wissenschaft, wie es der Spiritualismus ist, zu lesen.“

„Sie täuschen Sich nicht,“ entgegnete ich sehr ruhig und freundlich. „Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen aber eröffnen, daß ich Ihre Arbeit für nicht recht geeignet halte, die Sache des Spiritismus oder Spiritualismus so zu vertreten, wie Sie selber es wünschen, und noch weniger so, als ich es im Interesse des Blattes, das ich zu redigiren die Ehre habe, verlangen muß.“

„Darf ich wohl fragen, warum?“ sagte der Spiritist, ebenso ruhig und noch freundlicher, als ich.

„Weil — Sie werden mir meine Offenheit nicht übelnehmen, ich halte sie für meine Pflicht! — weil Sie weder Ihren Gegenstand so beherrschen, noch so zu schreiben verstehen, wie es eine ernste Sache und das Lesepublikum zu verlangen ein gutes Recht hat.“

„Sie wollen Sich und Ihr Blatt den Wahrheiten des Spiritismus verschließen, Herr Redakteur?“ fragte mit leisem, fast väterlichen Vorwurf der Magnetiseur.

„Ich wiederhole mit anderen Worten, was ich eben gesagt habe, mein Herr,“ erwiderte ich etwas ungeduldig. „Die Form, in der Sie Ihren Spiritismus schildern, ist nicht korrekt genug, und auch an Stelle der Gründe, mit denen Sie für Ihre Sache eintreten, lassen sich bessere in's Feld führen — das lehrt schon der verfehlte Anfang Ihrer, wie ich gern glaube, sehr gut gemeinten Arbeit.“

„Nun ja, das mag ja sein; würden Sie aber in die ‚Neue Welt‘ etwas für den Spiritismus aufzunehmen bereit sein, was diese Mängel nicht hat? Sie verzeihen die vielleicht unbescheidene Frage, Herr Redakteur?“

„Bitte sehr; ich habe keine Ursache, darauf die Antwort zu verweigern. Wenn mir eine Abhandlung, im Sinne des Spiritismus geschrieben, zugeht, die mir in Form und Umfang für die ‚Neue Welt‘ passend erscheint, so werde ich keinen Anstand nehmen, dieselbe der Oeffentlichkeit zu übergeben; aber ich werde wahrscheinlich nicht umhin können, sie mit Anmerkungen zu versehen oder ihr eine Entgegnung anzufügen, — der Tendenz der ‚Neuen Welt‘ und meiner Ueberzeugung entsprechend.“

„Es ist Ihnen also wohl entgangen, Herr Redakteur, daß sich in neuerer Zeit auch die Wissenschaft, hier in Leipzig zum Beispiel der berühmte Professor der Astrophysik, Herr Friedrich Zöllner, für den Spiritismus erklärt hat, und daß es eine viele hundert Bände umfassende gelehrte Bibliothek des Spiritismus gibt, worin seine Wahrheiten unwiderleglich bewiesen werden?“

Der Herr Magnetiseur fixirte mich scharf, offenbar im Gefühle vermeintlicher Ueberlegenheit, und vielleicht auch glaubend, sein Blick möchte bei mir magnetische Gewalt bewähren; er bewegte dabei die Hände zur Unterstützung seiner Worte schwung- und würdevoll wie ein Kanzelredner.

„Mir ist nicht entgangen, mein werther Herr Magnetiseur,“ entgegnete ich, unberührt von der, wie es schien, versuchten magnetischen Bezauberung, „daß eine ganze Anzahl von Männern der Wissenschaft, in Amerika und England, in Frankreich und in Deutschland, für den Spiritismus, Magnetismus, die Odlehre &c. sich haben interessiren lassen; aber ich weiß sehr wohl, daß selbst hochverdiente und durchaus ehrliche Gelehrte bei ihrem eifrigen Bemühen, der Wahrheit nachzugehen, von dem Pfade der Wissenschaft abgewichen sind, um in dem verderbenbringenden Sumpfe einer bodenlosen Mystik für die Wissenschaft unterzugehen.“

„Sie meinen also, daß Herr Professor Zöllner in einem, vielleicht an Aberglauben grenzenden Irrthum ist, wenn er — —“

„Ich meine nur, daß solche Themata, wie sie der Spiritismus in Hülle und Fülle bietet, garnicht oder wissenschaftlich behandelt und bewiesen werden müssen, und daß Berufungen auf die Namen wissenschaftlich angesehener Männer oder ihre Bücher gar keinen Anspruch auf Geltung haben und nur solcher Männer strengwissenschaftliche Gründe in Betracht kommen können.“

„Kennen Sie vielleicht die Gründe, mit denen der große Amerikaner Jackson Davis den Spiritismus über allen Zweifel erhoben hat und wodurch er nachgewiesen hat, daß auch nur durch den Spiritismus die Menschheit glücklich gemacht werden kann? O, Sie kennen die staunenerregenden Werke dieses herrlichen Mannes nicht, mein Herr Redakteur, sonst müßten Sie überzeugt, sonst müßten Sie selbst Spiritist sein.“

Der Herr Magnetiseur war von seinen eigenen Worten ganz begeistert worden — er hatte sich erhoben und seine Hände wie beschwörend in die Luft gestreckt.

Ich erhob mich ebenfalls.

„Sind es nicht ungefähr dreißig Bände, in denen der literarisch erstaunlich fruchtbare Prophet des Spiritismus, Mr. Jackson Davis, die Beweisgründe und Lehren desselben niedergelegt hat?“ fragte ich, nicht ohne Spott — denn das auf Effekt berechnete Benehmen des Magnetiseurs begann den Ernst allmählich zu verdrängen, mit dem ich dem Manne anfangs entgegengetreten war. „Nun, einen Theil davon kenne ich, derselbe hat aber die von Ihnen vorausgesetzte Wirkung leider nicht ausgeübt.“

Der Magnetiseur schien mich aufzugeben. Er steckte seine Abhandlung in die Rocktasche.

„Dann habe ich mich in Ihnen getäuscht, obgleich mich mein Freund, Herr Dr. Z., versichern zu können glaubte, Sie würden für unsere große Sache nicht unzugänglich sein. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Redakteur.“ Er verneigte sich wiederum höflich und ging.

„Doktor Z. — sieh da — der auch unter den Spiritisten!“ mußte ich ausrufen, als sich die Thür hinter dem Magnetiseur geschlossen hatte. Doktor Z. ist ein kenntnißreicher Mediziner, ein scharfsinniger und freidenkender Arzt.

Nun ja, in verschiedenen seiner Behauptungen, auch in solchen, die einem der Sache Unkundigen recht unglaublich erschienen wären, hatte der Magnetiseur recht. Der Spiritismus, welcher den Glauben an Geister, an körperlos in der Welt herumspukende Gespenster und an deren Verkehr mit Menschen einschließt, hat seine Anhänger nicht etwa allein gefunden in den Schaaren kenntniß- und gewissenloser Charlatans, deren einziger Zweck die materielle Ausbeutung der leichtgläubigen Menge ist; auch nicht nur in den Reihen dieser durch keine sorgfältige Verstandeserziehung vor dem Betrogenwerden seitens solcher Gaukler und Gauner geschützten Masse des Volkes selbst, obgleich die ersteren auch in den Spiritistensitzungen zu finden sind, wie überall in der Welt, wo geduldige Schäflein ihre Wolle zum Scheeren hinhalten, und obgleich viele tausend Mitglieder der letzteren, Männer und Frauen des Volkes, in Amerika wirklich sogar schon millionen, das Gros und den Troß der Spiritistenarmeen bilden; nein, seine Hauptanhänger, seine besonders beachtenswerthen und für jede Anfeindung als Gegner gefährlichen Verkündiger hat der Spiritismus wirklich in der Gelehrtenwelt, und nicht blos seit heut und gestern, sondern schon seit längerer Zeit und neuestens grade in auffällig zunehmenden Maße.

Männer, deren Namen mit goldenen Lettern in die Annalen einer vorurtheilsfreien Wissenschaft eingetragen waren, auf die die Menschheit ein Recht hatte, stolz zu sein, sind plötzlich oder — wohl in den meisten Fällen — nach sorgfältiger Untersuchung der angeblichen lebensmagnetischen, spiritistischen oder odischen Probleme und, wie es scheint, nicht selten auch nach langem Kampfe mit sich selbst, mit ihrer früheren wissenschaftlichen Ueberzeugung, Spiritisten geworden.

Das ist eine Thatsache, die gewiß von allerhöchstem Interesse ist.

Sehen wir uns einmal um in den Reihen der gelehrten Spiritistenwelt.

Von den eigentlichen Erfindern oder Entdeckern der fraglichen oder vermeintlichen Erscheinungen sehe ich an dieser Stelle ab. Der schwedische Gelehrte Emanuel von Swedenborg, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts seine „neue Kirche“ stiftete; der Arzt Friedrich Anton Mesmer, welcher in den siebziger Jahren desselben Jahrhunderts den Glauben an seine Magnetkuren und an den thierischen Magnetismus zu verbreiten begann; der Chemiker Karl Freiherr v. Reichenbach, bekannt und berühmt als Industrieller und Naturforscher, als Schöpfer großartiger gewerblicher Anlagen, Entdecker des Kreosot und Paraffins und Vater der magnetisch-spiritistischen Odlehre und des Sensitivismus, endlich der bereits genannte, durch übersinnliche Eingebung zum Gelehrten und Propheten des neuesten Spiritismus gewordene Andrew Jackson Davis — — mit ihnen werden wir uns später zu beschäftigen haben.

Dagegen will ich hier eine Reihe von bedeutenden Gelehrten und berühmten Schriftstellern aufführen, welche zu den Bekehrten des Spiritismus gehören, zu jenen ungläubigen Thomassen, die, wie sie selbst offen behaupten, erst die Finger legen mußten in die Nägelmale, — um biblisch zu reden, — bevor sie zu Bekennern des Spiritismus wurden.

Mit dem Vaterlande des Spiritismus von heute will ich beginnen. Es ist Amerika, wo 1843 Jackson Davis, und in dem ohnehin denkwürdigen Jahre 1848 das neunjährige Mädchen Kate Fox als die ersten „Medien“, d. i. Mittler zwischen der Menschen- und Geisterwelt, aufgetreten sind*).

1851 wurde ein hervorragender amerikanischer Rechtsgelehrter Spiritist. John Worth Edmonds, so hieß er, war Rechtsanwalt, dann Richter des Obergerichtshofs von New-York, Mitglied beider Abtheilungen des gesetzgebenden Körpers und eine Zeitlang sogar Präsident des Senats von New-York. Edmonds wurde im genannten Jahre von einigen Freunden veranlaßt, ein Medium zu besuchen und begab sich, in der Absicht, den jenen durch das Medium veranlaßten Manifestationen, wie er anfänglich meinte, zugrunde liegenden großen Betrug aufzudecken, an die Untersuchung der sonderbaren Erscheinungen.

Er beschreibt in seinem Werke „Der amerikanische Spiritismus, Untersuchungen über die geistigen Manifestationen“ alle diese Erscheinungen, darunter die eine wie folgt:

„Am 23. April 1851 war ich Theilnehmer einer Gesellschaft von neun Personen, welche rings um einen Tisch saßen, auf dem eine Lampe brannte, während noch eine zweite Lampe auf dem Kaminsims leuchtete. Und dort wurde vor den offenen Augen aller der Tisch wenigstens einen Fuß hoch vom Boden emporgehoben und rückwärts und vorwärts so leicht geschüttelt, wie ich einen Becher in meiner Hand bewegen würde. Einige von der Gesellschaft versuchten, ihn durch ihre Kraftanstrengung festzuhalten, aber vergeblich; so zogen wir uns alle von dem Tische zurück, und bei dem Lichte dieser zwei brennenden Lampen sahen wir den schweren Mahagonitisch in der Luft schweben**).“

Der rechtsgelehrte Mann erlebte außerdem noch viel höchst Wunderbares und will sich überzeugt haben, daß diese Wunder nicht auf sinnlich-natürliche, wissenschaftliche Weise, sondern nur auf übersinnliche, spiritistische Art zu erklären seien.

Im Jahre 1857 wurde Professor Mapes, ein ausgezeichneter amerikanischer Agrikulturchemiker***), gleichfalls spiritistisch erleuchtet, nachdem er die Wunder des Spiritismus mit Hülfe eines Cirkels von zwölf Freunden vier Jahre lang den eifrigsten Untersuchungen unterzogen hatte.

Etwa um dieselbe Zeit gewann die neuentdeckte Geisterwelt in dem Dr. med. Robert Hare, früheren Professor der Chemie an der Pennsylvania-Universität und „einem der ausgezeichnetsten Gelehrten Amerikas*)“, einen ihrer hervorragendsten Vertreter. Nach vielfältigen Experimenten, auch zu dem Zwecke der Widerlegung oder der natürlich-wissenschaftlichen Erklärung spiritistischer Phänomene unternommen, bekannte er sich in seinem Buche: „Experimentelle Untersuchungen über Geistermanifestationen“ für überwunden und ward einer der begeistertsten Herolde der neuen Erkenntniß.

In England war der vielgenannte Schriftsteller Thomas Adolphus Trollope einer der ersten Männer von wissenschaftlicher oder literarischer Bedeutung, die zur Fahne des Spiritismus geschworen haben. In einem später öfter abgedruckten Briefe, der zuerst 1855 im „Morning Advertiser“ erschienen ist, schrieb Trollope:

„Ich bin bei sehr vielen Sitzungen Mr. Home's (eines der berühmtesten Medien) in England, bei vielen in meinem eigenen Hause in Florenz und bei manchen in dem Hause eines Freundes in Florenz zugegen gewesen. . . . Mein Zeugniß ist daher dieses: Ich habe, wie ich glaube, mit allen bekannten und allgemein angenommenen physikalischen Gesetzen total und ganz unerklärliche Thatsachen gesehen und wahrgenommen. Ich verwerfe unbedenklich die Theorie, welche dergleichen Thatsachen als durch den besten Kennern der Taschenspielerei wohlbekannte Hülfsmittel erzeugt erachtet.“

Eine im wesentlichen ähnliche, in ihrer Fassung aber noch präzisere und dem Spiritismus günstigere Erklärung gab 1860 der um die Heilwissenschaft verdiente medizinische Schriftsteller James M. Gully ab.

Von anderen Anhängern und Jüngern des Mr. Home, die in der wissenschaftlichen Welt eine Rolle spielen, kann hier abgesehen werden, aber der berühmte englische Romandichter Thakeray und der unter den Nationalökonomen der Gegenwart einen nicht minder glänzenden Namen besitzende oxforder Professor Nassau William Senior darf nicht vergessen werden. Beide glaubten an die „spirituellen Manifestationen“, nachdem sie vielmal in ihrer Anwesenheit sich vollzogen hatten, ohne daß sie sich natürlich hätten erklären lassen.

Der Astronom Prof. Challis hingegen bekannte sich ohne eigne Untersuchung überzeugt. Er schrieb an das „Clerical Journal“ im Juni 1863:

„Der Zeugnisse sind so zahlreiche und übereinstimmende gewesen, daß entweder die Thatsachen, so wie sie berichtet sind, zugestanden, oder die Möglichkeit, Thatsachen überhaupt durch menschliches Zeugniß zu erhärten, aufgegeben werden muß**).“

In demselben Jahre trat ein londoner Professor der Mathematik, Augustus de Morgan, mit einem anfangs anonym erschienenen Werke: „Von der Materie zum Geiste“ für den Spiritismus ein***), und 1866 war der berühmte englische Naturforscher Alfred Russel Wallace, welcher Darwin den Ruhm der Entdeckung, wie die Arten der organischen Wesen entstehen, streitig macht, für den Spiritismus gewonnen.

Das Schlußwort dieses unzweifelhaft hochbedeutenden Gelehrten in seinem Buche ist so wichtig, daß es hier noch Platz finden mag:

„Tausende von jetzt lebenden intelligenten Leuten wissen aus persönlicher Beobachtung, daß manche der seltsamen Erscheinungen, welche von Männern der Wissenschaft für absurd und unmöglich erklärt wurden, nichtsdestoweniger wahr sind. Es ist keine Widerlegung derselben und keine Erklärung der Thatsachen, ihnen zu sagen, daß solche Glaubensansichten nur auftreten, wenn die Menschen noch des kritischen Geistes entbehren, und wenn der Begriff des gleichförmigen Gesetzes noch nicht erwacht sei; daß auf gewissen Gesellschaftsstufen Illusionen dieser Art unvermeidlich in Erscheinung treten, daß sie nur der Normal-Ausdruck gewisser Stufen des Wissens und der intellektuellen Begabung seien, und daß sie die Ueberreste wilder Denkanschauungen inmitten moderner Civilisation verrathen.“ — —

„Schließlich kann ich sagen, daß ich, obgleich ich eine große Menge Beschuldigungen von Betrug gehört habe, niemals selbst einen solchen entdeckte; und obgleich ein großer Theil der außer-

*) Siehe „Die Prinzipien der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit“. Von und durch (!) Andrew Jackson Davis, übersetzt von Gregor Konstantin Wittig, herausgegeben von Alexander Aksakow, Leipzig, Oswald Mutze, 1874, Einleitung des Schreibers (William Fishbough) Seite LXXIX; die Behauptung von Wallace, „Eine Vertheidigung des modernen Spiritismus, seiner Thatsachen“ 2c., Kate Fox sei das erste Medium und stehe somit zeitlich an der Spitze der modernen Spiritistenbewegung, ist somit unrichtig.

**) Wörtlich entnommen von Wallace, „Wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen,“ in's Deutsche übersetzt von Wittig, herausgegeben von Alex. Aksakow, Leipzig, Oswald Mutze, 1874, S. 44.

***) Wallace, „Eine Vertheidigung des modernen Spiritismus,“ Seite 13.

*) Wallace, „Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen,“ Seite 47.

**) Wallace, „Die Ansicht des Uebernatürlichen,“ Seite 60; von ebendaselbst sind die übrigen vorstehend genannten Mittheilungen entnommen, S. 50—60.

***) „Der Spiritualismus und die Wissenschaft,“ Artikel von A. Aksakow in der moskauischen russischen Zeitung „Jahresberichte“ von 19./4. resp. 1./5. 1871, abgedruckt in der gleich betitelten Sammlung von Zeugnissen für den Spiritismus, Leipzig 1874, S. 7.

ordentlicheren Phänomene solche sind, daß, wenn sie Betrug sind, sie nur vermittelst sinnreicher Apparate oder Maschinerien bewerkstelligt werden könnten, so ist doch kein solcher jemals entdeckt worden. Ich halte es für keine Uebertreibung, zu behaupten, daß die Hauptthatsachen jetzt so gut begründet und ebenso leicht zu beglaubigen sind, als irgend welche der mehr ausnahmsweisen Naturerscheinungen, welche noch nicht auf ein Gesetz zurückgeführt sind. Sie haben einen überaus wichtigen Einfluß auf die Erklärung der Geschichte, welche voller Berichte ähnlicher Thatsachen ist, und auf die Natur des Lebens und Verstandes, auf welche die Naturwissenschaft nur ein ganz schwaches und unsicheres Licht wirft; und es ist mein fester und wohlüberlegter Glaube, daß jeder Zweig der Philosophie darunter leiden muß, bis sie nicht ehrlich und ernsthaft untersucht, und als einen wesentlichen Theil der Phänomene der menschlichen Natur bildend anerkannt sind." (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für Juni.

(Fortsetzung.)

Zu den besseren Bühnendichtern der neuesten Zeit ist **Johann Ludwig Franz Deinhardstein** zu zählen. Er wurde in Wien geboren am 21. Juni 1794, studirte die Rechte und trat dann in den Staatsdienst. Aber seine Stellung als Kriminalkommissar sagte ihm wenig zu, er widmete sich mit großem Eifer dem Studium der Aesthetik und ward bald so vortheilhaft bekannt, daß 1827 seine Ernennung zum Professor der Aesthetik an der Theresianischen Ritterakademie seiner Geburtsstadt erfolgte. 1832 wurde er Vizedirektor des k. k. Hofburgtheaters und 1848 erfolgte seine Ernennung zum Beirath des Statthalters in literarischen, namentlich theatralischen Angelegenheiten. Er starb den 12. Juli 1859. Von seinen Dramen fand den meisten Beifall „Hans Sachs, dramatisches Gedicht in 4 Akten" (Wien 1829). Für die Aufführung desselben in Berlin hat Goethe einen Prolog geschrieben und darin folgendes Urtheil niedergelegt: „Er hat sie geschrieben mit leichter Hand — Als stünd' es farbig an der Wand — Und zwar mit Worten so verständig — Als würde Gemaltes wieder lebendig." — Weiter sei noch genannt: „Garrick in Bristol" (1834) und die Lustspiele: „Die verschleierte Dame", „Das Bild der Danaë", „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten" und „Die rothe Schleife".

Zwar nicht ganz so weltberühmt als sein Bruder Alexander, verdient doch hohe Beachtung, sowohl als Gelehrter wie als Staatsmann: **Karl Wilhelm Freiherr von Humboldt**, der am 22. Juni 1767 in Potsdam geboren wurde. Er genoß eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem er mehrere größere Reisen unternommen, u. a. auch mit Schiller bekannt geworden und in näheren Verkehr getreten war, sowie Goethe, die Gebrüder Schlegel u. a. kennen gelernt hatte, wurde er 1801 zum preuß. Ministerresident in Rom ernannt und erhielt dann, 1808, als Geh. Staatsrath die Leitung der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten im Ministerium des Innern, in welcher Stellung er namentlich Verbesserungen im Schulwesen, so das Turnen, einführte und an der Schöpfung der berliner Universität wesentlich betheiligt war. 1810 zum Gesandten in Wien ernannt, entwickelte er große Thätigkeit, um den Anschluß Oesterreichs an die Verbündeten zu bewerkstelligen; er nahm auch an den Verhandlungen des pariser Friedenskongresses mit theil und unterzeichnete am 30. Mai 1814 mit den Friedensvertrag. Im Jahre darauf wohnte er dem Wiener Kongreß bei, war alsdann bei Errichtung des deutschen Bundes mit thätig, später kurze Zeit Gesandter in England und wurde 1819 Mitglied des Staatsministeriums, nahm aber noch im selben Jahre seine Entlassung, da er sich nicht mit den Karlsbader Beschlüssen (20. Sept. 1819) einverstanden erklären konnte, durch welche Censur der Druckschriften, Ueberwachung der Universitäten, Niedersetzung einer Centraluntersuchungskommission über die revolutionären Umtriebe u. s. w. dekretirt wurde. Die ihm angebotene Pension von jährlich 6000 Thaler schlug er aus. Er widmete sich nun ganz seinen Studien, bis er 1830 auf's neue in den Staatsrath berufen ward. Am 8. April 1835 starb er auf seinem Landgute Tegel bei Berlin. Die literarische Thätigkeit Humboldt's erstreckte sich über die verschiedensten Gebiete, sodaß hier nur hervorgehoben werden kann, was ihm am meisten den Dank der Nachwelt verdient macht. Es sind dies seine höchst wichtigen Arbeiten über vergleichende Sprachforschung. Seine Kenntnisse in dieser Beziehung sind wahrhaft großartig zu nennen. Nicht nur, daß ihm die Hauptsprachen Europas bekannt waren, besaß er auch die gründlichste Kenntniß der bedeutenderen asiatischen Sprachen und hatte sogar afrikanische, amerikanische, sowie die Sprachen der Südseeinseln — kurz, beinahe die Sprachen der ganzen Erde zum Gegenstande seiner Studien gemacht und die Ergebnisse derselben veröffentlicht.

Ida Gräfin Hahn-Hahn (Ida Marie Louise Sophie Friederike Gustave Gräfin von Hahn-Hahn geb. Gräfin von Hahn) wurde am 22. Juni 1805 in Tressow in Mecklenburg geboren. Sie war mit ihrem Vetter Graf Hahn-Hahn vermählt, wurde von diesem aber 1829 geschieden. Sie unternahm dann größere Reisen und ließ sich schließlich durch den nachmaligen Bischof Ketteler von Mainz, der zu jener Zeit Pfarrer in Berlin war, zum Uebertritt in die katholische Kirche bewegen (1850). Zwei Jahre danach trat sie als Novize in das Kloster zu Angers, gründete aber bald darauf selbst ein Kloster in Mainz, wo sie sich noch gegenwärtig befinden dürfte. Nach ihrem Uebertritt zur katholischen Kirche verfaßte sie mehrere von blindem Fanatismus gegen die protestantische Kirche zeugende Schriften, in der Absicht, den Katholizismus zu verherrlichen. Ihren literarischen Ruf erwarb sie sich durch ihre Romane, besonders wegen der Eigenthümlichkeit der gewählten Stoffe und der eigenartigen Behandlung derselben. Sie vertritt nämlich die Ansicht, daß nur bei dem Adelstand, nur in aristokratischen Kreisen alle Tugenden vertreten seien; wahres Leben, wahre Liebe könne nie in bürgerlicher Gesellschaft vorhanden sein. Dabei verräth sie jedoch eine genaue Kenntniß des aristokratischen Wesens. In ihrem Hauptroman: „Faustina", in dem sie sich offenbar selbst darstellt, verherrlicht sie — die Aristokratin — nachdem sie vorher schon in einem Roman: „Der Rechte" ihrem Haß gegen die Ehe Ausdruck gegeben — in ziemlich ungeschminkter Weise die sogenannte „freie" Liebe und läßt ihre Heldin das Leben, das sie bis zur Neige gekostet, in einem Kloster beschließen — grade wie sie persönlich. Man wird fast versucht, auf sie ein recht drastisches deutsches Sprüchwort anzuwenden. Dessenungeachtet geht fast aus jedem ihrer zahlreichen Salonromane hervor, daß sie ein nicht unbedeutendes Talent besitzt. Von ihren Gedichten ist sehr bekannt geworden: „Ach, wenn du wärst mein eigen." (Schluß folgt.)

Die Samoa-Inseln, Deutschlands neueste Errungenschaft.

Am 16. Juni l. J. genehmigte der Reichstag in Berlin den zwischen der deutschen Regierung und den Eingeborenen der Samoa-Inseln abgeschlossenen Freundschaftsvertrag, kraft dessen die deutschen Kolonisten in die Rechte und Pflichten der meistbegünstigten Nationen (Engländer und Amerikaner) treten und dem deutschen Konsul auf dem richterlichen und Verwaltungsgebiete ein großer Wirkungskreis eingeräumt wird. Die Politiker haben sich den Kopf zerbrochen, ob der Kolonialbesitz dem Mutterlande Nutzen oder Schaden bringe, bis sie die Regierung, wie gewöhnlich, mit einer vollendeten Thatsache überraschte. Die beste Lehrerin der Menschheit, die Weltgeschichte mit ihrer aus Ursache und Wirkung geschöpften Erfahrung und der brutalen Rücksichtslosigkeit der Zahlen, führt ebensoviel Gründe für als gegen die Kolonialpolitik an. Die ältesten vier Kulturvölker, Inder, Chinesen, Assyrer und Aegypter, hatten keine Kolonien und entledigten sich ihres Bevölkerungsüberschusses durch Export, wie es China mit seinen Kulis noch heute thut. Die ersten glücklichen Resultate der Kolonialpolitik haben die Phönizier und Griechen aufzuweisen. Nachdem sie sämmtliche Uferländer des Mittelmeeres besiedelt hatten, gründeten sie eine Unzahl von Städten, wovon wir nur die fünf größten, Karthago, Massilia (Marseille), Agrigent, Syrakus und Tarent, anführen. Die Kolonien sammt dem Mutterlande verschlang das nimmersatte Rom, der Musterstaat der Kolonialpolitik, die bunteste staatliche Zusammenkittung mit einheitlichem Schliff, welche, wie alles in der Welt, der Zahn der Zeit zerstörte. Die Horden der Völkerwanderung befaßten sich nicht mit Länderbesiedelung, sondern mit Länderraub; erst die Sarazenen und Normänner nahmen, freilich auf ihre Weise, das brachliegende Geschäft der Griechen und Phönizier auf und drückten den klassischen Ueberresten in Sizilien, auf der Nordküste Afrikas, in Kleinasien und den Uferländern des Schwarzen Meeres ihren Stempel auf. Die Handelsrepubliken Venedig und Genua sind durch Kolonialbesitz groß und mächtig geworden, aber die Auffindung eines neuen Weges nach Indien und die Entdeckung Amerikas hat sie gestürzt und Spanien und Portugal an ihre Stelle gesetzt. Doch auch diese beiden Hauptakteure auf der Weltbühne konnte der Besitz der Kolonien vor dem Verfall nicht retten, und sie mußten ihre Rollen an Holland und England, dieses moderne Phönizien, abtreten. Die holländischen Besitzungen in Asien, welche wohl zwanzigmal größer sind als das Mutterland, konnten ihren Besitzern doch nicht zu einer Machtstellung in Europa verhelfen, ebenso wie der Verlust der nordamerikanischen Freistaaten England nicht sonderlich geschwächt hat. Daß die respektablen überseeischen Besitzungen Dänemarks die Lostrennung von Schleswig-Holstein nicht verhüten konnten, und daß Frankreich an seiner afrikanischen Kolonie Algier ebensowenig Freude wie England am Kapland erlebt, weiß jedes Kind. Nun sehen wir uns Deutschlands neueste überseeische Errungenschaft, die Samoa-Inseln, an.

Wenn der Leser einen Blick auf die Karte des Großen Ozeans wirft, so entdeckt er östlich vom Kontinente Neu-Holland (Australien) zwischen dem Wendekreis des Steinbocks und dem Aequator eine zahllose Menge kleiner Inseln, die wie die Sterne der Milchstraße zusammengedrängt sind. Es sind die letzten Reste eines vom Ozean verschlungenen Welttheils, vielleicht des Urheims der Menschheit, wie neuere Naturforscher behaupten. Dort unter dem 13.—14. Grad südlicher Breite und 169.—173. Grad westlicher Länge von Greenwich liegen zwischen den Gesellschafts-, Freundschafts- und Fidschi-Inseln die Schiffer- oder Samoa-Inseln Savaii, Upolu, Tutuila, Manua und

Maunatole, welche mit noch einigen namenlosen Inselchen zusammen 54 Quadratmeilen groß sind. Ist die Meerenge von Panama (schmaler Ländergurt zwischen Nord- und Südamerika) durchstochen, welche Riesenarbeit der Erbauer des Suezkanals, Lesseps, in zehn Jahren zu liefern versprochen hat, so sind uns die Samoa-Inseln einige tausend Seemeilen nähergerückt. Vor der Hand sind sie nur um das Kap Horn (Südspitze von Südamerika) zu erreichen. Sie sind jetzt schon eine Station der Weltpost, welche von London nach New-York, mit der Pacific-Bahn quer durch Nordamerika nach San Franzisko und dann durch den Großen Ozean über die Sandwich-Inseln nach den Samoa-Inseln geht, um Sidney (den Ort der neuesten Weltausstellung in Australien) berührend durch den Indischen Ozean, das Rothe Meer, den Suezkanal, das Mittelländische Meer und zu Lande über Brindisi, Rom, Mailand und Paris nach London zurückzukehren.

Die Samoa-Inseln wurden im Jahre 1722 von dem Holländer Roggeveen entdeckt und Baumanns-Inseln genannt. Der französische Admiral Bougainville (1768) nannte sie wegen der Geschicklichkeit der Samoaner im Rudern die Schiffer-Inseln. 1787 besuchte sie der Franzose Laperouse, 1791 der Engländer Edwards und 1824 der Russe Kotzebue. Seit dem Jahre 1830 beglückte man die Einwohner mit allen Nuancen des Christenthums, denn alle Sekten Englands und Nordamerikas, sowie die „Alleinseligmachende", haben Bekenner unter den Samoanern aufzuweisen. Am 25. Mai 1877 haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Samoa mit Ausschluß des Hafens Apia auf Upolu, Leone auf Tutuila und Pangopango auf Mauna, welche drei Territorien dem hamburger Handelshause Godefroy gehören, Besitz ergriffen. Wie sich die verschiedenen „Berechtigten" mit dem „Freundschaftsvertrag vom 16. Juni 1879" auseinandersetzen, muß erst die Folge lehren.

Die Bodenanschwellung der Samoa-Inseln erhebt sich von den Korallenriffen, die jede Fluth unter Wasser setzt, bis zu den 1300 Meter eines erloschenen Vulkans auf Sawaii. Der im Jahre 1866 stattgehabte unterseeische Vulkanausbruch, welcher Inseln erhob und Inseln versenkte und dessen Aschenregen viele Quadratmeilen bebauten Landes verwüstete, ist der sicherste Beweis, daß die Periode der gewaltsamen Erdumwälzungen für jene Gegenden noch nicht abgeschlossen sei. Die steilen, tiefeingeschnittenen Buchten bieten wenig bequeme Landungsplätze. Auf den reichbewässerten Hochebenen prangt eine tropische Vegetation, in deren Blätterreichthum die wohlgebauten Hütten der Samoaner verschwinden. Das Pflanzenreich bietet durch Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Pisang, Orangen, Taros, Yams und Zuckerrohr, das Thierreich durch Hunde und Schweine (beide werden gegessen), Schaaren von Tauben, Schildkröten und Fischen reichliche und leicht zu erlangende Nahrung. Raubthiere und giftige Schlangen gibt es nicht. Die gleichmäßige Wärme macht den Einwohnern die Kleidung entbehrlich, die Verträglichkeit ihres Temperaments verhindert den Krieg (auch die Menschenfresserei ist eine von sensationsbedürftigen Reisenden erfundene Fabel), und doch dezimirt sie die Kultur, weil sie ihnen nur die Laster und Krankheiten der weißen Rasse bringt. Im Jahre 1779 zählte man auf den Samoa-Inseln 180000 jener hellfarbigen, höflichen und bildsamen Polynesier, die ihre Erzeugnisse, selbstgewebte Zeuge und Matten, gegen Schießpulver, Spiegel, Knöpfe, Tabak und leider auch Branntwein vertauschten. Die Kaufleute können gut rechnen, aber im Jahre 1840 brachten sie 56000 und im Jahre 1874 sogar nur 36000 Kunden zusammen.

Hoffen wir, daß die verschiedenen Herren der Samoa-Inseln über den Ausfuhrartikeln, Zuckerrohr und Kokosnußöl, nicht die Schonung der Eingeborenen vergessen werden, sonst droht ihnen das Schicksal ihrer Nachbaren von Neu-Kaledonien und Neu-Guinea — das Aussterben.

Dr. M. T.

Hadwig von Schwaben und Mönch Ekkehard. (Bild S. 496.) Auf einem Hügel unweit der betriebsamen Schweizerstadt St. Gallen liegt die gleichnamige Benediktinerabtei. Wie so manches in der Welt, hat sich auch die Wirksamkeit der Mönche überlebt. Es ist viel Tinte darüber vergeudet worden, ob die Mönche überhaupt jemals der Welt genützt hätten. Daß die faulen und schmutzigen Kapuziner und Franziskaner, sowie die fanatischen und rabulistischen Dominikaner und Jesuiten schädliche Parasiten am Lebensbaume der Menschheit waren und es noch theilweise sind, ist eine Thatsache. Aber der Benediktinerorden hat sich unstreitig ein wesentliches Verdienst um die Kultur der Länder und der Völker Europas erworben, und ohne sein Dazwischentreten wäre namentlich der wohlthätige Einfluß des klassischen Alterthums der modernen Zeit sehr erschwert und verkümmert worden. Kein anderer Orden kann eine gleichgroße Anzahl bedeutender Männer in seinen Reihen aufweisen. Seine Klöster und Abteien wurden nach den kulturverwüstenden Stürmen der Völkerwanderung Ausgangspunkte einer neuen Kultur und waren durch das ganze Mittelalter hindurch Sitze der Gelehrsamkeit, aus denen nicht nur Theologen, sondern auch Philosophen, Staatsmänner, Rechtskundige, Aerzte und selbst Musiker und Maler hervorgingen. Nach Feßlers Berechnung zählten die Benediktiner während der dreizehn Jahrhunderte ihres Bestehens 15700 Schriftsteller. Daß es nicht lauter bahnbrechende Genies waren, ist wol selbstverständlich. Ihr Gründer Benedikt von Nursia (480—543) verlangte von seinen Jüngern neben dem Gelübde der Armuth und Keuschheit nothwendige und nützliche Arbeiten. Einer seiner Nachfolger, Cassiodorus, machte den Konventualen die wissenschaftliche Beschäftigung zur Pflicht. Der bekannte Apostel der Deutschen, Bonifazius (740) war auch ein Benediktiner und hat viel zur Ausrodung der Wälder und dadurch zur Verbreitung des Ackerbaues beigetragen. Diese Thatsache wiegt seinen Bekehrungsübereifer auf. Auch die Benediktinerabtei St. Gallen hat durch Sammlung von Chroniken und Urkunden den Grund zur Geschichtsforschung gelegt. Von je zwanzig ihrer Bewohner war einer zum Besuche der Universitäten von Bologna oder Salamanca verpflichtet. Neben dieser wissenschaftlichen Beschäftigung verschmähten es aber die Mönche nicht, wenn es noththat, zum Schwerte zu greifen, wie es die Erklärung unseres Bildes darthun wird. Vor tausend und einigen Jahren war der Reichsverweser des allemanischen Hegau eine Frau, Hadwig, die junge Wittib des Herzogs Burkhard. Sie hatte bei scharfem Geiste ein rauhes Herz im Busen und ihr Wesen neigte zur Strenge, wie uns die Chroniken erzählen. Eines Tages gelüstete es der schönen Herzogin, ihren Vetter Cralo, den Abt von St. Gallen, zu besuchen. Gesagt, gethan. An der Pforte des Klosters wurde ihr der Eintritt verwehrt, weil nach der Ordensregel kein Weib über die Schwelle s c h r e i t e n durfte. Aber

Pfaffentrug und Weiberlist
Gehn über alles, wie ihr wißt.

Ekkehard, der Pförtner, schaffte Rath, er t r u g die Frau Herzogin über die Schwelle ins Kloster, und diese schlagfertige List muß der schmucken Wittib gefallen haben, denn sie erbat sich vom Vetter Cralo den Pförtner Ekkehard als Vorleser auf ihre Burg Hohentwiel. Ekkehard dozirte dort, wie unser Bild zeigt, der gestrengen Frau Hadwig und ihrer leichtlebigen Kammerfrau, der Griechin Praxedis, lateinische Grammatik und las mit christlicher Demuth die Gedichte des Heiden Virgil. Die wundersame Mär von der Liebe des Aeneas und der Dido ließ ihn beinahe vergessen, daß er Mönch war. Die Natur, die ewige Herrin, die sich nicht spotten läßt, durchbrach den Erzwall der ihr ohnmächtig trotzenden Gebote. Da brachen die Hunnen ins Reich ein, und der junge Ekkehard, um sich vor den sündigen Gedanken zu retten, die sein Gelübde der Ehelosigkeit zunichte zu machen drohten, umgürtete sich mit dem Schwert des verstorbenen Herzogs Burkhard und leistete Heeresfolge gegen den Landesfeind. Siegreich kehrte Held Ekkehard zurück, aber die lodernde Flamme in seinem Herzen vermochten die Strapazen des Krieges nicht zu verlöschen. Das lange zurückgepreßte Gefühl des Mönches lohte zur Raserei auf, und in der Burgkapelle, am Grabe des Herzogs Burkhard, gestand er Frau Hadwig seine Liebe. Die Wittwe rief nach ihren Mannen und ließ den wahnsinnigen Mönch ins Burgverließ werfen. Dort erschien in der Nacht die Kammerfrau Praxedis, die die Wächter durch gespendeten Wein eingeschläfert hatte, hieß ihn ihr folgen und half ihm zur Flucht. Mit den Worten: „Gesegnet sei Euer Weg und vergesset nicht, daß Ihr uns noch eine Geschichte von deutscher Heldensage schuldig seid" geleitete sie ihn in ein Boot, das ihn ans jenseitige Ufer der Schweizerlande brachte. Ins Kloster zu St. Gallus kehrte der streitbare Mönch nicht mehr zurück, sondern lenkte seine Schritte hinauf zum Säntis und ließ sich in einer Einsiedelei der Thäler von Appenzell nieder. Hier in der Waldeinsamkeit wurde sein Herz wieder gesund und er dichtete sein W a l t a r i l i e d, die Heldensage von Walter von Aquitanien. Als er es mit sauberer Kunst auf Pergament niedergeschrieben, zog er gegen Hohentwiel. Eines Tages, als Frau Hadwig Ausschau hielt über den Bodensee nach den Alpen, flog ein Pfeil in den Burghof. Feine Blätter Pergamentes waren um den Schaft gewunden, die Spitze umhüllt mit einem Kränzlein von Wiesenblumen. Es war das Waltarilied. Auf dem ersten Blatte stand mit verschnörkelten Buchstaben geschrieben: „Der Herzogin von Schwaben ein Abschiedsgruß! Selig der Mann, der die Prüfung bestanden!" Da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich.

Das Waltarilied, im Urtext in der Bibliothek der Abtei von St. Gallen aufbewahrt, ist neben „Tristan und Isolde" und „Wieland der Schmied" die kostbare poetische Spende einer barbarischen Zeit, welches uns mehr Aufklärung über damalige Zustände, als alle Chroniken zusammengenommen liefern. Die Chronisten sammelten nur Daten über r e g i e r e n d e F a m i l i e n, während die Dichter Sitten und Gebräuche des V o l k e s schilderten und so in poetisch abgeklärter Form ein Spiegelbild des Denkens und Empfindens ihrer Zeitgenossen späteren Geschlechtern vermittelten. Der Dichter Ekkehard verlegt zwar den Schauplatz seiner Geschichte nach Aquitanien — so nannte man damals den südlichen Theil von Frankreich, zwischen den Pyrenäen und der Garonne gelegen — aber er erzählt seine eigene Geschichte und schildert wahrheitsgetreu die Uferbewohner des Bodensees, Laien und Pfaffen, Freie und Hörige, mit dem Freimuth eines wohlwollenden Mannes, der, selbst hochgelehrt, die Rohheit seiner Mitmenschen durch die herrschenden Zeitverhältnisse entschuldigt und seine Geißel ebenso gut über die faulen Schlemmer in der Kutte, wie über die nimmersatten Buschklepper im Harnisch schwingt und mit brünstigen Worten zur Linderung des Elends der Hörigen mahnt. Obzwar er ein genauer Kenner der griechischen und römischen Dichter war, verschmähte er, ihre Formen nachzuahmen, und drückte dadurch dem Waltarilied den Stempel frischer Ursprünglichkeit auf. Letzterer Umstand macht das über tausend Jahre alte Heldengedicht heute noch lesenswerth, während fast alle deutschen Nachahmer der Griechen und Römer der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Dr. M. T.

Von den Haupt- und Staatsaktionen, deren in der Abhandlung über Lessings Wirken, „N. W." d. J. S. 310 und 11, Erwähnung gethan wird, geben folgende Titel solcher Schauspiele, wie sie von dem seinerzeit vielberühmten wiener Theaterprinzipal Joseph Stranitzki angefertigt und aufgeführt wurden, einen Begriff. Dieselben lauten also: Die Enthaubtung des Weltberühmten Redners Ciceronis mit Hans Wurscht dem seltsamen Jäger, lustigen Fallirten, Verwirrten Briefträger, lächerlichen Schwimmer, übelbelonten Botten ꝛc., daß übrige wird die Aktion selbst vorstehlen.

Ein zweiter: Nicht diesem dem es zugedacht,
Sondern dem das Glücke lacht,
oder der großmüthige Frauenwechsel unter königlichen Persohnen mit Hans Wurscht den Verrätherey-Intriganten und übel belonten Liebes Envoye (Boten).

Ein dritter: Die Verfolgung auß Liebe oder die grausame Königin der Tegeanten Atalanta mit Hanswurscht den lächerlichen Liebes Ambassadeur, betrogenen Curiositäten-Seher, Einfältigem Meichel-Mörder. Interessirten Kammerdiener. Uebelbelohnten Beeder-Achselträger. Unschuldigen Arrestanten. Interessirten Auffseher. Wohlexercirten Soldaten und Inspector über die bei Hoff auf der Stiegen essenden Gallantomo ꝛc.

— Damit die Leser sich auch von dem für die Kulturhöhe des 17. Jahrhunderts und auch noch die der ganzen Hälfte des 18. Jahrhunderts charakteristischen Inhalte aus einer Probe überzeugen können, die lange noch nicht zum Schlimmsten, Flachsten, Albernsten und Gemeinsten gehört, was auf dem damaligen Theater geleistet wurde, will ich hier noch eine Hanswurstarie und ein Duett wiedergeben. Die Hanswurstarie ist aus der Komödie „Die durchleichtige Schäferin" und lautet:

Sag, alte Runkunkel, was fällt dir doch ein,
Als sollte mein Herze verliebt in dich sein?
Zwei Augen, als wie ein Strohwäschel so schön,
A tröpfelnde Nasen, Mist-krampene Zähn,
Pfui Deixel, die machen a Grausen bey mir.
Pasquelle, Pasquelle!
Du alte Schabelle!
Geh', pack dich von hier.

A schrumpfete Goschen, a faltert's Gesicht
Seind heuer im Leben ka Mode mehr nicht.
Gespenster vnd Wild Säu' die würden erschreckt,
Wenn man dich bei Nachtzeit im Garten aufsteckt,
Du reimst dich zur Liebe, wie Mars und Friedrich.
Pasquelle, Pasquelle!
Du alte Schabelle!
Du taugst nicht für mich.

Das Duett gehört der Komödie „Der weibliche Jäger" an:

Colombine. Dunkle Zweige, grüne Schatten,
Kommet meinem Schmertz zu statten,
Bringt zum süßen Zeitvertreib
Hanswurst (versteckt, als Echo). — mir ein Weib.
Colombine. Macht, daß sich mein Leid verliert!
Hanswurst. — — Und der Deixel gar krepirt!
Colombine. Geht, ihr stillen Westerwinde,
Hin zu meinem Engelskinde,
Sagt, daß ich vor lauter Pein —
Hanswurst. — — Bin ein Schwein.
Colombine. Frohes Echo, komm' und sage,
Wann ich deinen Mund befrage,
Ob mir meine Lust ist nah?
Hanswurst. — — Schatzerl, ja.
Colombine. Glücke sprich: soll es geschehen,
Daß ich mich vergnügt kann sehen?
Wann stillt sich mein Liebes-Durst?
Hanswurst. — — Beim Hans Wurst.
Colombine. Wird ein Liebster mir vertraut?
Hanswurst (hervorspringend). Schatzerl ja, mit Haar und Haut.

Und nun bedenke man, daß nicht etwa nur das sogenannt gemeine Volk an dergleichen theatralischem Futter sein Gaudium fand, sondern daß das Publikum überhaupt, die „zarten" Mitglieder der „feinen" wiener Damengesellschaft, gleich der aller übrigen deutschen Großstädte, vornehmlich ihre ästhetische und sittliche Befriedigung an solchem dramatischen Greuel zu finden vermochte. Dieser Gesellschaft gegenüber sind fürwahr unsere Banquiersfrauen, in deren verfetteten Herzen der Hanswurstiadenkomponist unserer Tage, Offenbach, eingekapselt ist, und unsere Commis, die an dem Coupletblödsinn der Tingeltangel ihren „Geist" bilden, beinahe noch trostreiche Erscheinungen. B. G.

Karl Beck. (Portrait Seite 497.) In Betreff der ausführlichen Biographie des Dichters Beck verweisen wir die Leser auf Nr. 32 der „Neuen Welt" und fügen hinzu, daß er seine Lieder für die Stiefkinder der menschlichen Gesellschaft ertönen ließ. Am Anfang der vierziger Jahre ließ Karl Beck seine „Lieder vom armen Mann" in Leipzig erscheinen. Sie waren mit einem Vorwort: „An Rothschild!" versehen, das enormes Aufsehen erregte. Stand ja damals das frankfurter Geldkönighaus in einem noch ungleich höheren Ansehen, als heute, wo ihm bereits mancherlei Konkurrenz erwachsen. In dieser Einleitung ruft der Dichter dem Geldkönig zu!

„Es schauen die Menschen in Bangen und Staunen
Nach deinen entscheidenden Augenbraunen;
Sie glauben an deinen Federzug
Wie an des Himmels Offenbarung.
Du willst — da wandelt sich im Flug,
Was du berührst, in Glück und Nahrung.
Nach deinen Launen herrscht das Gold,
Die Sorge steht in deinem Sold.
Dein Name klingt wie eine Märe
Aus duftiger Tausend und einer Nacht.
O wär' dein Werk so schön! O wäre
Dein Herz so groß wie deine Macht!"

Rothschild ließ sich durch die Wünsche, Klagen und Vorwürfe des Dichters nicht anfechten und fuhr fort, die Politik der heiligen Allianz durch Anleihen zu stützen, was seinen Finanzen sehr zuträglich war.

Dr. M. T.

Ein Brief von Nordenskjöld. Die „Hamburger Nachrichten" erhielten aus Stockholm folgendes Telegramm vom 21. Juni: „Der Marineminister von Otter erhielt einen Brief vom Professor Nordenskjöld, datirt 18. Oktober 1878, 67° 7′ nördlicher Breite, 173° 32′ östlicher Länge. Nordenskjöld verließ Lena am 27. August, kam auf der Ljakowsinsel am 30., beim Kap Sheliaskai am 6., beim Kap Jakan am 7., beim Kap North am 18., in Kuljuschin am 27., und am 28. September bei der Ueberwinterungsstelle an. Die Passage von Lena war äußerst schwer; 500 bis 700 englische Meilen mußten durch starkes Treibeis forcirt werden. Am Strande liegen drei von Eingeborenen bewohnte Dörfer; ein Fürst unter den Tschuktschen hat den Brief gelegentlich eines Besuches im Dorfe zur Beförderung übernommen."

Daraus ersehen die Leser der „N. W.", daß wir in dem Artikel „Das Ostkap" den Polarreisenden Nordenskjöld dort vermutheten, wo er sich wirklich befindet. Möge unsere Voraussetzung in Betreff der Passage durch die Beringstraße und weiter im Interesse der Wissenschaft auch noch in Erfüllung gehen. Dr. M. T.

Redaktions-Korrespondenz.

Zürich. L. Von dem Reste Ihrer noch in unseren Händen befindlichen Mpte gedenken wir die kulturhistorische Skizze „An den Quellen des Goldes" unter verändertem Titel und mit einem den gegenwärtigen Zeitumständen angemessenen Schlusse zu verwenden. Die Abhandlungen über „Plato's Staat" und „Wie sich die Alten die Entstehung der Dinge dachten", ferner die arabischen Sprüche und die türkische Idylle sind für die „N. W." nicht recht geeignet. Dieselben wurden daher remittirt, und damit dürfte alles, was Sie uns einzusenden die Freundlichkeit hatten, entweder acceptirt oder Ihnen wieder zur Verfügung gestellt sein; nicht wahr? — Frdl. Gr.

Berlin. Dr. Z. Sie haben recht, solche Strebensgenossen können sehr lästig werden; aber glauben Sie uns, wir haben in unsrer eignen dornenvollen Praxis die Erfahrung gemacht, daß diejenigen Leute, die blos „geistig arm" sind, noch lange nicht die unleidlichsten Kumpane geben — — Paul Heyse hat recht:

Gegen Herzlose kannst du dich schützen,
Gib ihnen nur dein Herz nicht preis.
Geistlose magst du auch wohl nützen,
Da mancher manches kann und weiß.
Aber wenn Taktlose dich umringen —
Das wird dich zur Verzweiflung bringen!

Bergen (auf Rügen). J. R. Postamt muß liefern. Briefl. beantw.

Berlin. S. Sch. Die zweite Dosis hat uns wirklich sehr hübsche, in anmuthigen Melodien klingende und singende Liedchen gebracht. Aber wenn Sie so hübsch Warum? fragen können, warum versuchen Sie nicht gleich mit einem herzhaften Darum! auch zu antworten? Solche immerhin nicht von Sentimentalität freien Fragen an das Schicksal lebensmuthig und liederfroh zu beantworten, das ist die Aufgabe des ächten Dichters. Werden Sie einer — wenn Sie das wirklich selbst gesungen haben, was Sie uns eingesendet, so können Sie's.

Hamburg. P. Ihre Bedenken gegen den Artikel „Die Petermannsspitze und der Franz-Josefsfjord" sind dem Verfasser mitgetheilt worden; derselbe hat bereits darauf geantwortet. Beides wird demnächst veröffentlicht.

Magdeburg. Kn. Wo nichts ist, da hat natürlich auch der steuersüchtigste Magistrat sein Recht und sein Geld verloren. Weisen Sie ihm nur Ihre Erwerbslosigkeit nach. Nachzuzahleu bei späterer Besserung Ihrer Verhältnisse haben Sie gleichfalls nicht. Die Frage bezüglich der Police verstehen wir nicht recht. Sie haben nicht einmal angegeben, was für eine Versicherung, ob Feuer-, Hagel- oder sonst eine, es ist.

Frankenhausen. W. Dank für frdl. Nachricht. Das Bestellte werden Sie bekommen haben!? Lassen Sie gelegentlich mehr von Sich hören.

Graitschen (bei Bürgel). H. B. Brief erhalten?

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 43. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Nandl rief Stefan beim Namen, sie sprach zu ihm, sie rüttelte an ihm, er rührte sich nicht; eine tiefe Ohnmacht mochte dem Sturze gefolgt sein, und durch seine entsetzliche Lage, die alles Blut gegen seinen Kopf drängte, war es kaum wahrscheinlich, daß er davon erwachen würde. Und sie konnte nichts thun, um ihn daraus zu befreien, allein nichts, es war unmöglich! Und jetzt — jetzt glaubte sie zu fühlen, wie der Körper fast unmerklich rutschte, nach vorwärts, der Schwere des Oberkörpers folgend, dem Abgrund zu. Die Füße schienen zwar so festgeklemmt, sie waren zwischen den Stämmen eingekeilt, und doch, doch — jetzt wieder, — es schien unzweifelhaft. Sie wußte nicht, daß das Fleisch an den Waden sich allmählich vom Knochen schob und daß, in dem Maße als dieses Hinderniß schwand, die eigene Schwere ihn abwärts zog. Sie kannte die Ursache nicht, aber sie sah die Wirkung, sie ahnte die Gefahr und diese machte sie fast wahnsinnig. Sie mußte Leute rufen, Hülfe suchen, dies war das Einzige, wodurch sie ihn retten konnte. Aber sollte sie fortgehen, ihn verlassen? — verlassen in dieser Lage? Und ehe sie wiederkehrte, konnte das Schreckliche geschehen sein, er konnte hinabgestürzt sein in die Tiefe. Nein, sie durfte sich nicht von ihm trennen, sie konnte es nicht, sie mußte bei ihm bleiben. Sie würde vielleicht ein Mittel finden, das Vorrutschen aufzuhalten; sie vermeinte, solange sie bei ihm sei, solange sie ihn mit ihren Armen umfasse, könne es nimmer zum äußersten kommen, sie würde, sie müsse die Kraft haben, ihn zurückzuhalten, den Fall zu hindern. Trotzdem durfte kein Augenblick verloren gehen, um sichere Hülfe herbeizuschaffen. Sie rief Ajax. Der Hund kam heulend fast bis zu ihr herunter, und nun versuchte sie es, nachdem sie Stefan losgelassen und einen Ast erfaßt hatte, sich daran festhaltend, aus ihrer vorgebeugten Lage langsam sich zurückgleiten zu lassen und gleichzeitig wieder festen Boden unter sich zu gewinnen. Es war ein schwieriges Unternehmen, das Gerölle kollerte ihr unter und über die Zehen hinweg, der eine Fuß hatte sich jetzt festgesetzt, der andere folgte, mit der einen Hand hielt sie noch den Zweig an seinem äußersten Ende, er drohte ihrer Hand zu entgleiten; jetzt hatte sie, mit der Rechten um sich greifend, glücklich eine Staude erfaßt, und nun konnte sie den Ast loslassen, — er schnellte zurück. Sie klebte wieder an der Felswand. Der Hund kroch zu ihr und beleckte ihre blutenden Hände. Sie blieb ermattet liegen, aber nur einen kurzen Augenblick, sie faßte sich sogleich wieder, sein Leben hing von Minuten ab. Sie riß ihr lichtes Halstuch, das sie um die Schulter geschlungen hatte, herunter, sie netzte es mit dem Blute ihrer Wunden und knüpfte hierauf ein Stückchen Gerölle in einen Zipfel desselben. Sie sprach dabei beständig zu dem aufmerksam sie anblickenden Hunde: „Du laufst damit zu Sepp und Anton, — hörst du!? du wirst ihnen das bringen, dem Sepp, dem Anton, sie werden verstehen, daß ich in Gefahr bin, sie werden dir folgen, du bringst sie hierher.“ Sie band ihm das Tuch fest an das Halsband. „Jetzt lauf, lauf, — marsch, fort, Ajax, fort — zu Sepp und Anton!“ Der Hund bellte, sie jagte ihn den Abhang hinauf, und er lief hierauf, den Schweif hochhaltend, in rasender Eile davon. Er hatte den Befehl wohl verstanden, er lief Lindau zu. In weniger als sieben Minuten hatte er das kleine, alte Häuschen der Huberin, das die beiden Burschen bewohnten, erreicht; das Fenster war offen, er sprang gegen dasselbe und erhob ein wüthendes Gebell. Sepp erwachte und kam zu ihm heraus. Er bemerkte das Tuch, das Ajax mit den Zähnen aus seinem Halsband zu zerren versuchte; er nahm es auf und erkannte es als das der Nandl.

Wie rastlos, in welch' verzehrender Angst war Nandl indeß um Stefan bemüht, wie zählte sie die Minuten, ehe ihm Hülfe werden konnte. Sie stieß von Zeit zu Zeit laute Hülferufe aus, es war ja möglich, sogar wahrscheinlich, daß jemand an der Ruine vorüberkam, es war der einzige, des Nachts passirbare Weg durch den Wald, und jeder Vorübergehende würde dann ihre Stimme vernehmen. Sie selbst mußte wieder zu ihm und sie begann ein zweitesmal, den gefahrvollen Weg hinabzuklettern. Sie hatte diesmal den wollenen Plaid, den sie vorhin am Rande des Abhanges liegen gelassen, mitgenommen, er konnte ihr von Nutzen sein. Sie kam so tief wie das vorigemal; sie sah unweit von sich eine Föhre, sie kroch bis zu dieser und wand das eine Ende des Plaids um dieselbe, das andere um ihren eigenen Leib; nun hatte sie einen sicheren Halt, sie konnte mit weniger Gefahr, als das erstemal, Stefan wieder erreichen. Es kam ihr vor, als ob er in der kurzen Zeit merklich vorwärts gerutscht wäre; angstvoll umschlang sie seine Füße. Sollte er ihr unter den Händen entgleiten?

Sie mußte es verhindern, sie umklammerte die Füße, sie wollte sie zu sich heranziehen, — es mochte ihr nicht gelingen. Sie fühlte jetzt, daß seine Beine bluteten, ihre Hände waren ganz feucht davon, da das Blut durch die Bekleidung hindurch gedrungen. Ihre steigende Angst war nahe daran, sie um alle Besinnung zu bringen; wieder schrie sie laut, mit dem Ausdruck der Verzweif-

lung, in die Nacht hinaus. Alles blieb ruhig und nächtlich still, nichts antwortete ihr.

Und Sepp und Anton, auch sie kommen nicht. Könnten sie nicht schon hier sein? Gewiß, es ist schon lange, seit sie den Hund fortgeschickt hat, es scheint ihr eine Ewigkeit. Aber werden sie überhaupt kommen? Hat sie das Thier auch richtig verstanden? Werden die Burschen verstehen, was es will, und ihm sogleich folgen? Tausend Zweifel wachen in ihr auf; einmal möchte sie fort, selbst nach Hülfe suchen, aber sie kann ihn nicht verlassen, sie kann nicht. Sie versucht, das Tuch auch über seinen Körper zu schlagen, es um seinen Leib festzubinden, aber es will nicht gelingen, die Stämme und Aeste sind überall im Wege, so vermag sie denn nichts als ihn an den Füßen festzuhalten; sie thut es, sie hält ihn umklammert mit krampfhafter Gewalt. Aber umsofrüher werden ihre Muskeln erlahmen, ihr Körper wird in seiner Unbeweglichkeit erstarren. Schon fühlen die Füße den Boden nicht mehr unter sich, die Arme werden steif, und doch glaubt sie noch zu spüren, wie sein Körper ihr unter den Händen dahinrutscht, sie muß ihn noch fester halten, noch fester, es muß sein; sie will es, will es mit der Energie der Verzweiflung, und doch mindert sich von Minute zu Minute die Möglichkeit hierzu; ihre Kräfte versagen, sie wird ihn loslassen im nächsten Augenblick. „Stefan!" ruft sie in Todesangst. „Stefan, komm zu dir, ich bitte dich, — hilf dir, ich kann es nicht, kann es nicht, — Stefan, Stefan!"

Jetzt ertönt ein Gebell vom Walde her. „Ajax!" schreit sie auf in hoffnungsvollem Entzücken, und ein Jodler antwortet ihr. Sepp, Anton, sie kommen, Stefan wird gerettet werden. Schon hat sie ihn losgelassen, und sie versucht es nur mehr, sich selber an dem Gezweige festzuhalten, aber ihre Kraft ist zu Ende; er wird gerettet, sie selbst ist verloren. „Hülfe! Hülfe!" Sie vermag sich nicht länger zu erhalten, schon läßt die eine Hand von dem Aste, den sie ergriffen hat; sie spürt es kaum, sie hat in den steifen Gliedern keine Empfindung mehr, aber sie sieht, wie sie sich loslöst, — sie will mit den Füßen sich fester stellen, aber ihr ist, als ob sie rollten; — jetzt läßt auch die andre Hand los, — sie fühlt sich fallen, — sie stößt einen Schrei aus und verliert das Bewußtsein. — — Einige Minuten später sind Sepp und Anton, von Ajax begleitet, an ihrer Seite. Sie war von ihrem Standpunkt einige Fuß hinabgerollt, dann hatte sie der Plaid, den sie um den Leib gewickelt hatte, aufgehalten.

Die ersten Lichtstrahlen des Morgens, die in das Bibliothekzimmer des Professors drangen, beschienen einen im Fieberparoxismus liegenden Jüngling und ein junges Mädchen, das am Fußende seines Bettes saß, seinen Kopf an die Bettkante gelegt hatte und vor Erschöpfung eingeschlafen war. Ajax lag unter dem Bette und stöhnte laut im Traume. Die alte Kathrein ging geschäftig hin und her, sie suchte Verbandzeug zusammen; die Füße des armen Stefan waren ja in einem entsetzlichen Zustande. Der blonde Anton sah indeß, mit einem großen Butterbrot in der Hand, zum Fenster hinaus, er glaubte nach der gehabten Anstrengung sich damit regaliren zu dürfen. Von Zeit zu Zeit legte er es weg, wischte die fetten Finger an seiner Lederhose, trat dann an ein Becken mit Wasser und, einen nassen Lappen daraus hervorziehend, legte er denselben auf die heiße Stirne seines ehemaligen Kriegskameraden; dann kehrte er zum Fenster und zu seinem Butterbrote zurück. Er sah die Straße hinunter, er erwartete den Doktor. Sepp war nach Seekirchen gelaufen, ihn zu holen, er sollte hernach zu Hans Wachtler, um diesen ebenfalls von dem Unfall, der Stefan getroffen, in Kenntniß zu setzen, — so hatte es Nandl nämlich anbefohlen.

Es war fünf Uhr morgens, als die drei Männer fast gleichzeitig das Häuschen betraten und von Kathrein sogleich in das Krankenzimmer geführt wurden. Im Dorfe wußte noch niemand etwas davon, was in dieser Nacht vorgegangen war, und die Leute sollten es auch nicht erfahren. Nandl wollte Stefan vor dem Verdacht des Selbstmords bewahren, sie und ihre Genossen hatten sich daher das Wort gegeben, außer Hans niemanden den wahren Sachverhalt mitzutheilen. Dem Arzt wurde nun erzählt, Sepp hätte Stefan im Walde aufgefunden, wo er, wie man vermuthe, infolge seiner Schwäche, denn er sei schon gestern schwer krank zurückgekommen, in Ohnmacht gefallen, in diesem Zustande aber wahrscheinlich über die Böschung herabgeglitten und zwischen dem Gestrüpp hängen geblieben sei. Ein schwaches Stöhnen hätte auf den Verunglückten aufmerksam gemacht.

Der Arzt untersuchte den Kranken, der noch immer nicht zum Bewußtsein zurückgekommen war, und machte ein äußerst bedenkliches Gesicht. „Das steht schlimm, sehr schlimm," sagte er, „seine Faust und seine Füße sind krampfhaft zusammengezogen, seine Muskeln zucken, sein Puls ist enorm, das sind garstige, nervöse Zufälle, ein Nervenfieber steht da in Aussicht." Auch die Beine, von denen das Fleisch in Fetzen herabhing, schienen ihm in bedenklicher Weise lädirt. „Die Heilung wird lange dauern, aber die Füße werden wir schon wieder zusammenflicken, ob er aber das Fieber übersteht, das ist eine andere Sache. Jedenfalls sind strengste Ruhe und die aufmerksamste Pflege Hauptbedingnisse."

Nandl und Hans übernahmen die Bürgschaft hierfür. Mit dem Arzt entfernten sich auch Sepp und Anton, sie mußten zur Arbeit, nur Hans blieb bei der treuen Pflegerin zurück. Sie theilte ihm jetzt alles mit, wie es sich wirklich zugetragen hatte. Er sah voll Bewunderung und Rührung auf das junge Mädchen, das in ihrem einfachen Bericht das, was sie für Stefan gethan, als etwas so Selbstverständliches hinstellte, das garnicht anders sein könne und daher weder gelobt, noch getadelt werden dürfe. Hans drückte ihr wiederholt die Hände, diese armen Hände, die an so vielen Stellen aufgerissen und wund waren, und er sah in die dunklen Augen, die so herzbekümmert blickten und in denen es doch wieder so hoffnungsvoll aufblitzte.

„Ich behalte Stefan jetzt hier, nicht wahr, Herr Hans?" flüsterte sie. „Bei mir wird er wieder gesund werden; ich glaube daran, und ich weiß auch, daß ihn niemand so pflegen könnte, wie ich." Sie trat an das Bett des Kranken und betrachtete ihn mit innigen Blicken. „Sie haben ihn alle zurückgestoßen, auch sie, um derentwillen er gekommen war, von der er sein Glück erwartet hatte. O, sie hat es ihm nicht gebracht, sie hat ihn darum betrogen, sonst wäre es nicht mit ihm zum äußersten gekommen."

„Ich denke wie Sie, Nandl," sagte Hans. „Stefan bleibt bei Ihnen. Sie haben ein heiliges Recht auf ihn, und sobald er erst erfahren, was Sie für ihn gethan und gewagt haben, wird es ihm nirgend mehr wohl sein können, als bei Ihnen."

Nandl schüttelte den Kopf. „Er soll das nicht erfahren, und Sie müssen mir versprechen und mir die Hand darauf geben, daß Sie es ihm niemals sagen werden."

„Aber Nandl!"

„Er soll nicht durch seine Dankbarkeit sich mir verpflichtet fühlen, und dann — dann — ich kann Ihnen das nicht so sagen, aber ich will es einmal nicht. Ich will auch nichts von ihm, er wird bei mir nur bleiben, so lange er krank ist, — und eigentlich ist er garnicht bei mir, er ist im Hause des Professors Wüst, er liegt in seinem Zimmer, in seinem Bett, und wenn ich jetzt die Mittel habe, ihn zu verpflegen, so danke ich das wieder nur unserm lieben Professor, der uns beiden ein Vater gewesen ist." Sie ging nach dem Kübel, nahm einen kalten Umschlag und legte ihn auf den Kopf des Kranken. Dann tauchte sie zwei größere Tücher in das kalte Wasser, drückte sie aus und, sie gegen die früheren auswechselnd, wand sie sie sorgfältig um die mit Heftpflaster umklebten Füße des Kranken. Kaum daß sie sich von Hans in etwas dabei helfen ließ.

Das Mädchen gewann in dieser Stunde all' seine Sympathien. Wie hingebend, wie zärtlich erschien es ihm und doch wie keusch dabei. Es lag etwas Hoheitsvolles in dem Thun dieses kleinen, einfachen Geschöpfes, und ihm war, als hätte er wahre Weiblichkeit zum erstenmal in seinem Leben kennen gelernt. Als er gegen Mittag Nandl verließ, um nachhause zurückzukehren, hätte er ihr in warmer Verehrung gern die Hand geküßt, hätte er nur nicht gefürchtet, sie würde das zu spaßig finden; aber sie hätte ihn sicher ausgelacht.

Durch den Doktor, der mehrere Patienten in Lindau hatte, wurde Stefans Unfall indeß bald bekannt und die Kunde davon verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Einer erzählte es dem andern; ein jeder machte seine Bemerkungen. Man begann für und gegen Stefan, für und gegen die beiden Lorenz Grillhofer Partei zu nehmen, alle aber skandalisirten sich darüber, daß der junge Mensch zu der Nandl gebracht worden war. Nun ja, hieß es, die nimmt ja alle Mannsleut bei sich auf. Aber die Weiber meinten, das dürfe man nicht leiden, und es sei dies ein Schandfleck für das ganze Dorf, und sie müsse ihn herausgeben, und der alte Grillhofer könne das nicht auf sich sitzen lassen, daß er den eigenen kranken Sohn in fremden Händen und noch dazu in so übel berufenen Händen lasse. Es war auch bald nach dem Mittagsläuten, die Nandl hatte grade Stefan einige Löffel Suppe

eingeflößt, als Kathrein hereinkam und mit einiger Bestürzung meldete, zwei Knechte des Grillhofer seien draußen und sagten, der Bauer habe sie ausgeschickt, daß sie den Stefan, seinen Sohn, in's Vaterhaus zurückbrächten.

Die Nandl ging, ohne sich zu besinnen, hinaus und ihnen entgegen. „Das geht nicht,“ sagte sie ernst und bestimmt, und ehe noch die Burschen ihr Anliegen wiederholen konnten: „Stefan bleibt, wo er ist, er muß hier bleiben, denn der Doktor hat die strengste Ruhe anbefohlen. Geht und sagt das dem Grillhofer.“

Die Burschen schüttelten die Köpfe. „Das than wir nöt, der Alte hat g'sagt, wir sollten ihn gleich mitbringen.“

„Und ich hab' Euch g'sagt, das geht nicht, und ich muß das besser wissen, — und jetzt packt Euch!“

Die Burschen brummten zwar und schalten und meinten, die Nandl könne sich darauf gefaßt machen, daß das Ding nicht ruhig und glatt ablaufen thät; aber nach einigem Besinnen gingen sie doch, — sie wollten's dem Bauer vermelden, sagten sie.

Zehn Minuten später, als die Nandl vom Krankenzimmer aus einen Blick auf die Straße warf, sah sie den alten Grillhofer auf das Häuschen zukommen. Er sah ungemein zornig aus; er stolperte, so hastig ging er, und er schwang dabei seinen Knotenstock in sehr energischer Weise.

Nandl wurde sehr blaß. „Der Vater kommt selbst, um ihn zu holen, — sein Vater,“ murmelte sie. Sie näherte sich dem Bette, in welchem Stefan angebunden lag und sich in Zuckungen hin und her warf. Sie sah ihn an in sorgenvoller Angst und unendlicher Zärtlichkeit. „Sie wollen dich mir nehmen,“ sagte sie leise, „der Vater kommt selbst, dich zu holen.“

„Nandl!“ stöhnte der Kranke und öffnete für einen Augenblick die Augen, in denen noch kein Funke des Bewußtseins glimmte.

Nandl beugte sich zu ihm herunter und küßte diese Augen. „Sei ruhig,“ flüsterte sie, „sei ruhig, ich gebe dich nicht her, du bleibst bei mir.“ Noch einmal strich sie liebkosend über die fiebergerötheten Wangen, dann trat sie hinweg. Mit klopfendem Herzen, aber festem Sinn ging sie in das nächste Zimmer, sorgfältig die Thür hinter sich zumachend.

Fast gleichzeitig öffnete sich die vom Vorhaus hereinführende, und der alte Grillhofer überschritt die Schwelle. Ein ganzes Ungewitter lag in seinen Zügen. Als er die Nandl gewahr wurde, kam er wie ein Rasender auf sie zu.

„Du Freche, du! Wer bist du, Dirn, daß du dich anmaßen darfst, mir meinen Sohn zu verweigern? Und du glaubst, ich laß mir das von dir bieten, du —?!“ Er fuhr gegen sie los.

Kathrein, die ihm gefolgt war, hob flehend die Hände.

„Grillhofer, sei Er doch vernünftig,“ rief sie, „hab' Er doch ein Einsehen, — die Nandl hat dem Steffel doch soviel Gut's gethan, Er kann doch nicht hart gegen sie sein; — wir wollen ihn ja nicht behalten, Seinen Sohn, und wenn's möglich ist, soll er in Gottesnamen fort, aber sei Er nur nicht grob mit der Nandl.“

„Sie ist ein freches Ding, und ich weiß, sie ist gegen mich, und sie gehört mit zu denen, die ihn hier in dem verdammten Haus verdorben haben, die ihn mir verführt haben.“

„Kathrein, geh hinaus!“ kam es jetzt laut und befehlend von den Lippen der Nandl. „Ich hab' mit dem Grillhofer allein zu thun und wir werden schon mit einander fertig werden.“

Grillhofer sah betroffen aus, dies Uebermaß von Keckheit imponirte ihm fast. Das kleine Ding fürchtete sich also so wenig vor ihm, daß es die einzige, die sich begütigend zwischen sie stellte, forttrieb?

„Geh, Kathrein!“ rief Nandl nochmals, als die Alte zögerte.

Die Aufforderung war zwingend, Kathrein begab sich wieder in die Küche zurück. „Wo das Mädel nur die Courage hernimmt,“ murmelte sie, „die hat wirklich den Teufel im Leib.“

Grillhofer war in großer Aufregung im Zimmer auf- und abgegangen, er hatte jetzt die Aquarien bemerkt mit ihrem reichen Inhalt von Fröschen, Molchen und Schlangen; ein Grauen überkam ihn, aber er hatte jetzt den Beweis von den unheimlichen Vorgängen in diesem Hause, und das steigerte noch seine Wuth. Er zitterte vor Zorn, und mit dem Stock gegen die Aquarien weisend, schrie er: „Aha, da ist also die Brutstatt, da wird es gezogen und gezüchtet das grausliche, giftige Ungeziefer, mit dem du die ganze Gegend uns überziehst, du Unhold, du! Und du glaubst, daß ich mein' Sohn bei dir in der verfluchten Hütten lass', daß d' mir ihn auch vergiften thät'st!? Nichts da, heraus muß er mir, ich will ihn haben, ich fordre ihn, ich bin der Vater!“

„Dann schrei nicht so!“ rief ihm die Nandl empört entgegen. „Dann zeig' doch etwas Gefühl, schon' den zum Tod Erkrankten, er ist drin und der Doktor hat Ruhe anbefohlen.“

„Das ist mir alles eins, ich will mein' Sohn!“

„Du willst ihn aus Eigensinn, aus Trotz willst du ihn, nicht aus Liebe, nicht aus Erbarmen, und es ist dir alles eins, ob er darüber zugrund geht oder nicht, — gelt?“

„Ich hab' dir kein' Rechenschaft darüber z' geben, ich will ihn, punktum, und ich rath' dir's, Dirn', daß, wenn ich jetzt die Knecht' herüber schick', du mir ihn nicht länger mehr verweigerst; du wirst ihn forttragen lassen, sonst —“

„Nimm ihn, Grillhofer, reiß ihn aus dem Bett, laß ihn durch's Dorf schleppen durch deine Knecht', den armen Verwundeten, der im Fieberwahnsinn um sich schlagt, wirf ihn dann in einen Winkel, ein Zimmer hast ja nicht für ihn, und laß ihn sterben.“

„Oho!“ machte Grillhofer, der vor ihren blitzenden Augen und vor dem drohenden Ton unwillkürlich zurückwich. „Was plärrst da? Ein Kind ist am besten im Vaterhaus aufg'hoben, und was thäten die Leut' sagen, wenn er wo anders sterben thät', als dort? No, wär' nöt übel, — sollten's dem Grillhofer vielleicht nachsagen, daß ihm fremde Leut' die Augen haben zudrucken g'mußt?“

Aus der Brust der Nandl kam ein krampfhaftes Lachen, das mehr einem Schluchzen glich. „Ja, ja, so seid Ihr! Beim Sterben da seid Ihr g'wissenhaft, und wenn einer schon fast hin ist und von Euch und von der Welt nichts mehr verlangt, dann findet Ihr Euch wieder bei ihm ein: ihn versehen lassen, die Augen ihm zudrücken, und dann eine schöne Leich' ihm machen, das ist Euch Ehrensach' und d'rauf haltet Ihr, und das g'hört sich, meint Ihr, aber so lang so ein armer Teufel lebt, schämt Ihr Euch nicht, ihn zu quälen und ihm das Leben schwer zu machen, und wenn er zu Euch kommt und Hülfe sucht, so weist Ihr ihm roh die Thür.“

„Wer hat das gethan? Ich nicht!“ schrie der Bauer. „Was weißt du davon?“

„Ich weiß alles, und ich weiß auch, daß Ihr ihn dadurch zum äußersten gebracht habt und daß Ihr die Schuld habt, wenn er heut Nacht in seiner Verzweiflung einen Selbstmord hat ausführen wollen.“

„Ein' Selbstmord!“ schrie der Alte entsetzt.

„Einen Selbstmord — ja!“ wiederholte Nandl. „Stefan hat sich vom Burgfelsen herabgestürzt.“

„Dann ist er todt!“

„Nein, ein Baum hat seinen Sturz aufgehalten, in seinem Geäst verwickelt ist er über dem Abgrund hängen blieben, dort hat ihn der Ajax aufgestöbert, dort hab' ich ihn gefunden.“

„Du, und du allein weißt davon? Oh, dann ist alles infam erlogen! Du hast das ausg'sonnen, um mich in die Mäuler der Leut' zu bringen, du möcht'st aussprengen, daß meine Hartherzigkeit den Steffel soweit 'bracht hat, du giftige Kröte, du! Aber untersteh' dich nur, und wenn du's hundertmal sagst, niemand wird dir glauben, — Gott sei Dank, dich kennt man im Dorf, und ich will dafür sorgen, daß sie's erfahren, was für Bosheiten du ausheckst.“

„Ich weiß, Grillhofer, daß mich noch ärger verleumden möcht'st, und weiß auch, daß mir niemand glauben und daß ich dir gegenüber den Kürzeren ziehen müßte, aber nicht ich allein weiß von dem Selbstmord, den der Stefan ausführen wollt', — ich hab' Zeugen dafür.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Tabakfrage.

Heißt das nicht Holz in den Wald tragen? oder gar ein böswilliges Attentat auf die Sonntagsruhe der verehrlichen Leser der „Neuen Welt“ ausüben, wenn wir sie, statt den behaglichen Genuß einer zerstreuenden Lektüre zu bringen, auf's neue mit der leidigen Tabaksfrage behelligen, vor der „man“ um jeden Preis Ruhe haben möchte?! Entschuldigung ist wohl nöthig, daß auch wir uns noch erkühnen, hierbei mitzureden; wir zögern daher nicht, die zufriedenstellendsten Erklärungen gleich eingangs abzu-

geben. Und so sei denn sogleich gegen den Verdacht Verwahrung eingelegt, daß die „wirthschaftliche" Seite der Frage hier erörtert werden solle; solches Unterfangen könnte uns leicht zu Seitensprüngen auf das politische Gebiet verleiten, und das würde unseren Ausführungen nichts Geringeres eintragen, als Verbannung — in den Papierkorb der Redaktion. Zwar sind uns in anderen, vielgelesenen Unterhaltungs-Journalen in letzter Zeit lange Abhandlungen begegnet, „der Tabak" überschrieben, die uns ausschließlich darüber belehrten, daß der Tabak ein hochpolitisches, zu unbegrenzter Ertragsfähigkeit zu bringendes, providentiell dazu bestimmtes Gewächs sei; — aber „Eines schickt sich nicht für alle", und wir kennen doch noch andere interessante Seiten an diesem Gegenstande, die noch durch keiner Enquête elektrisches Licht erhellt worden sind, also sicherlich unpolitisch und wirthschaftlich sein müssen — diese Seiten wollen wir dem Leser vorführen.

Was ist denn überhaupt Tabak? Die sehr einfache Antwort: die getrockneten und in rauchbare Form gebrachten Blätter der Pflanze Nicotiana! erhellt die Sache noch keineswegs. Zum Theil sogar trifft sie nicht zu; denn es stammt durchaus nicht alles, was wir als Tabak in Rauch aufgehen lassen, von der Pflanze Nicotiana. Dann aber enthält sowohl die Gewinnung roher Tabakblätter, als auch die Prozedur des Rauchbarmachens derselben soviel menschliche Arbeit, Erfahrung und interessante Vorgänge chemischer Art eingeschlossen, daß sich eine nähere Betrachtung des Verfahrens — des reellen und des unreellen — gebrauchsfertigen Tabak herzustellen, wohl lohnen dürfte.

Handelspflanzen zu bauen, ist einer der guten Rathschläge, welche auch den kleinen Landwirthen, wenn sie nur guten, tragfähigen Boden besitzen, auf ihre Klagen über das Unlohnende ihrer Wirthschaft von seiten jener Leute gegeben wird, die da meinen, daß alle Arbeit erst dadurch befruchtet werde, daß sie die Gestalt einer möglichst beweglichen Handelswaare annehme. Und in der That, wenn die auf Getreide- und Futterbau verwendete Zeit des Landmannes die nach dem gegenwärtigen Bedarf an solchen Produkten benöthigte Zeit überschreitet und dadurch theilweis überflüssig und unlohnend wird, oder vom Handelsstandpunkt aus betrachtet, die für Menschen und Vieh benöthigten Mengen von Nährpflanzen nicht genug disponible Arbeitskraft aufnehmen, so ist nächst der Kultur der Weinrebe die der Tabakspflanze am meisten geeignet, recht viel menschliche Arbeit in sich zu vergegen-

Die Verhaftung Franz Rákóczi's, Fürsten

vielleicht erst nach Generationen hervortretende, endliche Einwirkung auf den Ackerboden und damit das schließliche Geschick des Bebauers das erwartet günstige sei, dürfte eine in vielen Fällen im verneinenden Sinne zu beantwortende Frage sein. Denn kaum irgend eine andere Pflanze entzieht dem Boden so viel Nährstoffe, als diese. Wenn also auch ein Morgen mit Tabak bestellten Landes bei einer Ernte von — wenn gut gediehen — 10 Centner lufttrockenen Blättern dem Inhaber einen Ertrag von 70 bis 90 Thalern bringt und so anscheinend seine viele Mühe entsprechend lohnt, so darf er doch nicht vergessen, daß er zugleich etwa $2\frac{1}{2}$ Ctr. der in beschränktem Maße in dem Boden enthaltenen Nährsalze veräußert hat, welcher Abgang diesen bei nicht genügendem Ersatz nach einiger Zeit völlig erschöpfen muß. Entweder muß er also wieder viel Dünger hineinstecken, oder er treibt Raubbau und macht den eigentlichen, inneren Werth des Ackers auch mobil, um ihn als Handelsmann mit zu verkaufen und zu verzehren. Ist nun auch der Tabakbauer einsichtig genug, um zu wissen, daß er seinem Acker vollen Ersatz für die entnommenen Nährstoffe geben muß, so geschieht doch derselbe zumeist auf Kosten anderer Aecker seines Landbesitzes oder seiner Gegend, indem er natürlichen Dung kauft und die in Städten durch die größere Zahl von Menschen angehäuften Abfallstoffe benutzt, die bei rationeller Landeskultur wieder auf die Korn-, Gemüse- und Futterfelder, woher sie stammen, zurückwandern müßten. Bei dem Mangel einer Instanz, welche die allgemeine Fruchtbarkeit des Landes im Auge behalten und wirksam für deren Erhaltung sein könnte, vollzieht sich also jetzt auf ganz geordnetem Wege eine Ausraubung dieser Kulturfelder zu Gunsten des Tabakbaues, der diese kostbaren Stoffe verschlingt, um sie auf Nimmerwiedersehen im Handel fortzuschaffen. So haben in der That, wie Liebig gezeigt hat, die pfälzer und bergsträßer Wein- und Tabakbauern ihre armen Nachbarn aus dem badischen und hessischen Odenwald, die dem Reize des ihnen für ihren Dünger gebotenen Geldes nicht widerstehen konnten, eben weil sie arm und nicht einsichtig genug waren, sozusagen ausgeplündert und sie noch ärmer gemacht.

Ungarn und Siebenbürgen. (Seite 515.)

ständlichen. In Deutschland wird daher der Anbau des Tabaks zumeist von kleinen Landbesitzern und in der Nähe von kleinen Städten oder volkreichen Ortschaften mit im Sommer reichlich disponiblen Arbeitskräften gepflegt, wo zugleich die Naturgrundlage sehr guten, ertragsfähigen Bodens vorhanden ist. Ob die

Der Tabakbau ist also vom Standpunkt der Landeskultur nicht einmal mit gleich günstigen Augen anzusehen, als die vom Großgrundbesitz gleichfalls für den Handel getriebene Produktion von Stärke, Zucker und Spiritus, insofern als diese drei Waaren nur die aus der Atmosphäre in unerschöpflicher Menge erhältlichen Stoffe, Kohlensäure und Wasser, in durch die Pflanzen und Industrie umgewandelter Form enthalten, dabei aber die Nährstoffe des Ackerbodens vollständig als Rückstände der entsprechenden Fabrikationszweige zurücklassen, die dann nach der Ausnützung als Viehfutter wieder dahin zurückkehren, woher sie entnommen. Wäre also für den Tabakbauer der Uebergang zur Kultur von Gartengewächsen möglich, vornehmlich durch Beschaffung der entsprechenden Zahl von Konsumenten für die auf solchem Boden und mit gleicher Arbeit erzeugten Nährpflanzen, so würde das gänzliche Aufgeben des Tabaksbaues in unseren Gegenden nicht weiter zu bedauern sein; da jedoch nach Lage der Dinge sich kein derartiger Ausweg zu eröffnen scheint, so müssen wir diese Frage zunächst auf sich beruhen lassen.

Die im ganzen untergeordnete Qualität des bei uns erzeugten Tabaks ist eine allgemein zugestandene Thatsache. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, den Grund davon klarzustellen.

Da das endgiltige Urtheil über die Güte einer Tabaksorte in jedem Fall von unserem Geschmacks- und Geruchssinn abgegeben wird, welche durch die Produkte der ohne Flamme geschehenden Verbrennung, sowie theilweis der trockenen Destillation*) des Tabaks in Thätigkeit gesetzt werden, also durch chemische Prozesse, so müssen wir auf die chemischen Bestandtheile der Pflanze, und besonders auf die wesentlichen und charakteristischen, vorerst näher eingehen.

Es sind drei botanisch verschiedene Arten der Spezies Tabak (Nicotiana), welche in Europa kultivirt werden:

1) Nicotiana tabacum, der gemeine oder virginische Tabak, welcher an den großen, lanzettförmigen Blättern zu erkennen ist, die dicht am Stengel stehen und sich nach völliger Entwicklung meist in der Hälfte umbiegen; sie besitzen breite und starke Rippen, welche spitz ablaufende Nebenrippen aussenden.

2) Nicotiana macrophylla, der Marylandtabak, besitzt breitere und nicht so spitz zulaufende Blätter als der erstgenannte; beide Arten treiben langgestielte blaßröthliche Blüthen.

3) Nicotiana rustica, der Bauern- oder Veilchentabak, auch polnischer in manchen Gegenden genannt; er zeichnet sich durch seine eirunden, blasigen, mit längeren Stielen versehenen Blätter, sowie durch seine grünlich-gelben, kürzer gestielten Blüthen gegen die anderen Arten aus.

Nach anderen Untersuchungen bestehen die organischen (verbrennlichen) Theile der frischen Tabakpflanze aus folgenden wesentlichen Bestandtheilen: aus der organischen Basis Nikotin; aus den organischen Säuren: Tabaksäure, Citronsäure, Essigsäure, Opalsäure, Pektinsäure und Ulminsäure; endlich aus den indifferenten Körpern: Nikotianin, einem gelben und einem grünen Harz, Wachs oder Fett, eiweißhaltigen oder Albuminstoffen und Pflanzenfaser oder Cellulose.

Die für den Tabak charakteristischen unter diesen Bestandtheilen sind nur drei, nämlich das Nikotin, das Nikotianin und die Tabaksäure, welche jedoch große Aehnlichkeit mit der Aepfelsäure hat, vielleicht sogar mit ihr identisch ist und dann nicht weiter für diese Pflanze eigenthümlich wäre. Das Nikotianin oder der Tabakskampher, ein in chemischer Beziehung noch unvollständig untersuchter Körper, ist eine fettartige Substanz, welche den angenehmen Geruch des Tabaks und einen bitter aromatischen Geschmack besitzt. Die Qualität, der Werth einer Tabaksorte dürfte wesentlich nach dem Gehalt an diesem Stoff zu bemessen sein; viel mehr als nach dem, weiteren Kreisen besser bekannten Nikotin, obschon dies ein unerläßlicher und insonderheit wegen seiner Wirkungen in Betracht zu ziehender Bestandtheil ist. Dieses stellt im reinen Zustande ein farbloses Oel von betäubendem Tabaksgeruch dar, das sich leicht in Alkohol, Aether und Oelen, sowie in, mit ein wenig Schwefelsäure versetztem Wasser, in geringerer Menge in reinem Wasser löst. Es gehört zu den in sehr kleiner Gabe (bei weniger als 1 Milligramm) tödtlichen Cerebralgiften.

Für den Handelswerth des Tabaks ist am maßgebendsten der Gehalt an Albuminstoffen in demselben; je mehr er davon enthält, um so geringwerthiger ist die Sorte. Es ist nämlich vor allen diese stickstoff- und schwefelhaltige Substanz, welche beim Verbrennen der trockenen Blätter verkohlend den so unangenehmen Geruch nach verbranntem Haar oder Federn und den beizenden Geschmack hervorbringt — das Knellern! Die an Albumin reichen Sorten enthalten auch in der Regel mehr Nikotin, als die daran armen; sie liefern die stärksten, aber durchaus nicht die besten Tabake.

Wir werden später sehen, daß die Hauptaufgabe einer rationellen Fabrikation ist, den Gehalt an diesen Stoffen in ein erfahrungsmäßiges Gleichgewicht zu bringen. Aber da die Kultur der Pflanze in dieser Beziehung schon einen großen Einfluß zu üben im stande ist, so zielt ihr Bestreben, eine edle Sorte zu erbauen, auf die Erzeugung von einem möglichst geringen Gehalt von Albumin und Nikotin hin.

Die edelsten amerikanischen Sorten zeichnen sich durch geringen Gehalt an diesen Stoffen aus. So enthält ein trockener, entrippter Havannah weniger als 2 pCt. Nikotin, Maryland $2{,}29$ pCt., während der knellernde Kentucky 6 pCt. und der sehr starke Virginia $6{,}9$ pCt. enthält. In Amerika wird der Tabak meist auf Neubruch, auf abgeholzten Waldflächen, die, wie in Virginien, vorher noch abgebrannt werden, übrigens aber ohne jede Düngung gebaut. Die beste — an Albumin ärmste — Sorte wird aber erst im dritten Jahre des Anbaues erzielt. Dieser, der Qualität des Gewächses zuträgliche Raubbau ist natürlich nur in Amerika, sowie in tropischen Gegenden, bei sehr günstigen klimatischen Verhältnissen und reichem Boden und wo man zugleich immer neuen heranziehen kann, möglich. Trotzdem sehen sich die Pflanzer genöthigt, ihr Bestreben bei länger fortgesetztem Tabaksbau sogar auf Vermehrung der stickstoffhaltigen Bestandtheile zu richten. Sie erreichen es dadurch, daß sie die Stöcke in der vollsten Vegetation dicht über dem Boden anhauen, sodaß sie sich umlegen. Durch Wasserverdunstung findet dann eine Strömung des Saftes nach den Blättern hin statt, wodurch sich ihr Gehalt an jenen Stoffen vermehrt.

Die Tendenz der europäischen Tabakspflanzer ist unter allen Umständen die umgekehrte, nämlich Verminderung der stickstoffhaltigen Stoffe, welche die heimischen Pflanzen allemal in überreichlicher Menge zu bilden bestrebt sind. So enthalten 100 Theile trockenen, entrippten Tabaks aus dem Elsaß $3{,}21$ Theile Nikotin, verschiedene Sorten aus französischen Departements sogar 5—8 Theile. Es scheint, daß auch in Europa der bloße Raubbau bessere Tabake liefert, wie die ungarischen und türkischen beweisen; auch einige pfälzer weisen zuweilen weniger als 2 pCt. Nikotin auf. Unsere westeuropäischen Pflanzer aber gelangen durch die zur Erhaltung der Fruchtbarkeit unzweifelhaft nothwendige Düngung ihrer Felder zu einem nachtheiligen Resultat ihrer Ernte. In Befolgung des gekennzeichneten Ausraubungssystems der eigenen oder fremden nicht tabaktragenden Felder werden dem Boden zumeist stark stickstoff- oder ammoniakhaltige Dünger zugeführt, wie menschliche Exkremente, Knochenmehl, Horn, Blut, Klauenabfälle, Oelkuchenmehl oder Jauche. Es wird durch alle diese Substanzen zwar ein üppiges Wachsthum der Tabakpflanzen, aber zugleich auch eine reichliche Produktion der unerwünschten stickstoffhaltigen Pflanzenstoffe herbeigeführt. Die Menge derselben würde noch größer sein, als schon der Fall ist, wenn nicht unsere Tabakbauern auf verschiedenen Wegen wiederum auf Verminderung der Bestandtheile bedacht wären, die ihre Düngung nothwendig hervorrufen müßte. Sie brechen zu dem Ende die Herzblätter der Pflanzen ab, um die anderen um so vollkommener auszubilden; je älter, umsoweniger Stickstoff enthalten sie. Nach Beendigung der Vegetation lassen sie ferner erst die Pflanzen in Blüthen treten; Blüthen und Samen aber nehmen reichlich Stickstoff auf, die sie den anderen Pflanzentheilen entziehen. Rationeller wäre es jedenfalls, dem Acker erst keinen überflüssigen Stickstoff zuzuführen, sondern nur die nöthigen mineralischen Stoffe. Lassen sich aber dadurch nur quantitativ zu geringe Ernten erzielen, so geht hieraus hervor, daß diese Kultur für unser Klima und unseren Boden nicht geeignet ist.

Außer den genannten organischen enthält die Tabakpflanze ausnehmend viel anorganische (Aschen-) Bestandtheile. Dieselben betragen 19 bis 27 Prozent vom Gewicht der trockenen Blätter. 100 Theile der Asche eines deutschen Tabaks (es ist hier wohlgemerkt nur das reine, trockene Blatt gemeint, ehe es in die Fabrikation eingeht), erweisen sich nach der Analyse zusammengesetzt aus:

*) Unter trockner Destillation wird in der Chemie jede bei höherer (Verbrennungs-) Temperatur, aber bei Luftabschluß vor sich gehende Zersetzung organischer Körper verstanden. Ein Beispiel im großen ist die Leuchtgasbereitung. D. Verf.

Kalk	39,53	Th.
Kali	26,96	"
Magnesia	9,01	"
Kochsalz	9,65	"
Kieselerde	4,51	"
Phosphorsaures Eisenoxyd	4,20	"
Schwefelsäure	2,78	"
Natron	2,76	"

Es sind das die Bestandtheile, welche dem Ackerboden entzogen werden und die vornehmlich durch eine rationelle Düngung demselben wiederersetzt werden müssen; sie geben dem verständigen Landwirth den richtigen Anhalt zur Auswahl der zum Wiederersatz geeignetsten Substanzen unter Berücksichtigung der Art seines Ackerbodens. Ein lockerer, humoser Kalkboden eignet sich für Tabak am besten.

Die Zubereitung der Tabaksblätter — abgesehen von deren mechanischer Zerkleinerung und der Herstellung der für den Konsum gewöhnten Form — besteht aus einer Reihe chemischer Vorgänge, welche theils auf Verbesserung der Qualität, theils auf eine leichtere Verbrennlichkeit abzielen. Unser Geruchs- und Geschmackssinn stellen die Regeln für die Eigenschaften eines guten Rauchtabaks auf. Man verlangt von einem solchen einen angenehmen Geruch, ferner, daß er nicht knellere, keinen beißenden Geschmack besitze, endlich, daß er nicht zu stark sei und keinen anderen Rückstand als eine lose Asche zurücklasse. Das frische, getrocknete Blatt, von welcher Sorte es auch sei, würde diesen Anforderungen keineswegs genügen, da die Albuminsubstanzen den nichts weniger als angenehmen Geruch nach verbrannten Haaren entwickeln und kohligen Rückstand lassen, während der gleichzeitig zu hohe Nikotingehalt heftige Beschwerden für den Raucher verursacht. Die Zubereitung bezweckt, die erstere Substanz möglichst zu zerstören und die Menge der letzteren auf ein durch die Erfahrung als im ganzen unschädlich erkanntes Maß herabzusetzen. Es geschieht das zunächst durch eine bei mäßiger Temperatur, etwa 35 Grad, vor sich gehende Gährung der frischen Blätter, welche durch Anfeuchten befördert wird. Dieser Vorgang, die Fermentation, wird zumeist schon von den Tabakpflanzern besorgt. Es werden die geernteten Blätter zu 10 bis 20 Stück übereinander gelegt und an einem trockenen Ort, mit Tüchern bedeckt, solange liegen gelassen, bis sie zu schwitzen anfangen. Nun werden sie, an Schnüre gereiht, an der Luft und Sonne getrocknet. Je 30 Blätter, mit einem Blatt umwickelt (eine Docke), werden dann in Fässer eingepreßt, wo sie sich abermals erwärmen. Nun werden sie herausgenommen, mit Salzwasser besprengt und aufeinander geschichtet bis zu erneuter Erwärmung liegen gelassen; dies Verfahren wird so oft wiederholt, als wieder Erwärmung eintritt. Endlich werden sie dann an der Luft völlig getrocknet und kommen als Rohtabak in den Handel; manchmal erst, nachdem sie noch mehrere Jahre in Fässer eingepresst waren. Diese wiederholten Erwärmungen sind Anzeichen der vor sich gehenden Gährung, welche die eiweißartigen Stoffe zerstört und zugleich durch die Einwirkung der Zersetzungsprodukte derselben auf die anderen im Tabak enthaltenen das Parfüm entwickelt, das aus angenehm riechenden Fuselölen besteht.

Es geschieht nun erst das Sortiren der Blätter nach Farbe, Dicke, Größe und nach der Bestimmung zu gewöhnlichem Rauch- oder Cigarrentabak, sowie das Entrippen. Die stärkeren Rippen werden ausgeschnitten, theils weil sie bei der weiteren Verarbeitung hinderlich sein, vornehmlich aber, weil sie beim Verbrennen Holzrauch entwickeln, d. h. Kreosot und phenylige Säure liefern würden, welche Augen und Lungen angreifen. Ein guter Tabak ergibt beim Verbrennen diese Substanzen nicht, und es haben daher die Käufer ganz recht, welche sich das reichliche Vorhandensein starker Rippen in ihrem Rauchtabak energisch verbitten.

(Schluß folgt.)

Aberglaube oder Wissenschaft?

Von **Bruno Geiser.**

(Fortsetzung.)

(Die weltumfassenden Konsequenzen des Spiritismus: eine ungeheure Contrerevolution im Reiche des Gedankens. — Beweise: Die Bekehrung Hares. — Tischrücken. — Faradays ungenügende Erklärung. — Geisterklopfen u. s. w.)

Noch eine große Anzahl von namhaften englischen Schriftstellern und Gelehrten ließen sich als Gewährsmänner für die Wirklichkeit der spiritistischen Wunder aufzeichnen; ebenso könnte ich französische, russische und deutsche Gelehrte für dieselben in's Feld führen, aber die Leser werden mir das umsoeher erlassen, als ich versichern kann, daß wir später, bei der kritischen Besprechung der angeblich übernatürlichen Manifestationen des Spiritismus, den meisten, insbesondere den bedeutendsten von diesen Männern noch begegnen werden.

Bevor ich aber mein Thema in solcher Art bei der Wurzel anzufassen suche, muß ich eine Frage beantworten, welche sich wohl schon manchem Leser, der bisher über spiritistischen Spuk als über „Unsinn" kurz und bündig die Achseln zu zucken gewöhnt war, auf die Lippen gedrängt hat.

Warum macht man solch' Aufhebens von dem Spiritismus? Die Menschheit, resp. ihr weitaus größter Theil, das sogenannte niedere Volk, wird heute von ganz anderen Fragen bedroht und bedrängt. Die Wasser der materiellen Noth reichen ihm bis an die Schultern — —, soll es ihm nicht ganz gleichgiltig sein, ob irgend ein Mensch, der sich den kuriosen Titel Medium beigelegt hat, durch Auflegen seiner Hand die Schwerkraft eines Tisches aufheben oder durch irgendwelch' andern Hokuspokus die Seele einer verstorbenen Großmutter nöthigen zu können behauptet, auf eine Schiefertafel einen beliebigen Gemeinplatz niederzukritzeln?

Handelte es sich bei dem Spiritismus um eine vorübergehende Erscheinung — begnügte er sich, in dem Meere der Tagesvorkommnisse auf- und unterzutauchen, wie tausend andere Sonderbarkeiten, die der Tag gebiert und die Nacht verschlingt —, so würden wir allerdings besser thun, wenn wir die Tische tanzen und die Schreibgeister kritzeln ließen nach Herzenslust. Aber der Spiritismus erhebt ganz andere Ansprüche — — er trifft die Vorbereitungen zu einer Revolution in unserer Gedankenwelt, wie sie radikaler, umfassender, gewaltsamer noch nie dagewesen ist, und er hat sich nicht allein schon, wie bereits im vorigen Artikel betont, die Köpfe von Millionen erobert, es ist ihm nicht allein schon gelungen, in fast allen Kulturländern einen Generalstab von Gelehrten hohen wissenschaftlichen Ranges an seine Fahnen zu fesseln — nein, die Kühnheit seines Auftretens, der magische Reiz des Unerklärlichen und doch nicht Hinwegzuleugnenden, der seine Manifestationen umschwebt, endlich die geistige Hülflosigkeit der großen Massen — — das im Verein ist ganz dazu angethan, dem Spiritismus die Wege zu einem Weltsiegeszuge zu ebnen.

Was aber solch' ein Sieg des Spiritismus zu bedeuten hätte, sollen unsere Leser sofort beurtheilen können.

Der Philosoph Dr. Ulrici, derzeit Professor an der Universität zu Halle, behandelt in einem der neuesten Hefte der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" die in allerneuester Zeit in Leipzig durch das Medium Slade produzirten spiritistischen Erscheinungen, an deren Realität er nicht zweifelt, und zwar aus demselben Grunde, der den englischen Professor Challis zum Spiritisten gemacht, nämlich weil sie von angesehenen Männern der Wissenschaft bezeugt würden.

Herr Professor Ulrici, der wenigstens schon seit zehn Jahren hätte Spiritist sein müssen, wenn ihm nicht merkwürdigerweise bislang entgangen wäre, was jetzt jeder Leser der „Neuen Welt" weiß, — daß hoch, sehr hochangesehene Gelehrte, vorzugsweise amerikanischer und englischer, aber auch deutscher Nation, schon lange mit viel überwältigenderem Zeugnisse für den Spiritismus eingetreten sind, als neuestens einige wenige deutsche Gelehrte — Herr Professor Ulrici freut sich nun besonders darüber, daß der Spiritismus den Glauben an die Unsterblichkeit unwiderleglich zu beweisen geeignet sei*).

*) Ich halte mich hierbei an die Ausführung der gegen Ulrici polemisirenden Broschüre des leipziger Philosophieprofessor Wundt, „Der Spiritismus, eine sogenannte wissenschaftliche Frage", Leipzig, Engelmann, 1879, da mir das betreffende Heft der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" augenblicklich nicht mehr zu Händen ist.

Er meint ferner*), heute, wo der Glaube wankend geworden, wo zugleich nicht, wie zur Zeit des Verfalls der antiken Kultur, jugendliche Völker (Kelten, Germanen, Slaven) den „abgerissenen Faden der Kultur aufzunehmen und auf dem idealen Webstuhl(!), den das Christenthum bot, weiterzuspinnen“ befähigt seien, — heute möchte es vielleicht der göttlichen Vorsehung gefallen, auf diesem Wege in den Naturlauf einzugreifen, um der Menschheit ihre sittliche Bestimmung in's Gedächtniß zu rufen.

Nach dem Urtheile des Professor Wundt setzt Professor Ulrici voraus, daß die „Vorsehung“ grade der gegenwärtigen, höchst bedenklichen Zeitlage gegenüber sich zu so sonderbarem Einschreiten veranlaßt gesehen habe und daß „ähnliche Erscheinungen in früheren Zeiten niemals beobachtet worden seien“.

Professor Wundt meint aber mit Recht, das sei ein Irrthum. „Im Gegentheil,“ sagt er, „es hat niemals eine Zeit gegeben, in der es an Erscheinungen, die mehr oder minder, zum Theil in höchst auffallender Weise, den spiritistischen glichen, gemangelt hätte**).“ Er führt u. a. die „spiritistischen Manifestationen“ von 14. bis in's 17. Jahrhundert, die unter dem Namen der Hexerei und Zauberei bekannt sind, auf und meint, daß die wissenschaftliche Rechtfertigung der einen die wissenschaftliche Zulässigkeit der andern einschließe.

Wir wären also mit dem Spiritismus beim Hexenglauben wieder angekommen, — darin täuscht sich Professor Wundt nicht. Aber, wenn ich nicht irre, geht aus seinen Ausführungen hervor, daß er der Ansicht huldigt, die Spiritisten hätten diese Konsequenz selbst noch nicht gezogen, dieselbe sei vielleicht sogar geeignet, Herrn Professor Ulrici und andere sich für vernunftbegabt erachtende Menschen vom Spiritismus zurückzuschrecken oder sie gegen denselben zum mindesten ganz außerordentlich mißtrauisch zu machen.

Damit aber ist Herr Professor Wundt sehr — ganz gewaltig im Irrthum. Die wissenschaftlichen Heerführer des Spiritismus haben mit einer erstaunlichen Unerschrockenheit bereits die letzten Konsequenzen ihrer Lehre gezogen — — Konsequenzen, denen gegenüber die Folgerung des Professor Wundt nur als allerschüchternster Anfang in Betracht kommt.

Der in dieser Abhandlung schon oft citirte große englische Naturforscher Wallace, der sozusagen klassische Zeuge des Spiritismus, wird die Freundlichkeit haben, diese meine Behauptung zu beweisen.

In dem gleichfalls bereits mehrfach angezogenen Werke „Der moderne Spiritismus, seine Thatsachen und seine Lehren“ zählt er auch die historischen Lehren der spiritistischen Anschauungsweise auf. Ich gebe davon das Wesentliche in folgendem wieder.

Die „Phänomene des Spiritismus“, welche ganz ebensogut bewiesen wären, als „irgendwelche Thatsachen in anderen Wissenschaften“***), seien geeignet, eine ganze Menge von Erscheinungen in der menschlichen Geschichte „vernunftgemäß“ zu erklären, welche die Naturwissenschaft nicht zu erklären vermocht und darum verworfen oder nicht beachtet hat.

So z. B. wird der „Dämon“ des Sokrates, jener mysteriöse gute Geist, welcher dem berühmten griechischen Weisen nach dessen eigener Behauptung Zeit seines Lebens mit Rath und Warnung treulich zur Seite gestanden haben soll, von dem Spiritismus „rehabilitirt“, — er kann wirklich und außerhalb des Sokrates existirt haben und dürfte so eine Art Klopfgeist gewesen sein, wie sie jetzt jedes Medium zu dutzenden zum Tischrücken, Schreiben auf Schiefertafeln 2c. verwenden kann.

Auch die Orakel des Alterthums enscheinen von der Warte des spiritistischen Glaubens aus in anderem Lichte als bisher. Die Behauptung des griechischen Schriftstellers Plutarch, — die Antworten der Orakelpriesterin Pythia hätten sich, obgleich der strengsten Nachforschung unterworfen, niemals falsch oder unrichtig erwiesen und wären doch, entgegen der gewöhnlichen Annahme — in allen Fällen, wo es sich nicht um die Verschleierung eines Staatsgeheimnisses gehandelt — auf den Kern der Wahrheit losgegangen, „ohne Abschweifung, Umschreibung, Trug oder Zweideutigkeit“ — — diese Behauptung gewinnt für die Spiritisten volle Glaubwürdigkeit†). Die Pythia braucht nur ein Medium oder eine Somnambule gewesen zu sein und ihre Allwissenheit und Unfehlbarkeit ist völlig erklärt.

Ferner ist nach Wallace das Alte und das Neue Testament voll von Spiritismus, und nur die „Spiritualisten“ können die Berichte mit einem erleuchteten Glauben lesen. Die Hand, welche auf die Wand bei Belsazars Festmahle schrieb und die drei in Nebukadnezars feurigem Ofen unversehrt gebliebenen Männer „sind für sie wirkliche Thatsachen“. Ebenso sind „St. Pauli Worte ‚über die Geistesgaben‘ und über das ‚Prüfen der Geister‘ den Spiritisten verständlich“ und die „Sprachengabe“ der Apostel ist für sie „einfache Thatsache“. Desgleichen trieb Christus thatsächlich Teufel, d. h. böse Geister aus, verwandelte bei der Hochzeit zu Kana faktisch Wasser in Wein, ließ am galiläischen Meer die „sieben Brote und ein wenig Fischlein“*) während der Vertheilung an seine „5000“ gläubigen Zuhörer sich in Wahrheit auf übersinnliche Weise solange vermehren, bis alle satt waren u. s. w.

Mit den Wundern der Heiligen ist es nicht anders. Die Wunder des heiligen Bernhard von Clairvaux wurden oft am hellen Tage vor tausenden von Zuschauern verrichtet und sind spiritistisch gegen ungläubige Anfechtung vollkommen zu sichern. Erst recht ist das mit anderen der Fall, wie z. B. mit der Erzählung, daß der heilige Franz von Assisi und die heilige Therese „in die Luft erhoben wurden“, zumal das ja heutzutage nicht etwa blos besonders übersinnlich begnadeten Menschen, also Medien, passirt, sondern sogar centnerschweren Tischen und dergleichen, mit der Fähigkeit zu fliegen nicht sonderlich begabten Gegenständen.

Hexenwesen und Hexenprozesse sind dem erleuchteten Spiritisten ebenfalls nichts weniger als Auswüchse krankhaften Aberglaubens: „Er ist imstande, hunderte von seltsamen und kleinen Uebereinstimmungen mit Phänomenen zu entdecken, deren Augenzeuge er selber war.“

Die in neuester Zeit so großen Spektakel verursachenden „Wunder“ der katholischen Kirche haben natürlich auch Anspruch auf die Anerkennung als erklärliche Thatsachen. Die Madonnenerscheinungen und Verwandtes können „objektive Realität“ sein; „während es dagegen nur eine Schlußfolgerung ist, daß es die Jungfrau Maria sei, — eine Schlußfolgerung, welche jeder intelligente Spiritist als im höchsten Grade unwahrscheinlich verschmähen würde.“ — Warum grade diese Schlußfolgerung so unwahrscheinlich sein soll, begreife ich allerdings durchaus nicht, da sie mir, wenn ich mich auf den Standpunkt des modernen Spiritismus stelle und außerdem die von der Bibel bezeugte Leutseligkeit der Himmelskönigin bedenke, vielmehr äußerst plausibel dünkt.

Unseren Lesern wird allgemach die Ueberzeugung zu dämmern begonnen haben, daß sich mit Hilfe des Spiritismus alles, was man bisher für den tollsten Aberglauben, für den gräulichsten Widersinn gehalten und ausschließlich einem unentwickelten, kindischen Menschenverstande auf die Rechnung geschrieben und zugute gehalten hat, rechtfertigen, erklären, beweisen läßt. Und in der That, der große Naturforscher Wallace nimmt in das Verzeichniß seiner spiritistisch erklärlichen Wunderlichkeiten mit vielen anderen „sogenannten abergläubischen Ansichten der Wilden“ auch das „zweite Gesicht“ auf, er läßt die Frage über die Wirksamkeit des Gebets vollständig gelöst sein; er ist bereit, allen irgend einmal erzählten Spuk, z. B. mehrmonatelanges und in einzelnen Fällen vieljähriges gespenstisches Klingelläuten, als spiritistische Thatsache zu behandeln.

Und nun mögen sich die Leser vergegenwärtigen, wie sich eine solche Anschauungsweise zu derjenigen Ansicht von Welt und Menschenleben verhält, welche sich seit der Ueberwindung der mittelalterlichen Geistesfinsterniß in unsäglich mühevollen und langwierigen Kämpfen Stufe für Stufe zur Herrschaft emporgekämpft hat.

Der Spiritismus versucht, all' das als möglich, wirklich und vernünftig zu retten, was die höchstbegabten und besten Geister aller Kulturnationen als Vorurtheil zu vernichten, als, jede freie und edle Entwicklung des Volksgeistes erstickendes, geistiges Unkraut auszurotten beflissen waren — beflissen in der Arbeit ihres ganzen Lebens und mit Anspannung aller ihrer Kräfte.

---

*) Wundt, a. a. O. Seite 23.

**) A. a. O. Seite 24.

***) Cfr. für diese und die folgenden Ausführungen Wallace, „Vertheidigung des Spiritismus,“ S. 76—94.

†) Daß eine weitgehende Voreingenommenheit des Plutarch für die Pythia begründet ist in der strengreligiösen Anschauungsweise des Mannes, der nicht nur hohe politische Würden bekleidet hat, sondern auch selbst Priester des Apollo gewesen ist, das sagt Wallace nicht.

*) Ev. Matth. 15, Vers 29—39, und Luc. 8, Vers 1—9; wo Wallace oder sein Uebersetzer das fünfte Tausend der Hungrigen hernimmt, ist mir nicht erfindlich. Matthäus und Lucas, die das doch besser wissen konnten, schreiben nur von 4000!

Nun aber fragt sich zweierlei.

Einmal: Gehen die von dem englischen Naturforscher Wallace gezogenen Konsequenzen mit Nothwendigkeit, mit zwingender Logik aus dem Spiritismus hervor? Worin besteht dieser denn eigentlich in seinem ganzen Umfange und in seiner ganzen Tiefe?

Zweitens: Haben sich jene Vorkämpfer der Menschheit nicht vielleicht schwer geirrt in der Richtung, welche sie ihrem Wirken gaben? — In der Bahn, die sie dem Menschengeiste gebrochen und von der sie meinten, daß sie emporführe zur Sonne wahrer Welterkenntniß, während sie vielmehr hinabführte in den Abgrund wissenschaftlichen Irrwahns!?

Gehen wir eine Reihe der berühmtesten und bestbewährten spiritistischen Experimente durch, um das Wesen des Spiritismus kennen zu lernen.

Jene Erscheinungen, welche den amerikanischen Gelehrten Prof. Rob. Hare zum Spiritisten gemacht haben, nehmen gewiß mit Recht unser lebhaftes Interesse in Anspruch.

Seit dem Ende der vierziger Jahre beschäftigte man sich in Amerika eifrigst mit dem table-moving, dem Tischrücken. Zu diesem Tischrücken gehört weiter nichts, als daß sich eine Anzahl von Personen um einen Tisch herumsetzt und mit ihren Händen derart eine „Kette" bildet, daß sich die Hände leicht auf die Tischplatte auflegen und einander mit den kleinen Fingern berühren. In der Regel soll binnen nicht allzulanger Zeit der Tisch sich zu rühren, sich zu heben und zu senken, zu klopfen, von seinem Platze fortzubewegen, zu laufen, zu tanzen, ja oft sogar zu rennen beginnen — gleichviel, ob er leicht oder schwer ist.

Im Jahre 1853 wurde nun bei Hare angefragt, ob dieses „Tischrücken" nicht von elektrischen Einflüssen bedingt sein könnte.

Darauf antwortete Hare in einem Briefe an den „Philadelphia-Inquirer" vom 27. Juli 1853 entschieden verneinend*). Ein trockener Holztisch könne vielleicht von einem elektrischen Strome, dem die Kraft eines Blitzstrahls innewohne, bewegt werden, aber alle jemals gebauten galvanischen Apparate zusammen wären zu schwach, das zu thun, und die um solch' einen Tisch herumsitzenden Personen, gleichviel ob sechs, acht oder mehr, wären ganz und gar unfähig, überhaupt einen elektrischen Strom zu erzeugen.

Dagegen erklärte sich Hare in diesem Schreiben für die statisch-mechanische Erklärung des berühmten englischen Chemikers und Physikers Faraday.

Dieser läßt die Bewegungen der Tische beim Tischrücken veranlaßt werden durch unbewußte Muskelthätigkeit der die Kette bildenden Personen. Die Hände derselben, auch noch so leicht auf die Tischplatte gelegt, sollen je länger desto schwerer auf den Tisch drücken und ihn durch ihre sich von Minute zu Minute steigernde vereinte Kraft in einer mathematisch zu berechnenden Weise bewegen.

Mit diesem Beweise stand also Hare noch völlig auf dem Boden einer streng realistischen Naturwissenschaft. Am 17. November desselben Jahres erhielt er indeß eine Entgegnung auf sein Schreiben von einem Amasa Holcombe, worin er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die von ihm acceptirte Erklärung des Tischrückens durch Faraday nur stichhaltig scheine bei der Voraussetzung, daß die „rückenden" Tische oder sonstigen schweren Gegenstände wirklich von Menschen berührt würden; daß jedoch jeden Augenblick zu zeigen sei, wie die Tische genau so klopfen, laufen und tanzen, wie ferner Musikinstrumente spielen u. s. w., wenn in ihrer unmittelbaren Umgebung und so, daß eine Muskulareinwirkung möglich sei, kein einziger Mensch sich befinde. Hare möge diese durch Faradays Erklärung nicht berührten Erscheinungen untersuchen und naturwissenschaftlich erklären, falls er es könne.

Hare hatte keine Ursache, solcher Untersuchung auszuweichen, und begab sich denn gelegentlich in einen Cirkel, der spiritistische Experimente zu machen pflegte.

In seinem Buche: „Experimentelle Untersuchungen über Geistermanifestationen" schreibt er darüber:

„Während ich an einem Tische mit einem halben Dutzend Personen saß, wurde von diesen eine Hymne mit religiösem Eifer und frommer Feierlichkeit gesungen. Bald nachher wurde deutlich ein sanftes Klopfen vernommen, als ob es unter dem Tische und gegen denselben hervorgebracht würde.... Offenbar waren die Töne derart, daß sie nur mit einem harten Instrumente oder mit den Fingerspitzen unter Mitwirkung der Nägel hervorgebracht sein konnten.

„Ich erfuhr, daß einzelne Fragen vermittels dieser Manifestationen beantwortet wurden: ein Klopfzeichen wurde als Verneinung, zwei derselben wurden als zweifelhaft und drei als eine Bejahung betrachtet."

Die Experimentirenden, in deren Kreis Hare eingetreten war, begnügten sich also nicht mit den räthselhaften Tischbewegungen selbst, sondern suchten sich mit Hülfe derselben in Rapport mit vermeintlich vernünftigen, aber unsichtbaren Wesen zu setzen, deren Existenz sie ohne weiteres voraussetzten.

„Bei einer späteren Gelegenheit in demselben Hause," schreibt Hare weiter, „hörte ich ein ähnliches Klopfen an einer Scheidewand zwischen zwei Wohnhäusern. Ich öffnete die Thür zwischen den Zimmern und trat in das angrenzende von dem, in welchem ich soeben gesessen hatte. Nichts konnte gefunden werden, was die Töne hätte erklären können.

„Das Medium, bei dessen Anwesenheit die Erscheinungen vor sich gingen, hielt hierauf eine Flöte gegen die Füllung der Thür und forderte mich auf, daran zu lauschen. Als ich mein Ohr ganz dicht an die Flöte legte, hörte ich ganz deutlich klopfen. Am folgenden Abend brachte ich mir ein versiegeltes Glasrohr, ein hohles gläsernes Rohr und eine Messingstange mit. Als ich diese nach einander in ähnlicher Weise wie die Flöte hielt, ward das Klopfen wiederum vernommen."

Die angeblichen Geister beschränkten sich aber in den Antworten auf die an sie gestellten Fragen Hare gegenüber nicht auf das Ja- und Neinklopfen.

„Wenn man den Finger über die Buchstaben auf einer mit einem Alphabet versehenen Tabelle gleiten läßt..., so wird, wenn der erforderliche Buchstabe unter die Finger kommt, seine Wahl entweder durch ein gelindes Klopfen oder Kippen (des Tisches) angedeutet. Durch diesen Prozeß, bei dem des Mediums Augen auf die Decke gerichtet waren..., erfolgte nachstehende Mittheilung:

„Das Licht beginnt im Geiste Ihres Freundes zu tagen, bald wird er mit Trompetenstimme zur wissenschaftlichen Welt sprechen und ein neues Glied zur Kette der Beweise hinzufügen, auf die unsere Hoffnung von der Menschen Erlösung gegründet ist."

Um nun auch die entfernteste Möglichkeit einer vielleicht taschenspielerischen Einwirkung des Mediums auszuschließen, konstruirte Hare verschiedene Apparate, deren Beschreibung hier zu weit führen würde. Es genügt, wenn wir von dem ersten dieser Apparate Folgendes wissen:

„... Der Apparat wurde so konstruirt, daß weder das am Tische hinter einem Schirme sitzende Medium, noch irgend eine andere Person durch Neigen des Tisches irgend einen gewünschten Buchstaben des Alphabets unter den Zeiger" — der an Stelle des Fingers über die auf einer Scheibe angebrachte Buchstabenreihe hingleitet — „bringen, geschweige ein einziges Wort herausbuchstabiren konnte.

„Nachdem diese Vorkehrungen getroffen waren, war eine erwachsene Dame, welche fähig war, in der erforderlichen Eigenschaft zu dienen, so gefällig, mir behülflich zu sein, indem sie ihren Sitz hinter dem Schirm einnahm, während ich mich vor die Scheibe setzte. — Hierauf sagte ich: ‚Wenn ein Geist gegenwärtig ist, so wolle er dies bejahend dadurch andeuten, daß der Buchstabe J unter den Zeiger komme.' Sofort wurde dieser Buchstabe unter den Zeiger gebracht.

„Will der Geist uns die Gunst erweisen, uns die Anfangsbuchstaben seines Namens anzugeben?" — Die Buchstaben R. H. wurden nacheinander unter den Zeiger gebracht.

„Mein ehrenwerther Vater?" fragte ich. „Der Buchstabe J. wurde wieder unter dem Zeiger sichtbar."

Hares seliger Vater dreht auf Wunsch seines gelehrten Sohnes dann noch vielfach an der Scheibe herum und unterstützt schließlich Hares in ihn dringende Spiritistengesellschaft, er möge sich nun endlich zu ihnen bekennen, mit den folgenden, von der Scheibe aus dem Reingeistigen ins Menschlich-Sinnliche übertragenen Worten: „O mein Sohn, höre auf die Stimme der Vernunft!"

(Fortsetzung folgt.)

*) „Experimentelle Untersuchungen über Geistermanifestationen", von Dr. med. Rob. Hare. In Auszügen aus der fünften amerikanisch-englischen Ausgabe in's Deutsche übersetzt von G. C. Wittig, herausgegeben von Aksakow. Leipzig, Mutze, 1874, Seite 31. Demselben Buche sind auch die folgenden, Hare betreffenden Mittheilungen entnommen, cf. S. 32 u. ff. bis 85.

Der heilige David.

Bis vor kurzem hat in Italien eine Verbindung bestanden, welche ernstlich den Plan gefaßt hatte, die böse Welt zu verbessern — oder, wenn man will: Staat und Gesellschaft umzustürzen — und das war nicht etwa eine von jenen überall in Europa gesuchten und — außer etwa in Rußland — nirgend gefundenen geheimen Gesellschaften, sondern eine in voller Oeffentlichkeit bestehende Verbindung. Freilich hatte es den Anschein, als wisse außer der Polizei niemand etwas von dieser Volksbewegung, obgleich dieselbe bereits weite Kreise ergriffen hatte. Die Presse kümmerte sich wenig darum, und erst, als der Bewegung plötzlich ein gewaltsames Ende bereitet ward, wurde das große Publikum darauf aufmerksam.

Am 18. August 1878 wurde unweit Arcidosso ein Mann erschossen, der weit über seinen Wohnort hinaus unter dem Kleinbauernstand eine revolutionäre Bewegung hervorgerufen hatte. David Lazzaretti, so hieß er, wurde bei einem Zusammenstoß seiner von ihm geführten Anhänger mit der bewaffneten Macht von der Kugel eines Polizisten getroffen und getödtet. Die „Gazetta d'Italia" schrieb darüber:

„In diesem Augenblicke hatte David Lazzaretti, zugenannt der heilige David, während er, von einigen seiner fanatischen Anhänger begleitet, vom Monte Labro herabstieg, ein Zusammentreffen mit den königlichen Karabinieri und fiel auf der Ebene von Arcidosso. Die Handvoll Leute, welche ihm folgte, trug rothe Fahnen und rief: Es lebe die Republik!

„Dieser David Lazzaretti war Kärrner und Garibaldianer gewesen, hatte sich mit einigen fanatischen Narren auf dem Monte Labro, einem Abhange des Monte Amiata, niedergelassen und lebte dort, indem er politische und religiöse Reformen predigend hin- und herzog; er erklärte, er stehe über dem Stellvertreter Christi, sei mehr als Christus und stehe mit Gott Vater und dem heiligen Geist in Verkehr.

„Er war in Lyon gewesen und hatte, nach Italien heimgekehrt, im April neuerdings in der Wüste des Monte Labro seinen Aufenthalt genommen, und es hatten sich dort unwissende Fanatiker um ihn gesammelt, um das Wort Davids zu hören.

„Im verflossenen April hatte er auch gepredigt, er werde zum Könige Humbert gehen und ihn beschwören, sich allen Anforderungen der Kirche zu beugen, sonst würde Rom, die Hauptstadt des neuen Königreiches, am 14. August 1878 zerstört werden und an ihrer Stelle eine neue auf dem Rücken des Monte Amiata entstehen."

Dieser sonderbare Schwärmer wurde als Sohn eines Bauern, der zugleich das Fleischerhandwerk betrieb, am 1. November 1834 geboren. Der Schulunterricht, den er in seinem Heimathsdorfe Arcidosso genoß, war höchst mangelhaft. Schon sehr früh hatte er sich von seiner Heimath entfernt und bereits im Alter von zweiundzwanzig Jahren geheirathet. Er war Soldat gewesen, dann wurde er Schauspieler und später hatte er auch den Priestertalar getragen.

Lazzaretti wurde von seinen begeisterten Anhängern als Prophet, als neuer Messias gefeiert. Schon vor ca. zehn Jahren, als er von einem längeren Aufenthalte in Rom zurückkehrte, hat er seine Rolle zu spielen begonnen, und die Art, auf die er angeblich dazu gekommen, ist recht eigenthümlich.

Es fiel ihm nämlich eines schönen Tages eine alte Volksprophezeiung in die Hand, in welcher es hieß, es werde einst aus dem Blute Karls des Großen ein Mann erstehen, der aus dem niedrigsten und verachtetsten Handwerk der Menschen und aus der Fülle seiner Sünden auf wunderbare Weise mit Hilfe einer neuen Religion und einer neuen sozialen Ordnung zur Herrschaft gelangen würde. Lazzaretti bildete sich nun ein, er sei der vorherbestimmte Reformator der Gesellschaft, er selber sei dazu berufen, die Welt zu erlösen. Und nun, so erzählt der neue Messias, stieg Gott oft vom Himmel zu ihm herab, um ihm gute Lehren zu geben, und die Engel kamen, um ihm Gesellschaft zu leisten, kurz er lebte herrlich und in Freuden.

Nach diesem mehrjährigen Aufenthalt Lazzarettis in Frankreich und Rom war er übrigens in jeder Beziehung ein ganz anderer Mensch geworden. Während das Fluchen ihm früher geläufig gewesen war, kam nun kein Fluch mehr über seine Lippen; er ward ein fleißiger Kirchgänger und Abendmahlsbesucher. Bart und Haupthaar hatte er sich recht lang wachsen lassen — jedenfalls um schon durch seine äußere Erscheinung Eindruck zu machen — und spielte sich als Heiliger und Wunderthäter auf. Nach dem Zeugniß seiner Verwandten soll Lazzaretti auch im Besitze großer Geldsummen gewesen sein — eine Bank in Marseille allein habe ihm einen Kreditbrief auf 170,000 Frcs. gegeben — doch sei noch nicht aufgeklärt, auf welche Weise David zu dem Gelde gekommen. Daß ihm die Klerikalen in Frankreich und Spanien die hohen Beträge gegeben, wie von einer Seite behauptet wird, will uns wenig glaubhaft erscheinen.

Es dauerte nicht lange, so hatte unser Held unter der Landbevölkerung einen großen Ruf erworben. Seine Verehrer bauten ihm unter unsäglichen Anstrengungen auf der höchsten Kuppe eines in der Nähe seines Heimathsortes gelegenen Berges, dem obengenannten Monte Labro, nach seiner Vorschrift eine Wohnung und sorgten für Kleidung, wie für Speise und Trank des Heiligen. Ein alter verfallener Thurm, der sich außer einer ärmlichen Kapelle auf dem sonst kahlen Berge befand, wurde von neuem hergerichtet — darin hauste der neue Messias mit seinen Aposteln. Unter den ersten, die ihm nachfolgten, befand sich ein junger Geistlicher, der Sonn- und Festtags in der kleinen Kapelle auf dem Monte Labro die Messe las.

Im Jahre 1872 begann der heilige David, seine Anhänger zu einer religiösen Gemeinde zu organisiren, und verfaßte Statuten, denen sich jedes Mitglied unterwerfen mußte. Dieselben lauten:

1) Die Gesellschaft tritt am 1. Januar 1872 ins Leben und endet mit Ende Dezember 1890.

2) Jedes Mitglied trägt zu der Gesellschaft bei: sich selbst, sein Vermögen, seine Frau und womöglich auch seine Kinder.

3) Die Mitglieder zerfallen in drei Klassen: Edelleute, grundbesitzende Landleute und besitzlose Arbeiter.

4) Alle müssen der Gesellschaft dienen und sich ihren Lebensunterhalt selbst erwerben.

5) Die Gesellschaft sorgt für die Unterhaltung und Ernährung der Mitglieder, die Pflege der Kranken und die Erziehung der Kinder.

6) Bis zur endlichen Herstellung der sozialen Ordnung ist es den Mitgliedern gestattet, in ihren eigenen Wohnungen gesondert zu leben. Doch müssen sie alle ein und dieselbe Kleidung tragen: die Männer eine halbwollene Jacke, grau mit schwarzen Säumen, und Schifferhut mit grauen Schnüren. Auch müssen sie sich den Bart wachsen lassen. Die Weiber tragen dunkle Kleider und schwarze und rothe Strümpfe.

7) Alle Mitglieder tragen eine Messingmedaille mit einem Zeichen von unbekannter Bedeutung; dieselbe Medaille muß auch an den Thürpfosten befestigt werden.

Uebrigens sorgte der heilige David auch ängstlich dafür, daß unter seinen Anhängern das Laster der Habsucht nicht platzgreife; Fluchen, Spielen, Rauchen war in seiner Gemeinde verpönt; dagegen gestattete er z. B., sich mit Essen und Trinken zu ergötzen.

So schaltete und waltete denn der neue Prophet im Auftrage Gottes und als dessen Abgesandter. Wie Luther eiferte er in seinen Predigten gegen die Ohrenbeichte, pries dagegen die heilige Jungfrau, die Engel 2c. Seine Prophezeihungen ließ er drucken. Er schwärmte darin von einer Vereinigung aller lateinischen Rassen zu einer einzigen großen Republik — überhaupt legte er in seinen Schriften wie in seinen Reden eine Art monarchischen Kommunismus seinen Reformen zugrunde, der darin bestand, daß die Glieder der Gesammtheit alles dem Staatsoberhaupt geben, von dem sie es dann je nach Bedarf zurückempfangen sollten.

Obgleich eine kleine Zahl katholischer Geistlichen zu Lazzaretti hielt, so war der Klerus im allgemeinen doch von seinem Auftreten nicht sehr erbaut. Man zeterte und wüthete gegen den heiligen David und — seine Schriften wurden auf den Index gesetzt, — wodurch sie natürlich nur noch mehr Leser fanden. Bei alledem hatte aber Lazzaretti dennoch einen mächtigen Gönner im Vatikan: der verstorbene Papst Pius IX. selbst, war es, der den sonderbaren Heiligen zweimal zu sich kommen ließ, sich mit ihm unterhielt und ihm als Zeichen seiner besonderen Gewogenheit ein werthvolles Kruzifix schenkte. Es war das selbstverständlich geeignet, in Lazzaretti den Glauben an seine Mission zu stärken.

Von Zeit zu Zeit ging der neue Messias auf Reisen. Vornehmlich begab er sich nach Lyon in Frankreich, wo seine Familie lebte, und in der Regel blieb er mehrere Wochen dort. Auch im Juli 1878 war Lazzaretti wieder einmal nach Frankreich gegangen. Anfang August kehrte er zurück, brachte seine Frau und Kinder mit und — die Verheißung: es würden um die Mitte August millionen Menschen aus allen Weltgegenden ihm zur Seite treten. Von allen Seiten würden sich die Freimaurer an ihn anschließen — der große Tag sei nahe. Er glaubte also, daß alles zum Aufstand bereit sei. (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für Juni.

(Schluß.)

Eine ebenso talentvolle Schauspielerin, als außerordentlich fruchtbare Bühnenschriftstellerin, die in hohem Maß die Kunst zu gefallen, sich beim Publikum beliebt zu machen, verstand und ausübte, war **Charlotte Birch-Pfeiffer,** die, am 23. Juni 1800 zu Stuttgart geboren, bereits in ihrem dreizehnten Lebensjahre auf die münchener Hofbühne kam und dort rasch Furore machte. Von 1819—1823 unternahm sie Kunstreisen durch Deutschland und im Jahre 1825 verheirathete sie sich mit dem dänischen Schriftsteller Dr. Birch. Nachdem sie die Direktion der züricher Bühne eine zeitlang geführt, folgte sie 1844 der Einladung an das Hoftheater zu Berlin, wo sie Ende August 1868 gestorben ist. Die meisten ihrer Stücke sind fremden Romanen oder Novellen entlehnt, die sie geschickt, aber nur auf den augenblicklichen Effekt berechnet, so zu verarbeiten gewußt, daß sie lange Jahre auf dem Repertoir der deutschen Bühnen sich gehalten haben und zum Theil noch immer der Gunst des Publikums sich erfreuen. So „Die Grille. Ländliches Charaktergemälde in 5 Akten" (1860), „Dorf und Stadt" (1863), „Marguerite. Schauspiel in 6 Akten" (1857) u. a. Meist nimmt sie es mit der poetischen Wahrheit nichts weniger als genau, wendet vielmehr alle möglichen und auch anscheinend unmögliche Mittel an, wenn sie nur den schönen Zweck erfüllen, daß — sie „sich kriegen".

Hinter Gefängnißmauern verlebte seine Jugendjahre der am 28. Juni 1823 in Lichtenau bei Ansbach geborne **Oskar Freiherr v. Redwitz**

— sein Vater war Gefängnißinspektor — und studirte hernach in München und Erlangen Jurisprudenz. Von 1846—1849 arbeitete er als Rechtspraktikant in Speyer und Kaiserslautern. Nach Veröffentlichung seiner Dichtung „Amaranth" wurde er (1851) als Professor der Aesthetik und Literaturgeschichte an die wiener Universität berufen; aber er gab diese Stellung schon im darauffolgenden Jahre wieder auf und lebte dann auf seinem erheiratheten Gute Schellenberg bei Kaiserslautern, jetzt in Meran in Tirol. Bei dem Namen, den der Dichter durch seine Schöpfung katholisch-ultramontaner Tendenz „Amaranth", die seitdem 30 Auflagen erlebt hat, sich erworben, muß in Betracht gezogen werden, daß das Erscheinen des Gedichts unmittelbar nach Unterdrückung der Erhebung von 1848/49 zu Beginn der frisch-fröhlichen Reaktion erfolgte und daß nicht blos die katholisch-Ultramontanen, sondern ebenso der protestantische Pietismus alles aufbot, den poetischen Freiherrn — den J. Scherr zu den „romantisch gedankenlosen Süßholzraspplern", F. G. Findel dagegen „zu den bedeutendsten Dichtern der Neuzeit" rechnet — als einen großen Dichter vor dem Herrn erscheinen zu lassen. Von seinen Dramen seien erwähnt: „Siglinde" (1853), „Thomas Morus" (1856), „Der Doge von Venedig" (1863) und „Philippine Welser". Redwitz ist übrigens einer von den wenigen Schriftstellern, die in ihren Werken einen langsamen, aber stetigen Fortschritt nach der Richtung freisinniger Anschauungen hin dokumentiren.

Friedrich Theodor Vischer, der auf dem Gebiete der Aesthetik hervorragendes geleistet hat, wurde am 30. Juni 1807 in Ludwigsburg geboren. Er studirte Theologie, ward Repetent im Seminar zu Maulbronn, kam darauf in gleiche Stellung nach Tübingen, wo er der Theologie entsagte und sich 1836 an der Universität habilitirte. Schon im folgenden Jahre ward er außerordentlicher Professor. Er widmete sich nun ausschließlich der Aesthetik, für die er seit langem besondere Vorliebe gezeigt, und unternahm mehrere größere Reisen, um die Kunstschätze fremder Länder zu studiren. Als er 1843 zum ordentlichen Professor ernannt wurde, zog er sich durch seine gegen die Gegner des freien Denkens und Forschens gerichtete Antrittsrede vielfache Feindschaft zu, und das Ministerium sah sich schließlich genöthigt, ihn auf zwei Jahre zu suspendiren. 1848, nachdem er kaum seine Vorlesungen wieder begonnen hatte, wählte man ihn in das frankfurter Parlament, wo er anfänglich der großdeutschen Partei angehörte, schließlich aber mit dem Rest der Versammlung (Rumpfparlament) nach Stuttgart zog. 1855 nahm er eine Stellung an als Professer am Polytechnikum in Zürich, von 1866 ab ist er Professor der Aesthetik und deutschen Literatur am Polytechnikum in Stuttgart. Von seinen Schriften seien angeführt: „Ueber das Erhabene und Komische (1837), „Kritische Gänge", „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen" und „Goethe's Faust, der Tragödie 3. Theil". In letztgenannter Schrift sucht der Verfasser mit Glück die unberufenen Ausleger des Faust 2. Theil, die darin allerlei wunderbares zu entdecken vermeinen, lächerlich zu machen.

Der Dichter der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", die wegen ihrer freiheitlichen Tendenz bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen verursachten: **Franz Dingelstedt,** wurde am 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg geboren. Nachdem er die Universität Marburg besucht, ward er als Lehrer an das Lyceum Friedericianum in Hannover berufen, nach zwei Jahren aber (1838) wegen Veröffentlichung einiger Gedichte, welche seinen Vorgesetzten nicht gefielen, an das Gymnasium zu Fulda versetzt. Dort gab er die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" heraus, die ihn ebenso beliebt beim Volke, als mißliebig bei der Regierung machten. 1841 nahm er seine Entlassung, gab schleunigst seinen Kosmopolitismus auf und hatte die Freude, schon zwei Jahre darauf „Hofrath" titulirt zu werden und Bibliothekar und Vorleser S. M. des Königs von Würtemberg zu sein. 1850 wurde er Intendant des Hoftheaters zu München, 1857 Generalintendant des Hoftheaters und der Hofkapelle zu Weimar, 1867 artistischer Direktor des Hofoperntheaters zu Wien und 1871 Direktor des Hofburgtheaters daselbst. Und als letztes, nicht geringstes: Im Jahre 1876 erhob ihn der König von Bayern in den erblichen Freiherrnstand. Dingelstedt hat außer Gedichten und verschiedenen dramatischen Arbeiten auch eine Anzahl Romane und Novellen veröffentlicht (Sämmtliche Werke 1877, 12 Bände), die, insbesondere wegen der eleganten Form und anziehenden Darstellung (weniger durch ihren Gehalt) beliebt sind.

E. Künzel.

Die Dortmunder Vehmlinde. Wer mit der Bergisch-Märkischen Bahn nach Dortmund kommt, dem fällt beim Aussteigen etwas auf, das mit Zuhilfenahme der Phantasie einem Baumstumpf ähnlich sieht. Umgeben von Signallaternen, Wächterbuden, Weichenstellen u. dergl. ragt aus den blitzenden Schienensträngen das Memento mori versunkener Kraft, die Dortmunder Vehmlinde empor und scheint die verdorrten Arme flehend um baldige Erlösung aus diesem Jammerthal zum Himmel zu strecken. Da die Kommune, wie die Zeitungen berichten, mit der Eisenbahndirektion wegen Versetzung des Baumes unterhandelt, so wollen wir ihm statt des Nekrologs einen kleinen geschichtlichen Rückblick widmen. Wann „de vryestol op de Koninger hofe under de linde" gegründet wurde, ist nicht bekannt. Das später so großartig auftretende Institut der Vehme entwickelte sich aus dem Grafengericht, das seit unvordenklichen Zeiten unter dem Thingbaum, gewöhnlich einer Linde, tagte. Die eiserne Nothwendigkeit, der Mangel an Schutz und die Rechtlosigkeit des Bürgers und Landmannes gegen Habsucht und Uebergriffe des Adels und der Geistlichkeit haben der Vehme zur Volksthümlichkeit verholfen. Der Stadtschultheiß von Dortmund war vom Jahre 960 bis 1827 Freigraf (comes liber) des Vehmgerichts und amtirte mit sieben Freischöppen und dem Frohn unter der Linde. Die drei Jahrhunderte 1200 bis 1500 waren die Glanzzeit der heiligen Vehme. Im 13. Jahrhundert mögen dann auch die Anfänge der Ceremonien, Losungen und Erkennungszeichen entstanden sein, welche bei der Aufnahme von Freischöppen bei dem Gerichtsverfahren, bei der Ausführung des Urtheilsspruches und bei den Genossen unter sich gebräuchlich und sehr geheimgehalten wurden. Vor einem steinernen Tisch, auf dem ein einfacher Reichsadler ausgehauen war, und auf einer kleinen Bank mit dem Rücken gegen die Linde saß der Freigraf und zu beiden Seiten des Tisches nahmen auf längeren Bänken die sieben Freischöppen Platz, während der Frohn sich an der Außenseite des Tisches befand. Zu dem geheimen Gericht durfte bei sofort durch Erhängen zu vollziehender Strafe kein Uneingeweihter sich einfinden. Die Vehme kannte keinen Standesunterschied und bestrafte den Straßenraub mit dem Tode. Deshalb holte sie die adligen Wegelagerer, die sie in contumaciam verurtheilte, oft auf geheimnißvolle Weise aus der Mitte ihrer Reisigen, um sie am nächsten Baum aufzuknüpfen, das einzige Mittel, um in den Zeiten des Faustrechts den Beraubungen der Bürger und Landleute durch die Ritter zu steuern. Sie hatte ihre Filialen im Gesammtgebiet des deutschen Reiches, doch ihr Vorort war und blieb Dortmund. Mit dem Beginne der neueren Zeit hörte die Wirksamkeit der geheimen Vehme auf. Nachdem auf dem Reichstage zu Worms (1495) der „ewige" Landfriede beschworen und das Reichskammergericht als höchster Gerichtshof für das ganze Reich eingerichtet worden war, schwand die Macht der Freigerichte, doch behielten sie bis in's 16. Jahrhundert einen Theil ihrer Vorrechte. Als im Jahre 1545 der äußere Wall, welcher die Stadt Dortmund außerhalb der eigentlichen Stadtmauer umgab, abgebrochen worden, verlegte man den Sitz des Freistuhls weiter nach Osten hin und brachte wieder unter einer Linde den Tisch und die Bänke an. Dort aber „beim Freistuhl vor dem Burgthor am Graben" ist ein eigentliches Vehmgericht nicht mehr gehalten worden, sondern nur bürgerliches Gericht über Bierbraugerechtsame, Sonntagsfeierverletzung und dergleichen städtische Angelegenheiten, obgleich in mancher Beziehung die alte Form beibehalten wurde. Die letzte derartige Sitzung fand im Jahre 1803 statt. Nach einer vierundzwanzigjährigen Unthätigkeit wurden die Befugnisse des Freistuhls unter den Linden formell aufgehoben. Aus vorstehendem erhellt, daß die gegenwärtig auf dem Bergisch-Märkischen Bahnhofe stehende Linde nicht die alte Vehmlinde und daß die eigentliche Vehme niemals an jener Stelle abgehalten wurde.

Dr. M. T.

Die Verhaftung Franz Rákóczi's, Fürsten von Ungarn und Siebenbürgen. Unser Bild (Seite 508—9) stellt einen kühnen Kriegsmann dar, dessen Andenken die Dicht- und Tonkunst, sowie die Malerei mit dem Glorienschein der Verklärung umwoben hat. Die kühnste Phantasie eines Poeten könnte kaum so hochdramatische Episoden für den bewegten Lebenslauf eines Romanhelden erfinden, wie sie Franz Rákóczi der Zweite wirklich erlebt hat. Seine Erlebnisse erinnern lebhaft an die Erfolge und Enttäuschungen des karthaginiensischen Helden Hannibal, vor dem einst Rom gezittert. Wie dieser mit allen geistigen und körperlichen Eigenschaften zum Helden prädestinirt, eilte er, mit hinreißender Beredtsamkeit und Todesverachtung ausgestattet, von Land zu Land, um den Haß gegen seine Todfeinde, die Habsburger, zu schüren. Und doch mußte er gleich seinem klassischen Vorbild all' seine Hoffnungen begraben und in der Verbannung sterben. Nur einen Vorzug hat ihm das Schicksal vor Hannibal gewährt, nämlich den, daß ihn die schnöde Welt nicht so schnell vergessen hat. Mehr denn zweihundert Jahre sind seit seiner Geburt in dem grauen Strom der Ewigkeit verrauscht, aber wenn die Töne des ihn verherrlichenden Rákóczimarsches erschallen, so wirken sie heute noch auf die Magyaren, seine Landsleute, wie Hüons Zauberhorn. Im Frieden machen sie, wie ein Sprüchwort sagt, lachend weinen, und im Kriege rafft der ermüdete Soldat seine Kräfte zusammen, um zu siegen oder zu sterben. Der Held des ergreifenden Gemäldes von Julius Benczur, dem unser Holzschnitt nachgebildet ist, wurde im Jahre 1676 als Sohn des Grafen Franz Rákóczi des Ersten geboren, den er bereits im zarten Alter von fünf Jahren verlor. Sein Stiefvater, Graf Emmerich Tököly, leitete bis zu seinem zehnten Jahre die Erziehung des reichbeanlagten Knaben. Bei der Erstürmung der vom Grafen Tököly heldenmüthig vertheidigten Bergfestung Munkács fiel er den österreichischen Truppen in die Hände. Die Feinde beeilten sich, dem jungen Adler die Schwingen zu lähmen, um ihn zu einem gefügigen Werkzeug der Wiener Kamarilla zu machen. Man brachte ihn in das Jesuitenkloster zu Neuhaus, wo er, der Protestant, im Glauben der römisch-katholischen Kirche erzogen wurde. Um den gelehrigen Schüler vollends an sich zu ketten und durch Dankbarkeit für die Pläne Habsburgs zu ködern, setzte ihn Kaiser Leopold der Erste wieder in Freiheit und belehnte ihn mit einem Theil des von seinem Vater ererbten Familienbesitzes. Der junge Rákóczi verlangte aber alles oder nichts, und als ihm das erstere verweigert wurde, setzte er sich mit einigen Mißvergnügten in Verbindung, um

gewaltsam in den Besitz seines Eigenthums zu gelangen. Das „Komplot“ wurde entdeckt und Rákóczi am 29. Mai 1701 verhaftet. Das ist die spannende Szene unseres Bildes, welche sich im Landhaus zu Saros abspielt. Unter dem Befehl zweier höherer Offiziere rückten die zu seiner Gefangennahme abgesendeten Truppenmannschaften bei Nacht heran. Nach Aufstellung einer starken Abtheilung zur vollständigen Einschließung des Landhauses drang eine Schaar von fünfzig auserlesenen Soldaten unter Leitung der zwei Oberoffiziere in Rákóczis Schlafgemach und kündigte ihm die Verhaftung an. Wie es einem beherzten Manne gebührt, zeigte er nicht die mindeste Bestürzung. Dagegen nahm er alle Kraft zusammen, um seine an ihm sich anklammernde Gattin, welche kurz vorher eines Kindleins genesen war, zu trösten und zu beruhigen. In der Gefangenschaft wurde gegen ihn eine strenge Untersuchung eingeleitet, welcher er sich nach kurzer Dauer durch eine heute noch nicht aufgeklärte Flucht entzog. Währenddem man den Prozeß gegen ihn fortführte, ihn zum Tode verurtheilte und seine sämmtlichen Güter konfiszirte, tauchte er wohlgemuth in Polen auf. Die zerrütteten Verhältnisse des polnischen Wahlreiches machten eine Koalition mit Ungarn gegen Oesterreich unmöglich; der polnische Reichstag hatte wohl den Willen, aber nicht die Mittel, um loszuschlagen. So blieb dem thatendurstigen Rákóczi nichts übrig, als „mit dem Strick um den Hals“, wie zeitgenössische Geschichtsschreiber melden, nach Ungarn zurückzukehren und sich an die Spitze eines Häufleins von aufständischen Bauern zu stellen. Sein flammendes Wort entzündete den agrarischen Aufstand zu einer Nationalerhebung. Nach einigen bedeutenden Erfolgen wurde Rákóczi im Jahre 1705 zum Oberhaupt der konföderirten Stände und zwei Jahre später zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen, welche Würden er bis zum Jahre 1711 bekleidete. Das ist der Gipfelpunkt seines Wirkens. Als das Kriegsglück der Konföderirten sank, unterhandelten sie hinter seinem Rücken mit Wien, und in dem abgeschlossenen Frieden war er von der Amnestie ausgeschlossen. Arm und verlassen, wie einst Aristides, wanderte er zum zweitenmale nach Polen. Nach einer zweijährigen Unthätigkeit wandte er sich nach Paris, doch auch hier war seines Bleibens nicht lange; im Jahre 1717 siedelte er nach der Türkei über. Glänzend empfangen und mit Auszeichnungen überhäuft, vermochte er hier gleichwohl seine politischen Pläne nicht zur Durchführung zu bringen. In dem Frieden von Passarowitz zwischen Oesterreich und der Türkei sah er sich sogar mit allen seinen Ansprüchen übergangen. Das Einzige, was er noch erreichte, war die Bewilligung eines ansehnlichen türkischen Jahresgehalts, in dessen Besitz er verblieb bis zu seinem im Jahre 1735 zu Rodosto erfolgten Tode. Und nun noch einige Worte über den Maler des so ungemein fesselnden Bildes. Wie die polnischen Dioskuren Matejko und Siemiradski, so strahlt auch das Doppelgestirn Benizur-Munkacsi am künstlerischen Himmel. Alle vier sind Historienmaler und erfolggekrönte Schüler der münchener Akademie, die ihrem Lehrer Karl Piloty alle Ehre machen. Julius Benczur ist im Jahre 1844 in Nyiregyhaza in dem szabolcser Komitat Ungarns als Sohn eines Apothekers geboren. Nach Absolvirung des Gymnasiums und der Realschule in Kaschau ging er nach München, um sich dem Studium der Malerei zu widmen. Von den zahlreichen Piloty-Mitschülern ist Benczur, allenfalls Makart ausgenommen, der einzige, der dem Meister an Kraft, Energie und Glanz der Farbengebung, an Geschmack und Geschick der Gruppirung gleichkommt. Die „Verhaftung Franz Rákóczis des Zweiten“ ist eins der frühesten Geschichtsgemälde des talentvollen Künstlers. Von weiteren bemerkenswerthen Schöpfungen nennen wir noch „Die Taufe Vaik's, nachmals Königs Stefan des Ersten von Ungarn“, welches allgemein bewunderte, ungemein umfängliche und figurenreiche Bild, im Auftrage des ungarischen Nationalmuseums zu Pest ausgeführt, seit drei Jahren zu dessen größten Zierden gehört.

Dr. M. T.

Aerztlicher Briefkasten.

Eßlingen. C. R. Wenn Sie unseren Bemerkungen über die Airy'schen Mittel die Thatsache entgegenhalten, daß Sie Ihr eigenes zweijähriges Magenleiden durch diese Mittel bis auf einen kleinen Rest beseitigt hätten, ein Leiden, gegen welches Sie allopathische und homöopathische Aerzte vergeblich in Anspruch genommen, so können wir Ihnen darauf nur erwidern, daß Kranke schon durch die widersinnigsten Kurmethoden, ebensogut wie beim Gebrauche gar keines Mittels und bei rein diätetischer Pflege gesund geworden. Das Verwerfliche dieser und ähnlicher Geheimmittel besteht darin, daß sie, abgesehen von ihrem hohen Preise, gegen die verschiedensten Krankheitsformen angepriesen und nur aufs Gerathewohl gebraucht werden. Namentlich ist dies bei vielen, mit Verstopfung verbundenen Darmkrankheiten der Fall, welche thatsächlich durch den regelmäßigen Gebrauch eines den Stuhl befördernden Mittels erleichtert werden. So nützt der einen Art dieser Kranken der regelmäßige Gebrauch alkalischer Salze (doppeltkohlensauren Natrons), der anderen Aloëtropfen oder Rhabarber u. dgl. Wird dieses Mittel ausgesetzt und genießt der Patient die gewohnten Reiz- und Genußmittel weiter, wie z. B. Kaffee, Bier, Wein 2c., so stellt sich sehr bald das alte Leiden wieder ein. Machen Sie einmal diesen Versuch und Sie werden sehen, daß Sie bald wieder auf dem alten Fleck und keineswegs geheilt sind. Heilung wird nur dann eintreten, wenn Sie keine Arzneien brauchen und von einer milden und reizlosen Kost (wenig Fleisch, mehr Milch, Eier u. dgl.) leben. Die meisten Unterleibsleiden sind ja nur eine Folge gesundheitswidriger Lebensweise in Bezug auf Speise und Trank. Es wird daher zu den wesentlichsten Aufgaben der Zukunftsmedizin gehören, die Menschen in diesem Punkte endlich vernünftig zu machen und sie darüber zu belehren, wie man Krankheiten am besten verhütet. Ihrem Einwande, daß viele Aerzte und Apotheker mit theuren Liquidationen für Kuren, die oft genug nichts nützten, ebensogut umzugehen wüßten, als die Geheimmittelhändler, und daß es den Herren Apothekern, die in den Zeitungen den Geheimmittelhandel bekämpften und von gewissen Mitteln behaupteten: Preis 3 Mark — Werth 15 Pfennige, garnicht einfiele, dasselbe Mittel für 15 Pfennige zu liefern, — diesem Einwande können wir leider nicht widersprechen, denn Sie haben recht. Nur wollen Sie bedenken, daß der Arzt weniger durch Rezepteschreiben, als durch sonstige gute Rathschläge und vielleicht auch chirurgische Beihilfe Nutzen stiften kann; ferner, daß er sich den Fonds seiner Kenntnisse und Fertigkeiten durch vieljähriges wissenschaftliches Studium erworben und ein Recht hat, davon die Früchte zu ernten. Bei dem Geheimmittelkrämer ist hiervon keine Rede; er ist und bleibt ein Parasit für die leidende Menschheit. Oder wollen Sie ihn an die Stelle des Arztes setzen und die Aerzte überhaupt abschaffen? Wählen Sie!

Berlin. L. Gehen Sie zum Professor Weber-Biel, der die Ohrdouche anwenden wird. — M. M. Wir wissen leider kein Mittel gegen die Disposition zu Schulterverrenkungen infolge Erschlaffung der Gelenkbänder. — Arbeiter B. Läßt sich nicht beurtheilen. — Kg. Eine einjährige Dauer Ihres Leidens ist nicht zu lange, denn im günstigsten Falle wird dasselbe in neun Monaten geheilt; vielleicht ist jetzt eine Jodkalikur am Platze.

Ronsdorf. P. W. Mundspülungen mit einer zweiprozentigen Lösung von Kali chlorikum.

Hamburg. L. Das Ihnen zu empfehlende Mittel ist: Heirathen!

Dr. H. Meierstein.

Redaktions-Korrespondenz.

Jägerndorf. J. F. Am sichersten tödtet man die Motten durch Arsenikdämpfe, die man aber in bewohnten Räumen nicht anwenden darf. Dagegen kann man erfolgreich mit starker Wärme, Sonnen- oder Ofenhitze gegen das Ungeziefer vorgehen. Auch Kampher ist brauchbar.

Barmen. Ein alter Abonnent, und **Zürich.** M. L. Sie haben recht; es ist das ein auch dem Auge der Redaktion entgangener lapsus calami des Verfassers. Uebrigens, wie das die „Wahrscheinlichkeit“ der fraglichen belletristischen Arbeit stören soll, wie M. L. behauptet, begreifen wir nicht, da es sich bei Romanen und Novellen erstens überhaupt niemals um die praktische Wahrheit, sondern nur um die poetische handelt, und da zweitens selbst beim Bericht eines Vorkommnisses des gemeinen Lebens die Erregtheit der Schilderung eine solche für den kaltblütigen Hörer oder Leser allerdings komische Ungenauigkeit erklären und entschuldigen würde.

Leipzig. F. Ein bayrischer Morgen beträgt ungefähr ein Dritttheil einer Hektare, nämlich 3407 Quadratmeter. — E. H. Das soll freilich nach Chr. und nicht vor Chr. heißen. Für jeden, der da weiß, daß die Geschichte Italiens erst ungefähr mit dem 5. Jahrhundert vor Chr. beginnt, kann darüber doch wohl kein Zweifel herrschen.

Bern. K. Eine Anstalt zur Ausbildung von Maschinentechnikern besteht in Langensalza unter der ausgezeichneten Leitung des Dr. Kirchner.

Rom. T. Sch. Was man solch' unvermeidlichem Ungemach gegenüber thue? Man folge dem alten Spruche:

Duck dich und laß vorüber gahn,
Das Wetter will seinen Willen han.

Ihren für uns erfüllbaren Wünschen werden wir gelegentlich willfahren.

Neulerchenfeld (bei Wien). W. B. Die Schachtel mit Broschüre und Fläschchen ist ihrerzeit angekommen und unserm ärztlichen Herrn Mitarbeiter überantwortet worden. Derselbe wird die Sache aber wahrscheinlich nicht zur Beantwortung geeignet gefunden haben.

München. L. M. Ihre Frage bezüglich der „chemischen Durchschneidung von Messingblech“ haben wir einem befreundeten Chemiker zur Beantwortung übersandt.

Börse (bei Fallersleben). Plattdeutscher Schriftsteller H. D. Erhalten; wird besprochen. Frdl. Dank.

Berlin. Ingenieur Sch. Ihre Arbeit „Die Ursachen des schlechten bayrischen Bieres“ ist angekommen und wird demnächst geprüft. Wir können indeß nicht umhin, Sie zu bitten, künftighin Ihre Briefe genauer zu prüfen, ob sie nicht für einfaches Porto zu schwer sind, damit wir nicht für Ihre Unterlassungssünde mit Poststrafe belegt werden.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 14. Juli.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 44. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Das Gesicht des alten Grillhofer wurde weiß, ein unverkennbarer Schreck sprach sich darin aus. „Wer — wen? Was für Zeugen kannst du haben?"

„Glaubst, ich hätt' den Steffel selber von da unten g'holt, nachdem er von dem Sturz das Bewußtsein verloren hat? Nein, Grillhofer, so stark war ich nicht, und wenn mir der Sepp und der Anton nicht zu Hülf' kommen wären, so wär's um den armen Steffel g'schehen g'wesen, und du hätt'st ihn dir dann von unten holen können aus dem Waldgraben und — ich hätt' ihn dir dann nimmer streitig g'macht." Ihre Stimme zitterte unter den anstürmenden Thränen.

Grillhofer fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirne. „Und das ist wohl schon bekannt, du hast das im Dorf schon ausposaunen lassen — nöt?" fragte er mit verzerrtem Antlitz.

Die Nandl sah ihn ernst und forschend an, sie hatte nach dieser wunden Stelle gezielt, jetzt wußte sie, daß sie richtig getroffen. „Nein, Grillhofer," sagte sie, absichtlich jedes Wort betonend, „niemand weiß noch was davon, denn ich hab' dem Sepp und dem Anton Schweigen anbefohlen."

„Und werden sie auch weiterhin schweigen, und du auch, Nandl?"

„Ja, wir werden schweigen, ich verspreche es dir, — unter einer Bedingung."

Der Grillhofer athmete auf. „Ah, du willst Geld dafür, — warum hast das nicht gleich g'sagt, narrisches Ding." Er griff in seinen Ledergurt.

„Behalt' dein Geld, Grillhofer, ich mag dein Geld nicht; ich und die Burschen werden schweigen, wenn du den Steffel hier laßt, hier bei mir, bis er gesund ist."

„Was willst denn aber mit ihm?" rief der Bauer, auf's neue in Zorn gerathend. „Was hast denn von ihm, wenn er krank ist?"

„Ich will ihn gesund machen; bei Euch drüben wird er's nimmer, Ihr habt harte Händ' und harte Herzen. Und jetzt weißt mein' Entschluß, Bauer, und jetzt mach', was du willst." Sie sprang gegen die Thür und riß sie auf. „Da, die Thür ist offen, nimm ihn dir, aber morgen weiß es die ganze Gegend, daß sein eigner Vater und sein sauberer Bruder, der Lorenz, ihn zur Verzweiflung getrieben haben und zum Selbstmord."

Grillhofer warf der Nandl einen tief erschreckten und zugleich ergrimmten Blick zu. Haß und Furcht stritten in ihm. Er, der reiche Mann, der angesehene Bauer, er sollte sich dieser frechen Betteldirne fügen? Aber hatte er denn eine andere Wahl? Sie würde ihre Drohung wahr machen, eben weil sie so frech ist, das wußte er, und die Leute würden ihn anklagen, und wenn der Steffel stürbe, so würde man mit Fingern auf ihn zeigen. Er umfaßte mit zornigem Griff seinen Stock, als wolle er damit alles kurz und klein schlagen, aber die Angst vor der öffentlichen Meinung bezwang ihn. „Ich muß den Steffel sehen," keuchte er, „ich muß mit eigenen Augen mich überzeugt haben, wie's mit ihm steht." Er überschritt rasch die Schwelle, betrat das Krankenzimmer und schloß die Thür hinter sich zu. Der Vater war mit seinem Sohn allein.

Minuten vergingen. Nandl stand vor der Thür, athemlos, in gespannter Erwartung. Was wird er thun? Hätte sie sich verrechnet, nimmt er ihn doch mit sich fort?

Endlich ging die Thür wieder auf, der alte Grillhofer trat heraus. Sein Kopf war gesenkt, die Unterlippe war gramvoll herabgezogen, die derbe Hand, die noch immer den Stock hielt, zitterte ein wenig. „Geh zu ihm," sagte er verstört, „der kennt niemand mehr, der weiß von nichts, gibt auf nichts Antwort, aber er ruft nach dir, — den muß ich wohl da lassen, der ist zu miserabel."

„Grillhofer!" rief Nandl, und sie ergriff in einem Gefühl unendlicher Dankbarkeit des Alten Hand. „Du laßt mir ihn? Von der Stund' hab' ich kein' Groll mehr gegen dich, so dank ich's dir, und glaub' mir's, ich werd' ihn treulich pflegen, und es soll dich nicht gereuen, daß du heut so gut und nachgiebig gegen mich gewesen bist."

Der Alte wehrte sie rauh ab. Es hatte ihn wohl erschüttert, es war ihm wohl an's Herz gegangen, als er ihn wiedergesehen, seinen Steffel, bewußtlos, entstellt, in den Zuckungen des Fiebers, aber er war aus viel zu sprödem Stoff gemacht, um diesem Gefühl nachzugeben. „Na, aufbringen wirst ihn doch schwerlich mehr, was nutzt's." Er wandte sich kopfschüttelnd der Thüre zu. „Ich hab' mir's denkt, wie ich ihn gestern g'sehen hab', der macht's nimmer lang, hab' ich mir denkt, der hat sein' Theil." Ein schwerer Seufzer hob seine Brust. „'s is schad' um ihn, schad', schad', 's war so ein schöner Bua! Er hätt's so gut haben können, hätt' er mir nur g'folgt, ja, hätt' er mir g'folgt." Er ging, ohne sich weiter um die Nandl zu bekümmern, aus dem Zimmer und aus dem Hause. Er ging gebückter als gewöhnlich durch's Dorf, und seine Lippen murmelten: „Ich hab' nöt die Schuld, weiß Gott, ich nöt; warum nehmen's uns auch unsere Kinder und schießen's zu Krüppeln, so daß's zu keiner Arbeit

mehr taugen, und warum laßt unser Herrgott das g'scheh'n!?" Aber, als ob er über diese Auflehnung gegen Gott und die Obrigkeit selbst erschrocken wäre, fügte er, gleichsam entschuldigend und sich tröstend hinzu: „Na, unser Kaiser und unser Herrgott sein g'scheitere Leut' als wir sein, sie werden schon wissen, zu was es gut is." Und mit diesem beruhigenden Gedanken war er auch wieder der alten Indolenz und der stumpfen Gleichgiltigkeit anheimgefallen.

Als Hans nachhause gekommen war, fand er auf seinem Zimmer ein Briefchen vor, es war von Valerie. Sie beschwor ihn in den exaltirtesten Ausdrücken, sogleich zu ihr zu kommen, um ihr Nachricht über Stefans Befinden zu bringen; sie habe erfahren, daß Hans zeitig morgens nach Lindau gegangen sei, in Begleitung des Arztes. Gerüchte, die auch ihr zu Ohren gekommen, erzählen, der Sohn des Grillhofer sei schwer erkrankt, Burschen hätten ihn des Nachts ohnmächtig im Walde aufgefunden. Sie wisse nicht, was sie davon denken solle, aber sie sei außer sich; Hans müsse Erbarmen mit ihr fühlen und schnellstens kommen, sie zu beruhigen, sie aufzuklären, jetzt vergehe sie schier vor Angst und Sorge.

Hans schien von dieser, in zierliche Buchstaben gefaßten Verzweiflung jedoch nicht sehr gerührt zu sein, er legte den Brief zu einem Fidibus zusammen und zündete sich damit eine Cigarre an, er war auch so unbarmherzig, noch vorher seine Mahlzeit einzunehmen und nach derselben sich noch ein Verdauungsstündchen zu gönnen, ehe er der dringenden Aufforderung nachkam und sich zu Valerie begab. Er grollte ihr, sie war in seinen Augen sehr schuldig geworden. Er wälzte den Hauptantheil an dem Unglück Stefans ihr zu. Sie hatte ihn mit schönen Worten und zärtlichen Versicherungen ein Jahr hingehalten, sie hatte ihn aufgestachelt zu den äußersten Anstrengungen, und nun er diesen unterlegen und verzweiflungsvoll zurückkehrt, fand sie in ihrer Liebe nicht die Kraft und nicht den Muth, ihn darüber zu trösten, und doch war es seit gestern in ihre Hand gegeben, sich und ihn glücklich zu machen. Ja, er war wirklich erzürnt auf sie; er hatte zwar Nandl versprochen, niemand den wahren Hergang der Sache zu erzählen, und es wäre ihm auch ungerecht und grausam erschienen, Valerie von dem verzweifelten Schritt Stefans in Kenntniß zu setzen, er kannte ja nicht die Motive, die ihn dazu getrieben, aber er glaubte seine Unzufriedenheit nicht ganz verbergen zu müssen.

Als er indeß bei Tiefenbachs sich melden ließ und von Babette in den Salon gewiesen ward, und als ihm hier Valerie blaß und mit verweinten Augen entgegentrat, fühlte er sich milder gestimmt. Sie bat ihn, sich neben sie zu setzen und nur ganz leise zu sprechen. Mama sei zuhause, aber sie vermuthe, daß sie über ihrer Lektüre eingeschlafen sei, und sie möchte um alles nicht, daß sie geweckt würde. Sie fragte dann Hans, ob er ihn gesehen, wie er sich befinde, was der Arzt über seinen Zustand ausgesagt; er möge sie nicht schonen, er müsse ihr alles sagen, sie könne ja kaum noch unglücklicher werden, als sie ohnedies schon sei. Sie fing leise zu weinen an.

Hans erzählte ihr, daß Stefan seit dem Morgen im Delirium liege, daß aber sein Zustand noch keineswegs ein hoffnungsloser sei. „Was seine Freunde zu thun vermögen, um ihn zu retten, das wird geschehen," fügte er wie tröstend hinzu; „er ist jetzt in den besten Händen, Nandl pflegt ihn, sie weicht nicht von seiner Seite."

„Er ist doch bei seinem Vater?"

„Nein, er liegt im Hause des Professors."

„Die Nandl hat ihn also bei sich aufgenommen? Aber das verstößt gegen alle Sitte."

Das breite, gutmüthige Gesicht des jungen Mannes verfinsterte sich merklich. „Die Nandl fragt nicht nach eurer Sitte und nach eurem Herkommen, wenn es sich darum handelt, das Rechte zu thun," sagte er schroff.

Valerie biß sich auf die Lippen. „Nun ja, was braucht auch ein solches Geschöpf nach Sitte und Herkommen zu fragen," rief sie, „die kann thun, was sie will, sie untersteht niemanden, sie ist frei; ich bin es nicht, ich habe meinen Ruf, ich habe mich selbst zu respektiren, und dennoch — dennoch habe ich um seinetwillen schon so viel gewagt, und ich möchte noch ein weiteres wagen, ich möchte ihn so gerne noch einmal sehen, ehe ich reise."

„Sie reisen? Sie reisen wirklich und bald?"

„Morgen Mittag. Ich muß, — was kann ich thun? Meine Eltern wünschen es, meine sterbende Tante verlangt nach mir."

„Dann reisen Sie!" rief Hans aufgebracht. „Reisen Sie in Gottes Namen!"

„Aber ich möchte ihn vorher noch sprechen."

„Das wird nicht sein können, er ist besinnungslos."

„Dann will ich ihn sehen, ich muß ihn sehen, aber heimlich und unauffällig. Rathen Sie mir, Hans, helfen Sie mir, dies durchzuführen, ich bitte Sie darum."

„Ich dächte, Sie unterließen es, es ist wohl das beste für Sie beide."

„Hans, Sie sind hart gegen mich und ungerecht; Ihre Freundschaft für ihn glaubt sich berechtigt, mir Vorwürfe machen zu dürfen, aber Sie wissen doch, was ich schon seinetwegen gelitten habe, Sie wissen doch, welche Opfer ich ihm bereits gebracht habe."

Hans sah sie an mit einem kalten Blick. „Ich weiß eine, die mehr für ihn gethan hat, und die noch immer zu wenig gethan zu haben glaubt."

Valerie preßte ihr Sacktuch vor das Gesicht. Eine zornige Entrüstung gesellte sich zu ihrem Schmerz; Hans wagte es, dies verwahrloste Ding, die Nandl, in seiner Meinung über sie zu stellen; es war dies in ihren Augen eine abscheuliche Roheit.

„Ich hatte einen Rath von Ihnen erwartet, nicht eine Demüthigung," erwiderte sie jetzt, nachdem sie sich gefaßt, mit stolzer Empfindlichkeit. „Ich halte es für meine Pflicht, Stefan zu besuchen, und mein Herz verlangt es; ich will ihn sehen."

„Dann gehen Sie zu ihm," sagte Hans kurz, „Sie wissen jetzt, wo er zu finden ist."

„Ich danke Ihnen!" rief Valerie, auf's äußerste verletzt. Sie stand auf und nickte ihm verabschiedend zu.

Hans nahm seinen Hut und ging. Er hätte seine überwallende Bitterkeit kaum länger bezwingen können, es war ihm fast, als wäre er mit dem Freunde zugleich getäuscht und verrathen worden, denn auch er hatte dieses Mädchen geliebt und verehrt; jetzt verglich er sie mit Nandl, und sie kam ihm ganz erbärmlich vor.

Valerie hingegen machte ihrer Indignation über die unverdiente Zurechtweisung, die sie von Hans erfahren, durch abermalige Thränen Luft. Sie war recht aufgebracht über ihn, vielleicht am meisten deshalb, weil sie fühlte, daß sie die Macht, die sie bisher über ihn gehabt, verloren, daß der Zauber, den ihre Persönlichkeit auf ihn geübt, gebrochen war. Dann aber kehrten ihre Gedanken wieder zu dem zurück, der einst ihre Sinne entflammt, dem ihr Herz voll Jugendlust entgegengeschlagen und dem sie jetzt ihr Mitleid und ihre Reuethränen weihen zu müssen glaubte, wie eine letzte Schuld. Sie wollte ihren Vorsatz ausführen, sie wollte ihn noch einmal sehen, ihr gutes, zärtliches Herz verlangte ja darnach; aber es mußte in einer Weise geschehen, die, selbst wenn dieser Schritt bekannt wurde, sie nicht kompromittiren konnte. Endlich erhob sie sich, sie trocknete die feuchten Augen und setzte ihren Hut auf: ihr Plan war gefaßt. Sie ging zu ihrer Mutter und erbat von dieser die Erlaubniß, den Abend bei der Gräfin zubringen zu dürfen. Sie erhielt sie unverweilt und gern. Papa werde sie wahrscheinlich abholen, sobald er mit Ewald von der Jagd heimgekehrt und nicht allzumüde sei, versicherte Mama, und sie entließ Valerie mit einem zärtlichen Kuß.

Valerie begab sich unverweilt in die Villa am See.

Die Gräfin saß auf der mit einem Baldachin überspannten Terrasse auf einem Schaukelstuhl. Sie ließ die Blicke über den leichtbewegten See gleiten, wo kleine Wellchen hintereinander her hasteten und sich überschlugen, so daß die weißen Kämme sichtbar wurden; sie brachte ihren Oberkörper wie in Uebereinstimmung mit dieser Bewegung in ein leichtes Wiegen, und der Stuhl gab dem leisesten Druck nach. Sie war in den angenehmen Zustand versunken, wo man an garnichts denkt und wo man durch äußere Einwirkungen, die milde Luft, das monotone sanfte Geräusch der Wellen und die gleichmäßig schaukelnde Bewegung des Körpers, in ein gewisses wollüstiges Gefühl sich einlullt.

Als jetzt Fußtritte vom Speisezimmer her nahten, sah sie nicht einmal auf, und als gleich darauf Valerie grüßend an sie herantrat, reichte sie ihr die weiße Hand entgegen, ohne indeß ihre Stellung zu verändern.

„Recht schön, daß sie kommen, Kind," sagte sie dann mit ihrem gewinnenden Lächeln und etwas matter Stimme. „Sie werden mich ein bischen erfrischen — es ist heute so heiß — und ich bin so müde." Gleichsam zur Bestätigung des Gesagten ließ sie die Hand wieder schlaff herabsinken; der Stuhl schaukelte etwas heftiger. So hatte sie nicht die Muße, die Züge ihrer

jungen Freundin zu studiren; sonst hätte sie wohl auf deren erfrischende Einwirkung weniger zuversichtlich gerechnet.

Valerie sah sehr abgespannt aus. Sie rückte einen Stuhl nahe an den der Gräfin, sie stammelte einige banale Redensarten; dann, als wollte sie auf ein weniger allgemeines Thema übergehen, holte sie, wie in Vorbereitung dazu, etwas tiefer Athem. Aber es wollte nicht über ihre Lippen, und sie preßte den Mund mit einem leidenden Ausdruck fest zusammen. Eine Pause entstand. „Nun," mahnte die Gräfin etwas ungeduldig, „hat meine kleine Valerie heute gar nichts zu erzählen?"

„Nein!" hauchte diese, nachdem sie schon ein Ja auf der Zunge gehabt; aber sie wußte nicht, wie sie beginnen sollte.

Die Gräfin gähnte. „Sie fühlen sich wohl auch ermattet, aber etwas könnten Sie doch sagen. Freilich, es ereignet sich nichts in diesem Nest. Apropos, haben Sie auch davon gehört, der hübsche blonde Mensch — der — der Rekrut, wie heißt er doch, — Sie kennen ihn recht gut, — nun der Freund unsres Hans, der bei Königgrätz einen Arm verloren hat, der soll hierher zurückgekehrt sein."

Es war ein Glück, daß die Gräfin soeben wieder mit einem neuen Gähnen beschäftigt war, sonst wäre ihr die Erregung, in die Valerie durch diese Worte versetzt ward, gewiß aufgefallen.

„Nun, haben Sie wirklich nichts davon gehört?" wiederholte sie, als sie die Hand vom Munde nahm.

„Ja doch, ich habe es gehört, man spricht davon," versetzte Valerie mit stockendem Athem.

„Nun also, ich dächte das wäre für uns hier ein hinlänglich interessanter Stoff, der junge Mensch war ja ein ganz reizender Bursche, soviel ich mich erinnern kann, und ich glaube fast, Sie hatten Sich ein wenig in ihn verliebt." Die Gräfin gehorchte einer kleinen neckenden Bosheit, als sie bei diesen Worten sich die Mühe nahm, Valerie in's Gesicht zu sehen; als sie es purpurn erglühen sah, brach sie in ein lautes, ausgelassenes Lachen aus.

Die Apathie der Gräfin war geschwunden, sie hatte wieder etwas gefunden, das sie amüsirte, und damit kehrte auch ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit zurück. Sie schnellte in ihrem Schaukelstuhl etwas in die Höhe, und vor Vergnügen die Hände in einander schlagend, rief sie, noch immer lachend:

„Aber Kind, wie kann man nur so roth werden!? Ich wollte Sie nicht beleidigen, gewiß nicht: aber mein Gott, mit neunzehn Jahren darf ein Mädchen wohl die romantische Grille haben, sich ein wenig in einen hübschen Jungen zu verlieben, und wenn er auch seiner Stellung nach tief unter ihr stünde; ich selbst hatte mit vierzehn Jahren eine solche Flamme, ebenfalls hier in der Umgegend, ich sah ihn beim Kirchweihfest. Mein Auserwählter hatte feurige Augen und hübsche Beine, er konnte flink klettern, und er trug scharlachrothe Hosenträger," — sie lachte noch ausgelassener, — „ich glaube, die haben mir damals am meisten in die Augen gestochen."

„Der arme Stefan ist sehr krank zurückgekommen," sagte Valerie, und ihr ernster Ton bildete einen starken Kontrast zu der frivolen Lustigkeit der Gräfin; „sein Zustand soll sich seit heute Morgen noch verschlimmert haben."

„Ah!" rief die Gräfin, indem sie eine theilnehmende Miene zeigte. „Woher haben Sie's erfahren?"

„Hans wurde zu seinem Freunde geholt, er hat den Vormittag bei dem Kranken zugebracht, vor einer Stunde kam er zu mir, um mir diese Thatsache und seine eigene Betrübniß darüber mitzutheilen."

„Aber da wissen Sie ja mehr als ich und aus verläßlichster Quelle; bitte, erzählen Sie mir alles wieder, auch ich habe einige Sympathie für diesen jungen Mann."

„Der Arzt soll sich sehr bedenklich über seinen Zustand geäußert haben." Valerie hielt inne, die zurückgedrängten Thränen erlaubten ihr nicht, weiter zu sprechen.

„Nun, die Seinen werden ihm wohl alle Pflege angedeihen lassen?"

Valerie hatte sich soweit gefaßt, um weiter reden zu können. „Er ist nicht bei den Seinen."

„Nicht — wo denn?"

„Er ist im Hause meines Oheims, des Professors, untergebracht, das nun die Nandl bewohnt, sie ist es, die ihn pflegt."

Diesmal war es die Gräfin, die eine leichte Verwirrung zu verbergen suchte. Der Name dieses Mädchens, das in die dunkelste Episode ihres eigenen Lebens verwickelt war, genügte, um sie in Bestürzung zu versetzen und die unangenehmsten Vorstellungen und Gedanken in ihr zu erwecken. Sie hatte Nandl seit dem Tage, an dem ihr durch Professor Wüst die Enthüllung geworden, daß sie die Tochter der Witwe Huber sei, nicht wieder gesehen. Sie hatte ja bald nach dem Ausbruch des Krieges Seekirchen verlassen; als sie vor zwei Monaten ihre Villa wieder bezog, hörte sie davon, daß Professor Wüst die Kleine mit der Verwaltung des Hauses betraut und ihr gestattet, auf seinem Grund und Boden einen Garten für Blumen und Gemüse anzulegen. Sie hatte hierauf ihrer Dienerschaft anbefohlen, den Bedarf davon in Lindau bei der Nandl einzukaufen; sie wollte ihr dadurch gewissermaßen eine Unterstützung angedeihen lassen, im übrigen hatte sie sich vorgenommen, Nandl und ihre Mutter bei nächster Gelegenheit selbst einmal zu besuchen. Es war nicht das Interesse für diese selbst, das sie zu diesem Schritte drängte; seit diese wilde, eigensinnige Person ihr freundlich dringendes Anerbieten, in Abwesenheit des Professors sich ihrer anzunehmen und sie in eine Klosterschule zu schicken, so schnöde und in so leidenschaftlicher Weise zurückgewiesen hatte, hatte ihre Abneigung gegen sie sich noch vermehrt, und dennoch wagte sie es nicht, sich völlig gegen sie einnehmen zu lassen, ein unbestimmtes Angstgefühl hinderte sie daran. Sie wünschte jedoch, einmal mit der alten Huber zusammenzutreffen. Sie wollte einiges über ihre kleine Maximiliane erfahren. Die Alte sollte ihr von dem verstorbenen Kinde erzählen, wie es ausgesehen, warum es erkrankt, wie es entschlafen sei; aber diese Unterredung durfte nicht provozirt aussehen, es mußte alles ganz zufällig so gekommen sein. Sie wünschte also eine passende Gelegenheit herbei, um einen Besuch in dem Häuschen des Professors machen zu können, und doch fürchtete sie sich wieder vor diesem Zusammentreffen. Und wie man etwas Unangenehmes immer zu verschieben weiß, so fand sie ihrem eigenen Gewissen gegenüber täglich eine andere Ausrede, und die passende Gelegenheit wollte sich noch immer nicht einstellen. Jetzt hatte ihr Valerie alles wieder in's Gedächtniß gebracht, und sie fühlte, wie sensibel sie in diesem Punkte sei, da der bloße Name dieses Mädchens hinreichte, um sie nervös zu machen.

„So," sagte sie nach einer Pause, „bei der Nandl ist er jetzt; hat ihn wol niemand anderem überlassen wollen, ihren Stefan, aber sie muß ja jetzt fast erwachsen sein, diese kleine Kreatur, und ich finde ihre Ungeniertheit wahrlich empörend!"

„Nicht wahr?" rief Valerie lebhaft — es that ihr wohl, daß Nandl getadelt und daß ihr Thun verurtheilt wurde. „Auch ich war dieser Meinung und ich äußerte sie gegen Hans; aber da kam ich schön an; er preist die Nandl, er bewundert diese Kühnheit, die es wagt, nur dem Zuge des Herzens zu folgen, unbekümmert um alles Herkommen —"

„Um alle Sittlichkeit," fiel die Gräfin in moralischer Entrüstung ein, dann verzog sie den Mund zu einer recht absprechenden Grimasse: „Hans ist mir durchaus nicht maßgebend, Sie wissen es wohl, liebe Valerie, er nimmt ja immer pöbelhaftere Gesinnungen an, in diesem Punkte muß seine Ansicht jedes feinere Gefühl verletzen. Er würde es vielleicht ganz natürlich finden, daß die jungen Leute beisammen wohnen, auch späterhin, wenn dieser Herr Stefan wieder ganz gesund geworden ist."

„Ach, wenn er erst nur soweit wäre, aber ich fürchte, es wird lange dauern — wenn er überhaupt jemals wieder ganz gesund wird." Ihr Stimme umflorte sich, und wieder drohten ihre Thränen hervorzubrechen.

Die Gräfin sah sie verwundert an. „Sie nehmen ja sehr warmen Antheil an dem jungen Manne, Valerie?"

„War er nicht der Schüler und Freund meines Oheims? Ich weiß nicht, ob es — ob es recht ist — aber ich meine, es wäre ganz im Sinne meines guten Oheims gehandelt, wenn ich in seiner Abwesenheit nach dem Kranken sehe, der ja in seinem Hause liegt."

„Valerie!" rief die Gräfin in erstaunt verwarnendem Tone, „Sie werden Sich doch von Ihrem jungen, mitleidigen Herzen nicht zu einem so kompromittirenden Schritt verleiten lassen?"

„Gräfin, ich will ja auch nicht allein dahin gehen," rief diese, unfähig, ihre Erregung länger zu bemeistern, „ich bin herüber gekommen, um Sie zu bitten, mit mir zu kommen. Sie haben ja selbst Sympathie für den jungen Mann, und Sie haben ein so gutes Herz, Sie können nicht gleichgiltig bleiben bei dem Unglück, das Stefan betroffen hat, der von seinen Angehörigen verlassen, aller Mittel beraubt, krank, ein Krüppel ist. Wir müssen nachsehen, ob wir nicht manchen Uebelständen abhelfen können. Ich reise morgen, aber ehe ich gehe, muß ich die Beruhigung haben, daß dem Liebling meines Oheims alles geschehen ist, was dieser für ihn gethan hätte, wenn er hier wäre." (Fortsetzung folgt.)

Die Villa des Mäcenas in Tivoli bei Rom. (Seite 527.)

Zur Tabakfrage.

(Schluß.)

Die sortirten und zu Rauchtabak bestimmten Blätter werden nun auf's neue einer Gährung unterworfen, diesmal jedoch je nach der Eigenart der Sorte und der zu erzielenden besonderen Qualität mit Auflösungen verschiedenartiger Substanzen, mit den sogenannten „Saucen", getränkt. Diese enthalten theils anorganische Salze, wie Kochsalz, Salpeter, Salmiak, salpetersaures Ammoniak, theils organische Säuren, zuckerhaltige, weingeistige und gewürzhafte Substanzen. Die Salze sollen sowohl die Haltbarkeit befördern, als auch ein langsameres Verbrennen veranlassen, während die organischen Körper die angenehm riechenden Theile des Rauchs vermehren sollen. Es scheinen sich bei dieser Gährung geringe Mengen von Aetherarten zu bilden, deren genaue Bestimmung noch nicht gelungen ist; sie dürften mit dem Bouquet des Weines zu vergleichen sein. Man läßt die Gährung der sortirten und solcherweise gebeizten Blätter in Fässern vor sich gehen und trocknet sie darauf bei mäßiger künstlicher Wärme auf Horden.

Es ist bekannt, daß Cigarren die Eigenschaft haben, durch Ablagern an Güte zu gewinnen. Der Grund davon ist jedoch nicht, wie man häufig meint, das vollständige Austrocknen allein; im Gegentheil kann sogar eine Cigarre durch vollständiges Dürrwerden bei trockner Wärme so vollständig verdorben werden, daß der Geruch ihres Rauches in nichts von dem beliebigen dürren Baumlaubs zu unterscheiden ist, — sondern auf einer Art Nachgährung, wie sie ja auch edle Weine in Flaschen durchmachen, bei der die Eiweißsubstanzen noch mehr zersetzt und noch feinere Aetherarten gebildet werden. Ueber die Verbrennlichkeit eines Tabaks haben wir beiläufig schon erwähnt, daß reichlicheres Vorhandensein von Albuminstoffen derselben hemmend entgegentritt; in der That erwartet man von den schwereren Sorten in der Regel schon minder leichte Verbrennlichkeit. Man hat dieselbe in Verbindung bringen wollen mit der Anwesenheit von Salpeter im Tabak, jedoch wohl mit wenig Recht. Denn während der daran reiche Kentucky knellert und kohlt, verbrennen die daran armen Sorten von Ungarn, von Java und Brasilien im ganzen leicht. Nach Untersuchungen von Schlösing hängt die mehr oder minder leichte Verbrennlichkeit von dem bezüglichen Gehalt an organischen Salzen des Kali oder des Kalks ab; der Grund dürfte sein, daß erstere beim Verbrennen eine voluminöse, leichte und poröse Kohle liefern, welche der Luft zum vollständigen Veraschen leicht Zugang gestattet, während im Gegentheil die der organischsauren Kalksalze schwer und dicht ist und darum nur schwer gänzlich verbrennt.

Beim Rauchen des Tabaks saugt der Raucher, wie schon angedeutet, sowohl die Produkte der Verbrennung, als der trocknen Destillation, sowie auch solche Stoffe ein, die in der Hitze unzersetzt flüchtig sind. Die erstere Klasse bilden, wie gewöhnlich Kohlensäure, Wasser und etwas Ammoniak. Die für den Tabak

Der Aetna und seine Umgebung. (Seite 528.)

charakteristischen Stoffe gehören der letzten Gattung an: Nikotin und Nikotianin sind zum Theil unzersetzt flüchtig und im Rauch nachweisbar. In überwiegender Menge aber befinden sich darin Zersetzungsprodukte der trocknen Destillation, die übrigens noch nicht sämmtlich genau bekannt und bestimmt sind. Zu nennen sind ein eigenthümliches Brandöl und ein Brandharz, Buttersäure, Paraffin, etwas Essigsäure, Kohlenwasserstoffe und Kohlenoxyd. Während einige Chemiker geneigt sind, dem Kohlenoxyd neben dem Nikotin den wesentlichsten Antheil an der Wirkung des Tabakrauches auf den Raucher zuzuschreiben, halten das andre (z. B. Jacobsen) für unwahrscheinlich. Abgesehen von der Nikotinwirkung ist doch in den Symptomen der Wirkung starken oder ungewohnten Rauchens und beginnender Kohlenoxydgasvergiftung viel Aehnlichkeit zu finden, und auch nicht einzusehen, warum grade im Tabakrauch das sonst so giftige Kohlenoxyd bei seiner ziemlich erheblichen Menge (Tabak- oder Cigarrenrauch enthält im Durchschnitt 9,3 Volumprozente) unwirksam sein sollte! Daher möchten wir uns eher der ersten Ansicht anschließen.

In Betreff der Wirkungen des Tabakrauchens und darauf sich gründender Rathschläge hat die „Neue Welt“ aus fachmännischer Feder früher bereits einen so eingehenden und erschöpfenden Artikel gebracht, daß wir uns an dieser Stelle mit dem Hinweis darauf begnügen.

Zur Bereitung von Schnupftabak werden in der Regel die stärksten — albuminreichsten — Blätter, neuerdings hauptsächlich Rippen, verwendet. Das Sortiren und Sauciren geschieht wie bei den anderen Tabaken, nur werden zur Sauce hauptsächlich Ammoniaksalze und aromatische Stoffe genommen. Nach der ersten Gährung geschieht das Mahlen („Rappiren“) des Materials, sowie das Sieben in gröbere und feinere Sorten. Das Mehl wird dann wieder angefeuchtet und muß eine weitere Gährung durchmachen, die hier nahezu soweit geht, daß der Tabak die Beschaffenheit der verrotteten Holzsubstanz erlangt, die wir als Humuskörper bezeichnen. Daher das bräunlichgelbe Aussehen desselben, und — das große Geeignetsein von Torfmüll als Verfälschungszusatz. Diese weitgehende Zersetzung dient mehrerlei Zwecken. Das Nikotin, das wegen der beim Gebrauch des Schnupftabaks stattfindenden Beförderung bis zur innern Nasenschleimhaut, wobei durch die Kommunikation mit der Mundhöhle immer ein Theil auch in den Magen gelangen muß, sich sehr unangenehm bemerklich machen kann, wird zum beiweitem größten Theil zerstört, sodaß in dem gewöhnlich 33 pCt. Wasser enthaltenden käuflichen Schnupftabak höchstens $1^1/_3$ pCt. befindlich ist. Der begleitende eiweißhaltige Stoff würde zwar im Schnupftabak minder lästig sein; durch die Gährung aber trägt er wesentlich dazu bei, den eigentlichen Geruch des Fabrikats zu entwickeln und seine Wirkungen zu befördern, indem er sich in Ammoniak, kohlensaures Ammoniak und Ammoniakbasen (Aethylamin und andere) umbildet. Es wird ferner dabei ein Theil der organischen Säuren zersetzt und eigenartige ätherische Verbindungen erzeugt; außerdem tritt hierdurch die alkalische Beschaffenheit des Schnupftabaks hervor. Dem theils freien, theils als neutrales oder basisches Salz vorhandenen Nikotin und dem Ammoniakgehalt verdankt der Schnupftabak seine reizende Wirkung auf die Nasenschleimhaut.

Wir haben bisher den Tabak hauptsächlich von der Seite der chemischen Vorgänge betrachtet, denen er durch die mit ihm vorgenommenen Prozeduren unterliegt; die medizinische Seite, die Folgen seines Genusses wurden in dem schon erwähnten früheren Artikel hinlänglich auseinandergesetzt, auf die volkswirthschaftliche ist überall anderwärts viel Liebesmüh' verschwendet worden: es erübrigt nur noch, ihn von der Seite der Kunst zu betrachten! Der Kunst? hör' ich den Leser fragen. — Jawohl! Sehr vieles, was da Tabak heißt, steht sowol leidend als thätig mit der „Kunst“ in Beziehung, wenn Kunst nichts weiter ist als „schöner Schein“ oder „veredelte Natur“. „Ein edles Kraut ist der Toback“, heißt's im alten Lied; und wie manches Kraut, das vorher für ganz plebejisch und nichtsnutzig angesehen wurde, wird durch den ihm verliehenen schönen Schein zu besagtem edlen Stande erhoben. So wie die schönen Künste Auge und Ohr beschäftigen, bald zum Sinnengenuß, bald zur Sinnenbethörung — so verhält sich der Tabak zu unserer Nase. Bald wird unser Geruchsinn durch ihn befriedigt, bald nur aufgeregt, gereizt und — leider gar zu häufig — schmählich betrogen. Darüber noch einiges Erbauliche!

Die Beizen, welche wir zur Beförderung der Rauchbarkeit bei allen Tabaksorten verwendet sehen, sind zugleich Mittel, sowohl um schlechten Sorten aufzuhelfen, als auch um Surrogate dem Schein nach zu Tabak zu veredeln. Zunächst ein Rezeptchen, um „schlechte, ganz gemeine, übelriechende, müßige und verdorbene Tabake zu verbessern“. Es wird dazu eine sogenannte trockene Beize empfohlen aus einer Mischung von folgenden pulverisirten Materialien: 6 Loth Zinnobererde, 6 Loth Thymian, 2 Loth Sternanis, 2 Loth Storax und $^1/_4$ Pfund virginisches Rippenmehl. Das Pulver ist zu befeuchten und anzureiben mit etwas von einer Abkochung von 8 Loth pulverisirter Kaskarillenrinde in drei Kannen Wasser, zu dem $^1/_2$ Pfund Gummi arabikum gesetzt ist. Die Beize langt für einen Centner des aufbesserungsbedürftigen Tabaks. Es wird davon ein Viertel mit der Kaskarillabkochung befeuchtet und ein Viertel des Pulvers darauf gesiebt, und so lagenweis fortgefahren, bis das Material zu Ende ist. Es wird noch tüchtig vermischt und kann nach Lagern während einiger Wochen als duftiger Tabak in die Welt gehen. Es ist offenbar, daß derjenige nicht schlechter an der Menschheit handelt, der statt des übelriechenden, verdorbenen Tabaks unverdorbene trockene Blätter aus anderen Pflanzenfamilien zur Unterlage für sein Veredlungsbedürfniß nimmt, z. B. solche von der Zuckerrübe oder der Cichorie. Die Blätter der großen, gelbblühenden Sonnenblume eignen sich gleichfalls sehr schön zu Tabak; sorgfältig gebeizt und behandelt können sie bei ihrer Größe sogar Cigarrenblätter liefern. Die auf Cigarren gerngesehenen gelben Flecken der Deckblätter sind durch Besprengen mit Salpetersäure auf jedem Blatt zu erzielen.

Eine andere Beize, um inländischem oder geringem Marylandtabak, fabrizirt oder in Blättern, den Geschmack und Geruch des ächten Varinas oder Portorikos beizubringen, auch wegen Mangel an guten Cigarrendeckblättern sehr schätzbar, ist folgende: $^1/_2$ Loth Gewürznelken, $^1/_2$ Loth Vanille, 2 Loth chinesischer Thee, 1 Pfund ungebrannter Kaffee, 1 Pfund Meliszucker, $^1/_4$ Pfund Weinstein, $^1/_4$ Pfund Salpeter und 1 ganzes Pfund ächter Varinastabak werden zu feuchtem Pulver zerkleinert, in einem verschließbaren Gefäß mit 7 Litern siedend heißen Wassers übergossen und bis zum Erkalten öfter umgerührt. Mit dieser Brühe, die beim Gebrauch mit einem gleichen Quantum siedenden Wassers verdünnt und während des Einsprengens des Tabaks immerwährend aufgerührt wird, lassen sich 100 Pfund „ächter Varinas“ herstellen.

Der präparirte „ächte Portoriko“ unterscheidet sich nur durch Fehlen der Vanille und der Gewürznelken in der Beize von dem anderen. Natürlich wird aber 1 ganzes Pfund wirklicher Portoriko, statt wie oben Varinas, hinzugenommen.

Da das im Grunde Gemeine sich doch zu leicht auch unter der Hülle einer anscheinenden Veredlung bemerklich macht, so geht man am sichersten, die entrippten Blätter vorher in heißem Wasser oder Wasserdampf abzubrühen. Sie werden dadurch unschädlicher, da ja auch das Nikotin sich, wenn auch schwer, in Wasser löst. Durch Destillation von Tabaksabfällen mit Wasser kann man ein weißliches Destillat erhalten, welches dieses Narkotikum, sowie auch Tabakskampher enthält. Damit kann man sonst geeignete Pflanzenblätter imprägniren und zu Tabak veredeln.

Außer den schon erwähnten Surrogaten für Tabak werden noch mancherlei andere empfohlen und benutzt. Sonderbarerweise sollen dieselben allemal noch ganz im besonderen oder im allgemeinen „gesund“ für die Konsumenten sein.

Obenan steht der Steinklee (Melilotus), welcher den aromatischen Stoff Kumarin enthält, der sich auch im Ruchgras, im Waldmeister, in dem orientalischen Fahamblatt (von einer Orchisart), am reichlichsten in der Tonkabohne findet. Bekanntlich werden letztere häufig zum Aromatisiren von Schnupftabak benutzt. Dieses Kumarin scheint übrigens dem Nikotianin verwandt zu sein; die Wahl dieses Surrogats würde dann sogar die motivirteste sein. Mit obigen Beizen soll sich der Steinklee trefflich zu Varinas und Portoriko umschaffen lassen und sich sowohl zu Einlagen in Cigarren, als auch zu Pfeifentabak eignen. Dabei ist der Herstellungspreis nur höchstens 10 Pfg. für das Pfund.

Erheblich bedenklicher sind jedenfalls noch folgende Surrogate, von denen behauptet wird: Die äußere schwerere Rinde des Saldkirschbaumes unter den Tabak geschnitten, gibt ihm einen lieblichen Geschmack und stärkt zugleich das Haupt und das Gedächtniß. Es dürfte doch gerathen sein, das eigene Haupt und Gedächtniß nie wissentlich zu solchen Stärkungsexperimenten herzuleihen! Ferner soll: Fenchelkraut und Kümmelkraut unter den Tabak geschnitten, ihn leichter machen zum Rauchen und die Brust (!!) und das Gedächtniß stärken. Erdbeerenkraut darunter

gemischt, mache ihn sehr angenehm und gesund! Ferner soll Sieden des Tabaks in Milch ihm seine Schärfe benehmen und ihn für Kranke sehr leicht und angenehm machen. Schließlich sei ein Mittel, jeden Rauchtabak zu verbessern und ihn zu einem „guten Gesundheitstabak“ zu machen, das, daß man den Tabak in Wasser wäscht, in dem etwas Kandiszucker gelöst ist. — Es ist nur zu verwundern, daß noch kein spekulativer Kopf eine Universalheilmethode auf diese erstaunlichen gesundheitsfördernden Eigenschaften der Surrogate und verbesserten Kunsttabake gegründet hat!

Kunsteigarren brauchen auch gar nicht lange abgelagert zu werden, da bei ihnen ja doch keine Nachgährung eintreten würde. Es handelt sich also nur um rasches Trocknen, um sie baldigst brennbar und verkäuflich zu machen. Auch dieser Zweck läßt sich schnell erreichen, ohne künstliche Wärme, die leicht zu viel thut. Man stellt die Cigarren in Kistchen über ein Gefäß mit gepulvertem Chlorkalkium, über das man einiges Fließpapier legt; dieses Salz zieht das Wasser sehr lebhaft an und trocknet so die Cigarren.

Aber die Kunst muß nach dem Höchsten streben, und auch die der Tabaksveredlung wäre keine rechte, wenn sie nicht — eine „ächte Havannah“ aus gemeinem Kraut hervorzuzaubern vermöchte. Auch diese Probe besteht sie; hier das Rezept, Havannahtinktur zu bereiten, durch welche auch die geringsten Cigarren den Geruch der ächten Havannah erhalten: Man löse 2 Loth Perubalsam in 2 Loth Alkohol und füge 4 Loth Baldriantinktur hinzu, bringe das Gemisch in eine Weinflasche und fülle sie mit gutem Weißwein voll. Wenn man nun gut ausgetrocknete gewöhnliche Cigarren schichtenweis in Kistchen bringt, jede Schicht mit obiger Tinktur besprengt und sie nach richtigem Verschließen und Verkleben darin etwa acht Wochen lagern läßt, so können sie dann als Havannahwaare verkauft werden. Auf diesem billigen Wege soll ein betriebsamer Mann Cigarren, die vorher 10 Thlr. werth waren, durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem Preise von 50 bis 60 Thalern veredeln können.

Die Frage der Tabaksurrogate kann vielleicht noch eine große Wichtigkeit erlangen. Sowie Erhöhung des Preises von wirklichem Kaffee nothwendigerweise viele derjenigen Leute, deren Einkommen nicht entsprechend anschwillt, zum Genuß der verschiedenen, mehr oder weniger nichtsnutzigen Surrogate antreibt, so wird eine erhebliche Vertheuerung des Tabaks die an dessen Genuß Gewöhnten, welche keine vermehrten Ausgaben dafür anlegen können, zu erhöhter Beachtung oder doch Duldsamkeit gegen Surrogate veranlassen. Vernünftiger wäre es gewiß, den Konsum lieber auf ein Viertel und noch weniger einzuschränken und nur erprobt gutes Kraut zu rauchen — bei geistiger Arbeit, bei behaglicher Lektüre der „Neuen Welt“ und ähnlichen Gelegenheiten —, aber diese Enthaltsamkeit ist nicht jedermanns Sache! Ebensowenig würde es manchem gefallen, aus Sparsamkeitsgründen gleich den meisten Franzosen statt guter Cigarren miserablen knellernden Rauchtabak in kleinen Pfeifchen zu verrauchen, wobei der nikotinfesteste Mann den Speichelfluß bekommen kann: dann ist's bald besser, offen zum Surrogat zu greifen! Wir sind nicht für Heimlichkeiten, auch beim Tabak nicht, und würden bei Zunahme der Zahl auch für die Surrogatraucher Berücksichtigung und öffentliche Anerkennung verlangen. Was hinderte z. B. auf Eisenbahnen, den Koupees für Raucher und Nichtraucher noch die Gattung „Surrogatrauchkoupee“ hinzuzufügen für die hier allein in Betracht kommenden „letzten Klassen“?

Die letzten Fragen alles Wissens.

Von J. Dietzgen.

Um was fragt es sich denn zuletzt, d. h., welche dunkeln Punkte sind der Wissenschaft noch zu erhellen übrig? Sicherlich viele Details; aber die letzte Frage ist die Generalfrage; sie lautet: woher kommt die Welt, und wohin geht sie, wo fängt sie an, und wo hört sie auf?

Selbstverständlich dient zum Fragen und Antworten die Sprache. Damit wir in Betreff der letzten Gründe aller Dinge uns ihrer gründlich bedienen, will sie aus dem Grunde, will sie nach „Ursprung und Wesen“ erkannt sein. Ursprung und Wesen der Sprache ist ein Geheimniß, welches mit dem Generalgeheimniß der Welt zusammenhängt, und ist wohl der Sprachschlüssel berufen, das Mysterium der Weltweisheit zu öffnen.

Bislang hat sich die Menschheit gewöhnt, alles Wunderbare von einem Hauptwunder, von der Gottheit abzuleiten. Da war die Sprache ein Geschenk des Himmels. Das Original aber war beim Thurmbau zu Babel verloren gegangen. Neuerer Zeit findet man in dieser Art keine Genugthuung. Einer der hervorragendsten Forscher auf dem Wissensgebiet der Sprache, der Professor Steinthal, läßt sein Werk: „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens“, in einer dritten, erweiterten Auflage erscheinen. Derselbe hat einen Freund, den Professor Lazarus, der einen Band von 400 Seiten über „Geist und Sprache“ in zweiter, vermehrter Auflage herausgibt*). Die beiden Freunde beziehen sich ausdrücklich einer auf den andern. Beiden genügt die „göttliche Mitgift“ nicht mehr. Nun kommt ein dritter, der amerikanische Sprachforscher Whitney, und meint, die Sprache sei jetzt und ursprünglich gelernt worden, wie jede andere Fertigkeit und Kunst, sie sei einfach ein Produkt des menschlichen Verstandes, eine Erfindung. Da bedarf es nun einen großen Aufwand deutscher Gelehrsamkeit und Tiefsinns, um darzuthun, welches unbewußte Geheimniß in der Sache verborgen liegt.

Der rationalistische Amerikaner übersieht die „unbewußte“ Kraft, welche den Menschen zur Sprachentwicklung treibt. Er macht flottweg die Sprache von A bis Z zu einer Schöpfung des sogenannten freien Menschengeistes.

Die deutschen Professoren sind von der Freiheit des Geistes nicht so ganz überzeugt; sie sind mehr oder minder vom Materialismus angesteckt, welcher die geistige Freiheit als ein Produkt der natürlichen Nothwendigkeit erkennt, welcher das Bewußtsein aus der unbewußten Natur hervorgehen läßt.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Kernpunkt des Streites. Als der liebe Gott die Welt schuf, war er „purer Geist“. Demnach ist die materielle Natur mitsammt allen Kräften ein Attribut, Ausfluß oder Anhängsel des Geistes. — Das ist die hergebrachte Anschauung, der gewohnte Karren, und daran zieht auch Whitney, wo er den Verstand so mir nichts dir nichts die Sprache erzeugen läßt. Solche Ansicht ist eben nur ein natürliches Analogon der göttlichen Schöpfungsgeschichte.

Dagegen opponirt die deutsche Sprachphilosophie. „Wer meinen kann, daß der Mensch die Sprache wie jede andere Fertigkeit, Kunst und Handlung lerne, hat nichts vom Wesen der Sprache begriffen,“ sagt Steinthal. Und sein Freund Lazarus und der Grammatiker Becker und viele Vorgänger und Zeitgenossen sind sämmtlich der Meinung, daß Verstand ohne Worte garnicht sein könne, daß die Worte, daß erst die Sprache Verstand in die Welt bringe. „Begriffe,“ sagt Lazarus, „die für uns lange Zeit dunkel und unbestimmt gewesen, werden oft mit einemmale klar, indem wir sie — nicht etwa mit einem besser Unterrichteten, sondern, selbst unterrichtend, mit einem Schüler — besprechen.“ Das will also sagen, daß nicht spiritistisch der Geist die Sprache erzeugt, sondern umgekehrt von der Sprache materialistisch Geist erzeugt werde, oder daß das Bewußtsein eine Folge, ein Produkt des Unbewußten sei.

Dem Amerikaner Whitney ist die Sprache ein Werkzeug zur Mittheilung, welches wir im Verlauf der Zeit verbessern, wie Hammer und Zange. Er sagt: „Der Satz: der Mensch kann nicht zum Menschen werden, außer durch die Sprache, um aber Sprache zu haben, müßte er schon Mensch sein, ist ein mystischer Ausspruch, eine poetische Ausdrucksweise, die zum Nachdenken anregt; aber sie zum Prüfstein wissenschaftlicher Darstellung machen zu wollen, ist lächerlich.“ Er will also seinen deutschen Kollegen, die sich mit diesem Satze viel zu thun machen, Mystik vorwerfen. Scheinbar mit Recht. Steinthal und Lazarus schwanken fortwährend darin, ob der Gedanke Vater der Sprache, oder ob die Sprache Mutter des Gedankens sei. Das Verhältniß zwischen Geist und Sprache, wer der erste, wer der letzte, ist ihnen dunkel, und sie arbeiten schwer daran, das Dunkle aufzuklären. Dem Amerikaner dagegen setzt das Sprachsystem so einfach Ver-

*) Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze, von Prof. Dr. M. Lazarus. Berlin 1878.

stand voraus, wie das Uhrwerk der Welt einen verständigen Uhrmacher. Alle Dinge sind ein Produkt des Geistes, wer aber den Geist produzirte, ist eine Frage, die — nach Whitney — nicht in die Sprachwissenschaft, sondern — setzen wir zu — in den Katechismus gehört.

Mit Recht findet Steinthal diese Anschauung „trivial". Während der Amerikaner und die alten Deutschen die Sprache wie ein todtes Mittel betrachteten, wollen unsere Sprachphilosophen dieselbe in lebendigem Zusammenhange mit dem Geiste, mit der Vernunft und mit den letzten Fragen alles Wissens betrachten, sie wollen ergründen, ob die Welt aus dem Bewußtsein oder ob das Bewußtsein aus der unbewußten Welt hervorgeht.

Doch nein; weder so nüchtern klar, noch in solch' genereller Form wird die Frage gestellt. Unsere Häupter der Sprachwissenschaft liebäugeln nur mit dem Materialismus, sie spielen mit dem Räthsel, aber lösen es nicht. Und sie können es nicht lösen, weil sie in der speziellen Sprachfrage wohl materialistisch, aber in der Generalfrage, in der letzten alles Wissens, spiritistisch denken.

Es ist allgemein anerkannt, daß Sprache und Verstand zusammenhängen; aber wie? — d. h. wer ist Subjekt und wer Prädikat, oder wer Schöpfer und wer Geschöpf. Und es fragt dies Problem nicht nur nach dem Ursprung der Sprache und des Menschengeistes, sondern nach dem geistigen Ursprung schlechthin. Der alte Streit zwischen den Idealisten und Materialisten kleidet sich in die Sprachfrage: ob wir getrennte Dinge benennen, oder ob durch unsere Benennung die Dinge getrennt werden. Wenn die Arten, wenn Thier und Mensch, Geist und Materie getrennt sind, dann hat die Sprache Namen zu erfinden. Wenn aber darwinistisch das ganze Dasein einer Art ist, dann trennen wir mit Freiheit die Dinge durch Namen und bringen mit Worten Verstand in die Welt.

Die bisherige Sprachforschung, von Steinthal zusammengefaßt, berichtet uns, daß die Sprache kein Ding ist, welches herumgereicht werden könnte, sondern ein Werk, eine Thätigkeit oder „Energeia". Sie ist nicht nur in der Urzeit entstanden, entsteht nicht nur heute noch bei jedem Kinde, sondern bricht auch aus jeder neuen Rede neu hervor. Die Sprache ist lebendig; sie hat sich entwickelt und entwickelt sich heute noch, „ist geworden, ohne gewollt zu sein."

En passant sei hierzu bemerkt, daß es gar keine todten Dinge gibt, sondern überall nur lebendiges Wirken. Auch der Holzklotz bethätigt sich, ist eine „Energeia"; die Substantiva und Adjektiva sind, wie die Zeitwörter, Bezeichnungen für Thätigkeiten, sintemal, gemäß der Naturwissenschaft, **Bewegung** die Generaleigenschaft alles Daseins ist. Die Scholastiker haben den Geist actus purus*) genannt und alle anderen Dinge träge, passive Materie gescholten. Aber deshalb waren es auch Scholastiker. St. lehrt, daß man allen Antinomien**) zu entgehen habe, „indem man den metaphysischen Boden verläßt." Dazu gehört, daß an Aktivum und Passivum, an Physik und Metaphysik und allen andern Antinomien das erkannt wird, was St. von Synthese und Analyse sagt: sie sind nicht blos nach- und nebeneinander, sondern zugleich und ineinander.

Weil St. aus der Sprache etwas Exquisites, ich möchte sagen, Mysteriöses machen will, weil ein Rest von transmundaner***) Metaphysik ihm in den Gliedern sitzt, darum kann er nicht zur Einheit, nicht zur Konsequenz, ja nicht einmal zur präzisen Darlegung seiner Frage gelangen.

„Es werde zugestanden," heißt es (Abriß der Sprachwissenschaft, S. 79), „daß die **Erfindung** der Dampfmaschine wichtiger ist, als ihre heutige Vervielfältigung; aber daß die Geschichte der Anfertigung der ersten Maschine anziehender sei, als die Beschreibung des Verfahrens, welches man heute beim Baue derselben anwendet, möchte ich schon nicht mehr behaupten. Nichtsdestoweniger gibt es doch etwas Wichtigeres und Anziehenderes sowohl als dieses, wie als jenes, nämlich die Naturgesetze zu erforschen, welche sowohl bei der ersten, als bei jeder heute gebauten Maschine die bezweckte Wirkung hervorbringen. Denn während uns die Erzählung der Erfindung und allmählichen Verbesserung eines Dinges doch nur Zeitliches und mehr oder weniger Zufälliges bietet, so lehren uns jene Gesetze das diesem Zeitlichen zu Grunde liegende Ewige."

Obgleich das nun alles sehr wahr ist, so ist doch der pastorale Ton, der dualistische, antinomische Sinn, womit das „Ewige" vorgetragen wird, sehr unwahr. Bei der Antinomie des Zeitlichen und Ewigen vergißt St., was er anderswo so wohl begriffen hat: „grade weil sie Gegensätze sind, darum sind sie jedes für sich genommen nur abstrakte Momente, welche in ihrer Isolirtheit niemals wirklich auftreten" (Abriß der Sprachwissenschaft, S. 9). Die ewigen Naturgesetze sind nicht wichtiger, wie die zeitlichen, „zufällig" genannten Vorgänge, von denen sie abstrahirt sind. Das Ewige existirt nicht isolirt, sondern in der Zeit, und liegt das Zeitliche dem Ewigen, die geschichtliche Erfindung und zeitweise Verbesserung der Dampfmaschine wenigstens ebensoviel ihrem Naturgesetz zu Grunde, wie umgekehrt das Naturgesetz die Erfindung begründet. Die Naturgesetze sind keine den natürlichen und geschichtlichen Thatsachen vorgesetzte Erhabenheiten, sondern nachträglich aus denselben abstrahirte, reale Gedanken. Es ist ein metaphysischer Unfug und Verkennung des Zusammenhanges, wenn man die Naturgesetze der Zeit oder dem Range nach höher stellt, als das historische oder natürliche Geschehen. Wie wir, nach Steinthals Wort, „die Natur beherrschen, indem wir ihrem Mechanismus gehorsamst folgen," wie also die Herrschaft aus der Knechtschaft, so resultirt das Ewige aus dem Zeitlichen, das Gesetz aus dem „Zufall". Keine zwei Welten! Nur wenn der Dualismus überwunden ist, findet sich, was St. sucht: „der rein menschliche, natürliche Boden."

Einheit von Geist und Sprache, von Wort und Sinn, von Gedanke und Rede will die Sprachphilosophie. Nicht so, als wäre Denken und Sprechen eins und dasselbe, sondern sie sind nur eins oder unzertrennlich in ihrem Zusammenhang, sie sind dialektisch verbunden. Um den Zusammenhang von Geist und Sprache zu verstehen, will die Generaldialektik, die Zusammengehörigkeit der ganzen Welt begriffen sein. Daß die Austern und Elephanten zusammengehören, daß sie ihre Einheit im Thierreich finden, ist bekannt; aber daß diese Welt und jene Welt nur **eine** Welt sein können, erstens weil die Vernunft keine Zwieschlacht gestattet, und zweitens, weil der Sinn des Wortes den Unsinn der unvermittelten Zweiheit nicht zuläßt, — das muß die Sprachwissenschaft von der Erkenntnißtheorie lernen.

„Die Sprache zeigt sich in so auffallender Weise als Begleiterin und Medium aller geistigen Bewegung ... daß man sogleich bereitwillig sein wird, ihrer Erscheinung eine höhere Bedeutung für die Psychologie zuzugestehen."

„So heißt uns auch den Ursprung der Sprache erforschen nichts anderes, als die geistige Bildung kennen lernen, welche der Spracherzeugung unmittelbar vorhergeht ... was der Geist durch sie gewinnt, und wie sie sich gesetzmäßig weiter entwickelt."

„Stilles Denken ist gedachtes Sprechen, Sprechen nur gesprochenes Denken."

„Das Wort ist nicht Zeichen eines fertigen Begriffs, sondern eine Methode, diesen Begriff zu bilden."

„Meine Sprachphilosophie ist nicht nur eine Einleitung in die historische Sprachwissenschaft, sondern sie ist zugleich eine Einleitung in die Psychologie, und gerade deswegen auch in die Sprachwissenschaft."

Aus diesen Citaten wird ersichtlich, welch' hohe Betonung St. auf den Zusammenhang zwischen Geist und Sprache legt. Steinthal ist nicht nur Sprachforscher, er ist auch Psychologe; und eben das ist es, was ihn und sein Thema noch besonders interessant macht. Der Ursprung der Sprache verspricht den Ursprung des Geistes zu erhellen, und werden uns wohl diese beiden geheimnißvollen Ursprünge das ursprüngliche Geheimniß oder das Geheimniß alles Ursprungs, die letzte Frage alles Wissens erklären. Der Geist, die Menschenseele ist das letzte Geheimniß aller Mystiker und Dunkelmänner, und es ist ein unbestreitbares, ein werthvolles Verdienst Steinthals, mit dem realen, vergleichsweise materiellen Hebel der Sprache an dies Verborgniß heranzutreten. Mehr noch: Steinthal erkennt und spricht die Erkenntniß wiederholt und begründet aus, daß seine Psychologie eine Erfahrungswissenschaft ist. „Nicht Metaphysik, sondern empirische Psychologie."

Von allen anderen Objekten ist wenig gesagt, wenn man sie erfahrungsmäßig oder empirisch nennt; von der Psyche aber oder einer psychischen Spezialität, vom Geiste zu erfahren, daß er ein Objekt der Erfahrung, nichts Exquisites, nichts Mysteriöses, sondern just empirisch ist, wie andere Dinge, das ist eine wahrhaftige, wissenschaftliche Eroberung und der nothwendige erste Schritt, um den Dualismus loszuwerden.

(Fortsetzung folgt.)

*) actus purus = reine Thätigkeit.
**) Antinomien = unvereinbarte Gegensätze.
***) transmundan = überirdisch.

Aberglaube oder Wissenschaft?

Von **Bruno Geiser.**

(Fortsetzung.)

(Hares Bekehrung (Schluß). — Die dialektische Gesellschaft zu London als erste wissenschaftliche Körperschaft, welche die spiritistischen Manifestationen systematisch untersucht. — Die Methode der Untersuchung. — Die Berichte des Hauptcomités und der sechs Subcomités.)

Hare kapitulirt aber auch vor dem Geiste seines Vaters nicht sofort, sondern verbessert seine Apparate und sucht dem Wunder weiter naturwissenschaftlich an den Leib zu rücken.

Darauf holt sich Hare Vater Sukkurs aus der Geisterwelt und das nächstemal erscheint er, wie die drehende Scheibe versichert, mit Hares verstorbener Mutter und seiner gleichfalls verstorbenen Schwester; bei späteren Gelegenheiten kommen auch noch der Bruder, sowie ein Vetter dazu und „andere freundliche Geister"; u. s. w.

Dem kurzen Bericht über die merkwürdigen Erscheinungen, welche den Naturforscher Hare zum Spiritisten gemacht haben, will ich die Schilderung eines Cyklus anderer „spiritueller Manifestationen" folgen lassen, die darum von noch höherer Wichtigkeit sind oder scheinen, weil sie sich als die Resultate von Untersuchungen darstellen, welche von einem eigens zu diesem Zwecke niedergesetzten Comité einer dem Spiritismus nicht ergebenen wissenschaftlichen Gesellschaft ausgeführt wurden.

Ich bemerke ausdrücklich, daß ich vorläufig — so objektiv als mir nur immer möglich — berichte, und meine Kritik der ganzen Summe des Berichteten als ein gleichfalls in sich geschlossenes Ganze nachfolgen lassen werde.

Diese — die dialektische Gesellschaft zu London — war im Frühjahr 1867 gegründet worden zu dem Zwecke, „eine philosophische Untersuchung aller Fragen, besonders derjenigen anzustellen, welche den die Menschheit trennenden Verschiedenheiten*) zu Grunde liegen, und alle Gegenstände nur im Hinblick auf die Entdeckung und Aufhellung der Wahrheit zu betrachten"**).

In dem ihre Absicht darlegenden Prospekt erklärten die Gründer, die in ihrer Mehrzahl Männer von freisinnigen Anschauungen sein sollen, u. a. des weiteren: „In der dialektischen Gesellschaft zu London wird nicht nur keine Person auf Grund einer Meinung, die sie hegen oder aussprechen mag, geschmäht, sondern vielmehr noch dazu ermuthigt werden, ihren Mitgenossen die vollste Auseinandersetzung ihrer Ansichten darzulegen***)."

Präsident der Gesellschaft wurde Sir John Lubbock, Parlamentsmitglied und Verfasser des in seiner deutschen Ausgabe von Virchow bevorworteten Werkes: „Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden." Zu ihren Vicepräsidenten zählte Thomas Henry Huxley, Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie an der Universität zu London, ein namhafter Physiologe.

In die auf allerlei schwierige wissenschaftliche Gebiete eingehenden Verhandlungen der dialektischen Gesellschaft wurde der Spiritismus miteinbezogen durch ein Mitglied — seines Berufes Arzt —, welches in einer Sitzung einen über diese Materie handelnden Journalartikel vorlas und Bericht erstattete über eine Reihe dahingehörender sonderbarer Erscheinungen, für deren Glaubwürdigkeit der Berichterstatter neben sich selbst eine Anzahl anderer hochgeachteter, gebildeter und gelehrter Personen als Gewährsmänner aufführte.

Nach erregter Debatte, in der sich die große Mehrzahl der Mitglieder dem Spiritismus sehr abgeneigt zeigte, wurde beschlossen, den Verwaltungsrath zu ersuchen, er möge ein Comité ernennen mit der Aufgabe, „die sogenannten spirituellen Erscheinungen zu erforschen und Bericht darüber abzustatten."

Der Verwaltungsrath kam diesem Beschlusse nach und bildete ein Comité von dreißig Mitgliedern, unter denen sich Naturforscher, Aerzte, Richter, Ingenieure, Architekten, Geistliche u. s. w. befanden. Alle Comitémitglieder sollen „Personen von sozialer Stellung, von unbestechlicher Redlichkeit, ohne Geldabsichten, die durch Betrug nichts zu gewinnen, vielmehr durch irgendwelche Entdeckung einer Täuschung zu verlieren hatten*)", gewesen sein.

*) Soll wohl heißen: Meinungsverschiedenheiten —?

**) „Bericht über den Spiritismus von Seiten des Comités der Dialektischen Gesellschaft", aus dem Englischen übersetzt von Wittig, herausgegeben von Aksakow, Leipzig, Mutze, 1875, 1. Thl., S. 2.

***) A. a. O. S. 3; die Uebersetzung ist offenbar ungeschickt.

Das Comité theilte sich zur Vervielfachung seiner experimentellen Untersuchungen in Subcomités von sechs oder sieben Mitgliedern ein und ging in, wie es den Anschein hat, sehr gründlicher Weise an die Erledigung seiner Aufgabe.

In seinem dem Verwaltungsrath der dialektischen Gesellschaft erstatteten Bericht heißt es:

„Ihr Komité hat fünfzehn Zusammenkünfte abgehalten, in denen es Zeugnisse von dreiunddreißig Personen erhielt, welche Erscheinungen beschrieben, die, wie sie behaupteten, innerhalb ihrer eigenen persönlichen Erfahrung vorgekommen sind. Ihr Komité hat von einunddreißig Personen niedergeschriebene Darstellungen derartiger Erscheinungen erhalten. Ihr Komité hat zur Theilnahme eingeladen und zur Mitwirkung und Berathung aufgefordert alle die Männer der Wissenschaft, welche öffentlich günstige oder gegnerische Meinungen gegen die Aechtheit der Erscheinungen aussprachen. Ihr Komité hat auch besonders die Personen zur Untersuchung eingeladen, welche die Erscheinungen öffentlich dem Betrug oder der Täuschung zuschrieben**)."

Als Resultat dieser Bemühungen erscheinen den Berichterstattern folgende sechs Sätze begründet:

„1) Daß Töne von einem sehr verschiedenartigen Charakter, welche augenscheinlich von Möbeln, Fußböden und Zimmerwänden ausgehen — und deren sie begleitende Vibrationen oft deutlich für das Gefühl wahrnehmbar sind — auf eine Weise entstehen, welche von keiner Muskelthätigkeit, noch von mechanischer Erfindungskunst herstammt.

„2) Daß Bewegungen schwerer Körper stattfinden ohne mechanische Kunstgriffe irgendwelcher Art, oder entsprechende Anstrengung von Muskelkraft seitens der Anwesenden, und häufig ohne alle Berührung oder Verbindung mit irgendeiner Person.

„3) Daß diese Töne und Bewegungen oft stattfinden zu einer Zeit und auf eine Weise, welche von den anwesenden Personen gewünscht wird, und daß dieselben vermittels einer einfachen Reihe von Zeichen Fragen beantworten und zusammenhängende Mittheilungen hervorbuchstabiren.

„4) Daß die auf diese Weise erhaltenen Antworten und Mittheilungen größtentheils von einem, Gemeinplätze enthaltenden Charakter sind; daß aber auch zuweilen richtige Thatsachen angegeben werden, welche nur einer der anwesenden Personen bekannt sind.

„5) Daß die Umstände, unter denen die Erscheinungen stattfinden, veränderlich sind, wobei die hervorragendste Thatsache die ist, daß die Gegenwart gewisser Personen für ihr Vorkommen nothwendig erscheint, diejenige anderer aber gewöhnlich hinderlich ist; daß jedoch dieser Unterschied keineswegs vom Glauben oder Unglauben an diese Erscheinungen abzuhängen scheint.

„6) Daß nichts dessenungeachtet das Auftreten der Erscheinungen nicht gesichert ist durch die Gegenwart oder Abwesenheit derartiger Personen***)."

Zu besserem Verständnisse der ausgeführten Experimente und der dabei angewandten Vorsichtsmaßregeln sei aus dem Berichte des ersten Subcomités hinzugefügt, erstens, daß die Mitglieder des Comités bei verschiedenen Tischrückversuchen nicht um den Tisch, sondern, in der Absicht, das Fortschieben des Tisches durch die Beine oder Füße eines oder mehrerer der Betheiligten zu verhindern, unter dem Tische gesessen haben, zweitens, daß sie unter anderm folgendes Experiment ausgeführt haben:

„Nachdem ein Komité von elf Personen rings um den Speisetisch ungefähr vierzig Minuten lang gesessen hatte und verschiedene Bewegungen und Töne erfolgt waren, wurden die Stühle mit ihren Rücklehnen gegen den Tisch gekehrt, ungefähr neun Zoll von demselben entfernt. Alle Anwesenden knieten hierauf auf ihre Stühle und legten ihre Arme auf die Rücklehne derselben. In dieser Stellung waren die Füße selbstverständlich vom Tische abgekehrt und konnten unmöglich unter ihn gesetzt werden, noch den Fußboden berühren. Die Hände wurden über dem Tische ungefähr vier Zoll von dessen Oberfläche entfernt gehalten. In dieser Stellung war Berührung mit irgendeinem Theile des Tisches physikalisch unmöglich. In weniger als einer Minute bewegte sich der sonach gänzlich unberührte Tisch viermal; zuerst ungefähr fünf Zoll nach einer Seite, alsdann ungefähr zwölf Zoll nach der entgegengesetzten Seite, hierauf ungefähr vier Zoll, und zuletzt etwa sechs Zoll†)."

Infolge des Gelingens dieses und vieler ähnlichen Experimente gelangte das erste Subcomité zu der Ueberzeugung, „daß

*) A. a. O. S. 17. — **) A. a. O. S. 11. — ***) A. a. O. S. 12 und 13. — †) A. a. O. S. 19.

es eine Kraft gibt, die im stande ist, schwere Körper ohne materielle Berührung zu bewegen, und daß diese Kraft auf irgendeine noch unbekannte Weise von der Gegenwart gewisser menschlicher Wesen abhängt*)."

Das zweite Subcomité spricht sich in Bezug auf die „Intelligenz", welche die auf gewöhnlich-vernünftige Weise unerklärlichen Bewegungen, Klopflaute u. s. w., hervorbringen und leiten soll, am deutlichsten aus. Es berichtet sehr ausführlich in 41 Sätzen über das, was es erfahren haben will, und sagt:

„14) Unsere Erfahrung in Bezug auf die Erscheinungen, deren Zeugen wir waren, scheint im allgemeinen durch die Behauptung vieler der von Ihnen über diesen Gegenstand vernommenen Zeugen dahin bestätigt zu werden, daß diese Erscheinungen eine intelligente Grundlage haben oder zu haben scheinen.

„15) Diese Intelligenz offenbarte sich hauptsächlich a) durch mehr oder weniger angemessene und zuweilen in ihrem Charakter höchst unerwartete Antworten auf unsere hörbar gesprochenen Fragen, b) durch uns gemachte originelle Mittheilungen, welche hier noch später in Erwähnung kommen sollen.

„16) Dergleichen Antworten und Mittheilungen wurden bewerkstelligt durch Klopflaute, welche erfolgten, wenn auf dem Alphabet Buchstabe für Buchstabe aufgezeigt oder von jemand aus der Gesellschaft vorgesprochen wurde — nachdem man sich vorher dahin verständigt, daß drei Klopflaute „Ja", zwei derselben „Zweifelhaft" und ein Klopfton „Nein" bedeuten sollte. Diese Anordnung wurde jedoch zuweilen versuchsweise geändert, aber ohne die Genauigkeit der Antworten zu beeinträchtigen.

„17) Durch die im vorhergehenden Paragraphen näher beschriebenen Prozesse traten wir gelegentlich in einen muthmaßlichen Verkehr mit einer Anzahl von Geistern oder intelligenten Wesen, die sich selbst als solche ankündigten und deren viele behaupteten, daß sie in verschiedenen Graden der Verwandschaft mit gewissen Mitgliedern unserer Gesellschaft verknüpft wären, für die sie eine freundliche Theilnahme zu hegen bekannten.

„18) Solche muthmaßliche Geister offenbarten deutlich unterschiedene individuelle Charakterzüge, jeder derselben hatte eine nur ihm eigenthümliche Manier und klopfte zart, entschieden oder bedächtig, wie der Fall sein mochte, und drückte dadurch gleichsam Charakter, Gemüthsstimmung und Temperament aus.

„20) Intelligenz offenbarte sich ferner durch die uns gelegentlich ertheilte Anweisung spezieller Bedingungen für unsere zeitweise Nachachtung, wie z. B. die Forderung, in einer anderen Ordnung am Tische zu sitzen; das Verlangen, daß eins oder mehrere sich von ihm hinwegsetzen sollten; die Bitte um eine Vermehrung oder Dämpfung des Lichts, oder die Anweisung einer besonderen Person, Fragen zu stellen; die Anweisung, unsere Hände zu verketten oder aus der Kette zu nehmen; in unserer Unterhaltung ruhiger zu sein; Disputation zu vermeiden, u. s. w.*)".

Die Erscheinungen, über welche das dritte Subcomité zu berichten hatte, werden als verhältnißmäßig unbedeutend, aber doch als geeignet bezeichnet, „manche höchst wichtige Fragen in Wissenschaft und Philosophie" anzuregen; sie verdienten, heißt es, „die vollständigste Prüfung von Seiten fähiger und unabhängiger Denker."

Dem vierten erging es schlimm: es ereignete sich vor ihm nichts, was der Erwähnung werth gewesen wäre.

Das fünfte war angewiesen worden, gemeinschaftlich mit dem Medium Mr. Home seine spiritistischen Experimente zu machen. Mr. Home kam, ließ sich von dem Vorsitzenden des Comités, dem Ärzte Dr. Edmunds untersuchen, ob er Maschinerien irgendwelcher Art an seinem Körper habe, und zeigte sich dabei als eine „äußerst muskulare und elastische Gestalt", d. h. also als ganz ungewöhnlich kräftig und körperlich gewandt. Die Manifestationen waren aber trotz der Anwesenheit des berühmten Mediums in der ersten $2^1/_2$stündigen Sitzung „von dem geringfügigsten Charakter, denn sie bestanden nur aus einigen Klopflauten und leichten Bewegungen des Tisches**)". In der folgenden Sitzung wurden die Manifestationen immer schwächer, bis schließlich das Medium „krank" wurde und damit die Untersuchungen beendigte.

Das sechste und letzte Subcomité war so total unglücklich als das vierte; bei seinen Zusammenkünften blieb selbst jeder „Schein von geistigen Phänomenen" aus. (Fortsetzung folgt.)

*) A. a. O. S. 25 und 26.

*) A. a. O. S. 51. — **) A. a. O. S. 52.

Der heilige David.

(Fortsetzung.)

Seit Lazzarettis Rückkehr war im ganzen Gebiete des Monte Amiata das Gerücht verbreitet — wir folgen amtlichen Berichten und anderen Veröffentlichungen — in der Nacht vom 14. zum 15. August werde auf dem Monte Labro die Kundgebung des Propheten erfolgen und nachher allgemeiner Weltumsturz. Ein großer Grundbesitzer hatte einem seiner Tagelöhner nicht gestattet, in der Ernte für den Propheten zu arbeiten. Lazzaretti erfuhr es und ließ ihm sagen, er (der Grundbesitzer) habe wohl geerntet, aber die Ernte noch nicht in die Scheune gebracht. Man sagte sich, wer in Reichthum eingeschlafen, werde in Armuth erwachen und umgekehrt, und es werde einen ganz neuen Staat und eine neue Kirche geben.

Vom Auslande kamen eine Menge Kisten auf der Eisenbahn an. Die Polizei vermuthete, es seien in denselben Waffen oder Munition enthalten, und untersuchte sie. Da stellte sich heraus, daß lauter unschuldige Dinge darin waren, die man unmöglich konfisziren konnte: Rothe Hemden, aschgraue Kleider, Mäntel, Schärpen, Fransen, Bandeliere mit Emblemen und Schiffermützen.

Inzwischen gewann das Gerücht Tag für Tag an Umfang, man sprach zwanzig Kilometer in der Runde von dem bevorstehenden Aufstande. Alles war in voller Aufregung, die Weiber weinten auf offener Straße über das, was kommen werde. Wen kein Geschäft aus dem Hause trieb, der blieb in seinen vier Mauern und wartete auf das Erscheinen des Propheten und seiner Gefährten. Nur Karabinieri-Patrouillen sah man dort und da.

Endlich beruhigten sich die Einwohner: David hatte vom Bürgermeister die Musikkapelle verlangt, für eine Nachts auf dem Berge vor sich gehende Feierlichkeit. Da war also nichts zu befürchten. Dem Wunsche wurde entsprochen, und bald machten sich zwölf junge Leute mit ihren Instrumenten auf den Weg zum Thurme des Propheten.

Sie kamen am folgenden Morgen zurück und brachten jeder ein Bündel Weißzeug mit, das sie empfangen und Nachts getragen hatten.

Um Mitternacht — so erzählten die Musikanten — waren über dreihundert Personen auf dem Gipfel des Berges versammelt gewesen. Der Vollmond stand hell am Himmel und überall herrschte Todtenstille. Da öffneten sich plötzlich die Thüren der Kirche und es erschien ein Zug weißgekleideter Frauen, Männer und Kinder, die Fahnen trugen und heilige Lieder sangen. David stand hinter ihnen und die Prozession bewegte sich siebenmal um den Thurm und stellte sich dann um den Propheten auf, um seine Predigt anzuhören.

In dieser Nacht müsse alle Welt vom Schlummer erwachen und sich erheben — sagte er — Italien, Frankreich und Spanien werde seinem Rufe antworten, dem Rufe dessen, der vom niedrigen Kärrner Monarch und Weltkönig geworden, Herr aller Länder. Ein neuer Staat habe begonnen; an der Stelle, auf der sie ständen, werde sich zum Gedächtniß dieses großen Ereignisses später eine Stadt erheben, welche sie selber und ihre Enkel Amiatina, die glückliche, nennen würden. Die heilige Jungfrau, die Heiligen, die Engel werden das neue Unternehmen unterstützen. Er sei der neue Erlöser, seine Verwandlung werde no h in dieser Nacht vor sich gehen.

Natürlich war man auf die Verwandlung allgemein gespannt.

Da erschien der heilige David wieder. Sein Haupt bedeckte ein Helm mit einer Krone und langer Feder; er trug eine rothe Tunika, die von einer goldenen Schärpe zusammengehalten wurde. Darüber einen blauen Mantel und reichgezierte Stiefel. Am Halse hing an einer schweren Kette ein messingenes Medaillon. In der Hand trug er ein bloßes Schwert.

„Seht, von nun an bin ich Kaiser und König und Herr über alles," rief der Prophet der erstaunten Menge zu und zog sich darauf, nachdem er Brot und Fleisch hatte vertheilen lassen, wieder in seinen Thurm zurück.

Am folgenden Tage sah man von der Höhe des Monte Labro eine rothe Fahne wehen. Die dort versammelten Leute sangen verschiedene Lieder, und es wurden ähnliche Ceremonien vorgenommen, wie am vorhergehenden Abend. An der Spitze des sich wieder siebenmal um den Thurm bewegenden Zuges schritt ein weißgekleidetes Mädchen, eine Standarte mit dem Bilde der heiligen Jungfrau in der Hand, darunter das Motto: „Mutter des Sieges" sich befand. Dann kam die „Kompagnie der Jungfrauen" mit einer Fahne, dann „die Büßerinnen" mit rothen Kleidern angethan und einer Fahne mit der Inschrift: „Die Republik ist mein Reich". Hinter diesen schritten, in verschiedenen Abtheilungen, mit Fahnen und Emblemen aller Art die Männer.

Nach einigen Wechselgesängen begann David — auf einem freien Platze — seine letzte Predigt.

Er eiferte gegen die Geistlichkeit, gegen das katholische Glaubensbekenntniß, gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen ꝛc. Er sprach von republikanischer Tugend, zugleich aber auch von seinem Stolz auf sein edles kaiserliches Blut — alles Mögliche durcheinander. Nur selten wurde er von wirklicher Begeisterung ergriffen. In einem solchen Momente rief er seinen andächtig lauschenden Zuhörern zu: „Die Welt wird das eine Maskerade heißen — ich aber sage euch: manche noch heiligere Dinge wurden in den Staub gezogen und geschmäht, und

haben sie nicht dennoch triumphirt? .... Noch vor wenigen Jahren war ich ein armer Kärrner und Maulthiertreiber; aber es regte sich in mir eine große Seele, denn in meinen Adern rollte das Blut eines großen Kaisers und in mir mußte sich eine hohe Bestimmung erfüllen und ich mußte der Gründer eines großen Reiches werden — denn ich bin der Diener Gottes, selber ein Gott und Ihr seid meine Sendboten! .... Mein Reich hat schon begonnen. Glaubt Ihr es nicht? Ich allein befehle, und wohin ich mich wende, fliehen die Häscher der weltlichen Mächte .... Man hat mir gesagt, die Polizei suche mich und wolle mich nach Rom liefern. Aber die Elenden, sie wagen sich nicht zu mir herauf. Ich werde ihnen entgegengehen. Morgen früh steige ich von den Bergen herab, und Ihr dürft sicher sein, keiner legt Hand an mich! Sechzehn millionen Menschen stehen zu meinem Schutze bereit, und Ihr unter ihnen. — Wie, geht Ihr nicht mit mir?"

„Ja, wir gehen mit!" — riefen alle Anwesenden wie aus einem Munde.

Am Schluß seiner Predigt fragte David: „Wollt Ihr die Republik?"

„Ja, wir wollen die Republik!" antworteten seine Anhänger, und vielhundertstimmig erscholl der Ruf: „Es lebe die Republik!"

Nachdem der heilige David seine gläubige Gemeinde noch aufgefordert, morgen früh 7 Uhr wieder am Platze zu sein, entließ er sie mit dem Zuruf: „Wir sehen uns wieder!" (Schluß folgt.)

Die Leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung.

Jede Ausstellung soll ein Mittel sein, bei dem Publikum den Sinn für Würdigung tüchtiger Arbeit und edler Form zu beleben, zur Läuterung des Geschmackes beizutragen und die Liebe zum Schönen in Haus und Wohnung zu wecken und zu mehren.

Inwiefern die leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung dieser edlen Aufgabe nachgekommen ist, soll in dem folgenden Aufsatz erläutert werden. Sie ist ein Werk, welches lediglich aus Privathänden hervorgegangen ist, und beschränkt ihr Ausstellungsgebiet nur auf das Königreich Sachsen, die preußische Provinz Sachsen und die thüringischen Staaten.

Die Zahl der Aussteller blieb zwar hinter den Erwartungen zurück, dafür liefert aber die Qualität der einzelnen ausgestellten Gegenstände den Beweis, daß es nicht an den nöthigen Mitteln und der erforderlichen Unterweisung fehlt, um Sinn für Styl und Geschmack unter jener großen Masse zu verbreiten, die demnächst als ausübende Arbeiter dem Gewerbfleiß zum Ruhme, der eigenen Existenz aber zum höchsten Nutzen thätig sein soll.

Das Ausstellungsgebäude erhebt sich inmitten der Stadt auf dem Königsplatz und bedeckt einen Flächenraum von ungefähr fünftausend Quadratmeter. Es ist grade kein architektonisches Meisterwerk. Der Haupttrakt ist eine glasgedeckte Doppelhalle mit einem annexartig ausgeführten Fachwerkbau (Restauration in Schweizerstyl) und einer halbkreisförmigen Vorhalle (Renaissance-Vestibule, von einer Broncefigur „Lipsia" gekrönt). Dieses eklektische Durcheinander umgibt als Atrium ein Garten, in welchem die zur Ausstellung im Freien bestimmten Gegenstände, wie Pavillons, Glockenstühle, Fontainen und Vasen, platzgefunden haben.

Beim Betreten der Halle fällt die Gruppe der Textilindustrie (Weberei im weitesten Sinne) zuerst ins Auge und präsentirt malerisch ihre 114 Ausstellungsobjekte. Es ist ein wahrer Blumengarten, den hier die Menschenhand auf Gardinen und Möbelstoffe gezaubert hat. Daß die Spitzenklöppeleien hervorragend vertreten sind, ist bei einer spezifisch sächsischen Ausstellung selbstverständlich. In die Geheimnisse der Knöpfe und Fransen, Borden und Quasten kann sich nur ein weibliches Gemüth vertiefen. In dem Labyrinth von Haar- und Seidenposamenten, Gold- und Silberstickereien flimmert es einem Mann vor den Augen.

Als wir uns durch die Brautausstattungen und Altardecken, Ofenschirme und Kirchenfahnen hindurchgearbeitet hatten, athmeten wir bei den künstlichen Blumen auf. Dieses Filigran-Kunstgewerbe hat in Sachsen einen hohen Grad von Vollendung erreicht, denn es finden sich Sammlungen von Blattpflanzen, Gold- und Silberblumen, welche für das Auge absolut den Erzeugnissen der Natur gleichen.

Die zweite Gruppe, die der Keramik, umfaßt Thonwaaren, Steingut, Fayence, Porzellan, Glasmalerei und Glasschleiferei.

Bei den Erzeugnissen der Töpferei ist uns eine nachahmungswerthe Neuerung aufgefallen, nämlich die, daß nicht nur die Firma, sondern auch die Verfertiger der Ausstellungsobjekte genannt sind. So heißt es z. B. bei Nr. 20. Naumann, Franz, Plottendorf bei Altenburg. Thonwaarenfabrik. Vasen, Figuren, Bauornamente, Fontaine. Letztere entworfen und modellirt von Gerhard Kaufmann in Leipzig. Bei Herstellung sämmtlicher Gegenstände sind besonders thätig gewesen: Modelleur Louis Zetsche, Oberformer Bernhard Krause, Formengießer Friedrich Berger, seit 11 respektive 15 und 20 Jahren im Etablissement thätig.

Wir brauchen wohl nicht zu bemerken, daß in dieser Branche die Kollektion der königlich sächsischen Porzellan-Manufaktur in Meißen eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Es will uns sogar bedünken, daß diese Vasen, Kandelaber, Thee- und Kaffeeservices und Tafelaufsätze keiner weiteren Vollendung fähig sind. Allen Respekt vor den genialen Entwürfen der Professoren Hähnel, Schilling, Bendemann u. a. m., aber wir haben dieselben Entwürfe im Jahre 1853 bei der Weltausstellung in Paris und zwanzig Jahre später in Wien bewundert. Jeder Stillstand ist Rückschritt!

Jetzt bitten wir den Leser, uns in die Mitte des Gebäudes, zu den kunstgewerblichen Arbeiten der Vergangenheit zu folgen. Hier sehen wir theils in Schränken verwahrt, theils freistehend die Schätze der Fürsten, Grafen- und Rittergeschlechter, der Städte, Stifte und Privatsammler des Ausstellungsgebietes aus der Vergangenheit vereinigt. Freilich dürfen die sächsischen Lande nicht den Anspruch erheben, die Erzeugungsstätten jener Meisterstücke und Seltenheiten gewesen zu sein. Beim Anblick der Gegenstände, welche Dresdens weltberühmtes „grünes Gewölbe" der leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung zur expositionellen Benutzung überlassen, muß man zugestehen, daß auch Sachsens Kunstgewerbe ein Recht hat, auf jene Zeit stolz zu sein, in welcher der Barockstyl der herrschende für alle Gegenstände der Kunstindustrie war — jene Zeit, in welcher Dresden sich bemühte, den Hof in Versailles an Glanz, wenn nicht zu überbieten, so doch nachzuahmen.

Dieser Theil der Ausstellung ist von einem so seltenen Reichthum, daß kein Besucher diese Abweichung von dem sonst streng eingehaltenen Gesetze der Ausstellung, nur die im Ausstellungsrayon erzeugten Gegenstände zuzulassen, tadeln wird. Wer wird es bedauern, hier die prächtigsten Waffen der Sarazenen, oder die seltsam geformten Armaturen der Florentiner zu bewundern und dort die Erzeugnisse jener eigenthümlichen Kunstkombination beobachten zu können, welche in Spanien aus der Verschmelzung der maurischen mit der gothisch-deutschen Kunstübung entstanden ist. Aber auch die ausgestellten Gegenstände, welche in unseren deutschen Kunstemporien Nürnberg, Augsburg und Straßburg verfertigt worden sind, sprechen deutlicher für damalige Zustände als wie die Chroniken.

Alles, was auf uns überkommen ist, läßt sich in drei Klassen eintheilen: Trinkgefäße, Bibeln und Waffen. Trotz der Reformation gelang es den Menschen der Renaissance (Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften) nur sehr langsam, die Fesseln des Mittelalters abzustreifen, denn ihre Parole heißt nach wie vor: Trinken, Beten und Fechten. Welcher Unterschied zwischen dem Ausstellungskatalog in unserer Hand und der in Schweinsleder gebundenen Bibel vom Jahre 1572? Auch der Vergleich unserer Cylinderuhr mit dem ungeschlachten Broncegehäuse der „Nürnberger Eier" (Taschenuhren aus dem 16. Jahrhundert) fällt zu gunsten der ersteren aus; aber die vollendet schöne Verzierung dieser alterthümlichen Sachen liefert den Beweis, daß die Kunst unserer Zeit ihren Hochmuth ablegen und mit der Industrie Hand in Hand gehen muß, sonst bleiben wir Stümper im Kunstgewerbe trotz unserer wissenschaftlichen Errungenschaften.

Durch das Vergleichen der Arbeiten der Vergangenheit mit denen der Gegenwart machen wir die traurige Wahrnehmung, daß wir trotz Torpedo und Hinterlader noch lange nicht die Vollendung eines Albrecht Dürer oder Peter Vischer erlangt haben.

Diese beiden unübertrefflichen Arbeiter, der Holzschneider Dürer ebensogut wie der Erzgießer Vischer, sind aus der strengen Schule des Handwerks hervorgegangen, und doch beugte sich ganz Europa vor ihrer Künstlerschaft. (Fortsetzung folgt.)

Die Villa des Mäcenas in Tivoli bei Rom. (Bild S. 520.) Westlich von Rom am Monte Cantaro entspringt in einem engen und tiefen Gebirgsthal ein klarer Quell, der im wilden Lauf, an Subiaco vorbei, durch die Aqua Marcia und die helle Licenza verstärkt, zu einem brausenden Gießbach anschwillt. Im Alterthum Anio genannt, heißt er heute Teverone und bildet die bereits von den Klassikern gepriesenen Wasserfälle von Tivoli, welche unser Bild darstellt. Die zwölf rauschenden Wasserfäden, welche eine tiefe Gebirgsschlucht durchgenagt haben, sowie die schattigen Olivenwaldungen, die sich meilenweit auf den Bergabhängen ausbreiten, bestimmten den edlen Römer Mäcenas, den steilgewundenen Grat dieses malerischen Kalkfelsens mit einem Landhause zu krönen, dessen massive Trümmer bis auf den heutigen Tag erhalten blieben. Aber nicht nur diese epheuumrankten Mauerreste, durch welche einige mächtige Wasserfälle brausend in die Tiefe stürzen, sondern das ersprießliche Wirken ihres Erbauers hat sein Andenken verewigt. Wie Apollo als Symbol körperlicher Schönheit und Herkules als Inbegriff männlicher Kraft, ist Mäcenas als Gönner der Künstler und Gelehrten sprüchwörtlich geworden und mit Recht; denn die ersten Dichter seiner Zeit fanden bei ihm Anerkennung, Fürsorge und Schutz. Dem Virgil schaffte er Hilfe gegen die Gewaltthat eines Centurionen (soviel wie heute Hauptmann) und sorgte für die Zurückgabe des ihm entrissenen Landgutes, wofür ihm die „Georgica" (poetische Verherrlichung des Landlebens) gewidmet wurden; dem Horaz schenkte er sein sabinisches Landgut. Er hat sich aber nicht nur um die Dichtkunst, sondern auch um das allgemeine Wohl verdient gemacht. In den blutigen Bürgerkriegen zwischen Octavian, Antonius und Pompejus gelang es ihm, zu wiederholtenmalen das römische Volk zu beruhigen und so die Schrecken des Aufruhrs von Rom abzuwenden. Sein Verhältniß zu dem Kaiser Augustus benutzte er vielfach, dessen

Leidenschaftlichkeit zu mäßigen, und war immer bemüht, anderen zu nützen. Stets machte er mit Freimuth seine abweichende Ansicht dem allmächtigen Kaiser gegenüber geltend. Ehrgeiz, Neid und Mißgunst waren ihm fremd; er schlug alle öffentlichen Ehren und Würden aus und blieb in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers der unabhängige, freie Mann. Leider fand er in dieser verrotteten Zeit unter seinen Zeitgenossen wenig Nachahmer. Von seinen Schriften „Ueber die Erziehung des Volkes“, sowie von seinen Bäder-, Garten- und Wasserleitungsanlagen sind noch heute, nach achtzehnhundertachtundachtzig Jahren, Bruchstücke erhalten, denn der Wohlthäter Roms starb acht Jahre vor Christi Geburt. Es dürfte aber dem guten Mäcenas, wenn er wieder auf die Welt käme, schwer werden, die Umgebung seiner Villa wieder zu erkennen, weil die Wasserfälle in der Neuzeit eine theilweise andere Gestalt erhalten haben, als sie im Alterthum besaßen. Da nämlich die unterwühlende Gewalt der vom steilen Monte Casino im vollen Strom herabstürzenden Wassermassen die Stadt Tivoli gefährdeten, beschloß Papst Leo der Zwölfte auf den Vorschlag des Baumeisters Folchi, den Kalkfelsen des Berges durchbrechen zu lassen und mittels eines doppelten Tunnels die Hauptmacht des Falls von seiner früheren Stelle abzulenken. Durch diese 1835 vollendete Ableitung, die 271 Meter lang und in zwei Arme getrennt ist, deren jeder 46 Meter breit, 12 Meter hoch und spitzbogenförmig gewölbt ist, ergießt sich seitdem die Hauptwassermasse, den sogenannten Großen Fall bildend, der 96 Meter hoch in eine Schlucht hinabstürzt, während der Fall an den ursprünglichen Stellen (Canale Bernini) jetzt seine Bedeutung verloren hat. Die ehemals berühmte, unter dem früheren Hauptfall befindliche Neptunsgrotte ist 1835 eingestürzt. Ein vom Hauptstrom abgegrenzter Arm des Anio bildet die malerischen Kaskatellen (kleinere Wasserfälle, die theils über baumreiche Felsen hinströmen, theils bei der Villa des Mäcenas 30 Meter hoch hinabstürzen. Die Kultur, die alles beleckt, hat sich auch auf die Villa des Mäcenas erstreckt, denn in den einst prunkvollen Sälen, in denen der hochgebildete Epikuräer, umgeben von Dichtern und Philosophen, mit dem berühmtesten römischen Tänzer Bathyllus verkehrte, hat Prinz Lucian Bonaparte, ein Bruder des korsischen Abenteurers, den die Weltgeschichte Napoleon, Kaiser der Franzosen nennt, einen Eisenhammer eingerichtet. Es gewährt einen phantastischen Reiz, von den uralten Bogenhallen aus, die das Tageslicht wenig erhellt, zuzuschauen, wie die wilden Wasser des Anio pfeilschnell vorüberschießen, um sausende Räder und pochendes Hammerwerk zu treiben, während im Hintergrunde die funkensprühende Esse schmiedender Cyklopen ein Bild aus der Unterwelt in Szene setzt. Seit einigen Monaten gellt auch der Pfiff der Lokomotive durch die bisher stillen Schluchten des alten Hernikerlandes und das sausende Dampfroß bringt Schaaren um Schaaren ermüdeter Residenzler, welche neue Kraft für Lunge und Nerven an der Brust der Natur schöpfen wollen. Aber auch das schönheitsdurstige Auge der Römer kann sich hier laben, denn von der Plattform der Villa des Mäcenas bietet sich eine überraschend schöne Aussicht. Unter sich hat man den Abgrund mit den dampfenden Wasserfällen, gegenüber mit Olivenwaldungen bedeckte Hügel, voll von Trümmern antiker Gebäude, während kahle, steinbesäte Berge in kühnen Formen darüber emporragen und seitwärts die braune, schweigende Fläche der Campagna sich ausbreitet. Der wilde Apenninensohn Anio wird von den Wasserfällen ab in dem erweiterten Thale zahm und windet sich ruhig zwischen dem einstigen Sabiner- und Latinerlande dem Tiber zu, in welchen er drei Kilometer oberhalb Rom bei den Ruinen der ehemaligen Sabinerstadt Antemnä einmündet, um von der Quelle bis zur Mündung 133 Kilometer zu durchlaufen. 265 Jahre vor Chr. Geb. hat der Feldherr Marcus Curius Dentatus aus der Beute des pyrrhischen Krieges eine Wasserleitung von Tibur (oberhalb der Wasserfälle) nach Rom über Berge und Thäler bauen lassen, deren riesenhafte Ueberreste, aus Granitquadern ohne Mörtel zusammengefügt, noch heute, nach fast einundzwanzig Jahrhunderten, das Andenken der römischen Baumeister wach erhalten. Der lustig rauschende Anio, oder Teverone, welcher seit undenklichen Zeiten ein Wohlthäter der Römer gewesen ist, weil er sie mit klarem und kühlen Trinkwasser versorgte, ist auch in der neuesten Zeit berufen, ein Wohlthäter der Campagna zu werden. Durch Regulirung und Tieferlegung seines Bettes hofft man die sumpfigen Stellen der Campagna zu entwässern und die dürren durch von ihm gespeiste Berieselungsmaschinen zu befruchten und dadurch urbar zu machen. Der sorgfältig ausgearbeitete Plan, von Garibaldi befürwortet, soll in der nächsten Session dem italienischen Parlament zur Votirung vorgelegt werden. Die Ausführung des großartigen Projektes ist eine Ehrensache für das geeinte Italien, — für Rom, seine Metropole, aber eine Nothwendigkeit. Gesundheit und Leben wird dadurch gefördert, daß man den ehemaligen Garten Roms, den die Dummheit und Faulheit der päpstlichen Beamten zu einer fieberverbreitenden Pfütze gemacht, wieder in fruchtbares Ackerland verwandelt. Der reichste Römer, Fürst Torlonia, will eine namhafte Summe zeichnen, wenn der Staat die Ausführung gleich in Angriff nimmt. Vivat sequens!

Dr. M. T.

Der Aetna und seine Umgebung. In Nr. 38 der „N. W.“ gaben wir eine Schilderung des neuesten Ausbruchs des Aetna. Durch die Karte, welche wir heute (S. 521) den Lesern vorlegen, wird es denselben möglich gemacht, sich, an der Hand jener Schilderung, genau zu orientiren. Am Alicantarafluß sind die Lavaströme zum Stehen gekommen, nachdem das Dorf Mojo fast vollständig zerstört worden. Seit dem 8. Juni hat der Lavaerguß fast ganz aufgehört, was jedoch vielleicht nur die Folge einer vorübergehenden Verstopfung des inneren Eruptionskanals sein dürfte. Seit Ende Juni finden nämlich in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen mehr oder weniger heftige Erdstöße statt, und aus dem Hauptkrater erhebt sich wieder eine Rauchsäule, die bald schwach und niedrig ist, bald zu einer riesigen Höhe emporgetrieben wird. An einigen Orten war das Erdbeben so stark, daß Häuser zusammenstürzten. Die kleinen Vulkane am Fuße des Aetna verrathen jedoch, mit Ausnahme von dünnen Rauchgarben, die von Zeit zu Zeit über ihnen bemerkbar werden, kein Lebenszeichen.

Einiges Gute hat beiläufig der neueste Ausbruch gehabt. Man will jetzt, ähnlich wie dies schon längst beim Vesuv der Fall war, den Aetna einer methodischen wissenschaftlichen Beobachtung unterziehen. An der südlichen Seite wurden bereits die Arbeiten zur Erbauung eines großen astronomischen Observatoriums begonnen, dessen Pläne vom Professor Facchini entworfen wurden. Dieses Observatorium wird in einer Höhe von 3000 Meter über dem Meeresspiegel erbaut werden; das größte Teleskop wird eine Lunette von 33 Centimeter Durchmesser haben. Neben dem Observatorium wird ein kleines Gebäude als Asyl für Reisende hergestellt werden. Die seitens der italienischen Regierung zum Studium der Phänomene des letzten Ausbruches abgesendete Kommission beantragte die Errichtung eines Kabinets für Vulkanologie, dessen Leitung dem Professor O. Silvestri übertragen werden soll. — Ferner ist zu erwähnen, daß die Besitzer von Grundstücken auf und in nächster Nähe des Aetna sich vereinigt haben, um eine Versicherungsgesellschaft zum gegenseitigen Schutze gegen Schäden durch vulkanische Ausbrüche zu bilden. Zu diesem Zwecke wird der Berg und dessen nächste Umgebungen in zehn Zonen getheilt werden, und die Grundbesitzer werden je nach der größeren oder geringeren Nähe ihrer Besitzungen an dem Gipfel des Vulkans eine entsprechende Prämienzahlung zu leisten haben.

-cht.

Redaktions-Korrespondenz.

Kassel. B. W. Ihr Artikel über Hühnerzucht leidet an einem Fehler, der nicht Ihnen zur Last fällt, sondern unserer deutschen Volksschule, welche ihre Aufgabe der Volksbildung so erfüllt, daß unter zehntausenden ihrer Zöglinge immer höchstens ein einziger es zu der Fähigkeit bringt, zur Veröffentlichung in einer gewissenhaft redigirten Zeitschrift geeignete Aufsätze zu verfassen. Wir werden übrigens das von Ihnen behandelte Thema im Auge behalten.

Mainz. An den Einsender des Beiblatts der „Köln. Zeitung“ vom 10. Jan. 1836. Das Blatt ist uns in mehrfacher Hinsicht äußerst interessant; und am meisten wegen der Nachrichten von dem Leben Mathias Quads von Kinkelbach. Verschiedenes aus dem Inhalte wird sich gelegentlich verwenden lassen. Mit dem freundlichsten Danke sei die Bitte um mehr dergleichen verknüpft.

Berlin. A. Fr. H. Sie haben recht. Aber was thun? Weder Sie noch wir, weder der Papst noch der beste Romanschriftsteller sind unfehlbar.

Weimar. A. M. Sie thun der kaiserl. deutschen Post diesmal unrecht. Die Abhandlung über das „Drehungsgesetz der Winde“ ist in unsern Händen und wird bald im Druck erscheinen. Weiteres natürlich sehr erwünscht. Frdl. Gr.

Güglingen. M. F. Sie müssen einen württembergischen Rechtsanwalt annehmen. Das Bestellte werden Sie erhalten haben.

Frankfurt a. M. H. W. F. Sendung erhalten?

Dresden. B. Ihre Abhandlung über die Sonnenflecken können wir zu unserem Bedauern nicht verwenden. Es mangelt ihr das Gepräge jener unzweifelhaften Selbständigkeit, welche die populärwissenschaftlichen Aufsätze der „Neuen Welt“ nicht vermissen lassen dürfen. Remission ist erfolgt.

Darmstadt. T. Z. Die „Kinder Ihrer Muse“ wollen wir lieber nicht „in die große Welt einführen“. Damit aber unsre Leser sehen, daß wir das in ihrem Interesse unterlassen, wollen wir hier in dem schattigen Dunkel unseres Korrespondenzwinkels nur das Antlitz eines dieser leider nicht ganz wohlgerathenen Musensprößlinge enthüllen. Sie singen:

Früher gab es nur Männer und Weiber —
Jetzt kennt man nur Herren und Damen,
Geschminkte Gesichter und Leiber,
Schlechte Bilder in häßlichen Rahmen — —
Das sind so die Menschen von heute.
O glaubt mir's, ihr thörichten Leute.

Poesie ist das nicht grade; dafür ist's aber auch nicht wahr, was Sie da als charakteristischen Gegensatz zwischen „früher“ und „jetzt“ ausgeben. Außerdem — wo in aller Welt schminkt man sich ganze Leiber? Bei uns zu Lande hat man das selbst auf den vornehmsten Bällen noch nicht nöthig, wo doch bekanntlich am meisten geschminkte Menschenhaut offen zu Markte getragen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 45. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Die Gräfin hatte Valerie, die ihr niemals so beredt erschienen war, ganz verwundert angestarrt, vielleicht vermuthete die Kundige, daß dieses barmherzige Interesse einen tieferen Grund habe, aber sie folgte nur der eigenen plötzlichen Eingebung, nur dem eigenen Drange, als sie jetzt lebhaft ausrief: „Es sei, Valerie, wir gehen hin, sogleich! Wir wollen in dem Hause der Nandl genaue Umschau halten. Bitte, rufen Sie Therese, sie soll mir meinen Hut und meine Mantille bringen."

„Dank, tausend Dank," sagte Valerie und sie eilte in die Gemächer, um Therese aufzusuchen.

Die Gräfin hatte sich bereits erhoben; sie ging, von den auf sie einstürmenden Vorstellungen erregt, auf der Terrasse auf und nieder. „Einmal muß es doch sein," sagte sie sich, „und eine solche Gelegenheit kommt nicht wieder. Valerie hat mich aufgefordert, ihretwegen gehe ich hin; auch nicht die Spur eines Argwohns könnte auf mich fallen, und ich werde es doch endlich sehen, dieses Weib, und ich werde von meinem Kinde hören. Ihr Mund soll mir dessen Tod bestätigen, und ich werde einmal ruhig sein können. Ich will diese quälenden, diese peinigenden Zweifel loswerden, die sinnlos sind und die doch in schlaflosen Nächten vor mir aufsteigen wie Gespenster, und die mich entsetzen. Mögen die beiden Mädchen zu dem Kranken hineingehen, ich werde indeß die alte Huber in's Verhör nehmen, und sie soll mir Rede stehen. Heute noch werde ich die Gewißheit haben, daß mich dieses Kind nichts angeht, nichts, nichts, und daß ich nicht länger mehr daran zu denken brauche, mich nicht mehr mit ihm zu beschäftigen habe."

Jetzt kam Therese mit dem Verlangten. Valerie hatte schon ihre Mantille um die Schulter geworfen. Die Sonne war im Untergehen, es wehte kühl vom Wasser herauf.

„Wir nehmen das Boot mit zwei Ruderern zur Hinfahrt," entschied die Gräfin, „wir werden damit am raschesten dort sein. Sie, Therese, werden einen Wagen besorgen, Sie fahren uns damit nach Lindau entgegen, im Gemeindegasthaus mögen Sie damit auf uns warten."

Nach wenigen Minuten hatten die Damen ihre bequemen Sitze in dem Kielboote eingenommen. Man hatte ein Segel aufgezogen und fuhr mit dem Winde, es ging rasch vorwärts. Der Diener legte seine Ruder beiseite und setzte sich zu dem Steuermann. Die Gräfin und Valerie sahen nach den Wellen, die gegen die Schiffswand schlugen, und nach dem silberhellen Streifen, den der Kiel im Wasser zurückließ. Jede von ihnen war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, keine merkte die ungeduldige Erregtheit der andern, und sie wurden es kaum gewahr, daß sie den Weg völlig schweigend zurücklegten.

* * *

In der Krankenstube war es dämmerig, die Fenster waren geschlossen worden und die Rollvorhänge herabgelassen, — es herrschte vollständige Ruhe hier innen. Stefan war nun, nachdem sich in den Nachmittagsstunden sein Delirium bis zur Raserei gesteigert hatte, in einen befreienden Schlaf verfallen, und die Nandl, die um vieles ruhiger geworden war, seit sie die Gewißheit hatte, daß ihr Stefan nicht entrissen werden solle, hatte, der großen Ermüdung nachgebend, sich auf einem Teppich am Boden ausgestreckt. Sie schlief fest und tief, und nach all' der Angst dieses Tages lag jetzt ein so kindlicher Friede über ihren Zügen. Sepp hatte sich erboten, die Nacht über abwechselnd mit ihr zu wachen. Er hatte nach der Arbeit sein Abendbrot eingenommen und war hierauf nach Seekirchen gegangen, um in der Apotheke das des Nachmittags verordnete Medikament machen zu lassen.

Die brave Kathrein überwachte jetzt allein den Kranken. Die Unermüdliche brachte frisches Wasser und mischte ein kühlendes Getränk, dann nahm sie die Studirlampe vom Tische des Professors und suchte sie für den Gebrauch herzurichten. Sie bemühte sich, bei all' diesen Verrichtungen so leise als möglich aufzutreten, aber der Boden knarrte doch unter ihren schweren Tritten, worüber sich die gute Person nicht wenig ärgerte. „Er hat mir's immer vorgeworfen, der Professor, daß ich ein Trampelthier sei," sagte sie zu sich in reuiger Selbsterkenntniß, „und der gute Herr hat recht gehabt."

Anton guckte jetzt nur ein wenig zur Thür herein, und mit seinsollendem Flüsterton, der aber vielmehr ein heiseres Schreien war, verkündete er der Kathrein, daß er die Tücher und Lappen, welche für Stefan heute schon in Gebrauch waren, ausgewaschen und zum Trocknen aufgehängt habe, jetzt aber wolle er nachhause gehen und sich niederlegen, er falle um vor Müdigkeit, und er wolle sich diese Nacht hübsch im vorhinein ausschlafen, um für die nächste um so frischer zu sein, wo er dann bei Stefan wachen wolle.

So war alles in dem Hause in herzlicher Uebereinstimmung und zärtlicher Fürsorge um den Kranken bemüht, nur die alte Huber machte hierin eine Ausnahme. Sie blieb, wie immer, in stumpfer Verdrossenheit auf ihrem Zimmerchen neben der Küche,

unbekümmert und theilnahmslos für alle Vorgänge um sich herum. Sie saß auf ihrem Stuhl neben dem Tisch und stierte vor sich hin. Der Oberkörper war stark vorgebeugt, der Kopf steckte zwischen den hochheraufgezogenen Schultern; die Arme hatte sie eng an die Brust herangezogen und die zusammengefalteten Hände zwischen die Knie gelegt; der Unterkiefer hing schlaff herunter und die dadurch zum Vorschein kommende Zunge bewegte sich und bellte immer dasselbe Wort. So konnte sie stundenlang verbleiben, und man konnte sie dann für völlig blödsinnig halten; aber es gab noch immer gewisse Dinge, auf die sie reagirte, die Gedanken und Empfindungen, freilich äußerst beschränkt und stets dieselben, in ihr erweckten und sie in eine bestimmte Thätigkeit zu versetzen wußten. Eben wurde das Ave Maria geläutet. Sie erhob sich bei diesen Tönen und hatschte in eine Ecke des Zimmers. Dort hing auf einem Nagel der Rosenkranz und über demselben ein Bildchen, das in einem schmalen Goldpapierrahmen steckte und in ungeschlachter und wahrhaft abgeschmackter Ausführung zwei kugelrunde Köpfe mit großen Kronen zeigte, von denen dem einen eine größere, dem andern eine ganz kleine Krinoline um den Hals gehängt war; diese ungestalte Lächerlichkeit sollte für gläubige Gemüther die heilige Maria mit dem Jesuskinde vorstellen. Die Alte küßte das Glas, das das Bild bedeckte, und das infolge dieser täglich sich wiederholenden frommen Huldigung mit einer Art Schmutzfirniß überzogen war; dann wickelte sie den Rosenkranz um ihre welken Finger, und vor diesem Idol auf die Knie sinkend, betete sie, indem sie die Lippen murmelnd bewegte, in nervenangreifender Monotonie ihren Rosenkranz herunter. Nachdem sie diese mechanische Arbeit beendet hatte, erhob sie sich wieder und begann in ihrem Bette unter dem Strohsack nachzusuchen. Es war dies ihr Speisevorrathsbehälter, dort versteckte und vergrub sie alles Eßbare, dessen sie habhaft werden und das sie nicht sogleich verschlingen konnte. Sie hatte zwar ihr Abendbrot schon zu sich genommen, aber sie konnte neben den bestimmten Mahlzeiten noch zu jeder andern Tagesstunde essen. Sie brachte einen halben Knödel aus Maismehl und ein Stück schwarzes Brot zum Vorschein, und nachdem sie den einen rasch in den Mund geschoben und noch daran herumschmatzte, fing sie mit dem zahnlosen Kiefer bereits das Brot zu beknuspern an. Sie setzte sich wieder in ihren Sessel, ihre Augen waren auf das nur allgemach kleiner werdende Stück, das sie mit beiden Händen umfaßt hielt, gerichtet, und sie sah nicht eher auf, als bis es auf einige Krümchen, die sie behutsam vor sich auf den Tisch legte, verzehrt war.

Es wurde immer dämmeriger in der kleinen Stube, die Krümchen schienen vor ihren blöden Augen zu verschwinden, sie murmelte etwas, stand auf und zog in ziemlicher Hast aus einer Truhe ihren Schatz hervor: den Korb mit Kinderwäsche. Sie kehrte mit ihm zum Tisch zurück, öffnete ihn und griff hinein. Sie nahm ein Häubchen und ein Leibchen heraus, und hierauf ein Hemdchen, und auf ihrem Sessel zusammengekauert, begann sie, diese Stücke auf ihrem Schoße auszubreiten. Die Wäsche war schmutzig und grau geworden und in dem Gewebe zeigten sich Risse und Löcher. Die Alte blickte lange mit wehmüthiger Zärtlichkeit darauf. Diese Fetzen waren in ihrer Vorstellung ihr ja längst mit dem Kinde gleichbedeutend geworden. Sie nahm vorsichtig das Häubchen mit der rechten Hand und stülpte dasselbe über die geballte Faust ihrer linken; dann drückte sie den linken Arm an die Brust und wie ein Kind legte sie ihn in die Armbiegung des rechten. „Bst — bst," machte sie dabei, „bst, bst." Sie schlang hierauf das Hemdchen um ihre Knöchel, den linken Arm unverrückt in seiner Stellung belassend. „Du Kindl, du herzig's Kindl du," murmelte sie; „halt' dich ruhig — bist noch nicht an'zogen heut, — bst, bst." Sie nahm jetzt das Leibchen auf. „Du wirst so dünn, Kindl, du wirst so durchsichtig, — ich soll dich flicken, haben's neulich g'sagt; aber nein, nein, eine Nadel sticht, ich werd' dir damit nicht weh' thun, du mein einziger Schatz!" Sie legte nun auch das Leibchen über den Arm und fuhr liebkosend über dasselbe hinweg. Sie begann den Arm zu wiegen. „Bst, bst!" Und sie wiederholte dasselbe immer wieder in ganz gleicher monotoner Weise. Dann nach einer Weile in einem klagenden Ton: „Du bist gar so brav, du bist so still, Kindl, du rührst dich nöt, aber du mußt essen, ja du mußt, — iß nur!" Sie nahm von den Brotkrümchen, die sie vorhin auf die Seite gelegt, und näherte sich damit der mit dem Häubchen bedeckten Faust. „Iß nur, ich leg' dir immer was auf die Seit', aber Milch hab' ich keine mehr, die hat die andere alle weggetrunken, aber dafür muß sie jetzt mich ernähren und dich, und sie muß sich plagen und schinden deshalb — hihi! Und je mehr sie verdienen wird, desto mehr wollen wir essen, — nöt wahr, du kleine Dirn?" Sie neigte sich tief herab zu dem Häubchen und küßte es.

In dem Augenblick bellte der Hund laut auf. Er weckte die Nandl, und Kathrein lief aus der Krankenstube sofort hinaus, um zu sehen, was es gäbe.

Die Huber kümmerte sich nicht darum. Sie hatte nun auch eine Windel über den Arm geschlagen, und diesen vorsichtig hin und her wiegend begann sie, um ihr Kind einzuschläfern, mit ihrer tonlosen Stimme ein Wiegenlied zu singen. Da ging die Thür langsam auf. Die Kathrein kam mit einer angezündeten Kerze herein, gefolgt von zwei Damen. Die Gute schien sehr verlegen, sie stotterte einige Sätze hervor, von der großen Ehre, und daß heut grad' so eine Unordnung im Hause sei; aber wenn die Damen dennoch hier eintreten wollten, sie werde gleich die Nandl benachrichtigen. Der Stefan schlafe jetzt und sie sei bei ihm, drüben in der Bibliothek.

„Wir werden ihn nicht unvorbereitet überfallen," sagte die Gräfin, „wir wollen einstweilen hier warten."

Sie war rasch bis in die Mitte des Stübchens und hatte sich darin umgesehen. Als sie nun die Huber bemerkte, fuhr sie erschreckt zusammen; in der düsteren Beleuchtung war es ihr vorgekommen, als ob sie ein Kind im Arme schaukelte. Kathrein bemerkte das Zurückfahren der Gräfin, und auf die ihnen Entgegenglotzende zeigend, die unbeweglich sitzen geblieben war, sagte sie: „Das ist die Huberin, Euer Gnaden, sie treibt schon wieder ihre Dummheiten; nehmen's nicht Rücksicht auf sie, sie ist halb blöd. Ich bitt', nehmen's nur Platz, ich komm' gleich wieder." Kathrein knixte und lief hinaus.

Die Gräfin hatte sich an den Tisch, der Huber grade gegenüber gesetzt. Mit Befremdung und gespannter Aufmerksamkeit betrachtete sie das Weib, das stumm und unbeweglich blieb und mit stieren Augen auf die abscheulichen Lappen sah, die sie um den eigenen Arm gewickelt hatte. Valerie war gleich an der Thür in einen Stuhl gesunken. Was sie hier umgab, interessirte sie garnicht, ihre Gedanken waren Kathrein gefolgt, und mit Bangigkeit erwartete sie deren Rückkunft. Einen Augenblick wenigstens wollte sie allein mit Stefan bleiben, sie war ja gekommen, um Abschied von ihm zu nehmen. Wird es ihr gelingen, sich der Aufsicht der Gräfin, ohne sich bloszustellen, für kurze Zeit zu entziehen? Es war ihr trüb und traurig zu Muthe, und diese Traurigkeit mußte durch das Wiedersehen noch erhöht werden.

Jetzt kam Kathrein wieder zurück. Sie schien noch etwas verlegener als vorhin. „Er schläft noch immer, aber sie sagt — die Nandl —, sie könne es nicht verbieten, — wenn Sie herüberkommen wollten, — aber recht ruhig — meint sie — müßten Sie sein."

Valerie erhob sich, sie sah mit einem zagenden Blick nach der Gräfin. Ihre Blicke begegneten sich.

„Sie wünschen wohl mit der Nandl sich vorher noch zu besprechen, ehe wir bei dem jungen Manne selbst eintreten?" fragte die Gräfin mit raschem Entgegenkommen. „Gehen Sie, Liebe, die Kleine wird aufrichtiger und mittheilsamer gegen Sie sein, als sie es in meiner Gegenwart wäre; erkundigen Sie Sich eingehend nach den Aussprüchen des Arztes, nach allem, was den Kranken betrifft; ich will indeß hier bei den Frauen mich über die Verhältnisse dieser kleinen Familie zu unterrichten suchen. Erwarten Sie mich drüben in des Professors Zimmer, ich werde Sie dort aufsuchen."

Valerie warf der Einsichtsvollen einen warmen, dankbaren Blick zu und ging hinaus.

Die Kathrein blieb, an ihrer Schürze zupfend, vor der Gräfin stehen; sie wußte nicht, wie sie mit einer so hohen Dame in ein Gespräch kommen und wie sie es anstellen solle, um dabei recht manierlich zu sein.

Die Gräfin ließ ihr nicht Zeit, darüber nachzudenken; sie begann sogleich in ihrer freundlich gewinnenden Weise: „Nun, meine Kathrein, es ist jetzt über ein Jahr her, daß wir uns nicht gesehen haben, seitdem hat sich hier vieles geändert."

„Jawohl, gar viel," bestätigte Kathrein, „aber das Schlimmste ist halt doch, daß wir garnicht wissen, wie es unserm guten Professor geht."

Dahinaus wollte die Gräfin nicht. „Das ist recht traurig," sagte sie, und sogleich auf ein anderes Thema überspringend und sich gegen die Huber wendend: „Das ist also Nandls Mutter, nicht wahr?"

„Ja, gräfliche Gnaden, ihre leibliche Mutter."
„Sie ist Witwe?"
„Schon ein paar hübsche Jahrln her."
„Wenn ich nicht irre, hat mir Professor Wüst erzählt, sie hätte einmal im Feistritzgraben ein hübsches Anwesen besessen?"
Die Huber hob bei diesem Namen den Kopf und starrte die fremde Frau verwundert an.
Die Kathrein nickte der Gräfin bejahend zu. „Ei freilich, die Frau hat einmal bessere Tage g'sehen, und darum muß man's ihr auch nachsehn, wenn sie noch allweil so anspruchsvoll ist und so trotzig thut. Nur daß sie mit ihrer Tochter so heillos umgeht, das ist schlecht von ihr, und das kann ich ihr nicht verzeih'n."
„Es wird wohl nicht so schlimm sein," sagte die Gräfin, und sie versuchte zu lächeln. „Nandl ist doch ihr Kind, und eine Mutter wird gegen ihr Kind niemals zu hart sein. Die Nandl verdient wohl eine strenge Zucht, und vielleicht ist sie selbst lieblos gegen die alte Mutter."
„O nein, gräfliche Gnaden," rief Kathrein, lebhafter werdend, „die Nandl ist brav, durchaus brav, und sie gibt ihr, was sie braucht, und mehr, sie ist auch geduldig gegen sie und sagt ihr kein böses Wort. Freilich, so was man sagt, gern haben thut sie's nicht, aber das ist kein Wunder bei der da. Ich weiß nicht recht, ich bin ein' alte Jungfer, aber ich hab' immer g'hört, die Mutter ist Glück und Segen für's Kind, und so lang' die Mutter lebt, kann's dem Kind nicht an Trost und nicht an Beistand fehlen, die aber, die ist ein Unglück für ihr Kind, sie ist die Qual und die Marter, sie ist der Nandl ihr böser Geist."
Die Gräfin erblaßte. Unwillkürlich wendete sie sich nach dem Weibe hin, von dem die Rede war, und sie schauderte zusammen, als sie den bösen, schadenfrohen Blick auffing, der aus diesen, vorher so starren Augen aufblitzte.
Die Kathrein war jetzt im Zuge; sie fuhr fort: „Ich hab' der Huberin schon gar oft in's G'wissen g'redt, aber es nutzt nichts, vielleicht könnten Euer Gnaden ihr besser sagen, daß das, wie sie's treibt, ganz ung'hörig ist und ganz unmütterlich; sie ist freilich wie ein Steinfelsen, die Alte, aber vielleicht macht's doch ein' Eindruck."
„Ich will's versuchen, Kathrein," sagte die Gräfin angelegentlich, „ja, ich will mit ihr reden, ich will ihr ihre Pflichten auseinandersetzen; Sie, liebe Kathrein, könnten mir indeß einen Gefallen thun. Gehen Sie in's Gemeindegasthaus und sehen Sie nach, ob mein Wagen schon angekommen ist; ist dies nicht der Fall, so erwarten sie ihn dort, und Sie führen alsdann meine Kammerfrau, die mitgefahren kommt, hierher. Gehen Sie sogleich, ich bitte!" rief die Gräfin dringender, als sie das Zögern Kathreins bemerkte.
„Aber — soll ich gräfliche Gnaden allein lassen, mit der da? Sie ist oft bösartig, b'sonders wenn man ihr was sagt, was ihr nicht g'fallen thut."
„Seien Sie unbesorgt, liebe Kathrein, ich fürchte mich nicht vor ihr, übrigens ist ja die Nandl im Hause und Fräulein Valerie."
„Ja, ja, freilich; nun, wie gräfliche Gnaden befehlen. Ich geh'." Sie trippelte hinaus. Sie zog die Thür sorgsam hinter sich zu, aber sie lehnte sie nur an, vorsichtshalber, und ein gleiches that sie mit der Küchenthür. Man konnte auf diese Weise einen allenfallsigen Hülferuf hinüberhören.
Die Gräfin athmete befriedigt auf. Sie hatte ihren Zweck erreicht. Sie war allein mit dem Weibe, dem sie vor siebzehn Jahren ihr neugebornes Kind zur Pflege übergeben hatte. Dieses Weib, es sollte ihr jetzt den Tod dieses Kindes, der im Kirchenbuche verzeichnet worden, bestätigen.
Hier sollte zwischen zwei Müttern die Entscheidung fallen; in dem Zimmer des Professors standen zwei Nebenbuhlerinnen einander gegenüber.
Valerie war mit leisen Schritten in das Arbeitszimmer ihres Oheims getreten. Es war fast dunkel daselbst. Aus dem anstoßenden Gemache fiel durch die Thürspalte ein schwacher Lichtstreif. Valerie ging drauf los, dann, in der Mitte des Zimmers angekommen, blieb sie stehen, zagend und ungewiß, ob sie ohne Führung weitergehen solle. Warum war ihr Nandl nicht entgegengekommen? Sie sah sich um; dort zwischen dem Fenster lehnte eine Gestalt, sie erkannte an der feinen Silhouette, daß es die Nandl war. Valerie erwartete, daß sie zu ihr herankommen werde, um sie zu begrüßen, diese aber blieb unbeweglich.
„Nandl!" rief jetzt Valerie, und in dem leisen Ton der Stimme drückte sich Stolz und Unmuth aus. „Ich wünschte Herrn Stefan zu sehen."
„Dort!" antwortete es vom Fenster her. Eine kleine Hand streckte sich aus und wies gegen die Thür.
Valerie ging auf dieselbe zu. Ein leiser, unterdrückter Laut der Qual drang wie ein Seufzer über die zusammengepreßten Lippen der Nandl, während sie sich noch tiefer in die Fensternische zurückzog. So war es also doch gekommen, wie sie es gefürchtet hatte; sie, die Geliebte, kam zu dem Geliebten; sie verzichtete nicht auf ihn, sie war erschienen, um ihre unbestreitbaren Rechte in Anspruch zu nehmen, um an seiner Seite zu bleiben, um ihn zu warten, zu pflegen. Was konnte sie dagegen thun? Sie mußte es duldend mitansehen. Und wenn Valerie ihn mit sich fortnehmen wollte — durfte sie ihn dieser verweigern? Dem Vater gegenüber, der ihn ungerecht behandelt, vor dem Bruder, der ihn mißhandelt hatte, fühlte sie sich stark; aber diese liebte ihn, und Stefan hatte ihr selbst das Recht dazu gegeben, — sie mußte ihr weichen. Nandl empfand in diesem Augenblick wieder all' die namenlose Qual der Eifersucht.
Valerie war bei der Thür angelangt. „Kann ich eintreten? Ist er allein?" fragte sie zurückgewendet.
„Ja."
„Niemand bei ihm?"
„Nein."
Sie streckte die Hand nach der Thürklinke aus und zog sie wieder zurück. „Er liegt im Bett," lispelte sie. Dann nach einer Pause: „Kommen Sie mit, Nandl."
Nandl fuhr auf, ihre Augen schienen sich in der Dunkelheit zu vergrößern; mit einigen Sätzen war sie bei Valerie. „Sie wollen, daß ich dabei sein soll, wenn Sie jetzt — zu ihm hineingehen?"
„Ich will, daß Sie mich hineingeleiten, mir ist so bange."
Nandl hatte schon die Thür geöffnet und war vorangeeilt. Valerie folgte. Das große breite Bett des Professors war mit dem Kopfende der Wand zugekehrt, an den übrigen Seiten stand es frei, sodaß man bequem von rechts und links an den Kranken herantreten konnte. Zu seinen Häupten befand sich ein kleiner Tisch, darauf die Studirlampe. Der matte Glasschirm, der die Flamme deckte, dämpfte ihr Licht, es erhellte nur die nahe befindlichen Gegenstände, alles Entferntere war in Dunkel gehüllt.
Nandl war um das Fußende des Bettes herumgegangen, sie befand sich nun dem Kranken zur Rechten, und leise und sorglich beugte sie sich zu ihm hernieder. „Er schläft fest," flüsterte sie.
Valerie schlich auf den Zehenspitzen näher, sie lehnte sich, als bedürfe sie einer Stütze, über den Fußtheil des Bettes und ihre Augen hefteten sich mit angstvoller Neugier auf die Züge des Schlafenden. Da lag er bleich und ruhig in den weißen Polstern. Das blonde Haar war unter den Kompressen, die den Kopf bedeckten, ganz verborgen, die Augen waren tief eingesunken und die Lider mit den langen Wimpern lagen so schwer darüber, als sollten sie nie wieder gehoben werden.
Valerie seufzte schmerzlich auf. Sie faltete die Hände und ihre Augen füllten sich mit Thränen des aufrichtigsten Wehs. Wie war er verändert! War das Stefan, der jugendschöne, kraftstrotzende Jüngling, bei dessen Anblick ihr Herz vor Lust und Wonne erbebt war? War es auch nur der Stefan von gestern, der sie noch mit leidenschaftlichem Ungestüm an seine Brust gezogen, dessen heiße Augen mit verzehrender Inbrunst auf sie gerichtet waren? Was war mit ihm vorgegangen? Hatte ein einziger Tag solche Verheerung anrichten, jugendliche Züge so erschlaffen können? Und trug sie nicht mit Schuld, daß es so schlimm mit ihm geworden? Ihr Herz pochte stärker unter dem sich erhebenden Selbstvorwurfe. Plötzlich war sie an seiner Seite und warf sich an dem Bette nieder. „Verzeih' mir, Stefan, verzeih' mir!" Sie brach in ein leises Schluchzen aus.
Nandl kam zu ihr herüber und faßte sie rauh an. „Was thun Sie?" flüsterte sie. „Sie werden ihn erwecken."
„Lassen Sie mich, ich werde ihn vielleicht nicht wiedersehen!"
„So schlimm ist's nicht mit ihm, er wird's überstehen, er wird wieder gesund werden."
„Ich will zu Gott dafür beten, Nandl, und dennoch, — ach, das Scheiden fällt mir so schwer."
„Sie kommen morgen nicht wieder?" fragte Nandl mit angehaltenem Athem.
Valerie schüttelte den Kopf. „Nicht morgen, und vielleicht — niemals wieder." Sie warf sich in einen nahen Stuhl und brach auf's neue in Thränen aus.

„Was heißt das?“ Nandls Stimme ging fast unter in den auf sie einstürmenden Gedanken und der dadurch hervorgerufenen inneren Bewegung. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich verreise nach Wien zu meiner sterbenden Tante; Sie werden es ihm wiedersagen und auch welche Thränen es mich gekostet hat, von ihm zu gehen.“

„Sie gehen fort?“ rief Nandl; „Sie gehen von ihm?!“ — —

„Ich kann nicht anders.“

„Sie können ihn verlassen in diesem Augenblick, wo er noch zwischen Tod und Leben schwankt?“

„Sie sehen ja, wie schwer es mir fällt.“

„Und Sie lassen ihn bei mir —?!“ (Fortsetzung folgt.)

Der Wasserfall von Paulo Affonso in Brasilien. (Seite 539.)

Die letzten Fragen alles Wissens.

Von **J. Dietzgen.**

(Fortsetzung.)

Das persönliche Bewußtsein, das „Ich", ist der Kernpunkt der Psychologie. Seit dem cartesianischen Cogito ergo sum*), gilt das Bewußtsein von neuem für eine Wahrheit, welche alle empirische Wahrheit übertrumpft. Der Dualismus zwischen Leib und Seele wurde dadurch befestigt. — Indem wir jetzt erkennen lernen, daß das Ich, daß die Seele mit all' ihren Gefühlen, Empfindungen, Vorstellungen und Erkenntnissen eine Erfahrung ist, von derselben Gattung, wie alle anderen, haben wir nicht nur eine positive Erkenntniß gewonnen, sondern auch den letzten Grund oder die letzte Heimlichkeit erleuchtet.

Wenn sich der Gegensatz von Geist und Natur soweit aufgelöst hat, daß beides erfahrungsmäßiges Material geworden, dann ist die von der Philosophie mit soviel Schmerzen erstrebte Einheit vorhanden, die Welt ist ein einziges und in letzter Instanz das einzige Subjekt und ihr Inhalt besteht ganz aus Prädikaten. Empirische Wirklichkeit ist die Gattung oder das ewige, allgemeine, zusammenhängende Wesen, und die einzelnen Objekte sind untergeordnete Arten oder vergängliche Formen. Jede Art der Empirie, Sprache, Geist, Holzklotz ist ein Kreis im Kreise, ein Komplex, eine Gattung, ein Wesen, ein Inbegriff von Mannichfaltigkeiten. Solche Begriffe zu bilden, große und kleine Kreise zu erfassen und sie sprachlich mit Namen zu belegen, steht uns unendlich frei. Wir fassen das grenzenlose Dasein in einen *einzigen Kreis*, in einen *Begriff*, nennen das Universum mit einem *Wort*, und vermögen von seinen Theilen bis in die unendlichste Kleinheit unendlich *viel* zu erfahren, wofür wir theils Worte haben, theils Worte suchen und zeugen. Das herrlichste aber an dieser unbegrenzten Mannichfaltigkeit der menschlichen Begriffe und Worte, ist ihre *Systematik*: sodaß unsere ganze Wissenschaft ein Schema bildet, wo jeder Theil des natürlichen Geschehens einen bestimmten, festgesetzten Platz hat. Jener Baum ist ein Inbegriff von Einzelheiten und zugleich selbst eine Einzelheit unter den Eichbäumen, welche wieder als besondere Art der Bäume schlechthin registriren. Diese gehören dann in die Rubrik der Pflanzen. Das Pflanzenreich ist eine Abtheilung der Körperwelt, welche ihrerseits wiederum nur einen Ast aus dem Reiche der Natur vorstellt. Die Natur hat dann zwei Formen, Aeste oder Prädikate: das Geistige und das Körperliche.

Solches Schema des Wissens oder der Wissenschaft ist und bleibt ewig Modifikationen ausgesetzt, weil unsere Erfahrungen beständig zunehmen. Neue Erkenntnisse, neue Erfahrungen, neue Entdeckungen werden uns noch oft nöthigen, das Schema der Wissenschaft oder das System zu ändern. Die Spektralanalyse bringt den Sonnenstoff in neue, vielfältigere Rubriken, und die darwin'sche Entstehung der Arten und die neue Embryologie werden wohl die zoologische Klassifikation bedeutend modifiziren. Die Einheit aber, das Systematische des wissenschaftlichen Schemas kann durch diese Aenderungen nicht berührt werden. Die Wissenschaft geht ewig von der Einheit, von der einen Welt, von der ewigen und alleinigen Natur aus. Wo sie eben nicht davon ausgeht, da ist es keine Wissenschaft, keine Wahrheit, sondern Zwieschlacht.

Immer hat die philosophische Welt an einer unabänderlichen Einheit, am ewigen System gesucht, und wenn sie es gefunden vermeinte, hat sie gejubelt, und wenn sie sich nachträglich betrogen fand, hat sie immer kurze Zeit getrauert, und dann immer wieder von neuem nach der Einheit, nach dem System geforscht. Daraus ergibt sich: das Schema oder wissenschaftliche System muß sich mit der Zunahme unserer Erfahrungen stetig verändern; — aber: System muß bleiben. Von der Einheit, von der Zusammengehörigkeit der ganzen Welt kann die Wissenschaft nicht lassen. Die Einheit oder das System steckt, wie das Ewige, dialektisch im Vergänglichen.

Die Spezialisten der Sprachforschung, St. vorauf und Max Müller gleich nachfolgend, stehen einer vollständig geheimnißlosen, klaren, monistischen Weltanschauung näher, wie irgend jemand. Sie sind sich wohl bewußt, daß das Prinzip der Klassifikation das Grundprinzip ihrer Disziplin ist. Es lebt nur in ihrem Gemüthe noch ein letztes Fünkchen jener vernünftigen Unvernunft, die man Metaphysik nennt. Dies hindert sie denn, das Prinzip ihrer Spezialität auf alle anderen Spezialitäten auszudehnen und so den Punkt richtig zu erkennen, wo und wie die Sprachwissenschaft mit dem anderweitigen Wissensgebiete zusammenhängt.

Wenn die vorhandenen Verschiedenheiten der menschlichen Sprache, ihre nach- und nebeneinanderfolgenden Momente oder Nuancirungen*) klassifizirt, in Gattungen, Arten oder Folgen eingetheilt sind, sodaß sich das Spätere vom Früheren, das Entwickelte vom Unentwickelten sondert, scheidet und organisirt, dann ist ihr Problem gelöst. Und um so dies Problem ohne allen metaphysischen**) Spleen zu lösen, dazu gehört die durchgreifende Erkenntniß, daß der Produzent der Wissenschaft, daß der wissenschaftliche Geist kein Metaphysikum, sondern eine Form derselben Natur ist, wie die anderen Formen, daß also aller Unterschied, der zwischen Leib und Seele, wie der zwischen Thier und Mensch, oder Vernunft und Instinkt, eine reine Formalität ist.

„Es gibt keinen Buchstaben eines Alphabets, den ein Papagei nicht aussprechen lernte. Deshalb muß der Unterschied, daß der Papagei ohne eigene Sprache ist, aus einem Unterschiede der *geistigen*, nicht der *physischen* Thätigkeiten des Thieres und des Menschen erklärt werden," sagt Max Müller in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache". Und ferner: „Ich sage *geistige Fähigkeiten* und habe dabei vor, auch für die höheren Thierklassen einen nicht unbedeutenden Antheil an den sogenannten geistigen Fähigkeiten zu beanspruchen; diese Thiere haben Empfindungs- und Vorstellungsvermögen, Gedächtniß, Willen und selbst Verstand, nur müssen wir den Verstand auf die Vergleichung und Verknüpfung einzelner Wahrnehmungen beschränken."

Da möchte ich denn wissen, was der menschliche Verstand mehr kann, wie Wahrnehmungen vergleichen und verknüpfen! Der Herr Professor von Oxford zitirt Locke, welcher nachweist, daß dieselbe Farbe am Kalk, am Schnee und an der Milch uns „die universelle Idee" oder „den allgemeinen Begriff" der Weiße fassen läßt und daß dies „Vermögen der Abstraktion" einen wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier begründet. „Wenn nun diese Logik Locke's richtig ist," sagt der Sprachforscher, „und wir selbst Recht haben, auf die Sprache als ein handgreifliches Unterscheidungszeichen der Menschen und Thiere hinzuzeigen, so würde daraus zu folgen scheinen, daß die Sprache das äußere Zeichen und die Realisirung jenes inneren Vermögens der Abstraktion ist, das uns unter dem schlichten Namen der Vernunft noch besser bekannt ist."

Der Herr Professor wiederholt hier nur eine alte Redensart: Der Mensch hat Vernunft und das Thier nur Verstand. Vernunft und Verstand kommt aber nur dann in diese Redensart, wenn wir diese beiden begreifen, als artlich oder graduell verschiedene Formen, als formelle Unterschiede einer Einheit, als Prädikate eines Subjekts, welches von M. Müller „geistige Fähigkeit" genannt wird. Jedoch weiß er an dieser Benennung nicht konsequent festzuhalten, weil religiöse Befangenheit ihn nicht hinausläßt über den Unterschied zwischen Thier und Mensch.

„Es ist ganz gewiß, daß die Hunde viel von dem, was ihnen zugerufen wird, zu *verstehen* vermögen .... Dennoch ist es sehr natürlich, daß wir zu unserer eigenen Befriedigung darüber klar zu werden versuchen, worin eigentlich die Stärke unserer Stellung als Menschen besteht, oder mit anderen Worten, daß wir jene innere Kraft zu entdecken versuchen, deren äußeres Zeichen und Offenbarung die Sprache ist."

Allerdings ist das natürlich: aber es ist auch unnatürlich, wenn man Thier und Mensch nicht als gemeinschaftliche Arten einer Gattung klassifiziren will, unnatürlich, unlogisch und sinnlos ist es, wenn man eine Kraft suchen will, die mit den anderen Kräften nicht in dieselbe Rubrik gehören soll, wenn man also dem Worte „Kraft" die Möglichkeit eines zwieschlächtigen Sinnes unterschiebt.

(Schluß folgt.)

*) Cogito ergo sum = mein Bewußtsein beweist mein Dasein; wörtlich: ich denke, folglich bin ich. — **) Embryologie = Keimlehre.

*) Nuancirung = Abstufung.
**) metaphysischer Spleen = übernatürlicher Sparren.

An den Küsten Nordfrieslands.

Eine Skizze von **Hermann Reimers.**

An der Westküste Schleswigs, grade dort, wo ein kleiner Bach sein trübes Gewässer in eine Einbuchtung der Nordsee, in die „Heewer“ ergießt, liegt die kleine Hafenstadt Husum. Die Stadt ist zwar lebhaft und verkehrsreich, aber ihre Straßen sind krumm und winklig, ihre Häuser unschön, ihre Umgebung nackt und öde. Und doch ist das unscheinbare, kleine Städtchen gar wohl bekannt, selbst in den entferntesten Theilen Deutschlands. Besonders die eleganten Bewohner der stauberfüllten Großstädte und schwächliche Binnenländer wissen die „graue Stadt am wilden Meer“, wie Theodor Storm mit Recht seine Vaterstadt Husum nennt, wohl zu finden, wenn sie sich aufmachen nach der lieblichen Insel Föhr oder dem wilderen Sylt, der „ultima Thule der deutschen Lande“, theils um in dem kühlen Hauche der Seeluft vor den versengenden Strahlen der Julisonne Schutz zu suchen, theils weil sie in dem heilkräftigem Wogenbraus der Nordsee ihre verloren gegangene Gesundheit wiederzuerlangen hoffen.

Darf ich dich einladen, lieber Leser, zu einer Fahrt nach dem kaum vier Stunden von Husum entlegenen Eilande Föhr?

Das Dampfboot, das uns durch die Salzfluth tragen soll, liegt, mächtige Rauchwolken ausstoßend, schon im Hafen bereit, aber es ist noch nicht flott. Allmählich schwindet die Ebbe, die Fluth steigt höher und höher. Unterdeß hat sich das Deck des Schiffes gefüllt; Männlein und Fräulein sitzen bunt durcheinander unter dem zum Schutz ausgespannten Linnendach. Auch wir sind nähergetreten und haben uns ganz vorn beim Bugspriet einen Platz ausgesucht, der freilich etwas unbequem ist, uns aber hoffentlich draußen auf hoher See eine um so ungehindertere Umschau gestatten wird.

Endlich ertönt zum dritten mal der schrille Pfiff der Signalpfeife und

„. . . donnernd
Wogte die dunkele Fluth um den Kiel des gleitenden Schiffes
Schnell durchlief es die Wogen in unaufhaltsamer Eile.“

Rasch gelangen wir durch die enge Durchfahrtsschleuße hindurch. Nach halbstündiger Fahrt treten zu beiden Seiten die schlammigen Ufer zurück, das Wasser erweitert sich: wir befinden uns auf der Nordsee!

„Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möwen schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Fluth die weißen Flügel.“

So hören wir einen jungen Mann, die Miniaturausgabe von Theodor Storms Gedichten in der Hand, repetiren. Aber sichtlich fühlt er sich enttäuscht. Nichts von alledem zu sehen. Allerdings, wenn man an heiterem Sommertage vom Festlande aus auf die sonnbeschienene Meeresfläche schaut, da hat es wohl den Anschein, als wenn die blinkende Fluth wie ein glatter Spiegel sich am Horizonte entlang zöge, und fast geblendet vom Lichtglanze wendet sich das Auge ab von der glitzernden Ebene. Befindet man sich aber mitten im Wogenschwall, so erblickt man ringsum nichts als das schmutzige Graugrün der sich kräuselnden Wellen, deren lautes Geplätscher einschläfernd an unser Ohr hallt. Nur die matten Umrisse der näher oder ferner liegenden Eilande unterbrechen des Meeres einförmigen Anblick. Hin und wieder taucht wohl ein Tümmler oder eine Robbe aus der Fluth empor und durch die Lüfte schwirrt kreischend eine Seemöwe oder wilde Ente, nur mit Mühe ihren Kurs innehaltend, denn der Wind bläst ziemlich heftig aus Nordwest. Der Einheimische fühlt sich wohlig in der frischen Brise, aber den Fremden scheint sie unbehaglich zu sein, denn sie spannen zum Schutze den Schirm auf und hüllen sich in ihre Paletots und Mäntel.

Kein Wunder, daß sich der Fremde enttäuscht fühlt, besonders wenn er die schöne Adria gesehen oder den Golf von Neapel mit seinem immerblauen Himmel. Ach! Hier im wilden Nordmeere suchst du vergebens des Himmels Azurbläue. Bleigraues Gewölk hastet für gewöhnlich am Himmelsantlitz vorüber und macht das ohnehin schon so unfreundliche Seebild noch trüber und reizloser.

Hier, mitten im Meergebraus der nordischen Küste, wuchert allumfassend die üppige Sage und schlingt unentwirrbar ihre zierlichen Ranken um den nackten Stamm geschichtlicher Thatsachen.

Aber düstere Bilder sind's meistentheils, die vor dem Auge der Seele auftauchen, düster und schaurig. — —

Vor uns liegt, von festem Seedeiche umwallt, die getreidereiche Insel Nordstrand, und ihre schon deutlich erkennbaren Gehöfte und Windmühlen gewähren dem umherschweifenden Auge einen willkommenen Ruhepunkt.

Nordstrand heißt die Insel. Das ist nur ein Bruchtheil des ehemals so benannten Eilandes, eine Ruine, die den Erdbewohner jederzeit erinnert an seine Ohnmacht gegenüber der Macht der Elemente und, ein lautredendes Wahrzeichen, ihn mahnt, auf der Hut zu sein vor dem stets heimtückischen Wasser.

Ehemals hatte die Insel die vierfache Ausdehnung von heute, wo sie auf kaum einer Quadratmeile ungefähr 2000 Einwohner zählt. Auf ihren fruchtbaren Marschstrecken gedieh das Korn in reichlicher Fülle. Besonders der im Aufblühen begriffenen Stadt Husum war sie unentbehrlich; sie war, wie Dankwerth, ein Chronist des siebzehnten Jahrhunderts, berichtet, „der Husumer Speisekammer und Kornspieker, wie Sizilien der Stadt Rom, si parva licet componere magnis“ (wenn es gestattet ist, kleines mit großem zu vergleichen).

Der Stolz und der Mittelpunkt der friesischen Uthlande (Außenlande), glaubte Nordstrand sich sicher und geborgen hinter seinen hochgethürmten Deichen. Aber der Tag des Verderbens nahte heran.

Man schrieb das Jahr 1634. Der Herbst war ins Land gekommen ebenso wie sonst. Blutroth stieg am 11. Oktober die Sonne hinter den Küsten des Festlandes empor und noch einmal beleuchteten ihre goldigen Strahlen das lachende Eiland. Aber schon ballten im Südwesten sich schwarze Wetterwolken. Kein Lufthauch war zu spüren, Todtenstille lagerte über den Wassern — die Stille vor dem Sturme! Unheilwitternd drängen sich die weidenden Schafe und Rinder zu den Ställen. Nicht lange dauert's und grelle Blitze durchzucken nach allen Richtungen das schwarzumflorte Firmament. Hohl grollt der Donner. Da — unerwartet — tost daher aus Südwest ein wilder Sturm. Um die äußersten Sandbänke und vorgelagerten Halligen glänzt bald ein Schaumgürtel der sich brechenden Wogen. Hin und wieder lugt noch eine auf hoher Werft erbaute Hallighütte aus dem wildbrausenden Chaos hervor. Doch bald ist alles ringsum, so weit das Auge zu schauen vermag, vom Meere unterwühlt worden, und wo eben noch frohe Menschen wohnten, schäumt brodelnder Gischt.

Mit aller Wucht braust jetzt die See heran an Nordstrands feste Deiche, frohlockend wie ein Feind, der, nachdem er alle Außenforts genommen, jetzt auch die eigentliche Veste zu gewinnen hofft. Aber Nordstrands Deiche sind fest, und nach immer sorglos, halb spöttisch, blickt der sturmgewohnte Inselfriese auf die brausende Meerfluth.

Doch das Wasser steigt höher. Nur wenige Fuß steht es noch unterhalb des Deichrandes. Immer schrecklicher wird das Rollen des Donners, immer ungestümer tobt der Sturm und scheucht in den Kirchen die Menge der Gläubigen — denn es ist grade Sonntag — aus ihrer Andacht empor. Plötzlich ergießt sich ein breiter Strom über die weite Ebene, hier noch einer, dort ebenfalls, von allen Seiten strömt die Fluth herbei. Unter das Zischen des Wassers mischt sich der Angstschrei der Ertrinkenden. Dumpf heulen die Sturmglocken: sie schmettern das Grabgeläute für 6200 Menschen!

Endlich geht die Sonne in des Ozeans wildempörten Fluthen zu Rüste. Die Nacht bricht herein und das Wüthen des Sturmes scheint nachzulassen. Erst am anderen Morgen vermag man das Unglück in seiner ganzen Größe zu ermessen. Drei Viertheile Nordstrands sind verschwunden. Der übrige Bruchtheil bildet einen einzigen gewaltigen Trümmerhaufen. Die Felder sind verschlammt und durch die salzigen Fluthen auf viele Jahre ihrer Fruchtbarkeit beraubt. Schutthaufen bezeichnen die Stätte, wo ehemals schmucke Bauerngehöfte mit ihren Kornspeichern und Viehstallungen sich erhoben. Nur die aus festem Quaderstein erbauten Kirchen haben dem Wogendrang Trotz geboten und ihre Thürme ragen gigantisch in die Lüfte.

Aber nicht nur für Nordstrand, für ganz Nordfriesland war es ein Schreckenstag gewesen. Auf allen Inseln und Halligen, soweit sie nicht gänzlich verschwunden waren, ja selbst auf dem Festlande hatte das Meer nur zu deutliche Spuren seines verwüstenden Ungestüms zurückgelassen. Die Zahl der Menschen, die an diesem einzigen Tage in Nordfriesland ihr Grab in den Wellen fanden, schätzt man auf 15000! — Was bedeuten die Katastrophen von Schwetz und Szegedin gegen solche Schrecknisse! — —

Doch es ist keine Zeit zu verlieren. Zwar ist des Meeres Zorn für den Augenblick besänftigt; aber der tückische Erderschütterer kann in jedem Moment seine Gewässer zu erneutem Ansturm sammeln, und das zweitemal würde er leichteres Spiel haben, denn des übriggebliebenen Nordstrands Deiche sind an 44 Stellen vom Meere durchbrochen worden. Aber die Bewohner, aller Hilfsmittel bar, auf ein Viertel reduzirt, sind der Bedeichungsarbeit nicht mehr gewachsen. Zehn Jahre mühen sie sich vergebens ab, die klaffenden Oeffnungen, die das Meer gerissen, nothdürftig zu verstopfen. Als alle Mühe fruchtlos ist, wenden sie sich hilfesuchend an ihren Herzog Friedrich III. Und in der Güte seines Herzens läßt der liebevolle Landesvater seinen getreuen Unterthanen reichlich Hilfe und Schutz angedeihen — so denkt wohl der liebe Leser. Aber nein! Weil sie — und doch ganz ohne ihr Verschulden! — nicht imstande sind, die Insel neu zu bedeichen, jagt der hartherzige Fürst sie erbarmungslos von ihrem rechtmäßigen Eigenthum fort. Sie müssen ihre Heimath, die ihnen trotz allen Ungemachs lieb und theuer ist, verlassen und thränenden Auges den Wanderstab ergreifen. Als des Herzogs Beschluß kundgemacht wurde, „da ist das", schreibt der alte Chronist Heinereich, „nicht ohne bittere Zähren der alten Landeigner angehört".

Zur Bedeichung des verwüsteten Landes wurden Niederländer herbeigerufen, deren Nachkommen noch heute die meerumschäumte Insel bewohnen.

Während diese düsteren Bilder einer traurigen Vergangenheit unsere Gedanken umschatten, sind wir weitergelangt. Nordstrand liegt hinter uns, vor uns Pellworm, ringsum aus dem Meere tauchen die Halligen hervor. Die größeren von ihnen werden von mehreren Familien bewohnt, und die stattlichen, auf solchen Werften erbauten Häuser, die ansehnlichen Schafheerden, die, begnügsam wie das Kameel der Wüste, das kurze, schmutziggrüne Halliggras abweiden, lassen auf eine gewisse Wohlhabenheit ihrer Besitzer schließen. Aber die meisten Halligen sind klein und so niedrig, daß sie jedesmal, wenn der Nordwest etwas stärker als gewöhnlich bläst, vom Meere überfluthet werden. Kein Baum, kein Strauch belebt die öde Fläche, nur auf der Werft wächst vielleicht zwerghaftes Gestrüpp. Dünnes kurzes Gras, matt-violette Meerstrands-Grasnelken mit einigen Strandastern und anderen Strandblumen untermischt: das ist die ganze Vegetation. Auch die Thierwelt ist äußerst schwach vertreten: nur einigen Seevögeln dienen die Eilande als Brutstätten.

Auf einzelnen der kleineren Halligen bemerken wir nur eine einzige Hütte, wie zum Beispiel auf dem kleinen, „Südfall" benannten Stückchen Landes, das wir vom Schiffe aus in südlicher Richtung gewahr werden.

Dort steht eine schlecht gebaute Kathe, deren altersschwaches Dach manch' hartes Ungemach überdauert hat.

Auf der Schwelle hockt ein Mann in den fünfziger Jahren und schaut unverwandt auf die Schafe, die um ihn her grasen. Unser Erscheinen stört ihn nicht. Schon viele Jahre hat er einsam auf dieser Scholle gehaust. Nur zu Beginn des Frühlings und Herbstes landet eine Barke an seinem entlegenen Gestade und bringt unserem Einsiedler den Lebensbedarf. Ab und zu läßt auch wol der Besitzer der Hallig, der auf Pellworm wohnt, die Schafe, welche sich fettgegrast haben, abholen. Sonst verfließt unserem Robinson die Zeit in möglichster Einsamkeit. Und er fühlt sich glücklich, wenn er allein ist. Seine Scholle betrachtet er als sein unumschränktes Eigenthum; sie ist ihm theuer geworden, denn auf ihr, hart am Strande, wo drei schlichte Kreuze aus dem Boden ragen, ruhen die Gebeine seines Weibes und seiner Kinder. Es kümmert ihn nicht, wenn auch oft der wilde West über sein Eiland dahinfegt. Ist das Ungemach vorüber, so ist's auch vergessen, und des Einsamen Zufriedenheit wird nicht weiter gestört. Selbst die Langeweile ist ihm fremd: stellt sich einmal ein ähnliches Gefühl bei ihm ein, so nimmt er seine Zuflucht zur Kunst, zur Holzschnitzkunst nämlich, die ihn sein Vater gelehrt und die einstmals hochgeschätzt war in schleswig-holsteinischen Landen. An allen Pfosten und Thüren, kurz an allem Holzwerk der Hütte sieht man Spuren einer kunstgeübten Hand, herrliche Schnitzereien, die jeden Kenner in Staunen versetzen.

Ist er nicht glücklich, der Halligmann, der keine Bedürfnisse kennt, die er nicht befriedigen kann, den nichts aus seinem Gleichmuth aufzurütteln vermag und in dessen Weltabgeschiedenheit kein Klang der aufgeregten Zeit hinübertönt? Ja, glücklich ist er. Und doch, wir beneiden dich nicht, du einsamer Inselfriese!

Während unsere Gedanken sich wieder abwenden von dem öden Eiland, fällt es uns auf, daß die drei Kreuze, des Halligmannes heilige Erinnerungszeichen, sich dicht am Rande des Wassers befinden. „Hätte er doch seine Todten auch so begraben können, daß nicht bei jedem stärkeren Windstoß das Meer ihre Grabstätte bespülen kann." Ganz recht. Er hat's auch gethan. Aber das Meer schäumt und brandet unablässig, und jede der zweimal täglich sich einstellenden Fluthen löst Theile des weichen Marschbodens ab, und langsam, aber sicher verschlingt des Meeres stets nagender Zahn die ungeschützte Hallig. Nur wenige Jahrzehnte, und von den Halligen, jetzt noch das Heim zahlreicher Menschen, wird keine Spur mehr zu finden sein. Von einigen läßt sich schon mit fast mathematischer Gewißheit der Zeitpunkt angeben, wo über ihre einstige Stätte die Salzfluth ihre trüben Wogen wälzen wird.

Wahrhaftig! Wir sind wieder angelangt bei der Zerstörungswuth der Nordsee, die der Volksmund auch wohl die Mordsee heißt.

Auch auf der Stelle, über welche unser Schiff jetzt majestätisch dahinstreicht, nordöstlich von Nordstrand, war einst blühendes Land. Besonders eine Stadt auf demselben, Rungholdt mit Namen, war ihres Handels und ihrer Schifffahrt wegen hochberühmt. Ringsum in den kornreichen Gefilden erhob sich ein Kranz stattlicher Dörfer. Alles zeugte von dem Reichthum der Bewohner. Aber mit dem Reichthum, der von allen Seiten zusammenströmte, schlich auch — so berichtet die Sage — der Hochmuth in das Herz der Insulaner. Soweit gedieh die Gottlosigkeit, daß eines Tages einige Frevler eine Sau betrunken machten und sie in ein Bett legten. Dann schickten sie zu einem Priester mit der Bitte, er möge kommen und einer todkranken Frau das Abendmahl geben. Der Pfarrer kam, aber als er eine Sau im Bette liegen sah, weigerte er sich beharrlich, die heilige Handlung zu vollziehen. Da beschlossen die Bösewichte, ihn ins Wasser zu stürzen. Er entrann ihnen jedoch glücklich. Bald traf er zwei Burschen, denen er sein Leid klagte. Aber die Burschen waren trunken, und als der Priester ihnen die Büchse mit der geweihten Hostie zeigte, gossen sie Bier in dieselbe, indem sie lästernd sagten, wenn ein Gott darin sei, müsse er auch mit ihnen trinken. Da ergrimmte der Priester. Er ging in eine Kirche und flehte den Zorn des Himmels auf die Ruchlosen herab. Noch in der folgenden Nacht erschien ihm ein Engel des Herrn und verkündete ihm den Untergang der Insel. Sofort begab sich der Prediger an die Festlandsküste. Gott der Herr aber ließ seine Wasser rauschen und ersäufete all' sündhaft Vieh und Menschenkind und vertilgete ihre Stätte von der Erden, wie einstens Sodom und Gomorrah!

So berichtet die Sage. Ihre kindliche Naivetät versöhnt uns einigermaßen mit dem traurigen Schicksal verschollener Zeiten.

Indessen hat sich unser Dampfboot zwischen den Halligen hindurchgewunden und wir nähern uns der Insel Föhr. Ihre baumumschatteten Dörfer blinken uns freundlich entgegen. Anmuthig grüßt der Flecken Wyk — unser nächstes Reiseziel.

Langsam gleiten wir an die Küste heran. Allerlei Volk steht am Sandwall, das neugierig unserer Ankunft wartet. — Endlich legt das Schiff an. Wir steigen aus, und manches aufrichtige „Wellkämen, wellkämen" tönt uns entgegen von den Lippen der harrenden Insulanerinnen.

Die sich ganz gut ausnehmende Nationaltracht der letzteren ist das einzige, was uns auffällt. Sonst erinnert alles daran, daß wir uns inmitten der „Kultur" befinden, die alle Welt beleckt, in einem fashionablen, wenn auch kleinen Seebade.

Aberglaube oder Wissenschaft?

Von **Bruno Geiser.**

(Fortsetzung.)

(Spiritistische Manifestationen, wie sie die englischen Gelehrten Varley und Crookes erlebt und beschrieben. — Des letzteren Experimente und seine Hypothese einer „psychischen Kraft". — Die Experimente des deutschen Astrophysikers Zöllner mit dem Medium Slade.

Ungefähr ein Jahr vor Beginn der Untersuchungen seitens des Comités der dialektischen Gesellschaft hatte sich der englische Physiker Fleetwood Varley, Elektriker der elektrischen internationalen und atlantischen Telegraphenkompagnien, in einem ausführlichen Schreiben an seinen Fachgenossen Professor John Tyndall zu London insofern als Spiritist bekannt, als er die Realität einer großen Anzahl spiritistischer Manifestationen bestätigte und sie einer für ihn unerforschbar gebliebenen Naturkraft zuschrieb.

In dem erwähnten Schreiben*) ist für uns zweierlei bemerkenswerth. Zunächst die Mittheilung von der Leichtigkeit, mit welcher sich Varley und seine mit ihm gemeinschaftlich an die spiritistischen Experimente gegangene Gattin gleich in der ersten Spiritistensitzung, der sie beiwohnten, im Hause des Mediums Home direkt mit den Trägern der geheimnißvollen Kraft, den „Geistern", in Verbindung zu setzen vermochten.

Als Mr. Varley sich während der Sitzung am Rock gezupft fühlt, wünscht er — in Gedanken und ohne diesen Wunsch irgendwie und irgendwem kundzugeben — der Rock möge über dem Tische, da, wo er ihn sehen konnte, gezupft werden, und flugs geschieht es. Ebenso heimlich wünscht Varley, seinen linken Halskragen bewegt, dann sein rechtes Knie, später sein linkes Knie, seine rechte Schulter, seine linke Schulter je dreimal gedrückt, endlich den oberen Theil seines Kopfes berührt zu fühlen, und die Geister zupfen, drücken und klopfen an ihm, wo er es sich immer im tiefsten Innern seines Geistes nur wünschen mag.

Ganz ebenso erging es der Gattin Varleys; die Geister erfüllten auch ihr den geheimsten Zupf- und Klopfwunsch.

Das zweite besonders Interessante in dem Briefe Varleys an Tyndall ist der Schluß, worin er behauptet, Erscheinungen, ähnlich den spiritistischen, seien früher, besonders auch im Alterthume, beobachtet und nur von der modernen Wissenschaft mit Unrecht ganz ignorirt worden.

Er schreibt**):

„Was die Erscheinungen selbst betrifft, so sind zahlreiche Berichte darüber vorhanden — darunter einige sehr gut verbürgte sowohl in diesem als in dem vorigen Jahrhundert. Wir studiren jetzt nur wieder, was von den Philosophen erforscht wurde schon vor 2000 Jahren; und wenn ein guter Kenner des Griechischen und Lateinischen, der sich mit dem Charakter der Erscheinungen bekannt gemacht hat, welche sich seit dem Jahre 1848 so zahlreich dargeboten haben, die Schriften jener großen Männer gehörig übersetzen wird, so wird die Welt bald herausfinden, daß das, was sich jetzt ereignet, nur eine neue Ausgabe einer alten Seite der Geschichte ist, welche von kühnen Geistern in einer Ausdehnung studirt wird, die den Kredit jener guten und hellköpfigen alten Weisen gewaltig zu Ehren bringen wird, weil sie sich weit über die engherzigen Vorurtheile ihres Zeitalters erhoben und den in Rede stehenden Gegenstand in einem Umfange studirt zu haben scheinen, der in manchen Hinsichten sogar unsere gegenwärtigen Kenntnisse desselben übersteigt."

Für die geheimnißvolle Kraft, welche den spiritistischen Erscheinungen zugrunde liegen soll, hat ein anderer englischer Gelehrter, der Chemiker William Crookes, wenigstens einen Namen. Er bezeichnet sie als „psychische Kraft".

Diese psychische Kraft soll ausschließlich in den, für Crookes fälschlich sogenannten, Medien und nicht in angeblichen, nur durch sie oder in ihrer Gegenwart wirkenden „Geistern" zu suchen sein.

Bezüglich dieser seiner Hypothese beruft sich der englische Chemiker auf eine in ähnlicher Weise die spiritistischen Manifestationen erklärende Schrift vom Jahre 1855 aus der Feder des genfer Professors Thury, „Les tables parlantes". Thury spricht von einer „ekteniſchen Kraft", welche vermöge eines von ihm Psychode genannten Fluidums „alle Materie, ob nervös, organisch oder unorganisch, durchdringt"*).

Crookes hat sich auf die gewöhnlichen Manifestationen nicht beschränkt; er hat vielmehr einerseits die Bedingungen, unter welchen er mit dem Medium Home experimentirte, möglichst erschwert und dann, gleich Hare, verschiedene wissenschaftliche Apparate angewandt, resp. auch neu konstruirt, um entweder hinter etwaigen Betrug zu kommen oder in ganz unzweifelhafter Weise die räthselhaften Erscheinungen als wirklich von bisher unbekannten Kräften herrührend zu konstatiren.

Zu jenen seinen erschwerenden Bedingungen gehörte z. B. die Anwendung eines Drahtkorbes, in den eine große Ziehharmonika, mit ihrem Griffbrett nach unten, gestellt wurde und die nun zu spielen beginnen sollte, wenn Home seine eine Hand leicht auf das nach oben gekehrte untere Ende der Harmonika legte, und die auch wirklich die wunderschönsten Weisen spielte, selbst wenn Crookes' Assistent zur besseren Beaufsichtigung Homes unter dem Tische saß. Gelegentlich spielte das Instrument sogar weiter, als Home seine Hand völlig von ihm und aus dem Bereiche des Drahtkorbes entfernt hatte und niemand es berührte**).

Die wissenschaftlichen Apparate bestanden in Wagevorrichtungen, welche durch die mit ihnen vorgenommenen Experimente dem Mr. Crookes unwidersprechlich zu beweisen schienen, daß Home mittels der ihm innewohnenden „psychischen Kraft" beliebig die Schwerkraft eines Körpers vermehren oder vermindern könne***).

Wir sind mit der andeutungsweisen Besprechung der crookesschen Experimente und Hypothesen in das Gebiet der Versuche einer wissenschaftlichen Erklärung der sogenannt spiritistischen Manifestationen gelangt. Dabei mußten wir mit dem englischen Gelehrten die Bahn der spiritistischen Lieblingserklärung von dem intimen Verkehr der Medien mit einer menschenfreundlichen Geisterwelt verlassen. Wir kommen in das Geisterreich wieder hinein, noch dazu in ein höchst originelles und urwissenschaftliches Geisterreich, wenn wir uns nun zu dem in allerneuester Zeit für den Spiritismus in den Schranken erschienenen deutschen Gelehrten wenden, der mit der ganzen Wucht seines bedeutenden wissenschaftlichen Rufs, gewaltiger Kenntnisse und außergewöhnlicher literarischer Leistungsfähigkeit für ihn den Kampf aufgenommen hat.

Dieser Repräsentant der deutschen Wissenschaft in dem vorläufig noch so nebelumhüllten Reiche des Spiritismus ist der schon erwähnte Professor der Astrophysik an der Universität Leipzig, Herr Johann Karl Friedrich Zöllner.

Seit dem Jahre 1878 hat Professor Zöllner drei umfangreiche Bände „Wissenschaftliche Abhandlungen" herausgegeben, in denen er, soviel an ihm liegt, der sittlichen Aufgabe der Gelehrtenwelt, bestehend in der „Pflicht der Erziehung zur Wissenschaft", gerecht werden will†).

In diesen wissenschaftlichen Abhandlungen werden u. a. die Erfahrungen dargelegt, welche Herr Zöllner auf dem Gebiete des Spiritismus gemacht hat und welche er, wie wir später sehen werden, zu machen gesucht hat, um mit ihrer Hülfe eine sehr seltsame wissenschaftliche Hypothese zu stützen.

Auf S. 727 des ersten Bandes der Abhandlungen erwähnt Zöllner das erste Experiment, welches er mit dem amerikanischen Medium Slade im Dezember 1877 in Leipzig angestellt hat. Es erscheint auf den ersten Anblick sehr anspruchslos, hat aber Herrn Zöllner Anlaß gegeben, ungeheuer weittragende Konsequenzen daran zu knüpfen.

Zöllner nahm einen Bindfaden, siegelte dessen beide Enden mit seinem Petschaft fest zusammen, legte die versiegelten Enden auf den Tisch, an welchem er in Gemeinschaft mit Slade und einigen sich an den Experimenten betheiligenden wissenschaftlichen Freunden saß, und verlangte, das Medium möge die Knüpfung von Knoten in diesen Faden veranlassen.

Ueber das Gelingen des Experiments sagt er selbst:

---

*) Abgedruckt in „Der Spiritismus und die Wissenschaft." Experimentelle Untersuchungen über die psychische Kraft, von W. Crookes. Von Aksakow und Wittig herausgegeben und übersetzt. Leipzig, Mutze, 1874, S. 15—23.

**) Ebenda, S. 23.

*) A. a. O. S. 71. — **) A. a. O. S. 49—54. — ***) A. a. O. S. 49, 55 und 86—98. — †) Vergl. Zöllner, „Wissenschaftliche Abhandlungen", Leipzig, Staackmann, Bd. I. 1878, Einleitung: Ueber die sittlichen Grundlagen der Wissenschaft.

„Während das Siegel stets vor unser aller Augen offen auf dem Tische lag und der dort befindliche Theil des Fadens von den Daumen meiner beiden Hände fest gegen die Oberfläche der Tischplatte gedrückt wurde, hing der übrige Theil des Bindfadens auf meinen Schoß herab. Während ich die Schürzung nur eines Knotens gewünscht hatte, waren nach wenigen Minuten die vier Knoten in dem Bindfaden."

„Die vier Schlingen in dem Bindfaden mit unverletztem Siegel liegen noch heute vor mir, ich kann denselben jedem anderen Menschen zur Prüfung vorlegen, ich könnte ihn successive an alle gelehrten Körperschaften der Welt senden, damit sie sich überzeugten, es handle sich hier nicht um ein subjektives Phantasma, sondern um eine in der realen Körperwelt dauernd erzeugte objektive Wirkung, welche kein menschlicher Verstand nach den uns bisher geläufigen Anschauungsformen von Raum und Kraft zu erklären imstande ist."

Um dem Einwurfe, er sei von Slade hintergangen worden, zu begegnen, beschreibt Zöllner dieses Experiment im zweiten Bande seiner Abhandlungen, Seite 214, genauer:

„Wie schon a. a. O. bemerkt, betrug die Dicke des neuen und festen, von mir selbst gekauften und aus Hanf bestehenden Bindfadens circa 1 Millimeter; die Länge des einfachen Fadens, bevor die Schlingen in denselben geschürzt waren, betrug ca. 148 Centimeter, also die Länge des mit seinen Enden verbundenen doppelten Fadens 74 Centimeter. Diese Enden wurden vor Anlegung des Siegels durch einen gewöhnlichen Knoten fest zusammengeknüpft, alsdann die etwa 1,5 Centimeter langen freien Enden des Knotens auf ein Stück Papier gelegt und auf demselben mit gewöhnlichem Siegellack dergestalt festgesiegelt, daß der Knoten grade noch am Rande des nahe kreisförmigen Siegels sichtbar ist. Alsdann wurde das Papier rings um das Siegel abgeschnitten.

„Die beschriebene Versiegelung von zwei solcher Bindfäden mit meinem Petschaft fand am Abende des 16. Dezember 1877 um 9 Uhr in meiner Wohnung unter den Augen mehrerer Freunde und Kollegen von mir selber statt, und zwar nicht in Gegenwart von Herrn Slade. Zwei andere Bindfäden von derselben Beschaffenheit und Größe wurden erst am anderen Morgen den 17. Dezember um 10½ Uhr von Wilhelm Weber in seiner eigenen Wohnung und mit seinem Petschaft versiegelt. Mit diesen vier versiegelten Bindfäden begab ich mich alsdann in die benachbarte Wohnung eines meiner Freunde, welcher die Güte gehabt hat, Herrn Henry Slade über 8 Tage als Gast in seinem eigenen Hause aufzunehmen, um ihn, dem großen Publikum gänzlich entzogen, lediglich mir und meinen Freunden im Interesse der Wissenschaft mit größter Liberalität zur Verfügung zu stellen.

„Die betreffende Sitzung fand unmittelbar nach meiner Ankunft in dem Wohnzimmer meines obenerwähnten Freundes statt. Unter den vier versiegelten Bindfäden wählte ich mir selbst einen aus, und um ihn, bevor wir uns an den Tisch gesetzt hatten, nie aus den Augen zu verlieren, legte ich mir denselben derartig um den Hals, daß das Siegel auf der Vorderseite meines Körpers herabhing und stets von mir beobachtet wurde. Während der Sitzung, in der Slade zu meiner Linken saß, behielt ich das unveränderte Siegel stets vor mir. Herrn Slades Hände waren jederzeit frei sichtbar; mit der Linken faßte er sich öfter, über schmerzhafte Empfindungen klagend, an die Stirn, mit der Rechten hielt er ein kleines, zufällig im Zimmer befindliches, hölzernes Brett unter den Rand der Tischplatte. Der herabhängende Theil des Fadens lag zwar unbeobachtet auf meinem Schoße; aber die das Brett haltende Hand Slades blieb mir stets sichtbar.

„Ein Verschwinden oder eine Gestaltveränderung der Hände des Herrn Slade beobachtete ich nicht; er selbst machte einen durchaus passiven Eindruck, sodaß wir nicht behaupten können, Herr Slade habe durch seinen bewußten Willen jene Knoten geknüpft sondern nur, daß sie in seiner Gegenwart unter den angegebenen Verhältnissen ohne sichtbare Berührung des Bindfadens und in einem durch volles Tageslicht erhellten Zimmer entstanden sind*)."

Außer diesem einen Experimente versuchte Zöllner das Medium Slade noch in einer großen Anzahl anderer, aus der ich als die interessantesten und am ehesten allgemein verständlichen folgende in der eigenen Schilderungsweise Zöllners heraushebe:

„Ich (Zöllner) hatte in einem Zimmer, welches Slade noch niemals betreten hatte, einen Spieltisch aufgestellt, an welchem vier Stühle standen. Nachdem Fechner, Prof. Braune, Slade und ich platzgenommen und unsere Hände auf dem Tische übereinander gelegt hatten, klopfte es in dem Tische. Auf einer zwei Stunden vorher von mir selber gekauften und mit einem Zeichen versehenen Schiefertafel begann das Schreiben in der gewöhnlichen Weise. Mein Taschenmesser, welches ich Slade zum Abschneiden eines kleinen Stückchens Schieferstift gegeben hatte, wurde auf die Tafel gelegt, diese von Slade seitwärts etwas unter den Rand der Tischplatte geschoben, als plötzlich das Messer in eine Höhe von 1 Fuß emporgeschleudert wurde und auf den Tisch niederfiel, jedoch zu unserem größten Erstaunen geöffnet. Das Experiment wurde noch mehrmals mit gleichem Erfolge wiederholt, und zum Beweise, daß das Messer nicht durch eine Bewegung der Tafel emporgeworfen wurde, legte Slade gleichzeitig mit dem Messer ein Stückchen Schieferstift auf dieselbe und machte zur Fixirung der Lage ein kleines Kreuz auf der Tafel. Unmittelbar, nachdem das Messer fortgeschleudert war, zeigte uns Slade die Tafel, auf welcher das Schieferstückchen unverändert neben dem Zeichen lag. — Die Doppeltafel wurde alsdann, nachdem dieselbe vorher gereinigt und ein Stückchen Schieferstift dazwischengebracht war, geschlossen und von Slade über dem Kopfe von Prof. B. gehalten. Man hörte sehr bald das bekannte Kritzeln, und als die Tafel geöffnet wurde, befand sich eine längere Schrift auf derselben. Während dies noch geschah, begann sich plötzlich ein hinter einem Schirm befindliches Bett zu bewegen und rückte etwa 2 Fuß weit von der Wand fort, indem es den Schirm mit fortschob. Slade war hierbei mehr als 4 Fuß von dem Bett entfernt, hatte ihm den Rücken zugekehrt und seine Beine übereinandergeschlagen, jederzeit sichtbar, nach der dem Bette abgewandten Seite gerichtet. Ich rückte hierauf das Bett wieder an seinen ursprünglichen Platz.

„Unmittelbar darauf wurde eine zweite Sitzung gehalten, an welcher Prof. W. Weber, Scheibner und ich theilnahmen. Während die vorher beschriebenen Experimente in der gewöhnlichen Weise gelangen, ertönte plötzlich ein heftiger Knall, etwa von der Stärke der elektrischen Entladung einer großen Batterie Leydener Flaschen. Als wir erschrocken nach der Richtung blickten, von wo der Knall ertönt war, fiel der vorher erwähnte Bettschirm in zwei Stücken auseinander. Die mehr als einen halben Zoll starken Holzzapfen waren an der oberen und unteren Seite des Bettschirmes zerrissen, ohne daß irgendeine sichtbare Berührung Slades mit dem Schirme stattgefunden hatte. Die Bruchstellen waren vielmehr mindestens 5 Fuß von Slade entfernt gewesen, der dem Schirme den Rücken zugedreht hatte; aber selbst wenn er den Schirm durch einseitig ausgeübten Zug hätte willkürlich zerreißen wollen, so wäre es doch nothwendig gewesen, den Schirm an der entgegengesetzten Seite zu befestigen. Da jedoch derselbe vollkommen freistand und die Richtung der nadelartig hervorstehenden Holzfasern parallel der Axe des zylindrischen Holzzapfens ist, so kann die Trennung nur durch eine Kraft stattgefunden haben, welche longitudinal*) an der betreffenden Stelle gewirkt hatte. Wir alle waren von der so unerwarteten und heftigen mechanischen Manifestation überrascht; wir fragten Slade, was das zu bedeuten habe, worauf er mit den Achseln zuckend bemerkte, daß derartige Phänomene zuweilen, wenn auch selten, in seiner Gegenwart vorkämen. Noch während er dieses sagte, warf er in stehender Stellung ein Stückchen Schieferstift auf die polirte Platte des Spieltisches, legte hierauf eine von mir gekaufte und vorher gereinigte Schiefertafel über den Stift und preßte scheinbar mit den fünf nach unten gespreizten Fingern seiner rechten Hand die Tafel gegen die Tischplatte, während zugleich die linke Hand sich mitten auf dem Tische befand. Es begann auf der inneren Seite der Schiefertafel zu schreiben, und als Slade diese Tafel aufdeckte, stand in englischer Sprache ein Satz, der in deutscher Uebersetzung etwa folgendermaßen lautete: ‚Es war nicht unsere Absicht euch zu kränken, entschuldigt das Vorgefallene.' Es überraschte uns das Entstehen der Schrift unter diesen Umständen deswegen besonders, weil wir Slades beide Hände vollkommen unbeweglich über dem Tische während des Schreibens beobachtet hatten**)."

„.... Durch das Gelingen des soeben beschriebenen Experimentes (des Spielens einer Ziehharmonika, wie bei Crookes) ermuntert, erneuerte Slade den wiederholt, aber bisher vergeblich angestellten Versuch, die Schrift auf einer Tafel zu erhalten, welche, von ihm gar nicht berührt, sich in der Hand eines anderen befindet. Er übergab daher an Prof. Scheibner eine von den in Bereitschaft gehaltenen und von mir selbst gekauften Schiefertafeln, ersuchte ihn, dieselbe zunächst unter den Tisch mit seiner Linken zu halten, während Slade dieselbe mit seiner Rechten am Rande festhielt. Scheibner konnte also jederzeit durch einen Zug oder Druck beurtheilen, ob die Tafel unter dem Tische von Slade festgehalten wurde. Die rechte Hand Scheibners und die linke Slades lagen hierbei auf dem Tische. Nach kurzer Zeit vergeblichen Wartens bemerkte Slade, daß er an seiner, die Tafel haltenden Hand die Berührung eines feuchten Körpers fühle und gleichzeitig konstatirte dasselbe Gefühl auch Prof. Scheibner, indem er dasselbe mit der Berührung eines angefeuchteten rauhen Filzlappens verglich. Als hierauf Scheibner die Tafel hervorzog, war dieselbe in der That auf der oberen Seite sowohl in der Mitte als am Rande etwa 2—3 Zoll breit stark befeuchtet und ebenso die Hände Scheibners und Slades, welche die Tafel gehalten hatten.

„Während wir uns noch Rechenschaft zu geben versuchten, auf welche denkbare Weise diese Befeuchtung stattgefunden haben könnte, und alle Hände auf dem Tische sich befanden, erschien plötzlich dicht vor W. Weber und uns allen sichtbar eine kleine rothbraune Hand an dem Tischrande, die sich lebhaft bewegte und nach 2 Sekunden wieder verschwand. Diese Erscheinung wiederholte sich noch mehrmals. Um schließlich noch an einem anderen, tönenden Körper die Erhebung desselben vom Fußboden zu konstatiren, hatte ich im Innern einer zylindrischen Glasglocke von ca. 1 Fuß Höhe und ½ Fuß Durchmesser eine Stahlkugel von etwa ¾ Zoll Durchmesser an einem seidenen Faden aufgehängt. Diese so vorbereitete Glocke wurde an Stelle der Schelle unter den Tisch gestellt und sehr bald begann auch hier ein starkes Klingeln mit ungedämpften Tönen, indem die Stahlkugel gegen die Glaswand schlug. Da die Hände Slades sich auf dem Tische befanden, seine Füße beobachtet wurden und selbst im Falle einer Anwendung derselben doch das Tönen der Glocke

*) Zöllner, A. a. O., Bd. I., S. 726 u. 27.

*) der Länge nach.

**) Zöllner, a. a. O., Bd. II., 1. Thl., S. 331, 332, 333.

durch Berührung mit einem anderen Körper verhindert worden wäre, so konnte diese Erscheinung nur durch eine freie Erhebung der Glocke bewirkt werden*)."

„... Da wir fast regelmäßig bei allen Sitzungen (während Slades Hände den Anwesenden sichtbar auf dem Tische lagen und seine Füße in der mehrfach erwähnten seitlichen Haltung jederzeit beobachtet werden konnten), unter dem Tische die Berührung von Händen fühlten und, wie oben bemerkt, solche auch vorübergehend unter denselben Bedingungen durch unsern Gesichtssinn wahrgenommen hatten, so wünschte ich ein Experiment anzustellen, durch welches in noch überzeugenderer Weise der Beweis von der Existenz solcher Hände geliefert werden könnte. Ich schlug daher Hrn. Slade vor, ein flaches, bis an den Rand mit Weizenmehl gefülltes Porzellangefäß unter den Tisch stellen zu lassen und dann seinen ‚Spirits' den Wunsch auszusprechen, daß sie, bevor sie uns betasteten, zunächst ihre Hände in das Mehl steckten. Auf diese Weise mußten sich die sichtbaren Spuren der Berührung an unseren Kleidungsstücken auch nach der Berührung zeigen, und gleichzeitig konnten die Hände und Füße Slades auf zurückgelassene Reste von anhaftendem Mehle untersucht werden. Slade erklärte sich sofort bereit, die vorgeschlagene Prüfungsbedingung einzugehen. Ich holte einen großen Porzellannapf von etwa 1 Fuß Durchmesser und 2 Zoll Tiefe, füllte ihn bis zum Rande gleichmäßig mit Mehl und stellte ihn unter den Tisch. Während wir uns zunächst um den eventuellen Erfolg dieses Versuches garnicht kümmerten, sondern noch über 5 Minuten lang die magnetischen Experimente fortsetzten, während welcher Zeit Slades Hände jederzeit sichtbar auf dem Tische sich befanden, fühlte ich plötzlich mein rechtes Knie unter dem Tische von einer großen Hand etwa eine Sekunde lang kräftig umfaßt und gedrückt, und in demselben Momente, als ich dies den Anwesenden mittheilte und aufstehen wollte, wurde der Mehlnapf etwa 4 Fuß weit von seinem Platze unter dem Tische auf dem Fußboden ohne sichtbare Berührung hervorgeschoben. Auf meinem Beinkleid hatte ich den Mehlabdruck einer großen, mächtigen Hand und auf der Mehloberfläche des Napfes waren vertieft der Daumen und die vier Finger mit allen Feinheiten der Struktur und Falten der Haut abgedrückt. Eine sofortige Untersuchung der Hände und Füße Slades zeigte nicht die geringsten Spuren von Mehl und die Vergleichung seiner eigenen Hand mit dem Abdruck im Mehl erwies die letztere beträchtlich größer. Der Abdruck befindet sich noch heute in meinem Besitze, obschon durch häufige Erschütterungen die Feinheit der Zeichnung durch herabfallende Mehltheilchen allmählich verschlechtert ist*)."

*) Zöllner, a. a. O., Bd. I., 1. Thl., S. 137, 38.

*) Zöllner, a. a. O., Bd. II., 1. Thl. S. 340, 41. (Fortsetzung folgt.)

Karl Ritter. (Porträt Seite 532.) Der französische Gelehrte Ernst Renan hat in seinem Werk „Philosophische Fragmente" die Behauptung aufgestellt, daß zum Keimen eines Genies der Kulturdünger von vierzig millionen Menschen nothwendig ist. Entweder ist diese statistische Tabelle menschlicher Intelligenz eine falsche Hypothese oder hat die Natur im achtzehnten Jahrhundert für das Volk der „Dichter und Denker" ein übriges gethan. Statt alle 35 Jahre (nach Renans Berechnung) ließ sie alle 20, ja sogar alle 10 Jahre einen epochemachenden Menschen geboren werden. Zudem erscheint dabei die Zahl neun in kabbalistischer Bedeutung. Im Jahre 1729 erblickte Gotthold Ephraim Lessing das Licht der Welt. Was dieser himmelstürmende Bahnbrecher in großartigen Umrissen angedeutet, hat der schönheitempfängliche Goethe (1749) und der freiheitbedürftige Schiller (1759) formgewandt und formenrein vollendet.

„Der Menschengeist gleicht dem Flügelfische, der mit seinen breiten Flossen für einen Augenblick in das Reich der Lüfte sich schwingt, doch schon im nächsten in sein heimathliches Element zurücksinkt." Diesen Ausspruch Renans bewahrheitet das nächstfolgende Genie, Alexander von Humboldt, im Jahre 1769 geboren. Haben seine Vorgänger Lessing, Goethe und Schiller die eine Hälfte des menschlichen Wissens, die philosophisch-historische Gruppe zusammen vertreten, so beherrscht er allein das zweite Gebiet, die mathematisch-physikalische Gruppe. Nur einem solchen Gedächtnißriesen, der dem mythischen Atlas gleich wol nicht das Erdenrund auf den Schultern, aber den Kosmos des gesammten positiven Wissens im Kopfe trug, war es möglich, die Sphäre der gedankenlosen Pedantenroutine der Schulweisheit zu erweitern. Eine gleichgroße Aufgabe stellte sich Karl Ritter, der „Ritter vom Geiste", den unser Bild darstellt und dessen hundertjähriger Geburtstag auf den 7. August 1879 fällt. Tiefeingreifend in das Gesammtgebiet der Naturwissenschaften und der Geschichte des Menschen, strebte der große, bis jetzt unerreichte Geograph Ritter auf noch wenig betretenem Weg zu dem großen Ziel einer neuen, umfassenden Philosophie der Völkervereine und Staaten. Die Verhältnisse der äußeren Gestaltung der Erd- und Ländertypen, die hierdurch bedingten Erscheinungen in der Thier- und Pflanzenwelt, in dem Haushalt und der großen Erziehungsanstalt des Menschengeschlechts auf unserem Planeten, die historische Entwicklung und Einwirkung durch alle Räume und Zeiten, in ihren wechselnden Erscheinungen und Formen, Namen und Begriffen nachzuforschen und durch die zuverlässigsten Resultate zur Einsicht und Anschauung zu bringen: das ist die Methode von Karl Ritters Erdbeschreibung. Die Objekte nach allen Richtungen zu vergleichen und daraus die Resultate für die Schicksale und die Entwicklung des Menschen zu ziehen, das war die Aufgabe, welche sich Ritter gestellt und ruhmvoll gelöst hat.

Sehen wir uns den Bildungsgang des Propheten an, der aus dem Klima und der Boden-Konfiguration die Zukunft der Menschheit kündet. In Quedlinburg von armen Leuten, wie schon oben bemerkt, am 7. August 1779 geboren, hatte er schon in früher Jugend, als Waisenknabe, den Kampf mit Drang und Noth des Lebens zu bestehen. Nur mühsam gelang es ihm, diejenige Bildung zu erwerben, die ihn befähigte, Salzmanns Philantropie zu Schnepfenthal bei Gotha und später die Universität in Halle zu beziehen. Nach zweijährigem Besuch der hallischen Universität bot sich ihm in einer Stellung als Erzieher der Kinder des Banquiers Bethmann-Hollweg von Frankfurt am Main die erwünschte Gelegenheit zu Reisen. Zwanzig Jahre verflossen auf diese Weise zwischen den Reisen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Savoyen, Tyrol, Italien und dem Studium in den Bibliotheken von Göttingen und Berlin. Die Bekanntschaft mit Alexander von Humboldt, den er in Frankfurt am Main als gefeierten Reisenden kennen lernte, war bestimmend für seine weitere Entwicklung und seine geographischen Anschauungen. Beide Männer ergänzten sich. Was Alexander von Humboldt für die physische Weltbeschreibung, das hat Ritter für die historische Erdbeschreibung geleistet. Was Humboldts „Kosmos" für die Weltkunde, das ist Ritters „Vergleichende Geographie" für die Erdkunde. Ritters erste wissenschaftliche Arbeit erschien im Jahre 1806 und war betitelt „Sechs Karten von Europa mit vergleichendem Text". Sie ist heute noch mustergültig und stellt nach Humboldts Anschauungen die Verbreitung der Pflanzen und Thiere in unserem Erdtheil dar. Für Ritter war die Erde nicht blos ein physischer Organismus sich auflösender und verbindender Substanzen, sondern auch die Herberge des unsterblichen Menschengeistes. Als Frucht seiner rastlosen Thätigkeit erschien im Jahre 1817 die „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte oder allgemeine vergleichende Geographie". Die erste Auflage enthielt in zwei Bänden Afrika und Asien. Die zweite Auflage brachte im Jahre 1822 Afrika abgesondert und 1832 Asien in 25 Bänden. Trotzdem blieb das Riesenwerk unvollendet, weil den Verfasser seine öffentliche Lehrthätigkeit (seit 1820) an der berliner Kriegsschule und Universität zu sehr in Anspruch nahm. Sein letztes Werk, das er im Auftrage der berliner Akademie der Wissenschaften herausgegeben, heißt „Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde", worin er nachwies, daß die Geschichte der Menschheit nicht ein Automatenspiel ihres Schauplatzes, sondern klar und deutlich aus den Gesichtszügen unseres Planeten zu enträthseln sei. Körperlich rüstig und geistig klar schritt er bis an die äußerste Grenze der menschlichen Lebensdauer und starb mit achtzig Jahren am 28. September 1858. Seine Schüler Sydow, Kiepert, Kapp, Meinecke, Pütz, Klöden, Daniel und vor allen Oskar Peschel haben den Samen seiner Lehrthätigkeit zur segenbringenden Frucht ausgetragen. Er vereinigte die Fähigkeiten des Herodot, Strabo, Plinius und Marco Polo in seiner Person. Sein Name wird in den Annalen der Anthropologie und Ethnographie (Menschen- und Völkerkunde), sowie in denen der Geographie und Topographie (Erd- und Ortskunde) stets ehrenvoll erwähnt werden. Sein größtes Verdienst besteht in der Untersuchung, wieweit neben den Natureinflüssen des heimathlichen Grundes und Bodens der freie Wille als geistige That des Menschen, die Geschichte und die Entwicklung der Völker bildend beeinflußt und bestimmt. Er war der erste, der uns gezeigt hat, daß die Kulturgeschichte aus der Vereinigung der Weltgeschichte mit der Naturwissenschaft besteht. Unsere Nachkommen werden ihm den Ehrenplatz zwischen Plato und Descartes, Spinoza und Leibnitz anweisen. Dr. M. T.

Der Wasserfall von Paulo Affonso in Brasilien. (Bild S. 533.) Von den 324000 Quadratmeilen des rechtwinkligen Dreiecks, welches man das südamerikanische Festland nennt, kommt fast die Hälfte auf das Kaiserthum Brasilien. Dieses Kaiserthum ist von jungem Datum und hat sich wie alle amerikanischen Staaten aus Kolonien entwickelt. Seit seiner im Jahre 1549 durch die Portugiesen gemachten Entdeckung hat Brasilien viele Phasen durchgemacht, wovon leider die wenigsten zum Wohle seiner Einwohner ausschlugen. Zum Beweis dafür führen wir die Bevölkerungsverhältnisse der brasiliänischen Provinz Bahia an. Auf ihrem Areal von 8300 Quadratmeilen wohnen 1.400000 Menschen, wovon 300000 Sklaven sind, welche unter den Feuerpfeilen einer tropischen Sonne die Zucker-, Tabak-, Baumwoll-, Maniok- und Kaffeepflanzungen instand halten. In dem südlichsten Theile Brasiliens, in der Provinz Rio Grande do Sul, hat man es auch mit deutschen Frohnarbeitern versucht, die unerschöpflichen Naturschätze auszubeuten, und die eingeborenen Unternehmer befinden sich sehr wohl dabei, was man aber von den deutschen Einwanderern nicht behaupten kann. Doch kehren wir zu dem Vorwurf unseres Bildes, dem Wasserfall von Paulo Affonso, zurück, der sich innerhalb der Grenzen der Provinz Bahia

befindet und es an Großartigkeit mit den zwei größten Wasserfällen der Erde, dem des Niagara und des Missouri, aufnehmen kann. Die Quellen des Rio (Fluß) San Francisco, der das Naturschauspiel mit seinen Fluthen in Szene setzt, liegen in der Provinz Minos Geraes auf der Serra da Camastra, 320 Meilen von der Mündung entfernt. Nachdem der Fluß 264 Meilen in den Urwäldern von Bahia und Pernambuko ungestört zurückgelegt hat, treten bei Paulo Affonso auf einer Hochebene Gneiswände an ihn heran, die seinen Lauf hemmen und ihn vollends zu unterbrechen drohen. Der breite Strom theilt sich schäumend in verschiedene Arme, vereinigt sich aber vor der Felsenbarre wieder, um sich 80 Meter tief in die Schlucht herabzustürzen. Der Direktor der Geologischen Kommission von Brasilien, Professor Hartt, ein Deutscher von Geburt, schildert den mächtigen Eindruck folgendermaßen: „Bei Hochwasser ist der Anblick des Paulo Affonso ein überaus majestätischer; es ist jedoch alsdann unmöglich, den Hauptfällen an der linken Seite des Flusses sich zu nähern, und die vielen Krümmungen lassen nur den Blick auf die unteren Fälle frei. Alle auf unserer Abbildung sichtbaren Felsen werden alsdann von der enormen Wassermasse vollständig bedeckt. Wenn jedoch der Fluß flacher ist, kann man mit Leichtigkeit an den Hauptwasserfall gelangen. Hier stürzen sich die Fluthen aus den verschiedenen Kanälen über kolossale Felsenmassen und amphitheatralisch geformte Abhänge in die Tiefe und wenden sich darauf links, nachdem sie noch den Zuwachs eines mächtigen Wasserfalls von der Rechten aufgenommen haben, und die vereinigten Gewässer stürzen alsdann weißschäumend mit furchtbarem Getöse in einen äußerst engen Kanal, der nach einer Wendung in einen weiten Schlund mündet, an dessen Ende eine große Höhle, die Wohnung der Fledermäuse genannt, sich befindet.“ Nach diesem großartigen Kampfe, in welchem der Fluß der Wuth der sich entgegenstemmenden Felsenriffe Trotz geboten, sammelt er seine beruhigten Fluthen in einem waldumhegten Becken, um fortan 56 Meilen lang die Grenze zwischen den brasilianischen Provinzen Sergipe und Pernambuko zu bilden. Doch selbst in den Armen des Vater Okeanos gibt er den Kampf ums Dasein nicht leichten Kaufs auf. Stundenweit kann man die hellen Wasserstreifen des San Francisco von seiner Mündung wahrnehmen, die sich von der Salzfluth absondern, bis sie endlich die riesenhafte Atlantis verschlingt. Das Dauernde im Wechsel heißt das unerbittliche Naturgesetz, kraft dessen sich stets die Form, doch nie der Stoff der Dinge ändert.

Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.

Dr. M. T.

Die Leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung.

(Fortsetzung.)

Die dritte Gruppe, Holz-, Elfenbein-, Stein- und Stuckarbeiten, stellt nicht nur der Gegenwart ein günstiges Zeugniß aus, sondern eröffnet auch für die Zukunft Hoffnungen, deren Erfüllung jeder mit Freuden reifen sehen wird, der für die Kunstindustrie das Interesse hegt, auf welches dieselbe Anspruch machen darf. Den Reigen führt der König der leipziger Klavierfabrikanten Julius Blüthner, der mit dem wiener Bösendorfer und dem pariser Erard die unübertroffene Dreifaltigkeit auf dem Weltmarkt repräsentirt. Das von ihm ausgestellte, nach Zeichnungen und Modellen des leipziger Kunstgewerbe-Museums entworfene Pianino ist ein Musterwerk moderner Instrumentenverfertigung.

Die in 31 Zimmern ausgestellten Zimmereinrichtungen sind das beste, was jemals die Nachbildung des altdeutschen und Renaissancestyles zustande gebracht. Halle und Magdeburg ringen hier um die Siegespalme. Vom zierlichen Blumentisch aus Schmiedeeisen in getriebener Arbeit bis zum Ofen in reicher Majolikamanier ist hier alles vertreten, was ein auf der gediegenen Wohlhabenheit sich aufbauendes Heim behaglich macht. Die stylvolle Gliederung des Ameublements ist interessant und lehrreich zugleich.

Wenn das Königszimmer, wo das Mobiliar der Albrechtsburg in Meißen ausgestellt ist, den Alterthumsforscher fesselt, so wird das Zimmer Nr. 14 den Lebemann anziehen. Hier steht ein Büffet mit Trinkgefäßen aus der Zeit Ludwigs des Fünfzehnten. Dieses Luxusmöbel im Preise von 1500 Mark ist aus Kiefernholz gefertigt, innen mit Eichenholz getäfelt, und macht mit seinem goldigen Tone, seinen reichen kunstvollen Malereien in Intarsia-Manier umsomehr einen harmonischen Eindruck, weil die übrige Zimmereinrichtung in demselben Styl und derselben Manier gehalten ist.

Daß man allmählich zum Verständniß für stylvoll-schöne Dekoration ganzer Wohnräume gelangt, beweist die Zimmerausstattung im Renaissancestyl, entworfen und ausgeführt von Gebrüder Bernhard in Dresden. Diese Wohnungsdekoration, welche die Ausstellungskommission als ersten Preis im Werthe von 6000 Mark für die Ausstellungs-Verloosung ausgewählt hat, ist ein Werk vereinter Kräfte, denn die Stoffe, Tapeten und Teppiche derselben sind von Schütz in Leipzig, der Kaminofen von Seidel in Dresden, die Malerei der Fenster von Türke in Zittau, die Plafond- und Stuckarbeiten von Fehrmann in Dresden, die Plafondmalerei von Schnaberschne, die Uhr von Riedel und der Kronleuchter von Liebold, alle drei Industrielle von Dresden.

Von den Ausstellern der dritten Gruppe, die es mit Erfolg versuchten, Kunst und Handwerk ersprießlich zu vereinen, nennen wir noch Ißleib & Bebel (Fabrik für Thür- und Fenstergriffe aus Horn, Bronze und Elfenbein, Dampfdrechslerei und Metallgießerei) und Leipzigs hervorragendsten Kunsttischer und Bildhauer Franz Schneider. Während die Firma Ißleib & Bebel in ihren, theils von Baurath Mothes, theils von Bildhauer May entworfenen kunstvollen Thürgriffen eine bedeutende Probe ihrer Leistungsfähigkeit geliefert hat, beweisen uns die sechs von Franz Schneider ausgestellten und für die Albrechtsburg in Meißen bestimmten Holzfiguren, daß ihre Verfertiger, wenn auch unter anderen, den veränderten Zeitverhältnissen entsprechenden Formen, jenen Weg betreten haben, der allein imstande ist, der deutschen Holzschnitzkunst den alten guten Ruf, den sie einst besessen, wieder zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckung der Ursache von Diphteritis und Scharlachfieber. Der „Deutsche Jugendschatz“ bringt an der Spitze der Beilagen seiner letzten Nummern eine Abhandlung des durch seine hygienischen Bemühungen um das Volkswohl hochverdienten Arztes Dr. H. Oidtmann zu Linnich, welche ein Krankheitsthema berührt, dem gegenwärtig die höchste Beachtung in allen Kreisen des deutschen Volkes geschenkt wird. Unsere Leser wissen, daß die Diphteritis bisher allen ärztlichen Anstrengungen, ihr Wesen zu erforschen und die von ihr Befallenen zu heilen, gespottet hat. Nachdem diese so außerordentlich gefährliche Krankheit, welche oft mit einem Schlage das Glück ganzer Familien für immer gestört hat, vor kurzem auch in deutschen Fürstenfamilien mehrere Opfer gefordert, hatte die deutsche Kaiserin einen Preis von 2000 Mark für die beste medizinische Arbeit über Ursache, Wesen und Heilung der Diphteritis ausgesetzt. Dr. Oidtmann ist nun nach langen, sorgfältigen Beobachtungen und Untersuchungen zu der Ueberzeugung gelangt, das Wesen dieser Krankheit erkannt zu haben, und hat die Abhandlung, in der er über seine Entdeckung Rechenschaft gibt, dem „Deutschen Jugendschatz“ zur ersten Veröffentlichung überwiesen. Um auch Nichtabonnenten des Blattes grade diese für alle Welt interessante und wichtige Arbeit zu machen, hat sich die Administration (Adresse: W. Hasenclever, Leipzig, Davidstraße 3) entschlossen, die Nummern 29, 30, 31, 32 der Beilage einzeln, zum Betrage von 6 Pfennigen pro Exemplar, abzulassen.

Redaktions-Korrespondenz.

N. Dr. R. Wir bedauern, das Gedicht „Die Gestalt des Menschen“ nicht verwenden zu können.

An den Einsender der Abhandlung „Der Albingenserkrieg“: Haben Sie die Freundlichkeit, uns Ihre Adresse zukommen zu lassen, falls Sie Ihre Arbeit, die zur Aufnahme in die „N. W.“ nicht geeignet ist, remittirt haben wollen. Eine derartige gewaltige historische Erscheinung zu schildern, ohne den Versuch zu machen, ihre kulturhistorischen Wurzeln aufzudecken, heißt nicht im Geiste der „N. W.“ schreiben. Geschichtserzählungen werden uns überall, in der Volksschule wie auf dem Gymnasium, auf der Universität wie in dutzendbändigen Weltgeschichten zur übergenüge aufgetischt; Verständniß für die bislang nicht begriffenen oder sorgfältig verhüllten Triebfedern des historischen Geschehens — das ist, was wir brauchen. Diesem Bedürfnisse gerecht zu werden, ist freilich schwer; indessen wächst mit der Schwierigkeit der Aufgabe dem Tüchtigen der Eifer und wohl auch die Fähigkeit, sie zu lösen. Also vielleicht versuchen Sie's einmal erst mit einem minder schwierigen Thema!

Heidelberg. Stud. L. Die Novellenprobe „Blondine“ und die Bearbeitung des Fragments aus dem tschabuschniggschen Roman befinden sich noch in unseren Händen, ohne daß wir wissen, was wir damit ma en sollen. Warum ließen Sie seit so langer Zeit nichts mehr von sich hören?

Berlin. K. Weder die bewußten Berichte, noch „Die Geschichte eines schwarzen Anzuges“ sind für die „Neue Welt“ geeignet. Feuilletonistische Oberflächlichkeit und Inhaltsarmuth mögen schnellfertige Tagesblätter ihren Lesern vorsetzen; wir halten für unsere Pflicht, bei allem, was wir unserm Publikum bieten, für kernigen Inhalt zu sorgen, selbst auf die Gefahr hin, dem faden Geschmack und verdorbenen Magen, wie ihn sehr umfangreiche Volkskreise ihrer altgewohnten Geistesnahrung verdanken, zuweilen mehr zu bieten, als er vertragen will. Wer nicht weiß, daß es jedes Menschen, jedes wahren Menschen Pflicht ist, zu lernen, so lang' er lebt, der mag sich nur hin und wieder so recht geistig arm und krank fühlen — — vielleicht lernt dann mancher wieder nach der Rekonvalescenz des geistigen Strebens und der Gesundheit des Wissens ringen. Gestatten Sie uns übrigens eine Frage, deren Beantwortung Ihnen selbst vielleicht sehr heilsam sein wird: Wie konnten Sie für möglich halten, daß Ihre „Geschichte eines schwarzen Anzugs“ Veröffentlichung durch unser Blatt finden möchte? Ist ein Arbeiterleben, das in einer ganz unmotivirten, entsetzlich thörichten Sehnsucht nach einem schwarzen Anzuge aufgeht, um alles in der Welt denn anderer Erwähnung werth, als etwa in den Annalen einer Blödsinnsstatistik? — — Wünschen Sie Remission und wollen Sie es mit dem einen Versuche jener ersterwähnten Berichte bewenden lassen?

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 46. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Valerie erhob den Kopf in stolzer Entrüstung, ihre Wangen waren hochgeröthet. „Glauben Sie, ich würde es thun, wenn ich nicht dazu gezwungen wäre, wenn ich nicht müßte?!"

„Sie müssen!" Es brach wie ein Jubelruf hervor, und die Züge der Nandl erhellte ein Strahl jäher, unbezähmbarer Freude, aber sie wußte sich ebenso rasch zu fassen, sie wollte ihr Entzücken nicht verrathen, nicht ihr Innerstes offenbaren vor dieser da. „Ja freilich, wenn Sie müssen, dann müssen Sie eben," sagte sie leise, und es klang fast wie Hohn durch den bedauernden Ton.

„Sie können es nicht fassen, wie unglücklich ich bin, wie bejammernswerth."

Nandl sah auf die sich Verhüllende und betrachtete sie lange mit wechselndem Ausdruck. „Geh," dachte sie, „du liebst ihn nicht, du hast ihn nie geliebt!" Und ihre Augen wanderten zu ihm hinüber, der so ruhig in seiner tiefen Erschöpfung lag, so unbewußt der Vorgänge um ihn herum. Eine sanftere Empfindung überkam sie, ein Aufathmen tiefinnerster Glückseligkeit. Ihr war, als sei er ihr wiedergegeben, als würden all' die Rechte, deren sich die andere in diesem Augenblick freiwillig begab, wieder auf sie zurückgehen. Es blieb einige Minuten ganz still in dem Zimmer, nichts regte sich, man hörte nur die schweren Athemzüge des Kranken.

Jetzt erhob sich Valerie, sie schien ruhiger geworden. „Nandl," lispelte sie, „lassen Sie mich allein, nur einige Augenblicke, ich bitte Sie darum; ich werde ihn nicht erwecken, ich verspreche es Ihnen. Gehen Sie hinüber und führen Sie die Gräfin hierher."

Nandl nickte stumm und verständnißinnig, dann ging sie hinaus. Sie durchschritt das Arbeitszimmer, in dem die Aquarien aufgestellt waren, kam durch das Vorhaus und trat auf der andern Seite desselben in die Küche ein. Sie vernahm die Stimme ihrer Mutter; die Alte sprach, das war etwas Seltenes. Als sie der Thür näher kam, hörte sie die Gräfin in erregtem Tone ihren Namen aussprechen. Die beiden unterhielten sich also von ihr? Sie wollte erfahren, um was es sich handelte. Sie blieb stehen und horchte.

„Ja, ja," sagte die Huber, „sie war in gleichem Alter mit Nandl."

„Und die Kleine war schön?" fragte die Gräfin.

„Wie ein Engel, jawohl, und fromm war's und gut, so viel gut."

„Und doch habt Ihr so wenig auf das Kindchen acht gegeben und habt es sterben lassen."

Die Huber ließ einen grunzenden Ton der Entrüstung vernehmen. „Ich hab' keine Schuld, ich hätt' mein Herzblut dafür geben, aber die andere, die Nandl, die war stärker und g'fräßiger, die hat's umbracht."

„Und das sind die Hemdchen und Leibchen, sagt Ihr, die sie auf ihrem kleinen, süßen Körper getragen, die arme Verstorbene?"

„Die Verstorbene?" rief die Alte, ein kurzes, unheimliches Lachen ausstoßend. „Verstorben für die Leut', für mich nöt."

„Wie schmutzig diese Wäsche ist, wie abgegriffen." Die Gräfin sprach wie zu sich selbst. „Und diese einzigen, theuren Ueberreste in ihren Händen zu wissen — ich ertrage es nicht. Hört, Frau Huber, Ihr seid arm, ich will Euch unterstützen, ich will Euch Geld geben, viel Geld, Ihr sollt mir dafür dieses werthlose Zeug da überlassen."

Die Alte sprang mit einem heisern Zornausruf in die Höhe. Sie stieß heftig die Hand der Gräfin zurück, die sich nach ihrem Theuersten ausgestreckt, und umfaßte all' die alten Lappen hierauf mit beiden Händen. „Du, elendes Weib, glaubst, ich thät' mein Kind verkaufen? Andere thun's, ich nöt!" schrie sie der Gräfin zu.

Diese war erschreckt zurückgefahren, sie sah mit einem Ausdruck ängstlicher Verwirrung auf die ihr Drohende. „Sie ist halb wahnsinnig," murmelte sie, als wollte sie sich damit selbst dies seltsame Benehmen erklären, dann aber nahm sie nur entschlossener ihre Sache auf. Sie ging grade auf ihr Ziel los. „Die Nandl ist dein Kind, du hast es mir gesagt. Oder ist sie es nicht? Sprich, ich will Rechenschaft darüber haben."

Die Huber sah scheu von der Seite auf die Gräfin. „Ich hab' zwei Kinder g'habt."

Die Gräfin beugte sich weit vor und flüsterte ihr in's Ohr: „Das ist nicht wahr."

Die Alte zuckte zusammen, als wenn sie gestochen worden wäre. „Wer weiß das? Wer hat das g'sagt?"

„Du hattest nur ein Kind," fuhr die Gräfin fort, und ihr Ton hatte jetzt die Bestimmtheit und Schärfe unumstößlicher Ueberzeugung. „Du hattest nur das eine Mädchen, und das ist die Nandl. Warum liebst du sie nicht? Warum liebst du das verstorbene, das nicht dein war, und warum hängst du an diesen Fetzen, die es einst getragen hat?"

„Ich hab' zwei Kinder g'habt, zwei Kinder, zwei Kinder," fuhr die Alte hartnäckig fort.

„Es ist nicht wahr, sag' ich dir."

„Zwei Kinder, zwei Kinder, sie stehn im Taufbuch, niemand kann das Gegentheil sagen, niemand, und wenn die eigne Mutter selber käm', sie könnt's nöt beweisen."

Die Gräfin schob den Stuhl, auf dem sie gesessen, mit einem Ruck weit zurück und sprang auf. „Ah, — hab' ich dich, Ungeheuer! Du gibst also eine zweite Mutter zu! Nun denn, welches von den beiden Kindern ist das ihre, das lebende oder das verstorbene?"

„Ich kann die Nandl nicht hergeben," jammerte die Huber.

„Behalte sie, sie ist dein, ganz dein, aber beflecke dann nicht länger diese einzigen Erinnerungszeichen an die andere." Und die Gräfin streckte mit raschem Griff wieder die Hand darnach aus.

Das alte Weib warf sich mit seinem Körper darüber, um sie zu vertheidigen. „Rühr's nicht an!" kreischte sie. „Rühr's nicht an, das ist mein Kind, — rühr's nicht an — oder ich zerreiß dich!"

„Es ist nicht dein Kind gewesen!"

„Nicht mein, das nicht mein? Ha, wer sagt das? Wer will mir's streitig machen? Das war mein, das da hab' ich getragen in meinem Leib, das hab' ich geboren, und ich geb's nicht her."

„Du lügst, Weib! Nandl ist dein, Maximiliane gehört einer andern."

Die Alte schrie auf. „Jesus, Maria! Es ist die Mutter, die Mutter allein kennt diesen Namen. Maxmiliane, Maxmiliane, die suchst du, die willst von mir zurück haben?"

„Sie ist todt, aber dies letzte Andenken von ihr soll nicht in deinen Händen bleiben, ich fordere es zurück." Die Gräfin hatte mit einer raschen, geschickten Bewegung einige der Lappen an sich gerissen.

Die Alte brüllte auf, sie stürzte sich auf die Gräfin wie eine Tigerin, der man ihr Junges rauben will, und suchte ihr dieselben wieder zu entreißen. „Das ist mein Kind, das todte war mein, ich schwör's bei Gott, dein Kind lebt — dort — die ist's — diese da — die Nandl ist's!" Sie wies mit den dürren, zitternden Fingern gegen die Thür.

Die Gräfin wandte sich um. Nandl war über die Schwelle getreten — Mutter und Tochter standen sich gegenüber! Sie starrten sich an, beide verstört, entsetzt, beide bis in die Lippen erbleichend. Die Gräfin senkte zuerst die Augen vor ihrem Kinde und fiel mit einem Seufzer in den Sessel zurück.

Niemand sprach ein Wort. Man konnte jetzt das bange Weinen der alten Huber vernehmen. Nandl ging auf sie zu und legte ihr wie beruhigend die Hand auf die Schulter. „Sie wird dich fortnehmen, Nandl," wimmerte sie, „und ich werd' verlassen sein, ich werd' betteln müssen, denn sie braucht mir nichts zu zahlen, es ist so ausg'macht worden, — o, ich armes, altes Weib! Und du wirst gern von mir gehen, denn ich hab' dich schlecht g'halten, ja, ich hab' dich malträtirt, und du bist mir nichts schuldig, und du wirst dich nicht weiter um mich kümmern."

Nandl schlang den Arm um ihren Hals, sie beugte sich herab, ihr Gesicht berührte fast das der Huber. „Sei ruhig, Alte," flüsterte sie, und ihre Lippen zitterten ein wenig, „sei ruhig, ich sorg' für dich und ich begreif's ja jetzt, daß du mich nicht lieb haben konntest, und ich verzeih' dir alles."

Die Gräfin erhob langsam den Kopf. Sie hatte also ihre Tochter wiedergefunden! Kein freudiges Gefühl war darüber in ihrem Herzen aufgewallt, nur der Stachel der Reue senkte sich noch tiefer in dasselbe. Sie hatte die eigennützige, abscheuliche Absicht dieses Weibes errathen, das ihr todtes Kind unter einem falschen Namen bestatten ließ, um das fremde für sich auszubeuten, um es für sich arbeiten zu lassen, zugleich alle Ansprüche der wirklichen Mutter auf dasselbe vernichtend. Ihr Kind war das unschuldige Opfer dieses Ungeheuers geworden, und nun hielt die Nandl dieses Weib umschlungen, das sie doch mit gerechtem Unwillen von sich stoßen mußte; sie rettete sich zu ihr, gleichsam vor der eigenen Mutter. Das schöne Gesicht der Gräfin verzerrte sich in schmerzlicher Bitterkeit, sie sah hinüber, sie betrachtete die Nandl, und jetzt wie damals, wo sie sie schlafend gesehen, fiel ihr die Aehnlichkeit auf mit dem einst Geliebten: der dunkle Teint, das schwarze Haar, das starke Kinn, jetzt glaubte sie zu finden, daß sie schön war, ja, sie besaß den eigenthümlichen fremdartigen Reiz, der ihn ausgezeichnet hatte. Es war seine, es war ihre Tochter, und in einer plötzlichen Regung von Zärtlichkeit streckte sie ihr ihre Arme entgegen. „Nandl! Maximiliane!"

Nandl zuckte zusammen, ein leises Beben durchfuhr ihren Körper, ihre Augen senkten sich, aber sie blieb wie angewurzelt an ihrem Platz. Die Gräfin ließ die Arme sinken, im Gefühle der Ohnmacht, aber sie überwand es schnell, und mit einem kurzen Ausruf, der ihre Ungeduld und ihre Entschlossenheit kennzeichnete, erhob sie sich jetzt. Sie schritt der Thüre zu, öffnete diese und sah hinaus. Es war niemand draußen, — Gott sei Dank, kein Unberufener war Zeuge dieser Enthüllungen gewesen, sie waren für alle Unbetheiligten noch ein Geheimniß, sie sollten es auch bleiben. Sie trat an die Huber heran und sagte mit fester, befehlender Stimme:

„Du wirst schweigen, und ich werde dein Schweigen bezahlen dadurch, daß ich jede weitere Sorge für dich übernehmen will, — hörst du? Lässest du dir aber beikommen, etwas davon zu verrathen, so wirst du wegen Betrugs und Fälschung dich selbst dem Gerichte überantworten, und du wirst dann eingesperrt, — verstehst du das?"

Die Huber nickte, sie schien es ganz gut zu begreifen; sie sah scheu auf die Gräfin und begann hierauf, ihre Lappen zusammenzulesen, um sie in dem Korbe in Sicherheit zu bringen.

Die Gräfin wandte sich hierauf mit sanfter und vornehmer Würde an ihre Tochter: „Du bist ein wildes, störriges Kind, du kannst mich noch nicht lieben, ich fühle das, aber ich werde nachtragen, was ich bisher versäumt, ich werde dich in eine andere Umgebung, in bessere, günstigere Verhältnisse bringen, ich werde dir eine glänzende Erziehung geben lassen. Freilich, unser nahes Verhältniß muß vorerst noch ein Geheimniß bleiben, — du darfst mich öffentlich noch nicht deine Mutter nennen."

Nandl hob rasch den tief zur Brust herabgesenkten Kopf, ein Blitz aus ihren dunklen Augen traf die neue Mutter, die es nur insgeheim sein wollte, und mit einer Heftigkeit, als könne diese Versicherung nicht rasch genug gegeben werden, rief sie: „Ich werde es nicht thun."

„Verurtheile mich deshalb nicht," fuhr die Gräfin eindringlicher fort, „es muß so sein, ich kann nicht anders. Du wirst Bildung und Erziehung erhalten und wirst dann alles begreifen lernen. Dann will ich dich auch zu mir nehmen, wir werden uns allmählich an einander gewöhnen und — lieben lernen; ich hoffe es, ich rechne darauf."

Nandl horchte auf jedes Wort, ihre Augen hafteten mit banger, ängstlicher Neugier auf dem schönen Gesichte der Gräfin, es war, als wollten sie, das Innere dieser Frau durchforschend, bis auf den Grund der Seele dringen. Sie öffnete jetzt den Mund, und eine Frage, die erste, drängte sich in spontaner Innerlichkeit über ihre Lippen: „Wo ist mein Vater? Wer ist mein Vater?"

Die Gräfin erblaßte. Diese Frage hatte sie nicht erwartet. Sie verwirrte sie, sie raubte ihr alle Fassung. „Dein Vater war nicht der mir angetraute Gatte," stammelte sie, „aber ich liebte ihn."

„Sie liebten ihn?!" rief Nandl voll warmer Empfindung, und zum erstenmal schimmerte es feucht in ihren Augen. „Sie haben meinen Vater geliebt?"

„Ich war damals noch sehr jung und unerfahren, ein Kind, wie du, und er war schön, voll Leidenschaft, voll stürmischer Beredtsamkeit, er wußte mich zu umstricken, — ich liebte ihn, — es war das Unglück meines Lebens! Eine entsetzliche Schmach kam über mich, die ich vor aller Welt verbergen mußte. Kannst du das fassen, Kind?"

„Nein. Und wo ist jetzt dieser Mann? Lebt er noch?"

„Ich weiß es nicht, ich weiß nichts von ihm."

„Nichts!?"

„Das ist vorüber; weder er noch ich könnten ein Wiederanknüpfen begehren, ein Wiedersehen auch nur wünschen. Frage deshalb nicht weiter, berühre nicht diesen Punkt, du thust mir wehe. Laß uns jetzt, solange wir noch allein sind, über das Zunächstzubeschließende in's Reine kommen. Komm näher, ganz nahe." Die Gräfin dämpfte ihren Ton zu einem Flüstern herab. „Dieses Weib werde ich in eine Anstalt bringen lassen, wo sie gute Pflege und die gehörige Aufsicht haben soll, sie ist irrsinnig und könnte noch Unheil anrichten. Du, Nandl, bereite alles vor, ich komme morgen Abend hierher, dich abzuholen."

„Mich abholen?"

„Vertraue mir, ich will dir ein glänzendes Loos schaffen, nichts will ich sparen, um deine geistigen Anlagen zu wecken, um dich zu veredeln. Du sollst unter den jungen Damen unserer ersten Familien aufgezogen werden, und es soll dir an nichts fehlen, was das Leben zu erheitern, zu verschönern vermag."

„Sie wollen mich von hier fortnehmen?"

„Natürlich, und zwar so bald als möglich, oder glaubst du,

ich könnte dich, meine — Maximiliane, unter so erbärmlichen Verhältnissen weiterleben lassen?"

„Aber ich kann nicht fort!" rief Nandl, mit ihrer Erregung kämpfend, die ungestüm hervorzubrechen drohte, und dennoch in einem bittenden, fast flehenden Ton. „Ich kann doch nicht alles verlassen, an das ich mich zeitlebens gewöhnt hab', an das ich mein Herz gehängt und das ich liebe."

„Du wirst meiner bessern Einsicht gehorchen, Nandl," sagte die Gräfin streng, „du wirst mir glauben, wenn ich dir sage, daß das Leben, das du bisher geführt hast, daß all' deine Gewohnheiten und Neigungen unpassend, gemein, verwerflich sind."

„Was wissen Sie davon, was wissen Sie von meinem Leben, von meinen Neigungen, — Sie haben sich bisher nicht um mich gekümmert."

„Um so energischer will ich es nachholen; du kannst nicht so unverständig sein und deinem eigenen Besten dich entgegensetzen, ich will ja nur dein Bestes, Kind! Sieh, du bist verkommen, verwahrlost in entsetzlicher Weise, es ist natürlich, du hast bisher in Armuth und Elend gelebt, du warst dir allein überlassen, ich trage die Schuld daran, ich weiß es, aber eben deshalb will ich mein Gewissen reinigen, von diesem Vorwurf wenigstens; ich will gut machen, soweit ich es vermag. Glanz, Reichthum, Bildung, alles will ich dir geben, noch mehr, ich will dich adoptiren, du sollst wirklich meine Tochter sein und dafür gelten, und wenn ich sterbe, sollst du die Hälfte meines Vermögens erben."

In den Augen der Nandl hatten sich Flammen entzündet, das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, aber die Brust war ihr so seltsam beengt, die Kehle wie zusammengeschnürt, sie vermochte nur kurze, abgerissene Sätze herauszustoßen. „Und dafür soll ich alles hier verlassen, — mich selbst aufgeben, — nicht mehr die Nandl sein?"

„Du mußt das, Kind, es ist nothwendig."

„Aber ich will nichts von Ihnen, — ich nehme nichts von Ihnen, — ich will unter denen bleiben, die ich lieb gewonnen hab', — ich will hier im Hause des Professors bleiben, — wo ich eine Heimat gefunden."

„Nandl, das ist nicht möglich! Du müßtest dir hier selbst dein Brot verdienen; du arbeitest wie eine Taglöhnerin, im Verein mit jungen Burschen, ich habe davon gehört, man spricht davon, man tadelt dich deshalb, man sagt dir Schlechtes nach, und nun hast du, Unbesonnene, es noch gewagt, einen jungen Mann in diesem Hause aufzunehmen, bei dir aufzunehmen!"

„Ich hab's gethan, weil er krank ist, — weil er zugrund' gehen möcht', — wenn ich nicht für ihn sorgen thät'."

„Du kannst diese Pflicht nicht haben, du am wenigsten von allen. Er hat Verwandte, er hat einen reichen Vater —"

„Der dem armen Kranken die Thür gewiesen hat."

„Dann mag er hier bleiben, wohl, und die Kathrein soll ihn verpflegen, ich will ihr die Mittel dazu geben. Du darfst es nicht thun, du nicht, ein junges Mädchen kann nicht die Krankenwärterin eines jungen Mannes sein, es ist unpassend, ungehörig, und es würde deinen Ruf vollends zugrunde richten. Du mußt fort."

„Ich bleib'!" Es sprang wie ein Aufschrei, kurz und bündig über ihre Lippen. Dann aber, wieder unter dem Einflusse ihrer Beklemmung und vielleicht der Scheu, fiel sie in den bangen, bittenden Ton zurück: „Niemand soll mich von Stefan reißen, — mein ganzes Herz hängt an ihm. Man muß mich bei ihm lassen, — gewiß, — kein Mensch würde ihn so pflegen, wie ich, weil ihn gar niemand so lieb hat."

„Unglückliche, und du willst dich also an diesen Menschen noch enger binden, jetzt, wo er als Krüppel zurückgekehrt ist, ohne Aussicht, von dem der Vater selbst die Hand zurückzieht? Aber das ist ja ein Wahnsinn! Niemals werde ich dir das erlauben, niemals werde ich meine Einwilligung dazu geben. Du bist jetzt nicht mehr dir allein überlassen, du kannst nicht mehr thun, was du willst, ich habe Rechte auf dich, und ich werde sie geltend machen. Ich befehle es dir: du gehst mit mir!"

Die Gräfin wollte ihre Hand ergreifen. Nandl sprang zurück. „Nein, niemals, nie, — und wenn sie es mir hundertmal befehlen!" Nandl brach jetzt in laute, offene Empörung aus. „Was sind Sie mir? Nichts! Sie wollen Rechte auf mich haben? Welche? Doch nicht die Rechte einer Mutter?"

„Nandl, um Gotteswillen, schweig still!"

Aber die Nandl kümmerte sich jetzt nicht mehr um Rücksichten; die Angst, der Schreck, die seit der unverhofften Entdeckung wie ein Alp auf ihrer Brust gelegen, er war gewichen, die Gräfin hatte ihn selbst von ihr genommen; die Gewaltmaßregel, die sie anwenden zu müssen glaubte, hatte die verkehrte Wirkung gehabt, statt sie vollends einzuschüchtern, reizte sie sie zu energischem Widerstande auf. Die Nandl fühlte die Ungerechtigkeit derselben, sie fühlte sich in ihren innigsten, reinsten Empfindungen verletzt, und dies gab ihr all' ihre Freiheit wieder und all' ihre Kühnheit; unaufhaltsam, mit leidenschaftlichen Accenten brach das Langzurückgehaltene hervor: „Haben Sie die Pflichten einer Mutter an mir erfüllt? Nein! Sie haben mich als ein kleines, hülfloses Geschöpf von ihrem Herzen verstoßen, Sie haben mich fremden Leuten übergeben, den ersten besten, die sich für einiges Geld zu dem Betruge hergegeben haben. Sie haben Ihr Kind dem Hasse dieses Weibes überlassen, das darin wenigstens natürlich war, denn in ihren Augen bin ich die Mörderin ihres Kindes gewesen, das diese Mutter bis zum Wahnsinn liebt. Sie wissen nichts von Liebe, Sie haben siebzehn Jahre vergehen lassen, ohne zu forschen, ohne zu fragen, wie es Ihrem Kinde ergangen ist —"

„Nandl, höre mich!"

„Und jetzt, wo ein Zufall es Ihnen entdeckt hat, jetzt fordern Sie Rechte, und Sie wollen Sich herausnehmen, über das Leben dieses Kindes und über seine ganze Zukunft zu bestimmen, nicht, um es glücklich zu machen, o nein, sondern um es nach Ihrer Eitelkeit, nach Ihrem Herkommen zurechtzustutzen. Sie würden es in ihrem Hochmuth lieber hinopfern, ehe Sie erlaubten, daß es nach seiner Weise glücklich werde, denn Sie schämen Sich dieses Kindes, Sie schaudern vor ihm zurück und Sie werden ihm nicht eher ihre Arme öffnen, ehe es nicht so geworden ist, wie es bei Euch Brauch und Sitte ist. Aber ich will nicht so werden, wie Ihr seid, und wenn Sie Sich meiner schämen, so schäme ich mich Ihrer."

„Nandl!"

„Ja, ich möchte nicht sein, wie Sie, und nicht wie diese Valerie, und nicht wie ihr alle seid, ihr Damen, — falsch, hochmüthig, schwach, erbärmlich! Ihr verleugnet, verheimlicht diejenigen, von denen ihr sagt, daß ihr sie liebt, ihr verlaßt sie und vergeßt sie, und die Kinder, die ihr von ihnen habt, die verstoßt ihr, die vertraut ihr dem käuflichen Laster an, um sie vor aller Welt zu verstecken und auch vor euren Männern, die ihr nachher heirathet."

In dem Augenblick klopfte es heftig an die Thür. Die Gräfin kreischte auf. Da öffnete sich die Thür und Valerie trat ein. „Kathrein kommt, sie öffnet soeben das Hausthor!" rief sie in eilfertiger Mahnung.

Die Gräfin sah in ihr erröthendes, erregtes Antlitz. „Valerie, Sie haben gehorcht!" rief sie schreckensbleich.

Diese sank der Gräfin zu Füßen. „Verzeihung, Gräfin, ich konnte ja nicht wissen —"

Die Gräfin stieß einen Schrei der Wuth aus. „Nandl, Abscheuliche, du hast mich absichtlich verrathen!" Sie erhob drohend die Hand gegen sie.

„Nein!" rief Nandl, die über diesen Ueberfall anfänglich selbst bestürzt gewesen. „Nein, ich hab' nicht dran gedacht, daß die herüberkommen wird, — aber fürchten Sie nichts, Gräfin —" Sie trat an die beiden ganz nahe heran und flüsterte im schneidigsten Ton ihnen zu: „Fürchten Sie nichts, diese da wird Sie nicht verrathen, denn diese ist, wie Sie, Gräfin, grade wie Sie. Auch sie hat einen heimlichen Liebsten, von dem niemand wissen durft', — der Stefan ist es, der Stefan, der krank und elend da drinnen liegt. Jetzt ist er ihr nichts mehr, aber vor dem Krieg, als er schön und kräftig war, da hat sie sich in ihn vernarrt, und sie ist ihm nachgelaufen und hat ihn verwirrt mit ihrer Schönheit, und sie hat ihm g'sagt, daß sie ihn lieb hat, und sie hat sich mit ihm verlobt. Ich weiß es, ich war Zeuge, ich hab' ihre Schwüre gehört, ihre Küsse gezählt, und heut' verlaßt sie ihn und nimmt Abschied für immer, und bald wird sie ihn vergessen haben, und wenn sie ein Kind g'habt hätt', wie Sie, hätt' sie's gradeso gemacht, wie Sie, — Ihr g'hört zusammen, und da Ihr jetzt eure gegenseitigen Geheimnisse kennt, so werdet ihr euch gegenseitig schonen müssen."

Die Gräfin stöhnte auf. Valerie fiel ihr um den Hals, auch sie schluchzte vor Zorn. „Sie ist ein schadenfroher Teufel, ich glaube, sie haßt uns beide."

(Fortsetzung folgt.)

Der Schabracken-Tapir. (Seite 551.)

Die letzten Fragen alles Wissens.

Von **J. Dietzgen.** (Schluß.)

„Wir sprechen von einem Hunde, der seinen Herrn, von einem Kinde, das seine Mutter *kennt*. In solchen Ausdrücken bedeutet kennen nur soviel als wiedererkennen. Aber einen Gegenstand kennen, will mehr sagen. Wir kennen denselben, wenn wir ihn oder irgendeinen Theil von ihm unter allgemeinere Ideen zu bringen vermögen.“

Diese „allgemeinen Ideen“ sind ein mysteriöser Ausdruck, der in klarer Fassung „allgemeinere Rubrik“ heißen oder vielmehr so verstanden sein sollte. Der Hund, der seinen Herrn wiedererkennt, bringt denselben Mann, den er früher gesehen, und den Mann, den er jetzt sieht, seine verschiedenen Gesichter also, in eine einheitliche Rubrik oder unter eine allgemeine Idee.

Damit soll nicht gesagt sein, daß man zwischen Thier und Mensch, zwischen dem thierischen und menschlichen Intellekt nicht unterscheiden soll. Auch ist es vollkommen statthaft, solche Unterschiede durch besondere Namen zu kennzeichnen. Wenn man üblich werden läßt, den thierischen Intellekt Verstand und den menschlichen Vernunft zu nennen, so ist nichts dagegen einzuwenden. Nur soll man nie vergessen, daß beides eine unterschiedene Einheit bildet, also nur graduelle oder formelle Unterschiede sind, wie alles andere. Torten und Brezeln sind sehr verschieden und dennoch ist beides Gebäck. — Müller unterscheidet kennen und kennen. Man mag die Erkenntniß, wie die Hölzer, in x Verschiedenheiten theilen; aber Erkenntniß muß sie überall bleiben, ihre einheitliche Natur kann sie nicht ändern, ohne den Namen zu verlieren oder die Sprache zu *verwirren*. Diesen monistischen *Grundsatz* hat unser Sprachforscher verleugnet, wo er sagt: „Durch die Vernunft stehen wir nicht allein eine Stufe höher als die Thierwelt, wir gehören durch sie einer ganz anderen Welt an.“ Möchte uns dabei nur auch gesagt werden, wie die andere Welt heißen soll. Was kein Holz ist, darf nicht Holz heißen. Eine radikal andere Welt, wie unsere Welt, ist so unmöglich, wie es verkehrt ist, den Kreis ein Viereck nennen oder Kreis und Viereck mit *einem* Namen konfundiren zu wollen.

Ganz recht: „Kein animalisches Wesen denkt, keines spricht.“ Aber um diesen Satz recht zu verstehen, darf der *Zusammenhang* sowol des Gedankens wie der Sprache mit der anderweitigen Natur nicht bestritten werden. Es darf keine isolirte, keine „andere“ Welt daraus gemacht sein; sondern jedes ist als besondere Abtheilung der animalischen Abtheilung, und diese wieder als eine Rubrik der *gemeinen* Welt zu begreifen. Wenn die Sprachwissenschaft dem Thier die geistige Fähigkeit nicht absprechen kann und die menschliche Hirnfunktion allein mit dem Titel „denken“ beehrt, welchen Grund hat sie dann, zu leugnen, daß dies Denken, wenn auch eine aparte, so doch immerhin eine Art der geistigen Fähigkeit ist? — Der Mensch allein hat Sprache;

Heidelberg. (Seite 551.)

gut, aber doch nur dann und darum, wenn und weil man die reich artikulirten Töne, welche der hohe Menschengeist hinausarbeitet, nicht aber das Hühnergegacker und Papageiengeplapper Sprache nennt. Ich sage „nennt", weil es konventionell ist, ob man den Sprach-Begriff enger oder weiter faßt.

Weil es den Spitzen der Sprachwissenschaft nicht gelingen will, den Generalwiderspruch der Zwei-Weltentheorie zu überwinden, darum neckt sie auch der Spezialwiderspruch, der darin liegt, daß die Sprache einerseits ein Naturgewächs ist, „geworden aber nicht gewollt", und anderseits ein konventionelles Produkt des „freien Geistes".

Wie jeder Begriff, wie der Begriff „Pferdekraft", so ist auch der Begriff der Sprache und die Bedeutung des Wortes ursprünglich geworden, ohne gewollt zu sein; erst durch die nachträgliche wissenschaftliche Entwicklung werden die Begriffe definirt, wird der Gattungsbereich dem Worte vorgeschrieben. Erst durch die geschichtliche Entwicklung wird unser Bewußtsein sich bewußt und die Sprache aus einem gewordenen Gewächs zu einer gewollten Schöpfung.

Unsere Sprachforschung verkennt diese Wohlthat der Schriftsprache wohl nicht; „die Literatur legt der Sprache Gebiß und Zaum an"; die Sprachforschung weiß, daß der Kaiser Tiberius den Menschen, aber nicht den Worten das römische Bürgerrecht verleihen konnte, und weiß zugleich auch, „daß der Prozeß, durch welchen die Sprache sich festsetzt und wieder löst, die beiden entgegengesetzten Elemente der Nothwendigkeit und des freien Willens in sich vereinigt". — Obwohl Max Müller diese Worte gebraucht und auch gewiß weiß, was er sagt, so ist er sich doch ihrer extremsten Konsequenz nicht bewußt. Er weiß viel Schönes von dem Reichthum, von der Lebendigkeit und der Gestaltungskraft der Ur- oder Volkssprache zu sagen, und wie „... dann im Kulturfortschritt ihre literarische Ausbildung, einen steinernen, aber auch bestimmten stetigen Charakter annimmt, der zur Gedankenmittheilung erforderlich ist, ohne dem sie nie ihren erhabenen Zweck erfüllt haben würde, sondern ein Kauderwälsch scheuer Troglodyten geblieben wäre .... Wo über diesen interessanten Gegenstand sorgfältige Beobachtungen angestellt werden konnten, sagt Müller, hat man gefunden, daß unter den wilden und rohen Volksstämmen Sibiriens, Afrikas und Siams schon zwei oder drei Generationen hinreichen, um das ganze Aussehen ihrer Dialekte zu verändern. Die Sprachen hochgebildeter Nationen nähern sich im Gegentheil mehr und mehr einem gewissen Stillstand."

Nun aber muß der Sprachforscher und jeder, der sich der Sprache mit klarem Bewußtsein bedienen will, erkennen, daß dieser durch Bildung gewonnene und geronnene Zustand unserer Wortbedeutung zugleich Lebendigkeit und Freiheit in höchster Potenz einschließt. Durch wissenschaftliche Definition oder Determination hat die „Pferdekraft", hat der Begriff und das Wort — beides ist hier nicht zu trennen — eine Stabilität gewonnen, welche der schwankende, bewegliche Volksbegriff nie gekannt hat. Das Bewußtsein aber, daß ein bestimmtes Gewicht in bestimmter Zeit 1 Fuß gehoben, von der freien Wissenschaft als Pferdekraft festgesetzt wurde, das Bewußtsein, daß der geronnene Kulturzustand des Wortes ein bewußter Akt der menschlichen Freiheit ist, gießt in den festen Sprachbehälter die flüssigste Lebendigkeit. Wenn man da, wo die Temperatur Wasser in Eis verwandelt, also an bestimmtem Punkte, die Kälte beginnen, und wo Eis sich in Wasser verwandelt, die Wärme anfangen läßt, dann sind die Wörter oder Begriffe kalt und warm genau definirt, gleichsam erstarrt. Aber die Kenntniß, daß solche Erstarrung gewußt und gewollt, gleichsam eine willkürliche ist, macht Kälte und Wärme, wie überhaupt die Unterscheidung, und also auch den Unterschied von thierischem Geschrei und menschlicher Sprache „konventionell".

Gewiß! nicht wir nur unterscheiden die Dinge, sie sind auch an sich verschieden, aber so unendlich bunt und zugleich doch so absolut einheitlich, daß es den Menschen freisteht, an irgendeinem beliebigen Punkte die mannichfaltige Einheit der natürlichen Vorgänge durch verschiedene Namen zu trennen.

Vor Entscheidung der Frage, ob die Sprache ein nothwendiges Gewächs oder ein freies Produkt des Geistes ist, will die Weltfrage entschieden sein, d. h. die Frage, ob unsere Welt nur eine und einzige ist, die in verschiedene Abtheilungen zerfällt, oder ob es dualistisch zwei Welten gibt, eine natürliche, nothwendige, mechanische, und eine höhere, freie, geistige. Zufolge unserer Dialektik ist Geist und Freiheit nur ein Theil, eine Erscheinung, Form oder Prädikat der natürlichen Nothwendigkeit, und nicht eine Welt für sich. Wir glauben nicht an die phantastische Freiheit, welche über alle Gebundenheit erhaben ist. Nothwendigkeit und Freiheit schließen nicht einander aus, sondern sind „zugleich und ineinander". Wir bestimmen den Punkt, wo sich die Wärme von der Kälte, der Mensch vom Thier scheidet, frei, und sind zugleich doch genöthigt, wie die Temperatur, so das Menschen- und Thierreich, wie überhaupt die Natur, in mannichfache Gruppen zu theilen und sie mit verschiedenen Namen zu trennen.

Wenn ich also die sprachlichen Unterschiede „konventionell" nenne, dann heißt das nicht etwa, die Sprache und ihre Unterscheidungen seien willkürliche Erfindungen, sondern die Konvention bedeutet nur, daß es der Wissenschaft freistehe, jenen Punkt, der das thierische Geschrei von der menschlichen Sprache scheidet, um mehrere Grade auf- oder abwärts zu rücken, daß also der „Ursprung der Sprache" kein Mysterium ist.

Die Sprache entspringt da, wo wir ihren Begriff einsetzen. Absolut frei sind wir darin nicht. Wir müssen beim Sprachgebrauch bleiben. Dem Winde können wir die Sprache wohl nicht zusprechen, obgleich er auch, wenn er die Bäume knackt, uns seine Wuth in Tönen mittheilt. Und warum können wir das nicht? Weil die Autoritäten der Sprachwissenschaft nicht allein die Windsprache, sondern auch die Thiersprache ausschließen, und nur dem Menschen die „göttliche" Naturgabe zutheilen. Weil sie definirt haben, daß die systematische Gliederung von Subjekt und Prädikat das Charakteristikum der Sprache sein soll, müssen wir uns nun den Fachmännern unterwerfen. Die Konvention ist abgeschlossen.

So wenig uns irgend ein verkrüppeltes Exemplar als Maßstab für den Begriff der Tanne dient, so wenig darf auch die anfängliche schwankende Bedeutung der Wörter im Munde des Volks uns als Maßstab für die Beurtheilung der Sprache dienen. Erst die höchste Potenz sprachlicher Entwicklung, erst das scharf definirte Wort enthüllt uns das Wesen und die Bedeutung der Sprache. Wenn dasselbe früher auch von manchem berühmten Namen anderswo gesucht wurde, wie da, wo Steinthal und Müller es heute finden, so sind wir doch verpflichtet, der wissenschaftlichen Entwicklung zu folgen. Da aber, wo die Herren Spezialisten ihre Sache nicht zum Abschluß bringen, in der Frage nach dem Zusammenhange zwischen Wort und Sinn, zwischen Geist und Sprache, in der allgemeinen Dialektik, in „der letzten Frage alles Wissens", mag es uns gestattet sein, über ihre Autorität hinauszugehen.

Robin Hood, der König der Geächteten und lustigen Gesellen.

Von **M. Wittich.**

Ihr edlen Herrn und feinen Leut',
Rückt näher zu mir her,
Von Robin Hood, dem tapfern Mann,
Erzähl' ich euch eine Mär'.

„Diese Dichtungen, an denen sich unsere Vorfahren ergötzten, klingen rauh und hart für das verwöhnte Ohr der Neuzeit, denn unser Geschmack ist empfindlicher in Sachen der Reinheit und des Wohlklangs der Töne. Sie sind aber reich an Handlung und reinmenschlichem Charakter; sie spiegeln die Sitten und Gefühle ferner Zeiten wider; sie zeichnen manches, was der Maler nicht ausführte und der Geschichtschreiber übersah, es spricht aus ihnen die Empfindlichkeit gegen Unbill und Unrecht im öffentlichen wie im Privatleben; ja sie schwingen sich bisweilen in die höheren Regionen der Phantasie empor und liefern Gemälde im ächten Geiste der Romantik. Ein unwiderstehlicher Drang zum Kampfe, der ihnen nur Spiel scheint; Verachtung gegen alles, was hinterlistig und feig, Liebe für alles, was frei, mannhaft und warmherzig ist; Haß gegen alle Unterdrücker, seien es Priester oder Laien, und Hinneigung zu allen jenen, die wahre Lustigkeit in Wort und That lieben: das sind die Eigenschaften, durch welche die Robin-Hood-Balladen sich auszeichnen. Der persönliche

Charakter sowie die Geschichte des kühnen Geächteten ist jedem Verse aufgeprägt." So urtheilt Allan Cunnigham über die Volkslieder, welche einen jener Heiligen des Volkes, wie wir sie nennen möchten, behandeln, jener Heiligen, deren das Volk allerwärts hat, die es liebt mit der ganzen Kraft seiner Seele, ja auf deren einstige Wiederkehr es hofft, wo sie dann all' sein Weh stillen und heilen sollen. Ein solcher Volksheiland ist für den Russen Stenka Razin; — auch er ist, nach dem Volksglauben, wie der deutsche Kaiser Barbarossa, nicht gestorben, sondern schlummert an irgendeinem unzugängigen, geheimen Ort, wo er wartet, bis „daß die Zeit erfüllet ist", daß er komme, sein Volk zu erlösen.

Mit dem Helden, welchen die eingangs dieser Zeilen so günstig beurtheilten englischen und schottischen Balladen feiern, mit Robin Hood, dem König der Geächteten und fröhlichen Gesellen, sollen sich die folgenden Zeilen beschäftigen. —

Wilhelm der Eroberer hatte sich nach der siegreichen Schlacht auf dem Hastingsfeld (1066 nach Christus) mit seinen normannischen Scharen der britischen Insel so ziemlich bemächtigt, und es begann jener Verschmelzungsprozeß der beiden verschiedenen Volkselemente, des normannischen Zuzugs mit den angelsächsischen Bewohnern, welchen Sir Walther Scott in seinen Romanen so lebhaft geschildert hat. Natürlich geht eine solche Völkerzusammenschweißung nicht ohne allerlei Hindernisse und Schwierigkeiten vor sich: Reibungen und Händel zwischen den ursprünglich Angesessenen und den neuen Ankömmlingen sind nicht zu vermeiden, am wenigsten in einer Zeit, wo offen und ehrlich verkündigt wird, daß das Recht im Schwertknauf und in der Faust, welche das Schwert führt, seinen Sitz habe.

Der König Wilhelm nahm den Angelsachsen einfach ihren Grund und Boden ab, zertheilte ihn in Parzellen und gab ihn seinen Adligen und Rittern als Geschenk oder Lehn; aller Besitz, alle Macht wurde in die Hände der Normannen gelegt und die Ureinwohner nach jeder Richtung hin in Recht und Besitz beeinträchtigt und vergewaltigt.

Von den alten Besitzern nun gaben viele der Gewalt nach, fügten sich ins Unvermeidliche und suchten sich mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen; andere freilich, und darunter die besten und angesehensten Familien, die gewöhnt waren, selbst Herrenrechte zu üben, konnten sich in die neuen Zeitläufte nicht finden, sondern erklärten der gänzlich umgestürzten Neuordnung der Dinge den Krieg. Das Gesetz, dem sie von nun an gehorchen sollten, war ihnen ja ein fremdes und mit dem Schwert aufgedrängt, und sie machten wider die Gewaltthat der Eroberung zahlreiche blutige Versuche, das ihnen genommene wieder zu erlangen. Immerwährend gährte es im Lande von Haß und Erbitterung gegen die Normannen; immer wieder von neuem brachen blutige Aufstände aus, die aber auch immer wieder unglücklich für die Angelsachsen endeten. Von den südlichen Provinzen Englands wurden die letzteren gänzlich vertrieben und mußten mehr nach der Mitte und dem Norden des Landes hin ihre Zuflucht nehmen. In den Sümpfen der Provinz Cambridge zum Beispiel fanden sie ein „Lager der Zuflucht" (Uebersetzung des Namens Cambridge, welches aus latein. castra refugii, französ. camp du refuge entstanden sein soll); hier war es, wo Hereward, ein angelsächsischer Freisasse und Führer des unterdrückten Stammes, seine feste Stätte hatte und die alte Unabhängigkeit und die alten Volksrechte mit seinen Scharen aufs hartnäckigste und tapferste vertheidigte, bis er 1072 den Märtyrertod fand, aber fortlebte in den Liedern seines dankbaren Volkes.

Im Norden hielt sich die Erinnerung der alten Freiheit am längsten und zähesten fest, dort strömten die Outlaws, d. h. die außer dem Gesetze Stehenden, die Vogelfreien oder Geächteten, scharenweise zusammen und kämpften heldenmüthig gegen ein widriges Geschick an. Die Geschichtsschreiber jener Zeit, meist Kleriker, die sich, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, schlau zu der Partei des Erfolges und des Glückes schlugen, brandmarkten freilich in ihren Berichten die Streiter für angelsächsische Unabhängigkeit mit wenig schmeichelhaften Titeln als Räuber, Banditen, Aufrührer und dergleichen mehr, welche sie dem Strafkodex, dem Strafgesetzbuch der glücklichen Eroberer entnahmen.

In einem Punkte waren die neuen Verfügungen besonders hart; in dem Punkte der Forstgesetze. Beide Stämme, die fremden Ankömmlinge sowohl, wie die Eingeborenen, liebten leidenschaftlich das Vergnügen der Jagd. Nun erklärte der normännische König die Jagd für ein Regal, für ein königliches Vorrecht; von ihm allein sollte die Jagdbefugniß ertheilt werden und natürlich gab er diese Erlaubniß seinen Adeligen, als solchen, denen man ihre Jagdgründe eben erst abgenommen hatte. Diesen letzteren war es verboten, die nun für königliches Eigenthum erklärten Forsten mit Waffen zu betreten, auf Zuwiderhandlung standen die härtesten Strafen, Entmannung, Blendung und Verstümmelung aller Art neben mehr oder minder harten Geldbußen. Wer Hunde hielt, mußte dulden, daß ihnen alle drei Jahre der königliche Wildmeister die Zehen der Vorderfüße abschnitt, damit sie zur Jagd untauglich wurden.

Die großen Wälder hatten aber, wie begreiflich, als Zufluchtsstätten und Sammelplätze der besiegten Rasse auch eine hohe politische Wichtigkeit, und aus diesem Grunde läßt sich die unerbittliche Härte und Strenge der Forstgesetze begreifen, welche sonst in der bloßen Jagdliebhaberei der Eroberer eine genügende Erklärung nicht fänden.

Und wie wir oben sahen, waren ja auch grade die dichten Wälder in der Mitte und im Norden Englands die Sammelstätten der Outlaws, welche eine parteiische Geschichtsschreibung zu ungünstig und zu hart beurtheilt. In Folge des feinen Rechtsgefühls jedoch, welches das Volk besitzt, hielt sich bei diesem letzteren stets die Erinnerung lebendig an jene Geächteten, ihnen wurde Achtung und Ehre gezollt, auch materiell in allen ihren Bedrängnissen aller mögliche Vorschub geleistet: waren sie doch Märtyrer, welche für ihre Freiheits- und Vaterlandsliebe von den Eroberern bedrängt und verfolgt wurden, wenn freilich auch mancherlei unlautere Elemente sich zu ihnen gesellt haben mögen, welche einen berechtigten Anspruch auf diese Achtung nicht erheben durften.

Der gefeiertste Mann aber aus dieser Gesellschaftsgruppe war Robin Hood, „der König der Geächteten und Anführer lustiger Gesellen", wie er im Volksliede heißt, der seine Residenz in dem vielbesungenen Sherwood-Forst, einem großen, dichten Wald, welcher die Grenze der Grafschaften Nottinghamshire und Yorkshire bildete, aufgeschlagen hatte. Und in der That, eine wahrhaft königliche Residenz war das, mitten im Herzen Englands. Heute freilich ist keine Spur mehr von diesem freien Sitze des Waldkönigs zu sehen, die Axt hat die Säulen des Waldpalastes gefällt, und wo einst Hood mit seinen fröhlichen Gesellen hauste, breiten sich jetzt fruchtbare Felder und grüne Wiesen aus und Dörfer und Städte sind in jener Gegend erstanden; — aber im Volkslied ist das Gedächtniß an den sagenberühmten Forst noch heute nicht erstorben.

Der geschichtlichen Kritik, die einen Wilhelm Tell und andere Lieblingsgestalten der Völker unerbittlich in das Gebiet der Sage verwiesen hat, ist es noch nicht gelungen, dem Robin Hood oder Fitzhood seine historische Existenz abzusprechen.

Nach dem einen Theil der Quellen soll Robin Hood oder Robert Fitzhood um die Scheide des 12. und 13. Jahrhunderts unter den Königen Heinrich II. und Richard I., dem gefeierten Löwenherz, gelebt und sein Wesen getrieben haben, während andere Ueberlieferungen, denen man neuerdings den Vorzug zu geben geneigt ist, die Regierungszeit Heinrichs III. (Mitte und zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts) als diese Epoche bezeichnen. — Nahe am Sherwoodforst hat seine Wiege gestanden, da, wo sein Vater wirkte, der durch verschiedene Dienste sich die Liebe des Königs Heinrich des Zweiten erworben haben und von diesem zum Danke zum Oberaufseher der königlichen Forsten ernannt worden sein soll. Da sog er die Liebe zum Waldleben mit seinem ganzen Wesen in vollen Zügen ein, diese Waldliebe, die später einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung seines Lebens gewann.

Seine Mutter stammte aus einem sehr wohlhabenden Hause, und der Familie stand eben noch eine reiche Erbschaft in nächster Aussicht, da ihr reich mit Geld und Liegenschaften gesegneter Bruder Gamwell hochbetagt und kränklich war. Da trat aber ein Ereigniß dazwischen, welches einen hervorstechenden Charakterzug des Mannes Robin Hood erklärt. Die Erbschaft wurde der Familie durch die Intriguen und Machinationen der Mönche vom Kloster Fountain Abbey aus den Händen gespielt und dem guten Magen der alles verschlingenden Kirche zugeführt, da die geistlichen Herren den alten, schwachen Onkel zweckentsprechend bearbeitet hatten, so daß er ihrem Kloster seine bedeutenden Güter bei Rippon in Yorkshire vermachte. Von diesem Mönchstücklein mag denn viel in der Familie gesprochen worden sein und gewiß in einer Art, die nicht eben eine freundliche war. Dadurch wurde in dem jungen Robin der Haß gegen den ganzen Klerus gepflanzt, den er sein Lebtag nicht verleugnet hat. (Schluß folgt.)

Aberglaube oder Wissenschaft?

Von **Bruno Geiser.**

(Fortsetzung.)

(Zöllners Geister nicht die stofflosen Gespenster des ordinären Aberglaubens. — Für diese kein Platz in der Wissenschaft. — Kant über das Erkennen. — Auch in „höheren Regionen" sind die Gespenster weder zu suchen noch zu finden — trotz der modernsten naturwissenschaftlich-mechanischen Weltanschauung. — Nägeli und Dubois-Reymond.)

Das Vorhergehende hat den Lesern den wesentlichsten Theil der zöllner'schen Experimente mit dem Medium Slade vor Augen geführt — denjenigen Theil, auf welchen Professor Zöllner selbst das größte Gewicht legt und der für alle die Folgerungen Zöllners die ausreichendsten Anknüpfungspunkte darbietet.

In ihrer letzten Konsequenz führen, wie bereits angekündigt, diese Folgerungen mitten in ein neues Geisterreich hinein; in ein Gebiet, welches für menschliche Sinne gemeinhin ganz und gar nichtwahrnehmbare Wesen bevölkern.

Die Leser werden meinen, damit vor denselben vermeintlich übersinnlichen Wesen zu stehen, wie sie sich als ganz gewöhnliche Gespenster dem amerikanischen Gelehrten Hare präsentirt haben.

Wäre das der Fall, wären die „Geister", deren Vorhandensein Professor Zöllner sich und der vernünftigen Welt mit Hülfe der spiritistischen Manifestationen durch oder in Gegenwart von Slade zur Evidenz bewiesen zu haben glaubt, nichts weiter als angeblich immaterielle, d. h. des Stoffes, wie ihn sich die moderne Naturwissenschaft als den Träger alles Seienden darstellt, gänzlich entbehrende Existenzen und Intelligenzen, so wäre kinderleicht mit ihnen fertig zu werden.

Der Glaube an sie hat mit keiner unserer Wissenschaften etwas zu thun, er ist ein Wahn, ein Aberglaube, und der, welcher ihn hegt, ist entweder der Schule zur Verstandesbildung oder dem Irrenhause zur Verstandesheilung zu übergeben, wenn man nicht vorzieht, ihn als unschädlichen Narren unbehelligt laufen zu lassen.

„Naturwissenschaft", sagt der große Philosoph Kant*), „wird uns niemals das Innere der Dinge, d. i. dasjenige, was nicht Erscheinung ist, aber doch zum obersten Erklärungsgrunde der Erscheinung dienen kann, entdecken; aber sie braucht dieses auch nicht zu ihren physischen Erklärungen; ja, wenn ihr auch dergleichen angeboten würde (z. B. Einfluß immaterieller Wesen), so soll sie es doch ausschlagen und garnicht in den Fortgang ihrer Erklärungen bringen, sondern diese jederzeit nur auf das gründen, was als Gegenstand der Sinne zur Erfahrung gehören und mit unseren wirklichen Wahrnehmungen nach Erfahrungsgesetzen in Zusammenhang gebracht werden kann."

Kant spricht hier nun freilich ausschließlich von der Naturwissenschaft; man könnte daher glauben, die Beschäftigung mit dem Einflusse immaterieller Wesen sei, obwohl für die Naturwissenschaft unzulässig, anderen Wissenschaften gestattet.

Aber an einer andern Stelle fährt Kant fort**): „Alles Erkenntniß von Dingen aus bloßem reinen Verstande oder reiner Vernunft ist nichts als lauter Schein, und nur in der Erfahrung ist Wahrheit."

Da nun alle Gegenstände menschlicher Erfahrung Naturgegenstände sind, und alle Erkenntniß, alle Wahrheit nur in der Erfahrung ihren Ursprung hat, so ist nach dem Philosophen Kant alles wahre Wissen, alle Wissenschaft Naturwissen, Naturwissenschaft und nichts anderes.

Die modernste Naturwissenschaft selbst ist mit dieser Anschauung völlig einverstanden, mögen auch ihre Anhänger bezüglich der Frage, ob das, was wir Geist nennen, in seinem Wesen innerhalb oder außerhalb unsers Wissenschaftsbereiches fällt, sich in einander befehdenden Parteien gegenüberstehen.

Indeß, haben wir damit den stofflosen Geistern, wie sie sich der gewöhnliche niedere Aberglaube allezeit als existirend und meist auch in die Menschengeschicke eingreifend vorzustellen liebte, ihren Weg aus dem Tempel der Wissenschaft gewiesen, so müssen wir ihnen erst recht den Rückzug in angeblich höhere Regionen, als die der Wissenschaft sind, abschneiden.

Wir wissen, daß fast alle Religionen in ihren Himmeln solche höhere Regionen zur Verfügung haben sollten oder wollten; wir könnten jedoch hier mit Hinweis auf unser naturwissenschaftliches Zeitalter sehr wohl diese Himmel „den Engeln und den Spatzen" überlassen, um mit Heine zu reden, und brauchten nicht zu fürchten, daß sich der Geist oder die Geister dahin aus dem Reiche unserer menschlichen Wissenschaft flüchten möchten, solange nur diese höheren Sphären winken, aber — und das ist gewiß bedenklich — ein Theil der Vertreter moderner Wissenschaft behauptet eben selber, des Geistigen im Gehege ihrer Wissenschaft nimmermehr habhaft werden zu können.

Haben diese recht — was hindert dann die Spiritisten, hochmüthig auf die Wissenschaft herabzusehen und alles, was Geist ist, für sich und die wissenschaftliche Finsterniß ihrer Manifestationen zu reklamiren?

Vergewissern wir uns daher, auf welche Seite wir uns in jenem gefährlichen Streite der Naturwissenschafter untereinander zu schlagen haben.

In einem Vortrage bei der 1877 in München abgehaltenen Naturforscherversammlung, „Ueber die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntniß" greift der münchener Professor v. Nägeli die naturwissenschaftlichen Fundamentalanschauungen eines Kollegen an, des berliner Professor Dubois-Reymond, der sich vorher über dasselbe Thema in einem rasch zu hoher Berühmtheit gelangten Vortrage ausgesprochen hatte. Nägeli entwickelt den Kernpunkt der Weltanschauung des berühmten Physiologen Dubois-Reymond in so ausgezeichneter Weise, daß ich nichts Besseres thun kann, als Nägeli sprechen zu lassen, um zu zeigen, wie Dubois-Reymond denkt.

„Die ganze Weltgeschichte," sagt Nägeli, „selbst die Weltordnung ist ihm (Dubois-Reymond) die Folge der Mechanik der Atome. Es gibt keine Geistesthat, welche nicht aus den Kräften und Bewegungen des Stoffes sich berechnen ließe, wenn es möglich wäre, diese zu kennen. Die materiellen Vorgänge, die mit der Lösung eines Rechenexempels, mit der Seligkeit eines musikalischen Empfindens, mit dem geistigen Vergnügen über eine wissenschaftliche Entdeckung verbunden sind, sind Produkte der Hirnmechanik. Der Geist kann sogar, wie Karl Vogt und vor ihm Cabanis ausgesprochen haben, als die Absonderung der Gehirnsubstanz betrachtet werden, ebenso wie die Galle das Sekret der Leber ist.

„Alles dieses erklärt Dubois-Reymond als im Prinzip begreiflich; allein, sagt er, wir lernen nur die Bedingungen des Geisteslebens kennen, nicht aber, wie aus diesen Bedingungen das Geistesleben selbst zustande kommt. Die Empfindung und das Bewußtsein begleiten wol nothwendig die materiellen Vorgänge im Gehirn, aber sie stehen außerhalb des Kausalgesetzes und bleiben uns ewige Räthsel.

„Es ist nicht ohne Interesse, die eben dargelegte Ansicht von Dubois-Reymond, die er des weiteren in Bildern und Beispielen ausführt, in ihre Konsequenzen zu verfolgen und uns das allgemeine Ergebniß klar vorzulegen. Wir kommen dann auf dieses: Der endliche Geist, wie er durch das Thierreich bis zum Menschen sich entwickelt hat, ist ein doppelter — einmal der handelnde, erfindende, die Muskeln in Bewegung setzende, in die Weltgeschichte eingreifende, bewußtlose, materielle Geist; derselbe ist nichts anderes als die Mechanik der Stofftheilchen und unterliegt dem Kausalgesetz, — dann der unthätige, beschauliche, Lust und Schmerz, Liebe und Haß empfindende, sich erinnernde, phantasirende, bewußte, immaterielle Geist; derselbe liegt außerhalb der Mechanik des Stoffes und kehrt sich nicht an Ursache und Wirkung.

„Gewöhnlich faßt man beide Seiten des Geisteslebens als Geist zusammen. Dubois-Reymond bezeichnet den letzteren ausschließlich als Geist, und derselbe wäre, wenn die Trennung in der angegebenen Art bestände, wirklich die allerdings unbegreifliche Absonderung des materiellen Geistes oder der Gehirnatome; er wäre nichts als eine nutzlose Verzierung, der ihm unfehlbar folgende, wesenlose Schatten. Denn er steht außerhalb der Verkettung von Ursache und Wirkung; er ist ohnmächtig und ohne Einfluß auf die Handlungen; ohne ihn hätte sich die Weltgeschichte genau so abgesponnen, wie sie es gethan. Auch ohne Bewußtsein wären die mathematischen Formeln erfunden, aufgeschrieben, gelehrt und angewendet, Telegraphen und Dampfmaschinen gebaut worden, — auch ohne Bewußtsein wären theologische und philosophische Disputationen gehalten, gedruckt, gelesen und ihre Verfasser unter Umständen verbrannt worden, — auch ohne bewußtes Gedächtniß wäre in den Schulen auswendig gelernt und überhört worden, — auch ohne musikalische Empfindung wäre Musik komponirt, in den Proben wiederholt, aufgeführt und mit allen äußeren Zeichen des Entzückens oder Unbehagens angehört worden, auch ohne poetische und künstlerische Empfindung wäre gedichtet, gemalt und geformt, wären die Werke der Künstler bewundert und kritisirt worden. Man hätte also ohne empfundenes und bewußtes Geistesleben alles gedacht, gethan und ge-

*) Kant, „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können", Riga 1783, S. 167.

**) Kant, a. a. O., S. 204.

sprechen, aber blos mechanisch und nicht anders, als ein sehr künstlich erfundener todter Automat denken, handeln und sprechen würde*).“

Können sich die Leser denken, mit welchem Behagen diejenigen, die an die Immaterialität des Geistes oder der Geister glauben, bereit wären, einer derartigen, „streng mechanischen Weltanschauung“, wie sie Herr Dubois-Reymond lehrt, ruhig ihren Lauf und ihr Wissenschaftsterrain zu lassen?

Ist sie doch so bescheiden, oder kann man doch wenigstens vor dem ungelehrten Volke, ohne Gefahr, eines besseren belehrt zu werden, so thun, als sei sie so ungeheuer bescheiden — diese Naturwissenschaft! Bringt sie doch — eingestandenermaßen — kein rechtes und freies Erkennen der Welt — sondern — eingeschnürt von den engen Grenzen ihres sogenannten Naturerkennens — nur ein „kümmerliches Surrogat“ der Erkenntniß*) — ein Surrogat, wie Surrogate zu sein pflegen, nichtsnutzig, auf Täuschung hinauslaufend, des Geldes unwerth, das man für sie ausgibt. (Fortsetzung folgt.)

*) Amtlicher Bericht der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München, vom 17. bis 22. Sept. 1877. S. 38 ff.

*) Dubois-Reymond in seiner am 24. März 1877 in Köln gehaltenen Rede über „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft“, Druckausgabe S. 29.

Der heilige David.

(Schluß.)

Am anderen Morgen hatten sich um die festgesetzte Zeit mehr als zweitausend Menschen auf dem Plateau des Monte Labro eingefunden.

Der neue Messias begrüßte sie und wies mit einem Rohrstab von einem Fels herab den Weg, den man einzuschlagen habe. Dann wurden Kokarden ausgetheilt, und nachdem die Menge gefrühstückt, um 1/29 Uhr, begann die Prozession sich in Bewegung zu setzen.

Die Apostel des Propheten intonirten die Hymnen und das Volk fiel mit dem Refrain ein:

Es lebe die Republik,
Gott und die Freiheit!

Die Fahnen wehten und die Kreuze schwankten über dem Zuge. Die Mädchen gingen weißgekleidet, die Frauen und Kinder gleichfalls — alle hatten Rosenkränze im Haar. Ein phantastischer Aufzug.

Unterwegs erhielt der Zug namhaften Zuwachs. Die Bauern liefen vom Felde weg, die Weiber vom Hause. So näherte man sich Arcidosso, einem Dorfe mit ca. 1500 Einwohnern, die in größter Angst schwebten, als sie den Zug immer näher kommen sahen. An der Spitze desselben marschirte der Abgesandte Gottes mit einer mächtigen eisernen Keule in der Hand.

Eine kurze Strecke vor dem Dorfe wurde der Prozession von dem Polizeikommissar des Ortes, der in Begleitung von zwei Polizeidienern und fünf königlichen Karabinieri war, entgegengetreten. Die Theilnehmer — etwa 3000 Personen — wurden aufgefordert, auseinander zu gehen. David sagte den Beamten, daß seine Leute ja unbewaffnet und gegen niemanden feindselig gesinnt seien, man wolle nichts, als die Kirchen besuchen und die Freiheit predigen. Man möge also den Willen Gottes geschehen und sein Volk ungehindert ziehen lassen. Aber der neue Messias berief sich vergeblich auf seine göttliche Mission, der Polizeikommissar bestand auf seiner Forderung und wiederholte sie. Die Gensdarmen nahmen ihre Gewehre auf. —

Da rief David den Seinen zu: „Leute, entwaffnet sie! Es lebe die Republik!“

Die Menge wiederholte: „Es lebe die Republik!“ Und sofort sauste ein Steinhagel durch die Luft. Der Polizeikommissar und ein Gensdarm wurden getroffen. Da schoß der erstere seinen Revolver gegen den Propheten ab, der von der Kugel an der Stirne getroffen, stürzte. —

Inzwischen dauerte das Bombardement fort und die Karabinieri erwiderten es mit Flintenschüssen, bis ihnen die Munition ausging. Dann zogen sie sich nach Arcidosso zurück. Die gläubige Gemeinde Lazzarettis aber trug dessen Leichnam nach dem Thurm und war voll Siegeszuversicht, der Prophet werde am dritten Tage wieder auferstehen.

Doch, er stand nicht wieder auf. Der neue Messias war todt. —

Außer dem heiligen David fielen noch vier seiner Anhänger und einer starb infolge der empfangenen Wunden.

Ob es von der Polizei recht war, auf die unbewaffnete, zum großen Theil aus Frauen und Kindern bestehende Menge zu schießen, soll hier nicht untersucht werden.

Bis zu diesem gewaltsamen Ende, das durch Denunziationen der kirchlichen Behörden herbeigeführt wurde, die Lazzaretti als gefährlichen Umstürzler schilderten, war David zwar häufig mit den Behörden in Konflikt gerathen, des Betrugs und der Vagabondage angeklagt worden, aber man hatte ihm nie etwas anhaben können: jede Anklage endete mit seiner Freisprechung. Nur einmal, 1874, verurtheilte ihn das Gericht zu fünfzehn Monaten Gefängniß und einem Jahre Polizeiaufsicht; auf erfolgte Appellation an den Kassationshof — als Vertheidiger fungirte der frühere Justizminister Mancini — wurde das erste Erkenntniß vernichtet und auch in diesem Falle erkannte die höhere Instanz auf Freisprechung.

Ein 24 Paragraphen umfassendes „Glaubensbekenntniß der neuen Reformation des heiligen Geistes“ war von David Lazzaretti verfaßt worden, zu welchem er alle Fürsten und Völker der Welt zu bekehren hoffte; er richtete in diesem Sinne Weissagungen enthaltende Briefe an Kaiser und Könige. Kaiser Wilhelm empfing beispielsweise die seltsame Mahnung: „Lege Deinen Stolz ab und erwarte einen jungen Fürsten, der Dir die Herrschaft über ein Drittel aller Nationen geben wird.“

Das Bekenntniß hat natürlich einen religiösen Charakter; aber es enthält einige Punkte, die von Verständniß zeugen. So heißt es darin u. a., daß Christus als oberster Richter kommen werde, die Lebenden zu richten — nicht aber die Todten. Christus werde nicht zugleich Gott und Mensch sein, sondern in einer Gestalt erscheinen, die er wirklich darstelle. Durch das Weltgericht würden alle Gottlosen auf der Erde ausgerottet werden. Die Ohrenbeichte wird, als Gottes unwürdig, verworfen. Uebrigens wird auch von der heiligen Jungfrau, vom Paradies, vom Fegefeuer, von den Höllenstrafen ꝛc. gesprochen. Letztere sollen nicht ewig sein. Im letzten Abschnitt heißt es: „Wir schließen mit dem festen Vorsatze, zu glauben, daß unser Stifter David Lazzaretti, der Gesalbte des Herrn, der von der römischen Kurie verurtheilte und Verbannte, wirklich Christus ist, der als Führer und Richter, in der wahren und lebendigen Gestalt der zweiten Ankunft Jesu Christi auf die Welt kam als Menschensohn, um kraft des dritten göttlichen Gesetzes des Rechtes und der allgemeinen Reformation des heiligen Geistes, welche alle Menschen im Glauben Christi im Schoße der katholischen Kirche zu Einer Religion und zu Einem Gesetze vereinigen wird, die Erlösung zu vollenden, wie dies der zehnte und elfte Abschnitt dieses von uns bekannten Glaubensbekenntnisses ausspricht.“

Die Wirkung der hauptsächlich auf eine Verbesserung der staatlichen Verhältnisse und gesellschaftlichen Zustände abzielenden Schriften und Predigten Lazzarettis wird erklärlich, wenn man die traurige Lage eines sehr großen Theiles des italienischen Volkes ins Auge faßt.

Schrieb doch, in Beziehung auf das Attentat des Passanante, ein italienischer Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“: „Die Lage der unteren Volksklassen ist hier gedrückter und kläglicher, als vielleicht in irgend welchem anderen Winkel Europas.“ — Und ein Professor an der Akademie von Neuchatel, Angelo Umilta aus Reggio in Emilia, sagt in einem kürzlich erschienenen Werke über die sozialen Verhältnisse Italiens: „In keinem Lande wird der Arbeiter so stark ausgebeutet und so schlecht bezahlt, wie in Italien. In der Provinz Como arbeiten 2000 Kinder unter neun Jahren bis auf fünfzehn Stunden im Tag für 10—15 Centesimi.“

Der Nationalökonom Boccardo stellt folgende Vergleichung über den Gewinn des Arbeiters an: „In Frankreich empfängt der Arbeiter 47, der Kapitalist 36, der Staat 17 pCt. vom produzirten Objekte. In England wird diese Vertheilung durch die Zahlen 56, — 21, — 23, in Amerika durch die Zahlen 72, — 25, — 3 bestimmt; in Italien aber kann der Arbeiter nicht über 17—20 pCt. erlangen! Nicht besser wird die Arbeit im Dienste des Staates bezahlt. Nach einer von Professor Ellero in Bologna angestellten Berechnung beläuft sich die Anzahl der italienischen Beamten mit Ausschluß der Gemeindebeamten auf 69,000. Ueber 41,000 derselben müssen sich mit einer Besoldung von 1080 Franken zufrieden geben.“

Umilta führt u. a. auch das gewichtige Zeugniß des Exministers Jacini an: „In der Umgebung der reichen und intelligenten Stadt Mailand ist der Ackerbau am allerelendesten. Die Pellagra (das Fieber der Erschöpfung) und die Schwindsucht richten unter den ländlichen Arbeitern wahre Verheerungen an. Dieselben sind wahrlich noch schlechter gehalten als die Hunde. Hier ist das höllische Problem gelöst, mit der größten Fruchtbarkeit des Bodens das größte Elend seiner Bebauer zu vereinigen. Hier stehen wir vor einer jener Ungerechtigkeiten, welche zu sühnen die Justiz nicht Strafen genug besitzt.“

Der Direktor des lombardischen Instituts für die Verbesserung des Ackerbaues, Hr. Cardani, äußert sich u. a. wie folgt: „Der lombardische Bauer ist der ärmste und elendeste aller Arbeiter. Zum Gutsbesitzer selbst hat er keinerlei direkte Beziehungen. Dieser nämlich verpachtet sein Gut an habsüchtige und gewandte Pächter (Fittabili), für welche der eigentliche Bauer arbeiten muß. Seine Nahrung ist kläglich schlecht, von Fleisch und Wein keine Rede.“ (Beim Wursthändler kaufen sich die Bauern höchstens das schmutzige Exsudat der Salami, welches mit einem Messer zusammengeschabt wird!) Die Wohnungen sind nicht besser und der Tagelohn des Familienvaters bleibt unter 80 Centesimi. Mit 35 Jahren ist das Weib so abgelebt wie eine Sechzigjährige, und „man stirbt frühe in dieser Welt des Jammers“.

Während Italien für die 82,000 Insassen seiner Gefängnisse und ihre Wächter ca. 30 Millionen verausgabt, hat es für Erziehungszwecke nicht mehr als 20 Millionen zu verwenden. Die Erziehung ist zwar obligatorisch: gleichwohl bleiben drei Fünftel der 2½ millionen Schulkinder ungeschult. Man sieht es, die oft zitirten achtzehn millionen „Analfabeti" (Leute, die weder schreiben noch lesen können) sind kein Märchen, sondern Wahrheit! Was Wunder, wenn Unwissenheit und Aberglaube in höchster Blüthe steht?

Durch diese eben angeführten Thatsachen findet denn auch jene Bewegung ihren Erklärungsgrund, der mit blauen Bohnen ein Ende bereitet wurde. -z-

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für Juli.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als die auf der deutschen Literatur gelagerte mittelalterliche Finsterniß sich allmählich zu lichten begann, gab es einen viele Jahre umspannenden Zeitraum, den man sehr bezeichnend „Sturm- und Drangperiode" nennt. Ueberall trat der Drang nach Aufklärung, nach Raum für ungehinderte, freie Forschung zutage, und ein wahrer Sturmlauf gegen Lug und Trug in Kunst und Wissenschaft, gegen veralteten Formelkram ward ausgeführt. Man stellte sich die große Aufgabe, die Kunst zur Naturwahrheit zurückzuführen, ging dabei aber soweit, selbst die immer giltigen Regeln der Kunst unbeachtet zu lassen; eine Befolgung derselben nannte man schon Nachahmung, man glaubte: das wahre Genie habe nicht nöthig, sich an Kunstregeln zu binden; „Genie" und „Originalität" ward darum das Motto der neuen Schule, deren Anhänger deshalb auch „Original"- oder „Kraftgenies" genannt wurden. Kein Wunder, daß unter so bewandten Umständen nicht selten über das Ziel hinausgeschossen wurde; es kam zu oft großartigen Uebertreibungen, und manche der „Stürmer" und „Dränger" geriethen auf die sonderbarsten Abwege. Lauwarme Mittelmäßigkeiten, wie ich viele ewig zwischen rechts und links sich bewegende „Genies" nennen möchte, suchten wol gar blinde Gläubigkeit und freie Forschung zu „vermitteln", woraus denn, wie es nicht anders sein konnte, die unklarste Schwärmerei entstand. Dies hätte für die deutsche Literatur die schlimmsten Folgen haben können, wenn nicht von anderer Seite der mystischen Richtung rechtzeitig derb und energisch entgegengetreten worden wäre. Dadurch ward dem Unheil vorgebeugt, und es rangen sich grade aus den Stürmern nachmals wirkliche Originalgenies, die vorzüglichsten Geister der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, Goethe und Schiller, empor. Der einflußreichste Gegner der „Originale", der Hauptfeind der modegewordenen dunkeln Schwärmerei war **Georg Christoph Lichtenberg,** welcher rückhaltslos die Irrthümer und Schwächen der neuen Schule bloslegte und dabei im besonderen die Geißel seiner Satire schonungslos schwang über die religiöse Verirrung des züricher Lavater, der mit Hülfe vieler voreiliger und phantastischer Schlüsse zu einer „neuen Wissenschaft", Physiognomik, gelangt war, deren Lehre darin bestand, daß die geistigen Kräfte eines Menschen sich genau in seinen Gesichtszügen wiederspiegeln. Lichtenbergs zahlreichen polemischen Aufsätze, die von geistreichem, schlagfertigen Witz durchwebt sind, befinden sich mit in den „Vermischten Schriften" (9 Bde., 1800—1806); aber nicht darin enthalten ist die „Erklärung von Hogarths Kupferstichen", die als Meisterwerk berühmt ist. Außer auf dem Gebiete der Belletristik hat sich Lichtenberg große Verdienste um die Naturwissenschaften erworben. Was seine persönlichen Verhältnisse anlangt, so ward er geboren am 1. Juli 1742 im Pfarrhause zu Oberramstädt bei Darmstadt. Bald darauf ward sein Vater als 1. Stadtprediger in Darmstadt angestellt, wo der geistig hochbeanlagte Knabe das Gymnasium besuchte und dann die Universität bezog, um sich den mathematischen Wissenschaften zu widmen. Aber er lag auch mit Eifer dem Studium der Geschichte ob und widmete seine Aufmerksamkeit der Philosophie und Philologie. Im Jahre 1770, nachdem er eine Reise nach England unternommen, wo ihm mit größter Achtung begegnet worden war, nahm er eine Anstellung als Professor der Philosophie in Göttingen an. Er wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. zum Hofrath ernannt. Eine gefährliche Nervenkrankheit, die er zu bestehen hatte, verleidete ihm die letzten Lebensjahre, er ward darnach nicht mehr recht gesund und starb am 24. Februar 1799.

August Ludwig von Schlözer ist besonders als politischer Schriftsteller und als Geschichtsschreiber vortheilhaft bekannt, und seine begründete Annahme, daß das materielle Wohlsein des Volkes die Grundlage der besten Staatsverwaltung sei, führte ihn zur Statistik, die durch ihn manche Förderung erfahren hat. Er wurde am 5. Juli 1735 in Jagstedt geboren, bezog schon im 16. Jahre die Universität in Wittenberg und studirte dann in Göttingen Theologie, später Medizin. Eben im Begriff, sein Doktorexamen zu machen, ließ er sich durch den russischen Reichshistoriographen Müller bewegen, eine Stelle als Hauslehrer in Petersburg anzunehmen. 1767 wurde er als ordentlicher Professor der Philosophie, Geschichte und Staatswissenschaften nach Göttingen berufen, erhielt den Titel „Hofrath", geheimer Justizrath und wurde 1804 vom Kaiser von Rußland geadelt. Ein Jahr darauf legte er sein Amt nieder und starb am 9. September 1809. — Als einst der Generalvikar Lehnbarer in der Art, wie es von reaktionärer Seite zu allen Zeiten geschieht, sich über den angeblich großen Mißbrauch der Preßfreiheit beklagte, von unbefugten Schreiern, von Despotismus der Journalisten ꝛc. sprach, da trat ihm Schlözer in den „Briefen nach Eichstedt" (1776—1782, 10 Bde.) scharf entgegen. „Mönch und Schriftsteller," schrieb er, „sind von jeher keine gute Freunde gewesen. Oft machten jene diese unglücklich. Das können sie nicht mehr. Nachher verhöhnten sie sie. Das hilft nicht mehr. Nun erweisen sie ihnen die Ehre, sie für furchtbar auszuschreien. Furchtbar sind sie nicht, die Schriftsteller, die Journalisten, die Licht hineintragen in die schwarzen Gegenden der Bigotterie, der Intoleranz, der heimlichen Unterdrückung; aber furchtbar ist die Publizität, die sie veranlassen; furchtbar ist nach Merciers Ausdruck das unbestochene, rächende Gericht, das sie zusammenberufen, und welches ein Vorspiel des Gerichts der Nachwelt ist." Und vorher hatte er recht zutreffend gesagt: „Schriftsteller haben die Einschränkung der Folter veranlaßt; Schriftsteller haben es dahin gebracht, daß jetzt ein ehrliches deutsches Weib mit Ehren und ohne Furcht, als Hexe verbrannt zu werden, alt werden kann."

Einer der entschiedensten Anhänger Darwins, der sich um die Popularisirung der Naturwissenschaften große Verdienste erworben und dieselben in vieler Beziehung gefördert hat, ist der am 5. Juli 1817 in Gießen geborene **Karl Vogt.** Er besuchte die dortige Universität, und als sein Vater zum Professor der Klinik in Bern ernannt worden war, folgte er ihm dahin und setzte dort seine Studien fort. Nachdem er (1839) promovirt, begab er sich nach Neuchatel, wo er gemeinschaftlich mit den berühmten Naturforschern Agassiz und Dessoir wissenschaftlichen Studien oblag. Hierauf unternahm er Reisen nach Paris und Italien, ward 1847 als Professor nach Gießen berufen und 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt. Als Mitglied der äußersten Linken folgte er dem „Rumpf" von Frankfurt nach Stuttgart, wo er in die Reichsregentschaft gewählt wurde. Nach der gewaltsamen Auflösung der Volksvertretung von der hessischen Regierung abgesetzt, ging er wieder in die Schweiz. 1852 erfolgte seine Ernennung zum Professor der Geologie in Genf. In der Folge ward er in den großen Rath der Stadt und von diesem als Repräsentant des Kanton Genf in den eidgenössischen Ständerath gewählt. 1861 leitete er die Expedition nach dem Nordkap und gab darüber (1863) ein interessantes Werk: „Nordfahrt entlang der norwegischen Küste nach dem Nordkap" heraus. Seit 1867 hielt er in vielen größeren Städten populärwissenschaftliche Vorträge, die überall beifällig aufgenommen wurden, da er es vortrefflich versteht, die wissenschaftlichen Gegenstände in einer klaren und leichtverständlichen Form zu erörtern. (Fortsetzung folgt.)

Die Leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung.

(Fortsetzung.)

Mit der vierten Gruppe, Metallarbeiten enthaltend, schließen wir die Besprechung der Haupthalle ab und wenden uns zu ihrer dekorativen Ausstattung. In diese Kategorie gehören die drei Portale und zwar die Stukkatur-Fassade der Möbel-Kollektivräume, das schmiedeeiserne Gitterthor, im Barockstyl verziert, vor dem Eingang zur Abtheilung der Alterthümer, Kunstschätze und Juwelen, und das antike Renaissanceportal der graphischen Spezialausstellung, welches aus der deutschen Kunsthalle der letzten pariser Weltausstellung herrührt. Alle drei Objekte, obzwar sie in erster Linie zur räumlichen Ausstattung dienen, können sachlich als Ausstellungs-Vorwürfe gelten, wenn sie auch nicht als solche im Katalog vermerkt sind.

Das obenerwähnte antike Renaissanceportal führt uns zu der fünften Gruppe, graphische Künste und Gewerbe. Unter den Gewerben, welche durch eigenthümliche Verhältnisse grade in Leipzig obenanstehen, nimmt die Kunstbuchbinderei einen hervorragenden Platz ein, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Ausstellung in dieser Branche eine bewunderungswerthe Fülle vorzüglicher Arbeiten enthält. Verbunden mit der Xylographie sehen wir hier die Siege der Typographie verherrlicht, welche die schwarzen Bleisoldaten von Leipzig aus in allen Ländern des Erdenrundes erkämpft haben. Die chromolithographischen Kunstwerke der Firma Barth in Leipzig, die Atlanten der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing, die illustrirten Verlagswerke von Brockhaus, Wigand, Breitkopf & Härtel, Teubner, Hirzel e tutti quanti — „Wer kennt die Länder, nennt die Namen" — die alle hier zusammenkamen, um uns zu beweisen, daß die deutsche Literatur die erste der Welt sein könnte, wenn ihr nicht eine Kleinigkeit fehlte, nämlich — die Leser. Verfügen wir uns von der altbewährten Buchdruckerkunst zu der Photographie, dem Kunstgewerbe vom neuesten Datum, dessen Mitarbeiterin niemand geringerer wie die Frau Sonne selber ist.

Es gibt Portraits, bei deren Anblick wir den Eindruck empfangen, sie müßten seelisch-treu sein, ohne daß wir das lebende Original gekannt haben. Diesen Eindruck machen auch die sorgfältig ausgeführten Oelgemälde, welche der Maler Oskar Krötsch ausgestellt hat und die er nach unscheinbaren Photographien oder halbverwischten Daguerrotypen entwarf. Die frappante Aehnlichkeit erzielt der Künstler dadurch, daß er die charakteristischen Züge, die gewöhnlich von unseren galanten Retoucheuren überpinselt werden, treu wiedergibt. Zwei andere leipziger Firmen zeigen in anschaulicher Weise, in welchem Maße heutzutage die photographische Kunst im Dienste der exakten Wissenschaften steht. Friedrich Manecke führt eine kombinirte Pigment-Photographie und sodann auf einer großen Tafel eine Menge sogenannter Mikro-

photogramme in Kohlendruck vor. Die menschliche Kopfhaut, der Seidenwurm, die Schenkelnerven des Menschen, der Frosch, die Spinne und viele andere animalische und vegetabilische Organismen sind in ihrer natürlichen Größe und treuer Nachbildung dargestellt. In ähnlich trefflicher Weise ist die Ausstellungstafel der photographischen Anstalt in der hiesigen Universität von Theodor Hornikel gehalten. Derartige mikroskopische Aufnahmen des Lichtdruckes sind gegenwärtig noch gar nicht nach ihrem vollen Werthe gewürdigt, und doch sind sie unbedingt berufen, in Zukunft bei den Experimenten der Naturwissenschaften eine große Rolle zu spielen. Die photographischen Aufnahmen, welche eine Vervielfältigung im vergrößerten Format ermöglichen, gestatten uns einen tieferen Einblick in die Werkstätte der organisch gestaltenden Natur wie das Mikroskop. So wird die Allernährerin Sonne, die Mutter des Lichtdrucks, auch zur Lehrerin und zeigt uns:

„Wie alles sich zum ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt."

Auf keinem andern Gebiete sind die in den letzten Jahren geschehenen Fortschritte des Kunstgewerbes so deutlich sichtbar, wie auf demjenigen der Illustration. Die Illustrationswuth, sagte der Franzose Edmond About auf dem letzten Literatenkongreß in London, droht den Zeitungen den halben Raum zu rauben und verflacht den Sinn des Lesers. Inwiefern der pikante Feuilletonist recht hat, mögen die Leser selbst entscheiden. Manche in der fünften Gruppe ausgestellten Prachtwerke, wie z. B. „Germania", von Johannes Scherr, Großfolio, in weißem Chagrinleder mit Goldgravüren, machen etwa den Eindruck eines Bilderbuches für Erwachsene, bei dem der Text nebensächlich behandelt ist.

Leipzigs älteste Buchbinderfirma Friedrich Julius Crusius, im Jahre 1760 begründet, liefert mit ihren Expositionsobjekten, „Neues Testament mit Photographie", in blau Chagrinleder, und „Reise nach dem Orient", in weiß Pergament, den Beweis, daß sie nicht an Altersschwäche leidet.

Besondere Erwähnung verdienen noch die von J. J. Weber verlegten illustrirten Werke, wie „Tschudi's Thierleben der Alpenwelt", der „Hausschatz der Länder- und Völkerkunde", Edwin Schlömps bekannte Gustav-Freitag-Galerie, Seemanns „Kunst und Künstler Italiens, des Mittelalters und der Neuzeit", „L'histoire de l'art en tableaux" und Georg Hirths „Formenschatz der Renaissance". Schon aus den Titeln der reich ausgestatteten und verhältnißmäßig billigen Werke ersieht man, daß die Menschen endlich anfangen, Sprache und Schrift, Wissenschaft und Kunst Unterricht und Erziehung als höchst wichtige Faktoren für die Entwicklung der Menschheit anzusehen und sie als gleichwerthig neben die Kenntniß der Herrscher, ihrer blutigen Kriege und ihrer Friedensschlüsse zu stellen. Hoffen wir, daß diese Einsicht, einst das Eigenthum bevorzugter Gelehrter, bald das Gemeingut aller Gebildeten wird. (Schluß folgt.)

Der Schabracken-Tapir. (Bild Seite 544.) Der Schabracken-Tapir gehört zu den Pachydermen (Dickhäutern) und ist ein Vetter unseres wilden und zahmen Schweines. Seinen Namen verdankt er seiner auffälligen Färbung. Er ist nämlich am ganzen Körper schwarz mit Ausnahme eines silbergrauen großen Fleckes, der sich wie eine Schabracke um den Rücken, die Kruppe, den Obertheil der Schenkel, die Flanken und den Bauch herumzieht. Die Ohren sind an ihrem Rande gleichfalls mit weißlichen Haaren eingefaßt. Aussehen und Bewegungen der kleinen, tiefliegenden Augen erinnern an das Schwein. Der Hals ist länger als der Kopf; dieser ist ziemlich gestreckt und an den Seiten zusammengedrückt; die Ohren sind zugespitzt und ziemlich beweglich; die Nase ist in einen kurzen Rüssel verlängert, der zum Ergreifen tauglich ist. Die Beine sind vorn mit zwei, hinten mit drei Hufen besetzt. Der Schwanz ist sehr kurz, die Haut dick behaart. Die Weibchen übertreffen die männlichen Thiere an Größe. Das Männchen ist vom Rüssel bis zum Schwanz über den Rücken gemessen 6 Fuß $10^1/_2$ Zoll lang und von der Schulter ab 3 Fuß 2 Zoll hoch; das Weibchen dagegen hat eine Länge von 8 Fuß 1 Zoll und eine Höhe von 3 Fuß 5 Zoll. Der Schabracken-Tapir wird in den tropischen Ländern beider Hemisphären, also in Amerika und Asien, aber nicht in Afrika gefunden. Unser Bild stellt die asiatische Spielart dar. deren Heimath die sumpfigen Wälder der Insel Sumatra und der Halbinsel Malakka, aber auch das ostindische Festland und der südliche Theil des chinesischen Reiches sind. Freie, offene und trockene Gegenden wählt der Schabracken-Tapir nicht zu seinem Aufenthalt, sondern besucht sie blos auf seinen Streifereien. Wasser ist sein Element und Baden sein höchster Genuß. Er schwimmt und taucht vortrefflich und nimmt bei Verfolgung seine Zuflucht daher stets zum Wasser. Die Tapire, welche paarweise oder in Rudeln angetroffen werden, sind Pflanzenfresser. Besonders lieben sie Melonen und Zuckerrohr, weshalb sie oft den Pflanzungen großen Schaden zufügen. Es sind harmlose Thiere, die ihres Fleisches und ihrer Haut wegen gejagt werden. Das Weibchen, wie es unser Bild darstellt, wurde im Sommer 1875 von dem Thierhändler Jamrath in London für den zoologischen Garten in Berlin angekauft. Das Männchen hat der durch seinen Welthandel mit Indigo und Cochenille bekannte Handelsherr William Schönlank in Berlin dem zoologischen Garten ebendaselbst zum Geschenk gemacht. Obzwar der Schabracken-Tapir in den chinesischen Elementarbüchern für Naturgeschichte unter dem Namen „Me" seit Jahrhunderten beschrieben worden ist und die Pen-thsaokang-mon (medizinische Encyklopädie, von budhistischen Priestern verfaßt) den Genuß seines Fleisches mit allen möglichen Wunderkräften anpries, kannten ihn unsere Vorfahren nicht. Selbst die Holländer, die seit 300 Jahren auf der Insel Sumatra Posto gefaßt haben, kannten ihn nur nach den Schilderungen der eingeborenen Dajaks. Erst im Jahre 1772 war es einem Europäer vergönnt, den „wunderbaren" Dickhäuter von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Whalfeldt, welcher damals mit der Aufsicht der Küste von Sumatra beauftragt war, ist dem Schabracken-Tapir an einer der Flußmündungen südlich von Cawur zum erstenmal begegnet. Er hielt das Thier für ein Hippopotamos (Flußpferd) und beschrieb es auch unter diesem Namen; allein die Zeichnung, welche er dem Bericht beilegte, weist nach, daß nicht von einem Flußpferd, sondern von einem Flußschwein die Rede ist. Marsden, welcher zu derselben Zeit Sekretär der Residentschaft Benkulen (südliches Sumatra) war, brachte die Existenz dieses Thieres, doch gleichfalls als Flußpferd, in seiner Geschichte von Sumatra zur öffentlichen Kunde. Erst im Jahre 1805 gelang es den Holländern, ein lebendes Exemplar zu fangen, und der berühmte französische Naturforscher Cuvier stellte nach der Untersuchung des Skeletts und der ihm in Spiritus nach Paris eingesandten Weichtheile fest, daß der Schabracken-Tapir nicht ein Flußpferd, sondern ein Flußschwein ist. — Es ist erstaunlich, daß man den Schabracken-Tapir solange mit dem Hippopotamus verwechseln konnte, da er doch alle Merkmale des Schweines trägt. Sein Jugendkleid ist nach den Beobachtungen des Majors Forguhar, die derselbe bei einem ganz jungen Tapir seines Haushalts machte, in ähnlicher Weise verschieden, wie bei den amerikanischen, dessen Junge etwa wie Frischlinge gezeichnet sind. Bis zum Alter von vier Monaten ist er nämlich schwarz und mit Flecken und Streifen von fahler Farbe oben, unten dagegen weiß gezeichnet, wie die Ferkel des Wildschweins unserer heimischen Wälder. Nach diesem Zeitpunkt fängt die Färbung an, sich zu verändern, die Flecken verschwinden und mit sechs Monaten hat das Junge die Farbe des Erwachsenen. Wie Farguhar weiter berichtet, wurde das Thier so zahm und familiär wie ein Hund, fraß ohne Unterschied alle Arten von Vegetabilien und suchte bei Tisch Brot oder Kuchen und dergleichen zu bekommen. Das von Benkulen nach Bengalen gebrachte junge Exemplar war gleichfalls sehr lenksam. Es wurde ihm manchmal gestattet, in dem Park von Barrockpore herumzustreichen, wo es die Teiche aufsuchte und auf dem Boden unter dem Wasser herumzugehen schien.

Dr. M. T.

Heidelberg. (Bild Seite 545.) Veder Napoli e poi mori, zu deutsch: „Neapel sehen und dann sterben", behauptet ein italienisches Sprichwort, das, nebenbei gesagt, ebenso übertrieben ist, wie so manches andere, was wir aus dem stiefelförmigen Schlaraffenlande des süßen Nichtsthuns überkommen haben. Wir wollen nicht etwa die Reize des meerumgürteten Parthenope (Neapel) schmälern; aber abgesehen von den Schönheiten anderer Welttheile, gibt es in Europa zwei Punkte, welche Neapels Rundsicht an Großartigkeit oder an Lieblichkeit übertreffen. Der erste ist das Panorama von Rigi in der Schweiz und der zweite ist die Umgebung von Heidelberg. Das saftige Smaragdgrün der Buchenwaidungen und Wiesen, welche allenthalben die Ufer und Berge des anmuthigsten Flusses in Deutschland, den Neckar, bekleiden, kann unser Bild nicht wiedergeben, aber selbst die schwarzen Umrisse des Städtebildes im Rahmen des Odenwaldes sind dazu angethan, Sehnsucht nach dem Besuche von Heidelberg zu erwecken. Der durch Sage und Geschichte verherrlichte Odenwald nimmt sich unter den Gebirgen Süddeutschlands wie ein gewöhnlich Menschenkind in einer Gesellschaft von Riesen aus, aber die lieblichen Züge seiner „Bergstraße" können weder die Vogesen, noch die Alpen aufweisen. Der Höhenrücken des Odenwaldes, Bergstraße genannt, ist von Zwingenburg bis Heidelberg mit Obstbäumen bepflanzt. Am Abhang einer Reihe mit Wald und Reben bedeckter Hügel liegen die erwerbsfähigen Städtchen Bensheim, Heppenheim, Weinheim. Auf dem vier Stunden langen Wege zwischen Weinheim und Heidelberg tritt die eigenthümliche Schönheit der Bergstraße besonders hervor. Heidelberg zeigt sich nicht eher, bis man fast ihm gegenüber ist. Hier entfaltet die Bergstraße plötzlich ihre Schönheiten, ähnlich gewissen Waarengeschäften, alle gleichsam nur im Aushängekasten. Und dieser Aushängekasten heißt Heidelberg. Hier ist es an allen Ecken und Enden schön; man kann nicht sagen, von welcher Seite es sich am schönsten darstellt. Wie der Rücken der Regina montium (Rigi) gleicht die drei Stunden lange Strecke des Neckarthales zwischen Neckarsteinach und Heidelberg im Sommer einem Korso, auf welchem die Schaaren von Einheimischen und Fremden aus der ganzen Welt, theils zu Fuß, zu Wagen, zu Pferd, in Schiffen und per Eisenbahn, auf und ab wallfahren. Wie überall, wo es was zu sehen gibt, bilden die Söhne Albions mit der unermüdlichen Wißbegier und dem unerschöpflichen Portemonnaie das Gros der Touristen. Nachdem wir die Staffage und Umgebung betrachtet haben, wollen wir uns in der Stadt umsehen. Heidelbergs Ursprung ist in den Zeiten des römischen Kaisers Probus zu suchen, der auch Wien (Vindobona) gegründet hat. Anfänglich war es ein befestigtes Lager (Castrum), wie sie die Römer von der Mündung der Donau bis zu ihrem Quell und den Neckar entlang bis zur Mündung des Rheins aus strategischen Rücksichten zur Abwehr der germanischen Horden anlegten. Nachdem es die Stürme der Völkerwanderung überstanden hatte, erscheint es in den Annalen

Deutschlands als Abtei. Zwischen Worms und Heidelberg läßt das Nibelungenlied den leuchtenden Helden Siegfried Hagens Speer erliegen. In Heidelbergs Nähe verlegt die Sage die Wiege des „wilden Jägers“, der wahrscheinlich nur eine christliche Auffassung des Obergottes Wotan ist. Auch der famose Trinker Herr von Rodenstein, der ein Dorf nach dem andern in Wein aufgehen ließ, ist in der Umgebung von Heidelberg geboren. Fünfhundert Jahre residirten hier die Kurfürsten der Rheinpfalz. Einer davon, Ruprecht der Erste, gründete die hochberühmte Universität Ruperto-Carolina im Jahre 1386, die älteste Deutschlands nach Prag und Wien. Im Jahre 1406 schlug Hieronimus von Prag, der Gefährte von Huß, seine Reformationsthesen an die Pforten der heidelberger Sankt Petrikirche, was ihm später Martin Luther in Wittenberg nachgemacht hat. Die heidelberger Universitätsbibliothek ist eine der namhaftesten in Deutschland. Sie enthält 200000 Bände und 1800 Handschriften. Von den sonstigen wissenschaftlichen Anstalten und Einrichtungen verdienen das archäologische Institut, der botanische Garten, das zoologische Museum und die Mineraliensammlung lobende Erwähnung. Die Hauptzierde der Stadt ist das Schloß, welches der deutsche König Ruprecht der Dritte zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu bauen begann und welches seine Nachfolger Otto Heinrich, Friedrich der Vierte und Fünfte (der Winterkönig unseligen Andenkens) immer prächtiger aufführten. Im Jahre 1621 fertiggestellt, haben es sechzig Jahre später die Franzosen in die Luft gesprengt. Vier Jahre darauf kühlten sie noch einmal ihr Müthchen an dem Wunderbau, dessen Mauerwerk wie ein fester Felsblock in den Graben fiel. Der gesprengte Thurm hatte 27 Meter im Durchmesser und 6 Meter dicke Mauern. Er liegt in der östlichen Ecke des Schlosses sammt den Kasemattengängen hundert Meter tief, von Schlingpflanzen überwuchert, am Fuße des Berges. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde das Schloß zwar hergestellt, Kurfürst Karl Philipp verlegte indeß die Residenz nach Mannheim. Ein eigenthümlicher Unstern waltete über der Zwingburg der morschgewordenen Feudalherrschaft. Als Karl Theodor 1764 aufs neue das Schloß beziehen wollte, zündete ein Blitzstrahl und fast alles Brennbare wurde zerstört. Seitdem ist es Ruine, nach Umfang und Lage wohl die großartigste und schönste, an Reichthum der Architektur jetzt noch kaum von einem neueren Schloß in Deutschland erreicht. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Heidelberg mit seinen 19980 Einwohnern und 890 Studenten ist das Stelldichein der ganzen Welt, trotzdem es seit 115 Jahren aufgehört hat, Residenz zu sein. Die Schloßruine, von üppiger Vegetation überwuchert, ist ein lehrreiches Buch deutscher Baukunst und zugleich ein Wahrzeichen der Vergänglichkeit alles Irdischen. Der ganz verfallene „Alte Bau“ datirt vom Jahre 1259 und trägt die Merkmale gothischen Stiles. Im Schloßhof des „Ruprechtsbau“, 1400 entstanden, steht ein Brunnen mit Granitsäulen aus dem Palast Karls des Großen zu Ingelheim (auf der Bergstraße). Karl der Große ließ dieselben Säulen einem Jupitertempel zu Lupodunum (Ladenberg) entnehmen. Der „Otto-Heinrichsbau“, 1556 aufgeführt, ist die höchste Leistung der Renaissance (die sogen. Wiedergeburt der Baukunst) in Deutschland. Edles Steinbildwerk überzieht die riesenhafte Fassade dreier Stockwerke. Dieses Sammelsurium von Heidenthum und Christenthum, Allegorie und Geschichte von Alexander Colin aus Mecheln (1558—66) ausgeführt, ist nach des berühmten dänischen Bildhauers Thorwaldsen Zeugniß das Vollendetste in seiner Art. Auch der „Heinrichsbau“, 1601 vollendet, ist nicht ohne Verdienst, zeigt aber durch eine Ueberladung von Ornamenten das Bestreben, alles bereits Vorhandene an Pracht zu überbieten. Es ist ein Uebergang zum Rokokostyl. Unter diesem Theile befindet sich der Keller, wo das bekannte 236 Fuder (236000 Flaschen) fassende und im Jahre 1751 verfertigte große Faß steht. Es ist 8,5 Meter lang und 7 Meter breit. Das holzgeschnitzte kleine Standbild Perkeo's, des Hofnarren des Kurfürsten Karl Philipp, welches neben dem großen Fasse steht, deutet auf einen Schwank, durch Wilhelm Hauff und Viktor Scheffel poetisch verherrlicht. Ein zweites großes Faß gibt mit seinen poetischen Inschriften Zeugniß von dem weinseligen Humor früherer Jahrhunderte.

Dr. M. T.

Literarische Umschau.

Ludwig Börne's gesammelte Werke. Neueste Volks- und Familienausgabe in ca. 30—35 Heften, à 25 Pf. Nürnberg 1879, Verlag von Wörlein & Co. Es ist sicher ein verdienstliches Werk — solch' eine Ausgabe von Börne's Schriften für das Volk! War doch Börne ein edler Mann, ein großer Patriot und ein Menschenfreund, so von ganzem Herzen und tiefstem Gemüthe, wie wenige neben ihm, und sind doch seine Schriften, obgleich entstanden aus dem Bedürfnisse des Augenblicks und bestimmt für eine engbegrenzte Gegenwart, noch heute hochinterressant und lehrreich durch ihre brillante Form und die Fülle ihres Gedankeninhalts. Die Verlagshandlung hätte übrigens ihr Verdienst noch wesentlich erhöhen können, wenn sie der ersten Lieferung eine Biographie des großen Publizisten und eine Charakteristik seiner Stellung in der deutschen Literaturgeschichte beigegeben hätte. Das sehr kurze Vorwort bietet keinen Ersatz dafür, zumal in ihm die Begeisterung für Börne's Schaffen und Wirken die Ufer des literarhistorisch Zutreffenden überfluthet, — z. B. in der Behauptung, die Eingangsworte von Börne's Gedächtnißrede auf Jean Paul: „Ein Stern ist untergegangen — ein Hoherpriester ist gestorben“, seien mit größerer Berechtigung auf Börne selbst anzuwenden. Noch eine mehr nebensächliche Ausstellung möchte der Schreiber dieser Zeilen nicht unterdrücken: er versteht nicht, wie die erste Abtheilung der börne'schen Schriften „Erzählungen, Reisen, Vermischte Aufsätze“ — betitelt werden konnte, da statt der Erzählungen und Reisen, welche danach doch den Anfang machen müßten, zunächst nichts weiter, als publizistische Skizzen, allenfalls Studien oder Essays zu nennen, also „Vermischte Aufsätze“ kommen. Vielleicht wäre es überhaupt besser gewesen, mit den kostbaren „Pariser Briefen“ zu beginnen, indessen wird der Verleger wohl auch für seine Reihenfolge triftige Gründe gehabt haben. Daß derselbe sich alle Mühe gibt, dem Publikum für den billigen Preis seines Lieferungswerkes möglichst viel zu gewähren, geht aus der Ankündigung hervor, wonach dem Schlußheft das Porträt Börne's gratis beigegeben wird. Sollte zum Schlusse auch noch ein biographisch-literarhistorisches Nachwort folgen, welches dem oben erwähnten Mangel abhilft, so wäre an dem Inhalt dieser Volksausgabe in der That nichts von Belang mehr auszusetzen.

B. G.

Redaktions-Korrespondenz.

Berlin. C. W. Sie schreiben: „Die Freude über die vernünftige Handlungsweise der Breslauer hat meine rostende Feder wieder in Bewegung gesetzt, und ich übersende Ihnen hiermit die daraus erfolgte Naturkneiperei, mit der Bitte, ihr ein Plätzchen in der ‚Neuen Welt‘ zu gönnen. Meiner Phantasie nach müßte der Morgen des 18. in den breslauer Ostvorstädten so angebrochen sein, wie ihn das ‚Morgenbild‘ besingt.“ Die aus der in Bewegung gesetzten rostenden Feder erfolgte Naturkneiperei, bestehend in dem singenden Morgenbild, führt uns nun den „Morgen des 18.“, wie er in den breslauer Ostvorstädten angebrochen sein soll, folgenderweise vor Augen: „Des Amtes zu warten, erhebt sich Aurora, — Es färbt sich der Osten mit purpurnem Schein, — Die Sonne, sie gleitet zum strahlenden Thore, — Zur glänzenden Führung des Tages herein. — Es wirbeln sich winzige Vogelgestalten — Dem Aether entgegen mit schmetterndem Sang, — Als wollten sie preisen das segnende Walten — Des Gluthengestirnes mit grüßendem Klang. — Am Waldesrand Tannen und leuchtende Birken — Mit strebenden Leibern und wurzelndem Fuß, — Sie fühlen der Sonne erheiterndes Wirken — Und neigen die Häupter mit rauschendem Gruß. — Der Falter, das fröhlichste Wesen der Schwäche, — Er führt durch die Lüfte den lustigen Tanz, — Umgaukelt die wogende, wallende Fläche — Des Saatengefildes voll goldigem Glanz. — Der fleißige Landmann erhebt sich vom Mahle, — Verläßt mit dem Ackergeräthe das Haus. — Geschäftiglich klappert die Mühle im Thale, — Sie lugt aus dem Grünen gar lauschig heraus. — Der Waldbach der ist nur von mäßiger Regung — Und schlängelt in friedlicher Ruhe daher, — Der setzt sie mit silberner Fluth in Bewegung — Und schwinget ihr thränendes Rad nach Begehr.“ Sie sehen, wir sind Ihrem Wunsche, Ihrem Morgenbilde ein Plätzchen in der „N. W.“ zu gönnen, nachgekommen. Wir gestehen jedoch, daß wir es hauptsächlich den Breslauern zuliebe gethan haben, welche durch Ihre Entdeckung der vielen, bisher so gänzlich unbekannten Naturschönheiten in Breslaus Ostvorstädten auf das freudigste überrascht sein werden: Waldesrand — Tannen und leuchtende Birken — die wogende, wallende Fläche des goldigen Saatgefildes — die Mühle — das Thal — der Waldbach — und zu allem noch der fleißige breslauer Landmann — in der That, ein romantisch gelegenes Landstädtchen, dieses Breslau Ihrer Dichterphantasie! — B. Will gelegentlich nachsehen, ob Sie recht haben!

Pößneck. E. Angekommen. Besten Dank und Gruß!

Hamburg. L. P. Das Gedicht „Der neue Diogenes“ ist von Chamisso und im Jahre 1828 gedichtet worden.

Brünn. Frl. T. Entschuldigen Sie gütigst, Gelegenheitsdichter sind wir nicht und können es auch nicht werden, trotzdem Sie so liebenswürdig sind, uns „mit Vergnügen ein bescheidenes Honorar und herzinnigen Dank“ zu versprechen. Ihre „sichere Hoffnung“, daß wir Ihnen helfen werden, das silberne Hochzeitsfest Ihrer Eltern zu verherrlichen, wird also unerfüllt bleiben.

Weimar. M. Besten Dank für die eingesendete Abhandlung; dieselbe soll baldigst Verwendung finden. Eine Karte zeichnen und in Holz schneiden zu lassen, würde sehr zeitraubend und kostspielig sein. Ob sich die Sache anders machen läßt, darüber bin ich mir im Augenblick noch nicht klar. Sobald ich mich informirt, erhalten Sie briefliche Mittheilung. Von den angekündigten Arbeiten wird mir die über Nordpolfahrten besonders willkommen sein. Wenn Sie die Güte haben, mir recht bald eine — ganz kurze — Skizze vom Inhalt dieser Abhandlung zu übersenden, so könnte vielleicht dazu für Illustrationen gesorgt werden. Auch im übrigen mögen Sie nur gefälligst einsenden, was Sie wollen, zweckentsprechende Verwendung wird in den meisten Fällen nicht lange auf sich warten lassen. Der Brief, welcher Ihrer Nachschrift zufolge dem Schreiben an mich beiliegen sollte, war nicht zu finden.

Triest. Dr. L. J. Sobald ich in der Angelegenheit, die Sie mir anzuvertrauen so liebenswürdig waren, die nöthigen Erkundigungen eingezogen, folgt ausführlicher Brief.

Greiz. W. Alles angekommen. „Schlechte Rechner“ gut zu brauchen. Bezüglich des Sprachartikels siehe vorerst Dietzgens bezügliche Arbeit. Mit allem übrigen nur immer her!

Kopenhagen. G. H. Auch ich bin der Zuversicht, daß Sie künftighin nicht mehr oft für den Papierkorb der „N. W.“, sondern für diese selbst arbeiten werden. Das Zeug dazu haben Sie. Vielleicht läßt sich auch noch aus dem einen oder der andern der eingesendeten Schilderungen etwas machen. Gegen eine Bearbeitung haben Sie ja doch nichts einzuwenden!? Sie persönlich kennen zu lernen, wird mir lieb sein. Grüße zc. sollen bestellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 47. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Die Gräfin nickte, sie erinnerte sich in diesem Augenblick, wie Nandl ihr dies selbst schon einmal gesagt hatte, und der eigene Widerwille gegen dieses Kind, den sie besiegen zu können glaubte, der einen Moment vor dem künstlich aufgereizten Gefühl zurückscheute, brach nun vor soviel Undankbarkeit, vor soviel Mißachtung auf's neue hervor. — Es gibt keine Stimme des Blutes, und die zärtliche, alles verzeihende Mutterliebe ist keine Pflanze, die plötzlich aufsprießt, die über Nacht gedeiht. In der Hülflosigkeit des Kindes liegt ihr erster Keim, durch dessen Schmerzen und Freuden, durch die täglich sich erneuernde Sorge für dasselbe wird sie großgezogen und erst durch die Gegenliebe des Geschöpfes reift sie zu ihrer edelsten Blüthe.

Jetzt trat die Kathrein ein, sie meldete, daß der Wagen hier sei und bat um Entschuldigung, daß sie solange ausgeblieben, aber er sei eben nicht früher angelangt, und Frau Therese sei auch mitgekommen und warte draußen in der Küche; als sie aber die verstörten Gesichter der Anwesenden bemerkte, fragte sie, ob Stefan schlechter geworden, und sie wollte zu ihm hinüber.

„Bleib' hier," sagte die Nandl, „ich geh' zu ihm."

Die Gräfin wandte ihr blasses, finster drohendes Gesicht ihr zu. „Hast du wohl überlegt, was du thust?" sagte sie mit kalter Bestimmtheit. „Wenn du meine Vorschläge trotzig zurückweisest, wenn du jetzt hinübergehst, so ist alles aus zwischen uns — für immer."

Die Nandl antwortete mit gleicher Festigkeit: „Für immer, — leben Sie wohl! Verzeihen Sie mir, aber ich kann nicht anders." Sie ging hinaus festen Schrittes, ohne sich noch einmal umzusehen. Sie eilte durch den dunklen Flur und durch das Arbeitszimmer hinüber zu Stefan.

Er schlief noch immer. Sie sank an seiner Seite nieder, sie erfaßte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit seine weiße, schmale Hand, sie bedeckte sie mit Küssen. „Jetzt bist du mein," rief sie; „mein, mein!" Ihre Exaltation machte sich in Thränen Luft.

In dem Augenblick hörte man den Wagen der Gräfin mit lautem Gerassel davonfahren.

Mit dem Abendzuge des nächsten Tages fuhren die Gräfin und Valerie nach Wien. Die erstere hatte ihren Verwandten gegenüber einen Vorwand gefunden, um diesen plötzlichen Entschluß zu motiviren, und da man ja überdies die wechselnde Launenhaftigkeit der Gräfin kannte, so wunderte sich niemand sonderlich darüber. Baronin Wachtler meinte, sie hätte es vorausgesehen, daß das quecksilberne Temperament ihrer Schwester mit einem längeren Aufenthalt in dieser leidlich ruhigen Gegend nun einmal unvereinbar sei.

Frau Therese, die Vertraute der Gräfin, war während des Tages nach Lindau gekommen und hatte die Nandl zu sprechen begehrt. Die Unterredung war kurz. Die Gräfin verlangte, daß ihr Frau Huber übergeben werde, da sie diese in eine Privatanstalt für Geisteskranke bringen wolle, wo sie die beste und aufmerksamste Pflege genießen würde. Nandl lieferte sie nicht aus, sie wies den Antrag zurück und ebenso die Summe Geldes, welche ihr Therese hierauf einhändigen wollte. Sie würden beide schweigen, meinte sie, auch ohne dieses. Die Huber müsse ja das Geheimniß ebenso wahren, wie die Frau Gräfin selbst, diese habe also nichts zu befürchten.

Hans konnte kurz vor der Abreise Valerie die Nachricht bringen, daß eine kleine Besserung in dem Befinden Stefans eingetreten sei, und diese fühlte sich dadurch erleichtert. Die Familien Wachtler und Tiefenbach geleiteten die Abreisenden zum Bahnhofe. Die Gräfin und Valerie zeigten für einander die aufmerksamste Zärtlichkeit; ihre Freundschaft und gegenseitige Zuneigung schien sich gefestigt zu haben, alle bemerkten es. Ewald war der Tante dankbar, daß sie Valerie in dieser Weise an sich zu fesseln wußte, und da er nach einigen Tagen schon ebenfalls nach Wien kommen wollte, so versprach er sich nicht geringen Vortheil von dieser vertrauten Annäherung der beiden.

Seitdem waren Wochen vergangen. Ein ziemlich lebhafter Briefwechsel war zwischen Wien und Seekirchen eröffnet worden. Valerie berichtete über den Zustand ihrer Tante und daß dieser leider ein hoffnungsloser sei. Auch von Ewald schrieb sie, und in welch' liebenswürdiger Weise er bemüht sei, seiner Tante Erheiterung und Zerstreuung zu verschaffen, und wie dringend diese wünsche, daß sie ebenfalls daran theilnähme, sie könne und wolle jedoch nicht ihre Tante verlassen; der Arzt hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß die Katastrophe demnächst eintreten könne, sie sei darüber tief innerlich betrübt, und so verschließe sie sich denn all' den tröstenden und aufmunternden Einwirkungen ihrer neuen Freundin und Ewalds, um sich ganz und vollständig ihren Pflichten als Krankenwärterin hinzugeben.

Valerie schien in der That aufopferungsbedürftig, das schwere Amt erschien ihr wie eine Art Buße, die sie sich selbst auferlegt hatte, um einem innern Vorwurf zu begegnen. An Hans schrieb

sie ebenfalls, sie erkundigte sich liebevoll und dringend nach Stefans Befinden, aber keine Silbe erinnerte an ihre vergangenen Beziehungen, keine Silbe verlautete über die zukünftigen. Hans antwortete ihr, daß Stefans Besserung fortschreitet, und nach weiteren acht Tagen konnte er berichten, daß er außer aller Gefahr sei und daß die fortgesetzt sorgfältige Pflege und seine Jugend eine vollständige Genesung erwarten lassen. Er theilte ihr auch mit, daß er selbst, sobald diese Genesung eingetreten sei, Seekirchen und das Vaterhaus verlassen werde, um sich irgendwo nach einer Stelle oder Beschäftigung umzusehen, mit der er sich sein Brot verdienen könne; er wisse freilich noch nicht, ob es ihm gelingen werde, aber er werde es versuchen, denn er vermöge die Demüthigungen, die ihm sein Vater täglich bereite, und die sichtliche Mißachtung, mit der er ihm begegne, nicht länger zu ertragen, und er müsse diesem Verhältniß ein Ende machen, wenn er nicht alle Achtung vor sich selbst verlieren solle.

Der nächste Brief Valeriens war schwarz umrändert, er brachte die Nachricht von dem Ableben der Tante. Einige Tage später schrieb Gräfin Brandis an Valeriens Eltern; sie stellte diesen vor, daß man vorderhand nicht daran denken dürfe, Valerie nach Seekirchen zurückzubringen. Der Tod ihrer Tante habe das weichherzige Mädchen unsagbar angegriffen, es sähe blaß und leidend aus, und die Aerzte, welche sie deshalb befragt, wären der Meinung, daß es für das Wohlbefinden der jungen Dame sehr vortheilhaft wäre, wenn sie den Herbst und Winter in Italien verbrächte. Sie müsse deshalb dringlichst rathen, daß die Eltern zu dem schon vorher aufgestellten Projekt der Gräfin, daß Valerie mit ihr Italien bereisen solle, ihre Zustimmung geben möchten. Es sei dies auch Valeriens persönlicher Wunsch; sollten sie jedoch von ihrem einzigen Kinde sich nicht trennen wollen, so gäbe es ein von ihnen sehr gewünschtes Auskunftsmittel, Mama und Papa Tiefenbach sollten nämlich die Reise mit ihnen machen.

Valerie bat noch dringlicher und mit den zärtlichsten Worten, die Eltern möchten nicht säumen und unverzüglich sich zur Reise bereit machen; sie brauchten sich jetzt keinerlei Einschränkungen mehr aufzulegen, und sie sollten jetzt genießen dürfen, was ihnen solange versagt geblieben; die gute, unvergeßliche Tante habe ja ihre Tochter wirklich zur Universalerbin eingesetzt, und sie sei jetzt reich.

Tiefenbachs kleideten sich in strenge Trauer, gratulirten sich und ihrer Tochter — und packten ein.

Der General war in der übelsten Laune, als er von diesem Entschlusse Tiefenbachs erfuhr; er nannte es einen Wahnsinn, eine Dummheit, seine gewohnte Art und Bequemlichkeit aufzugeben, um in Gasthöfen von schuftigen Wirthen sich prellen zu lassen, er schimpfte zugleich auf die „Katzelmacher" da unten, auf die verrätherischen, hirnverbrannten Venetianer und Mailänder, die ihren eigenen Vortheil so wenig verstanden und von Oesterreich abgefallen waren, und wie er es als eine Art von Illoyalität betrachte, denen da noch österreichisches Geld in den Rachen zu werfen. Als aber sein Brummen und seine Demonstrationen keinen Erfolg hatten und als er sah, daß die Reisevorbereitungen nichtsdestoweniger fortgesetzt wurden, fing ihm vor der Einsamkeit, die ihn fortan auf Schloß Hohenwang umgeben solle, ernstlich bange zu werden an. Ewald, die Gräfin, der Hauptmann, sein alleweil Getreuer, sie alle verließen Seekirchen; nur Hans blieb ihm zurück, Hans, dem er täglich heftiger grollte, und der seinerseits den Vater mied, soviel er nur konnte. Der General war in diesen Tagen in einer gräßlichen Laune, er ärgerte sich so gewaltig und hustete infolge dieser zornigen Erregung noch mehr als sonst. Er gab jetzt zu, daß er wirklich an Asthma leide, und als ihn Hauptmann Tiefenbach darauf aufmerksam machte, daß auch für ihn die milde Luft Italiens höchst wohlthätig und heilsam wäre, so widersprach er garnicht, und er brummte in sich hinein, er wolle einmal den Rath seines Freundes in Erwägung ziehen. Am nächsten Tag war es eine ausgemachte Sache, daß er und seine Gemahlin Hohenwang verlassen würden, um vorerst die wiener Aerzte zu konsultiren und, falls diese eine Reise nach Italien und einen mehrmonatlichen Aufenthalt daselbst für angezeigt hielten, zugleich mit Tiefenbachs und der Gräfin nach Venedig zu gehen.

Die Baronin, die Ruhe und Bequemlichkeit vor allem liebte, seufzte heimlich über diesen ganz unerwarteten Beschluß ihres Gatten und Gebieters, aber sie war zu fügsam oder vielleicht auch zu indolent, um daran etwas ändern zu wollen.

Der General traf alle Verfügungen auf seinem Gute, die seine längere Abwesenheit bedingten. Alle Aufsicht über dasselbe und alle Obliegenheiten wurden Miethlingen übergeben, dem Sohne ward keinerlei Amt anvertraut oder auch nur Einflußnahme auf die Verwaltung gestattet. Es geschah dies nicht einmal, um ihn absichtlich zu demüthigen, es zeigte nur, daß der Vater eben keinerlei Zuversicht in die Fähigkeiten seines jüngeren Sohnes setzte und daß er seine Thätigkeit völlig mißachtete. Er sollte gefüttert und versorgt werden wie ein zurückgebliebenes Luxusthier, man verlangte keinerlei Gegenleistung dafür. Manchem faulen, gedankenlosen Burschen wäre eine solche Existenz höchst wünschenswerth erschienen, auch der General meinte, der Junge hätte es besser, als er's verdiente; Hans fühlte sich erbittert, erniedrigt; all' sein Mannesmuth war erwacht und damit der Entschluß, die Wohlthat dieser schmählichen Versorgung zurückzuweisen, und da seine geistigen Fähigkeiten als unzureichend selbst von dem Vater angesehen wurden, die Arme zu gebrauchen, um sich sein Brot selbst zu verdienen. Er sagte indeß noch nichts davon, er wollte einen unnützen, aber jedenfalls aufregenden Auftritt vermeiden; er hatte auch garnicht die Absicht, sich in der Meinung seiner Familie höherzustellen, er wußte, dies würde ihm nicht gelingen, und am wenigsten in der Weise, in der er vorzugehen gedachte, aber er wollte mit dem gedachten Schritt nur sich selber genügen.

In den ersten Tagen des September verließen die Familien Wachtler und Tiefenbach das Landstädtchen. Durch ihr Scheiden ging Seekirchen seiner illustren Persönlichkeiten verlustig, denn Hans, der sich mit allen gemein machte, wie die seekirchner Bürger sagten, zählte nicht dazu, und die übrigen Sommergäste, die sich indeß hier angesiedelt hatten, waren nicht vom Range derer von Hohenwang oder Tiefenbach. Die Seekirchner waren sehr unzufrieden über diesen leichtbeweglichen Sinn ihrer Haute-volée.

Es war ein wunderbar schöner Herbstmorgen, wie sie so häufig im Gebirge sind. Die Luft war klar und rein, nur über die entfernteren Gegenstände breitete sich ein feiner Duft. Die Temperatur war von jener prickelnden Frische, die belebend auf die Nerven wirkt; Thätigkeit und Bewegung sind dann Bedürfniß, die durch die Nachtruhe angehäufte Kraft will sich ausgeben, sie will verbraucht sein. Nandl und ihre Genossen waren seit dem frühesten Morgen im Garten thätig. Die Pflanzung befand sich im üppigsten Flor, das Gemüse, in herrlichen Sorten vertreten, zeigte ein reiches Erträgniß und die meisten Blumen standen noch in Blüthe. Aus Wald und Wiesen wurde überdies in sorglicher Auswahl eine Unmasse von Kräutern, Gräsern und Blumen hierhergebracht, theils um sie hierher zu versetzen, aber hauptsächlich um sie zu trocknen. Man konnte jetzt die Frucht einjähriger, schwerer Arbeit einheimsen und zugleich mit ihrer Verwerthung beginnen. — Während hier außen alle in fröhlicher, lebendiger Thätigkeit sich tummelten, war es im Hause still und ruhig. In dem Wohnzimmer des Professors, das in gute Ordnung gebracht war, standen die Fenster weit geöffnet, Stefan, in einem bequemen Lehnstuhl saß an einem derselben, das nach dem Garten ging. Er stützte die Ellenbogen auf die Lehne und den Kopf in die Hand; ein aufgeschlagenes Buch, das er der Bibliothek des Professors entnommen hatte, lag aufgeschlagen auf seinem Knie, aber er las nicht darin; seine Augen richteten sich nach dem Garten und darüber hinaus, dem Walde zu, dessen dunkle Tannen, vom glänzenden Sonnenschein erreicht, immer bestimmter aus dem zarten Dunstgewebe des Morgens heraustraten und bereits einen würzigen Harzduft ausströmten, der bis hierher drang. Er schlürfte ihn mit wonnigem Behagen, und nun senkte sich ein wenig sein Blick, den sonnigen Flächen entgegen, die noch thaufrisch erglänzten und deren Gräser all' ihren kalten Schimmer begehrlich den glühenden, belebenden Strahlen preisgaben.

Die Luft, die Himmelsbläue, die Sonne, der Duft von Wald und Blumen, was bedeuten sie einem Menschen, der nach langer Krankheit sich wieder daran erfreuen kann! Niemals ist man empfänglicher dafür, niemals genießt man mit größerer Wonne, mit reinerem Sinn die Herrlichkeit der Natur, als wenn man in dem zartempfindlichen Zustand der Rekonvaleszenz sich befindet. Stefan gab sich ganz dem erfrischenden Zauber hin, er verspürte wieder Jugend und Lebenslust, es war ihm, als keime in seinen Muskeln neue Kraft. Er erhob sich von seinem Sessel, wie von einer Art prüfender Neugier getrieben, er streckte seinen Körper, er stand aufrecht. Er erschien sich so hoch, es war ihm, als sei er gewachsen. Er that einige Schritte, er trug das Gewicht seines

Körpers, er konnte allein gehen, ohne jegliche Stütze. Unendliche Freude überkam ihn, er war also nicht mehr krank und schwach, er war gesund geworden!

Er ging, als wolle er sich das selbst beweisen, einigemal im Zimmer auf und ab. Ja, er hatte wieder Kraft, und diese Kraft sie würde nun täglich zunehmen und er würde wieder arbeiten können und thätig sein und leben wie andere Menschen! Wie andere Menschen? Hatte er denn vergessen, daß er ein Krüppel war? Er ließ sich mit einem schweren Seufzer wieder in den Sessel zurückfallen. Er schloß die Augen, als wolle er von dem lachenden, blauen Himmel, von der alles verschönenden Sonne nichts mehr empfinden, als wolle er sich gewaltsam abschließen von den leben- und lusterweckenden Einwirkungen der Natur.

„Ich bin gesund geworden, und ich muß fort; ja, ich werde von hier gehen, morgen schon, wohin ich gehöre — in's Invalidenhaus. — — Nun, was ist's auch mehr? Lorenz hat recht, es sind so viele Burschen dort, die ein ähnliches Loos getroffen hat, warum willst du grade etwas Besonderes? Und ist's denn so schlimm dort? Man hat sich der Hausordnung zu fügen, man wird kommandirt zur Fütterung, zum Schlafen, zu den kleinen, mechanischen Arbeiten und häuslichen Verrichtungen, sie bleiben immer dieselben, es ist ein Tag wie der andere und man hat keine Aufregungen und keine Sorgen, und man könne ganz zufrieden dabei sein, sagen sie, und es käme eben nur auf die Gewohnheit an." Ein unsäglich bitteres Lächeln trat auf seine Lippen, und er warf den Kopf mit einiger Heftigkeit gegen die Polsterlehne zurück. Jetzt erscholl außen eine kräftige, jugendliche Mädchenstimme, Nandl, die im Hofe stand, rief nach dem Garten zu. Der Ton machte Stefan erzittern; er neigte sich vor, als müsse er ihn so besser auffangen, seine Züge veränderten sich rasch, wie in einem jähen Entzücken. Nandl wiederholte die Frage, die sie an den im Garten arbeitenden Sepp richtete; als sie merkte, daß er sie mißverstanden hatte und der Entfernung wegen nicht leicht verstehen konnte, nahm sie zur mimischen Ausdrucksweise ihre Zuflucht. Sepp ahmte ihr sogleich nach. Dies stumme, gegenseitige Spiel und die lebhaften Gesten erregten ihre Heiterkeit und sie brach in ein lautes, helles Lachen aus.

Stefan hatte Nandl, seit er krank im Hause lag, nicht lachen gehört, heute dünkte es ihm wie Nachtigallenruf, so süß, so froh, so herzerquickend; es war ihm, als müßte er mit einstimmen in diese Fröhlichkeit, als müßte er mitlachen, so unwiderstehlich faßte es ihn, und zugleich erwachte die Sehnsucht in ihm, ihr nahe zu sein, ihr in die Augen zu sehen und auf die rothen, frischen, lachenden Lippen —. Eine dunkle Glut ergoß sich plötzlich über die blassen Wangen. Auf was ertappte er sich da? Welch' ein berückendes Bild war vor ihm aufgestiegen? Er schüttelte den Kopf, als könne er es dadurch verscheuchen, und wie im Abscheu vor sich selbst schlug er mit der Faust gegen seine Stirne. „Unglücklicher, woran denkst du, was willst du, was begehrst du noch? Soll es denn in dir nicht zur Ruhe kommen? Bist du noch nicht hinlänglich getreten, gedemüthigt und gemartert worden, daß du dich vermissest, neue Forderungen an das Leben zu stellen, daß du es noch wagst, glücklich sein zu wollen und — geliebt, geliebt? Kannst du es jemals vergessen, wie sie, die andere, vor dir zurückgeschaudert, als sie dich berührt, ein Grauen sie erfaßte und Entsetzen? Wolltest du noch einmal einem Weibe dich nahen, in Liebe dich ihr nahen? — Niemals, — o gewiß niemals! Das Höchste, das ein Menschenherz ersehnt, verlangt, es bleibt dir versagt, verschlossen für immer, und doch bist du kaum zweiundzwanzig Jahre alt! Ach, es wäre besser gewesen, Sepp und Anton hätten mich nicht aufgefunden; sie hätten mich sterben lassen sollen, dann wär' ich all' den Jammer los." Er stöhnte laut. Aber der Klagelaut selbst brachte ihm seine Schwäche zum Bewußtsein und sein wieder gekräftigter Sinn begann sich dagegen aufzulehnen. Ein weichliches Sichversenken in Jammer und Betrübniß lag nicht in seiner Natur. Er wollte sich dem entreißen und sich durchringen zu dem männlichen Entschluß, das Leben zu ertragen, es zu nehmen, wie es sich ihm darbot; das, was es ihm für immer versagte, er wollte es auch nicht einmal begehren, für das Uebrige wollte er nicht alle Hoffnung aufgeben, vielleicht konnte es ihm gelingen, vielleicht konnte er einmal noch, eine ihm zusagende, ihn befreiende Thätigkeit ergreifen, für den Augenblick mußte er sich in das Unabänderliche fügen. Er wollte es ohne Klage und ohne das Mitleid anderer dafür in Anspruch zu nehmen. Dies Mitleid, das er in seiner Herabgekommenheit so heiß verlangte, das dem Kranken Bedürfniß war und von dem er süßen Trost erwartet hatte, es wurde ihm jetzt zur Pein; die jüngste Demüthigung, die er erduldet, hatte ihm all' den verlornen Stolz wiedergegeben.

Vor einigen Tagen war es, als ihm ein fünfmal versiegelter Brief zugestellt ward. Er war von Valerie und er enthielt außer einer Tausendguldennote nur einige Zeilen. Es waren gute, herzliche Worte. Sie schrieb, sie sei in einiger Verlegenheit, in welcher Form sie ihm dies anbieten dürfe, aber sie hoffe, er werde es von seiner Freundin annehmen, die jetzt unabhängig sei und die niemals aufhören werde, ihm ihre wärmste Theilnahme zu weihen. Die Summe würde ihn in den Stand setzen, seine Studien wieder aufzunehmen, und sie erwarte mit Zuversicht ein glänzendes Resultat davon.

Sicher, sie hatte es wohlgemeint, die Absicht war die beste und zeugte von dem guten Herzen der Geberin, Stefan empfand es wie eine Schmach. Sie, die ihm nichts mehr sein konnte, nichts mehr sein wollte, für die das Wort Freundin nur ein Vorwand geworden war, sie wagte es, ihm ein Geldgeschenk zu machen? Er hatte es ihr zurückgesendet. Von Hans und Nandl hatte er alle und jede Unterstützung angenommen, ohne daß es ihn bedrückt hatte, wie anders — jetzt wußte er es — verhielten sich die zu seinem Herzen; aber er war jetzt gesund geworden, sie hatten genug für ihn gethan, und das erste, was er mit seiner wiedererlangten Kraft vollführen wollte, war — fortzugehen.

Jetzt ward die Thür aufgestoßen und die Nandl kam herein. Sie trug in ihrer Schürze aufgehäuft eine große Menge Strohblumen, die ausgelesen und gereinigt werden, und in die möglichst graziöseste Form gebracht, in der Sonne trocknen sollten. Sie warf sie auf den Tisch, der nun in der Mitte des Zimmers stand, und sah dann nach dem Fenster, wo Stefan saß. Er hatte sich nicht umgewendet nach ihr. Er hatte sein Buch aufgenommen und las. Mit zärtlicher Genugthuung betrachtete sie seine kräftigere Haltung, seine frischere Gesichtsfarbe. Dann neigte sie sich wieder den Blumen zu, sie breitete sie in Partien auf dem Tische aus; sie selbst schwang sich auf eine Ecke desselben, und indem sie sich die zunächstliegende Partie in den Schoß legte, begann sie ihre Arbeit. Jedes verdorbene Blatt, jeder Auswuchs, jede Verkrümmung wurde beseitigt, was allzuüppig war oder die Eleganz der Form beeinträchtigte, ward mit einer kleinen Scheere gestutzt und zugeschnitten. Sie schien von dieser Beschäftigung recht in Anspruch genommen, aber die kleinen, herabhängenden Füßchen, die jetzt immer in netten Schuhen steckten, zeigten eine gewisse, zuckende Unruhe, und hie und verirrte sich doch wieder ein Blick von den Blumen nach dem Fenster hin. Er wollte sich also heute durchaus nicht um sie kümmern, er wollte thun, als bemerke er ihre Anwesenheit garnicht? O, sie wußte es wohl, daß Absicht dahinter steckte. Ein schelmisches Lächeln umspielte ihre Lippen und zugleich trat ein Zug von Ueberlegenheit in diesem hübschen Gesichte hervor, den man recht wohl dahin übersetzen konnte, daß diese kleine Person ihrer Sache so ziemlich sicher war und daß ihr heimlicher Gedanke lautete: Thu', was du willst, du entgehst wir doch nicht, ich weiß dich festzuhalten und zwar zu deinem eigenen Besten. Der Gedanke schien sie recht glücklich zu machen. Sie begann, ein Liedchen vor sich hin zu summen, aber hie und da brach ein lauterer Ton voll Herzensfreudigkeit aus dieser jungen Brust. (Fortsetzung folgt.)

Robin Hood, der König der Geächteten und lustigen Gesellen.

Von **M. Wiltich.** (Schluß.)

Nach dem Tode seiner Eltern ward Robin Herr eines nicht unbedeutenden Vermögens, welches er aber durch ein äußerst ungebundenes und lustiges Leben in Gemeinschaft mit ebenso genußfreudigen Altersgenossen durchgebracht haben soll.

Die Geschichte meldet nun weiter nicht, ob er irgendwelchen Versuch gemacht hat, auf friedlichem Wege sich wieder eine feste Stellung in der Gesellschaft zu erringen; sie erzählt einfach, er habe sich mit mehreren Genossen zu den Geächteten begeben, die

aus allen Landschaften Englands in Sherwoodforst zusammenströmten. — Dieses neue Leben voll Abwechslung und Aufregung aller Art behagte dem freudigen, thatenfrohen Sinn unseres Helden gewiß ganz vortrefflich, seine ungewöhnliche Leibesstärke, seine natürliche Schönheit, sein kühner Wagemuth und schlauer Unternehmungsgeist stellten ihn bald als Anführer an die Spitze der Schaar der Geächteten im Sherwoodforst. Von seinen munteren und tapferen Genossen ward er allgemein geliebt und geehrt, besonders weil er für seine Person keinerlei Vorzug in Anspruch nahm, sondern Freud und Leid, Genuß und Anstrengung ganz mit demselben Maße sich wie jedem andern zugemessen zu sehen wünschte.

Man verglich ihn mit Wilhelm dem Eroberer und gab ihm vor jenem den Vorzug. Denn, sagte man, Wilhelm nimmt den Reichen und gibt es anderen Reichen, d. h. er nimmt den urangesessenen angelsächsischen Adligen und gibt es seinem normannischen Adel, — Robin Hood dagegen nimmt den Reichen und gibt es den Armen. Er spielte thatsächlich so ein bischen Vorsehung und glaubte sich berufen, auf diese Weise die Ungerechtigkeiten, welche der Weltlauf in jenen Tagen mit sich brachte, einigermaßen auszugleichen: er arbeitete in seinem Sinne an dem Problem der Lösung der sozialen Frage, in einer Eisenzeit natürlich in der Weise eines Mannes des ehernen Zeitalters; die Achseln zu zucken brauchen unsere Zeitgenossen darüber nicht, werden doch auch heute noch gar viele „Fragen“ gewaltsam zu lösen gesucht, obgleich, wie sich das vorige Jahrhundert das Jahrhundert der Aufklärung nannte, unser jetziges sich so gern das der Humanität nennt.

Ein Säulengang am Can

Mit dem Königthum halb und halb einverstanden, weil an

Grande in Venedig. (Seite 563.)

nennt, an sich rissen. Die Armen, wie gesagt, hielten Robin Hood besonders hoch, da er ihnen nicht nur nie zu nahe trat und sie schädigte, sondern ihnen in uneigennützigster und mildthätigster Weise allerlei Wohlthaten erwies, namentlich aber sie gegen die Reichen, gegen Wucherer und Ausbeuter schützte. Ja, auf die Geizhälse und Kornwucherer hatte er es ganz speziell abgesehen. Einst zahlte er einem solchen, bei dem eine arme Witwe wohnte, für diese die Miethe, welche die arme Frau nicht hatte aufbringen können, darnach aber ließ er dem Filz gelegentlich sein ganzes Geld abnehmen, welches er bei sich führte. Unter andern war ihm besonders verhaßt der Sheriff oder Viscount von Nottingham, der auch dem Schauplatz seiner Thaten, dem Sherwoodforst, sehr nahe war. Diesem, der auch sehr empfänglich war für die Lockungen des Reichthums, bot er zu auffallend billigem Preise eine Heerde Vieh an, welche er sich im Walde selbst ansehen solle. Als der Leichtgläubige tief genug in das Dickicht gelockt worden war, wurde ihm all' sein Geld und Gut, welches er bei sich führte, abgenommen; dazu ward ihm der Bescheid, die Heerde Robin Hoods, des „Königs der Wälder", seien Hirsche und Rehe, die er sich nun selber holen könne!

dasselbe in ihrer eignen Vergangenheit gewöhnt, wendeten Robin und die Seinen sich gegen seine übermüthigen Beamten aus dem normannischen Adel, in zweiter Linie gegen den länder- und geldgierigen Klerus, welche beiden Gesellschaftsgruppen damals den größten Theil dessen, was der Volkswirth Nationalvermögen

Ebenso wie in seinen Feindseligkeiten mit Geizhälsen und Wucherern standen auch bei seinen ewigen Kämpfen und Neckereien mit dem Klerus die Sympathien des Volkes auf seiner Seite.

Wie oben schon erwähnt, war ihm das ganze Geschlecht der Pfaffen schon in frühester Jugend äußerst verhaßt geworden. Von Klöstern und Abteien erhob unser Robin Abgaben und Zölle dafür, daß er sie unbehelligt ließ; unzählige Abenteuer werden über dieses Thema erzählt, bei denen Robin Hood auch der hohen Geistlichkeit nicht schonte; gar mancher Bischof ward von ihm ausgeraubt, da er sah, wie sie ihren kirchlichen Beruf nur als Nebensache betrachteten, hauptsächlich aber, vom Mark des Landes und Volkes sich nährend, ein faules Schlemmerleben führten. Als einmal der Bischof von Carlisle in seine Hände gefallen war, raubte er ihn nicht nur aus, sondern er ließ ihn auch noch an einen Baum binden und zwang ihn, in dieser Stellung eine Messe zu singen. Wenn sich nun die Herren von der hohen Geistlichkeit bei dem König beschwerten, so versprach ihnen dieser zwar, sie zu rächen, ohne jedoch Hood beikommen zu können, der im niederen Volk eben überall Helfershelfer und Hehler aller Art zu finden sicher sein konnte.

Der Person des Königs gegenüber ließ er es jedoch nicht an Respekt fehlen. Eines Tages griffen seine Leute zwei Mönche auf, führten sie zu ihrem Hauptmann, und dieser nahm sie, um ihr Urtheil zu sprechen, in's Verhör. Auf seine Fragen sagte der eine Mönch aus, sie beide seien vom König beauftragt, gewisse Botschaften zu besorgen. Daraufhin befahl der Hauptmann, die beiden Gefangenen freizulassen und rief laut: „Gott erhalte den König und vernichte alle seine Feinde!" Da schlug der eine der Mönche sein geistlich Gewand zurück und Hood und die Seinen erkennen — den König Richard den Ersten! Sie sinken vor ihm nieder und bringen ihm ihre Huldigungen in einem allgemeinen Hochruf dar. Der König dagegen verspricht der ganzen Gesellschaft nicht nur Straflosigkeit, wenn sie als Langbogenschützen in die Reihen seiner Krieger eintreten wollten, sondern er soll sogar den Führer Robin Hood zum Grafen von Huntingdon gemacht haben.

Am königlichen Hofe nun sollen der Waldkönig und seine Genossen sich anfänglich ganz wohl befunden haben; nachdem aber eine geraume Zeit verflossen war, mußten sie des steifen und beengten Hoflebens müde geworden sein und den König um einen Urlaub von vierzehn Tagen gebeten haben, den sie antraten, aus dem sie aber nicht wieder an des Königs Hof zurückkehrten.

Wenn diese Erzählung mit der Zeitrechnung nicht stimmt, so ist es aber jedenfalls erklärlich, wie das Volkslied mit Lust den romantischen Richard Löwenherz mit seinem ebenfalls romantischen Helden Robin Hood in Verbindung gebracht hat.

Unter der Führung Robin Hoods stand eine große Zahl von Geächteten, in den Liedern ist häufig von hundert Männern die Rede, die um ihn geschaart gewesen sein sollen, das wird aber eben nur eine runde Zahl sein, wie sie in Erzählungen und Dichtungen so oft gebraucht werden, ohne den Anspruch auf mathematische Genauigkeit zu erheben. Diejenigen, welche unter dem „Meister", wie die Lieder unsern Helden nennen, Mitglied der Bande werden wollten, mußten Proben von kriegerischem Muth und Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen, vorzüglich des altangelsächsischen Langbogens ablegen; diesen letzten führte der Hauptmann selbst und seine Leute mit größter Meisterschaft, und war er es oder einer der Seinen, der auf öffentlich abgehaltenen Wettschießen die ersten Preise davontrug.

Neben Robin Hood selbst finden wir noch verschiedene hervorragende Mitglieder der Gesellschaft, deren Namen überliefert sind, und die in seinem Leben und in den Liedern eine hervorragende Rolle spielen. Da war vor allen der sieben Fuß lange Little John un[illegible] riesenstarke Mönch Tuck, welche, ihm an Muth und Kraft an[illegible]ten, auch seine liebsten und vertrautesten Freunde w[illegible]er beiden Enakssöhne hieß eigentlich John L[illegible]urde aber später scherzweise Little John, [illegible] Außerdem führte er noch den Namen [illegible]s nun, weil er früher das Gewerbe eines [illegible]es, daß ein anderer Grund Veranlassung zu die[illegible]en hat.

Wie dieser war der Mönch Tuck, [illegible]beste Langbogenschütze weit und breit, er war wegen [illegible] von seinem Kloster ausgeschlossen worden und hatte sich in [illegible] Wald zurückgezogen, um in einer selbstgebauten Einsiedelei ein durchaus nicht mönchhaftes, asketisches, sondern ein freies, ungebundenes Wald- und Wildschützenleben zu führen.

Eines Tages traf ihn Robin Hood am Ufer eines reißenden Stromes an und der Waldkönig forderte ihn auf, er solle ihn durch den Fluß tragen. Jener thut's, aber verlangt von ihm denselben Dienst, droht ihm den Tod an und wirft ihn in's Wasser, sodaß sich Robin Hood nur durch Schwimmen zu retten vermochte. Als Hood den reckenhaften Gesellen aufforderte, sich in seine Schaar aufnehmen zu lassen, knüpft jener an seinen Eintritt die Bedingung, daß ihn zuvor einer von den Leuten des Waldkönigs im Ringkampf besiegen müsse. Da wird ihm John Little entgegengeschickt, dem es gelingt, den Mönch zu bewältigen, worauf dieser einschlägt und zum Beichtvater der tollen Freibeuterschaar ernannt wird. Nach einer andern, freilich weniger poetischen Lesart lernte ihn der Hauptmann auf einem Weihnachtsfestschmaus kennen und gewann ihn bei dieser Gelegenheit für seine Horde.

Bei verschiedenen Abenteuern wurden noch der Müllersohn Much und William Skadlock als hervorragende Mitglieder der Gesellschaft namentlich angeführt.

Eine noch bedeutendere Figur aber in den Ueberlieferungen ist die „Maid Marian", die Geliebte des Waldkönigs, die mit diesem die romantische Königsherrschaft „im grünenden Walde" theilt. Wie nach manchen Liedern der Held der Sohn einer entführten Tochter König Richards sein soll, so wird auch Marian wiederholt die Tochter eines hochmögenden Adeligen genannt, die die Vortheile ihrer Geburt und ihres Standes aufgegeben haben soll, um dem Waldkönig in sein romantisches Reich zu folgen.

Was nun die Thaten der Abenteurergesellschaft anlangt, so sind dieselben im allgemeinen schon charakterisirt: es war ein Krieg den Adligen und ihren Palästen, namentlich den Palästen der übermüthigen normännischen Eroberer, die ja nicht blos das Land an sich gebracht hatten, sondern Menschen und Vieh auf demselben mit, welch' letztere in den lateinischen Urkunden „das Kleid der Erde, des Grund und Bodens" heißen und somit als von diesem unzertrennlich angesehen wurden.

Diesen Krieg führte Robin Hood sein Leben lang, zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten auftretend. Merkwürdig ist noch der Umstand, daß Robin Hood in den Ueberlieferungen nicht allezeit als Sieger eingeführt wird, sondern daß er auf seinen Zügen manch einem begegnete, der nicht nur wacker Widerpart hielt, sondern der ihn zuweilen auch weidlich durchbläute. So rückte sich die Sage die Gestalt des Helden näher, daß er nicht durch Unüberwindlichkeit zu hoch über das Volk hinausragte. Wie oft in solchen volksthümlichen Liedern finden wir aus einer ganzen Menge von Berufszweigen Vertreter, welche in der angeführten Weise dem Helden entgegentraten und standhielten: jedes Gewerbe hielt sich eben diesem selbst ebenbürtig an persönlicher Tüchtigkeit.

Natürlich blieben die „lustigen Gesellen" nicht unbehelligt, sondern es wurde ihnen von Seiten ihrer Feinde auf alle Weise nachgestellt. Da aber half das Volk seinen stammverwandten Lieblingen auf alle mögliche Weise durch, wovon viele Zeugnisse in den Robin-Hood-Balladen vorliegen.

Einmal soll aber der berühmte Führer auch gezwungen gewesen sein, das feste Land ganz zu räumen und auf der See Zuflucht gesucht und gefunden haben.

Charakteristisch aber ist die Erzählung von seinem Lebensende. Hochbetagt und nicht mehr mit der Kraft und dem Glück der Jugend seine Waffen führend, wurde er in einem letzten Kampfe gefährlich verwundet, und um ärztliche Hülfe zu suchen, ließ er sich nach dem Nonnenkloster Kirkley bringen. Bei den Klerikern, ganz besonders aber den Nonnen, haben wir die Kenntniß der Heilkunde in jenen Zeiten zu suchen. Die Aebtissin dieses Klosters nun, nach der Sage sogar eine Verwandte Robin Hoods, vergaß dem erbitterten Feinde des Klerus gegenüber die zarteren Empfindungen der Blutsverwandten und ließ den Unglücklichen ohne Verband liegen, sodaß er sich verblutete.

So endete Robin Hood. —

Wie sehr ernst es gemeint ist, wenn wir am Beginn dieser Zeilen von Robin Hood als von einem Volksheiligen sprachen, mag man daraus ersehen, daß etwa 1550 der Bischof Latimer, der in einem Orte seine demnächstige Ankunft voraus hatte melden lassen, um zu predigen, die Kirche verschlossen fand, und auf seine Beschwerden erfuhr, daß heute Robin-Hoods-Tag sei, und [illegible]shalb wohl oder übel diesem und seinen Mannen weichen [illegible] Und sonderbarerweise fällt der diesem Volksheiligen gewid[illegible]g grade auf den ersten Mai, der bis Ende des sechzehnte[illegible]rhunderts selbst noch unter der Regierung Heinrichs des Ach[illegible] ächtes, althergebrachtes Volksfest galt. Am ersten Mai also, [illegible] Tage, an dem die altgermanische Sommerfeier festlich beg[illegible] wurde, gedachte man grade dieses Heiligen und

feierte sein Andenken mit altüberlieferten germanischen Maskentänzen, bei denen Robin Hood mit seiner Geliebten Marian nebst Little John und dem Mönch Tuck die Hauptrollen spielten. Will man einen klassischen Zeugen, so können wir auf Shakespeare, den großen britischen Dramendichter, verweisen, der öfters von diesen Morris- oder Mohrentänzen berichtet und Robin Hoods und seiner Genossen als dabei üblichen Charaktermasken gedenkt*).

Eines weiteren Momentes gedenken wir, der uns von der Heiligenqualität unsres Helden noch mehr überzeugen helfen kann: es war lange (und ist vielleicht noch jetzt) beim englischen Volke ganz üblich, „bei Robin Hood und seinen Gesellen“ zu schwören, wie sonst bei Gott und den anderen Heiligen.

Wenn ferner ein ehrlicher Heiliger auch Reliquien aufweisen soll und muß, so braucht der unsre bei dieser Forderung keineswegs in Verlegenheit zu gerathen; in Fountainsabbey wurde sein Bogen mit den so sicher treffenden Pfeilen, in Sherwood sein Stuhl weit bis in das vorige Jahrhundert hinein gezeigt. Auch seine heiligen Stätten hat Robin Hood, welche noch heute nach ihm benannt sind; im Kirchspiel Halifax findet sich ein großer Felsen, den man den Pfennigstein Robin Hoods (Robin Hoods pennystone) nennt, mit dem der Freisaß der Sage nach sich im Werfen geübt haben soll; Robin Hoods Fußtapfe (Robin Hoods stride) heißen zwei Felsspitzen bei Birchover; ferner gibt es eine Robin-Hoodsquelle, ja auch eine Robin-Hoodsbay, mit welchem Namen eine Bucht und Ortschaft bezeichnet wird. Straßen und Plätze heißen nach unsrem Helden, ja, wenn wir noch weiter hinabsteigen, so hat unser Heiliger so gut als mancher andere — als Wirthshausschild gedient!

Der Gestalten Robin Hoods und seiner Gesellen hat sich die Dichtkunst zu verschiedenen Zeiten bemächtigt und sie verwerthet; so schrieb Peacock seine „Maid Marian“, so läßt ihn Walter Scott im „Ivanhoe“ auftreten; hauptsächlich aber ist Robin Hood der Held einer Menge von englischen und schottischen Balladen und begegnet uns häufig in den einschlagenden Sammlungen. Wie nun die spanischen Balladen und Romanzen, welche den ritterlich-romantischen Nationalhelden Cid el Campeador, den vielmaligen Sieger über die Mauren, behandeln, in jener zweiten Blütheepoche unserer deutschen Literatur zu einem Gesammtbild verarbeitet worden sind, so haben wir auch eine dichterische Ueberarbeitung der Lieder von Robin Hood. Dieselbe ist geschaffen worden vom Grafen von Auersperg, der unter dem Schriftstellernamen Anastasius Grün aufgetreten ist und außer vielen anderen, von edler Freiheitsbegeisterung getragenen schönen Dichtungen unserm Volke ein Büchlein „Robin Hood“ schenkte, in dem er die einzelnen Lieder zu einem harmonischen Ganzen verwebt und dabei alle Schönheiten seiner Unterlagen durch feine Anempfindung an den Geist des Volksliedes bewahrt und wiedergibt, sodaß wir in diesem Büchlein eine duftige Blüthe im Kranze neuerer deutscher Dichtung sehen dürfen.

*) Marianne, die Mohrentänzerin, in „Heinrich IV.“, Akt 3, Szene 3 und öfter.

Der Golfstrom.

Von **A. M.**

Am 8. Februar 1870 zeigte in Ratibor das Thermometer eine Kälte von 25½ Grad Reaumur, in Breslau 20 Grad, in Berlin 14½ Grad, in Kent 9½ Grad, in Christiansand aber, an der Küste Norwegens, 120 Meilen nördlicher als Ratibor, nur 0,6 (6/10) Grad! Was veranlaßte diese auffallende Erscheinung? Die Antwort ist einfach: Der Golfstrom.

Wie die unseren Planeten umgebende Luft, befindet sich auch das Meer, welches 6 800 000 Meilen der Erdkugel bedeckt, in fortwährender Bewegung, hauptsächlich erzeugt durch Wärme und Kälte in Verbindung mit der Rotation (Axendrehung) der Erde. Diese Bewegung des Meeres ist theils eine mittelbare, durch Winde hervorgerufene, welche in gewissen Gegenden fast fortwährend in derselben Richtung wehen, theils eine unmittelbare, durch die Erwärmung des Wassers bewirkte; die erste eine mehr oberflächliche (Drift- oder Treibströmung), die letztere eine tiefergehende, mächtigere.

Eine Eigenthümlichkeit des Meerwassers ist sein Salzgehalt, der dasselbe natürlich schwerer macht, als das Wasser der Flüsse. Allein auch im Salzgehalte der verschiedenen Meere, welche unsre Landmassen umgeben, finden Abweichungen gegen einander statt, die das spezifische Gewicht des Meerwassers verändern. So ist z. B. das Wasser der Polarmeere leichter und von um so geringerem Salzgehalte, je mehr man sich den Polen nähert — eine Folge des Gletscherwassers und Polareises; in den Meeren dagegen, die dem Aequator näher liegen, wie im großen Ozean und im Atlantischen Ozean, wo die bedeutendere Wärme eine größere Verdunstung bewirkt, oder in Binnenmeeren, deren Zufluß an süßem Wasser geringer ist, als die Verdunstung, ist der Salzgehalt des Wassers ein weit größerer.

Allein nicht nur die Verdunstung, auch die Niederschläge verursachen eine Verschiedenheit in dem Salzgehalte und somit in der Dichtigkeit und Schwere des Meerwassers. In den nördlichen Gegenden sind dieselben in Form von Regen oder Schnee häufiger, als unter den Tropen (zwischen den Wendekreisen). Fiele z. B. im nördlichen Theile des Atlantischen Ozeans, etwa auf 1/6 seiner ganzen Fläche, d. h. auf 270000 Quadratmeilen, ein Regen, der ihn nur einen Zoll hoch bedeckte — ein sehr häufiges Vorkommniß — so würde diese Regenmenge 300 000 000 000 (dreihunderttausend millionen) Tons, à 20 Centner, wiegen. Eine gleiche Menge Meerwasser aber enthält etwa 20000 millionen Centner Salz. Eine so ungeheure Differenz im Gewicht des Meerwassers und des Niederschlags führt natürlich eine sehr bemerkbare Störung im Gleichgewichte des Meeres herbei, die ganz bedeutende Dimensionen annehmen muß. Nun ist die gesammte Meeresfläche etwa 30 mal so groß, als der Nordatlantische Ozean, und es fallen im jährlichen Mittel wenigstens 60 Zoll Regen herab (d. h. eine Regenmenge, welche die Erde 60 Zoll hoch bedeckt); man kann sich daraus etwa eine Vorstellung machen, wie ungeheuer die Störung des Gleichgewichts im Meere durch eine so kolossale Wassermenge sein wird.

Noch größeren Einfluß auf die Bewegung im Meere hat die Wärme, welche die Körper ausdehnt, während die Kälte dieselbe zusammenzieht. Der Unterschied in der Temperatur in nördlichen und südlichen Gegenden zwischen Tag und Nacht, Winter und Sommer ist aber ein so bedeutender, daß auch die Ausdehnung der Wassermenge in den verschiedenen Meeren eine sehr ungleiche sein muß.

Da nun alle flüssigen Körper bestrebt sind, ihre sämmtlichen Theile zu einander ins Gleichgewicht zu setzen, so muß durch die größere oder geringere Schwere und Dichtigkeit, sowie durch die verschiedene Ausdehnung des wärmeren und kälteren Wassers eine fortwährende Bewegung entstehen, indem schwereres Wasser nach den Gegenden sich hinbewegt, wo sich leichteres befindet, und wärmeres nach Gegenden, die kälteres haben.

Man erkennt daraus leicht, daß, wie bei der Luft, eine fortwährende Strömung des wärmeren und durch Verdunstung schwerer gewordenen Wassers vom Aequator nach den Polen hin stattfinden muß, wodurch wieder eine Gegenströmung des kälteren Wassers der Polargegenden nach dem Aequator hin hervorgerufen wird. Diese Strömungen wärmeren und kälteren Wassers fließen theils neben- und untereinander, bekämpfen und spalten sich und verdrängen einander, je nachdem die eine in Folge der Temperatur der Jahreszeit oder sonstiger Einflüsse stärker und mächtiger wird, als die andere.

Eine der großartigsten und, wie wir bald sehen werden, für unseren Erdtheil wichtigsten Strömungen ist der sog. Golfstrom, der aus dem Meerbusen von Mexiko zwischen der Halbinsel Florida und der Insel Kuba hervortretend, in meist nordöstlicher Richtung den atlantischen Ozean durchströmt, bis weit hinauf in das nördliche Eismeer reicht und durch die Wärme seiner ungeheuern Wassermasse von dem entschiedensten Einfluß auf die klimatischen Verhältnisse Westeuropas, namentlich der nördlichen Küstenländer ist. Die ersten Anzeichen vom Vorhandensein dieser Strömung gaben schwimmende Körper, die an den Westküsten Europas und den azorischen und kanarischen Inseln angetrieben wurden und die den Kolumbus in seinem Glauben an größere

Länder im Westen — in denen er freilich Asien (Kathai und Zipangu, China und Japan) vermuthete — bestärkten; entdeckt wurde der Golfstrom bei seinem Ausflusse aus der Meerenge von Florida im Jahre 1513 von Antonio de Alaminos, dem Piloten des Ponca de Leon, des unglücklichen Entdeckers von Florida. Bis ihm Franklin den noch jetzt gebräuchlichen Namen beilegte, ward er Kanal von Bahama genannt.

Ueber den Ursprung und die Veranlassung des Golfstroms haben noch bis in die neuere Zeit die verschiedensten und irrigsten Ansichten geherrscht. Man hat längere Zeit den Mississippi für den Urheber des Golfstroms gehalten, bei genauerer Betrachtung aber das Irrige dieser Annahme erkannt. Nicht allein, daß der Golfstrom einen weit größeren Salzgehalt zeigt und behält, als das ihn umgebende Meer, er von einem Süßwasserstrom daher gar nicht herkommen kann, so beträgt auch die Wassermenge, welche der Mississippi in den Golf von Mexiko ergießt, kaum ein tausendstel der Wassermasse, welche als Golfstrom aus demselben herausfließt. Aber auch die Ansicht Franklins, daß die Passatwinde das Wasser in das caraibische Meer und den mexikanischen Meerbusen treiben und dort aufstauen, worauf es als Golfstrom durch die Meerenge von Florida mit großer Gewalt wieder abfließt, hat sich als unzutreffend bewiesen. Denn abgesehen davon, daß diese ausgestreute Wassermenge unmöglich einen so gewaltigen Druck ausüben könnte, um den Golfstrom bei dem Widerstande des umgebenden Wassers in seiner ganzen Mächtigkeit und Breite hunderte von Meilen fortzuwälzen, müßte das im mexikanischen Golfe *aufgestaute* Wasser eine schiefe Ebene *hinabfließen*. Nun hat aber der Golfstrom bei seinem Austritt aus dem Golfe eine Tiefe von etwa 1300 Fuß bei einer Breite von 24 geographischen Meilen, während er, 120 Meilen weiter, beim Kap Hatteras, bei 56 Meilen Breite nur 800 Fuß Tiefe besitzt, so daß er also eine schiefe Ebene *hinauf*-, nicht hinabfließt. Außerdem haben der mexikanische Golf und das caraibische Meer kein besonders höheres Niveau, als der atlantische Ozean überhaupt, sodaß an ein Aufstauen durch die Passatwinde (d. h. die regelmäßig und beständig zwischen den Wendekreisen aus derselben Richtung, Nordost oder Südost, wehenden Winde) gar nicht gedacht werden darf.

Noch in neuerer Zeit haben verschiedene deutsche, englische und amerikanische Gelehrte, von denen namentlich der berühmte englische Hydrograph A. G. Tindlay zu nennen ist, den Golfstrom, trotzdem sie ihn als warme Strömung anerkennen mußten, als eine oberflächliche Driftströmung bezeichnet und der Ansicht Ausdruck gegeben: „daß man die Bedeutung des Golfstroms für das Klima Europas doch wohl überschätzt habe, und daß mehr eine Driftströmung als der Golfstrom das warme Wasser gegen die Küsten von Westeuropa führe". Das Unhaltbare dieser Ansicht, die schon die Tiefe der warmen Strömung (6000—15000 Fuß im nordatlantischen Ozean) widerlegt, wird sich im folgenden herausstellen.

Die allein richtige Erklärung des Phänomens (Erscheinung) — die namentlich an Dr. Petermann einen warmen und tüchtigen Vertheidiger gefunden — ist die des berühmten amerikanischen Physikers M. F. Manay, des Begründers der nautischen Metereologie: In der Passatregion (zwischen den Wendekreisen), wo die Verdunstung die Niederschläge überwiegt, gelangt das durch die Passatwinde oberflächlich von Ost (Nordost, Südost) nach West getriebene Meerwasser mit einem bedeutenderen Salzgehalte in das caraibische Meer und von da in den Golf von Mexiko. Dort, vom Festlande und den Antillen-Inseln eingeschlossen, wird dasselbe noch mehr erwärmt, verdunstet stärker und nimmt an Dichtigkeit und Schwere zu. Es hat nämlich das Wasser an der Oberfläche bei seinem Eintritt in das caraibische Meer eine um 1½ Grad Reaumur, in einer Tiefe von 2—3000 Fuß aber, um 18 Gr. R. geringere Temperatur, als bei seinem Austritt aus dem mexikanischen Meerbusen in der Straße von Florida, wo die durchschnittliche Temperatur des Golfstroms 22—23 Gr. R. beträgt, während die *durchschnittliche* Temperatur der Luft unter dem Aequator nur 20,8 Gr. R. ist. Diese wärmere und durch Verdunstung schwerere Wassermenge hat natürlich das Bestreben, nach den Gegenden hinzufließen, welche bei einem viel geringeren Salzgehalte spezifisch leichteres Wasser haben, also nach dem Norden des atlantischen Ozeans und dem Eismeere.

Und so zieht denn auch ununterbrochen aus dem mexikanischen Golfe der ungeheure, bei seinem Beginne fast heiße Strom in einem von kälterem Wasser gebildeten muldenförmigen Bette nach unserem Erdtheile hin, in seiner Bahn nur wenig verändert durch den Einfluß der Jahreszeiten. Nach seinem Ausfluß aus dem Golfe strömt er in fast nördlicher Richtung bis zum Kap Hatteras. Hier aber macht sich der Einfluß der von Norden kommenden kalten Polarströmung bemerklich, und der Golfstrom wendet sich plötzlich in seiner Hauptmasse fast ganz nach Osten. Die aus der Davisstraße herabkommende arktische Strömung, der sogenannte Labradorstrom, stürzt sich bei Neufundland in die westliche (oder nördliche) Seite des Golfstroms und drängt ihn nach Süden hin, massenhafte Eisberge bis in denselben herabführend. Aber diese oft bis zum 36. Gr. nördlicher Breite an der Küste Amerikas (in Europa die Breite von Malta und Gibraltar) aus den arktischen Regionen herabgeführten Eisberge und Eisfelder zergehen und verschwinden rasch in den warmen Gewässern des Golfstroms.

Vergegenwärtigt man sich, daß man Eisfelder von 20—25 Fuß Dicke und 20—30 Meilen Länge bei entsprechender Breite, und Eisberge von 50—1500 Fuß Höhe und 1000—12000 Fuß Länge antrifft, deren Gewicht auf einige millionen Centner geschätzt werden kann, und daß solche Eismassen binnen wenigen Tagen in dem warmen Golfstrome vollständig verschwinden, so kann man sich von der Temperatur und Mächtigkeit desselben einen ungefähren Begriff machen. Und das soll alles eine oberflächliche Driftströmung bewirken!

Durch den Golfstrom gehemmt und bezwungen, muß der erwähnte kalte Polarstrom, zwischen dem ersteren und der amerikanischen Ostküste eingeengt, seinen Lauf nach Süden hin fortsetzen. Infolge dieser längs der Küste hinlaufenden kalten Strömung ist das Klima dieser Gegenden Nordamerikas auch ein verhältnißmäßig kaltes, und während Philadelphia unter gleicher Breite mit Madrid und Tarent, Newyork mit Neapel und Konstantinopel liegen, gleicht der amerikanischen Orte Klima eher dem des um 12—14 Breitengrade nördlicher gelegenen Norddeutschlands, und der Unterschied in des mittleren *Jahres*temperatur zwischen den genannten amerikanischen und europäischen Plätzen beträgt 26 Grad Reaumur, ja der Labradorstrom bringt im Frühjahr Wallrosse und Eisbären an die Küsten Neufundlands, d. h. in Breiten, die denen von Cherbourg, Paris, Brest und Mainz entsprechen.

Aus seinem Kampfe also mit dieser kalten Strömung geht der Golfstrom als Sieger hervor. Nachdem er die angenommene östliche Richtung etwa bis zum 50. Gr. westlicher Länge von Paris beibehalten, wendet er sich im Südosten von Neufundland (unterm 45. Gr. nördl. Breite) wieder nach Norden, gegen die Südspitze Grönlands vordringend, und zieht dann, ungefähr vom 53. Gr. nördl. Breite an in der ungeheuern Breite von 270 Meilen in nordöstlicher Richtung gegen Island und zum nördlichen Eismeere.

Allein noch ehe er die Südspitze Grönlands erreicht, zweigt er einen Arm nach Nordwesten hin ab, der in entgegengesetzter Richtung neben dem Labradorstrome hinlaufend, in die Baffinsbai und den Smith-Sund eindringt und der Westküste Grönlands ein milderes Klima verleiht, als es die gegenüberliegende Ostküste Labradors und des Baffinslandes hat. Ihm ist auch die zeitweilige Eisfreiheit des Smith-Sundes zuzuschreiben, welcher wir die Möglichkeit des Vordringens in die bisjetzt erreichten höchsten Breiten verdanken. Ueber die Wirkungen des Golfstroms im Smith-Sund berichtet Dr. Hayes bei seiner Ueberwinterung in Port Foulke: Bei noch so grimmiger Kälte, ja selbst noch als die Lufttemperatur einmal auf — 45½ Gr. Reaumur herabsank, blieb das Meer in der Nähe des Ueberwinterungshafens offen, sodaß man während der langen Winternacht der Polarregion stets die Wellen anschlagen hörte.

Trotzdem das Wasser ein schlechter Wärmeleiter, wird dennoch dem warmen Golfstrom durch die kalte Labradorströmung ein großer Theil seiner Wärme entzogen, sodaß an *seinem westlichen* Rande seine Temperatur, die beim Ausströmen aus dem mexikanischen Golf 22—24 Gr. R. beträgt, auf 12—13 Gr. sinkt, während der kalte Polarstrom selbst im Sommer nur 6—7 Gr. Wärme besitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Aberglaube oder Wissenschaft?

Von **Bruno Geiser.**

(Fortsetzung.)

(Naturwissenschaft wider Naturwissenschaft. — Geistige Kraft das Vermögen der Stofftheile, auf einander zu wirken. — Fort aus der Wissenschaft mit Ahnungen und Phantasmen!)

Der angeblich streng konsequenten, naturwissenschaftlich-mechanischen Weltanschauung Dubois-Reymonds mit dem morschen Fundamente ihres kümmerlichen Erkenntnißsurrogates und der Krönung ihres Wissensgebäudes durch den für die Welt und die Naturwissenschaft höchst überflüssigen, aber doch vorhandenen stofflosen Geist stellt Nägeli folgende Anschauungen entgegen:

„Ist es wohl denkbar, daß so viele Vorgänge, die ganz augenscheinlich aus Empfindung und Bewußtsein entsprungen sind, einen andern, einen empfindungs- und bewußtlosen Ursprung haben? Ist es wohl denkbar, daß Empfindung und Bewußtsein so ganz umsonst da seien, daß, während überall die Zweckmäßigkeit in der organischen Natur so deutlich hervortritt, eine so zwecklose und überflüssige Erscheinung grade da eintrete, wo wir die höchste Zweckmäßigkeit erwarten? Ist es wohl denkbar, daß das Kausalprinzip, das die ganze Natur regiert, grade an der wichtigsten Stelle seinen Dienst versage? Ist es wohl denkbar, daß der organisirte Stoff beliebig und ohne Ursache eine Eigenschaft (Empfindung und Bewußtsein) erlange und daß er sie beliebig und ohne Wirkung wieder verliere; denn im Ei und im Embryo wäre das empfundene und bewußte Geistesleben nicht vorhanden, es würde nach und nach auftreten, im Schlafe jede Nacht verloren gehen, im wachenden Zustande mehr oder weniger vollständig wiedergewonnen und beim Tode für immer vernichtet werden*).

„— — Wir kennen das Geistesleben nur aus unseren subjektiven Erfahrungen; wir wissen, daß wir Schlüsse machen, daß wir uns erinnern, daß wir Lust und Schmerz empfinden. Daß verwandte, aber unentwickelte Vorgänge bei Kindern oder höheren Thieren vorkommen, schließen wir aus ihren Handlungen und aus ihren körperlichen Aeußerungen, die wir als Ausdruck von Gemüthsbewegung und Empfindung deuten. Dafür, daß auch die niederen Thiere noch Empfindung besitzen, die nur gradweise von der bewußten Empfindung des Menschen verschieden ist, haben wir thatsächliche Beweise blos in ihren auf einen Reiz erfolgenden Bewegungen und in dem wichtigen Umstande, daß diese Reizbewegungen mit den aufsteigenden Thierklassen durch alle Abstufungen in die komplizirtesten Vorgänge des menschlichen Gehirns übergehen. Von den Reizbewegungen der niedersten Thiere kommen wir unvermerkt zu denen der einzelligen Pflanzen und Sinnpflanzen, und von da zu den Vorgängen bei den scheinbar reizlosen Gewächsen, welche von den Vorgängen in der unorganischen Natur nicht zu trennen sind. Zwischen den Reizbewegungen der Pflanzen und Thiere und den scheinbar reizlosen unorganischen Bewegungen ist aber kein anderer Unterschied als der, daß beim Reiz eine mächtige Ursache auf zahllose gleichartig gewordene Stofftheilchen einwirkt und dadurch eine unseren Sinnen bemerkbare Orts- oder Empfindungsbewegung hervorbringt, während beim Mangel dieser bemerkbaren Bewegung die Ursache der molekulären, nach verschiedenen Richtungen erfolgenden Bewegungen nicht als Reiz bezeichnet wird**).

„Mit den Reizbewegungen ist in der höheren Thierwelt deutlich Empfindung verbunden. Wir müssen dieselbe auch den niederen Thieren zugestehen, und wir haben keinen Grund, sie den Pflanzen und den unorganischen Körpern abzusprechen. Die Empfindung versetzt uns in Zustände des Wohlbehagens und Mißbehagens. Im allgemeinen entsteht das Gefühl der Lust, wenn den natürlichen Trieben Befriedigung gewährt, das Gefühl des Schmerzes, wenn diese Befriedigung versagt wird. Da alle materiellen Vorgänge aus Bewegungen der Moleküle und Elementatome zusammengesetzt sind, so müssen Lust und Schmerz in diesen kleinsten Theilchen den auf sie einwirkenden Zug- und Druckkräften folgen können. Die Empfindung ist also eine Eigenschaft der Eiweißmoleküle; und wenn sie den Eiweißmolekülen zukommt, müssen wir sie auch denen der übrigen Stoffe zugestehen.

„— — Wenn nun die Moleküle irgendetwas besitzen, was der Empfindung, wenn auch noch so ferne, verwandt ist, — und wir können nicht daran zweifeln, da jedes die Gegenwart, die bestimmte Beschaffenheit des anderen empfindet und entsprechend dieser Empfindung den Trieb zur Bewegung hat und unter Umständen auch sich zu bewegen anfängt, gleichsam lebendig wird, da ferner solche Moleküle die Elemente sind, welche Lust und Schmerz bedingen, — wenn also die Moleküle etwas der Empfindung Verwandtes spüren, so muß es Wohlbehagen sein, wenn sie der Anziehung oder Abstoßung, ihrer Zuneigung oder Abneigung folgen können, Mißbehagen, wenn sie zu einer gegentheiligen Bewegung gezwungen sind, weder Wohlbehagen noch Mißbehagen, wenn sie in Ruhe bleiben.

„Da nun die Moleküle mit mehreren ungleichen Zug- und Druckkräften auf einander einwirken, so werden, wenn sie in Bewegung gerathen, von ihren Neigungen immer die einen befriedigt, die anderen beleidigt. Die verschiedenen Empfindungen sind aber nothwendig nach Beschaffenheit und Stärke ungleich, je nachdem sie durch die allgemeine Gravitationsanziehung, durch die allgemeine Abstoßung der Elastizität und der Wärme, durch elektrische und magnetische Anziehung und Abstoßung, durch chemische Verwandtschaft verursacht werden. Die einfachsten Organismen, wenn ich diesen Ausdruck brauchen darf, die wir kennen, die Moleküle der chemischen Elemente, werden also gleichzeitig von mehreren qualitativ und quantitativ verschiedenen Empfindungen bewegt, die sich zu einer Gesammtempfindung der Lust oder des Schmerzes zusammensetzen.

„Wir finden somit auf der niedersten und einfachsten Stufe der Stofforganisation, die wir kennen, wesentlich die nämliche Erscheinung, wie auf der tiefsten Stufe, wo sie uns als bewußte Empfindung entgegentritt. Die Verschiedenheit ist nur eine gradweise; auf der höchsten Stufe sind die Affekte infolge der reichen Gliederung nur viel zusammengesetzter und feiner und infolge massenhafter Zusammenordnung der Stofftheilchen viel lebhafter geworden*).

„Fassen wir das Geistesleben in seiner allgemeinsten Bedeutung als den immateriellen Ausdruck der materiellen Erscheinung, als die Vermittlung von Ursache und Wirkung, so finden wir es überall in der Natur. Geistige Kraft ist das Vermögen der Stofftheilchen, auf einander einzuwirken. Der geistige Vorgang ist die Vollziehung dieser Einwirkung, welche in Bewegung, somit in Lageveränderung der Stofftheilchen und der ihnen anhaftenden Kräfte besteht, und dadurch unmittelbar zu einem neuen geistigen Vorgange führt. So schlingt sich das nämliche geistige Band durch alle materiellen Erscheinungen.

„Der menschliche Geist ist nichts anderes als die höchste Entwicklung der geistigen Vorgänge, welche die Natur überall beleben und bewegen, auf unsrer Erde. Er ist aber nicht das Absonderungsprodukt der Hirnsubstanz; als solches wäre er ohne weiteren Einfluß auf das Gehirn, wie die abgesonderte Galle ohne weitere Bedeutung für die Leber ist. Empfindung und Bewußtsein haben vielmehr ihren festen Sitz im Gehirn, mit dem sie unauflöslich verbunden sind, und in welchem durch ihre Vermittlung neue Vorstellungen gebildet und in Thaten umgesetzt werden. Wie der Stein nicht zur Erde flöge, wenn er die Anwesenheit der Erde nicht empfände, so würde auch der getretene Wurm sich nicht krümmen, wenn ihm die Empfindung mangelte, und das Gehirn würde nicht vernünftig handeln, wenn es ohne Bewußtsein wäre**)."

Damit haben wir einen der ersten Vertreter der nüchternen, verstandeskühlen Richtung moderner Naturwissenschaft seine Ansicht von Geist und Leben in ihrer ganzen Tiefe und Klarheit entwickeln lassen. Diese Richtung erfreut sich des großen, ihr sieghafte Ueberlegenheit verleihenden Vorzugs, daß sie — in allem Wesentlichen — nicht sagt, was sie nicht weiß.

Herr Dubois-Reymond aber stellt Untersuchungen an über die Grenzen der Erkenntniß. Dabei entdeckt er den „Geist" — den eigentlichen, einzig wahren Geist — außerhalb dieser Grenzen; erkennt ihn also da, wo nach seinen eigenen Beweisen garnichts zu erkennen ist. Statt daß er das als Geist erfaßt und bekennt, was sich uns, ihm und aller Welt jederzeit und überall als Geist und in steter, unzertrennlicher Zugehörigkeit zu dem Stoffe, als Kraftäußerung desselben, darstellt, präsentirt er ein, mit dem Erscheinenden in gar keinem Zusammenhange stehendes, nie gefaßtes und gänzlich unfaßbares Etwas als den wirklichen Geist. Statt daß er unser Erkennen — das höchste von dem auch Herr Dubois-Reymond weiß — als das eigentliche Erkennen gelten läßt, degradirt er es zu einem jämmerlichen Surrogate für ein unsagbares und undenkbares, angeblich höheres Erkennen, das schon deswegen absolut kein Erkennen sein kann, weil es wesentlich von unserem Erkennen verschieden ist.

Schönen Dank für solchen „Geist", solches „Erkennen" und solche „Naturwissenschaft"! Da halten wir uns doch lieber an Nägeli und seine Wissenschaftsgenossen und mahnen mit ihm die in's Unerkennbare hineinphantasirenden Naturforscher:

„Die Naturforschung muß exakt sein, sie muß sich durchaus von allem, was die Grenze des Endlichen und Erkennbaren überschreitet, von allem Transcendenten, fernhalten; sie muß, da ihr Objekt nur der endliche, kraftbegabte Stoff ist, streng materialistisch verfahren, ohne zu vergessen, daß dieser richtige Materialismus ein empirischer und kein philosophischer ist, und daß ihm die gleichen Grenzen gesteckt sind, wie dem Gebiete, auf dem er sich bewegt***)."

---

*) Nägeli, im erwähnten Amtlichen Bericht der Naturforscherversammlung, S. 37 und 38. — **) Ebenda, S. 38 und 39.

*) Ebenda, S. 39. — **) Ebenda, S. 40. — ***) Ebenda, S. 40.

Und wenn Nägeli fortfährt:

„Damit soll nicht gesagt werden, daß der Naturforscher nicht philosophiren, daß er sich nicht auch auf idealen und transcedenten Gebieten bewegen dürfe. Aber er hört auf, Naturforscher zu sein, und was ihm dabei etwa aus seinem Berufe zugute kommt, ist nur das, daß er die beiden Gebiete streng auseinander hält, daß er das eine als das reine Gebiet des Forschens und Erkennens, das andere aber, indem er es von allem Endlichen befreit, als das verborgene Gebiet der Ahnung zu behandeln weiß*) —"

so läßt er damit nicht Raum für eine neben oder gar über der Naturwissenschaft mögliche, etwa „reinphilosophische" Wissenschaft, die eine besondere, von dem Naturerkennen unterschiedene Art des Erkennens für sich in Anspruch nehmen dürfte, sondern er betont ausdrücklich, gleich dem Philosophen Kant, daß alles Erkennen Naturerkennen ist, und was darüber ist oder — darunter, als dem „verborgenen Gebiet der — Ahnung" entstammt betrachtet werden muß.

Wenn nun Herr Prof. Dubois-Reymond erklären wollte, was er vom eigentlichen Geist und vom wirklichen Erkennen gesagt, wolle auch er nicht erkannt, sondern nur geahnt haben, so ist ihm zu erwidern: Ob der berühmte Physiologe Dubois-Reymond „ahnt", oder eine alte Dame von 80 Jahren, die in ihrem langen Leben weder lesen noch schreiben gelernt hat, das ist völlig gleichgiltig, denn was große Gelehrte unterscheidet von solchen alten Frauen — die Fülle ihrer exakten Kenntnisse und das hohe Maß ihrer Fähigkeit, das Erkannte gruppirend, scharfsinnig überschauend und beherrschend, logische Schlüsse zu ziehen, — das kommt auf dem „verborgenen Gebiete der Ahnung" garnicht in Betracht.

Damit ist über allen Zweifel erhoben, daß das Ahnen nicht etwas Höheres, sondern etwas Niederes ist, als das Erkennen, und daß seine Ergebnisse in keinem Falle den Vorrang vor den Resultaten wissenschaftlichen Forschens beanspruchen dürfen, sondern im Gegentheil dem Erkannten gegenüber nie und nimmer in Betracht kommen.

Nach dieser ziemlich langen, aber nothwendigen Exkursion, welche die gänzliche wissenschaftliche Inhaltlosigkeit jener Annahme, es könne stofflosen Geist geben, zeigen und gleichzeitig für jeden Leser wahrnehmbar die Grenze zwischen Erkennen und Sich-einbilden, zwischen Wissenschaft und Phantastik beleuchten sollte, kehre ich zu Professor Zöllner und seinem Geisterreich zurück.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ebenda, S. 40.

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für Juli.

(Schluß.)

Besonders durch seine Sinngedichte und durch den poetischen Briefwechsel „Lieder zweier Liebenden" ist **Leopold Friedrich Günther von Göckingk** berühmt geworden. Geboren am 13. Juli 1748 zu Gröningen bei Halberstadt, studirte er in Halle die Rechte, ward Referendar in Halberstadt, Kanzleidirektor in Ellrich, Kriegs- und Domänenrath in Magdeburg, Land- und Steuerrath in Wernigerode und kam schließlich, nachdem er 1789 in den Adelstand erhoben worden, 1793 als geheimer Oberfinanzrath nach Berlin. Seit 1806 aus dem Staatsdienst entlassen, lebte er meist in Schlesien und starb am 18. Febr. 1828 in Wartenberg. Göckingk war mit mehreren hervorragenden Dichtern, wie Gleim, Bürger 2c. befreundet, mit letzterem führte er eine zeitlang gemeinschaftlich die Redaktion des Göttinger „Musenalmanach". Durch Gründung des „Journal von und für Deutschland" erwarb er sich um das öffentliche Leben und die deutsche Literatur große Verdienste.

Ein „Wunderkind" verdient die Dichterin **Elisabeth Kulmann** genannt zu werden; sie gehört unstreitig zu den seltensten Erscheinungen in der Geschichte der deutschen Literatur. Als jüngste Tochter eines Offiziers, dessen Großeltern im 17. Jahrhundert aus dem Elsaß nach Rußland ausgewandert waren, wurde sie am 5/17. Juli 1808 in St. Petersburg geboren. Ihr Vater starb frühzeitig, und ihre Mutter (eine Deutsche) sowohl, als sie selbst gerieth dadurch in bittere Noth; sie ließ sich deswegen aber nicht irre machen, mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer wissenschaftlichen Studien obzuliegen, sodaß sie nicht nur in frühester Jugend sich schon bedeutende Kenntnisse in der Mathematik und in den Naturwissenschaften, große Fertigkeiten im Zeichnen, in der Musik 2c. erworben, sondern daß sie auch in ihrem fünfzehnten Jahre elf Sprachen verstand, acht derselben geläufig sprach, mehrere mit Gewandtheit schrieb und in dreien (deutsch, italienisch und russisch) dichtete. Sie war kaum 11 Jahre alt, als ihre ersten Poesien erschienen und die Gedichte des dreizehnjährigen Kindes schickte der spätere Herausgeber der sämmtlichen Dichtungen (die bisjetzt in 10. Auflage erschienen sind, 1875 auch eine Auswahl) an Goethe und Jean Paul zur Beurtheilung. Beide äußerten sich sehr günstig darüber und prophezeiten dem Mädchen eine große Zukunft. Leider starb die talentvolle Dichterin, noch nicht $17^1/_2$ Jahr alt, am 19. November (1. Dezember) 1825 — und zwar an Entkräftung; ihr zarter Körper hatte weder die schweren Entbehrungen, noch die übermäßige Anstrengung unausgesetzten Arbeitens und Schaffens zu ertragen vermocht. — „Wenn man schon über die Masse ihrer Dichtungen erstaunen muß (die deutschen Poesien enthalten allein über 100000 Verse)" — sagt Heinrich Kurz, dessen Literaturgeschichte die obigen Angaben entnommen sind — „so steigert sich bei näherer Betrachtung das Erstaunen zur höchsten Bewunderung, wenn man auch ihre Gedankenfülle und ihren Reichthum an Stoffen, sowie ihre große Meisterschaft kennen lernt, wenn man sieht, welche ungeheuren Fortschritte das junge Mädchen von Jahr zu Jahr machte." Ihre Gedichte zeichnen sich durch Schönheit der Form und Einfachheit des Ausdrucks aus, sie sind, wie J. Scherr meint, „von wahrhaft reizender Natürlichkeit". — Die dem Frohsinn gewidmeten Gedichte des griechischen Lyrikers Anakreon übersetzte sie in acht Sprachen, sie war also auch als Uebersetzerin thätig.

Der Erfinder der Galvanographie und Professor der Mineralogie in München, **Franz Ritter von Kobell**, hat sich nicht nur durch seine Arbeiten auf naturwissenschaftlichem Gebiete allgemeine Anerkennung errungen, sondern er nimmt auch als Poet, namentlich in Folge seiner prächtigen Dialektdichtungen, einen hervorragenden Rang ein. Seine außerordentlich beifällig aufgenommenen mundartlichen Gedichte zeigen wie er das Fühlen, Thun und Denken des Volkes versteht, gleich als ob er aus ihm hervorgegangen wäre. Er wurde in München geboren am 19. Juli 1803, besuchte das dortige Gymnasium, bezog dann die Universität Landshut und, erst 23 Jahre alt, ward er Professor der Mineralogie in seiner Vaterstadt. 1827 wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften gewählt; seit 1834 unternahm er wiederholt wissenschaftliche Reisen nach Griechenland, Italien, Frankreich u. s. w. Von seinen Schriften sei angeführt: „Tafeln zur Bestimmung der Mineralien" (10. Aufl. 1873); „Geschichte der Mineralogie" (1864), „Gedichte in oberbayrischer Mundart" (8. Aufl. 1877) und „Gedichte in pfälzischer Mundart" (6. Aufl. 1876).

Als lyrischer Dichter, besonders aber als Romanschriftsteller hat sich **Adolf Ignatz Ritter von Tschabuschnigg** einen geachteten Namen erworben. In der Hauptstadt von Kärnthen, in Klagenfurt, am 20. Juli 1809 geboren, studirte er Jurisprudenz, trat 1832 in den Staatsdienst und ward 1850 zum Oberlandesgerichtsrath in seiner Vaterstadt ernannt. Später erfolgte seine Versetzung nach Graz und 1859 erhielt er eine Stellung beim obersten Gerichtshof in Wien, wurde Hofrath und war von 1870 bis 1871 österreichischer Justizminister. Als Abgesandter des kärnthner Landtages hatte er 1848 an den Berathungen über die österreichischen Reichsverfassung theilgenommen; von 1870 ab war er Mitglied des Herrenhauses. Er starb am 1. Novbr. 1877. — Seine Gedichte, wenn sie auch 1871 in 4. Auflage erschienen sind und manches Schöne enthalten, haben geringeren Werth als seine Romane, die mit Recht beifällige Aufnahme fanden. So zeigt sich in „Die Industriellen" (Zwickau 1854) eine freie, humane Gesinnung; er schildert in diesem Roman die sozialen Zu- und Mißstände mit anerkennenswerther Wahrheitsliebe — selbst wo das Leben und Treiben der vornehmen Stände bei dieser Gelegenheit in ungünstigem Lichte erscheint.

„Das ist der Lieder bestes, das aus dem Herzen dringt," sagt der Lyriker **Julius Sturm** und er kennzeichnet damit zugleich vollkommen wahr seine eigenen Dichtungen, die ohne Ausnahme aus dem Herzen und in die Herzen dringen. Zwar ist der Dichter Pfarrer; doch so kirchlich auch seine religiöse Richtung ist, er ist keineswegs Frömmler („In Möncherei und Muckerei — sucht ich nie meinen Ruhm 2c."). Dabei will er die „düsteren Asketen", die den Frieden „im Entsagen suchen", nicht grade tadeln — „doch theilen kann ich auch nicht eure Loose — da ich mich gern im Strom der Freude bade — Und gern dem Glücke ruhen mag im Schooße". Ihm ist das Christenthum die Religion der Liebe. Seine „Gedichte", „Fromme Lieder", „Für das Haus", nicht minder seine Erzählungen und Balladen sind vom Publikum beifällig aufgenommen worden und haben wiederholt neue Auflagen erlebt. Auch seine Kinderlieder und Märchen, die zumeist unter dem Namen „J. Stern" erschienen sind, verdienen Erwähnung. — Julius Karl Reinhold Sturm ward am 21. Juli 1816 in Köstritz im Fürstenthum Reuß geboren, er studirte in Jena Theologie und nahm dann in Heilbronn eine Hauslehrerstelle an; hier lernte er u. a. Justinus Kerner und Nikolaus Lenau kennen. Später bekleidete er sechs Jahre lang den Posten eines Erziehers des Erbprinzen von Reuß jüngere Linie; 1851 übernahm er das Pfarramt in Göschitz bei Schleiz und 1857 (1858?) das in seinem Geburtsorte.

War **Leopold Schefer** schon durch seine Novellen bekannt geworden, obgleich dieselben wegen ihres oft sehr gesuchten Styls meist einen phantastischen Anstrich tragen und seinen lyrischen Gedichten bedeutend nachstehen, so datirt seine Berühmtheit doch erst von der Veröffentlichung des Lehrgedichts „Laienbrevier" (1834), in welchem er seine Anschauungen über Gott und die Menschheit darlegt. Den Namen gab er seiner Schöpfung, weil in dem Buche, ähnlich wie in einem Brevier die Ge-

bete, für jeden Tag des Jahres ein Gedicht enthalten ist für solche, die nicht einer bestimmten religiösen Glaubensrichtung angehören oder Anhänger einer bestimmten philosophischen Schule sind. Vom pantheistischen Standpunkt aus predigt er die Religion der Menschenliebe: ihm sind alle Erscheinungen der Natur Offenbarungen Gottes, für welche er seine Mitmenschen empfänglich zu machen sucht. Von Seiten der Reaktionäre und Frömmler ward der Dichter deshalb oft angefeindet. Das Laienbrevier ist vor zwei Jahren in 17. Auflage erschienen. Außer diesem Lehrgedicht sind noch zu nennen: „Vigilien", „Der Weltpriester", „Hausreden" u. a. — Schefer wurde in Muskau geboren am 30. Juli 1784. Er erhielt eine gute Erziehung, besuchte in Bautzen das Gymnasium, mußte dasselbe aber verlassen und nach Muskau zurückkehren, weil seine Mutter gestorben war. Nun gab er sich mit großem Fleiß Privatstudien hin. Als ihn der bekannte Fürst Pückler-Muskau kennen lernte, veranlaßte er den strebsamen, jungen Mann, in seine Nähe zu kommen; Schefer begleitete dann den Fürsten auf mehreren großen Reisen. Später unternahm er, vom Fürsten mit Geldmitteln ausgestattet, mehrere große Reisen, um sich in der Musik auszubilden. Von 1820 ab lebte er in glücklichem Familienkreise in Muskau und starb dort am 16. Februar 1862.

E. Künzel.

Die Leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung.

(Schluß.)

Den Schluß der fünften Gruppe bilden die Erzeugnisse eines der allerältesten Handwerke, das der Graveure. Mein lieber Leser! Ich sehe ein ungläubiges Lächeln in deinen neugierigen Zügen, und doch ist es so. Die Troglodyten (Höhlenbewohner) der Vorzeit ritzten mit dem Flint oder Feuerstein auf abgenagte Knochen das Bild des erlegten Bären oder Ebers, wie uns die Funde der Steinzeit belehren, noch bevor sie die Metalle und die Erzeugung des Feuers kannten, folglich waren sie Graveure, ehe es ihnen möglich war, das Töpfer- oder Schmiedehandwerk auszuüben. Die vieltausendjährige Praxis vermehrte selbstverständlich die technische Fertigkeit, wie uns die Kollektion der leipziger Graviranstalt von Albert Schmidt beweist. Die Stahlplatten zum Prägen und Ausschneiden, die Rollen für Buchbinder zur Schnittvergoldung, ferner mikroskopisch ausgeführte Medaillen dürfte ein zu neuem Leben erweckter Pfahlbautenbewohner oder Höhlenmensch, dessen einzige Kunstfertigkeit sich auf Spalten der Knochen, behufs Markaussaugung, beschränkte, für Götterarbeit halten. Die Stahlgravirplatten zur Herstellung von Luxuspapierfabrikaten der leipziger Firma Jean Samuel Dupré sind eine beachtenswerthe Neuheit, und dürften sogar die Bewunderung unserer Großväter erregen, die ebensowenig eine Idee von einer Postkarte mit reliefgepreßter Marke, als wie von einem Velincouvert mit zierlich verschnörkeltem Monogramm hatten.

Und jetzt zu der sechsten Gruppe, vielleicht der wichtigsten von allen, zu der der Schulen, welche den Ausstellungsrayon beschließt. Welcher Unterschied zwischen den Schulen des Mittelalters und der neuen Zeit! Die Wissenschaft oder das, was man im Mittelalter dafür hielt, war ausschließlich in der Gewalt der Priester. Nur die Malerschulen wußten sich unabhängig von pfäffischem Einfluß zu halten. Auf diesen Malerschulen wurden nicht nur die Handwerksgriffe der Kunst, sondern auch anderes profanes Wissen gelehrt. Deshalb die für uns überraschende Thatsache, daß ihre Schüler Michel Angelo Buonarotti, Peter Paul Rubens, Velasquez u. a. neben der Malerei, Philosophie und Poetik noch Staatskunst oder Mathematik und Astronomie trieben. Wir kulturgestopfte Gegenwartsmenschen haben unser Wissen spezialisirt und haben für jedes Fach, sogar für jedes Fächlein, eine Extraschule. Finden wir doch auf der leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung in Gruppe VI siebzehn Schulen vereinigt. Da gibt es Leistungsproben von Zeichenschulen, Klöppelschulen, Webschulen, Holzschnittschulen. Segensreiche Institute zur Hebung des Kunstgewerbes scheinen uns nach den ausgestellten Mustern „Die deutsche Fachschule für Blecharbeiter in Aue bei Schneeberg" und „Die kunstgewerbliche Zeichen- und Modellirschule Ruhla bei Eisenach" für Holzschnitzereien, Meerschaum- und Bernsteinarbeiten zu sein.

Daß ich die ausgestellten weiblichen Arbeiten nicht beurtheilen kann, werden mir wohl die Leserinnen nicht übelnehmen. Zur Ehre der deutschen Frauen sei es gesagt, daß es die Ausstellung weiblicher Handarbeiten ist, die sie lebhafter interessirt, als die Juwelenausstellung.

Bibliothek und Restauration sind hors de concours, was ich aber nicht mit „unter der Kritik" zu übersetzen bitte. Von der wiederholt beklagten nervösen Hast, mit welcher derzeit Ausstellungen in Szene gesetzt werden, kann man die Leipzigerin auch nicht freisprechen, denn sie wurde am 15. Mai eröffnet und war erst Anfang Juli fertig. Dies wohl der Grund, daß man anfänglich anerkannt gute Ausstellungsobjekte auf Kosten von schimmerndem Plunder in abgelegene Winkel verwies oder in verkehrtes Licht setzte. Hinterher hat man alles Mögliche gethan, um die Wirkung des Ganzen nicht zu schädigen. Und die Wahl der Ausstellungsgegenstände? Je nun, Ueberfluß ist eine sehr schöne Sache, Ueberflüssigkeit dagegen trostlos, ob es sich nun um Menschen oder Dinge handelt; ganz besonders schädlich aber wirkt sie auf dem Gebiete des Kunstgewerbes. Es gab zu allen Zeiten mehr Jünger als Meister, aber unsere athemraubende Betriebsamkeit greift nur zu oft zu den Ausdrucksmitteln, welche Kant ebenso treffend als witzig mit dem Worte „verkehrte Tauglichkeit" bezeichnet. Wie in der Literatur, so kommt uns auch in der Kunst und im Kunstgewerbe vielfach die Naturwahrheit und Einfachheit abhanden. Desto höher müssen wir diejenigen Gegenstände schätzen, die in der Epoche des verwilderten Geschmacks als Erziehungsmittel für Erwachsene dienen. Und derer sind nicht wenige auf der Ausstellung, deshalb ist auch der Totaleindruck des Unternehmens, das aus der Initiative der „Gemeinnützigen Gesellschaft" hervorging, ein sympathischer. Es geht ein satter, selbstgenügsamer Zug durch die ganze Produktion, deren Objekte mehr durch die Schönheit des Materials, als die der Form oder Farbe, mehr durch die Präzision der Arbeit, als durch ihren Geschmack sich auszeichnen.

Den Schluß unserer Besprechung sollen die ornamentalen Gegenstände bilden, welche den freien gartenartigen Vorraum vor der Ausstellungshalle schmücken. Einen sehr gefälligen Eindruck unter diesem Kunterbunt von Pavillons, Glockenstühlen und Grabsteinen macht ein vom Architekten Weichert in Leipzig entworfener und von Max Ehmich in Reudnitz-Leipzig ausgeführter Sandsteinbrunnen mit seiner pavillonartigen Gestalt und seiner doppelten Wasserausstrahlung. Lobende Erwähnung verdient das Expositionsobjekt der Schieferfabrik Gabe Gottes bei Gräfenthal, Firma Dr. Frege. Es ist ein Pavillon, dessen sämmtliche Bestandtheile aus Schiefer hergestellt sind, unseres Wissens der erste derartige Versuch. Die von Preller entworfenen und von dem Hoftöpfer Johann Friedrich Schmidt in Weimar ausgeführten Thonstatuen „Dichtung" und „Wahrheit" sind das prosaischeste, was jemals Preller konzipirt hat. Was die „Dichtung" zu wenig, hat die „Wahrheit" zu viel. Gleicht erstere einer hageren Gouvernante, so ist letztere das Prototyp einer wohlgenährten Bäuerin. Freilich steht es jedermann frei, sich Dichtung und Wahrheit auf seine eigene Art vorzustellen. Von den in der Ausstellung vertretenen drei Glockengießerfirmen ragen die Erzeugnisse der leipziger Firma G. A. Jauck in entschiedenster Weise hervor. Das im Vorraum aufgestellte Glockengehäuse der genannten Firma ist gradezu elegant zu nennen und birgt bronzene Glocken mit vollendet schöner Ornamentirung.

Das unschöne Bretterhaus, dessen Herstellung sich ungebührlich lange verzögerte, birgt die Schöpfungen der Glasmalerei. Türke in Zittau stellt die vier Propheten und die Städtewappen von Leipzig und Dresden aus, Adolph Schulze in Leipzig ein romanisches und ein gothisches Kirchenfenster, Schell in Koburg zwei gemalte Rosetten, aus hunderten von einzelnen Theilen bestehend. Alles gediegene Arbeiten.

Und nun noch etwas von der Physiognomie der Ausstellung und ihrem Einfluß auf das leipziger Leben. Das überaus rege Straßenleben von „Pleiße-Athen" hat durch die Ausstellung seinen Höhepunkt erreicht, ohne in den leidigen Meßtrubel auszuarten. Unter den Besuchern der Ausstellung findet man auffallend wenig das weibliche Geschlecht vertreten. Junge Damen sind seltene Vögel in den Ausstellungsräumen. Während von weit und breit Lehrer mit ihren Zöglingen kommen, um den Geschmack der Schüler bei dem Turnier der Arbeit, an den Werken der Meister zu bilden, habe ich noch keine Elevinnen der „höheren" Töchterschulen bemerkt. Nur Frauen von „gewissen" Jahren sieht man am Arm ihrer Männer. Man kann es im Grunde den vorsichtigen Frauen gar nicht verdenken, daß sie in ihrer berechtigten Eigenschaft als Schutzengel ihre Männer nach Leipzig begleiten.

Daß alle Geschäfte, die auf Fremde spekuliren, durch den vermehrten Besuch gewinnen, wer wollte es leugnen?

Aber hat denn die Ausstellung auch sonst auf einem anderen Felde einen namhaften Nutzen aufzuweisen? — Gewiß!

Neue Eindrücke bewirken eine heilsame Auffrischung unseres ganzen inneren und äußeren Wesens, erneuern und verjüngen uns daher. Das sind die treibenden Keime der Kunstbestrebung, etwas neues zu schaffen. Um es noch einmal zusammenzufassen: wir dürfen uns auf das herzlichste freuen, daß die leipziger Kunstgewerbe-Ausstellung den sächsischen und thüringischen Landen Ehre einträgt. Wie man anerkennen muß, haben sämmtliche Faktoren ihren redlichen Antheil daran, und jedem Betheiligten war es eine Ehrensache, wacker zum Gelingen des Ganzen beizusteuern. Die Kunstgewerbetreibenden, welche von der Prüfungskommission prämiirt werden und deren Namen wir seinerzeit veröffentlichen werden, mögen es aber nur daheim ihren zurückgebliebenen Kollegen sagen, daß es ein gewaltiges Unrecht wäre, wollte man auf den Lorbern ruhen, die auf der Konkurrenz-Wahlstatt zu Leipzig gepflückt worden sind. Die Erkenntniß, der sich einsichtige Gewerbtreibende nicht verschließen dürfen, daß sie mit ihren Berufsgenossen zu wetteifern die Verpflichtung haben, wird für die Fortschritte des deutschen Kunstgewerbes gewiß ein Antrieb sein. So dürfte nach jeder Richtung das Beschicken der Ausstellung segensreiche Folgen herbeiführen. Was dem Kulturfortschritt neue Wege bahnt und den Bildungstrieb des Volkes weckt, werden wir stets mit Freuden begrüßen, umsomehr, da unsere mit Dampfeskraft und Blitzesschnelle vorwärtseilende Zeit auf allen Gebieten, nur nicht auf dem der Künste, ein reges Leben und Streben entfaltet. Leipzig, im August.

Dr. Max Traufil.

Ein Säulengang am Canale Grande in Venedig. (Bild Seite 556—57.) „Venedig liegt im Land der Träume," singt der deutsche Dichter Platen. Und in der That gibt es keine lauschigere Stadt, um auszuruhen von dem aufreibenden Lebensgetriebe, um zu sinnen und zu träumen, um mit tiefen wohligen Zügen neue Kraft zu trinken für den Kampf ums Dasein. Leider ist der alte Glanz der stolzen Patrizier verblichen und man sieht wenig mehr von dem überschwenglichen Reichthum, den ein Jahrtausend zusammengehäuft. Was

ist aus der stolzen Venezia geworden, die einst dem Papst und den Türken, den Griechen und Genuesen getrotzt, deren Schiffe die Meere beherrschten und die sich fast zehn Jahrhunderte eines streng abgesonderten Staaten- und Kulturlebens erfreute? Sie gleicht der in Lumpen gehüllten Wittwe eines Millionärs! Die 99 verräucherten Kirchen und die 100 verödeten Paläste mit ihren bretterverschlagenen Thüren und Fenstern, über denen noch stolze Wappen prangen, die 380 Brücken und Stege, wovon manche mit Gras und Unkraut überwuchert sind, und die 157 Kanäle, die längst versumpft wären, wenn man sie nicht ab und zu aus Pietät mit Baggermaschinen fahrbar machen würde, sind die deutlichen Wahrzeichen des Verfalls der einst in Folge ihres unverdienten Glückes übermüthigen Dogenstadt, die aus „Staatsklugheit" jeden köpfen oder ersäufen ließ, der die Kühnheit hatte, den Volksgeist durch Aufklärung stärken zu wollen. Die Einwohnerzahl der Krämermetropole ist seit ihrer Blüthezeit im 15. Jahrhundert von 200000 Einwohnern auf 120000 gesunken. Und doch sieht man an der Fülle des Geleisteten und Geschaffenen, die vom 7. bis zum 18. Jahrhundert gewachsen ist, wie langsam der Verfall einer Kulturepoche vor sich geht, wenn keine äußeren Stürme hinzukommen. Die alte Tyrannin, trotzdem sie unbarmherzig manchen Staat und manche Stadt brandschatzte, hat den Feind nur zweimal in ihren Mauern gesehen, und zwar den Weltbezwinger Napoleon Bonaparte und den österreichischen General Radetzky, die sie beide glimpflich behandelten.

Der Vorwurf unseres Bildes, ein Säulengang am Canale grande, ist der künstlerisch ausgestattete Unterbau eines der wenigen Paläste, in welchem man heute noch von dem geschmackvollen Genußdasein der alten Glanzzeit Venedigs Spuren findet.

Venedig ist trotz seiner Verkommenheit noch immer eine der merkwürdigsten Städte Europas. Sie liegt in den Lagunen des adriatischen Meeres, von welchem sie theils durch Sanddünen (lido), theils durch Mauerdämme (mur azzo) getrennt ist, auf 114 kleineren Inseln, welche durch 157 Kanäle geschieden und durch 380 meist steinerne Brücken und Stege verbunden sind. Die Stadt ist 4 Kilometer vom Festland entfernt und hat die Form eines Dreiecks von 12 Kilometer Umfang und zerfällt in 6 Bezirke: San Marco, Castello, Canalreggio, Dorsoduro, San Paolo und die Insel Giudecca, an welche sich noch die Dämme Chioggia und San Murano u. a. anschließen. Unter den Kanälen zeichnen sich aus der Große Kanal (Canale grande), welcher 3470 Meter lang und 45—72 Meter breit, die Stadt von Süd-Ost nach Nord-West in malerischer Doppelwindung durchzieht und das interessanteste Bild der Stadt gewährt. Und doch ist dieses Drängen, Stoßen und Treiben auf dem Wasser, welches dem Nordländer Venedig so anziehend macht, nur ein Schatten des Kaleidoskops früherer Jahrhunderte, als auf dem Markusplatz, der Hauptverkehrsader der Republik, die Reichthümer von drei Welttheilen zusammenflossen. Das Keimen, Aufblühen und Verwelken dieser Blume des Mittelalters hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der Entwicklung des Riesenbaumes, Rom genannt, der ebenfalls aus einem Senfkorn entsproß und durch innere Fäulniß zugrunde ging. Ein Häuflein Veneter, dem Volke der Illyrier angehörend, flüchtete vor den Stürmen der Völkerwanderung vom Festland auf die Inseln der Lagunen und gründete hier ein Gemeinwesen, das von gewählten Tribunen regiert wurde. Im Jahre 697 begab sich ihr Führer Paulucius Anafestus unter die Oberhoheit des oströmischen Kaiserthums, welche sie im 11. Jahrhundert mit der des römisch-deutschen vertauschten. Die Führer (Dux, Doge) waren anfänglich die Vertreter einer aristokratischen Wahlmonarchie. Die Inseln Rialto, Malamocco und Torcello, welche am dichtesten bevölkert waren, bekamen zuerst das Aussehen einer Stadt und sind als Kern Venedigs anzusehen. Durch seinen Handel mit sarazenischen Städten in Verbindung gebracht und in die Mitte zwischen das oströmische (byzantinische) und das weströmische (fränkische) Reich gestellt, wuchs Venedig rasch an Reichthum und Selbstständigkeit. Die Kriege gegen die Normannen und Sarazenen Unteritaliens, sowie die illyrischen Seeräuber stählten die Kraft des jungen Staates, erweckten aber auch das Streben der Dogen, ihr gewähltes Amt in eine erbliche Würde zu verwandeln. Aus den Tribunen entpuppten sich allmählich Richter, deren Urtheile jedoch der Doge zu bestätigen hatte, bis sie ihm als Rath der Zehn über den Kopf wuchsen. In diese Epoche fällt die Annexion Dalmatiens und Istriens. Auch die Kreuzzüge, welche Europa ruinirten, trugen zur Bereicherung Venedigs und zur Vermehrung seiner Seemacht bei. Nicht nur bereicherten sich die Kaufleute bei der Versorgung der Kreuzheere mit Lebensmitteln und Kriegsmaterial und bei dem freien Handel mit der Levante, sondern auch der Staat gewann in den christlichen Gebieten des Orients feste Stützen für die spätere Ausbreitung seiner Macht. Jetzt beginnt das alte Schaukelspiel der Parteien. Wie einst in Rom der Kampf der Plebejer und der Patrizier mit dem Senat wüthete, so kämpfte in Venedig die Aristokratie mit dem Volk und suchte der Doge seine Macht zu erweitern, indeß die Macht der Republik nach außen wuchs. Im Jahre 1203 eroberte die venetianische Flotte Konstantinopel und half das lateinische Kaiserreich errichten. Durch den Besitz der ionischen und archipelagischen Inseln wurden die Venetianer zu Herren und Meistern des Ostens und rissen auch den Handel der arabischen und ostindischen Waaren an sich, wurden aber dadurch in einen Seekrieg mit der Konkurrenzfirma Genua verwickelt. Nach 136jährigem Ringen erlag Genua, indem seine Flotte am 23. Dezember 1379 bei Chioggia vernichtet wurde. Die Lagunenkönigin stand jetzt ohne Rivalen da und von allen Seiten flogen ihr Provinzen zu. Reich, mächtig und gefürchtet, trat Venedig mit seinen 8 millionen Unterthanen, das durch Wissenschaft und Kunst gebildetste Volk in sich fassend, in das 16. Jahrhundert. Handel und Gewerbfleiß blühten, die Abgaben waren gering, die Regierung, ein streng aristokratisches Staatssystem, welches die Masse des Volkes zu politischer Unmündigkeit und Theilnahmslosigkeit verurtheilte, war mild, solange es sich nicht um Politik handelte, aber unerbittlich gegen jede Neuerung. Aus diesem Grunde schlug sie sogar zwei Dogen, Vitale Michiele (1172) und Marino Falieri (1352) den Kopf ab. Seit der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien um das Kap der Guten Hoffnung (1498) trat ein Stillstand in der Machterweiterung Venedigs ein; die Eroberung Konstantinopels durch die Türken und die Sittenverderbniß der Venetianer führten zum Verfall. Die Inhaber der ersten Staatsämter hielten öffentliche Spielbanken; Geld war der Hebel, der unbeschränkt im Staate herrschte. Venedig verlor nach und nach die Inseln im Archipel, Morea (das heutige Griechenland), Albanien und Negroponte. Es suchte diese Verluste durch Erweiterung des festländischen Gebiets und Verstärkung des Einflusses in Italien auszugleichen und errang auch einige Erfolge. Im Jahre 1500 verbündete sich der Papst mit dem deutschen Kaiser und den Königen von Frankreich und Arragonien, um den „Freistaat" Venedig zu vernichten. Es war noch zu früh; nach einer Amputation und Zahlung von 300000 Dukaten fristete die Republik ihr ruhmloses Dasein weiter. Die nun folgenden 70 Jahre kamen der Pflege der Künste zu statten. Die reichen Nobili Venedigs wetteiferten mit den florentinischen Medicäern, um den Glanz und die Schönheit der Kirchen und Paläste durch Bücher, Bilder und Bauten zu erhöhen. Trotz der heldenmüthigen Theilnahme an der Seeschlacht bei Lepanto (1571) verlor Venedig an die Türken die Inseln Kreta und Cypern. Bei allen späteren Friedensschlüssen büßte es etwas von seiner Macht ein. Seit dem Jahre 1718 (Passarowitzer Frieden) nahm die Republik an den Welthändeln keinen weiteren Antheil mehr. Das war ein Zeichen ihrer Altersschwäche, welche Napoleon Bonaparte benutzte, um der wehrlosen Greisin 1797 den Krieg zu erklären. Kämpfen konnte man nicht gegen den ersten Feldherrn seiner Zeit, aber zu beschwichtigen versuchte man den „Bürger" Bonaparte dadurch, daß man nach 1400jährigem Bestehen die aristokratische Verfassung in eine demokratische verwandelte. Zu spät! Am 12. Mai 1797 dankte der letzte Doge Luigi Manin ab und vier Tage später rückten 3000 Franzosen ein, die ersten feindlichen Truppen, welche Venedig jemals gesehen hat. Mit der bekannten Willkür kleisterte Napoleon aus den Fetzen der Republik das Königreich Italien zusammen. Der Friede von Paris (1814) warf das Königreich Italien über den Haufen und die einst glorreiche venetianische Republik befand sich mit einemmale in den Händen der Frau Austria. Die Stürme des Jahres 1848 riefen auch die Republik San Marco zu einem Scheinleben auf, dem das furchtbare Bombardement der Oesterreicher (26. Mai 1849) ein Ende machte. Nach der Schlacht von Königgrätz (4. Juli 1866) verzichtete Oesterreich auf den Besitz Venetiens, indem es dasselbe an den Kaiser Napoleon den Dritten abtrat; dieser überließ es dem Königreich Italien. Als Viktor Emanuel am 7. November 1866 seinen feierlichen Einzug in Venedig hielt, machte ihn der Patriarch auf jenen Stein vor der Markuskirche aufmerksam, der die Stelle bezeichnet, wo im Jahre 1177 der deutsche Kaiser Friedrich der Erste dem Papste Alexander dem Dritten den Steigbügel hielt. Der König versetzte achselzuckend: „Tempi passati!" (Verwichene Zeiten!) Mit diesem bezeichnenden Ausspruch wollen wir von Venezias verblichenem Glanze Abschied nehmen. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Der Lagunenstaat hat seinen Uebermuth und seine Anmaßung mit vielhundertjährigem Siechthum und endlicher Auflösung gebüßt, aber all' das Große und Schöne, was die Lagunenstadt in Kunst und Natur aufzuweisen hat, wird Reisende aus allen Richtungen der Windrose immer und immer wieder dahin ziehen, um den ehemaligen Sitz der Pracht und des üppigen Lebensgenusses zu bewundern. Den berauschenden Eindruck des Totalanblicks genießt man von dem 98 Meter hohen Glockenthurm (campanile di San Marco). Hier übersieht man die Stadt, die Lagunen, das Meer, die gesegneten Fluren Oberitaliens und am Rande des Horizonts, wie eine Wolkenbank gelagert, die Berge Istriens.

Dr. M. T.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.
Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.
№ 48. 1879.
Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Stefan wendete sich jetzt nach ihr um. „Du bist heute sehr lustig, Nandl.“ Er sagte das sanft und ernst, es sollte kein Vorwurf sein, und es war doch einer.

Sie hielt sogleich im Gesang inne, ihre Augen suchten unter den Blumen herum. „Warum soll ich's denn nicht sein, Stefan? Dir geht's gut, du bist frisch, deine Kräfte nehmen zu, und mir geht's auch gut, und uns allen, und unsere Blumen wachsen und gedeihen, und wir können daraus Kränze und Sträuße binden nach Herzenslust, da wir täglich neue Bestellungen kriegen.“

Stefan sah unverwandt auf sie. Sie sah so fröhlich, so friedlich aus; und ihm war, als ob Friede und Fröhlichkeit von ihr ausgingen, und als müsse da, wo sie walte, alles in's Gleichgewicht kommen und alles zu schöner, behaglicher Thätigkeit sich angeeifert fühlen. Er vermochte seine Augen nicht loszulösen von dem arbeitenden Mädchen. Sie fühlte seinen Blick und ihre Hände wurden noch flinker. Keines sprach jetzt ein Wort. Es blieb so ruhig im Zimmer und um die beiden; man hörte nur das Summen der Fliegen und hie und da das Rascheln der Strohblumen unter Nandls geschäftigen Fingern. Ihm schien die Stube mit Wohlgeruch erfüllt, die Blumen dufteten süßer und stärker, ein Gefühl von Traulichkeit und Glück schmeichelte sich in sein Herz. Aber was sollte ihm das? Er durfte es nicht weiter auf sich einwirken lassen, es durfte keine Macht über ihn gewinnen. Ihm blühte doch niemals ein trauliches Heim, und so wollte er denn jede Weichheit und jede Herzensempfindung gewaltsam von sich fernhalten. Was sollte er damit im Invalidenhaus? Sein Entschluß war gefaßt, er schien ihm unwiderruflich, und mit männlicher Konsequenz wollte er ihn durchführen. Er erhob sich aus seinem Sessel. Er suchte seine Schritte zu festigen; langsam schritt er das Zimmer entlang.

„Nun, Stefan, das geht überraschend gut, morgen kannst du schon in den Garten hinaus.“

Stefan blieb vor ihr stehen. „Ich denke morgen noch weiter zu gehen, Nandl.“

„Doch nicht bis zum Walde? Das wäre zu beschwerlich.“

„Hans wird mir einen Wagen verschaffen und ich werde damit zur Bahn fahren.“

„Morgen schon?“

„Ich kann nicht länger bei dir wohnen, Nandl; ich bin zwar nur ein armer Krüppel, aber die Leute sind bösartig, du hast dir wegen deiner Gutthat schon genug üble Nachrede müssen gefallen lassen.“

„Was thut's? Der Sepp hat ihnen heimgeleuchtet, den Bösmäuligen, er hat ihnen die harten Köpf' aneinandergeschlagen, und seitdem hüten sie sich, ihre Boshaftigkeit gar zu laut werden zu lassen.“

„Ja, ich weiß, der Sepp vertheidigt dich brav, ich kann es nicht mehr.“ Das klang bitter, sein Ton kräftigte sich indeß, als er fortfuhr: „Du kennst übrigens mein Vorhaben, und was sein muß, soll sobald wie möglich geschehen.“

Es erfolgte eine Pause. Stefan that einige Schritt, und wie er jetzt wieder vor der Nandl stand, streckte er ihr plötzlich die Hand entgegen. „Ich bin dir viel schuldig geworden, Nandl; abtragen kann ich's nimmer, aber dir gegenüber drückt mich die Schuld nicht, ich weiß, wie es gegeben wurde, und wie gern du mir geholfen hast.“

„Ja, du weißt es, Stefan,“ sagte Nandl herzlich, aber ohne jede Sentimentalität, „und ich weiß auch, daß du's nie vergessen wirst, und darum brauchst mir auch nichts mehr drüber zu sagen.“

„Ich möchte dir doch danken, Nandl, für all' die Lieb' und Aufopferung.“

„Geh, Steffel,“ machte sie mit einer kleinen, verlegen abwehrenden Bewegung, „'s war nicht so arg damit; die ersten zwei Tage freilich, da hast um dich geschlagen, und getobt und geschrieen hast manchmal wie ein Narr, aber dann bist viele Tage wieder so ruhig gelegen wie ein Lamm, hast dich kaum gerührt, und nichts gegessen und nichts gesprochen, gebraucht hast da nicht viel, aber Angst hast uns da am meisten gemacht; die andern haben gezweifelt an deinem Aufkommen, ich nicht, Stefan, ich hab's gewußt, daß du wieder gesund werden mußt. Aber wie es dir besser gegangen ist, da hast mich nicht mehr um dich leiden wollen, und du hast mich fortgeschickt und die Kathrein und der Hans haben dich allein gewartet und gepflegt; hörst, das war eigentlich nicht hübsch von dir, daß du da nichts mehr von mir wissen wolltest.“

Ueber Stefans blasses Gesicht flogs wie ein Lächeln und Erröthen zugleich. „Es war schon gut so, du hast mehr als zuviel für mich gethan, und ich werde es im Herzen tragen, so lang' ich lebe.“

„Sag' mir Stefan,“ fragte jetzt Nandl mit einer gewissen neugierigen Vertraulichkeit, „was wirst denn nun zunächst beginnen?“

„Wie kannst du noch fragen?“ erwiderte er ernst und traurig. „Was kann ich beginnen? Mir fehlen alle Mittel, ich habe nicht

zwei Hände, um arbeiten zu können, und mir fehlt auch jetzt der Glaube und das sichere Vertrauen in meine geistigen Fähigkeiten. Mit meinen Thaten ist's zu Ende, ich nehme die Versorgung an, die mir der Staat gewährt, ich bin bereits darum eingekommen und man hat sie mir gnädigst bewilligt."

„Und du gehst also in's Invalidenhaus?"

„Es bleibt mir keine Wahl." Er senkte den Kopf, und von ihr hinweg begann er wieder im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Ei, Stefan," rief Nandl munter, „wie prächtig du marschirst, es ist eine wahre Freude, das zu sehen; bring' mir doch die Blumen herein, die ich im Vorhaus zurückgelassen hab', ich bitte."

Stefan blickte überrascht auf; es war das erstemal, daß Nandl eine Dienstleistung von ihm in Anspruch nahm, es machte ihm Freude, und doch, er fand es sonderbar. Sie saß ruhig und hantirte emsig weiter; er glaubte, ein fröhliches, fast übermüthiges Lächeln in ihrer Miene zu bemerken, und es that ihm wehe in diesem Augenblick. Er ging hinaus und brachte die Blumen. Er legte sie achtsam vor sie hin.

„Ich danke dir," sagte sie, und da nun der Tisch schier über und über mit Blumen bedeckt war, sprang sie herab, brachte rasch zwei Stühle herbei und stellte sie einander gegenüber auf. Sie setzte sich in den einen, und mit den Augen nach dem andern hinweisend, sagte sie mit scherzhafter Ueberlegenheit: „Da setz' dich nieder, Stefan, und ruh' dich aus."

Er gehorchte ohne Widerrede. Sie schob ihm die bereits sortirten Blumen zu und häufte die eben gebrachten vor sich auf, sodaß sie beide hinter dieser duftigen Wand geborgen waren und Nandls Augen wie aus einem Versteck zwischen den Blumen durch nach Stefan auslugten.

„Wir haben dies Jahr viel von diesen Strohblumenarten hereingebracht," begann sie wieder, indem sie, darin wühlend, einige davon herauslangte, „sie sind hübsch, gelt?"

„Gewiß, und das hübscheste an ihnen ist, daß sie unverwelklich sind und unveränderlich."

„Ja, aber sie sind zu gleichmäßig, das ist ein Fehler; um wieviel reizender wären sie noch, wenn ihre Farben mannichfaltiger wären und brillanter, wenn man das nur erreichen könnte."

„Ich glaube, es ginge wohl auf künstliche Weise."

„Siehst, Stefan, ich habe auch schon daran gedacht," sagte Nandl, mit großem Interesse bei dem Gegenstande verweilend, „und ich meine, man müßte, um Abwechslung und Mannichfaltigkeit hineinzubringen, diese Blumen färben, das müßte man doch können, nicht?"

„Ich denke, ja, ihrer Konstruktion nach müßten sie dazu geeignet sein."

„Und diese Gräser auch, diese mit ganz zarten Farben, sie würden dann wie Federn aussehen."

„Wenn du ein bischen Chemie verstündest, könntest du damit Versuche anstellen."

„Es ist recht schade, Stefan, daß ich garnichts davon verstehe, und die andern auch nicht; ja, es ist recht traurig, daß wir bei dem Geschäft alle miteinander so schrecklich unwissend sind. Der Professor hat mir auch schon manchen guten Wink gegeben, er hat mir gesagt, ich solle bei den Blumen auf Veredlung sehen, und dann hat er etwas von künstlicher Zuchtwahl gesagt, aber ich weiß nicht, wie ich das anstellen soll."

„Ja, das läßt sich auch nicht so leicht erklären und ausführen, das erfordert das liebevollste Eingehen auf das Leben und die Eigenart jeder Pflanze, jahrelange Beobachtungen und häufige Versuche. Zur Pflanzenkultur und einer erfolgreichen Züchtung gehören eben auch naturwissenschaftliche Kenntnisse."

Nandl stieß nur einen leichten Seufzer aus, sonst sagte sie nichts. Sie vergrub ihr Gesicht noch tiefer unter ihren Blumen. Eine Pause entstand. Da fragte plötzlich die Nandl in völlig verändertem Ton:

„Was geben sie dir denn im Invalidenhaus?"

„Acht Kreuzer täglich."

„Und davon sollst du leben?"

„Ja, das muß ich."

„Und mußt auch noch arbeiten dafür?"

„Nicht viel, so was man im Hause braucht, waschen und plätten und flicken."

„Das scheint mir keine angenehme Beschäftigung für dich."

„Die wird auch niemand dort suchen, Nandl; dort ist die letzte Zuflucht eines Greises oder Krüppels."

„Wenn sich also einem eine andre Zuflucht bietet, wenn er eine andre Existenz finden könnte, wenn er im stande wäre, auf andre, ehrliche Weise sich sein Brot selbst zu verdienen, er würde nicht dahin gehen, — meinst du?"

„Gewiß nicht."

„Warum thust du es dann?"

„Ich? Mit was soll ich mir mein Brot verdienen?"

„Mit deinen Kenntnissen."

„Sie sind unvollständig, ich habe keine Prüfungen gemacht, ich habe keine Zeugnisse; nicht einmal als Schulgehülfe würde man mich anstellen."

„Du müßtest eben das ergreifen, dahin gehen, wo man dich braucht."

„Mich braucht? Wer könnte mich brauchen, wo könnte man mich brauchen?"

„Hm," machte die Nandl, „zum Beispiel *wir* könnten dich brauchen."

„Bei der Gärtnerei, mich?" stieß Stefan fast höhnisch heraus.

„Nicht zum Schaufeln und Graben, nicht zum Setzen und Begießen, Hände haben wir ja auch genug," fuhr Nandl ebenso entschieden, aber wärmer werdend, fort, „wir wüßten dich anders und besser zu verwenden. Siehst, wir verstehen alle nur das Handwerk, um aber das Geschäft zu einem einträglichen zu machen, um in dem Fache etwas zu leisten, müßte man, wie du vorhin gesagt hast, Chemie verstehen und Naturwissenschaft. Wir können das nicht, aber du kannst das alles, Stefan, und noch viel mehr, du weißt auch, was das heißt, Geschmack, und dann müßtest du auch die Briefe schreiben und unsere Rechnungen; wir drei arbeiten jetzt oft einen halben Tag an so einem Zettel, und dann verstehen sie's erst nicht, unsere Kunden, oder sie thun wenigstens so, und da sie uns für Tröpfe halten, meinen sie, sie dürften uns übervortheilen und wir müßten es uns gefallen lassen; kurz, wir sind im Nachtheil, weil wir ganz unwissend sind, aber unser Geschäft kann einen Aufschwung nehmen, ah, es könnte etwas ganz Besonderes werden, wenn wir dich dafür gewinnen könnten; wir können dich brauchen, Stefan, und darum möchten wir dich bitten, daß du dich mit uns vereinigst." Sie war aufgestanden und sah mit hoffnungglänzenden Augen zu ihm herüber.

Er starrte sie an; was sie da sagte, es war ihm wie eine Offenbarung, es war ihm wie eine Erlösung. „Nandl," rief er in bebender Freude, „du glaubst an mich, du meinst, daß ich zu verwenden sei, daß ich noch nützlich werden könnte, — und du willst mir Brot und Arbeit geben?"

„Nicht ich allein, wir alle!" Und ihr Entzücken hinter einem geschäftsmäßigen Wesen verbergend, fuhr sie fort. „O, wir alle sind der Meinung, daß es ein Vortheil für uns wäre, ein ganz unberechenbarer Vortheil, wenn du dich mit uns verbündest; es wär' uns gar lieb, wenn wir dich für immer gewinnen könnten; wir haben in den letzten Tagen viel davon gesprochen und wir sind alle damit einverstanden, wir, das heißt Kathrein, ich, der Sepp, der Anton und — unser neuer Geschäftstheilnehmer Hans Wachtler ist's nicht minder."

„Hans, — ist's möglich?!"

„Ja, der gehört seit gestern zu uns und du — seit heute, nicht wahr? Fragt sich's nur, ob dir unsere Bedingungen passen."

„Ob sie mir passen, Nandl!"

„Wir müssen vorderhand noch recht genügsam sein, wir haben bisher viel gearbeitet und wenig verdient, aber was hereinkommt, das wird getheilt, für alle zu gleichen Theilen, keiner soll einen Vorzug haben; geht's gut, dann haben wir allesammt gute Tage, geht's schlechter, dann heißt's eben auch gemeinschaftlich hungern. Willst du's mit uns riskiren?"

Stefan war aufgestanden und der Nandl entgegen gegangen. „Nandl — du — ihr — ihr guten Menschen, ihr habt mir zum zweitenmal das Leben gerettet!" Und noch voll Reizbarkeit und zarter Empfindung, wie es bei einem kaum Genesenen wohl natürlich, auf Kummer vorbereitet, der Freude aber entwöhnt, fand sie ihn fassungslos, und die Thränen schossen ihm in die Augen.

Nandl wandte sich ab, sie wollte ihm nicht zeigen, wie nahe ihr selbst die Thränen waren; er sollte ihr selig-stolzes Entzücken nicht sehen, das diese Freudenthränen ihm verrathen würden; er hätte sich ihr zu sehr verpflichtet gefühlt, hätte er alles gewußt; ja, sie hatte ihn gerettet, sie allein, die lang' vorbereitete Absicht war gelungen, Nandl hatte dem Krüppel, dem von allen Verstoßenen, der sich selbst aufgab, einer fröhlichen, befriedigenden, Thätigkeit entgegengeführt, sie hatte ihn dem Leben, dem Glücke wiedergewonnen, der Selbstachtung. „Ich schicke sie dir herein," rief sie, der Thür zueilend, „sie können es ja kaum erwarten,

dich als ihren Genossen zu begrüßen; wie froh werden sie sein, wie herzensfroh sind wir alle!"

Sie schoß zur Thür hinaus, sie eilte dem Garten zu, so flink, so schnellfüßig, das Entzücken gab ihr Flügel; sie rief: „Sepp, Kathrein, Anton!" Rein und voll wie Jubelruf drang es aus der jungen Brust. Ja, die Nandl hatte eine gesunde Lunge, das hatte schon Ewald bei der ersten Begegnung gesagt, aber sie hatte auch ein gesundes Herz.

Bald war Stefan von den Herbeigerufenen umringt, sie bezeigten ihm ihre Freude, sie drückten ihm die Hand — aber sie mußten wieder zur Arbeit, die Gärtnerei verlangt unausgesetzte Sorgsamkeit und die meisten Arbeiten dulden keinen Aufschub.

Erst nach dem Feierabend hatten sich alle Theilnehmer in dem Bibliothekzimmer zur Berathung versammelt. Stefan ruhte im Bette, aber der Ausdruck seines Gesichtes war voll Glückseligkeit und Lebendigkeit. Nach einigen Tagen der Schonung würde er als ein völlig Gesunder zu betrachten sein, das fühlte er, und er wollte dann sogleich in seinem neuen Wirkungskreise thätig sein. Auch Hans war von Hohenwang herübergekommen, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Er hatte den Tag über alle diesbezügliche Dispositionen getroffen, und er fühlte sich jetzt frei; er hatte mit allem gebrochen, sich der beschämenden Abhängigkeit entrissen und er war nun ein selbständiger Mann geworden, der sich mit seiner Hände Arbeit selbst ernähren konnte und wollte. Hans hatte über ein Vermögen von zweitausend Gulden zu verfügen, er brachte es der Genossenschaft zu. Es sollte zur Vergrößerung des Geschäfts, zum Bau von Glashäusern und zur Herbeischaffung von Arbeitsmaterial verwendet, und ihm nach und nach, ratenweise, von den Einnahmen zurückgezahlt werden. Alle Bedürfnisse sollten das erste Jahr gemeinsam bestritten werden, erst nach dieser Zeit würde, wenn sich nach allen Anschaffungen und Rückzahlungen ein Ueberschuß ergeben hätte, dieser getheilt und für das nächste Jahr ein Vorstand ernannt werden.

Alle, und auch die einfachsten unter ihnen, wie Kathrein und Anton, zeigten bei dieser Besprechung bei all' den neuen Vereinbarungen und Feststellungen, die nun getroffen werden mußten, ein so richtiges Verständniß, so viel gegenseitige Sympathie, überhaupt so viel Sinn für ein gemeinsames Wirken, daß für die Zukunft des kleinen Gemeinwesens das Beste zu hoffen war. Es wurde beschlossen, daß Hans nach Salzburg fahren solle, um alles Nöthige, das der Aufschwung des Geschäfts bedingte, anzukaufen; sobald er zurückgekehrt, wollte er gemeinsam mit Stefan den netten Anbau beziehen, den der Gemeindewirth vor einiger Zeit an seinem Hause hergestellt hatte, und der bisher unbewohnt geblieben. Er bestand aus zwei Räumen, der eine sollte ihr gemeinschaftliches Wohn- und Schlafzimmer sein, der andere zu einer chemischen Küche und der Boden zur Trockenkammer hergerichtet werden.

Herzlich und wiederholt schüttelte man sich die Hände, als die kleine Gesellschaft sich an diesem Abend trennte. Sie alle waren in so glücklicher, gehobener Stimmung, jeder wollte in der Folge beweisen, daß er wohl werth war, dieser Vereinigung anzugehören, daß er würdig war, der Bruder, der Freund, der Genosse der übrigen zu sein. Jeder wollte arbeiten, schaffen, das Unternehmen fördern, soviel in seinen Kräften stand, das Interesse eines jeden einzelnen und das der Gesammtheit fiel zusammen. Einer für alle, alle für einen, hieß es, — das Unternehmen mußte gedeihen.

Stefan schlief ein an diesem Abend mit einem Lächeln auf den Lippen. Es war ein Ausdruck des sonnigsten Glückes, tiefinnerlichster Befriedigung. (Fortsetzung folgt.)

Der Golfstrom.

Von **A. M.** (Fortsetzung.)

Zwar bedeutend abgekühlt, aber immer noch mit beträchtlicher Wärme im Verhältniß zu den ihn umgebenden Wassermassen, setzt der Strom seinen Lauf nach Nord-Nord-Osten, gegen die West- und Südküste Islands und die Farör-Inseln fort. Hier hat er zum zweitenmale einen Kampf mit dem auf der Ostküste Grönlands herabkommenden Polarstrom zu bestehen, der ihm auf der Ostseite Islands in die Seite fällt und nochmals nach Süden hin drängt. Infolge dieses Zusammentreffens beider Strömungen findet sich zwischen den Farörinseln und Island ein kalt und warm gestreiftes Meer, indem beide in Streifen und Lagen neben-, über- und untereinander hinfließen. Eisberge führt an dieser Stelle des nordatlantischen Ozeans der Polarstrom am weitesten, d. h. bis zu den Farör herab, ja manchmal noch südlicher, sodaß Kapitän James Clark Roß nordwestlich von den Shetlandinseln noch Treibeis antraf. Auch die Temperatur des Meeres von der Ostküste Islands an bis zu den Faröer-, Shetland- und Orkney-Inseln ist gegenüber der der West- und Südküste Islands eine bedeutend niedrigere. So ist bei Reykjavik und Stykkisholmr an der Westküste Islands die Seetemperatur im Juli noch 9,3 und 8 Grad Reaumur, während sie bei dem um 3 Breitengrade (45 Meilen) südlicher gelegenen Thorshavn auf den Faröer nur 7,5 Gr. R. beträgt. Nicht ohne Einfluß erscheint diese Abkühlung bei vorherrschendem Nordwinde auf die Temperatur der Luft, von den Shetlandinseln bis zu den deutschen Nordseeküsten herab.

Von welchem bedeutenden Einflusse aber der Golfstrom auf die Lufttemperatur der von ihm umflossenen und in seinem Bereiche gelegenen Länder ist, zeigt sich hier am deutlichsten. Der Winter der britischen Inseln ist mild, und die Lufttemperatur nimmt umsomehr zu, je weiter man von Süden nach Norden, oder nach Westen in den Bereich des Golfstroms gelangt. Denn während die mittlere Januartemperatur von London und Edinburgh + 2,4 Gr. R. beträgt, ist dieselbe in Dublin schon + 3,8 Gr. R. und in Unst auf den Shetlandinseln, 140 geogr. Meilen nördlich von London, + 3,7 Gr. R., die Temperatur des Meeres aber noch + 6 Grad R. im Januar! Hier wirkt also die Wärme des Meeres auf die Luft, nicht umgekehrt, was unbedingt der Fall sein müßte, wenn der Golfstrom nur eine vom Winde abhängige Driftströmung sein würde. Die mächtige Einwirkung des Golfstroms auf die Temperatur dieser Gegenden mögen nachfolgende Zahlen darthun: Die größte in London beobachtete Kälte ist — 16,4 Gr. R., in Penzance an der Westküste Englands — 3,5 Gr. R., in Sandwich auf den Orkneyinseln — 7,2 Gr. R., in Brassay auf den Shetlandinseln — 8,3 Gr. R.!! Nichts kann wol deutlicher den ungeheuern Einfluß des Golfstroms auf das Klima des nördlichen Europa zeigen, als diese Zahlen und Thatsachen.

Wer denkt nicht beim Namen Island (Eisland) an ewigen Schnee und Eis? Und da allerdings der Sommer Islands rauh und unfreundlich ist, so ist die gewöhnliche Schlußfolgerung, „wie kalt muß es erst im Winter dort sein!" Allein man befindet sich mit diesem Schlusse sehr im Irrthum. Die größte seit zwanzig Jahren in Reykjavik beobachtete Kälte betrug nur — 12,5 Gr. R. Der Engländer Dr. Henderson, der einen Winter auf Island zubrachte, erzählt: „Ich muß gestehen, daß mir ordentlich schauderte bei dem Gedanken, einen Winter in Island hinzubringen. Wie groß aber war meine Verwunderung, als ich fand, daß die Temperatur nicht blos höher war, als in Dänemark, wo ich den vorhergehenden Winter zugebracht hatte, sondern auch, daß der Winter in Island dem mildesten Winter, den ich in Dänemark und Schweden überhaupt kennen gelernt hatte, nicht nachgab." Und Karl Vogt theilt in „Dr. Berna's Nordfahrt" mit, daß Schafe und die gewöhnlichen Pferde auf Island das ganze Jahr für sich sorgen müssen, und daß nur das Rindvieh und die besseren Pferde während des Winters in Ställen gefüttert werden. Was würden deutsche Hirten dazu sagen, wenn sie im Winter im Freien mit ihren Heerden zubringen sollten? Und während in unserem Vaterlande das Eis der Flüsse und Seen oft mehrere Fuß stark wird, sind nach M'Clintocks Beobachtungen die Seen bei Reykjavik in manchen Wintern nicht stärker als 2 Zoll, und selten 18 Zoll mit Eis bedeckt. Allerdings trifft man nur an der Süd- und Westküste eine solche gelinde Temperatur, an der vom Polarstrome berührten Ostküste dagegen bedeutend höhere Kältegrade.

Verfolgen wir den Golfstrom in seinem Laufe und seinen Wirkungen weiter. Nachdem er östlich von Island den Polar-

strom zum zweitenmale siegreich im Kampfe bestanden, setzt der Golfstrom seinen Lauf in nordöstlicher Richtung nach den Küsten Norwegens und dem Eismeere fort. Unterm 73. Grad nördl. Breite etwa, zwischen Spitzbergen und der Bäreninsel, tritt ihm zum drittenmale der kalte Polarstrom, der auf der Ostseite Spitzbergens herabkömmt, diesmal in direckter Richtung entgegen, und mächtiger als der bereits auf 4 Gr. R. abgekühlte Golfstrom, drückt er denselben zum Theil unter sich herab und spaltet ihn in einen westlichen und östlichen Arm. Der westliche, schwächere Arm wendet sich nach Norden und strömt, bisweilen vom arktischen Strom unterdrückt, bisweilen wieder emportauchend, mit einer Temperatur von 2—4 Gr. R. längs der Westküste Spitzbergens hin und zeigt unterm 81. Gr. nördl. Breite, also nur 135 Meilen vom Nordpol, noch eine Temperatur von über 2 Gr. R. Wärme.

Paulus Gerhardt. (Seite 574.)

Hier aber wird er, soviel bisjetzt bekannt ist, gänzlich vom Polarstrom besiegt und taucht unter denselben herab, wodurch ein weiteres Vordringen an dieser Stelle wohl kaum möglich sein wird. Trotzdem berührt aber dieser westliche, schwächere Arm noch die Südspitze Spitzbergens, sodaß dieselbe für gewöhnlich selbst im Winter eisfrei bleibt und die von Norden herabkommenden Eisberge rasch zerstört werden. So mächtig ist noch der Einfluß des schwächeren Armes des Golfstroms, etwa sechstausend Seemeilen (4 = 1 geograph. Meile) von seinem Ursprunge entfernt!

Daß der von Norden herabkommende kalte Strom zwischen Spitzbergen und der Bäreninsel den Golfstrom spaltet und zurückdrängt, ist bei der beträchtlichen Stärke und Geschwindigkeit des ersteren kein Wunder. Im Juli 1868 fand Koldeway, daß diese Geschwindigkeit 13 Seemeilen pro Tag betrug, im Jahre 1859 beobachtete der englische Seefahrer Lamont, daß der von Norden kommende Strom bei Black-Point (schwarze Spitze) 3 Seemeilen in der Stunde, also täglich 72 (= 18 geograph.) Meilen machte und daß 6 Matrosen nicht imstande waren, ein Boot gegen ihn anzurudern, und versichert, daß weiter östlich, bei den sogen. Tausend Inseln, die Geschwindigkeit desselben gar 168 — 192

Eine japanesische Theegesellschaft. (Seite 575.)

Seemeilen pro Tag — 2 geograph. Meilen in der Stunde — betragen habe.

Der östliche Arm ist der bedeutendere; er verfolgt zwischen der Bäreninsel und dem Nordkap trotz wiederholter Theilung immer noch mächtig seinen Lauf weiter nach Nordosten hin, und wol allein seinem Einflusse verdankt die österreichische Nordpolexpedition unter Payer und Weyprecht die Entdeckung des Franz-Josef-Landes unterm 84. und 82. Gr. nördl. Breite, nordöstlich von Spitzbergen. Um das Nordkap herumbiegend, berührt er die Nordküste Europas und läuft, vom Polarstrom gedrängt und bekämpft, längs der Westküste Nowaja-Semljas nordwärts, tritt wahrscheinlich auch durch die karische Pforte ins karische Meer. Trotzdem unsere Kenntniß vom weiteren Lauf des Stromes nicht ganz bestimmt ist, so sind wir doch darüber sicher, daß er nach Osten und Norden hin seine Endschaft hier noch nicht erreicht hat. Daß der Golfstrom längs der norwegischen Küste hinlaufend noch die Küsten der Halbinsel Kola bespült und bis zur karischen Pforte vordringt, beweist am deutlichsten der Umstand, daß an der Küste Nord-Lapplands der Winter nicht so streng ist, als im viel südlicher gelegenen archangelschen Gouvernement. Auch friert diese Küste niemals zu, sodaß von März bis August eines jeden Jahres Scharen von Fischen aus Rußland und Norwegen die kolasche Küste nebst deren stets eisfreien Fjords bevölkern, von wo sie mit reicher Ausbeute heimkehren, und dies in einer geographischen Breite von 68—72 Gr., wo auf der Südhälfte unserer Erde starre Eiswände ein Vordringen nach dem Pole zur Unmöglichkeit und das dort entdeckte Land zur unbewohnbaren Eiswüste machen!

Auf der Bären-Insel, die vom Polarstrome berührt wird, hat der norwegische Fischer Sievert Tobiesen 1865—1866 überwintert und täglich Beobachtungen der Luft- und Seetemperatur angestellt: das Oktobermittel der Luft war — 2,2 Gr. R., das Golfstromwasser zwischen der Insel und der norwegischen Küste + 6,5 Gr. R., also 8½ Gr. R. wärmer als die Luft; das Januarmittel — 12,4 Gr. R., die See noch + 2,5 Gr. R., also um fast 15 Grad wärmer!

Ein russischer Schiffer Kononoff, der im Dezember 1864 von Kronstadt über Kopenhagen und um das Nordkap nach Kola und zum weißen Meere fuhr, fand dort die Kälte der Luft bis — 22 Gr. R., die Temperatur des Meeres längs der Küste aber war so gelind, daß dasselbe nicht fror, sondern stets offenes Wasser vorhanden war. Wenn aber im östlichen Deutschland die Kälte bis 25 Gr. steigen kann, so ist hinwiederum die in Hammerfest am Nordkap beobachtete größte Kälte nur bis — 12 Gr. R. gegangen. Hier äußert sich der Einfluß des Golfstroms auf die Lufttemperatur am auffallendsten.

Längs der nordasiatischen Küste vom karischen Meere bis zu den neusibirischen Inseln trifft man fast beständig ein offenes Meer und eine vorherrschend in der Richtung von West nach Ost oder Südost sich bewegende Strömung, von den Russen Polynia genannt. Diese Polynia, die mit hoher Wahrscheinlichkeit als die Fortsetzung des Golfstroms angesehen werden kann, besitzt noch eine verhältnißmäßig beträchtliche Wärme, sodaß selbst unter 76 Gr. nördl. Breite das Meer nördlich der neusibirischen Inseln selbst im Winter von Eise frei bleibt, während die durchschnittliche Jahrestemperatur des Landes — 22 Gr. R. beträgt. Daß an der Nordküste Nowaja-Semlja's eine starke Strömung nach Osten läuft, beobachtete im Juni 1868 der norwegische Schiffer, Kapitän Johannsen, — ein weiteres sicheres Zeugniß von der Fortsetzung des Golfstroms längs der nordasiatischen Küste.

(Schluß folgt.)

Der Uglei-See.

Erzählung von W. H.

Im östlichen Holstein, wo sanfte Hügelwellen, mit prächtigen Buchenwaldungen bewachsen, zahlreiche Seen umkränzen, die mit der nahen Ostsee in vielfacher Verbindung stehen, herrscht in den milden Jahreszeiten eine solche Frische und Fülle der Natur, wie man sie vereint kaum irgendwo in Deutschland antreffen wird. Die üppigen Wiesen, die wallenden Kornfelder, der stattliche Hochwald, die fischreichen Seen — überall Wohlstand, Leben und Freude.

Das Volk des östlichen Holsteins ist weniger schwerfällig, als das in den westlichen Marschen wohnende. Mag die Abstammung auch dazu beitragen, da im Osten Holsteins vielfache Mischung mit slavischen Elementen stattfand, während im Westen der friesische Stamm sich reiner erhalten hat, so ist doch nicht zu zweifeln, daß auch die Abwechslung in den Bodenverhältnissen des Landes große Einwirkung gehabt hat. Im Osten, wie schon bemerkt, Wald und friedliche Binnengewässer, im Westen flache, weite Felder und Wiesen und die ewig unruhige Nordsee.

Der Sinn der Menschen in solchen Gegenden wird starr und verschlossen; mächtige Charaktere erzeugt er allerdings, selten aber gewandte Geister. Diese findet man mehr in den Gegenden, wo die Natur mannichfache Abwechslung bietet. Deshalb ist der Ostholsteiner auch gewandter, fröhlicher, vielleicht auch etwas weniger zuverlässig, als der Holsteiner an der Westküste der Halbinsel.

Nicht weit von Eutin, der Hauptstadt desjenigen Theiles von Holstein, welcher zu dem Großherzogthum Oldenburg gehört und sich besonders durch Wohlstand und Naturschönheit auszeichnet, liegt der Uglei-See.

Die Form des Sees ist ein fast regelrechtes Oval; an den Ufern zu allen Seiten steigt der Hochwald an ziemlich steilen Abhängen empor, sodaß man unwillkürlich den Eindruck gewinnt, als sei die Erde dort in den See gesunken. Das Wasser sieht immer tiefgrün aus, nur zur Mittagszeit und zwar nur während des Hochsommers zittern die Sonnenstrahlen auf dem See, sonst liegt der Wald, ein einziger großer Schatten, auf dem Uglei, der dadurch wie in einen grünen Schleier gehüllt erscheint.

Das Wasser ist fast immer ruhig; selten nur kräuselt sich die Oberfläche, und langsam schaukeln an den Rändern des Sees die flachen Wellen und schmeicheln sich an die niederhängenden Zweige des Unterholzes, welches aus Haselstauden, Weiden und Erlen besteht.

Am Ufer stand ein junger Mann und starrte auf den schweigenden See, in Träumen versunken. Dachte er der Sage, nach welcher tief unten auf dem Grunde in dem versunkenen Schlosse ein holdes Mägdlein im Schlaf befangen ruhte, dachte er dasselbe zu erlösen und zu harren der Nacht, in welcher alle zehn Jahre unter Blitz und Donner das Schloß an der Oberfläche erscheint und die Wogen des Sees sich in den Erdboden verlaufen? Wenn dann ein beherzter Jüngling den Drachen bezwingt, der vor den Pforten des Schlosses liegt, dann springen dieselben klirrend auf, und das holde Mägdlein, Schloß, Wald und herrliche Länder gehören dem kühnen Ritter.

Gedachte der Jüngling dieser alten Sage?

O, er kannte sie wol, da er schon als Kind in jene Gegend gekommen war und in dem nahegelegenen Dorfe als Schullehrer sein bescheidenes Dasein fristete — er kannte die Sage wohl, aber er gedachte ihrer nicht, als er in tiefem Seufzer plötzlich aufathmete.

Ein heiteres Lachen und fröhliche Plauderei unterbrach da die Stille und eine kleine Reisegesellschaft trat aus dem Waldesdunkel in die Lichtung, auf welcher der Großherzog von Oldenburg eine Art Pavillon mit Sitzen hat anlegen lassen, um den vielen Besuchern des reizenden Sees ein beschauliches Ruheplätzchen zu bieten.

Auf das fröhliche Lachen und Plaudern kam von jenseits des Sees sofort Antwort, sodaß die kleine Gesellschaft, die aus einer älteren und einer jüngeren Dame und aus zwei Herren bestand, die gleichfalls im Alter sehr verschieden waren, sich erstaunt und überrascht ansah, bis der hinzutretende junge Dorfschullehrer bedeutete, daß selbst auf ein nicht besonders lautes Singen oder Rufen das Echo von allen Seiten Antwort gebe. Er hielt die hohle Hand an den Mund und ließ einen gellenden Pfiff ertönen, der sofort ein hundertfaches lautes Echo fand.

Die Bekanntschaft war auf diese Weise schnell gemacht. Das ältere Paar war der Senator Hausburger nebst Gemahlin aus Hamburg, die jüngere Dame ihre Tochter Amanda und der

jüngere Herr war ein entfernter Verwandter der Frau des Senators, Dr. med. Wernheim.

Unser Dorfschullehrer, Emil Reichelt, übernahm es, den Fremden allerlei Erklärungen und Erläuterungen über den See zu geben und berührte auch die oben mitgetheilte Sage. Ueber das Gesicht des alten Senators zog eine trübe Wolke. „Nicht nur das verzauberte Fräulein lebt da unten," sagte er, „sondern es ruht auch dort eine große Anzahl von lebensmüden Menschen; der See gibt kein Opfer wieder heraus, und so sehr man sich bemüht hat, die Leichen von Ertrunkenen aufzufischen, so wenig sind diese Bemühungen von Erfolg gewesen, sodaß man allgemein annimmt, daß in der Mitte des Sees und zwar tief unter der Oberfläche ein trichterförmiger Strudel sich befindet, der nimmer seine Beute losläßt."

„Du bist ja so ernst geworden, Papa," sagte Amanda; „stehst Du vielleicht selbst zu einem der Ertrunkenen in Beziehung?"

„Ach was," murrte der Senator, „ich habe nur so allerlei gelesen, auch, daß grade dieser See eine große Anziehungskraft für Selbstmörder haben soll, besonders für Frauen."

Die Frau des Senators wandte sich hüstelnd ab und bat, daß man nunmehr den Rückweg antreten möge, um auf der Höhe in dem gastlichen Wirthshaus den Leib zu erquicken. Mit freundlicher Handbewegung lud der Senator den Dorfschullehrer ein, bei ihm zu Gaste zu bleiben, was letzterer nach einigem Sträuben annahm.

Auf der Höhe angelangt, war das Wirthshaus schnell erreicht; große Eichen, Buchen und Linden ragten vor demselben empor und beschatteten einen grünen Platz, auf welchem einige Tische und Stühle zur Ruhe einluden. Das lange einstöckige Haus mit dem Strohdach und den grünen Fensterscheiben machte einen sehr freundlichen Eindruck. Prächtige Gärten und im Thale saftige Wiesen umgaben das Haus, hinter denen sich die weiten Feldfluren hinzogen.

Das Wirthshaus mit allem, was man weit und breit sah, gehörte ebenso wie der stattliche Wildgarten, welcher sich abseits von den Gärten weit ausdehnte, dem Großherzog von Oldenburg; der stämmige Wirth, der sich eben in der Hausthüre zeigte, war nur der Pächter; doch hatte seine Familie das Gut schon durch mehrere Generationen förmlich in Erbpacht gegen einen sehr geringen Zins gehabt, sodaß allgemein bekannt war, der Herr Wirth zum Uglei-See sei ein sehr wohlhabender, ja ein reicher Mann. Stolz genug war Herr Habermann auch. Wenngleich er freundlich mit seinen Gästen sprach, so ließ er sich doch nie dazu herbei, die Gäste zu bedienen; das überließ er einer Magd, und wenn die Gesellschaft zahlreich oder vornehm war, dann mußte auch sein Töchterchen, die goldige Angelika, mit zugreifen, während die Mutter in der Küche schaltete und waltete.

Zumeist war der Wirth selbst nicht zuhause, da er die Bewirthschaftung der Felder und Wiesen überwachen mußte, in denen sein hauptsächlicher Reichthum lag. Die Gastwirthschaft hatte er nur so nebenbei, und da sie schon fast ein Jahrhundert zu der Pächterei gehörte und er auch befürchtete, andernfalls einen lästigen Nachbarn zu bekommen, wollte er dieselbe nicht abgeben, obwol seine Frau meinte, daß sie es wahrlich nicht mehr nöthig hätten, sich für fremde Leute zu quälen; außerdem sei ihr einziges Töchterchen viel zu gut dazu, andere Leute zu bedienen.

Gewöhnlich drang die erfahrene Frau in den Alten, die Wirthschaft eingehen zu lassen, wenn Emil Reichelt einsam bei seinem Glase Bier dort unter der Eiche saß und dem Klavierspiel lauschte, welches aus dem Eckzimmer des Hauses drang.

Dann allerdings wetterte der Alte: „Wir müssen den verhungerten Schulmeister dort dulden, der unser liebes Kind förmlich verrückt gemacht hat, solange wir die Wirthschaft haben — ja, nächstes Jahr lasse ich dieselbe eingehen, daß ich den Burschen dann von meiner Besitzung treiben kann. Es ist wahrlich unverschämt, — ein blutarmer Mensch mit 250 Thalern Gehalt, von zweifelhafter Herkunft, dessen Mutter sich dort unten im See ertränkt hat, wagt es, zu meiner Angelika, zur Tochter des Wirths zum Uglei-See emporzusehen. — Nächstes Jahr, Alte, wird die Bude zugemacht, und dann soll der Teufel den Kerl holen."

Die Wirthin erwiderte dann gewöhnlich, daß Emil Reichelt ja ein sehr hübscher und gebildeter junger Mann sei, der ihrer Angelika so schön Klavierspielen gelehrt habe, daß es eine himmlische Freude sei; daß aber die Anmaßung, Angelika freien zu wollen, alle seine sonstigen Vorzüge in den Schatten stelle.

Besonders aber beunruhigte Angelika selbst die beiden Alten. Das sonst so folgsame Kind wurde immer gereizt, wenn man von ihrem Emil sprach, den sie als ihren Verlobten betrachtete.

Der junge Schullehrer hatte, wie schon angedeutet, Angelika Klavierunterricht ertheilt; die beiden Herzen hatten sich bald gefunden und ewige Treue gelobt.

Die Eltern drohten zwar dem Mädchen mit Enterbung und ihrem Fluche, wenn sie von dem Hungerleider nicht lasse; doch trotzig, aber gelassen hatte dann Angelika immer geantwortet, sie könne warten. Sie versprach ihren Eltern, deren Kummer sie sah, daß sie vorab nicht mehr mit Emil sprechen wolle; dabei war sie aber auch von dem heimlichen Nebengedanken geleitet worden, dadurch die Treue ihres Verlobten zu prüfen.

Seit der Zeit war der junge Schullehrer finster und in sich gekehrt gewesen; er war öfter wie früher zum Rande des Uglei-Sees gegangen, und man fand ihn häufig, wie auch am heutigen Tage, trübe und stumm in die schweigenden Wasser herniederschauen.

Die fröhliche Gesellschaft aus Hamburg hatte ihn aus den Träumen erweckt.

Sie saßen nun zusammen unter dem großen Eichbaum bei einem guten Imbiß und schäumendem Bier.

Der Wirth lehnte in der Thür. Da kam eilig ein Knecht herbeigerannt, der ihm einige Worte zurief. Rasch verschwanden beide hinter dem Hause, und man sah, daß sie rüstig den Feldern zuschritten. Wie man später erfuhr, hatte eins der schönen Pferde des Pachters einen Unfall erlitten.

Als der Wirth eben fortgeeilt war, öffnete sich ein Fenster des Eckzimmers und ein goldiger Lockenkopf wurde sichtbar — ein reizendes, rosiges Antlitz, aus dem sonderbarerweise ein paar **dunkle** Augen, die von großer Energie zeugten, hervorblitzten.

Man merkte es dem jungen Schullehrer an, der unverwandt die holde Erscheinung anblickte, wie er verwirrt wurde; das Blut schoß ihm zur Stirn und mit einem unsicheren Kopfneigen grüßte er.

„Ach, ein reizendes Kind," rief die Tochter des Senators, „sehen Sie 'mal, Herr Doktor."

Phlegmatisch wandte auch dieser den Kopf nach der Erscheinung und gähnte: „Oh — ja!"

Inzwischen war Amanda aufgesprungen und zum Fenster geeilt. Sie begrüßte die reizende Angelika und bat dieselbe, sich mit ins Freie zu begeben, sie wolle mit ihr plaudern über die reizende Gegend und den wunderbaren Uglei-See.

Willig leistete das Wirthstöchterlein Folge; als sie aus der Thür trat, ergriff das hochaufgeschossene Stadtfräulein ihre Hand und zog sie fast mit Gewalt an den Tisch unter der großen Eiche, an dem die Gesellschaft saß.

„Hier stelle ich eine reizende Waldfee vor, das Burgfräulein vom Uglei-See. Das nenn' ich mir doch ein anderes Leben, hier oben die Gebieterin zu sein, als dort unten tief im See als verwunschene, nie erlöste Prinzessin zu schlummern."

Erschreckt fuhr der Senator empor, der auf dem harten Stuhle in seinen gewohnten Nachmittagsschlummer versunken war. „Wer spricht vom Uglei-See, wer weilt dort in der Tiefe?"

„Aber, Papa, du siehst ja ganz verstört aus, du hast wol geträumt? Ich sprach nur von dem bezauberten Fräulein, von der uralten Sage. Sieh aber hierher, Papa; wenn man nicht wüßte, daß die Prinzeß dort unten im Schlosse verzaubert wäre, so sollte man glauben, sie sei erlöst und wandele unter uns. Seht hier meine neue Freundin!"

Dr. Wernheim gähnte laut: „Oh — ja!"

Die Frau Senator nahm ihre Lorgnette und sagte gleichfalls: „Oh — ja!" Der Senator hingegen, der sich den Schlaf aus den Augen gewischt hatte, war aufgestanden und machte eine untadelhafte Verbeugung, indem er höflich bemerkte: „Aber Amanda, du machst ja deine neue Freundin ordentlich verlegen; wenn man etwas preisen will, muß man es nicht so direkt thun. Nicht wahr, mein junger Freund?" fuhr er dann, zu Emil sich wendend, fort, der mit seinen glühenden Augen das wundervolle Mädchenbild zu verschlingen schien.

Und Angelika selbst?

Ruhig und gelassen, an solche Schmeicheleien längst gewöhnt, blickte sie im Kreise mit einem schelmischen Lächeln auf dem Antlitz umher, bis ihr Auge das ihres Verlobten traf. Ein Gluthstrom durchschoß ihre Wangen; das Lächeln machte einer schmerzlichen Bewegung Platz, die Emil aber in aufschauerndes Entzücken versetzte.

Schnell ergriff Angelika die Hand des Stadtfräuleins und lud sie ein, einige Schritte mit in den Garten zu gehen, von wo aus man eine herrliche Aussicht genießen könne.

Die beiden jungen Damen eilten hinweg.

„Aber Herr Doktor," sagte Herr Hausburger, „Sie sprechen ja gar nicht, haben sich nicht einmal die reizende Waldfee angeschaut, und auch du nicht, liebe Frau. Hat dieselbe denn gar keinen Eindruck auf euch gemacht, das liebreizende Wesen?"

„Oh — ja!" gähnte der Doktor und that einen tiefen Schluck aus dem Porterglase; — „Oh — ja!" klang es von Seiten der Frau Hausburger, die dann still und wohlgefällig an ihrem Kaffeetäßchen nippte.

Sie war eine kleine, dicke, etwas kurzathmige Person, mit ausdruckslosem, gutmüthigen Gesicht; der Senator, dem man eine leichtlebige Jugendzeit nachsagte, hatte sie wol hauptsächlich ihres großen Vermögens wegen geheirathet. Die Ehe aber war eine recht glückliche, wie man in allen Theezirkeln Hamburgs, in denen die Familienverhältnisse der Honoratioren besprochen wurden, jederzeit erfahren konnte.

Der Herr Senator hatte aber auch das Zeug dazu, eine Frau glücklich zu machen; immer heiter und wohlwollend, peinlich über den Ruf seines Hauses wachend, aufmerksam gegen seine Frau und die einzige, etwas extravagante Tochter mit zärtlichster Vaterliebe umgebend — was wollte man mehr? Im übrigen aber war Herr Hausburger immer noch ein Lebemann, und seine phlegmatische kleine Frau verargte es ihm keineswegs, wenn er zuweilen abends spät in etwas animirter Stimmung nachhause kam. Sie wußte ihren Mann ja in exklusiver Gesellschaft und da drückte sie schon ein Auge zu. Ihrer Tochter war Frau Hausburger mit einer wahren Affenliebe zugethan, jeder Wunsch des verzärtelten Fräuleins wurde zum Befehl. Und nur in einem Punkte waren Mutter und Tochter nicht ganz einig, nämlich in bezug auf den künftigen Schwiegersohn. Die Mutter war ganz entzückt von ihrem Verwandten, dem Dr. Wernheim, der das stereotype „Oh — ja!" mit so großer Gemüthlichkeit und Familienähnlichkeit aussprach, während das Fräulein davon nicht viel wissen wollte. Angelika war sehr lebhaft, ging gern ins Theater, schwärmte für den jedesmaligen Heldentenor des Stadttheaters und konnte nicht begreifen, wie ein junger Doctor medicinae gar so phlegmatisch sein konnte. Besonders ärgerte sich das Fräulein darüber, daß sie bei Landpartien jedesmal dem Doktor ihre Mantille erst aufdringen mußte; niemals noch hatte er die Höflichkeit besessen, sich selbst zum Tragen derselben anzubieten. Seufzend nahm der junge dicke Herr die Mantille an, seufzend gab er sie zurück.

Dr. Wernheim war der beste Mensch unter der Sonne; wissentlich hatte er noch niemanden gekränkt. Seine Praxis war keine große; er war dazu auch viel zu bequem; doch hatte er einiges Vermögen, sodaß er sorgenlos leben konnte.

Ihm wäre es auch gar nicht in den Sinn gekommen, die reiche Erbin freien zu wollen, wenn sie ihm nicht förmlich von seiner Verwandten, der guten Frau Hausburger, aufgedrängt worden wäre. So aber hielt er die Sache für abgemacht; und wenn ihm zuweilen Bedenken aufstiegen, daß die Hauptperson bei der ganzen Angelegenheit, Fräulein Angelika selbst, nicht mit dem Arrangement einverstanden sein könnte, so wurde er immer von der Mutter beruhigt, welche ihre Tochter allzugut kennen wollte, als daß ernstlicher Widerstand zu befürchten wäre. Natürlich müsse die achtzehnjährige Angelika erst noch die Kinderschuhe austreten und „etwas austoben", wie der Doktor hinzufügte, ehe man an die Heirath denken könne. Dieselbe wurde deshalb von den beiden Verbündeten verschoben, bis Angelika das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben würde.

Während wir so unsere Leser mit den Personen, die bis dahin nur flüchtig sich ihnen gezeigt hatten, näher bekannt gemacht haben, hatte an dem Tische unter der großen Eiche ein neuer Gast sich eingefunden: der Pfarrherr des naheliegenden Ortes, in welchem auch unser Freund Reichelt das Schulamt bekleidete.

(Fortsetzung folgt.)

Aberglaube oder Wissenschaft?

Von **Bruno Geiser.**

(Fortsetzung.)

(Professor Zöllners Geister haben sichtbare Hände und Füße und sind doch nicht zu sehen — in unserem Raume! — Was ist der Raum? — Nichts als Vorstellung oder auch absoluter Raum? — Sich mit der Dreidimensionalität des Raumes genügen lassen, nach Gauß böotische Beschränktheit. — Trauen wir dem absoluten Raum beliebig viele Dimensionen zu und — flugs gelangen wir, schon bei der vierten, in Zöllners Geisterreich!)

Professor Zöllner ist viel zu sehr Gelehrter und Naturforscher, um an den Unsinn stoffloser Geister auch nur zu denken. Den „Stoff" seiner Geister an sich hält er auch in keiner Weise als außerhalb des Bereiches unserer sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeit liegend. Wir haben ja schon bei der Beschreibung verschiedener, in Gegenwart des Mediums Slade geschehenen spiritistischen Manifestationen wahrgenommen, daß ein Geist mit einer kleinen, rothbraunen Hand an dem Rande eines der Experimentirtische herumtappte, daß die Geister unter dem Tische auf gut körperlich an den Experimentirenden umherhantirten, daß sie auf Wunsch in mehlgefüllte Näpfe griffen u. s. w.

Die zöllnerschen Geister sind also von einer körperlichen Beschaffenheit, die uns garnicht daran hindert, sie zu sehen.

Können sie diese ihre grobe Materialität etwa zeitweilig abschütteln? — Nicht im entferntesten, denn dann würden sie eben stofflose Geister, und von denen weiß Professor Zöllner nichts und will er auch nichts wissen.

Befinden sie sich nun aber vielleicht für gewöhnlich in einem Zustande feinerer Stofflichkeit; besitzen sie also vielleicht so eine Art gasförmiger Leiber, die unsere plumpen Sinne dieser ihrer zarten Materialität wegen weder zu sehen noch zu hören, weder zu schmecken noch zu riechen, noch sonstwie zu fühlen im stande sind? Und ist ihnen vielleicht nur das Vermögen gegeben, sich gelegentlich zu Fleisch wie unser Fleisch, und Bein wie unser Bein zu verdichten?

Behüte — das behauptet Professor Zöllner mit keinem Worte.

Nun, so müssen wohl die zöllnerschen Geister zumeist durch irgend ein stoffliches Hinderniß, eine materielle Schranke von uns und unserer sinnlichen Wahrnehmung abgeschlossen sein, sodaß wir sie nicht sehen oder hören, riechen, schmecken oder fühlen, weil wir eben nicht durch eine hinreichend dicke und dichte Stoffwand hindurch sehen, hören 2c. können?

Keineswegs! Müßten wir doch dann diese Stoffwand bemerken, welche uns schnöderweise so hartnäckig jene interessanten Herrschaften verborgen hat und sie uns allen, mit Ausnahme Professor Zöllners und einiger Spiritisten, noch verbirgt!

Oder endlich: Existiren sie für gewöhnlich vielleicht in einer Entfernung von uns, welcher das Fühlvermögen unserer Sinne nicht gewachsen ist; gleichwie unser Gesicht den größten bisher konstruirten Luftballon nicht mehr wahrnimmt, wenn er, auch bei gänzlich unverschleiertem Himmel, in einer Höhe von 5000 Meter über der Erde schwebt?

Nein, auch das ist — nach Professor Zöllner — nicht der Fall! Ganz im Gegentheil, — seine stofffesten Geister sind, oder können sein, immerdar in unsrer Nähe, derart, daß sie nur den Arm, und zwar einen Arm von der gewöhnten menschlichen Armlänge, nach uns ausstrecken brauchen, um uns sehr fühlbare Nasenstüber und Ohrfeigen zu geben; und dennoch können wir machen, was wir wollen, wir können uns mit Mikroskopen bewaffnen und mit Fernröhren, mit Hörinstrumenten und mit allen sonst möglichen Sinneswaffen, wir können uns auf den Kopf stellen, wie der Volksmund sagt, und wir werden doch nie und nimmer und in keiner Weise der zöllnerschen Geister habhaft werden, wenn sie nicht selber wollen.

Das scheint für's erste rein unmöglich; die Verneinung all' dieser Fragen scheint die Annahme der Stofflichkeit für die Geister des — sehr ernst gesprochen! — außerordentlich geistreichen Professors gänzlich auszuschließen und — — es schließt sie doch nicht aus.

Es sagt all' das zusammengenommen nur: in dem Raum, in dem wir leben, auf den unser ganzer Körper mitsammt all'

seinem Ansich und Insich, zugeschnitten ist oder sich uns zugeschnitten zeigt, befinden sich Zöllners Geister bestimmt **nicht**.

Was verstehen wir aber unter unserm Raum?

Die Frage ist nicht so leicht beantwortet, als man glauben möchte. Die Definition, welche z. B. an der Spitze des Artikels „Raum" in der zweiten Auflage des großen meyerschen Konversationslexikons zu finden ist, gibt die spezifische Eigenthümlichkeit dessen, was im gewöhnlichen Leben unter Raum verstanden und aufgefaßt wird, nicht an.

Es heißt dort, der Raum sei „das Verhältniß der Dinge nebeneinander, wie Zeit das Verhältniß der Dinge nach einander ist". Dabei ist aber das Wesentliche, nämlich wie dieses Verhältniß zu denken ist, weder in der einen noch in der andern Richtung angedeutet, und es ist vorausgesetzt, daß man sich **ohne** Raumvorstellung, die durch die Definition ja erst vermittelt werden soll, Dinge neben einander, d. i. räumlich, denken könne.

Am nächsten werden wir einer zutreffenden Definition dessen, was als Raum betrachtet wird, kommen, wenn wir sagen: der Raum ist — zunächst — die Vorstellung der Ausdehnung alles Seienden. Diese Ausdehnung erstreckt sich bei allen für unsere menschlichen Sinne wahrnehmbaren Dingen nach drei verschiedenen Richtungen — oder drei Dimensionen: in die Länge, in die Breite und in die Höhe.

Das was sich dem menschlichen Begriffsvermögen als Raum darstellt, ist also von **dreifältiger** Ausdehnung, ist dreidimensional.

Nun fragt sich: ist der Raum nichts weiter als unsre Vorstellung, d. h. ein Begriff, der im menschlichen Hirn geboren worden ist und mit dem letzten Menschenhirn zu Grabe gehen würde, und existirt in der Welt außer uns nichts Wirkliches, welches als unsrer Raumvorstellung zugrunde liegend oder irgendwie entsprechend gedacht werden könnte?

Ueber die Antwort ist vielfacher, jahrtausendelanger philosophischer Streit gewesen. Die alten Philosophen dachten sich den Raum als ein das All umschließendes, umspannendes Etwas, gleichsam „als einen an sich leeren, unendlichen Wohnort".

Mit dem englischen Philosophen Locke und dem deutschen Leibnitz eroberte sich die Meinung, daß der Raum nichts Reelles, nur ein Vorgestelltes sei, in der Philosophie das Bürgerrecht. Der große Denker Kant endlich faßte Raum und Zeit kurz und klar nur als Formen der menschlichen Anschauung auf, indem er den Raum als die Form des äußeren Sinnes, die Zeit als die Form des inneren Sinnes, und mittelbar **auch** des äußeren Sinnes, erkannt wissen wollte.

Auf die Autorität Kants hin betrachtete man diese schwierige Frage ziemlich allgemein als abgeschlossen, ohne darüber klar zu werden, daß Kant selbst diese Definition, wie so manche andre, nur als eine vorläufige, gewissermaßen als eine Etappe auf dem Wege zur vollen Erkenntniß, formulirt hat, und daß er nicht nachgewiesen hat, es korrespondire mit diesen unseren menschlichen Anschauungsformen nichts außer aus.

Professor Zöllner behauptet nun, der landläufigen Auffassungsweise zum Trotz, daß der menschlichen Raumvorstellung etwas außermenschlich Reelles entspräche, und beruft sich dabei auf die vornehmsten wissenschaftlichen Autoritäten.

Als ersten Zeugen für seine Meinung führt er den weltberühmten Mathematiker **Euler** an, indem er sagt:

„Euler gelangt zu dem Resultat, daß die galiläischen Prinzipien der Bewegung auf etwas beruhen, was nicht nur in unserer Einbildung oder Vorstellung existire; hieraus aber folge mit absoluter Nothwendigkeit, daß der mathematische Begriff des Ortes nicht nur ein subjektiv vorgestellter sei, sondern daß **es etwas Reelles in der Welt gebe, welches jenem Begriffe korrespondire**. Es gebe daher außer den uns **sinnlich** wahrnehmbaren Körpern, welche die **sichtbare** Welt konstituiren, noch eine andere **Realität** im Universum, welche sich uns in der Vorstellung des Raumes repräsentirt*)."

Dann weist Zöllner nach, daß **Kant** selbst die eulersche Anschauung getheilt habe, indem er aus Kants Werken, Bd. V, S. 294, folgende Stelle citirt:

„Jedermann weiß, wie vergeblich die Bemühungen der Philosophen gewesen sind, diesen Punkt vermittels der abgezogensten Urtheile der Metaphysik einmal außer allen Streit zu setzen, und ich kenne keinen Versuch, dieses gleichsam a posteriori auszuführen (nämlich vermittels anderer unleugbarer Sätze, die selbst zwar außer dem Bezirke der Metaphysik liegen, aber doch durch deren Anwendung in concreto einen Probirstein von ihrer Richtigkeit abgeben können) als die Abhandlung des berühmten Euler des älteren in der Historie der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1748, die dennoch ihren Zweck nicht völlig erreicht, weil sie nur die Schwierigkeiten zeigt, den allgemeinsten Bewegungsgesetzen eine bestimmte Bedeutung zu geben, wenn man keinen andern Begriff des Raumes annimmt als denjenigen, der aus der Abstraktion von dem Verhältniß wirklicher Dinge entspringt, allein die nicht minderen Schwierigkeiten unberührt läßt, welche bei der Anwendung gedachter Gesetze übrig bleiben, wenn man sie nach dem Begriffe des absoluten Raumes in concreto vorstellen will. Der Beweis, den ich hier suche, soll nicht den Mechanikern, wie Herr Euler die Absicht hatte, sondern selbst den Meßkünstlern einen überzeugenden Grund an die Hand geben, mit der ihnen gewöhnlichen Evidenz die Wirklichkeit ihres absoluten Raumes behaupten zu können*)."

In allerneuester Zeit hat nun der Prof. Carl **Neumann** in seiner in der Aula der leipziger Universität am 3. Nov. 1869 gehaltenen Antrittsvorlesung über „die Prinzipien der galiläinewtonschen Philosophie" sich mit der Frage im Sinne Eulers und Kants beschäftigt, die Realität des absoluten, von unserer Vorstellung unabhängigen Raumes als den Körper Alpha philosophisch definirt und hinzugefügt, daß es unnöthig sei, „bei den Prinzipien sich auf Raumgebiete von nur drei Dimensionen zu beschränken."

Derselben Anschauung, daß man sich den absoluten Raum als nach einer beliebigen Anzahl von Dimensionen ausgedehnt denken könne, ist nach den Mittheilungen von Sartorius von Waltershausen der große deutsche Mathematiker Gauß gewesen. Sartorius sagt:

„Gauß, nach seiner öfters ausgesprochenen innersten Ansicht, betrachtet die drei Dimensionen des Raumes als eine spezifische Eigenthümlichkeit der menschlichen Seele; Leute, welche dieses nicht einsehen könnten, bezeichnete er einmal in seiner humoristischen Laune mit dem Namen Böotier. Wir können uns, sagte er, etwa in Wesen hineindenken, die sich nur zweier Dimensionen bewußt siud; höher über uns stehende würden vielleicht in ähnlicher Weise auf uns herabblicken, und er habe, fuhr er scherzend fort, gewisse Probleme hier zur Seite gelegt, die er in einem höheren Zustande später geometrisch zu behandeln gedächte**)."

Diese Hypothese, daß die dreidimensionale Raumvorstellung nur eine Folge der Beschränktheit unserer menschlichen Sinneswahrnehmungen ist, hat nun Professor Zöllner durch Experimente **zu beweisen** getrachtet. Und da kamen ihm die Spiritisten und Herr Slade eben recht. Es mußte ihm daran liegen, Thatsachen zu entdecken, deren Zustandekommen vom Standpunkte unserer Raumvorstellungen aus unerklärbar ist. Solch' eine Thatsache war ihm das in einem der vorhergehenden Abschnitte beschriebene Knotenschürzen in einen endlosen Faden. Er sagt darüber in der hier öfter citirten Abhandlung:

„Das von mir am 17. Dezember 1878 beschriebene Knotenexperiment läßt zwei verschiedene Deutungen zu, je nachdem man einen Raum von drei oder vier Dimensionen voraussetzt. Im ersten Falle hätte eine sogenannte Durchdringung von Materie stattfinden müssen, oder mit anderen Worten, es hätten sich die materiellen Moleküle, welche den Bindfaden konstituiren, an gewissen Stellen von einander trennen und dann, nach dem Verknüpfen eines andern Fadentheils, wieder genau in der früheren Weise zusammenfügen müssen. Im zweiten Falle jedoch, wo den Bewegungen des biegsamen Fadens, meiner Theorie gemäß, ein vierdimensionales Raumgebiet zur Verfügung steht, wäre eine solche Trennung und Wiederzusammenfügung der Moleküle nicht erforderlich. Dagegen müßte der Faden **während** des Prozesses eine Torsion um seine Längsaxe erleiden, deren Existenz auch noch **nach** der Schürzung des Knotens nachweisbar sein müßte. Auf diesen Umstand hatte ich bei dem am 17. Dezember vorigen Jahres erzeugten Knoten noch nicht geachtet und daher auch den Faden nicht **vor** der Knotenschürzung auf die Größe und Richtung seiner Torsion untersucht***)."

Als ebensolche Thatsachen betrachtet er die mehrfach erwähnten, in räthselhafter Weise erscheinenden und wieder verschwindenden Hände und Füße, und als durchschlagend beweiskräftige Thatsache will er das im folgenden beschriebene Phänomen aufgefaßt wissen. Er schreibt:

„Haben die vorstehenden Experimente den Beweis geliefert, daß es **außerhalb** der uns anschaulichen Welt von drei Dimensionen noch Dinge gibt, die, mit **allen** Attributen der Körperlichkeit ausgestattet, im dreidimensionalen Raume erscheinen und wieder daraus verschwinden können, ohne daß wir vom Standpunkte unserer **gegenwärtigen** Raumanschauung eine Antwort auf die Frage, **woher** sie kommen und **wohin** sie gehen, zu geben im stande sind, so sollen die folgenden Experimente diesen Beweis dadurch ergänzen, daß sie das Verschwinden und Wiedererscheinen von Körpern konstatiren, welche thatsächlich zu unsrer dreidimensionalen Raumwelt gehören.

*) Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen, Bd. II, 2. Abth., Zur Metaphysik des Raumes, S. 901.

*) Ebenda, S. 902. — **) Ebenda, S. 904. — Ebenda, S. 911.

„Ich hatte wie gewöhnlich mit Slade an dem Spieltische Platz genommen. Mir gegenüber stand, wie dies öfter bei anderen Versuchen der Fall war, ein kleiner, runder Tisch in der Nähe des Spieltisches. Die Höhe des runden Tisches beträgt 77 Centimeter, der Durchmesser der Tischplatte 46 Centimeter, das Material ist Birkenholz und das Gewicht des ganzen Tisches beträgt 4,5 Kilogramm.

„Es mochte etwa eine Minute verstrichen sein, nachdem Slade und ich uns niedergesetzt und unsere Hände gemeinsam übereinandergelegt hatten, als der runde Tisch langsame Schwankungen machte, was wir beide deutlich an der über der Platte des Spieltisches hervorragenden runden Tischplatte erkennen konnten, während der untere Theil des Tisches durch die Platte des Spieltisches meinen Blicken entzogen war.

„Die Bewegungen wurden sehr bald größer, und indem sich der ganze Tisch dem Spieltisch näherte, legte er sich, die drei Füße mir zugekehrt, unter den Spieltisch. Ich und, wie es schien, auch Herr Slade, wußten nicht, in welcher Weise sich die Erscheinungen weiter entwickeln würden, da sich während des darauf verfließenden Zeitraums von einer Minute garnichts ereignete. Slade war eben im Begriff, seine Tafel mit Schieferstift zuhülfe zu nehmen, um seine ‚Spirits' zu fragen, ob wir noch etwas zu erwarten hätten, als ich die Lage des, wie ich vermuthete, unter dem Spieltisch liegenden runden Tisches näher in Augenschein nehmen wollte. Zu meiner und Slade's größter Ueberraschung fanden wir jedoch den Raum unter dem Spieltische vollkommen leer und auch im ganzen übrigen Zimmer vermochten wir den noch eine Minute zuvor für unsere Sinne vorhandenen Tisch nicht mehr aufzufinden. In der Erwartung des Wiedererscheinens des Tisches setzten wir uns wieder an den Spieltisch, und zwar Slade dicht an meine Seite, an dieselbe Tischkante, welche derjenigen gegenüber lag, in deren Nähe vorher der runde Tisch gestanden hatte. Wir mochten so etwa 5 bis 6 Minuten in gespannter Erwartung der kommenden Dinge gesessen haben, als plötzlich Slade wieder Lichterscheinungen in der Luft wahrzunehmen behauptete. Obschon ich, wie gewöhnlich, nicht das geringste hiervon zu bemerken vermochte, folgte ich doch unwillkürlich mit meinen Blicken den Richtungen, nach welchen Slade seinen Kopf wandte, während hierbei unsere Hände, stets fest übereinanderliegend, sich auf dem Tische befanden, unter dem Tische berührte mein linkes Bein fast stets in seiner ganzen Ausdehnung das rechte Bein Slade's, was durch die Nähe unserer Plätze an derselben Tischkante ganz unwillkürlich bedingt war. Immer ängstlicher und erstaunter nach verschiedenen Richtungen in die Luft nach oben blickend, fragte mich Slade, ob ich denn nicht die großen Lichterscheinungen bemerkte; indem ich diese Frage entschieden verneinte, meinen Kopf aber, den Blicken Slade's stets folgend, nach der Decke des Zimmers hinter meinem Rücken emporwandte, bemerkte ich plötzlich in einer Höhe von etwa fünf Fuß den bisher verschwundenen Tisch mit nach oben gerichteten Beinen in der Luft sehr schnell auf die Platte des Spieltisches herabschweben. Obschon wir unwillkürlich, um von dem herabfallenden Tische nicht verletzt zu werden, mit unseren Köpfen seitwärts auswichen, Slade zur Linken und ich zur Rechten, so wurden wir dennoch beide, bevor der runde Tisch auf der Platte des Spieltisches sich niedergelegt hatte, so heftig an die Seite des Kopfes gestoßen, daß ich den Schmerz an meiner linken Kopfseite noch volle vier Stunden nach diesem (ungefähr 11 Uhr 30 Minuten stattgefundenen) Ereigniß empfand."

(Schluß folgt.)

Paulus Gerhardt, der deutsche Dichter und Kämpfer. (Porträt Seite 568.) Die, im engeren Sinne so bezeichnete geistliche Dichtung, namentlich der lutherischen Kirche, hat leichten Sing-Sang, Süßlichkeiten, Abgeschmacktheiten und selbst Albernheiten in Fülle hervorgebracht. Man kann sich davon schon überzeugen, wenn man nur eines unserer kirchlichen Gesangbücher, deren — auch von streng kirchlichem Standpunkte betrachtet — in hohem Grade nothwendige Revision in neuerer Zeit bekanntlich wiederholt angeregt worden ist, zur Hand nimmt und einen Blick auf dieses oder jenes der darin enthaltenen Lieder wirft.

Nichtsdestoweniger hat auch die Geschichte der geistlichen Poesie Dichter aufzuweisen, die von ihrem besonderen Standpunkte aus, in ihrer eigenartigen dichterischen Stimmung Meisterliches geschaffen, und unter diesen nimmt Paulus Gerhardt eine der hervorragendsten Stellen, wenn nicht den ersten Rang ein. Wenn wir in diesem Blatte sein Leben und Dichten zum Gegenstand einer freilich nur sehr kurzen Betrachtung machen, so versteht es sich von selbst, daß wir ihn nach rein menschlichen und ästhetischen Gesichtspunkten beurtheilen, ohne im weiteren nach dem Werthe und der Berechtigung seiner besonderen religiösen Anschauungen zu fragen. Denn Paulus Gerhardt ist als Dichter das, was man einen Poeten von Gottes Gnaden genannt hat, und als Mensch ein Mann ohne Furcht und Tadel gewesen. Paulus Gerhardt (wie er sich selbst schreibt) hat muthmaßlich im Jahre 1606 zu Gräfenhainichen im ehemaligen Kurkreise Sachsen als der Sohn des dortigen Bürgermeisters das Licht der Welt erblickt. Nachrichten über seine Jugend mangeln gänzlich. Die Wirren des dreißigjährigen Krieges scheinen seine Einsetzung in ein geistliches Amt lange verhindert zu haben; denn bereits 45 Jahre alt, hielt er sich noch als Hauslehrer im Hause des kurfürstlich brandenburgischen Kammergerichtsadvokaten Andreas Berthold zu Berlin auf, wo er auch seine nachmalige Gattin kennen lernte. Als im Jahre 1651 der Magistrat des Städtchens Mittenwalde das geistliche Ministerium der berliner Nikolaikirche ersuchte, ihm einen geeigneten Mann als Propst der Gemeinde vorzuschlagen, empfahl dasselbe den „Ehrenfesten, Wohlachtbaren und Wohlgelahrten Paulum Gerhardt, S. S. Theol. Cand." Gerhardt wird in diesem Empfehlungsschreiben noch mit vielem Lobe überschüttet, und aus demselben geht auch hervor, daß er sich schon damals um das kirchliche Leben der Stadt Berlin verdient gemacht haben muß. Im Jahre 1655 verheirathete er sich mit Anna Maria Berthold aus Berlin und zog zwei Jahre später mit ihr wieder in ihre Vaterstadt, wohin er als Diakonus an der Nikolaikirche berufen worden war. Hier wirkte er, von allen geliebt und geehrt, bis zum Jahre 1666, und nur sein häusliches Leben erlitt inzwischen einen schweren Schlag durch den Tod seines Töchterchens, welches im Jahre 1659 seinem schon früher vorangegangenen Schwesterchen folgte. In jenem Jahre aber trat die größte Prüfung an ihn heran. Die schon lange vorhandenen Mißhelligkeiten und Zänkereien zwischen den Reformirten und Lutherischen bestimmten den großen Kurfürsten zum Erlaß eines Religionsediktes, durch welches allen Kanzelrednern befohlen wurde, „sich des Calumniirens anderer Religionspartheien zu enthalten". Nachdem vom Oberpräsidenten Otto von Schwerin ein Religionsgespräch abgehalten worden war, durch dessen Resultat sich die Lutheraner in ihren Rechten und vor allem in ihrer Selbstständigkeit beeinträchtigt fühlten, und nachdem man ein langes und breites in der Sache hin und her geschrieben hatte, verlangte der Kurfürst von sämmtlichen Predigern die Unterzeichnung eines Reverses, welchen Gerhardt, sowie mehrere andere Geistliche nicht mit gutem Gewissen unterschreiben zu können glaubten. Diese Verweigerung der Unterschrift hatte die angedrohte Amtsentsetzung zur Folge*). Vergebens wandte sich die gesammte Bürgerschaft Berlins an den Magistrat und selbst an den Kurfürsten mit der Bitte, diese Amtsentsetzung rückgängig zu machen; man wies auf Gerhardts große Verdienste als Prediger, auf seinen Ruhm als Dichter, den er damals schon allgemein und selbst unter den ersten Theologen der Zeit genoß, hin, man sprach sich in den begeistertsten Worten über seinen untadelhaften Wandel aus, — umsonst, — der Kurfürst blieb bei dem, was er einmal angeordnet. Aber er bereute wohl seine Härte, als ihm auf das überzeugendste dargethan wurde, daß Gerhardt sich schon ganz von selbst alles dessen enthalten hatte, was in jenem Revers verboten war; denn er setzte ihn, nachdem Gerhardt nahezu ein Jahr lang ohne Amt gewesen, mit dem Bemerken in seine vorherige Stellung wieder ein, daß er hoffe, er werde auch, ohne den Revers unterschrieben zu haben, das durch diesen geforderte Verhalten beobachten. Gerhardt wirkte nun zwar zehn Tage lang wieder in seiner Gemeinde; aber er enthielt sich des Predigens, er wollte auch nicht schweigend gewissermaßen die Zustimmung zu jenem Revers geben und vermochte die ihm vor seinen Kollegen gewährte Ausnahmestellung nicht zu ertragen, sodaß er jetzt freiwillig seinem Amte entsagte. Die Kunde davon verbreitete sich, wie überall, so auch in seinem engeren Heimathslande, und der Herzog Christian zu Sachsen-Merseburg lud ihn in edelmüthiger Weise nach Merseburg ein. Aber Gerhardt lehnte diese Einladung ab und wurde nur durch die dringendsten Bitten des Herzogs bewogen, einen Jahresgehalt von ihm anzunehmen, solange er ohne Amt sein würde. Auch seine Gemeinde und der berliner Magistrat boten ihm ihre Unterstützung an. Diese dunkelsten Tage seines Lebens wurden zudem noch durch den im März 1668 erfolgten Tod seiner von ihm innigstgeliebten Gattin getrübt. Nach Ueberwindung zahlreicher Hindernisse und Erledigung vieler in Betracht gezogener Punkte, unter denen sogar die Frage, ob Gerhardt für seinen Hausbedarf zerbster, torgauisches oder anderes Bier mitbringen dürfte, eine große Rolle spielte, wurde er im Jahre 1669 als Pfarrer zu Lübben angestellt. Leider sollte er in seinem neuen Amte nicht viel Freude erleben, da durch die kleinlichen Erörterungen vor seiner Einführung in dasselbe sein Verhältniß zur Gemeinde von vornherein eine Trübung erfahren hatte. Der wackere Mann soll oft so schwermüthig gewesen sein, daß er sich allein ins Gotteshaus schlich und, vor dem Kruzifix knieend, fast verzweifelt betete. Unter diesen Umständen überkam ihn, als er sein siebzigstes Lebensjahr erreicht hatte, eine tiefe Todesfurcht. Nachdem er dem einzigen Kinde, welches er hinterließ, seinem damals 14 Jahre alten Sohne Paul Friedrich, noch ernste Lebensregeln gegeben, in denen er ihm besonders ans Herz legte, „die heilige Theologiam auf reinen Schulen und unverfälschten Universitäten zu studiren", schloß er die Augen für immer. Sein Tod fällt ins Jahr 1670, der Tag desselben ist nicht zu bestimmen; gewiß ist nur, daß er am 7. Juni, der gewöhnlich als sein Todestag bezeichnet wird, in der Hauptkirche zu Lübben begraben wurde. Von Paul Gerhardts Liedern wurden einige schon im Jahre 1649 im „Märkischen Gesangbuche" (von Joh. Krüger unter dem Titel: „Praxis pietatis melica" herausgegeben) veröffentlicht; vollständig sind sie zum erstenmal im Jahre 1669 vom Musikdirektor Joh. Georg Ebeling in 10 Dutzenden herausgegeben worden. — Was den Entwicklungsgang des Dichters

*) Vgl. über die weitläufigen Verhandlungen: Langbecker, Leben und Lieder von Paulus Gerhardt (Berlin 1841).

anbelangt, so wurde derselbe besonders durch den Einfluß geleitet, welchen der Geist Luthers und seines Reformationswerkes auf ihn ausübte. Die biblische Psalmendichtung und der altlateinische Kirchengesang waren die Schule, in der er sich bildete; andererseits schloß er sich der Dichtweise seiner Zeit an und ist so ein Jünger von Opitz und Flemming; schließlich beeinflußte ihn Arndts berühmtes „Paradiesgärtlein" in hohem Grade. Hinsichtlich der Form zunächst finden wir die Gerhardtschen Lieder bedeutend vollkommener, als die der Dichtungen Luthers sowol, wie auch derjenigen Opitzs und Flemmings und aller Kunstpoeten seines Jahrhunderts. Niemand vor ihm hat so klangvoll, mit solcher Rundung und Fülle in deutschen Worten gedichtet, wie Gerhardt, und auch nach ihm ist, wenn wir Einzelerscheinungen ausnehmen, vor dem neu erwachenden Frühling unserer Lyrik keinem vergönnt gewesen, so kraftvollen und wohllautenden Ausdruck für dichterische Empfindung zu finden, wie er. Wie seine Worte einem vor innigstem Gefühl überquellenden Herzen entströmen, so fließen sie auch durch die Verse, klar und glatt, durch Rhythmus und Reim nicht behindert. Will man den Grundton der Gerhardtschen Dichtung bezeichnen, so ist derselbe als Innigkeit, Naivetät und kindliche Hingebung des Gefühls zu charakterisiren; wir finden bei ihm so recht das, was man im guten Sinne „Einfalt des Gemüths" zu nennen pflegt. Gerhardt war nicht der Vulkan Luther mit seinen wilden Feuerausbrüchen und oft sehr formlosen Ergüssen „heiligen Zornes"; er war eine ungleich maßvollere, geduldigere, passivere Natur, wie es denn bekannt ist, daß er seine Amtsentsetzung nur „ein kleines berlinisches Leiden" nannte. Vermöge dieser Eigenthümlichkeit seines Geistes, vermöge des milden, freundlichen Charakters desselben erreicht Gerhardts Poesie auch nicht ihre höchste Schönheit und Gewalt in der Darstellung und Wiedergabe des Großartigen und Erhabenen; obgleich ihm auch hierfür der rechte Ton nicht fehlt, so wirkt er doch eindringlicher und ist unübertroffen durch den Zauber und Bilderreichthum, durch die edle Einfachheit seiner Sprache, wenn in seinen Gesängen die Gefühle stiller Ergebung und kindlicher Herzensgüte harmonisch austönen. Es ist vor allem ächt dichterische Stimmung in seinen Liedern, im Gegensatz zu leider so vielen kirchlichen Gesängen aus dem 16., 17. und zum Theil auch dem 18. Jahrhundert, in denen nicht gar selten der ganze Inhalt des Katechismus in so trockener Manier wie möglich rhythmisch bearbeitet wird, und daher vermögen viele derselben, wie beispielsweise die Lieder „Geh' aus mein Herz und suche Freud'" — „Gib dich zufrieden und sei stille", auch noch den modernen Menschen das Herz zu rühren.

Dr. Max Vogler.

Eine japanesische Theegesellschaft. Unser Bild (Seite 569) führt uns die Bewohner jenes ostasiatischen Inselreiches vor, welches im Großen Ozean zwischen dem 36. und 42. Grad nördlicher Breite gelegen ist und aus den Inseln Jesso, Nipon und Kiusiu besteht. Die Japanesen sind mongolischer Rasse wie die stammverwandten Chinesen. Ihr politisches Leben, sowie das Bemühen, sich den Kulturfortschritten des Abendlandes anzuschließen, erweckt das größte Interesse für sie, zwingt sie aber zu der gewagten Prozedur, auf ihre alte, bewährte Kultur eine neue, für sie vielleicht unpassende, zu pfropfen. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat sich in Japan eine vollständige Häutung der Regierungsweise vollzogen. Das Land wurde seit uralten Zeiten von zwei Spitzen, dem geistlichen Oberhaupt (Mikado) und dem weltlichen (Taikun) geleitet und war in Bezirke eingetheilt, deren jedem ein Feudalherr (Daimio) vorstand. Eine Revolution hat dem Mikado den Antheil der Regierung entrissen und demselben nur seine geistlichen Funktionen belassen. Dem Taikun steht eine Art Parlament, das sich aus allen Ständen rekrutirt, zur Seite. Man baut Eisenbahnen und Telegraphen, liest Journale und Broschüren, schickt die Söhne und sogar die Töchter des Landes ins Ausland zur Erziehung, kurz, kopirt alle Licht- und Schattenseiten der abendländischen Civilisation — ob zum Wohle des Landes? Wer kann es mit Gewißheit behaupten? Die in ihrer Art so eigenthümlichen Erzeugnisse Japans, welche seit der Freigebung der Hafenorte Jeddo und Nangasaki so beliebte Modeartikel geworden sind, liefern den Beweis, daß die japanesische Industrie ohne europäische Modelle eine große, in Lack- und Galanteriewaaren unerreichte Vollendung erreicht hat. Wer die Unermüdlichkeit und Schnelligkeit der kleinen hageren Japanesen mit den geschlitzten Augen und abstehenden Ohren auf der wiener Weltausstellung zu beobachten Gelegenheit hatte, muß unbedingt wünschen, daß sie von der europäischen Oberflächlichkeit verschont blieben. Zu einer Zeit, als die Spanier und Italiener noch gar nicht an den Beginn ihrer Arbeit auf der Weltausstellung dachten, waren die Japanesen mit der Errichtung ihres Drachenpavillons, ja selbst mit dem ihn umgebenden Garten fix und fertig. Doch davon ein andermal mehr. Unser Bild, welches uns die „Schönheiten" von Japans schwachem Geschlecht vorführt, zeigt nur eine Nachahmung der heimathlichen Sitten des ostasiatischen Inselreiches, die als Schaustellung und Lockmittel im Jahre 1875 in New-York von dem Frauenverein für auswärtige Mission veranstaltet wurde. Der Schauplatz, den die Gattin des japanesischen Konsuls von New-York mit prächtigen seidenen ächt japanesischen Vorhängen und Tapeten geschmückt hat, ist ein Saal der Freimaurerloge der sechsten Avenue. Die praktischen Unternehmerinnen geriethen auf den Gedanken, eine japanesische Theegesellschaft zu arrangiren, zu welcher der Zutritt nach Erlegung eines besonderen Eintrittsgeldes gestattet war. Man ließ erst eine gewisse Anzahl von Besuchern zusammenkommen, ehe das den Eintritt gewährende Glockenzeichen gegeben wurde. Den neugierigen Blicken zeigte sich eine Gesellschaft von jungen Damen in reichen Gewändern von Seide und Atlas, überladen mit Stickereien, die Vögel, Insekten oder Blumen darstellten. Die Wangen und Augenbrauen dieser Schönen waren nach ostasiatischer Sitte bemalt (soll auch anderswo vorkommen), das Haar war von der Stirn zurückgekämmt und in Puffen gelegt, durch welche lange Elfenbeinnadeln gesteckt waren. Mehrere dieser Japanesinnen hatten elegante Schirmchen, und keine entbehrte des niedlichen Fächers, dessen sie sich mit der Gewandtheit der Spanierinnen zu bedienen wußten. Die Gäste wurden nach nationalem, etwas steifen Brauch empfangen, der an Devotion nichts zu wünschen übrig läßt. Ein junger Japanese, der den Konsul seines Landes nach New-York begleitet hat, um hier seine Erziehung zu erhalten, bereitete hierauf den Thee auf heimische Manier und goß ihn in winzige Tassen, worauf er bei den Damen herumgereicht ward. Während man den Thee schlürfte, drehte sich die Unterhaltung um japanesische Gewohnheiten, Sitten, Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten, die ausführlich erklärt wurden. In dem Zimmer befand sich außerdem eine allerliebste Ausstellung von all' den unzähligen Luxusartikeln und Toilettenhülfsmitteln, die sich in dem Boudoir einer vornehmen Japanesin vorfinden. Hatte die Gesellschaft ihren Thee getrunken, so mußte sie sich zurückziehen, um anderen Gästen Platz zu machen. Der Frauenverein hat dabei eine hübsche Summe für die Zwecke der „auswärtigen Mission" erzielt und, was die Hauptsache ist, zur Kenntniß eines eigenartigen Kulturvolkes beigetragen, dessen Heimat jahrtausendelang selbst den nächsten Nachbarn verschlossen war. Leider melden die neuesten Berichte der europäischen Reisenden, daß in Japan mit der neuen Kultur auch neue Laster Eingang gefunden haben.

Dr. M. T.

Zur Geschichte des Thermometers. Das londoner „Polytechnical Journal" theilt einige höchst interessante Daten über die Entstehung und die erste Anwendung des Thermometers mit, welche noch dadurch an Reiz gewinnen, daß sie auf diesem Gebiete den Satz des alten Rabbi Ben Akkiba bewahrheiten, indem aus denselben hervorgeht, daß die in der modernen Medizin bekanntlich so weitverbreitete Methode der Krankenuntersuchung mittels Thermometers bereits vor nahezu dreihundert Jahren schon dagewesen ist. — Dem genannten Fachblatte scheint es festzustehen, daß niemand anderer als Galiläi der erste Erfinder des Thermometers gewesen sei. Das angeblich im Jahre 1596 erfundene Instrument war nach Mittheilung von P. G. Tait ein Luftthermometer und bestand aus einer Kugel mit Röhre, die in eine Flüssigkeit tauchte. Es wurde zuerst benutzt, die Temperatur eines Kranken zu bestimmen, der zu diesem Zwecke die Kugel in den Mund nahm. Aehnlich war das später zu gleichem Behufe verwendete Thermometer von Sagredo. Thermometer mit einer in Glas eingeschmolzenen Flüssigkeit wurden zuerst unter der Leitung Rinieris (1647) von Giuseppe Moriani, einem geschickten Glasbläser, ausgeführt. Im Jahre 1820 verglich Antinori einige dieser Thermometer, welche er aufgefunden hatte, mit anderen, wodurch die bisherigen Beobachtungen wesentlich geklärt werden konnten. Die florentiner Akademie fand unter anderem, daß das Schmelzen des Eises immer bei derselben Temperatur stattfinde. Damit war die Fixirung des sogenannten „Eis"- oder „Nullpunktes" gegeben. Newton schlug (in den „Philosophical Transactions" für 1701) das Schmelzen des Eises und das Sieden des Wassers als „Normaltemperaturen" vor. Im Jahre 1714 (vor Réaumur und Celsius) lieferte dann Fahrenheit in Danzig das erste Thermometer mit gleichförmiger Theilung. Auch einem holländischen Bauern aus Alkmaar, namens Kornelius Drebbel, wollte man seinerzeit die Ehre des „ersten Erfinders" zuwenden.

T.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Landwirthschaftliche, polytechnische und dergleichen Mittheilungen.

Ein Elektrizitätsackerpflug dürfte wohl die neueste Erfindung auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Technik sein. Der „Mark Lane Expreß" berichtet über ein in vergangenem Monat stattgefundenes interessantes Probepflügen vermittels Elektrizität (in Sermaize les Bains, Marne), das zur vollständigen Zufriedenheit aller Anwesenden ausgefallen ist. Der Pflug arbeitete ununterbrochen, ungefähr 8 Zoll tief. Die Bewegung wird von der Elektrizitätsmaschine auf eine Trommel und von dort vermittels eines Drahtseiles auf den Pflug übertragen. — Der Erfinder dieses Verfahrens, Felix, ist Besitzer einer großen Zuckerfabrik in Sermaize les Bains. — Falls die Elektrizität wirklich als bewegende Kraft gebraucht werden kann, würden im Maschinenwesen natürlich ungeheure Umwälzungen bevorstehen.

-z-

Statt eines Kanals durch die Landenge von Panama eine, Schiffe transportirende Eisenbahn über dieselbe zu bauen — dieser Plan ist von einem als Ingenieur berühmten Kapitän Eads in der newyorker „Tribüne" veröffentlicht worden. Eads schlägt vor,

anstatt des projektirten Isthmuskanals, dessen Erbauung 15—25 Jahre in Anspruch nehmen und mindestens 140 millionen Dollars kosten würde, eine zweite Eisenbahn über die Landenge von Panama zu bauen, auf welcher die größten Schiffe mit sämmtlicher Fracht innerhalb 24 Stunden von der Caraibischen See nach dem Golfe von Panama transportirt werden können und deren Kosten 50 millionen Dollars, also etwa ein Drittel des für die Erbauung des Kanals veranschlagten Betrages, nicht überschreiten dürften. Die Herstellung der Bahn würde nach dem Projekt etwa 3 bis 4 Jahre in Anspruch nehmen. Der Damm einer solchen Isthmusbahn braucht nicht mehr als vierzig Fuß breit zu sein, um Raum für acht bis zehn Schienen zu haben, auf welchen der Schienenstuhl, der das Schiff trägt, fortbewegt wird. Dieses selbst soll mittels einer Schleuße von der See auf die Höhe der Bahn und auf den Schienenstuhl gehoben werden, der stark genug ist, irgendwelche Beschädigung des Schiffes zu verhindern. Die Schleuße soll doppelt so lang wie das Schiff und nur eine Hälfte derselben tief genug sein, um es von der See aufzunehmen. Der Boden der anderen Schleußenhälfte soll gleich hoch mit dem Meeresspiegel sein und hier die Bahn beginnen. Dort sollte der Schienenstuhl hingebracht und die nach dem Lande zu gelegenen Schleußenthore sollten dann geschlossen werden. Ein Gleiches würde, nachdem das Schiff in den tiefen Theil der Schleuße eingelassen worden, mit ihren nach der See hin gelegenen Thoren geschehen und dann genug Wasser in die Schleuße gelassen werden, um das Schiff auf der Schienenstuhl zu heben. Sobald dies geschehen, könnte das Wasser abgelassen und das Schiff auf dem Schienenstuhle weiter transportirt werden. Am anderen Ende der Bahn befindet sich eine ähnlich konstruirte Schleuße, und der Vorgang bei der anderen müßte sich dort in umgekehrter Weise wiederholen, worauf das Schiff seine Reise im Stillen Ozean fortsetzen könnte. Die Möglichkeit der Herstellung eines Gerüstes, welches die Fähigkeit besitzt, die schwersten Schiffe zu tragen, sowie die mit geringen Mitteln verbundene Beschaffung der Hebe- und Zugkraft werden von Kapitän Eads auf Basis bekannter mathematischer und physischer Gesetze, sowie unter Anführung bereits bestehender ähnlicher Einrichtungen nachgewiesen. -z-

Die Pest unter den berliner Goldfischen. Kürzlich ist nach berliner Blättern unter den Bewohnern des Goldfischteiches im Thiergarten zu Berlin eine verheerende Krankheit ausgebrochen, die gleich den epidemischen Fischkrankheiten, wie sie vor kurzem in England und Amerika beobachtet worden sind, ihre Ursache in verdorbenem Wasser hat. Der Teich war mit einer schlammartigen Masse angefüllt, die getrocknet in unendlich feine Theile zerstäubte. Die Goldfische erhielten oben auf dem Kopfe, da, wo der Körper sich anschließt, ein kleines schnell vereiterndes Geschwür, der Kopf selbst erweiterte sich, der Körper schwoll an, die Schuppen, die sonst glatt anliegen, waren von einer drüsigen Masse unterpolstert, die unteren Kiemen, sonst von weißlicher Farbe, erschienen intensiv roth gefärbt und ein blutartiger Saft trat aus den Poren; die armen Thierchen hatten sichtlich an Athmungsbeschwerden zu leiden und hielten sich mit Vorliebe an der Oberfläche des Wassers auf. Oft starben sie nach wenigen Stunden, seltener nach einigen Tagen. Nahezu ein Drittel aller Goldfische litt an der Krankheit. Das physiologische Institut, welches die eigenthümliche, bisher noch nie beobachtete Erscheinung untersuchte, erkannte durch Anwendung des Mikroskops, daß im Innern der Thiere eine Anzahl lebender Infusorien waren, die namentlich die Leber der Goldfische vollständig zernagt hatten. Bei anderen wieder, und zwar vornehmlich bei den meistgeschwollenen, war das Innere des Fisches eine schwammige Masse, und grade hier traten Erscheinungen zutage, die lebhaft an die bei der Wassersucht der Menschen beobachteten erinnern. Ueber die Spezies der im Innern vorgefundenen Infusorien hat die Wissenschaft bisher ein Urtheil noch nicht abgeben können: es ist das erstemal, daß Infusorien dieser Art dem physiologischen Institut vor Augen traten. -z-

Kulturgeschichtliches.

Leben und Treiben von Geistlichen und Studenten im Mittelalter. Nach einer Abhandlung der „Europa", Nr. 25 l. J., betitelt „Die Wunder des 12. und 13. Jahrhunderts", war die Zucht der Klöster in der fraglichen Zeit sehr locker, das Leben der Canonici, der an den Schulen lebenden Mönche, hatte sich höchst „ungeistlich" gestaltet, die frommen Herren dienten viel lieber und eifriger heidnischen Göttern, als der christlichen Dreifaltigkeit, insbesondere waren Bacchus, der Gott des Weins, und die Venus vulgivaga, die Göttin der Liebe, wie man sie nächtlicherweile auf den Straßen findet, Gegenstand ihrer Verehrung. Daher war auch das Treiben der Clerici, so nannte man damals die Schüler der Klosterschulen, und der Scholares, der Zöglinge der Stiftsschulen, ein gewaltig liederliches. Saufgelage, Umgang mit nicht mehr zweifelhaften Weibsbildern und Raufereien standen auf der Tagesordnung, sodaß ihnen „das Tragen von Waffen und der wilde nächtliche Lärm" wiederholt verboten werden mußten. Die Bursarii, d. h. die Studenten der Theologie, von Paris müssen es übrigens noch viel ärger getrieben haben, denn von ihnen ist verbürgt, daß sie auf den Kirchenaltären Würfel zu spielen pflegten, und ein Edikt vom Jahre 1218 mußte ihnen ausdrücklich: „Meuchelmord, Straßenraub, Einbrechen in Häuser" strenge verbieten. xz.

Volksgesundheitswesen, Epidemien u. s. w.

Cholera. Wie das „Ausland" in seiner Nr. vom 16. Mai mittheilt, ist nach einem Telegramm der „Times" bei dem großen, alle 12 Jahre gefeierten religiösen Feste zu Hurdwar in Indien, bei dem sich 750000 bis eine million Pilger zusammenzufinden pflegen, die Cholera ausgebrochen. Schon werden Cholerafälle aus Delhi und anderen Städten Nordindiens gemeldet, wohin die heimkehrenden Pilger den Ansteckungsstoff gebracht haben. Wir wollen hoffen, daß an unserem Europa der unheimliche Gast, ohne einzukehren, vorübergehen möge, wünschen aber, daß sich die Sanitätsbehörden mit dieser Hoffnung nicht genügen lassen. xz.

Die Gelbfieber-Epidemie in Nordamerika hat, nach einer Mittheilung in der Zeitschrift „Aus allen Welttheilen", Juniheft d. J., nahezu 20000 Menschen getödtet, worunter $^2/_5$ Erwachsene und $^3/_5$ Kinder sich befanden. Vom Gelbfieber ergriffen wurden im ganzen etwa 100000 Menschen, von denen also ungefähr 80000 wieder genasen, und zwar nach einer Krankheitsdauer von durchschnittlich 25 Tagen. Es war dieses die 88. Heimsuchung Nordamerikas durch die gefährliche Krankheit, wovon allein in 77 Fällen die Einschleppung von Westindien aus erfolgt ist. Der finanzielle Schaden, welchen sie diesmal verursacht, wird auf 400 millionen Mark geschätzt. Der Ansteckungsstoff besteht in einem ganz besonderen Gift, das am leichtesten durch Kleider und Bettzeug verbreitet wird. Ein in allen Fällen wirksames Heilmittel dagegen kennt man nicht. xz.

Länder- und Völkerkunde.

Die Briefmarken der deutschen Staaten werden demnächst Aenderungen erfahren, da die Einführung von Freimarken in übereinstimmenden Farben im Weltpostverkehr in Aussicht genommen ist. -z-

Münzwährung in Serbien. Die serbische Regierung läßt gegenwärtig in Paris 10 millionen Denar in Gold, 3 millionen in Silber und 1 800000 Denar in Broncemünzen ausprägen und wird damit ein eigenes Münzsystem in Serbien eingeführt werden. Der Denar (die Münzeinheit) ist gleich 1 Franc. Bisher hatte das Land keine eigenen Münzen, sondern bediente sich der Münzen benachbarter Staaten, mit welchen es in Handelsbeziehungen stand. -z-

Die Bevölkerung Mexikos ist nach offiziellen Berichten in rapider Zunahme begriffen. Die Republik enthält 800,000 englische Quadratmeilen, auf welchen 10 123699 Menschen wohnen. Im Jahre 1855 betrug die Bevölkerung 8 069046 Seelen. Die Einwohner des Staates Oaxaca haben sich in 85 Jahren nahezu verdoppelt. 1793 hatte derselbe eine Bevölkerung von 411336 Seelen, die 1868 auf 623026 und im Jahre 1878 auf 726452 angewachsen war. Die Stadt Mexiko hat 250000 Einwohner; Leon 145000; Guadalajara 100000; Puebla 73087; Guanajuato 65000; San Luis Potosi 57711. — Was Bildungsanstalten anbelangt, so gibt es in der ganzen Republik 32 Gymnasien ersten Ranges, die von 5253 Schülern besucht werden. Gymnasien zweiten Ranges sind 59 vorhanden mit 7359 Schülern. Ferner werden 28 Seminarien mit 3388 Zöglingen und 9916 öffentliche Schulen mit 408438 Schülern unterhalten. In 32 öffentlichen Bibliotheken sind 351852 Bände vorhanden. Auf die Stadt Mexiko entfallen davon 9 Bibliotheken mit 175337 Bänden. — Sprachen werden in Mexiko 49 verschiedene gesprochen, außerdem 18 Dialekte. -z-

Japan auf der pariser Weltausstellung. Die japanischen Aussteller haben jetzt fast alle ausgestellten Objekte verkauft. Der Gesammtwerth der verkauften Gegenstände betrug, einem amtlichen Berichte zufolge, nicht weniger als $4^1/_3$ millionen Frcs. (833000 Yens, 1 Yen in Gold = 4 Mark $18^1/_2$ Pfennig, in Silber = 4 Mark 36,7 Pfg.). Hierbei verdient erwähnt zu werden, daß Frankreich den größten Handelsverkehr mit Japan unterhält. Der Waarenaustausch zwischen beiden Staaten betrug 1870 6081 Tonnen, 1875 aber 67155 Tonnen. — Zwischen England und Japan bezifferte sich der Waarenverkehr im Jahre 1870 auf 28965 Tonnen, betrug aber im Jahre 1878 auch nicht mehr als 31727 Tonnen. — Die Hauptexportartikel Japans sind Seide und Thee; Ausfuhr von Seide jährlich für 30 millionen Mark; Thee 35 millionen Mark. -z-

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 49. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre waren vergangen. Für die junge Assoziation waren es zwei Jahre der Arbeit, des eifrigsten, unermüdlichsten Bestrebens, vorwärts zu kommen, günstige Resultate in der Kultur und künstlichen Konservirung der Pflanzen zu erzielen und dadurch das Geschäft zu heben und ihm Bedeutung zu geben; zugleich waren es zwei Jahre der Selbsterziehung gewesen. Schnell vergeht die Zeit in so gehäufter, anregender Thätigkeit, und froh, wenn man diese Thätigkeit belohnt sieht. Das war hier der Fall. Wie hätte es auch so verschiedenartig tüchtigen und doch vereinigten Kräften nicht gelingen sollen? Jeder fühlte sich an seinem Platze und jeder hatte an Erfahrung und praktischer Einsicht gewonnen, und er hatte die Freiheit, seine Erfahrungen sogleich zu verwerthen. Die angestellten Experimente hatten bald zu neuen, wesentlichen Entdeckungen und Verbesserungen geführt. Namentlich in der künstlichen Art, die Blumen und Gräser zu trocknen, hatte Stefan ganz erstaunliche Resultate erreicht. Nicht nur Strohblumen, auch eine Unzahl anderer Blumen wußte er jetzt so zu präpariren, daß sie auch im getrockneten Zustande die Zartheit ihrer Form und das ursprüngliche Kolorit behielten. Hans nahm an diesen Arbeiten den größten Antheil; er war, und diesmal nicht nur im figürlichen Sinn, die rechte Hand Stefans. Diese zwei verbrachten denn auch den weitaus größten Theil des Tages in ihrer Behausung, in ihrem Laboratorium. Bei Nandl hatte sich der Farben- und Formensinn ganz prächtig herausgebildet, sie wußte jetzt auch, was das heißt: Geschmack haben. Kein Maler vermochte die Farben harmonievoller zusammenzustimmen, und keine Blumistin der Residenz hätte eine graziösere Anordnung, eine bestechendere Gesammtwirkung erzielen können, als sie in ihren frischen und getrockneten Bouquets, Kränzen und Blumentisch-Arrangements, welche jetzt viel begehrt und namentlich nach Salzburg und in andere Kurorte versandt wurden. Diese getrockneten Sträuße waren daselbst sozusagen eine Spezialität geworden, und jeder Kurgast wollte eine dieser reizenden Unverwelklichen als ein kleines Wunder in die Heimat mitnehmen.

Ein ausgebildeter künstlerischer Sinn bei Stefan, Hans und Nandl und ihre bedeutende Intelligenz hatte gewiß am meisten zu dem raschen Emporkommen des Geschäftes beigetragen, aber niemals fiel es einem von diesen dreien ein, daß sie verdienstvoller wären als die übrigen Mitglieder — zu denen inzwischen noch zwei Gärtnergehülfen gekommen waren, welche vorher bei der Gutsherrschaft bedienstet gewesen. Ihre Arbeit war leicht, angenehm, selbst genußvoll, obwohl Hans gar oft mit Spaten und Gießkanne tüchtig herumhantirte, da seiner robusten Leibesbeschaffenheit körperliche Anstrengung Bedürfniß war; aber die übrigen mußten sich doch viel mehr plagen, ihre Arbeit war schwerer, gleichförmig anstrengend und körperlich ermüdender, sie konnte sie auch nicht immer so befriedigen; es war nicht mehr als billig, daß sie wenigstens dafür auch ordentlich bezahlt wurden. Ein Band der Einigkeit, der Gleichheit, der Sympathie vereinigte somit alle. Stefan und Hans fanden überdies in ihrem gegenseitigen Umgang Erholung und Anregung. Sie waren Freunde geworden im wahren Sinne des Wortes und sie waren unablässig und in der liebevollsten Weise bemüht, auch ihre Gefährten für den geistigen Fortschritt zu interessiren, sie selbständigem Denken und größerem Wissen entgegen zu führen.

In Seekirchen hatten sie unter den Jüngeren manchen wohlwollenden und gleichgesinnten Freund gefunden, in Lindau hingegen wurden sie, trotz ihres musterhaften Verhaltens angefeindet und verlästert. Die beiden Grillhofer und die ihnen anhängende Clique thaten sich namentlich darin hervor, den „Pletschenröstern“, so wurde die Assoziation höhnisch benannt, das möglichst Schlimme nachzusagen. Aergerte es sie doch gewaltig, daß Stefan, den sie nur gezwungen bei sich aufgenommen hätten, es gewagt hatte, sich gänzlich von ihnen loszusagen und dennoch in demselben Orte zu verbleiben, gleichsam ihnen zum Trotz, um ihnen zu zeigen, daß er sie nicht brauche, daß er ohne ihre Hülfe leben könne, die er verachte. Ja, sie sagten es jedem, der es hören wollte, daß sie dem Steffel großmüthig eine Unterstützung angeboten hätten, daß sie ihn bei sich aufnehmen wollten, daß der Städtische aber Bauernart verachte und daß er ihre Wohlthaten schnöde zurückgewiesen habe, da sie nicht ganz nach seinem Sinne gewesen wären.

Zum mindesten ebenso schlimm kam Nandl weg. Man gab ihr all' die Genossen als Liebhaber, und noch einige dazu, und man tuschelte sich in die Ohren, — allzulaut durfte man's nicht sagen, denn Nandl hatte handfeste Vertheidiger, — daß sie es verstünde, die Mannsleut' zu behexen, und jeder, den sie haben wolle, der müsse ihr angehören und wäre ihr verfallen für ewige Zeiten. Als der deutlichste Beweis für diese Behauptung galt Hans, der Sohn der gnädigen Herrschaft, der auch der Hexerei zum Opfer gefallen wäre. Wie wär' es denn sonst auch möglich, daß es einem Hochwohlgebornen, einem Baron, einfallen konnte, sich zum gemeinen Arbeiter zu machen und sich mit dem übelberufenen

Gesindel zu verbinden? Ja, der junge Baron war unrettbar verloren!

In der That hatten all' die Einwendungen und Drohungen selbst, welche die in ihrem Stolz gekränkte und entrüstete Familie gegen Hans erlassen, nichts gefruchtet. Dieser, der stets unbefriedigt sich gefühlt, der schüchtern und zaghaft gewesen, solange er unselbständig war und in drückender Abhängigkeit gelebt, der auch in dem ihm aufgedrungenen Stande keine Freude finden konnte, war jetzt, wenigstens in dem, was ihn selbst betraf, ein willenskräftiger Mann geworden; und als ihm sein Vater, nachdem er ihn von allem unterrichtet, geschrieben hatte, er müsse augenblicklich diese eingegangenen schmachvollen Verbindlichkeiten lösen und die dortige Gegend verlassen und sich zu ihm verfügen, sonst spreche er seinen Fluch über ihn aus und Enterbung, hatte ihm Hans ehrerbietig, aber voll Entschlossenheit geantwortet: er habe niemals auf das Geld gerechnet, das ihm einst nach dem Tode seines Vaters zufallen könne, wohl aber rechne er auf das, welches er sich selbst verdienen werde, und grade, daß er dies jetzt könne, mache ihn über alles glücklich; daß ein Vater seinen Sohn verfluchen könne, weil dieser in ehrlicher Arbeit sich sein Brot verdiene, das glaube er nicht, sollte der seinige dies dennoch im stande sein, dann müßte er ihn nur seiner Vorurtheile wegen bedauern, es würde dies einen Schatten auf seinen Lebensweg werfen, aber es könne ihn nimmer von dem einmal erwählten abbringen. — Nach diesem Brief, den der General in Venedig erhielt, war zwischen Vater und Sohn alles zu Ende. Hans erhielt nur den dürren Befehl, den Namen Wachtler hinfort ohne jedes Prädikat zu führen; zwischen den Baronen Wachtler und ihm könne hinfort nichts Gemeinsames mehr bestehen. Diese Entäußerung des Titels war nun längst schon eingetreten und hatte sich ganz von selbst ergeben. Gräfin Brandis hatte ihrem Neffen wohl einmal geschrieben; sie hatte ihn benachrichtigt, daß seine Eltern in Wien verbleiben würden, da der General von seinem Asthma mehr als je gequält werde und der Aerzte nicht mehr entrathen könne; sie selbst habe sich am Comosee angekauft, wo auch Valerie mit ihren Eltern weile, und sie gedenke ihre Villa in Seekirchen zu veräußern. — Sie verkaufte sie auch wirklich im nächsten Frühjahr. Seither erhielt Hans keine weiteren Nachrichten und alle Beziehungen zu seiner Familie schienen abgebrochen. Aber je mehr unsere Freunde sich von allem, das außer ihrem Kreise lag, zurückzogen und isolirten, um so inniger gestaltete sich ihr gegenseitiges Verhältniß, und sie fanden die meiste Freude und Erholung in ihrem gegenseitigen Umgang. Auch Sepp fand das Wirthshaus nicht mehr so verführerisch als ehedem, und sogar die Raufereien hatten viel von ihrem ursprünglichen Reiz eingebüßt, umsomehr, da er fast immer Sieger blieb. Bald fand er es lehrreicher und angenehmer, den Sonntag mit den übrigen Genossen bei Hans und Stefan zuzubringen. Geprügelt wurde da freilich garnicht, aber dafür wurde gesungen und auf der Zither gespielt, in welcher Kunst namentlich Anton exzellirte; dann wurde auch vorgelesen und vorgetragen und alles erklärt, „und so deutlich," meinte der Sepp, „daß's schier jeder, der nicht grad' auf den Kopf g'fallen war, es hat verstehn müssen, und wenn einer einmal so hineinkommt in das Höhere und er sieht, daß er soviel Gescheites versteht, dann hat er seine Freud' dran und er kriegt ein' förmlichen Respekt vor sich selber."

Als im Frühjahr die alte Huber starb — sie hatte, seit die Wäsche ihres Kindes unter ihren Händen sichtlich zerfiel, gekränkelt; sie verfiel gleich ihr; man fand sie eines Morgens todt im Bette, die letzten Fetzen an die Brust gedrückt, — und als nun Kathrein und Nandl allein das Haus des Professors bewohnten und frei darin schalten und walten konnten, so kamen die Genossen nun zum öfteren auch hier zusammen, damit die weiblichen Mitglieder doch auch von den belehrenden und ergötzlichen Feierstunden nicht ausgeschlossen blieben. Natürlich wurde diese Freiheit in Lindau höchlich übel genommen und man sprach mit Entrüstung davon, daß die Nandl auch am Sonntag die Burschen zu sich locke, ja, wenn sie wie andere Dirndln, die ihre Buben sehen wollen, in's Wirthshaus zum Tanz kommen wär', kein ehrlicher Mensch hätt' ein' Anstoß dran g'nommen, aber so, — es war unerhört!

Unsere Freunde kümmerten sich nicht mehr um dieses alberne Gewäsch, sie waren längst daran gewöhnt, das, was sie für gut und recht hielten, zu thun, unbekümmert um das Urtheil der Menge. Grade diese Selbständigkeit, verbunden mit ihrem stets sich gleich bleibenden, ruhigen und anständigen Benehmen, am meisten aber wohl ihr zunehmender Wohlstand fing allgemach an, den Leuten zu imponiren, und einige Vorurtheilslose fingen sogar an, den Unternehmern einiges Vertrauen entgegenzubringen. Der Gemeindewirth selbst, bei dem Hans und Stefan zur Miethe wohnten, zählte zu den letzteren. Der hatte sie, sozusagen, unter den Augen, und eben, weil er genauer hinsah, mußte er eingestehen, daß er an dem ganzen Thun und Lassen dieser, zu gemeinsamem Geschäft verbundenen jungen Leute nichts Anstößiges finden könne. Ja, er nahm ihnen dies Fernhalten von der Schenke und allen daselbst statthabenden Vergnügungen gewaltig übel, und das war von seinem Standpunkt als Wirth nicht so widersinnig. Als auch Sepp ihm untreu wurde, den er, wie oft, „zum Geschäft" verwendet hatte, entweder um von ihm unliebsame Gäste oder schlechte Zahler mit einem Griff, wie's der Sepp konnte, hinaus zu expediren, oder um durch dessen herkulische Leistungen, Faust- und Ringkampf, seine Gäste zu amüsiren und solche von weit und breit herbeizuziehen, da wurde er ärgerlich und verdrießlich über solche öde Philisterhaftigkeit, und er bedauerte, daß der fesche Sepp nun auch zu der langweiligen Schulmeisterei sich pressen lasse und darüber das Wirthshaus vernachlässige. Und es war eine in seinem Hause, die das noch mehr bedauerte.

An einem Sonntag Nachmittag, als die Genossen wieder einmal bei der Nandl versammelt waren, kam des Wirthes Töchterlein, die schmucke Linerl, ganz unerwartet zur Thür herein. Sie war sehr roth und sehr verlegen, als sie sich nun an Sepp wendete und ihm sagte, der Vater hätte sie hierher geschickt und er thät' den Sepp halt recht schön bitten, daß er in's Wirthshaus kommen thät', denn da sei der Spektakel los, und es seien da zwei raufete Buben, die wie die rebellischen Teufeln um sich schlagen, sodaß sich keiner nicht an sie traut, und drum müßt' halt der Sepp kommen, sonst würd' kein End', und drum soll er nur g'schwind übri und sie alle zwei beide hinausschmeißen.

Aber der Sepp erklärte, jetzt sei's grad' so schön, was der Stefan von „die Griechen" erzählt, und er kann nicht mitten in der G'schicht' vom Alcibiades davonlaufen, sie soll halt die Gensdarmen holen, und wenn sie's nicht finden könnt', denn die sein alleweil nicht da, wo man's braucht, dann soll's halt noch einmal kommen. „Bis dahin wird der Alcibiades schon wieder in Athen sein, und dann will ich die Sackermenter meinetwegen in aller Güte hinausschmeißen."

Sie lief fort, kam aber richtig nach einiger Zeit wieder, und zwar um zu sagen, daß alles gnadlich abgelaufen und daß der Vater mit den Rebellern allein fertig geworden sei. Aber da grade der Anton so hübsch auf der Zither spielte und Hans und Sepp dazu sangen, so blieb sie bis das Lied aus war, und sie setzte sich zwischen Kathrein und Nandl und lauschte ganz andächtig der rührenden Weise, und als hernach auch die Nandl eins singen mußte, so blieb sie auch über dieses noch, denn es wäre ja grob gewesen, jetzt fortzugehen; und wie nachher der Stefan allerlei Bilder zeigte, die er aus der Bibliothek des Professors genommen, und diese zu erklären anfing, da konnte sie erst recht nicht fort. Und sie fand das alles so schön, und sie war ganz aufgeregt und küßte die Nandl wiederholt, und als diese sagte, wenn ihr die Vorträge so gut gefielen, so möge sie doch am nächsten Sonntag wiederkommen, da kamen ihr in freudiger Dankbarkeit fast die Thränen in die Augen. Und zuhause angekommen, wurde sie nicht müde zu erzählen, wie die „Pletschenröster" doch so gar viel g'scheit seien, und wie man bei ihnen nur Gutes und Schönes zu sehen kriege, und wie man da was Ordentliches lernen könne, und sie selbst sei heut schon viel, viel gescheiter, als sie's gestern gewesen, und der Vater müsse schon ihrer Bildung wegen erlauben, daß sie jetzt öfter zur Nandl gehe. Der Wirth schüttelte den Kopf zu diesen enthusiastischen Schilderungen seiner Tochter. Er war noch nicht mit sich im reinen, ob er diesen freundschaftlichen Umgang mit Nandl untersagen solle oder ob er offen für die „Pletschenröster" Partei ergreifen solle. Wenn aber der Papa noch unentschlossen war, Linerl war es nimmer. Seit sie den Sepp als einen so gesetzten vielklugen Menschen gesehen, so für griechische Geschichte sich interessirend, dann wieder ein Notenblatt in der Hand, davon rührende Lieder absingend, seitdem hatte er in ihren Augen unendlich gewonnen, und wenn er ihr schon früher gefallen hatte, jetzt fand sie ihn einzig. Leider kümmerte sich der lange Mensch nichts darum; sie bemerkte es wohl, wie er so ganz und gar in die Nandl verschossen war, sodaß er für keine andere mehr Augen hatte, und wie er sich, wo es nur anging, neben diese stellte und dann mit feurig verliebten Blicken sie förmlich bombardirte; aber sie sah auch, wie Nandl auf dieses Feuerwerk nicht achtete, und wie trotz all' dieser aufregenden Bemühungen des langen Sepp

immer gleich ruhig und unbefangen blieb, immer sittsam und ehrbar sich betrug, sodaß sie ihr unmöglich gram sein konnte.

So kam der Annentag heran; da tritt des Nachmittags der Sepp, sonntäglich herausgeputzt, in die Wirthsstube. Linerl war allein anwesend. Es war Werkeltag und alle draußen auf den Wiesen beim Heumachen. Sie sieht ihn ganz verdutzt an, er aber, sichtlich aufgeregt, bestellt einen Trunk. Sie bringt ihm denselben und er stürzt ihn mit einemmal hinunter. Dann verlangt er „noch ein Glas Wein!“ Die Linerl bringt auch das, und ihn von der Seite ansehend, fragt sie schüchtern:

„Was ist dir denn, Sepp?“

„No, heiß ist mir halt, das siehst ja.“ Und er wischt sich mit dem frischen Tuch die perlende Stirn. „Sakrisch heiß, hab' aber auch was Schweres vor, ich wollt', ich hätt's hinter mir!“ Er pustete dabei so stark, daß ihm der Athem auszugehen drohte. „Ich hätt's gern noch verschoben, aber 's ist heut Sankt Anna, und wenn's heut nicht gelingt, gelingt's nimmer; übrigens halt ich's ja so nicht mehr aus, ich muß wissen, wie ich dran bin.“ Er schöpfte wieder tief Athem und trank den Wein hinunter. „Das macht doch Courage,“ sagte er. Er warf den Kopf in die Höhe und streckte die Brust heraus, er sah noch riesenhafter als sonst aus.

Linerl sah mit bewundernden Augen zu ihm auf, sie ahnte wohl, was er vorhatte, und es preßte ihr das Herz zusammen. „Willst dich garnicht niedersetzen?“ fragte sie leise.

„Bewahre, so was muß g'schehn, so lang' man noch in der Stimmung ist, in der Herzhaftigkeit so mitten drin, — jetzt oder nie! Und da heut einmal Sankt Anna ist —“ Er sah mit ängstlich verwirrten Blicken um sich. „Hob' ich auch nichts vergessen?“ Er griff nach der Brusttasche. „Mein Sacktüchel, mein' Pfeifen — stopfen könnt' ich mir's noch früher.“

„Gib her, Sepp, das will ich thun.“

Er reichte sie ihr. „Meinetwegen, aber hübsch fest, das gibt einem eine gewisse Sicherheit. Wenn ich nur dann a Luft hob', — will ich sagen, wenn sie nur dann a Luft hot.“ Er schnappte wieder nach Athem.

Linerl hielt ihm die gestopfte Pfeife hin. „Ich wünsch' dir einen glücklichen Ausgang, Sepp,“ sagte sie fast schluchzend.

„Ist gern g'schehn,“ antwortete er noch verwirrter, und wieder sah er hastig um sich. „Hob' ich auch g'wiß nichts vergessen?“ Und er griff nach dem Kopf, ob denn auch dort alles in Ordnung wär'. „'s ist ein sakrisches Ding, ich wollt' ich hätt's hinter mir.“ Er stolperte hinaus, ohne das arme Linerl auch nur eines Grußes zu würdigen.

Es dauerte nicht allzulange, da sah ihn des Wirthes Töchterlein, das beim Fenster nach ihm ausgesehen, wieder zurückkommen. Er kam ihr blaß vor und ließ den Kopf hängen. Linerls Herz begann zu pochen. War ihm die Werbung bei der Nandl nicht geglückt?

Sepp betrat die Stube, er trat hart auf, er warf sich polternd in einen Sessel und rief nach Wein — „viel Wein!“ Er wolle sich einen Rausch holen, und er ärgere sich, daß noch niemand im Wirthshause sei, er wolle heute die Burschen freihalten, er wolle was aufgehen lassen, es liege ihm nichts mehr am Gelde, es liege ihm überhaupt an nichts mehr was, auch nicht am Leben. Und er schlug dabei wüthend mit der Faust gegen den Tisch und unmittelbar darauf gegen die Stirn.

Linerl war recht erschrocken, aber sie setzte sich dennoch neben ihn; sie sprach sanfte, gute Worte zu ihm und ergriff seine Hand. Er entriß sie ihr ungeberdig, als er aber sah, daß ihr darüber die Thränen in die Augen kamen, hielt er sie ihr selbst wieder hin.

„Vertrau' mir alles, Sepp,“ bat sie hierauf schluchzend.

Und er, von dem weichen Ton hingerissen, brach nun gleichfalls in ein stoßweises Schluchzen aus. „Nicht einmal an ihrem Namenstag hat sie mich mögen,“ rief er, „und ich hab' gewartet auf Sankt Anna, wie ein Narr auf ein' Glückstag, ein ganzes Jahr lang. Abgewiesen, rund abgewiesen hat sie mich, — und garnicht heirathen will's, — weil sie für keinen passen thät', sagt' sie, und ein' Mann nicht glücklich machen kann. — Mich hätt's schon glücklich g'macht, wenn's nur wollen hätt', — aber sie soll sehen, daß ich ohne sie nicht leben kann, drum bring' ich mich um, — justament!“

Hierauf fing Linerl aber so heftig zu weinen an, und weil sie beide so ganz allein waren, und weil er es selber so traurig fand, daß er sein junges Leben so dahingeben mußte, weinte er auch. Es erleichterte ihn, und die Theilnahme Linerls that ihm wohl; er drückte ihr voll Erkenntlichkeit die weichen, runden Händchen. Da trocknete sie ihre Thränen, sie wurde fröhlicher und gesprächiger, und sie brachte eine Flasche Wein vom besten und sie zündete ihm die selbstgestopfte Pfeife an.

Aber das Rauchen wollte ihm nicht schmecken und den Wein fand er miserabel. „Du siehst, Linerl,“ sagte er, „das Leben freut mich nicht mehr, aller Genuß ist dahin. Was soll ich auf der Welt noch anfangen?“

Linerl war gegentheiliger Meinung und plädirte so eifrig für seine wiederkehrende Lebensfreudigkeit, daß er, ehe er ging, zum mindesten versprach, nicht selber Hand an sich zu legen.

Aber die nächsten Wochen war mit dem Sepp nicht viel anzufangen; es hieß sogar, er wolle fort von Lindau, weit in die Welt hinaus. Aber dann schienen doch wieder Augenblicke ruhiger und vernünftiger Ueberlegung bei ihm einzukehren, und er fragte sich, weshalb er denn das thun wolle. Sie waren ja alle so gut mit ihm, so liebevoll und entgegenkommend, sie zeigten und sagten es ihm, daß er ihnen werth war, daß sie ihn als einen Bruder betrachteten, und auch die Nandl war freundlich und milde mit ihm. Es schien jeder bestrebt, den Kummer, der ihm so unfreiwillig widerfahren war, zu lindern, ihn vergessen zu machen durch erhöhte Sympathie. Und erst Linerl! Sie kam täglich zur Nandl, die sie jetzt ihre Freundin nannte, und wenn sie dann im Garten mit Sepp zusammentraf, so sah sie ihn so tiefbekümmert an, und sie that ihm Freundliches wie und wo sie nur konnte, aber alles in so zarter, mitleidiger Art, daß er ihr einmal verdrießlich zurief: „Na, Linerl, wie ein krankes Roß brauchst mich grad' auch nicht zu behandeln; ich bin ein Mann und ich kann ein Unglück schon ertragen, das wirst sehen, Linerl, und im übrigen ist die Nandl auch nicht die einzige auf der Welt.“

Und von der Stunde an, wo er das eingesehen, ward es besser mit ihm und er ertrug sein Unglück mit so großer Standhaftigkeit und Selbstverleugnung, daß man bald nichts mehr davon gewahrte; indeß konnte man bemerken, daß es wirklich außer der Nandl noch eine zweite gebe, die der Sepp ebenfalls lieb haben konnte, und als es einmal soweit gekommen, nahm die Sache rasch eine erfreuliche Wendung. Sepp und Linerl wurden als Liebesleute angesehen. Freilich behaupteten die Lindauer, der Habenichts, der Sepp, der kriegt das Mädel nimmer, für das hübsche Linerl konnte der Gemeindewirth zehn andere haben, und darunter Männer von Ansehen und Vermögen. Aber der Wirth hatte nun einmal eine Schwachheit für die „Pletschenröster“ und besonders für Sepp. Er mochte auch bemerkt haben, daß ein Geschäft, das in Jahresfrist sich so bedeutend emporgeschwungen, für die Zukunft Besseres hoffen ließe, als die guten Lindauer in ihrer Weisheit sich träumen ließen; und als nun am Schlusse des ersten Jahres an sämmtliche Theilnehmer ein kleiner Reinertrag ausbezahlt wurde, gab er dem Sepp nicht undeutlich zu verstehen, daß er ihm als Schwiegersohn nicht zuwider wäre.

Sechs Wochen später war alles im reinen. Sepp und Linerl wurden getraut und der Gemeindewirth richtete eine stattliche Hochzeit aus.

Es war der zweite Winter seit der Gründung der kleinen Assoziation angebrochen. Nun begann es unsere Freunde in Sorge und Unruhe zu versetzen, daß von Professor Wüst noch immer keine Nachrichten eingelaufen waren, obgleich der am weitesten gesteckte Termin der Rückkehr längst verstrichen war. Stefan hatte wiederholt nach Manaos in Brasilien geschrieben und seinem ersten trüben Berichte aus Wien nun eine lichte, freudvolle Darstellung seiner jetzigen Verhältnisse folgen lassen, aber nichts wies darauf hin, daß Wüst nach Manaos zurückgekehrt und diese Briefe erhalten hätte.

Da las Stefan einmal in einer Zeitung von einem Festbankett, welches die geographische Gesellschaft in London den Theilnehmern der von Herrn Gerson ausgerüsteten Expedition gegeben hatte, welche nach zweijähriger Abwesenheit, und nachdem sie die unglaublichsten Abenteuer und Entbehrungen überstanden, nun mit einer reichen wissenschaftlichen Ausbeute zurückgekehrt war. Des deutschen Physiologen Wüst, der sich der Expedition angeschlossen hatte, ward indeß mit keinem Worte gedacht.

Stefan schrieb hierauf an Herrn Gerson selbst und verlangte Auskunft über denselben, zugleich bat er die deutsche Gesandtschaft in London, ihn in seinen Nachforschungen zu unterstützen. Es geschah. Er erhielt in kürzester Zeit alle Aufschlüsse über das Schicksal seines Freundes, welche man ihm überhaupt geben konnte, und von einem Landsmann, welcher die Expedition ebenfalls begleitet hatte, die genauesten Details.

(Fortsetzung folgt.)

Angelaufenes Fischerboot bei Ebbe. (Seite 588.)

Der Golfstrom.

Von A. M. (Schluß.)

Nachdem wir den Golfstrom bis an seine uns bekannte nördlichste Grenze verfolgt haben, kehren wir nochmals zu seiner Quelle zurück, um zunächst seine südlicheren Arme zu betrachten. In der Höhe der azorischen Inseln zweigt sich nach Osten ein solcher Arm ab, der sich anfangs südlich gegen die afrikanische Küste wendet, sodann aber, wol hauptsächlich durch den Nordpassatwind getrieben, eine westliche Richtung annimmt, um wieder zum caraibischen Meer zurückzufließen. Innerhalb des Kreislaufes, den dieser Arm bildet, befindet sich in einer Ausdehnung von fast 50000 Quadratmeilen ein fast fortwährend ruhiges Meer, nach den unendlichen Tangmassen (Seegras, portugiesisch sargaçao), die es bedecken und die durch die Strömung fortwährend neue Zufuhr erhalten, das Sargasso-Meer genannt. Die erste Kenntniß von diesem Meere haben wir durch Kolumbus

Eduard Devrient. (Seite 587.)

erhalten, den sein Weg zum Schrecken seiner Gefährten, die in den schwimmenden Wiesen das Ende des schiffbaren Meeres vermutheten, durch dasselbe führte. Von diesem Strome erhält gleichzeitig das mittelländische Meer durch die Straße von Gibraltar den nöthigen Ersatz für das demselben durch die starke Verdunstung entzogene Wasser. Während auf beiden Küsten, der europäischen und afrikanischen, ein Wasserabfluß nach Westen stattfindet, strömt unabhängig von Ebbe und Fluth zwischen beiden in der Mitte der Ausläufer des Golfstroms in das mittelländische Meer hinein nach Osten, und zwar hindert diese Strömung, die sich noch bei Sizilien bemerkbar macht, bei mangelnden Ostwinden die Segelschiffe oft lange an der Durchfahrt der Gibraltarstraße.

Unterm 47. Gr. nördl. Br. etwa strömt ein anderer, allerdings nur periodischer Ausläufer nach Osten in die Bai von von Biscaya, fließt an der Nordküste Spaniens entlang, wendet sich nördlich, an der Westküste Frankreichs hinstreichend, und zieht in einer Geschwindigkeit von 3 Seemeilen in der Stunde, am Kanal vorbei nach der Südwestküste Irlands, wo er sich wieder mit dem Hauptstrome vereinigt. Diese, nach ihrem Entdecker Rennali benannte Strömung wird an der Südküste Irlands der Schifffahrt häufig sehr gefährlich.

Was den Golfstrom von dem ihn umgebenden Wasser dem Auge sichtbar unterscheidet, ist außer der Strömung selbst die tiefblaue Farbe, die er auf einer langen Strecke seines Weges behält und die eine scharfe Grenzlinie gegen das Nebenwasser bildet, bei seiner späteren bedeutenden Ausdehnung nach Osten aber allmählich verschwindet. Der größte, wenn auch dem Auge nicht bemerkbare Unterschied des Golfstromwassers von den umgebenden Gewässern ist, wie bereits erwähnt, sein größerer Salzgehalt und die beträchtliche Wärme. Aber nicht blos an der

Oberfläche und nicht blos im südlicheren Theile des Stromes macht sich dieser Wärmeunterschied bemerkbar, wir finden ihn noch im nordatlantischen Ozean und in bedeutender Tiefe. So ist südwestlich der Faröer, wo der Golfstrom den Meeresboden erreicht, seine Temperatur in 767 Faden = 4602 Fuß Tiefe noch 4,2 Gr. R.; zwischen den Faröer- und Shetlandinseln, wo ein kalter Polarstrom unter ihm hinläuft, in 1200 Fuß Tiefe noch 3,2 Gr. R.; und westlich der Hebriden sowol, wie südlich von Irland, wo er gleichfalls über dem kalten Polarstrom sich bewegt, bei 900 Faden = 5400 Fuß Tiefe auch 3,2 Gr. R. In einer Tiefe von 1000 Faden = 6000 Fuß hat man noch 2,7 Gr. R. und bei 2435 Faden = 14600 Fuß noch 2 Gr. R. Wärme gefunden, während im arabischen Golfe und selbst unterm Aequator in so beträchtlicher Tiefe die Temperatur bis auf 0,9 Gr. R. herabsinkt. Die Differenz zwischen der Temperatur des Golfstroms und des ihn umgebenden Wassers beträgt oft 8—12 Gr. R., und die größere Wärme muß das Wasser des Stromes nicht nur leichter machen, sondern auch bedeutend ausdehnen, wodurch dessen Axe ein etwa um 2 Fuß höheres Niveau erhält, als das ihn umgebende Meer. Daher neigt sich nach beiden Seiten der Strom und fließt nach den Rändern hin ab, wo er aufwallt und schäumt. Aus diesem Grunde können Gegenstände, die am östlichen Rande sich befinden, nie auf die westliche Seite gelangen, weil sie weder über die Höhe, noch dem Strome entgegenschwimmen werden. Daß aber, wie fortwährend geschieht, schwimmende Gegenstände, die von Süden her aus dem mexikanischen Golf und den westindischen Inseln kommen, über den Strom hinwegfließen und auf der Ostseite desselben hinabgleiten, hat seinen Grund darin, daß sie aus Gegenden kommen, in denen die Rotationsgeschwindigkeit der Erde größer ist, als die der Gegenden, nach denen sie getrieben werden, wodurch sie bei ihrem Laufe immer mehr eine östliche Richtung annehmen müssen, grade wie die aus dem Süden kommenden Aequatorialwinde auf unserer nördlichen Halbkugel aus demselben Grunde sich allmählich in Westwinde — nach Osten wehende — verwandeln.

Durch diese Rotationsverschiedenheit werden Holz, Früchte, Körner und Fässer gescheiterter Schiffe aus südlicheren Breiten an die Küsten Irlands und der Hebriden, der Shetlandinseln und Norwegens geführt, und daß zwei Leichname rothhäutiger Menschen, Bambusrohr und fremdes Holz schon vor Kolumbus' Entdeckung an den Azoren- und kanarischen Inseln angetrieben worden sind, ward oben schon mitgetheilt. Bereits römische Schriftsteller, wie Cornelius Nepos, Pomponius Mela und Plinius, berichten von dunkelfarbigen Indern, die an die germanische Küste verschlagen, von den Sueven aufgenommen und dem damaligen römischen Prokonsul von Gallien, Quintus Metallus Caler, zum Geschenk gemacht worden sein sollen. Auch zur Zeit der sächsischen Kaiser und Barbarossas sind dunkelfarbige Männer an der europäischen Küste gestrandet, und Kardinal Bembo erzählt in seiner Geschichte Venedigs, daß im Jahre 1508 ein französisches Schiff ein kleines Boot mit sieben Männern von auffallender Gesichtsbildung in der Nordsee aufgefunden habe, von denen zwar sechs gestorben, der Ueberlebende aber dem Könige von Frankreich zum Geschenk gemacht worden sei.

Zur Erforschung der Strömungen im Meere hat man sich, namentlich früher, luftdicht verschlossener Flaschen bedient, in denen der Ort, von welchem aus, und die Zeit, zu welcher dieselben dem Meere anvertraut worden waren, angegeben wurden, und glaubte man aus dem Orte und der Zeit des Auffindens solcher Flaschen Richtung und Schnelligkeit der Meeresströmungen feststellen zu können. Wie unsicher derartige Experimente und ihre Resultate waren und sind, erhellt schon aus dem Umstande, daß man den Einfluß der verschiedenen Winde und Stürme, die das Oberflächenwasser bewegen und treiben, niemals beobachten und in Rechnung bringen konnte. Nur dann, wenn die zu diesen Experimenten benutzten Flaschen so lang und so beschwert sind, daß sie tief genug in das Meer hinabreichen, um von Winden und oberflächlichen Strömungen auf ihrem Wege nicht beeinflußt zu werden, können die durch sie gewonnenen Resultate einigermaßen Anspruch auf Sicherheit machen. Wieviel irrige Ansichten über die Strömungen namentlich des nordatlantischen Ozeans, durch solche Flaschenreisen hervorgerufen worden sind, mag die Thatsache zeigen, daß viele Flaschen an der nordöstlichen Küste Amerikas ausgeworfen, in Island, Irland und noch südlicher landeten, also scheinbar direkt von West nach Ost segelten, während doch, wie man jetzt mit Bestimmtheit weiß, dieselben durch den aus der Davisstraße herabkommenden Polarstrom längs der amerikanischen Küste nach dem mexikanischen Golfe getrieben wurden, dort erst in den Golfstrom und durch diesen in nördlicher Richtung erst nach Europa gelangten.

Wie unsicher infolge dessen auch die Berechnung der allgemeinen Schnelligkeit der Strömungen und besonders des Golfstroms, aus solchen Flaschenreisen ausfallen mußte, liegt auf der Hand. Darüber existiren auch die verschiedensten Angaben und Ansichten. Denn während nach A. v. Humboldt der Strom etwa 13 Monate brauchen soll, um sein Wasser von der Floridastraße nach den europäischen Küsten zu führen, nach A. G. Tindlay aber gar 1—2 Jahre, so berechnen andere, unter ihnen der verstorbene Dr. Petermann, diese Zeit nur auf 2—3 Monate, eine Ansicht, welche wol der Wahrheit näher kommen wird, als die vorhergehenden Angaben. Zum Beweise hierfür mag folgende Thatsache angeführt werden: Als im Jahre 1823 Colonel Sabine sich zu Hammerfest am Nordkap unter 72 Gr. nördl. Br. aufhielt, trieben Tonnen mit Palmöl an, die zur Ladung eines englischen Schiffes gehört hatten, welches beim Kap Lopez an der Küste von Afrika südlich vom Aequator im vorhergehenden Jahre gescheitert war. Zweimal also hatten diese Fässer den weiten Ozean durchstrichen, zuerst von Ost nach West durch den Aequatorialstrom ins caraibische Meer, von da über den Golf von Mexiko und durch den Golfstrom von Südwest nach Nordost bis zum 72. Gr. nördl. Breite. Dies alles in kaum Jahresfrist! Bei seinem Austritt aus der Straße von Florida legt der Strom in einer Stunde drei geographische Meilen zurück, besitzt also die Geschwindigkeit eines gewöhnlichen Eisenbahnzugs.

Nicht nur bei seinem Austritt aus der Enge von Florida, sondern bis weit hinauf ins nördliche Eismeer macht sich der größere Salzgehalt des Golfstroms dem umgebenden Wasser gegenüber geltend, in sehr bedeutendem Verhältnisse namentlich da, wo er mit den kalten Polarströmungen zusammentrifft, so daß aus dem Vorhandensein eines größeren Salzgehalts im atlantischen Ozean man schon mit großer Sicherheit auf das Vorhandensein des Golfstroms schließen könnte. Der Salzgehalt des Meerwassers überhaupt richtet sich nach der größeren oder geringeren Verdunstung des Wassers, sodaß je geringer die Verdunstung desto geringer auch der Salzgehalt ist. Während nun z. B. in der Nordsee der Salzgehalt des Wassers $32\,^{8}/_{10}$ Theile auf 1000 beträgt, hat der Golfstrom noch $34\,^{1}/_{10}$—$36\,^{9}/_{10}$ Salzgehalt bis westlich von Spitzbergen!

Bei dieser Gelegenheit seien einige Vergleiche über den Salzgehalt verschiedener Meere gestattet. Die den heißen und trockenen Winden Afrikas und Arabiens ausgesetzten Meere, das mittelländische und rothe Meer haben $37\,^{9}/_{10}$ und $43\,^{1}/_{10}$ feste Bestandtheile auf 1000 Theile Wasser; der atlantische Ozean hat durchschnittlich 35,7; der indische Ozean zwischen Afrika und Ostindien 33,3; der große Ozean zwischen Ostindien und den Aleuten-Inseln 33,6, und zwischen diesen und den Gesellschaftsinseln 35,2 Theile Salzwasser; die Nordsee hat im Mittel 32,8; das Kattegat und der Sund nur 16,9; das schwarze Meer 15,9; das baltische Meer oder die Ostsee aber nur 4,9 Theile. Am geringsten ist der Salzgehalt im Hafen von Kronstadt, wo er auf 1000 Theile Wasser nur $^{7}/_{10}$ Th. beträgt. —

Wollen wir uns nun die Wirkungen und den Einfluß des Golfstroms recht vergegenwärtigen, so ist es nöthig, daß wir eine Vergleichung des Klimas der Länder, die vom Golfstrom und von Polarströmungen berührt werden, d. h. Europas und Amerikas, anstellen. Unterm 70. Gr. nördl. Br., wo die Ostküste Grönlands, unter Gletschern begraben, nur in seltenen Fällen eine Annäherung gestattet, wo das Baffinsland und die amerikanischen Inseln des Polarmeeres mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind, wo selbst im Sommer der Fuß des Eskimos nur selten hinkommt, nährt sich auf unserem Kontinent noch im Winter eine fleißige Bevölkerung vom Fischfange und segelt in offenen Booten bis 10 Grad vom Pole entfernt jedes Jahr nach Norden. Und während drüben die spärlichen Bewohner unter dem Polarkreise mit Noth ihr trauriges Dasein in Kälte und Schnee fristen, halten im Dezember und Januar auf offenem Meere norwegische Schiffer ihre reichen Ernten an Heringen, von denen sie etwa 200000 Tonnen (à 20 Ctr.), die einen Werth von 5—6 millionen Mark repräsentiren, alljährlich fangen. Unterm 60. Gr. nördl. Br. drüben die traurige Eiswildniß der Hudsonbailänder, von deren fürchterlicher Oede und Gefahren die erste Franklinsche Polarreise von 1821 uns Kunde gibt, — auf europäischer Seite in etwa gleicher Breite die betriebsamen Orte Bergen und Christiania, 30 Meilen nördlicher Drontheim, in dessen Nähe noch Kirschen

reifen, Gerste und Kartoffeln 6—15fältigen Ertrag geben und sogar Blumenkohl noch gebaut wird; dahinter Island und die Faröer, auf denen zahlreiche Schafheerden weiden, — in Breiten also, in denen drüben der Untergang der letzten Franklinschen Expedition stattgefunden hat. Wo auf amerikanischer Seite gegen den 50. Gr. nördl. Br., Neufundland, Labrador und Kanada, deren Klima im Winter demjenigen Nowaja Semljas, im Sommer dem Islands gleicht, wo nur spärliche Ansiedelungen die unwirthlichen Flächen bedecken, sodaß tausende von Quadratmeilen von kaum 2000 Menschen bewohnt werden — da liegen auf unserer Seite Dänemark, die Südküste Schwedens, Großbritannien, das nördliche und mittlere Deutschland! — Die geographische Breite von Boston, New-York, Philadelphia und Baltimore auf der amerikanischen Ostküste entspricht etwa der von Madrid, Lissabon, Rom, Neapel und Korfu; während aber dort kaum unsere Obstbäume gedeihen und im Winter die Kälte oft 45 Gr. R. erreicht, reifen hier im mildesten Klima die herrlichsten Südfrüchte, und eine üppige Vegetation macht diese Landstriche zu den reichsten und gesegnetsten unseres Erdtheils!

Die Ursache dieser ungeheuern Verschiedenheit im Klima und der Vegetation beider Küsten ist oben schon angedeutet worden. Drüben bespült der aus der Davisstraße kommende kalte Polarstrom die amerikanische Ostküste und macht sie unbewohnbar und unwirthlich, weit nach Süden herab. Den erwärmenden Einfluß des noch 20 Gr. warmen Golfstroms auf diese Küsten verhindert aber nicht allein der erwähnte Polarstrom, sondern hauptsächlich die vorherrschende Windrichtung von West nach Ost. Diese treibt die über dem Golfstrom erwärmte Luft nach der Küste des westlichen und nordwestlichen Europas und ist — außer der direkten Berührung der europäischen Küsten durch den warmen Strom selbst — die Ursache, daß auch die weiter einwärts gelegenen Landstriche des westlichen Europa noch eine verhältnißmäßig wärmere Temperatur besonders im Winter haben, die jedoch, wie wir Eingangs sahen, nach Osten hin immer mehr abnimmt, da die Luft über dem Lande einen großen Theil ihrer Feuchtigkeit und Wärme, die sie beide dem Golfstrom verdankt, einbüßt.

Würde durch irgend eine große Erdrevolution — und wir haben an dem Durchbruche der Meerenge von Gibraltar, des Hellespont, des Kattegat und der Abreißung der friesischen Inseln rc. Beispiele, die fast noch in die geschichtliche Zeit herabreichen — die schmale Erdzunge von Centralamerika, die Nord- und Südamerika verbindet, plötzlich durchbrochen oder ins Meer versenkt, so würde der warme Aequatorialstrom vom caraibischen Meer aus nicht mehr seine rücklaufende Bewegung durch den Golf von Mexiko machen, um als Golfstrom unsere Küsten zu bespülen, sondern seine Fluthen würden sich ungehindert in den großen Ozean ergießen. Dann aber würden voraussichtlich die kalten, jetzt vom Golfstrom zurückgedrängten Polarströmungen weit herunter nach Süden vordringen und infolge der vorherrschenden Westwinde Skandinavien und Rußland, gleich Grönland, unter Gletschern begraben, England und Norddeutschland zu einem zweiten Labrador, die Nordsee der Hudsonsbai gleichmachen und Süddeutschland mit Frankreich ein Klima verleihen, welches dem der Vereinigten Staaten bei New-York und Boston gleichkäme. Vegetation, Bevölkerung, Handel, Industrie würde unter dem vernichtenden Hauche eisiger Winde verschwinden und die sogenannten Kulturstaaten Europas in traurige Einöden verwandeln.

Wem die Behauptung Petermanns, daß der Golfstrom durch seine Wirkungen als Träger europäischer Kultur angesehen werden müsse, zu übertrieben erscheinen sollte, der möge bedenken, daß dieser Strom in seiner ungeheuern Mächtigkeit von 1200 bis 15000 Fuß Tiefe, einer Breite von 50 bis 270 Meilen und einer Temperatur von 22 Gr. R., der nach angestellter Berechnung von James Croll soviel Wärme nach Norden führt, als 146000 Quadratmeilen unter dem Aequator von der Sonne empfangen — besser geeignet ist, eine unausgesetzte Wärmequelle für die nördlicheren Gegenden zu sein, als alle durch die Sonne erwärmtne Winde, die beim Verschwinden derselben, besonders im Winter, sofort wieder erkalten.

Und wie wir dem Golfstrom und seinen warmen Ausläufern alle bisherigen Entdeckungen in den arktischen Regionen verdanken, so wird er wissenschaftlichem Forschergeiste und menschlicher Energie auch noch die Wege zur Erreichung des Nordpols bahnen.

Der Uglei-See.

Erzählung von **W. H.** (Fortsetzung.)

Der Pfarrer war ein jovialer Herr, der sich gleich mit allen Anwesenden bekannt zu machen wußte. Er begrüßte zunächst besonders herzlich den jungen Lehrer. Das berührte um so wohlthuender, als gemeiniglich das Verhältniß zwischen Pfarrern und Schullehrern, des bekannten Hochmuths der ersteren wegen, ein gespanntes ist.

Der Pfarrer aber hatte Emil, der im hohen Norden von Schleswig geboren, aber als zehnjähriger Knabe in das Heimatdorf seiner Mutter mit derselben zurückgekehrt war, schon seit jener Zeit gekannt. Die Mutter, welche sehr schön gewesen war, hatte in ihrer Jugend die Bekanntschaft eines jungen, fremden Kaufmanns gemacht, der ihre ewige Treue gelobt. Nachdem die Folgen des Verhältnisses zutage getreten waren, hörte sie, daß der Fremdling schon verheirathet sei, und entfloh zu Verwandten nach dem Norden, wo sie einen Knaben gebar.

Durch ihrer Hände Arbeit ernährte sich das Mädchen; alle Geldgeschenke, die ihr der Verführer, der ihren Aufenthaltsort ausgekundschaftet hatte, ohne seinen Namen zu nennen, zusandte, wies sie zurück. So war bald jede Verbindung abgebrochen. Als aber das arme Weib durch Krankheit zur Arbeitslosigkeit verurtheilt worden war und ihre armen Verwandten auch nichts mehr für sie thun konnten, wurde sie mit ihrem zehnjährigen Knaben in ihr Heimatdorf am Uglei-See transportirt, damit die dortige Gemeinde sich ihrer annehme.

Kaum war sie in ihrer Heimat angelangt, so trat der Gedanke an ihre Schmach und die Erinnerung an den Geliebten viel schärfer an die Aermste heran, und in einer Anwandlung von Wahnsinn stürzte sie sich in die Fluthen des Sees; ihr Leichnam wurde trotz eifrigen Suchens nicht aufgefunden.

Der ganze Vorfall war mit Andeutungen auf die Vergangenheit in einem Lokalblatt erzählt worden, aus welchem die pikante Geschichte auch in die großstädtischen Blätter überging.

Die Erziehung des Knaben wurde von der Gemeinde, die von unbekannter Seite jährlich eine für die dortigen Verhältnisse nicht unbedeutende Summe zugestellt erhielt, in die Hand genommen und von dem Pastor geleitet. Nachdem die üblichen Examina gemacht waren und der alte Lehrer gestorben war, erhielt die Gemeinde an der armen Waise, Emil Reichelt, einen Schullehrer, dessen Lob in aller Munde war, wenn man von dem Herrn Gastwirth und der Frau Gastwirthin zum Wirthshaus am Uglei-See absah. —

Der Doktor war mit seiner zukünftigen Schwiegermama in dem bekannten Gespräch vertieft; Emil aber hatte sich ein Herz genommen und war den jungen Damen nachgeeilt, sodaß die beiden älteren Herren auf ihre gegenseitige Unterhaltung angewiesen waren. Zuerst wurde nur über gleichgiltige Dinge geredet, doch bald schon konnte man einen gewissen Eifer in der Unterhaltung merken, obwohl kein lautes Wort hörbar war, da beide Paare im Flüsterton sprachen.

Besonders eifrig zeigte sich der Herr Senator, an dem bald schon eine große Aufregung sichtbar wurde; fortwährend wischte er mit dem seidenen Taschentuch die großen Schweißtropfen von der Stirn, und auffallend oft blickte er nach der Gartenthür, hinter welcher seit kurzer Zeit der junge Schullehrer verschwunden war.

Der Pastor hatte Berufsgeschäfte und empfahl sich mit einem herzlichen Händedrucke von dem Senator und mit einem artigen Gruße von der Frau Hausburger und dem Doktor.

Bald darauf kamen auch die jungen Leute aus dem Garten zurück, die lebhafte Amanda in fröhlichem Gespräch mit dem jungen Schullehrer, während Angelika mit leichtem Gruße dem Wohnhause zueilte, da die Mutter sie längst schon erwartete und lebhaft mit der Hand winkte.

Da die Sonne schon tief herniedergesunken war, beschloß die

fremde Gesellschaft in dem Wirthshaus zum Uglei-See zu übernachten.

Man trennte sich von dem neugewonnenen Freunde auf ein fröhliches Wiedersehen: Madame Hausburger höflich, der Doktor gleichgiltig, der Senator mit großer Herzlichkeit und Angelika mit beiden Händen, die sie Emil hinhielt und ihn einlud, die Gastfreundschaft ihrer Eltern, wenn er einmal nach Hamburg komme, was sie sehr wünsche, in Anspruch zu nehmen.

Emil Reichelt entfernte sich; er wandte sich aber bald schon, gedeckt von Sträuchern und Hecken, um und warf einen sehnsuchtsvollen Blick nach dem geliebten Eckfenster, aus welchem ein goldiger Lockenkopf herauslugte und nach der Richtung hinschaute, in der Emil verschwunden war. —

Von unserer hamburger Reisegesellschaft können wir nur berichten, daß sie nach den Strapazen des Tages gut schlief, des Morgens nach Eutin zurückfuhr und bald mit der Eisenbahn Hamburg erreichte. Das Senatorentöchterchen aber erzählte auf der Heimreise ihrem Vater, daß der Dorfschullehrer ein ganz charmanter Mensch sei, der ihr ungemein gefalle und von dem sie des Nachts im Wirthshaus am Uglei-See gar geträumt habe.

* * *

Es war zu Anfang Dezember — in den Hauptstraßen Hamburgs war großes Gedränge, die „Domzeit“ hatte ihren Anfang genommen.

Besonders auf dem Großen Neumarkt entwickelte sich ein lebendiges Bild. Das Wetter war sehr günstig; die „ewigen Nebel“ hatten Hamburg für einige Tage verlassen und die bleiche Dezembersonne lächelte freundlich über den hohen Häusergiebeln der alten, schönen Hansestadt.

Und freundlich lächelten auch die vielen rosigen Menschengesichter, denen die Kälte ordentlich wohlzuthun schien und die geschäftig auftauchten und wieder verschwanden. Das Geschäft, welches gemacht wurde, war allerdings ein sehr einfaches; man fing nämlich schon an, für die Weihnachtsfeiertage einzukaufen, oder wollte den Kindern zuhaus dadurch eine kleine Freude machen, daß man etwas Obst oder Braunschweiger Lebkuchen vom „Dom“ mitbrachte.

Zahlreiche Buden mit allerlei Sehenswürdigkeiten standen in langen Reihen auf dem Markte; die Ausrufer gaben sich die größte Mühe, mit ihren heiseren Stimmen und grotesken Gliederverrenkungen das Publikum anzulocken. Die Hamburger selbst, denen ein solches Treiben nicht neu ist, kümmerten sich weniger um alle die herrlichen Anpreisungen, während so mancher Besucher aus der Nachbarschaft der großen Handelsstadt zögernd stehen blieb, ob er der Menagerie oder der Riesin, dem „General“ Kolibri oder dem Schlangenmenschen zuerst einen Besuch abstatten sollte.

Vor der Schlangenmenschen-Bude hatte sich übrigens ein zahlreiches Publikum angesammelt, da der angepriesene Schlangenmensch noch eine Novität war und auswärtige, besonders die londoner Zeitungen Außerordentliches über denselben berichtet hatten. Diesem Umstande war es auch zu verdanken, daß der Budenbesitzer ohne große Anstrengungen ein gutes Geschäft machte, und auch die Hamburger aus allen Gesellschaftskreisen ihn mit ihrem Besuche erfreuten.

Das Publikum unterhielt sich äußerst lebhaft; diejenigen, welche den Schlangenmenschen gesehen, erzählten den draußen Harrenden alle die Wunderdinge, die derselbe verrichtet, wie er zum Beispiel durch die Sprossen einer auf dem Boden liegenden Leiter, ohne eine einzige zu überschlagen, sich hindurchgewunden habe.

Mitten in das Gewirre hinein erscholl plötzlich in der Nähe der Bude ein hundertstimmiger Schrei, dann ein wildes Brüllen, — ein Panther war aus der nebenstehenden Menagerie ausgebrochen und in seiner Angst einem der Pferde, die mit einer feinen Equipage herankamen, auf den Rücken gesprungen. Wild bäumten sich die Rosse; ein gewaltiger Ruck — der Kutscher verlor die Zügel und stürzte vom Bocke herab in die Menschenmenge hinein; das Gefährt sauste mitten durch die geängstigte Volksmasse.

Im Wagen saßen ein älterer Herr und eine jüngere Dame, die sich bemühten, den Wagen zu verlassen. Der Panther war von den erschreckten Thieren wieder herabgesprungen und inzwischen von den Menageriedienern eingefangen worden; die durchgegangenen Pferde aber eilten den neuen Steinweg hinauf. Schon glaubte man, daß das leichte Gefährt an den Straßenecken zertrümmert würde — alles wich den rasenden Pferden aus —, als ein junger, kräftiger Mann sich den Thieren plötzlich entgegenwarf und sie auch nach hartem Kampfe mit fester Hand bändigte.

Die zitternden Pferde stampften noch, daß das Straßenpflaster dröhnte, blut- und schweißbedeckt schäumten sie unruhig in die Gebisse, doch die starke Hand des jungen Mannes, dem man ansah, daß er vom Lande war, beruhigte die muthigen Thiere.

Inzwischen waren die Insassen des Wagens ausgestiegen; die Dame, vor Schrecken wohl noch etwas blaß, sprang, als sie den Retter kaum etwas näher angeschaut hatte, mit dem Jubelruf auf denselben zu: „Papa, das ist ja unser lieber Freund vom Uglei-See, Herr Reichelt!“

Der Senator Hausburger trat an den jungen Schullehrer heran und reichte demselben mit einem Blicke unaussprechlicher Dankbarkeit beide Hände. Inzwischen war auch der Kutscher, der sich von seinem unsanften Fall erholt hatte, eingetroffen; derselbe beruhigte die Pferde vollends, und bald schon verschwand der Wagen mit seinen drei Insassen aus der neugierigen Menge, auf Umwegen das Haus des Senators, welches am Alsterbassin lag, erreichend.

Stolzes Hamburg! Wohl beneidet dich der binnenländische Kaufmann um deinen Hafen, in welchem die Schiffe aller Nationen ruhen; wohl beneidet dich der Gourmand um deine gute Küche und all' die Genüsse, welche aus allen Zonen der Welt dir zuströmen: um deine Südfrüchte, um deine Weine, um die Frische deiner Austern und deiner Fische; wohl beneidet dich der Naturfreund um deine schöne Umgebung, und die „Aussicht“-begehrliche Menschheit starrt auf deinen Hafen von der Höhe hernieder oder geht nach Blankenese, von wo sie die Schiffe elbauf- und elbabwärts, Schwänen gleich, hinziehen sieht, — aber die Perle, o Hamburg, die du birgst, ist der kleine Binnensee, den du Alster nennst, und der durch eine Eisenbahnbrücke in die „Binnen“- und in die „Außenalster“ getrennt ist.

Nicht mit dem waldumrauschten Uglei-See vergleichbar, nicht mit den norditalischen Wunderseen, dem Lago di Garda oder dem Maggiore, aber dennoch herrlich in seiner Eigenheit; — fast mitten in der Stadt spiegeln sich in ihm die schönen Paläste des Jungfernstiegs, und im Hintergrunde ragen empor die Riesengebilde der Nikolai- und Michaeliskirche, deren Thürme die höchsten der Welt sind.

Stille allerdings ist zur Weihnachtszeit der kleine See, während im Sommer zahlreiche Dampfer seine Fluthen durchfurchen und die Ufer der Alster von Ruderschlägen zu jeder Tageszeit widerhallen.

Doch auch im Winter ist die Alster viel umworben, und solange sie eisfrei ist, sieht man auf ihr noch manches Boot; die Alleen aber, welche um das Wasser führen, sind die belebtesten Spazirgänge der Stadt. Wieviel herrlicher aber auch sind diese Alleen, als beispielsweise die vielgerühmten „Unter den Linden“ in der Hauptstadt Berlin; frische und doch so gesättigte Luft erquickt sichtlich die Menschen auf ihrem Spazirgange, welcher gewöhnlich in dem reizenden Alsterpavillon, einem der schönsten Cafés Deutschlands, sein Ende findet. — — —

Der Wagen hielt vor dem prachtvollen Hause des Senators. Neugierig blickte Madame Hausburger zum Fenster heraus, als sie das Geräusch des bekannten Wagens hörte. „Schon wieder da?“ rief sie dem aussteigenden Ehegemahl entgegen, der seine Tochter und seinen Gast bat, nichts von der Gefahr zu erzählen, da er seine liebe Frau nicht erschrecken wolle, weil dieselbe schon seit langer Zeit leidend sei.

„Ja, mein Frauchen,“ rief munter der Senator, „wir sind deshalb so früh zurückgekehrt, um dir einen lieben Gast zu bringen, dessen du dich noch erinnern wirst als unseres freundlichen Gefährten am Uglei-See in diesem Sommer.“

„O — ja!“ klang es gedehnt, aber freundlich zurück.

Inzwischen hatte Herr Hausburger seinen jungen Freund in's Haus geleitet, während Amanda zur zärtlichen Mutter vorausgeeilt war.

Nur zögernd hatte Emil Reichelt die Einladung des Senators, während des Aufenthalts in Hamburg sein Gast zu sein, angenommen, da er sich in den vornehmen Räumen, die ihn jetzt umgaben, nicht besonders wohlfühlte; doch war durch die vereinigten Bitten der Familie seine Scheu überwunden worden.

(Fortsetzung folgt.)

Aberglaube oder Wissenschaft?

Von **Bruno Geiser.**

(Schluß.)

(Was verlangt man von einer wissenschaftlichen Hypothese? — Prof. Zöllners Hypothese eine Frühgeburt, der die wissenschaftliche Lebenskraft mangelt. — Zöllner wider Zöllner. — Gleiches in demselben oder noch höheren Maße geltend für sonstige wissenschaftliche Erklärungen des Spiritismus. — Solange aber der Spiritismus nicht wissenschaftlich begründet ist, bleibt es eine Anmaßung seiner Anhänger, ihm andre Bedeutung beizulegen, als die von Gaukelwerk oder Spielerei.)

Unsere Leser werden gegenüber der Mittheilung einer so robusten Thatsache, wie es das spurlose Verschwinden eines ganzen Tisches aus dem Bereiche unserer Anschauungswelt in die vierte Dimension hinein wäre, das Bedürfniß fühlen, mit dieser merkwürdigen vierten Dimension etwas nähere Bekanntschaft zu machen, als sie durch die im vorigen Abschnitt citirten Worte der berühmten Philosophen und Mathematiker vermittelt worden ist.

Soweit ich bisher zu finden Gelegenheit hatte, war der Verfasser eines als Broschüre erschienenen Vortrags: „Herrn Professor Zöllners Hypothese intelligenter vierdimensionaler Wesen", Herr Stud. phil. Moritz Wirth zu Leipzig am eifrigsten und anscheinend erfolgreichsten bemüht, die vierte Dimension*) dem Allgemeinverständnisse näher zu bringen. Herr Wirth schreibt auf Seite 25 seiner Broschüre:

„Bezeichnen wir die grade Linie als einen Raum von einer Dimension, die Ebene als einen Raum von zwei Dimensionen, und den Körper oder, wenn wir uns diesen unendlich groß denken, den ganzen Raum als einen Raum von drei Dimensionen, so können wir uns aus diesen drei verschiedenen Arten des Raumes einen allgemeinen Begriff Raum bilden, bei welchem die Anzahl der Dimensionen unbestimmt gelassen worden ist**)."

Seite 26 fährt Herr **Wirth** fort:

„Denken wir uns, ein Stück einer graden Linie sei beseelt, und denken wir uns ferner, daß die Raumanschauung dieses eindimensionalen Wesens sich auf diejenige unendliche Gerade beschränke, welche in der beidseitigen geraden Verlängerung dieses Wesens liegt, so wird dieses Wesen sich wiederum nur andere Dinge anschaulich vorstellen können, welche gerade Linien sind und in der geraden Verlängerung seiner selbst liegen."

Gegen diese Ausführungen ist nun aber Verschiedenes einzuwenden. Herr Wirth bezeichnet die Linie als einen Raum. Wie kommt er aber dazu? Solange wir nicht nur auf dem Boden der Thatsachen, sondern sogar auch nur im Bezirke des Begreiflichen bleiben, ist die Linie entweder, gefaßt als mathematischer Begriff der Ausdehnung in die Länge, kein Raum, und physikalisch betrachtet, auch in Gestalt des zartesten Tintenstrichs ein Körper von dreidimensionaler Raumerfüllung nach Länge, Breite und Höhe. Die mathematische Linie, an die Herr Wirth hier nur denken kann, dürfen wir also nur mit demselben Rechte als einen Raum bezeichnen, wie wir z. B. Holz als Eisen bezeichnen dürfen, — denn es fehlen ihm die wesentlichsten Eigenschaften zu dem, was wir als Raum begreifen.

Wenn wir nun nicht einmal ein Recht haben, eine Linie als eindimensionalen Raum zu bezeichnen, weil die Linie ein Nicht-Raum ist, so dürfen wir uns erst recht nicht gestatten, ein Stück einer graden Linie „beseelt" zu denken, denn ein beseeltes Wesen ist erstens ein räumliches Ding, und zweitens, drittens, viertens und so fort noch sehr vieles andre, was das „Stück" der graden Linie alles ausnahmslos nicht ist.

Und wie der Linie, wenn sie prätendirt, als eindimensionaler Raum oder gar als eindimensionales, beseeltes Wesen zu gelten, ergeht es der Fläche, wenn man sie zu einem zweidimensionalen Raum oder gar zu einem zweidimensionalen Lebewesen in Gedanken aufputzen möchte. Der vierdimensionale Raum sammt den vierdimensionalen Wesen können es gleichfalls nicht besser verlangen, — sie liegen ganz außerhalb des Bereiches nicht nur unsrer Vorstellung, sondern auch unsres Begriffsvermögens, da letzteres ein legitimes Kind unsrer sinnlichen Wahrnehmungen ist und diesen seinen Eltern nun und nimmer über den Kopf zu wachsen vermag.

Was rettet uns nun aber vor dem vernichtenden Urtheile des großen Gauß, wir seien Böotier, d. i. geistesebenbürtig jenen zwischen dem cuböischen und korinthischen Meere ansässig gewesenen klassischen Dummköpfen?

Nun, erstens Gauß selbst. Denn er hat nach Sartorius von Waltershausen nicht, gleich Herrn Wirth und auch Professor Zöllner, behauptet, wir könnten uns ein-, zwei- oder vierdimensionale Wesen denken, sondern wir könnten uns „hineindenken in Wesen, die sich nur zweier Dimensionen bewußt sind", wie wir, nach Gauß, vermöge jener spezifischen, in der dreidimensionalen Anschauungsweise bestehenden Eigenthümlichkeit unserer Seele, uns nur dreier Dimensionen bewußt sind und uns selbst nur als dreidimensionale Wesen vorstellen können, uns selbst nur zu begreifen vermögen.

Zweitens rechtfertigt unsre reservirte Haltung gegenüber der vierdimensionalen und allen andern über- oder unterdreidimensionalen Raummöglichkeiten eine kurze Darlegung des Gedankenganges, der zu derartigen Konzeptionen führt.

Sobald wir begriffen haben, daß unsre Sinneswahrnehmungen, aus denen sich unsre Welt aufbaut, nur das Produkt der Einwirkung außer uns existirender bewegter Materie auf unsre Sinneswerkzeuge ist, ist uns auch klar, daß die Beschaffenheit dieser Sinneswerkzeuge ebenso wie die Beschaffenheit des die Sinneswahrnehmungen im Bewußtsein reflektirenden Organs — also, der meistüblichen Vorstellung gemäß, die Beschaffenheit des Gehirns — die Sinneswahrnehmungen wesentlich mitbedingen wird, daß unsre Vorstellungen, unsre ganze Welt von unsrem Auffassungsvermögen bedingt und begrenzt sind.

Nun ist es allerdings böotisch, sich einzubilden, die Grenzen unsres Auffassungsvermögens bezeichneten auch die Grenzen des Seienden und seiner Eigenschaften überhaupt oder, zu unserm Spezialfall zurückkehrend, die Fähigkeit unseres Geistes, die Welt und alles, was darin ist, als nach drei Richtungen hin ausgedehnt zu erkennen, gäbe uns irgendein Recht zu der Annahme, daß alles, was da ist, wirklich nur nach Länge, Breite und Höhe ausgedehnt sei. Es kann daher als ein geistreicher Einfall von Gauß und allen übrigen, die selbständig zu diesem Gedanken gekommen sind, anerkannt werden, wenn sie von Wesen sprechen, die auf unsre dreidimensionale Anschauungsweise mit dem Bewußtsein mehrdimensionaler Vorstellungen überlegen herabschauen, aber wissenschaftliche Bedeutung hat dieser Einfall nicht und wissenschaftliche Bedeutung wollte auch Gauß ihm nicht beilegen, als er ihn so äußerte, wie Sartorius von Waltershausen angibt.

Wenn jemand nun, diesen Einfall geistreich weiterspinnend, allerlei auch noch so geistreiche Folgerungen daran knüpft, wie es z. B. Prof. Fechner in seiner kleinen Schrift „Der Raum hat vier Dimensionen" thut, so werden höchstens langweilige Pedanten Erhebliches dagegen einwenden wollen; wenn dagegen ein Mann der Wissenschaft solchen Einfall zum Range einer wissenschaftlichen Hypothese erhebt, so sind wir berechtigt, uns Auskunft zu erbitten, worin die Nothwendigkeit dieser Rangerhöhung zu finden sei.

Man darf nämlich keineswegs allem in der Welt, was ein geistvoller Mensch sich einzubilden vermag, den Titel und Rang einer Hypothese verleihen. Eine wissenschaftliche Hypothese ist ein auf einer gewissen Wahrscheinlichkeit beruhender Satz, der geeignet ist, etwas ohne seine Zuhülfenahme nicht Erklärliches zu erklären. In seinem berühmtesten Werke bestätigt das Prof. Zöllner ausdrücklich, indem er sagt:

„Da nun aber jede Hypothese, welche zur Erklärung von Erscheinungen ersonnen wird, nur dadurch die Berechtigung ihres Daseins erhält, daß sie ein Bedürfniß unsres Verstandes bei der begrifflichen Zergliederung, d. h. beim Begreifen einer Erscheinung befriedigt, so kann man sich die Aufgabe stellen, zu untersuchen, welchen Bedingungen eine Hypothese, ganz unabhängig von der Zeit ihres Auftretens, logisch genügen muß, um jenes Bedürfniß unsres Verstandes zu befriedigen*)."

*) Auch Lange zeigt sich irgendwo in seinen Anmerkungen zu seiner „Geschichte des Materialismus" dem Gedanken von der Möglichkeit eines Raumes von mehr als drei Dimensionen geneigt. Ich bedaure, augenblicklich keine Zeit zu haben, die betreffende Stelle aufzusuchen und hier genau zu bezeichnen.

**) Erschienen bei Mutze, Leipzig 1878.

*) Zöllner, „Ueber die Natur der Kometen. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntniß." 2. Aufl. Leipzig, Engelmann, 1872, S. 174 und 75.

Abgesehen nun von diesen Bedingungen, denen Prof. Zöllner seine Untersuchung widmen will, spricht also auch er aus, daß zunächst eine Erscheinung vorhanden sein muß, die zu begreifen, uns die Hypothese zu helfen vermag.

Bei der Hypothese des Herrn Prof. Zöllner von der Wirklichkeit der vierten Dimension war aber nicht zuerst die Erscheinung da, der, das Erklärungsbedürfniß unsres Verstandes befriedigend, die Hypothese folgte, sondern es war umgekehrt die Hypothese längst geboren, als sich endlich nach längerem Harren und fleißigem Suchen Erscheinungen fanden, welche gefällig genug waren, bei der wissenschaftlichen Taufe des sonderbaren Phantasiekindes Pathe zu stehen.

Für diese höchst bedeutungsvolle Thatsache des Vorausgehens der zöllnerschen Hypothese von der Existenz der vierten Dimension vor den Erscheinungen, die sie erklären soll, möge Prof. Zöllner selbst den Beweis liefern.

In der Abhandlung „Zur Metaphysik des Raumes" schreibt er:

„Um jedoch zu zeigen, daß diese Deduktionen sich bei mir zunächst ganz unabhängig von den spiritistischen Phänomenen entwickelt haben zu einer Zeit, wo ich diesen Thatsachen noch ganz fern stand, erlaube ich mir die folgenden Worte aus Professor Fechners ‚kleinen Schriften' anzuführen. Unter der Ueberschrift: ‚Der Raum hat vier Dimensionen' bemerkt Fechner S. 276 wörtlich folgendes:

„„Schon Kant hat, was mir zur Zeit der Abfassung dieses Aufsatzes (1846) nicht bekannt war, die Möglichkeit von mehr als drei Dimensionen des Raumes besprochen; nicht minder sind neuere namhafte Mathematiker, wie Riemann, Helmholtz, Klein, auf Spekulationen darüber eingegangen. — Ferner erinnere ich mich, in der Anzeige einer vor einigen Jahren erschienenen Schrift von Kirchmann, deren Titel ich mich aber nicht mehr entsinne, gelesen zu haben, daß er, unstreitig ohne Kenntniß des vorigen Aufsatzes, die Veränderungen in der Welt in ähnlicher Weise, als hier geschehen, nur mit mehr philosophischem Ernste, durch einen Bestand zu ersetzen gesucht. Endlich ist mir aus mündlichen Unterhaltungen mit Prof. Dr. Zöllner eine sehr sinnreiche Weise der Erklärung von Wundern, die als solche im Raum von blos drei Dimensionen erscheinen, durch Hineinspielen von Kräften aus einer vierten Dimension, zur Kenntniß gekommen, welche der Art ist, daß, wenn sich die Thatsache dieser Wunder erweisen ließe, darin ein empirischer Beweis für das Dasein einer vierten Dimension gefunden werden könnte, worüber er sich wol selbst einmal im Zusammenhange allgemeiner Betrachtungen, in welche dieser Gedanke eingetreten ist, äußern dürfte*).““ (Geschrieben 1874.)

„Da diese hier von meinem Freunde gemachten Andeutungen gänzlich ohne mein Wissen bereits im Jahre 1875 veröffentlicht worden sind, so geht hieraus hervor, daß meine Konzeptionen über die Realität einer vierten Dimension des Raumes und der dadurch ermöglichten Vorgänge in unserer physikalischen Körperwelt noch hinter jene Zeit zurückgehen."

Es waren also nicht die spiritistischen Erscheinungen, sondern mathematische oder philosophische Deduktionen, welche Hrn. Zöllner die Existenz der vierten Dimension anzunehmen veranlaßt haben; Deduktionen, denen anfangs **keine** Thatsachen zugrunde gelegen haben können, — sonst würde Zöllner seinem Freunde **Fechner** gegenüber sich nicht darauf beschränkt haben, mit Hülfe von Kräften aus einer vierten Dimension Wunder zu erklären, in denen Fechner erst dann einen empirischen Beweis für die vierte Dimension sehen zu wollen erklärt, **wenn sie sich als Thatsachen erweisen ließen.**

Wenn diese sehr bedenkliche Umkehrung des wissenschaftlich nothwendigen Verhältnisses zwischen Thatsache und Hypothese nun in dem Falle Zöllners und der vierten Dimension nichts weiter thäte, so erregte sie doch einen höchst beachtenswerthen Verdacht, — den nämlich, daß Prof. Zöllner bei der Beobachtung der angeblichen spiritistischen Thatsachen nicht mit der Unbefangenheit der Beobachtung und Schärfe der Kritik verfahren **konnte**, da er eben seine Erklärung für die Thatsachen, die zu beobachten er sich anschickte, schon fertig in der Tasche mitbrachte, also sicherlich lebhaft bei ihrem Zustandekommen interessirt war.

Drängen wir indessen noch einen Augenblick jenen Verdacht entschieden zurück; nehmen wir sogar an, Prof. Zöllner habe die Annahme einer vierten Dimension anfänglich nur als einen geistreichen, wissenschaftlich belanglosen Einfall betrachtet, wie es z. B. sein berühmter Freund, Prof. **Fechner**, trotz der spiritistischen Erscheinungen heute noch thut**), und erst die spiritistischen Erscheinungen hätten ihm keine andere Wahl als die Annahme dieser Hypothese gelassen, — so würde dieselbe dennoch noch lange nicht die Aufgabe einer wissenschaftlichen Hypothese, wie diese Aufgabe von Zöllner selbst aufgefaßt wird, erfüllen.

Zöllner sagt:

„Die Aufgabe einer jeden Hypothese besteht folglich lediglich darin, solche Annahmen über die Ursachen der zu erklärenden Erscheinung zu machen, welche die Zurückführung derselben auf bekannte Erscheinungen ermöglichen." —

Die hierin vollkommen zutreffend und scharf formulirte Aufgabe jedes Satzes, der als wissenschaftliche Hypothese gelten darf, erfüllt nun die Hypothese der vierten Dimension **nicht**, denn sie macht **nicht** Annahmen über die Ursachen der zu erklärenden spiritistischen Erscheinungen, welche deren Zurückführung auf bekannte Erscheinungen ermöglichen, sondern sie wirft uns im Gegentheil in eine ganz neue Welt unbekannter Erscheinungen, von denen — unseres bisherigen Wissens — keine einzige mit uns bekannten Erscheinungen verknüpft werden kann.

Wir sehen uns also durch Zöllner selbst gezwungen, die zöllnersche Behauptung von der Existenz einer vierten Dimension als unwissenschaftlich zurückzuweisen und des weiteren zu erklären, daß die spiritistischen Erscheinungen mit Hülfe der vierten Dimension unserer Anerkennung als Thatsachen, welche ohne Betrug zustande kommen, nicht näher gerückt werden. Und was für die zöllnersche Hypothese zur wissenschaftlichen Erklärung der spiritistischen Manifestationen gilt, ist in noch höherem Maße für alle übrigen, den Spiritismus mit der Wissenschaft in Zusammenhang bringenden Erklärungsversuche giltig.

Es trifft noch heut zu, was im Jahre 1863 der früher erwähnte englische Gelehrte Professor **De Morgan**, der den entschiedensten Glauben an die Realität spiritistischer Erscheinungen ausspricht, über deren Ursachen gesagt hat.

„Aber wenn ich zur Annahme von Ursachen dieser Erscheinungen komme," erklärt er, „so finde ich, daß keine Erklärung angenommen werden kann, die bis jetzt aufgestellt wurde. — — Die physikalischen Erklärungen, welche ich vernommen habe, sind annuthend, aber erbärmlich unzureichend, die Geisterhypothese ist ausreichend, aber ungeheuer schwierig"*).

Die ungeheure Schwierigkeit der Geister„hypothese" besteht eben darin, daß sie sich durchaus nicht wissenschaftlich begründen lassen will, — wie wir bei dem einzigen, raffinirt gescheiten Versuch, der überhaupt bisher gemacht worden ist, dem des Professor Zöllner, gesehen haben.

Diese fatale „Schwierigkeit" der Geisterhypothese hat nun auch jene gelehrten Bemühungen veranlaßt, welche die spiritistischen oder ähnliche Erscheinungen auf neue Naturkräfte zurückführen wollen. Allen voran ist hier auf den Chemiker Freiherrn von **Reichenbach** hinzuweisen, der u. a. in zwei dicken Bänden, zusammen 1600 Seiten umfassend**), worin „der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Od" behandelt wird, eine ungeheure Menge von Untersuchungen über Sensitivität und Od mittheilt.

Was das **Od** sein soll, gibt **Reichenbach** in folgenden Worten an:

„Aus dem lebendigen Leibe geht bei Berührungen ein Etwas, das Od, in leblose Körper, welches Pendel, Magnete und Krystalle in Bewegung setzt und ganz in derselben Weise und unter gleichen Grundbedingungen andere bewegliche Körper aller Art, **somit auch Tische ergreift** und vom Platze fortführt."

Dieses Od soll also eine — vor Reichenbach unentdeckt gebliebene — Naturkraft sein, gleich den andern bekannten Naturkräften, und vorzugsweise an sensitiven, d. h. mit einer besondern Reizbarkeit der Nerven ausgestatteten Menschen in seinen Erscheinungen und Wirkungen zutage treten.

Reichenbach ist nicht hinausgekommen über die Häufung von Experimenten und die Aufstellung einer Hypothese, welche denselben Mangel hatte wie die zöllnersche, daß sie an wissenschaftlich bekannte Thatsachen nicht anzuknüpfen vermochte und daher wissenschaftlich ohne Bedeutung bleiben mußte.

Ebenso ist es dem englischen Chemiker Crookes mit seiner psychischen Kraft und allen andern gegangen, welche mehr gethan haben, als spiritistische oder ähnliche Erscheinungen einfach zu konstatiren.

Die spiritistischen Erscheinungen **sind** doch nun aber —

*) Zöllner, „Wissenschaftliche Abhandlungen", Bd. II, 2. Thl. S. 904 und 5.

**) In seinem neuesten Werke, „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht", spricht Fechner das deutlich genug aus. Ich habe das Buch augenblicklich nicht zur Hand, kann also die fragliche Stelle nicht genau angeben.

*) Crookes, „Spiritismus und Wissenschaft", S. 7.

**) Reichenbach, „Der sensitive Mensch" 2c. Stuttgart u. Tübingen, Cotta, 1854.

wenigstens zu einem großen Theil — Thatsachen — werden die Leser sagen; man schafft sie doch dadurch nicht aus der Welt, daß man zeigt, wie wenig es bisher gelungen ist, sie wissenschaftlich zu begründen!

Gewiß nicht — aber man verweist sie damit in das Gebiet jener Thatsachen, die auf den geistigen Entwicklungsprozeß der Menschheit keinen Einfluß gewinnen dürfen, denn dieser Entwicklungsprozeß besteht eben in der gliedweisen Zusammenfügung einer Kette bekannter, wissenschaftlich begründeter Erscheinungen, einer Kette des Erkannten, welche den immer steigenden geistigen Reichthum der Menschheit ausmacht.

Gewisse Produktionen indischer Gaukler wundersamster Art sind auch Thatsachen und haben bisher auch aller wissenschaftlichen Erklärungsversuche gespottet, — trotzdem oder vielmehr grade deswegen denkt kein vernünftiger Mensch daran, ihnen eine Bedeutung beizulegen, der gleich, welche wissenschaftlich ergründete Thatsachen beanspruchen.

Weitere Versuche, sogenannten spiritistischen Erscheinungen wissenschaftlich auf den Grund zu kommen, sind willkommen zu heißen, aber immer ist darauf zu sehen, daß dabei der Faden der Verknüpfung aller Ergründungsversuche mit dem Stock und Stamm unseres wissenschaftlichen Eigenthums nicht zerrissen wird.

Insbesondere ist aber darauf aufmerksam zu machen daß, nicht etwa gleich alle spiritistischen Manifestationen als baare Münze und feststehende Thatsachen betrachtet werden dürfen, weil man, nach übereinstimmenden Berichten von Menschen, an deren Glaubwürdigkeit und geistige Gesundheit in den Augenblicken der Beobachtung zu zweifeln kein Grund vorhanden war, einen Theil der spiritistische Erscheinungen genannten Ereignisse als wirklich geschehen passiren lassen muß.

Hier bewahrt der Satz, daß allein selber sehen überzeugt machen soll, seine volle Geltung, einmal, weil die fraglichen Thatsachen noch in keine Harmonie gebracht sind mit der Welt der übrigen Erscheinungen, und dann, weil, nicht minder zweifellos, in vielen Fällen einander widersprechende Beobachtungen gemacht worden sind, und auch eitel Humbug und Betrügerei, wie die Spiritisten garnicht leugnen, mit unterlaufen kann.

Von Wissenschaft — das ist mithin mein Ceterum censeo — ist bislang nicht die Spur im Spiritismus zu entdecken; und wer den Glauben an die Entstehung der spiritistischen Manifestationen auf einem andern Wege, als dem der Gaukelei, für einen Aberglauben hält — der hat den Vortheil für sich, daß Beweise für das Gegentheil ihm nicht im Wege stehen.

Das deutsche Theater und ein Repräsentant desselben.

(Dazu das Porträt Eduard Devrients S. 581.)

Von Dr. Max Vogler.

Ein deutsches Theater im strengen Sinne besitzen wir erst seit Lessing. Dieser bahnbrechende, vielseitige Genius steuerte zuerst der sklavischen Nachäffung französischer Vorbilder und der geistlosen Hanswursterei, die vordem auf der Bühne herrschend gewesen waren. Namentlich wies er auf die bedeutende dramatische Literatur der Engländer hin und betonte die Wirksamkeit nationaler Stoffe im Drama, während er in seinen eigenen Schöpfungen Musterstücke dramatischer Technik und Charakterzeichnung darbot und in seiner Thätigkeit als Kritiker bestimmte Gesetze für die theatralische Darstellungskunst feststellte. Seine „Hamburger Dramaturgie“ diente direkt dem Streben, in dieser Stadt eine Musterbühne, ein „deutsches Nationaltheater“, wie ein solches Eckhoff und Ackermann zu schaffen suchten, begründen und fördern zu helfen, und es muß als ein besonders günstiger Umstand bezeichnet werden, daß grade zu derselben Zeit eine Reihe bedeutender künstlerischer Talente vorhanden war, die Geist und Energie genug besaß, um die Ideen des großen Reformators in ihrer praktischen Bühnenwirksamkeit mit Erfolg zur Geltung zu bringen. Unter diesen nimmt Konrad Eckhof, der durchaus den ihm beigelegten Ehrennamen eines „Vaters der deutschen Schauspielkunst“ verdient, die erste Stelle ein. Am 12. August 1720 zu Hamburg geboren, zog er in früher Jugend schon mit einer wandernden Schauspielertruppe umher, war dann längere Zeit hindurch Mitglied der Koch'schen Schauspielergesellschaft in Lübeck, trat seit 1769 in Hannover auf und übernahm im Jahre 1775 in Gemeinschaft mit Seyler die Leitung der Hofbühne zu Gotha, wo er am 16. Juni 1778 verschied. Eckhof war von der Natur mit äußeren Mitteln keineswegs zum Schauspieler günstig ausgestattet. Er hatte freilich ein sehr kräftiges, sehr modulationsfähiges Organ und ein lebendiges Mienenspiel; aber seine Gestalt war unschön und unharmonisch gebaut. Hingegen besaß er eine außerordentliche Fähigkeit, sich in die verschiedenartigsten Charaktere hineinzudenken und sie in treffender Weise zum Ausdruck und zur Darstellung zu bringen. Diese Fähigkeit bemühte er sich durch eifriges Studium, durch ernstliches Eindringen in die darzustellenden Rollen, sowie stete Beobachtung der Menschennatur und des Volkslebens immer mehr zu vervollkommnen, und er brachte es auf diese Art in der Darstellung ernster wie komischer Rollen zu gleicher Meisterschaft. Eckhof reihte sich an die in Hamburg wirkenden bedeutenden Künstler Schröder, Brockmann, Sophie Charlotte Aermann, deren Tochter Charlotte ꝛc.; besonders rühmend ist die Thätigkeit Schröders zu erwähnen, dessen Bemühungen es gelang, die Dramen Shakespeares auf den deutschen Bühnen einzubürgern. Selbstverständlich wirkten diese reformatorischen Bestrebungen, vor allem die besseren dichterischen Stoffe, auch veredelnd auf die Sitten der Schauspieler ein, die äußeren Verhältnisse derselben begannen sich zu heben, und der erst so verachtete Stand gelangte zu Ansehen. Die begabtesten Schüler Eckhofs, Beil, Beck, Iffland, wußte dann Dalberg zur Errichtung eines „Nationaltheaters“ zu Mannheim im Jahre 1779 zu gewinnen.

Was Lessing durch seine kritische Thätigkeit für die deutsche Dramaturgie im Norden that, das geschah von Sonnenfels in seinen „Briefen über die wiener Schauspieler“ ganz zu derselben Zeit im Süden. Und auch hier erwiesen sich die Anregungen als fruchtbringend; vom Kaiser Joseph II. wurde 1776 in Wien ein „Nationaltheater“ mit fachmännischer, künstlerisch gebildeter Leitung und ausgezeichneter Organisation gegründet.

Die durch August Wilhelm Iffland, der bekanntlich auch als dramatischer Dichter eine sehr fruchtreiche Thätigkeit entfaltete, in Mannheim angeregte (realistische) schauspielerische Richtung entwickelte sich namentlich durch die großen Aufgaben, die ihr von Goethe und Schiller schon in deren Erstlingswerken gestellt wurden („Götz von Berlichingen“, „Räuber“, „Fiesko“ ꝛc.) bis zu bedeutender Höhe. Rechtzeitig genug traten dann die letzteren beiden den durch die Vielschreiberei Kotzebues hervorgerufenen Entartungen, die das deutsche Theater der alten seichten und platten Manier verfallen zu lassen deohte, entgegen, indem sie allerdings in der sogenannten weimarischen Schule (Goethe hatte im Jahre 1791 die Leitung des weimarischen Theaters übernommen) nicht an die Bestrebungen der mannheimer Richtung anknüpften, sondern vielmehr an Stelle des von dieser vertreten gewesenen Realismus, d. h. also der möglichst nüchternen Auffassung der Charaktere und streng lebenswahrer Darstellung derselben, eine pathetischere, idealistische Darstellungsweise zur Geltung brachten. Das Richtige hätte in der Mitte zwischen beiden gelegen. Denn so edel auch dieses Streben an sich war, verletzte es doch dabei sehr bald das Grundprinzig aller Kunst, die Einfachheit, und artete in eine rein rhetorische, hohle, deklamatorische Richtung ohne Tiefe und Lebenswahrheit aus, die dann durch die Abenteuerlichkeiten der „Schicksalstragödie“ (Werner, „Der vierundzwanzigste Februar“, — Müllner, „Die Schuld“, — Grillparzer, „Die Ahnfrau“) noch eine arge Förderung erfuhr. Einzelne große Künstler, wie Eßlair, Sophie Schröder und dann selbst der geniale Ludwig Devrient, die zu ächt künstlerischen Prinzipien zurückkehrten, vermochten dem Uebel allein nicht zu steuern, und der Verfall des deutschen Theaters wurde zu einem immer allgemeineren. Was das Schauspiel an innerer Kraft und poetischer Weihe verlor, suchte man durch äußeren Glanz und raschwirkende Effekte zu ersetzen; von einer kunstmäßigen, harmonisch abgerundeten Darstellung war gar keine Rede mehr. Das berliner Hoftheater unter der Intendanz des Grafen Brühl (von 1815 an) that es in dieser Hinsicht allen voraus; es kam die Zeit der Spontinischen Spektakelopern mit ihren Balletkünsten und äußeren Schaustellungen, in denen neben den Primadonnen schon — die Elephanten eine große Rolle spielten. Nur das wiener Burgtheater blieb seinen ästhetischen Grundsätzen treu und erreichte unter dem Dramaturgen Schreyvogel (West, — 1814—32) eine hohe Blüthe. Wenn so auf den meisten deutschen Bühnen die Oper und das Ballet immer mehr zur Geltung kamen, so gelangte im Schauspiel fast ausschließlich das in der Technik weit vorausgeschrittene französische Drama wieder zur Herrschaft, und nur erst die Bestrebungen des „jungen Deutschland“, namentlich Karl Gutzkows und Heinrich Laubes, welche die Bühne zu einem Spiegel zeitgenössischer Zustände zu gestalten trachteten, vermochten dem deutschen Drama wieder Eingang und Einfluß zu verschaffen. Die Sucht der Darsteller, ihr Talent durch überraschende Effekte und raffinirte Künsteleien unter Hintenansetzung aller Kunstregeln möglichst glänzen zu lassen und den Geist der Rollen ganz dem Hange ihrer Individualität unterzuordnen, blieb dieselbe.

Da erschien es denn als ein Wort zur rechten Zeit, daß ein freisinniger und geistvoller Mann, der durch die Schule der Schriften Lessings gegangen, Heinrich Theodor Rötscher (1804—1871), die Schauspielkunst in das Gebiet der Kunstphilosophie zog und sie in streng wissenschaftlicher Weise behandelte. In seiner, 1841—46 in drei Theilen erschienenen „Kunst der dramatischen Darstellung“ wies er auf den hohen Werth der künstlerischen Bildung nach ästhetischen Gesetzen hin, „durch welche letztere sich selbst die ursprüngliche Genialität zu läutern habe, während hingegen durch sorgfältige Beachtung derselben auch ein Künstler mit mäßiger Begabung eine bedeutende Kunsthöhe zu erreichen vermöge. So allein könne die ganze Darstellungskunst vor Verwilderung gerettet und zu einem harmonischen Gleichmaße erzogen werden. In welchem Geiste die Versinnlichung der dramatischen Charaktere geschehen solle, suchte Rötscher durch Vorführung einer Reihe

bedeutsamer dichterischer Gestalten darzulegen und so dem denkenden Künstler eine Anzahl von Musterbildern dramatischer Darstellungskunst zu geben. „Es kam überhaupt darauf an," — hat man treffend bemerkt — „einen Grundfönds, ein Kapital kritischer Einsicht niederzulegen, von welchem die einzelnen Talente je nach dem Grade ihrer Begabung die Zinsen ziehen konnten." In demselben Geiste sind seine vorzüglichen „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst" (5 Abtheilungen, 1837—1847) geschrieben, in welchen er mit tiefem Verständniß den Intentionen der Dichter verschiedener Tragödien nachgeht und die leitenden Gedanken in letzteren zu enthüllen strebt. Die gleichfalls von Rötscher herausgegebenen „Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur" vermochten zwar unmittelbar nicht sehr fruchtbringend zu wirken, weil sie zu wenig die Erscheinungen des Tages in der Bühnenwelt berücksichtigten und sich zu oft in gelehrten, rein philosophischen Untersuchungen ergingen. Aber es ist doch dem Einfluß Rötschers zu danken, daß auch die, nur allzuoft nach bloßer Willkür geübte theatralische Tageskritik die künstlerischen Leistungen allmählich nach dem Maßstabe bestimmter Prinzipien zu messen begann, und jeder, der überhaupt heutzutage „unterm Strich" etwas ernsthaftes über schauspielerische Leistungen sagen und nicht in die Reihe bloß journalistischer Charlatane und Gaukler gehören will, wird die Kenntniß der Rötscherschen Schriften ebensowenig entbehren können, wie derjenigen Lessings. Und in der That haben sich alle wirklichen Theaterkritiker von heute an die Reflexionen Rötschers angelehnt.

Hatte Rötscher in seiner „Kunst der dramatischen Gestaltung" gewissermaßen eine Aesthetik der Schauspielkunst geschrieben und solchermaßen die letztere in den Bereich wissenschaftlicher Behandlung gezogen, so fand dieselbe unmittelbar darauf auch ihren Historiker in jenem bedeutenden kenntnißreichen Manne, dessen Porträt diese Nummer der „N. W." bringt und dem diese Zeilen im besonderen gewidmet sein sollen, — in Eduard Devrient, dessen Hauptwerk „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" als die nothwendige Ergänzung zu den Schriften des vorigen angesehen werden darf. (Schluß folgt.)

Angelaufenes Fischerboot bei Ebbe. Unser Bild (Seite 580) führt uns in die venetianischen Lagunen. Im Osten umgeben uns die großen Tümpel der laguna morta, mit purpurner Gluth übergossen, über die sich, von tiefblauen zackigen Schatten umsäumt, lichtgelbe Inseln erheben. Dann kommt ein langer schmaler Streifen Landes, grau und gelbgefleckt und von perlmutterglänzenden Wasseradern durchzogen, das Gestade Cavallino, und hinter diesem, bis zum fernsten Horizont sich ausdehnend, im schwarzen Blau den goldigen Sonnenschein wiederspiegelnd, die weitgedehnte Adria. Im Westen und Norden schimmert die Lagune in rosigem Scheine, durch den sich lichtgrüne Schatten zitternd dahinschlängeln; goldgrüne Inselstreifen glänzen dazwischen, und flammendrothe Segel, mit blauen Schatten verbrämt, schweben über der leuchtenden Fluth. Doch genug der naturtrunkenen Schwärmerei, die sich nur dann zur Wirklichkeit gestaltet, wenn die Sonne dem Bilde ihre strahlenden Farben verleiht. Unser Bild ist aber grau in grau gehalten. Dem Peppino Rossi, einem der kundigsten Fischer von Chioggia, ist das Mißgeschick widerfahren, daß sein Boot zur Ebbezeit angelaufen ist. Aus dieser unfreiwilligen Gefangenschaft kann nur die Fluth Erlösung bringen. Diese wird denn auch in solchen Fällen mit aller Ruhe abgewartet. Die Pause wird zum Scheuern der Barke, zum Ausbessern, Reinigen und Trocknen der Netze benutzt, der Rest der Zeit der Siesta oder dem Morraspiel gewidmet. Die müden Glieder auf der trockenen Sandbank ausgestreckt, empfängt Peppino den Besuch seiner Marietta, die mit dem Cugino Gambuzzi herbeigekommen war, um ihren hungrigen Mann mit Polenta und einem Trunk Wein zu erquicken. Beneidenswerthe Menschen, deren Faulheit mit Genügsamkeit gepaart ist! Sie führen ein elendes, vom Sumpffieber verkürztes Leben in den weitläuftigen Trümmern der ehemaligen Pracht Venedigs. Ist die Zeit der Ebbe vorüber, so wird vielleicht noch über Dorfneuigkeiten ein Weilchen geplaudert, dann treten die Besucher eilig den Heimweg an, um nicht von der Fluth überrascht zu werden. Peppinos Junge besteigt mit leichtem Sprung das Boot, um den Mastbaum wieder einzusetzen, welcher mit den Segeln, um Schatten zu spenden, quer über das Boot gelegt worden war. Bald scheuchen die allmählich ansteigenden Meereswellen auch den alten Peppino aus seiner Behaglichkeit. Das Boot kommt nach und nach wieder in horizontale Lage; endlich schaukelt es sich, es ist „flott" geworden. Eine gute Brise bläht die aufgehißten Segel und fort geht es der hohen See zu auf den Branzinfang. Was die Forelle unter den Süßwasserfischen, bedeutet der Branzino unter den Seefischen; er ist der feinste Fisch des adriatischen Meeres, etwas größer als die Forelle, ähnelt dieser aber in der Form, nur zieren seine weißen Schuppen keine rosigen Flecken. Sein Fleisch ist äußerst zart und wohlschmeckend. An Geschmack nahe kommt dem Branzino der etwas kleinere und flächere Rhombo, so genannt von seiner rhombischen Form. Nach diesen beiden Fischsorten kommt der Qualität nach der freilich viel größere Thunfisch, der aber nur marinirt in Essig und Oel gegessen wird. Man stellt dem Branzin, dessen Fang wegen der blitzschnellen Bewegungen und der Klugheit des Thieres nicht leicht ist, das ganze Jahr nach, nur während der Laichzeit, vom 12. Juni bis 12. Juli, ist sein Fang streng verboten. Zum Branzinfang rüsten sich immer zwei bis drei Boote gemeinschaftlich. Da die Branzine nur in den obersten, bewegtesten Schichten des Meeres ziehen, so werden die Netze so ausgeworfen, daß der obere Rand derselben, welcher an größeren und kleineren Korkklötzchen oder leeren Faßkörbchen befestigt ist, auf der Oberfläche des Meeres schwimmt, während der andere Theil ein bis zwei Klafter tief in wagrechter Richtung schwebt. An der Bewegung der Klötzchen erkennt der erfahrene Fischer, daß Fische im Auzuge sind. Es kommt nun alles darauf an, durch allmähliches und gleichmäßiges Anziehen der Netze der Beute habhaft zu werden. Ungeschicktes Vorgehen kann nach stundenlangem Mühen im letzten Moment die Branzine verscheuchen und alles verderben. Ist der Fang gehoben, so werden die Fische für den Markt sortirt. Leider sind die armen Fischer genöthigt, ihre Beute an Unterhändler für alljährlich festgesetzte Preise abzuliefern, da es sich für den einzelnen nicht lohnt, das Ergebniß seines Fanges nach Triest, Monfalcone, Cervignano, Aquileja, Venedig u. s. w. zu bringen. Die Zwischenhändler stellen dann auf der piazza peschiera (Fischmarkt) einen möglichst hohen Preis, und der arme Fischer verhungert mit seiner Familie. Die Fischer von Chioggia gelten für die verwegensten Seefahrer. Mit ihren kleinen Booten dringen sie bis zu den istrischen und dalmatinischen Gestaden. Jedes Fischerboot ist dem besonderen Schutz eines oder mehrerer Heiligen anvertraut, deren nichts weniger wie künstlerisch ausgeführtes Konterfei auf den durchlöcherten Segeln prangt. In der bereits oben angeführten Arbeitspause vom 12. Juni bis 18. Juli werden große Wallfahrten auf Barken zur Madonna nach der Isola Barbanna unternommen, wobei selbstverständlich auch tüchtig „geopfert" wird. Aber auch nach jeder Meeresfahrt opfern die Fischer von ihrem kärglichen Erlös, wodurch das Kirchenvermögen im Lauf der Jahrhunderte zu einem unglaublichen Umfang angewachsen ist, während das Volk blutarm geblieben ist. Das um den letzten Pfennig betrogene Fischervolk ist äußerst fromm, was diese Leute übrigens nicht hindert, in der Kunst des Fluchens eine gradezu bewunderungswerthe Virtuosität an den Tag zu legen. Es gibt kein zweites Volk auf der Erde, welches so inbrünstig beten, aber auch so mörderlich fluchen könnte, wie die Chiozzoten. Die Fischweiber von Chioggia überbieten hierin noch ihre Männer. In der Kirche wie Büßerinnen hingesunken, küssen sie ohne Unterlaß die Stufen des Altars und die Rahmen der Heiligenbilder; aber im nächsten Augenblick geberden sie sich auf dem Marktplatz wie Megären und fluchen lästerlich. Keine Kirche in den nördlichen Küstenländern der Adria hat ein so bedeutendes Vermögen aufzuweisen, wie die wunderthätige Madonna in Grado bei Chioggia. Zu humanitären Zwecken wird aber dasselbe niemals verwendet, sondern liegt nur da, um zu noch größeren Summen anzuwachsen. Die schlauen Seelenhirten haben ihrer geistig beschränkten Herde das Vorurtheil eingeprägt, daß die ganze sündige Welt nach ihrem Kirchenvermögen fahnde. In jeder Anknüpfung eines regeren Verkehrs mit ihnen glauben sie schon den ersten Schritt zum Raub ihres Vermögens zu erblicken, weisen deshalb oft vortheilhafte Handelsverbindungen zurück und bewachen furchtsam und ängstlich, aber mit hungrigem Magen, ihre reichbeschenkten Kirchen. So erfährt der arme Fischer niemals, wie seine Waare verkauft wird, und der Unterhändler, der mit dem Pfaffen unter einer Decke steckt, bestimmt den Preis, wie es ihm beliebt.

Dr. M. T.

Die ersten Bürger Roms schliefen auf Baumblättern und Thierhäuten. Aus dieser Einfachheit stiegen sie nach und nach bis zu den weichsten Flaumfedern und Matratzen, die aus der kostbarsten miletischen Wolle angefertigt waren. Die Bettgestelle waren aus Citronen-, Cedern- und Ebenholz, auch wohl aus Elfenbein und gediegenem Silber. Hierzu kamen noch mit Gold und Silber durchwirkte Bettdecken. Wahrscheinlich kam dieser Luxus von Rom nach dem eroberten Gallien. Soviel ist gewiß, daß die Sitte, auf Polstern liegend zu essen, von den Römern in diesem Lande eingeführt, aber bald wieder abgeschafft wurden. — Man sieht noch in alten Schlössern Bettgestelle von ungeheurer Größe, in welchen ganze Familien schliefen. Diese Gewohnheit des Zusammenschlafens hat ihren Ursprung aus den Tagen der Ritterzeit. Die Ritter waren gewohnt, ihr Zelt, ihre Tafel, ihr Bett mit ihren Kriegskameraden während des Feldzugs zu theilen; dies thaten sie auch während der Winterquartire. Dann schliefen der Schloßherr, seine Frau und Kinder nebst den Gästen, alle in einem Bett zusammen, oft kamen noch Lieblingsthiere mit zur Gesellschaft, wie Jagdhunde ꝛc. Dr. B.-R.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Gerechtigkeit

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 50. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Der Landsmann schrieb, daß Wüst von Manaos aus mit ihnen längs des mächtigen Madeirastromes noch weiter nach dem Süden, in das nur wenig bekannte Innere des Landes, gedrungen war. Sie machten die Reise stromaufwärts in Kanots, aber je weiter sie vordrangen, desto mühseliger gestaltete sie sich, mit desto größeren Gefahren hatten sie zu kämpfen. Die kriegerischen Indianerstämme verfolgten sie und beunruhigten sie zum öftern, so zwar, daß sie von der Waffe Gebrauch machen mußten, um sie zu verscheuchen. Als sie die unteren Wasserfälle erreicht hatten, zeigte es sich, daß nur die leeren Kanots sie passiren konnten, die Ladung, aus Lebensmitteln und wissenschaftlichen Geräthen bestehend, mußte zu Lande weitergeschafft, sie mußte getragen werden; hierzu gesellte sich die verzehrende, die lähmende Hitze und das Fieber. Es tritt an den meisten Orten hier nur sporadisch auf, aber innerhalb der Stromschnellen, wo sie sich jetzt befanden, ist es häufiger und gefährlicher. Viele erkrankten, sogar die Ruderer, nur Wüst ertrug all' diese Strapazen und dieses Klima ohne Schaden mit bewunderungswürdiger Ausdauer und einer unverwüstlich guten Laune. Er war der Trost seiner Kameraden, er war ihre Vorsehung geworden. Er war auch der einzige, der den Indianern, mit denen man hie und da verkehren mußte, einiges Vertrauen einflößte. Sie schienen den kleinen Mann mit der Brille, dem dahinter so lustige Augen erglänzten, für einen Bevorzugten zu halten, und da er einige Worte ihrer Sprache sich zu eigen gemacht hatte und sie mit Gewandtheit und Glück anzubringen wußte, so wurde er hinfort als Parlamentär verwendet. Es kam vor, daß er mit diesen Söhnen des Waldes oft augenblicklich in ein freundschaftliches Verhältniß trat; man sah ihn mit ihnen lachen und scherzen. Freilich theilte er allerlei Kram, den er in seinen großen Taschen stets bei sich führte und der in glitzernden und blitzenden Herrlichkeiten bestand, mit großer Freigebigkeit unter sie aus. Er hatte wahrscheinlich dafür das Heilmittel der Eingebornen gegen das Fieber eingetauscht: die Caferana, ein bitteres Kraut, mit dem er nun zu kuriren anfing und die besten Wirkungen erzielte. Aber wenn er die einen gesund gemacht hatte, erkrankten die andern, und bald gab es kaum ein Mitglied der Expedition, das nicht das Fieber gehabt hätte oder noch hatte.

Sie waren nach viermonatlicher Fahrt über St. Antonio hinausgekommen, nun aber hätten die Boote über Land, eine Strecke von achthundert Metern, nach dem Oberwasser des Falls gebracht werden müssen; das schien nun allen bei der geringen Mannschaft, überhaupt bei ihrer durch Mühsal und Krankheit hervorgebrachten Herabgekommenheit unmöglich. Der Hauptzweck der Reise, die astronomischen Messungen und geologischen Untersuchungen, war zum großen Theil erreicht, auch hatte man eine Uebersicht der Strömungen und Riffe dieses mächtigen Stromes bekommen, welche bei einer künftigen Durchfahrt zu vermeiden waren; man konnte auf eine Reihe höchst interessanter und wichtiger Entdeckungen — man hatte auch erratische Blöcke gefunden — zurückblicken, und man beschloß daher, umzukehren.

Alle waren hochbefriedigt, als sie die Spitze der Kähne stromabwärts gerichtet sahen. In St. Antonio wieder angekommen, wollte man daselbst eine Woche verweilen, die Kähne ausbessern lassen und einige wissenschaftliche Arbeiten ergänzen, und hierauf ohne Aufenthalt die Rückfahrt nach Borba antreten. Diese würde nur vier Wochen in Anspruch nehmen, und hatten sie erst Borba erreicht, so durfte dies als das Ende ihres Ungemachs und ihrer Entbehrungen angesehen werden, denn von da aus konnten sie die Weiterreise nach Manaos bereits auf einem Dampfer bewerkstelligen.

Die acht Tage der Ruhe in St. Antonio sollten ihnen indeß wohl bekommen, sie waren ihrer nur zu sehr bedürftig; nur Professor Wüst fand dieses Ausruhen nicht nach seinem Geschmack. Der kleine Mann hatte einen unersättlichen Wissensdurst, eine quecksilberne Beweglichkeit, und er meinte, es gäbe da in den Urwäldern das mannichfaltigste Leben, und es bleibe ihm noch so vieles zu beobachten übrig, und so wollte er denn diese Zeit in ausgiebigster Weise für sich ausnützen. Er hatte in St. Antonio einen Kautschuksammler getroffen, einen jungen, kräftigen Mann, den der reichliche Gewinn lockte und über alle Gefahren hinwegsehen ließ. Er war im Begriffe, in diese jungfräulichen Wälder einzudringen, um sie zu verstümmeln, indem er Einschnitte in die Rinde der Bäume machte, um den milchigen Saft, der daraus herausfließt, zu gewinnen, welcher eben das Kautschuk liefert. Sie beschlossen, gemeinschaftlich einen kurzen Streifzug zu unternehmen und auf einem kleinen Seitenarm des Madeira westlich zu fahren, um in diese ungeheure, unerforschte Wildniß zu gelangen, die vor ihnen noch keines Weißen Fuß betreten hatte.

Trotz alles Abrathens von Seiten seiner Kollegen bestand Wüst auf dem einmal gefaßten Entschluß; er versprach jedoch, nicht allzuweit sich zu wagen und er wollte in fünf bis sechs Tagen wieder zurück sein. Er stopfte seine Taschen voll Glaskorallen, Spiegel und Bänder, die er, wie er sagte, den Indianern,

falls er welche träfe, gleich einer Christbescheerung auf die jungen Bäumchen hängen wolle, rüstete ein kleines Rindenkanot aus und sagte allen hierauf mit der heitersten, lachendsten Miene ein Lebewohl.

Die bestimmte Frist war verstrichen und er war noch nicht zurückgekehrt; man gab noch einen, zwei, drei Tage zu, man erwartete ihn mit Unruhe, mit Ungeduld — vergebens. Die Hochwasser kamen und mit ihnen die Malaria, fast alle Mitglieder der Expedition wurden auf's neue vom Fieber erfaßt; man durfte nicht säumen, man mußte schleunigst die Rückkehr antreten, es war unmöglich, länger auf Wüst zu warten; er selbst konnte ja nicht mehr auf ihr Hiersein rechnen, und es war daher immerhin möglich, daß er zu Lande nordwärts gegangen und daß sie ihn am Flußufer weiter unten finden würden.

Man verließ also St. Antonio und fuhr weiter. Man hielt nahe am linksseitigen Ufer, und an einer Stelle, wo ein kleines Flüßchen, aus dem Innern kommend, sich hier mit dem Madeira vereinigte, betrat man das Ufer. Vielleicht traf man auf Eingeborne, bei denen man Erkundigungen einziehen konnte. Man sah niemand, die Gegend schien verlassen. Traurig kehrten sie wieder zu ihren Kanots zurück. Da bemerkte einer der Ruderer, daß nahe dem Ufer ein Gegenstand auf dem Wasser schwamm, der sich vielleicht in das hier befindliche Gestrüpp verwickelt hatte, denn die Wellen trieben ihn nicht weiter, sondern schleuderten ihn immer wieder gegen die Stämme der Bäume an, welche während der Hochfluth hier tief im Wasser standen. Man sah nach, was dies sein könne, und fand zu aller Entsetzen die Leiche eines Mannes. — — Nach genauerer Besichtigung erkannte man den Kautschuksammler, — die Karipuna-Indianer hatten ihn getödtet und in den Fluß geworfen. Allen schien es leider fast gewiß, daß Professor Wüst ein ähnliches Schicksal ereilt und daß der kleine, muthige Mann ein Opfer seines Forschungstriebes geworden war. In Borba wurde dies Begebniß mit allen Details dem dortigen Konsul gemeldet und zugleich eine Summe deponirt, welche, wenn Wüst dennoch am Leben wäre und diesen Ort erreichte, ihm ausgezahlt werden solle, damit er in den Stand gesetzt würde, nach Europa zurückzukehren. Leider hatten Erkundigungen, welche man seither in Borba und auch in Manaos über seine Wiederkehr einzog, ein verneinendes Resultat ergeben. Nichts hatte bisher auf die Spur dieses Unglücklichen geführt; Professor Wüst war und blieb verschollen.

Diese Nachrichten aus England, welche unseren Freunden zukamen, erweckten in ihnen den tiefsten Kummer, den lebhaftesten Schmerz. Für Stefan und Nandl war Wüst ein Vater gewesen, ein Freund, Hans liebte ihn herzlich und die alte Kathrein hielt ihn hoch und theuer. Die übrigen alle hatten ihn verehren gelernt als ihren gemeinsamen Wohlthäter, und nun bangten sie auch alle gemeinsam um sein Schicksal. Sie konnten, sie wollten nicht an seinen Tod glauben, die Kathrein vor allen war der festen Ueberzeugung, der Professor sei viel zu pfiffig, um sich umbringen zu lassen, der mußte ein Mittel gefunden haben, um die Wilden zu versöhnen, aber wenn er nicht getödtet war, so schmachtete er unter diesen wilden Horden in der Gefangenschaft. Stefan besonders war voll unsäglicher Traurigkeit; er suchte die Einsamkeit auf und grübelte darüber nach, wie er es anstellen könnte, um seinem geliebten Professor Hülfe zu verschaffen. Er strengte sein Gehirn vergeblich an. Er hätte über ein bedeutendes Vermögen disponiren müssen, um seinen Wunsch, nach ihm zu forschen, in Ausführung zu bringen. Er hätte eine Expedition ausrüsten und sich an ihre Spitze stellen müssen. Das war unmöglich.

Indeß verbreitete sich in den Blättern die Kunde von Wüsts Abenteuer und seinem wahrscheinlichen Ende und erregte Sensation. Frau Thekla begann bereits, als die einzige nächste Verwandte des Professors, ihre Ansprüche auf dessen Vermögen geltend zu machen; sollte in der That der Tod des Professors konstatirt werden können, so fiel ihr auch das Landhäuschen mit dem dazu gehörigen Grund und Boden zu, und sie würde es den „Pletschenröstern“ vielleicht garnicht oder doch sehr theuer verkauft haben. Es galt also, dieser drohenden Eventualität die Stirn zu bieten, es galt, noch fleißiger zu arbeiten, nach neuen Absatzquellen sich umzuthun, um wenigstens einigermaßen gerüstet zu sein, um diese Forderungen befriedigen zu können, wenn sie thatsächlich gestellt werden sollten.

Und wieder war es Frühling geworden und wieder Sommer; der lange Sepp hatte bereits einen kurzen Sepp aufzuweisen, und immer noch traf keine Nachricht von dem Ersehnten ein. Schon begann man das Schlimmste zu befürchten, da erhielt eines Tages Stefan ein Telegramm, welches ihm meldete, daß in Borba ein Mann eingetroffen sei, welcher lange Zeit unter den Indianern gelebt und vorgeblich Wüst heiße; sobald seine Identität mit dem Professor festgestellt, würde ihn der dortige Konsul mit allem Nöthigen versehen, damit er die Rückreise nach Europa antreten könne.

Diese Nachricht erweckte einen Jubel, eine unsagbare Freude unter den Genossen, und doch zitterten alle bei dem Gedanken, es könne eine Täuschung vorliegen, und jener Mann sei vielleicht ein kecker Betrüger, der auf diese Weise in den Besitz einer ansehnlichen Summe kommen wolle. Stefan wandte sich wieder an die Gesandtschaft, ihre schleunige Intervention für diesen Fall in Anspruch nehmend.

In dem kleinen Häuschen des Professors waren indeß seine Freunde in einer geschäftigen Aufregung, als gälte es, ihn schon morgen zu begrüßen. Der Professor war der einzige Gegenstand der Unterhaltung, sie sprachen unaufhörlich von ihm.

Es war Sonntag. Kathrein und Nandl waren allein im Hause, die letztere fütterte die Thiere in den Aquarien, die erstere stand mit gefalteten Händen dabei und sah durch das offene Fenster auf die reiche, herrlich gepflegte Anpflanzung, die sich bis nahe an den Wald hinzog.

„Was wird er für eine Freude haben,“ sagte Kathrein mit einem behaglichen Schmunzeln, „wenn er nun wiederkommt, der Professor, und sieht, was wir aus dem Stück Erde gemacht haben, und wie der Grund und Boden, den er für nichts geachtet, nun soviel Menschen nährt; und wenn er den Stefan wieder zu sehen kriegt, den er als einen heruntergekommenen Burschen verlassen hat, und der ein Mann geworden ist, gesund und frisch wie nur einer; und was für Augen wird er erst machen, wenn er nach der kleinen Nandl ausspäht und da ein so bildhübsches Dirndl sich ihm präsentiren wird, — ei, der wird gucken! Na, es gucken andere auch, die Buben weit und breit schauen dir nach, Nandl, du kannst mir's glauben; und wenn auch die Alten und die Weibsbilder vor allen dich als eine Hex' verschreien thun, den Buben wär' die Hex' schon recht, wenn sie s' nur kriegen könnten. Ich glaub's, so ein geschicktes Dirndl und so ein resolutes obendrein, wie du bist, gibt's nicht wieder; aber 's ist grad', als ob, seitdem du den Sepp vor einem Jahr so rund abgefertigt hast, sich keiner mehr an dich trauen thät'. Sag' mir Nandl, willst denn wirklich ein' alte Jungfer werden?“

Nandl blickte mit ihren frischen Augen auf, und hatte sie früher nur vor sich hingesummt, so brachte sie die einfache Melodie nun lauter zu Gehör, und Kathrein verstand auch die Worte:

„Zwei schneeweiße Tauberln flieg'n über mein Haus,
Und der Bua, der mir b'schaffen is, bleibt mir nit aus.“

„Na, na,“ meinte Kathrein halb lachend, halb verdrießlich, „er bleibt wohl manchmal aus, wenn man gar zu ausklauberisch ist, und ich denk', du könnt'st immerhin ein klein wengerl zuthunlicher sein, wenigstens gegen den einen oder den andern, der dir halt grad' am besten g'fallen thät', und wenn's zum Beispiel der Toni wär', der vor lauter Verliebtheit ja fast —“

Nandl war nun ganz und garnicht neugierig, was der Toni aus lauter Verliebtheit fast geworden oder werden könnte; sie nahm rasch den Wassereimer auf, den sie zur Füllung der Aquarien benutzt hatte, und lief damit hinaus, ohne abzuwarten, bis die Kathrein ihren Satz vollendet hatte.

„So macht sie's immer,“ brummte diese, „sie will nichts hören.“

Ja, die Nandl wollte von den Heirathsplänen der Kathrein durchaus nichts wissen. Sie hatte ihre eigenen Pläne, sie hatte seit langem ihren Auserwählten, und sie liebte den einen so tief, so wahr und treu, daß ihr kein Sinn und kein Gedanke für einen andern blieb. Freilich, er hatte ihr noch immer nicht gesagt, daß er sie wiederliebe und daß er die andre vergessen habe, aber einmal, einmal mußte es doch so kommen, Nandl hoffte es, sie hoffte alles von der Zeit.

Aber die Zeit verging und Stefan that nichts, um diese Erwartungen zu rechtfertigen, im Gegentheil, er zeigte sich ihr gegenüber gar oft verlegen, und es war ihr, als überkäme ihn heiße Unruhe an ihrer Seite und ein Gefühl des Unbehagens. Er schien selbst darunter zu leiden. Es kam ihr wohl manchmal in den Sinn, daß dies Zurückziehen, dies häufige Erröthen und Erblassen in ihrer Nähe nicht als Gleichgiltigkeit gedeutet werden könne, ja, oft glaubte sie einen Blick zu überraschen, der in heißer Sehnsucht an ihr hing, — aber, wenn er sie liebte, was in aller

Welt, dachte sie, könnte ihn dann hindern, es ihr zu sagen? Es mußte doch nicht so sein, sie glaubte, dies alles zu sehen und legte es so aus, weil sie es wünschte, — und hatte sie sich nicht schon einmal getäuscht? Glaubte sie nicht schon einmal, Anspruch auf seine Liebe zu haben, und hatte er ihr nicht selbst gezeigt, daß sie sich geirrt, und hatte er sie nicht zurückgestoßen? Damals war sie ein Kind gewesen, jetzt war sie voll stolzer Weiblichkeit, — nein, sie konnte ihm nicht entgegenkommen, sie durfte es nicht, er mußte das wissen, er mußte das fühlen. Das arme Kind, es hatte keine Ahnung, was in dem Herzen des Mannes vorging, welche tiefinnerlichen Gründe ihn abhielten, ihr zu sagen, daß er sie mehr und heißer liebe, als er jemals Valerie geliebt hatte. So standen diese zwei Menschen sich gegenüber, in gegenseitiger inniger Neigung, beide voll Sehnsucht und Begehren und doch so weit getrennt durch ein starkes Gefühl der Scham.

Vor einiger Zeit, als Hans seinem Freunde die Nachricht von der bevorstehenden Vermählung seines Bruders mit Valerie mit zarter Schonung mitgetheilt hatte, hatte dieser gelächelt.

„Ich sehe, du glaubst mich noch nicht geheilt," sagte er mit einem fast muntern Ton, „nun denn, empfange die beruhigende Gewißheit, daß ich es bin, und zwar vollständig. Ich sehe jetzt ein, daß Valerie die vernünftigere von uns beiden war. Niemals hätten wir glücklich werden können, selbst wenn Valerie mit unwandelbarer Treue an mir gehangen hätte, selbst wenn ich nicht ein Krüppel geworden. Alles trennt uns, unsere Anschauungen, unsere Gewohnheiten. Ich meine, es ist nicht wahr, daß das Weib sich stets dem Manne anbequemen kann, früh oder spät treten doch ihre anerzogenen Grundsätze, ihr Temperament störend und entzweiend in ihr Zusammensein. Du wirst Valerie schreiben, sage ihr meinen wärmsten Glückwunsch."

„Willst du das nicht selbst thun?"

„Nein."

Damit war jede Erörterung über diesen Gegenstand abgebrochen. Nandl erfuhr diese Neuigkeit durch Hans; — sie beobachtete Stefan hierauf verstohlen, sie wollte wissen, welchen Eindruck dieselbe auf ihn hervorgebracht, — sie erwartete eine Aenderung in dem Benehmen gegen sie. Er blieb, wie er gewesen, er sprach mit ihr nicht einmal davon, aber sie glaubte zu bemerken, daß seine Stirn freier und seine Augen fröhlicher wurden. Oder bewirkte dies die seither eingetroffene Nachricht von dem Wiederauftauchen Professor Wüsts, die ihn so glücklich beeinflußte?

Es war September geworden, genau zwei Jahre, seit sie gemeinsam arbeiteten, als von Wien aus eine bedeutende, ausschlaggebende Bestellung bei derselben gemacht wurde. Stefan, der, nimmer müde, immer neue Zweige für ihre Industrie erfand, hatte versucht, von seinem Sinn für malerische Effekte inspirirt, eine Partie großer Getreidearten, hoher Gräser, Schilf, nebst einigen Blattpflanzen mittels Chlor zu trocknen, sodaß sie all' die feinen Nüancen der Farbe und die ursprüngliche Form bewahrten, und er fand, daß sie sich vortrefflich zur Zimmerdekoration eigneten.

Man konnte in der That kaum etwas Malerischeres sich denken, als diese in ihrer Zeichnung so feinen, eleganten, in der Form so wunderbar zarten und schmiegsamen Gräser in Vasen, über Bildern, an den Wänden selbst emblemenartig arrangirt zu sehen. Vor längerer Zeit schon hatte er Proben davon an einen wiener Handelsgärtner geschickt, aber diese wirklich sinnreiche Idee schien nicht sogleich Eingang gefunden zu haben. Es war wohl ein Architekt, ein Maler, der diese neue und schöne Dekoration zuerst zu verwenden wußte und sie in die Mode brachte. Kurz, man chrieb jetzt, daß sie Beifall gefunden und bereits vielfach begehrt werde. Der Gärtner wollte gern den verlangten Preis bezahlen, und er machte eine so namhafte Bestellung, daß sich dabei ein Gewinn von mehr als zweihundert Gulden ergab. Die kleine Kompagnie war außer sich vor Entzücken. An jeden Theilnehmer konnte in diesem Jahre ein ansehnlicher Reingewinn ausbezahlt werden; sie durfte aber außerdem dies Ereigniß als eine neue, ehrenvolle Errungenschaft, als eine Gewähr ihres geschäftlichen Aufschwunges, — sie durften es als einen Sieg betrachten und Stefan als den Feldherrn, der ihn errungen hatte. Alle drückten ihm dankbar die Hand, alle wollten ihm ein besonderes Verdienst zuschreiben, aber er wies es entschieden zurück.

„Ihr arbeitet für mich, wie ich für euch," sagte er, „es bleibt immer dasselbe. Jeder von uns trägt, ohne daß er es vielleicht weiß, nicht allein durch seine Arbeit, auch durch sein moralisches Verhalten, durch seine Tüchtigkeit, durch seine Mäßigkeit und Verträglichkeit zum Wohle des Ganzen bei, es läßt sich ja garnicht bestimmen, es läßt sich nicht mehr trennen, was hier der einzelne thut, wir wirken stets als ein Ganzes. Aber auch ich nenne diesen neuesten Erfolg einen Sieg, und wir wollen ihn feiern, wohl mit mehr Berechtigung, meine ich, als man oft einen militärischen Sieg gefeiert hat. Ich bin dafür, daß wir ein brüderliches Gastmahl veranstalten; hier an demselben Ort, wo wir gearbeitet haben, wollen wir uns auch erquicken und erfreuen. Der Sepp ist der einzige von uns, der Familie hat, aber die müßte vollzählig dabei erscheinen. Nun sprecht eure Meinung aus, meine Freunde, — was sagt ihr? Was sagen Nandl und Kathrein? Seid ihr damit einverstanden?"

Diese Idee traf auf keine Opposition, sie fand die allgemeinste und fröhlichste Zustimmung, und sogleich wurde das Fest für den nächsten Sonntag festgesetzt. Kathrein wurde die Besorgung des Mahles übertragen, und von den übrigen wollte sich jeder nach seiner Weise um diese Feier verdient machen.

Am Sonnabend schon wurde im Hofraume unter den Kastanien ein langer Tisch aufgeschlagen und aus gutgehobelten Brettern wurden die Bänke zurechtgemacht. Reisig und Blätter wurden herbeigebracht, aus der Küche drang der Duft von Gebratenem und Gebackenem heraus, und so war alles schon in fröhlicher Geschäftigkeit mit den Vorbereitungen für morgen beschäftigt. „Morgen, morgen!" war das geflügelte Wort, das von Mund zu Mund ging. Die fröhlichste Erwartung zeigte sich dabei in allen Mienen, man konnte es jedem ansehen, wie unbändig er sich auf dieses Fest freute, das sie sich untereinander geben wollten.

Die Sonne neigte sich hinter dem Hause herab, in dem Hofraume war es schattig geworden. Er war sorgfältig gekehrt und alles Geräth, das sonst hier herumlag, daraus entfernt worden. Topfgewächse waren hier aufgestellt, und Sepp und Anton waren nun beschäftigt, Reisigguirlanden, welche Nandl mit flinken Händen zusammengeflochten, von einem Baum zum andern zu ziehen. Sepp trat alle Augenblicke von der Arbeit zurück, um, was sonst niemals seine Gewohnheit war, sich den Effekt von der Ferne anzusehen.

Diesmal galt es eben, sich zu zeigen. Es war das erstemal, daß die Assoziation Gäste geladen, daß sie, sozusagen, öffentlich auftrat. Sepp war sehr kritisch gestimmt, er fühlte sich besonders dabei interessirt. Sein Schwiegervater, seine Schwäger und Schwägerinnen waren geladen worden, auch der Lehrer aus Seekirchen und ein gewesener Kriegskamerad sollten kommen, — all' diesen gegenüber sollte sich die Genossenschaft würdig repräsentiren. Anton stand auf der Leiter und Nandl reichte ihm eine soeben fertig gewordene Guirlande hinauf.

Stefan trat jetzt aus dem Hause. Sein rascher Blick überflog die Gruppe der im Hofe Beschäftigten, und als er den glücklichen Eifer sah, der da waltete, und wie alle einmüthig zusammenwirkten, um alles zum Feste zu schmücken, da trat auf seine Lippen ein Lächeln der Freude, der stolzesten Befriedigung.

(Fortsetzung folgt.)

Schlechte Rechner.

Kulturhistorische Skizze von **M. Wittich.**

Wenn man einmal die Zahlengrößen, mit welchen die Gegenwart häufig rechnet, sich klar zu machen gesucht hat, wenn man gelesen hat, wie lange seinerzeit eine Unzahl von Beamten damit befaßt war, die 5 milliarden Francs abzuzählen, welche seinerzeit die Franzosen an uns zu bezahlen hatten, so kann einen schon ein gelindes Gruseln anwandeln. Und nicht gering ist der Respekt, welchen uns in Leipzig ein Professor der Mathematik und Astronomie einflößte, als wir lernbegierig zu seinen Füßen saßen und staunend Zeuge waren, mit welcher Geschwindigkeit und Sicherheit er zwölfstellige Dezimalbrüche im Kopfe miteinander multiplizirte und in außerordentlich kurzer Frist das Resultat an die Wandtafel anschrieb. Die moderne Mathematik operirt mit den

Begriffen Null und Unendlich in einer Weise, daß dem Laien wohl dabei die Haare zu Berge steigen können. Um aber eine Anschauung zu gewinnen, welche gewaltigen Fortschritte diese abstrakteste und zugleich exakteste aller Wissenschaften im Laufe der Zeiten gemacht hat, muß man einmal einen Blick auf die ersten Anfänge aller Rechenkunst werfen, auf das einfache Zählen.

Bei uns Europäern können wir nun freilich diese ersten Stadien der Rechenkunst in ihrer waldursprünglichen Einfachheit und kindlichen Hülflosigkeit nicht beobachten, wohl aber bei einer Reihe noch ziemlich im Naturzustand befindlichen sogenannten wilden Völkern, die für die ersten Stadien auch unserer Urzeit interessante, lichtgebende Aehnlichkeitsschlüsse ermöglichen.

Genaue Bestimmung einer oft gradezu lächerlich kleinen Menge von Gegenständen verursacht manchen Naturvölkern eine für unsere Begriffe ungeheuer große Geistesarbeit und entsetzliche Pein. Die Redensart, welche man bei uns braucht, um einem einen großen Mangel an Scharfsinn zur Last zu legen: „Der kann nicht bis drei zählen!" wird hier in einzelnen Fällen zur vollen Wahrheit.

Die Löwenbr

Die Reisenden Spix und Martius berichten von den Brasilianern, sie zählten gemeiniglich nur nach den Gelenken der Finger, also nur bis drei. In gewissen australischen Dialekten wird die Zahl drei erst durch Zusammensetzung von den beiden Zahlwörtern eins und zwei gewonnen; wie wir also *dreizehn* bilden, so bildet das Jalekumban, ein solcher Dialekt: zweieins, was = 3 ist. Ebenso das Aiawon und der Dialekt von Wellington. Das Kamilroi hat Zahlwörter für die Zahlbegriffe eins, zwei und drei, und bildet davon weiter zweizwei = 4, zweidrei = 5, dreidrei = 6. — Der Dichter Chamisso berichtet in der Beschreibung seiner Reise um die Welt über die Neuholländer, daß einige Völkerschaften, mit denen sie verkehrten, nicht über 4 zu zählen vermochten, und daß 4 und 5 für sie zusammenzufließen schienen.

Wenn wir in verschiedenen alten Sprachen, z. B. im Griechischen, die Reste einer besonderen Wortform finden, welche die

ohne weiteres möglich und verursachte verschiedenen Völkern kein geringes Kopfzerbrechen. Dagegen erschien es den Fidschi-Insulanern leichter und als ein willkommenes Auskunftsmittel, lieber gleich ganz neue Wörter zu bilden: a buru heißt bei ihnen 10 Kokosnüsse, a koro = 100 und a selaw = 1000 Kokosnüsse; a uduudu = 10 Lanoes, a bola = 10 Fische.

Den Neuholländern gegenüber ist die Benutzung der Finger einer Hand zum Fünfzählen und zur Bildung eines Zahlworts für 5 schon als ein ungeheurer Kulturfortschritt zu betrachten. Auf ein solches Fünfersystem geht auch ein griechisches Wort zurück, das in dem unter Homers Namen gehenden Heldengedichte „Odyssee“ vorkommt; es heißt pempazein und wird von einer Meergottheit, dem Meergreis Nereus gebraucht, der seine Seehundsheerde „abfünfert“, d. i. nach Fünfern zusammenzählt, um zu sehen, ob alle da sind. Belegt ist diese Zählmethode nach dem Sprachforscher Pott nur innerhalb Asiens und auch da nur im äußersten Nordosten, wo bereits sprachliche Uebergänge nach Amerika vorzublicken beginnen; in Europa ist dafür gar kein Beispiel bekannt. Ganz heimisch und sehr verbreitet ist dieses Abfünfern in Afrika.

(Seite 602.

Zweizahl ausdrückt, wenn gewisse arabische Formen der Mehrzahl für eine Anzahl von 2—9 gebraucht werden, so scheint sich daraus zu ergeben, daß die Zahlwortbildung erst ziemlich spät erfolgt und ein schweres Stück Arbeit für die betreffenden Völker gewesen sein mag. Auch schon das Zahlwort oder eine zahlbedeutende Endung (die ja ursprünglich allemal ein eigenes Wort gewesen ist) mit jedem beliebigen Wort zu verbinden, war nicht

Selten sind die Fälle, wo die durch die Fingerzahl beider Hände ziemlich nahegelegte Zehnzahl nur durch fünffünf ausgedrückt wird, wie auf der Insel Jana, welche zu den neuen Hebriden gehört, auf welche Hans Blum seiner Zeit die Sozialisten Deutschlands deportiren wollte. Oft existirt eine besondere Zahl für 10 bereits, während solche für 6, 7, 8, 9 noch nicht vorhanden sind. Oft heißt 10 ganz deutlich zwei Hände und

5 eine Hand. Die oben festgestellte Lücke zwischen fünf und zehn wird nun bald durch Subtraktion von 10 rückwärts, bald durch Addition zu 5 vorwärts ausgefüllt; so ist bei den Willamet 6 = vier weniger als zehn, anderwärts, was einfacher ist, fünf und eins.

Wurden nun einmal die 10 Finger zum Zählen benutzt, so war auch die Zuziehung der Zehen nahegelegt, besonders bei Völkern, die noch nicht, wie wir, die Gewohnheit hatten, den Fuß durch ungefüg einzwängende Bekleidung in Unbehülflichkeit zu erhalten, sondern bei denen die große Zehe noch einer daumenähnlichen Entgegensetzung fähig und ihre Brauchbarkeit zu allerlei Hantirungen noch nicht ganz verloren war, kurz, wo der Fuß seine Eigenschaft als Greifer noch bewahrt hatte. Waitz in seinem Werke über Naturvölker berichtet eine solche handähnliche Geschicklichkeit der Füße von verschiedenen Negerstämmen; die Neuholländer führen ihre Speere, um sie weniger sichtbar zu machen, mit den Zehen am Boden fort, die Indianer in Yukatan und am Orinoko heben mit den Zehen Geldstücke auf, ja werfen ganz geschickt mit dem Fuß.

Ein modernes Kulturvolk, die Japanesen, haben deshalb so erstaunliche Equilibristen oder Gaukler und „Kunststückemacher", weil sie so außerordentliche Sicherheit und Beweglichkeit im Gebrauche der Zehen besitzen, auch an ihrer Fußbekleidung, die unseren Fausthandschuhen ähnlich ist, für die große Zehe einen eigenen „Däumling" haben.

Von den Grönländern berichtet Cranz: „Ihre Numeration geht nicht weit, und bei ihnen trifft das Sprüchwort zu, daß sie kaum fünf zählen können, weil sie nach den fünf Fingern rechnen und hernach die Zehen an den Füßen zuhülfe nehmen und so mit Mühe zwanzig herausbringen. Sie zählen attausek = 1, arlaek = 2, pinguak = 3, sissamat = 4, tellimat = 5, dann fangen sie bei der anderen Hand an, zeigen zugleich mit den Fingern und nennen 6 = arbennek; die übrigen Zahlen bis 10 heißen wie 2, 3, 4, 5. Arkanget heißt 11, arbarsanget = 16 und diese Zehner zählen sie nach den Zehen. So drücken sie sich bis 21 aus. Statt 20 sagen sie auch wol = ein Mensch, d. h. alle Finger an Händen und Füßen, und zählen hernach soviel Finger zu, als über die Zahl 20 ist. Folglich sagen sie statt 100: 5 Menschen. Die meisten sagen, wenn's über 20 geht: es ist unzählig!"

An dieses Zwanzigersystem erinnert in dem ganz modernen Französisch noch der Ausdruck für 80 = quatre-vingts, d. i. vier Zwanziger, eine Ausdrucksweise, die im älteren Französisch auch viel ausgedehnter war.

Dazu kommen noch die entsprechenden, sehr naheliegenden Gesten; Dobritzhofer, ein anderer Reisender, erzählt, daß die Abigonen, ein Indianerstamm, nur die entsprechende Anzahl Finger aufheben, um eine Zahl anzuzeigen, und dazu sagen: „soviel sind es!" Gilj bemerkt, daß die Indianer im allgemeinen ihre Zahlwörter stets mit Geberden begleiten. „Niemals sagen sie 5, ohne eine Hand zu zeigen, oder 10, ohne beide auszustrecken, oder 20, ohne die Finger der Hände zu zeigen, die gegen die Zehen ausgestreckt sind." Auch die Art der Zahlengeberden ist verschieden. „Die Ottomaken," berichtet unsere Quelle weiter, „verbinden, um 3 zu sagen, den Daumen, den Zeigefinger und den Mittelfinger und halten die anderen Finger niedrig. Die Tamanaken am Orinoko zeigen den kleinen, den Gold- und den Mittelfinger und halten die beiden anderen zurück. Die Maipuren endlich erheben den Zeige-, den Mittel- und den Goldfinger und verbergen die beiden anderen." Demgemäß sind auch die Zahlwörter gebildet. Für fünf sagen die Tamanaken: ganze Hand, für 6: eins der anderen Hand, für 10: die beiden Hände, für 11: eins am Fuße, für 15: ganzer Fuß, für 16: eins am anderen Fuße, für 20: ein Mann, für 21: eins an den Händen des anderen Mannes, für 40: zwei Männer. Ebenso zählen die Aruaken und andere mit den Tamaraken verwandte Stämme. Das nimmt nicht wunder; wol aber ist es merkwürdig, daß dieselbe Zählweise im ozeanischen Gebiet, nämlich auf Mare, einer der Loyalty-Inseln, 60 engl. Meilen von Neukaledonien, gefunden wird, wie Martius lehrt. Wie kam sie dahin? Ist dies ein Beweis für eine frühere Zusammengehörigkeit dieser Völker oder gar für das einstige Vorhandensein eines zwischen diesen beiden Punkten sich ausdehnenden, diese mit einschließenden, zusammenhängenden Festlandes?

Sprachlich ist übrigens zu bemerken, daß auch im Lateinischen Zehe und Finger mit einem und demselben Worte — digitus — ausgedrückt werden, wie auch im Französischen doigt für beide gilt.

Ueber die Zählfaulheit der Abiponen berichtet der schon oben zitirte Dobritzhofer, daß, wenn ihrer etliche wilde Pferde gefangen haben und heimkehren, so fragt kein Abiponer die Ankömmlinge: wieviel Pferde habt ihr mitgebracht? sondern: wieviel Raum nehmen die Pferde ein? Worauf jene antworten: Wenn wir sie alle in eine Reihe stellen, so reicht diese Reihe von hier bis dort! und dabei geben sie eine entsprechende Entfernung an. Daraus machen die Frager einen Schluß auf die Menge; die bestimmte Zahl wissen beide nicht. Das Zählen ist ihnen gründlich langweilig, und wenn eine Menge über 3 geht, so sagen sie Pop! d. i. viele oder unzählige! Ebenso schrieen die Bewohner eines Fleckens, als 10 Mann Soldaten einrückten, es kämen „überaus viele" Leute! Die Missionäre fanden in der Sprache dieser Abiponen nur eine Ordnungszahl = der erste, vor; der zweite, dritte u. s. w. läßt sich in dieser Sprache nicht ausdrücken. Da trugen sie die 10 Gebote auf folgende Art vor. Das erste Gebot konnte benannt werden, vor jedes der folgenden Gebote setzten sie die Worte cat lahana, d. i. und wieder ein anderes; dazu gab es noch ein Wort für „der vorhergehende" und für „der nachfolgende".

Ueber die Quarani theilt unsere Quelle mit, daß auch sie, wie die Abiponen, wenn eine Zahl über 4 sei, flugs, wenn man sie darnach fragt, antworten: Unzählige! Weiter erzählt der fromme Herr: „Da aber das Zählen sowol im gemeinen Leben von vielfältigem Nutzen, im Beichtstuhl aber, um eine vollständige Beichte abzulegen, schlechterdings unentbehrlich ist (?), so wurden die Indianer bei dem öffentlichen katechetischen Unterricht täglich auf spanisch zählen gelehrt. An Sonntagen pflegte das ganze Volk mit lauter Stimme von 1 bis 1000 spanisch zu zählen. Allein wir wuschen an einem Mohren. Die meisten lernten eher die Musik, die Malerei und Bildhauerei, als die Zahlenlehre: denn wenn sie gleich alle Zahlen auf spanisch aussprechen können, so irren sie sich doch leicht im Zählen, sodaß man ihnen hierin nur sehr selten trauen darf."

Die Kaffernstämme von Betschuan und Koossa, die heute durch den Krieg der Engländer mit ihnen und die begleitenden Ereignisse in aller Mund sind, dürfen auch nicht als große Mathematiker vor dem Herrn gelten. Selten nennen sie bei der bekannten Fingergeste das entsprechende Zahlwort, viele von ihnen wissen die Wortbezeichnung gar nicht; van der Kemp konnte trotz einem langen Aufenthalt unter ihnen nicht den Namen für die Zahl 8 erfahren und Lichtenstein ging es ebenso mit den Zahlwörtern für 5 und 9. Auch hier ist das Fingerzählen*) in die Zahlwörter deutlich übergegangen; 5 heißt die ganze Hand, 6: nimm den Daumen (der anderen Hand) mit; 7: lecken, d. h. soviel wie der Leckfinger, der Zeigefinger; 8: der große oder laß zwei Finger zurück; 9: laß einen Finger zurück!

Schrumpf fand bei den Bassuto dieselbe Zählmanier, nur fügt er seiner Schilderung noch hinzu, daß ein zweiter Mann nöthig sei, wenn es mehrere Zehner, und ein dritter Helfershelfer aufgeboten werden müsse, wenn es mehr als hundert zu zählen gelte!

Daß die Zählgeberde meist von der linken Hand anhebt, hat seinen Grund wol darin, daß man, um sich ja nicht zu verrechnen oder dem schwachen Zahlengedächtniß allzuviel zuzumuthen, mit dem Zeigefinger der rechten Hand die abgezählten Finger der linken Hand berührte.

Das ist ein Stück ältester Mathematik! Behalten haben wir heute noch von jener Fingerzählung das ganze Dezimalsystem. Wir hätten ja ebensogut 8 oder 12 zugrunde legen können, und dann hätte es statt Zehnern eben Achter oder Zwölfer gegeben und es wären acht oder 12 Zählzeichen, d. h. 0—9 oder 0—11 nöthig gewesen, und die 9 in dem einen, die 13 in dem anderen Falle wäre zweistellige Zahl geworden! Schreiber dieses erinnert sich noch, daß während seiner Schuljahre einmal ein Mathematik-Reformator mit seinem sog. Sechser-System viel Lärm machte, bei dem sechs zugrunde gelegt und 7 zu einer zweistelligen Zahl erhöht wurde. Es wurden viele Vortheile hervorgehoben, von denen ihm damals keiner sehr annehmbar vorgekommen sein muß,

*) Die Hände halten sie dabei mit den Handtellern nach unten und beginnen vom kleinen Finger meist der linken Hand, bei dem kleinen Finger der rechten Hand, den die 10 trifft, beginnen sie wieder mit 11, sodaß den kleinen Finger der linken Hand nun wieder die 20 trifft u. s. w.

denn er weiß sich heute keines einzigen mehr zu erinnern. Außerdem ist er auch nicht Mathematiker genug, um das nachzuprüfen, ja, er gesteht, ohne der Mathematik etwas übles nachsagen zu wollen, daß diese stolze Dame nicht seine Göttin ist, und daß ihn die bei Reiseschriftstellern und Sprachforschern aufgestoßenen Thatsachen und Beispiele von schlechten Rechnern mit einer Art von befriedigender Genugthuung erfüllt haben, da er bei seinen nicht eben staunenerregenden mathemathischen Talenten nun doch an sich selbst den schlagenden Beweis führen kann, wie herrlich weit „wir anderen" es doch gebracht!

Der Uglei-See.

Erzählung von W. H. (Fortsetzung.)

„Liebes Mütterchen," sagte nach einigen Tagen Amanda, „ich habe dir etwas sehr, sehr Wichtiges mitzutheilen."

„Nun?" fragte neugierig Madame Hausburger.

„Ich habe mich verliebt, recht gründlich verliebt, liebes Mütterchen, — hast du es denn nicht gemerkt? Ich juble und singe ja den ganzen Tag. Und das beste an alledem ist: ich werde wiedergeliebt."

„Also endlich bist du vernünftig geworden, liebes Kind, da wird Doktor Wernheim sich freuen. O ja, — schüttele nur nicht dein Köpfchen, er wird sich sehr freuen, daß du endlich seinen Werth erkannt hast."

„Aber, Mütterchen, ich rede ja nicht von Doktor Wernheim, den ich, ein- für allemal sei es gesagt, garnicht und nimmermehr leiden kann; ich rede von Herrn Emil Reichelt, unserem lieben Gaste."

„Kind, Kind, was soll das heißen? Du, eine geborne Hausburger, willst dich mit einem armen Dorfschullehrer verheirathen? Das ist ja unmöglich, das dulde ich nicht."

Und die kleine, dicke Frau, der das gedehnte „Oh — ja" so hübsch stand, wurde ordentlich hitzig bei dem Verfechten ihrer Standesehre. Doch nutzte das bei dem eigensinnigen Töchterchen gar wenig.

„Du redest immer nur zu Gunsten deines langweiligen Vetters, liebes Mütterchen, den ich nicht einmal auf einer Landpartie zum Träger meines Umschlagetuches brauchen kann. Da ist doch Herr Reichelt ein ganz anderer Mann; derselbe hat viel vornehmere Manieren, Mütterchen, als dein abscheulicher Vetter, der Doktor. Und wenn du von dem noch einmal sprichst und wenn du zu meiner Liebe zu Emil Reichelt nicht Ja und Amen sagst, so gehe ich zum Papa, der unsern Gast sehr leiden kann — er lobt ihn alle Tage —, und dann, ja dann — — wenn du, Mütterchen, nicht sofort Ja sagst, dann weine ich und höre nicht auf zu weinen, bis du Ja gesagt hast."

Mit diesen Worten schlang das verwöhnte Töchterchen ihre Arme um die liebe Mama und fing wirklich zu weinen an.

Das aber war zuviel für die gute Frau Hausburger, die überhaupt keine Thränen sehen konnte und erst recht nicht die Thränen ihrer vergötterten Amanda.

„Aber um Himmelswillen, Kind, höre auf zu weinen, ich sterbe ja, wenn ich das sehe. Alles sollst du haben und noch den Schullehrer dazu, — oh — ja!" — Und ganz erschöpft sank die gute Frau in ihren Sessel zurück.

„Liebes, liebes Mütterchen, wie bist du gut!" rief Amanda und überhäufte die glückliche, kleine Frau mit Schmeicheleien und Küssen.

Frau Hausburger war es schon zufrieden, daß sie einen andern Schwiegersohn bekam, ihr Vetter würde sich schon trösten, und das Glück der Tochter ging ihr über alles.

„Und nun zum Papa!" rief Amanda. „Der wird sich freuen, wenn ich ihm meinen Entschluß mittheile. Er schätzt meinen Emil so hoch, er hat ihn ordentlich lieb, daß ich fast eifersüchtig auf den Papa werde."

Senator Hausburger war in bester Laune; er war vor kurzer Zeit mit seinem jungen Freunde nachhause gekommen und rief seinem eintretenden Töchterchen zu:

„Höre, Amanda, dieser Reichelt ist doch ein ausgezeichneter Mensch! Für einen Dorfschullehrer sind seine Kenntnisse gradezu staunenerregend, dabei seine Bescheidenheit, seine liebenswürdigen Manieren. Ich habe ihm heute angetragen, daß er sich doch um die erledigte Stelle an der hiesigen Bürgerschule bewerben solle, doch schlug er leider das Anerbieten aus, weil er in seinem lieben Dörfchen am Uglei-See sich wohler fühle. Ich bin auch nicht weiter in ihn gedrungen, da ich die Gründe nicht kenne, die ihn in dortiger Gegend festhalten."

„Aber, Papachen, da hättest du nicht nachlassen sollen; wie schön wäre es gewesen, wenn Herr Reichelt jetzt schon immer bei uns hätte bleiben können. Die Mama ist ganz damit einverstanden, daß ich unsern Gast und deinen Liebling heirathe."

Der Senator sprang äußerst erregt auf; er war ganz bleich geworden. „Wovon sprichst du, Amanda?" fragte er ernst mit verstörter Miene.

„Nun, was ist dir denn? Ich liebe Emil Reichelt, er liebt mich, — die Mama hat ihren Segen schon gegeben, du gibst ihn auch und wir heirathen uns, liebes Papachen!" Amanda umschlang ihren Vater mit beiden Armen und blickte ihn zärtlich an.

Der Alte hatte sich wieder etwas erholt und fragte forschend: „Bist du denn so ganz sicher, daß dich Herr Reichelt liebt?"

„O, gewiß, Papa, da solltest du einmal seine Augen sehen, wenn er mich anblickt, — dies Feuer, diese unnennbare Liebe, die aus denselben sprühen! Und dann hat er auch gesagt, daß er liebe, und daß er, wenn seine Wünsche nicht in Erfüllung gingen, nach Amerika auswandere. Ich habe ihn natürlich sofort getröstet; — er meinte, die Eltern seien dagegen; doch beruhigte ich ihn, und werde es ihm auch heute noch mittheilen, daß du und die liebe Mama nichts gegen die Verbindung einzuwenden hätten."

Inzwischen war Herr Hausburger ruhiger geworden. „Du versprichst mir, Amanda, mit Herr Reichelt über den Gegenstand vorab nicht zu sprechen; für ein Mädchen ist die Angelegenheit doch allzu delikat; du hast mich immer noch nicht überzeugt, daß Emil dich auch wirklich liebt. Ueberlaß es mir, mein liebes Töchterchen," fuhr der Alte mit weicher Stimme fort, „die Sache zu regeln; ich werde nur dein Interesse im Auge haben."

„Gewiß, Papachen, wenn du mir das versprichst, so werde ich mit Emil über den Gegenstand nicht sprechen; aber in drei Tagen muß ich von dir Antwort haben, ich halte es sonst nicht aus."

* * *

Senator Hausburger schien große Sorge zu haben. Der sonst immer freundliche Mann war gar unwirsch geworden, er sprach in ärgerlichem Tone zu seinen Kommis, er gab mit barscher Stimme Befehle im Lagerhause, sodaß sich die Leute verwundert ansahen.

„Da muß etwas besonderes los sein," flüsterte der Buchhalter dem Kassirer zu, „ich glaube, ich hab's, der verhungerte Schulmeister, der das Glück hatte, unsere Herrschaften aus der Gefahr zu retten, möchte zum Dank die Hand der einzigen Tochter haben; unser Prinzipal, der ein gar weiches Herz hat, will nun den Herrn Reichelt nicht vor den Kopf stoßen, und macht deshalb seinem Aerger uns gegenüber Luft. Es ist aber auch eine Unverschämtheit von dem Menschen, eine so reiche Erbin freien zu wollen. Aber, was sehe ich, da geht ja unser Prinzipal mit demselben in freundlicher Unterhaltung, — sogar Arm in Arm dort auf der Allee."

Das ganze Personal bis zum jüngsten Lehrling stürzte auf die letzten laut gesprochenen Worte des Buchhalters an die Fenster und gab seiner Verwunderung in den verschiedensten Lauten und Geberden Ausdruck.

„Da gibt's bald Hochzeit," sagte der Kassirer, „wenn's nur ein respektablerer Mensch wäre, der unser Fräulein heimführte."

„Ach ja," seufzte der lange, schmächtige Buchhalter, der trotz seiner zweiundvierzig Jahre noch nicht verheirathet war, „wenn es nur ein respektablerer Mensch wäre," und er schaute dabei schmachtend in den neben seinem Pulte hängenden Spiegel.

Das Komptoirpersonal hatte sich bald beruhigt — die Lehrlinge aber freuten sich schon auf die bevorstehende Hochzeit und zischelten noch längere Zeit mit einander über Havannahcigarren, Kuchen und Wein.

Währenddessen wandelte der Senator mit seinem jungen Freunde auf der Promenade an der Alster.

„Sie können Sich gar nicht vorstellen, lieber Freund," hub Herr Hausburger an, „wie sehr ich mich freue, daß Sie mein Gast sind; ich hoffe, daß Sie noch einige Zeit hier verweilen werden, besonders da wir vielleicht bald schon ein größeres Familienfest feiern. Meine Frau erzählte mir eben, daß Dr. Wernheim um die Hand meiner Tochter anhalten würde. Dr. Wernheim ist ein charmanter Mann, nicht wahr, lieber Freund?" fragte der Senator, indem er Emil scharf fixirte.

„Gewiß, Herr Hausburger! Sein Phlegma wird sich auch schon legen, wenn ihn Ihr Fräulein Tochter in die Zucht nimmt. Ich gratulire schon im voraus, Herr Senator, aufrichtig und von ganzem Herzen," sagte Reichelt warm, „und danke Ihnen für das große Vertrauen, welches Sie in mich setzen, da Sie mich sozusagen mit einem Familiengeheimniß beehren."

Das klang alles so einfach, so nüchtern, in gewisser Beziehung sogar so gleichgültig, daß Herr Hausburger ganz verdutzt wurde und sich die Frage im stillen vorlegte: entweder ist der Dorfschulmeister ein ganz raffinirter Heuchler oder aber mein Töchterchen hat sich recht gründlich getäuscht, was ich erwartet habe. Auch erinnerte sich der Senator jetzt, daß Reichelt bei dem Erscheinen des Wirthstöchterleins am Uglei-See im Sommer sehr verwirrt geworden sei.

Aufathmend und mit großer Herzlichkeit sagte er nun: „Was denn — Familiengeheimniß? Die ganze Stadt kennt Wernheims Werbung schon, und nur die große Jugend meiner Tochter mußte bislang berücksichtigt werden. Ich hoffe, daß Amanda recht glücklich werden wird." Dabei seufzte Herr Hausburger sehr bedenklich, sodaß Reichelt, wenn seine Gedanken nicht fern am Uglei-See geweilt hätten, den Widerspruch gemerkt haben würde.

Als sie vom Spaziergange zurückgekehrt waren, setzte sich Herr Hausburger sofort an den Schreibtisch und schrieb einen längeren Brief an den Pfarrer des Dörfleins am Uglei-See, an den früheren Vormund Reichelts, der zugleich auch Schulinspektor war und den Urlaub seines früheren Zöglings bewilligt hatte.

Zufrieden kouvertirte der Senator den Brief und ließ ihn rasch zur Post befördern.

Darauf eilte er zu seiner Frau.

„Nun, Frauchen, Du bist ja einverstanden mit dem Verlöbniß zwischen Amanda und unserem lieben Gast, dem armen Schullehrer vom Uglei-See."

Die kleine Frau stöhnte: „O — ja! Mußte ich nicht? Ich bin noch ganz krank von der stürmischen Umarmung Amandas. Ich fühle mich überhaupt recht unwohl."

„Du regst dich zuviel auf; auch Amanda sieht leidend aus. Ihr werdet wohl thun, einige Tage in aller Ruhe in Uhlenhorst bei der Tante zu verbringen, während ich bei unserem zukünftigen Schwiegersohn hier in Hamburg den Führer mache. Bestimme Amanda dazu — in drei Tagen komme ich dann mit Reichelt nach Uhlenhorst und hole euch wieder ab."

Der Tochter wurde von dem Vorhaben Mittheilung gemacht; sie willigte ein, aber mit der schalkhaften Drohung: „Väterchen, wenn du mit Emil innerhalb drei Tagen nicht in Uhlenhorst eintriffst, so halte ich unseren Kontrakt für gebrochen."

Die Damen fuhren nach dem eine Stunde entfernten Uhlenhorst, dem Sommersitz der hamburger Honoratioren, wo aber auch im Winter einige Familien, welche ausschließlich der Ruhe leben, verweilen. — — —

Zwei Tage nach der Abreise kam ein Brief an vom Pfarrer am Uglei-See, der Emil dringend aufforderte, sofort zurückzukehren, da eine größere, plötzlich angesagte Schulinspektion in naher Aussicht stehe.

Emil reiste unverzüglich ab, sich bei Herrn Hausburger innigst bedankend. „Tausend herzliche Grüße an die Damen," rief er noch laut aus dem Coupé, während der Senator, der Thränen kaum Meister, mit dem Tuche winkte.

„Auf Wiedersehen im nächsten Sommer am Uglei-See" — so klang es noch von beiden Seiten herüber und hinüber, während der Schnellzug nach dem Norden dampfte.

* * *

An einem stürmischen Winterabende saßen der Pfarrer und der Schullehrer von Oeverbruch, so hieß das Dörfchen in der Nähe des Uglei-See, im Wirthshause „Zur Post" und unterhielten sich angelegentlich miteinander.

„Lieber, junger Freund," sagte der Pfarrer herzlich, „ich weiß nicht, ob Sie damit recht haben, aber so wie Ihnen ist es den meisten Männern in der Jugend einmal gegangen. Der Besitz des heißgeliebten Mädchens wird versagt, während man leicht eine andere und, wie es im Volksmunde heißt, „bessere" Partie machen kann. Aber da ist doch in Ihrem Alter noch nichts verloren — ich würde an Ihrer Stelle aus dem Oertchen fortziehen. Und wenn es Sie genirt, in Hamburg zu amtiren, so ist es meiner Fürsorge gelungen, Ihnen in Kiel eine recht gute Stellung an der dortigen Bürgerschule zu verschaffen. Es wäre auch jammerschade, wenn mein braver Emil hier versauern würde, und nach Hamburg? Nein, dazu ist mein Zögling doch zu edel; ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Tochter unseres Freundes, des Senator Hausburger, sich in den armen Schullehrer am Uglei-See verliebt hat, — Mädchenlaune, nichts weiter, die nicht unterstützt werden darf, schon um die braven Alten nicht zu kränken."

Emil war aufgestanden, seine Wangen glühten vor Scham und vor Entrüstung.

„Aber Herr Pastor, bei aller Verehrung, die ich vor Ihnen hege, muß ich doch erklären, daß Sie mich sehr schlecht beurtheilt haben. Es ist mir ganz neu, daß Fräulein Amanda Hausburger mich liebt, und noch viel neuer ist mir, daß ich dazu irgend welche Veranlassung gegeben haben soll. Ich verehre das Fräulein, wie ich die ganze Familie verehre. Ihren Vorschlag, nach Kiel zu gehen, nehme ich mit großer Freude an, schon um Gelegenheit zu finden, mich weiter auszubilden."

„Bravo, Emil!" rief der Pfarrer, „ich darf also meinem Schulfreunde, dem Rektor der Bürgerschule in Kiel, Mittheilung machen, daß Sie zu Ostern die Stelle antreten würden?"

„Gewiß, Herr Pastor, je eher ich von hier fortkommen kann, desto lieber ist es mir. Ich habe alle Hoffnung verloren." — —

Der älteste Sohn des Wirthes „Zur Post" hatte dem Gespräch der beiden Gäste zugelauscht, obgleich er mit einigen Kameraden Karten spielte. Als der Pfarrer sich mit seinem jungen Freunde entfernt hatte, warf er die Karten nieder und bat seine Kameraden, ihn zu entschuldigen. Er eilte ins Freie. Endlich, endlich, jubelte er — Angelika muß mein werden, der Schullehrer räumt das Feld. Glaub' wer's will, daß er mit der reichen Senatorstochter nichts zu thun haben will, ich habe es selbst gehört, daß sie ihn liebt und er sie verehrt. Es ist allerdings schon spät, die am Uglei-See sind am Ende wol zu Bette, da kaum Gäste dort sein dürften; aber ich halte es hier nicht mehr aus — ich muß den Versuch machen, ihr heute Abend noch alles mitzutheilen, ehe sie mit dem Schulmeister zusammentrifft. Oder ob ich mich dem Vater Habermann zuerst anvertraue? Er hat mich gern und weiß auch, daß ich ein tüchtiger Bauer bin und meines Vaters Hof gut verwalte. Vor der Angelika habe ich Angst: wenn die mich mit den dunklen Augen so von oben herab anblickt, weiß ich garnicht, was ich sagen soll, und ich habe doch wahrlich Muth, bin ich ja bekannt als der wilde Hein in der ganzen Nachbarschaft.

Während dieses Selbstgespräches hatte der junge Bursche, dem die holde Fee im Wirthshaus am Uglei-See es auch angethan, das Haus des Pächters schon erreicht. In der Wirthsstube, welche zugleich auch Wohnstube war, flimmerte noch Licht. Auf das laute Klopfen des Ankömmlings steckte der Wirth Habermann den Kopf aus dem Fenster und murrte: „Es ist längst Feierabend, macht, daß Ihr fortkommt, es ist Zeit, zu Bette zu gehen."

„Ich bin's, der Hein aus der Wirthschaft „Zur Post", ich habe einen längeren Weg gemacht und wollte hier noch einmal ausruhen, auch habe ich mit euch, Vater Habermann, ein wichtiges Wörtchen zu reden."

Der Wirth zum Uglei-See öffnete. „So, du bist's, Hein, setz' Dich hier an den Ofen. Ich habe mir auch noch einen Schlaftrunk eingeschenkt; hier ist ein Glas Grog. Alles ist schon zu Bett — nun erzähle."

Der Alte lehnte sich in einen „Sorgenstuhl" zurück, während der Gast auf der Bank am Ofen platz nahm.

„Ihr habt ein schönes Töchterchen," hub Hein an — — —

Herr Habermann unterbrach ihn unwirsch. „Da hättest du kommen können, wenn die hier ist und ihr selbst dein Anliegen vortragen; ein Bursch, der keine Kourage hat, um ein Mädchen direkt zu freien, verdient auch keine Frau."

Hein dachte bei sich, das ist kein schlechter Anfang, und fuhr

fort: „Ich wollte auch eigentlich nichts von Angelika erzählen, sondern nur von dem Schulmeister, dem hochmüthigen Herrn Reichelt, der früher nach eurem Töchterchen hinschielte — er ist verlobt und zwar mit der reichsten Erbin Hamburgs, mit Fräulein Hausburger, die mit ihren Eltern im vorigen Jahre, wie Ihr wißt, hier logirt hat."

„Was Teufel," rief der Alte, „ist das wahr? — Nun, ich gönne ihm das Stadtfräulein und das Geld — bin neugierig, was Angelika für Augen machen wird. Weißt du auch bestimmt, daß es wahr ist?"

„Gewiß, ich habe es von ihm selbst gehört. Er sagte zum Pfarrer, daß Amanda Hausburger in ihn verliebt sei und daß er sie verehre — das ist doch gewiß deutlich."

„Ich danke dir, Hein," sagte der Wirth, „es ist mir lieb, daß du mir heute noch die Mittheilung gemacht hast. Nun aber, gute Nacht."

Als der Sohn des Gastwirths „Zur Post" sich entfernt hatte, strich sich der alte Habermann den Bart und murmelte: „Nun, alles, was recht ist, froh bin ich, daß der Reichelt eine andere heirathet, aber lieber war er mir doch noch, als der tölpelige Sohn vom Nachbarwirth, der sogar vorhat, mir gegenüber an dem Gemeindewald ein neues Hotel anzulegen, um, wie er sagt, den modernsten Bedürfnissen zu entsprechen. Der Teufel hole ihn und diese Bedürfnisse mit sammt seinem Sohne."

Mit diesen Worten tappte der Alte in sein Schlafgemach.

Des andern Morgens theilte er seiner Tochter das Gespräch mit, welches er mit dem Hein aus dem Wirthshaus „Zur Post" gehabt habe.

Angelika blieb gelassen und sagte: „Ich wünsche Emil Glück", sodaß der alte Habermann sich schier verwunderte.

Doch als sie allein war, brach eine Fluth von Thränen aus dem starren Auge hervor und linderte etwas das unnennbare Weh, welches ihre Brust durchwühlte. „Ist es möglich? Kann das sein?" rief das arme Mädchen ein über das andere mal. „Wohl weiß ich, daß Emil viel gelitten hat, aber konnte ich anders handeln?"

Doch bald richtete sie sich wieder auf. Mit einem energischen Griff strich sie ihre goldglänzenden Locken zurück und fast trotzig blickte das dunkle thränenfeuchte Auge empor. „Konnte er mich so leicht verlassen, dann hat er mich auch niemals recht geliebt. Und wenn das Herz mir bricht," fuhr sie wieder weich geworden fort, „ich darf's ihm nicht, ich will's keinem zeigen." Und ruhig ging das energische Mädchen den häuslichen Geschäften nach. —

Im Winter kam es selten vor, daß Emil seine Braut zu Gesicht bekam; sprechen konnten sie sich niemals. — — —

Wieder waren einige Monate verflossen; der Frühling kündete sich schon an, die Seen waren vom Eis befreit und die ersten Lerchen erschienen.

Emil Reichelt war mit dem Pfarrer zum Wirthshaus am Uglei-See gegangen, um Abschied zu nehmen. Angelika, voller Trotz, ließ sich nicht sehen. Schmerzbewegt schied der junge Schullehrer; trostlos lag vor ihm die Zukunft. (Fortsetzung folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Wir haben in den vorhergehenden Abschnitten dieser unter der Feder des Verfassers weit über das beabsichtigte Maß hinausgewachsenen, Abhandlung gesehen, wie die deutsche Literatur während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts und im Anfange des achtzehnten auf einer tiefen Stufe der Entwicklung zurückgeblieben war. Während die übrigen großen Kulturnationen abwechselnd an der Spitze des literarhistorischen Fortschritts gestanden, war dem deutschen Volk beständig die letzte Stelle zugefallen.

Und es war kaum anders möglich gewesen: der deutschen Literatur hatte der Boden, in dem sie ohne ungeheure Schwierigkeiten zu hoher Blüthe hätte gedeihen können, diese ganze lange Zeit über gefehlt.

Die Zerrissenheit Deutschlands hatte eine harmonische Entwicklung des Nationalcharakters verhindert. Das Bewußtsein, für ein ganzes, großes Volk zu schreiben, dieses Bewußtsein, was dem Talent so oft die Schwingen des Genius leiht, konnte bei dem deutschen Schriftsteller nicht aufkommen; dagegen hingen die Jämmerlichkeiten der Stammes- und Kleinstaatsinteressen, der partikularistischen Nörgeleien und Eifersüchteleien, wie Bleigewichte an seinen Füßen und Händen.

Dabei waren die politisch-sozialen Zustände so hoffnungslos düster gewesen, die politischen Ereignisse hatten Verstand und Gemüth des Volkes so wenig zu beschäftigen und zu entflammen vermocht, daß die Dichter keine Veranlassung hatten, ihre Stoffe in dem öffentlichen Leben ihres Volkes und der Gegenwart zu suchen, d. i. da, wo die packendsten Stoffe, die dankbarsten Themata aufzufinden sind.

Die Dichter, und neben oder vielmehr hinter ihnen die Prosaschriftsteller, hatten sich daher in Stoffen und Formen an die Fremden gehalten und waren aus dem Nachtrabe der Franzosen in den der Italiener und aus dem der Italiener in den der Franzosen gekommen, und schließlich, nicht zum schlechteren Theile auch Nachzügler und gewissermaßen Marodeure bei den Engländern geworden, ohne jemals das Bedürfniß zu fühlen und das Vermögen zu zeigen, eigene Wege zu wandeln.

Daß die nachahmende Poeterei wenig Gelegenheit und Anregung zur Ausbildung vernünftiger Ansichten über Zweck und Wesen der Poesie im allgemeinen und ihrer verschiedenen Gattungen im besonderen bieten mochte, ist erklärlich; man hatte sogar schließlich mit der Fähigkeit, vernünftig zu kritisiren, auch die Lust, überhaupt eine Kritik laut werden zu lassen, verloren.

Und diese Kritiklosigkeit bethätigte sich nicht nur bei den deutschen Schriftstellern unter sich, sondern in erster Linie gegenüber den fremden Mustern, die sie keineswegs in den besten Werken der Literatur des Auslandes, sondern meist in den Erzeugnissen solcher fanden, die selbst nicht mehr waren, als unbedeutende Nachahmer und Epigonen.

Somit war es offenbar die Fähigkeit und die Lust zur Kritik, welche zuerst geweckt werden mußte, sollte ein Aufschwung der Literatur möglich sein.

Das hatte man im Anfang des 18. Jahrhunderts lebhaft und lebhafter zu fühlen begonnen, und in den zwanziger Jahren begann man auch an die schwere Arbeit heranzugehen.

Von der freieren Schweiz aus machten sich die bescheidenen Anfänge einer Kritik in Bodmers und Breitingers „Diskursen der Maler" weithin bemerkbar. Während aber diese kritischen Versuche die schlechteren Poeten auf die nur vermeintlich besseren, die Weise, Canitz, Besser u. s. w., als auf nachahmenswerthe Vorbilder hinwiesen, und damit den niederen poetischen Standpunkt enthüllen, von dem sie ausgegangen waren, griffen sie in ihren Ausführungen über das Wesen der Poesie vielfach bis auf Opitz zurück.

In Leipzig traf inzwischen Gottsched seine Vorbereitungen, um sich als poetischer Lehrmeister und kritischer Tyrann zu etabliren, und wenn er anfänglich mit den Schweizern eines Weges wandelte, so that er es nur solange, als er sich zu einem Kampfe mit ihnen nicht stark genug fühlte. Sobald sich bei ihm die Ueberzeugung von der Uebermacht seiner Anhängerschaft festgesetzt hatte, stellte er die von den Anschauungen der Schweizer abweichenden Punkte seiner Ansichten über Poesie in hellstes Licht und brach den kritischen Streit über die Kritik vom Zaune.

Gottsched wollte die Vernunft als alleinige Führerin auf den Blumengefilden der Dichtkunst anerkannt wissen, und durch Ergötzen zu belehren war des pedantischen Poeten langweiliger Poesiezweck. Damit war Gottsched in derselben Zeit ganz und gar auf Opitz hinuntergekommen, in welcher die Schweizer nicht unbedeutende Fortschritte in der poetischen Erkenntniß gemacht hatten.

Bodmer und Breitinger hatten sich bestrebt, die Konsequenzen ihres Grundsatzes, daß die Poesie in der Nachahmung der Natur ihre Aufgabe gestellt finde, zu entwickeln. Da ihnen in der Malerei eine mit der gleichen Aufgabe bedachte Kunst entgegentrat, so erklärten sie flugs Malerei und Poesie als Zwillingsschwestern,

welche denselben Zweck mit verschiedenen Mitteln — jene mit den Farben, diese mit der Sprache — zu erreichen hätten. Indessen sahen sie ein, daß die Vernunft allein nicht ausreiche, den Dichter zur Lösung solcher Aufgabe zu befähigen; darum erklärten sie die Phantasie als eine schöpferische Kraft, der ähnlich, welche die Natur in ihren Gebilden bethätigt, für ein nothwendiges Besitzthum des Dichters.

Einen Schritt weiter auf dem vielverschlungenen und mit dem Dickicht des Irrthums überwucherten Pfade der richtigen Erkenntniß that Elias Schlegel. Nicht als poetischen Zweck wollte er die Nachahmung der Natur aufgefaßt sehen, sondern nur als Mittel zum Zweck, welchen er in der Erregung des Vergnügens erkannt hatte.

Ein Jahrzehnt darauf gewannen ähnliche Meinnngen weitere Verbreitung in Deutschland durch die Einführung von Batteux' großem Werke, welches zuerst Elias Schlegels Bruder, Johann Adolf, unter dem Titel „Einschränkung der schönen Wissenschaften auf einen einzigen Grundsatz" 1751, und in seiner Umarbeitung 1758 Ramler als „Einleitung in die schönen Wissenschaften" in's Deutsche übertrug. Nicht in der Nachahmung der Natur überhaupt, sondern in der Nachahmung der schönen Natur besteht das Wesen der Kunst, das lehrte Batteux und das ward von nun an der leitende Grundsatz des dichterischen Schaffens.

Soweit fand Lessing das Feld der deutschen Dichtkunst durch den Pflug der Kritik bereit gemacht, die früchteschwangere Saat der Erkenntniß aufzunehmen, welche er dem deutschen Volke spenden und welche in den Meisterwerken unserer Klassiker zu einer über allen Vergleich herrlichen Blüthe emporwachsen sollte.

Seine Laufbahn als Kritiker, auf der er das Höchste erreicht hat, was jemals einem Menschen zu erreichen vergönnt gewesen ist, begann er im Februar des Jahres 1751, als er die Redaktion des Feuilletons der „Vossischen Zeitung" und die Herausgabe des Beiblattes „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" übernahm.

Zunächst war es der immer noch nicht ganz verklungene Streit Gottscheds mit den Schweizern, welcher auch ihn zur Stellungnahme zwang. Aber obgleich er sich mehr zu letzteren neigte und den ersteren, als den „großen Duns" in Leipzig, mit einer Kühnheit und Schärfe angriff, welche die Energie und den Geist der Angriffe Bodmers und seiner Genossen weit überbot, so nahm er doch sofort seine eigene Stellung abseits von den kämpfenden Parteien, und ließ es auch nicht fehlen an offenherzigen Plänkeleien gegen jene Einseitigkeit und Verfehltheit, wie sie sich bei den Schweizern zeigte.

In das Jahr 1752 fällt die Entstehungsgeschichte der ersten größeren polemischen Schrift Lessings*). Er war von Berlin nach Wittenberg zurückgekehrt, um seine Studien mit aller Entschiedenheit wieder aufzunehmen. Vornehmlich beschäftigten ihn umfangreiche Arbeiten zur Komplettirung des kritischen Wörterbuches von Bayle, das 1740 in verbesserter Auflage erschienen war. Dabei kam er auf die Idee, seine „Rettungen" zu schreiben, d. h. Abhandlungen zur Vertheidigung und Ehrenrettung verstorbener Schriftsteller, deren Andenken durch ungerechte Angriffe und Beschuldigungen verunglimpft war.

Es war, nebenbei bemerkt, kein leichtes Stück Arbeit, diese Vertheidigung Verstorbener Lebenden gegenüber wider ein feststehendes, so ziemlich allgemeingiltiges Verdammungsurtheil.

Er hatte das selber sehr genau gewußt, aber er war der Mann dazu, sich niemals durch Schwierigkeiten abschrecken, sondern nur durch sie anreizen zu lassen. In der Vorrede zum dritten und vierten Theile seiner 1754 herausgegebenen Schriften schreibt er lustig**): „Die wenigen Abhandlungen desselben (des dritten Bändchens) sind alle „Rettungen" überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darin gerettet habe? Lauter verstorbene Männer, die es mir nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesicht dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weiß ich nicht, was unbesonnen sein soll. . . ."

Indessen, wenn das unbesonnen war, so hatte er, kurz nachdem er auf den Gedanken der Rettungen gekommen war, noch viel unbesonnenere Streiche gemacht. Die Bekanntschaft mit dem hallenser Professor Samuel Nicolai — nicht zu verwechseln mit dem jungen berliner Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai —, an welchen er einige in das Fach der „Rettungen" schlagende, literarwissenschaftliche Briefe gerichtet, ward die Ursache zu seiner Aufnahme als Ehrenmitglied in die von Nicolai gestiftete „Gesellschaft von Freunden der schönen Wissenschaften". Diese Gesellschaft beschäftigte sich damals u. a. grade auch lebhaft mit der Uebersetzung horazischer Oden und fand in Lessing, der schon auf der Schule zu St. Afra dem Studium des großen römischen Poeten obgelegen hatte, einen eifrig Mitstrebenden. Um dieselbe Zeit erschien eine pomphaft angekündigte und sehnlich erwartete Horazübersetzung des laublinger Pastors Samuel Gotthold Lange, der, wie unsere Leser sich aus der Einleitung dieser Arbeit erinnern werden, eines bedeutenden literarischen Rufes genoß und an der Spitze eines ziemlich einflußreichen Kreises von Schriftstellern und Bewunderern aller Gattungen stand.

Alle Welt bewunderte die neue Arbeit des gelehrten Gottesmannes, und sogar der König von Preußen, Friedrich der Große, der im übrigen den Bestrebungen deutscher Schriftsteller nicht grade besonderes Wohlwollen entgegenbrachte und noch um das Jahr 1749, wie Ramler an Gleim schrieb, ganz gemüthlich den wässrigen und albernen Canitz für „den ersten und letzten deutschen Poeten" hielt, beantwortete die Dedikation der langeschen Horazübersetzung mit einem Schreiben, das zu interessant ist, um hier übergangen zu werden. Es lautet*):

„An den Prediger Lange zu Laublingen.

Würdiger, lieber Getreuer. Ich habe euer Schreiben vom 30. voriges Monahts nebst der Mir zugeeigneten neuen Uebersetzung des Horatz wohl erhalten, und wie Mir eure dadurch gezeigte devote Attention zu gnädigsten Gefallen gereichet, also zweifele Ich nicht, es werde eure wohl gerathene Arbeit der Schul Jugend bey Lesung dieses lebhaften Autoris in der That nützlich seyn, und dadurch der Zweck eurer angewandten Bemühung völlig erreichet werden. Ich verbleibe übrigens euer gnädiger König (gez.) Friedrich.

Potsdam, den 9. April 1752."

So der König. In Wittenberg saß aber ein dreiundzwanzigjähriger Mensch, der sich zwar mit höchster Lesegier auf besagte Uebersetzung geworfen, aber durchaus nicht der Ansicht war, die Arbeit sei „wohl gerathen" und „der Schul Jugend nützlich zu lesen". Im Gegentheil: er hielt sie für das, was man im gewöhnlichen Leben Schund zu nennen pflegt, und sprach diese seine Meinung, vermuthlich sehr unumwunden, in einem an Samuel Nicolai gerichteten Briefe vom 9. Juni 1752 aus. Dieser war mit Lange befreundet und suchte deshalb das Unheil einer öffentlichen Kritik seitens Lessings vom Haupte seines Freundes abzuwenden. Er rieth daher Lange, ohne Vorwissen Lessings, er möge sich gegen ein Honorar in den Besitz der lessingschen Beurtheilung setzen und seine etwaigen Fehler danach verbessern; und Lessing machte er darauf aufmerksam, daß es für jemanden, der eine Anstellung in Preußen zu erlangen wünsche, nicht gerathen sei, mit Lange öffentlich anzubinden. Aber weder bei Lange noch bei Lessing hatte Nicolai Glück mit seinem wohlgemeinten Rath.

Der letztere veröffentlichte im zweiten Bande seiner Schriften, der im Herbst 1753 erschien, einen Brief, worin er die gröbsten Uebersetzungsfehler Langes deutlich und derb darlegte. Nachdem der Brief im „Hamburgischen Korrespondenten" noch weitere Verbreitung gefunden, antwortete Lange unterm 20. November, indem er die gerügten Fehler zum Theil entschuldigte, zum Theil auf seinen Freund Nicolai schob, der ihm aus Freundschaft die Korrektur gelesen hatte. Gleichzeitig wurde er sehr grob gegen Lessing, dem er vorwarf, er selbst habe ihm sein Manuskript gegen eine die Höhe eines Verlegerhonorars erreichende Abfindungssumme verkaufen wollen, dazu hätte er, Lange, aber grade so niederträchtig sein müssen, wie Lessing selbst sei. Auf diese grobe Flegelei entgegnete Lessing zuerst am 27. Dezember in der „Vossischen Zeitung" in einer kurzen Erklärung, und dann schon im Januar 1754 mit der Schrift: „Ein Vademecum für den Herrn Samuel Gotthold Lange, Pastor in Laublingen. In diesem Taschenformat ausgefertigt von Gotthold Ephraim Lessing."

Die Schrift war epochemachend, sowohl in ihrer Eigenschaft als polemische Schrift, in der sie nur von Lessings eigenen späteren Schriften, sonst von keinem ähnlichen Literaturerzeugnisse an Geistesfülle und Schärfe, an geschickter Verwerthung gelehrter Kenntnisse und Formbeherrschung übertroffen worden ist, als da-

---

*) Die Angabe von Kurz, Literaturgeschichte, II, S. 727b, daß das „Vademecum" 1752 erschienen sei, ist unrichtig.

**) In Lessings Werken, Ausgabe der Göschenschen Verlagsbuchhandlung zu Leipzig, 1867, 8. Bd., S. 116.

*) Pröhle, „Friedrich der Große und die deutsche Literatur", Berlin 1872, S. 42.

durch, daß zum erstenmale ein mit Recht berühmter Dichter des klassischen Alterthums mit wahrhaft klassischem Geiste und in deutscher Sprache, ja sogar in allgemeinverständlichster, auch das Lateinische dem ungelehrten Leser zugänglichmachender Sprache, besprochen und erläutert wurde.

Es waren die ersten Donnerkeile, welche Lessing in die Verlotterung unserer damaligen Literatur hineinschleuderte, und die ersten Blitze einer sich an das ganze Volk wendenden und doch voll und ganz mit dem Adel klassischer Bildung und ächt künstlerischen Gefühls ausgestatteten Literaturerneuerung.

Gleich in der Einleitung des „Vademecums“ zeigt sich, wie Lessing seine Aufgabe erfaßt. Er schreibt von vornherein ebenso derb als ernst, und doch wieder fast tändelnd, als ob es eben nur Kinderspiel sei, solch' einen Gegner in Grund und Boden hinein zu vernichten:

„Noch bis jetzt, sagte ich bei mir selbst, hat niemand das Publikum vor dieser Mißgeburt (d. i. nach Friedrich dem Großen, der von der lateinischen Sprache gradesowenig verstand, als von der deutschen Literatur, Lange's wohlgerathene Arbeit) gewarnt, man hat sie sogar angepriesen. — Wer weiß, in wieviel Händen angehender Leser des Horaz sie schon ist, wer weiß, wie viele derselben sie schon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andere, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? —

„Und kurz, mein Brief ward gedruckt. — Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt. Sie bekommen ihn da zu lesen, Sie erzürnen Sich; Sie wollen darauf antworten, Sie setzen Sich und schreiben ein paar Bogen voll; aber ein paar Bogen, die soviel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestoßen zu sein.

„Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Theile meines Briefes erweisen. Der zweite Theil aber soll Ihnen darthun, daß Sie noch, außer Ihrer Unwissenheit, eine sehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verleumder sind. Den ersten Theil will ich wieder in zwei kleine absondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß sie nicht zu retten sind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß! —

„Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich sein, ehe wir zur ersten Unterabtheilung schreiten. Noch eins, Herr Pastor! Nun lassen Sie uns anfangen!“

Und nun fängt er an. Ich kann hier nur zur Charakteristik der Art, wie Lessing kritisirt, ein paar Stellen aus der im ganzen wie in allem einzelnen brillanten Abhandlung herausheben.

Zu der lange'schen Uebersetzung der horazischen Stelle „Dum flagrantia detorquet ad oscula cervicem“ im 2. Bande, Ode 12, sagt er:

„Auch hier wollen Sie noch streiten? Ihr ‚den Hals den heißen Küssen entziehen‘, soll also nicht das Gegentheil von dem sein, was Horaz sagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wenn Sie es fähig sind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie sonst ein Mann von Geschmack sind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegensatz macht? Jetzt, will er sagen, dreht sie den Hals schmachtend den heißen Küssen entgegen, jetzt versagt sie das mit verstellter Grausamkeit, was sie sich doch nur allzugern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen, Sie wollen alles nur durch Zeugnisse berühmter Ausleger beigelegt wissen. Auch mit diesen könnte ich Sie überschütten, wenn mich die Mühe des Abschreibens nicht verdrösse. Ich muß Ihnen aber sagen, daß sie alle auf meiner Seite sind, nur die zwei nicht, welche Sie anführen. Und wer sind die? Den einen nennen Sie Acrisius und den andern Porphyr. Was ist das für ein Mann: Acrisius? — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müssen, Herr Pastor! Sie wollen abermals Acron sagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gern für einen Druckfehler gehalten, wenn mir nicht diese noch falschere Wiederholung so gelinde zu sein verwehrte. — Wissen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beiden Scholiasten Acron und Porphyrius auf Ihrer und nicht auf meiner Seite sind? Deswegen, weil sie, wie es aus der Anmerkung des erstern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt und anstatt detorquet ad oscula detorquet ab osculis (was nicht heißen würde, sie dreht den Hals den Küssen entgegen, sondern sie wendet sich, um sich den Küssen zu entziehen) gefunden haben. Haben Sie denn auch diese Lesart? Sie haben sie nicht und sind ihr auch nicht gefolgt, weil sie es sonst in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieser Stelle macht, ist sehr gründlich, und nur Ihnen scheint sie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann sein, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Kritik sein wird. ‚Es läßt sich‘, sagt er, ‚nichts Galanteres und nichts besser Ausgedrücktes, als diese vier Verse, denken. Den ersten aber hat man nicht wohl verstanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle sagen, daß Licinia ihren Mund den Küssen des Mäcenas entziehen wolle; allein sie haben nicht überlegt, daß er, wenn dieses wäre, nothwendig hätte sagen müssen detorquet ab osculo, und nicht ad osculum. Horaz sagt also, daß Mäcen von Liebe gleich stark entflammt sei, Licinia möge nun mit ihrem Munde seinen Küssen begegnen wollen, oder auch auf eine nicht abschreckende Art seiner Liebe widerstehen. Detorquet cervicem ad oscula sagt man von einem Mägdchen, das, indem es thut, als ob es den Küssen ausweichen wolle, seinen Hals so zu wenden weiß, daß ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten zusammenkömmt. Man wird gestehen, daß diese Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andere Wendung gibt.‘ — —

„Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall blos aus seinem Gehirne gekommen sei, da ihn doch alle gehabt haben und nothwendig haben müssen, welche ab osculis lesen. Sogar der Paraphrast Lubinus sagt: Dum roseam suam cervicem ad oscula tua, ut tibi gratificetur, inclinat et detorquet.“

Und wie Lessing mit einer einzigen, ganz kurzen, aber schlagenden Bemerkung den Unsinn lange'scher Uebertragung zu kennzeichnen und zu vernichten weiß, lehre Folgendes:

„Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieses übersetzen Sie so:

„Was vor ein wohlgestalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Rosengebüsche,
Von Balsam naß in angenehmer Grotte.

Wachsen etwa in Laublingen dicke Rosengebüsche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch auf dem Rosenbette geben sollen.“

Dann faßt er zusammen, was er geleistet hat und zeigt zum Schluß die Niedrigkeit von Lange's Charakter:

„Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen; kurz: daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

„Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie sein, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verleumder sind. Dieses ist der zweite Theil meines Briefes, welcher der kürzeste, aber auch der nachdrücklichste werden wird.

„Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist: über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner sein können. Ich hätte mir es nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne, für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermuthet, welcher bessere Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bei allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen, Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug sein. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkart! Aber zugleich, was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!“

Nach dem Beweise, daß er, Lessing, mit der Abweisung der Beschuldigung Lange's recht habe, schließt er folgenderweise:

„Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden Sich schämen, ohne Zweifel. Zwar nein; Verleumder sind über das Schämen hinaus. Sie sind übrigens zu Ihrem eignen Unglück so boshaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichere, daß ich ohne die jetzt berührten Lügen, Ihrer Antwort wegen, gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie, als ein senex ABCdarius, mich einen jungen, frechen Kunstrichter, einen Scioppius, und ich weiß nicht was nennen, daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sei aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöchersche Gelehrtenlexicon hätte ich keinen Verleger finden können (ob ich gleich einen sogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe), und was dergleichen Fratzen mehr sind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wiederzugewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nöthig habe. — Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Theater und ein Repräsentant desselben.

Von Dr. Max Vogler.

(Schluß.)

Der Name Devrient ist für alle Zeiten mit der Geschichte der deutschen Schauspielkunst auf das engste verknüpft, und wer unter den Lesern dieses Blattes hätte nicht schon das eine oder das andere Mitglied dieser berühmten Künstlerfamilie zum mindesten nennen gehört.

Der erste, welcher dem Namen seines Geschlechts ruhmvollen Glanz verlieh, war Ludwig Devrient, der schon oben vorübergehend erwähnte geniale Schauspieler. Er ist am 15. Dezember 1784 zu Berlin geboren worden, sollte sich nach dem Wunsche seines Vaters, eines Seidenhändlers, dem kaufmännischen Berufe widmen, wurde aber durch seinen frühzeitigen Hang zur Bühne bewogen, sich als siebzehnjähriger Jüngling einer umherziehenden Truppe anzuschließen. Sein bedeutendes, außerordentlich vielseitiges Darstellungstalent trat schon während seines ersten Engagements in Dessau hervor; er stellte mit seltenem Geschick und gleicher Sicherheit sowol ernste wie heitere Rollen dar und besaß in einer ungewöhnlich günstigen Vereinigung äußerer Mittel, in einer imponirenden Gestalt, edlen Bewegungen und einem biegsamen, kräftigen und klangreichen Organ eine sehr werthvolle Stütze seiner inneren Befähigung und seelischen Kraft. Alle diese glänzenden Gaben würde er vielleicht zu noch größerer Entfaltung haben bringen können, wenn er nicht damals schon durch einen, oft als „genialliederlich" bezeichneten unordentlichen Lebenswandel sich Zeit und Stimmung für sorgfältiges Studium geraubt hätte. Bereits im Jahre 1807 ging er mit Margarethe Steefe, der Tochter des dessauer Kapellmeisters, eine Ehe ein, die jedoch schon nach Verlauf kaum eines Jahres durch den Tod seiner Gattin gelöst wurde. Inzwischen war er durch seine Schulden in eine so bedrängte Lage gekommen, daß er Dessau heimlich verlassen mußte, um darauf in Breslau ein Engagement anzunehmen. Hier, von wo aus sich sein Ruf weiter verbreitete, machte Iffland, der damals Direktor der königlichen Schauspiele in der preußischen Residenz war, seine Bekanntschaft und vermittelte, von dem bedeutenden Talente des Künstlers entzückt, seine Berufung an die berliner Hofbühne, die im J. 1815 stattfand. In der Rolle des Franz Moor, die während seiner ganzen Lebenszeit zu seinen hervorragendsten Leistungen gehörte, riß er gleich bei seinem ersten Auftreten das berliner Publikum zu jenem außerordentlichen Beifall hin, der den Anfang seiner beispiellosen Beliebtheit bildete, die er in Berlin bis zu seinem Tode genoß. Leider gestaltete sich sein Privatleben immer zügel- und regelloser. Mit geistvollen, ausgelassenen Gesellen, unter denen Henry Grabbe, E. T. A. Hoffmann, Gustorff, Köchy, Ludwig Robert, von Berg, von Uechtritz, verschwärmte er die Nächte, und oft genug geschah es, daß er nach Schluß des Theaters in die berühmte, noch jetzt bestehende Weinstube von Lutter und Wegener (Charlottenstraße Nr. 49) kam und in wildem Uebermuth und trunkener Weinlaune den beifalljauchzenden Zechgenossen aus seinen Rollen vortrug. Er rieb seine Kräfte vor der Zeit auf und fand am 30. Dezember 1832 ein frühes Ende. Seine bedeutendsten, noch heute als Vorbilder geltenden Leistungen waren außer Franz Moor vor allem Richard III., Lear, Shylock, Fallstaff und ähnliche Leistungen gewesen.

Als hervorragende Künstlernaturen reihten sich Ludwig Devrient an dessen drei Neffen: die Brüder Karl Aug. D., Philipp Eduard D. und Gustav Emil D. Karl Aug. Devrient (geb. 5. April 1798 zu Berlin, gest. 3. August 1872 im Badeort Lauterberg im Harz) wirkte als Heldenspieler in Braunschweig (seit 1819) und Dresden (von 1822 an), verheirathete sich in der zuletztgenannten Stadt mit der gefeierten Sängerin Wilhelmine Schröder, trennte sich jedoch im Jahre 1828 von dieser und ging 1839 an das Hoftheater nach Hannover, wo er das Fach der Heldenväter mit ausgezeichnetem Erfolge vertrat. Sein Sohn Friedrich, der seit 1848 am wiener Burgtheater angestellt war und zuletzt am deutschen Theater in St. Petersburg wirkte, wo er am 19. November 1871 starb, hat sich ebenfalls als Heldendarsteller Ruf erworben. — Gustav Emil Devrient wurde am 4. Septbr. 1803 geboren, trat zuerst als Opernsänger am braunschweiger Theater und dann in Leipzig als Schauspieler auf. Von besonderer Bedeutung für seine Entwickelung war seine Thätigkeit am hamburger Theater unter Schmidt und Lebrun. Den größten Ruhm aber errang er sich als Helden- und Liebhaber-Spieler während seiner jahrzehntelangen, glänzenden Wirksamkeit am dresdner Hoftheater. Nach mancherlei Gastspielreisen, auf denen er sich überall den Beifall des Publikums im Sturme eroberte und die ihn auch nach Paris führten, wandte er sich dann der Darstellung von Konversations- und Salonrollen zu; mochte er den Posa, Tasso, Hamlet, Uriel Akosta und verwandte Rollen zur Darstellung bringen, mochte er die heiteren Charaktere eines Bolingbroke in Scribes „Ein Glas Wasser" oder eines Bolz in Freytags „Journalisten" wiedergeben, stets wirkte er in gleich hohem Grade durch die Vornehmheit und Grazie, durch den poesievollen Zauber und den idealistischen Hauch, die seinen schauspielerischen Gebilden innewohnten. Die Mißhelligkeiten mit seinem bedeutenden Rivalen Bogumil Dawison und häusliche Zwistigkeiten verbitterten ihm zum Theil seine folgenden Lebensjahre. Vom Jahre 1856 an war er nur noch Ehrenmitglied des dresdner Hoftheaters und lebte, die Idealgestalten Schillerscher und Goethescher Dramen mit jugendlicher Wärme verkörpernd, meist auf Gastspielreisen. Nachdem er sich 1868 infolge längerer Krankheit völlig von der Bühne zurückgezogen hatte, starb er am 7. August 1872 zu Dresden.

Entfalteten die Genannten ihre bedeutendste und erfolgreichste Wirksamkeit als darstellende Künstler, so liegt das Hauptverdienst Philipp Eduard Devrients in dessen dramaturgischer und historiographischer Thätigkeit. Er hat am 11. August 1801 in Berlin das Licht der Welt erblickt, war ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, folgte aber seinem inneren Beruf zur Bühne und trat am 24. April 1819 zum erstenmale und zwar als Opernsänger in Berlin auf. Im Jahre 1839 wandte er sich dem Schauspiel zu. Ein gewisser getragener, deklamatorischer Ton, der ihm aus seiner Thätigkeit als Opernsänger zu eigen geblieben war, artete zwar selten bei ihm zu unnatürlichem Pathos aus, verleitete hingegen seine zahlreichen Nachahmer allzuhäufig zur Vernachlässigung der Charakteristik. Im Jahre 1844 übernahm er die Stelle eines Oberregisseurs an der dresdner Hofbühne, die er im Jahre 1852 mit der eines Oberleiters des Hoftheaters zu Karlsruhe vertauschte. Hier entfaltete er seine unmittelbar erfolgreichste Thätigkeit und führte das genannte Theater auf den Höhepunkt seiner Bedeutung. Ausgezeichnet durch eine gediegene Bildung, wirkte er mit seinen klaren und bestimmenden Anschauungen auf die unter seiner Direktion stehenden Schauspieler ein und suchte auf der von ihm geleiteten Bühne das ihm vorschwebende Ideal eines wirklich erzieherisch wirkenden deutschen Theaters zu verwirklichen. Seine Gedanken und Vorschläge zu einer Reform der deutschen Bühne hat er insbesondere dargelegt in der Schrift „Das Nationaltheater des neuen Deutschland" (1848), eine Arbeit, in welcher der Zusammenhang des Theaters mit dem ganzen geistigen und nationalen Leben der Nation in solchem Maße betont wird und in der in überzeugendster, energischer Weise so beachtenswerthe Anregungen zu einer Besserung unserer Bühnenzustände gemacht werden, daß alle, die in derselben Richtung etwas wirken wollen, auf sie zurückgreifen müssen. Das bedeutendste Werk von ihm ist, wie schon bemerkt, die „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (Leipzig, 1848—74, 5 Bde.), in welchem nach Robert Prutz's Arbeiten (vergl. dessen „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters, 1847) das erste größere selbständige Werk über die deutschen Theaterzustände vorlag, welches unbedingt als ein gewichtiges Zeugniß regen Forscherfleißes und edler Kunstbegeisterung angesehen werden muß. Es ist dasselbe nicht blos ausgezeichnet durch den streng wissenschaftlichen Ernst der Behandlungsweise des Gegenstandes, sondern vor allem auch durch den weiten, große und klare Perspektiven eröffnenden Blick des Verfassers, vermöge dessen er aus dem historischen Entwicklungsgange der deutschen Bühne das mit Nothwendigkeit zu erstrebende Ziel derselben zeigt. Verschiedene Beiträge zur Dramaturgie finden wir noch in Eduard Devrients „Dramatischen und dramaturgischen Schriften" (Leipzig, 1846—73, 10 Bde.), z. B. „Briefe aus Paris", „Ueber Theaterschulen", „Das Virtuosenthum".

Wie schon der Titel der ebengenannten Sammlung besagt, enthält dieselbe auch die Dramen Devrients. Wenn das in diesen behandelte Stoffgebiet auch ein kleines ist, wie das eben seiner nur mäßigen poetischen Begabung entspricht, so haben dieselben doch ihren besonderen Werth in der Sicherheit des szenischen Aufbaues, einer trefflichen Charakteristik, der Tiefe der Auffassung und der gemüthvollen Wärme des Ausdrucks. Besonders sind es Konflikte aus dem modernen Leben, die er mit bedeutender Welt- und Menschenkenntniß und geleitet von freimüthigen Grundsätzen, in seinen Bühnenwerken zur Darstellung gelangen läßt. Ich nenne von diesen u. a.: „Das graue Männlein", Schauspiel, „Die Gunst des Augenblicks", Lustspiel, „Hans Heiling" (der Text zu Marschners gleichnamiger Oper), „Verirrungen", Schauspiel, „Der Fabrikant", Schauspiel, „Treue Liebe", Schauspiel. Von Devrients sonstigen Schriften sind noch erwähnenswerth: „Das Passionsschauspiel im Dorfe Oberammergau in Oberbayern und seine Bedeutung für die neue Zeit" (1857), „Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich" (1869) und der in Gemeinschaft mit Otto Devrient herausgegebene „Deutsche Bühnen- und Familien-Shakespeare. Auswahl aus den bedeutendsten Dramen, mit Benutzung der gangbarsten Uebersetzungen bearbeitet und herausgegeben" (Leipzig, 1875—76).

Die Generaldirektion der karlsruher Hofbühne führte Ed. Devrient bis zum Jahre 1870, in dem er dieselbe freiwillig niederlegte. Er hatte schon lange krank gelegen, als ihn der Tod am 4. Oktober 1877 von hinnen nahm.

In welcher Weise er die Leitung der genannten Bühne geführt hatte, dafür gibt folgende Stelle eines im März 1867 von Heinrich Marr an Theodor Rötscher gerichteten, im Nachlasse des ersteren befindlichen Briefes ein ehrenvolles Zeugniß, welches um so schwerer wiegt, als er aus der Feder eines Mannes stammt, der, selbst Schauspieler, noch ganz der „alten Schule" angehörte und im allgemeinen den Reformbestrebungen im Bühnenleben nicht sehr geneigt war. Dasselbe mag nicht unpassend die vorliegende Skizze schließen:

„Eduard Devrient ist feinfühlend wie selten ein Bühnenvorstand. Devrient hat ein Publikum und einen Sinn für das Edle herangebildet, daß man seine Bühne mit Recht die deutsche Musterbühne nennen kann. Seit meiner Jugend bei der Bühne, habe ich wol von allen Schauspielern, welche berechtigt sind, auf Achtung Anspruch zu machen, das am meisten bewegte Leben geführt, ich darf daher wol ein Wort mitreden. Die Devrientsche Bühne ist die würdigste der deutschen Bühnen, sowol in ihrer Haltung als in ihrer Richtung und in ihren Leistungen. Sie finden dort kein Virtuosenthum, aber ein höchst achtungswertes

Ganze. Jeder Theil, Schauspiel als Oper, ebenso Ausstattung, alles in schönster Gleichheit. Keine Gattung wird auf Kosten der anderen bevorzugt, und nach allen Richtungen hin erkennt man Devrients edles, ächt künstlerisches Streben. Sie wundern sich vielleicht, daß ein bald vierzigjähriger Schauspieler in Enthusiasmus geräth? Ja, ja, das karlsruher Theater hat mich wieder in meine Jünglingsjahre zurückgebracht, das danke ich Eduard Devrient.

„Könnte ich ihm doch Fausts Verjüngungstrank reichen, dann würde er erleben, daß die Geschichte der deutschen Bühne die Purifizirung der Schauspielkunst von ihm aus datirte, denn bei seinem längeren Wirken würden die übrigen Herren Vorsteher gezwungen, in eine andere Bahn zu lenken. Wir würden dann auch wieder dafür gesorgt sehen, daß die Jugend nicht wie das liebe Vieh aufwächst, sondern unter Aufsicht berufener Leiter und Lehrer herangebildet würde. Sie, hochgeehrter Herr, haben doch schon soviel gethan zum Nutzen unserer Kunst, brauen Sie doch den Trank, um Eduard Devrient noch so ein halbes Jahrhundert an Geist und Körper frisch zu erhalten.

Ich phantasire wahrhaftig nicht, denn wenn ich betrachte, was so viele, bis zur unsinnigen Verschwendung reich dotirten Bühnen für traurige Resultate liefern, und dagegen in Ansatz bringe, was Devrient mit bescheidenen Mitteln leistet, wie hoch er vier- und fünffach höher dotirte Bühnen überragt, so muß ich wiederholen: ‚Er hat eine deutsche Musterbühne geschaffen.‘ Wer wird ein Beispiel daran nehmen?“ — —

Die Pfahlbauten im Laibacher Moor. Das Laibacher Moor, der trockengelegte Grund eines weit ausgebreiteten Sees, der in vorgeschichtlicher Zeit einen großen Theil der österreichischen Provinz Krain bedeckte, war im Anfange des Monats August d. J. Versammlungsort und Versuchsfeld des österreichischen Anthropologen-Kongresses. Dieses Moor ist nebst einigen Schweizerseen und dem Strand der dänischen Inseln die ergiebigste Fundgrube der ältesten Spuren des menschlichen Wirkens. In seinem Schlamm findet man unzählige morsche, nach einem gewissen System eingerammte Rundpfähle, Knochen aller Art, Steinstücke in verschiedenen Formen, aus Serpentin, Grünstein, Dianit und dergleichen, kurz Werkzeuge, Meißel, Aexte und Hämmer, deren sich die Menschen der Steinzeit bedienten. Namentlich die Topfscherben geben uns Nachricht von einer Kultur, bis zu welcher unsere bisherige Geschichte nicht zurückreicht. Die vorrömischen Thonwaaren unterscheiden sich von allen späteren dadurch, daß das Gefäß nicht auf der Töpferscheibe, sondern aus freier Hand gefertigt und nicht regelmäßig im Ofen gebrannt wurde. Die Außenfläche ist nie glasirt, wol aber oft schwarz oder röthlich gefärbt. Ueberraschend an diesen aus freier Hand gefertigten Thonwaaren ist die Gleichheit der Ausführung der Gefäßwände. Wir finden da Urnen mit durchbohrten Ansätzen zum Durchziehen von Schnuren, Henkelkrüge, Schalen und Näpfchen, meist geschwärzt durch das Brennen selbst oder durch Steinkohlenpulver. Die Verzierungen der Gefäße zeigen, obwol sie meistens aus Strichen und Punkten bestehen, eine außerordentliche Mannigfaltigkeit, ja viel Geschmack, Formensinn und Eleganz. Daß die Bewohnerinnen der Pfahlbauten mit Geschick die Nadel zu führen verstanden, beweisen sechs Stück feine, schönpolirte Beinnadeln aus Knochensplittern, von Hirschrippen angefertigt, mit verhältnißmäßig sehr feinem Oehr; auch wurden im verflossenen Jahre verkohlte Partien von sehr gleichmäßig gedrehtem feinen Zwirn aus Lein gefunden. Zur Anfertigung des Zwirns dienten Fadenwinden aus polirten Röhrenknochen, fast genau dem noch heute gebräuchlichen Vicek der krainerischen Spinnereien gleich. Wie diese letzteren, so sind dem Laibacher Moor eigenthümlich und in anderen Pfahlbauten nicht bemerkt, die schönpolirten Gewandhaken mit Löchern am unteren und einem Widerhaken am oberen Ende, welche wol als Haften für die Leder- und Fellgewänder dienten, geglättete Kieferstücke, wol zur Bearbeitung der Felle, und polirte Geweihsprossen mit netzartig geordneten Streifen. Die Hausindustrie hat sich sogar zur Nachahmung von Thier- und Menschenfiguren aufgeschwungen. Man hat thönerne Klappertöpfe, ein Spielzeug für Kinder, ähnlich einem Igel oder einer hockenden Nachteule mit Schnabel, oder gar in spaßiger Form eines menschlichen Oberleibes ohne Kopf mit einer Nase oder zwei Augen am Halstheile vorgefunden, welche an gewisse Götzenbilder erinnern, die Schliemann in Mykenae ausgegraben hat. Die zahlreichen Horn-, Stein- und Kupferwaffen, welche man aus dem Schlamm ans Tageslicht gefördert hat, liefern den Beweis für den streitlustigen Charakter der männlichen Bevölkerung der laibacher Pfahlbauten. Diese unscheinbaren Knochen und Scherben fügen sich vor unserem geistigen Auge zu einem Kulturbild der Vorzeit zusammen. Es steigen viereckige kleine Hütten vor uns auf, nahe beisammen gebaut, über den jetzt so morschen Pfählen, die Wände aus Stangen und Fachwerk. Die Fugen sind mit Bergmoos ausgestopft, das Ganze auch wol mit strohgemischtem Lehm überzogen, die Dächer mit Röhricht oder Rinde gedeckt. Der Estrich besteht aus einer einfachen Lage von Planken mit einer Lehmtenne darüber.

Das Pfahldorf der alten Krainer im See mag wol jenem der Päonier im See Prasias geglichen haben, von denen Vater Herodot im fünften Buche erzählt: „Mitten im See stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten in alten Zeiten die Bürger insgemein auf; nach dem aber machten sie ein Gesetz und nun machen sie es also: „Für jede Frau, die einer heirathet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirge, das da Orbelos heißt, und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein jeder viele Weiber. Sie wohnen aber daselbst auf folgende Art: Es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und seine Fallthür durch das Gerüst, die da hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden sie an einem Fuß an mit einem Seil, aus Furcht, daß sie herunterrollen. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh reichen sie Fische zum Futter. Deren ist eine so große Menge, daß, wenn einer die Fallthür aufmacht und einen leeren Korb an einem Stricke hinunterläßt in den See und zieht ihn nach kurzer Zeit wieder hinauf, so ist er ganz voll Fische. Die Fische aber sind zwei Arten, die nennen sie Paprax und Tilon.“

So schildert Herodot die Päonier, die im See Prasias wohnten, und zwar zur Zeit des Perserkönigs Dareios, des Hystaspes Sohn, im sechsten und fünften Jahrhundert vor Christi Geburt. König Dareios befahl dem Megabasos, die Päonier zu bezwingen, aber denen im See vermochte dieser nicht beizukommen.

Nicht nur als schutzgewährende Zufluchtsstätte vor eroberungssüchtigen Menschen und wilden Thieren, auch als Nahrungsquellen und Verkehrsadern waren die Gewässer den Menschen der Steinzeit von Bedeutung. Wie schon eingangs erwähnt, war die weite grüne Fläche des laibacher Moores in altersgrauer Zeit ein schöner See, aus dem einzelne Berghügel als Inseln emporragten und dessen Gewässer bei Laibach durch die Schloßbergkette mit dem unteren Laibach und dem Savebecken in Verbindung standen. Der See war reichlich bedeckt mit den zackigen Schwimmblättern und den weißen Blüthen der Wassernuß (Trapa natans), deren spitzige Nußfrucht einen süßen Kern enthält, der noch jetzt bisweilen von steierischen und kärntnerischen See-Anwohnern zu Markte gebracht wird. Damals muß, nach den in ungeheuren Mengen sich in der „Kulturschicht“ der laibacher Pfahlbauten vorfindenden Schalen der Wassernuß zu schließen, ihr Vorkommen ein außerordentlich häufiges gewesen sein, und ihr Kern, zu Mehl gemahlen, ein Hauptnahrungsmittel gebildet haben.

An den Gestaden dieses grünen, blumenreichen Sees zimmerten überaus zahlreich die geschickten Biber ihre Bauten und in seinen Fluthen tummelte sich eine reiche Fischfauna, namentlich Hechte, Welse und Karpfen von riesiger Größe. Am Ufer sonnte sich auch hie und da eine Sumpfschildkröte, wie man noch heute ein vereinzeltes Exemplar bei Laibach findet, Torfschweine, davon das laibacher Museum ein vollständiges Skelett aufweist, durchwühlten den Schlamm, Fischottern streckten die glatten Köpfe aus dem Blätterwerk der Wasserpflanzen empor. Ringsum aber waren die Berge noch von Urwäldern bedeckt, in denen gewaltige Edelhirsche, Bären und Wildschweine in Menge hausten, aber auch der Elch, der Urochse, der Wisent, der Wolf und Dachs nicht selten sich vorfanden. Wie unter den Thieren des Waldes gab es auch unter den Bäumen noch Riesen, wie man sie heute nicht mehr findet.

In diese jungfräuliche Landschaft zog, dem Laufe der Flüsse folgend, wahrscheinlich von Ost oder Südost her, fern aus Asien kommend, der Mensch ein, bewaffnet mit Horn-, Stein- und Kupferwaffen. — Welcher Rasse dieser Mensch angehörte? Leider sind bisher nur zwei Schädel und ein Kinnbacken gefunden worden, aus denen keine bestimmten Schlüsse zu ziehen sind. Aber gewiß war er mit Energie und geistiger Begabung ausgestattet. Die zahlreich gefundenen Spinnwirtel und die Steingewichte zum Webstuhl, sowie die Bearbeitung der Knochen und Steine sind Beweise bedeutender Kunstfertigkeit. Eisenbestandtheile fand man ebensowenig, wie Spuren von Ackerbau. Neben den Schalen der Wassernuß und den Kernen der Cornelkirsche, die sämmtlich in ungeheurer Menge zutage treten, weist nur noch der Same der Himbeere auf vegetabilische Nahrung hin, während sich keine Spur von Getreide, wie doch so häufig in den schweizerischen Pfahlbauten, vorfindet. Wol dürfen wir aus der Menge der Knochen großer wilder Thiere schließen, daß Jagd eine Hauptbeschäftigung, Wildfleisch eine Hauptnahrung der Männer war, die wir uns also kaum sehr sanft und friedfertig vorzustellen haben. Als Hausthiere finden wir bei ihnen ein gehörntes Schaf, das Rind, das Schwein, die Ziege, den kleinen Hund der Steinzeit, den Abkömmling des Schakals, und dann auch den größeren Hund, den Abkömmling des indischen Wolfes, aber weder das Pferd noch die Katze.

Mit Aufwand unsäglicher Mühe errichteten die Menschen in der sicheren fischreichen Seebucht ihre Pfahlgerüste, um darauf die ärmlichen Hütten zu bauen. Hier lebten sie von Jagd, Fischfang und etwas Viehzucht, gekleidet in die Felle der erbeuteten Thiere, deren Fleisch sie mit den Früchten der Wälder als Zuthat und den Samen der Wassernuß als Brod verzehrten. Knochen und das Gehörn der Jagdbeute lieferten ihnen nebst den Feuersteinen Werkzeuge und Waffen, Knochen und Zähne barbarischen Schmuck. Das Ganze ein Bild der Armuth und Einfachheit im Rahmen der Jahreszeiten, bald verdüstert durch den Nebel über dem einförmig brausenden See, bald erheitert durch fröhliche Jagd im endlosen Urwald oder in süßer Ruhe am Herd, wenn die Welle unter dem hohlen Bau an den Pfählen plätschert und raschelnd durch den nahen Uferschilf die Abendwinde wehen. So sahen im ersten Morgenstrahl der Kultur die Recken aus, wenn sie in des Urwalds Wildniß mit der Streitaxt drangen oder daheim Geräthe aus Thiergebein und Felsgestein schafften. Und die Vertreterinnen des „Ewig Weiblichen“ pflegten damals wie heute die Kinder und walteten am Webstuhl und Herd.

Dr. M. T.

Die Löwenbraut. (Bild Seite 592—93.) Die Ausführung unseres Bildes verräth den Seelenkenner und den technisch glänzenden Meister, — Gabriel Max. Um den Beschauer so recht die künstlerische Wahrheit des furchtbaren Vorganges empfinden zu lassen, wollen wir sie durch Chamissos ergreifende Dichtung erklären lassen:

Mit der Myrthe geschmückt und dem Brautgeschmeid,
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schüttelst machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnen-umwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreit, es ist nun vorbei;
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erschüttern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei!
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Aufbrüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nah'n,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein mächtiger Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er ververgossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Zwei Blüthen der Dichtkunst aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. In dem Artikel „Lessings Wirken", S. 430, 441 u. 42 ist der beiden bedeutendsten Dichter Erwähnung gethan, welche die vorklopstock'sche Zeit im vorigen Jahrhundert aufzuweisen hatte. Von der poetischen Begabung des ersten, des großen Gelehrten Albrecht v. Haller, mögen einige Strophen der berühmten Trauerode Zeugniß ablegen, welche er dichtete, als der Sturz mit dem Wagen bei seinem Einzuge in die ungepflasterten Straßen der Universitätsstadt Göttingen seine geliebte Lebensgefährtin getödtet hatte. Die „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Marianne" beginnt:

Soll ich von deinem Tode singen?
O, Marianne, welch' ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht!
Die Lust, die ich an dir gefunden,
Vergrößert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzu wohl,
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu,
Als wenn von dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu'.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichter-Klagen fang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kann.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergetzt an Trauer-Bildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich seh' dich noch, wie du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faßtest,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele, voll der reinsten Triebe,
Wie ängstig warst du für mein Leid!
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh' ich hin? In diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt,
Das Haus hier, wo ich dich verloren;
Der Tempel dort, der dich bedeckt;
Hier Kinder — ach! mein Blut muß lodern
Beim zarten Abdruck deiner Zier,
Wann sie dich stammelnd von mir fodern;
Wo flieh' ich hin? Ach, gern zu dir!

O, soll mein Herz nicht um dich weinen?
Hier ist kein Freund dir nah', als ich.
Wer riß dich aus dem Schooß der deinen?
Du ließest sie und wähltest mich.
Ein Vaterland, was dir gewogen,
Verwandtschaft, die dir liebreich war,
Dem allen hab' ich dich entzogen:
Wohin zu eilen? Auf die Bahr'.

— — — — — — — — —

Vollkommenste, die ich auf Erden
So stark und doch nicht g'nug geliebt,
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt!
Mich überfällt ein brünstig Hoffen,
O, sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
O, halt' die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu sein!

Von dem andern berühmtesten Dichter jener Zeit, dem leichtlebigen Hagedorn, sei das für ihn besonders charakteristische Gedicht „Die Alte" mitgetheilt:

Zu meiner Zeit
Bestand noch Recht und Billigkeit,
Da wurden auch aus Kindern Leute;
Da wurden auch aus Jungfern Bräute,
Doch alles mit Bescheidenheit;
Es ward kein Liebling zum Verräther,
Und unsre Jungfern freiten später:
Sie reizten nicht der Mütter Neid.
O, gute Zeit. —

Zu meiner Zeit
Befliß man sich der Heimlichkeit.
Genoß der Jüngling ein Vergnügen,
So war er dankbar und verschwiegen,
Und itzt entdeckt er's ungescheut.
Die Regung mütterlicher Triebe,
Der Fürwitz und der Geist der Liebe
Fährt oftmals schon in's Flügel-Kleid.
O, schlimme Zeit! —

Zu meiner Zeit
Ward Pflicht und Ordnung nicht entweiht,
Der Mann ward, wie es sich gebühret,
Von einer lieben Frau regieret
Trotz seiner stolzen Männlichkeit!
Die Fromme herrschte nur gelinder!
Uns blieb der Hut und ihm die Kinder,
Das war die Mode weit und breit.
O, gute Zeit. —

Zu meiner Zeit
War noch in Ehen Einigkeit.
Itzt darf der Mann uns fast gebieten,
Uns widersprechen und uns hüten,
Wo man mit Freunden sich erfreut.
Mit dieser Neuerung im Lande,
Mit diesem Fluch im Ehestande
Hat ein Komet uns längst bedräut.
O, schlimme Zeit. —

B. G.

Die ursprünglichen Kleider der Gallier und Franken waren Thierfelle. Tacitus erzählt von den Deutschen, daß ihre Kinder selbst in der größten Kälte völlig unbekleidet einhergingen, und daß die Kleidung der Männer nur in einer Decke von grobem Zeuge oder Fellen bestand, die mit einem Haken befestigt nur bis auf die Hüften reichte. Die haarige Seite war nach außen gekehrt. Auch um die Füße waren Felle gebunden, die zwei Finger hoch über die Knöchel gingen. Lange zuvor, ehe die Römer in Gallien einfielen, waren die Gallier schon auf den Einfall gekommen, zu ihrer Bekleidung Thierfelle zusammen zu nähen. Hierzu bedienten sie sich, gleich den Indianern, der Pferdehaare, der Sehnen der Thiere oder der Fasern gewisser Pflanzen; Fischgräten vertraten die Stelle der Nadeln, und zugeschärfte Knochen dienten statt der Messer und Scheeren. Aller Wahrscheinlichkeit nach verwahrten sie auch die Füße gegen spitze Steine, ob sie gleich Kopf, Arme und Beine bloß trugen. Auch hatten sie eine Art Beinkleid, das bracca genannt wurde, daher unterschieden die Römer Gallien in zwei Theile: derjenige, dessen Einwohner römische Sitten und Kleidung angenommen hatten, hieß Gallia togata, nach der toga, dem römischen Ueberkleide, das andere Land hingegen, wo das Volk sein Beinkleid beibehielt, Gallia braccata. — Die Erfindung, Haare und Wolle der Thiere zu spinnen, scheint lange vor Ankunft der Römer in Gallien bekannt gewesen zu sein. Die Einwohner dieses Landes verfertigten wollene Zeuge, die zwar sehr grob, aber doch hinlänglich waren, sich damit zu bedecken. Die Weiber spannen diese Wolle, die Anfangs nur für die Druiden, die Häupter der Nation und für die Reichen bestimmt war. Die Franken, die Eroberer Galliens, verachteten lange Zeit diese Zeuge, da sie zu leicht und unzureichend waren, feindlichen Hieben zu widerstehen; auch schlossen sie nicht so eng an den Körper an wie die Kleidung aus Thierfellen, die bis zur Zeit Karls des Großen (768 bis 814) von den Soldaten getragen wurde. Mäntel und Unterkleider waren beiden Geschlechtern gemein, doch waren die Stoffe verschieden. Die Weiber kleideten sich in Wolle, die sie eigenhändig gesponnen hatten, und die Männer fuhren fort, Thierfelle zu tragen, nachdem sie von den Römern die Kunst gelernt hatten, sie zu reinigen und auszukochen, wodurch die Haare abgingen. — Allmälich wurden die wollenen Zeuge bei der ganzen Nation gebräuchlich. Die Tuchmanufacturen wurden vermehrt und verbessert. Der Adel sowohl wie die reichen Bürger bedienten sich der feinen Tuche, und die Bauern trugen eine Kleidung, die für sie gar nicht bequemer sein konnte: einen Mantel mit einer Kapuze, wodurch sie gegen Regen, Wind und Sonne geschützt waren, und den sie in ihrer Hütte leicht ablegen konnten. Dies wurde später die Kleidung der Mönche; denn die ersten Stifter der Mönchsorden hielten die Mönche an, die ihnen geschenkten Felder zu bearbeiten, so erhielten sie auch die Bauernkleidung. Hiezu gehörten auch die Riemen, womit die Bauern ihre Füße und den Unterschenkel bekleideten. Strümpfe wurden bei den Bauern erst viel später gebräuchlich. Dr. B.-R.

Irdener Töpfe und Gefäße bedienten sich die Gallier schon vor Ankunft der Römer. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß eine so kriegerische und umherschwärmende Nation den Gebrauch so zerbrechlicher Geschirre lange Zeit beibehalten habe. Die eisernen Kessel traten an ihre Stelle. Man wurde aber die Ungemächlichkeit inne, die auch diese verursachten; das Eisen wurde daher immer zu Rösten, Bratspießen u. dgl. gebraucht, und zu Kesseln und Kochgeräthen nahm man das Kupfer. Gallien hatte dieses Metall in seinen Bergwerken im Ueberfluß. Der Naturforscher Plinius berichtet, daß zu den Zeiten des Kaisers Augustus (39 vor bis 14 nach Chr. Geb.) das gallische Kupfer in Rom bekannt war und seiner Gemahlin Livia zu Ehren „livisches Kupfer" genannt wurde. Er spricht auch von einer Art Verzinnungen, die damals gebräuchlich waren, wobei er zu verstehen giebt, daß das Verzinnen sowohl zur Zierde als der Gesundheit wegen erfunden worden, und fügt hinzu, daß die Verzinnung das Innere der Gefäße so glänzend mache, daß sie aus Silber zu sein schienen, und daß die Gallier nicht nur die Gefäße, sondern auch das Geschirr ihrer Pferde verzinnten. Allerdings bestand diese antike „Verzinnung" aus Kupfer und Blei. In den ältesten Zeiten hielten die Gallier ihre Mahlzeiten auf Heubündeln sitzend, bis sie von den Römern lernten, auf Polstern liegend zu essen, aber dieser Gebrauch erhielt sich nicht lange, denn unter der ersten Reihe Könige, die Gallien hatte, bediente man sich schon der Stühle, die Anfangs aus bloßem Holz waren, aber zur Bequemlichkeit mit Kissen belegt waren. Es wird oft in den Chroniken von hohen Hofbediensteten gesprochen, deren Amt es war, die königlichen und fürstlichen Stühle mit Kissen zu belegen. Die Tische, die vormals niedrig waren, wurden nun hoch gemacht; sie waren lange Zeit unbedeckt, nur daß sie oft geglättet wurden, ein Gebrauch, der sich bis auf unsere Tage in den Klöstern erhalten hat; später wurden sie mit ledernen Tapeten bedeckt, die endlich den Tischtüchern Platz machten. Die ersten Servietten wurden zu Rheims verfertigt; vorher bediente man sich statt ihrer grober wollener Zeuge. Als Karl VII. (1422 bis 1461) in Rheims gekrönt wurde, beschenkte ihn die Stadt mit Servietten; ein gleiches Geschenk erhielt der deutsche Kaiser Karl V. (1520 bis 1556), als er durch Frankreich reiste. Montagne berichtet, daß erst zu seiner Zeit der Gebrauch der Servietten allgemein geworden wäre.

Eine alte Rittersitte war es, durch einen Waffenherold das Tischtuch unter gewissen Ceremonien vor einem Ritter entzweischneiden zu lassen, den man beschimpfen wollte, wobei sein Brod umgekehrt wurde. Der Ritter mußte hernach seine Schande wieder gut machen, oder seine Unschuld beweisen. Ein Beispiel dieses sonderbaren Gebrauchs findet sich in der Geschichte Karl VI. von Frankreich (1380 bis 1422):

Wilhelm von Hainaut, Graf von Ostrevan, speiste eines Tages an der Tafel dieses Monarchen, als der Herold erschien und das Tischtuch vor ihm zerschnitt, indem er sagte, daß ein Fürst, der keine Waffen trüge, nicht werth sei, an der Tafel des Königs zu speisen. Wilhelm, erstaunt, antwortete, daß er so gut wie die andern Ritter Schild und Lanze trüge. „Nein, gnädiger Herr, das kann nicht sein," antwortete ihm hierauf der älteste Herold, „Ihr wißt, daß Euer Großonkel durch die Friesländer getödtet wurde, und daß sein Tod bis auf diesen Tag ungerächt geblieben. Wenn Ihr Waffen hättet, würde das längst geschehen sein." Diese schimpfliche Lection that ihre Wirkung. Der Graf dachte nun an nichts, als diese Schmach auszulöschen, und er erreichte auch seinen Zweck. Dr. B.-R.

Hofstaat eines Negerkönigs. Die afrikanischen Neger sind in viele kleine Völkerschaften eingetheilt, die von Königen beherrscht werden. Der König, ebenso wie die Unterthanen, wohnt in einer Stroh- oder Schilfhütte, nur besitzt er eine Anzahl solcher Hütten. Bisweilen sind sieben bis acht solcher Vorhütten zu passiren, bevor man die eigentliche Wohnung des Königs erreicht. Hier wird man von dem Minister empfangen und vorgestellt. Hat der Fremde aufgehört zu reden, so läßt der König seine Weiber kommen und stellt sie nebst seinem ganzen Hofstaate dem Fremden vor. Nun werden Sessel herbeigebracht. Die Favorite sitzt auf einem hölzernen Schemel zur Rechten, der Minister zur Linken des Königs, der Fremdling ihm gegenüber. Der Dolmetscher steht, die vornehmsten Hofleute sitzen auf Matten im Kreise herum, die anderen Weiber stehen in einem zweiten Kreise, und die vornehmsten Offiziere bilden einen dritten. Dann werden die Geschenke des Ankömmlings vorgelegt, über deren Art der Minister sich vorher unterrichtet und dem Könige Mittheilung gemacht hat. Endlich geht das Trinken los, ebenfalls auf Kosten des Fremden, sei es nun Wein oder Branntwein. Der Fremdling muß zuerst trinken, um zu zeigen, daß sein Getränk nicht vergiftet sei, dann reicht er das Gefäß dem Könige, dieser gibt es dem Minister und dieser den Uebrigen. Zu jedem Trunk, den der König thut, ist eine neue Flasche erforderlich, die der Fremde versucht haben muß. Nach und nach wird die Unterhaltung animirter, während der König sich in Freundschaftsversicherungen erschöpft. Bei den Geschenken dürfen die königlichen Frauen nicht vergessen werden, eine Kleinigkeit erfreut sie, und man kann sie mit ein paar rothen Schnupftüchern befriedigen. Dr. B.-R.

In Ostindien werden alle Bücher, um der Beschädigung durch Insecten vorzubeugen, brochirt oder gebunden verkauft. Die Commis müssen alle Tage die Bücher aus den Fächern, in welchen sie stehen, herausnehmen, sie sorgfältig ausklopfen und abstäuben, damit die Moskitos sich nicht zwischen die Blätter setzen und sie benagen. Diese Arbeit ist sehr zeitraubend. Außer in Calcutta sind die Buchhandlungen sehr selten, doch giebt es in einigen Städten Lesecabinette. In Calcutta giebt es überdies eine Menge Hausirer, welche die neuen Broschüren und Flugschriften herumtragen und in die Palantine und vorüberfahrenden Wagen werfen. Will man nichts kaufen, so wirft man das Empfangene zurück, was die Leute dann sehr geschickt im Fluge auffangen. Dr. B.-R.

Der Stammvater aller Pomeranzenbäume Europa's steht im Klostergarten der heiligen Sabina auf dem Monte Aventino in Rom und ist 10 Meter hoch. Der Ahnherr aller französischen und deutschen Maulbeerbäume wurde noch im Jahre 1802 im Dorfe Allan-Montelimart gezeigt, wo er im Jahre 150? gepflanzt worden sein soll. Die älteste unserer Chausseepappeln stammt aus Italien, eigentlich aber gleichfalls aus Asien, wie die vorgenannten Bäume, und wurde Ende des 18. Jahrhunderts im Wörlitzer Park bei Dessau von dem Ober-Baudirector Hesekiel angepflanzt. Der Baum war ein männliches Exemplar, daher auch alle unsere Pappeln desselben Geschlechts sind. In Berlin wurde ein Platz „Pappelplatz" genannt, nachdem man sämmtliche Pappeln auf ihm — umgehauen hatte. Man setzt ja auch den Menschen erst dann Denkmäler, wenn sie dahingesunken sind. — Es bestand auch sonst in alten Zeiten ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen Bäumen und Menschen. Man pflanzte bei den verschiedensten Völkern, sogar auf Neu-Holland, Bäume bei der Geburt der Kinder und zählte deren Jahre nach den Knoten der Palmen, nach den Jahresringen des Holzes. In den Bäumen wohnten die Vorfahren der Völker, wie ihre Götter. Noch heute bitten die Holzfäller Ober-Baierns den Baum erst um Verzeihung, wenn sie ihn fällen müssen. Als Cäsar befahl, den heiligen Wald bei Marseille (Massilia) umzuhauen, „zitterten die starken Hände der Fäller", singt Lucanus. Das Schicksal von Helden und Göttern war an Bäume gebunden; sie starben mit ihrem Sturz, oft an einem Zweige, den der Feind abgerissen hatte und als Pfeil auf sie schoß. So fiel Baldur, der Lichtgott der nordischen Mythologie, als Hödur auf Anrathen des tückischen Loki einen Mistelzweig (Mistiltin) auf ihn schoß. Ja die ganze Entwickelung der Menschheit hat man als einen Riesenbaum versinnbildlicht: es ist die Esche Yggdrasil, von der die nordische Göttergeschichte erzählt. Dr. B.-R.

Sprechsaal für jedermann.

Herr Professor Dr. Schatzmayer in Triest hat uns folgende Zuschrift gesendet:

Es ist kaum glaublich, wie noch immer über die Bewohner eines Landes gefabelt wird, das nicht etwa in Hinterindien oder im Innern Afrikas oder Australiens, sondern in unserm „gebildeten“ Europa liegt und einen der civilisirtesten Staaten zum Nachbar hat! Da lasen wir vor kurzem in Nr. 28 der vorliegenden weitverbreiteten Wochenschrift einen Artikel mit der Aufschrift „Eine Montenegrinermaid an der Prelazischlucht“. Der Bericht über Land und Leute der Crnagora, die hier wie ein kaum erst entdecktes Gebiet und nicht viel besser wie — Patagonien vom Engländer Musters, seligen Andenkens, behandelt wurde, überraschte uns höchlich. Schreiber dieser Zeilen verkehrt seit dem Jahre 1874 persönlich und brieflich mit Montenegrinern und hat im Jahre 1875 das Land dieser „europäischen Indianer“, dieser fürchterlichen „Horde von Kopfabschneidern“ und „Räubern“ 2c. 2c. von der Nord- bis zur Südspitze durchreist. Er möchte sich daher hier ein Wörtchen zur Richtigstellung über die armen, vielverleumdeten Montenegriner erlauben.

Der anonyme Verfasser*) des „Eine Montenegrinermaid“ 2c. überschriebenen Artikels sagt: 1) „Montenegro (deutsch: schwarzer Berg) von den dunkeln, mit Flechten überzogenen Felsen so genannt.“

Die Wahrheit ist, wie alle wissen, die Montenegro gesehen und dessen Geschichte kennen, daß „Montenegro“ nur eine durch Mißverständniß des ursprünglichen und offiziellen Namens Crna Gora (abgekürzt statt Crnojewa Gora, d. i. „Gebirgsland des Crnojewitsch“, wie wir in einem Originalartikel „Crna Gora und die Crnagorzen“ gelegentlich nachweisen werden) entstandene italienische Wortbildung ist, und daß in Montenegro nur weißliches Karstgestein zu sehen ist, und daher das Land eher „Weißberg“ genannt werden müßte.

2) „Jahrhundertelang hatte das Ländchen gar keine Grenzen.“ — Die Wahrheit ist, daß die Crnagora, solange dieselbe besteht, immer theils natürliche, theils politische Grenzen hatte, nur daß letztere bis zum Jahre 1862 auf der türkisch-montenegrinischen Grenzenstrecke streitig waren.

3) „Wegen dieses Großmachtskitzels sind die Südslaven eifersüchtig bis zur Undankbarkeit auf der Wacht für ihre Unabhängigkeit.“ — Was dieses „Deutsch“ besagen soll, erräth außer dem anonymen Verfasser dieser Worte wohl niemand.

4) Daß „der russische Czar die wenigen Schulen Montenegros erhält“, ist nicht minder überraschend für den, der da weiß, daß das kleine Montenegro nicht weniger als 80 Volksschulen, eine Lehrerbildungsanstalt und eine höhere Mädchenschule (Institut pour des jeunes filles) besitzt, von denen die Volksschulen aus dem Einkommen der montenegrinischen Klöster, das Lehrerseminar und die höhere Mädchenschule aus dem Staatssäckel erhalten werden.

5) Daß die Bewohner Montenegros „durchweg von Pflanzenkost“ leben, wie wenn es keine Castradina (an der Luft gedörrtes Hammelfleisch, Hauptnahrungs- und Ausfuhrartikel Montenegros) 2c. gäbe, und wie wenn die viehzüchtenden und fleischkostliebenden montenegrinischen Krieger Vegetarianer wären! — ferner, daß es in ganz Montenegro „einzige zwei“, sage und schreibe zwei „Ortschaften“ gäbe, nämlich Cetinje und Njegusch! — ferner, daß der Montenegriner „nur Tabak, Salz und Schießbedarf“ im Auslande kauft 2c. 2c.

Nicht anders als blühenden Blödsinn und Verleumdung können wir nachstehendes nennen:

„Mit großem Widerwillen (!) steigt einmal im Jahre (!!) der Glavar mit seinem Plemeno (d. i. das Oberhaupt mit seinem Pleme oder Stamme!) nach der österreichischen Stadt Kattaro hinab, wo (man höre und staune!) er am Thor seine Waffen abliefern muß; eine nothwendige Maßregel, weil (nun folgt das Nonplusultra dieser neuesten Münchhauseniade!) der bewaffnete Montenegriner den Verkäufer, statt zu bezahlen, „erschießen“ würde.“ (!!!)

„Man nennt die Montenegriner nicht mit Unrecht europäische Indianer. (?!!) Die Nüchternheit und die scharfen Sinne, aber auch die Grausamkeit gegen den überwundenen Feind (der Verfasser dieser Worte lese erst die montenegrinische Kriegsgeschichte der Jahre 1875—78 und — merk' es sich!) und die Verachtung jeglicher Arbeit (also auch der geistigen Arbeit, die ich selbst bei zwei jungen Montenegrinern im Gymnasium zu Zara jahrelang zu beobachten und zu rühmen hatte!) haben sie mit den Rothhäuten Nordamerikas gemein.“ — — —

*) Der Artikel ist mit dem Namen unseres Mitarbeiters, Herrn Dr. Max Trausil, in den unseren Lesern bekannten Anfangsbuchstaben unterzeichnet. Red.

Darauf antwortet nun Herr Dr. Trausil:

Bezugnehmend auf das Schreiben des Herrn Dr. Schatzmayer fühle ich mich zu der Erklärung verpflichtet, daß ich zwischen Haparanda und Syrakus wohl viel, aber Montenegro allerdings nicht gesehen habe. Um jedoch den Vorwurf der Leichtfertigkeit von mir abzuwälzen, will ich die Quellen angeben, aus denen ich meine angeblichen Fabeln geschöpft habe:

Ad 1. Ob Montenegro (slavisch Crnagora) von dem im Jahre 1421 erwählten Woywoden Stefan Crnojewitsch den Namen erhalten hat, müssen wir den Historikern Crnagoras oder Hrn. Prof. Dr. Schatzmayer zu Triest festzustellen überlassen. Bis jetzt ist es noch nicht bewiesen. Die Türken haben das Land wahrscheinlich wegen der Algen (Chrococcocaccen), welche den sekundären Kalkstein der Karstgebirge überwuchern, Kara Dagh (schwarzer Berg) genannt, und die Venetianer übersetzten es wörtlich Montenegro.

Ad 2. Daß „das Land der Hammeldiebe von Rußlands Gnaden“ — wie es der Türke nennt — bis zum Jahre 1862 keine Grenzen hatte, bitte ich Hrn. Schatzmayer in Czörnig's „Montenegro“ nachzulesen.

Ad 3. Daß Herr Dr. Schatzmayer den Satz: „Wegen dieses Großmachtskitzels sind die Südslaven eifersüchtig bis zur Undankbarkeit auf der Wacht für ihre Unabhängigkeit“ unklar findet, begreife ich umsoweniger, als ich sonst trotz eifriger Bemühungen niemanden gefunden habe, dem es ebenso gegangen wäre.

Ad 4. „An Schulen gab es bis zum Jahre 1834 keine einzige. Im Jahre 1873 gab es 40 Volksschulen mit 2000 Schülern und 100 Schülerinnen. Rußland zahlt jährlich 8000 Dukaten und Frankreich 50000 Francs „zur Erhaltung der Kirchen und Schulen.“ S. Meyer's Konversationslexikon. 1877. 3. Auflage.

Ad 5. „Njegusch ist der einzige auf europäische Art gebaute Ort, denn die andern im Lande zerstreuten Häusergruppen können nach deutschen Begriffen nicht als Ortschaften angesehen werden.“ Wieder Meyer's Konversationslexikon. Ferner: Die Czernagorzen werden in Hinsicht der Zusammenstellung ihrer Nahrungsmittel von allen Bewohnern der dinarischen Alpen keine Ausnahme machen und wohl vorwiegend wie ihre Nachbaren, die Morlachen Dalmatiens, die die Castradina nur als Festspeise ansehen, von Brot, Milch und Käse leben.

Ad 6. Daß die Montenegriner vor dem Thor in Cattaro die Waffen ablegen müssen, wenn sie mit ihrem einzigen Exportartikel, der Castradina (gedörrtes Hammelfleisch) zu Markte kommen, habe ich im Jahre 1865 an Ort und Stelle selber gesehen.

Ad 7. Der Maler Jaroslaw Czermak, der das geflügelte Wort „europäische Indianer“ ausgebrütet hat, und der wie jeder Maler einen struppigen Montenegriner einem gekämmten Geheimrath vorzog, schilderte mir in Cattaro (1865) in Gegenwart des österreichischen Lieutenants Hoffmann von Aspernburg (jetzt Verwaltungsrath der Südbahn) den in Montenegro herrschenden Schmutz und die natürliche Folge davon, das Ungeziefer, so drastisch, daß mir alle Lust verging, meine schon in Sizilien auf eine harte Probe gestellte Haut den montenegrinischen Sechsfüßlern zu exponiren.

Ad 8. Um die Parallele der Montenegriner mit den Rothhäuten Nordamerikas sachgemäß richtig zu stellen, muß ich wieder zu Meyer's Konversationslexikon meine Zuflucht nehmen: „Von geistiger Kultur dieses kriegerischen, aber rohen Volkes kann ebensowenig wie von technischer Ausbildung die Rede sein; doch auch für Ackerbau und Handwerke zeigt es nur Geringschätzung und Mißachtung. Von Handelsbetrieb kann natürlich auch keine Rede sein. Lasten werden auf den Saumpfaden von Pferden und Maulthieren, meist aber von Frauen getragen, deren zwei gleich einem Maulthier taxirt werden.“

Um dem Herrn Dr. Schatzmayer zu beweisen, daß Montenegro ebensogut in Hinterindien oder im Innern Afrikas liegen könnte, will ich zum Schluß einen Passus aus dem montenegrinischen Gesetzbuch zitiren: „Wer einen Montenegriner mit dem Fuße stößt oder mit dem Pfeifenrohr schlägt, zahlt fünfzig Dukaten; tödtet der Geschlagene den Angreifer in der ersten Aufwallung, so ist die Sache abgethan. — Aus Nothwehr tödten ist erlaubt.“

Was die Kriegsgeschichte der Montenegriner vom Jahre 1875—78 anbelangt, so verweise ich den Hrn. Dr. Schatzmayer auf die im Jahre 1878 in Klagenfurt internirten türkischen Gefangenen, deren von den Montenegrinern verstümmelten Köpfe die leipziger „Illustrirte Zeitung“ abgebildet gebracht hat.

Leipzig, im Mai 1879. Dr. Max Trausil.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 51. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

Stefan war wieder schön. Sein Körper war voll und kräftig geworden wie ehedem, in den blauen Augen blitzte nur ein etwas ernsteres Feuer, und der blonde Vollbart, den er trug, ließ ihn noch männlicher erscheinen. Er trug, gleich den übrigen Genossen, die leichte blaue Arbeiterbluse, wie sie in Frankreich allgemein ist, und die sie, als eine saubere und bequeme Tracht, ebenfalls angenommen hatten; sie stand ihm vortrefflich und ließ in ihrem weiten Aermel seine Verstümmelung kaum erkennen. Er hatte sich Nandl mit raschen Schritten genähert.

„Wir werden es hübsch haben, Nandl," sagte er.

Sie nickte ihm freudig zu.

„Das glaube ich," meinte Sepp, „aber so was bringen auch nur wir zusammen; natürlich, das Aufputzen und Schönmachen ist so eigentlich unser Geschäft. Aber wir werden's nicht nur schön, wir werden's auch gut haben," — er schnalzte mit der Zunge, — „gib acht, Stefan, unsere Kathrein wird sich morgen als Köchin sehen lassen, bisher haben wir ihr zur Ausübung ihrer Kunst so gut wie keine Gelegenheit gegeben, aber morgen, paß auf, — die versteht's!"

„Es soll ein herrliches Fest werden," bestätigte Stefan. Und dann sich wieder zur Nandl wendend: „Wo ist Hans?"

„Ich glaube, er ging nach dem Walde zu, er hatte die Anzeige von der erfolgten Vermählung seines Bruders — mit Valerie erhalten —"; sie hielt einen Augenblick inne und warf einen hastig forschenden Blick von der Seite nach ihm; er hatte keine Miene verändert und das heitere Lächeln war nicht von seinen Lippen gewichen; sie fuhr aufathmend fort: „ein Brief von seiner Tante war beigeschlossen, er wollte ihn ungestört lesen; er kommt heute wohl nicht mehr hierher, wir haben auch schon Feierabend gemacht."

„Ganz recht." Stefan nickte beistimmend. „Es ist Feierabend, und was geschehen soll, kann morgen geschehen." Er wendete sich dabei gegen Sepp und Anton, gleichsam sie auffordernd, auch ihrerseits den Feierabend zu nützen und sich fortzumachen.

Diese aber wollten die Aufforderung nicht verstehen und setzten emsig ihre Arbeiten fort.

Stefan machte nun gleichfalls sich hier zu schaffen; es war, als ob ihn etwas hier zurückhielte, als könne er heute nicht, wie sonst, hier fortgehen, ohne an Nandl einige Worte zu richten. Aber wenn er ihr etwas zu sagen hatte, was hinderte ihn daran? Warum sagte er es nicht gleich, nicht vor den andern? Er sah einigemale wie zufällig nach ihr hin; in seinen Augen spiegelte sich Ungeduld, er wünschte lebhaft, daß die andern fort wären. Er war heute so froh, so glücklich, ein heißes Gefühl von Dankbarkeit für Nandl war in ihm aufgeflammt; sie war es ja gewesen, die ihn vor Verzweiflung gerettet, die ihn der Arbeit, der Unabhängigkeit entgegengeführt, sie war es, die ihn freigemacht hatte und glücklich. Er wollte es ihr heute sagen, an dem Vorabende des Tages, den sie als einen Sieg, als eine Gewähr ihres künftigen Fortbestandes feiern wollten; — aber er wollte es ihr allein sagen.

Er blickte wieder nach ihr hin, sie merkte es und schlug die Augen nieder. Sie erschien ihm so rührend schön; oft war sie ihm so erschienen, aber niemals waren seine Gefühle so drängend geworden wie heute, alle seine Vorsätze drohten sie umzustoßen, all' seine Kraft schien nicht mehr vorhalten zu wollen, und doch, selbst in diesem Augenblicke einer fast übermächtigen Bewegung rief er sich zu: Du darfst ihr nur von deiner Dankbarkeit sprechen, du darfst ihr sonst nichts bekennen, du darfst nicht, du darfst nicht, Stefan, oder du bist ein Elender.

Jetzt hörte man vom Eingange her eine frische Stimme „Seppel!" rufen, und sogleich den langen Sepp mit einem lustigen Schnalzen der Zunge darauf antworten.

Sein Weib war in den Hof getreten, ihr Kindchen am Arm, das in frisches, weißes Linnen gekleidet war und gar munter am Arm der Mutter sich hin und her schwang.

„Wir kommen dich holen, Vater," rief Linerl, „Du bleibst uns gar zu lange aus. — Grüß' Gott, Nandl, — grüß' Gott, ihr andern! — Ach, wie prächtig! Ich sehe, ihr richtet schon alles für morgen zurecht. Wird das schön werden!"

Sepp hatte die Guirlande dem Anton über die Schulter geworfen und war schon an ihrer Seite. Sein dunkles, sonnverbranntes Gesicht zeigte ein breites Lächeln. Rasch wirft er das wirre Haar zurück und wischt dann mit der Hand wiederholt den kräftigen Bart, ihn sorgfältig reinigend. Seine Augen blicken seelenvergnügt in die helleren Augen seines Kindes, und behutsam und fast respektvoll ergreift er die kleinen Händchen, die sich ihm entgegenstrecken, und küßt sie, küßt sie wiederholt. Das Kleine jauchzt auf, es kennt den Vater schon, und dieser nickt lachend mit dem Kopfe ihm zu und putzt abermals den Bart, grade als könne er dem lieben, zarten Geschöpfe gegenüber nicht säuberlich genug verfahren, und er drückt ihm die gesunden, rosigen Bäckchen und küßt es dann auf den frischen, kleinen Mund. Die junge Mutter blickt mit einem seligen Ausdruck auf die beiden.

Auch Nandl war näher getreten; ihre Augen vermögen sich nicht loszulösen von diesem Bilde, das ihr das höchste, reinste Glück des Menschendaseins offenbarte. Sie fühlte sich seltsam bewegt, wie mitergriffen von diesem Glücke. Plötzlich, als gehorchte sie einer magnetischen Einwirkung, wendet sie sich rasch um. Stefan war hinter sie getreten. Ihre Augen treffen zusammen in einem langen Blick und über die Wangen der beiden ergießt sich eine dunkle Gluth; aber schon hat sich Nandl wieder dem Kinde zugewendet, das in seinem Uebermuth nach dem hervorspringendsten Theil in dem Gesichte des Vaters gegriffen und diesen daran festhielt. Lautes, entzücktes Gelächter der Eltern, und Nandl und Stefan und Anton, sie alle werden aufgefordert, doch nur zu betrachten, wie fest der kleine Racker die große Nase seines Vaters angefaßt und wie er sie garnicht loslassen wolle. Das war zu köstlich, das mußte bewundert werden; und sie lachten alle, und Nandl löste dann sanft die kleinen Händchen von der rothen Nase und machte dem Kunststück ein Ende. Sie küßt das Kindchen wiederholt und bittet um die Vergünstigung, es auf den Arm nehmen zu dürfen. Aber der eifersüchtige Sepp gönnt es ihr nicht, er entzieht es der Mutter und hebt es in seinen Händen hoch in die Höhe, sodaß das Kleine vor Lust laut aufjauchzt, und dann drückt er es an die Brust, und „Komm Alte!" ruft er seinem Weibe zu, und „Gute Nacht!" den andern, und er springt mit seinem kleinen Schatz, ihm allerhand Gesichter machend und dabei einige unartikulirte Laute ausstoßend, davon.

„Der Mann treibt's zu närrisch mit dem Kind," sagt Linerl verweisend, aber man sieht ihr die Glückseligkeit an. Sie reicht Nandl die Hand, und einen letzten Blick auf die Festvorbereitungen werfend: „Wird das schön werden! O, wie freu' ich mich auf morgen, und ich komme morgen schon zeitig herunter, um dir zu helfen." Sie küßt sie rasch und folgt ihrem Manne.

Anton hat die letzte Guirlande gezogen; für heute gibt's nichts mehr hier zu thun, und nachdem er noch einen verliebten Blick der Nandl zugeworfen hat, nebst einem recht vernehmlichen Seufzer, geht er auch.

Nandl und Stefan sind allein. Warum bleibt er heute? fragt sich die Nandl im stillen, und ihr Herz klopft dabei so stürmisch, daß man es an dem leichten, knapp anliegenden Leibchen sehen muß. Sie entfernt sich von ihm, langsam, gesenkten Hauptes, sie will etwas anfassen, etwas thun, sie weiß nicht was; sie bleibt wieder stehen, sie fühlt, daß seine Augen ihr folgen, daß er ihr nachsieht, und unwillkürlich wendet sie sich um, und wieder trifft sie sein Blick so heiß und sehnsüchtig. Sie preßt die Hände ineinander. „Stefan," fragt sie leise und auf's höchste beklemmt, „hast du was zu sagen?"

Stefan fährt bei dieser direkten Frage zusammen. „Ja, ja," will er rufen, ihr entgegenstürzen, ihre Hand ergreifen, — aber schon hemmt den innerlichen Trieb ein blitzartig aufschießender, ein qualvoll vernichtender Gedanke, und ein gepreßtes „Nein!" ringt sich über seine Lippen.

Nandl sieht ihn ernst an. „Gute Nacht, Stefan!" sagt sie, und sie tritt in's Haus und in ihr Zimmer.

Stefan bleibt einen Augenblick unbeweglich, wie überfluthet von den wechselndsten Gedanken und Empfindungen, dann geht er wie ein Trunkener dem Tische zu, der unter den Bäumen steht, und läßt sich auf der Bank nieder. Er kann nicht fort; er stützt den Ellenbogen auf und starrt nach dem Häuschen.

Die Dämmerung war stark hereingebrochen, und dort in dem einen Fensterchen, rechts, wird jetzt das Licht angezündet; ein Schatten zeigt sich an den vorgezogenen Gardinen — das ist sie. Was willst du mit ihr? fragt er sich. Er beantwortet sich die Frage nicht, aber er erinnert sich des Blickes aus ihren dunklen Augen, — dieses schönen, tiefen, innigen Blickes, der diesmal der unmittelbare Ausdruck eines auflodernden Gefühls, ihm dies Gefühl in seiner vollen Leidenschaftlichkeit offenbarte. Sie liebt dich, ruft er sich zu, mehr, weit mehr, als sie dich als Kind geliebt hat — und anders! —

Es überkommt ihn ein wildes Entzücken und es drängt ihn zu ihr; er möchte sie an sein Herz pressen und noch einmal ihr in die Augen sehen, in diese schönen, verrätherischen Augen. — Aber wie seine Sinne sich so weit verirren, steigt sogleich eine andere Vorstellung dämonenartig in ihm auf. Du kannst nicht, du darfst nicht! ruft er sich wieder zu. Kannst du ihr Mann werden, du, der Krüppel? Dürftest du dies Opfer von einem Weibe annehmen, von diesem Mädchen, das dich liebt? Und bist du so sicher, daß in dem Augenblick, wo du sie dein nennen, wo du in überströmender Zärtlichkeit sie umschlingen willst, das Grauen nicht auch in ihr erwacht und daß sie nicht ebenfalls mit einem Aufschrei des Abscheus dich zurückstößt?! Er schlug die Hand, wie entsetzt, vor sein Gesicht. Es ist eine Marter, stöhnte er, ich liebe sie, und ich glaube, daß auch sie mich liebt, und doch getraue ich mich nicht, es ihr zu sagen, ihr zu sagen: Sei mein! Und könnte sie sich nicht selbst über die Tiefe und Nachhaltigkeit ihrer Gefühle täuschen? O, ich verlange Liebe von der Nandl, mehr Zärtlichkeit, mehr Leidenschaft, als ich bei der andern auch nur im Traume vorausgesetzt, und wenn sie auch nur einmal leise vor mir zurückbebte, ich könnte es nicht ertragen! — Sein Kopf fiel schwer in die aufgestützte Hand.

Es war völlig dunkel geworden und die Sterne flimmerten. Die laue Luft ward durch keinen Windhauch in Bewegung gesetzt, sie lag in sommerlicher Schwüle über dem Thal, und sie erhitzte sein Blut noch mehr. Und er sah doch wieder nach dem Fenster, und er konnte es ja nicht wehren, daß süße, verlangende Schauer ihn erfaßten und daß sein Herz ihm sagte: Du bist ein Thor, Nandl liebt dich mehr, wahrer, inniger, als du es verdienst, sie liebt dich, wie ein Weib den Mann liebt, dem es allein angehören will.

Plötzlich wendet er aufhorchend den Kopf, durch die abendliche Stille tönten schwere Schritte, die von der Seite des Gartens sich dem Hofe näherten. Das war ein Mann, der daherkam, — was hatte ein solcher um diese Stunde hier zu suchen, hier bei der Nandl? Er fühlte, wie sich ihm das Herz krampfhaft zusammenzog. Er strengte seine Augen an, um in der Dunkelheit die Person zu erkennen, es war eine große, vierschrötige Gestalt, es war Hans.

Auch dieser mochte bemerkt haben, daß sich's hier unter den Bäumen bewege. „Nandl, bist du's?" fragte er flüsternd, und seine Stimme zitterte dabei ein wenig.

Stefan fuhr auf, — glühende Eifersucht erfaßte ihn. Nie war es ihm vorher in den Sinn gekommen, Nandl könne einen andern lieben; er hatte seinerzeit wohl die heimliche Werbung des langen Sepp bemerkt, aber er wußte es bald, daß diese keinen Erfolg haben werde. Aber nun war es Hans, ein so liebenswürdiger Mensch, so brav und tüchtig, daß wohl jedes Mädchen sich glücklich und geehrt fühlen mußte, von ihm begehrt zu werden; und jetzt erinnerte er sich auch, daß Nandl grade mit Hans so lieb und vertraulich war, daß sie ihn zum öftern aufsuchte und mit ihm sprach, und immer so lustig und vergnüglich an seiner Seite sich zeigte, und er hatte in unglaublicher Verblendung keinen Argwohn dabei gehabt, er hatte der Nandl so vertraut, und nun mußte er es mitansehen, wie dieser Hans in später Abendstunde sich an's Haus schlich und die Nandl, wohl verabredetermaßen, hier erwartete und im Flüsterton sie beim Namen rief.

„Was willst du?" fragte Stefan laut und rauh.

Hans blieb eine Weile stumm, er mochte wohl sehr enttäuscht sein; dann kam er auf Stefan zu und setzte sich neben ihn auf die Bank. „Es ist mir ganz lieb, daß ich dich hier finde," sagte er in seiner gelassenen Art und mit dem treuherzigsten Ausdruck von der Welt. „Es ist wohl das Beste und Vernünftigste, wenn ich vorher mit dir darüber spreche."

„Worüber?" fragte Stefan.

Hans schwieg; er überlegte. Dann wies er mit dem Finger auf die Brusttasche seiner Bluse; etwas Weißes guckte da hervor. „Ich habe heute einen Brief von meiner Tante erhalten."

„Aber deshalb kamst du doch nicht hierher, deshalb suchtest du nicht die Nandl auf?"

„Grade deshalb."

„Wieso? Rede!"

„Es ist sonderbar, Stefan, und ich kann mir die Motive, die meine Tante dazu bewogen haben mögen, nicht recht erklären." Er machte wieder eine Pause; der ruhige Ton des Sprechers kontrastirte stark gegen die kurzen, wie in athemloser Erregtheit abgerissenen und eingestreuten Worte Stefans. Hans, zuviel mit sich selbst beschäftigt, bemerkte dieses indeß nicht; — er fuhr fort: „Die Gräfin schreibt mir von der glänzenden Ceremonie, welche bei Gelegenheit der Trauung meines Bruders mit Valerie stattgefunden habe, sie beschreibt mir das junge Glück dieser beiden, dann kommt sie auf mich zu sprechen und gesteht, daß sie in letzter Zeit häufig an mich gedacht habe und auch mich gern verheirathet sehen würde."

„Ah!"

„Ja, und sie fügt hinzu, daß sie die Anschauungen meines Vaters nicht völlig theile, und sie sei der Meinung, daß, da ich nun einmal in dieser selbstgewählten Sphäre mich wohl und

glücklich fühle, so möge ich auch darin verbleiben und unter den Leuten, mit denen ich verkehre, mir eine Frau suchen."

„Die Nandl!"

„Gerade diese. Die Gräfin spricht mir von ihr; sie habe erfahren, daß sie noch unverheirathet sei, und brav und sittsam, sie findet sie allerliebst und frägt mich, ob sie denn, da ich doch täglich mit ihr beisammen sei, keinen tieferen Eindruck auf mich gemacht habe, und kurz, sie rathet mir geradezu, sie zu heirathen."

„Und du?"

„Ich finde es sehr sonderbar, daß die Frau Gräfin sich so plötzlich um mein häusliches Glück besorgt zeigt, daß sie mich und die Nandl zusammenkuppeln möchte, ja noch mehr daß sie uns beide, wenn wir Mann und Frau sind, im Falle ihres Todes, zu Haupterben ihres Vermögens einsetzen will — aber ich meine, ich könnte mir das wohl gefallen lassen, und die Idee, Nandl zu heirathen, würde mir auch ohne Erbschaft passen, und ich wundere mich nur, daß sie mir nicht selbst längst gekommen ist."

„Sie kam dir nicht, weil du Nandl nicht liebst."

„Oho," rief Hans wärmer werdend, „was weißt du? Nandl gefällt mir, und sie hat mir gefallen, gleich wie ich sie das erste mal gesehen, und ich habe ihren eigenthümlichen Reiz schon erkannt, als ihr andern noch keine Augen für das kleine Mädchen hattet, seitdem habe ich auch ihren Charakter kennen gelernt, er ist so liebenswerth und edel, und ich achte Nandl höher als irgend ein Weib auf Erden."

„Achtung ist nicht Liebe."

„Sie ist gerade das, was man zu einer glücklichen Ehe braucht, und ich bin überzeugt, ich werde mit Nandl glücklich sein, und sie — sie — vielleicht auch — ach, ich hätte ja längst daran gedacht sie zu heirathen, auch ohne meine Tante, wenn nicht — du — du mir im Wege gestanden wärest. Aber siehst du Stefan," Hans rückte ihm mit liebenswürdiger Vertraulichkeit näher, „siehst du, ich meinte immer, Ihr zwei dächtet daran ein Paar zu werden, nun sehe ich aber, daß dem nicht so ist, daß ihr nur Freundschaft für einander empfindet, und ich finde das eigentlich sehr natürlich."

„Natürlich — warum?" kam es wie erstickt aus Stefans Kehle.

„Nun es ist selten, daß sich diejenigen heirathen, die sich als Kinder schon gekannt haben, so frühe Eindrücke können nie so tief sein, daß sie nicht durch spätere, wo die Sinne entwickelter sind, verwischt und übertroffen würden, es kam bei dir so und —"

„Es müsse auch bei ihr so kommen — glaubst du?"

Hans fand den Ton seines Freundes eigenthümlich bitter und gepreßt, er sah ihm aufmerksam in's Gesicht, aber die Dunkelheit ließ nichts unterscheiden.

„Stefan," sagte er ernst, „ich glaube noch gar nichts, ich bin hierher gekommen, um sie zu fragen, ob sie mich will, ich fühle, daß ich sehr befriedigt sein würde, wenn sie ja sagte, und ich glaube — ja ich glaube auch, daß ich sie glücklich machen würde, glücklicher vielleicht als mancher andere."

Stefan neigte das Haupt, seine Brust hob sich, es wogte in seinem Innern, aber er unterdrückte jede Aeußerung gewaltsam und der heiße Athem drang nur allmählich und stoßweise über die festübereinandergepreßten Lippen.

Hans fuhr gelassener fort: „Die Schmachtezeit ist bei mir vorüber, ich muß einen raschen Bescheid haben, ich will es noch heute erfahren, ob Nandl mir gut ist, und wenn sie einwilligt, meine Frau zu werden, so soll in acht Tagen die Hochzeit sein; was sagst du dazu?"

Stefan antwortete nichts — er preßte die Nägel der geballten Faust tief in's Fleisch; er büßte es in diesem Augenblick, daß er seiner Jugendliebe, seiner Nandl jemals untreu geworden war.

Hans war aufgestanden, er schien es gar nicht zu bemerken, daß Stefan ihm die Antwort noch schuldig geblieben, er that einige Schritte gegen das Haus — und kam wieder zurück. „Weißt du," sagte er etwas kleinmüthig, „weißt du, daß ich Bangen habe? Es ist keine Kleinigkeit, ein Mädchen, das gar keine Ahnung hat, so urplötzlich mit einem Heirathsantrag zu überfallen — nein, es ist das sehr schwer — und ich weiß gar nicht, wie ich mich dabei benehmen soll." Und wieder that er einige Schritte, und kam dann, sich wendend, rasch auf Stefan zu, als ob ihm jetzt erst dessen Schweigen aufgefallen wäre. „Aber du sagst ja nichts, nein, du hast mir noch gar nichts gesagt, und ich möchte doch wissen, was du darüber denkst, ja, ich muß das wissen. Glaubst du, daß ich sie verdiene?"

„Du allein bist ihrer werth," war die klanglose Antwort.

„Glaubst du, daß sie mich wird haben wollen?"

„Du bist ein ganzer Mann, sie wird dich wollen."

„Und kannst du dir auch denken, daß ich für sie passe, daß ich sie glücklich machen könnte?"

„Ich glaube es, ja."

Hans streckte ihm die Hand entgegen.

„Dank dir mein Freund," rief er mit Wärme, „deine Zustimmung thut mir unendlich wohl, aber wenn du mit allem einverstanden bist, dann — dann könntest du die Sache einleiten. Ich bin schüchtern Mädchen gegenüber, Valerie nannte mich ungeschickt, und hier weiß ich nun wirklich nicht, was ich sagen, wie ich's anfassen soll — komm mit, du sollst ihr sagen, weßhalb ich komme."

„Ich!" rief Stefan auffahrend, „nein, das kannst du nicht verlangen."

„Hilf mir nur über das Schwerste hinweg, kennt sie einmal meine Absicht, dann kannst du dich eiligst aus dem Staube machen, ja es wird mir dann sogar sehr angenehm sein, wenn —" Hans unterbrach sich, der Sand knisterte unter einem leisen Tritt, der vom Hause herkam. „Sie ist es," sagte Hans, und eine gewisse Aengstlichkeit ward sogar in seiner Stimme merkbar, „ich bitte dich, thu mir den Gefallen, und mach du den Anfang —"

Stefan antwortete nicht.

Es war Nandl, die langsam herankam. Sie blieb in einiger Entfernung stehen, sie spähte und horchte ob noch jemand hier unter den Bäumen sei.

Hans errieth ihre Absicht, und sich ein Herz fassend rief er laut: „Wir sind's Nandl, ich und Stefan, wir wollten soeben zu dir, wir — wir haben mit dir zu sprechen."

„Was wollt ihr?" fragte Nandl kurz und erstaunt.

Es erfolgte ziemlich lange keine Antwort.

Als Hans sah, daß Stefan nicht den Anfang machen wolle, begann er selbst nothgedrungen, aber verlegen genug: „Nandl, es handelt sich um etwas Wichtiges, es handelt sich um das Glück und um die Zukunft eines Menschen, der — der dich liebt und nun beides aus deinen Händen erwartet — ich möchte dich daher bitten — aber Stefan könnte dir das besser auseinandersetzen."

„Stefan!" rief Nandl, und so leise auch das Wort gesprochen war, es klang ein Ton aufathmenden Entzückens hindurch; unwillkürlich trat sie Stefan näher.

Er war aufgesprungen, und mit einer stürmischen Bewegung hatte er ihre Hand ergriffen, seine Finger umschlossen diese kleine Hand und er preßte sie in der seinigen, als wäre sie sein Eigenstes und als dürfe sie ihm nie und nimmer entrissen werden; aber kein Laut drang über seine bebenden Lippen.

Hans war indeß Nandl von der andern Seite näher gekommen. „Nandl, sieh, wenn man einem Mädchen so gegenüber steht, das man gerne zu haben glaubt, dann ist man nicht redselig — dann stockt die Zunge, aber —" er fühlte sich durch ihr Schweigen und durch die Dunkelheit ermuthigt, „aber wenn Stefan nicht spricht, dann laß mich es dir sagen, ja ich will es dir gestehen, daß — Stefan, du bist überflüssig, du kannst gehen!"

Aber die verschlungenen Hände der beiden preßten sich hierauf nur noch fester aneinander, eine heiße magnetische Strömung schien von dem einen Körper auf den andern überzuspringen.

„Bleib, bleib nur," flüsterte Nandl. „Von dir will ich's hören, und von keinem sonst, du sollst es mir sagen, du sollst mich selbst darum befragen, Stefan, du!"

In zitternder, leidenschaftlicher Erregung, wie trunken von dem süßen kosenden Ton der Nandl, zog er sie an sich. „Und wenn ich dich fragte Nandl: wen hat dein Herz erwählt, was würdest du mir antworten?"

Nandl warf sich an seine Brust, und schlang die Hände um seinen Hals. „Wie kannst' noch fragen!"

Er schrie auf „Nandl, du liebst mich!"

Sie lachte und weinte an seinem Halse; nur abgerissen und lallend kam es von ihren Lippen: „Geh — du weißt es — längst!"

„Nandl! und du wolltest mein Weib werden, das Weib eines Krüppels?!"

Sie zog ihn zu sich herab, sie lehnte ihre Wange an die seine, und sie flüsterte ihm in's Ohr: „Ich hab' dich immer lieb gehabt, lieber als alles auf der Welt; aber so ganz tief hab' ich dich doch erst in's Herz geschlossen, seit du wieder zurückgekehrt bist, seitdem ich dich gerettet in jener Nacht und dich nachher gepflegt und gewartet hab' und um dich gezittert; und seit sie dich verlassen, diese Valerie, und du hernach besser geworden bist, seitdem hab' ich dich als mein betrachtet, und ich hab' immer gehofft,

Der Dachs. (Seite 618.)

daß es einmal so kommen wird und daß du mich als dein Theuerstes an dein Herz nehmen wirst, aber es war nicht schön von dir, daß du mich so lang' — so lang' hast warten lassen."

Stefan drückte einen langen, ersten Kuß auf ihre Lippen, ihm folgten ungezählte nach, und jede seiner Liebkosungen wurde ihm mit gleichem Feuer und mit gleich seliger Hingabe zurückbezahlt. Er fürchtete nicht mehr, sie zu umarmen. Beide hatten in ihrer unaussprechlichen Seligkeit alles um sich vergessen, es dauerte lange, bis sie wieder einigermaßen zu sich selbst kamen. Da fuhr Stefan in plötzlichem Schreck in die Höhe: „Hans — wo ist er?" Er ging, ihn suchend, durch den Hof; er war nicht mehr da, er hatte sich längst entfernt. Stefan wollte ihm nach, ihm alles aufklären, aber, dachte er, er war ja selbst Zeuge, er weiß ja, wie alles gekommen, und er muß mich freisprechen von jeder Falschzüngigkeit, ich kann ja nichts dafür, daß ich der Glückliche bin, den Nandl liebt. Und zu weiterer Beruhigung sagte er sich, wie des Freundes Neigung für dieses Mädchen noch jung und unentwickelt sei, wie sie der Aufstachelung durch einen zweiten erst bedurfte, um ihm nur zum Bewußtsein zu kommen. Wie anders war es mit ihm! Wie lange liebte er die Nandl! Und jetzt fühlte er es, daß er in seinem Leben nur sie geliebt hatte, empfand er doch jetzt zum erstenmal all' die Wonne, die sein heißes Herz ersehnt, empfand zum erstenmal den unendlichen Zauber erwiderter Liebe. Wie hätte er sich auch jetzt von Nandl trennen können! Sie saß auf seinem Schoß, die Arme um seinen Hals geschlungen; und Wange an Wange saßen sie da, und Mund an Mund, und die laue, milde Nacht umgab sie mit ihrem verschwiegenen Dunkel. Sie tauschten all' die Geheimnisse ihrer Seele und ihrer Liebe. Jetzt erst erfuhr er, was sie für ihn gewagt in jener Nacht, wo sie ihn über dem Abgrund gefunden, in dem Geäste verwickelt, und wie sie zu ihm

Das amerikanische Boot „New-Bedford" auf seiner Fahrt über den Atlantischen Ozean. (Seite 618.)

hinabgestiegen und bei ihm geblieben, bis die Retter gekommen waren; und dann erzählte sie ihm, denn sie wollte kein Geheimniß vor ihrem künftigen Manne haben, von ihrer Herkunft, von ihrer Mutter. Sie erzählte ihm, wie sie mit Valerie hierhergekommen sei; sie beschrieb den ganzen Auftritt mit ihr und wie die Gräfin sie mit sich fortnehmen wollte, um sie von ihm zu trennen, und wie deutlich sie es damals gefühlt, daß die neugefundene Mutter keine Macht über sie habe, und wie ihr Herz ihm, ihm allein gehöre. Und nun folgten weitere Ausführungen, Geständnisse, Betheuerungen, und dann wurde es wieder stiller, denn sie küßten sich jedes Wort von den immer begehrlicheren Lippen.

Die ersten Strahlen der Morgensonne zeigten sich im Osten, als Stefan sein Mädchen verließ und, den Hügel hinabsteigend, dem Hause des Gemeindewirths zuschritt, um daselbst sein Zimmer aufzusuchen, das er mit Hans theilte. Er trat sachte ein. Und als er jetzt den Drücker der Stubenthür in der Hand hielt, überkam ihn ein unbestimmtes Gefühl der Angst. Wie hat er's aufgenommen — der Arme?! Noch zögerte er, einzutreten. — Da überflog sein Gesicht mit einemmale ein Lächeln, gutmüthig und schalkhaft und nicht ohne leise Ironie. Er hatte Hans da drinnen ganz deutlich schnarchen gehört. „Er schläft, er kann schlafen," rief er aufathmend, „bei ihm ist's nicht allzu tief gegangen." Er öffnete die Thür und trat ein; bei dem hierdurch verursachten Geräusch erwachte Hans.

Als er Stefan erblickte, wandte er sich unmuthig um, der Mauer zu.

Aber schon war dieser bei ihm, er setzte sich auf das Bett und ergriff seine Hand. „Vergib mir, Hans," bat er innig.

„Weiß sie, weshalb ich gekommen war, und hat sie mich tüchtig ausgelacht?" fragte er in finsterem Groll.

„Hans, du denkst das nicht im Ernst. Nichts weiß sie, sie hat keine Ahnung von deinem Vorhaben. Sie hält dich für meinen Fürsprecher und ist dir dankbar für deinen Liebesdienst."

„Ein sehr unfreiwilliger, fürwahr!" meinte Hans bitter. „Aber immerhin muß ich dir noch für diese Rücksicht dankbar sein."

Wieder suchte Stefan die Hand des Freundes zu erfassen, die dieser aber widerwillig unter die Decke zurückzog.

„Du zürnst mir ernstlich, Hans," sagte Stefan in flehentlichem Ton; „ich selbst komme mir dir gegenüber recht schuldig vor; aber du weißt doch, wie alles gekommen war."

„Ja, ich hatte Augen und Ohren; freilich, ich war ein dummer Kerl, daß ich glauben konnte, mich könnte einmal eine gern haben, nachdem sie dich, den Unwiderstehlichen, gesehen."

„Hans!" bat Stefan noch beweglicher.

„Ja," fuhr dieser, sich in den Zorn immer mehr hineinredend, fort, „schon einmal hast du dein Spiel mit mir getrieben, hast mich ein Mädchen anseufzen lassen, nachdem du Geständnisse mit ihr getauscht und es längst in deinem Plan gelegen hatte, sie für dich zu gewinnen; damals hatte ich nur ein geringes Recht auf dein Vertrauen, aber diesmal, glaube ich, hätte ich Aufrichtigkeit von dir wohl fordern dürfen."

„Was hätte ich dir sagen sollen? Daß wir beide uns nicht gleichgiltig waren, das wußtest du, und du sagtest selbst, du warest der Meinung, aus uns würde ein Paar, — du hast dieses Vorhaben also erwartet."

„Zwei Jahre lang, — ich denke, ich war geduldig genug, aber da dieses Vorhaben nicht zum Entschluß reifen wollte —"

„Aus Furcht, Hans, aus Scham; nach dem, was ich einmal erfahren, was mir in einer mein Gefühl so tief verletzenden Weise geoffenbart wurde, konnte ich es ja nicht wagen, noch einmal ein Mädchen um seine Liebe zu bitten, es erschien mir als ein frevles, ungeheuerliches Beginnen, und je heißer ich Nandl liebte, je mehr ihr jungfräulicher Reiz mich gefangen nahm, um so ängstlicher zog ich mich vor ihr zurück. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre! Gestern, als du mir sagtest, du liebtest sie auch, da erfaßte mich rasende Eifersucht, und doch sagte ich mir, er ist ihrer würdiger und er wird sie glücklicher machen können als du, und das Bewußtsein meines Elends kam über mich und es machte mich fassungslos, und ich —"

„Und du hättest dein Maul gehalten und hättest mich anlaufen lassen, und wenn die Nandl nicht ein so wahrhaftes Geschöpf und aller Ziererei fremd wäre, und wenn sie nicht alles auf die kürzeste Art dadurch, daß sie dir an den Hals geflogen ist, in's reine gebracht hätte, so hätte die Geschichte für mich recht übel ablaufen können und für dich auch, denn du" — seine Stimme steigerte sich, und doch kam grade in seiner zunehmenden Heftigkeit all' seine Gutmüthigkeit wieder zum Durchbruch, — „du bist ein Duckmäuser, du bist ein ewiger Heimlichkeitskrämer, du, du kennst mein Herz, hundert Beweise habe ich dir von aufrichtiger Freundschaft gegeben, aber du bist es garnicht werth, daß ich dich so — so —"

Stefan ließ ihn nicht ausreden, er fiel ihm um den Hals. „Du sollst mich aber so lieb behalten wie bisher, Herzensbruder, und du sollst nicht glauben, daß meine Freundschaft der deinigen nicht gleich kommt; und nun stell' dich nicht mehr böse, du gönnst mir mein Glück, trotzalledem!"

Hans suchte noch immer den Ungestümen abzuwehren. „Geh, du Heuchler, wo kein Vertrauen ist, da gibt's keine wahre Freundschaft."

Stefan richtete sich auf, und das Haar zurückwerfend sah er dem Freunde sinnend in die Augen. „Glaubst du nicht, daß es Dinge gibt, die man selbst dem besten Freunde nicht anvertrauen darf?"

„Wenn dieser Freund sich so ergeben gezeigt hat, wie ich mich gegen dich, nein."

„Du magst vielleicht recht haben, und darum sollst du jetzt auch alles wissen."

Hans sprang mit beiden Füßen aus dem Bett. „Noch etwas! meiner Seel, der Kerl hat noch ein Geheimniß."

„Ja Herzensbruder, und wahrlich kein geringes. Es wird dich überraschen, denn du bist nicht ganz unbetheiligt dabei; es wird dich erschrecken vielleicht, aber du hast mich einmal herausgefordert zu Geständnissen, so magst du auch die Folgen tragen."

„Das ist ja eine haarsträubende Vorrede, du willst mir damit Furcht einjagen, he? willst mich dazu bringen, daß ich dir sage: um Gotteswillen, ich will nichts wissen, behalte diese schreckvollen Mysterien für dich, aber nichts da, du hast mich schon gehörig abgehärtet, ich werde auch das zu tragen wissen. Also laß sie los, deine Schaudergeschichte, aber du erlaubst doch, daß ich mir dabei die Pantalons anziehe."

Stefan ließ ihn das ungehindert thun, aber er erzählte ihm, so weit er sie selbst wußte, die Geschichte der Nandl, das Geheimniß ihrer Herkunft.

(Schluß folgt.)

Sommerwanderungen in den Alpen.

Von Dr. **Max Vogler.**

„Lerche sang ihr luftverwirrtes Lied,
Schweigend strich der Adler durch's Gesteine,
Und die Gipfel, als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine."
Lenau.

Wir wandeln die stattliche Landstraße, die sich am linken Ufer des Zürichersees hinzieht.

Auf dem blaugrünen Wasser zu unserer Seite rauschen stolz die Dampfer ....

Mögen sie rauschen! —

Wir lassen uns heute nicht von ihnen schaukeln über die schimmernde Fluth. An dem Wanderstabe schreiten wir auf eigenen Füßen in die Welt hinein und gelangen, an zahlreichen Dörfern vorüber, längs des Seegestades, zwischen Weinbergen und Obstbaumgärten nach Pfäffikon, wo die Straße linksab auf der Landzunge Hurden und dann auf der beinahe eine halbe Stunde langen Seebrücke nach Rapperschwyl hinüberführt. Dort grüßen die Thürme der kleinen „Rosenstadt"; aber wir lassen uns heute nicht hinüberwinken, — denn dort erheben sich schon vor uns zwei andere helle, stattliche Thürme, die von Lachen.

Neue landschaftliche Bilder warten unserer, und so wandern wir denn, den Abhang des bewaldeten Etzel zur Rechten, am linken Gestade des obern Sees hin. Mit letzterem Namen bezeichnet man denjenigen Theil des Zürichersees, welcher jenseits der Brücke bis Schmerikon sich ausbreitet.

Von Lachen aus, welches außer einer, mit reichem Schmuck ausgestatteten Kirche nichts Sonderliches aufweist, wenden wir

uns vom Gestade seitab und gehen in südöstlicher Richtung weiter.

Auf diesem Wege erreichen wir zwischen fruchtbaren Aeckern und Obstbaumalleen die kleinen Dörfer Galgenen und Siebenen. Das letztere besonders hat in seiner Lage zwischen hohen, dunkelbewaldeten Bergen, am Ufer der reißenden Sihl, einen großen Reiz. Es ist ein stiller Ort, großentheils aus braunen Holzhäusern bestehend. Vor einem der letzteren schreiten wir auf bedachter Brücke wieder über den wildschäumenden Fluß, auf der schönen, mannigfach belebten Straße den vor uns dämmernden Höhen zu. Zu unserer Rechten dehnen sich die bewaldeten Berge empor, während nach links, wo hier und da Pappelalleen die Flur durchziehen, die durch den (den Züricher und Wallensee verbindenden) Linthkanal entsumpfte Niederung sich breitet.

Die Dörfer Schübelbach, Reichenburg und Bilten liegen bald hinter uns, und wenn wir nun Niederurnen zuwandern, so sehen wir in der Ferne immer mehr blaue und weiße Bergesgipfel durcheinanderschimmern, hinter welchen der Wallensee sich verbirgt.

Das Herz drängt und will die Wunder schauen, die sich hinter diesen geheimnißvollen Höhen versteckt halten müssen, — darum am grünen Waldessaume weiter, hinüber nach Ziegelbrück, und da — — Siehst du den gewaltigen Schnee- und Eiskoloß, der rechts aus den Glarner Bergen hervorschaut und das reine Blau des Himmels auf seinem leuchtenden Haupte trägt? —

Es sind die höchsten Spitzen des Kantons Glarus, die hier wie zu einem einzigen riesigen, hell schimmernden Ballen zusammengetreten zu sein scheinen ....

Jetzt öffnet es sich zwischen den immer gewaltiger sich darstellenden Bergen, steile, röthlich schimmernde Wände steigen vor unseren Blicken empor, ein Streifen grün leuchtenden Wassers nach dem anderen wird sichtbar, — dort leuchten die Häuser des kleinen Ortes Weesen aus anmuthiger Bucht hervor. Wir betreten die engen Straßen und stehen am Gestade eines Sees, dessen Umgebung zu den wildesten und malerischesten Szenerien der Schweiz gehört: am Gestade des Wallensees.

In Weesen, wo wir allenfalls das Nonnenkloster als eine Merkwürdigkeit in Augenschein nehmen könnten, rasten wir nicht lange, und wenden nur die Blicke entzückt zu den freundlichen Häusern hinauf, welche vom grünen Hügel am See herniederschauen und einen herrlichen Sommeraufenthalt gewähren mögen. U. a. pflegt der Dichter Gottfried Kinkel hier seine Villegiatur zu nehmen.

Zu Fuß dieser reizenden Wohnungen fällt das Ufer so mählich ab, daß die Wellen kaum den Boden überdecken. Dann aber neigt sich das Bett des Sees zu ungeheurer Tiefe niederwärts.

Wenn wir nun weitereilen, so lassen wir zunächst für kurze Zeit den Wanderstab ruhen, um die höchst interessante Fahrt zu genießen, welche der Schienenweg bietet. Nachdem dieser über den Linth- und Escherkanal gelaufen, durchbricht er auf der geringen Strecke bis Mühlehorn die Felsenbrust in nicht weniger als sechs Tunnels. Kaum sind wir dem einen enteilt, so nimmt uns schon ein zweiter auf, und die wenigen hellen Augenblicke zwischen dieser Tunnelreihe, während welcher man im Vorübersausen die gewaltigen Bergwände drüben zu erkennen vermag, sowie die sich dann und wann eröffnenden Durchsichten nach dem See hin, von wo grünschimmerndes, blitzendes Licht in die dunklen Gänge hereinbricht, sind von wunderbarem Reiz.

Sind wir so, unter dem Staudenhorn und dem Wallenberg hindurch, wieder unter freien Himmel gekommen, so überrascht uns bei dem eben genannten Dörfchen Mühlehorn der Anblick eines ebenso heitern als ernsten Bildes.

Dort, durch die enge Schlucht herab, schäumt der Mohrenbach, und das anheimelnde Klappern der durch ihn getriebenen Mühle tönt gar munter zu uns in's Thal, wo die Zweige von Edelkastanien und Nußbäumen im warmen Sonnenschein schimmern und die grünen Wellen, perlenden Schaum emporspritzend, unruhig an den steinernen Uferdamm schlagen, der steil in den See herniederfällt. Drüben aber, am andern Gestade streben die felsigen Höhen empor, von denen, Weesen zu, mehrere Wasserfälle herniederstürzen, und an deren felsigen Fuß sich hier und da einige Häuser anschmiegen. Am gewaltigsten und in unmittelbarster Nähe stellen sich uns diese jählings in die Fluthen abwärts gesenkten Steinwände — die vielköpfigen Churfirsten — dar, wenn wir an dem überaus lauschig an einer Seitenthalmündung gelegenen Dorfe Murch vorübergewandelt sind und, den grünen Wasserspiegel zur einen, mählich sich empordehnende Höhen zur andern Seite, neben sanft hügeligen Aeckern und Wiesen den kleinen Ort Mols erreicht haben.

Da stehen sie uns grade gegenüber, die mächtigen, gelblichroth angehauchten Felsmauern, hier und da von helleren Streifen durchzogen, welche wie schmale Wege anzuschauen sind, die zu den oben sich breitenden Rasenplätzen hinaufzuführen scheinen. Und tief unten, zwischen das Seebett und die steilen Wände gedrängt, liegt da, wo der breite Scherenberg eine kleine Bucht bildet, wie von aller Welt abgeschlossen, das Dörfchen Quinten, dessen Häuser im Verhältniß zu den schroffen Höhen, die auf den kleinen Ort herniederzustürzen drohen, uns wie jene winzige Hütten dünken, in denen Karo und Waldmann ihr Quartier zu haben pflegen.

Ich saß unter einem Baume auf dem Rasen am Gestade, alle Sinne verloren in das Anschauen dieses großartigen Bildes.

Und jetzt zeichnen sich lange Linien auf die Felswände drüben; dunkle Streifen huschen auf und ab, und in der Fluth dort schauert ein leiser, rothschimmernder Strahl, — wo das wohl herkommen mag? —

O, blicke zur Seite, dahin, wo die schweizer Bergesgipfel ineinander fließen, nach St. Gallen und Glarus hin, und siehe, wie sie immer tiefer zu glühen beginnen, die weißen Häupter, auf die das Sonnenlicht sich herniedergießt! —

Nun fangen auch die Wasser immer goldiger zu glänzen an, und droben am klaren Himmel, über den nur weißliche Wolken still dahinziehen, zuckt ein langer Purpurstreifen nach dem andern hervor, ein zarter, in allen Farben schimmernder Schleier wallt dort, wo das ätherische Blau sich immer mehr verflüchtigt, hernieder, und seine Falten wehen duftig an den Bergen herab, daß die Umrisse ihrer Gipfel vom Horizont nicht mehr zu unterscheiden sind: — alles webender, schwebender Duft, wie von glühenden Sternen und schimmernden Edelsteinen durchleuchtet, alles in tausendfarbiges Licht getaucht: —

„Die Himmelsfürstin ist zur Ruh gegangen,
In Dämm'rung Wiesen, Wald und Thal verschwimmen,
Von ferne klingen wundersame Stimmen,
Hoch oben aber rings die weißen Alpen prangen.

Allmählich aber blühn die bleichen Wangen,
Die Silberhäupter fangen an zu glimmen,
Die Riesen alle, die zum Himmel klimmen,
Sind nun mit Purpurmänteln reich umhangen:

O hehres, zaubervolles Alpenglühen! ....“

Ein Eisenbahnzug brauste vorbei und weckte mich aus meinem seligen Verlorensein.

Ich beneidete sie nicht, die bequem in den Waggons fuhren, hier in die Polster zurückgelehnt, da am Fenster stehend und mit Lorgnons oder Fernrohren die Welt beschauend. Ich wußte ja, diese Seligkeit vermochten sie nicht zu empfinden, die mir das Herz durchfluthete, jenes erhebende Gefühl unsäglicher Wonne, in heiliger Stille, von niemand gestört, ledig aller drückenden Bande, die sonst den Flug der Seele hemmen, am Busen der Natur zu ruhen.

Und man konnte fast ihre Athemzüge belauschen, — ihre, der Allmutter Erde, so still und friedvoll war's wieder in der Runde, als das Dampfroß weiter gejagt.

Kaum ein Windhauch kräuselt heute die Wellen, welche sonst so oft der wüthendste Sturm peitscht, — der rasende „Bätliser“, der meist plötzlich heranbraust, und dem in einer Dezembernacht von 1850 der Postdampfer „Delphin“ mit zwölf Reisenden zum Opfer gefallen.

Jetzt stört nicht einmal mehr das Rauschen eines Schiffes die tiefe Ruhe rings, — seitdem die Eisenbahn das Ufer befährt, ist der Verkehr auf dem See eingestellt, — kaum, daß manchmal ein leichter Nachen sacht die Wasser kreuzt und von einem Ufer zum andern schaukelt. ...

Süßer Friede in der Runde, — selbst nicht einmal das Geräusch einer Sägemühle, die wir hier und da am Gestade fanden, klingt an unser Ohr, und leise, leise auch verschweben die letzten goldigrothen Strahlen, die dort des Berges Gipfel noch umzittern: —

„Nur hinter jenem Hügel
Noch spielt der Abendschein, —
O, hätt' ich, hätt' ich Flügel,
Zu fliegen da hinein! ....“

Da schwimmt auch sie schon langsam herauf, die blasse Scheibe des Mondes: — der „bleiche Geselle“ mahnt uns, aufzubrechen.

So erheben wir uns denn vom weichen Rasensitze und schreiten den waldüberkleideten Hügel hinauf.

Ein geschmackvolles Landhaus blickt hier von schattiger Höhe hernieder; links uns wendend, wandeln wir an demselben vorbei und gehen dann oben auf grünem Moosboden unter den Zweigen der Nadelbäume hin. Durch das Gehölz blitzt es manchmal hell von dem stillen Wasserspiegel drunten herauf; auch ein Lichtschimmer zuckt dann und wann von dort herüber, und als wir aus dem Wald getreten, strahlt traulicher Lampenschein in vielen glitzernden Sternen uns entgegen. Im Thale liegt **Wallerstadt**, in einem Halbbogen, dicht zwischen die Berge hineingeschmiegt.

Auf den rasen- und rebenüberkleideten Höhen oben tanzen die silbernen Mondesstrahlen und weben, im luftigen Reigen sich neckend, auf dem grauen Felsgestein der Abhänge her und hin....

Und als wir nun den Hügel hinabgestiegen waren, flüsterte es leise in den hohen Stauden der Maisfelder, welche sich zur Seite breiteten, dann und wann flatterte scheu ein Vogel darüber hin, während andere im Nest ihr Abendlied sangen, — die Mondesstrahlen trieben immer noch ihr heimliches Spiel, und die Wellen küßten sich flüsternd im Traume: — mir war ganz verzaubert zu Sinne....

Im Städtchen standen die Leute in plaudernden Gruppen beisammen, und auch wir haben, als wir dann in freundlichem Wirthshausstübchen saßen — beim feurigen, rothschimmernden „Oelberger", der auf den benachbarten Hügeln gedeiht —, an diesem milden Sommerabend lange, lange geplaudert von Wanderlust und Wanderwonne und von der ewigen Schönheit der Natur.

Der Uglei-See.

Erzählung von **W. H.** (Fortsetzung.)

Der Winter war für Amanda Hausburger sehr ruhig verflossen. Anstatt die gewohnten Konzerte, Bälle und Theater zu besuchen, mußte sie, der Sitte gemäß, schwarze Trauer anlegen. Wohl war ihr auch manchmal das Herz beklommen, wenn sie an das gute Mütterchen dachte, welches so rasch hatte sterben müssen; doch mehr noch dachte sie an die Freuden des Lebens, welche sie vermissen mußte, und an den Heißgeliebten, der in der Ferne weilte. Es war nur ein leichtes Unwohlsein gewesen, welches die Mama befallen hatte, als sie die Tante in Uhlenhorst besuchten, doch hatte sich rasch eine böse Krankheit daraus entwickelt, der die gute Frau Hausburger auch bald schon zum Opfer fiel.

Des Senators Trauer war aufrichtig; er hatte seine Frau recht lieb gehabt, wenngleich sie in geistiger Beziehung weit unter ihm gestanden. Hausburger hatte aber auch Ursache dazu. Er war, wie schon erwähnt, früher ein lockerer Zeisig gewesen, und immer noch, selbst in den letzten Jahren, hatte ihm seine Frau durch die Finger gesehen, wenn er in lustiger Gesellschaft manche Stunde der Nacht durchschwärmte. Die Liebe zu der einzigen Tochter, die aber in ihrer Ueberschwänglichkeit zur Affenliebe vielfach ausartete, hatte die beiden Alten noch inniger verbunden.

Frau Hausburger war mit großem Gepränge begraben worden. Der Tod der Mutter hatte in Amandas Heirathsplan einen grellen Riß gemacht. Vorderhand verwies die übliche Trauer ihr jede Aeußerung und später, wenn sie mit dem Vater über Emil reden wollte, vertröstete der Senator sie immer damit, daß erst das Trauerjahr vorüber sein müsse. Mit Bedauern aber merkte er, daß die Liebe zu Emil in dem Herzen seines Kindes tiefere Wurzeln geschlagen hatte, als man bei der Launenhaftigkeit Amandas annehmen konnte.

* * *

Es war Ende August; die Wälder überschimmerte schon ein leichtes, sanftes Roth; da standen an dem nämlichen Platze am Uglei-See Herr Hausburger mit seiner Tochter und der Doktor Wernheim, dort wo sie ungefähr vor Jahresfrist sich befunden hatten.

„Ach, wäre Mütterchen nur dabei," seufzte Amanda, indem sie sich träumerisch umblickte, als ob sie erwartete, daß die hohe, schlanke Gestalt Emils gleichwie voriges Jahr plötzlich ihr erscheinen solle.

„O — ja," seufzte Doktor Wernheim, „wäre meine gute Nichte nur noch am Leben."

Herr Hausburger aber starrte in den See.

„Papa, du sagtest doch, daß du Herrn Reichelt schreiben würdest, daß wir heute dem Uglei-See einen Besuch machen wollten. Er hat überhaupt nicht mehr geschrieben seit seinem Kondolationsbriefe nach dem Tode der Mama. Hoffentlich treffen wir ihn oben im Wirthshaus; ich freue mich auch, die schöne, goldige Fee dort wieder zu finden, die verzauberte Prinzessin, von der ich allerdings nicht weiß," setzte sie leise und in sich gekehrt hinzu, „ob sie mir Glück oder Schmerz bringt — das dunkle, tiefe Auge hat auf mich damals einen mächtigen Eindruck gemacht. Komm, Papa, wir gehen zum Wirthshaus, und ich sage dir," fügte sie energisch hinzu, „ich gehe nicht eher von hier fort, als bis ich Emil gesehen habe."

Herr Hausburger stand noch immer in sich versunken da; er hatte die Bemerkungen seiner Tochter überhört, während sich der Doktor auf eine Bank niedergelassen hatte und in ein sanftes Schläfchen verfallen war, — man hörte ab und zu einige undefinirbare Töne, die an das Knurren eines Pudels erinnerten. Es ist ja auch eines jeden Menschen eigenste Sache, auf welche Weise er die Schönheiten der Natur bewundern will.

Nochmals trieb Amanda ungeduldig zum Aufbruch, indem sie ihren Vater aus seinen Träumen, den Doktor Wernheim aus seinem Schläfchen aufstörte.

Das Wirthshaus war bald erreicht. Freundlich wurden die Gäste empfangen. Unter der großen Eiche saß der Pfarrer von Oeverdorf. Bald schon war die Gesellschaft in lebhaftes Gespräch verwickelt, welches sich lediglich um Emil Reichelt drehte.

Herr Habermann bediente gegen seine Gewohnheit selbst. Auf die Frage nach seinem Töchterchen erwiderte er, daß Angelika sich unwohl fühle.

Amanda eilte in's Haus und fand das Wirthstöchterchen, den Kopf in die Hand gestützt, in einer Sophaecke sitzend. „Sieh' da, unsre kranke, verwunschene Prinzeß! Ach, und Sie sind ja noch viel schöner geworden!"

Dem war auch in der That so. Angelika hatte tiefen Harm erduldet. Ihre Frische war etwas gewichen, aber nur, um einer noch zarteren Hautfarbe Platz zu machen. Die tiefdunklen Augen leuchteten hervor aus dem schlohweißen Antlitz, die goldenen Locken wallten um den feingewölbten Nacken. So war Angelika allerdings bewundernswerth, und das Ach!, das Amandas Munde entflohen, war völlig ernsthaft gemeint.

Angelika sprang auf; man merkte garnicht, daß sie unwohl war. Mit einer leichten Handbewegung bot sie dem Gaste einen Stuhl. „Was wünschen Sie, mein Fräulein?" waren die einzigen Worte, mit denen sie Amanda begrüßte.

Die letztere wurde ganz verwirrt über den Empfang. „Sind Sie wirklich so krank, daß ich Sie störe?" stammelte das Fräulein verlegen. „Ich wollte mit Ihnen plaudern über unsern vorjährigen Aufenthalt, ich wollte einige Tage hier bei Ihnen verweilen, Sie sollten mich nochmals in Ihren Garten führen, dorthin, wo die prächtige Aussicht ist. Ich habe Sie so gern, Angelika, und dabei sind Sie so zurückhaltend."

Angelika rang einen Augenblick mit sich selber. „Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein," sagte sie in weichem Ton; „ich hatte mir vorher allerlei Gedanken gemacht und war auf Ihren Besuch nicht gefaßt. Ich stehe jetzt ganz zu Ihrer Verfügung." Mit diesen Worten stand Angelika hochaufgerichtet da; ihre Augen blitzten energisch empor, als sie fragte: „Nicht wahr, Amanda, man darf gratuliren, Sie erwarten Ihren Bräutigam wohl hier am Uglei-See?"

„Nun, mit der Gratulation ist es noch nichts," athmete Amanda auf, „wenigstens nicht öffentlich; von Ihnen aber, liebe Freundin, nehme ich dieselbe an, weil ich weiß, daß sie von Herzen kommt. Emil wird heute, spätestens morgen, von Kiel herüberkommen."

Draußen hörte man laute Stimmen. „Da ist er!" jubelte Amanda und schon flog sie aus dem Zimmer.

Herr Hausburger aber, der ihr bis zur Thür entgegenkam, nahm die Stürmende an die Hand und flüsterte ihr zu: „Du

verdirbst alles, wenn du heute mit Emil über eure Liebe redest; mäßige dich, ich werde dann morgen schon näheres mit dir sprechen. Emil bleibt drei Tage bei dem Pfarrer in Oeverdorf, wir sehen ihn also täglich."

Emil war inzwischen nähergetreten und begrüßte mit herzlichem Händedruck Amanda. Währenddeß wankte in dem Eckzimmer eine geknickte Gestalt vom Fenster zum Sopha zurück und begrub das Angesicht in beide Hände.

Emil fragte nach Angelika; der Wirth, der nun auffallend freundlich gegen Emil war, meldete, daß sein Töchterchen zwar unwohl sei, aber nachher, wenn die Gesellschaft es wünsche, an derselben theilnehmen würde.

Man saß wieder unter der dichtbelaubten Eiche. Dr. Wernheim trank seinen Porter und antwortete zuweilen auf eine an ihn gestellte Frage mit dem stereotypen „O — ja!" Die andere Gesellschaft unterhielt sich lebhaft, wobei der Pfarrer mit dem Senator häufig unruhige Blicke wechselte. Im allgemeinen war Herr Hausburger aber sehr gut aufgelegt.

Da erschien Angelika. Der letzte Schimmer der scheidenden Sonne spielte auf ihrem goldigen Haare.

Die ganze Gesellschaft stand auf, selbst Dr. Wernheim, dessen Munde ein gedehntes „A — — h" entquoll. Herr Hausburger begrüßte die Fee vom Uglei-See mit gebührendem Anstande, den Pfarrer als alter Bekannter, während das Blut dem jungen Schullehrer ins Gesicht schoß. Er trat zögernd näher und grüßte beklommen. Kühl reichte Angelika ihm, um kein Aufsehen zu erregen, die Hand, während ein flammender Blick ihres dunklen Auges das seine traf, so daß er es zu Boden schlagen mußte.

Ihm war unter diesem Blicke, als habe er eine Schuld gegen Angelika auf dem Herzen, und doch, was hatte er gethan? Täglich, stündlich hatte er an sie gedacht, tiefste Trauer im Herzen, daß er sie nimmer erreichen könne. Was bedeutete der strafende Blick? Eine Fülle von Zweifeln drang in seine Brust — war Angelika ihm treu geblieben? War wirklich etwas wahres daran, was er hin und wieder hatte munkeln hören, daß sie den Hein vom Posthause, diesen ungeschlachten Burschen, liebe und heirathen wolle? Er wollte, er mußte Gewißheit haben — der gegenwärtige Zustand war ihm unerträglich.

Und doch hatte Emil in Kiel seine schwierige Stellung zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und Kollegen verwaltet, und doch hatte er fleißig studirt und sich fortgebildet, sodaß aus dem Dorfschullehrer in der kurzen Zeit schon ein tüchtig gebildeter Mann geworden war; auch sein Aeußeres war geschmeidiger und anmuthiger geworden, sodaß Amandas Blicke mit großem Wohlgefallen auf dem jungen Manne ruhten, während Angelika nur ab und zu einen verstohlenen Blick, der von tiefer innerer Erregung Kunde gab, auf ihn warf.

Die Schatten der Bäume wurden immer länger, die Sonne blickte noch einmal hinter einem leichten Wölkchen hervor und versank dann, ein strahlendes Abendroth hinterlassend, welches andeutete, daß der morgige Tag die Ausflüge, welche geplant waren, durch schönes Wetter begünstigen würde.

Die fremden Gäste waren müde geworden und zogen sich nach herzlichen Grüßen in ihre Zimmer zurück, während der Pfarrer mit Emil dem nahen Dörfchen zueilte. Angelika hatte sich schon früher verabschiedet, um ihrer Mutter noch hülfreiche Hand bei einigen Hausgeschäften zu leisten.

„Du bist ja so sehr aufgeregt, Angelika," sagte die Mutter, „der Emil liegt dir wohl noch am Herzen, aber bedenke, daß derselbe doch kein Mann für dich ist, er versteht ja nichts von der Landwirthschaft. Wer sollte denn hier die Pacht übernehmen, die so lange schon an unserer Familie haftet. Da gefällt mir doch der Hein vom Posthause besser."

„Schweig still von dem," fiel Angelika heftig ein; „ein für allemal sag' ich, daß ich den rohen Menschen nicht mag. Ist Emil mir untreu geworden, was ich jetzt fast selbst glaube, dann mag er den Treubruch gegen sein Gewissen verantworten, dann mag er mit Amanda glücklich werden — ich bleibe ledig."

Stolz warf sie das Köpfchen empor, und die Mutter, die sonst manchmal recht hart war, strich ihr die Locken von der Stirn und seufzte: „Ach, hätten wir doch voriges Jahr unsere Einwilligung gegeben, armes Kind, du hältst diesen Zustand auf die Dauer nicht aus."

„Doch, Mutter!" und festen Schrittes ging Angelika in ihre Kammer. Dort aber sank sie zusammen. Der frühe Morgen fand die Aermste noch angekleidet auf dem Bette liegen.

* * *

Emil bat den Pfarrer, mit in den Gasthof „Zur Post" zu gehen; das Herz sei ihm zu voll, er müsse noch etwas plaudern. Wenn auch ungern, da er des Abends in behaglicher Ruhe im Kreise seiner Familie zuzubringen gewohnt war, gab der biedere Pfarrer doch nach, und bald saßen die beiden Männer im Garten des Gasthauses bei einer Flasche Rothwein, die man in Holstein allerdings gegen einen hohen Preis in den meisten Ortschaften leidlich gut bei den Gastwirthen haben kann.

Der Schullehrer schüttete seinem älteren Freunde nochmals sein Herz aus und erklärte, daß, wenn Angelika nicht sein werde, er auswandere, um mit der Heimath auch die Liebste zu vergessen. Heute suchte der Pfarrer seinen jungen Freund nicht, wie früher so oft, mit den üblichen Trostesworten und Beschwichtigungen hinzuhalten. Er meinte vielmehr, daß die Wirthsleute am Uglei-See nicht mehr so abgeneigt sein würden, ihm ihr Töchterlein zu geben, daß vielmehr der Hauptwiderstand bei Angelika selbst zu suchen sei, der man vorgeredet habe, daß ihr früher so heißgeliebter Emil mit dem vornehmen Stadtfräulein, Amanda Hausburger, verlobt sei.

„Also immer noch das alte Gerede," fuhr Emil auf, „wer mag ihr das erzählt haben; wäre es ein Mann, ich würde ihm den Waschweibermund schon zu stopfen wissen." Und Emil ballte mit zorniger Geberde die Faust.

„Immer ruhig, mein Freund," besänftigte der Pfarrer; „soviel, wie ich erfahren habe, hat der Hein, der Sohn des hiesigen Wirths, unserem Gespräche im vorigen Winter, welches wir hier führten, zugelauscht und dasselbe brühwarm, aber nicht ungefälscht, noch desselbigen Abends zu Habermanns getragen. Er behauptete, gehört zu haben, das Fräulein liebe den armen Schullehrer und der arme Schullehrer verehre das Fräulein — deshalb sei das Verlöbniß fertig."

„So soll doch gleich —" brauste Emil auf und seine Augen blickten umher, ob er nicht des Wirthssohnes ansichtig werde.

„Aber, Emil," mahnte der Pfarrer, „ein solcher Kampf darf am wenigsten mit der Faust geführt werden; außerdem aber steht dein Gegner auch allzuniedrig dir gegenüber. Der alte Habermann will ihn nicht zum Schwiegersohne, Angelika ist ganz entrüstet über seine Bewerbung und nur die Frau Habermann hat eine Zeitlang dieselben begünstigt. Man sagt, die alte Dame sei geizig und habe sich gefreut, daß der Hein in ihrer Wirthschaft manchen Schilling habe draufgehen lassen."

Emil aber ließ sich nicht so leicht beruhigen; es fuhr ihm wirr im Kopfe herum. Jetzt erst verstand er den merkwürdigen, vorwurfsvollen und doch so stolzen Blick, den ihm Angelika zugeworfen hatte.

„Das muß anders werden; ich werde mit dem Burschen sofort ein energisches Wort reden." Der Schullehrer wollte aufspringen, doch sanft hielt ihn der Pfarrer zurück. „Was hilft's denn, ehe wir die Eltern nicht gewinnen, ihre Einwilligung zu geben, ist ja doch alles vergebens, und vorläufig, ich gesteh' es, ist wenig Hoffnung vorhanden. Der Habermann will partout einen tüchtigen Bauern oder einen reichen Mann zum Schwiegersohn, und Angelika hat einmal ihr Wort gegeben, nicht mehr mit Ihnen zu reden, wenn die Eltern sie nicht von dem Versprechen entbinden. Also alles muß geschehen, um die Eltern willig zu machen."

Der Pfarrer wischte sich in einer gewissen Erregung den Schweiß von der Stirn; er athmete tief auf und fuhr fort: „Hören Sie, lieber Herr Reichelt, ich habe Ihnen da eine Mittheilung zu machen. Herr Hausburger, das wissen Sie ja, hat Sie sehr liebgewonnen, derselbe stellt Ihnen jede beliebige Summe als Geschenk oder leihweise, wie Sie wollen, zur Verfügung, Sie können dann frank und frei vor den alten Habermann treten, der Ihnen sein Töchterchen nicht mehr versagen wird. Angelika wird dann schnell von ihrem Wahne geheilt sein, daß ein Gelöbniß zwischen Amanda und Ihnen besteht."

Emil saß einen Augenblick wie niedergedonnert da. „Nimmermehr!" rief er mit einem Anfluge von Hohn. „Ich habe nicht die geringste Schuld daran, daß die Tochter des Senators an mir Wohlgefallen findet. Nun aber lediglich durch ein Geldgeschenk die Sache regeln zu wollen, das kommt mir doch vor, wie Menschenschacher. Ich werde natürlich das Fräulein nicht wiedersehen, um dem Alten keine Kopfschmerzen weiter zu machen; aber zunächst werde ich mit dem Burschen, dem Hein, Abrechnung halten und dann mich einfach meiner Braut erklären. Ist sie stark, so geht sie mit mir nach Amerika, ist sie schwach, so gehe ich allein, Vergessenheit in fremden Landen zu suchen."

Mit diesen Worten, ohne sich von dem braven Pfarrer aufhalten zu lassen, stürmte der junge Schullehrer fort.

* * *

Der Vollmond schwebte über dem Uglei-See. Die Stille des wundervollen Sommerabends wurde nur ab und zu durch den Ruf einer Eule, die ihr nächtliches, räuberisches Handwerk trieb, unterbrochen.

Den Kopf gestützt saß unser Freund Emil auf einer der Ruhebänke am See; seine Brust hob sich rasch, sein Herz klopfte fast hörbar. Der rasche Lauf vom Gasthof zur Post bis hierher hatte ihn noch aufgeregter gemacht. Nach und nach beruhigte sich das Blut. Er gedachte der schönen Abende, an denen er Angelika Klavierunterricht gegeben, der schönen Tage, an denen sie Arm in Arm den Uglei-See umwandert, bis das Machtgebot der strengen Eltern Angelikas plötzlich den lieblichen Traum verscheuchte. Er gedachte des Stolzes seiner Angelika, mit welchem sie den Eltern erklärt hatte, nie und nimmer von ihm, von ihrem Bräutigam, lassen zu wollen; er gedachte ferner, wie sie in kindlicher Liebe ihren Eltern schließlich versprochen, nicht mehr mit ihm reden zu wollen, bis es ihr wieder erlaubt werde.

Aber er gedachte auch der vielen Todten, die da unten auf dem Grunde des Sees schlummerten, seines armen, armen Mütterchens, welches die Schande nicht zu ertragen vermochte, daß es ihm den Vater nicht nennen konnte; er gedachte seines fremden, harten Vaters, den er noch nimmer gesehen.

Nach und nach aber zerflossen die Gedanken in Träume; er träumte von der verwünschten Prinzessin, die dort unten der Erlösung harre, er träumte von den Drachen, die sie behüteten, und die allmählich die Gestalten des Wirths vom Uglei-See und des Hein aus dem Posthause annahmen.

So mochte Emil wohl eine Stunde gesessen und geträumt haben — da hörte er in der Nähe ein Geräusch. Er blickte auf — einer der beiden Drachen, der Hein vom Posthause, stand da.

Die Prinzessin muß erlöst werden — halb noch im Traume stürzte sich der junge Schullehrer auf seinen Feind.

„Lügner du, Verleumder du!“ Und ein kräftiger Faustschlag hätte fast den riesigen Wirthssohn zu Boden gestreckt.

Mit einem fürchterlichen Fluche drang nun der Geschlagene auf seinen Angreifer; mit eisernem Griffe fühlte sich Emil umschlungen, er wehrte sich in Wuth und Verzweiflung, und schon merkte der wilde Hein, daß er am Ende gar seinen Meister gefunden habe; da verlor auf dem schlüpfrigen Boden Emils Fuß plötzlich den Halt. Hein stieß ihn mit kräftigem Ruck von sich und der Schullehrer rollte den Abhang hinab in den Uglei-See, dessen stille Wasser sich sofort über ihm schlossen.

„Mag er ertrinken,“ murrte Hein; „was braucht der Geck meine Pfade zu kreuzen. Vielleicht hat er auch schon mein Gewehr gesehen, und er würde, wenn er nicht unten in den Wassern ruhte, mich gar noch als Wilddieb angezeigt haben. Doch die Todten sind still.“

Hein horchte noch einmal, über den Abhang hinaus gebeugt; dann rannte er dem Waldesdickicht zu.

Der See erglänzte ruhig im Mondenschein; die dunklen Ufer hallten leise wieder von den leichten Wellen, die sie umspielten, und von dem zarten Kosen, mit welchem die herniederhängenden Weidenzweige die herannahenden Wasser umschmeichelten.

(Schluß folgt.)

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Fortsetzung.)

Im Oktober des Jahres 1749 hatte Lessing in Gemeinschaft mit Mylius bei Metzler in Stuttgart „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ erscheinen lassen. Dieselben sollten Studien des Theaterwesens bringen, besonders des der Griechen und Römer, Engländer und Spanier; und an diese sollten sich kritisch-grundlegende Abhandlungen anlehnen über die Wahrscheinlichkeit, über das Komische, das Erhabene, die Charaktere, die Sittensprüche und vieles andere, was Inhalt und Zweck des Dramas sowie des Theaters angeht.

Die beiden Herausgeber standen damals noch auf der Grundlage der drei sogenannten aristotelischen Einheiten, welche sie sogar, als der Diskussion nicht mehr bedürfend, voraussetzen zu können glaubten.

Indessen zeigte sich Lessing auch hier schon — zwanzig Jahre alt! — auf dem Wege zur richtigen Erkenntniß. Denn er bemerkte, in der von ihm allein verfaßten, programmartig gehaltenen Vorrede, daß, wenn der Deutsche seinem Naturell folgen wollte, unsere Schaubühne mehr der englischen — die sich von der Beschränkung auf die Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung, soweit dieselbe den eigentlichen Kunstzweck hinderte, gründlich emanzipirt hatte — gleichen würde, als der französischen.

Weit war aber das Unternehmen nicht gediehen. Mylius vermochte trotz aller seiner Genialität mit Lessing nicht gleichen Schritt zu halten und sich nicht auf die Höhe des Standpunktes hinaufzuschwingen, von dem dieser die gemeinsame Aufgabe überschaute. Er machte daher Fehler über Fehler und verleidete Lessing sehr bald die Fortsetzung des Unternehmens.

Im Jahre 1754 nahm Lessing den Gedanken einer theoretischen Vorbereitung der Neugeburt des Dramas und Theaters wieder auf. Diesmal aber ohne Gehülfen und sofort, wie es seinem gewaltigen Geiste entsprach, die Grenzen seines Unternehmens in's unabsehbar Große hinausschiebend.

In einer Zeitschrift „Theatralische Bibliothek“ wollte er nun eine Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker liefern, und immer die größten dramatischen Dichter jeder Nation und auch diejenigen, welche in der Theorie des Dramas wenigstens einige Fortschritte hervorgerufen hatten, aus der Menge der Mittelmäßigen und Unbedeutenden herausheben.

In einem Auszuge aus dem Werke des Franzosen Remond de Ste. Albine „Der Schauspieler“, welchen er im ersten Stücke der „Theatralischen Bibliothek“ erscheinen ließ, offenbarte er Einsichten, die weit über den geistigen Horizont des Franzosen und der ganzen damaligen Zeit hinausreichten. Die Kunst des Schauspielers, entwickelte er, solle die innere Beschaffenheit der menschlichen Seele kennen lehren, und von der Beschaffenheit der Seele sei die äußerliche Beschaffenheit des Körpers eine natürliche Folge. Demgemäß müsse der Schauspieler bei seiner Darstellung menschlicher Charaktere umgekehrt den menschlichen Körper in seinen Organen und diese in ihrer Haltung und in ihren Bewegungen, je nach dem inneren Zusammenhange mit seelischen Zuständen und Vorgängen, anwenden.

In dem Drange, diese die Schauspielkunst bis zu ihrer Wurzel beleuchtenden Gedanken zu entwickeln, kündigte er gleichzeitig eine Schrift: „Ueber die körperliche Beredsamkeit“ an. Daß er aber nicht allein meisterlich die Theorie beherrschte, sondern daß seine Theorie auch hier, wie überall, die Meisterin der Praxis war, hat der berliner Hofschauspieler Brückner bewiesen, welcher sich bei seinen schwierigsten Rollen gern bei Lessing Raths erholte und sich die schwersten Stellen von ihm vordeklamiren und vorgestikuliren ließ. Es fehlte Lessing nach Brückners Meinung zur vollendeten Meisterschaft in der Darstellung nur eines: etwas mehr französischer Anstand. Brückner ahnte nicht, daß grade dieser französische Anstand seiner Meisterschaft Eintrag thue.

Während Lessing im zweiten Stück der „Theatralischen Bibliothek“ einige Dramen des Seneca kritisch zergliederte, die „Italienische Schaubühne“ des Riccoboni übersetzt wiedergab und Auszüge aus neueren italienischen Schauspielen hinzufügte, enthielt das dritte Stück die Uebersetzung einer Abhandlung des Abbé Du Bos über die theatralischen Vorstellungen der Alten, und das erst 1758 erschienene vierte und letzte Stück Notizen über den englischen Dichter Dryden und eine Geschichte des englischen Theaters, deren Verfasser zu sein Nicolai behauptet hat.

Unter den vielen andern Arbeiten Lessings während seiner Thätigkeit für die „Theatralische Bibliothek“ ist seine gemeinsam mit Moses Mendelssohn verfaßte Schrift: „Pope, ein Metaphysiker“ von besonderem Interesse.

Die berliner Akademie der Wissenschaften hatte einen Preis ausgesetzt auf die beste Untersuchung des philosophischen Systems

von Pope, welches gipfle in dem Satze „Alles ist gut“. Dem entgegen wiesen Lessing und Mendelssohn nach, daß es unwissenschaftlich und unverständig sei, bei einem Dichter — wie Pope — ein System zu suchen und an Ideen, wie sie in einem poetischen Werke in bunter Abwechslung hingeworfen würden, tiefernsthafte, philosophische Untersuchungen anzuknüpfen.

Die Schrift der beiden jungen Männer schlug so ein, daß der Akademiker Sulzer noch zwei Monate nach ihrem Erscheinen bis über die Ohren roth wurde, als auf jenes Preisausschreiben die Rede kam, und sie behält dadurch dauernde Bedeutung, daß sie in scharfer Erkennbarkeit die Grenzlinie zwischen Kunst und Philosophie zieht, über die vorher nicht allein die berliner Akademie der Wissenschaften hinweggestolpert war.

Lessings Reise mit dem Besitzer der „großen Feuerkugel“ in Leipzig, Winkler, unterbrach alle seine Arbeiten. Als die Reise ein unerwartet rasches Ende gefunden und er wieder in Leipzig war, gab er unter vielen andern Arbeiten Gleims Kriegslieder heraus, mit einem kurzen Vorbericht, zu dem er trotz seiner Kürze weitumfassende und sorgfältige Studien gemacht hatte über die älteren Kriegslieder der Deutschen. Dabei trug er allein zur Geschichte des alten Heldenbuchs aus dem 15. Jahrhundert einen ganzen großen Band Material zusammen — eine Arbeit, aus der ihm sofort die Erkenntniß erwuchs, auf welche Weise die Literaturschätze der deutschen Vergangenheit für die Gegenwart recht nutzbar gemacht werden könnten, und wie mangelhaft Bodmer bei der Herausgabe von Bruchstücken des Nibelungenliedes seine allerdings nicht leichte Aufgabe gelöst hätte.

Nachdem er sich Ende April 1758 wieder in Berlin niedergelassen, begab er sich an eine gänzliche Umarbeitung seiner Schriften, die er nach seiner eigenen Versicherung im Aerger über ihre, seinem kritisch geschärften Auge nicht mehr zu verbergende Unzulänglichkeit ganz vernichtet hätte, wenn sich ihm nicht die Meinung aufgedrängt, daß er denen, welchen seine bisherigen poetischen Leistungen gefallen, schuldig sei, sie — freilich in verbesserter Gestalt — zu erhalten.

Er begann mit der Sichtung der Fabeln und sandte ihnen, seiner unübertrefflichen Methode entsprechend, tiefeindringende Abhandlungen über das Wesen der Fabel, von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel, von der Eintheilung und dem Vortrage der Fabel und von ihrem besonderen Nutzen für die Jugenderziehung voraus.

In der Abhandlung über das Wesen der Fabel gelangt er nach kritischer Vernichtung der Begriffsbestimmungen, welche die Kunstrichter De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux gegeben, zu folgender Definition der Fabel, — dieses — wie er sagt — gemeinsamen Raines der Poesie und Moral:

„Wenn wir einen allgemein moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.“

Von Anfang 1759 betheiligte sich Lessing an einem literarischen Unternehmen Nicolai's, an dem auch Mendelssohn beschäftigt war. Es waren dies die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“.

Von den im Jahre 1759 erschienenen 71 Briefen waren 34 allein von Lessing, und diese enthielten Kritiken, welche, sehr oft den Nagel auf den Kopf treffend, unberechenbar viel dazu beigetragen haben, das kritische Urtheil des gebildeten Publikums auf die richtige Bahn zu leiten und auch die besten zeitgenössischen Dichter — wie z. B. Wieland — ihre Aufgabe als Dichter ihren individuellen Anlagen gemäß erkennen zu lehren.

Kritisirt aber Lessing den jungen Wieland, um dessen Leistungsfähigkeit zu erhöhen, so kritisirt er diejenigen, die ihm einer Besserung unfähig erschienen, um sie in den Augen der literarischen Welt zu vernichten.

So erging es Gottsched. Wahrhaft unbarmherzig schreibt Lessing im 17. Literaturbrief über ihn:

„,Niemand,‘ sagen die Verfasser der Bibliothek*), ‚wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.‘

„Ich bin dieser niemand; ich leugne es gradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.

„Als die Neuberin blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sah es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln, man bekümmerte sich um keine Muster. Unsere ‚Staats- und Heldenaktionen‘ waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere ‚Lustspiele‘ bestanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsah; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui, Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunstrichter sagt, mit ‚Kleister und Scheer‘ seinen ‚Cato‘; er ließ den ‚Darius‘ und die ‚Austern‘, die ‚Elise‘ und den ‚Bock im Prozesse‘, den ‚Aurelius‘ und den ‚Witzling‘, die ‚Banise‘ und den ‚Hypochondristen‘ ohne Kleister und Scheere machen; er legte seinen Fluch auf das Extemporiren; er ließ den Harlequin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlequinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.“

Und hier an dieser Stelle zeigt sich denn auch, daß Lessings Anschauungen über die Aufgabe des Theaters der damaligen Zeit die entschiedensten Fortschritte aus dem Dunkel des richtigen Gefühls zur Klarheit der das Wesen des fraglichen Gegenstandes durchdringenden Einsicht gemacht hatte.

„Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare“, fährt er fort, „mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesem nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das alles blos der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt. Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter, als Corneille.“

Bis hierher hatte sich Lessing mit der seinen Neigungen und Studien zunächst gelegenen Kunst, der Poesie, beschäftigt und in ihr überall, wo er angriff, reinigend, reformirend — das Alte und Schlechte zerstörend und Neues, Besseres aufbauend — gewirkt.

Bald begann es ihn zu drängen, die Kunst im allgemeinen in's Auge zu fassen, ihr Gesammtreich zu durchforschen, die Aufgaben all' ihrer einzelnen Theile klarzustellen und dabei diese Einzelgebiete in jede Irrung ausschließender Deutlichkeit von einander abzugrenzen.

Besondern Anlaß dazu gaben sein Umgang mit Künstlern der verschiedensten Kunstgebiete, gleichwie seine antiquarischen Studien, die er in Breslau von neuem aufnahm, und die Anregungen, welche ihm die winkelmannschen Werke gewährt hatten.

Winkelmann war der bedeutendste deutsche Kunstkenner von Fach, den Deutschland überhaupt erzeugt hat; ein Mann, der den größten Kunstgelehrten und Archäologen aller Völker ebenbürtig zur Seite steht. Seine Schriften waren die feste Grundlage, auf der sich eine Wissenschaft der Kunst erheben konnte und erhoben hat.

Als nun Lessing, im Anschluß an Winkelmanns epochemachende Untersuchungen, seinen „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ schrieb, nahm er seine Stellung nicht etwa nur neben seinem großen Vorläufer auf diesem Gebiete, sondern mit einem gewaltigen Sprunge über ihn und auch hier wieder weit über die Erkenntnißfähigkeit seiner Zeitgenossen hinausgreifend.

Mit folgenden Worten beginnt das erste Stück des Laokoon:

„Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst setzt Herr Winckelmann in eine edle Einfachheit und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. ‚Sowie die Tiefe des Meeres‘, sagt er, ‚allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth

*) Der in Leipzig bei Dyk erschienenen „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“.

in dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geheul, wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Oeffnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklommenes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können. Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur. Der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein u. s. w.' Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bei der Heftigkeit desselben vermuthen sollte, ist vollkommen richtig. Auch das ist unstreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, sage ich, eben hierin die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet. Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieser Weisheit gibt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus diesem Grunde herleitet, wage ich es, anderer zu seyn*)."

Indem Lessing von den Worten Winkelmanns über die Laokoongruppe ausgeht, stellt er sich in den Mittelpunkt jener kunstgeschichtlichen Untersuchungen, welche damals das höchste Interesse der Bestgebildeten in Anspruch nahmen.

Die Laokoongruppe gehört zu den meisterhaftesten unter den erhalten gebliebenen Bildhauerwerken des Alterthums. Sie stellt den Trojaner Laokoon, den Priester Poseidons, des Meeresgottes, dar, wie er sammt seinen beiden Söhnen von zwei ungeheuren Schlangen umwunden, wider einen grauenvollen Tod vergeblich und verzweifelt ankämpft. Das Höchste, was die Bildhauerkunst zu leisten vermag, konnte bei solchem Gegenstande zur Darstellung gelangen. War es also einestheils ebenso richtig als kühn von seiten Lessings, bei seinen ästhetischen Betrachtungen von den ihm persönlich ferner gelegenen bildenden Künsten auszugehen, so konnte er anderntheils innerhalb des Bereiches der bildenden Kunst kaum einen zweiten so inhaltvollen und beziehungsreichen Anknüpfungspunkt finden, als es die Laokoongruppe war. Und dazu kam noch als besonders günstiges Moment, daß der römische Dichter Virgil durch die auch von Winkelmann berührte poetische Beschreibung des furchtbaren Geschickes, das nach der Sage Laokoon mit seinen Söhnen ereilt hat, die trefflichste Brücke darbot zum Uebergange von den bildenden Künsten — welche Lessing gemeinhin unter der Bezeichnung Malerei zusammenfaßt — zu der Poesie und denjenigen Künsten überhaupt, deren Nachahmung, wie Lessing in der Vorrede zum Laokoon sagt, fortschreitend ist.

Wie er so für seine ästhetischen Untersuchungen sich den denkbar günstigsten Boden geschaffen, so faßte er auch seine Aufgabe sofort in ihrer vollen Größe und Tiefe.

Die eine und alleinige Wurzel der Kunst bloszulegen, galt es ihm zunächst.

Er gelangt dabei, sich streng an den unmittelbaren Gegenstand seiner Forschungen, den schlangenumwundenen, vor Verzweiflung und Schmerz schreienden Laokoon, haltend, zu folgenden Ausführungen:

„Schreien ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden. Die geritzte Venus schreit laut; nicht um sie durch dieses Geschrei als die weichliche Göttin der Wollust zu schildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlt, schreit so gräßlich, als schrieen zehntausend wüthende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzten. So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeußerung dieses Gefühls durch Schreien, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankommt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen. Ich weiß es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt wissen über unsern Mund und über unsre Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Thränen. Die thätige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsre Urältern waren in dieser größer, als in jener. Aber unsre Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegensehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuths. Palnatoko gab seinen Jomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen. Nicht so der Grieche. Er fühlte und fürchtete sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bei ihm Grundsätze*)."

Nachdem er des weiteren betont, wie das vornehmste Streben der Griechen, unsrer Vorbilder in der Kunst, die Darstellung des Schönen gewesen sei, wie sogar die Gesetze — keineswegs mit gänzlichem Unrecht — dem griechischen Künstler die Nachbildung des Häßlichen verboten und die des Schönen anempfohlen und wie ein schöner, heilig erachteter Brauch diese ihm mit Preis und Ehre gelohnt, fährt er fort:

„Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht sein, warum demohngeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen wollen; sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter abgehet, der dieses Geschrei mit bestem Vorsatze ausdrücket**)."

„Es sei Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen, alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird itzt die Malerei überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben, so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzet, und sie blos auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket. Sein Künstler schilderte nichts, als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringt, begnügen sollten, an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst***)."

„Ich wollte blos festsetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei. Und dieses festgesetzt, folget nothwendig, daß alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt ihr wenigstens untergeordnet sein müssen. Ich will bei dem Ausdrucke stehen bleiben. Es gibt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind†)."

„Die bloße, weite Oeffnung des Mundes, — bei Seite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Theile des Gesichts dadurch verzerret und verschoben werden — ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut††)."

Hat er nun für die gesammte Kunst im Menschlich-Schönen den festen Boden gewonnen, der sie ebensowohl vor dem Hinabsinken in den Sumpf des Gemeinen schützt, als vor dem Verschweben und Verflüchtigen in den Nebeln einer Phantastik des Uebermenschlichen, so muß er nun, um seine großartige Aufgabe ganz zu erfüllen, jedem besonderen Kunsttheil sein besonderes Gebiet anweisen.

Er thut es in einer Reihe von Sätzen, die in der Sicherheit und Klarheit ihrer Gedanken ein gradezu unübertreffliches Muster logischer Entwicklung und anschaulicher Darstellung darbieten:

„Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebrauchet, als die Poesie; jene nehmlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber articulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: So können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen. Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei. Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegen-

*) Lessings Werke, Göschen, 1867, 5. Bd., S. 100 u. 101.

*) Ebenda, S. 102. — **) Ebenda, S. 104. — ***) Ebenda, S. 104 u. 105. — †) Ebenda, S. 107 u. 108. — ††) Ebenda, S. 110.

stand der Poesie. Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper. Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper; aber nur andeutungsweise durch Handlungen. Die Malerei kann in ihren coexistirenden*) Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird. Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erwecket von welcher sie ihn braucht. Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände**)."

Was Lessing hiermit in „trockner Schlußkette", wie er es nennt, entwickelt hat, findet er bestätigt in den herrlichsten griechischen Dichtungen, den homerischen. Er weist das an mehreren, vorzüglich gewählten Beispielen nach, von denen hier zwei hervorgehoben seien:

„Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird dem ungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Axen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowol wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weist uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen, da der Räder mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte.

Hebe fügt um den Wagen ihr schnell die geränderten Räder.
Mit acht ehernen Speichen umher an die eiserne Axe.
Gold ist ihnen der Kranz, unaltendes; aber darauf jene
Eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick;

*) gleichzeitig existirenden. — **) Ebenda, S. 183 u. 184.

Silbern glänzen die Naben in schön umlaufender Ründung.
Denn in goldenen Riemen und silbernen schwebet der Sessel
Ausgespannt, und umringt mit zween umlaufenden Rändern.
Vornhin streckt aus Silber die Deichsel sich; aber am Ende
Band sie das goldene Joch, das prangende, dem sie die Seile,
Golden und schön umschlang*)."

„Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück anthun, das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefel, den Degen; und so ist er fertig und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt, ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franse gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen.

Und zog das weiche Gewand an,
Sauber und neugewirkt! und warf den Mantel darüber;
Unter die glänzenden Füß' auch band er sich stattliche Solen
Hängte sodann um die Schultern das Schwert voll silberner Buckeln,
Nahm auch den Königsstab, den ererbten, ewiger Dauer**)."

Das für den Leserkreis der „Neuen Welt" Hauptsächlichste sollte mit dem Vorstehenden aus dem „Laokoon" wiedergegeben werden. Diese scheinbar ganz ungezwungen, fast willkürlich sich ergehenden Untersuchungen bilden aber in der That selbst ein Kunstwerk, das man auch im besten Falle nur ganz unvollkommen nach einzelnen Theilen, selbst nach den wichtigsten, zu würdigen vermag.

Zur Zeit Lessings gab es, wie schon angedeutet, kaum einen einzigen Menschen, der auch nur dem lessingschen Gedankengange zu folgen vermochte.

Selbst höchstgebildete Männer zeigten, daß sie nicht begriffen, was Lessing wollte, und wenn auch Herder den „Laokoon" soweit verstand, daß er ihn „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen sind," nannte, so hatte doch Lessing guten Grund zu der Bemerkung: Noch hat sich (im Jahre 1769) keiner, nicht einmal Herder, träumen lassen, wo ich hinaus will***).

Erst Kant sollte auf anderem Wege zu demselben Resultate kommen, als Lessing, und Schiller und Goethe waren die ersten großen Dichter, denen vergönnt war, da zu ernten, wo er gesät.

(Schluß folgt.)

*) Ebenda, S. 185 u. 186. Für den griechischen Originaltext habe ich zu Gunsten des Allgemeinverständnisses die betreffenden Verse der vossischen Uebersetzung eingefügt. — **) Ebenda, S. 186.

***) Brief an Nicolai vom 13. April 1769, abgedruckt a. a. O. Bd. 10, S. 347.

Deutsche Dichter und Denker.

Monatsrückblick für August.

Der ehemals begeisterte Republikaner und für die revolutionären Bestrebungen der deutschen Demokratie kämpfende Dichter **Johann Gottfried Kinkel**, gegenwärtig als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum zu Zürich lebend, wurde am 11. August 1815 zu Obercassel bei Bonn geboren. Er besuchte das Gymnasium im letztgenannten Orte und studirte daselbst und später in Berlin Theologie. 1835 wieder nach Bonn zurückgekehrt, lernte er Geibel und bald darauf in Barmen Freiligrath kennen. Im folgenden Jahre wurde er Privatdozent der Theologie in Bonn und bereiste 1837 Italien. Im J. 1840 erhielt er eine Stellung als Hülfsprediger der evangelischen Gemeinde zu Köln, wo er im Jahre vorher seine nachmalige Gattin Johanna Meckel kennen gelernt hatte, und 1846 wurde er zum außerordentlichen Professor der Kunst- und Kulturgeschichte ernannt. An den Bewegungen des Jahres 1848 nahm Kinkel hervorragenden Antheil; er war mit dabei, als in Siegburg das Zeughaus gewaltsam erstürmt wurde, und eilte dann in die Pfalz, um sich dem pfälzisch-badischen Aufstand anzuschließen. Am 29. Juni 1849 verwundet und gefangen genommen, ward er nachmals zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt und mußte in Naugardt die gewöhnliche Sträflingsarbeit verrichten. Später nach Spandau gebracht, erfuhr er die nämliche Behandlung wie Diebe und Mörder: er mußte, wie diese, eine Sträflingsjacke tragen, Wolle spinnen u. s. w., bis es ihm unter Beihülfe des damaligen Studenten Carl Schurz — gegenwärtig Minister des Innern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — im November 1850 gelang, zu entfliehen. Nun wandte er sich zuerst nach England, ging im nächsten Jahre nach Amerika, kehrte jedoch bald wieder nach London zurück; dort starb ihm seine Frau infolge eines Sturzes aus dem Fenster. Seit 1866 bekleidet er die eingangs gedachte Stellung. — Als Kunstkritiker vortheilhaft bekannt, hat Kinkel auch als Dichter sich über den mittleren Durchschnitt erhoben. Zu seinen besten Schöpfungen ist die poetische Erzählung „Otto, der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern" (1873 in 43. Auflage erschienen), zu rechnen; doch verdienen auch mehrere Balladen und Legenden („Dietrich von Bern", „Die Windsbraut" ꝛc.) Erwähnung, und von seinen Novellen, die er in Gemeinschaft mit seiner Gattin herausgab, gehören seine zwei Dorfgeschichten: „Margreth" und „Die Heimathlosen" zu den besten in der deutschen Literatur.

Einer unserer begabtesten Dichter, dessen Herz von heißer Liebe für die Freiheit erfüllt war, mußte leider in der schauervollen Nacht des Wahnsinns untergehn. **Nicolaus Niembsch, Edler von Strehlenau** (Nicolaus Lenau), der am 13. August 1802 in Czadat in Ungarn geboren wurde, starb in der Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien am 22. August 1850. — Biographie und Porträt Lenau's befinden sich im 2. Bande der „Neuen Welt", S. 438.

Genie und leider auch Frömmler zugleich, dabei als Dichter „mehr als andere ein erklärter Feind aller Dichtung, die als Kunst gelten wollte" (Gervinus, Handb. d. Gesch. d. poet. Nationalliteratur der Deutschen) war der am 15. August zu Rheinfeld in Holstein geborne **Matthias Claudius**. Nachdem er die Universität in Jena besucht, ließ er sich in Wandsbeck nieder und gab dort, in Verbindung mit J. J. Bode unter dem Namen Asmus eine populäre Wochenschrift heraus — den „Wandsbecker Boten" —, die ihm bald einen geachteten Namen machte. Dies hatte zur Folge, daß er 1776 als Oberlandeskommissar nach Darmstadt berufen ward. Im Jahre danach wurde ihm auch die Leitung der darmstädtischen „Landeszeitung" übertragen. Allein diese Aemter behagten ihm nicht, er kehrte 1777 nach Wandsbeck zurück und lebte daselbst in stiller Zurückgezogenheit bis zum Jahre 1814, wo er infolge einer Krankheit sich nach Hamburg zu seinem Schwiegersohn bringen ließ. Dort starb er den 21. Jan. 1815. Mehrere seiner Lieder sind Volkseigenthum geworden, so: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben", „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher", und die hübsche „Reise Urians um die Welt". Das fromme „Der Mond ist aufgegangen", worin wir „stolzen Menschen-

kinder" insgesammt als eitel „arme Sünder" gekennzeichnet werden, befindet sich, erinnere ich mich recht, in den Schulliederbüchern.

Karl Joseph Simrock, geboren den 18. August 1802 zu Bonn, studirte dort und in Berlin die Rechte, ward 1826 Referendar, erhielt aber schon 1830 seine Entlassung wegen eines Gedichts: „Die drei Farben". Im Jahre 1850 wurde er an der Universität seiner Vaterstadt zum Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt; er starb daselbst am 18. Juli 1876. — Simrock hat sich vor allem große Verdienste um Wiederherstellung der alten deutschen Dichtungen: „Nibelungenlied", „Gudrun", „Wolfram von Eschenbach", „Amelungenlied", „Walther von der Vogelweide" 2c. erworben; nicht minder verdienstlich ist seine Erneuerung der alten „deutschen Volksbücher" (13 Bde., 1845—1867, Auswahl 2 Bde. 1869), und auch seine zahlreichen eigenen Dichtungen sind von poetischem Werth, insbesondere seine Balladen („Wieland, der Schmied", „Bertha, die Spinnerin" und andere).

Auf die gleichfalls im Monat August geborenen Dichterfürsten Herder und Goethe wird die „Neue Welt" im nächsten Jahrgange in umfangreicheren literarhistorischen Abhandlungen zurückkommen.

E. Künzel.

Der Dachs. (Bild Seite 608.) Mit Ausnahme der Hausthiere, welche den Menschen in alle Zonen begleiten, unterliegt die räumliche Vertheilung der Thierklassen einem streng durchgeführten Naturgesetz. Jeder der fünf Welttheile besitzt eine Thierklasse in vorwiegendem Maße. So besitzen Europa und Asien vorwiegend Wiederkäuer, Afrika Landschildkröten, Nordamerika Zugvögel, Südamerika die zahllosen Thiere, wie Ameisenfresser, das Armadill und das Faulthier; Australien die Beutelthiere, wie das Känguruh. Fast jedes Land hat dann wieder seine ihm eigenthümlichen Thiergruppen. So sind das Känguruh und Ornithorinchus auf Australien beschränkt, wie das rothe Waldhuhn auf England, die Kanarienvögel auf die Kanarischen Inseln, das Ichneumon auf Aegypten, das Hippopotamos und die Giraffe auf Afrika, die echten Kolibris und die Klammeraffen auf Amerika, das Kameel auf die trockensten Gegenden Afrikas und Asiens, und das Renthier auf die nördlichen Gegenden beider Hemisphären. Die Gemsen und Steinböcke gehören den Alpen an, das Lama, Alpaka und der Kondor den Anden in Peru, das Yak dem Tafelland Tibet. Das Tsetse, ein Insekt Südafrikas, dessen Biß gewissen Thieren tödtlich ist, wird oft nur auf der einen Seite desselben Flusses gefunden. Auf den Südsee-Inseln, gerade wie in Irland, gibt es keine einzige Schlange und alle Reptilien der neuen Welt sind von denen der alten verschieden. Es gibt keinen einzigen einheimischen Wiederkauer in Australien, Neuguinea, Madagaskar oder den Südsee-Inseln, und von den 186 Arten Wiederkäuern gehören blos 24 Amerika an. Auch der Vorwurf unseres Bildes, der Dachs, muß sich der räumlichen Vertheilung der Thierklassen fügen. Er bewohnt Europa bis zum 60. Breitengrad, das mittlere und nördliche Asien bis zur Lena und Nordamerika bis Labrador. Er gehört zur Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere und der Familie der Marder. Ausgewachsen ist das männliche Thier 70—76 Centimeter lang, kaum 30 Centimeter hoch, von gedrungenem, niedrigem Leibesbau und dickem Hals, langem Kopf, zugespitzter Schnauze und kleinen Augen und Ohren. Der Pelz ist lang und steifhaarig, am Rücken weißgrau und schwarz gemischt, an den Seiten röthlich, an den Füßen und der Unterseite schwarzbraun. Der Kopf ist weiß mit einem matten, schwarzen Streifen, welcher an der Schnauze beginnt und sich verbreiternd über Auge und Ohr verläuft. Die Sohlen sind nackt, die Vorderfüsse mit starken Krallen ausgerüstet, der Schwanz kurz und röthlich behaart; am After befindet sich eine Drüsentasche; der erste obere Fleischzahn ist sehr klein, der obere Höckerzahn ungemein groß. Wegen dieser Eigenthümlichkeit kann er mit seinem furchtbaren Gebiß schwere Wunden beibringen. Der Dachs ist ein mißtrauisches, einsiedlerisches und mürrisches Thier, welches auf seine Ruhe und Sicherheit ungemein bedacht ist, deshalb ist seine Wohnung ein unterirdischer Bau, welcher an einsamen Orten auf der Sonnenseite bewaldeter Hügel angelegt wird. Der sogenannte Kessel, die Hauptwohnung, ist ein Meter tief unter der Erde angebracht und hat 4—8 Ausgänge. Von allen ähnlichen Behausungen von Thieren zeichnet sich der Dachsbau durch große Sauberkeit aus; deshalb verläßt der Dachs sofort seinen Bau, wenn derselbe von seinem Feinde, dem Fuchs, verunreinigt worden ist. Der Dachs lebt nur im November, während der Paarungszeit, gesellig mit seinem Weibchen; im Februar bekommt die Dächsin 3—5 blinde Junge, welche noch bis zum Herbst denselben Bau mit ihr bewohnen und im zweiten Jahr ausgewachsen sind. Sie erreichen ein Alter von 10—12 Jahren. Das Fleisch des Dachses ist eßbar, aber wenig wohlschmeckend; sein Fell wird, weil es für den Regen undurchdringlich ist, zu Jagdtaschen, Kofferüberzügen und dergl. verwendet. Die Haare geben Malerpinsel und das Fett, das im Herbst drei Finger dick auf dem Rücken liegt und zwei bis drei Kilogramm wiegt, schmeckt ähnlich wie Gänsefett. Unter den tausend Sorten von Wunder- und Schwindelmedikamenten der Klosterapotheken des Mittelalters spielte das getrocknete Blut und das Fett des Dachses eine große Rolle. Mit Ausnahme seiner Leidenschaft für Weintrauben, sind die andern Gelüste des Dachses dem Landbau eher nützlich als schädlich, denn seine Nahrung, die er zur Nachtzeit aufsucht, besteht aus Buchеckern, Eicheln, Wurzeln, Schnecken und Regenwürmern; doch frißt er auch Ottern, Vogeleier und junge Vögel, junge Hasen, Maulwürfe, sowie alle Art Reptilien und scharrt Hummel- und Wespennester aus. Nur wenn es ihm an diesen Delikatessen fehlt, sucht er seinen Hunger mit Trüffeln, Rüben und Möhren zu stillen. Am Tage liegt er, sich sonnend, vor dem Bau, stets bereit in einem der zahlreichen Zugänge seines Baues zu verschwinden. Bei eintretender Kälte begibt er sich zur Winterruhe, erstarrt aber nicht, sondern geht bei gelinder Witterung auf Nahrung aus. Er ist dumm und faul, deshalb sein Gang auch langsam, schleppend und schwerfällig, doch droht die Gefahr, so stellt er sich den Hunden zur blutigen Gegenwehr. Da man ihn selten auf dem Anstand zum Schuß bekommt, sucht ihm der Jäger anders beizukommen, nämlich durch das Ausgraben. Man läßt zu diesem Behuf die Hunde in den Bau, nachdem man sich zuvor vergewissert hat, daß derselbe von dem Dachs befahren ist, stellt durch sie den letzteren im Kessel und sucht durchs Gehör die Stelle ausfindig zu machen, unter welcher senkrecht in der Tiefe der Dachs vor dem lautgebenden Hund sich befindet. Man gräbt darauf ein kesselförmiges Loch, sticht, wenn man des Thieres ansichtig geworden, dasselbe mittels eines harpunenartigen, mit Widerhaken versehenen Werkzeugs, der Dachsgabel oder des Dachshakens, an, zieht ihn hervor und schlägt ihn todt. An steilen Abhängen, wo die Laufröhre horizontal in den Kessel führt, pflegt man ihn auch mittels des sogenannten Sauschwanzes, eines doppelten scharfen Pfropfenziehers anzubohren und herauszuziehen. Auch sucht man ihn bei seinen nächtlichen Fahrten außerhalb des Baues zu fangen, indem man alle Eingänge desselben bis auf die Hauptlaufröhre verlegt und in letzterer eine sogenannte Dachshaube, ein starkes, kegelförmig zulaufendes Netz mit einem Nasenring am Ende, aufstellt. Jagt man nun den Dachs mit Hunden, so flüchtet er sich zur Röhre und schießt in das Netz, aus dem es kein Entrinnen gibt. Der nimmersatte Mensch begnügt sich nicht damit seinen Hunger mit dem Fleisch der erlegten Thiere zu stillen, nein, er vernichtet sie zur Kurzweil, um der noblen Passion des Jagdvergnügens zu fröhnen. Dr. M. T.

Das amerikanische Boot „New-Bedford" auf seiner Fahrt über den Atlantischen Ozean. (Bild Seite 609.) Jedes Zeitalter urtheilt nach den ihm geläufigen Begriffen, da es sich selbst als die letzte und höchste Entwicklung der Dinge vorkommt, ohne zu ahnen, daß es von der Folgezeit als beschränkt belächelt werden wird. Deshalb staunen wir über das Reiterwagstück des österreichischen Lieutenants Zubowits, der auf einem und demselben Pferde in 14 Tagen die 180 Meilen zurückgelegt hat, welche Wien von Paris trennen, und vergessen, daß der deutsche Dichter Seume zu Fuß von Teplitz nach Syrakus ging und der römische Kaiser Hadrian „auf Schusters Rappen" sein Kaiserthum von Belgien bis Byzanz durchmaß. Bemerkenswerther sind die Unternehmungen der Kapitäne Boyton und Crapo. Während ersterer in einem von ihm erfundenen Schwimmapparat, das wie ein Rock angezogen wird, die Donau von Regensburg bis Pest passirte, hat es letzterer unternommen, in einem kleinen Segelboot den Atlantischen Ozean zwischen Nordamerika und England zu durchmessen. Zur Erklärung unseres Bildes berichten wir den Hergang, wie ihn im Jahre 1877 die amerikanischen Zeitungen schilderten. Am 28. Mai hatte sich im Hafen von New-Bedford (Massachusetts, Nordamerika) eine ungeheure Menschenmenge versammelt, um der Abfahrt eines kleinen, nur 6 Meter langen Schooners beizuwohnen, auf welchem Kapitän Thomas Crapo und dessen Frau den Atlantischen Ozean zu durchkreuzen entschlossen waren. Dieses Boot ist in der That kleiner als irgend eins der kleinsten Fahrzeuge, welche jemals ein solches Wagstück unternommen haben; es hat folgende Dimension: Länge 6 Meter, Breite 1,80 Meter, Tiefe 1 Meter, Tonnengehalt $1^{62}/_{100}$ Tons. Die Länge des Kiels ist 3,75 Meter. Das Boot ist so ziemlich nach dem Modell der Walböte gebaut, aber kürzer, breiter, tiefer und mit mehr Sprung. Sein Tiefgang ist etwa 33 Centimeter mit dem Schwert in der Mitte. Der Vordermast ist 5,64 Meter, der Hauptmast 5,32 Meter hoch vom Deck. Die Hauptsegel haben die Form eines Dreiecks. Das Vordersegel ist 4,70 Meter und das Hauptsegel ist 4 Meter hoch ohne Mast. Jedes derselben hat eine Breite von 2,82 Meter. Das Boot führt außerdem ein Raasegel und Stagsegel für leichte Winde, die vom Deck aufzuziehen sind. Es führt die amerikanische Flagge am großen Top, auch ist es mit Anker, Remen, Pumpe und sonstigem nothwendigen Inventar versehen; überdies ist es mit Conserven und 130 Gallonen Wasser in 6 Fäßchen, ferner mit einem kleinen Petroleumofen ausgerüstet. Im Ganzen beträgt das Gewicht seiner Ladung 750 Kilogramm. Das Boot hat keine Riegelung, sondern nur Stützen mit durchgeschorenen Leinen. Die Luken sind mit Hängen nach beiden Richtungen versehen. Der Steuerer (die Frau des Wagehalses) sitzt in der Hinterluke und schützt sich gegen schlechtes Wetter mit einem am Deck befestigten Segeltuchkragen. Bei hoher See soll das Boot mit einem auszuwerfenden Schwimmer beidrehen, welcher es an dem Winde hält. Der New-Bedford — so heißt das Fahrzeug, welches eher eine Nußschale genannt werden könnte — sollte eventuell noch einen kleinen Hafen der Massachusettsküste anlaufen, beim Chatam Leuchtfeuer den amerikanischen Continent verlassen und dann südlich von den Bänken einen direkten östlichen Kurs auf 45 Grad nördlicher Breite bis nach 30 Grad östlicher Länge nehmen, von wo dann nach dem englischen Kanal gesteuert werden soll. Am Bord befanden sich Karten, ein Kompaß und ein Oktant. Der Kapitän berechnete seine

Länge mittels der Logge und vergleicht sie mit denen vorüberfahrender Schiffe; der größte Theil seines Wegs liegt direkt im Kurse der großen Ozeandampfer. Soweit der Bericht der amerikanischen Zeitungen. Vierzig Tage später, am 7. Juli meldeten englische Blätter die glückliche Ankunft der modernen Argonauten im Hafen von Falmouth. Von dort segelten sie nach London und nach Havre (Frankreich), wo sie sich sammt ihrer Nußschaale auf einem Packetboot (Post-Steamer) zur Rückkehr nach Amerika einschifften. Diese Tollkühnheit soll von einem Amerikaner noch überboten werden, der dieselbe Tour mittels Luftballon zurücklegen will. Vielleicht reitet nächstens einer auf dem Telegraphen-Kabel über den Atlantischen Ozean oder versucht es à la Blondin mit dem Velocipède auf einem zwischen der Kap Hatteras und Kap Belus ausgespannten Drahtseil? Dr. M. T.

Die beste deutsche Prosa ausgangs des 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts schrieb, wie in der Einleitung zu der Abhandlung über „Lessings Wirken", „Neue Welt" S. 321, erwähnt ist, der große Philosoph **Leibnitz**, trotzdem auch er, wie es damals üblich war, alle seine größeren wissenschaftlichen Arbeiten in lateinischer Sprache abgefaßt hat. Die nachfolgende Probe ist indeß nicht blos merkwürdig, weil sie uns die Entwicklungsstufe zeigt, auf der die deutsche Sprache vor 170 bis 180 Jahren angelangt war, sondern auch deswegen, weil sie uns in das Ideengebiet desjenigen Mannes einen Blick thun läßt, in welchem die deutsche Bildung jener Zeit ihren Gipfelpunkt erreicht und sich der Intelligenz aller andern Kulturvölker seit langer Zeit zum erstenmal wieder mindestens ebenbürtig gezeigt hat. Die Abhandlung handelt „Von der Weisheit" und lautet:

„Weisheit ist nichts anders, als die Wissenschaft der Glückseligkeit, so uns nemlich zur Glückseligkeit zu gelangen lehret.

Die Glückseligkeit ist der Stand einer beständigen Freude. Wer glückselig ist, empfindet zwar seine Freude nicht alle Augenblicke, denn er ruhet bisweilen vom Nachdenken, wendet auch gemeiniglich seine Gedanken auf anständige Geschäfte. Es ist aber genug, daß er im Stand ist, die Freude zu empfinden, so oft er daran denken will, und daß inzwischen daraus eine Freudigkeit in seinem Thun und Wesen entstehet.

Die gegenwärtige Freude macht nicht glücklich, wenn kein Bestand dabei, und ist vielmehr derjenige unglückselig, der um kurzer Freude willen in lange Traurigkeit verfällt.

Die Freude ist eine Lust, so die Seele an ihr selbst empfindet. Die Lust ist die Empfindung einer Vollkommenheit oder Vortrefflichkeit, es sei an uns oder an etwas anders; denn die Vollkommenheit auch fremder Dinge ist angenehm, als Verstand, Tapferkeit und sonderlich Schönheit eines andern Menschen, auch wohl eines Thieres, ja gar eines leblosen Geschöpfes, Gemäldes oder Kunstwerkes. Denn das Bild solcher fremden Vollkommenheit in uns eingedrücket, macht, daß auch etwas davon in uns selbst gepflanzet und erwecket wird, wie denn kein Zweifel, daß wer viel mit treflichen Leuten und Sachen umgehet, auch davon vortreflicher werde.

Und obschon bisweilen fremde Vollkommenheiten uns mißfallen, als zum Exempel der Verstand oder die Tapferkeit eines Feindes, die Schönheit eines Mitbuhlers oder Glanz einer fremden Tugend, die uns verdunkelt oder beschämt, so geschieht es doch nicht aus der Vollkommenheit an ihr selbst, sondern wegen des Umstandes, dadurch uns Ungelegenheit entstehet, und wird alsdann die Süssigkeit der ersten Empfindung einer fremden Vollkommenheit durch den Erfolg und die Bitterkeit des Nachdenkens ausgethan und verderbet.

Man merket nicht allezeit, worin die Vollkommenheit der angenehmen Dinge beruhe, oder zu was für einer Vollkommenheit sie uns dienen, unterdessen wird es doch von unserm Gemüthe, obschon nicht von unserm Verstande, empfunden. Man sagt insgemein: es ist, ich weiß nicht, was, so mir an der Sache gefället, das nennt man Sympathie, aber die der Dingen Ursache forschen, finden den Grund zum öftern, und begreifen, daß etwas darunter stecke, so uns zwar unvermerket, doch wahrhaftig zu statten kommt.

Die Musik gibt dessen ein schönes Beispiel. Alles was klinget, hat eine Bebung oder hin und her gehende Bewegung in sich, wie man an den Saiten siehet, und also was klinget, das thut unsichtbare Schläge; wenn solche nun nicht unvermerkt, sondern ordentlich gehen, und mit gewissen Wechsel zusammentreffen, sind sie angenehm, wie man auch sonst einen gewissen Wechsel der langen und kurzen Silben und Zusammentreffen der Reimen bei den Versen beobachtet, welche gleichsam eine stille Musik in sich halten, und, wenn sie richtig, auch ohne Gesang angenehm fallen.

Die Schläge auf der Trommel, der Takt und die Cadenz in Tänzen und sonst dergleichen Bewegungen nach Maaß und Regel haben ihre Angenehmheit von der Ordnung, denn alle Ordnung kommt dem Gemüthe zu statten, und eine gleichmäßige, obschon unsichtbare Ordnung, findet sich auch in den nach Kunst verursachten Schlägen oder Bewegungen der zitternden oder bebenden Saiten, Pfeiffen oder Klocken, ja selbst der Luft, so dadurch in gleichmäßige Regung gebracht wird, die denn auch ferner in uns vermittelst des Gehörs einen mitstimmenden Widerschall machet, nach welchem sich auch unsre Lebensgeister regen. Daher die Musik so bequem ist, die Gemüther zu bewegen, obgleich insgemein solcher Hauptzweck nicht genugsam beobachtet noch gesucht wird.

Und ist nicht zu zweifeln, daß auch im Fühlen, Schmecken und Riechen die Süßigkeit in einer gewissen, obschon unsichtbaren, Ordnung und Vollkommenheit oder auch Bequemlichkeit bestehe, so die Natur darein geleget, uns und die Thiere zu dem, so sonst nöthig ist, zu richten und daß also aller angenehmer Dinge echter Gebrauch uns wirklich zu Statten komme, obschon durch Mißbrauch und Unmäßigkeit anderwärts ein weit größerer Schaden daraus zum öftern entstehen kann. Vollkommenheit nenne ich alle Erhöhung des Wesens, denn wie die Krankheit gleichsam eine Erniedrigung ist und ein Abfall von der Gesundheit, also ist die Vollkommenheit etwas, so über die Gesundheit steiget; die Gesundheit aber selbst bestehet in Mittel und in der Waage, und leget den Grund zur Vollkommenheit. — Gleichwie nun die Krankheit herkommet von verletzter Wirkung, wie solches der Arzneiverständige wohl bemerket, also erzeiget sich hingegen die Vollkommenheit in der Kraft zu wirken, wie denn alles Wesen in einer gewissen Kraft bestehet, und je größer die Kraft, je höher und freier ist das Wesen. Ferner bei aller Kraft, je größer sie ist, je mehr zeiget sich dabei Viel aus einem und in einem, indem Eines viele außer sich regieret, und in sich vorbildet. — Nun die Einigkeit in der Vielheit ist nichts anders, als die Uebereinstimmung, und weil eines zu diesem näher stimmet, als zu jenem, so fließet daraus die Ordnung, von welcher alle Schönheit herkommt, und die Schönheit erwecket Liebe. —

Daraus siehet man nun, wie Glückseligkeit, Lust, Liebe, Vollkommenheit, Wesen, Kraft, Freiheit, Uebereinstimmung, Ordnung und Schönheit an einander verbunden, welches von Wenigen recht angesehen wird. —

Wenn nun die Seele in ihr selbst eine große Zusammenstimmung, Ordnung, Freiheit, Kraft oder Vollkommenheit fühlet, und folglich davon Lust empfindet, so verursachet solches eine Freude, wie aus allen diesen und obigen Erklärungen abzunehmen. —

Solche Freude ist beständig und kann nicht betrügen, noch eine künftige Traurigkeit verursachen, wenn sie von Erkenntniß herrühret, und mit einem Licht begleitet, daraus im Willen eine Neigung zum Guten, das ist die Tugend entstehet. Wenn aber die Lust und Freude so bewandt, daß sie zwar die Sinnen, doch aber nicht den Verstand vergnüget, so kann sie eben so leicht zur Unglückseligkeit, als zur Glückseligkeit helfen, gleichwie eine wohlschmeckende Speise ungesund sein kann. Und muß also die Wollust der Sinnen nach den Regeln der Vernunft, wie eine Speise, Arznei oder Stärkung gebraucht werden. Aber die Kunst, so die Seele an sich selbst, nach dem Verstand, empfindet, ist eine solche gegenwärtige Freude, die uns auch vors Künftige bei Freude erhalten kann.

Daraus denn folget, daß nichts mehr zur Glückseligkeit diene, als die Erleuchtung des Verstandes und Uebung des Willens, allezeit nach dem Verstande zu wirken, und daß solche Erleuchtung sonderlich in der Erkenntniß derer Dinge zu suchen, die unsern Verstand immer weiter zu einem höhern Licht bringen können, dieweilen daraus ein immerwährender Fortgang in Weisheit und Tugend, auch folglich in Vollkommenheit und Freude entspringet, davon der Nutzen auch nach diesem Leben in der Seele bleibet. —

Was das für Dinge seien, deren Erkenntniß einen solchen glücklichen Fortgang verursachet, erfordert eine eigene Ausführung; inzwischen kann man sagen, daß Niemand leichter zu einer solchen Staffel der Glückseligkeit steigen könne, als hohe Personen, und doch Niemand in der That, wie Christus uns selbst gesaget, schwerlicher dazu gelange, als eben sie. Dessen Ursache ist, daß sie zwar viel Gutes thun können, aber selten ihre Gedanken darauf richten. —

Denn weilen sie stets Gelegenheit zu sinnlichen Ergötzungen haben, so werden sie gewohnt, ihre Freude meist in der Wollust zu suchen, so vom Leib herrühret, und wenn sie sich hoch schwingen, so suchen sie doch mehr Lob und Ehre bei Andern, als eine wahre Vergnügung bei sich selbsten. Daher wenn die Wollust des Leibes durch Krankheiten, und der Ruhm durch Unglücksfälle abgehet, da höret der Selbstbetrug auf und sie finden sich unglücklich. Sie haben von Jugend auf dem Trieb äußerlicher Dinge gefolget, wegen der Lust, so sie dabei gefunden, zumal weil es Anfangs etwas beschwerlich ist, diesem Strom zu widerstehen; haben also großen Theils die Freiheit des Gemüths verloren. —

Daher es ein Großes, wenn eine Person sich selbst auch in Krankheit, Unglück oder Verachtung vergnüget; und zwar, wenn sie sich zufrieden geben kann nicht nur aus Noth, weil man siehet, daß es so sein muß, welcher Trost nichts anders ist, als wenn man einen Schlaftrunk einnimmt, um die Schmerzen nicht zu empfinden, sondern durch Erweckung in sich selbst eine große Freude, so diese Schmerzen und Unglücksfälle überwindet. Solche Freude, welche der Mensch sich allezeit selbst machen kann, wenn das Gemüth wohl beschaffen, bestehet in Empfindung einer Lust an ihm selbst, und an seinen Gemüthskräften, wenn man in sich eine starke Neigung und Fertigkeit zum Guten und zur Wahrheit fühlet, sonderlich vermittelst der gründlichen Nachricht, die uns ein erleuchteter Verstand darstellet; also daß wir den Hauptquell, Lauf und Endzweck aller Dinge und unglaubliche Vortrefflichkeit der Alles in sich begreifenden, höchsten Natur erfahren, und dabei über die Unwissenden empor gehoben werden, gleich als ob wir aus den Sternen herab in die irdischen Dinge unter unsern Füßen sehen könnten. Zumal wir endlich daraus gar erlernen, daß wir Ursach haben, über alles, so bereits geschehen, und auch das noch geschehen soll, uns zum höchsten zu freuen, doch, daß wir gleichwohl suchen, was noch nicht geschehen, so viel an uns, auf das Beste zu richten. Denn das ist eines

der ewigen Gesetze der Natur, daß wir der Vollkommenheit der Dinge und der daraus entstehenden Lust nach Maaß unsrer Erkenntniß, guter Neigung und vorgesetzten Beitrags genießen werden.

Wenn nun eine hohe Person dieses erlanget, also daß sie auch mitten in allen Ueberfluß und Ehren dennoch ihre große Vergnügung findet in den Wirkungen ihres Verstandes und ihrer Tugend, die halte ich doppelt für hoch. Vor sich, wegen dieser ihrer Glückseligkeit und wahren Freude, für Andere aber, weil ganz gewiß, daß diese Person wegen ihrer Macht und Ansehens kann und wird auch vielen andern Licht und Tugend mittheilen, indem eine solche Mittheilung eine Rückstrahlung auf sie selbst machet, und die, so dergleichen gemeinsamen Zweck haben, in Untersuchung der Wahrheit, Erkenntniß der Natur, Vermehrung menschlicher Kräfte und Beförderung ihres gemeinen Besten einander helfen und neues Licht geben kann.

Erscheinet also die hohe Glückseligkeit hoher und dabei erleuchteter Personen daraus, daß sie zu ihrer Glückseligkeit so viel thun können, als wenn sie tausend Hände und tausend Leben hätten, ja als wenn sie tausendmal so lange lebten, als sie thun. Denn so viel ist unser Leben für ein wahres Leben zu schätzen, als man darin wohlthut. Der nun viel wohlthut in kurzer Zeit, der ist dem gleich, so tausendmal länger lebet, welches bei denen stattfindet, so machen können, daß tausend und abertausend Hände mit ihnen wirken, dadurch in wenig Jahren mehr Gutes geschehen kann zu ihrem höchsten Ruhm und Vergnügen, als sonst viel hundert Jahre nicht bringen könnten.

Die Schönheit der Natur ist so groß, und deren Betrachtung hat eine solche Süßigkeit, auch das Licht und die gute Regung, so daraus entstehen, haben so herrlichen Nutzen bereits in diesem Leben, daß, wer sie gekostet, alle andern Ergötzlichkeiten gering dagegen achtet. Thut man aber noch dazu, daß die Seele nicht vergehet, so daß jede Vollkommenheit in ihr Bestehen und Frucht bringen muß, so siehet man erst recht, wie die wahre Glückseligkeit, so aus Weisheit und Tugend entstehet, ganz überschwenglich und unermeßlich sei über alles, das man sich davon einbilden möchte."

Die Ottern der Schelde. Die Schelde beherbergt und ernährt ein heutzutage ziemlich seltenes Thier: die Fischotter. Ein Gärtner in Proville hatte auf seinem Grundstücke schon lange die Spuren solcher Thiere bemerkt, indem ein in der Mitte des Gartens liegender Fischkasten häufig verwüstet worden war. Endlich entdeckte er den Bau einer der Ottern und überzeugte sich, daß derselbe bewohnt war. Er verstopfte die nach der Schelde gehende Mündung der Höhle, erweiterte den Eingang und gelangte bis auf das Thier, welches er bis an das Ende seines Baues trieb und dann durch einen Hieb mit dem Spaten erschlug. Es maß von der Schnauze bis zum Ende des Schwanzes nahe an 1,50 Meter. Einige Tage nachher befuhr derselbe Gärtner in der Dämmerung das Ufer der Schelde; ein Plätschern im Wasser erregte seine Aufmerksamkeit, und da er weder ein Gewehr, noch einen Stock zur Verfügung hatte, verbarg er sich hinter einem Baume, und bald stiegen aus dem Flusse zwei junge Fischottern von der Größe einer Katze herauf. Der Gärtner, welcher sich so plötzlich in die Lage eines Jägers versetzt sah, ließ die beiden Ottern sich erst vom Ufer entfernen und schlich der einen von ihnen nach. Darauf versetzte er dieser einen Schlag mit dem Fuße und zwang sie stillzustehen, indem er sie in seine kräftige Hand nahm. Das Thier, welches sich so bedroht sah, vertheidigte sich mit seinen scharfen Zähnen, aber der Gärtner ließ seine Beute nicht fahren. Obgleich ihm ein Finger nicht unbedeutend verwundet war, wurde er doch des angstvoll schreienden Thieres Herr. Der Schmerzensschrei der Otter hatte die Mutter derselben herbeigerufen, welche jetzt wüthend auf den Gärtner zueilte. Der Kampf begann gefährlich zu werden, da die Bestie außerordentliche Kraft besaß. Ohne Waffen und die kleinere Otter immer noch mit der Hand umklammert haltend, mußte der unfreiwillige Jäger wieder zum Stoße mit dem Fuße seine Zuflucht nehmen, und er stampfte aus Leibeskräften mit beiden Füßen auf dem unliebsamen Gegner herum, zog aber den Fuß ziemlich schnell wieder zurück, um sich nicht am unteren Theil der Hosen fassen und diese zerreißen zu lassen. So entwischte ihm die Mutter der jungen Otter, welche seit dieser Zeit eine Gefangene ist und wahrscheinlich dazu beitragen wird, daß ihre ganze Familie noch das gleiche Loos zu theilen hat. Dr. M. V.

Monza ist ein kleines Städtchen, drei Stunden nördlich von Mailand am Flusse Lambro. Es zählt etwa 18,000 Einwohner und ist berühmt wegen seiner uralten, Johann dem Täufer gewidmeten Kirche, in deren Schatzkammer die sogenannte eiserne Krone aufbewahrt wird. Diese Krone besteht aus Gold, ist mit kostbaren Edelsteinen verziert und verdankt ihren Namen einem eisernen Reifen, welcher das Innere umfaßt und welcher nach einem ferneren Glauben aus einem Nagel vom Kreuze Christi angefertigt sein soll. Auf diese Voraussetzung hin ward die Krone im Jahre 1684 als eine heilige Reliquie dem öffentlichen Cultus in Monza übergeben. Dies gab jedoch Anlaß zu einer Controverse, welche durch die congregazione del Riti (Cultuscommission) in Rom zu Gunsten der Kirche entschieden wurde. Ueber den Ursprung der Krone sind die Historiker im Dunkeln. Einige sind der Meinung, daß sie sich unter den Geschenken befunden habe, welche die berühmte Lombarden-Königin Theodolinda der Kathedrale von Monza gab. Diese Annahme entbehrt aller historischen Belege. Die Benennung „eiserne Krone" findet sich erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Die Krönung Kaiser Otto's III. (983—1002) ist wahrscheinlich die erste Krönung, welche in Monza stattgefunden hat, und läßt vermuthen, daß sich in dieser Stadt eine Krone befinden mußte, welcher man schon zu jener Zeit eine besondere Bedeutung gab. Man hielt diese Krone später für unentbehrlich bei den Krönungen der Könige von Rom, die zuweilen in Monza, häufiger aber in Mailand stattfanden, wohin dann die Krone in feierlichem Zuge geholt wurde. Zur Krönung Karl's V. ward sie im Jahre 1520 nach Aachen gebracht und unmittelbar nachher nach Monza zurückgegeben. Zur Krönung Napoleon's I. im Jahre 1805 ward sie am 26. Mai mit großem Pomp nach Mailand gebracht, aber auch an Monza zurückerstattet, wo sie in allen Stürmen der Zeiten sicher geruht hat. Dr. B. R.

Frau von Staël war bekanntlich anfangs eine begeisterte Verehrerin Napoleon Bonaparte's, in welchem sie den Beschützer der verfassungsmäßigen Freiheit sah. Sie schrieb ihm, als er siegekrönt aus Italien heimkehrte, schwärmerische Briefe, in denen sie ihn mit Scipio und Tankred verglich, und sie erwirkte von ihm die Ausstreichung ihres Vaters, Neckers, des früheren Finanzministers, aus der Liste der Emigranten. Als Napoleon jedoch zum ersten Konsul ernannt worden war und seine Herrschergelüste merklich hervortraten, begann sie ihn aufs leidenschaftlichste zu bekämpfen, indem sie ihn nun u. a. einen Robespierre zu Pferde nannte und ihm jede Ehrlichkeit des Charakters, überhaupt jede Tugend absprach. Bonaparte, welcher den edlen Freiheitsenthusiasmus ihres Herzens nicht verstand, ließ sie durch seinen Bruder Joseph befragen, was sie denn eigentlich wolle; er sei ja zu billigen Zugeständnissen bereit, namentlich auch zur Zahlung der Forderungen, welche ihr Vater von früher her noch an den Staatsschatz erhebe. Er empfing die charakteristische Antwort: „Lieber Gott, es handelt sich nicht um das, was ich will, sondern um das, was ich denke." In späterer Zeit ließ ihr ein Minister Bonapartes ankündigen, der Kaiser werde jenen Zahlungsforderungen genügen, so bald sie erkläre, daß sie ihm zugethan sei, worauf sie mit kaustischem Witz antwortete: „Ich wußte wohl, daß man einer Lebensbescheinigung bedarf, um seine Renten zu erheben; aber ich wußte nicht, daß eine — Liebeserklärung erfordert wird." Dr. M. V.

Stufenfolge deutscher Höflichkeit. Die Deutschen duzten sich fast bis zum fünfzehnten Jahrhundert; dann begann man sich mit „Ihr" anzureden. Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte war das „Er" gebräuchlich; später fand sich das „Sie" ein, über welches man hoffentlich nicht noch weiter ins Unsinnige hinausgehen wird. Dr. M. V.

☞ **Zur gefälligen Beachtung!** Wir ersuchen alle unsere verehrlichen Abonnenten, ihre Bestellungen für den neuen Jahrgang der „Neuen Welt" uns baldigst zukommen zu lassen, damit im Versandt keine Verzögerung eintritt. Wir rechnen sicher darauf, daß jeder Abonnent nach Kräften sich bemüht, dem Blatte neue Abonnenten zuzuführen.

Unsere Filialexpeditionen und Kolporteure machen wir darauf aufmerksam, daß wir ohne ausdrückliche Neubestellung den neuen Jahrgang nicht weiter liefern können.

Verlag und Expedition der „Neuen Welt".

Inhalt.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 52. 1879.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Schluß.)

Hans unterbrach sich bald in seiner Toilette, er saß da mit offenem Munde und griff sich von Zeit zu Zeit an den Kopf, um sich zu versichern, daß er auch wirklich bei Besinnung sei und daß alles seine Richtigkeit habe. Als Stefan geendet hatte, sprang er auf: „Aber dann ist ja Nandl meine nahe Verwandte, meine Schwester fast!"

„Ja Hans, und du darfst ihr auch wie einer Schwester gut sein. Ich wußte, daß dich das freuen, daß es dir, ihr gegenüber, eine Erleichterung sein würde, und zugleich eine Befriedigung, in so naher, blutsverwandter Beziehung zu ihr zu stehen, deßhalb habe ich dir auch alles mitgetheilt, sonst hätte mich wohl Rücksicht für die Mutter meiner Nandl dies Geheimniß bewahren lassen."

Hans machte ein verblüfftes Gesicht und schlug in ungemessenem Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen.

„Die Mutter deiner Nandl! Aber" — und nun brach er in ein unbändiges Lachen aus —, „aber Junge, dann ist sie ja deine Schwiegermutter! Hahaha! Frau Gräfin Brandis, meine Tante, deine — aber nein, ich kann's nicht glauben!"

„Erinnere dich des Briefes, den du gestern von ihr erhieltest und der dir so unbegreiflich schien."

„Ah, jetzt begreife ich alles!" rief Hans.

„Sie wollte für Nandl etwas thun," erklärte Stefan, „sie wollte die Zukunft ihrer Tochter sichern, aber sie fand, ohne sich zu kompromittiren, kein anderes Mittel —"

„Als mich mit ihr zu verkuppeln? Aber das ist schändlich!"

„Natürlich!" machte Stefan, die Augenbrauen in humorvoller Weise in die Höhe ziehend. „Die Nandl hätte dich auch nie geheirathet; sie sagte mir, sie hätte sich daran gewöhnt, dich als ihren Bruder zu betrachten, deshalb war sie auch so ungenirt, so vertraulich mit dir."

„Deshalb also!"

„Nur deshalb, und da sich die Sache nun so gestaltet, so darfst du mich auch nicht als den Glücksstörer betrachten."

Hans lachte. „Du Schlauer, du Heuchler! Aber lieben darf ich sie jetzt erst recht, und ich will es thun, dir zum Trotz."

„Aber nur wie eine Schwester, das sage ich dir!" drohte Stefan, ebenfalls lachend.

Hans lief in seinem unvollständigen Anzuge im Zimmer auf und nieder. „Wer mir das gesagt hätte, daß meine Tante — die als eine Unfehlbare sich gab, die mit soviel Verachtung auf andere Fehlende herabsah —, aber wann geschah denn das?"

„Nandl ist jetzt neunzehn Jahre alt."

„Das müßte also im Jahre fünfzig —, richtig, damals brachte sie den Winter hier zu, einer Nervenkrankheit wegen, — jetzt ist mir alles klar, jetzt zweifle ich nicht länger."

Stefan ließ Hans im Nachthemde und in Socken hin und her gestikuliren und über die Verdorbenheit unsrer heutigen Gesellschaft philosophiren und medisiren; er nahm indeß Waschwasser und Seife für sich in Anspruch, und nachdem der Reinigungsprozeß vollzogen, begann er äußerst sorgfältig Toilette zu machen.

Hans unterbrach sich plötzlich in seiner schönsten Rede. „Was thust du denn, du hast ja noch nicht geschlafen, leg' dich in's Bett, statt dich wie ein Zierbengel herauszuputzen."

„Ich will zur Nandl."

„Um fünf Uhr früh?"

„Es muß später sein, es kommt mir so lange vor, daß ich sie nicht gesehen habe."

„Gott sei mir gnädig, jetzt werde ich's mit einem Verliebten zu thun haben, der sich wie ein Verrückter geberdet."

„Ja, ich bin verrückt!" rief Stefan voll übermüthiger Laune. „Ich will verrückt sein, und du darfst mir das nicht übelnehmen; ich habe so lange meinen Gefühlen Gewalt angethan, ich habe so lange unter der Vorstellung gelitten, daß ich, mit einem stürmischen Herzen begabt, dennoch mein Leben werde einsam verbringen müssen, ohne Liebe, ohne Zärtlichkeit, ohne Familienglück, daß ich jetzt, wo ich ein treues, liebes, schönes Wesen mein nenne, wo ich meine Nandl mir für's Leben erobert habe, von diesem Uebermaß von Glück verrückt werde."

„Dann thue mir wenigstens den Gefallen und mache sobald als möglich Hochzeit."

„Das darfst du von mir erwarten, Bruder." Hierauf setzte er sich den Hut auf das blonde, nun wieder üppige Haar und reichte ihm die Hand. „Leb' wohl, Hans!"

„Warte einen Augenblick, ich gehe mit dir!"

„Mit mir? Ach, für dich ist's noch zu früh."

„Seht doch! Willst du mir vielleicht verbieten in den Garten zu gehen, um meine Vorbereitungen für das Fest zu treffen?"

„Das kannst du thun, und wir wollen nun alle dafür sorgen, daß es sich so schön als möglich gestalte. Ach, das soll heute ein wahres, ein herrliches Fest werden!"

Die Freunde verließen zusammen das Haus. Als sie Arm in Arm durchs Dorf gingen sah Stefan nach der Richtung, wo das Haus seines Vaters stand. Schon stieg aus dessen Schlott der gastliche Rauch in die Höhe, es wurde bereits das Frühstück

gekocht. Er blieb überlegend stehen. Seit seiner Krankheit hatte er nicht mehr mit dem Vater gesprochen, sie waren sich aus dem Wege gegangen, wo es nur immer möglich war, aber heute zog es ihn doch dahin. Einen Augenblick schwankte er, dann sagte er: „Ich will zu meinem Alten, mir ist heute so weich ums Herz, das macht das Glück. Wenn Versöhnung zwischen uns möglich ist, so kommt sie heute zu Stande oder nie. Ich will ihm sagen, daß ich glücklich bin, und daß ich in acht Tagen Hochzeit mache; geh nur voraus, ich komm' bald nach."

Stefan betrat nach zwei Jahren zum erstenmal wieder das Vaterhaus. Als er es nach einer Viertelstunde wieder verließ, blickten seine Augen finster, und der Mund war unmuthig aufgeworfen. Der Versuch zur Versöhnung war ein vergeblicher gewesen. — Erst hatte der Alte durch das freundliche ehrerbietige Entgegenkommen des Sohnes sich befriedigt gezeigt, als ihm aber Stefan von seiner Verheirathung mit Nandl sprach, brach er mit rohen Ausdrücken und Verwünschungen los: das schwarze kecke Ding, das keine Mitgift aufzuweisen hätte, aber ein halbes Dutzend Liebhaber und das es einst gewagt, sich ihm, ihm selbst zu widersetzen, das wäre ihm gerade die rechte Schwiegertochter. Von Stefan stünd' freilich nichts Besseres zu erwarten und ebensowenig, daß er sein' verrückten Sinn ändern würd', der behielt' seinen Dickschädel, übrigens sei ihm das auch ganz gleichgültig, nur sollte der Stefan nicht erwarten, daß er, der Vater, er, der angesehene Bauer, zu der Heirath Ja und Amen sage, und ebensowenig hätte der Stefan auf ein Heirathsgut zu rechnen. Er habe die Milde des Vaters ein für allemal verwirkt, und er, der Bauer vom Grillenhof, er sei nicht heute so und morgen so zu stimmen und er sei keiner von denen, die sich unterjochen lassen, er habe seinen eigenen angeborenen Sinn, und wer nicht mit ihm und zu ihm halte, der sei sein Feind und der Stefan, der über den Bauern hinausgewollt, und der zu den Freisinnigen, zu den Demokraten sich zähle, der sei ein doppelter, und damit Punktum. — Je näher Stefan dem Häuschen des Professors kam, desto freier wurde seine Stirne, und als er es vor sich sah und den kleinen Hügel hinanschritt, erschien wieder der glückselige Ausdruck von vorhin auf seinem Antlitz.

Die Festordner hatten ihr Werk vollendet. Der Hof, wo unter den Bäumen die Tafel für die Gäste hergerichtet war, sah in dem reichlichen Blumen- und Blätterschmuck wunderhübsch aus. Es war Mittag, und die jungen Leute waren bereits vollzählig versammelt. Von den Gästen fehlte nur noch der Gemeindewirth und der Lehrer aus Seekirchen. Linerl machte mit einem sehr rothen und sehr glücklichen Gesicht einstweilen die Honneurs, denn Nandl war noch nicht herausgekommen; sie sei noch im Hause beschäftigt, hieß es, und Stefan mußte ebenfalls gar wichtiges drin zu thun haben, denn er kam nur einmal auf einige Minuten heraus, um die Gäste zu begrüßen, und einige Anordnungen zu machen und war gleich darauf wieder verschwunden.

Der kleine Sepp ging von Arm zu Arm; es schien auch ihm zum Bewußtsein gekommen, daß es heute nicht sei wie alle Tage, und er war brillanter Laune, zeigte sich überhaupt für dieses erste Fest, das er mitmachte, sehr verständnißvoll.

Der Tisch war bereits sauber gedeckt, und wo der Schatten der Bäume nicht ausreichte, war ein Baldachin gespannt worden. Ach, wie viel hübscher war das, als wenn sie in einem Saale gesessen hätten, wie schön, wie luftig war es da, und ein leiser Wind wiegte die Kränze und Laubgewinde und trug den aromatischen Duft, den diese ausströmten, weiter. Jetzt brachte Anton noch zum Ueberfluß zwei große Blumensträuße, die er in hohe Biergläser gesteckt hatte und stellte sie auf den Tisch.

„Das wird immer schöner!" meinte Linerl und alle stimmten fröhlich bei. Endlich erschienen Nandl und Stefan. Hand in Hand traten sie aus dem Hause und kamen so heran. Was war das mit ihnen? Es lag etwas Unnennbares in ihren Zügen, in der Art, wie sie sich hielten, es war ein Zauber, der unmittelbar auf alle Herzen wirkte; wie verschönte er die beiden noch! Alle liefen ihnen entgegen, alle wußten es, ohne daß man es ihnen zu verkünden brauchte, daß sie hier ein liebeseliges Brautpaar vor sich hatten. Linerl fiel der Nandl um den Hals: „O, wie mich das freut, Nandl, ich hab's immer gewünscht, daß es so kommen möcht', recht sehnlich hab' ich's g'wünscht, jetzt hat sichs wirklich so gefügt," und Linerl, die sobald die Nandl einen Mann hatte, ihre Gefährlichkeit vermindert glaubte und für ihren Sepp nichts mehr zu besorgen hatte, brach voll freudiger Dankbarkeit in Thränen aus. Die Uebrigen, und die Brautleute selbst, faßten die Sache weniger sentimental auf. Sie drückten allen die Hände und nehmen mit einem wonnigen Lächeln die dargebrachten Glückwünsche entgegen. Auch Anton bezwang sich und gratulirte gleich den übrigen. Der arme Junge hatte wohl nie viel Hoffnung gehabt, und er wußte sich nun in die fertige Thatsache, an der nichts mehr zu ändern war, leichter zu schicken, als er es selbst für möglich gehalten hatte. Aber, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, begann die Neugier sich zu regen, und so häuften sich die Fragen: wie denn alles so schnell gekommen sei, oder ob sie schon lange einig geworden, und weshalb sie dann ihre Liebe so geheim gehalten?

Ein lautes: „Guten Mittag allerseits!" tönte jetzt über den Zaun herüber und unterbrach die Anwesenden. Der Gemeindewirth, der schon Erwartete, kam von Seekirchen, der Lehrer, ein junger Mann, der erst seit einem Jahr im Städtchen angestellt war, kam hinter ihm drein, beide aufs stattlichste herausgeputzt. An Pommade war nicht gespart worden, und das noch dunkle anliegende Haar des blühend aussehenden, rundlichen Wirthes troff von Fett; sein röthliches Gesicht hatte ebenfalls einen Fettglanz, sah aber sehr wohlwollend und fröhlich aus. Er war am Zaun stehen geblieben, und guckte darüber hinweg, jetzt schwang er wie in derber Begeisterung seinen Stock gegen die Gesellschaft, die indeß schon die Gartenthür geöffnet hatte und nun im Chor die werthen Gäste willkommen hieß.

Der Wirth antwortete darauf mit der Versicherung, daß er einen gräulichen Hunger habe und daß er absichtlich kein zweites Frühstück zu sich genommen, um mit diesem gehörig ausgebildeten Appetit seinen Gastgebern alle Ehre anzuthun. Kathrein erschien in dem Augenblick wie auf Kommando mit hochbeladenen Schüsseln, sie wurde mit einem Hurrah empfangen, die Schüsseln von dienstbeflissenen Händen weggenommen und trotz der hierdurch hervorgerufenen stürmischen Schwenkungen glücklich auf den Tisch gebracht. Alle drängten sich um denselben herum; der Wirth ließ sich schwer auf die Bank fallen, und in jovialer Heißspornigkeit verlangte er, daß die hübsche Nandl, deren Brautstand ihm soeben in aller Eile und von allen Seiten mitgetheilt worden war, sich neben ihm setze. Der Lehrer schien nicht übel Lust zu haben an ihre andere Seite zu kommen, Stefan ließ ihn aber nicht lange im Unklaren, daß dieser Platz ihm gebühre und daß er hierin keinerlei Konzessionen zu machen gedenke und das mußte man denn auch ganz natürlich finden. Und so saßen die Glücklichen nebeneinander und sie vergaßen auch Essen und Trinken über der Seligkeit sich anzusehen. Es war als ob ihnen dies ein ganz neues noch nie genossenes Glück wäre, und als könnten sie nicht genug davon bekommen. Die übrigen aßen wacker, und alle Kinnbacken waren in Bewegung. Der Wirth fand das Essen ausgezeichnet und er begann zu loben, und er sprach dabei auch mit stolzer Anerkennung von seinem Schwiegersohne, dem Geschäftstheilnehmer, wie er ihn jetzt zu nennen beliebte, und es freue ihn auch, daß sein Schwiegersohn einer der ersten gewesen sei, der das Geschäft in Schwung gebracht habe.

Darauf aber rief der Sepp selber ein lachendes „Oho!" und alle nannten nun einmüthig und begeistert Nandl, als die erste, als die Schöpferin des Ganzen, und ihr vor allen gebüre die Ehre und zugleich die Dankbarkeit aller Theilnehmer, und heute, wo man den Sieg des Unternehmens feiern wolle, müsse man des kleinen Feldherrn zuerst gedenken. Und nun erhoben sich alle, und sie erfaßten die Gläser und ein donnerndes „Hoch die Nandl!" erscholl; und „hoch, hoch!" wiederholten alle in enthustischer Freude, und der kleine Sepp fing, darüber erschreckt, zu weinen an, und der Hund bellte, und es entstand ein so lautes Durcheinander, daß man das separate „Hoch", das gleich einem Echo vom Hause herüber tönte, nicht gleich vernahm. Da stürzte der aufheulende Ajax nach der Hausthür, und als nun ein zweites: „Hoch die Nandl!" sich von daher vernehmen ließ, wandten sich aller Blicke dahin. Ein kleiner Mann lehnte unter der Thüre. Ein mächtiger Panamahut beschattet ein dunkel gebräuntes Gesicht, dessen untere Partie einen starken Vollbart wies; mit verschränkten Armen stand er da und sah zu ihnen herüber. Ein Augenblick des verblüfftesten Schweigens folgte, da breitete der Mann die Arme aus und trat ihnen entgegen.

Und nun schrieen vier Stimmen auf einmal in ausbrechendem Jubel: „Wüst! Professor Wüst!" und Nandl und Stefan, Kathrein und Hans stürzten ihm entgegen. Der kleine Mann verschwand unter den auf ihn eindringenden Liebesbezeigungen. Er versuchte es nicht einmal, sich zu wehren, und so wurde er

denn gedrückt und gepreßt, gehoben und geschoben, geküßt und gezerrt und er kam nicht eher zu sich, bis er endlich bei Tisch zwischen Nandl und Stefan eingekeilt saß, und die Kathrein ihm einen Berg von Braten und Salat vorlegte, und Hans ihm ein Glas Wein einschenkte und der Gemeindewirth ein Glas Bier.

Wüst ergriff das letztere und leerte es auf einen Zug; dann sah er mit vergnügten, aber noch etwas verwirrten Blicken um sich. „Und ich bin also wirklich zuhause?" begann er. „Und ich sehe euch wieder, meine Kinder, und dich, Kathrein, meine getreue Alte, und Ajax, du gutes Thier, du kennst mich auch noch? — Und das ist mein Garten? Nein, Nandls Garten, ein wahrhaftes Paradies! Und du, Blitzmädel, hast also doch dein Projekt verwirklicht, und du hast es dahin gebracht, dir dein Brot selbst zu verdienen!?"

„Sie hat's dahin gebracht, daß auch wir unser Brot dabei finden," sagte Stefan; „wir alle leben von dem Projekt der Nandl."

„Und wie ich sehe, lebt ihr nicht schlecht!" rief lachend der Professor.

„O, unsere bisherigen Mahlzeiten haben uns kein Magendrücken verursacht," scherzte Stefan; „aber heute haben wir uns zusammengethan und alles aufgeboten, um das schöne Fest würdig zu begehen?"

„Ein Fest also?"

„Ein Vereinigungs- und Verlobungsfest; Professor, sie will mich, die Nandl, und wir heirathen uns."

„Sie wollte dich schon längst, du — du weißt schon, was ich sagen will, und ich habe mich nicht wenig geärgert, daß du in dem Punkte so vernagelt dich zeigtest; aber es mußte so kommen, ihr paßt ja so herrlich zusammen, und nach den Gesetzen der natürlichen Zuchtwahl —"

Er kam nicht weiter; Stefan und Nandl umarmten und küßten ihn in stürmischer Freude. Sie waren so glücklich, daß sie ihn wiederhatten, daß er ihnen gesund und wohlbehalten zurückgekehrt, und sie erzählten ihm, welche Gerüchte über ihn verbreitet waren, und wie sie um ihn gebangt und für sein Leben gezittert, sie und Hans und all' die Genossen mit ihnen, und wie sie doch niemals ernstlich glauben konnten, daß sie ihn für immer verloren hätten, und daß, wie sie immer noch auf seine Rückkehr gehofft und wie diese Hoffnung durch die letzte Nachricht, daß ein Mann, der sich für Wüst ausgebe, in Borba angekommen sei, neu belebt wurde, aber so bald hätten sie doch nicht geglaubt, ihn wiederzusehen.

„Ich habe mich auch nirgends aufgehalten," versicherte Wüst, „es drängte mich, nachhause zu kommen, nachdem mir in Manaos Stefans Briefe zugekommen waren."

Indeß hatten sich sämmtliche Genossen erhoben; einer nach dem andern kam heran, dem verehrten Manne die Hand zu drücken; jeder brachte sein Glas mit und der Professor mußte ihnen zutrinken. Der Gemeindewirth und der Lehrer waren gleichfalls nicht zurückgeblieben, und jetzt trippelten auch Linerl und ihre Schwestern mit etwas verlegener Miene ihm entgegen. Der Professor nahm die artigen Persönchen bei der Hand, zog sie etwas an sich und küßte sie. Er zeigte dabei ein eigenthümlich elegisches Lächeln, grade als ob ihm dabei ein ähnlicher Genuß in süße Erinnerung käme.

Plötzlich stieß das jüngste Mädchen einen Schrei aus und flüchtete von dem Professor hinweg. „Er hat Teufelszeichen an der Hand," rief sie, „er ist gezeichnet!"

Wüst schob lachend den Rockärmel zurück und wies auf rothe und blaue, höchst phantastische Ornamente, die vom Knöchel aufwärts über den Arm sich ausbreiteten. „Seht die Zeichen meiner Würde," sagte er mit lustigem Pathos, „den Ausweis meiner gesellschaftlichen Tugenden!"

„Professor," rief Stefan mit ungemessenem Erstaunen, „Sie sind ja tätowirt!"

„Tätowirt!" ertönte es in der Runde in allen möglichen Tonarten und in der verschiedensten Ausdrucksweise.

„Jawohl, meine Kinder; ich konnte mich dieser landesüblichen Sitte nicht entziehen, und dies umsoweniger, als sie es dringend verlangt hatte."

„Sie, wer sie?"

„Meine Frau, meine kleine Jussawakö, sie hätte es für eine Schande gehalten, mit einem Untätowirten zusammenzuleben. Freilich haben mich die Künstler der Karipuna nicht fertiggebracht, ich bin unvollendet geblieben."

„Sie waren also verheirathet?" fragten Stefan und Hans, auf das lebhafteste interessirt.

Der Professor nickte mit seinem großen Kopfe, indeß die kleinen Augen pfiffig blinzelten. „Glaubt ihr, ich wäre sonst so lange bei den Indianern in der Wildniß geblieben, wenn nicht ein zärtliches Verhältniß, wenn nicht feste Bande —"

„Man hat sie also nicht gewaltsam zurückgehalten, Sie waren nicht Gefangener?"

„Doch, ihr Gefangener war ich, und sie hat mir das hinlänglich klarzumachen gewußt, im übrigen befand ich mich ganz behaglich bei diesen Kindern des Urwaldes."

„Ihr Gefährte aber, der Kautschuksammler, wurde getödtet?

„Er hatte die Rache der Eingebornen in roher Weise herausgefordert; glücklicherweise hatte ich mich bald von ihm getrennt, ich war einigen riesigen Lurchen auf die Spur gekommen, ich wollte noch mehr dergleichen finden und wagte mich tiefer in das Innere, da traf ich Jussawakö. Sie war auf der Schildkrötenjagd — und allein. Ich rief ihr zu, ich zeigte ihr rothe Bänder und Glasschnüre, und sie näherte sich mir, furchtsam zwar, aber doch. Ich fand sie sehr hübsch in ihrer mehr als dürftigen Bekleidung — sie trug nämlich nur eine Schürze —, und ich machte mich nun daran, sie mit meinen Bändern und all' dem glitzernden Zeug zu behängen. Ach, sie hatte eine sammetweiche, braune Haut, und diese Toilette schien uns beiden gleich viel Vergnügen zu machen; kurz, sie wurde immer zutraulicher, und da die Weiber nun einmal so sind, daß sie das Seltene lieben, so hatte sie mich als eine besondere Rarität bald in ihr Herz geschlossen. Sie brachte mich zu ihrem Stamme; sie war die zweite Tochter eines Häuptlings, und sie wußte es durchzusetzen, daß man mich ihr vermählte. Ich gehörte zur Haute-volée der Karipuna. Als man mich zur größeren Ehre zu tätowiren begann, machte ich meiner Ehehälfte den Vorschlag, mit mir die Urwälder zu verlassen und nach Borba zu kommen; sie weigerte sich, es schien, daß ihre Liebe zu mir nicht so stark war, um ihr Vaterland und Familie zum Opfer zu bringen. Aber als ich ihr sagte, ich würde allein dahin gehen, da wurde sie wild, oh, sehr wild und argwöhnisch, und sie begann mich zu bewachen, und sie drohte mir einmal, sie würde, wenn ich ihr durchginge, fürchterliche Rache an mir üben." Der kleine Mann athmete tief auf und sah sich befriedigt im Kreise um. „Ich bin sehr froh, daß mir endlich doch die Flucht geglückt ist; ich werde meine braune Jussawakö zwar nie vergessen, o gewiß, niemals, aber" — die grauen Augen blinzelten noch schelmischer — „aber froh bin ich doch, recht von Herzen froh, daß ich wieder in Europa bin, bei euch, meine Kinder, die mir die Natur zwar nicht gegeben, aber die ich mir erworben habe und bei denen ich bleiben will. Wird es uns in dieser Hütte zu eng, — obwohl ich jetzt in Bezug auf Wohnung nicht verwöhnt bin, ihr könnt mir's glauben; aber sollte sie uns doch in der Folge zu klein werden, — so machen wir einen Anbau. Nach und nach werde ich mich schon wieder an die Civilisation gewöhnen und an die Kälte hier und an die Polizeiverordnungen und andere schöne europäische Dinge, und ich werde in eurer Mitte glücklich sein."

Und sie waren glücklich mit einander — und sind es geblieben.

G. E. Lessing, des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher.

Von **Bruno Geiser.**

II. Lessings Wirken.

(Schluß.)

Nachdem Lessing im „Laokoon" der Kunst im weitesten allgemeinen und der Poesie im besonderen ihre Aufgabe bestimmt hatte, mußte es ihm hochwillkommen sein, zu praktischen Reformversuchen im großen bei derjenigen Gattung der Poesie, welche er als die wichtigste erkannt hatte, und die offenbar am meisten im argen lag, Gelegenheit zu erhalten.

Diese erwünschte Gelegenheit gewährte ihm das im übrigen auf ziemlich schwachen Füßen stehende hamburger Theaterunter-

nehmen, bei dem er sich als kritischer Beirath hatte anstellen lassen.

Auf dem deutschen Theater und der gesammten dramatischen Dichtkunst lag der Alp der Nachahmung des französischen Theaterwesens.

Diese krankhafte Unterdrückung des deutschen Geistes zu heben, dazu wandte Lessing, wie es in seiner Art lag, wieder das gründlichste aller denkbaren Radikalmittel an. Er zeigte in seiner „Hamburgischen Dramaturgie", welche das hamburger Nationaltheaterunternehmen auf Schritt und Tritt, solange es die Hoffnung des Emporblühens nicht ausschloß, begleitet hat, daß die Entwicklung des französischen Dramas und Theaters eine grundverkehrte gewesen, daß die Franzosen nicht nur nicht, wie sie sich einbildeten, unerreichte dramatische Meisterwerke geschaffen, sondern daß sie nicht einmal die Gesetze des Dramas, welche sie ihrer Aeußerlichkeit und dem Namen nach als die allein zu Recht bestehenden anerkannt hatten und hochhielten, in ihrem Kern nur begriffen hätten, daß sie alle nicht imstande wären, wirkliche Dramen zu schaffen, und daß sie denn in Wahrheit auch trotz aller ihrer großen Dichter, trotz Corneille, Racine, Voltaire — auch nicht ein einziges großes Drama aufzuweisen hätten.

Die Katastrophe vo

Wir wissen, Lessing pflegte nicht sich mit Behauptungen genügen zu lassen; behaupten kann jeder alles. Lessing pflegte zu beweisen, was er behauptete, so zu beweisen, daß jeder Widerspruch zur Unmöglichkeit, zur Thorheit wurde.

Und aus seinen Beweisen für die Verfehltheit, die Nichtigkeit, die Jämmerlichkeit der von der französischen Bühne herab die

im Alterthum bei den Griechen und in neuerer Zeit bei den Engländern, und auch hier nur bei dem einen Shakespeare, in gewissermaßen walderursprünglicher Frische, als das Produkt eines wunderbar glücklich organisirten Dichterhauptes, entstanden war.

Im 37. Stück der Dramaturgie, datirt vom vierten September 1767, fährt Lessing in der Besprechung der am 7. Juli desselben Jahres zur Aufführung gelangten „Merope" Voltaire's fort.

Er gelangt dabei zu einer Auseinandersetzung über die Art der Begebenheiten, die jeder Tragödie, dieser höchsten Gattung des Dramas, als „Fabel" zugrunde liegen müssen.

Die Tragödie soll diejenigen Gefühle in den Zuhörern und Zuschauern hervorrufen und läutern, welche das Wesen des Menschen beherrschen, welche den menschlichen Charakter und damit die menschlichen Handlungen am meisten beeinflußen, auf deren Entwicklung und Ineinanderfließen er hauptsächlich beruht — nämlich Schrecken und Mitleid, oder wie Lessing an anderem Orte sagt, Mitleid und Furcht.

Er schreibt:

„Aristoteles untersucht in dem vierzehnten Kapitel seiner Dichtkunst, durch was eigentlich für Begebenheiten Schrecken und Mitleid erregt werde. Alle Begebenheiten, sagt er, müssen entweder unter Freunden oder unter Feinden, oder unter gleichgiltigen Personen vorgehen. Wenn ein Feind seinen Feind tödtet, so erweckt weder der Anschlag noch die Ausführung

[...]Pompeji. (Seite 630.)

Welt beherrschenden dramatischen Poesie entwickelte Lessing scheinbar in spielender Leichtigkeit und in größter Reinheit und Klarheit das Wesen und die Gesetze des Dramas, wie es sein soll und muß, und wie es bis dahin bei keinem andern Volke, als

der That sonst weiter einiges Mitleid, als das allgemeine, welches mit dem Anblicke des Schmerzlichen und Verderblichen überhaupt verbunden ist. Und so ist es auch bei gleichgiltigen Personen. Folglich müssen die tragischen Begebenheiten sich unter Freunden ereignen; ein Bruder muß den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn die Mutter tödten oder tödten wollen, oder sonst auf eine empfindliche Weise mißhandeln oder mißhandeln wollen. Dieses aber kann entweder mit oder ohne Wissen und Vorbedacht geschehen, und da die That entweder vollführt oder nicht vollführt werden muß; so entstehen daraus vier Klassen oder Begebenheiten, welche den Absichten des Trauerspiel mehr oder weniger entsprechen. Die erste: wenn die That wissentlich mit völliger Kenntniß der Person, gegen welche sie vollzogen werden soll, unternommen, aber nicht vollzogen wird. Die zweite: wenn sie öffentlich unternommen und wirklich vollzogen wird. Die dritte: wenn die That unwissend, ohne Kenntniß des Gegenstandes unternommen und vollzogen wird, und der Thäter die Person, an der er sie vollzogen, zu spät kennen lernt. Die vierte: wenn die unwissend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein verwickelten Personen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von diesen vier Klassen gibt Aristoteles der letzteren den Vorzug.“

„Indeß sagt doch Aristoteles kurz zuvor, daß eine gute tragische Fabel sich nicht glücklich, sondern unglücklich enden müsse. Wie kann dieses beides bei einander bestehen? Sie soll sich unglücklich enden und gleichwohl läuft diese Begebenheit, welche er nach jener Klassifikation allen andern tragischen Begebenheiten vorzieht, glücklich ab. Widerspricht sich nicht also der große Kunstrichter offenbar?“

Aus der sehr eingehenden Untersuchung, welche hier angeknüpft ist, sei Folgendes hervorgehoben:

„Nichts empfiehlt Aristoteles dem tragischen Dichter mehr, als die gute Abfassung der Fabel; und nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern gesucht, als eben diese. Denn die Fabel ist es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht. Sitten, Gesinnungen und Ausdrücke werden zehnen gerathen gegen einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich ist. Er erklärt aber die Fabel durch die Nachahmung einer Handlung, und eine Handlung ist ihm eine Verknüpfung von Begebenheiten. — Die Handlung ist das Ganze, die Begebenheiten sind die Theile dieses Ganzen, und so wie die Güte seiner einzelnen Theile auf deren Verbindung beruht, so ist auch die tragische Handlung mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Begebenheiten, aus welchen sie besteht, jede für sich und alle zusammen den Absichten der Tragödie mehr oder weniger entsprechen. Nun bringt Aristoteles alle Begebenheiten, welche in der tragischen Handlung statt haben können, unter drei Hauptstücke: des Glückswechsel, der Erkennung, und des Leidens. — Was er unter den beiden ersteren versteht, zeigen die Worte genugsam; unter dem dritten aber faßt er alles zusammen, was den handelnden Personen Verderbliches und Schmerzliches widerfahren kann. Tod, Wunden, Martern und dergleichen. Jene, der Glückswechsel und die Erkennung sind das, wodurch die verwickelte Fabel sich von der einfachen unterscheidet; sie sind also keine wesentlichen Stücke der Fabel; sie machen die Handlung nur mannichfaltiger und dadurch schöner und interessanter; aber eine Handlung kann auch ohne sie ihre völlige Einheit und Rundung und Größe haben. Ohne das dritte hingegen läßt sich gar keine tragische Handlung denken; Arten des Leidens muß jedes Trauerspiel haben, die Fabel desselben mag einfach oder verwickelt sein, denn sie gehen geradezu auf die Absicht des Trauerspiels, auf die Erregung des Schreckens und Mitleids; dahingegen nicht jeder Glückswechsel, nicht jede Erkennung, sondern nur gewisse Arten derselben diese Absicht erreichen, sie in einem höherm Grade erreichen helfen, andere aber ihr mehr nachtheilig als vorheilhaft sind. Indem nun Aristoteles aus diesem Gesichtspunkte die verschiedenen unter drei Hauptstücke gebrachten Theile der tragischen Handlung jeden insbesondere betrachtet und untersucht, welches der beste Glückswechsel, welches die beste Erkennung, welches die beste Behandlung des Leidens sei, so findet sich in Ansehung des ersteren, daß derjenige Glückswechsel der beste, das ist der fähigste, Schrecken und Mitleid zu erwecken und zu befördern, welcher aus dem Bessern in das Schlimmere geschieht; und in Ansehung der letztern, daß diejenige Behandlung des Leidens die beste in dem nämlichen Verstande sei, wenn die Personen, unter welchen das Leiden bevorsteht, einander nicht kennen lernen, so daß es dadurch unterbleibt.“

„Und dieses soll sich widersprechen? Ich verstehe nicht, wo man die Gedanken haben muß, wenn man hier den geringsten Widerspruch findet. —

Im 46. Stücke kommt Lessing auf das schwierige Thema der drei aristotelischen Einheiten zu sprechen und löst den gordischen Knoten des Mißverständisses, welches durch Jahrhunderte fortgewuchert und von einem Kulturvolk zum andern übertragen worden ist, mit einem Schwertstreiche.

Die Einheit der Handlung war das erste dramatische Gesetz der Alten. Die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichsam nur Folgen aus jener, die sie schwerlich strenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nämlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und diese Menge immer die nämliche blieb, welche sich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denselben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der bloßen Neugierde wegen zu thun pflegte, so konnten sie sonst nicht anders, als den Ort auf einen und eben denselben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denselben Tag einschränken. Dieser Einschränkung unterwarfen sie sich denn auch bona fide*); aber mit einer Biegsamkeit, mit einem Verstande, daß sie unter neunmalen siebenmal weit mehr dabei gewannen als verloren. Denn sie ließen sich diesen Zwang einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu simplifiziren, alles Ueberflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, daß sie auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Orts verlangte.“

Im 49. Stücke entwickelt er, von dem griechischen Tragiker Euripides redend, wie der dramatische Dichter Menschen und Leben aufzufassen, deren Sein und Wesen nachzuforschen und sie in seinen Dichtungen wiederzugeben habe.

„Wenn Aristoteles den Euripides den tragischsten von allen tragischen Dichtern nennt, so sah er nicht blos darauf, daß die meisten seiner Stücke eine unglückliche Katastrophe haben, wie viele den Stagyriten so verstehen. Denn das Kunststück wäre ihm ja wohl bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden, und keine von seinen Personen gesund oder lebendig von der Bühne kommen ließe, würde sich ebenso tragisch dünken dürfen, als Euripides. Aristoteles hatte unstreitig mehrere Eigenschaften im Sinne, welchen zu Folge er ihm diesen Charakter ertheilte; und ohne Zweifel, daß die eben berührte mit dazu gehörte, vermöge der er nämlich den Zuschauern alle das Unglück, welches seine Personen überraschen sollte, lange vorher zeigte, die Zuschauer auch dann schon mit Mitleiden für die Personen einzunehmen, wenn diese Personen selbst sich noch weit entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen. Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher durfte der Meinung sein, daß der Dichter dieser Freundschaft des Philosophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von schönen Sittensprüchen, den er so verschwenderisch in seinen Stücken ausstreut. Ich denke, daß er ihr weit mehr schuldig war, er hätte ohne sie ebenso spruchreich sein können; aber vielleicht würde er ohne sie nicht so tragisch geworden sein. Schöne Sentenzen und Moralen sind überhaupt gerade das, was wir von einem Philosophen, wie Sokrates, am seltensten hören, sein Lebenswandel ist die einzige Moral, die er predigt. Aber den Menschen und uns selbst kennen, auf unsere Empfindungen aufmerksam sein, in allen die besten und kürzesten Wege der Natur ausforschen und lieben; jedes Ding nach seiner Absicht beurtheilen: das ist es, was wir in seinem Umgange lernen, das ist es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem ersten in seiner Kunst machte.

Im 78. Stücke skizzirt Lessing kurz, zu welchem Zweck und wie die Läuterung des Mitleid- und Furchtgefühls geschehen soll.

„... Der, welcher den Sinn des Aristoteles ganz erschöpfen will, muß stückweise zeigen: 1) wie das tragische Mitleid unser Mitleid, 2) wie die tragische Furcht unsere Furcht, 3) wie das tragische Mitleid unsere Furcht, und 4) wie die tragische Furcht unser Mitleid reinigen könne und wirklich reinige.“

„... Denn wer sich um einen richtigen und vollständigen Begriff von der Aristotelischen Reinigung der Leidenschaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Punkten einen doppelten Fall in sich schließt. Da nämlich, es kurz zu sagen, diese Reinigung in nichts anderem beruht, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unserm Philosophen, sich diesseits und jenseits ein Extrem findet, zwischen welchem sie inne steht: so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend sein; welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein, in Ansehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zuviel Mitleid fühlet, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein in Ansehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks fürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzt. Gleichfalls muß das tragische Mitleid in Ansehung der Furcht dem, was zu viel, und dem, was zu wenig, steuern, sowie hinwiederum die tragische Furcht in Ansehung des Mitleids.“

Weiterhin kommt Lessing, in der Absicht, die Frage bis in ihren tiefsten Grund hinein zu beleuchten und jedes Mißverständniß unmöglich zu machen, auf die Begriffsbestimmung dessen zurück, was er und, wie er nachweist, auch Aristoteles, unter Mitleid und Furcht versteht:

„Es beruht aber alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleid gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenstand unseres Mitleides werden solle, nothwendig von der Beschaffenheit sein müsse, daß wir es auch für uns selbst oder für eines von den Unsrigen zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sei, könne auch kein Mitleiden stattfinden. Denn weder der, den das Unglück

*) Guten Glaubens.

so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sähe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er garnicht begreife, woher ihm ein Unglück zustoßen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erklärt daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige eines durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde: und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstünde. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleid haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, ob er es sich schon durch irgend eine Schwachheit zugezogen, seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld, sei für uns verloren, sei nicht vermögend, unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich alsdann und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeiniglich zu sein pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen; kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korn schildere. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen ebenso ähnlich werden könne, als wir ihm zu sein uns selbst fühlen, und diese Furcht sei es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.

„So dachte Aristoteles von dem Mitleiden und nur hieraus wird die wahre Ursache begreiflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächst dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte."

„Nicht als ob diese Furcht hier eine besondere von dem Mitleiden unabhängige Leidenschaft sei, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, sowie das Mitleid bald mit bald ohne ihr erregt werden können; welches die Mißdeutung des Corneille war: sondern weil, nach seiner Erklärung des Mitleids, dieses die Furcht nothwendig einschließt; weil nichts unser Mitleid erregt, als was zugleich unsere Furcht erwecken kann." —

Gelegentlich der Darlegung des Wesens der Tragikomödie, jener Mischung des Ernstes der Tragödie mit dem Scherz und Humor der Komödie, begrenzt Lessing in äußerst scharfer und einleuchtender Weise die Bestimmung der Kunst überhaupt. Die betreffende Stelle möge die Reihe unsrer Citate aus der Dramaturgie schließen:

„Es ist wahr und auch nicht wahr, daß die komische Tragödie gothischer Erfindung der Natur getreu nachahmt; sie ahmt sie nur in einer Hälfte getreu nach und vernachlässigt die andere Hälfte gänzlich; sie ahmt die Natur der Erscheinungen nach, ohne im Geringsten auf die Natur unserer Empfindung und Seelenkräfte dabei zu achten. In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich, eins in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannichfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genuße derselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen abzusondern und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können. Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben, wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden, wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindrucks sein, wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten.

„Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, und die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet. Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von wichtigem Belange läuft quer ein: so suchen wir der Zerstreuung, die diese uns droht, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr, und es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wiederzufinden, was wir aus der Natur wegwünschten.

„Nur wenn eben dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimmt, und eine nicht blos auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraktion des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen."

Die hier zusammengestellten positiven Ausführungen der Hamburgischen Dramaturgie bildeten das sichere Fundament für die deutsche Tragödie und sichern der Dramaturgie für alle Zeit einen der ersten Plätze in der Weltliteratur.

Selbst in Frankreich erwarb sich Lessings dramaturgische Kritik rasch Anerkennung; erklärlicherweise waren es zunächst einige der zahlreichen Feinde Voltaire's, welche sich angelegen sein ließen, die Dramaturgie in französischer Uebersetzung erscheinen zu lassen. Aber auch die Anhänger des großen Franzosen konnten sich nicht verhehlen, daß es sich hier nicht um böswillig persönliche Angriffe, sondern um streng sachliche und im besten Sinne des Worts sachverständige Kritik handle, obschon hin und wieder auch auf den Charakter Voltaire's ziemlich grelle Streiflichter geworfen wurden.

Besonders imponirte die Unparteilichkeit, mit welcher Lessing auch wider deutsche Dramatiker in's Gericht ging, und zwar nicht nur mit Leuten vom Schlage Gottscheds, sondern auch mit den zweifellos bedeutendsten unter den dramatischen Autoren Deutschlands, wie Joh. Elias Schlegel, und sogar mit Leuten, die, wie Christian Felix Weisse, zu Lessings persönlichen Freunden zählten.

Indessen zeigte sich schon den so hart angegriffenen Franzosen selber gegenüber Lessings Gerechtigkeitsliebe; die französischen Leistungen im Gebiete des Lustspiels erkannte er bereitwillig und zu wiederholtenmalen als hochbedeutend und mustergiltig an. —

Am 28. September 1767 ward das aus den Eindrücken des breslauer Aufenthalts hervorgegangene Lustspiel „Minna von Barnhelm" auf der hamburger Bühne zum erstenmal aufgeführt. Die „Minna von Barnhelm" war eine nationale That in mehr als einer Beziehung. Es war das erste nationale Drama in der neueren deutschen Literatur, und es ist das beste deutsche Lustspiel geblieben bis auf den heutigen Tag. Es knüpfte an den zur deutschen Nationalbegebenheit gewordenen siebenjährigen Krieg an und bekämpfte mit dem Beispiel der glücklichen Liebe des Preußen Tellheim zu der Sächsin Minna von Barnhelm erfolgreich den durch den Krieg auf die Spitze getriebenen preußisch-sächsischen Partikularhaß und den engherzigen Provinzialpatriotismus überhaupt. Am wirksamsten aber mag für jene Zeit wohl die Parteinahme Lessings für die zu vielen Tausenden hülflos der bitteren Noth überlassenen Invaliden gewesen sein und die in dieser Parteinahme enthaltene kühne Anklage wider den Undank des Preußenkönigs gegen seine Soldaten.

Ziemlich zur selben Zeit, in der die Dramaturgie entstand, schrieb Lessing seine 57 „Briefe antiquarischen Inhalts". Sie waren, wie jene, ein Stück der Herkulesarbeit, welche Lessing die Reinigung der deutschen Literatur gekostet hat.

Der noch junge, aber damals vielberühmte und wegen der Keckheit seiner Feder auch vielgefürchtete hallesche Professor und preußische Geheimrath Klotz war Lessing schon seit längerer Zeit ein Dorn im Auge gewesen, obgleich Klotz schlau genug war, über Lessings eigene Arbeiten, insbesondere über seinen Laokoon, in beifälligster Weise zu urtheilen.

Lessing war jedoch nicht der Mann dazu, sich durch Schmeicheleien bestechen zu lassen, zumal der Neid zwischen den Zeilen der klotzischen Rezensionen deutlich genug hervorlugte. Die seichte und selbstgefällige Art der Schriftstellerei, wie sie Klotz und Genossen betrieben, die sich mit erborgtem und gestohlenem Flitterstaat aufputzende Kenntnißarmuth und Gedankenlosigkeit, dabei der Leichtsinn und die Unverschämtheit des Urtheils, die gehässige Bosheit gegenüber Schriftstellern von schwächerer literarischer Position — das alles machte endlich das Maß des lessingschen Zornes über Klotzens Treiben überlaufen. Es war ihm, wie er in einem Briefe geschrieben hat, „unerträglich, was die Kerle in Halle sudeln", und so wies er denn in seinen antiquarischen Briefen, ausgehend von einem Einwande des Klotz gegen eine Stelle des Laokoon, mit gewohnter Unerbittlichkeit die grandiose Unwissenheit seines Gegners und die ganze Hohlheit seines literarischen Treibens nach. Auch dieser Kampf Lessings hat seine Bedeutung in der völligen Vernichtung des Klotz nicht erschöpft; und wenn man auch beklagen möchte, daß Lessing auf die Erforschung eines für unsere Anschauungsweise so unbedeutenden Gegenstandes, wie es das wissenschaftliche Thema der antiquarischen Briefe, die Untersuchungen über die geschnittenen Steine, waren, seine kostbare Zeit und seinen unvergleichlichen Scharfsinn verschwendet hat, so muß man doch zugeben, daß der wissenschaftlichen Stümperei niemals ernstlicher und erfolgreicher zuleibe gegangen worden ist, als es hier geschah.

Mit der nach seiner Uebersiedlung in's Braunschweigische begonnenen Ausarbeitung seines Entwurfes zu dem Trauerspiel „Emilia Galotti" nahm Lessing die dramatische Thätigkeit wieder auf. Die theoretischen Entwicklungen der Dramaturgie sollten sich praktisch bewähren und sie thaten es in glanzvollster Weise.

Auch die „Emilia Galotti“ ist trotz ihres italienischen Mäntelchens ein nationales Werk von einschneidendster Bedeutung und Wirkung. Das verachtungswürdige Treiben an den Höfen der vielen kleinen Fürsten in Deutschland, die sittliche Versunkenheit dieser Duodezherrscher und ihrer Kreaturen, die Hülflosigkeit der Unterthanen fürstlicher Willkür und Begehrlichkeit gegenüber — das ist's, was die „Emilia Galotti“ zu erschütterndster Darstellung bringt. Damit ward diese Tragödie das „Menetekel für den Despotismus“, ein Werk, von dem Goethe noch sechzig Jahre, nachdem es geschrieben war, mit vollem Recht sagen konnte, daß es „eine ungeheure Kultur ausspreche, gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind“.

Den Schluß von Lessings großartiger Wirksamkeit bilden noch ein literarischer Feldzug — diesmal gegen theologischen Geisteszwang und pfäffischen Hochmuth — und noch ein Drama, „Nathan, der Weise“ — beides Leistungen, welche Lessings Wirken nicht beschließen, sondern ihm die Krone höchster Meisterschaft aufsetzen.

In einer langen Reihe theologischer Streitschriften, die in dem „Antigötze“ gipfelten, prüfte er, mit besonderer Beziehung auf die Ausführungen des hamburger Hauptpastor Götze, an dem ihm mit Recht als die wichtigste Satzung der christlichen Religion erscheinenden Gebote der Nächstenliebe die Satzungen der Kirche und das Gebahren ihrer Diener, und kam — wie sich jedermann denken kann, — zu den für Götze und seine pfäffischen Berufs- und Gesinnungsgenossen niederschmetterndsten Resultaten.

Im „Nathan“ zeigte Lessing dagegen, was wahre Humanität ist und wie wahrhaft edle Menschen, gleichviel, welchem Religionsbekenntniß sie durch ihre Geburt in die Arme geworfen worden sind, zu denken und zu handeln haben.

So sehen wir Lessing in seinem ganzen Leben und im ganzen Umfange seines Wirkens begriffen in unausgesetztem Fortschritt der Erkenntniß, in ebenso unausgesetztem Kampfe gegen alles, was er als unrecht und schlecht erkannt hat, und überall den keimkräftigen Samen für die Geistesentwicklung der späteren Generationen ausstreuend — in der Worte edelster Bedeutung des deutschen Volkes Vorbild und Erzieher und eine jener seltenen Gestalten, auf welche die ganze Menschheit ein Recht hat, stolz zu sein.

Der Uglei-See.

Erzählung von **W. H.** (Schluß.)

Frühmorgens kam der Pfarrer in großer Eile auf das Wirthshaus am Uglei-See zugeschritten; trotzdem es kühl war, standen dem guten Herrn die dicken Schweißtropfen auf der Stirne.

Alles lag noch in Schlaf versunken; der Haushahn allein krähte dem frühen Gaste in die frische Luft entgegen. Der große Kettenhund schlug einmal kräftig an, doch erkannte er sofort den Ankömmling und legte sich freundlich knurrend und schweifwedelnd nieder.

Durch das Anschlagen des Hundes hervorgelockt, steckte die Magd aus dem nahen Viehstall den Kopf zur Thüre hinaus und eilte auf den Wink des Pfarrers herbei, der sie ersuchte, den Hausherrn zu wecken.

Bald erschien Herr Habermann in der Hausthüre; der Pfarrer theilte ihm flüsternd mit, daß der junge Schullehrer des Nachts nicht nach Hause gekommen sei; er vermuthe ein Unglück, da Emil gestern Abend ungemein erregt gewesen.

Der alte Habermann tröstete, indem er meinte, daß junge Leute, zumal Schullehrer, wenn sie in den Ferien seien, es mit der Zeit so genau nicht nähmen — Emil sei vielleicht noch in ein Nachbardorf gegangen und vielleicht bei guter Gesellschaft sitzen geblieben.

Doch der Pfarrer schüttelte ungläubig den Kopf.

Inzwischen war es im Hause lebendig geworden. Der frühe Besuch hatte die Neugierde geweckt. Frau Habermann mit ihrem Töchterchen erschienen im halben Negligee und erfuhren bald den Grund des zeitigen Besuchs.

Angelika erschrak und ging unbemerkt in das Haus zurück. Sie kleidete sich vollends an, nahm den Gartenschlüssel, durcheilte den Garten und trat in den Wald hinaus, der den See begrenzte. Von einer dunklen Ahnung getrieben, eilte sie den Abhang hinab. Ihr Emil war gestern in einer unglücklichen Stimmung gewesen, er war nicht nach Hause gekommen, ihm war ein Unglück zugestoßen, sie konnte nur diesen einen Gedanken fassen.

Was kümmerte es sie, ob Emil der Verlobte einer andern sei, er war in Gefahr, er war vielleicht schon todt — da gab es keine Schranken mehr, und immer eiliger rannte Angelika den schroffen Abhang hinunter.

Der See lag schweigend und ruhig da; leise spielten am Ufer die schmeichelnden Wellen mit den tief herabhängenden Zweigen der Weidenbäume.

Ueber den Wassern lag tiefe Dämmerung; das Tageslicht war noch nicht so tief hinabgedrungen.

Angelika spähte aufmerksam umher; die Ufer des Sees waren noch ganz von schwarzen Baumschatten umgeben; man sah nur die Umrisse der über den Wasser sich neigenden Zweige. Das arme Mädchen, welches jetzt erst zur ruhigen Besinnung kam, rief laut den Namen ihres Geliebten; das Echo brachte den Ruf zurück und überall an den Wassern klagte es leise: Emil, Emil!

Doch sonst blieb alles ruhig. Weshalb mußte den Emil auch gerade hier am Uglei-See sein? fragte sich Angelika und sie konnte sich keine rechte Antwort auf die Frage geben. Sie war ihrem Gefühle, einer augenblicklichen Eingebung gefolgt. Allmählich wurde es heller; Angelika, die auf einer Bank niedergesunken war, erhob sich, und stieg den nächsten Abhang hinauf, um von etwas höheren Standpunkte aus besseren Umblick halten zu können.

Da — was lag dort — ein Stück von einer Uhrkette blitzte aus dem feuchten weichen Rasen ihr entgegen. Hastig hob sie den Fund auf — ein gellender Schrei — Emils Kette. Wie kam dieselbe hierher? Bei näherem Zuschauen sah Angelika, daß der Boden ganz zerstampft war; hier mußte ein Kampf zwischen zwei Männern stattgefunden haben.

Angelika blickte wieder zur See zurück. Und dort, dort am Weidenstamme eine dunkle Masse — ein Mensch.

Das muthige Mädchen sprang den Abhang hinab und mit dem Jammerrufe: „Es ist mein Emil!“ beugte sie sich über das regungslose Menschenbild.

Der Kopf lag hoch auf einem Weidenstamme, während der Unterkörper auf Weidenästen ruhend von den Wellen umspielt wurde. Ein blutiger Riß auf der Stirne deutete an, daß beim Sturze der Kopf hart aufgeschlagen und wahrscheinlich eine Betäubung erfolgt war.

Mit aller Anstrengung hob Angelika den Kopf etwas höher und legte ihn auf ihren Schooß; dann rieb sie eifrig die Stirn und die Pulsadern.

Ihre Bemühungen wurden sehr schnell belohnt. Emil hatte beim Sturze in den See allerdings einen harten Fall gethan, war aber dann auf herabhängende Weidenzweige gekommen, die sich mit ihm hinabgesenkt hatten, welche sich aber bald darauf, unterstützt durch eine leichte Welle, wieder emporhoben und den Körper an das Ufer warfen, so daß nur der untere Theil desselben noch im Wasser lag. Emil war während der Nacht schon einmal aus seiner Betäubung erwacht; er erinnerte sich dunkel, daß er mit großer Kraftanstrengung sich noch mehr emporgeschoben hatte; dann aber war er durch die erneute Anstrengung wieder in die Betäubung zurückgeworfen worden. —

Nach einigen Minuten gelang es, den Halberstarrten, der verwundert auf seine Retterin blickte, etwas emporzurichten.

„Du hier, Angelika? Wie ist mir, war es ein wüster Traum? Ha, ich weiß es jetzt, ich wollte den Drachen bekämpfen, der meine holde Zauberfee gefangen hält und dabei bin ich unterlegen!“

„Komm, Emil, erhebe dich, wir setzen uns zunächst auf die Bank dort — die Sonne ist eben aufgegangen und schickt ihre Strahlen durch jene Lichtung herab, komm, sie erwärmt dich etwas und dann rasch nach Hause, damit du nicht krank wirst.“

Mit einiger Anstrengung gelang es dem jungen Schullehrer emporzukommen, er schüttelte sich einige mal, um die erstarrten

Glieder wieder gelenkig zu machen und wanderte dann am Arme seiner wiedergefundenen Braut zu der nahen Bank.

Wenige Worte genügten, um den Vorfall aufzuklären; länger allerdings dauerte es, um die Kette von Mißverständissen zu entwirren, welche sich um das Geschick der Liebenden geschlungen hatte.

„So — jetzt sind es nur noch deine Eltern, die wir zu besiegen haben," sagte freudig der junge Schullehrer, dem die Sonne und mehr noch das Glück, seine Angelika wiedergefunden zu haben, neues warmes Leben eingehaucht hatte; „wir können warten, meine Stellung in Kiel ist eine solche, daß ich es in einigen Jahren zum Direktor einer Bürgerschule bringen kann."

„Ja, lieber Emil, warten wollen wir, aber vielleicht werden meine Eltern nach den letzten Vorgängen nicht mehr so hart sein und ihr Jawort fernerhin versagen. — Doch wir wollen gehen, du mußt eine Tasse heißen Thee trinken und dich in ein warmes Bett legen, sonst wirst du mir, nachdem ich dich eben wiedergefunden, doch noch ernstlich krank."

Beim Aufstehen noch eine heiße Umarmung und ein heißer Kuß — ein jäher Schrei schreckte sie aus ihren Liebesergüssen. Sie blickten sich um und sahen am Waldesrande im Schatten eine Gestalt verschwinden, die sie an der Kleidung als Amanda erkannten.

Da Emil zu frösteln anfing, stieg das Liebespaar so schnell als möglich den Abhang hinauf und eilte dem Wirthshaus zum Uglei-See zu.

* * *

Als Angelika vor einigen Stunden in aller Hast das Haus verlassen hatte, waren auch die Gäste, Herr Hausburger mit Tochter und dem biedern Doktor Wernheim, gegen ihre Gewohnheit sofort aufgestanden, da sie gehört hatten, daß irgend ein unliebsames Ereigniß stattgefunden habe.

Man berathschlagte, was zu thun sei. Herr Habermann mit dem Senator wollten zunächst in ein größeres Dorf in der Nähe gehen und dort Erkundigungen nach Reichelt einziehen; von dort wollten sie nach Eutin fahren und nachforschen, ob Emil in einem Anflug von Verzweiflung nach Kiel zurückgefahren sei. Währenddessen sollten der Pfarrer und Fräulein Amanda den Wald durchforschen; Doktor Wernheim erbat sich, im Gasthof zur Post zu warten und dort jeden Einkehrenden nach Emil zu fragen. Frau Habermann mußte zuhaus bleiben und den Verlauf abwarten.

So war der Schlachtplan in aller Eile beim Kaffee entworfen worden, und man war fortgeeilt, ein jeder, seine Pflicht zu thun. In dem Wirrwarr hatte man Angelika ganz vergessen.

Nachdem Frau Habermann allein war, fiel ihr das Töchterchen plötzlich ein; sie rannte in die Küche, in den Keller, auf den Boden, in die Ställe, in den Garten, und überall hörte man den Ruf: „Angelika!", der aber ohne Antwort blieb.

Ganz erschöpft sank die alte Frau auf eine Bank in einer Laube nieder.

Sollte es möglich sein? Hatte nicht der junge Schullehrer mehrmals gesagt, daß er nach Amerika wollte, hatte sich Angelika nicht gestern fast wie geistesabwesend gezeigt? War eine Verabredung zwischen den beiden Liebenden getroffen worden? Waren sie zusammen entflohen? Jetzt erwachte das mütterliche Gefühl, die große Liebe zu ihrem einzigen Kinde mächtig; die arme Frau machte sich und ihrem Manne die größten Vorwürfe, und selbst der Gedanke, daß sie es doch mit ihrem Kinde so gut gemeint habe, konnte ihr keinen Trost spenden.

Frau Habermann wollte in ihrer Angst aufspringen, aber die Füße versagten den Dienst. So mochte sie wohl über eine Stunde gesessen und in sich hineingebrütet haben, als sie auf den harten Kieswegen des Gartens eilige Schritte vernahm. Sie blickte empor. Ein leiser Schrei der Freude und der Verwunderung rang sich von ihrer Brust los. Dort ging ihre Tochter, Arm in Arm mit dem Schullehrer dem Hause zu.

Langsam folgte die Mutter nach. Die Liebenden, allzusehr mit sich beschäftigt, hatten den Freudenschrei der Mutter überhört.

Erschöpft war Emil auf's Sopha gesunken, während Angelika die ihrer Mutter in kurzen Zügen das Vorkommniß mitgetheilt hatte, ihm mit einem kleinen Löffel den heißen Thee einflößte.

Da Emil sich jetzt ungemein angegriffen fühlte, ging er zu Bett, welches die Frauen sorgsam erst mit heißen Steinen erwärmt hatten.

Der Ermattete sank in einen tiefen Schlaf.

* * *

Der Pfarrer hatte mit Fräulein Amanda den Wald durchsucht. Ueberall, wo ein Ruheplätzchen oder eine Aussicht war, führte derselbe seine Begleiterin hin, da er hoffte, Emil dort zu finden. Er glaubte nämlich, daß Emil, als er fortgestürmt war, bald zurück in seine Wohnung kommen würde. Doch täuschte er sich. Unruhig hatte der Pfarrer die ersten Stunden der Nacht verbracht. Dann war er zum Wirthshaus am Uglei-See geeilt, und nun glaubte er seinen Zögling im Walde zu finden. Er kannte ja die besondere Vorliebe des Schullehrers für die Natur; an einen ernstlichen Unfall wollte er noch nicht glauben.

So war der Pfarrer mit Fräulein Amanda, welche immerwährend um ihren verlornen Verlobten jammerte, in die Nähe des Uglei-Sees gekommen; der Pfarrer schlug vor, daß man den See umkreisen solle, — das Fräulein möge rechts herum, er wolle links herum gehen, sodaß sie sich nach einer guten Viertelstunde wieder treffen mußten.

So trennten sie sich. Der Pfarrer hörte plötzlich einen Schrei und sah das Fräulein zum Walde eilen; er ging so schnell als möglich hinterdrein, doch fand er Amanda nicht und wandte sich nach langem Suchen der Wohnung Habermanns zu, in der Hoffnung, dort Amanda wiederzufinden.

Als der Pfarrer bei dem Wirthshaus anlangte, sprang ihm Angelika in voller Freude entgegen. Sie theilte dem alten Freunde die Rettung Emils mit, der, wie sich der Pfarrer überzeugte, in einen tiefen Schlaf versunken war.

Wo aber blieb Amanda? Der Pfarrer ging nochmals zum Walde, der Knecht, die Magd wurden ausgeschickt, und selbst Doktor Wernheim, der vom Wirthshaus zur Post, wohin die Kunde von der Errettung Emils gedrungen, zurückgekehrt war, legte sein Phlegma ab und eilte in den nahegelegenen Wald.

Nach und nach aber kamen die Ausgesandten resultatlos zurück. Auch Angelika war fortgewesen, um das Fräulein zu suchen, doch vergeblich.

Die Dämmerung war schon angebrochen. Da kamen auch die beiden alten Herren von Eutin zurück. Sie hatten keine Spur gefunden und waren hoch erfreut, daß der Gesuchte längst aller Gefahr entronnen, vor ihren Augen stand. Emil hatte nämlich das Bett wieder verlassen und befand sich im Kreise der Gesellschaft, die berathen hatte, welche Wege man einschlagen solle, um die Tochter des Senators aufzufinden, ehe Herr Hausburger sie vermißte.

Nachdem derselbe Emil herzlich begrüßt und ihm nach allen näheren Umständen des plötzlichen Verschwindens gefragt hatte, fiel ihm plötzlich auf, daß seine Tochter in der Gesellschaft fehle.

Der Pfarrer trat hervor und beruhigte den Senator, der ängstlich und fragend umherschaute: „Allerdings ist ein merkwürdiger Wechsel eingetreten, den einen Liebling haben wir wiedergefunden, nun ist der andere verloren. Doch an einen ernstlichen Unfall können wir nicht denken; Amanda wird sich nur verirrt und in einem der umliegenden Orte eine Unterkunft gefunden haben."

Doch Herr Hausburger wollte sich nicht beruhigen; er erkundigte sich nach den näheren Umständen und als er vom Pfarrer hörte, daß Amanda das liebende Paar auf der Bank am Uglei-See erblickt habe und mit einem grellen Schrei entflohen sei, da ahnte der Vater, der sein excentrisches Töchterchen wohl kannte, nichts Gutes.

Und ohne sich halten zu lassen, sprang der Senator auf. „Wer begleitet mich zum Uglei-See; ich bitte einige Fackeln mitzunehmen; ein Boot liegt ja, wie ich gesehen habe, am See zur Benutzung bereit."

Habermann, der Knecht und Angelika, die ausdrücklich darauf bestand, mitzugehen, begleiteten den Senator. Emil war noch zu schwach.

Von den Fackeln nahm man Abstand, da der Vollmond hoch am Himmel stand und nach der Versicherung Angelikas den ganzen See beleuchtete.

Herr Hausburger, Angelika und der Knecht, der die Ruder führte, stiegen in den Kahn, während der Pfarrer und Herr Habermann am Ufer warteten.

Schon war der See die kreuz und quer durchschifft und keine Spur von Amanda gefunden worden und schon athmete der Senator hoch auf in der Hoffnung, daß sein Töchterchen sich nur verirrt habe und morgen zu ihm zurückkehren werde, als der Knecht ein Ruder einzog und einen blauen Schleier, der sich um dasselbe gewickelt hatte, von dem Ruder abwand. Angelika sowohl, als der Senator erkannten im Mondenscheine Amandas Schleier.

„Also doch!" jammerte Herr Hausburger, während Angelika aus dem Schleier einen weißen Zettel nahm, auf welchem mit Bleistift einige Worte, an den Vater gerichtet, standen, die man beim Mondeslicht nicht entziffern konnte.

Stumm reichte Angelika, schmerzlich bewegt, Herrn Hausburger das Briefchen hin, stumm nahm der Senator dasselbe unter Thränen entgegen.

Sie entstiegen dem Kahne. Niemand wagte ein Wort des Trostes zu sprechen. Herr Hausburger begehrte keins.

* * *

Der Schlaf floh den Senator. Er las das Briefchen — sie könne ohne Emil nicht leben, sie wünsche ihm Glück und erbitte vom Vater Verzeihung — das war der Inhalt des Schreibens. „Eine Tochter verloren — doch einen Sohn gewonnen!" rief Herr Hausburger. „Ich habe eine große Sühne zu leisten. Das arme Weib, welches dort unten ruht — ich habe sie gemordet: meine Tochter — das war des Schicksals Fluch — verliebte sich in ihren Bruder, und der tückische, wunderbare See verschlang auch sie."

„Doch," sprach der Senator aufathmend, „bin ich nunmehr von allen Rücksichten, allen Banden erlöst. Meine gute Frau weiß nichts von meiner Sünde, mein stolzes Töchterchen ruht aus von ihren Träumen. Ganz, ganz kann ich mich jetzt meinem Sohne und seinem Glück widmen. Wie er nur die Mittheilung auffassen mag?"

Am frühen Morgen endlich sank der unglückliche und doch wieder so glückliche Mann in die Arme des Schlafes.

* * *

„Eine merkwürdige Geschichte," sagte Frau Habermann am andern Morgen zu ihrem Manne. „Angelika hat mir erklärt, daß sie jetzt nimmermehr wieder von ihrem Schullehrer lasse und daß sie lieber mit ihm nach Amerika oder allein in den Uglei-See ginge — wir werden unser Jawort doch wohl geben müssen."

„In den Uglei-See?" fragte schaudernd der alte Habermann. Doch bald erwachte sein Bauernmuth wieder. „Ach was, Angelika überläßt solche Dummheiten den Stadtfräuleins, sie ist von ächtem Holstenstamme und nicht sentimental."

Die Mutter aber war anderer Meinung und drang in den Alten. Doch der blieb starr: „Mag Angelika nach Amerika gehen, das thut nichts; gehts ihr da gut, bin ichs zufrieden, gehts ihr da schlecht, so wird sie schon wiederkommen — vierzehn Tage blos fährt der Dampfer, länger nicht — und zwar ohne den Schullehrer und dann gehört uns unsere Tochter wieder ganz. Du weißt doch und ich bestehe darauf, entweder einen ordentlichen Bauern oder einen Reichen, sonst gar keinen Schwiegersohn. Das ist mein letztes Wort!"

* * *

Emil, der schon früh morgens dem Senator einen Besuch abstattete, sprach demselben sein innigstes Bedauern aus über den großen unersetzbaren Verlust. Da trat der Pfarrer ein. Ein verständnißvoller Blick, den Herr Hausburger auf denselben warf, genügte, um dem Pfarrer zu sagen, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei.

„Emil, lieber Schüler und Freund, sammeln Sie Sich," sagte in großer Einfachheit ohne irgend welchen pastoralen Ton, der brave Pfarrer; „es ist für Sie ein Augenblick großer Wonne, großer Wehmuth gekommen. Hier, der Herr Senator ist Ihr Vater —"

„Der reuig in deine Arme sinket, Emil," ergänzte Herr Hausburger; „du hast mir viel zu verzeihen, ich habe aber auch schwer gelitten und möchte nun mein Vergehen gänzlich sühnen. Hilf mir, mein Sohn, dazu."

Emil, zuerst sprachlos vor Erstaunen, hatte doch schnell den ganzen Zusammenhang erfaßt und stürzte sich jubelnd an das Vaterherz.

„Eine Tochter verloren, einen Sohn, einen heißgeliebten Sohn gewonnen — ein Tag der Trauer, ein Tag der Sühne, aber auch ein Tag der unendlichen Freude" — und mit innigem Blick ruhte das Auge des Sprechers auf seinem stattlichen Sohne.

Angelika war unbemerkt eingetreten; der Pfarrer hatte ihr, die im Garten beschäftigt war, vom Fenster aus gewinkt.

„Nun, Kinder, ich weiß alles," sagte der hochbeglückte Senator, als Emil seine Braut schüchtern an die Hand nahm, „ich weiß alles und sofort wollen wir, unsern braven Pfarrer an der Spitze — mein armes todtes Töchterchen möge meine Glückseligkeit verzeihen — auf unsern Gastgeber Sturm laufen, damit endlich einmal Ruhe und Friede in alle Gemüther kommt."

Der Pfarrer vorauf, Emil links, Angelika rechts am Arme des Senators, so erschien die Gesellschaft im Wirthszimmer, wo eben Herr Habermann sein „letztes Wort" gesprochen hatte.

Herr Hausburger machte eine höfliche Verbeugung vor dem erstaunten Pächter. „Ich möchte für meinen einzigen Sohn Emil um die Hand ihres Töchterchens, der herrlichen Zauberin am Uglei-See, anhalten." Noch erstaunter schüttelte Herr Habermann sein Haupt. Doch als der Pfarrer durch ein Kopfnicken zu erkennen gab, daß der Antrag richtig sei, murmelte der Alte: „Also doch ein Reicher!"

Dann eilte er hastig auf Emil zu: „Ich habe dich immer recht lieb gehabt, doch konnte ich das alte Vorurtheil nicht überwinden. Nun es gebrochen, bin auch ich ein glücklicher Mann."

Die alte Frau Habermann aber stand mit ihrem Töchterchen in der Ecke und weinte Freudenthränen. „So haben wir auch unsere Tochter wiedergefunden und einen Sohn noch dazu" — jubelte die Frau ein über das andere mal, während Emil sich mit Angelika entfernt hatte und in den Garten geeilt war.

Erlöst war die Fee, die goldhaarige, schwarzäugige am Uglei-See. Im schönen Hamburg an der Seite eines braven, edlen Mannes führt sie ein glückliches Leben und jeden Sommer besucht sie mit ihrem Emil und den beiden prächtigen Knaben die Heimath. Herr Hausburger aber ist nicht mehr zu bewegen, die Reise zum Uglei-See mitzumachen.

Seit aber die Fee erlöset ist, hört man nur noch sehr selten von einem Opfer, welches der stille wunderbare See verschlingt

---

Die Katastrophe von Pompeji. (Bild Seite 624—25.) Es war am 23. August des Jahres 79 n. Chr. G. um ein Uhr Mittags. Zwanzigtausend Pompejaner saßen im Amphitheater trotz der glühenden Sonne und harrten der Gladiatorenspiele, sorglos und ahnungslos. Die Erdstöße der letzten Tage hatte niemand beachtet, die Pompejaner waren daran gewöhnt; das große Erdbeben, das sechzehn Jahre vorher die Stadt hart mitgenommen hatte, war so ziemlich vergessen, denn alle Schäden waren wieder gut gemacht und seither kein neues Erdbeben zu verzeichnen gewesen, — als urplötzlich sich aus dem Gipfel des Vesuv eine himmelhochstrebende Rauchwolke erhob, der Berg zu donnern begann, Blitze niederfuhren, aus dem geborstenen Berge Lavaströme flossen, Finsterniß sich niedersenkte, denn der Aschenregen hatte zu fallen begonnen, der Aschenregen, der, vermengt mit kleinen Bimssteinchen und Wasserdämpfen, die Decke wob, von der die ganze Stadt sieben Meter hoch bedeckt ward, um unter dieser Decke achtzehnhundert Jahre zu schlummern. Und als nach drei Tagen wieder die Sonne zu sehen war, da gab es kein Pompeji mehr, aber auch die Nachbarorte Stabiä, Herkulanum, Oplontis und Teglana waren verschwunden. Durch einen ungewöhnlich günstigen Umstand befinden wir uns im Besitze einer wahrheitsgetreuen Erzählung, die uns ein Augenzeuge der Katastrophe, welche Pompeji vernichtete, hinterlassen hat. Sie ist in zwei Briefen des jüngeren Plinius an den Tacitus enthalten, worin ersterer den Tod seines Onkels, Plinius des älteren, schildert, den derselbe bei dem Ausbruche erlitt. Wir lassen die beiden Briefe hier in wortgetreuer Uebersetzung folgen. Sie lauten:

„Du bittest mich, Dir das Ende meines Oheims zu melden, damit Du es desto zuverlässiger der Nachwelt überliefern könnest. Ich danke Dir dafür, denn ich sehe voraus, daß sein Tod, von Dir verherrlicht, einen unsterblichen Ruhm erlangen werde. Denn ob er gleich beim Untergange der schönsten Länder sein Leben verloren und durch einen merkwürdigen Zufall, den er mit Völkern und Stämmen gemein hat, wodurch sein Andenken zugleich verewigt wird; ob er gleich sehr viele und ewig dauernde Werke hinterlassen hat, so wird doch die Unsterblichkeit Deiner Schriften zu seinem dauernden Nachruhm viel beitragen. Ich meinestheils schätze diejenigen glücklich, denen die Götter die Gabe verliehen, entweder Thaten zu thun, die beschrieben zu werden, oder Werke zu schreiben, die gelesen zu werden verdienen; am glücklichsten aber die, denen beides geschenkt ist. Unter diesen letzteren wird mein Oheim durch seine und Deine Schriften seine Stelle behaupten. Desto williger übernehme, ja begehre ich Deinen Auftrag. — Er war zu Misenum und befehligte die Flotte. Den 23. August, ungefähr um ein Uhr, meldete ihm meine Mutter, es erscheine eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Gestalt. Nachdem er sich an der Sonne gewärmt und kurz darauf kalt gebadet, hatte er sich auf sein Lager begeben, ein leichtes Mahl genommen und studirte. Er stand sogleich auf und bestieg eine Anhöhe, von wo aus dieses Wunder am deutlichsten

zu sehen war. Von weitem konnte man nicht erkennen, von welchem Berge diese Wolke aufstieg; daß es der Vesuv gewesen, hat der Erfolg gelehrt. Ihre Gestalt glich einem Baume und am meisten einer Pinie; denn sie erhob sich wie ein langer Stamm in die Höhe und breitete sich dann in verschiedene Aeste aus: ich glaube, weil sie durch einen starken Wind emporgetrieben wurde, der allmählich seine Kraft verlor, oder weil sie, von ihrer eigenen Last gedrückt, in die Breite sich ausdehnte und zertheilte. Sie schien manchmal weiß, manchmal schwärzlich und fleckig, je nachdem sie Erde oder Asche mit sich in die Höhe genommen hatte. Dies schien dem gelehrten Manne eine merkwürdige Erscheinung, die eine nähere Untersuchung verdiente. Er ließ ein leichtes Fahrzeug bereit machen und stellte es mir frei, ob ich mitkommen wolle. Ich antwortete, ich wolle lieber studiren, und zufälligerweise hat er mir selbst etwas zu schreiben gegeben. Als er das Haus verließ, erhielt er einige Zeilen von der Rectina, der Gemahlin des Bassus, welche bei der nahen Gefahr, von welcher sie sich bedroht sah, in der größten Furcht und Unruhe schwebte; denn ihre Villa lag grade am Fuße des Vesuvs und es war keine andere Rettung möglich, als zu Schiffe, und sie ersuchte ihn daher ernstlich, ihr zu Hülfe zu kommen. Er änderte demgemäß seinen Vorsatz, und was er zunächst nur aus Wißbegierde unternommen, verfolgte er nun mit heroischer Standhaftigkeit. Er ließ vierruderige Schiffe kommen und ging selbst an Bord, in der Absicht, nicht allein Rectina, sondern noch vielen andern beizustehen, denn die Küste war wegen ihrer Anmuth stark bewohnt. Er eilt dahin, wo andere wegfliehen, und nimmt seinen Weg mitten in die Gefahr hinein mit so freiem und unerschrockenen Geiste, daß er alle Bewegungen, alle Gestalten dieser schrecklichen Erscheinung, wie er sie bemerkte, diktirte und aufschreiben ließ. Schon flog Asche in die Schiffe, die immer heißer und dicker wurde, je mehr er sich näherte; schon fielen Bimssteine und schwarze, vom Brande und vom Feuer gesprengte Felsstücke nieder; schon machten ein plötzliches Zurückweichen des Meeres und vom Berg herabrollende Bruchstücke das Ufer unzugänglich. Nachdem er sich ein wenig bedacht, ob er umkehren solle, rief er dem Steuermann, der es ihm rieth, zu: ‚Dem Muthigen hilft das Glück, fahre zum Pomponianus hin!‘ Pomponianus hielt sich damals zu Stabiä auf, durch einen Meerbusen getrennt, welchen das Meer durch allmählich sich krümmende Ufer bildet. Hier hatte dieser, bei der zwar noch entfernten Gefahr, die aber schon sichtbar genug, sein Gepäck zu Schiffe gebracht, entschlossen, sogleich in See zu stechen, sobald sich der widrige Wind gelegt haben würde. Mein Oheim, dem eben dieser Wind sehr günstig gewesen, umarmte seinen zitternden Freund, tröstete ihn und sprach ihm Muth zu, und um jede Furcht durch seine Zuversicht und muthiges Benehmen zu zerstreuen, ließ er sich in's Bad tragen. Nach dem Bade setzte er sich zu Tische und speiste mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit oder, was ebenso heroisch, er suchte den Schein eines heiteren Gemüths zu behaupten. Indessen leuchteten an vielen Stellen des Berges Vesuv weitstrahlende Flammen und hochauffsteigende Feuer, deren Schein und Glanz durch die Finsterniß der Nacht noch mehr erhöht wurde. Mein Oheim, um seinen Begleitern Muth einzuflößen, sagte ihnen, was sie brennen sähen, wären einsame Dörfer, welche die bestürzten Bewohner den Flammen preisgegeben hätten. Darauf begab er sich zur Ruhe und fiel in einen festen Schlaf. Denn da er wegen seines starken, fetten Körpers schwerer und lauter Athem holte, so konnten ihn diejenigen, welche im Vorgemach waren, hören. Aber der Hof, durch welchen man in sein Zimmer ging, war mit Asche und Bimssteinen schon so hoch angefüllt, daß er, wenn er länger darin verweilt hätte, nicht würde haben herauskommen können. Man weckt ihn auf. Er geht heraus und begibt sich zum Pomponianus und den andern, die gewacht hatten. Sie berathschlagten mit einander, ob sie im Hause bleiben oder in's Freie gehen sollen. Denn die Häuser wurden durch öftere und gewaltige Erdstöße dermaßen erschüttert, daß sie gleichsam aus ihrem Grunde gehoben und hin- und hergeworfen zu werden schienen. Unter freiem Himmel fürchtete man sich vor dem Herabfallen der obgleich leichten und ausgebrannten Bimssteine, welches man dennoch als die geringste Gefahr erwählte. Bei ihm siegte eine Vorstellung der Vernunft über die andere. Sie bedeckten mit Kopfkissen, die sie mit Tüchern festbanden, ihre Köpfe. Damit verwahrten sie sich gegen den Steinregen. Anderwärts war's schon Tag, aber hier noch die schwärzeste und dickste Nacht, die jedoch der Schein vieler Fackeln und anderer Lichter ein wenig erhellte. Man ging an das Meer, um in der Nähe zu sehen, ob man sich auf's Meer wagen könne, das aber noch wild und ungestüm war. Da legte sich mein Oheim auf eine hingeworfene Decke, forderte einigemale kaltes Wasser und trank es. Darauf trieben die Flammen und der vor ihnen hergehende Schwefelgeruch die anderen in die Flucht. Er stand auf, von zwei Sklaven gestützt, und fiel den Augenblick todt zur Erde, wie ich vermuthe, erstickt durch den Dampf, welcher das Athemholen unmöglich machte und eine krankhafte Verschließung des Magens, der bei ihm von Natur schwach und eng war. Nachdem es wieder Tag geworden, welches erst nach dreimal vierundzwanzig Stunden geschah, fand man seinen Körper unversehrt und unbeschädigt, mit eben der Kleidung bedeckt, die er angehabt, in einer Stellung, welche der eines Schlafenden ähnlicher war, als der eines Todten. Ich will schließen und das einzige noch hinzusetzen, daß ich Dir nichts berichte, was ich nicht entweder selbst gesehen oder doch in dem Augenblick gehört habe, wo die Erzählung eines Vorfalls noch treu und unverfälscht ist. Du wirst das Wichtigste herausnehmen. Denn es ist ganz was anderes, einen Brief oder einen Bericht an seinen Freund, als für die Welt schreiben. Lebe wohl."

Der zweite Brief lautet: „Der Brief, den ich Dir auf Dein Verlangen über den Tod meines Oheims geschrieben, hat Dich, wie Du sagst, begierig gemacht, auch zu wissen, was ich zu Misenum für unendliche Gefahren ausgestanden. Nachdem mein Oheim abgereist war, aß ich zur Nacht, legte mich nieder und hatte einen kurzen, unruhigen Schlaf. Viele Tage vorher war ein Erdbeben gewesen, das, als etwas Gewöhnliches in Kampanien, uns nicht sehr erschreckte. In derselben Nacht aber wurde es so heftig, daß alles nicht nur erschüttert, sondern umgekehrt zu werden schien. Meine Mutter stürzte in meine Kammer, als ich soeben aufstand, um sie zu erwecken, wenn sie noch schlafen sollte. Wir setzten uns in den Hof, der das Meer von dem Hause durch einen kleinen Raum trennte. Es war schon sieben Uhr morgens und noch schien nur ein dämmerndes und mattes Licht. Schon waren die umliegenden Häuser zusammengebrochen, und also an einem zwar freien, aber engen Orte die Gefahr des Einsturzes groß und gewiß. Nun erst fiel es uns ein, die Stadt zu verlassen. Das bestürzte Volk folgte nach, und was bei Furcht den Anschein von Klugheit hat, zieht fremden Rath dem eigenen vor; es drückt und drängt haufenweise die Wegeilenden. Die Wagen, die wir hatten hinausfahren lassen, wurden, obgleich auf flachem Felde, so hin- und hergeworfen, daß sie nicht einmal von Steinen unterstützt auf einem Flecke stehen blieben. Ueberdies schien das Meer sich selbst zu verzehren und durch die Erschütterungen vom Ufer gleichsam zurückgetrieben zu werden. Wenigstens hatte sich das Ufer erweitert und viele Seethiere waren auf dem trocknen Lande sitzen geblieben. Auf der andern Seite spaltete sich eine schwarze, furchtbare Wolke, durch mannichfach verschlungene und geschwungene Feuerströme zerrissen, in langen Flammengestalten, ähnlich den Blitzen, jedoch größer. Nicht lange darauf stieg jene Wolke zur Erde hinab und bedeckte das Meer. Sie umhüllte und verbarg die Insel Caprea und entzog das Vorgebirge Misenum unseren Augen. Schon fiel Asche auf uns, doch noch wenig; ich sehe mich um; ein dicker, schwarzer Dampf, grade hinter uns, ergießt sich wie ein Strom auf die Erde und folgt uns nach. Es trat eine Finsterniß ein, nicht wie die einer bewölkten oder nicht vom Monde erhellten Nacht, sondern wie in einem verschlossenen Raume, wenn das Licht ausgelöscht wird. Man hörte nichts als das Heulen der Weiber, Winseln der Kinder, Geschrei der Männer; einige schrieen nach ihren Eltern, andere nach ihren Kindern, andere nach ihren Weibern und erkannten sich nur am Schreien. Einige beklagten ihr eigenes Geschick, andere das Schicksal ihrer Verwandten. Verschiedene wünschten sich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Viele flehten den Beistand der Götter an; noch mehrere glaubten, daß keine Götter mehr wären und hielten diese Nacht für die letzte und ewige Nacht der Welt. Da ward es ein wenig heller und dicke Asche fiel herab, die uns oft aufzustehen und sie abzuschütteln nöthigte, sonst wären wir zugedeckt und von der Last erdrückt worden. Endlich zerstreute sich die dicke Finsterniß und verschwand gleichsam in Rauch und Nebel. Bald erschien der Tag und auch die Sonne, aber nur gelblich, wie bei einer Sonnenfinsterniß. Den noch zitternden Augen stellten sich alle Gegenstände verändert dar und mit Haufen von Asche, wie mit Schnee, bedeckt. Wir kehrten nach Misenum zurück. Das Erdbeben dauerte noch fort und halbwahnsinnige Leute vermehrten durch Unglückskunden ihre und der anderen Furcht. Lebe wohl."

Misenum blieb wegen seiner hohen Lage verschont, aber alle andern Orte am Kap Minerva gingen zugrunde. Die Einwohner, wer von diesen sich gerettet, wanderten gänzlich verarmt in das Land hinaus. Pompeji's Name verscholl und seine Stätte kannte man nicht mehr, bis sie im Jahre 1748 ein Bauer beim Weinberggraben entdeckte. Den bisher ausgegrabenen Theil Pompeji's gibt unser Bild getreulich wieder, wie er sich von der Porta del Vesuvio darbietet. Wir schauen in die sauberen Straßen einer antiken Stadt, in die geöffneten menschenleeren Häuser und Tempelräume, und meinen, die Bevölkerung müsse jeden Augenblick jubelnd zurückkehren, die Räume zu füllen, sie sei nur zu fröhlichem Fest ausgezogen in die grüne Kampagna. Aber alles bleibt öde, das Leben ist verweht, nur seine starre Hülle, nur Todtenurnen sind uns geblieben. Zum Glück genügt ein Blick in die Runde, um die Gedanken an die Vergänglichkeit des Irdischen zu verscheuchen. Der helle Flimmer dort im Sonnenlicht sind die Fenster von Castellamare, einst Stabiä genannt. Auf den blauen Wogen verschwimmt in zartem Glanz das Vorgebirge Sorrent mit seinen duftigen Orangen- und Olivengärten. Wo es zur Tiefe steigt, am Kap der Minerva, erhebt sich wie ein blauer Traum, gewebt aus Duft und Licht, das sirenusische Felseneiland Kapri. Im Osten ragen waldige Berge, mit weißleuchtenden Ortschaften bedeckt, sie ziehen den fernen, vielzackigen Abruzzen nach, nach Lukanien hinein. Dort aber steht, in schroffer Gestalt sich zeigend, der gewaltige Donnerer Vesuv, ernst und dunkel in der lachenden Landschaft.

Dr. Max Trausil.

Ueber Zahn- und Mundpflege entnehmen wir den sachkundigen Ausführungen eines Fachmannes von Ruf folgendes: Wie man die Zähne reinigen müsse, das ist keine so triviale Frage, als es den Anschein hat. Denn in der richtigen Befolgung der Anweisungen, welche als Antwort darauf ertheilt werden müssen, liegt das ganze Geheimniß der eigenen Pflege des Mundes und des Gesundbleibens der Zähne.

Vor allem hat man die Zwischenräume der Zähne aufs sorgsamste zu reinigen und nicht blos die breiten Vorderflächen. Wer seine Zähne gut beim Essen benutzt, wer vom Brode auch die harte Rinde beißt und kaut, an dessen Zähnen werden die Vorderflächen schon dadurch hinlänglich gereinigt. Man bedient sich der Bürste nicht in horizontaler Richtung, von links nach rechts und von rechts nach links, sondern bei der unteren Zahnreihe von unten nach oben, bei der oberen von oben nach unten, in der Richtung des Wuchses der Zähne selber.

Auf diese Weise reinigt man nicht allein die Zwischenräume von etwa anhaftenden Speiseresten, sondern man entfernt auch jenen so häufig dem Zahnfleischrande anklebenden Schleim und übt einen gewissen Reiz auf das Zahnfleisch, wodurch der Blutumlauf in demselben lebhafter wird. Das Zahnfleisch behält so sein natürlich schönes, rosafarbenes Ansehen; auch genügt nicht nur das Putzen der Außenseite der Zähne allein, sondern sowohl die Innenseite, als auch die Kauflächen der Backen- und Mahlzähne, müssen in gleicher Weise behandelt werden. Hat man sich daran gewöhnt, längere Zeit seine Zähne derartig zu pflegen, so wird man auch Zahnstocher vermeiden und seinem Tischnachbarn den unschönen Anblick der Benutzung solcher ersparen können. In England, wo in gebildeten Kreisen die Pflege der Haut und der Zähne so hochgeschätzt wird, gibt es an der Tafel keine Zahnstocher, man überläßt diese Sitte, vielmehr Unsitte, gern den Deutschen und Franzosen. Wir wollen damit nicht sagen, daß Zahnstocher ganz abzuschaffen seien, aber so viel ist sicher, daß bei richtiger Pflege der Zähne dieselben entbehrlich sind. Ferner ist es wichtig, die Zähne wenigstens nach jeder Mahlzeit zu reinigen und zu gleicher Zeit den Mund ordentlich auszuspülen. Das Warum wird wohl aus dem oben Gesagten leicht erklärlich sein. Auch die Wahl der Bürste ist von Wichtigkeit. Eine zu harte greift mit der Zeit den Schmelz an, derselbe wird abgeschabt, und das Zahnbein allen Temperatureinflüssen ausgesetzt. Die allzuweiche dagegen nimmt weder den Schleim vom Zahnfleischrande fort, noch entfernt sie die Speisereste aus den Zwischenräumen. Bestimmte Vorschriften für die Wahl lassen sich freilich nicht geben, man kann nur im allgemeinen vor beiden Extremen warnen. Am besten bedient man sich zur Reinigung der Zähne pulverförmiger Substanzen. Dieselben müssen aus pflanzlichen Stoffen bestehen, wie z. B. fein pulverisirte Kalmuswurzel, Chinarinde u. s. w., und stets mit einer alkalinischen Substanz, wie Schlemmkreide, gebrannter oder kohlensaurer Magnesia, um die etwaigen Säuren des Mundes zu neutralisiren, vermengt sein. In der Regel parfümirt man derartige Pulver mit verschiedenen ätherischen Oelen; das Pfeffermünzöl ist wohl das gebräuchlichste. Ein Pulver ist namentlich in solchen Fällen das beste Zahnreinigungsmittel, wo sich viel Schleim in der Nähe des Zahnfleischrandes ansammelt. Will man jedoch bei sonst gesundem Zahnfleisch und gesunder Mundschleimhaut irgend ein Mundwasser anwenden, so benutze man einfache, weingeistige Tincturen verschiedener theils zusammenziehender, theils stärkender Substanzen, wie Myrrhen, Chinarinden, Ratanhia-Tinctur, — Mittel, die man sich am billigsten aus jeder Apotheke schafft. Und hier sei noch vor jenen Geheimmitteln, Mundwässern und Zahnpasten, gewarnt, welche in den Droguen-, Parfümerieläden und Friseursalons unter dem Namen eines berühmten Arztes freigeboten werden. Wir wollen nur zum allgemeinen Gebrauch jene oben erwähnten einfachen, nichtzusammengesetzten Tinkturen empfehlen, es natürlich jedem behandelnden Arzte anheimgebend, für einen bestimmten Fall eine besondere Zusammensetzung verschiedener Substanzen zu verschreiben.

Von den übrigen Substanzen, wie Kohlenpulver und Bimsstein, die auch mitunter als Zahnpulver benutzt werden, haben wir deshalb nicht geredet, weil sie wohl jetzt kaum noch von einem gebildeten, d. h. sorgsamen Zahnarzt verordnet werden. Die Kohle nämlich, deren feine Partikelchen sich so fest ins Zahnfleisch setzen, daß sie nie mehr daraus entfernt werden können, wirkt ebenso wie der Bimsstein mechanisch höchst schädlich auf die Zähne selber. Beide Substanzen reiben den Schmelz, der den Zahn bedeckt, ab und legen das eigentliche Zahnbein bloß, das durchaus nicht im Stande ist, sauren Mundsäften, Temperatureinflüssen zu widerstehen. Etwas anderes ist es, wenn der Zahnarzt ein oder das andere mal Bimssteinpulver selber anwendet, um stark vernachlässigte Zähne oder solche, die mit einem grünen Niederschlage bedeckt sind, zu reinigen. Es ist dies immer noch besser, als der Gebrauch jener scharfen, konzentrirten Säuren, die so angelegentlich zu obigem Zwecke von Amerika aus empfohlen worden sind. Freilich geht mit der Säure die Reinigung schneller vor sich — aber die Zähne werden dadurch auch entsprechend schneller ruinirt.

Eine jener gellertschen Fabeln, welche fast ein Jahrhundert lang eine weitgehende moralische Wirkung geübt und dem Verfasser (vergl. den Artikel über Lessings Wirken, N. W. S. 453 und 485) zu höchster Volksbeliebtheit verholfen haben, ist die folgende:

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andere leiten soll.

„Dir," spricht der Lahme, „beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein."

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert sein.

Beschwer die Götter nicht mit Klagen,
Der Vortheil, den sie dir versagen
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gefällig sein.

Lichtwer genoß nächst Gellert den größten Ruhm als Fabeldichter. Nachstehende Allegorie möge eine Probe seiner Dichtweise geben (vergl. „Lessings Wirken" N. W. S. 485):

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster reisten über Land,
Um anderswo sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild,
Die Straße war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Jetzt sahn sie ungefähr zurücke,
Es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

Du holst uns diesmal, rief der Haufen,
Gewiß nicht ein! Doch diese sprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.

Die Volksausgabe von Börne's Werken, welche im Verlage von Wörlein & Comp. in Nürnberg lieferungsweise erscheint, wird, wie uns die Verlagshandlung mit Bezug auf die Besprechung des Unternehmens in der „Neuen Welt" mittheilt, nicht nur eine Biographie und literarhistorische Charakteristik Börne's bringen, sondern auch einige bisher noch ungedruckte Schriften des großen Patrioten und Publizisten enthalten. Während die — nach der erwähnten Mittheilung — berufener Feder anvertraute biographisch-literaturgeschichtliche Skizze das Werk in einer für das große Publikum unentbehrlichen Weise vervollständigt, macht die letztere Zugabe dasselbe auch den Literaturkundigen in hohem Grade interessant. G.

Redaktions-Korrespondenz.

Wertheim. P. K. Ihre Wünsche lassen sich nur brieflich erfüllen. Geben Sie also gefälligst Ihre Adresse an. Die für einen Anfänger nicht üblen Verse werden sich vielleicht im „Jugendschatz" unterbringen lassen.

Aachen. J. B. Der Expedition übergeben.

Dortmund. K. G. Dank für die frdl. Mittheilungen. Ihre Wünsche nach Möglichkeit erfüllt. Die Einsendung von Material zur Geschichte des Mormonenthums wird uns angenehm sein. Betreffs der Oneidagemeinde erwarten wir die Meinungsäußerung verschiedener unserer Korrespondenten in Amerika.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 111310451